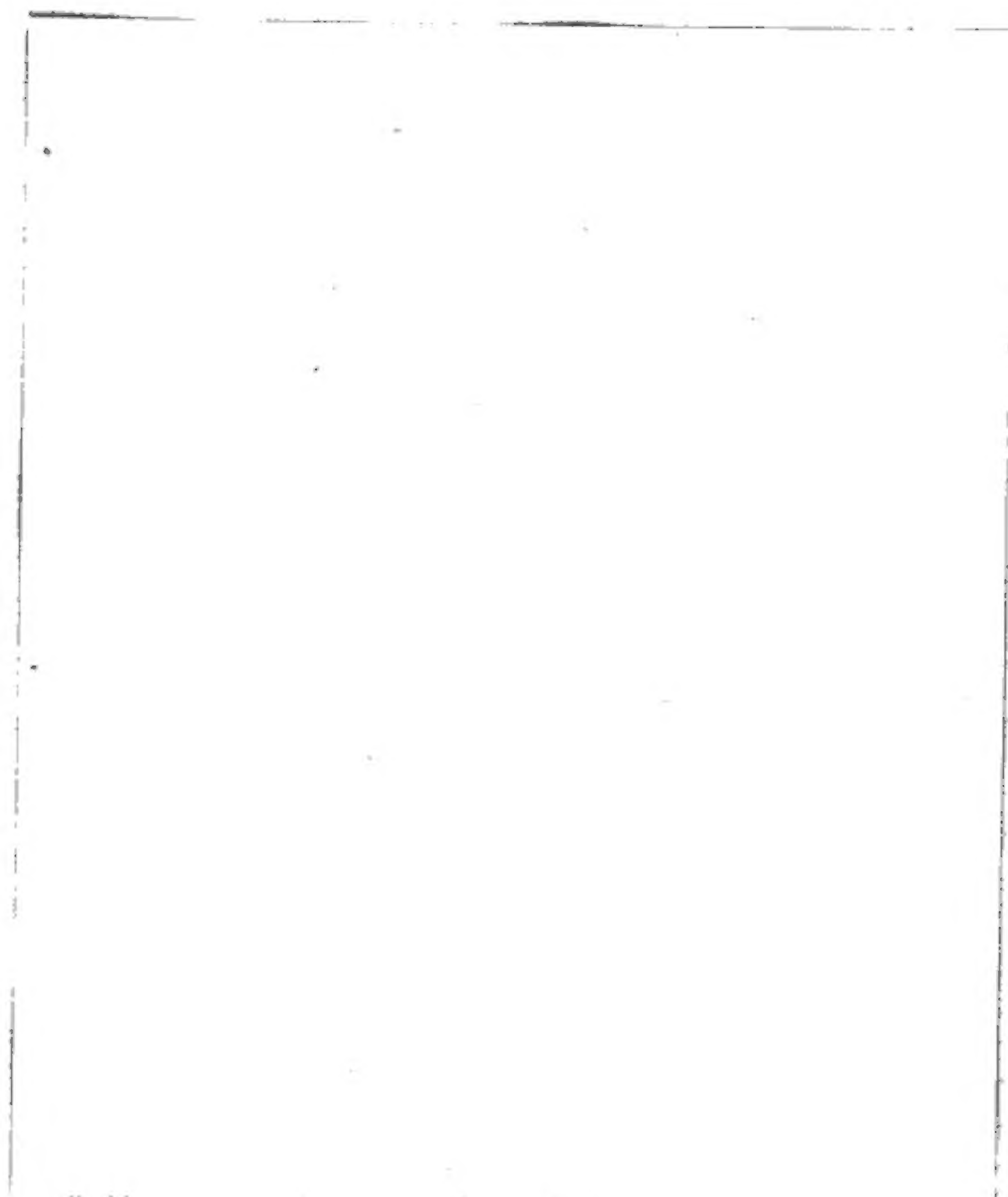






# Blätter für literarische Unterhaltung.

---

## Jahrgang 1840.

### Zweiter Band.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

---

## Jahrgang 1840.

### Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 183—366, Beilagen Nr. 3 und 4, literarische Anzeiger Nr. XV—XXXVII.)

---

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 183. —— 1. Juli 1840.


## Zur Nachricht.


Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.


## Bericht über eine Poeten-Centurie aus dem Jahre 1839.

### Erster Artikel.

Laufen im nachfolgenden Berichte, der auf den Namen einer Recension keinen Anspruch machen will, auch einige Sänger aus den Jahren 1838 und 1840 mit unter, so zeigt doch diese in frühern Jahren nie erreichte Zahl von der ungemeinen Fruchtbarkeit und Segensfülle des J. 1839 in poetischer Hinsicht. Als die bunten und schweren Papiermassen bei Referenten einliefen, befiel ihn freilich ein Grauen, und er mußte der Besorgniß Raum geben, auf quellenlose Sandsteppen zu stoßen, oder viele taube Ähren abmähen und wurmstichige Früchte brechen zu müssen. Ihm schwebten schon vor Augen jene unfreien Lyriker deutscher Zunge, die da aufpassen, wie Goethe, Uhland und Heine räuspern und spucken, die Augen verdrehende Schar der Heilandler und Lämmler unter den Frommen, die Weltschmerzler unter den Politikern und die poetischen Clowns aus dem Troß; er hörte im Geiste schon die bekannten Lieblingsphrasen: „Auf den Rath eines oder einiger Freunde wagten wir nur" u. s. w., oder: „Das ist Freude, das ist Leben, wenn's von allen Zweigen schallt" u. s. w.; indessen ging es, dem Himmel sei Dank, besser als wir dachten. Wir stießen auf manche sattgrüne Oase mit Quellengeriesel, weichem Moose und Cocosschatten; der tauben Ähren waren nach früherm Verhältniß nicht allzu viele, und eine nicht geringe Anzahl gesunder, reifer Früchte brachen wir vom lyrischen Jahresbaume. Immer deutlicher wurde uns, was schon Andere gefunden, daß das deutsche Vaterland Söhne zeugt, die durch die Vielseitigkeit ihrer Bildung das eminente Talent und die Genialität ersetzen und in einem Wettkampf mit den Söhnen anderer europäischer Länder unbezweifelt den Sieg davontragen würden, sowie auch, daß kein Land der Erde so reich an lyrischen Schätzen sein möchte als eben das deutsche; und doch betrachtet ja gegenwärtiger Bericht nur die Dii minorum gentium, die Vielen, die im Strome der großen Alltäglichkeit untergehen müssen; was würde es sein, wenn wir die Chorführer und Heroen der Neuzeit betrachteten und nur das Gold wögen! Wenn wir jedoch einen Wunsch hinsichtlich der poetischen Zukunft aussprechen dürften, so wäre es der, daß Dieser oder Jener, der Verse macht, die anmuthigen Geisterchen in der Flasche seines Herzens (oder nur im Pulte) hermetisch verschlossen hielte, bis etwa ein nonus annus sie langsam und zögernd befreite, sie nicht sogleich auf Zuredungen von Hans und Kunz durch Druckerschwärze und Preßbengel verkörperte und sie dann kühn mit dem Zuruf: „Da sind sie", in das Publicum schleuderte, wo ihnen so oft ein schlimmer Empfang zu Theil wird durch bissige Recensenten, hämische Neider, vorurtheilsvolle Leser und habsüchtige Verleger. In diesem Punkte predigt jedoch die Kritik und Erfahrung tauben, verhärteten Ohren. Wo das hinauswill, weiß der Himmel!

1. Otto der Große und die Ungarn. Ein episches Gedicht in 24 Gesängen von Fr. **. Herausgegeben von Friedrich Beck. München, Franz. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Es gehört von Seiten der gewöhnlichen Leser unserer Tage eine gewisse Ausdauer dazu, um ein episches Werk wie vorliegendes, aus 11,735 Hexametern, auf 432 Großoctavseiten abgedruckt, mit unverminderter Theilnahme und ohne gegen den Schluß hin in ein ungeduldiges Blättern zu gerathen, durchzulesen; von Seiten des Verfassers eines solchen langathmigen Gedichts aber Treue und Pietät gegen die epische Muse, die ihn als einen wahren vir tenax propositi charakterisirt, den wir unter dem Poetengeschlecht unserer Zeit, in welchem sich ein überwiegender Hang zu leichter, behäbiger Lyrik offenbart, nicht unbeachtet lassen sollten, ja der als solcher Phönix unsere Theilnahme vielfach in Anspruch nimmt. Denn so viel steht fest, daß es beiweitem leichter ist, die individuell-subjective Anschauung und Gesinnung in lyrischer Weise auszusprechen, und nur dann etwa in die Saiten zu greifen, wenn die hebende Stunde naht, oder ein Impuls von außen kommt, als aus seiner Persönlichkeit gleichsam herauszutreten, die Subjectivität quasi zu verleugnen und einen historischen Gegenstand in Gemüth und

Phantasie als reines Object aufzufassen, oder ein in antikem Sinne angelegtes und mit gleichmäßig lebendiger Sprache durchgeführtes episches Werk hinzustellen. Der Verf. des vor uns liegenden hat sich nicht genannt, und wenn er es verschmäht, seinen Namen zu nennen, um mit einem Anch'io son pittore nach dem lohnenden Lorber zu streben, so ist das nicht blos ein untrügliches Merkmal seiner Bescheidenheit, sondern sogar ein Beweis, daß er durch dieses Sichselbstvergessen zum Schaffen eines Epos vollkommen berufen sei; denn bei einem solchen Werke soll eine jegliche Subjectivität in den Hintergrund treten und die reine Objectivität vorherrschen. Es zeugt ferner von kunstsinniger Berechnung, daß der Dichter eine Zeit schildert, in welcher Geschichte und Sage noch so ineinander fließen, daß sie kaum zu sondern sind, und daß er mithin der dichtenden Phantasie ein freies, weites Feld eröffnet, in welchem er jedoch nie ins Blaue hineinjagt. Es ist nämlich die Zeit, wo Kaiser Otto der Große den rohen, unter dem ungarischen Häuptling Takson wild vordringenden asiatischen Barbarenhorden in einem Kampfe entgegentritt, in welchem deutsche Kraft sich gar herrlich bewährt, eine Zeit also, die an jenen glorreichen, vor 26 Jahren gestrittenen Freiheitskampf erinnert, wo Deutschland das drückende Joch der corsischen Zwingherrschaft von sich abschüttelte, und die mithin auch heute noch das Nationalinteresse in Anspruch nimmt.

Im ersten Gesange wird uns geschildert, wie Takson vor dem von ihm belagerten und hart bedrängten Augsburg Heerschau und Gericht über seine Horden hält. Im ungarischen Heere befindet sich auch Konrad, Herzog von Lothringen, Otto's des Großen Eidam, der, mit dem Ohm zerfallen, zu jenen Barbaren übergegangen ist und sich überdies durch Karald, Takson's schöne Tochter, gefesselt fühlt. Als ein anziehendes Sittengemälde jener Zeit wird uns ein festlicher Abendschmaus der Ungarn geschildert (dessen Schilderung wir am Schluß dieser Anzeige auch mitzutheilen gedenken), bei welchem Konrad aufgefodert wird, aus dem Schädel Luitprant's, des erschlagenen Grafen von der Ostmark, zu trinken. Seine entschiedene Weigerung veranlaßt eine wilde Aufregung der Ungarn gegen ihn, die Karald nur dadurch zu stillen vermag, daß sie den Konrad überredet, dem Volke den Willen zu thun. — Im zweiten Gesange lernen wir auch die Wesen kennen, die als unsichtbare, verhüllte Schicksalsmächte in keinem Epos fehlen dürfen. Es sind hier natürlich nicht jene Homerischen Gottheiten, die im Olymp die Fäden der Handlung abspinnen, oder den Knäuel entwirren, sondern auf der Seite der heidnischen Ungarn sind es Gog (Fürst) und Magog (Menge), die Oldamur, der ungarische Oberpriester, durch Gaukelei und Opfer herabbeschwört; auf Seite der Deutschen dagegen ist Oziel, Germaniens himmlischer Schutzgeist, der seinen Mann gegen die finstern heidnischen Nachtgeister muthig steht und bei einem Sturm auf Augsburg den Gog zurücktreibt, der in Oldamur's Gestalt die Ungarn zum Kampfe entflammt. — Dritter Gesang. Wolfgang, Kaiser Arnulf's treuer Wappner, ein 90jähriger Greis, kehrt aus Palästina zurück, wo er lange als Einsiedler gelebt. Vor Otto den Großen geführt, schildert er diesem die von den Ungarn angerichteten Verheerungen, welche er auf dem Rückwege selbst geschaut. Da Otto ihm sein häusliches Leiden und die Zwietracht der Fürsten offenbart, erbietet sich Wolfgang, zum Frankenherzog Eberhard zu reisen, um den noch Schwankenden durch Überredung zu gewinnen. Otto erfährt, daß Heinrich von Baiern, sein Bruder, der ihm eben zu Hülfe ziehen wollte, plötzlich erkrankt sei. Den trauernden König ermuthigt ein fremder Sänger durch sein Lied auf wunderbare Art. Entehrende Friedensvorschläge der Abgesandten Ungarns werden mit Unwillen verworfen. Burkhard von Schwaben stößt zum deutschen Heere, welches ihn mit Jubel empfängt. — Vierter Gesang. Ludolf, König Otto's Sohn, mit dem Vater entzweit, lebt in thatenlosen Unmuth auf abgelegenem Felsenschloß im Hochgebirg. Ein auf Kundschaft gesandter Bote berichtet ihm Augsburgs Bedrängniß und des Königs Anzug zum Entsatze der Stadt. Er entschließt sich, am Kampfe Theil zu nehmen, er gebietet dem Diener, die Waffen bereit zu halten. Da Ida, des Schwabenherzogs Tochter, seine Gemahlin, die Befürchtung ausspricht, daß er vorhabe, auf die Seite des Feindes zu treten, beruhigt er sie durch die Versicherung, unerkannt im deutschen Heere streiten zu wollen, und scheidet von ihr am frühen Morgen. Zu derselben Zeit versucht Wichmann, der Billung, von Deutschland abtrünnig, den Frankenherzog Eberhard, Otto's erbitterten Gegner, für Ungarn zu gewinnen. Eberhard weiset entschieden die Vorschläge der mit Wichmann gekommenen ungarischen Abgesandten zurück; als aber diese ihn mit listiger Rede die Aussicht auf Deutschlands Königsthron eröffnet, schwankt des Herzogs fester Sinn. — Fünfter Gesang. Wolfgang, nach Fritzlar zum Frankenherzog Eberhard wandernd, begegnet einem Jüngling, in dessen Begleitung er wunderbar schnell ans Ziel der Reise gelangt. Er erkennt in ihm Oziel, Germaniens Schutzgeist, und die Züge jenes Harfners. Schon zeigt sich Eberhard beim Festmahl geneigt, die ihm von Wichmann angebotene Königskrone anzunehmen, als Wolfgang unvermuthet eintritt und ihn bewegt, dem Reichsheere sich anzuschließen. Die Ungarn umschwärmen das deutsche Lager. Aku, Bugat's Sohn, fodert den tapfersten Ritter zum Zweikampf heraus. Das Loos fällt auf Ludolf, Otto's Sohn, der unerkannt im Heere weilt. Sie kämpfen auf offenem Feld; aber als Ludolf den Gegner zu besiegen im Begriff steht, treibt Magog durch Sturm und Blitz das Roß des Ungars zur scheuen Flucht. Ludolf findet im dunkeln Nebel mit Mühe den Weg ins Lager zurück, wo er als Sieger begrüßt wird. — Sechster Gesang, eine freundliche Episode. Walther, ein begüterter Landmann und Richter in einem kleinen Orte des südlichen Tiroleralplandes, hat Heinrich den in der Verbannung irrenden Sohn des Baierherzogs Berchtold gastlich aufgenommen. Heinrich empfindet Liebe für Gutta, Walther's Tochter, und entdeckt ihr das unglückliche Schicksal seines Hauses. Auf Walther's Antrieb wird das Banner des Gentes, dessen junge Mannschaft zu Otto's Heer stoßen will, Heinrich übergeben. Durchs Gebirge ziehend, befreien sie Gutta, die dem Geliebten heimlich nachgeeilt war, aus Räuberhand. Ein fremder Greis begehrt mit Heinrich zu sprechen und gibt sich ihm als den Erzbischof Salzburgs, seinen Großohm, zu erkennen, der, von Otto wegen Empörung geächtet, tödtliche Rache gegen ihn sinnt. — Siebenter Gesang. Stoinow, der Wendenfürst, sendet an Takson Tribut und Geschenke, worunter sich auch 300 Jungfrauen befinden, von denen Karald sich zwölf zum Dienste wählt. Eine derselben, die sich für eine arme deutsche Waise ausgibt, wird von Konrad als König Otto's Tochter, Mathilde, erkannt, die ihrer Ahnfrau Mathilde im Kloster zu Quedlinburg einen Besuch abgestattet hatte und auf der Rückreise von den räuberischen Wenden gefangen worden war. Karald hört, daß Konrad mit der schönen Deutschen heimlich gesprochen habe, und will, von Eifersucht entbrannt, dieselbe verstümmeln lassen, was Konrad durch Enthüllung ihrer Herkunft hindert. An dieser Aussage noch zweifelnd, sendet Karald Wichmann zu der Gefangenen, um die Wahrheit zu erforschen. Dieser erkennt sie gleichfalls, verheißt ihr jedoch Rettung, wenn sie seine Liebe zu ihr erwidere. Mathilde weiset ihn mit Verachtung von sich. Oldamur, ihre Gefangennehmung erfahrend, begehrt von Takson, daß sie den Göttern geopfert werde; doch dieser wartet noch Otto's Antwort auf seine Vorschläge ab. — Achter Gesang. Bulzo, Takson's geheimer Bote, verheißt Otto Mathildens Freilassung, wenn er das Reich von Ungarn zu Lehen nehme und Tribut entrichte. Da Otto in diesen Vorschlag nicht eingeht, entfernt sich der Bote unmuthig. Erwig, ein junger Ritter, der Mathilden hoffnungslos liebt, und Ludolf, sein Freund, ziehen fort, um die Gefangene durch Kühnheit und List zu befreien. Bulzo trifft sie auf dem Wege nach dem Lager, erfährt ihre Absicht, gewinnt ihr Zutrauen und verspricht ihnen durch scheinbaren Verrath seine Hülfe. Er führt sie auch wirklich Nachts bis in die in-

nere Umzäunung der Gezelte Takson's; dort aber werden sie plötzlich umzingelt und überfallen. Erwig wird gefangen genommen, Ludolf entkommt in der Dunkelheit und Verwirrung. — Neunter Gesang. Otto zieht am Morgen mit bewährter Mannschaft aus, um seine Tochter zu retten; doch Gog erregt ein Gewitter und führt die Krieger in der Irre umher, sodaß sie Abends wieder in der Nähe des deutschen Lagers sich befinden. Unterdessen werden Mathilde und Erwig von den Priestern zum Opferstein geführt. Sie gestehen sich wechselseitig ihre Liebe, wodurch Wichmann, der ihr Gespräch belauschte, zu neuer Wuth entflammt wird und durch Geiza bewirkt, daß Erwig früher als Mathilde den Opfertod leidet. Als diese ihm bereits nachfolgen soll, wird durch Geiza's Veranstaltung, der Mathilden sein Herz zugewendet, die Opferstätte durch frevelnde Hand verunreinigt, sodaß die Vollendung der That bis zum andern Tage verschoben werden muß. — Zehnter Gesang. Mathilden erscheint Nachts in der engen Hütte, wo sie gebunden liegt, Maria mit dem Jesuskinde, vor dessen segnender Hand ihre Fesseln wie durch ein Wunder sich lösen. Ein Licht zieht vor ihr her, führt sie aus dem heidnischen Lager und verschwindet im Walde. Dort stößt sie auf Walther's Kriegerschar, die von Herolf verrätherisch dem Ungarlager nahe geführt wurde. Mathilde warnt sie und zieht mit ihnen. Am frühen Morgen begegnet ihnen Otto, der, von Sorge gequält, das Freie gesucht hatte. Herolf, der sich vergeblich bemüht, Heinrich für seine Racheplane zu gewinnen, macht gegen den König einen meuchlerischen Mordversuch und entflieht, da Gutta, die den Alten beobachtet hatte, seinen Anfall abwehrte. Als Walther Heinrich mittheilt, daß Otto, der ihm seines Hauses Schuld vergeben hatte, ihn zu hoher Ehre bringen wolle und ihm Mathildens Hand zu schenken gedenke, erklärt Heinrich aufs bestimmteste, daß nichts seine Neigung für Gutta erschüttern könne. — Elfter Gesang. Adelheid, des Kaisers zweite Gemahlin und Luitgard, Otto's Tochter aus erster Ehe, von Herzog Konrad dem Lothringer, ihrem Gatten, treulos verlassen, leben in zurückgezogener Stille und banger Sorge auf der hohen Merseburg. Die Söhne der beiden Frauen, Otto und Burkhard, verlangen von Adelheid Schlichtung eines kindischen Zwistes. Sie ermahnt sie zur Eintracht und erzählt ihnen, um sie zur Ruhe zu bringen, aus ihrer eigenen Lebensgeschichte, die Verfolgung und Gefangenschaft, welche sie früherhin in Italien durch Berengar von Ivrea zu erdulden hatte, bis Otto ihr Befreier und Gemahl wurde. Auch von den Thaten des Letztern in Deutschland berichtet sie den Knaben noch Manches, als unvermuthet ein Bote von Otto kommt, durch welchen Luitgard schnell nach dem Lager zu reisen Befehl erhält. In trüber Ahnung eines drohenden Misgeschicks unternimmt diese, von Burkhard begleitet, die Fahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der spanische Dichter Don José Zorilla.

Wenn ein Volk nach langer Erstarrung wie in Spanien, oder nach grausam drückenden, die Rechte der zahlreichern Classe vernichtenden Zuständen, wie gegenwärtig in England, oder nach einer allgemein unerträglich empfundenen Regierung, wie in Frankreich im vorigen Jahrhundert, sich durch gewaltsame Krisen zu einem neuen Dasein hindurchgearbeitet, dann pflegen auch, ungeachtet langer vorangegangener Improductivität, auf dem Felde der Literatur, namentlich der Poesie, Erscheinungen aufzutreten, welche, mit der höchsten schöpferischen Kraft und dem glühendsten dichterischen Schwunge ausgestattet, die Wiedergeburt ihrer Nation verkünden. Eine solche ist der spanische Dichter D. José Zorilla. Die Gedichte, welche zuerst 1837 von ihm erschienen, zeigten eine Originalität, eine Glut der Einbildungskraft und einen Reichthum an Gedanken und Phantasie, welche an spanischer Lyrik um so mehr überraschten, als diese sich bisher auf blos nüchterne Correctheit beschränkt oder bei der Nachahmung alter und neuer Muster aufgehalten hatte, und früh die allgemeine Aufmerksamkeit einer mit Sinn für die Poesie begabten Nation auf ihn lenken mußten.

Noch jung, verleugnet dieser Dichter das Zeitalter nicht, dem er angehört. Der innere Unfriede, den die Zerwürfnisse der Zeit am tiefsten in die fühlendsten Herzen eingepflanzt haben, hat auch ihm manche lange, heftige und schmerzhafte Kämpfe verursacht. Er scheint aber von diesen noch keineswegs zu einiger Ruhe, scheint von beängstigenden Zweifeln noch nicht zu einer tröstenden oder versöhnenden Gewißheit gelangt zu sein, sondern nachdem sich sein Herz über das Böse und die Leiden der Welt wund gerungen, sein Kopf sich an der Lösung der Widersprüche dieser Welt erschöpft hat, sich einer kalten Speculation hingegeben zu haben, in welcher alles Dasein als ein Fiebertraum erscheint, der nur das Lachen der Verzweiflung verdient. So erhebt er in der meisterhaften Ode „An Venedig", nachdem er erst auf glänzende Weise die frühere Größe der Stadt geschildert hat, plötzlich ein bacchantisches Freudengeschrei über ihrem Grabe, um darin seinen Kummer um ihr Geschick zu ersticken. In den „Versen an einen Schädel" brütet er mit peinlicher Sophistik über den Mysterien des Lebens und Todes, in dem Gedichte „La ultima luz" stellt er das ganze Leben als eine wahnsinnige Vision dar und in seiner „Unterhaltung mit dem Standbilde des Cervantes" verspottet er das ganze Jahrhundert, in welchem derselbe geboren wurde, mit den bittersten und schwermüthigsten Ausdrücken. Dessenungeachtet herrscht keine Monotonie in diesen Gedichten; nicht blos schwarze Gedanken und Gefühle sind ihrem Verfasser vertraut, sondern mit gleicher Kraft weiß er die verschiedensten Saiten des menschlichen Herzens anzuschlagen. In die dunkeln Schatten seines Kummers bringen die Strahlen der Zukunft hinein, und mit enthusiastischen Freudentönen begrüßt er den Anbruch einer neuen Epoche, in welcher die Anarchie und die Selbstsucht der gegenwärtigen nicht mehr gefunden werden wird, oder schildert mit den lebendigsten Farben die Liebenswürdigkeit der Natur, als den Spiegel einer göttlichern Welt. In seiner glücklichsten und angemessensten Sphäre treffen wir den Dichter an, wo er in seinem Nationalcharakter auftritt, z. B. wenn er in seinen Liebesgesängen die Poesie der alten spanischen Troubadours zu neuem Leben erweckt, oder wenn er die heroischen Zeiten des Mittelalters, die Epoche des Ritterthums und des Katholicismus mit dem magischen Pinsel seiner Poesie ins Dasein zaubert. So ist die Schilderung bewunderungswürdig sowol wegen ihrer Anschaulichkeit wie wegen des poetischen Glanzes, in welchem er uns Toledo in seiner Größe und Herrlichkeit zeigt und ein buntes, ritterlich glänzendes und durch den erhabensten äußern Cultus verherrlichtes Leben sich vor unsern Blicken entfalten läßt. Nicht weniger gelungen ist in dem Gedichte „Der letzte König von Granada" die Darstellung der letzten Kämpfe der spanischen Mauren, des Glanzes und der Pracht am Hofe zu Granada, der heroischen und romantischen Waffenthaten seiner Ritter und des tiefen Kummers des unglücklichen Boabdil, wenn er die Heimat seiner Väter, die edle und herrliche Granada verlassen muß. In einem Kreise von Balladen führt er uns auch in die dunklern Sagen des spanischen Mittelalters ein, welche nicht verfehlen die Seele des Hörenden mit einem geheimnißvollen Schauer von Grauen und Ehrfurcht zu durchdringen. Ungeachtet der Vorliebe, mit welcher der Dichter in dieser Zeit lebt, ungeachtet des hohen Talents, mit welchem er sie uns zu schildern vermag, ist er doch von dem krankhaften, in der Literatur mehrer europäischer Länder lange vorherrschend gewesenen Bestreben frei, die abgestorbene Civilisation jener Zeit der Gegenwart aufdrängen zu wollen. Er hat die Mängel und die Barbarei der Vergangenheit recht wohl erkannt, und stellt, was wirklich groß und erhaben in ihr ist, der Selbstsucht und Kleinlichkeit der Gegenwart gegenüber, wohl wissend, daß die Menschheit nicht zurückschreiten kann, und darum selbst im Lobe der Tugenden längst vergangener Zeiten auf eine Zukunft hindeutend, in welcher er die Vorzüge der alten Zeiten mit dem größern Segen allgemeiner Civilisation und brüder-

licher Menschenliebe verbunden zu sehen hofft. Die Formen dieser Gedichte sind ebenso mannichfach wie ihr Inhalt, und in jeder, vom einfachsten Liede bis zur erhabensten Ode ist der Dichter gleich glücklich. In den erzählenden Poesien ist es ihm trefflich gelungen, den epischen Styl der alten Romanzen mit dem lyrischen Elemente zu verbinden. In seinen dramatischen Versuchen ist Zorilla bis jetzt weniger glücklich gewesen. In den beiden Stücken: „Mas vale llegar á tiempo que rondar un año“ und „Ganar perdiendo“ ist die Nachahmung der alten spanischen Schule zu sichtlich. Doch ward in der neuesten Zeit ein neues Stück von ihm: „Cada cual con su razon“, auf den spanischen Theatern mit vielem Beifall aufgeführt. 19.

Satirische Briefe über Altes und Neues. Herausgegeben von Karl Theodor Griesinger. Stuttgart, Sonnewald. 1840. Kl. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Griesinger besitzt ein leichtes, flüchtiges Talent, Gegenstände, Verhältnisse und Individuen der Gegenwart theils in ihrer Wirklichkeit zu portraitiren, theils ihre Schattenpartien und lächerlichen Seiten auf eine satirische Weise hervorzuheben; er geht dabei mit wenig Bitterkeit, aber auch mit wenig Tiefe, mit wenig Witz, aber mit viel Behagen zu Werke. Griesinger schreibt nur lachende Satiren und mag daher die Lacher auf seiner Seite haben; da es aber gegenwärtig mehr altkluge, verdrießliche, der echten Lebenslust abgestorbene Leute gibt als solche, die noch aus tiefer Brust zu leben und zu lachen wüßten, so dürfte es gerathen sein, die Schwächen unserer Zeit mit mehr Ernst anzugreifen und ihnen tiefer auf den Grund zu gehen; nicht darum, weil unsere Zeit so erstaunlich ernst und tief wäre, sondern weil sie sich anstellt ernst und tief zu sein. Der Griesgrämige will kein lustiges Gesicht leiden und unsere Zeit ist griesgrämig, der Satiriker, der sie auf ihre Untugenden, Schwächen und Lächerlichkeiten aufmerksam machen will, muß daher thun, als wäre er ebenso ernst und tiefsinnig, als sie selbst thut. Gerade das Griesgrämige, Bittere und Säuerliche, was sich in Börne's Schriften abprägte, verschaffte ihnen ihre so ausgebreitete Wirkung. Griesinger nimmt Alles zu leicht und übergeht die Grundursachen der Krankheit, woran unsere Zeit leidet, das Übersättigte, was zugleich eine Neigung nach pikanten und stark gewürzten Genüssen nicht ausschließt, die Unterleibsbeschwerden, die zur Hypochondrie führen, und die Nervengereiztheit, die auf der andern Seite zugleich Abspannung und Ermüdung zur Folge hat. Griesinger's Satiren sind wie flache Hiebe, sie treffen wol, aber sie verwunden ebenso wenig wie diese; seine Satire ist im Ganzen wohlfeil und ihr Ton erinnert stark, übrigens nicht ganz zu ihrem Nachtheil, an den alten Rabener; will man einmal mit Gewalt satirische Briefe schreiben, so ist der trockene Styl Rabener's ganz brauchbar, wenn er auch jedenfalls zur Monotonie und Ermüdung führt. Die Haltung der verschiedenen Briefe ist zu wenig individuell; ob ein Schriftsteller, ein Buchhändler, eine Sängerin, ein Minister, ein Pfarrer oder Bauer schreibt, ist für Ton, Styl und Haltung dieser Briefe ganz gleichgültig, sie tragen keine verschiedene Färbung je nach der Verschiedenheit von Rang, Stand, Alter und Bildung, und eben diese Einförmigkeit scheint Referenten der auffallendste Mangel an diesen Briefen zu sein. Sonst, wie gesagt, lassen sie sich ganz wohl lesen und zwingen oft genug dem Leser ein behagliches Lächeln ab. Recht drollig und witzig ist z. B. der Brief einer Dame an ihre Schwester, worin sie den Tod ihres Lieblings- und Schooshündchens anzeigt, und der Brief einer Tänzerin an ihre Mutter, nebst der mütterlichen Antwort. Viele Briefe haben einen localschwäbischen Hintergrund, wenn auch nicht eben in sehr ausgeprägter Weise; überhaupt ist eine gewisse schwäbische Gutmüthigkeit und Geschwätzigkeit in diesen Satiren nicht zu verkennen. Der Verf. sagt in der Vorrede, daß ihm ein altes Büchlein mit dem Titel „Würtembergische Briefe“ in die Hände gefallen sei, welches ihm zu vielen Briefen die anregende Idee gegeben hätte, einige wie Nr. 8, 10, 45 ꝛc. habe er ganz abgeschrieben. Als einen Nachdruck oder ein Plagiat, fährt er fort, dürfe man dies Factum nicht betrachten; denn es existirten überhaupt schon so viele Bücher, daß die Idee zu einem neuen meistens aus einem alten gestohlen sei ꝛc. 16.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 184. — 2. Juli 1840.


## Bericht über eine Poeten-Centurie aus dem Jahre 1839.

### Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 183.)

Zwölfter Gesang. Die Ungarn, von Magog aufgereizt, verlangen ungestüm eine Schlacht. Oldamur befragt die Götter und verkündet, daß nur von einem Kampfe zur Nachtzeit Sieg zu erwarten sei. Gog erscheint vor Takson in Kopulch's Gestalt, eines längst gefangenen oder todtgeglaubten Ungars, und erzählt, er habe als vorgeblicher Bote der Bürger Augsburgs mit Otto trügerisch verabredet, wie sie, bei einem mitternächtlichen Ausfall mit dem deutschen Heere am Lech zusammentreffen und von diesem Vorräthe jeder Art zugeführt erhalten könnten. Otto, durch Gog getäuscht, unternimmt den nächtlichen Zug mit einem Theile des Heeres. Unterdessen werden die Zurückgebliebenen durch einen Angriff der Ungarn aus dem Lager gelockt und es entspinnt sich in der Dunkelheit ein für die Deutschen ungünstiger Kampf. Otto, am jenseitigen Ufer des Flusses angelangt und von den Ungarn überfallen, gebietet Rückzug, sobald er den Verrath gewahrt. Gog leitet ihn durch gespenstische Trugbilder vom Heere ab, sodaß er allein umherirrend bis in die Nähe des heidnischen Lagers geräth. — Dreizehnter Gesang. Fortdauer der Nachtschlacht. Durch die Dunkelheit und eine Kriegslist der Ungarn getäuscht, werden die Deutschen unter sich selbst handgemein und ziehen sich nach großem Verlust in das Lager zurück. Otto, den Rückweg dahin suchend, irrt einsam in einem Walde umher, wo er endlich, ermüdet an einer Quelle ruhend, in Schlaf versinkt. Oziel ermuntert ihn durch ein Traumbild, den Böhmenherzog Boleslav, dessen Taufpathe der König war, der sich aber neuerdings dem heidnischen Glauben zugewandt und seinen eigenen Bruder Wenceslav ermordet hatte, zum Christenglauben zurückzuführen. — Vierzehnter Gesang. Otto wehrt den Mordanfall eines böhmischen Kriegers Slovoch von Herzog Boleslav ab, den auf der Jagd der Zufall zu dem Ruheplatz des Königs geführt hatte. Da Boleslav den Meuchelmörder sogleich tödten will, hält Otto ihn ab und fodert den Herzog selbst zum Kampfe heraus, weil er in der Kirche sein Wort gebrochen. Er besiegt ihn, gibt sich zu erkennen und gewinnt ihn durch seine Güte vollends dem christlichen Glauben und dem Reiche wieder. Sie ziehen nun gemeinsam dem deutschen Heere zu, wo Otto vor dem Lager zuerst auf Walther stößt, der ihm die Zwietracht schildert, die innerhalb desselben seit der unglücklichen Nachtschlacht herrschte und durch die Ankunft ungarischer Abgesandter zum höchsten Grade sich steigerte. Sie beeilen sich Mathilden zu begegnen, die mit Heinrich dem Agilolfinger und dem Abt von Korvei ausgezogen war, vom Vater Kunde zu erhalten. — Funfzehnter Gesang. Otto begegnet Mathilden und bald darauf Graf Humfried von Lothringen, der ihm den Zwist des deutschen Lagers schildert. Da Humfried von Otto ein geistliches Stift als Lehn für seinen Sohn verlangt, verweist ihm der König sein unbilliges Begehren und verzeiht erst dem reumüthig Flehenden. Im Lager hat Wichmann durch Schmähungen gegen Sachsen einen allgemeinen Tumult erregt, in welchem Erich der Schwabe getödtet wird. Otto's Nahen besänftigt die Wüthenden. Wichmann, den die Menge als Verräther der Rache preisgeben will, wird von Otto gerettet. Geiza, als Gesandter Ungarns, bietet Friede, wenn Otto Mathilde ihm vermähle, wozu sich dieser geneigt erweiset, wenn Takson und Geiza zum Christenthum sich bekehren würden. Diese Foderung wird abgewiesen, doch Waffenruhe bis zum dritten Tage festgesetzt, um die Todten zu begraben. Geiza wird von Otto bewirthet und kehrt, von Liebe zu Mathilden gefesselt, erst in später Nacht zurück. — Sechszehnter Gesang. Bestattung der gefallenen Deutschen. Otto verkündet Luitgarden, daß Kuno, ein durch sittenlosen Lebenswandel berüchtigter Ritter, sie des Ehebruchs beschuldigt und seine Aussage am folgenden Tage im öffentlichen Zweikampf erhärten zu dürfen begehrt habe, was ihm gestattet worden sei. Luitgard und Mathilde bringen die Nacht im Gebete zu. Nachdem am folgenden Morgen Luitgard im Angesicht der Menge vor dem Altare ihre Unschuld laut betheuert und das Abendmahl von Bruno empfangen hat, geht der Zug nach dem Kampfplatze, wo das Loos Ortulf den Westfalen zum Streiter der Herzogin bestimmt. Kuno wird von ihm besiegt und gesteht, daß Karald und Wichmann ihn durch Gold und Überredung bewogen hatten, die Fürstin zu verleumden. — Siebzehnter Gesang. Konrad begleitet Karald auf der Jagd und wird, da sein edles Roß dem überschnellen Ritt erliegt, von Fridmar, dem treuen Knappen, unmuthig an die schönere Vergangenheit gemahnt; Karald äußert im Gespräch Verdacht gegen Luitgard's Treue und überredet Konrad, der anfänglich ihren Worten keinen Glauben schenkt, mit ihr im nahen Forst einen einsiedlerischen Zauberzwerg aufzusuchen, der die Kunst besitze, Entferntes den Blicken nahe zu rücken. An einem Bergsee in schauerlicher Waldschlucht erreichen sie in später Nacht seine Hütte, und nach manchen Vorbereitungen läßt er dem Herzog im zauberhaften Trugbild die Untreue seiner Gemahlin schauen. Zurückgekehrt, wird Konrad durch Wichmann's und Geiza's Nachrichten vom deutschen Lager noch mehr in seinem Wahne bestärkt. Die Ungarn veranstalten, die Waffenruhe nützend, Kampfspiele, an denen Konrad nach Sitte der Madscharen Theil zu nehmen, von Karald genöthigt wird. Da er, um seinen Wurfspieß zu holen, der mit dem getroffenen Ringe ferne niedergefallen war, in das Feld reitet, zeigt sich ihm in übernatürlicher Erscheinung ein deutscher Ritter, in dessen spiegelndem Schilde er Kuno's und Ortulf's Zweikampf und Luitgard's Ehrenrettung schaut. Karald reicht ihm den Siegespreis und die Spiele werden beendet. — Achtzehnter Gesang. Otto zieht mit dem Heere der Donau zu, um den Übergang des Frankenherzogs Eberhard über den Strom zu erleichtern. Walter mit den Bergschützen verläßt das Lager zuletzt. Auf dem Wege begegnen sie einem scheinbar krüppelhaften Manne, der, sich an sie anschließend, von Walther's Sohn, Karl, den Zweck und die Art der Ausfahrt des Heeres erkundschaftet. Im Walde verschwindet er unvermuthet. An einem Forste angelangt, stoßen sie auf den Zug Luitgard's und Ma-

thildens, die von Gerbert und Sindbert geleitet werden. Ein ungarischer Kundschafter, als Köhler verkleidet, beredet sie, einen angeblich nähern Weg zu dem Kloster, in welchem sie Nachtherberge nehmen wollen, einzuschlagen. Von einem Ungewitter überrascht, finden sie umherirrend Aufnahme bei einer in patriarchalischer Einfalt lebenden Hirtenfamilie, durch deren Beistand und eine List Gutta's die Frauen, die plötzlich von Geiza's Scharen bedroht werden, Rettung finden. Otto, der in einem Kloster übernachtet und von Ungarnhaufen unter Wichmann's Befehl gleichfalls verrätherisch überfallen wird, entgeht durch ein wunderähnliches Ereigniß einer drohenden Gefahr. — Neunzehnter Gesang. Graf Günther meldet dem König, es sei durch heftige Regengüsse die Donau zu solcher Höhe angeschwollen, daß der Franken Übergang unmöglich sei. Durch diese ungünstige Nachricht nicht entmuthigt, beschließt Otto, sich zum Heere zu begeben und das Nöthige anzuordnen. Unterdessen wird Wolfgang durch eine Erscheinung Kaiser Arnulf's aufgefodert, den Herzog Eberhard, der dem Strome näher zieht, zur Eile zu mahnen. Sie brechen mit dem Frühesten auf, ungeachtet des Widerstrebens des mainzer Bischofs Friedrich, der die Rast verlängern will. An einem Bache werden die Franken von den Ungarn angegriffen und rücken, beständig verfolgt, zur Donau vor. Da sie den Strom nicht überschreiten können und immer enger eingeschlossen werden, räth Friedrich zur Ergebung, während Eberhard sich den Ausweg erkämpfen will. Doch plötzlich haben sich auf Wolfgang's Gebet die Stromgewässer gesenkt und verstatten auf wunderbare Weise den Durchzug. Unbeschädigt erreichen die Franken das jenseitige Ufer, während die Ungarn von der bald wiederkehrenden Hochflut vom Übergange abgehalten werden. — Zwanzigster Gesang. Auf Takson's Verlangen rufen die heidnischen Priester den Beistand ihrer Götter an. Gog's und Magog's Bemühungen gelingt es, die Übermacht des Stromes einigermaßen zu hemmen. Oldamur erscheint vor Takson und räth ihm, für jetzt keinen Angriff zu wagen, sondern sich mit dem bei Augsburg zurückgebliebenen Theile seines Heeres zu vereinigen. Auf dem Wege bringt ihm ein Bote die Nachricht, daß Otto, um Augsburg zu entsetzen, am Morgen herangezogen sei und die Ungarn in die Flucht getrieben habe, welche sich hinter dem Lech zu schirmen suchten. Durch den Fluß getrennt, erwarten Takson und Otto den kommenden Tag, um dann die Entscheidungsschlacht zu wagen. Wichmann erfährt von Herolf auf nächtlichem Gange im Freien die neuen Mordanschläge desselben gegen den König. Konrad, der gleichfalls einsam im Felde, von Seelenqual gefoltert, umherirrt, wird durch die der Erde entsteigende Schattengestalt Udo's, seines verstorbenen väterlichen Freundes, mit schauerlicher Drohung zur Sinnesänderung gemahnt. Zur äußersten Verzweiflung gebracht, ist er eben Willens, sich selbst das Leben zu nehmen, als Luitgard ihn daran hindert, die nebst Burkhard von Fridmar zu ihm geleitet war. Ihren vereinten Bitten folgend, läßt der Herzog von seinem verzweifelten Entschlusse ab und zieht mit ihnen dem Heere Deutschlands zu, das eben zur Schlacht ausrückt. — Einundzwanzigster Gesang. Schilderung des deutschen Heeres, wie es vor der Entscheidungsschlacht gegen den Feind rückt. Otto zieht als Heerführer voraus. Den Vortrab bilden rheinische Völker. Ihnen folgen die Baiern und Kärnter und die schwäbische Schlachtschar. Zwischen Baiern und Schwaben ziehen mit dem Reichsbanner die Thüringer, Sachsen und Friesen. Das hinterste Treffen bilden die Franken. Den Nachzug wahren die Böhmen. Auch die Ungarn sind schlagfertig und nach alter Sitte in sieben Haufen mit sieben Bannern eingetheilt. Unzählige dienstbare Völker folgen dem Heere. Ganz zuletzt und von Allen gesondert reitet die kleine Schar der landflüchtigen Deutschen. — Zweiundzwanzigster Gesang. Otto betet vor dem Beginn der Schlacht. Abt Dedo, der dem Könige die heilige Lanze vorausträgt, stimmt den Bußgesang an, in welchen das ganze Heer der Deutschen einfällt. Die Schwaben, von den Ungarn zuerst angegriffen, werden von den Lothringern unterstützt. Bela durchbricht die festgeschlossene Schar der Schwaben und tödtet den Grafen Rudolf, unter dessen Schwert Zuard, ein Verwandter Bela's, gefallen war. Bischof Rudhart von Strasburg, der Schwaben Niederlage rächend, erliegt der Überzahl. Da Diepold und Reginald zur Hülfe herbeieilen, wird Letzterer von Verbulch's Hammer niedergestreckt. Diepold und Verbulch tödten sich im Wechselmorde. Auch die Lothringer gerathen durch Takson in Bedrängniß und Herzog Konrad sucht sie von der Flucht abzuhalten. Karald erblickt und verfolgt ihn mit Wuth; doch er weicht ihr aus und entfernt sich weit vom Kampfgetümmel. Während ihn Gog in Fridmar's Gestalt verleitet, der Hitze wegen die Rüstung zu lüften, streckt ihn Karald's Pfeil darnieder. Unter den Böhmen, welche am Flusse das Gepäck wahren und von denen ein großer Theil zu den Ungarn abfällt, richten diese eine blutige Niederlage an. Boleslav wird schwer verwundet und bewußtlos durch wenige Getreue aus der Hand der Heiden gerettet. — Dreiundzwanzigster Gesang. Ulrich und Ludolf, welche bereit stehen, Augsburgs Bürger in die Schlacht zu führen, beobachten vom Walle aus die Wechselfälle des Kampfes. Sie gewahren, wie Otto dem Frankenherzog Konrad, der sich in äußerster Bedrängniß befand, Rettung bringt. Wie sie selbst einzuziehen im Begriffe stehen, verkündet Frau Guntrad, Ulrich's Schwägerin, diesem den Tod ihres Gatten Diepold, der, in der Schlacht gefallen, ihr in einem wunderbaren Gesichte erschienen war. Augsburgs Kriegerschar verläßt hierauf die Stadt. Die Baiern, von den Ungarn verfolgt, gerathen in einen Moorgrund, Graf Ebbo hält die Feinde ab, bis Walther mit den Bogenschützen unvermuthet Hülfe bringt. Heinrich, mit den Kärntern vom deutschen Heere abgeschnitten, sucht den Durchzug zu erzwingen und tödtet den Greis Tursag nebst Welek, seinem Sohne. Da Urad über ihn den Hammer zum Todesstreiche schwingt, fängt Gutta, die dem Geliebten nachgeeilt war, mit einem Schilde den Schlag auf, wird aber selbst durch Urad, den Heinrich gleich darauf niederstreckt, tödtlich verwundet. Heinrich schwört der sterbenden Geliebten ewige Treue und Walther, der hinzukommt, segnet ihren Bund mit nassem Auge. Bulzo, von Ludolf zum Gefangenen gemacht, erleidet schmählichen Verräthertod. Hermann der Billung wird von Otto aus Lebensgefahr gerettet. Der König schenkt seinem Sohne Ludolf, der sich ihm zu erkennen gibt, Verzeihung. Ein unbekannter Ritter erbeutet das ungarische Banner. Takson heftet statt desselben das Bärenfell, das er trägt, an einen Speer und erneuert den Kampf zum Nachtheile der Deutschen. — Vierundzwanzigster Gesang. Otto, der sich die heilige Lanze reichen läßt, gelobt, so er siege, die Gründung eines Bisthums zu Merseburg. Erneuerung der Vertilgungsschlacht. Ozlel, mit Magog kämpfend, stürzt den Besiegten in den Abgrund. Takson wird von Otto verwundet. Flucht und Niederlage der Ungarn. Der Frankenherzog Eberhard versöhnt sich mit Otto. Der Gefangene Wichmann, vom Könige Verzeihung erhaltend, beschließt, als Mönch seine Vergehungen zu büßen. Herolf, dem ein Mordversuch gegen Otto abermals mislingt, wird nach dem Willen desselben unbeschädigt entlassen. Mizislav berichtet Karald's Tod, die auf der Flucht im Lech ertrank. Geiza, der Ungarns Zauberfahne erkämpfte, gibt sich zu erkennen, er fodert Mathildens für jene That zum Preis gesetzte Hand. Takson, der Karald's Tod und Geiza's Abfall vernimmt, endet durch Selbstmord. Mathilde, von Otto Geiza zugesagt, bewegt diesen, ihren Entschluß, der Welt in einem Kloster zu entsagen, nicht zu hindern. Der König vertheilt feierlich der Reihe nach die Lehen von Franken, Schwaben, Baiern, Lothringen, Kärnten und Sachsen an Eberhard, Ludolf, den Knaben Heinrich und Burkhard, den Luitpoldinger Heinrich und Hermann den Billung. Dankgebet Otto's und des Heeres. Bischof Ulrich kündet mit Seherblick Deutschlands künftige Größe.

Dies das ganze Gedicht in nuce. Offenbart sich in der Darlegung, wie in der Bearbeitung dieses Stoffs nicht auch eben die glänzende, luxuriöse Phantasie des Meister Ludovico

oder die romantische Scenerie des „Befreiten Jerusalems", mit dem Reize seiner anziehenden Episoden, so versteht doch der Verf. die Kunst, durch lebhafte Veranschaulichung historischer Ereignisse, durch gelungene Charakteristiken von Individuen und Localitäten, durch treue Schilderung der Sitten und Volksgebräuche das Interesse ziemlich lange rege zu erhalten, und der fromme, religiöse Sinn, der sich in fast allen Gesängen bekundet, legt sich wohlthuend an des Lesers empfängliches Gemüth. Die Sprache ist überall rein, kräftig, gehalten und entbehrt nicht des epischen Pathos. Wie der Verfasser spricht und malt, bezeuge die Schilderung des ungarischen Gastmahls (S. 11):

Nieder zum Abend entsank das Gestirn des Tages, und länger
Wuchsen die Schatten des Walds, als unter gebreiteten Zelten
Wurde gerüstet das Mahl den Gästen, die Takson geladen.
Und es erschienen die Lenker des Volks, kriegslustiger Stämme
Angeborene Fürsten, und die von vielerlei Zungen
Willig gefolgt dem Glück der Ungarn, oder gezwungen;
Auch die als Boten des Friedens von Völkern und Königen kamen,
Und wer sonst hoch galt im Heere durch Gunst des Gebieters,
Oder durch wackere That, die alle nahten, in seltnem
Rauchwerk prunkend und Gold und bunten Gewanden, und setzten
Sich auf den fellgebetteten Sitz, wo zu endlosen Reihen
Waren die Tische gestellt, auf denen dienende Knechte
Überfluß von Speisen gehäuft. Schwerwandelnder Rinder
Fleisch lag reichlich getischt und des wolletragenden Schafviehs,
Auch was die Jagd uns schenkt, nicht gebrach's; hochästiger Hirschen
Breite Rücken, des Rehs und Steinwilds, felsengeborner
Gemsen reichlicher Fang und ungeheuerer Eber
Mächtiges Haupt; was der Maierhof, was der Wald, was der Fluß bringt,
Von der Pfauen goldener Brut und der Alpen Gebirgshahn,
Welcher belebt der Schneewelt Höhn, bis zur regen Forelle,
Die im Schwunge sich schwingt entgegen dem stürzenden Wildbach,
Und zum gefräßigen Hecht, und dem Krebs, der bräunlich im Sumpf wühlt.
Nicht gebrach es an Kindern der Luft und der silbernen Wasser
Schuppigem Volk. Auch die Frucht des Halmes in hundert Gestalten
Ward gespendet nicht karg, die Gabe der Sennen, der süße
Raub der Bienen, und was dem Pflanzer lohnet der Obstbaum.
Aber es setzten zum Mahl sich die Gäste; in mächtigen Krügen
Reichten der Stute Milch nach Sitte der Väter die Schenken,
Und den süß geschmeidigen Meth. Bald goß sich die Freude
Durch das Gelag; und der Tanz zu Schell' und Trommel und Glöcklein,
Zur Sackpfeife Getön, dem gellenden, regte die Lust auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Popular lectures and addresses on knowledge, opinion, morals, religion, government etc., by *Francis Wright*. London 1840.

Dieser populairen Vorlesungen und Reden über Wissen, Meinung, Sittlichkeit, Religion, Regierung u. s. w. sind 18, die nach dem auch außerhalb England beliebten Buchhändlergebrauche erst in einzelnen Nummern, dann in Heften und jetzt in einem Bande das Licht der Welt erblickt haben. Sie machen sämmtlich dem geachteten Namen des Verf. Ehre, und eine und die andere Stelle ließe sich auch für deutsche Leser zur Beherzigung ausheben. Ref. will jedoch blos der Vorlesung gedenken, in welcher Hr. Wright vom „Charakter der britischen Beredtsamkeit unserer Zeit" handelt. Wir Deutsche führen auf unsern Landtagen vel quasi das Wort parlamentarisch so oft im Munde, blinzeln dabei so nachahmungslüstern auf England und verwickeln uns in so häufigem „Aussprechen", wie in ähnlichen Vorkommenheiten die Engländer sich „aussprechen" würden, daß es wol interessiren kann, einen verständigen Engländer über das „sich Aussprechen" der englischen Parlamentsmitglieder seine Ansicht „aussprechen" zu hören. Hr. Wright hält sich nämlich aus leicht zu begreifendem Grunde vorzugsweise bei der parlamentarischen Beredtsamkeit auf und nimmt seine Stellung im Unterhause. Sowol im Parlamente als außerhalb desselben, erklärt er, wird jetzt mehr gesprochen als je. Für einen Parlamentsredner von sonst gibt es deren jetzt 20; für eine öffentliche Versammlung von sonst gibt es deren jetzt 100. Ganz England ist gegenwärtig halb Börse, halb Sprechsaal, und mit nichts wird emsiger gefochten als mit Worten. Woher diese nationale Redewuth komme, läßt der Verf. ununtersucht. Es gehört auch nicht zu seinem Thema. Ebenso geht er am Oberhause vorüber — nicht jedoch ohne einen Seitenblick. „Das Haus der Lords", sagt er, „kann in diesem Bezuge nicht in Betracht kommen; es ist ein Ort, wo etwas wie Beredtsamkeit vernünftigerweise nicht erwartet werden kann, ein Ort voll erblicher Gesetzgeber, ohne andere Qualification als die zufällige der Geburt und Niemandes Repräsentant als ihrer selbst. Er gleicht einer großen Halle in irgend einem großen alten Schlosse, wo alles Geräthe massiv und altmodisch ist, im besten Einklange mit den großen Hirschgeweihen, mit den vollen Waffenrüstungen und mit dem starken, braunen, eichenen Getäfel, Alles recht hübsch als Curiosität, nur zum Gebrauche nicht viel nütze." Im Unterhause vergleicht der Verf. „die Debatten vergangener Tage, als die Beredtsamkeit der Pitt, der Fox, der Windham, der Burke, der Grattan und der Sheridan Reiche und Herrschaften, Fürstenthümer und Mächte erschütterte", mit den Debatten von jetzt, an deren Schlusse „nach langem und langweiligem, wortreichem und gedankenarmem Geschwätze das stürmische Jubelgeschrei der Partei wegen einer elenden Mehrheit von zehn Stimmen höchstens die Flammen der Wachskerzen bewegt. Was einst ein tiefer, edler Strom war, der mächtige Schiffe trug, das ist zum kleinen, murmelnden Bache geworden, in welchem Kinder plätschern." Das Sonderbare dieser Erscheinung soll seinen Grund darin haben, daß ehemals wichtige Gegenstände große Geister aufgeregt, mit Blitz und Donner das Haus heimzusuchen, während jetzt alles Reden einen kleinen, armseligen, erbärmlichen Parteitriumph bezwecke. „Große Mittel werden an kleine Resultate gesetzt. Die heutige parlamentarische Beredtsamkeit sicht für kein Fundamentalprincip — kein patriotisches Feuer entzündet den Busen — kein hoher moralischer Zweck stählt den Geist — in keinem Pulse schlägt Philanthropie — keine Größe, keine Erhabenheit zeigt sich in der nackten Majestät menschlicher Rechte, kein Streben nach dem Ruhme, der seine Geschichte in den Augen einer Nation liest, sie von den Lippen einer Nation hört und deshalb der Unsterblichkeit gewiß ist; — nein, all das endlose Reden und Sprechen dreht sich um elende, kleine Parteizwecke und rollt sich nur zu oft in gehässige Persönlichkeiten auf. Aus solchem Material Gedankenströme und Wortglut erwarten, hieße auf Steinen Blüten und Goldfische im Moraste suchen." Wahre Beredtsamkeit muß frei von Parteihemmungen sein, denn der Geist des Redners, der unbeschränkt über sein Gebiet schweifen soll, muß verkümmern in der Enge keit eines gegebenen Raumes. Das aber, behauptet Hr. Wright, sei jetzt der Zustand des Unterhauses, daß jedes Wort abgewogen werde, ob es der Partei des Redenden nützen oder schaden könne, und daß der Redner, der, unbekümmert um Partei, Recht und Wahrheit und Principien verfechte, und besäße er die Eloquenz eines Demosthenes, sich bald verlassen und allein sehen würde. „Daher ist der Charakter der Beredtsamkeit im gegenwärtigen Unterhause Kleinigkeitskrämerei, Ängstlichkeit, Doppelzüngigkeit und Sophisterei." Nicht günstiger wird der Charakter britischer Beredtsamkeit außerhalb des Parlaments gezeichnet, dies jedoch mit völliger Übergehung der gerichtlichen und der Kanzelberedtsamkeit. Der Verfasser berührt blos noch die öffentlichen Versammlungen. Auch hier, versichert er, mache sich dieselbe Klage laut, habe die Beredtsamkeit, weil sie ebenfalls nur Parteizwecken diene, dasselbe Gepräge. „Tritt in einer solchen Ver-

sammlung ein Redner auf, um große, durchgreifende, politische Wahrheiten zu vertheidigen, Wahrheiten, welche die Versammlung weder leugnen, noch widerlegen kann, wird Alles versucht, ihn zu unterbrechen, bemüht man sich von allen Seiten, seinen energischen, unbeantwortbaren Vortrag in Gezisch, Geschrei und groans zu ersäufen. Die Folge davon ist, daß die meisten in öffentlichen Versammlungen gehaltenen Reden aus Trugschlüssen, Parteigezänk, Entstellungen und Schimpfworten bestehen. Das aber ist kein Element für wahre Beredtsamkeit." 74.

---

## Aus Italien.

Die italienischen gelehrten Zeitschriften machen mit Eifer auf die Erscheinung der mösogothischen Übersetzung der Paulinischen Briefe aufmerksam, welche der Graf Castiglioni aus Handschriften der Ambrosianischen Bibliothek herausgegeben hat. („Gothicae versionis Epistolarum Divi Pauli ad Thessalonicenses secundae, ad Timotheum, ad Titum, ad Philemonem quae supersunt ex Ambrosianae Bibliothecae palimpsestis deprompta, cum annotationibus edd. *Car. Octav. Castilionaeus.*" Mailand 1839.) Sie verkennen zwar nicht, daß es eine vereinzelte Erscheinung, ohne Einfluß auf die Studien des jüngern Geschlechtes fürs erste bleiben werde; doch ist man soweit in der Würdigung echter Wissenschaftlichkeit vorgeschritten, daß man die Frage verschluckt, wozu ein solches Buch ihnen helfen solle, und selbst die Motive ehrt, welche den Herausgeber bestimmten, eine den Zeilen folgende Übersetzung wegzulassen. Man fühlt, daß man durch dieses Werk dem gelehrten Auslande ein Geschenk gemacht hat, ist aber um so stolzer in diesem Gefühle, je gewisser man glaubt, daß es ein uneigennütziges war.

---

Ein Schauspieler, der sich nach jetzigem europäischen Sprachgebrauche kurzweg artista titulirt, was, da er ebendrein Canova heißt, bei Ausländern leicht ein Misverständniß veranlassen könnte, hat unter dem Titel: „Lettere sopra l'arte d'imitazione dirette alla prima attrice italiana Anna Fiorilli-Pelandi, dall' artista *Giov. Angelo Canova*" (Turin 1839), Briefe über die Schauspielkunst drucken lassen, die dieser Kunst eine ziemlich niedrige Sphäre anweisen würden, wenn der Titel des Buches entsprechend gewählt wäre. Doch selbst für den Standpunkt einer treuen Portraitirung des Lebens durch dramatische Mittel können Belehrungen eines Erfahrenen, die an eine in Italien einst genannte Schauspielerin gerichtet sind und in Übereinstimmung mit ihren Ansichten von dramatischen Anfoderungen sein mögen, mancherlei Nutzen schaffen, da das von Natur aus zum Nachahmen und mimisch Darstellen so begabte Volk bei seinen beabsichtigten Versuchen häufig so verfehlende Mittel anwendet. Schwerlich wird man die alte Behauptung, daß es um die Kunst meistens schlecht stehe, wenn Lehrbücher der Ästhetik erschienen, auf diese Schrift anwenden. Absterben kann nur, was gelebt hat, und Leute, die Italien in- und auswendig kennen, wissen sich nicht zu entsinnen, wo dort die dramatische Kunst noch vorhanden wäre, selbst nicht, wo sie es seit einem Jahrhundert gewesen. Die Oper hat sie ums Leben gebracht und der Zustand der äußern Theaterverhältnisse läßt keine baldige Wiedererweckung voraussehen. Diese äußern Verhältnisse verdienen wol etwas genauer von dem Publicum jenseit der Alpen gekannt zu werden, da ausgezeichnete Talente mit ihnen in vielfache Berührung gekommen sind. Als genau in ihren Angaben kann man die Schrift: „Saggio di economia teatrale, dedicato alle melodrammatiche scene italiane da *Gius. Rossi-Gallieno*" (Mailand 1859), empfehlen, die freilich viele schwer heilbare Schäden zeigt.

---

Wahrscheinlich gilt bei den Herausgebern der „Biblioteca italiana" derselbe Satz, der bei manchen literarischen Instituten als Regel angenommen ist, daß sie nur von den Schriften Kenntniß nehmen, die ihnen zugesandt werden. Nur so ist die häufig dürftige Ausbeute — doppelt dürftig, wenn man sie mit den Angaben des „Bulletin bibliographique" vergleicht, das dem „Journal des savants", der „Bibliographie universelle" und den Bekanntmachungen von Brockhaus und Avenarius beigegeben ist — einer Zeitschrift erklärlich, die durch so viele Begünstigungen geeignet wäre, dem Auslande von Italiens mannichfachem literarischen Reichthume und seiner Verwendung genügende und erwünschte Mittheilungen zu geben. Blos die Naturforscher unter den Mitarbeitern scheinen ihre Aufgabe ernster zu nehmen, und Beiträge, wie die Zoologen Rusconi, Bals. Crivelli u. A., die Botaniker oder Astronomen sie beisteuern, pflegen nicht lange unbeachtet dort zu ruhen. Zu denen, die wahrscheinlich bald ihren Kreislauf durch die europäischen Blätter antreten werden, glaubt Ref. die Eröffnungsrede des Studienjahres 1839 und 1840 bei der Universität zu Korfu vom Prof. O. F. Mossotti rechnen zu dürfen: „Sulla costituzione del sistema stellare di cui fa parte il sole" (im Novemberhefte 1839, das erst im März 1840 ausgegeben wurde), weil sie mit großer Klarheit eine allgemeinansprechende Aufgabe behandelt. Doch wie weit ab von diesen Verdiensten liegen die Mittheilungen meistens, die von den historischen Mitarbeitern gegeben werden. Phrasenreiche und gedankenarme Anzeigen lassen glauben, daß diese sich gehemmt sehen, wenn sie tiefer Eingehendes geben wollen. Nur so begreift man, wie Palermo („Vita e fatti di Vito Nunziante", Florenz 1839), Vermiglioli („La vita e le imprese militari di Malatesta IV. Baglioni", Perugia 1839) und selbst Rosini („Storia della pittura italiana, esposta con monumenti, Pisa 1838) in so nichtssagenden Berichten erwähnt werden dürfen. Eine Erneuerung der bisher gültigen Grundsätze für diese Zweige des Wissens, oder der Personen, die sie nur so in Anwendung zu bringen wissen, kann der „Biblioteca italiana" nur zum Vortheile gereichen.

---

Die oft durchgesprochene Streitfrage über Cristoforo Colombo's Geburtsstätte hatte zuletzt vorzüglich drei Orte im Auge: Genua, Savona und Cogoleto, ein Dörfchen an der westlichen Küste, ungefähr 15 Miglien entfernt von der ligurischen Hauptstadt. Für diesen Ort streitet ein Gelehrter, Felice Isnardi, der zwar an den gelehrten Akademikern Spotorno und Belloro Widersacher fand, indessen seine Ansicht nicht leichtfertig aufgibt. Mit einer „Risposta di *Felice Isnardi* alla critica fatta alla Dissertazione sulla patria di Cristof. Colombo dell' egregio Signor Giamb. Belloro ec." (Genua 1839) widerlegt er, oder sucht er die Gründe seiner Gegner zu widerlegen und das Testament Domenico Colombo's des Vaters, sowie die im Volke erhaltene Sage geltend zu machen. Die Beurtheiler in der „Biblioteca italiana" stimmen ihm bei und finden seinen Beweis, daß der in Urkunden von Cogoleto genannte Cristoforo Colombo, der Sohn Domenico's, wirklich der Entdecker Amerikas gewesen, durch die Gründe, die er nachträglich gebracht hat, bestätigt.

---

Bei der Preisvertheilung in der Kunstakademie zu Mailand am 7. September 1839 hielt Prof. Fumagalli die herkömmliche Rede und gab dieses Mal Bericht von Giuliano Traballesi, einem Künstler, von dem Fresken im Palazzo di Corte zu Mailand allein noch Zeugniß geben. Wie im Vatican man die Werke der Alten alle vernichten wollte, um dem jungen Rafael Raum zu schaffen, so auch dort, als der bewunderte Appiani auftrat. Doch gerade er focht für ihre Erhaltung. Traballesi war am 2. Nov. 1727 zu Florenz geboren und starb, wie die „Atti dell' I. R. Accademia delle Belle arti in Milano" (Mailand 1839) erzählen, am 14. Nov. 1812. Kinder im Style des Fiamminghо, die er für die Säle zu Monza malte, ahmten so täuschend den Stucco nach, daß Wetten darüber unter Künstlern verloren wurden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 185. —— 3. Juli 1840.

## Bericht über eine Poeten-Centurie aus dem Jahre 1839.

### Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 184.)

2. Kurfürst Maximilian I. der Glaubensheld, epische Skizze des dreißigjährigen Kriegs, von J. B. Goßmann. Mit dem Bildnisse des Kurfürsten. Würzburg, Etlinger. 1838. Gr. 12. 1 Thlr.

In vorliegender epischen Skizze gestaltet sich Umfang, Form, Stoff und Ziel ganz anders als im vorerwähnten Epos. Wir zählen hier nicht 24, sondern nur drei Gesänge, und nicht 11,735 Hexameter, sondern nur 557 Stanzen, die nicht blos des Wohlklangs, der Rundung und der Feile entbehren, sondern auch Auge und Ohr durch manche Härte verletzen. Der Stoff ist der dreißigjährige Krieg, in welchem Maximilian, wenn auch nicht, wie der Verf. sich auszudrücken beliebt, der Haupt- und Lichtpunkt war, doch eine nicht unbedeutende Rolle, besonders im Anfange, spielte. Das Ziel des Dichters, der schon König Max I. von Baiern in ein episches Gewand zu kleiden versucht hat (wovon in Nr. 117 d. Bl. f. 1837 die Rede gewesen) ist kein anderes, als das fromme, ethische, patriotische. Er will seinem erlauchten Königshause durch die Klänge seiner Tuba unzweideutige Beweise von seiner Liebe und Anhänglichkeit an dasselbe geben und zugleich durch seine Stanzen documentiren, daß er ein rechtgläubiger Katholik sei, wogegen der liberale, unparteiische Kunstrichter nichts einwenden kann; auffallend ist es uns blos gewesen, daß der größere Theil seines Buchs mehr den dreißigjährigen Kampf selbst, als die Schilderung des Charakters und Lebens des Helden enthält, dessen Namen es trägt. In breitseliger Länge und Wortreichthum dehnt sich das Testament seines Helden aus, welches übrigens das Machwerk eines Jesuiten sein soll und welches den Sohn und Nachfolger mit einer Menge frommer und weiser Rathschläge, Bitten und Warnungen gleichsam überströmt. Wir glauben überzeugt zu sein, daß sich jenes Testament in der einfachen, körnigen Prosa des Curialstyls jener Zeit beiweitem besser ausnimmt als in diesen Stanzen. Übrigens wird Jeder, der es versucht hat, der epischen Tuba Töne zu entlocken, zugeben müssen, daß es eigenthümliche Schwierigkeiten habe, den gewählten Stoff zu einem schulgerechten, abgerundeten Epos umzugestalten. Da nun der Verf. wol fühlte, der Dichter dürfe nicht Historiograph sein und könne Begebenheiten und Weltereignisse nicht in chronologischer Ordnung auf- und hinstellen, so schlägt er einen andern Weg ein, der ihn auch zum Ziele führt. Er läßt nämlich im ersten Gesange einen bei Tilly's Leiche wachenden alten Jesuiten einem jungen, feurigen, mitwachenden Novizen den Ursprung jenes blutigen Kampfes, nach den Ansichten der katholischen Partei natürlich, bis zu dem Augenblicke erzählen, wo sie am Katafalk des verstorbenen Helden sitzen. Im zweiten Gesange aber erzählt ein alter Kriegsmann im Wallenstein'schen Lager den horchenden Kameraden die spätern Ereignisse, worin er nicht übel ein Sittengemälde der Zeit webt. Eine Art von Episode bildet das Schicksal zweier Freunde, Eduard und Theodor (Ersterer ist eben der junge Wächter bei Tilly's Leiche), früher Zöglinge der Jesuiten, später Wallenstein'sche Soldaten, der Versuch Eduard's, Gustav Adolf meuchlings zu morden, seine Reue darüber und der tragische Tod Beider in den Ebenen von Lützen. Recht anziehend sind uns jedoch beide Gestalten nicht erschienen. Ungerecht würde man aber sein, wollte man den Verf., einen rechtgläubigen Katholiken, des jetzt in Baiern herrschenden Monachismus und Mysticismus bezüchtigen. Er urtheilt und fühlt vom Standpunkte seiner Kirche aus; er hebt es mehr als einmal im Leben seines Helden bedeutsam hervor, daß derselbe in seinem heiligen Eifer die göttliche Jungfrau zu seiner Schutzpatronin erkoren; er zieht mit schonender Hand den Vorhang über Tilly's Charakter und Thaten; aber nirgend regt sich bei ihm die Galle in Bezug auf das evangelische Thun und Treiben jener Zeit, ja er läßt dem Helden Gustav Adolf überall Gerechtigkeit widerfahren. Was will man mehr? Eine gute Zugabe sind die historischen Erläuterungen am Schlusse des Gedichts, wogegen wir ihm die andere Zugabe: König Ludwig's Rückkehr aus Griechenland im April 1836 und dessen 50. Geburts- und Namensfeier, gern geschenkt hätten; denn da wird das Rauchfaß so arg geschwungen, daß die Wirbel betäuben. In drei Stanzen (S. 186) wird Maximilian's Charakter recht gut und treffend geschildert, und wenn wir boshaft wären, würden wir sagen: Er konnte 154 Stanzen sparen; doch das sind wir nicht, sondern wünschen ihm Gesundheit, Heiterkeit und Muße, daß er seinen Max Emanuel, den er noch besingen will, glücklich vom Stapel laufen und so sein Max-Drillingsgestirn leuchten lasse zur Erwärmung des Herzens der bairischen Jugend, zur Erweckung des Nationalgefühls und zur Begeisterung für seinen König und sein Vaterland. Die drei erwähnten Stanzen aber lauten also:

Er trug den Wankelmuth des Glücks hienieden,
Und wankte nicht, wie dessen Wurf auch fällt,
Und immer blieb und bleibt es unentschieden,
Ob er im Kriege war ein größrer Held,
Ob weiser als Regent er war im Frieden,
Da er so hoch in beiden wird gestellt,
Ob's auch nur kurze Zeit ihm durfte glücken,
Die Ähren sich zum Friedenskranz zu pflücken.

Wer Eine Kron' im Leben sich errungen,
Ist neidenswerth mir, ich gesteh' es frei;
Um Maxens Stirne haben sich geschlungen
Dergleichen helle Ruhmeskronen drei:
Der Lorber: daß er kühn das Schwert geschwungen,
Der Ölzweig: daß er auch ein Weiser sei,
Die Palme: die dem Glauben Engel winden,
Und die allein er suchen wollt' und finden.

So sturmbewegt und schwarzbewölkt das Leben,
So heiter war und wonnig ihm der Tod,
Der heil'gen Jungfrau hat er sich ergeben,
Sie stand ihm bei in seiner letzten Noth

Und lieh dem Geiste Schwingen, hinzuschweben,
Wo Krone sich ihm und Vergeltung bot,
Indeß der Leib, zu schwer für Himmelslüfte,
Hinabsteigt in der Ahnen stille Grüfte.

8. Armin-Sage von Kuno Graf zu Rantzau-Breitenburg. Manheim, Schwan und Götz. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

In Jamben, die nur bei emphatischen Stellen oder beim Schluß eines Abschnitts reimen, wird uns in acht Gesängen Folgendes erzählt. Armin, von Rom in die heimischen Eichenwälder zurückkehrend, findet zuerst seinen Freund Sigismund, den Sohn Segest's, Thusneldens Bruder, der ihm erzählt, wie der römische Prätor Varus mit seinem Heere die vaterländischen Gauen bedrücke. Armin, darob in Zorn entbrennend, eilt zu Thusnelden, der Verlobten, und dann zu seinem grauen Vater Sigimer, der die Flamme seines patriotischen Zorns schürt. — Der zweite Gesang schildert die Üppigkeit, sowie den Luxus im Lager des übermüthigen Varus, wohin Sigimer und Armin sich begeben haben. Sigimer, nachdem er den Sohn vorgestellt, ladet Varus ein, Zeuge bei der Wahl eines Cheruskerfürsten an seiner, des Greises Statt zu werden. Der römisch gesinnte Segest blickt mit Haß und neidischem Mistrauen auf Armin, den er bei Varus zu verdächtigen sucht; doch dieser ist theils zu indolent, theils blickt er auf Armin als auf einen Barbaren, den man nicht zu fürchten brauche. Sigimer ruft bei Vollmondschein die Wehrmannen zusammen, welche Armin an Sigimer's Statt zu ihrem Fürsten wählen. Armin bittet bei Segest um Thusneldens Hand. Segest verweigert sie ihm. Armin erklärt aber, er habe sie ihm versprochen und sie werde die Seine werden. — Dritter Gesang. Während Segest über Plänen des Verderbens für Armin brütet, entführt dieser Thusnelden und schwimmt mit ihr durch die Weser. Die Ohnmächtige wird in eine Hütte gebracht, wo ein unbekanntes Paar (es ist Baldur und Stanna, wie sich nachher ergibt) sie gastfreundlich aufnimmt und sie wieder ins Leben ruft. Abgesandte des Varus suchen Armin auf, um ihn ins Lager zu führen. Armin schickt sie kalt und höhnend zurück und bringt Thusnelden, nachdem der Unbekannte in der Hütte ihn gebeten, sie nicht eher zu berühren, bis das Vaterland frei sei vom Römerjoche, zum Bruder seiner Mutter, dem jagdliebenden Ingumer. Thusnelde erzählt dem Geliebten eine Traumvision, die sie gehabt und die auf des Vaters Zorn deute. Armin beruhigt sie und eilt in das Lager, wo Segest ihn bei Varus wegen des Raubes seiner Tochter verklagt hat. Armin vertheidigt sich so kräftig und nachdrücklich vor dem Prätor, daß dieser den Segest beredet, die Tochter dem Armin zum Weibe zu geben. — Der vierte Gesang führt uns in die nordische Götterwelt; hier ist folgende wohlgerathene Schilderung von Helheims grausenhaftem Felsenthor:

Des Todes Schweigen deckt die finstern Räume,
Unendlich scheint der Höhlengang zu sein;
Es träufelt kalt' und widerliche Nässe
Herab und schwüle Luft beengt die Brust.
Ein Pestgeruch, von Moderdunst geschwängert,
Umhüllet mehr und mehr des Wandrer's Sinn,
Zerpreßt mit Adlerklauen ihm die Lunge
Und drückt ermattet ihn am Boden hin.
Doch Angst und Schreck belebt die Kräfte wieder,
Es naht der finstern Älfen tückisch Heer
Und peitschet ihn vor Helheims Jammerpforte.
„Herein, herein!“ so heulen tausend Stimmen;
„Zurück, zurück!“ so winselt es umher;
Jedoch gezerrt von der Verneinung Chor
Stürzt hinter ihm zusammen Helheims Thor!
Hier hauset in der schaurig finstern Halle
Die Tochter Locke's mit des Vaters Grimm,
Hela! du gräßlich Weib, das einst gebar
Die alte Gygie des Eisenwaldes,
Mit Gift, an Eiterbrüsten, sie genährt
Und sie gebadet in des Wolfes Galle.
Hela! Du bist kein Weib! Du bist verdammt
Scheußlich wie deine Grotte, und dein Amt,
Des Lebens Farbe tragend nur zum Schein,
Um grauenvoller dann beim Licht zu sein,
Wenn der Verwesung schauderhaftes Bild
Im Fackelscheine grinset frech und wild.
Dein grimm'ger Rachen haucht Vernichtung nur,
Dein Wort ist Weltenfluch und falscher Schwur,
Der Moderdampf ist Rauchwerk deiner Halle
Und gierig horchest du dem Jammerschalle;
Gebrüll ist Harmonie, und Klage tönt
Dem Ohr als Melodie, die gräßlich höhnt.
Dein Tisch ist Hunger, den in deinem Reiche,
Verruchter Seelen voll, ein jeder kennt;
Auf Kümmerniß gebettet und auf Seuche
Sind alle Geister, und Verzweiflung rennt,
Den kaum Entschlummerten auf's Neu zu wecken,
Den Wachen dann mit Elend stets zu necken.
In Hela's finstrer Wohnung tagt es nimmer;
Die Hoffnung todt und starr, wie rings die Wände.
Kein Ausgang ist; nur finstre Älfen dringen
Durch harter Felsen Klüfte in ihr Reich;
Darunter aber dehnt sich in der Tiefe
Ein Abgrund unermeßlich weit und groß.
Es ist der finstre Pfuhl Dem Schlangenkönig'
Zur Hausung dienet er, voll schwarzer Bäche
Mit Vipergift erfüllt. Einst werden hier
Hela und ihr Geschlecht ihr Dasein enden;
Doch muß schon jetzt zum finstern Ort' sich wenden,
Der der Verbrechen schmählichstes beging —
Dem Vaterlandsverrath an freier Seele hing.
Rings um den Tod ist alles Lebens Ende. —
Im Chaos aufgelöst Hrymur's Geschlecht
Erwartet dort des Schicksals große Stunde,
Wenn Flammengeister, deren Sein verborgen
Selbst vor dem Götterblicke Odin's ist,
Den Weltenbaum durch reines Ätherlicht
Entzünden, daß der mächt'gen Esche Flammen
Mit sich verschlingt all, was da ist und war.
Was kommen wird? — verschweiget Skuld sogar!

Ein tückischer Älfe bringt der Hela Kunde, daß der alte Sigimer bereits ihrem Reiche nahe sei; sie freut sich dessen; jedoch vergebens, indem der fromme, weise Held in Asgard Reich oder in Walhalla einziehen wird, deren Schilderung als Pendant zur Schilderung von Hela's Reich nun auch gegeben wird. Odin schickt Hermod zu den Nornen, mit der Frage: Ob er (Odin) dem Jupiter weichen, und ob Armin siegen werde? Die Schicksalsgöttinnen erwidern: Die Asen würden dereinst unterliegen; doch sei des Schicksals Tag noch nicht gekommen; für jetzt würde ihnen noch Sieg verliehen werden. Odin ruft hierauf alle Götter zum Kampf für die Asen (d. h. hier die Cherusker) auf, er will selbst ihr Führer werden, worauf sich unendlicher Jubel durch ganz Asgard verbreitet. — Der fünfte Gesang führt aus der skandinavischen Götterwelt wieder in die Eichenhaine der Cherusker. Der erkrankte Sigimer gebietet seinem Sohne Armin, das Hochzeitfest mit Thusnelde in seinem Hause zu feiern. Armin eilt, die Braut von Ingumer zu holen. Indessen brütet der beleidigte Segest Rache und gelobt sich selbst in einem lauten Monologe, dem Armin eine Grube zu graben und Thusnelde mit einem einflußreichen Römer zu vermählen, um sich dadurch den Weg zu Ehrenstellen zu bahnen. Sein Selbstgespräch belauscht ein junger Römer, Namens Caldus, den Armin einst auf der Jagd aus den Tatzen eines Bären gerettet und der deshalb ihm mit treuer Freundschaft und Liebe ergeben ist. Er hinterbringt dem Varus Segest's ehrgeizige und rachsüchtige Plane. Beim frohen Hochzeitmahle wird dem Armin erzählt, ein gewisser Ekwart habe einen Römer erschla-

gen, sei geflohen, und Varus habe sich des Sohns desselben bemächtigt und wolle ihn hinrichten lassen, wenn der schuldige Vater sich nicht stelle. Dies empört Armin so, daß er sofort vom Mahle aufsteht, die Braut verläßt und in das römische Lager eilt, um des Jünglings Tod zu hindern. — Sechster Gesang. Umsonst bemüht sich Armin, den Varus dahin zu stimmen, daß er den Jüngling begnadigt. Auf die Nachricht, der Jüngling sei hingerichtet, die Caldus dem Armin gibt, erklärt Letzterer, diese Grausamkeit breche den Stab über Varus. Der römische Feldherr erhält die Botschaft, alle deutschen Stämme am Weserufer seien in völligem Aufruhr und haben die römischen Soldaten ermordet. Varus rüstet sich zum Aufbruch dahin. Segest warnt ihn: er kenne das Land nicht, die Jahreszeit sei ungünstig u. s. w. Der Verblendete belächelt das. Segest warnt ferner vor Armin, den Varus an seiner Statt zurücklassen will, worauf der Römer beschließt Armin mitzunehmen und Segest an seiner Statt als Befehlshaber zurückzulassen. Indessen hören auch die Cherusker von jenem Aufstande an der Weser. Caldus bringt dem Freunde des Varus Befehl, daß er mit seinen Kriegern auch nach der Weser mitziehen solle. Nach kurzem Bedenken sagt es Armin zu. Varus gibt den deutschen Fürsten ein Festmahl und zieht am andern Morgen nach dem Wesergestade ab. So wie er fort ist, greifen auch die Cherusker zu den Waffen, und selbst der schwache Sigimer, der sich an ihre Spitze gestellt hat, nimmt die Römerwache, die Varus beim Segest gelassen, gefangen, stirbt aber hierauf. Der Aufruhr wächst. Marsen, Brukterer, Chatten und Ubier reihen sich an. Segest, von seinem Sohn Sigismund mit Bitten bestürmt, sich den Deutschen anzuschließen, heuchelt Patriotismus. — Siebenter Gesang. Hier wird uns erzählt von des Varus bedenklicher und bedrohlicher Stellung an der Weser, da ihm alle Asengötter Verderben schwören. Dem Armin wird von einem Greise eine Silberlocke seines entschlafenen Vaters überbracht nebst der Botschaft, die Cherusker seien im voller Empörung, worauf er sich zur Bekämpfung des Varus bereit erklärt, doch nicht, ohne ihm offene Fehde zu bieten. Varus will ihn als Geisel behalten. Armin schlägt sich durch und eilt mit den Seinigen dem väterlich-heimischen Gau zu. Freudig empfängt ihn Sigismund, mit erheuchelter Liebe Segest. Varus schlägt mit dem Römerheer den Weg nach den Quellen der Lippe ein, wo Elsen lag. Angriff Armin's. Caldus verwundet den Segest tödlich. Sigismund rächt den Vater. Caldus stirbt. Armin's Rede an die Seinen. Sie wählen ihn zum Führer. — Der achte und letzte Gesang gibt uns die Schilderung vom Untergange des römischen Heeres im teutoburger Walde durch Armin. Varus ersticht sich. Thusnelde bringt dem Geliebten den Eichenkranz. Rede Armin's an sein Volk und Opfer der Asen. — Der Leser ersieht aus dieser gedrängten Übersicht des Stoffs, daß der Verf., der die Sprache nicht ohne Gewandtheit handhabt, den Hauptfaden der Begebenheiten meist nach Tacitus festgehalten hat. Die Episoden reihen sich leicht an das Hauptereigniß, und der poetische Schmuck und epische Hebel wird durch die skandinavische Mythologie gebildet, welche die der deutschen jener Zeit war. Das Gedicht ist des Lesens überhaupt nicht unwürdig und erscheint überdies in einer Zeit, wo man diese älteste und wichtigste Begebenheit unserer vaterländischen Vorzeit durch ein Denkmal, dem Helden gesetzt, zu verherrlichen strebt, und wird mithin ohne unsere Empfehlung in manchem Gemüthe Anklang finden.

4. Armin's-Lieder. Von H. F. Maßmann. München, Franz. 1839. Gr. 8. 6 Gr.

Mit der Anzeige der „Armin-Sage" verbinden wir diese „Armin's-Lieder", ungeachtet sie mehr der lyrischen als epischen Poesie angehören; indessen hat der Verf. auch das Feld der letztern bebaut in seinem „Armin, der Cherusker Fürst, der Befreier Deutschlands", welche Schrift von einem Mitarbeiter in Nr. 3 d. Bl. bereits gewürdigt worden, und zugleich hat er eine andere Schrift ähnlichen Inhalts in lateinischer Sprache: „Arminius, Cheruscorum dux ac decus, liberator Germaniae", herausgegeben, die er betrachtet wissen will als eine Mosaik aus den Stellen der römischen und griechischen Schriftsteller über die denkwürdigsten Augenblicke der Urgeschichte Deutschlands. Die vorher besprochene „Armin-Sage" spricht nicht klar aus, daß sie durch den Plan, dem Hermann ein Denkmal zu setzen, hervorgegangen sei; wol aber ist dies bei gegenwärtigen „Armin's-Liedern" der Fall, die zur regen Theilnahme am Denkmale des Helden alle sechs ermuntern und wohl gelungen sind. Diesen sechs Liedern folgt ein größerer Anhang von andern aus einer größern Sammlung herausgegriffenen Gedichten, die durch ihr warmes Gefühl für Deutschthum und Vaterland ansprechend sind und eine Frische haben, wie man sie bei Dichtern, die in das Schwabenalter getreten sind, selten findet. Sie sind für Freunde gedruckt, möchte der Verfasser auch uns zu diesen rechnen; wir haben ihn liebgewonnen besonders durch die naive Bescheidenheit, die sich aus dem letzten Gedicht der kleinen Sammlung so anmuthig offenbart.

5. Die Zerstörung von Jerusalem. Ein Epos von Johannes Walter. Augsburg, Kollmann. 1838. Gr. 8. 9 Gr.

Wir haben es hier nicht mit den Leistungen eines erfahrenen Meisters zu thun, sondern mit den Erstlingen einer Muse; nicht mit einem vollendeten Opus, sondern nur mit einer Einleitung dazu, einem Vorläufer desselben auf vier Druckbogen; nicht mit einem Autor, der unbekümmert um Lob und Tadel sein Kindlein mit vornehmem Schweigen in die Welt sendet, sondern mit einem schüchternen Lehrling Apoll's, der in einer langen, langen Vorrede sein eigener Apologet zu werden sich genöthigt sieht. In eben dieser Vorrede, die das Horazische Nonum prematur in annum an der Stirn trägt, versichert er, daß dieses Motto wol nirgend mehr in Erfüllung gegangen sei als bei eben diesem Werkchen, welches den Vorläufer eines zwölfmal so umfangreichen, als dieses, bilden soll. Es trägt den Titel „Weihegesang", und enthält die der Zerstörung der jüdischen Hauptstadt vorausgegangenen Wunderzeichen, die mit Ausnahme eines einzigen sämmtlich biblisch-historisch sind. Was das Versmaß anbelangt, so hat der Verf. sehr glücklich den Hexameter gewählt, wobei es jedoch störend ist, daß der Verskünstler aus eigener Autorität mitunter den Daktylus im fünften Fuße gar nicht für eine nothwendige Eigenschaft des antiken Sechsfüßlers hält. Wo es die Natur der Dichtung zu erheischen scheint, bedient er sich jedoch auch anderer antiker Versmaße, wie sich z. B. (S. 33) ein Gebet des Priesters Abiboch in Form einer Sapphischen Ode und auf der folgenden Seite ein Chor der Seraphim in Alkäischen Strophen findet. Ebenso wenig behagt uns die wunderliche Orthographie, von welcher der Verf. selbst sagt, sie werde manchen Scholastiker (sic!) minder behagen. Erst wenn das ganze Werk erschienen ist, läßt sich ein Endurtheil fällen; für jetzt läßt sich weiter nichts sagen, als daß ein Stoff gewählt sei, der sich zu epischer Darstellung vollkommen eignet und höchst dankbar ist.

(Der Beschluß folgt.)

---

Kalendarz pielgrzymstwa Polskiego na rok 1840. (Kalender der polnischen Emigration auf das Jahr 1840.) Paris.

Unter diesem Titel veröffentlichen die polnischen Emigranten in Frankreich eine auf authentischen Mittheilungen beruhende Darstellung ihres gegenwärtigen Zustandes. Ähnliche Übersichten sind bereits für 1838 und 1839 erschienen, und namentlich enthielt der Almanach für 1839 eine, wahrscheinlich von Hoffmann herrührende „Erinnerung an sieben Jahre der Verbannung", eine Geschichte der Emigration, in welcher vorzüglich auch auf die Kämpfe und Parteiungen, die unter dieser Emigration aufgetaucht sind, Rücksicht genommen ist. In dem diesjährigen Almanach findet sich zuerst die Liste der im Laufe des verflossenen Jahres verstorbenen Emigranten, ihre Anzahl beträgt 33, dann folgt ein Namenverzeichniß aller in Paris wohnenden Polen nebst Angabe ihrer Adressen, sowie weiter der

Polen, welche in den französischen Departements, den größern Städten Englands, Belgiens und der Schweiz seßhaft sind. Hierauf folgt eine Relation über sämmtliche Vereine in Paris, die von Interesse ist. Es besteht dort 1) ein „Verein für wissenschaftliche Unterstützung", durch welchen jungen talentvollen Polen, denen die Mittel zu ihrer Ausbildung fehlen, theils fortlaufende, theils einmalige Unterstützungen gewährt werden, und es sind schon mehre junge Leute durch diesen Verein dahin gebracht worden, in einem angemessenen Lebenskreise thätig zu sein. Der Verein hat seit seiner Begründung (23. Dec. 1832) 68,914 Francs eingenommen und 58,633 Francs ausgegeben. 2) Ein „Verein für polnische Literatur", eine gelehrte Gesellschaft, die unter dem Präsidium des Fürsten Czartoryiski seit sieben Jahren besteht und gegenwärtig 141 Mitglieder und Correspondenten zählt. 3) Ein Verein polnischer Damen zur Unterstützung armer Emigranten, unter der Präsidentschaft der Fürstin Czartoryiska; er ist es, der die öffentlichen Verkäufe und Bälle zum Besten der Emigranten veranstaltet. Er hat b nnen fünf Jahren 135,275 Francs, im letzten Jahre 31,121 Francs ausgegeben. 4) Der demokratische Verein, dem gegenüber in neuester Zeit in der Stille 5) eine „Vereinigung der polnischen Emigration" aufgetaucht ist und bereits den größten Theil der Emigranten, über 2150 Personen, an sich gezogen hat. Nach ihrem Eintritt in Frankreich waren die polnischen Emigranten durchaus militairisch organisirt und der Gedanke an Krieg und Schwert herrschte in ihnen vor. Unter der Firma dieses Gedankens waren sie Eins in ihren Aussichten, ihren Bestrebungen und ihren Ideen; dies dauerte aber nur so lange, als der Zauber, der aus ihrer außerordentlichen Lage und dem lebendigen Andenken an ihren Triumphzug mitten durch Deutschland und einen Theil von Frankreich entsprungen war, sie umgab, so lange sie ihre wahre Lage nicht erkannt hatten. Als aber die Stimmen, die auf den Straßen: „Es lebe Polen!" gerufen, verstummt waren, als die Hoffnung auf Bildung von Legionen verschwand, als die Heimatlosen sogar hier und da von Denen, die sie für Freunde gehalten hatten, Verfolgungen erfahren mußten und mit der Politik der Cabinete näher vertraut geworden zu sein meinten, da trat eine gewaltige Reaction ein. Man schwur Haß allen Regierungen, trat in offene und geheime Verbindungen und die demokratischen Ideen gewannen die Oberhand. Zugleich zeigten sich periodische Schriften und Broschüren, welche einzelne weniger bekannte Facta aus der Revolution entstellten oder wol gar erdichteten und durch ihr Urtheil über die leidvolle Vergangenheit die Gemüther bis aufs Äußerste reizten. Jeder fühlte, daß er seiner Pflicht in seiner Sphäre nachgekommen war, und suchte den Schuldigen und den Urheber seiner und seines Volks Leiden neben sich, und wenn er ihm gewiesen wurde, hatte er sein Anathema bereit. Man sprach nun weniger von den Russen und Preußen, als von sich selbst, kein Name aus Polens Geschichte, keine volksthümliche Erinnerung blieb unangetastet vor der Kritik der Schreibenden und Discutirenden. Und so waren die Zerwürfnisse in der Emigration da. Endlich aber erkalteten die Leidenschaften, die Einsichtigen wiesen auf das Unwürdige und Unkluge dieses Benehmens hin, und auf die Nothwendigkeit neuer Versöhnung und neuer Verbindung, und so entstand dann die „Vereinigung der polnischen Emigration" (Zjednoczenie Emigracji Polskiej), die zum Zweck hat: „alle die kleinen Kräfte und großen Absichten in Einen Willen und Eine Kraft zu sammeln", und eine Anzahl von Mitgliedern aufweisen kann, welche kein anderer der polnischen Vereine auch nur entfernterweise erreicht hat. Außerdem wird in dem vorliegenden Almanach Nachricht über die öffentliche polnische Bibliothek, welche von dem greisen Niemcewicz mit großer Anstrengung in Paris gegründet worden ist, und über den in London bestehenden „Literarischen Verein der Freunde Polens", der zum Zweck hat, richtige Kenntnisse von Polen zu verbreiten, kurze Nachricht ertheilt.

Einen Haupttheil des Almanachs nimmt eine ziemlich ausführliche „Geschichte der Literatur der Emigranten" ein, in welcher die Repräsentanten dieser Literatur: Mochnacki, Mickiewicz, Slowacki, Gorecki, Czaykowski u. A. im Ganzen mit dem Bestreben nach Unparteilichkeit nach ihren Schriften geschildert werden. 7.

---

## Bibliographische Notizen.

Die „Cabinet-Cyclopedia", die seit 1830 unter der Leitung des Dr. Dionysius Lardner erscheint, wird in diesem Jahr mit noch 12 Bänden geschlossen werden: Bis jetzt sind 120 Bände erschienen, in fünf Gruppen: Geschichte, Biographie, Naturlehre, Manufacturen und Naturgeschichte. Wie man sieht, findet keine bestimmte Ordnung statt, im Innern der Gruppen sind manche Meisterwerke mit vielem Mittelgut lose aneindergereiht. Unter jenen nimmt die Geschichte Griechenlands von Thirlwall in acht Bänden (sechs sind davon erschienen) einen der ersten Plätze ein; zur Seite stehen ihr die Einleitung zu den physikalischen Wissenschaften und eine kurze Darstellung der Astronomie von Herschel und mehres Naturhistorische von dem genialen Swainson; in der Geschichte Englands ist das Werk von Mackintosh (in 10 Bänden, wovon jedoch nur drei aus seiner Feder flossen) ein ehrenwerther Torso, dem sich die Restaurationen nicht wohl anfügen; Th. Moore's „Geschichte von Irland" (4 Bde.), Walter Scott's „Geschichte von Schottland" (2 Bde.), zeigen die Geistesgewandtheit ihrer Verfasser auf einem Felde, auf dem sie sich nur durch ihre Vaterlandslandsliebe heimisch gefühlt haben mögen. Die Geschichte der Kirche, sowie die der Reformation von Stebbing (in zwei Bänden) werden dem deutschen Leser wegen der Art der Auffassung interessanter sein als die des deutschen Reiches von Dunham (3 Bde.); Sismondi lieferte eine „Geschichte des Verfalls des römischen Reiches" (2 Bde.) und eine „Geschichte der italienischen Republiken" (1 Bd.). Sehr interessant sind die „Geschichte der Entdeckungsreisen" von Cooley (3 Bde.); die „Biographien britischer Admirale" von Southey (3 Bde.), und die „Biographien britischer Feldherrn" von Gleig (3 Bde.). Den „Biographien britischer Staatsmänner" von Forster und Mackintosh (10 Bde.), sammt denen „britischer Rechtsgelehrten" von H. Roscoe (Sohn des Biographen Lorenzo's von Medici) schließen sich die von „auswärtigen Staatsmännern" von James und Crowe an. (5 Bde.)

---

Von dem „Dictionary of grecian and roman antiquities" sind jetzt drei Hefte erschienen, die viel Gutes versprechen. Die schöne Eigenthümlichkeit englischer Lehrbücher, den Text durch gute Abbildungen zu ergänzen, mangelt auch hier nicht und erhält um so größern Werth, als die Holzschnitte nicht allein sehr scharf und zierlich, sondern auch, was man in englischen Büchern über Philologie manchmal vermißt, immer nach authentischen Vorbildern gemacht sind. Von sorgfältiger Kritik zeugt auch der Text, der in der Regel auf den Ergebnissen deutscher Forschung fußt. Der Rechtsgeschichte ist in dem archäologischen Wörterbuch ihre gebührende Stelle eingeräumt; zu bedauern ist aber, daß der ursprüngliche Plan, die Naturwissenschaft der Alten ausführlich zu berücksichtigen, durch die Absicht, den Umfang und Preis des Buches (12 Hefte zu 1 Schilling) dem akademischen Gebrauch angemessen zu erhalten, verdrängt worden ist. Vielleicht kommen die Vorarbeiten, die in dieser Hinsicht gemacht waren, den Freunden der Alterthumswissenschaft und Naturkunde in einer bessern Form zugute. Wie das Wörterbuch ist, füllt es in der philologischen Literatur der Engländer eine wesentliche Lücke aus; denn das „Classical dictionary" von Lemprière, das einzige, was man in diesem Fache besitzt und seit 40 Jahren zu kaufen und zu preisen nicht ablassen konnte, ist ebenso unvollständig als unkritisch. 43.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 186. — 4. Juli 1840.

## Bericht über eine Poeten-Centurie aus dem Jahre 1839.

### Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 185.)

6. Zuleima und Saladin. Ein episches Gedicht in drei Gesängen von Friedrich August Steger. Zeitz, Webel. 1838. 8. 10 Gr.

Der Pascha Omar in Palästina hat seine türkischen Scharen gegen die Beduinen ausgesandt und nimmt Saladin, einen jungen, tapfern Araber, gefangen. Er übergibt den schwer Verwundeten einem christlichen Manne (ist es ein Arzt vielleicht?), auf daß er desselben pflege, damit er an dem Genesenen vollständig Rache nehmen könne. Dieser Pfleger Saladin's hat eine Tochter, Zuleima, welcher er den verwundeten Jüngling übergibt. Bald fühlt sie ihr Herz vom Pfeil der Liebe für den holden Pflegling tief verwundet, aber auch bald durch Gegenliebe geheilt. Sie gesteht dem Vater ihr zärtliches Verhältniß zu Saladin, und man beschließt, in die Heimat des Arabers zu entfliehen; doch soll dieser zuerst heimlich dahin zurückgehen, um Alles zur Flucht der Geliebten und ihres Vaters bequemer einzurichten. In der Zeit seiner Entfernung fodert Omar den Gefangenen zurück; da er ihn nicht findet, läßt er den Vater hinrichten. Zuleima's Schmerz wird durch die Vorwürfe ihres Gewissens noch brennender, bis Saladin, der bei seiner Schwester in der Heimat gewesen, sie abholt. Sie flüchten nach einem Hain, wo das Gefolge Saladin's ihrer harren soll. Doch wird dieses von umherschweifenden Türken angegriffen und zerstreut, worauf sich Saladin genöthigt sieht, mit der Geliebten allein die Flucht nach der Heimat zu nehmen. Das lange Umherirren in einer Sandwüste in den brennenden Strahlen der Sonne erschöpft Zuleima's Kraft. Sie erholt sich zwar, da sie eine Quelle unter einer Palme entdecken, aber nur kurze Zeit, und gibt in den Armen des Geliebten ihren Geist auf. Der Verzweifelnde trägt den Leichnam durch die Wüste auf seinen Armen zu seiner Schwester, wo er todesmatt ankommt und entseelt niedersinkt. Dies ist der einfache Stoff dieses Gedichts, zu kurz, um Episoden einzuweben, zu trocken dargestellt, als daß es unterhalten könnte. Der Vers bewegt sich in der Form der Octave etwas ungelenk und schwerfällig. Kakophonien hinsichtlich des Reims, Dehnungen der Zeitwörter und Inversionen vergällen den Genuß beim Lesen. Man höre die Stanze (S. 52):

> Zuleima, hättest du geahnt, welch' Leiden,
> Welch' namenloser Schmerz das Herz dir einst
> Für solche kurze Dauer dieser Freuden
> Zerreißen würde, Arme! bald, vielleicht, ach weinst
> Du, statt der Thränen höhrer Seligkeiten,
> Die Thränen herben Schmerzes, bald, ach, meinst
> Du, nichts auf Erden gleiche deinem Leide,
> Das dir das tückische Geschick bereite.

Solcher Stanzen sind mehre; blos im dritten Gesange sind einige Stellen, die wir in diesem Gedicht jener Quellenoase mit dem Palmbaum vergleichen möchten, wo Saladin die verschmachtete Geliebte wieder ins Leben rief. Überdies nimmt sich der Verf. nicht übel, S. 37, Stanze 3 ein paar Füße zu viel in den Vers zu bringen. Wie verschieden mithin von der Grazie der Wieland'schen und der reichen Euphonie der Ernst Schulze'schen Stanzen! Der Verf. hätte besser gethan, das Werkchen seinen Freunden blos vorzulesen, oder es erst dann drucken zu lassen, wenn es das Horaz'sche Nonum prematur in annum erfüllt hätte.

7. Schön Irla. Ein Märchen von Friedrich von Sallet. Trier, Troschel. 1838. 8. 12 Gr.

„Schön Irla" ist ein so zartes, aus dem feinsten Äther der dichtenden Phantasie gewebtes Duftbild, daß es die materielle Berührung und Beleuchtung kaum duldet, und daß die Referentenfeder zu schwer und zu plump ist, in ihrer schulmeisterlichen Prosa ihr treues Abbild auf das Papier zu zeichnen. Der Leser ahnt nur in ihr eine jüngere nordische Schwester jener mythischen Psyche aus dem Alterthum, welche die Seligkeit der Liebe und des Himmels im kalten Klima des Erdenlebens heiß ersehnt, sucht und erstrebt; Blumen und Bäume, Nachtigallen und Mücken, Meereswogen und Engel singen sie an und verwandeln sie in einen Vogel, der mit leichten Schwingen aus dem Norden in den Süden schwebt und versucht, in das Eden einzudringen, wo ein Englein schläft. Endlich gelingt ihr die Erringung dieses Edens; das Eis schmilzt in dem Lebensstrahl der südlichen Sonne und schön Irla wird die Bewohnerin einer schönern Zone. Das Lyrische bedeckt hier das Epische ganz und nur die Titelbezeichnung „Ein Märchen" kann und mag es rechtfertigen, daß wir dieses lieblichen lyrischen Gedichts unter den epischen Productionen erwähnen und es rühmen.

8. Griseldis. Romanze. Von Adolf Steppes. Darmstadt, Pabst. 1839. 16. 6 Gr.

Friedrich Halm's gleichnamiges dramatisches Gedicht, welches trotz einer herben Kritik von Wienbarg in den „Blättern der Börsenhalle" so viel Glück gemacht, daß es ins Italienische, Schwedische und Polnische übersetzt ist, hat Hrn. Dr. Steppes begeistert dieses Meisterstück in einem kleinen romantischen Bilde abzuspiegeln, sodaß das Ganze auch vom Einzelnen, im häuslichen Kreise, vorgetragen werden kann. Der Stoff ist der Bearbeitung nicht unwerth und die Bearbeitung selbst gelungen zu nennen. Das Duodezbüchlein (es hat nur 32 Seiten) ist in einem Akrostichon dem Prinzen Georg von Hessen und bei Rhein dedicirt.

9. Der Skalde. Von G. C. Th. Francke. Hamburg, Nestler und Melle. 1838. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir stellen nicht in Abrede, daß die hier aufgestellten romantischen Gemälde, deren einzige Staffage die skandinavische Heroen- und Götterwelt bildet, sowol für die Bewohner Dänemarks, wie auch für viele Leser deutschen Abstamms von Interesse sein mögen, wie denn auch die Sprache edel genug ist, um ihrem Bildner seinen Platz unter den Dichtern seines Mut-

terlandes anzuweisen; aber nach unserm Dafürhalten steht der nordische Skalde stets eine Stufe tiefer als der griechische Rhapsode, des Deliers Leier klingt süßer als des Skalden Telyn und wir weilen lieber im Elysium als in Walhalla. Fern sind wir indessen, um dieses individuellen Gefühls willen über diese Romanzen und Sagen den Stab brechen zu wollen; es kehren freilich dieselben Rhythmen, dieselben Weisen, dieselben Bilder, dieselben Gestalten immer wieder; aber sie werden dennoch Anklang finden an den Stellen, wo der jetzt völlig verklungene Skaldengesang einst tönte; sie hellen mit zauberischem Lichte die Trümmer einer versunkenen Welt und bedecken mit dem leicht gewebten Schleier der Phantasie die anwidernde Roheit eines alten Urstammes und die Unbilden einer nächtlichen Zeit. Auf Details können wir uns hier um so weniger einlassen, da wir die letzten Romanzen nicht gelesen haben. Das Buch ist dem Kronprinzen von Dänemark (jetzigem Könige) geweiht.

10. Schill. Eine poetische Festgabe zur 25jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig, von Wilhelm Meinhold. Pasewalk, Freiberg. 1839. Gr. 8. 12 Gr.

Schon früher haben wir Gedichte von Wilh. Meinhold in d. Bl. mit gebührendem Lobe angezeigt und nahmen mithin vorliegenden Romanzencyclus mit günstigem Vorurtheil zur Hand; aber unangenehm wurden wir enttäuscht. Hr. M. hat von jeher viel und zu viel Werth auf seine poetischen Leistungen gelegt. Schon in der Vorrede wird eine Sprache geführt, aus der man schließen möchte, der Verf. gebe ein Epos, ausgezeichnet in seiner Art, und wenn wir lesen, was er S. 30 von dem schönen und malerischen Verse sagt, nämlich von dem Aristophanischen anapästischen katalektischen Tetrameter, den er jedoch hier (nämlich Romanze Nr. XI.) hyperkatalektisch gebraucht habe, so klingt es nicht anders, als wollte er sagen: Habe Respect, o Leser, vor meiner Poetik! Aber wir müssen es eingestehen: Hier ist überall much ado about nothing. Die ganze Form, in der die Geschichte des waghälsigen und patriotischen Parteigängers, der, rührend genug! auch nach seinem Tode nicht fand, wo sein Haupt ruhen konnte, weil es ihm die Holländer abgeschnitten, in Spiritus gesetzt und nach Leyden gesandt hatten, hat uns nicht angesprochen, und hinsichtlich des Geistes ists in der That nicht besser. Der alte Förster, der von Anfang bis zu Ende im Buche mit einer naiven Derbheit und seinem glühenden Patriotismus figurirt, zeigt sich uns in Situationen und offenbart Charakterzüge, die uns ein Lächeln abnöthigen. Man höre. S. 5 sagt er bei der Retirade der Preußen: „Friedrich, alter Friedrich, mein Herz verbrennt!" Das Benehmen der französischen Einquartirung schildert er dem alten Freunde Schill's, einem Pastor, also:

Pastor, der Franzose macht's gar zu schlimm,
Ist er hier bei Ihnen auch so voll Grimm?
Pour moi, so schreit er, vin und fromage,
Und dann will er Semmel noch alle Tage.

Er fragt den französischen Offizier nach seinem Könige, worauf dieser erwidert: „Sacre nom de dieu, der lauft was er kann!" Das erzürnt den alten Mann höchlich, und er sagt dem Franzosen, wenn den König seine eigenen Leute nicht verkauften, dann würde er nicht laufen, und er fügt hinzu: „Wie bei Roßbach hättet ihr Herrn Franzosen wieder Stripps bekommen auf Eure Hosen." Das versteht aber der Sieger unrecht, zieht die Plempe heraus und haut den Alten schändlich aus. Wie er (S. 45) vom Tugendbunde hört, schickt er den Christoph eilig nach der Stadt, damit er Wein hole; man sucht ihn zwar davon abzuhalten, aber er schreit: „Lassen Sie ihn laufen, heute will und muß ich mich besaufen!" So geht's bis zu dem Momente, wo ihm die Nachricht von Schill's Ende das Herz bricht. Nicht wie ein Schwein wolle er sterben, äußert er, verlangt den Pfarrer, seinen Corporalstock und seinen Zopf. Da liegt er nun. Alles weint und an dem dicken Zopfe leckt ihm das Hündchen — ist Alles S. 77 zu lesen. Schill selbst erscheint seiner nicht würdig in des Lebens letzter Scene. Er ist aufgeregt, kleinmüthig, abergläubisch und greift zur Rumflasche, um sich zu betäuben. Er zerschmeißt sie freilich nachher, tobt, betet, zieht das Schwert: „Heraus, mein Schwert, wer in der Liebe endet, der hat auch ohne Gott in Gott geendet!" Aber auch die letzten Worte und Handlungen versöhnen uns nicht mit ihm, noch weniger aber mit dem Verfasser. Die letzte Nummer: „Schill's Kopf", hat mehr poetischen Werth als alles übrige, und wir erkennen darin den frühern Dichter. Das Portrait Schill's, eine Zeichnung des Kopfes mit breiter Narbe, wie er sich im Spiritus erhalten hat, ist dem Gedicht vorangestellt. Eine gute Zugabe.

11. Elfenprinz. Eine Dämoniade von Philipp Walburg Kramer. Ulm, Nübling. 1838. Gr. 12. 10 Gr.

Glossiren wir mit einigen Strichen die ersten Stanzen dieser in das Gebiet der niedern Komik zu verweisenden Dämoniade, und diene dasselbe als Bericht und Ansicht. Der erste Gesang beginnt:

Euch ruf' ich an, ihr ungeheuern Berge,
Auf deren Scheitel Sang getönt der Skalden,
In deren Klüften weise Zauberzwerge,
Die Beine krumm, das Antlitz voller Falten,
Für Held und Sänger brauten die Latwerge,
Daß sie die Hände voll Begeistrung ballten;
Ihr breitschultrigen, altersgrauen Riesen,
Wollt mich mit Euerm Geiste übergießen.

Und die Zwerge neigen sich wirklich huldreich dem Flehenden zu und übergießen ihn mit ihrem freilich nicht immer reinen Geiste voll und ganz, durch und durch, sodaß er trieft. Bei der zweiten Stanze wäre nichts zu glossiren. Die dritte lautet:

Und euch, ihr wandellosen Sternenlichter,
Ruf' ich mit Inbrunst an, seid auch mir holde,
Ich bin ein unberühmter junger Dichter,
Dem die Glücksgöttin seither feindlich grollte.
Ihr liebenswerthen Engelangesichter,
Verklärt mein armes Lied mit Euerm Golde,
Bringt mir Gefühle, süß wie Honigseim,
Und manchen funkelnagelneuen Reim.

Ob die wandellosen Sterne dem allerdings unberühmten und uns unbekannten Dichter so geneigt sind wie die zuerst angerufenen Erdgnomen, steht dahin; doch gewähren sie wirklich manchen funkelnagelneuen Reim, der hin und wieder durch Sdruccioli oder daktylische Formen von komischer Wirkung ist. Stanze vier:

Ich habe ein Tragödienspiel geschrieben,
Und wäre schier vor Traurigkeit gestorben;
Und da ich nun die Wehmuth abgetrieben
Und meinen Lorber schmachtend mir erworben,
Will mir ein pudelnärrsches Lied belieben,
Dieweil mein Sängermark noch nicht verdorben;
Und faß' ich bei den seidnen Lockenhärchen
Mit froher Laun' ein allerliebstes Märchen.

Ein pudelnärrisches Lied — ja; aber durch solches läßt sich der Lorber selten erringen, besonders wenn es wie hier allzu pudelnärrisch ist, etwas riechend nach dem lauwarmen Qualm der Handwerksburschentaverne und Studentenkneipe; auch hegen wir einen bescheidenen Zweifel, ob das Epitheton „allerliebst" hier zu „Märchen" passe.

Den Leser soll mein buntes Lied ergetzen,
Aufstich' ich Herzen, die vor Liebe pochen,
Und Mörder, welche ihre Dolche wetzen,
Und Götter, welche ihren Eid gebrochen,
Die Hölle selbst voll Grauen und Entsetzen,
Und — doch es ist genug Prolog gesprochen,
Wir wollen uns nicht länger mehr besinnen,
Die Handlung soll ohn' Weiteres beginnen.

Leider ergötzt aber das Lied nicht immer; nicht selten erregt es sogar Ekel, z. B. wo die Situation beschrieben wird,

in welcher der Elfenprinz den Zwerg Gucho findet, oder wo der physische Genuß der Liebe beschrieben wird, wo man in der That mit Horaz ausrufen möchte: Ohe jam satis est! An einigen Zügen komischer Derbheit fehlt es nicht; aber die Erfindung des Ganzen bekundet keinen Phantasiereichthum.

12. Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden. In alten und neuen Dichtungen, herausgegeben von August Nodnagel. Darmstadt, Jonghaus. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine dicke Anthologie (fast 400 Seiten), angestellt auf dem Felde der Sage und Legende, auf welchem sich gegen 80 Poeten und Poetaster aus neuer und neuester Zeit umtummeln. Zum Verdienste rechnet sich's der Sammler an, daß er, zunächst wol zu Nutz und Frommen der Jugend, in einem Anhange den Umriß der Mythologie und eine Theorie über die deutsche Sage gegeben habe, sowie er denn auch als Vorzug dieser Sammlung anführt, daß er durch seine Auffoderungen an die Dichter eine ziemliche Anzahl bisher noch ungedruckter Stücke, die mehr als den sechsten Theil des Ganzen einnehmen, veranlaßt oder zum Drucke gebracht habe. Wir bekennen uns gern zu den Anerkennenden dieses Fleißes und dieser Verdienste.

13. Der Dammbruch, oder das Pfarrhaus zu Weidau. Ein Natur- und Familiengemälde in vier Gesängen von Hermann Krüger. Elbing, Neumann-Hartmann. 1839. 16. 12 Gr.

Eine gar freundliche, liebe Gabe, kunstlos wie die Natur, warm wie das fühlende Menschenherz. Es ist wahr, der alte Pfarrherr zu Weidau erinnert an den ehrwürdigen Pfarrer zu Grünau, seine Gattin an die „alte verständige Hausfrau", seine Tochter Therese an Luise, und Gerold an den edeln, bescheidenen Walter, ja, selbst einige Wendungen in der Sprache und im Hexameter an Voß'schen Phrasenkram und Lieblingsredeweise; aber das kann, das darf hier um so weniger stören, da das Gedicht (wir können es füglich ein Idyll nennen) durch ein trauriges Naturereigniß, nämlich die vorjährige Überschwemmung der Weichselniederung veranlaßt wurde, und auch der Ertrag drei in der elbinger und marienburger Niederung Verunglückten bestimmt ist. Den Hintergrund des kleinen historisch wahren Gemäldes, das nicht übel gelungen ist (vgl. den zweiten Gesang), bildet das vorerwähnte furchtbare Naturereigniß, den Vordergrund dagegen eine dem Reiche der Phantasie angehörende Gruppe fühlender Menschen, deren Harmlosigkeit und frommer Sinn uns ebenso anzieht wie der Glaubensmuth, der ihnen Beistand in der Stunde der Noth und Gefahr ist und ihnen Alles überwinden hilft. Wir geben absichtlich kein Résumé des Inhalts, damit wir dem Urtheile und Genuß des Lesers nicht vorgreifen; er selbst lese und — kaufe, damit der Zweck des edeln Verfassers erreicht werde.

14. Deutsche Ahnen in Romanzen aus Geschichte und Sage, von Georg Rapp. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1839. Kl. 8. 18 Gr.

Das Büchlein gibt, was es verspricht: Lieder, die von des Vaterlandes Vorzeit und seinen Helden singen, von Hermann den Cherusker bis auf Ludwig von Baden; dann noch Sagenhaftes, gut dargestellt, doch hin und wieder schon zu Markte gebracht. Ausstellungen lassen sich nirgend machen, und wenn es im lieben deutschen Dichterwalde heutzutage nicht von allen Zweigen schallte, so würden wir mehr über das hier Gebotene sagen und es leichter charakterisiren können.

15. Die Abenddämmerung. Eine nordische Sage. Zur Neujahrsgabe von Fr. v. Maltzahn. Güstrow, Opitz u. Comp. 1839. Gr. 8. 8 Gr.

Der Verf. ergeht sich auf dem Sagengebiete der nordischen Mythologie und läßt den bösen Locke, den Fenriswolf, die Midgardschlange, Odin, den Vater der göttlichen Asen, Thor, Uller, Baldur, Fürsette, Wile, Frey, Thir, Heimdal, Satur, Braga, und besonders im vierten Gesange Siona und Widar figuriren, was für Alle, die sich für die beiden Edden und die nordische Sage überhaupt interessiren, ein willkommenes Schauspiel sein dürfte; was Ref. betrifft, so hätte er das Werklein (55 Seiten) wol gar nicht gelesen, wenn er es nicht lesen mußte als Berichterstatter; denn ihm behagt nun einmal der ganze Kram der skandinavischen Kosmogonie und Mythologie nicht; desto mehr sagte ihm die Form zu, in welcher gegenwärtige Sage auftritt. Sie ist nicht, wie es sein sollte, die dramatische, sondern die epische. In wohlklingenden Stanzen bewegt sich die Handlung leicht fort, und diese Stanzen bekommen einen ganz eigenthümlichen Reiz durch den Gebrauch der Anapästen statt der reinen Jamben. Es hat dem Sänger nicht gefallen, den Quell zu nennen, aus dem er die vorliegende Sage geschöpft; wir gestehen, daß wir zu unbewandert sind in den beiden Edden, um angeben zu können, was auf Rechnung der mythischen Historie und auf Rechnung der eigenen schaffenden Phantasie zu schreiben sei. Der Titel des Gedichts scheint uns in keiner nahen Beziehung mit des Buches Inhalt zu stehen.

16. Der fahrende Sänger. Von Johann N. Vogl. Wien, Wallishausser. 1839. Gr. 8. 18 Gr.

In dem gereimten Vorworte sagt der Verf., der hier alte Legenden, Balladen und Reime nachbildet, er wolle durch das Gebotene keine Lorbern gewinnen, und verlange keinen Dank dafür als einen stillen Gruß; in der That lassen sich auch durch solche Nachbildungen keine Lorberreiser erringen; es kommt nur darauf an, daß sich Geschmack in der Wahl mit der Leichtigkeit in der Darstellung harmonisch verschmelze. In den altspanischen Romanzen, wo fast überall die Assonanz beobachtet ist und die im Metrum der Originale abgefaßt sind, herrscht leider eine widerliche Breite; freilich laboriren die romances viejos größtentheils im Originale auch an diesem Gebrechen. Man lese z. B. „Pedro und Blanca" in vier Nummern. Die altschwedische Ballade „Klein Karin" (die erste Nummer) ist schön und läßt in keiner Art unbefriedigt. Die altenglische Ballade „Die drei Schützen von Carlisle", ist nichts anders als die in England national gewordene Tellsage, die wir auch in Dänemark und Irland finden. „Der Knabe, der mit einer in die Quere getragene Stange in die Thür gehen wollte", nach dem Holländischen des Cats, ist läppisch und matt. Geist und Ton altdeutscher Balladen ist bekannt. Wohl gefallen werden auch die altserbischen Heldensagen, namentlich „Des Arabers Brautfahrt". Das Ganze gibt eine treffliche Ausbeute für unsere Anthologen.*) 82.

---

## Kleinigkeiten in bunter Reihe. Bemerkungen und Betrachtungen über Gegenstände der Natur und Kunst. Von Johann Friedrich Ludwig Hausmann. Erstes Bändchen. Göttingen, Dieterich. 1839. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Hr. Hofrath Hausmann in Göttingen ist in unserm Vaterlande durch seine naturwissenschaftlichen Schriften bekannt genug, um nicht auch für diese in dem Leser Erwartungen zu erwecken, die mit den Ansprüchen, welche die Gegenwart an den Naturforscher macht, auf gleicher Linie stehen. Der vornehm-didaktische Ton, der seit einer geraumen Reihe von Jahren an den Arbeiten göttinger Gelehrten verspottet wurde, ist hier auf angenehme Weise gemäßigt, und es würde unbillig sein, Das, was hier unter einem bescheidenen Titel angekündigt und in dem Vorwort „ein unansehnlicher Strauß von kleinen Blättern, Blumen und Früchten" genannt wird, deshalb gering zu halten, weil der Hr. Verf. selbst es für „Kleinigkeiten" hält. In der That ist in jedem der hier gegebenen fünf Aufsätze ein reiches, sicheres Wissen, ein liebevolles Belauschen und Beobachten der Natur und eine hohe Achtung vor den Fort-

*) Einen zweiten Artikel lassen wir im Monat September folgen. D. Red.

schritten des Menschengeistes — vor jenem rastlosen Suchen nach dem Urgrund aller Dinge — dargelegt. Wir glauben besonders den zweiten Aufsatz: „Die Zweckmäßigkeit der leblosen Natur", als eine ebenso gelungene als belehrende, ruhig fließende Darstellung des Einflusses der scheinbar todten und täglich absterbenden, rigiden Oberfläche der Erde auf die Entwickelung der Thätigkeit des Menschen nach allen Richtungen hin bezeichnen zu dürfen. Es ist hier in gedrängter Kürze ein Bild menschlichen Scharfsinns gegenüber der leblosen Natur und ihrer Benutzung für alle Zwecke des Lebens, und somit des gegenwärtigen Grades der technischen Intelligenz gegeben, das — und wenn der Leser auch mit allen Einzelnheiten bereits anderweit bekannt geworden wäre — doch in seiner Totalität einen überaus beruhigenden, imponirenden Eindruck macht. Die Aufsätze unter 1): „Über die Schönheit der belebten und unbelebten Natur", und unter 3): „Über die Nationalphysiognomie der Krystalle", von denen der letztere eine sehr bescheidene Belehrung für Hrn. Prof. Suckow in Jena enthält, schließen den erst erwähnten gleichsam als Vor- und Nachwort passend ein. Über den Zweck des Aufsatzes unter 4): „Ein Wort vom Glase", sind wir nicht recht im Klaren; seine Entstehung hat wol eine sehr zufällige Veranlassung gehabt, und wenn er auch dem Aufsatz unter 3) in vieler Beziehung sich anschließt, so scheint seine Ausführung doch nicht ganz geglückt. Dagegen verdient der letzte Aufsatz unter 5): „Über die Veränderungen, welche das Äußere von Gebäuden und von Werken der bildenden Kunst erleidet", die Aufmerksamkeit aller Architekten und Bildhauer, welche bei dem Naturforscher sich stets über die Natur des Materials zu ihren Arbeiten die genaueste Auskunft holen sollten, in einem hohen Grade und es würde sich dieser Gegenstand zu einer größern, sehr nützlichen, wissenschaftlichen Arbeit eignen, sobald die Erfahrungen verschiedener Zeiten und Zonen weiter gesammelt, geprüft und von fester Hand zusammengestellt würden. Die hier gegebene neue, wenn auch mehr einseitig auf das Mineralreich beschränkte, Anregung für den Gegenstand ist dankbar anzuerkennen. 6.

---

## Notizen.

Über Capefigue's Werk: „L'Europe pendant le consulat et l'empire de Napoléon" (erste Lieferung, 2 Bde.) äußert sich ein französisches kritisches Journal: „Hr. Capefigue ist mit einer wahrhaft verschwenderischen Fruchtbarkeit begabt; er bringt geschichtliche Werke mit derselben Schnelligkeit hervor, mit welcher gewisse Schriftsteller Romane machen. Wollte man auch sagen, daß bei Werken der Einbildungskraft die Zeit nichts zur Sache thue, so kann man dies doch nicht auf eine Arbeit des Studiums und der Untersuchung anwenden. Die Geschichtbücher des Hrn. Capefigue verrathen übrigens auch die Spuren dieser Eile. In einer sehr angenehmen Manier geschrieben, reißen sie wol den Leser hin, aber nicht lange, und er wird erkennen, wie sehr ein tüchtiger Grund ihnen mangelt, er wird bald das Vertrauen zu des Autors Urtheil verlieren und dieser Oberflächlichkeit, welche der Würde der Geschichtschreibung so entgegen ist, müde werden. Indeß scheint es uns, als ob gegenwärtiges Werk verdiente die Aufmerksamkeit zu fesseln. Hr. Capefigue betrachtet Napoleon unter einem andern Gesichtspunkt, als die meisten französischen Geschichtschreiber bisher gethan haben. Mit der absoluten Gewalt ersichtlich sympathisirend, sieht er in dem Kaiser den wahrhaften Wiederhersteller dieser Gewalt, er bewundert sein Genie in der mächtigen Fähigkeit, womit der Kaiser alle die durch die Revolution auseinandergesprengten Kräfte von neuem zu sammeln und zu concentriren, das Geschrei der Tribunen zu ersticken, diese sogar an seinen Triumphwagen zu fesseln und die glühendsten Verehrer der Freiheit in Hofleute, die dem Despotismus blind ergeben waren, zu verwandeln wußte. Nach dieser Seite hin findet er den Ruhm und das Genie Napoleon's mehr als in seinen glänzenden Eroberungen, die am Ende doch nur dazu dienten, die Grenzen Frankreichs zu Gunsten seiner Nachbarn enger zu ziehen. Die zahlreichen Siege der französischen Armee werden seinem Urtheil nach durch die kläglichsten Fehler aufgewogen, welche den Fall der mit so großer Geschicklichkeit gegründeten Herrschaft herbeiführten. Eine solche Ansicht liegt gewiß der Wahrheit näher als diejenige von Schriftstellern, die aus Napoleon einen Freund der Freiheit machen, dem nichts so sehr am Herzen gelegen habe als die Wohlfahrt und der innere Fortschritt Frankreichs. Um übrigens Capefigue vollständig beurtheilen zu können, müssen wir die Veröffentlichung der folgenden Bände abwarten. Die beiden ersten umfassen nur den ziemlich kurzen Zeitraum von 1794—1801; das ist die aufsteigende Periode Napoleon's, deren Ereignisse noch am besten bekannt sind und innerhalb welcher er seine Talente und Absichten am schlagendsten entwickelte. Für die Parteigänger der absoluten Gewalt bietet sich hier in der That ein bewundernswürdiges Schauspiel dar und man kann sagen, daß Napoleon Alles gethan hat, um der Held der Legitimität genannt zu werden." Obgleich für uns Hr. Capefigue, der selbst die despotischsten und miserabelsten Zeiten, wie die der Regentschaft mit allen Mitteln heuchlerischer Sophistik zu vertheidigen bemüht ist, nicht als Gewährsmann gelten kann, so haben wir doch seiner Ansicht über Napoleon Erwähnung thun wollen, mit Bezug auf viele, jüngst in der französischen Deputirtenkammer laut gewordene Aussprüche zu verstehen zu geben, daß auch in Frankreich über Napoleon eine der frühern Ansicht entgegengesetzte sich allmälig Geltung verschafft. Man wird wenigstens aufhören zu glauben, daß Napoleon ein Held und Beschützer nicht blos der französischen, sondern sogar der allgemeinen Weltfreiheit und zugleich der edelste Kosmopolit gewesen sei, welcher ja seine eigene Nation zur Schlachtbank führte, um fremde Nationen zu unterjochen.

---

Wie je länger je inniger die Briten für deutsche Kunst und deutsches Wesen ihr als engherzig verrufenes Gemüth aufthun, davon zeugt auch folgende Stelle, welche aus einem „Specifications" betitelten Werke von Mr. Bartholomew entnommen ist. Der Verf. überschüttet darin die deutsche Baukunst und ihre Repräsentanten mit einem Lobe, welches uns in einigen Punkten fast das gerechte Maß zu übersteigen scheint. Die gegenwärtige deutsche Schule der Baukunst", sagt der Verf., „ist großen Ruhmes würdig, ihre Werke haben Größe der Auffassung und Schönheit der sculpturalen Verzierung im edelsten Kunststyle und zeugen von tüchtiger Kenntniß der Constructionswissenschaft. Wir haben in keiner andern modernen Architektur Schönheiten von so ausgesuchter Erfindung. Die meisten unserer neuen Bauwerke sind dürftig und kahl; nur wenige von ihnen sind correct, manche erscheinen sogar noch kälter als der Stein, woraus sie erbaut sind. Dennoch sind unsere Gebäude in manchen Punkten denen der Deutschen überlegen, denn neben den vortrefflichen Eigenschaften, wodurch sich die Werke unserer ausländischen Mitbewerber auszeichnen, geht eine ganz überraschende Rohheit nebenher, eine gewisse Neigung zu den schlechtesten Principien des schlechtesten Gothischen, in gänzlichem Widerspruch mit den erhabenen Schönheiten ihrer Schule, deren Leistungen in mancher Hinsicht sogar den Werken der Griechen überlegen sind. (!) Ohne diesen Zusatz von tedeskischer Geschmacklosigkeit würden ihre Werk zu schwebend, zu ätherisch sein, um noch menschlich zu sein. Ihre Pläne scheinen das Ergebniß von jenen zwei dualistischen Principien zu sein, welche im Menschen thätig sind. Könnten wir unserer Architektur die keuschen, classischen und sinn- und erfindungsreichen Schönheiten der deutschen Baukunst einhauchen, so würden wir sie zugleich weiter fördern und erwärmen. Aber wir dürfen auch nur die Fehler der deutschen Baukunst nachahmen, um den Ruin unserer eigenen hinkrankenden Architektur zu vervollständigen." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 187. — 5. Juli 1840.

Jenseits der Berge. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1840. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

„Ich sehe mir die Dinge mit meinen eigenen Augen an und erzähle dann Alles redlich wieder. Es sind freilich nur ein paar kleine, unbedeutende Augen, aber sie sind unbestechlich, lassen nicht den Prunk als Pracht, Ceremonie als Feier, Formeln als Würde gelten. Und wahr bin ich auch — vielleicht in den Einzelheiten nicht ganz exact, d. h. die Reihenfolge mag etwas anders gewesen sein, oder dergleichen; aber wahr bin ich, denn Alles sehe ich und erlebe ich noch einmal, indem ich es niederschreibe. Warum sollte ich auch nicht wahr sein? Ich bin ja unabhängig, habe keinen Protector zu schonen, keine Partei zu verfechten, keine Gunst zu erschmeicheln, keine Absicht zu erreichen: solche Beweggründe sind der unsichtbare Keim der Unwahrheit; sie machen befangen. Meine Vorurtheile mag ich wol überall mit mir umhertragen, aber sowie ich meine Augen oder mein Herz mit mir herumtrage: sie gehören zu mir." Mit diesen Worten, die irgendwo im zweiten Theile des Buches zu lesen sind, charakterisirt sich die Verfasserin und ihr Werk besser, als es die Kritik vermag, und wir stellen sie um deshalb unserer Anzeige des letztern voran. Die Lesewelt kennt die Gräfin Ida bereits als Dichterin und als Novellistin, ihr Name — ein schöner Name — hat auch bereits in der Modeliteratur einen guten Klang; hier lernen wir sie als Reisebeschreiberin von einer neuen Seite kennen, und wir meinen von einer noch günstigern als bisher. Nicht die Reisebeschreibung ist das Gute, sondern ihr eigenes Selbst, was sie mit in den Kauf gibt. Es sind Memoiren ihrer Gesinnung, ihrer Anschauungsweise, ihrer Gefühle. Die Gegenstände sind nur die Nebensache, die Feuersteine, an denen der Stahl sich reibt und Funken gibt. Diese lebendig sprühenden Funken, geweckt von Allem, was Funken erwecken kann, sind es, was uns in dem Buche interessirt. Sie ist wahr, wenn sie sich durchaus der Wahrheit rühmt; denn da ist in beiden Theilen nichts Gemachtes und Gekünsteltes; es ist die eigenste Natur und die frische Kraft einer möglichst ursprünglichen Seele, die sich in Empfindungen und Gedanken ausspricht. Verhältnisse, gesellschaftliche Ansichten haften der Reisenden freilich an, sie kann nur urtheilen wie eine Frau ihres Standes; aber noch hörten wir keine deutsche Frau ihres Standes so unbefangen „von der Leber weg sprechen". Manches mag brüsk, Einigen vielleicht im Urtheil unweiblich erscheinen, auch wird sie hier und da bitter; doch wenn sie recht in Fluß und Zug ist, gibt sich auch eine Naivheit der Gefühle kund, welche rührt, obgleich ihr um nichts weniger zu thun ist, als zu rühren. Man kann ganz entgegengesetzter Ansicht mit der ihrigen sein, man hört sie aber gern die ihre entwickeln und wird ihr, um es prosaisch auszudrücken, gut; denn es ist ihre reine, aufrichtige Überzeugung, und sie weiß sie so treuherzig und Jedem verständlich auszudrücken. Selbst da, wo man ihr vorwerfen könnte, sie gäbe sich Airs und wolle, Ansichten und Autoritäten umstoßend, mit paradoxen Meinungen sich geltend machen. Von diesem Glauben wird man bald bekehrt. Sie fühlt nur ihre Unabhängigkeit, diese will sie geltend machen; und wer verdenkt das einer selbständig dastehenden Frau. Sie will aber weder belehren, noch Truppen sammeln zu einer neuen Schilderhebung. Freilich tritt sie männlich auf; wer unterdrückt seinen Geist! Aber, so paradox das klingt, sie wird nicht unweiblich, sondern, wenn man sich an ihre Ausdrucksweise gewöhnt hat, sogar liebenswürdig. Man glaubt zu erkennen, daß harte Erlebnisse ihr die Bitterkeit und die scheinbar schroffe Redeweise eingaben.

Gräfin Ida ist Aristokratin. Wer das nicht aus ihren frühern Schriften wußte, erfährt es aus dieser. Sie gefällt sich, an mehren Stellen es blank und baar auszusprechen, damit Niemand daran zweifele und Foderungen an sie richte, die sie nicht erfüllen kann. Die materielle, zersplitterte Gegenwart ist ihr in der Seele zuwider; und wo alle natürlichen und organischen Verbindungen sich gelöst und nur isolirte Einheiten sich begegneten, könne nichts Gemeinsames und Tüchtiges zusammenkommen als durch künstliche Mittel und Combinationen, die wieder eines besondern Kittes bedürften, der aber kein römischer ist. Im Gegentheil müsse er immer von außenher geborgt werden, und sie wird sogar witzig, indem sie Beispiele anführt. Die löbliche Vereinigung der deutschen Naturforscher und Ärzte z. B. erhalte sich nicht durch die Wissenschaft selbst, sondern durch das Beiwerk von Feten, Ehrenbezeigungen und Lustbarkeiten, in großen Städten und an fürstlichen Höfen am Leben. Käme es den Wort-

führern bei, den Versammlungsort einmal, statt nach einer Residenz, auf die einsame Ostseeinsel Hiddensö zu verlegen, so würde Niemand kommen; was übrigens auch nebenher leicht begreiflich wäre, da weder das Amthaus auf dem Dornbusch, noch die Torfhütten in der Niederung der armen Insel die deutschen Naturforscher fassen und beherbergen könnten. Die aristokratischen Stoßseufzer nach einer bessern Vergangenheit sind schon tausendfältig und von geistreichern Männern vernommen worden, und was die Gräfin vorbringt, ist nichts Neues; aber wie sie es als Dame vorbringt, ist es neu. Sie gefällt sich nicht mit sentimentalem Schmelz die Vorzüge der guten alten Zeit, wo Jeder in seinen Schranken blieb, und die Männer so unendlich adelig und treu und die Frauen so unendlich mild und hochgesinnt waren, auszumalen, und was sonst von dem beliebten, effectreichen Beiwerk dazu gehört, nein, sie sagt es mit den trockensten Worten heraus, daß ihr die Gegenwart nicht genügt und gefällt, ohne mit Sophismen die Vergangenheit zu loben und heraufzubeschwören. Sie lebt für die Zukunft. Ob die aber eine aristokratische Färbung annehmen wird! Genug, sie sagt ihre Meinung und Niemand kann darüber im Unklaren sein. Was in dem Munde eines Mannes Mistöne sind, kann in dem einer Dame harmonisch klingen. Warum nicht mit Lust süßen Elegien zuhören über eine untergegangene Herrlichkeit, wo die elegische Wirkung für den Unbefangenen nur um so größer wird, da er weiß, es ist Alles umsonst. Alle Reactionsversuche bringen das nicht wieder und der abgestorbene Baum trägt keine Früchte mehr, wenn man ihn auch noch so sehr begießt oder allenfalls grün anstreicht. Wir müssen durch und vorwärts. Lassen wir der Dame den Glauben oder den süßen Traum, alles Anringen der Jetztwelt, unsere Zustände, die sich nach Entwickelung sehnen, seien nicht Durchgangspunkte zur Wahrheit, sondern temporelle Verirrungen, von denen man wieder genesen werde zur richtigen Ansicht. Was verschlägt es der Wahrheit!

Gräfin Ida Hahn-Hahn ist eine ehrliche, offen geständige Aristokratin, und als solche schreibt sie ihre Reise ohne Prätensionen; sie will für nichts Anderes, Schlechteres oder Besseres, gelten. Weiter wollten wir nichts, als dies noch einmal ebenso klar aussprechen, um, was an der Kritik ist, sie vor Misdeutungen zu schützen. Und diese liegen nahe. Wer nur ihren Styl ins Auge faßte und blätternd auf einzelne Urtheile der Dame stieße, könnte leicht in Versuchung gerathen, sie für eine Anhängerin des jungen Deutschlands zu halten. Ref., der weder Aristokrat ist, noch zu der letztern Schule (oder einer der Schulen) gehört, meint aber, daß der Styl Das von der letztern ist, was einem Aristokraten (von Geburt oder Gesinnung) sich anzueignen nicht zum Nachtheil gereicht. Die deutsche Prosa ist leider eine diplomatische geworden. Nicht allein die Kanzeleitraditionen und die gelehrte Stubenluft sind daran schuld, daß wir uns so ganz anders ausdrücken als Engländer und Franzosen; die Umstände der Gegenwart gießen Blei in unsere Federn, oder besser, sie nöthigen uns, sie in eine zähe Tinte einzutauchen. Wo der Engländer niederschreibt, was er fühlt und denkt, wie er es fühlt und denkt, müssen wir umschreiben, andeuten, die Kraft des Gedankens geht verloren in der Blässe der hypothetischen Construction. Von allen Emancipationen der jungen Schule wäre die die gesegnetste, wenn es ihr gelänge, unsern Styl wieder körnig zu machen. Darin weicht die Gräfin von allen uns bekannten Schriftstellerinnen ab. Was sie schreibt, hat Hand und Fuß; es ist der verkörperte Gedanke, keine Tiraden und keine erzwungene Kürze. Ein Fortschritt von ihren frühern Arbeiten ist darin unverkennbar. Und zugleich, was ebenfalls anzuerkennen ist, begleitet sie ein richtiger Takt, nur Das aufzufassen, hervorzuheben und herumzuwenden, was sich der Mühe lohnt, d. h., was sie selbst so interessirt, daß sie sich und ihre bessern Gedanken darin repräsentirt. Ein Kunstwerk ist noch nicht ihr Buch, aber es ist nahe daran eins zu sein; das Wesentliche wird nicht vom Unwesentlichen erdrückt. Der Geist herrscht vor, und die Form ist, bis auf einzelne schroffe Kanten und Zacken, wenn nicht anmuthig, doch gefällig.

Eine Reisebeschreibung ist, wie gesagt, das Buch nicht, noch soll es das sein. Wer Italien nicht kennt, wird es aus Gräfin Ida's „Jenseits der Berge" nicht kennen lernen. Sie erklärt sich auch mit entschiedenem Widerwillen gegen die Reisenden, welche mit Schreibzeug und Notizblättern, aus eigenem Willen oder in Buchhändlerauftrag über die Berge steigen und besehen und notiren, um zu schreiben und zu beschreiben. Sie will genießen, und wo der Genuß zur Production antreibt, da ergreift sie erst die Feder. Gewiß die Reisebeschreibungen werden überall das meiste Interesse haben, wo nicht mit dem Passe die schriftstellerische Intention mit eingepackt wird, sondern wo die subjective Lust unwillkürlich sich gedrungen fühlt, das außen und innen Erlebte mitzutheilen, und gerade sowie die Laune es dictirt. Die andern Reisebeschreibungen aber doch in Ehren. Wenn wir auch keine Engländer sind, wir bedürfen doch der Wegweiser. Und das müssen Männer sein. Zarte Damenschuhe können nicht überall hindringen, wo der Weg oft selbst für Stiefeln gefährlich ist. Auch muß ein echter Reisebeschreiber nicht allein viel steigen und gehen, sondern er muß auch lange stehen können, was Gräfin Ida sehr bedauert, daß es nicht in ihrer Macht ist. Damen können in Höhlen dringen, wenn sie vor Schmuz und Feuchtigkeit sich nicht scheuen; aber im Volksgewühl hält es nur ein Mann aus. Und was ist ein Volksleben ohne Gewühl und Gedränge! Auch, wo es die Schätze der Vorwelt aufzusuchen gilt, sind es nicht allein die Kirchen, wo sie bedauert, daß so oft die donne zurückgewiesen werden, noch die Tempel- und Palastruinen, wo sie sich freut, wenn sie zu Wagen sich abreichen lassen; es sind auch die Schätze der Archive und Bibliotheken, und wer wollte von einer Dame fodern, daß sie unter vergelbten Urkunden, oder gar in den Bureaukatastern ihre schöne Zeit und Italiens blaue Luft vergesse. Aber wer Italien kennt, dem wird ihre Reise ein geistvolles Accompagnement seiner Wahrnehmungen sein. Und wer kennt nicht Italien! Jenen Reisebeschrei-

bungen Dank, auch wer nie den Fuß über die Alpen setzte. Freilich behauptet sie das Gegentheil. Sie hat Alles gelesen über Rom, und Rom in hundert Abbildungen gesehen, und doch versichert sie, sie habe nichts von Rom gekannt, bis sie da war. Wir übertrumpfen aber noch diese Behauptung. Es mag Einer zehnmal in Rom gewesen sein und Monate, Jahre dort gewohnt haben, und doch lernt er es nicht kennen, wie es ein Anderer kennt, der außer den Augen auch den Sinn dafür mitbrachte. Ref. verräth es nicht, ob er in Rom war oder nicht, aber versichert, die Gräfin hat ihn das wohlbekannte nun kennen lernen. Es ist etwas Zauberhaftes diese subjective Auffassungkraft; doch in voraus sei es gesagt, das Compliment für die Verf. ist nicht übergroß. Es ist keine Reisebeschreibung so unbedeutend, aus der ich nicht irgend ein neues Bild, eine neue Schattirung, ein neues Licht auf wohlbekannte Gegenstände geworfen, als Belehrung meiner Kenntnisse davongetragen hätte. So reich ist der menschliche Geist, auch der ärmste, man kann von jedem doch etwas lernen.

Die Gräfin reist nicht als Politikerin, auch die socialen Zustände Italiens sind es nicht, in die sie uns führt. Sie ist eben nur Reisende, und es ist auch nur die große Tour, die sie macht. Was da zugänglich ist und man vom Vetturin und Wirthshaus und mit dem Lohnlakeien abreichen und absehen kann, sieht sie, aber, wie gesagt, sie beschreibt es nicht; sie schreibt nur, was ihr einfällt, und wo sie etwas auf Gedanken bringt, die ihr werth scheinen des Niederschreibens. So verschont sie uns auch mit Schilderungen der Naturschönheiten, die sich nicht schildern lassen, und ebenso wenig jagt sie nach Reisebildern. Die Kunst ist das Feld, in dem sie sich mit der meisten Lust und auch am ausführlichsten ergeht. Sie bringt Kenntnisse mit, aber keine Autorität erschreckt sie im Urtheil. Was ist nicht über die italienische Schule geschrieben und gedruckt, und in welche Compendien ist nicht die Weisheit übergegangen, stereotype alte und neugeborene; und es läßt sich doch noch immer etwas sagen über diese ewigen Bilder. Wer auch nicht mit ihr einverstanden sein kann, wird die Gräfin doch auch hier gern hören. Es klingt Alles so erstaunlich natürlich; es ist Alles geschöpft aus der eigensten Anschauung; aber auch solche eigenste Anschauung mag sich in ein System verfahren, und hin ist die Freiheit. Auch in ihren Kunstbetrachtungen ist sie Aristokratin, aber im bessern Sinne. Es ergeht auch Andern so, daß sie über Rafael's Adel und Größe die Eigenthümlichkeit und Schönheit der Frühern und Spätern nicht würdigen können. Daß gerade ihm gegenüber Michel Angelo verzerrt und unnatürlich erscheint, daß die süße Verzücktheit in den meisten Correggios seinen Liebreiz, die sinnlich-sinnige Verklärung des trefflichen Malers vergessen läßt, ist begreiflich. Daß aber auch Vielen Tizian und seine venetianischen Paladine aus der Reihe der Heroen herabsteigen müssen, weil Rafael anders die Natur auffaßte, als jene sie portraitirten, war mir immer unbegreiflich, wenn ich begabte Männer dies Urtheil aussprechen hörte. Die Gräfin läßt ihn gelten, erstens als Portraitist der Wirklichkeit, zweitens als Venetianer, dem nun einmal die Natur nicht anders erscheinen konnte als in dieser Fülle, diesem Reichthum von Fleisch und Pracht, wo das Beiwerk zum Wesen wird. Aber ihr eigener gesunder Blick arbeitet sich bis zu mehrer Würdigung des unerreichten Meisters durch. Seinen Christus mit dem Zinsgroschen erkennt sie an als einen Christus. Warum aber nur den einen? Tizian ist der einzige Maler, der einen Christus malte, den wir dafür erkennen; aber jener Christus ist nicht der einzige aus der Tizian'schen Familie, der unserer Vorstellung vom Heilande nahe kommt. Venedig bewahrt noch andere. Und wie er der Einzige war, der einen Christus zu malen verstand, so meine ich, ist er auch der Erste unter den Venusmalern. Die Gräfin mag über die Venusdarstellungen anderer Ansicht sein. Die Mediceische erfreut sich nicht ihrer Gunst.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Literarische Nachrichten aus Paris.

Die Zeitungen zu 40 Francs sind den großen Blättern, die fast blos noch von dem Feuilleton und den Annoncen sich erhalten können, verderblich gewesen. Die besten Talente haben sich von der periodischen Presse zurückgezogen, da die Redactionen ihnen nicht mehr wie früher 4—500 Francs für ihre politischen Artikel zahlen konnten. Den Todesstoß gaben den Zeitungen vollends die Lesecabinete, wo man 40 Journale für zwei Sous liest. Diese Cabinete werden von der Regierung unterstützt, um alle Zeitungen, die nicht ihr gehören, unmöglich zu machen.

Der Buchhandel scheint sich endlich wieder von seiner Erschlaffung zu erholen, muß aber von dem bisher betretenen Pfad etwas abweichen. Die Verleger glaubten wohl zu thun, wenn sie den Preis eines neuen Romans von zwei Bänden auf 15 Francs setzten. Wer soll aber jetzt für einen Roman so viel geben, wo man die gesammelten Werke der größten Schriftsteller dafür erhalten kann. Delloye beginnt jetzt Ausgaben zu veranstalten, die um ein Drittheil wohlfeiler als die belgischen Nachdrücke sind. Dadurch will er einmal die Kauflust steigern und dann den belgischen Nachdruck unmöglich machen. Die Werke, die Delloye in solchen neuen Ausgaben bisher besorgte, sind die Memoiren des Herzogs von St.-Simon, die der Marquise von Crequi, die allerliebsten „Historiettes de Tallemant des Réaux", die Gedichte des Bäckers Reboul. Delloye verlegte auch Victor Hugo's neueste Gedichte. Hugo gibt nicht viel auf die hiesige Kritik; deutsches Lob ist ihm schmeichelhaft, er sagte neulich zu mir: „L'Allemagne c'est la postérité pour moi!" Als neulich sein bestes Drama „Hernani" hier mit ungemeinem Beifall wiederaufgeführt ward, griff ihn Jules Janin auf höchst unziemliche Weise an und seine ganze Kritik drückte nur an Worten herum.

Von Granier de Cassagnac erschien die „Geschichte des Adels". Dieser Band ist interessanter als der erste: „Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Classen", von welchem im vorigen Jahre in Braunschweig eine deutsche Übersetzung herauskam. Die Tendenz des Buchs ist eine retrograde und der Verfasser huldigt dem strengen Katholicismus.

Cormenin hat ein neues Buch über das administrative Recht herausgegeben und erklärt sich in der Vorrede dazu für die Centralisation. Neues hat er nicht gesagt, und was als neu etwa gelten soll, ist unrichtig. Er behauptet unter Anderm, nur der Franzose sei geeignet, Eroberungen zu machen, weil er gleich überall zu Hause sei und sich in Alles mische — ein naives Geständniß und wahr! Die Deutschen, sagt er, die Rus-

fen, die Engländer waren zweimal in Paris, ohne es zu wagen, die bürgerlichen Gesetze anzurühren. Der Franzose ist keine acht Tage in einer Stadt, so ändert er Alles um; die Polizei, die Gerichte, der Bürgermeister, die Handelsgesetze, Alles nimmt eine andere Gestalt an. Auch dies ist wahr, aber Cormenin vergaß hinzuzufügen, daß ebendeshalb sich der Franzose sehr oft in Sachen mengt, die er nicht versteht, und daß die Franzosen selten im Stande sind, Eroberungen zu behaupten.

Madame Flora Tristan hat „Spaziergänge in London" herausgegeben, die sehr interessant, obwol mit großer Bitterkeit geschrieben sind. Von einem Deutschen erschienen hier „Politische Briefe aus Berlin", die wenig Politisches und aus Berlin gar nichts enthalten.

Eine Geschichte von 1830 bis jetzt wird nächstens vom Redacteur der „Revue du progrès", Louis Blanc, herauskommen.

Alexander Dumas ist nach Italien, Theoph. Gautier nach Spanien gereist. Die Sand schreibt ein neues Drama, obwol „Cosima" gänzlich durchgefallen. Die Lorbern der Sand und Balzac's lassen Lamartine nicht schlafen, er will auch ausgepfiffen werden und schreibt ein Drama für die Rachel. Balzac hat auch wieder eins fertig, es fehlt ihm nur an der Porte St.-Martin, die jetzt geschlossen ist. 83.

## Notiz.

### Horace Walpole.

In dem zuletzt erschienenen, dritten Bande der „Letters" des Grafen von Orford, Horace Walpole, wird dessen Briefwechsel etwas gedrängter als in den frühern. Die Correspondenz darin betrifft hauptsächlich den Marschall Conway und Chute; außerdem finden sich auch noch einige wenige Briefe an Dalrymple darin. Wenn auch minder mit glänzenden Witzen und Anekdoten ausgestattet, bietet er doch eine gleich interessante Lecture wie die beiden ersten Bände. Daß aber auch jene nicht fehlen, davon zeugt folgender kurze Brief an Chute: „Ich erzählte Lord Bath von dem dummstolzen Motto des General Wall: „Aut Caesar aut nihil." Er antwortete: „Er ist ein unverschämter Bursche; er sollte dafür gesetzt haben: „Murus aheneus." Doddington hat das Motto auf den Kappen der Hanoveraner: „Vestigia nulla retrorsum" recht gut so übersetzt: „They never mean to go back again." In einem der Briefe an Dalrymple entwickelt Walpole folgenden interessanten literarischen Plan, der bis heute noch nicht seine Ausführung im ganzen Umfange gefunden hat: „Ein anderer Gegenstand hat sich mir aufgedrungen, welcher für Beide, den Schriftsteller wie den Leser, ein so angenehmes Werk hervorbringen würde, als man sich nur denken kann, und sehr gefügig zur Behandlung wäre, weil er fähig ist, ausgedehnt oder zusammengezogen zu werden, wie es dem Verf. belieben würde. Es ist dies eine Geschichte des Hauses der Mediceer. Man hat da eine zum größten Theile noch unbekannte — Republik, Parteien, Verbannungen, Mordthaten, den Handel, Eroberungen, Helden, Cardinäle, Alles von einem neuen Gepräge und von den Erscheinungen jedes andern Landes sehr verschieden. Man hat zum Schauplatze die kleinen gebildeten italienischen Höfe, wo sich Galanterie und Literatur auf eine nicht gewöhnliche Weise verschmelzen, besonders an dem von Urbino, welcher eine ungezwungene Episode bilden könnte. Ein größerer Plan würde natürlich die Päpste umfassen. Was für ein Stück gäbe Leo X! Das Wiederaufleben der Wissenschaft! Der Strom der Griechen, der sie herbeiführte! Dehnt man ihn noch weiter aus, so hat man Katharine und Marie, die Königinnen von Frankreich. Kurz, ich kenne nichts, was man sich an einem Stoffe wünschen könnte, was sich bei diesem nicht fände — und dazu ist er vollkommen abgeschlossen, die Familie ist erloschen, selbst der Staat als besonderes Gebiet." Der Brief ist 1759 geschrieben; nur theilweise und ziemlich spät ist der in ihm enthaltenen Anregung entsprochen worden von Roscoe, dessen „Leben Lorenzo's von Medici" 1796 erschien, welchem 1805 das „Leben und der Pontificat Leo's X." folgte. 47.

## Literarische Anzeige.

### Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1840 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. 183.)

*17. *Ersch* (*Joh. Sam.*), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste.

Diese Abtheilung verläßt jetzt die Presse und wird allen Besitzern des Werks als Rest nachgeliefert. — Vgl. Nr. 35.

18. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Prof. Friedr. Brömmel. Siebenter Theil und folgende. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Die ersten 6 Theile (1827—33) kosten 10 Thlr. 16 Gr. Der siebente Theil wird wahrscheinlich in diesem Jahre erscheinen können.

*19. Hagen (Aug.), Künstler-Geschichten. Drittes und viertes Bändchen. 12. Geh.

Das erste und zweite Bändchen enthielten unter besonderm Titel: Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenzo Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des 15. Jahrhunderts. Nach dem Italienischen. Zwei Bändchen. 1833. 3 Thlr. — Vgl. Nr. 39 und 40.

20. Heinsius (Wilh.), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise rc. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1840 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Bearbeitet und herausgegeben von Otto Aug. Schulz. — Auch u. d. T.: Allgemeines Deutsches Bücher-Lexikon oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind. Mit ausführlichen Angaben der Verleger, Druckorte, Preise, Auflagen, Jahrzahlen, Formate, Bogenzahlen, artistischen Beilagen und vielen buchhändlerischen und literarischen Nachweisungen, Angaben der anonymen und pseudonymen Schriftsteller rc. Bearbeitet und herausgegeben von O. A. Schulz. Zweiter Band, die von 1835 bis Ende 1840 erschienenen Schriften enthaltend. Gr. 4. Auf Druck- und Schreibpapier.

Der Verfasser arbeitet ununterbrochen an dieser Fortsetzung, sodaß der Druck gleich nach dem Jahre 1840 wird beginnen können.

Der erste Band, die Literatur von 1828—34 enthaltend (1836—38), kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 12 Gr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 16 Gr. Die frühern sieben Bände (1812—29) sind zusammengenommen auf 20 Thlr. im Preise herabgesetzt; auch einzelne Bände werden billiger gegeben.

*21. Hille (Karl Christian), Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Zwei Theile. Mit Kärtchen und Plänen. 5tes Heft und folgende. 8.

Das erste Heft (1837, 12 Gr.) enthält als Brunnen- und Bade-Diätetik das Allgemeine über die Mineralquellen und ihre zweckmäßige Benutzung, und dient zugleich zur Vervollständigung der einzelnen Monographien; das zweite Heft (1837, 20 Gr.) enthält die Beschreibung der Heilquellen von Böhmen und Mähren, das dritte Heft (1838, 16 Gr.) die Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz, das vierte Heft (1838, 1 Thlr.) die Nord- und Ostseebäder. Zunächst werden die Bäder am Nieder- und Oberrhein und die Taunusbäder beschrieben werden. — Vgl. Nr. 43 und 44.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 188. —— 6. Juli 1840.


## Jenseits der Berge. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 187.)

Die Kritik wird der Dame nicht auf Schritt und Tritt folgen. Auszüge lassen sich aus einer Reisebeschreibung, aber nicht aus einem Buche der Art geben. Leset, und wenn nicht befriedigt, geschmeichelt — angeregt werdet ihr euch doch von Vielem finden. Nur hier und da sei zur Probe, oder was uns aus anderm Grunde aufstößt, herausgegriffen. Ihr fällt am allermeisten in Italien die ungeheuere Verschiedenheit seiner Hauptstädte auf:

Ich verstehe mich nicht auf Federzeichnungen, ich muß es nach meiner Weise beschreiben! Florenz ist ein liebenswürdiger, geistreicher Mann, mit tief ernsten Augen und einem freundlichen Lächeln, der die angenehmste Conversation von der Welt macht und dabei einen gediegenen, Zutrauen erweckenden Charakter hat. Rom ist ein Greis, der mit Montaigne sagt: Mon monde a failli, je suis tout du passé. Die Hände zittern; sie können nicht mehr recht fest halten. Die Füße wanken; sie können nicht mehr recht fest stehen. Der Kopf weiß in der Gegenwart nicht mehr recht sich zu finden; aber in der Vergangenheit ist er zuhause, und was er von der erzählt, klingt wie Ossian's und Homer's Gesänge doppelt wunderbar, weil blinde Augen über dem beredten Munde stehen. Neapel ist ein brausender, fröhlicher, phantastischer Jüngling (?), der sich Einem ohne Umstände in die Arme wirft, der, lebendurchglüht, schönheitumkränzt, jubelnd den Thyrsusstab schwingt, der fortreißt, ohne zu fragen, ohne zu wollen, dem man liebend und traurig seine Seligkeit eines Tages gönnt, weil man keine Zuversicht zu ihm und zu seiner Zukunft hat, denn der phantastische Zug, der durch sein ganzes Wesen geht, verheißt ihm nichts Gutes.

Ihre Urtheile über die Architektur sind immer anschaulich und natürlich.

Eine Stelle hat uns befremdet. Andere könnte sie zu falschen Schlüssen verführen. Bei Gelegenheit eines deutschen Bildhauers, der die Freiheitskriege mitgefochten und, 25 Jahr in Rom, beim Meißel immerfort noch summt sein:

„Du Schwert an meiner Linken" — sagt die Verfasserin — Sind jene Jahre, aus denen man für Deutschland eine solche Glorie macht, denn wirklich der Ehre werth? Ist es wirklich etwas so Heroisches, ein eisernes Joch abzuschütteln, das man sechs Jahr getragen; den übermüthigen Fuß fortzustoßen, den man sechs Jahr auf dem Nacken gefühlt? Welche Erniedrigung muß in der Welt gewesen sein, um den verzweifelten Aufstand dringender Nothwehr, unterstützt von Kosacken und Baschkiren und von der Wuth der Elemente, zu einer großen, ewig ruhmwürdigen Zeit umzustempeln!

Als diese Zeit war, wo es mit Posaunentönen die Völker zum Gerichte rief, war Gräfin Ida noch ein Kind. Sie erinnert sich ihrer unendlichen Freude, als Rostock nach dem oder jenem Siege illuminirt wurde. Dies ist ihre ganze Gefühlserinnerung aus jener Zeit. Wer verlangt mehr von Jemand, der die Zeit als ein Kind erlebte. Wir Andern, die wir sie stahlgerüstet sahen, die glimmenden Brände unterm Aschenhaufen, die brausenden Stürme im Eichenwald, die dräuenden Gewitterwolken, das blutige Morgenroth, die wir die Erde viele Meilen weit beben hörten von den Kanonenschlägen der Entscheidungsschlachten, wir haben eine andere Erinnerung daran. Sechs Jahr, sagt die Gräfin Ida, dauerte die Erniedrigung; sie hat recht, der Kalender sagt es so. Unserm Gefühle dauerte sie, ich weiß nicht wie lange, aber länger als das Vierteljahrhundert, das seitdem für Deutschland zwischen Sein und Nichtsein fortvegetirt hat. Gräfin Ida meint, es sei eben nichts Anderes gewesen, als daß man den übermüthigen Fuß vom Nacken fortgestoßen! Es war ein gewaltiger Fuß. Wie viele Nacken kostete die Anstrengung, Nacken auf dem Schaffot, und dann Herzen auf dem Schlachtfelde. Die Kraft that es nicht, auch die Vernunft nicht, es verlangte Hebel, vor denen man jetzt erschrickt: das germanische Volksgefühl wurde aus seinem Schlummer erweckt. Was es that, opferte, sollte sie davon nichts gehört haben! Ein Moskau verbrannten wir freilich nicht. Wir haben keine hundert Meilen langen Steppen, keine Großen, die ihren 100,000 Seelen, die ihnen unterthänig sind, gebieten: „Euer Vieh und eure Weiber in die Wälder, eure Hütten in Brand, ihr selbst die Pike in den Arm, schlagt todt, oder laßt euch todtschlagen; das ist gleichviel." Wir fühlten damals zuerst, was wir viele Hundert Jahre vergessen, daß unsere Vorväter Rechte freier Männer gehabt, wir fühlten uns frei. Und was thaten wir in Norddeutschland um dieser Freiheit willen? Sollte der Gräfin Ida kein Zeitungsblatt, keine Geschichte aus jener Zeit in die Hände gekommen sein, sollte sie nichts von ihren Ältern, Verwandten, von jenen außerordentlichen Anstrengungen, von den Opfern gehört haben, die der Kleinste und Ärmste freiwillig auf dem Altar des Vaterlands niederlegte? Daß die Männer,

Junge und Alte ihr Gewerbe, ihr Amt verließen, die Pike, die Muskete ergriffen, Soldaten wurden, das passirt auch anderwärts. Kriegslust kann ein Schwindel, ein Rausch sein. Aber in jener Begeisterung des erwachten Volks- und Freiheitsgefühls geschahen Dinge, von denen unsere matte Zeit, unser theoretischer Enthusiasmus nichts weiß; nur wo die Sonne so heiß glüht wie in Spaniens Himmel, geschah Ähnliches und doch nicht Dasselbe: hier war neben dem Feuer der Begeisterung die stille Kraft des Bewußtseins. Welcher Rechenmann hat es ausgerechnet und wird es je ausrechnen, was in Preußen von Familien und Einzelnen gegeben und geopfert wurde für das große Ziel, und wie ers gab, da dachte Keiner an einen andern Lohn als die Rettung des Vaterlandes. Namentlich ist Gräfin Ida so ungerecht gegen ihr eigenes Geschlecht, für das sie so kräftig gegen die Männer das Schwert führt, auch die heldenmüthigen Entsagungen, Opfer, diese Dienste der Frauen an den Lagern der Verwundeten, im Pesthauch der Lazarethe für Bagatell zu erklären. War es nichts, daß deutsche Frauen und Mädchen selbst in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger mitstritten? Wenn das gleich nicht das Größte war, was die Frauen gethan, so war es in den meisten Fällen doch nicht eitler Kitzel, romantische Sucht, sondern ein mächtiges Gefühl, das wir heut in unsern Verhältnissen, bei unsern Ansichten uns kaum erklären können. Die Summa Dessen, was geschah, ist so übergroß und außerordentlich, daß man sie erst in spätern Zeiten ganz würdigen wird. Was die Griechen jüngst, die Franzosen, die Belgier und Holländer, selbst was die Polen, es hält an intensiver Kraft keinen Vergleich mit Dem aus, was die Preußen 1813 opferten und thaten. Aber Gräfin Ida meint, man habe mit Unrecht die Zeit zu einer großen, ewig ruhmwürdigen umgestempelt! Schmeckt das nach französischem Liberalismus? Der Wind aus diesen Winkeln summt uns freilich, auch mit deutschen Zungen zu: Ihr habt euch überhoben und wie Don Quixote gestritten, und was habt ihr von euern glorreichen Befreiungskriegen? Ihr Bildhauer Gerhard, wenn das eine wirkliche Person ist, hätte ihr antworten können: Schöne Gräfin, obgleich ich sehr unzufrieden bin mit Dem, was draus wurde, und drum Deutschland mit Rom und das Schwert an meiner Linken mit dem Hammer in meiner Rechten vertauscht habe, dennoch gebe ich alle meine Bildwerke darum, Das mitgelebt zu haben, was — nicht keine, aber nicht die Früchte trug, von denen wir träumten. Wer aber ist daran schuld, meine hohe Gönnerin? Die Ideen, denen Sie huldigen und außer Ihnen noch, ich weiß nicht wie viel. Die da meinten, wir hätten nichts Anderes gethan, als was gehorsamen Unterthanen oblag, und uns nun glauben machen möchten, wir hätten's im Rausch gethan, und wenn wir nicht dabei gewesen wären, so wäre es doch geschehen. Die da meinen, nicht für unser Aller Rechte, sondern für ihre vergessenen Vorrechte hätte die deutsche Nation ihr Gut und Blut hingegeben, und die jetzt dafür halten, die Erinnerung daran sei gefährlich und es sei besser, sie in Vergessenheit einzulullen. Meine guten Landsleute sind ordnungsliebend und gehorsam. Sie lassen sich Alles befehlen, was den Frieden erhält, auch zu vergessen, was sie wissen. So weit hat es noch keine Nation gebracht. Wir haben gelernt, was wir gethan, zu vergessen, und daher, meine Gnädigste, kommt es, daß Sie uns sagen können, es sei keine große Zeit gewesen. Die im Olymp die Dinge lenken, lächeln recht vergnügt darüber, daß so etwas in dem guten Deutschland möglich ist!

Kleine Novellen sind in den Text eingewebt. Sie sind wahre Perlen im Teppich, wenn sie auch bisweilen willkürlich an der Stelle stehen, die die Verf. ihnen gab. Zart, wahr, bildlich, sinnlich, anschaulich, kurz und meist ergreifend. Aus einigen derselben glaubt der Leser recht tiefe Blicke in die eigenen Seelenzustände und die Art der Leiden der Verf. zu thun, auch welche Motive ihr so bittere Invectiven gegen unser Geschlecht (denn ich bin keine Recensentin) eingeben. Der Raum ist hier zu gemessen, um unser Geschlecht vor ihr zu vertheidigen. Möglich, wie sie bitter eine Novelle schließt, daß das Lieben nicht unser Fach ist. Aber wenn ihre aristokratischen Neigungen ihr erlaubten, einige Stufen tiefer in der Gesellschaft sich umzusehen, dort das eheliche Glück zu studiren, vielleicht daß ihre Ansichten sich etwas milderten. Die eingestreuten Gedichte sind in ihrer eigenthümlichen Art gut, aber gegen die Wahrheit der Prosa stehen sie zurück. Das über Giorgione hat dem Ref. (vielleicht weil er selbst ein großer Verehrer des Malers ist) am meisten angesprochen. Wenn auch Verse wie folgender:

Es gibt im Künstler Kräfte, die wir Andern
Nicht haben, und man nennet sie Genie,
Man kann die ganze Welt danach durchwandern,
Dem nur gehörts, dem es der Himmel lieh

für ein Gedicht doch fast an zu großer Natürlichkeit laboriren, so ist der Gedanke, der dem Gedichte den Stempel aufdrückt, doch wieder hochpoetisch. Giorgione hat immerwährend seine Violante gemalt, sie liebt ihn nicht, verläßt ihn um einen Andern und der Maler stirbt gebrochenen Herzens:

Und sie, die grausam ihm die Welt verödet,
Sie strahlt der Welt in namenloser Pracht!
So treibts das Schicksal: sie hat ihn getödtet,
Zum Dank hat er unsterblich sie gemacht.

Beim Ausreisen meint Gräfin Ida, es müsse etwas ganz Extraordinaires werden, was sie in Italien dichten und schreiben werde. Nach der Rückkehr sagt sie (im Nachwort): „Ich habe dies Buch während des Druckes Bogen für Bogen gelesen und mich recht dabei gefreut." Ref. hat sich auch gefreut. Möchte das Publicum Dasselbe sagen! 41.

---

Umrisse und Studien zur Geschichte der Menschheit. Von August Arnold. Berlin u. Züllichau, Eyssenhardt. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die gedankenlose Oberflächlichkeit und der wissenschaftliche Radicalismus, die sich in unsern Tagen gar zu gern da breit machen, wo sonst nur gründliche Wissenschaft und fleißiges Studium galten, lieben es auch unter allerhand Titeln sogenannte

philosophische Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit in die Welt zu schicken. Dadurch ist manches Unheil gestiftet, manches redliche Gemüth verwirrt und manche gute Überzeugung durch Wortprunk und revolutionnaire Ideen wankend gemacht werden. Eine um so größere Empfehlung verdienen also Bücher wie das vorliegende, die ohne alle einseitige Nebenabsicht belehren, erbauen und die Geschichte in ihrer würdigsten Gestalt und in ihren edelsten Wirkungen darzustellen sich vorgenommen haben. Herr Arnold, schon durch frühere historische, philosophische und philologische Schriften vortheilhaft bekannt und jetzt Redacteur der „Preußischen Staatszeitung", erweist sich in diesem Buche als einen kenntnißreichen Mann, von philosophischer Durchbildung und echter Religiosität, der der Vergangenheit ihr Recht und der Gegenwart ihre Ehre widerfahren läßt, der keiner Parteiansicht huldigt, sondern die Extreme auszugleichen strebt und stets auf die vernünftigen Zwecke hinweist, die aus einem jeden Drängen und Treiben der Menschheit hervorgegangen sind und künftig hervorgehen werden. Solcher Erörterungen bedarf aber unsere Zeit und dem Muthe des Mannes, der mitten unter den verschiedensten Phasen des Aristokratismus und des Liberalismus seine Ansicht durchzuführen wagt, kann sein gebührendes Lob nicht geschmälert werden.

Den „Umrissen und Studien" geht eine Einleitung voran. Sie zerfällt in vier Rubriken. Zuerst die Wahrheit, welche immer dieselbe, aber in verschiedenen Formen uns entgegentritt, in der Religion und Kunst, in der Natur, in der Geschichte, in den Wissenschaften und in der Philosophie, es ist die ewige Aufgabe der Menschheit, unermüdet ihr näher und näher zu rücken und zwar in den zwei Weisen des Erkennens und des Handelns. Besonders ausführlich ist hier die Philosophie, als die Ur- und Grundwissenschaft, betrachtet, ihre Tadler werden zurechtgewiesen, die wahre Aufgabe derselben und das Princip festgestellt. „Im Christenthume ist dies in der Glaubenslehre gegeben, und die tiefsten, geheimnißvollen Anfänge der Philosophie bieten sich hier schon dem ersten Denken dar: der richtige Begriff von Gott, der Wurzel aller Dinge und also auch des die Welt begreifenden Denkens." Die zweite Rubrik ist eine pathologisch-psychologische Ausführung über „den Menschen"; die dritte handelt vom Staate, denn wenn wir die Aufgabe der Menschheit darin erkennen, der Wahrheit in Erkenntniß und That nachzustreben, so ist das Mittel, dahin zu gelangen, der Staat. Dieser Abschnitt ist vorzugsweise zeitgemäß, denn die Lieblingsthemata unserer Tage: Despotie und Republik, Staatsoberhaupt und Staatsdiener, Volksrepräsentation, Staatsverwaltung, Volksbildung, werden hier in klarer, natürlicher Folge entwickelt. Das gesetzmäßige Königthum wird, wie billig, als die vollkommenste und dem reinsten Urbilde entsprechendste Form des Staates bezeichnet. Die vierte Rubrik wendet sich zur Geschichte, zur Erzählung derselben in Hinsicht auf die Auswahl des Stoffes und auf die Art der Behandlung und Darstellung, es ist eine kurzgefaßte historische Encyklopädie, aber nicht etwa Nomenclatur, sondern die Entwickelung sehr würdiger Ansichten über die Weltgeschichte. Sie muß von der Idee der Gottheit ausgehen, und bei diesem wahren Standpunkte verliert das Gemüth nie die Ruhe, Klarheit und Freudigkeit. „Wenn die Kirche, wenn die Natur das Gemüth beruhigen, zur Ergebung, zur frommen Versenkung in die Allmacht und Gnade der Gottheit hinführen: so bewirkt dies die richtige Betrachtung der Geschichte nicht minder. Dieses ist die echt theologische, christliche Auffassung; eine andere unwahre ist die, welche von dem Finger Gottes in dem Sinne redet, als ob Gott die Menschen eine Zeitlang ihrer Thorheit und Sündhaftigkeit überließe und ihrem Wahnsinne zuschaute, bis er endlich, wenn sie es zu arg machten, dazwischenträte und sie von dem Abgrunde rettete. Solche gefährliche, pädagogische Künste irdischer Erzieher gehören zu den andern rohen, kindischen Vorstellungen von Gott und Welt. Ohne Gott fällt kein Sperling aus der Luft und kein Haar vom Haupte; er trennt sich nie von seiner Schöpfung: und das Böse, Schlechte ist auch ein Nothwendiges, weil das Gute hier ja eben werden, sich entwickeln soll, und sofern muß das Nicht-Gute neben dem Guten sich finden, ehe dieses vollendet erscheint." (S. 80 fg.)

Die Umrisse zur Geschichte der Menschheit, welche die größere Hälfte des Buches einnehmen, tragen durchaus denselben edeln, würdigen Charakter, den wir bereits der Einleitung nachgerühmt haben. Sie setzen freilich schon historische Kenntnisse voraus, wenigstens einen für diese Dinge empfänglichen Sinn, dann werden sie aber auch unstreitig recht nachhaltig wirken. Wir würden unsere Anzeige zu weit ausdehnen, wenn wir jedes Einzelne berücksichtigen wollten, können also nur einige Partien besonders hervorheben. Dahin rechnen wir die Stellen über Indien und Judäa, über Griechenland und Rom, wo auf der einen Seite die griechischen Verfassungen, die Sittlichkeit und Kunst, auf der andern die Wechselwirkung der innern und äußern Verhältnisse sehr gut gewürdigt und trotz der prägnanten Darstellung Platz für eine wohlgelungene Charakteristik des Plato und Horaz gewonnen ist. Ebenso ist das Christenthum als Hauptgrundlage der neuern Zeit richtig aufgefaßt, seine Dogmen, seine geschichtlichen Evolutionen, hervorstechende Persönlichkeiten, besonders die Gregor's VII. sind gut geschildert, ferner die weltliche Macht des Mittelalters, der Mohammedanismus und die geistige Entwickelung, welche sich zur Überwältigung des Papstthums heranbildete. Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, die Kriege über Italien und die Seezüge machen den Übergang zu der neuen Zeit. Zuerst werden die religiösen Begebenheiten besprochen, die Reformation, der Jesuitismus, der Unterschied zwischen Papismus und Katholicismus scharf bezeichnet, dann die mannichfaltigen Entfaltungen der politischen Verhältnisse, vornehmlich in Frankreich, die Idee des politischen Gleichgewichts und die nationalökonomistischen Systeme des 18. Jahrhunderts zur Anschauung gebracht. Unter den Umrissen zur Geschichte der einzelnen Staaten tritt besonders die gerechte Würdigung Peter's I. von Rußland hervor, die scharfsinnige Charakteristik der slawischen Stämme im Allgemeinen und das billige Urtheil über Polen. „Sein Loos kann nicht verfehlen tiefe Theilnahme zu erregen, aber wäre auch die fremde Schuld noch so groß gewesen, so konnte doch durch Nichts der Polen Parteisucht, Egoismus, Bestechlichkeit, Herrschsucht, Intriguen Entschuldigung finden. Man muß strenger gegen das eigene Unrecht als gegen fremdes sein!" Dann kommt der Verf. auf Preußen. Friedrich II. wird im Geiste seiner Zeit aufgefaßt, der Ruhm des großen Königs findet an Hrn. Arnold den würdigen Lobredner, und er zeigt, wie nach einem halben Jahrhundert trotz aller Formumwandlung das Wesen dasselbe geblieben ist und in Preußen Friedrich's Geist in Gesetz und Recht, in lebendiger, fortschreitender Bildung, in einem aus- und durchgebildeten Staatsorganismus, einer sittlich und geistig gereiften, ehrenhaften Staatsdienerschaft und in dem kriegerischen Geiste des Volkes und des Heeres fortlebt. So lebt Friedrich's Geist in Preußen fort. Wer aber etwa wähnt, wenn hier oder da die unvermeidlichen Übel jeder Gegenwart verderblich erscheinen, man dürfe dann nur zu den Formen und Zuständen der Zeiten Friedrich's zurückkehren, der kann diese Täuschung nur aus Mangel alles historischen und philosophischen Sinnes, oder durch eigenen Vortheil verblendet sich bilden. Das Nunquam retrorsum, im rechten Sinne, nebst dem Suum cuique sind bisher in Wahrheit die ewigen Wahlsprüche des Staats und die Grundlagen seiner Größe gewesen.

Im Folgenden spricht Hr. Arnold von der sogenannten Aufklärung des 18. Jahrhunderts, von seiner Toleranz und religiösen Indifferenz, von dem Anwachsen der Naturwissenschaften und von dem Zustande des öffentlichen Rechtes. Überall zeigt er sich billig und ohne alle Übertreibung. Der deutschen Kunst und Literatur ist ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Mit besonderm Interesse wenden wir uns zu den politischen und literarischen Verhältnissen der neuesten Zeit. Der Verf. spricht es unumwunden aus, daß eine Beruhigung der gährenden Elemente 1789 auf dem gewöhnlichen Wege unmöglich ge-

wesen sei, es mußte endlich zu gewaltsamen Explosionen, zu Revolutionen kommen. Die amerikanische Revolution gab dazu einen sehr bedeutenden Anstoß; Hr. Arnold urtheilt richtig über sie und hat in einer, für unsere Tage besonders lesenswerthen Erörterung auf die großen Schattenseiten in den heutigen nordamerikanischen Freistaaten aufmerksam gemacht. Die französische Revolution betrachtet derselbe nach drei Perioden, die erste (bis 1795) ist die anarchische, die zweite die des Directoriums, des Consulats und der Kaiserherrschaft (bis 1814), die dritte beginnt mit der Restauration der Bourbons und reicht bis in unsere Tage. Über Napoleon zu richten, meint Hr. Arnold, sei für unsere Zeit noch schwer. Er schildert ihn als einen Zögling der Zeit, als groß geworden in den Ideen der Revolution, durch die vor allen Dingen seine Menschenverachtung zugenommen habe, als den vom Schicksal ausersehenen Bändiger der Revolution. „Daß er", heißt es am Schlusse, „den wahren Werth, das moralische, das innerste Wesen des Menschen, sowie die Winke und den Willen des Weltgeistes nicht verstand: dieses machte, daß sein wunderbarer Stern so zeitig und schnell unterging, als er, durch die Umstände getrieben, zur Culmination hinaufgestiegen war." Die neue französische Verfassung, die bornirten demokratischen Meinungen, ein Thron mit republikanischen Institutionen, die Volkssouverainetät und andere ungemessene Bestrebungen der subjectiven Freiheit werden mit würdigem Ernste getadelt und mit Recht geurtheilt, daß nur die feste Hand des Königs Ludwig Philipp, sein scharfes Auge und seine Erfahrung Frankreich bis jetzt vor größern Unfällen bewahrt haben. Aber die menschliche Kraft und Intelligenz haben auch ihre Grenze und müssen am Ende den feindseligen Gewalten unterliegen — diese sind in Frankreich das demokratische Princip, das sich in allen seinen Phasen manifestiren will.

England, der alte Nebenbuhler Frankreichs, ruht auf der Basis der Aristokratie. Aber die Gegensätze treten immer schroffer hervor, die Verwickelungen sind bedenklich, so die Spannung zwischen Aristokratie und Demokratie, der Zustand Irlands, das Misvergnügen in den Colonien, die Handelspolitik und das engherzige Prohibitivsystem, England kann sich einer zeit- und vernunftgemäßen Richtung nicht entziehen. Bei Rußland verhehlt der Verf. nicht die jetzt so oft ausgesprochenen Besorgnisse über Rußlands Größe, Einheit und seine furchtbare materielle Macht. „Aber jene Besorgnisse", urtheilt Hr. Arnold, „werden nicht zur Wirklichkeit werden; sie mögen anregend und dazu nützlich wirken, bei sich die Kraft des Gegengewichtes zu verstärken, was in der vorausgeeilten Bildung der südlichern gereiftern Völker, in ihrer innigern, friedlichern Verbindung auf der vernunftgemäßen Basis eines freiern Verkehrs, sowie in energischen und zugleich zeitgemäßen freisinnigen Staatsformen zu finden sein dürfte." Für die Absonderung Rußlands von freiern Handelsverbindungen meint Hr. Arnold in der Alles heilenden Zeit eine Ausgleichung zu finden. Aber es ist nur schlimm, daß die Gegenwärtigen unersetzbaren Schaden leiden und grade der mit Rußland am meisten befreundete Staat die größten Opfer zu bringen hat. Über Östreich ist der Verf. auf S. 266 zu kurz hinweggegangen: dies eigenthümliche Land verdiente eine genauere Schilderung. Von Preußen heißt es, daß es ein falscher Patriotismus wäre, die Entwickelung des Landes schon vollendet zu nennen, es sei vielmehr sein großes Verdienst, nicht vollkommen sein zu wollen, sondern unaufhörlich dahin zu streben. Dies aber nicht bald vorwärts, bald rückwärts, sondern bei reger, innerer Bewegung langsam und sicher. Mit Ruhe wird der neuesten religiösen Wirren, mit Anerkennung des Zollvereins gedacht.

Die letzten Paragraphen sprechen von dem Fortschreiten der technischen Wissenschaften, von der Klage über den vermeintlichen Verfall der Kunst, von Kant's, Fichte's, Schelling's und Hegel's philosophischen Systemen, endlich von der in immer weitern Kreise verbreiteten Bildung, als deren einer Hebel die verschiedenen Sphären des Unterrichts und die religiöse Jugendbildung betrachtet wird, als der andere die Literatur, wobei das Für und Wider in Sachen der Preßfreiheit mit Anstand und Besonnenheit erwogen wird. Einer unbedingten Preßfreiheit redet der Verf. ebenso wenig das Wort als dem Nachdrucke. Auch das Zeitungswesen nebst andern Manifestationen des Strebens nach politischer Freiheit, nach Emancipation, wie der Frauen und der Juden, und nach Antheil an der Staatsverwaltung wird in verständiger Rede erörtert. „Wenn das Zuvielregieren seine Nachtheile hat, so hat sie noch mehr das überlassen an die Willkür und den Nutzen der Privaten."

Am Schlusse stehen schöne Worte über den Vortheil der Geschichte, daß sie billig mache, gegen die Unzufriedenen, die das heutige Geschlecht ein entartetes, schwächliches nennen. „Wem das so unendlich reiche Bild des geschichtlichen Lebens keine beruhigende, tröstende Antwort gibt, der blicke in die heiligen Bücher, schaue auf zu dem unendlichen, gestirnten Himmelsgewölbe, und zweifelt er dann noch daran, daß ein weiser, ein gnädiger Gott die Welt zum Heile und zu höherm Ziele hinleitet, so sind ihm freilich alle Mittel des Trostes und der wohlthätigen, innern Erleuchtung geraubt."

Eine klare, gebildete, mit Stellen aus Goethe, Schiller und Lessing passend durchwebte Sprache ist nicht der geringste Vorzug dieser lesenswerthen Schrift. 11.

## Literarische Notizen.

Hrn. von Plotho's Bericht über die Schlacht bei Leipzig ist von Hrn. Himly, einem arbeitsamen und durch Genauigkeit ausgezeichneten militairischen Schriftsteller, in das Französische übersetzt worden. Hr. Himly hat bereits früher die Franzosen mit den östreichischen Berichten über die Schlachten bei Marengo und Arcole bekannt gemacht und ist jetzt mit einer Übersetzung von Venturini's Werke über den französischen Feldzug beschäftigt. Dem preußischen Berichte Plotho's über die Schlacht bei Leipzig hat Himly die östreichische Berichterstattung des Generalmajors von Seidel und den Plotho'schen Bericht über die Schlacht bei Hanau beigefügt. Himly's durch Klarheit und Leichtigkeit des Styls ausgezeichnete Übersetzung ist mit vielen Noten bereichert, welche ihm Generäle der französischen Armee verschafft haben. Eine dieser Noten, vom General im Geniecorps Monfort mitgetheilt, ist von großer Wichtigkeit, da sie zum erstenmal das historische Räthsel von der Zerstörung der leipziger (ranstädter) Brücke löst. Plotho, wie fast alle seine Zeitgenossen, beschuldigt Napoleon, er habe die Brücke sprengen lassen, um seine eigene Person sicher zu stellen. Der General Monfort, damals Oberst und mit dieser Operation beauftragt, stellt die Wahrheit wieder her und reinigt Napoleon von der gehässigen Beschuldigung.

Von Barbier's Werken wird eine neue Ausgabe veranstaltet, in eleganter Form, enthaltend die „Jambes", diese kräftigen Satiren aus der Periode von 1830, „Le Pianto", elegische Klagen aus Italien, und „Lazare", worin der Dichter bereits schwächer erscheint. Wer erkennen will, was poetischer Zorn, was die französische Sprache an Kraft, Tonfülle, ja plebejischer Wuth aufzubieten vermag, der lese Barbier, welcher eine in der französischen Poesie einzige Erscheinung bildet. Man erinnere sich nur an das mit allen Schrecken rednerischer Furie ausgestattete Gedicht mit dem Anfange:

Il est, il est sur terre une infernale cuve,
On la nomme Paris: c'est une large étuve etc.

Der Dichter sagt in seinem Vorworte zu den „Jambes" selbst, es bliebe in dieser verderbten Welt, wo man mit Pathos und Emphase Schacher treibe und auf geschwätzigen Phrasen einhertanze, einem redlichen Dichter nichts weiter übrig, als Cyniker zu sein und den Diogenes in der Tonne zu spielen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 189. —— 7. Juli 1840.


## Der Koran nach den Umständen und den Zwecken seiner Abfassung.

Wenn manche unserer populairsten Erzählungen dem Orient angehören und unsere Poesie sich gern mit der Bilderpracht desselben schmückt, so ist dagegen das phantasiereichste und poetischeste aller dichterischen Compositionen Asiens, der Koran, ziemlich unbekannt geblieben, weil selten Jemand die Geduld besitzt, sich in das Werk hineinzulesen und eine Übersetzung zu große Schwierigkeiten besitzt, als daß es dadurch besonders zugänglich oder anziehend gemacht werden könnte.*) Dies zeigt z. B. die neue englische von Sale, die trotz der Meisterschaft des Verfassers in der Sprache doch ungenießbar ist, indem derselbe die Worte statt der Gedanken übersetzt hat. Es ist bekannt, daß der Koran in einzelnen Stellen von 2—100 Zeilen erschien, wie die Umstände ihre Abfassung veranlaßten. War z. B. irgend ein neuer Einwurf oder eine Spötterei zu widerlegen, so erzeugte dies einige neue Verse, die entweder als ein besonderes Capitel niedergeschrieben, oder zu einem frühern hinzugefügt wurden, wobei Mohammed indeß nicht die geringste Ordnung beobachtete, indem er den Inhalt der frühern Capitel gar nicht genau gekannt zu haben und die neuen aufs Gerathewohl angefangen zu haben scheint. Daher schreiben sich zwei wichtige Eigenthümlichkeiten des Koran: die eine, daß die einzelnen Capitel jede denkbare Länge von 2 und 3 bis zu 1200 und 1500 Zeilen besitzen; die andere, daß die verschiedensten Gegenstände unter den verschiedensten Daten und ohne allen sichtbaren Zusammenhang zusammengeworfen sind, dieselben Gedanken in dem nämlichen Capitel mehremal, unzähligemal aber in verschiedenen wiederholt werden. Dies stößt natürlich den Leser zurück, der nicht die Mittel oder die Geduld besitzt, die Gelegenheit zu entdecken, der die einzelnen Stellen ihr Entstehen verdankten, und die Wirkungen des Gefühls, wie die Wechsel der Stimmung zu beobachten, wodurch sie oft so merkwürdig sind. Dies ist aber auch der Grund, der es unmöglich macht, dem Werke, ohne daß mit einer unsaglichen Mühe jede seiner Stellen versetzt und an einem andern Orte eingefügt würde, eine angemessene Anordnung, sei es dem Inhalte oder der Zeit der Abfassung nach zu geben. Die Moslem scheinen, bei ihrer eigenen genauen Bekanntschaft mit jedem Theile des Ganzen sowie den Umständen der Abfassung, es nicht für nothwendig gehalten zu haben, die frühern den später entstandenen voranzustellen, sondern in der Anordnung dem Zufalle gefolgt zu sein. Die später entstandenen Capitel, welche alle auf die innere Politik bezüglichen Verordnungen enthalten, waren diejenigen, welche man zunächst suchte, darum wurden sie zuerst vervollständigt und an die Spitze des Ganzen gestellt. Der Koran beginnt eigentlich erst mit den Capiteln 73 u. 74, wo der Engel Gabriel dem Propheten erscheint und ihn ermahnt, sich für seinen heiligen Beruf vorzubereiten. Es ist dies die einzige Erscheinung, der er erwähnt; sonst wird von ihm die Offenbarung, aus welcher der Koran hervorging, als eine innere geistige Empfängniß, keineswegs als die Eingebung einer überirdischen äußern Erscheinung dargestellt. Der Prophet war 40 Jahre alt, als er auf so feierliche Weise sich zu dem erhabenen Geschäft, Millionen eine andere Religion zu geben, aufgefodert sah. Die Liebe seiner Frau Khadischah, der kindische Enthusiasmus seines Enkels Ali und die blinde Frömmigkeit seines Dieners Zeid mögen als leichte Eroberungen angesehen werden; aber die Bekehrung seines Freundes Abubeker, eines Mannes von Jahren und von hohem und würdigem Charakter, kann man sich nur durch die Gehaltlosigkeit und Leere der Religion erklären, welche er verließ. Durch seinen Einfluß wurden noch zehn der achtbarsten Bürger von Mekka bewogen den Propheten zu hören. Wenn sie anfangs vielleicht nur aus Höflichkeit oder Neugier darein gewilligt hatten, so fühlten sie sich durch die Lehren des Propheten bald überzeugt und wurden wirkliche Gläubige. Diesen Vierzehn blieb drei Jahre hindurch das heilige Geheimniß allein anvertraut, und der hohen Andacht ihrer frühern Zusammenkünfte muß das schöne Gebet zugeschrieben werden, welches das erste Capitel des Koran bildet:

Ruhm sei Gott, dem Herrn der Welten, dem Gnädigen, dem Barmherzigen, dem Richter am jüngsten Tage.

Dir dienen wir, dich flehen wir an, — führe uns auf dem rechten Wege.

Dem Wege Derer, denen du gnädig gewesen bist — nicht Derer, denen du zürnst, noch Derer, die in der Irre gehen.

Weiter scheint der Prophet in dieser Zeit nichts ver-

*) Es erscheint jetzt eine billige neue Übersetzung des Koran bei Funcke in Krefeld, die wir glauben empfehlen zu dürfen. D. Red.

faßt zu haben, da die stille Ruhe, in welcher dieselbe verging, ihm keine Auffoderung dazu gab, und Kampf und Anregung der Leidenschaft erfoderlich war, um seine poetischen oder prophetischen Fähigkeiten hervorzurufen, wie nach seinem eigenen Gleichnisse nur im Sturme die Donner rollen und die Blitze zucken.

Im vierten Jahre trat er endlich öffentlich mit dem Anspruche auf seine göttliche Sendung auf, aber statt denselben anerkannt zu sehen, sah er ihn von ganz Mekka mit Spott, Hohn und Verachtung aufgenommen. Dies versetzte ihn in eine düstere Stimmung, in der alle die schönen und heiligen Hoffnungen, die ihn bisher emporgehoben hatten, wieder von ihm schwanden: denn wenn er gleich auf Unglauben gefaßt sein mußte, so wirkt doch auf ein enthusiastisches und schwärmerisches Gemüth nichts vernichtender als kalter Spott und Verachtung. Die innern Seelenkämpfe, welche er in dieser trüben Zeit erduldete, werden recht hübsch in Capitel 93 u. 94 geschildert, wie denn überhaupt Selbsttröstungen in den von Mekka verfaßten Capiteln sehr häufig vorkommen. Wir halten es für genügend von Capitel 93 eine Übersetzung mitzutheilen:

Nein, bei dem Glanze des Morgens und bei dem finstern Dräuen der Nacht — dein allmächtiger Beschützer wird den Rechtschaffenen sicherlich nicht verlassen. Zerreißt jetzt auch der Kummer deine Seele, die Zukunft bringt ihren Balsam. Noch steht dir ein hohes Loos bevor, sei dankbar und ergebungsvoll.

Von ihm bist du als hülflose Waise in deiner Kindheit geliebt und gepflegt worden. Im Unglauben würdest du umkommen, hätte er dir nicht den Weg der Wahrheit gezeigt. Seine gütige Hand hat dich der Armuth und Verachtung entrissen, darum hilf auch du den Dürftigen und sei ein Lehrer den Gedankenlosen.

Doch eine solche ruhige Ergebung und milde Sprache des Trostes war nur momentan und weit zahlreicher sind die Capitel (68, 101, 102, 104, 108, 111), in welchen sich die höchste Gereiztheit ausspricht, der er durch mysteriöse Andeutungen einer zukünftigen und unvermeidlichen Wiedervergeltung, oder geradezu durch einen Prophetenfluch Luft zu machen sucht. Bemerkenswerth sind die strengen, von dem blindesten Fanatismus zeugenden Andachtsübungen, welche die ersten Bekenner in jenen frühern Jahren sich selbst zur Pflicht machten. Aus Capitel 73 lernen wir, daß sie halbe Nächte mit Gebet und religiösen Betrachtungen hinbrachten, sodaß, weil Körper- und Geisteskräfte darunter litten, Mohammed ihnen erlaubte, die übertriebene Strenge der frommen Übungen etwas einzuschränken. Seine Beschreibungen des jüngsten Tages (Cap. 14, 81 u. 99) sind aus der heiligen Schrift entlehnt, weshalb wir sie nicht mittheilen. Mohammed's Paradies, am umfassendsten in den Capiteln 32 u. 37 geschildert, ist der Einbildung eines Jeden gegenwärtig. Am wenigsten Ehre machen seinem Gefühle sowol wie seinen Fähigkeiten die Stellen, welche sich auf die Hölle beziehen. Mit einer ins Einzelne gehenden Genauigkeit, einem Behagen und einer Lust, welche empörend ist, verweilt er bei den ausgesuchtesten Qualen, welche menschliche Phantasie sich irgend auszumalen vermag. Die Betrachtung des Schreckens, der marternden Leiden, vergeblichen Reue, Gebete, Kämpfe und Wehklagen der Verdammten scheint vielmehr sein Vergnügen als seinen Abscheu erregt zu haben. Ja, es gehört bei ihm zu den Beschäftigungen, wo nicht zu den Unterhaltungen der Seligen, sich an der Scene der Martern und Qualen zu weiden und ihre ehemaligen Bekannten inmitten derselben zu beobachten. Solche Übertreibungen und Unnatürlichkeiten lassen sich nur aus der Gereiztheit und Erbitterung erklären, in welcher sich der Angefeindete beständig befand und aus der dem arabischen Gemüthe angeborenen Rachsucht. Gewiß war Boshaftigkeit nicht der Grund, indem sein Herz davon frei war.

Von diesen wilden Phantasie- und Gefühlsergüssen gehen wir zu andern, mehr auf Überzeugung berechneten Stellen über. Die Capitel 7, 10, 14, 15, 19, 20, 21 u. 27 bieten in dieser Hinsicht sehr schöne und genügende Proben dar. Vor Allem mußte Mohammed daran liegen seinen göttlichen Beruf als Prophet festzustellen, und bei der Bekanntschaft, welche die Araber von der Geschichte und den Traditionen der benachbarten Juden hatten, durfte er beständig an deren Propheten von Noah bis Jesus und das schwere über Die ergangene Gericht erinnern, welche sie nicht anerkennen wollten, wobei seine Absicht war, wie er seine eigene Lage mit der jener vergeblich Warnenden und Lehrenden identificirte, so seine Verächter zu bewegen, daß sie für sich das Schicksal der muthwillig Ungläubigen fürchten möchten. Den Genossen des Stammes Koreisch, welche ihn durch die Frage in Verlegenheit zu bringen dachten, wie doch Er, der verwaiste Sohn Abdallah's, den 40 Jahre hindurch Jedermann nur als einen unbedeutenden Menschen gekannt hätte, dazu käme, der Überbringer göttlicher Gebote zu werden? — antwortete er mit großer Gewandtheit: „Wenn ich so lange anspruchslos gelebt habe, worauf sollte ich jetzt Anspruch machen? Und wenn ich bis jetzt bedeutungslos gewesen bin, woher habe ich auf einmal die Fähigkeiten erlangt, die ich nun entwickle?" Aus dem nämlichen Grunde stellt er den Koran den Büchern der frühern Propheten an die Seite, deren die Araber eine außerordentliche Menge zählen. Doch der Hauptgrund für seine göttliche Sendung ist die Unnachahmlichkeit seines Werks: eine gewagte Behauptung, die seine Gegner wol leicht hätten zu Schanden machen und so das auf einen einzigen Wurf gesetzte Ansehen vernichten können, wenn sie durch Stolz oder Sorglosigkeit nicht davon zurückgehalten wären. Vielleicht blendete sie auch wirklich der Styl, das Hauptverdienst des Korans, und wir finden Cap. 25, wie sie Mohammed beschuldigten, daß er in der Abfassung des Werks von einem Fremden unterstützt würde. Maraccius, Prideaux und Andere haben das aufgegriffen, um dem Propheten das Verdienst der Originalität abzusprechen. Allein wie sich die Sache verhält, geht aus dem Koran selbst hervor. Er ist mit Nachahmungen aus der heiligen Schrift von der Genesis bis zur Offenbarung Johannis angefüllt. Mohammed selbst war zu wenig wissenschaftlich gebildet, als daß er alle diese Stellen durch eigenes Studium gewonnen haben konnte. Wie es scheint, pflegte er zwei jungen Christen, welche Läden in Mekka hielten, zuzuhören, wann

dieselben Abends, vor der Thüre sitzend, die Bibel laut lasen. Dies scheint zuerst seine leicht entzündliche Einbildungskraft aufgeregt und in ihm die wilde Frömmigkeit angefacht zu haben, die ihn über sich selbst erhob.

Doch seine Gründe verwickelten ihn in größere Schwierigkeiten, als sie ihm Vortheile über seine Gegner verschafften. Diese foderten Wunder von ihm, wie die heiligen Männer geübt hätten, mit denen er sich auf gleiche Stufe stelle. Die fortwährenden und widersprechenden Entschuldigungen, welche einen stehenden Artikel im Koran bilden, zeigen, in welche Verlegenheit er dadurch gerieth. Auch die Drohungen, welche er auf seine Gegner herabdonnerte, dienten nur dazu ihren Spott zu erregen. Sie umringten ihn in den Straßen und foderten ihn auf, die so oft verkündete Rache zu verwirklichen. „Ich bin ein Prediger, kein Engel", war seine Antwort; „die Rache wird eintreffen in der von Gott festgesetzten Stunde, aber diese Stunde kann Niemand beschleunigen, so wenig wie sie sich abwenden läßt, wenn sie erscheint." Hier aber war eine andere Schwierigkeit. In seiner grenzenlosen Eifersucht für den Ruhm Gottes hatte Mohammed die Lehre von der Prädestination in ihrer ganzen Schärfe behauptet, und während er seine Hörer wegen ihres Unglaubens schmähte, versicherte er ihnen zugleich, daß Glauben und Unglauben die unmittelbaren Wirkungen der göttlichen Gnade wären. In einem der oben angeführten Capitel bemüht er sich vergeblich ein Problem zu lösen, an welchem der schärfste Verstand aller Zeiten und Länder sich stets gleich erfolglos erschöpft hat. Eine sehr irrige Vorstellung würde man sich vom Koran machen, wenn man glaubte, daß diese Streitigkeiten in einem gewissen Zusammenhange geführt, die Gründe mit einer gewissen logischen Genauigkeit aufgestellt worden seien; jeder Satz ist vielmehr in eine tönende, heftige, oft schwülstige Declamation eingekleidet und unzusammenhängende Ergüsse der Frömmigkeit oder der Lobpreisung des Höchsten und seiner Werke bilden die Grundlage des ganzen Textes. Dieser enthusiastische und schwärmerische Charakter fand aber gerade an dem mystischen Sinne der Araber eine Stütze: es machte Eindruck auf ihre Einbildungskraft, wenn sie ihn von den unsichtbaren Scharen von Engeln und Genien sprechen hörten, mit denen die Stadt wie die Wildniß angefüllt sei, wenn er versicherte, daß er bei diesen Gehör und Glauben gefunden hätte, und sie wichen ehrfurchtsvoll zurück, wenn er ihnen sagte, daß in dem nämlichen Augenblicke, wo er redete, diese luftigen Wesen sich herbeidrängten, um seine Worte zu hören. Es sind die Capitel 46, 50 u. 72, welche hierher gehören.

Die Vorschriften und Verordnungen mußten natürlich im Allgemeinen später entstehen als die bloßen Ermahnungen, weil sie voraussetzen lassen, daß er bereits aufmerksame und eifrige Zuhörer gewonnen hatte. Sie finden sich in den Capiteln 6, 17, 20, 26, 30, 31, 42, 45 u. 70. Von keinem europäischen Schriftsteller ist bis jetzt die damalige Demoralisation der Araber auf gebührende Weise hervorgehoben worden. Abgesehen von den gesetzlosen und wilden Gewohnheiten, welche von der Eigenthümlichkeit des Landes unzertrennlich scheinen, lebten die Araber in dem allergröbsten Aberglauben, sowie in der beständigen Gewohnheit, die einfachsten Regeln der häuslichen Sittlichkeit zu verletzen. Bei jedem wichtigen Falle im Leben durch abergläubische Vorstellungen geleitet, scheinen sie nur dann freien Willen geäußert zu haben, wenn sie durch Ärger aufgeregt oder durch Begierde gestachelt waren. Diese außerordentliche Geisteserniedrigung führte, wie gewöhnlich, unter den wenigen Aufgeklärteren das entgegengesetzte Extrem herbei, und Mohammed ließ sich durch den Skepticismus einiger seiner Gegner veranlassen, wiederholt über die Möglichkeit der Wiederauferstehung nach dem Tode zu sprechen. Seine sittlichen Vorschriften waren durch ihre Einfachheit sehr dazu geeignet, die verdorbenen Gefühle seiner Landsleute zu bessern und manche einfältige Bekehrte schrieben in ihrer Unwissenheit ihm die Trefflichkeiten zu, die in der That seiner Lehre angehörten. Außer einem aus dem jüdischen Gesetze entlehnten Verbote des Zinses umfassen seine ethischen Vorschriften jene einfachen Grundsätze der Rechtschaffenheit, welche die unverdorbene Vernunft des Menschen überall mit allgemeiner Übereinstimmung anerkennt. Sie machen übrigens nur einen kleinen Theil selbst der wenigen Capitel aus, in denen sie enthalten sind, da ihre Natur sie nicht für die Amplification eignet, wodurch der Prophet andere Gegenstände so gern anzuschwellen pflegt.

Von der Strenge der Andacht, welche er anfänglich zur Pflicht gemacht hatte, ließ er allmälig nach. Capitel 20 enthält wieder eine Ermahnung an ihn, sich nicht durch den Dienst des Herrn aufzureiben, und wie seine Erfahrung zunahm und sein Enthusiasmus durch den Widerstand, welchen er fand, auf eine andere Bahn gelenkt wurde, führte er in jener Hinsicht eine der menschlichen Schwäche angemessenere Regel ein: Es wurden drei Stunden für das Gebet angesetzt, die beiden der Morgen- und Abenddämmerung und die der ersten Nachtwache. Die Mittags- und Nachmittagsgebete, wodurch die fünf voll werden, wurden erst nach der Hegira hinzugefügt. Der einzige, äußere Ritus, mit dem er seine Religion umkleidete, war die Wallfahrt nach Mekka, deren Ceremonien sich in Cap. 2 und 22 aufgezeichnet finden. Die Meinungen über die Beweggründe, welche ihn hierbei leiteten, sind sehr verschieden. Savary meint, es seien politische Rücksichten gewesen, indem er vorausgesetzt habe, daß die periodische Versammlung der uneinigen arabischen Stämme viel zur Milderung ihrer gegenseitigen Feindschaft und zur Erhöhung der gemeinsamen Macht des Landes beitragen würde. Sale vermuthet, er habe gegen seine eigene bessere Überzeugung nur dem Vorurtheile seiner Landsleute nachgegeben; allein Mohammed ließ sich in allen Dingen so ganz und gar vom religiösen Gefühle leiten und verwarf so entschieden jeden Compromiß mit Dem, was seinem Gewissen zuwiderlief, daß es weit wahrscheinlicher ist, es haben ihm bei der Beibehaltung jenes Rituals der Tempel von Jerusalem und die drei großen Feste vorgeschwebt, an welchen alle männliche Juden vor dem Herrn erscheinen mußten. Zudem wurde ja in der Tradition der Bau

der Kaaba bis auf Abraham zurückgeführt, was ihm in seinen Augen eine besondere Heiligkeit verleihen mußte, die auch Capitel 2 u. 14 anerkannt wird.

(Der Beschluß folgt.)

---

Fragmente aus Östreich. Herausgegeben von F. C. P. Manheim, Hoff. 1839. Kl. 8. 20 Gr.

Ein Buch mit einem so nichtsbezeichnenden Titel, wie dieses, schreckt den Leser immer ab. Wenn sich selbst aus dem Inhaltsverzeichniß nichts Charakteristisches, kein Leitstern, oder ein leitender Gedanke erkennen läßt, schiebt man es möglichst zurück. Endlich kommt eine müßige, kranke Stunde; man ergreift, gelangweilt von Allem, was Einem sonst lieb war, den verstoßenen Charakterlosen und findet einen Kopf ohne klare Exposition und einen Schwanz, den man als unpassendes Glied dem Affen gern überließe. Sollen Bücher- und Actenleser dann noch in die Mitte hineinsehen? Das ist viel verlangt! Dies zur Lehre für Buchhändler, die dergleichen „Fragmente" drucken. Sie haben es ganz in ihrer Gewalt, eine andere und bessere Anordnung treffen zu lassen, ja, wenn sie selbst Geschmack haben, sie selbst zu treffen. Dem Autor kann es einerlei sein, wenn seine Trümmern und Bruchstücke nur gelesen werden.

Ref. sah denn aus einer gewissen Schwermuth doch in den Rumpf, um alle drei Cavitäten dieses Buchs zu öffnen. Ein Mann, der sich für einen Östreicher ausgibt, es aber schwerlich ist, dieser Mann, jung oder alt, ist verliebt, seine Geliebte heißt Bertha. Er schwärmt auf den ersten Seiten; dann beschäftigt er sich mit der Literatur der Unzufriedenen und Witzigen; das junge Deutschland schimmert durch; doch ist er noch sentimental; von Herbart, Grabbe, Börne, Anastasius Grün, Rellstab, Gentz und Heine — ja Gentz, das personificirte junge Deutschland, der Mann, in dem der bessere Gedanke, den er hell und klar in sich trug, um des Gelds und des Bauchs willen zurückgehalten wurde, diese zweibeinige Blendlaterne — Gentz und Heine beschäftigen ihn. Ein Wunder ists nicht, wenn der Mann, der solcher Literatur sich befleißigt, endlich politisch wird und einen langen Abschnitt „Politica" liefert, welcher der Kern des Buchs, das edlere Eingeweide des Rumpfs ist.

Wir wollen nichts verleugnen. Die literarischen Aphorismen sind nicht ohne Urtheil und Geschmack; und diese politischen sind dem Besten, was wir in diesem Fache in neuerer Zeit gelesen haben, an die Seite zu setzen. Allein ein Östreicher hat sie nicht geschrieben; er kennt von der östreichischen Geschichte, selbst von der Gegenwart so norddeutsch wenig, daß er sich blos in Dem aufhält, was alle Welt weiß. Aber gerade das ist das Gute an dem Abschnitt, daß er Bekanntes auf eine sehr pikante, geistreiche und klare Weise behandelt. Ganz vortrefflich ist das Unterrichtswesen in Östreich dargestellt, welches das System der Dunkelheit so anschaulich macht, daß man die ägyptische Finsterniß vor sich zu sehen glaubt und schaudert, wenn man hört, daß dieses System in andern deutschen Staaten Nachahmung finde. Ferner das Nepoten- und Protectionswesen, das Bestechen, das Kriechen, der Kastengeist, der Adel, die Sklaverei, d. h. der Soldatenstand, die Kirche — alle diese Gegenstände sind mit Geschick behandelt. Man kann nicht sagen, der Verf. sei ungerecht oder trage zu stark auf; hier eine Probe (S. 82):

„Nimmt man auf die Anstellungsart der Lehrer Rücksicht, so können die Mängel dem Unbefangenen nicht entgehen. Bei der Besetzung der Lehrkanzeln nimmt man in der Regel nicht auf literarischen Ruf und Kenntnisse Bezug, sondern Protectionswesen von einen und Kriecherei von der andern Seite sind die Hebel. Diejenigen, welche eine Lehrerstelle aspiriren, sind zwar gehalten einer sogenannten „Concurs zu machen", d. h. einige ihnen vorgelegte Fragen schriftlich zu beantworten und einen mündlichen Vortrag zu halten, doch dadurch wird nichts bezweckt, indem selten auf die Antworten, sondern gewöhnlich auf ganz andere Dinge gesehen wird. So geschieht es, daß Lehrer angestellt sind, welche man anderswo kaum zu Famulis brauchen könnte. Es wäre leicht, Beispiele von allen Universitäten und Lyceen anzuführen, ni odiosa essent."

„Ebenso wenig die Selbstthätigkeit der Lehrer wie der Schüler befördernd ist das durch alle Unterrichtsanstalten geltende Gesetz, sich an vorgeschriebene Lehrbücher zu halten, welches seit einiger Zeit besonders streng eingeschärft wurde. Diese Lehrbücher sind nun sehr verschiedenartig und wechselnd; Einige wollen behaupten, die früher gebrauchten seien meistens besser gewesen und die neuern hätten ihr Dasein weniger den Fortschritten der Wissenschaften als finanziellen Speculationen zu danken. Bischof L** soll in der auf Pädagogik angewandten Finanzwissenschaft ein Meister gewesen sein u. s. w."

Der Verf. führt nun eine Reihe dieser Lehrbücher auf und in der That, einige davon, welche Ref. kennt, sind mehr als miserabel. Der Verf. sagt unter Anderm (S. 84): „Philosophie wird nach Carpe gelesen. Ich bürge nicht für die Richtigkeit dieses Namens und weiß auch nicht, welcher Schule er angehört. Einige sagen, er sei ein Eklektiker, d. h. er habe überall das Schlechteste herausgesucht; aber, wie gesagt, ich weiß es nicht. Doch zeigt die Erfahrung, daß er durchaus nicht gefährlich ist, denn er hat keine Anhänger." Nur in der Mathematik und Naturlehre gibt es in Östreich gute Lehr- und Handbücher, die Geschichte wird lediglich als genealogischer Kalender der Regentenhäuser behandelt. Aber was kann man von Lehrern mit 4—600 Conv.-Gulden jährlicher Besoldung, die kein Schulgeld und kein Honorar beziehen, erwarten! Sie übertreffen sich nur darin, „daß sie bei möglichst geringer Quantität von Kenntnissen den Schülern die möglichst besten Zeugnisse ausstellen", und diese Zeugnisse sind kräftig. Daß indessen die Geistlichkeit, welche die Lehrstellen aus den Klöstern und höhern Unterrichtsanstalten besetzt, nicht ohne eine Färbung der Aufklärung sei, beweist der Verf. aus mehren Umständen und unter Anderm auch daraus, daß Ligorianer und Jesuiten seit Joseph II. in Östreich verachtet und von der Geistlichkeit am mehresten verachtet sind und daher nicht aufkommen.

Sehr anziehend ist es, was der Verfasser über die 500,000 Bayonnete sagt, „die nächst der Liebe des Volks den Thron stützen". Man schilt auf Nordamerika, daß es die Sklaverei in seinen Staaten duldet. Aber daß die jungen Bursche in Östreich wie die Ägypter von bewaffneten Haufen verfolgt, gehetzt, ja im blutigen Kampfe gezwungen, gefesselt und zur Fahne geführt werden, wo die Fessel nur gelöst wird, damit die Hand den unfreiwilligen Schwur leisten könne, dessen Bruch auf die fürchterlichste Weise als Eidesbruch bestraft wird, daß sie 14 Jahre ihres Lebens Allem entsagen müssen, was dem freien Menschen werth und lieb ist, daß der Stock und Mishandlung jedes Corporals und unbärtigen Lieutenants sie verfolgt, daß keine Aussicht auf Avancement oder Änderung dieses Zustandes sie erheitert — das ist schlimmer als Sklaverei, und diese Art Sklaverei kennt Amerika nicht.

Doch genug. Jeder wird das Büchlein gern gelesen haben, in welchem sich ein echter Patriotismus un ein treuer Anhänger der Monarchie mit nicht geringem Wis und in einem leichten, fließenden, gar nicht östreichischen Styl ausspricht. Die Gedichte an Bertha aber, die Geliebte, die e nicht besitzen kann, wären besser weggeblieben; sie sind voller Reminiscenzen aus Schiller, Goethe, Heine u. A. 6.

---

## Literarische Notiz.

Arbanère, Correspondent der Akademie der roralischen und politischen Wissenschaften und der Asiatischen Gesellschaft in London, gab heraus: „Analyse de l'histoire romine" (4 Bde.). Der Verf. gehört zu denjenigen Geschichtschreibern welche sich der philosophischen Betrachtungsweise zugewandt haln. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 190. —— 8. Juli 1840.

## Der Koran nach den Umständen und den Zwecken seiner Abfassung.

(Beschluß aus Nr. 189.)

In seinen Ansichten über sein Verhalten gegen die Ungläubigen wurde Mohammed anfangs bedeutend durch den milden Geist des Evangeliums influenzirt, und zehn Jahre hindurch, wo er sich täglichen Kränkungen und Gefahren ausgesetzt sah, versuchte er nicht ein einziges Mal Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Allein der Haß und die Wildheit seiner Feinde trieb ihn endlich zu jener Politik, durch welche die Geschichte der Welt plötzlich umgestaltet worden ist. Hamza's Ungestüm und Ali's Eifer verschmähten es, die Lehre von der Demuth noch länger gelten zu lassen, und nahmen daher bei mehren Gelegenheiten, wo ihr geheiligter Verwandter besonders unwürdig behandelt worden war, eine eclatante Rache. Bei Mohammed überwog das menschliche Gefühl das des Propheten und er ließ die Handlung ungerügt hingehen. So wurde das edle Paar bei jeder Gelegenheit sein Schirm und um so unentbehrlicher, je mehr er davon Gebrauch machte. Cap. 23 wurde dem Principe der Feindseligkeit höhere Sanction in der Auffoderung gegeben: „Verhindere Böses (das man dir zufügen will), durch was immer für Mittel du am besten kannst." Als der Grundsatz der Duldung einmal aufgegeben war, vermochten Mohammed's Anhänger bei der durch die gegenseitige Reibung steigenden Erbitterung sich nicht länger in Mekka zu halten und suchten, auf ihres Meisters eigenen Rath, anderwärts ihre Sicherheit. Durch sie wurde der Ruhm des Propheten im Lande umher verbreitet und die Schönheiten des Koran gelangten zu einer allgemeinern Kenntniß. Mohammed erhielt manchen schmeichelhaften Beweis, wie ganz anders sein Name auswärts als in Mekka geachtet werde. Unter Anderm sandte ihm der König von Äthiopien ein Geschenk und erklärte sich für einen Gläubigen. Ein Gesandter, der in Staatsgeschäften nach Mekka gekommen war, konnte sich das Vergnügen nicht versagen, den Mann zu besuchen, von dem er so viel gehört hatte, und nahm nach einer kurzen Unterredung den neuen Glauben an, den er nach seiner Rückkehr seinen Landsleuten verkündete. Auf Mohammed machte diese Verschiedenheit der außerhalb und innerhalb Mekkas gegen ihn herrschenden Gefühle einen tiefen Eindruck und brachte den stillen Groll zur Reife, den ein zehnjähriges Dulden in ihm aufgenährt hatte. Das hohe Geschick, welches er sich selbst verheißen hatte, stand ihm jetzt nahe bevor, und ohne Selbsttäuschung durfte er hoffen, seinen heiligen Beruf jetzt erfüllen zu können. Ein Fleck auf diesem schönen Gemälde war allein Mekka: was Wunder, wenn er denselben auszulöschen trachtete? Mit seinen heiligen Träumen fingen wildere Gedanken an sich zu mischen: die veränderten Interessen der Religion erheischten auch eine veränderte Politik, und endlich traten besondere Umstände hinzu, ihn in diesem Gedankenzuge zu bestärken. Abutalib, wenngleich kein Gläubiger, doch sein mächtigster Freund und Beschützer, war gestorben und die Heftigkeit seiner Feinde hatte dadurch mehr Raum bekommen. Auch seine Frau Khadischah, deren Liebe und milder Trost ihn unter den härtesten Demüthigungen aufrecht erhalten hatte, war nicht mehr, nur Feindschaft und Haß waren für ihn in Mekka noch übrig. Der aufgeregte Zustand seiner Gefühle, sowie die Erbitterung gegen seine Feinde ist am stärksten in Cap. 36 ausgedrückt und dies darauf berechnet unter seinen Anhängern eine ähnliche Stimmung hervorzubringen. Cap. 23 hatte aufs Schwert hingewiesen, Cap. 42 nahm es in die Hand: Rache in Beleidigungen wird darin zu den Tugenden eines Gläubigen gezählt. Vielleicht möchte aber Mohammed doch keinen entscheidenden Schritt gethan haben und, hätte man ihm nur gewöhnliche Duldung erzeigt, in Mekka geblieben sein, hätten ihn die Koreisch durch den Beschluß, ihn aus dem Wege zu räumen, nicht zum Äußersten getrieben. Zeit, Ort und Art der Ausführung der That war bereits festgestellt; Mohammed erhielt noch zeitig Kunde, machte die Verse des 22. Capitels bekannt, worin er Widerstand gegen Verfolgung und Flucht um der freien Religionsübung willen anempfiehlt, und entfloh nach Medina. Diese Stadt, die volkreichste von Hijaz, lag im Herzen des Landes, wo Mohammed's Schüler seinen Ruhm verkündet und seine Lehre verbreitet hatten; daher wurde er hier mit allgemeinem Enthusiasmus als Prophet und als Fürst aufgenommen. Die Menge der Gläubigen, die er hier erblickte, belebte ihn mit neuem Vertrauen, und was früher verzweifelnder Fanatismus ihm nur halblaut und ungewiß zugeflüstert hatte, nahm jetzt, wo der bereitwillige Glaube von Tausenden es widerhallte, den zuverlässigen Ton der Gewißheit an. So entstand das 47. Capitel

des Koran, in welchem er gegen alle Feinde seines Glaubens offen den Krieg der Vernichtung erklärt. Von jetzt an ist der Koran ein Gesetzcodex und ein Blutgesetz, und die Cap. 61, 2, 65, 8, 57, 60, 62, 63, 64, 102, 3, 58, 59, 4, 16 u. 5 sind zusammenhängende und deutliche Belege für die von Mohammed in den ersten fünf Jahren befolgte Politik, sowie für den Erfolg, von welchem dieselbe begleitet war. Sobald der Krieg von ihm als religiöser Grundsatz aufgestellt war, ergriff er auch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, um denselben mit Nachdruck zu führen, und der größere Theil der in Medina abgefaßten Capitel ist daher diesem Zwecke gewidmet. Die unbegrenzten Hülfsquellen der göttlichen Billigung oder Misbilligung wurden von ihm erschöpft, um seine Anhänger zum Kampfe zu ermuntern. Aber die bloße Begeisterung genügte nicht, denselben auf die Dauer fortzuführen; dazu waren auch materielle Mittel erfoderlich, es mußten tausenderlei Ausgaben bestritten werden, und da Mohammed selbst dies nicht vermochte, so sah er sich genöthigt zu frommen Beiträgen und zinslosen Anleihen seine Zuflucht zu nehmen. Von der einen oder andern Art der Theilnahme am Kampfe, mochte sie nun persönlich sein oder in Geldbeiträgen bestehen, war Niemand ausgeschlossen, außer wer zu arm oder zu schwach war. Diejenigen, welche, zufrieden mit der Wahrheit der neuen Religion, dieselbe hätten in Ruhe ausüben mögen, ihre weitere Verbreitung dem Allmächtigen überlassend, werden als Heuchler bezeichnet und als Feiglinge verspottet. In diesen Vorschriften, Wirkungen der Lage, in welcher Mohammed sich befand, erblicken wir den Ursprung jener Gefühle und Mängel, welche in der Mohammedanischen Gesellschaft stets vorherrschend gewesen sind. Von den unaufhörlichen und heftigen Aufregungen zum Kriege erlangten sie ihre rastlose und unbändige Wildheit, und aus der Zusicherung der göttlichen Führung und Gunst ging ihr persönlicher Stolz, ihre Unduldsamkeit und ihre unbedingte Unterwerfung unter ihre Führer und Obern hervor. Einem Volke wie dem arabischen, dem vom Raube zu leben stets für erlaubt gegolten hat und Raub und Krieg ganz synonym sind, mußte ein Grundsatz gefallen, der ihren Lieblingsneigungen volle Befriedigung verhieß. Besonders wurden die rohen Stämme der Wüste durch diesen kriegerischen Charakter der neuen Religion angezogen, für deren bessere Lehren sie wol zu gefühllos und unempfänglich waren. Das System des Kriegs und der schonungslosen Vernichtung der Ungläubigen, welches Mohammed seit seiner Flucht aus Mekka befolgte, war ohne Zweifel das wirksamste, um den Triumph seines Glaubens zu sichern. Unter den zahlreichen Kämpfen, welche die Zeit von da bis zur Einnahme von Mekka ausfüllen, scheint er nur eine einzige Niederlage erlitten zu haben, die zu Ohad, worin er selbst, schwer verwundet, kaum mit dem Leben davonkam, die jedoch durch seine Energie und Fähigkeit bald wieder gut gemacht wurde. Kein Jahr verging ohne die Unterwerfung eines feindlichen Stammes, und es verdient der Erwähnung, daß das Gebot, schonungslos alle Feinde des wahren Glaubens niederzuhauen, keineswegs so streng beobachtet wurde, daß nicht der Prophet selbst dieselben auf weniger blutige Weise behandelt und viele von ihnen unverletzt entlassen hätte. Ja, als in Folge eines glücklich auf eine reiche Karavane ausgeführten Überfalls und eines Siegs über einen derselben zu Hülfe geeilten Heerhaufen von Mekkanern mehre von seinen persönlichen Feinden und Verfolgern ihm in die Hände gefallen waren, war er so weit entfernt, die Rache, welche er im Koran beständig verkündigt, an ihnen auszuüben, daß er sie vielmehr gegen ein Lösegeld in Freiheit setzte. Nur Verrath und Treubruch verzieh er nie, und ein ganzer jüdischer Stamm mußte eine Empörung mit gänzlicher Vernichtung büßen. Sonst waren sowol Juden als Christen, auf deren heiligen Schriften die seinigen und der Beweis für die Gültigkeit seines Prophetenamts beruhte, von den gegen die Ungläubigen aufgestellten Gesetzen ausgenommen. Die Juden bewirkten nicht einmal durch das unfreundlichste Benehmen eine Abweichung von diesem Systeme. Bei Mohammed's Ankunft in Medina hatten sie allen seinen Eröffnungen den entschiedensten Widerstand entgegengesetzt, seine Anhänger verführt, seine Ansprüche lächerlich gemacht, ihn selbst mit Verachtung behandelt und jeden Anlaß ergriffen, um sich mit seinen Angreifern zu verbinden. Nichtsdestoweniger gesteht er ihnen in den Cap. 5 u. 9, den letzten, die erst entstanden sein können, als Mohammed bereits alle Hoffnung aufgegeben haben mußte, den christlichen Glauben und die jüdische Halsstarrigkeit zu überwinden, als einem Schriftvolke, den Anspruch auf Brüderschaft zu, erlaubt seinen Anhängern dieselben Speisen und an demselben Tische mit ihnen zu essen, und nimmt sie von der allgemeinen Regel der Vertilgung aus, indem er für sie Tribut an die Stelle der Bekehrung setzt.

Wir kommen jetzt zu den wichtigen Capiteln 49, 33, 24 u. 66, aus denen klar hervorgeht, daß, welche auch Mohammed's eigene Meinung über die ihn leitenden Impulse gewesen mag, dieselbe keine tiefere und heiligere Quelle hatte als seine eigene Brust. In Mekka hatte er beständig jede andere Autorität über seine Anhänger als die, welche ihm die heilige Pflicht der Lehre und Ermahnung verleihen möchte, abgelehnt; allein sechs Jahre unumschränkter Gewalt und ununterbrochenen Glücks änderten seinen Ton. Seine Anhänger durften mit dem Propheten nicht mehr so vertraulich sprechen wie sie selbst untereinander, in seiner Gegenwart nicht von selbst das Wort nehmen, ihn nicht besuchen, wenn er allein sein wollte, sein Haus nicht ohne Erlaubniß betreten, wenn sie darin waren, nicht über gewöhnliche Dinge sprechen, und zuletzt soll Keiner mehr einen eigenen Willen haben, sobald der Prophet den seinigen ausgesprochen hat. Capitel 33 macht uns mit seiner schwächsten Seite bekannt. Bei einem zufälligen Besuche hatten die Reize Zinaba's, der Frau seines freigelassenen Zeid, einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß dieser sich von ihr scheiden lassen mußte und der Prophet sie heirathete. Da Zeid aber von ihm früher adoptirt worden war, so galt nach arabischen Gesetzen die Ehe für blutschänderisch. Mohammed schaffte die Gesetze ab und versicherte den schwankenden

Arabern durch das Wort Gottes seine Untadelhaftigkeit. Dies war indeß noch nicht genug: die Zahl der Frauen, auf welche die Gläubigen sich beschränken sollten, war zu vier festgesetzt, der Prophet dagegen befreite sich selbst von dieser, wie von jeder andern Einschränkung seiner ehelichen Launen, während sein Harem vor den Zudringlichkeiten seiner Anhänger durch die göttliche Erklärung geschützt wurde, daß die Frauen des Propheten von den übrigen als Mütter angesehen werden müßten. Diese empörende Einmischung des Himmels in seine häuslichen Angelegenheiten treibt er noch einen Schritt weiter und bedient sich des Wortes Gottes zuletzt, um zweien seiner Weiber eine Strafpredigt zu halten, weil sie mit der natürlichen Empfindlichkeit von Frauen einen Act der Untreue rügten, in welchem sie ihn ertappt hatten. Diese seine Schwäche hat auch der Nachwelt noch sehr nachtheilige Früchte hinterlassen. Der Prophet hatte sich von seiner Lieblingsfrau Ayesha unter Umständen getrennt, die ihm den tiefsten Schmerz verursachten. Von diesem wurde er durch die Eingebungen des 24. Capitels befreit, worin er die Versicherung erhielt, daß sein Verdacht wie die Aussagen der Ankläger ungegründet und die Verstoßene unschuldig sei. Dies bewog ihn, in blindem Eifer das unsinnigste Gesetz über den Ehebruch zu erlassen, das man irgend ersinnen kann, indem er verfügte, daß der Charakter jeder ordentlichen Frau so lange unbescholten bleiben solle, bis vier Zeugen sie der Schuld zu überweisen vermöchten, und daß Jedermann, der denselben außerdem verdächtige, öffentlich ausgepeitscht werden sollte, und hiernach verfuhr er denn sogleich gegen Ayesha's Ankläger, indem dem neuen Gesetze eine rückwirkende Anwendung auf ihren Rücken gegeben wurde, um die Unschuld der Verleumdeten vor den Augen der Araber zu erweisen. Doch ließ man gerade den heftigsten der Ankläger entkommen, weil er ein Mann von Stand und Einfluß war. Mit solchen Rücksichten vermag sich also auch der Fanatismus zu befreunden.

Der nächste Vorfall, auf welchen der Koran (Cap. 48) anspielt, verräth, daß Mohammed noch fortwährend in allen seinen Schritten von Einbildungen geleitet und bestimmt wurde. Da die Moslem die ganze Zeit ihrer Entfernung aus Mekka mit dieser Stadt im Kriege begriffen gewesen waren, so hatten sie die heilige Wallfahrt nach der Kaaba, welche Mohammed zur Grundlage seiner Religion gemacht hatte, niemals ausführen können. Da erzählte ihnen Mohammed im sechsten Jahre der Flucht, er habe einen Traum gehabt, nach welchem sie in diesem Jahre noch Einlaß in die Stadt und die Kaaba finden würden, und als die Zeit gekommen war, zog er, blos von den Häuptern seiner Anhänger begleitet, und weder zum Angriff noch zur Vertheidigung gerüstet, vor Mekka, in dem Glauben, daß seine Prophezeiung mittels einer geheimen Einwirkung der nämlichen höhern Macht, welche ihm die Versicherung ertheilt hatte, auf die Herzen seiner bittersten Feinde in Erfüllung gehen würde. Wie erstaunte er, als im Gegentheil die Koreisch ihm plötzlich den energischen Befehl zusandten, nicht einen Schritt weit näher zu kommen, und er durch seinen eiteln Wahn sich selbst und Andere, die ihm vertrauten, nicht nur gröblich getäuscht, sondern auch in die größte Gefahr gebracht und der Gewalt seiner Feinde preisgegeben fand. Was ihn rettete, war die Hieromanie, welche von den Arabern selbst in der damaligen Verwilderung mit unverbrüchlicher Heiligkeit gehalten wurde. Es war ein jährlicher Gottesfrieden von vier Monaten, in welchem Waffen und Fehden auf der ganzen Halbinsel ruhten und den selbst der wilde Räuber der Wüste nicht zu verletzen wagte. Besonders heilig war der Monat, in welchem Mohammed vor Mekka erschien — und eine Gewaltthat in demselben auf dem Gebiete der heiligen Stadt verübt, vor deren Thoren Mohammed jetzt stand, wäre ein unerhörtes Verbrechen gewesen. So blieb Mohammed unverletzt, wie groß auch für seine Feinde die Lockung sein mochte, ihn zu vernichten. Es kam ein Vertrag zu Stande, in welchem er seinen bittersten Feinden Frieden unter der Bedingung zugestand, daß er mit den Seinen in den kommenden Jahren die Wallfahrt machen dürfe und die Koreisch bei seiner Annäherung die Stadt räumten. Dies wurde von beiden Seiten pünktlich gehalten und die Moslem begingen im nächsten Jahre zum ersten Male ihr langersehntes Fest. Bald darauf, durch die Unterwerfung frischer Stämme verstärkt, faßten sie den Muth, sich der heiligen Stadt, welche die Wiege ihres Glaubens war, für immer zu versichern. Veranlassung dazu wurde von den Koreisch selbst gegeben: sie hatten einen mit den Moslem im Bunde stehenden Stamm feindlich behandelt, Mohammed erklärte demzufolge den Vertrag für gebrochen und faßte das 9. Capitel des Koran mit der entscheidenden Erklärung ab, daß hinfort kein Götzendiener sich der Kaaba mehr nahen soll. Zehntausend Mann, mit denen er unmittelbar darauf vor Mekka rückte, verschafften dieser Erklärung Nachdruck. Die Mekkaner sahen sich überrascht. Unvorbereitet für gewaltsamen Widerstand, vermochten sie nichts Anderes zu thun als sich zu ergeben. Aby Sufian, des Propheten heftigster Widersacher, überbrachte ihm die Schlüssel der Stadt. Mohammed's folgendes Benehmen ist ein Prüfstein seines Charakters. Seine heftigsten Verfolger, seine bittersten und unnachgiebigsten Feinde befanden sich in seiner Gewalt, und — er verzieh ihnen, wobei Denjenigen, welche seinen Glauben nicht annehmen wollten, die Freiheit gelassen wurde, zu gehen, wohin sie wollten. Der Eroberung von Mekka folgte bald die Unterwerfung der Provinzen Yaman und Naid, und Mohammed war nun politisches und religiöses Oberhaupt seines Landes. Einige wenige Stellen der Capitel 48, 9, 8 u. 5 entstanden noch in dem folgenden Jahre, aber das eigentliche Interesse des Koran hört mit dem Widerstande auf, der ihm entgegengesetzt, sowie mit den Schwierigkeiten, unter denen er allmälig abgefaßt wurde.

35.

---

## Notizen.

Der am 10. April verstorbene Landschaftsmaler, Alexander Nasmyth von Edinburg, der Vater der schottischen Malerei, war auch in literarischer Beziehung bedeutsam, indem von ihm die

illustrirenden Vignetten zu Walter Scott's Werken herrühren, sowie das einzige vorhandene Portrait des Dichters Burns. Er beschränkte sein Talent fast ganz auf die schottische Hauptstadt und erst in seinem 64. Lebensjahre bekam man 1818 sein erstes Werk, eine Ansicht in Schottland, in England zu sehen. Auch sein früh verstorbener Sohn, Patrick Nasmyth, war als Landschaftsmaler bedeutend. Ebenso verdient der am 16. desselben Monats verstorbene Bildhauer Pitts Erwähnung, indem er zwei sehr gelungene Darstellungen aus der classischen Mythologie, des Schildes des Aeneas, 1828 — sein bestes Werk — und 1834 des Schildes des Hercules zu Stande gebracht hat. Höchst ungünstige Verhältnisse, welche ihn zur Erwerbung selbst der nöthigsten Lebensbedürfnisse zu den angestrengtesten mechanischen Arbeiten zwangen, stürzten ihn in Tiefsinn und in diesem Zustande machte er seinem Leben durch Gift ein Ende. Noch raffte in demselben Monate, am 22., der Tod den Secretair der bengalischen Abtheilung der Asiatischen Gesellschaft und Herausgeber ihres Journals, James Prinsep, in Folge einer während seines 20jährigen Aufenthaltes in Indien durch übermäßige dienstliche und wissenschaftliche Anstrengungen erzeugten schleichenden Krankheit hin.

---

Einen schlagenden Beweis, wie man in England die Wissenschaft auf das praktische Leben anzuwenden versteht, gibt folgende Ankündigung: „Philosophie des Wachsthums der Haare. Die scharfsinnigsten Philosophen haben die richtige Bemerkung gemacht, daß in den einfachsten Verrichtungen des täglichen Lebens eine gleichmäßige Beziehung auf die höchsten Principien stattfinde, wie in den Verrichtungen des Chemikers, oder in den Berechnungen des Mathematikers —; warum sollte man nun, im Dienste der Toilette beflissen, nicht ein Mittel zur Anwendung bringen, dessen Wirkung auf den strictesten Principien der Chemie beruht?" Diese Einleitung ist auf Empfehlung eines Colombia-Haarbalsams von Oldridge berechnet.

Man höre! In London ist ein Buch erschienen und vielfach gekauft worden über die Verfolgung der lutherischen Kirche in Preußen vom J. 1831 bis auf die Gegenwart. Das „Monthly chronicle" läßt sich aus ihm belehren, daß es zwar nur eine Verfolgung en miniature, aber „so schreckvoll in allen Attributen der Grausamkeit, wie irgend ein Act der Inquisition" gewesen sei. 47.

---

## Bibliographie.

Album deutscher Typographen. Festgabe beim Hochfeste Gutenbergs und der vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24., 25. u. 26. Juni 1840. 1ste Lief. [Umschlag-Titel.] 8. Leipzig, Polet. Subscr.-Pr. für die 1ste u. 2te Lief. 4 Gr.

Breslau vor hundert Jahren. Auszüge aus einer handschriftlichen Chronik mitgetheilt von A. Kahlert. Gr. 8. Breslau, Aderholz. 16 Gr.

Brunner, S., Reise nach Senegambien und den Inseln des grünen Vorgebürges im Jahre 1838. Gr. 8. Bern, Huber u. Comp. 1 Thlr. 16 Gr.

Büttner, H., Geschichte der politischen Hetärieen in Athen, von der Zeit der kylonischen Verschwörung bis zum Ausgange der Dreißig, mit besonderer Berücksichtigung des politischen Charakters derjenigen Staatsmänner, welche sich ihrer bedienten; aus den Quellen bearbeitet. Gr. 8. Leipzig, Brandes. 12 Gr.

Deinhardt, J. H., Der Begriff der Seele mit Rücksicht auf Aristoteles. Ein Versuch. Gr. 4. Hamburg, Fr. Perthes. 8 Gr.

Grotefend, C. L., Geschichte der Buchdruckereien in den Hannoverschen und Braunschweigischen Landen. Herausgegeben von F. G. H. Culemann. Mit 9 Steintafeln. Kl. 4. Hannover, Hahn. 2 Thlr.

Die Heymonskinder. Ein Gedicht in zwanzig Gesängen. Gr. 8. Nördlingen, Beck. 22 Gr.

Hurter, F., Ausflug nach Wien und Presburg, im Sommer 1839. 2 Theile. 8. Schaffhausen, Hurter. 3 Thlr. 8 Gr.

Jäck, H. J., Denkschrift für das Jubelfest der Buchdruckerkunst zu Bamberg am 24. Juni 1840, als Spiegel der allseitigen Bildungs-Verhältnisse seit unserer geschichtlichen Periode. (Mit XIX Schriftmustern, der Abbildung des Bibliothek-Gebäudes, der Jubel-Medaille, und dem Portrait des Authors.) Gr. 8. Erlangen, Enke. 1 Thlr. 6 Gr.

Klausen, R. H., Aeneas und die Penaten. Die italischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen. 2ter Band. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Gr. 8. Hamburg u. Gotha, Friedrich u. Andreas Perthes. 3 Thlr. 12 Gr.

Zwanzig Lieder von den Nibelungen. Nach Lachmanns Andeutungen wiederhergestellt von K. Simrock. Mit einer Vorrede. 8. Bonn, Weber. 18 Gr.

Lobstein, J. F., Platonische Weihestunden. Zwölf Stanzengesänge. Als Anhang: Pindar's erste Olympische Hymne. Gr. 8. Straßburg, Treuttel u. Würtz. 1 Thlr.

Lohmayer, C., Wallmann's Feierabende. Erzählungen für Leser jeden Standes. 8. Straubing, Schorner. 8 Gr.

Michaelis, H. S., C. F. v. Gräfe in seinem dreissigjährigen Wirken für Staat und Wissenschaft. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte, aus eigener Anschauung, historischen Zeugnissen und officiellen Akten bearbeitet. Gr. 8. Berlin, Hirschwald. 10 Gr.

Moshamer, J. A., Der deutsche Ordensritter, historische Novelle. 8. Wien, Mechitaristen-Congr.-Buchh. 1839. 12 Gr.

Ortlepp, E., Gedicht zum Gutenbergsfeste. Gr. 8. Leipzig, Zirges. 4 Gr.

Pallme, J., Meine Reisen durch Sicilien, Aegypten, Syrien und Palästina, beschrieben und herausgegeben. Gr. 8. Rumburg, Herausgeber. 2 Thlr.

Possart, P. A. F. K., Kleine lappländische Grammatik, mit kurzer Vergleichung der finnischen Mundarten. Gr. 8. Stuttgart, Cast. 9 Gr.

Schimper, K., Gedichte. Gr. 8. Erlangen, Enke. 1 Thlr. 16 Gr.

Schmeißer, A., Das Gewitter und das Symposion. Oder: Protestanten und Katholiken seit dem Jahre 1837. Eine Novelle. 8. Rudolstadt, Fröbel. 1 Thlr.

Schröter, L., Das Eigenthum im Allgemeinen und das geistige Eigenthum insbesondere für Gelehrte und Laien natur- und rechtsgeschichtlich dargestellt. 8. Breslau, Aderholz. 8 Gr.

Schwarz, Th., Parabeln. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 9 Gr.

Sonntag, K. H. M., Kottwitzer Denkschrift. Zur Erinnerung und Rechenschaft. Zugleich eine Jubelschrift des im Jahre 1740 erfolgten siegreichen Einzuges Friedrich's des Grossen in Schlesien. Gr. 8. Sagan, Raabe u. Sohn. 12 Gr.

Klassische Studien von E. Geibel und E. Curtius. 1stes Heft: — Auch u. d. T.: Uebersetzungen aus griechischen Dichtern. Von E. Geibel und E. Curtius. Gr. 12. Bonn, Weber. 10 Gr.

Ulm's Kunstleben im Mittelalter. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Schwaben. Beschrieben und erläutert von C. Grüneisen und E. Mauch. Mit 5 Stahlstichen und 3 Steindrücken. Lex.-8. Ulm, Stettin. 1 Thlr. 12 Gr.

Volkamer von Ehrenberg, J. N., Ueber die Emancipation der Katholiken in England. Aus dem Nachlasse des weiland Herrn rc., Verfasser des: „Landleben der Reichen." Herausgegeben von J. N. Passy. 8. Wien, Mechitaristen-Congr.-Buchh. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 191. — 9. Juli 1840.

**Geschichte des preußischen Staates im 17. Jahrhundert; mit besonderer Beziehung auf das Leben Friedrich Wilhelm's, des großen Kurfürsten. Aus archivalischen Quellen und aus vielen noch ungekannten Originalhandschriften von Leopold v. Orlich. Drei Theile. Mit Planen und Karten. Berlin, Dümmler. 1838—39. Gr. 8. 9 Thlr. 6 Gr.**

Der Liberalität, mit welcher Regierungen, Gemeinwesen und Privatleute Deutschlands sowol als der Nachbarstaaten seit einiger Zeit angefangen haben, die streng gehüteten Schätze ihrer Archive, Briefkammern, ihre Hauschroniken, Correspondenzen und Familiendenkwürdigkeiten zu veröffentlichen, verdankt zwar die historische Literatur zunächst unsers Vaterlandes hochwichtige Bereicherung und überraschende Aufklärung, sowie Ergänzung, zumal in den Geschichten der drei neuern Jahrhunderte; gleichwol aber wagen wir zu behaupten, daß jenes löbliche Streben, eine dunkle Vergangenheit zu beleuchten, jene hochsinnige Selbstentäußerung bürgerlicher Gewalten, welche die Schwächen und Mängel nicht längst begrabener Geschlechter aufdecken lassen, auch recht viel verkehrten, dünkelvollen Bestrebungen die Hand bot und, wie die Sachen noch jetzt stehen, ebenso viel Zweifel, Verwirrung und Vorurtheil in das Geschichtsstudium gebracht, als wahrhafte und unwiderlegliche Kenntnisse vergangener Zustände zu Tage gefördert hat. Indem wir das harte Wort aussprechen: die historische Literatur der Deutschen, d. h. die in Schriftwerken niedergelegten, zusammenfassenden Darstellungen unserer Volks- und Staatserlebnisse, nicht die noch ungebraucht und, wiewol gedruckt, doch noch unverarbeitet aufgehäuften Materialien haben in den segensreichen Friedensjahren seit 1815 durch die Veröffentlichung von Originalpapieren, ungedruckten Quellen und Hülfsmitteln unvergleichbar weniger an gediegenen Werken gewonnen, als durch den geistvollen Fleiß der Forscher und Geschichtschreiber, welche nach altdeutscher Weise allein die schon vorhandenen Bücher benutzten: ermessen wir selbst etwas gesagt zu haben, was wir des Breitern erweisen müßten, als hier der Raum gestattet. Wir sparen es deshalb auf, an einem geeigneten Orte unsere parador lautende Behauptung dem Unbefangenen zu erhärten, und begnügen uns mit den Aphorismen: daß die überwiegende Benutzung von handschriftlichen Quellen, Staatsprotokollen, Gesandtschaftsberichten und brieflicher amtlicher Kannegießerei, der Memoiren von Leuten, welche Soubrettenpartien im Staatsleben gespielt haben, mit Geringachtung der vorhandenen Geschichtswerke, den moralischen Zusammenhang der Dinge, den Geist der Völker, das inwendige Geschichtsleben aus den Augen verlieren und nur das unerfreuliche Spiel einer trugvollen Diplomatik, den todten Mechanismus der Staatsverwaltung, das verzerrte Spiegelbild der Gesellschaftszustände, wie sie sich der Beobachtung und den Späherkünsten vorurtheilsvoller, parteiisch gesinnter oder unwahrer, unfreier Wohldiener darstellen, heraustreten lasse. Historische Fehlgeburten dieser Art, welche dünkelvoll als echtes Leben sich ankündigen, hier zu nennen, möchte gehässig erscheinen; eine besonnene, vorurtheilsfreie Kritik hat über sie längst gerichtet, wenngleich sie in der vornehmen Lesewelt des Beifalls fort und fort genießen.

Die Ursache des Misrathens liegt nicht an dem überkommenen, handschriftlichen Stoffe, welcher mit verständiger, gelehrter Benutzung seinen Preis behält: aus jeder geschichtlichen Mittheilung des Zeitgenossen eines vergangenen Jahrhunderts kann Dankenswerthes gewonnen werden, und sogar Casanova's Memoiren lassen sich, abgesehen davon, daß in ihnen die sittlichen Zustände der mittlern Decennien des vorigen Jahrhunderts sich abspiegeln, zur richtigen Würdigung bedeutender Persönlichkeiten und politischer Ereignisse verwenden; jene Ursache liegt in dem kaum zufällig zu nennenden Umstande, daß archivalische Schätze, zumal die Papiere adeliger Familien, meist in die Hände Unberufener oder nicht gehörig Vorgebildeter gerathen, welche den Weg zum Ruhme eines Geschichtschreibers für leicht erachten, und wenn sie obenein von hohen, selten streng prüfenden Gönnern ermuntert werden, bei aller ihrer Unfähigkeit, das überkommene Material zu verarbeiten, mit allen Vorurtheilen ihrer persönlichen Verhältnisse sich dreist den umfassendsten Aufgaben unterziehen.

Der Verf. der vorliegenden „Geschichte des preußischen Staates im 17. Jahrhundert" u. s. w. hat schon früher ein Leben Friedrich Wilhelm's verfaßt *) und,

*) Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. Nach bisher noch ungekannten Originalhandschriften von Leopold v. Orlich. Mit einem Portrait und zwei Facsimile. Berlin, Mittler. 1836. Gr. 8. 3 Thlr.

die Mängel jenes Versuches erkennend, mit Benutzung eines vielfach reichern Stoffes sich an das Größere gewagt. Wir lassen die gute, preußische Gesinnung des Verf., dessen militairische Kenntnisse, ja seinen Fleiß im Aufsuchen und in der Verwendung handschriftlicher Mittel, zu welchen gesellschaftliche Verhältnisse ihm den Zugang erleichtern mochten, unangetastet: wir müssen aber freimüthig gestehen, daß ihm theils die nöthigen gelehrten Studien gebrechen, um das Vorhandene, bereits Gedruckte zu verarbeiten, theils er jener Freiheit des Geistes, jener Unmittelbarkeit der Auffassung ermangele, welche schon Lucian als die wesentlichsten Eigenschaften eines Geschichtschreibers betrachtet. Schlagende Beweise für die ungenügenden gelehrten Kenntnisse des Verf. werden wir gleich beibringen; für die Unfreiheit desselben, den Gesichtspunkt für vergangene politische Zustände zu finden, ergeben sich die Belege im Verlauf unserer Beurtheilung.

Eine gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache erfodert das Quellenstudium der Geschichte des 17., ja eines Theils des 18. Jahrhunderts noch unbedingt, weil nicht allein Staatsschriften fast überwiegend lateinisch verfaßt sind, zumal im diplomatischen Verkehr zwischen fremden Mächten, wie Brandenburg und der Republik Polen, sondern auch die wichtigsten Hülfsmittel, wie Pufendorf's Werke und Paul Piasecius', Rudawski's, Kochowski's Bücher, für die Geschichte des großen Kurfürsten unentbehrlich, lateinisch vor uns liegen. In welchem Grade die Hintansetzung dieses Studiums sich an unserm Verf. gerächt habe, und wie unbefangen er seine Unwissenheit zur Schau stellt, wie selbst Kenntnisse, die er ohne Zweifel besitzt, Abbruch erleiden durch falsche Übersetzung, lehren zahlreiche Stellen des Buches. Um nicht grausam ein Verzeichniß solcher Sünden aufzuzeichnen, wiewol der Verf. es verdient hätte, weil er, nicht selten lateinische Briefe einschaltend, sich das Ansehen eines gelehrten Forschers geben will, führen wir nur (S. 69) „Subcamerarius Bresten Cujavien Tulibowski", in welchem Titel die deutschgeschriebenen Wörter Bresten Cujavien als Vornamen verstanden sind, an, da doch Martin Tulibowski dem Verf. als Palatinus und Subcamerarius von Brese in Cujavien aus Pufendorf I, S. 22 und *Piasecii* Episcopi Praemisliensis Chronica gestorum in Europa singularium conscripta ad annum 1648 (Krakau o. J.) bekannt sein mußte. Gleich darauf (S. 75) steht bei Episcopus Luceoriensis sehr naiv ein Fragezeichen, als sei das Bisthum Luceoria, Luzk, die Hauptstadt in Volhynien, ein verschollenes! Ein ganz bequemes Nachschlagen im Index zu Büsching's „Neuer Erdbeschreibung" (Theil 1) würde zur hinlänglichen Kenntniß von Luceoria geführt haben. S. 76 kommt ganz unbefangen ein Woywode Gembicki von Lenutzki vor, welches ohne Zweifel Lenczye sein soll; auf derselben Seite wird das polnische Adelslexikon mit einer Familie Belsensem vermehrt; der Verf. meint aber den Palatin von Bielsk (palatinum Belsensem). S. 156 wird aus praeterito foedere, wol ohne Schuld des Setzers, ex spiritu foedere; S. 167 nunc non licet bis precare statt peccare. Solche Verstöße würden jedoch noch nicht dem Rec. Verdacht gegen die lateinischen Kenntnisse des Verf. eingeflößt haben, wäre er (S. 205) nicht auf die Behauptung gestoßen: der Kurfürst habe Warnemünde an der Reckenitz eingenommen; Warnemünde an der Reckenitz, dem kleinen Flüßchen, welches N. V. Pommern von Mecklenburg scheidet, kam ihm so sonderbar vor als etwa Weichselmünde an der Lupan. Wie mochte ein preußischer Offizier, welcher sicher allgemeine Kenntnisse der Geographie in seinem Examen dargelegt haben mußte, zu dem wunderlichen Irrthume gekommen sein, Warnemünde, den ganz bekannten Hafen von Rostock, an das Wässerlein Reckenitz in Pommern zu verlegen? Ein Offizier, welcher auf amtlicher topographischer Vermessung so aufmerksam unsern Boden betrachtet hatte, daß er in aufgeschossenen Buch- und Eichwäldern (Thl. 1, S. 51 Anm.) verschwundene Dorfschaften wahrnahm? Der Grund einer so auffallenden Verwechselung durfte kein gewöhnlicher sein. Nach einigem Nachschlagen fand Rec. den Schlüssel des Irrthums in der falsch verstandenen Construction einer Stelle bei Pufendorf, „De rebb. gest. Frid. Guil.", t. I, l. VIII, §. 30. Interea Elector — Holsatia excesserat ac obiter occupata Warnemunda ad Rekenitzam flumen, quo Meclenburgica a Pomerania separatur, praecurrerat cum tribus equitum legionibus. Hr. v. Orlich, seinem bessern Wissen abwendig gemacht, hatte ad Rekenitzam zu Warnemunda, statt zu dem folgenden praecurrerat gezogen und übersetzte nicht: der Kurfürst war nach der Einnahme Warnemündes bis zur Reckenitz, dem Grenzfluß Mecklenburgs und Pommerns, vorgerückt, sondern: „der Kurfürst war nach Pommern aufgebrochen, hatte Warnemünde an der Reckenitz eingenommen und ging mit drei Regimentern — vor."

Welcher Leser, fragen wir, geschweige denn welcher Forscher, kann mit Vertrauen ein Buch in die Hand nehmen, dessen Verf. einen so auffallenden Mangel der nöthigsten Vorbereitungsstudien documentirt? Kaum darf ein späterer Bearbeiter desselben Stoffes sich anders auf diese „Geschichte des preußischen Staates" berufen, als wo Wort für Wort die Quellen abgeschrieben werden, und die richtige Leseart unbezweifelt ist; überall, wo unser Verf. nach lateinischen Briefen, Berichten u. s. w. erzählt, entsteht immer die Befürchtung, er habe falsch gelesen, oder halb oder ganz falsch den Text verstanden. Heutzutage, wo Niemand, auch nicht der Standesherr, ohne strenge Prüfung zu den untern Militairgraden gelassen wird, ist es doch eine fast strafbare Prätension, ohne Weiteres, wie vor 40 Jahren unter die Soldaten, unter die Geschichtschreiber gehen zu wollen. Wir sind keineswegs so unbillig oder so eifersüchtig auf unsern Stand, daß wir nicht wissenschaftlich gebildeten Militairs, deren es in Deutschland, zumal in Preußen, eine große Zahl gibt, verstatten wollten, ihren Fleiß und ihren Geist auf historischem Gebiete schriftstellerisch zu bethätigen, ohne gerade classische Studien durchgemacht zu haben; in der neuern Kriegsgeschichte tappt zumal jeder Nichtmilitair im Dunkeln, mag er auch noch so fleißig die Kriegsgeschichte der alten Welt und des Mittelalters studirt haben; in der Auffassung des großen Zu-

sammenhangs politischer Ereignisse haben von jeher bedeutende Kriegsobersten den in seine eigenthümliche Welt freiwillig gebannten Gelehrten übertroffen, und auf diesem Felde ist jede historische Mittheilung eines hohen Dankes werth; auch zur Verfassung genealogischer Geschichten, einzelner Adelsfamilien, deren etwaigen Nutzen für Specialhistorie wir nicht zu gering anschlagen wollen, reicht die gewöhnliche Bildung eines Militairs aus; aber die Geschichtschreibung im höhern Sinne muß sich gegen Eindringlinge bewahren, welche, wenn sie ein erträgliches Offizierexamen gemacht und einige Modevorlesungen gehört haben, und sich das Zeugniß loyaler, wohlmeinender Gesinnung nicht versagen können, im Besitze von Familienpapieren, im Genuß des Rechts, Archive zu durchstöbern, sich fähig halten, eine „Geschichte des preußischen Staates“, eine „Geschichte des großen Kurfürsten“, die so ganz eigenthümliche Schwierigkeiten bietet, zu schreiben. Was heutzutage in Deutschland geschrieben wird, wird nicht für Deutschland allein geschrieben, sondern für den gebildeten Theil der europäischen Menschheit; Polen und Schweden haben an des Kurfürsten actenmäßiger Geschichte ein heiliges Anrecht; sie gehört der Welt, und wir Deutsche müssen uns gegen beschämenden Tadel des kritischen Urtheils unserer Nachbarn schützen, indem wir Anmaßung und Dünkel, so weit es an uns ist, öffentlich rügen.

Aus der allgemeinen Übersicht der Regierung des Kurfürsten Georg Wilhelm, über welche uns Cosmar's „Schwarzenberg“ bereits wichtige Aufschlüsse mitgetheilt hat, erfahren wir nicht eben Neues, als etwa Belege über Abneigung des deutschen Fürsten gegen die bedenkliche Einmischung des Königs von Schweden, sowie schon früher gegen Christian IV. von Dänemark. Bereits hatte im brandenburgischen Preußen Gustav Adolf seine selbstsüchtigen Plane angekündigt und die Gemüther durch Redensarten, „das gemeine Wohl betreffend“, irre zu führen gesucht. In seiner gereizten Stimmung, das Unheil schwedischen Einschreitens ermessend, äußerte (S. 8) Kurfürst Georg Wilhelm, „was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich soll alle meine Reputation, Ehre und zeitliche Wohlfahrt verlieren.“ Als an der Tafel die Einnahme von Pillau entschuldigt wurde, „es würde dem Kurfürsten zum hohen Lobe gereichen, Alles über sich ergehen zu lassen“, erwiderte er im gerechten fürstlichen Unmuthe auf dieses höhnische Lob: „Hiob's Geduld werde gepriesen, weil er von Gott heimgesucht; die sich aber von Menschen vexiren, braviren und mit Stillsitzen das Ihrige nehmen lassen, die wird kein Historienschreiber loben können. Alle Welt müßte mich für eine feige Memme halten, da ich so ganz stille sitzen sollte. Besser mit Ehren gestorben, als mit Schanden gelebt. Ich habe nur einen Sohn; bleibt der Kaiser Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn auch wol Kurfürst, da ich mich beim Kaiser halten werde.“ Hätte nur zeitig genug Georg Wilhelm diese gesunde Politik bethätigt, so wäre der Schimpf wenigstens kleiner gewesen; in banger Stimmung erkannte er (S. 16), daß man beim Könige keine Sicherheit gegen den Kaiser fände; siege er aber, da möchte er mit Pommern oder doch mit Preußen davongehen.

Wol wäre es für unsern Verf. an der Stelle gewesen, Gustav Adolf's unlautere, auf Eroberung gerichteten Plane vom Standpunkte des Brandenburgers zu beleuchten. Hr. v. Orlich führt die nie genug urgirten Worte des Schweden an den klugen Rath zu Nürnberg an, welche am tiefsten in sein Inneres blicken lassen. Damit hätte unser Biograph die handgreiflichen Beweise, welche Hr. v. Decken in seiner Geschichte des Herzogs Georg von Braunschweig und Lüneburg über des gefeierten Schweden Unredlichkeit beigebracht hat, verbinden sollen, um, des Protestantismus ungeachtet, ein muthiges Urtheil über Gustav Adolf zu motiviren, wie eine unparteiische Geschichte es doch einmal aussprechen wird; aber es bleibt auch hier bei den gewöhnlichen halben Andeutungen und Redensarten. In „Friedrich Wilhelm's Jugendleben“ erfahren wir auch nur das Hergebrachte; der angebliche Mordversuch in Küstrin bleibt im Dunkeln; gern hätten wir aus Archivnachrichten die Bestätigung über das Heirathsproject des jungen Kurprinzen mit der schwedischen Christina gewonnen, welche aus Arkenholtz' Manuscripten Mauvillon in seiner „Histoire de Gustave Adolphe“ (Theil 4, S. 81) als gegründet hinstellt; aber auch dieser Punkt wird nicht beleuchtet. Ausführlicheres vernehmen wir von der Neigung des Prinzen zur Prinzessin Ludovika Hollandine, Tochter Friedrich's V. von der Pfalz; der Kurfürst widersetzte sich dieser Heirath, worüber dauernde Spannung in der Familie entstand. Welches Glück für Friedrich Wilhelm, daß der Platz für die treffliche Luise von Oranien offen blieb und aus der Ehe mit einer Dame nichts wurde, die, nach den Anekdoten der Herzogin Charlotte Elisabeth von Orleans als Äbtissin von Maubuisson die Schamlosigkeit so weit trieb, ihre Worte mit dem Schwure, „par ce ventre, qui a porté 14 enfants“ zu betheuern.

Auf S. 49 beginnt die Regierungsgeschichte unsers Helden mit der Schilderung des heillosen Zustandes der Kurlande und dem Tode des von der Nachwelt so dauernd gemishandelten Grafen Adam Schwarzenberg, ohne daß wir durch vorliegendes Werk zur gerechten Beurtheilung des merkwürdigen Premierministers und Zeitgenossen Richelieu's in den Stand gesetzt sind. Das geheime Archiv zu Königsberg lieferte schätzbares Material zur Kenntniß des schwierigen Vasallenverhältnisses Preußens zu Polen; „*Piasecii Chronica*“ sind nicht benutzt. Eine polnische Prinzessin, die dem Kurfürsten (S. 77) durch den Grafen Gerhard v. Dönhof angetragen wurde, schlug er mit den Worten aus: „So lange ich mein Land nicht in Frieden regieren kann, darf ich mich nach keiner andern Geliebten als dem Degen umsehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Italienische Almanache.

Das mailänder „Echo“, sich fortwährend der Anerkennung und zunehmenden Verbreitung, die es in Deutschland findet und auf welche die Redaction ja rechnen mußte, würdig zeigend, beginnt den diesjährigen Jahrgang mit einer „Almanachschau“.*)

*) Diese interessante Zeitschrift ist jetzt von der Buchhandlung Brockhaus und Avenarius in Leipzig zu beziehen; der Jahrgang, aus 12 Heften bestehend, kostet 6 Thlr. 16 Gr. D. Red.

Im Eingange dieses Artikels wird berichtet, daß die seit einigen Jahren erst in Italien in Mode gekommenen Strennen und Almanache dem an der Spitze der neu-italienischen Literatur stehenden Mailand durch den bereits die Grenzen der Lombardei überschreitenden Absatz derselben, nach einem mäßigen Anschlage, mehr als 300,000 östreichische Lire (100,000 Conventionsgulden) einbringen. Herausgeber und Verleger sind daher auch bemüht, diesen Artikeln die Gunst des Publicums zu erhalten, ja denselben durch innere und äußere Ausstattung noch mehr zuzuwenden. Die vorzüglichern dieser Strennen, die allein hier eine Erwähnung finden können, sind dessen Zeugniß. Zuerst ist das in stattlichem Quartformat erscheinende „Album. Esposizione di belle arti in Milano" zu nennen, das in diesem dritten Jahrgange elf Hauptwerke der letzten mailänder Ausstellung, von Azeglio, Giuf. Bisi, Giuf. Canella, Hayez, Mensi, Molteni, Podesti, Natale Schiavoni, Servi, in Kupferstichen bringt, die von tüchtigen Künstlern, wie Antoldi, Barni, Gherbuin, Gandini, de Marchi, de Maurizio, Caterina Piotti-Pirola und Sommariva herrühren. Den erläuternden Text lieferten Schriftsteller wie Ambrosoli, Cantù, Molinelli, Regli, Tenca, Turotti und der Redacteur dieses „Album", Giamb. Cremonesi, der auch eine Biographie des berühmten Bildhauers Marchesi beisteuerte. Außer den elf Blättern ist das Buch auch mit dem wohlgetroffenen, von de Maurizio gezeichneten, von Caterina Piotti-Pirola radirten Bildniß des Erzherzogs Franz Karl, dem dieser Jahrgang gewidmet ist, geschmückt. Endlich gewährt noch ein von Gandini gezeichnetes und radirtes, von Labus erläutertes Blatt nach einem noch wenig bekannten Gemälde Leonardo's da Vinci, den Erlöser vorstellend, das sich im Besitz eines Hrn. Roverselli befindet, Interesse. Mit besonderer Pracht sind die für fürstliche Personen bestimmten Exemplare ausgestattet; an diesen bewundert man unter andern eine Mosaik aus feinen gefärbten Strohblättchen (eine neue toscanische Erfindung), welche die Wappen und Namenchiffern darstellt. Die älteste unter den mailänder Strennen: „Non ti scordar di me" hat in dem neuesten ihrer Jahrgänge, dem neunten, das jetzt beliebt gewordene Quartformat angenommen und wetteifert in geschmackvollem Äußern und durch Beiträge der bessern und beliebten Dichter und Schriftsteller mit ihren jüngern Schwestern. Dasselbe gilt von der zum siebenten Mal erscheinenden, mit zierlichen Vignetten geschmückten und durchaus elegant ausgestatteten „Strenna italiana", die eine Auswahl unterhaltender Aufsätze in Prosa und Versen von Baruffi, Carcano, Ces. und Ign. Cantù, Frulli, Defend. Sacchi u. A. liefert. Schließlich sei noch der in ihrem dritten Jahrgange erscheinenden „Strenna teatrale europea" erwähnt. Der Herausgeber, Franc. Regli, durch vieljährige Erfahrung mit dem italienischen Theaterwesen vertraut, gibt in reichlicher Fülle die interessantesten Notizen darüber. Von ihm ist auch die Biographie Meyerbeer's, Torelli lieferte die Mercadante's und Tem. Solera die des jetzt so berühmten Sängers Moriani. Diesem noch viele andere gute Aufsätze enthaltenden, typographisch löblich ausgestatteten Taschenbuche sind eine Menge gelungene Portraits lebender Künstler, von Alfieri, Guzzi, Gandini, Bonatti, Rados und Mantovani ausgeführt, beigegeben. 63.

---

## Notiz.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat den Bericht des Hrn. Villermé über den Concours bezüglich der „Ursachen der Noth und der Mittel, ihr abzuhelfen" gehört und entschieden, daß der von Hrn. Felix Beaujour gestiftete Preis von 5000 Francs Keinem zuzuerkennen sei; doch erkannte sie unter dem Zwecke der Aufmunterung dem Mémoire des Hrn. Buret 2500, demjenigen des Hrn. Rappé 1500, und demjenigen des Hrn. Moreau Christoph, Generalinspector der Gefängnisse, 1000 Francs zu. Hierauf hörte die Akademie den Bericht des Hrn. Lucas über einen vortrefflichen, von Juvenal Begezi, Chef der Abtheilung für das Gefängnißwesen im Ministerium des Innern des Königreichs Sardinien, eingeschickten Aufsatz, enthaltend die Pläne von einem bei Turin errichteten, halb agricolen und halb industriellen Strafhause junger Sträflinge. Bis jetzt waren dergleichen Arbeitshäuser junger Sträflinge entweder nur auf Gewerbe oder nur auf Ackerbau gegründet, hier ist der erste und glückliche Versuch geschehen, beide Elemente zu vereinigen. 5.

---

## Literarische Anzeige.

### Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1840 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. 187.)

*22. Ikonographische Encyklopädie, oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Herausgegeben von Dr. *Friedr. Jak. Behrend.* Zweite Abtheilung: Beinbrüche und Verrenkungen. Grossfolio.

Die erste Abtheilung, die 1839 erschien, führt den Titel: Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von Dr. *Friedr. Jak. Behrend.* 30 Tafeln Abbildungen und 28 Bogen Text. Sechs Lieferungen. Grossfolio. 12 Thlr. — Vgl. Nr. 46.]

23. Raumer (Friedr. von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Siebenter Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Der erste bis sechste Band (1832—38) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 17 Thlr. 22 Gr., auf Velinpapier 35 Thlr. 20 Gr.

24. Schmid (Reinh.), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Übersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1831), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

*25. Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Viertes Bändchen und folgende. 8. Geh.

Bisher erschienen: Erstes Bändchen: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. 1838. 1 Thlr. 16 Gr. — Zweites und drittes Bändchen: Die Nachbarn. Zwei Theile. 1839. 3 Thlr. — Vgl. Nr. 42.

*26. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedr. v. Raumer. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Gr. 12. Cart.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) zusammengenommen für fünf Thaler, sodaß die ganze Folge **Zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr. Der erste Jahrgang der Neuen Folge kostet 2 Thlr.

*27. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Mit einem Bildnisse. 8. Cart.

Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr., der dritte 2 Thlr. 12 Gr., der vierte 3 Thlr.

*28. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1841. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Cart.

Von den frühern Jahrgängen der Urania sind 1830—38 noch vorräthig, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, aber zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr., einzelne Jahrgänge zur Completirung für 16 Gr. abgelassen werden. Der erste und zweite Jahrgang der Neuen Folge kostet jeder 1 Thlr. 12 Gr.

*29. *Winkler (Ed.)*, Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend: Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Fünftes Heft und folgende. Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Mit dem fünften Hefte schließt der die Buchstaben A—L enthaltende erste Band.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 192. —— 10. Juli 1840.


**Geschichte des preußischen Staates im 17. Jahrhundert; mit besonderer Beziehung auf das Leben Friedrich Wilhelm's, des großen Kurfürsten. Von Leopold v. Orlich. Drei Theile.**

(Fortsetzung aus Nr. 191.)

So unbillig es sein würde, vom Geschichtschreiber des preußischen Staates während des 17. Jahrhunderts ein genaueres Eingehen in die vielverschlungenen, abgebrochenen, erneuerten Versuche des westfälischen Friedenscongresses zu fodern, was schon an und für sich eine umfangreiche Arbeit sein würde, so darf der Leser doch die Thatsachen der Verhandlungen, die Übersicht des Ganges und die Begründung der Anrechte Brandenburgs erwarten. Zumal mußte die antischwedische Stimmung in Pommern, um welches der diplomatische Kampf sich vorzüglich drehte, mehr hervorgehoben werden; jener wackern Pommern, die überall eine herzliche Abneigung gegen das undeutsche Joch blicken ließen und ohne ihre Zustimmung eine Tauschwaare abgeben sollten. Das Material dazu hätte der Verf. in mehren bereits gedruckten Werken beisammen finden können; schon der Zeitgenosse Micrälius bezeugt die Vorliebe seiner Landsleute für den brandenburgischen Scepter; ausführlich sind die Verhandlungen der pommerschen Gesandten auf dem westfälischen Friedenscongresse in den jüngsten Jahrgängen der „Baltischen Studien" abgedruckt. Statt der Verfolgung freilich so mühsamer Studien schlägt der Verf. einen leichtern Weg ein: er theilt uns (S. 80 fg.) Auszüge aus den handschriftlichen Berichten des Hrn. v. Leuchtmar in Stockholm, Stettin und Stralsund mit, die nur einen geringen Theil des diplomatischen Gewebes übersehen lassen, eilt in höchst unbefriedigender Weise über den Schluß des Friedens hinweg und begnügt sich mit Anekdoten, wie S. 90 u. 92, und mit Gemeinplätzen, z. B. wie man mit Recht behaupten könne, daß Friedrich Wilhelm der Stifter des Friedens war, der Gründer des noch heute in Deutschland bestehenden Rechtszustandes, was an sich nicht unrichtig, doch hier ausführlicher erörtert werden mußte. An der Stelle manches andern diplomatischen Geschwätzes hätte der Verf. uns aus Archivnachrichten dankenswerth mittheilen können, was sich über des Abtes Arnold v. Korvei fabelhaft gewordene Ansprüche auf Rügen und die Belehnung des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen Melchior v. Hatzfeld mit der Insel Ranen findet — wir kennen diesen wunderlichen Handel nur aus Pufendorf („De rebb. gest. Frid. Wilh.", 1, 2, 85) —, sowie des Kurfürsten spöttischen Bescheid auf die Foderungen des Prälaten; sollten im königsberger Archiv nicht darauf sich beziehende Originalacten vorhanden sein?

Vermißten wir mit Recht die Ausführung der uralt begründeten Rechte Brandenburgs auf Pommern, so kommt uns im folgenden Abschnitte die Auseinandersetzung der Ansprüche Brandenburgs an Kleve u. s. w. (S. 100—109) überflüssig vor, wie denn überhaupt der Faden der Erzählung dem Verf. häufig nicht durch die innern Gründe der Entwickelung, sondern durch den Zufall handschriftlicher Funde vermittelt wird. Schön dagegen und würdig eröffnet er die Darstellung des politischen Aufschwungs Friedrich Wilhelm's, daß die Armuth, „mit welcher die brandenburgischen Gesandten an fremden Höfen zu kämpfen hatten", uns zu großen Dingen leitete, weil ihr eine, durch nichts zu überwindende moralische Kraft zur Seite ging, die vor Schwächen bewahrte und nur in dem Fortschreiten sich befriedigt und gesichert fühlte.

Um die Verhältnisse zu Polen, den Krieg von 1656 zu motiviren, wird etwas weiter ausgeholt; die Musterung des brandenburgischen Heeres und die Schlacht bei Warschau leitet den Verf. auf ein Gebiet, wohin unsere Kritik ihm nicht folgen kann; das Treffen ist ohne Zweifel militairisch richtig und verständlich erzählt; polnischer Übermuth, welcher sich vermaß, die Säbel nicht zu gebrauchen, sondern so nichtswürdige Feinde nur mit Peitschen und Karbatschen zum Lande hinauszujagen, entging der verschuldeten Züchtigung nicht.

Die äußern Beziehungen unsers Staates nach jenem Siege geben Gelegenheit zu mancherlei nicht uninteressanten, aber nicht gerade nothwendigen diplomatischen Mittheilungen, zumal Friedrich's von Jena. Einzelnes ist uns unverständlich; was sind z. B. (S. 152) q. Aectorus (sic)? Wie stürmisch es auf dem kurfürstlichen Wahlcollegium zu Frankfurt während des Vicariats nach Ferdinand's III. Tode herging, lehrt ergötzlich Hr. v. Jena (S. 162): „Der Kurfürst von der Pfalz warf dem bairischen Doctor Axel das Tintenfaß an den Kopf." „Ich habe auch etwas Tinte bekommen, und Ihro kurfürstliche Durchlaucht schickten mir dafür ein anderes Hemde und Handüberschläge. Ich bedankte mich aber dafür und für die Gnade unter-

thänigst. Mein (salva venia) Hembde und Handüberschläge aber werde ich zum ewigen Gedächtniß ungewaschen behalten und aufheben." Von einem eigenthümlichen Reiz sind Christoph's v. Brand Berichte, welche uns nach Paris zur Zeit Mazarin's versetzen; Johann Friedrich Schlezer's, der zum Protector Cromwell geschickt wurde, sowie Unterhandlungen mit dem Zaren der Moskowiter, Alexei Michaelowicz, die im orientalischen Style sich ergingen. Statt manches Überflüssigen hätten wir hier eine Charakteristik der politischen Verhältnisse des merkwürdigen Jakob Kettler's, Herzogs von Kurland und Schwagers Friedrich Wilhelm's, gewünscht, der unter ähnlichen Verhältnissen wie jener, eingeklemmt zwischen streitenden Nachbarmächten, mit gleicher Geschicklichkeit, aber ungleichem Erfolge, sich unabhängig zu machen strebte. K. W. Cruse's tüchtiges Buch: „Kurland unter den Herzogen" (Mitau 1833), würde treffliches Material geboten haben. Nur hier und da, wie S. 210, erfahren wir Beiläufiges über die kurländischen Händel.

Ohne tiefere, freimüthige politische Reflexion versetzt uns der Verf. in den ersten schwedisch-brandenburgischen Krieg, dessen Frucht die Souverainetät des Herzogs von Preußen war, welche (S. 213) früh das Misverhältniß zwischen dem Landesherrn und den Ständen entwickelte. Zwischen den folgereichen Kriegsereignissen werden Schilderungen französischer Gesellschaftszustände durch Brand gegeben, der (S. 217) fein das Eigenthümliche des vornehmen gelehrten Verkehrs zu Paris beobachtete. Ein anderer fähiger Diplomat, deren überhaupt der Kurfürst um sich zu versammeln verstand, Graf Dona, schildert uns die grenzenlose Verwirrung im dänischen Staate vor der großen Katastrophe 1660. Die Reitknechte hätten aus der Hofküche Befehle an die Reichshaushofmeister gebracht, wie das Hauswesen anzuordnen sei; die Kammerdiener hätten die Kanzleigeheimnisse ausgeplaudert; die Geheimschreiber der Rechtsverwaltung die Befestigungswerke geleitet; die Landarmee sich um die Seemacht bekümmert und diese wieder über jene Anordnungen getroffen (S. 226). Bedenklicher kündigten die Stürme in Preußen sich an, als der Kurfürst mit sonderbarer Befremdung, auch höchster Bestürzung vernommen, „daß sich unsere Städte wie Königsberg unterstehen wollen, Jemand ihres Mittels auch auf die Friedenstractaten abzuordnen" (S. 232), welche von Thorn nach Oliva versetzt wurden.

Die von außen ungestörte Ruhe, deren Friedrich Wilhelm nach dem Frieden zu Oliva, der Aera Preußens, genoß, gibt dem Verf. Raum, die eigenthümliche Verwaltung der Länder, die in des souverainen Herrn Person bei aller provinziellen Verschiedenheit ihren Centralpunkt fanden (S. 237), zu charakterisiren und uns die Reihe hochverdienter Staatsmänner Brandenburgs mit Otto v. Schwerin zu eröffnen. Otto v. Schwerin stammte aus einer uralten pommerschen, in vielen Adelshäusern im anklamschen Kreise angesessenen Familie, von deren Bürgerfeinden die nahen Städte viel zu singen und zu sagen wußten, zumal von den Besitzern des Schlosses Spantikow, welches, im schwedisch-brandenburgischen Kriege gesprengt, uns noch heute mit Bewunderung gegen den spätstarken Adelsgeist erfüllt. Diese ererbte Richtung gegen das freie Bürgerthum in seiner mittelalterlichen Sprödigkeit befähigte den pommerschen Edelmann zum Hauptminister in einer Zeit, als die individuelle ständische Freiheit in Deutschland, wie schon früher in Frankreich, unterging. Otto v. Schwerin, so weltgewandt und höfisch, so demüthig ergeben und bürgerlich speculativ, so priesterlich fromm, war ein adeliger, herrischer Fürstendiener durch und durch, auch im Äußern, wie wir uns seines Portraits entweder in Wildenhof, oder auf der herrschaftlichen Emporkirche, zu Landsberg in Natangen, befindlich erinnern. Indem ein sehr bedeutender Theil des von Hrn. v. Orlich verarbeiteten geschichtlichen Materials aus den Briefen, Berichten, Memoiren und Correspondenzen der Schwerine, aufbewahrt entweder zu Wildenhof, dem Sitze des Erbkämmerers der Kur- und Neumark Brandenburg, Grafen Otto v. Schwerin, oder zu Walsleben bei Ruppin, dem Hauptmajorate jener märkisch-preußischen Linie, stammt, und Otto v. Schwerin der einflußreichste Staatsbeamte und Diener am Hofe Friedrich Wilhelm's dauernd blieb, ist es erklärlich, daß vorliegendes Buch fast als die Geschichte der amtlichen Thätigkeit dieses Mannes erscheint und seine biographischen Momente über den Gang der Staatsgeschichte vertheilt sind.

Der Verfolg der vielseitigen Thätigkeit Otto v. Schwerin's leitet uns zur Hauptpartie des ersten Theiles, zur Geschichte der für höhere Staatszwecke nöthig gewordenen Unterdrückung althergebrachter ständischer Gerechtsame des Herzogthums Preußen. Haben wir an den frühern Abschnitten des vorliegenden Werkes gerügt, daß der Verf. das Motiv seiner Darstellung ohne den nothwendigen Zusammenhang, ohne eine breitere Grundlage, ohne strenge Benutzung des vorhandenen Gedruckten, aus dem zufällig ihm eröffneten Materialienschatz entnimmt, so kann dieser Tadel die mit sorgsamem Fleiße aus urkundlichen und bereits veröffentlichten Stoffe zusammengewebte, hochwichtige Umbildungsgeschichte von S. 257—403 nicht treffen. Leider aber documentirt seine Ansicht des Geschehenen einen bedauerlichen Mangel an Freiheit der Auffassung; er erhebt sich nicht über die Zeit, mißt sie nicht nach dem ihr eigenen Maßstabe, würdigt nicht die Berechtigung der Streitenden, Unterliegenden, urtheilt über sie wie ein vereidetes Glied des kurfürstlichen Staatsraths; er ist Partei, ohne es selbst zu wissen. Das Herzogthum Preußen hatte einer aus furchtbaren Zerwürfnissen stammenden, durch die Dauer von Jahrhunderten geheiligten und von den Landesherren verbürgten, freien ständischen Verfassung unter dem Schutze der oberlehnsherrlichen Republik Polen, der es sich freiwillig unterworfen, genossen, einer Verfassung, welche bei allen ihren Mängeln die materiellen, kirchlichen und bürgerlichen Interessen der Eingeborenen garantirte und sie willig auf irgend einen Antheil an der Politik Europas verzichten ließ. Der Kurfürst wußte die Souverainetät für sein Herzogthum von Polen zu erringen und gründete auf das factische Verhältniß die Ansprüche, in dem Maße seine Herrschaft von der Beschränkung durch die Stände zu be-

freien, als er sich von Polen losgemacht hatte. Die preußischen Stände, im Gefühle ihres Rechts, wollten dieser Anwendung der Souverainetät nur so weit Geltung geben, daß ihre Privilegien ungeschmälert blieben, und räumten folgerecht auch ihren ehemaligen Oberherren nicht die Befugniß ein, sie unter andern Bedingungen dem brandenburgischen Scepter zu übergeben, als unter denen sie sich selbst der Krone Polen freiwillig unterworfen. Es ist kein Zweifel, daß diese spröde Absonderung, dieser Vollgenuß von ständischen Privilegien unvereinbar war mit den hohen Zwecken Friedrich Wilhelm's, der den Beruf in sich trug, zum Heile Deutschlands und Europas eine selbständige, imponirende, deutsch-protestantische Macht zu erbauen; des **Herzogthums Preußen ständische Verfassung** mußte fallen, sollte der **Staat Preußen**, so hochwichtig in der Entwickelung der europäischen Menschheit, erstehen. Weil nun nicht zu verlangen war, daß die Preußen von vorn herein in die Ideen eingingen, deren ungeahnte Verwirklichung zur Verherrlichung des Namens Preußen ausschlagen sollte, sie ihre bisherige behaglich freie Existenz gegen eine unsichere Zukunft nicht aufgeben wollten, so war der Kurfürst in die neidlose Nothwendigkeit versetzt, mit allen Mitteln der nicht ängstlich-gewissenhaften Politik seines Jahrhunderts, mit List und Gewalt, mit Despotismus sogar, diese hinderliche preußische Freiheit niederzutreten. Hier ordnete sich einmal der höhere Zweck das Mittel unter, und es mußte ein Kampf der verschiedenen Berechtigung entstehen, dessen heroischer und tragischer Ausgang, treu und wahr von der Geschichte berichtet, die Seelen der Spätenkel, die da sahen, wohin die dunkeln Wege ihres Schicksals sie führten, mehr erheben, als sie mit unmuthiger Erinnerung an das Geraubte erfüllen durfte. Und diese Erhebung, diese Versöhnung mit der Vergangenheit, diese Rechtfertigung wackerer Väter wird dem Enkel aus der gegenwärtigen Erzählung **nicht** zu Theil; es stand dem Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts wohl an, es war seine heilige Pflicht, den Preußen Trost und Freude an ihrer Geschichte zu lassen, und da kein Stamm des preußischen Staates seit zwei Menschenaltern die Preußen an aufopfernder Liebe und Treue gegen sein Herrscherhaus übertroffen hat, durfte der Erzähler des Jahres 1838 die Ereignisse ebenso freimüthig in das rechte Licht setzen, als es vor 40 Jahren L. v. Baczko, ein ehrenhafter, seinem Könige treu ergebener Historiker, ungefährdet gethan hat, indem er einmal sagt:

> Ein Fürst, der immer äußere Achtung für Religion hegte, die Psalmen und das Neue Testament nie von sich ließ, mußte, um keinen Schatten auf seinen Charakter zu werfen, auch größere Achtung für Moralität und die Rechte seiner Unterthanen äußern.

Wir müssen uns beschränken, nur Einzelnes zur Charakteristik der Auffassung unsers Autors hervorzuheben, indem wir es schmerzlich bedauern, daß das reiche Material, welches Hrn. v. Orlich vorlag, nicht in die Hände eines Mannes wie Stenzel gelangte, der sich im zweiten Theile seiner „Geschichte des preußischen Staates" (S. 214) beklagt, über die preußischen Angelegenheiten als einzig Ungedrucktes nur Kalkstein's Urthel und dessen Execution handschriftlich erhalten zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Pascal's sämmtliche Schriften über Philosophie und Christenthum. Aus dem Französischen übersetzt von **Karl Ad. Blech**. Erster Theil. Mit einem Vorworte von **Aug. Neander**. Berlin, Besser. 1840. 8. 1 Thlr.

Unserer so außerordentlich lebhaft sich regenden deutschen Literatur, welcher, wie fast keiner andern, neben dem Ruhme, das eigene Neue in reicher Fülle hervorzurücken, zugleich das Verdienst gebührt, das gute Alte, woher es auch stamme, in zeitgemäß veredelter Form wiederaufleben zu lassen, durfte eine neue Übersetzung der Schriften Pascal's nicht fehlen. Der Bearbeiter der hier zu besprechenden Übersetzung hat es sich zur dankenswerthen Aufgabe gestellt, den so berühmt gewordenen Autodidakten*) aus dem Bereiche seiner mehre Fächer des menschlichen Wissens berührenden Schriften unter unsern Zeitgenossen deutscher Zunge zunächst nach der Seite hin wiedereinzuführen, welche ihn bei der eigenthümlichen Gestaltung der jetzigen religiösen und kirchlichen Zustände als vorzüglich willkommen und anziehend erscheinen läßt. Denn Pascal gehört nicht blos seiner Zeit und zwar dieser als das ausgezeichnete Glied einer merkwürdigen neuen Entwickelung der katholischen Kirche an, sondern ist zugleich ein Zeuge der Wahrheit für alle Jahrhunderte. Was der Vorredner zur Erläuterung des letztern Punktes bemerkt, verdient den Hauptzügen nach auch hierher übergetragen zu werden. „Es ist", sagt er, „eine der Grundideen Pascal's, die Gegensätze in der menschlichen Natur zu bezeichnen, welche in ihrer Vereinzelung die entgegengesetzten Irrthümer in der Betrachtung menschlicher und göttlicher Dinge veranlassen, von der Wahrheit des Christenthums zeugen und zu demselben hinführen und in ihm ihre Ausgleichung und Versöhnung finden können. Aus diesem Gegensatze in der menschlichen Natur leitet Pascal die entgegengesetzten philosophischen Theorien ab, von denen die eine dem menschlichen Geiste zu viel, die andere ihm zu wenig zuschreibt, und wir können dies auch anwenden auf den Gegensatz zwischen jeder Art der Vernunftverleugnung und der Vernunftvergötterung, sei es in der Gestalt des Rationalismus oder Mysticismus. Die im Christenthume geoffenbarte Wahrheit läßt das Wahre und Falsche in jeder dieser beiden Richtungen erkennen. Es ist die wahre Selbsterkenntniß, die den Weg zur wahren Gotteserkenntniß bildet und wiederum nur diejenige Gotteserkenntniß zeigt sich als die wahre, dem wahren Zustande der Menschheit entsprechende, welche den Menschen dazu führt, diesen Zwiespalt in seiner Natur auszugleichen, und ihn durch die Erlösung Gott als sein höchstes Gut sich aneignen läßt. Wie Pascal die

*) Bayle bezeichnet Pascal als un de plus sublimes esprits du monde. Fast könnte es befremden, daß in seinem Vaterlande während eines anderthalb Jahrhundert umfassenden Zeitraums keine literarische Gesellschaft öffentlich seine Verdienste anerkennen ließ, wenn es nicht bekannte Einflüsse von außenher erklärlich machten. Sicherlich rührt auch die Unterschrift:

Tout l'univers, charmé de son rare génie,
A ses productions s'empressait d'applaudir.
Les honneurs le cherchaient. On le vit, pour les fuir,
Consacrer à Dieu seul et sa plume et sa vie

welche sich — in einer seltenen, von Desrochers und Crepy veranstalteten Suite von Portraits berühmter Männer und Frauen — unter Pascal's Portrait befindet, von keinem Jesuiten her. Erst im J. 1811 setzte die Gesellschaft der jeux floraux zu Toulouse auf sein Elogium einen Preis, welchen Raymond durch seine Schrift „Eloge de Blaise Pascal" (Toulouse 1816) erhielt.

Selbsterkenntniß zur Grundlage der Gotteserkenntniß macht, so hat er auch das große Verdienst, auf den Zusammenhang des Objectiven in der Religion mit dem Subjectiven, die eigenthümliche Art des Entwickelungsprocesses religiöser Überzeugung, aufmerksam gemacht zu haben. Hier ist sein Grundgedanke, daß der Mensch dem Zuge seiner Gott verwandten Natur sich hingebe, mit freier Empfänglichkeit der Offenbarung, sei es in den Werken der Schöpfung oder der Gnade, entgegenkomme, das seiner höhern Natur eingepflanzte Bedürfniß des Göttlichen, das Bedürfniß, zu glauben, in sich entwickele und, indem er durch die Willensrichtung jenem ihm eingepflanzten Zuge zu Gott hin folgt, die von der Reaction des natürlichen Menschen ausgehenden Zweifel praktisch besiegen lerne. Es erhellt, wie wichtig es besonders für die Gegensätze und Zerwürfnisse unserer Zeit ist, an diesen, auf die religiöse Natur des Menschen berechneten, eigenthümlichen Charakter aller göttlichen Offenbarung erinnert zu werden. Von der einen Seite treten uns Diejenigen entgegen, welche die Realität der göttlichen Offenbarung nicht anerkennen, weil sie von dem Standpunkte einseitiger Verstandesrichtung oder eines einseitigen Wissenstriebes an die göttliche Offenbarung oder die Art, wie der Inhalt derselben uns überliefert worden, Ansprüche machen, welche der Natur der Sache nach keine Befriedigung finden sollten und konnten. Sie wollen, daß die religiöse Überzeugung auf demselben Wege zu Stande komme wie irgend eine andere wissenschaftliche Erkenntniß. Von der andern Seite aber meint eine entgegengesetzte Partei, eine solche Erkenntniß der religiösen Wahrheiten geben zu können, welche alle Schwierigkeiten lösen, alle Zweifel überwinden, in alles Dunkel Licht bringen müsse. Da sie aber, was sie versprochen, nicht leisten können, indem sie durch ihre ungenügenden Erklärungen und Ergänzungen den Wissenstrieb unbefriedigt lassen, den Foderungen des Verstandes nicht entsprechen: so rufen sie eben dadurch die Reaction des Zweifels vielmehr hervor, als daß sie dieselbe beschwichtigen könnten. Auch sie sind nicht eingedenk, daß das Lückenhafte und Fragmentarische in der Offenbarung Gottes, in den Werken der Natur und der Gnade gerade das für die religiös-sittliche Erziehung der Menschheit Berechnete ist."

Diese, der Vorrede auszugsweise entnommenen Gedanken stehen zunächst mit Pascal's „Pensées"*) in Verbindung, welche den Inhalt dieses ersten Bandes ausmachen, dem noch zwei, für welche die „Provinzialbriefe" und die „Theologischen Bedenken" bestimmt sind, folgen sollen. Es sind aber die „Pensées" bekanntlich nur Bruchstücke eines größern apologetischen Werkes, welches Pascal zu schreiben den Plan hatte, denen oft Zusammenhang und meistens die weitere Ausführung fehlt und welche seine Freunde mit großer Pietät, selbst ohne die kleinsten von ihm beschriebenen Papierstreifen zu verschmähen, gesammelt hatten. Daraus erklärt sich die bisweilen sich findende Incorrectheit des Styls, häufige Wiederholung derselben Wörter u. s. w., sowie Manches eingereiht worden sein mag, was Pascal's Meinung gar nicht enthält, wol eher das Gegentheil und von ihm zur gelegentlichen Berichtigung oder Widerlegung in seinen Hinwerfseln aufgezeichnet worden war. Der Übersetzer hat, ringend gleichsam mit dem gewaltigen Geiste seines Autors, Genauigkeit und Vollständigkeit angestrebt. In ersterer Beziehung läßt er selbst die Stylunebenheiten durchschimmern; in zweiter hat er nur an zwei Stellen zu ausführliche Digressionen in die Gebiete der Mathematik und Logik etwas beschnitten. Denn er wollte keine Bearbeitung geben, wie früher Heydenreich und neuerdings Eb, und nur einzelne Anmerkungen hielt er nicht zurück, um in ihnen bald den Verf. aus sich selbst zu erklären, bald den Zusammenhang mit der heiligen Schrift nachzuweisen, wol auch hin und wieder dem evangelischen Bewußtsein sein Recht zu gewähren, indem er sonst das Meiste, was Pascal als Katholik ausspricht und annimmt, auf sich beruhen läßt.

Den „Gedanken" vorangestellt ist Pascal's Leben, von seiner Schwester geschrieben, auch bekanntlich anderwärts einzeln abgedruckt. Der Herausgeber gesteht selbst ein, daß dieser Abriß — mehr ein Familienbild, als eine Schilderung der Lebensverhältnisse eines in seine Zeit mächtig eingreifenden Mannes — jetzt nicht mehr genügen könne und in einer besser geordneten und möglichst vollständig auf die in Beziehung kommenden wissenschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse eingehenden Lebensbeschreibung Pascal's liegt ein ebenso wichtiger, als dankenswerther Stoff zu einer literarischen Arbeit vor. Außer Bossut's „Discours sur la vie et les ouvrages de Pascal" (Paris 1779), den der Herausgeber anführt, wird auch Monier's „Essai sur Blaise Pascal" (Paris 1822) als Vorarbeit dienen können, sowie in dem hoffentlich bald erscheinenden zweiten Bande der Reuchlin'schen „Geschichte von Port-Royal" ausführliche Untersuchungen über Pascal mit Zuversicht zu erwarten sind. 45.

*) „Pensées sur la religion et sur quelques autres sujets" (Paris 1669) und hernach oft. Deutsch gefaßt hat der Herausgeber diese Aufschrift auf einen Nebentitel bringen lassen, um die „Gedanken" als für sich bestehendes Werk verkäuflich sein zu lassen.

## Literarische Notizen.

Über den von Hrn. Gobert gestifteten Preis für das beste die Geschichte Frankreichs betreffende Werk wurde am 15. Mai abgestimmt. Den ersten Preis, in 9000 Francs jährlicher Rente bestehend, erhielt Hr. Augustin Thierry für sein neues Werk: „Récits mérovingiens, précédés de considérations sur l'histoire de France", und den zweiten von 1000 Francs Rente Hr. Bazin, Verf. einer Geschichte Ludwig's XIII. Beide Autoren genießen diese Einkünfte bis zu dem Zeitpunkt, wo neue Concurrenten sich auf der Rennbahn mit Werken desselben Genre, die nach dem Urtheil der Akademie die gekrönten Werke an Verdienst übertreffen, einfinden werden. Jedes Jahr wird die Akademie zu einer neuen Prüfung schreiten. Ein Journal tadelte das System der Akademie, den Preis, dem Willen des Erblassers entgegen, zu theilen. In einer spätern Nummer berichtigte es seinen Irrthum. Dies sind die Bestimmungen des Erblassers: „Ich vermache die eine Hälfte des Capitals der französischen Akademie und ich wünsche, daß neun Zehntel der Interessen zu einem jährlichen Preise für das beredteste Stück französischer Geschichtschreibung, das andere Zehntel für dasjenige, welches jenem im Werth am nächsten kommt, verwendet werde. Die andere Hälfte vermache ich der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, mit der Bestimmung, daß neun Zehntel der Interessen zu einem jährlichen Preise für die gelehrteste und tiefste Arbeit über die Geschichte Frankreichs und die Studien, die sich daran knüpfen, das letzte aber für diejenige, welche an Werth jener am nächsten kommt, verwendet werden sollen. Die gewinnenden Werke werden fortfahren, jedes Jahr ihren Preis zu erhalten bis zu dem Zeitpunkte, wo ein besseres Werk ihnen den Preis wegnehmen wird. Nur neue Werke können zur Concurrenz zugelassen werden."

Vom Baron Walckenaer, Mitgliede der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, erschien „Histoire de la vie et des poésies d'Horace" (2 Bde., mit einer Karte und einem Portrait). Man sagt davon, daß der Verf. von dem Zeitalter des Horaz ein ebenso neues und anziehendes Gemälde geliefert habe, wie früher von dem Zeitalter Ludwig's XIV., als er Lafontaine's Leben beschrieb. Das Werk ist reich an Citaten, deren Quelle mit außerordentlicher Genauigkeit angegeben ist. „In dieser Hinsicht", meint ein Journal, „kann man sagen, daß dies die Arbeit eines Gelehrten von jenseit des Rheines sei; aber unter jedem andern Gesichtspunkte ist es das Werk eines ebenso gelehrten als geistreichen Franzosen." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 193. — 11. Juli 1840.

Geschichte des preußischen Staates im 17. Jahrhundert; mit besonderer Beziehung auf das Leben Friedrich Wilhelm's, des großen Kurfürsten. Von **Leopold v. Orlich**. Drei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 192.)

Nach einer kenntnißreichen Schilderung der Naturbeschaffenheit Preußens (die Erhebung des schönen prager Berges bei Wildenhof in Natangen wird indessen mit 900 Fuß zu bedeutend angegeben, da sie nach einer Messung im J. 1833 nur 677 Fuß über der Ostsee beträgt; vgl. „Historische und literarische Abhandlungen der königlich deutschen Gesellschaft zu Königsberg", dritte Sammlung, S. 253) zeichnet uns der Verf. mit einigen allgemeinen Zügen, deren Treffendes wir dahingestellt sein lassen, die Weise der Bewohner, den wunderlichen Schematismus der Regierung (der Obermarschall hat neben den herkömmlichen Hofmarschallsgeschäften die Militaria, die Contributionen, die in Polen belegenen Herrschaften, die Legationssachen, Heraldica und das Contagionswesen unter sich) und gibt uns Biographisches über die Statthalter seit 1657, besonders über Fürst Bogislav Radziwill, Schwerin's vertrautesten Freund. Dann kommt eine Schilderung der verschiedenen Behörden und der Erschöpfung sowie der Unzufriedenheit der Provinz, deren Landtage zuvörderst Besoldung und Verpflegung des Heeres zugemuthet wurde. Beweglich klagen die Stände (S. 279):

> Wenn wir zurückdenken und den glücklichen Zustand unserer Voräitern, welche nicht allein in sicherer Ruhe, sondern auch in ungekränkter Freiheit gelebt, betrachten und den unserigen entgegenhalten, so werden wir gewahr, daß bei dieser neuerworbenen Ruhe wir leider! mehr nichts als einen bloßen Schatten der alten Glückseligkeit haben.

Die Huldigung wird dem neuen Souverain verweigert vor der Bestätigung der ständischen Privilegien; der kirchliche Eifer, so reizbar und eigensinnig bei den lutherischstrengen, frommen Preußen, vereint sich mit dem Widerwillen gegen ungemessene Fürstengewalt; blutiges Getümmel kündigt in Königsberg sich an; der Statthalter zagt vor den „Wüstlingen und sogenannten Patrioten". Otto v. Schwerin soll durch seine Gegenwart die bedenkliche Annäherung an die Polen verhindern; aber schon hat die Adelspartei ein starkes Haupt gefunden an Christian Ludwig v. Kalkstein. Wir geben zur Probe die Zeichnung des Verf.:

> H. L. v. Kalkstein war unbiegsamen, entschlossenen Charakters, unversöhnlich und heftig, von großer, kräftiger Statur, Eigenschaften, die ihn einer revolutionnairen Partei unentbehrlich machen. Schnell und ohne Überlegung, zeigte er in seinem Vorhaben die leichtfertige polnische Handlungsweise; ohne sich aber die vortheilhaften Eigenschaften dieser Nation angeeignet zu haben (?). Seiner guten Erziehung und seinem gewandten Benehmen verdankte er die seltene Gabe der Überredungskraft, durch welche wir so schnell Menschen in unser Interesse zu ziehen wissen; aber ganz ohne Menschenkenntniß (!), und ohne eine richtige Vorstellung der Verhältnisse u. s. w.

Der ehrgeizige Bürgermeister Hieronymus Rhode war der andere Unzufriedene (S. 291). Über diesen altdeutschen eisenfesten Bürger, den furchtlosen Schöppenmeister von Königsberg, der mit der trotzigen Kraft eines römischen Tribunen am Rechte beharrte, und sollte er darüber zu Grunde gehen, der, gefangen durch die unedelste Gewaltthat vor den Augen des Kurfürsten, „im Verhör so frech wie bei dem Bürger war, und weder in seinem Vorwitz noch in seiner hochtrabenden Kühnheit nachließ" (S. 332), der in lebenslänglicher Haft zu Peitz die Gnade des Landesherrn verschmähte und seine Befreiung nur der Gerechtigkeit verdanken wollte, „weil er nichts gethan, als was recht und er, vermöge seines Amtes zu thun schuldig gewesen", der, getröstet in seinem Bewußtsein, nach 16 Jahren auf jener Veste starb: — über eine so seltene Mannesnatur urtheilt der Verf. etwa wie der fade Höfling, Kammerherr v. Pöllnitz, ja wie ein Fahnenjunker vor dem J. 1806:

> Rhode ist nicht der Mann, bei welchem die Triebfeder seiner Handlungen auf Patriotismus oder Vaterlandsliebe begründet war, sondern wie ihn die Oberräthe (heilige Autoritäten) nannten, ein Bankerutirer, der sich hierdurch aus seiner zerrütteten Lage retten wollte (S. 333).

Dahinter denn die wohlfeile Bemerkung: „wie selten solche Parteihäupter Reinheit der Gesinnung und Reinheit der Absicht hegen, zeigt die Geschichte!"

Wir müssen es unsern Lesern überlassen, diese tragischen Geschichten hier und bei Stenzel zu vergleichen, können uns jedoch nicht enthalten, einiges Expressive ohne historische Verbindung nebeneinander zu setzen. Der große Kurfürst, der fast nirgend unvortheilhafter erscheint als in den polnisch-preußischen Wirren, wollte nicht das Überkommene zer-

stören, sondern auch Zeitgemäßes, die Nation Verbindendes pflegen. So gedachte er des hochsinnigen Vermächtnisses Markgraf Albrecht's, die Leibeigenschaft aufzuheben; die Selbstsucht der obern Stände hatte aber dieses theure Geschenk eludirt, indem sie unter der Bezeichnung Preußen nur die kulmischen Gutsbesitzer begriff. Schwerlich waren diese jemals unfrei. Den größten aller brandenburgischen Fürsten würden wir den großen Friedrich Wilhelm nennen, gelang es ihm, dem Bauernstande Das an menschlichen und bürgerlichen Rechten zuzulegen, was er den Privilegirten an ständischen entriß. Der Kurfürst erklärt S. 304: „Kein Ding habe ihn während seiner 22jährigen Regierung mehr afficirt als das Betragen der Stände; er wäre in seinem christlichen Gemüthe versichert, es mit seinen Unterthanen getreu und landesväterlich zu meinen" u. s. w. Der Verf. sagt S. 325: „Offenheit, Langmuth und Güte charakterisiren hier Friedrich Wilhelm."

Die Stände, wie sie nach Rhode's Festnehmung endlich huldigten, erkannten den Kurfürsten für ihren „einigen, wahren und unmittelbaren Oberherrn und versprachen, sich durch nichts, wie solches auch von Menschen erdacht werden mag, abwendig machen zu lassen" (S. 325). Nach der Anerkennung der Souverainetät und der Katastrophe des unglücklichen Kalkstein, über dessen Verhaftung in Warschau wir uns des Urtheils enthalten, sowie über seine Verurtheilung durch eine Commission, in welcher auch Ausländer (Nichtpreußen, s. Stenzel S. 213) sich befanden, fühlte die Provinz erst die realen Folgen der Umwandlung; ungeachtet der grenzenlosen Noth (S. 363), welche der Statthalter durch Vorweisung des Brotes aus Spreu und geriebener Borke, womit die Bauern ihren Hunger stillten, bezeugte (S. 367), und ungeachtet den Ständen von der „ehemaligen Freiheit nur noch das Recht gelassen war, über den Verlust derselben laut klagen zu dürfen", erklärte der Geheime Rath Schwerin den Kurfürsten für sehr beleidigt (S 371), und glauben wir den Klagen der Stände vollkommen, „in hundert und einigen zwanzig Jahren kaum den tausendsten Theil Dessen dargereicht zu haben, was nun in vierundzwanzig Jahren bei so beschwerten Zeiten" (S. 383). Der Sieg des Systems der Regierung war, „die Landtage, um dem Lande nicht größere Kosten zu verursachen, allmälig ganz eingehen zu lassen, da die Bewilligung der Steuern vorausgesetzt wurde." Unser Verf., nachdem er noch hervorgehoben, daß der Kurfürst den Adel auf Kosten der kleinen Städte und Freibauern begünstigt hätte, schließt den Abschnitt:

> Immer sehen wir nun den Kurfürsten gewinnend in seinen Maßregeln und Absichten fortschreiten, welche um so begründeter und leichter sich stellen, weil die zunehmende Uneinigkeit unter den Ständen, die Absonderung der Städte von den beiden ersten Ständen, ihn hierin mächtig unterstützt. Sein einiger Wille, durch feststehende Abgaben sich eine gesicherte Einnahme zu verschaffen, das zur Nothwendigkeit gewordene stehende Heer durch dieselbe zu erhalten, ist als erfüllt dem Sohne anheimgefallen.

Die Erinnerung an die alte Freiheit und die Art des Verlustes erlosch auch in den Preußen nicht, als ihr Herzogthum den Titel des Königthums hergab; Friedrich Wilhelm I. hatte noch nöthig, das pochende Selbstgefühl eines preußischen Edelmannes, Schlubuth, durch die Hand des Henkers zu brechen; Friedrich der Große als Kronprinz liebte Preußen nicht, wie wir aus seinen mehr als muthwilligen brieflichen Äußerungen an Jordan wissen; dauernd entfremdete sein Gemüth die Gelassenheit, mit welcher die Provinz sich dem Scepter Elisabeth Petrowna's hingab, eine Erscheinung, deren unbewußtere Motive in den Hergängen 86 Jahre früher lagen. Aber seitdem ist Preußen, zumal seit 1807, so hineingewachsen in das innerste Lebensmark des Staates, daß dem spätern Geschlechte seine Geschichte ohne alle Gefahr vergegenwärtigt werden konnte; das starre Halten an dem überkommenen Rechte charakterisirt ja die Gemüthskraft und innere Beständigkeit eines Volkes und verbürgt die Dauer des geschichtlich Gewordenen. Ref., welcher das bedeutsamste Lustrum seines Lebens unter den Preußen verlebt hat, in dem schönen Lande altgeschichtlicher Erinnerung, der Heimat tiefsinniger Denker, gemüthvoller Dichter, eines biedern, frommen, treuen, fein, ja poetisch organisirten Volksstammes, sympatisirt mit der Verletzung des Nationalgefühls, wenn die neuere Geschichtforschung den Kampf der Väter für ihr historisches Recht auch nur schielend unter den Gesichtspunkt der Revolution stellt, und ist der freudigen Zuversicht: daß, wenn je der Brandenburger, der Pommer, der westfälische Märker wanken könnte in der Treue für die Hohenzollern, der alte Preuße, obgleich durch seine Weltstellung in sächlichen Interessen bedroht, sein letztes Lebensblut für die Enkel des Zwingers, des großen Kurfürsten, hergeben würde!

Nach der Abhandlung über Preußen gelangen wir zu einer gründlichen Kenntniß über Brandenburg in seinen verschiedenartigsten Beziehungen; die Hand des Kurfürsten strebte besonders hier die noch blutenden Wunden des dreißigjährigen Krieges zu heilen: Anweisungen auf Preußen (S. 424) kamen zugute; der Nothstand des Landes nach dem Frieden von 1660, zu dessen Beurtheilung auch Johann Chrysostomus Passek's jüngst veröffentlichte „Denkwürdigkeiten" Beiträge liefern, wird anschaulich gemacht, neben Bekanntem schätzbares Neues mitgetheilt. So auch über die neuen Besitzungen des Kurstaates in Westdeutschland; dann folgt Halberstadt und Magdeburg. Lächeln mußten wir über die Inschrift der Bürgermilizfahne der Kroppenstädter, der Ehrenwache des Kurfürsten, so oft er in Gröningen residirte (S. 493): „Chi va piano, va sano". Gern theilt der Verf. nun hier genealogische Notizen mit, so über die Donas, die als Burggrafen von Donyn (Dunin) auch den Königsstein besaßen. Über Pommern (S. 507—515) hätten wir Ausführlicheres erwartet; in Betreff der Statthalterwürde der Kronprinzen von Preußen über Pommern, welche (Anm. S. 507) berührt wird, ist der Aufsatz in v. Ledebur's „Allgem. Archiv für Geschichtskunde des preußischen Staats" (Thl. 1, S. 151) als wichtige Ergänzung zu vergleichen.

Der letzte Abschnitt des ersten Theiles ist dem Familienleben Friedrich Wilhelm's gewidmet und eine dankenswerthe Bereicherung des Gemäldes, welches Hr. v. Orlich mit Liebe schon in seinem frühern Werke gegeben hat.

Warum ist aber Cruse's „Geschichte von Kurland" nicht benutzt, um die demüthige, vielgeprüfte Schwester des Kurfürsten, Luise Charlotte, kennen zu lehren? Ihre Briefe, zumal S. 517, sind von einer rührenden Naivetät. Zur Schilderung der Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's, seines Verkehrs mit Gelehrten, machen wir auf „*Jacobi Tollii* epistolae itinerariae" (Amsterdam 1700) aufmerksam, des Rectors in Duisburg, welcher die wissenschaftlichen Liebhabereien seines Gebieters wohl cultivirte. Gelegentlich wird des Eifers Friedrich Wilhelm's für die Reformirten in Schlesien gedacht; nach dem Empfang eines „zu groben kaiserlichen Handschreibens" schrieb der Kurfürst (S. 525) an Schwerin:

Das ist der Dank, daß ich ihm die Krone aufgesetzt habe; die Zeit kann kommen, daß ich ihm sie abnehme und einem Andern, der es besser meritirt, wieder aufsetze.

Mit dem Jahre 1668 schwand die einfachere, prunklosere Lebensweise der deutschen Fürsten auch in Berlin und machte der spanisch-burgundischen Etikette Platz, welcher die löbliche Einfalt zuerst am bairischen Hofe gewichen war. Als erhebendes und versöhnendes Gegenbild tritt dem strengen Walten des souverainen Herrschers die Schilderung seiner Ehe mit der unvergleichlichen Luise Henriette von Oranien gegenüber, die Geberdung des liebevollen Familienvaters und Erziehers; in diesen seinen menschlichsten Beziehungen müssen wir unsern Kurfürsten im Auge behalten, damit die Gebieterstirn des Monarchen, die kalt-diplomatischen Züge des Staatsoberhaupts uns nicht verletzen. Über die wichtigsten häuslichen Ereignisse, zu Freud und Leid, liegen uns Schwerin's Mittheilungen vor; wir lernen des spätern Königs Friedrich Jugendneigung kennen; seine auf Orden und Prunk früh gerichteten Spielereien; die Intriguen über die Wiedervermählung der Markgräfin Ludwig, sowie den Schmerz der Familie über den Tod der edeln Fürstin Luise. Aber gegen die Gesetze einer geordneten Geschichtschreibung ist es, daß wir schon jetzt von der zweiten Ehe des Kurfürsten, dem Kindersegen derselben und endlich gar von dem anstößigen Testamente desselben erfahren, wodurch in ganz unbegreiflicher Weise er das blutige, mühselige und nicht vorwurfslose Werk seines Lebens dem Zerfalle preisgab. Gewiß sind die bekannten Staatsereignisse nach 1688 hier nicht an ihrer Stelle, da der nächste Band die äußere Geschichte mit dem Frieden von Oliva aufnimmt.

Die Geschichte der Erziehung des ältern Kurprinzen und seiner nächsten Brüder durch Otto v. Schwerin ist entwickelt aus einem eigenhändigen Tagebuche des hochbetrauten Staatsdieners und gleich anziehend in culturhistorischer wie in psychologischer Hinsicht. Der Unterzeichnete hat vor zehn Jahren die Correspondenz des Kurfürsten mit dem Erzieher seines Sohnes in Händen gehabt und den Brief immer für den merkwürdigsten gehalten, mit welchem am Abend eines in ängstlich-diplomatischen Geschäften verlebten Tages, kurz vor dem Ausmarsch an den Rhein im Sommer 1672, als in Berlin das Mittelgetriebe des Gesandtenverkehrs war, Friedrich Wilhelm mit nicht ermattetem Ernst die Lehrstunden seines Erben controlirt (S. 572). Redlich war die Mühwaltung Schwerin's, die wilden Schößlinge, die in der Seele seines in fürstlicher Selbstüberschätzung herangewachsenen Zöglings aufwucherten, besonnen und scharf zu beschneiden; jener zeigte Verachtung, als die Universität Frankfurt ihn zum Rector erwählt (S. 577), wollte den Offizier für straflos halten, welcher den Bauern geschlagen, und war überhaupt von schwer zu lenkender Natur. Das Perückenzeitalter brach über seine Jugend herein, denn schon 1664 mußte er „bei wachsendem Monde" seine Haare lassen und eine Perücke tragen. Das Tagebuch ist angefüllt von den wunderlichen Einfällen des kleinen Trotzkopfes, der sich schon als Fürst fühlte und alle pädagogischen Künste seines Gouverneurs auf die Probe stellte, zumal auf das Lateinlernen erbost war. Weil jedoch bei allem ausbrausenden Muthe und prinzlicher Keckheit Karl Emil durch liebevolle Vorstellung gelenkt werden konnte, er, seine Fehler und Unarten bereuend, sich selbst in den begangenen kaum wiedererkannte, „sich für behext hielt" (S. 631), und er sonst Offenheit, Weichmuth und andere schätzbare Eigenschaften, sowie geistige Anlagen verrieth, war es wol als ein herber Verlust des Kurhauses und des Staates anzusehen, daß er schon im November 1674 plötzlich starb.

(Der Beschluß folgt.)

---

Der junge Mystiker, oder die drei letzten Festzeiten aus seinem Leben. Eine biographische Skizze von Dr. Fritz. Leipzig, Köhler. 1839. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Bezeichnung „biographische Skizze" beseitigt von vorn herein die Anfoderungen an eine novellistische Durchführung einer Erzählung, deren Anfang allerdings auf eine solche künstlerische Aufgabe hinzudeuten schien. Es sind Herzensergießungen eines jungen Geistlichen, der mit ganzer Seele der geistigen Richtung sich hingegeben hat, welche der Titel ausspricht. Seine Lebens-, oder vielmehr seine Leidens- und Denkensgeschichte ist nur der äußere Faden, um daran die Entwickelungsepochen und den Proceß seiner Gefühle zu reihen. Die Aufgabe ist, den Mysticismus in seiner reinsten, freundlichsten Gestalt darzustellen. Ein Jünger der christlichen Gottseligkeit, der um keinen Finger breit den Anfoderungen der Welt weicht, ohne schroff als Feind ihr gegenüberzutreten, besteht er alle Prüfungen des Lebens, die Leiden und Freuden der Liebe, das Vertrautsein, den Bruch mit Freunden, die in derselben Richtung, das Ziel nur durch die exacteste Strenge und die Abstoßung aller weltlichen Berührung zu erreichen glauben, um verklärt aus diesem Leben mit seinem unerschütterlichen Glauben in das andere überzugehen. Mit der Kraft des Verstandes und eines liebevollen Gemüthes vertheidigt er seinen Glauben gegen die Anfechtungen der mannichfaltigsten Art, ohne die Verirrungen des Sektengeistes in Schutz zu nehmen. „Wo es mit dem Sündenregister, sowie mit der Lichtscheu seine Richtigkeit hat, da mögen Die Recht haben, welche die sogenannten Mystiker eine schlechte Ehrenwache für Luther und Lutherthum nennen. Und zu meinem Leidwesen, oder vielmehr zu meiner Freude, hat unsere Zeit aus Königsberg und aus der neuen Welt traurige Erläuterungen hierüber herausgegeben. Allein weder Lichtscheu noch heimliche Sündenlast sind wesentliche oder auch nur gewöhnliche Eigenschaften der Mystiker. Leider weiß nur unter Hundert kaum Einer, was er sich unter den Mystikern anders zu denken hat, als dumpf hinbrütende Leute mit Hängekopf und struppigem Haar. Man fürchtet sich sie anzutippen; jeden Zoll an ihnen hält man für einen Aberglauben. Sie müssen in den Teufel verliebt sein, voll Erbsünde stecken, überall Gei-

ker fliegen sehen, die Menschen verdammen und sich selber selig phantasiren." Zu einer positivern Erklärung kommt er, nachdem er mehre Definitionen verworfen und gegen die Gleichstellung zwischen dem verdammlichen Mysticismus und der Mystik geeifert in folgender Weise: „Der Mystiker nimmt das Sinnliche zur Anschauung des Übersinnlichen mit sich hinauf, während der Abergläubische das Übersinnliche zum Körperlichen herabzieht. Das stete Lauschen auf die Laute des Unendlichen, wie sie erklingen mitten heraus aus dem Geräusche der Welt; das innige Hinneigen zu den Offenbarungen des Unendlichen, wie sie aufwachen aus dem tiefsten Schoose der eigenen Brust: das ist's, was den Mystiker charakterisirt. Kein Zusammenschmelzen von Gott und Mensch in der entzückten Brust ist die Mystik; aber ein heiliger Bund ist sie, den der Menschengeist schließt mit dem Gottesgeiste. Ein kindliches Auge hat sie überall, wo der Vater waltet; ein kindliches Ohr überall, wo der Vater spricht; eine kindliche Lippe überall, wo der Vater wohnt. Zum Gebete wird das Leben dem Mystiker. Ein frommes, reines Leben ist ein Gebet. Herein in die Schatten der trüben Lebensstunden leuchten ihm jerusalemische Tempelleuchter. Da erkennt er die Welt als ein großes, heiliges Buch voll göttlicher Schriftzüge. Seine Gedanken steigen wie die Engel in Jakob's Traume auf der Leiter des Glaubens auf und nieder; der himmlische Vater lächelt herab zu den blühenden Kindlein. Für ihn behalten Leben die entschlafenen Lieben, sowie er auch das Leblose beseelt mit dem Feuerhauche seines Geistes. Für ihn wird der Tod ein freundlicher Engel, der ihn aus dem Reiche des Glaubens hinüberküßt in die Tempelhallen des Schauens." Treffliche Gedanken und Sinnsprüche, die auch außerhalb den religiösen Kreisen Anklang finden werden, manche sinnvolle Lieder und gehaltvolle Stammbuchsverse, wie z. B. folgender:

Nimm zum Sinnbild dir die Eiche,
Wie sie rastlos aufwärts strebt.
Wie aus niederem Gesträuche
Sie das Haupt zum Himmel hebt!
Nach dem Höchsten mußt du ringen.
Tand und Spiel zum Opfer bringen;
Auf die Besten mußt du sehn.
Treu in ihren Bahnen gehn!
Aber auf dem großen Streben
Wird der Fluch des Himmels schweben:
Willst du dir des Wissens Hausen (?)
Mit des Herzens Reinheit kaufen.

sind in dem Büchlein zur Erbauung für Jedermann eingestreut, wenn er auch weder des Verfassers Sinnesrichtung theilt noch billigt; und wegen seiner heiter gemüthvollen Auffassung eines tief ernsten Gegenstandes, ohne im Geringsten vom Ernste abzuweichen, möchte Ref. dasselbe als Gegengift, nicht gegen antimystische Schriften, sondern als Antidoten gegen die zelotischen Ergüsse der Partei, in denen die Liebe ein verzehrender Feuerbrand wird, recht angelegentlich empfehlen, wenngleich er, wie in Vielem, auch darin nicht dem Verfasser beipflichtet, daß man den Kindern zu Weihnachten und sonst nicht zu viel (!) kleine, zuckerne Christus und Engelchen bieten könne! 41.

---

## Literarische Notizen.

### Demosthenes' Rede für Ktesiphon, übersetzt von Lord Brougham.

Demosthenes scheint, nach der Zahl und der Befähigung seiner englischen Übersetzer zu schließen, dem englischen Nationalgeschmacke sehr zu entsprechen; und namentlich sind unter denselben zu verschiedenen Zeiten Staatsmänner aufgetreten. Zu Anfange des letzten Jahrhunderts gab Tonson eine Sammlung Demosthenischer Reden heraus, zum größten Theile von Lord Somers übersetzt, mit Beihülfe mehrer junger Edelleute. Noch früher übersetzte Dr. Thomas Wilson, der Königin Elisabeth Privatsecretair, nachmals Staatssecretair, die Philippika auf das ausdrückliche Begehren Lord Burleigh's, welcher damit den Patriotismus des Landes bei Gelegenheit des drohenden Angriffs der Spanier zu beleben wünschte; seine treue und kräftige Übersetzung bietet noch jetzt einen beachtungswerthen Beitrag zur Geschichte der englischen Sprache. In der allerneuesten Zeit hat Lord Brougham die „Rede über die Krone" übersetzt. Der größte Redner des Alterthums von einem der größten Redner der Neuzeit wiedergegeben, Demosthenes' Worte im Munde Lord Brougham's — diese Zusammenstellung kann nicht verfehlen, die gespannteste Erwartung zu erregen. Lord Brougham selbst sieht ein solches Zusammentreffen als die nothwendige Bedingung für eine glückliche Lösung der Aufgabe an und spricht aus demselben Grunde seinen meisten Vorgängern die vollkommene Befähigung ab. „Sie bekunden auf jeder Spur ihre unvollkommene Vertrautheit mit der Kunst der Beredtsamkeit, keiner von ihnen hatte einige praktische Erfahrung in ihr, keiner die Gewandtheit, an Volksversammlungen oder richterliche Körperschaften zu reden, keiner war selbst Redner weder durch Zufall noch durch Profession." Aber hierbei ist die Verschiedenheit der antiken und der modernen politischen Beredtsamkeit ganz außer Augen gelassen: der Redner des Alterthums wirkt mehr auf das Ohr des Zuhörers durch den vollen Klang seiner kräftigen, dabei oft kurzen Sprache — unsere Staatsredner dagegen mehr auf den Geist durch Überzeugung und eine, der Natur der Sache gemäß oft ins Breite gehende Beweisführung. Aber gerade diese Verschiedenheit begründet den gerechten Zweifel, ob der Letztere in sich selbst den angeborenen Beruf zum Dolmetscher des Erstern trage. Lord Brougham selbst hat diesen Zweifel zur Gewißheit erhoben: seine Art der Beredtsamkeit macht ihn häufig ebenso sehr mehr zum Paraphrasten als zum Übersetzer, wie er es seinen Vorgängern vorwirft. Nicht minder fühlbar ist der Mangel aller Beleuchtung der geschichtlichen Verhältnisse auf dem Grunde der von den neuesten deutschen Alterthumsforschern gemachten Entdeckungen. Nichtsdestoweniger übertrifft Lord Brougham alle englischen Übersetzer an Treue in Wiedergebung des Charakters im Style des Originals, wogegen er in jeder Hinsicht hinter unserm F. v. Raumer zurückbleibt, der, wennschon Politiker, doch kein politischer Redner ist.

---

„Miss Aylmen, or the maids husband" (3 Bde.) ist mehr als eine Erzählung, eine lange und beredte Rede über das kurze Thema „Niemals heirathen!" Jedenfalls hat die Verfasserin keinen der schwächsten Versuche unternommen, dem weiblichen Geschlechte für seine Sache Gehör und für seine Lage die ihm gebührende freisinnige und aufgeklärte Theilnahme zu verschaffen.

---

Für das Beste, was im Novellenfache nach Ed. Bulwer erschienen ist, hält man in England Sir Francis Vincent's „Arundel, a tale of the french revolution" (3 Bde.), welches alle Verwickelungen schildert, welchen Pflicht und Liebe im Laufe der Revolution ausgesetzt waren; doch kommen manche der Revolutionsscenen, namentlich die gerichtlichen, den Schilderungen in den zu früh vergessenen „Tuilerien" der Mistreß Gore — dem besten unter ihren zahllosen Werken — nicht gleich.

---

James Mill's „History of british India", welche schon zeither zu den Werken der historischen Literatur Englands gehörte, denen der Ruf der Unsterblichkeit gesichert ist, hat in einer neuen, mit Anmerkungen und Fortsetzung bereicherten Bearbeitung von Prof. H. Wilson — der vor dem Verf. die Kenntniß der orientalischen Sprachen und die eigene Anschauung der indischen Zustände voraushat — die ihr noch anklebenden Mängel fast gänzlich abgestreift. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 194. —— 12. Juli 1840.

Geschichte des preußischen Staates im 17. Jahrhundert; mit besonderer Beziehung auf das Leben Friedrich Wilhelm's, des großen Kurfürsten. Von Leopold v. Orlich. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 193.)

Der zweite Theil unsers Werkes zeigt den daheim erstarkten Fürsten wieder im Gewirre der europäischen Politik, um größere Aufgaben zu lösen; polnische Angelegenheiten stehen an der Spitze, wegen Elbing: Alles aus ungedruckten Nachrichten, zwischen deren Lücken wir Polens Geschichte aus Rudawski und Kochowski ergänzen müssen. Die Namen häufig falsch; Czarneski statt Czarniezki, Choanski statt Chawanski. Friedrich Wilhelm verschmäht die sarmatische Krone nach Johann Kasimir's Abdankung; der Kurfürst von Mainz, welcher an der Königswahl Theil hatte, war nicht Philipp Wilhelm, sondern Johann Philipp aus dem Hause Schönborn (S. 18). Der Verf. gibt uns ein lebhaftes Bild aus den Gesandtschaftsberichten über den Wahltag 1669, aus welchem nach dem Aussterben des weiblichen Stammes der Jagellonen ein Abkömmling Piast's, Michael Wisnowiezki, als König hervorging. Mit größerer Befriedigung würde aber der Leser die bunten Hergänge aus den inzwischen erschienenen Denkwürdigkeiten des tapfern Schnurrbarts und ehrlichen Säufers, Herrn Johann Chrysostomus Passek vernehmen, welcher sie, selbst Wähler unter der Fahne der Woywodschaft von Krakau, in der heitersten Weise (S. 329—347) erzählt. Nach ihm war es nicht die posener und die Woiwodschaft von Kalisch, welche den Piasten vorschlug, sondern die sandomirer; und er konnte das Richtige sicherer erfahren, da er sich inmitten des Getümmels bewegte, als die den Wahlzelten und dem Kolo ferngehaltenen brandenburgischen Gesandten. Großartiger wird des Kurfürsten Stellung, als Ludwig XIV. den Krieg gegen die Niederländer begann; in befremdender Offenheit gesteht der Verf. den Anhalt der französischgesinnten Partei am berliner Hofe (S. 40), die Bestechlichkeit Schwerin's, und daß dem brandenburgischen Minister für den Neutralitätsvertrag von 1668 30,000 Thlr. Douceurgelder von Frankreich ausgezahlt seien. Vorübergehend wird von S. 63 ganz zweckmäßig die Geschichte von Nassau-Oranien seit 1625 erzählt, dann das Heer des Kurfürsten beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich gemustert. Ohne Waffenthaten kehrte Friedrich Wilhelm, voll Unmuth gegen den undankbaren Kaiser, vom Rhein zurück; wichtige Mittheilungen gibt der jüngere Otto v. Schwerin vom Congresse zu Köln, über die Verhaftung des undeutschen Mannes Wilhelm v. Fürstenberg, ein Vasall, der jedoch nach Münch's „Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg“ nicht so oberflächlich bekannt ist, als unser Verf. glaubt. Nach einem Überblick der Operationen des holländisch-kaiserlichen Heeres kommen wir (S. 120) zu Friedrich Wilhelm's Zug gegen Turenne, der mit der Liebe eines preußischen Militairs dargestellt ist, so unbedeutend der Erfolg war. Wir verzeihen dem Verf. seine Inconsequenz, welcher den schandbaren Verräther Fürstenberg (S. 148) „gegen alles Völkerrecht“ gefangen werden läßt, und für Kalkstein's Geschick kein Mitgefühl hatte. Die Geschichte des glorreichen Krieges gegen Schweden 1675, welche das Bewußtsein des brandenburgischen Heeres so mächtig hob, hat uns mit Achtung für das Talent des Verf. auf dem Gebiet der Kriegsgeschichte erfüllt. In der männlich stolzen Zuversicht, „jetzt ganz Pommern zu bekommen“, erhielt der Kurfürst die Kunde vom Angriffe Schwedens; hohenzollerscher Muth spricht aus dem Briefe vom 5. Febr. 1676 (S. 161). Solchem Fürstensinne begegnete der Sinn der Bauern in der Mark, im beschämenden Gegensatze gegen die Bürger von Frankfurt, welche (S. 159) „bei Zeiten den Weg zur Güte suchten, ohne den Hals daran zu setzen“. Die Schlacht bei Fehrbellin ist seit langer Zeit ein Lieblingsstoff der brandenburgischen Geschichtsmuse gewesen, als daß wir hier viel Neues erwarten könnten; über des wackern Stallmeisters Froben aus Basel Aufopferung finden wir eine kritische Bestätigung (S. 184 fg.), welche uns wohl thut; wir begleiten den Sieger auf der Rückkehr aus Pommern nach Berlin, worauf die politisch-religiösen Umtriebe des Doctor Strauch (S. 201) fast zur Unzeit unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die Feldzüge der Alliirten gegen Frankreich von 1675—78 vervollständigen uns das Gemälde eines Kampfes, den Friedrich Wilhelm seinerseits so glücklich, doch nicht zum glücklichen Ende hinausführte. Die Belagerung und Eroberung von Stettin, für das auch die Bürger seit einem kurzen Menschenalter aus eifrigen Anhängern Brandenburgs in uner-

schütterliche Vertheidiger der schwedischen Krone umgewandelt, mit Aufopferung fochten, schienen das Werk des Markgrafen anhaltschen, bairischen und hohenzollerschen Stammes seit einem halben Jahrtausend zu krönen, als Stettins Jungfrauen dem einziehenden Kurfürsten den Cypressenkranz mit der Inschrift im poetischen Geschmacke Hoffmannswaldau's überreichten: „Victori cruentam virginitatem." An Lebendigkeit hätte die Schilderung der Einnahme der pommerschen Hauptstadt gewonnen, wäre von den darüber erschienenen Gelegenheitsschriften „Die Belagerungen Stettins" vom Professor Böhmer (Stettin 1832) benutzt worden.

Der Krieg in Preußen gegen den Einfall der Schweden zieht uns in den Orten in die polnischen Angelegenheiten, welche einen gefährlichen Einfluß auf die verstimmten Stände ausüben konnten; hatten doch selbst die Studenten von Königsberg ihren Antheil an der Politik sehr tumultuarisch zu erkennen gegeben (S. 280). Polnische Namen sind wiederum sehr verstümmelt, weil die Schreiber der deutschen Gesandten die einzige Quelle des Verf. sind, indem er die lateinischen Historiker der Polen verschmäht. Der Abt von Pleffen ist der von Blesen an der Obra; der Graf Morsein (S. 282) heißt Morztyn u. dgl. m.

Der berühmte Winterfeldzug nach Preußen bethätigt das Talent des Verf. für Kriegsgeschichte; aber die Friedensverhandlungen zu London, Nimwegen und St.-Germain lesen wir, unbeschadet der hier gegebenen Bereicherung des Stoffes, geordneter bei Stenzel. Widerwärtiger sind wol nie die Erwartungen eines siegreichen Fürsten getäuscht worden als Friedrich Wilhelm's, wie er am 27. Juni 1679 ausrufen mußte:

> Nicht der König von Frankreich zwingt mich zum Frieden, sondern der Kaiser des Reichs, meine nächsten Anverwandten und Alliirten, sie werden es einmal bedauern, sie werden gewiß einmal dadurch so viel verlieren, als ich jetzt verliere.

Es vergingen 136 Jahre, ehe Brandenburg ein Vollrecht an Pommern wurde, welches sich aus dem 12. Jahrhunderte herschrieb.

Die Entwickelung der Militairverfassung seit Georg Wilhelm schließt sich mit Recht an die Erzählung der Großthaten unter Friedrich Wilhelm; mit musterhafter Genauigkeit und Sachkenntniß verfaßt, läßt sie Stuhr's ältere verdienstliche Arbeit weit zurück. Reich an biographischen Notizen, an Übersichtstabellen, an interessanten Sittenzügen verdient dieser Theil des Werkes (S. 328—416) unsere vollkommenste Anerkennung; die Duellwuth hatte sich, wie wir S. 388 erfahren, aus Frankreich und England auch in das brandenburgische Heer verpflanzt, doch mehr als gefährliche Balgerei, nicht nach jenem chevaleresken Codex, den einmal Shakspeare lächerlich macht. Das Postwesen (S. 416) war in Preußen keine ganz neue Erscheinung; die Hochmeister eilten darin, wie in manchen andern Dingen, der Zeit voraus. Die Beförderung des Kurfürsten und seines Gefolges unterlag solchen Unregelmäßigkeiten selbst in der Neumark auf dem Wege nach Preußen, daß man in Kallies, wo der Gutsherr, ein Güntersberg, sich beim Herannahen des Hofgefolges mit seinen Gespannen über einen nahen Sumpf zu flüchten pflegte, noch heute ihrer gedenkt. Zur Schilderung der innern Verhältnisse sind die Notizen über die preußische Marine überraschend; wer hätte es je geahnet, daß der Markgraf von Brandenburg gegen den Enkel Philipp's II., welcher die unüberwindliche Flotte rüsten konnte, den Seekrieg in den atlantischen Gewässern führen würde (S. 428). Die Geschichte der afrikanisch-brandenburgischen Handelsgesellschaft verdiente ihrer Seltsamkeit halber eine Monographie. Die Schilderung der wissenschaftlichen Zustände will begreiflicherweise unserm Autor weniger gelingen; wie schwerfällig und unklar spricht er über den Unterricht auf Schulen (S. 436):

> Der Religionsunterricht war in Dogmatik, vorzüglich in Conciliendogmatik (?) verwandelt worden, wobei der Gesang besonders hervorgehoben wurde. Der sogenannte Pennalismus, ein Verein zu Trinkgelagen u. s. w. nahm überhand.

Unbekannt war es uns, daß Friedrich Wilhelm unter dem Namen des „Untadeligen" der fruchtbringenden Gesellschaft beigetreten; interessant wäre das Kräutlein und den Sinnspruch „des hohen Gesellschafters" zu wissen, welcher auch in fremder Sprache geschrieben, zumal historische Werke, oft über ihr Verdienst, wie Leti's, fürstlich belohnte, das Studium des Chinesischen beförderte. So unübertroffen praktisch des Kurfürsten Auge auf das Leben mit seinen Bedürfnissen gerichtet war, konnte er sich doch nicht den chimärischen Planen des schwedischen Reichsraths Benedict Skytte entwinden (S. 443), welcher in einer neuen Stadt eine Universitas Brandenburgica gentium, scientiarum et artium begründen wollte. Der Leser wird manches Anziehende unter der Rubrik Wissenschaften und Künste beisammenfinden, über Buchhandel, Kalender, Komödianten u. s. w.; aber es sind nur verworfene Bausteine für ein größeres Werk. In der protestantischen Hymnologie ist Ref. vollkommener Laie und spricht deshalb unumwunden sein Staunen aus, daß der ältere Otto v. Schwerin (S. 454) das nie verklingende Lied: „Jesus, meine Zuversicht" gedichtet habe, da er in seinem alten Gesangbuche den Namen Kaspar Ziegler als Dichter findet. Doch ist die Erscheinung nicht neu, daß Männer der vornehmsten Stände aus der ertödtenden Gewalt des irdischen Treibens in die Sphären der kirchlichen Poesie sprungweis sich versetzten; Cardinal Latino dichtete das „Dies irae" und Papst Johannes XXII. das „Stabat mater". War der Muse von Zion einmal hier erwähnt, so mußte über Paul Gerhard und Simon Dach u. s. w. Ausführlicheres gesagt werden.

Von der durch reiche Sammlungen und Bauten bezeugten Kunstliebe des Kurfürsten kommen wir nochmals auf den geistlich-religiösen Zustand. Die Geistlichkeit in unserm Staate wird als „ohne Ansehen und ohne Einfluß auf ihre Gemeinden" geschildert (S. 461). Kann dieser Ausspruch irgend für ein christliches Land des 17. Jahrhunderts gelten? Daß dem in Brandenburg, Pommern und Preußen nicht so war, lehrt auf jeder Seite die Geschichte und belegt der Verf. selbst mit Beispielen (S. 477). Was bleibt jenem trüben Jahrhunderte Würdiges, wenn wir ihm noch das krankhaft rege Verhältniß

zur Kirche, zu den Theologen und dieser zum Volke in Zweifel ziehen; was Anderes als finsterer, mörderischer Aberglauben, herzlose Unduldsamkeit, Hexenprocesse, deren hier nicht besonders erwähnt, wie denn auch die „weiße Frau", am Hofe zu Berlin unter Friedrich Wilhelm bekanntlich sehr gefürchtet, nicht zur Schilderung „des geistlich-religiösen Zustandes" aufgeführt wird.

Mit den politischen Verhältnissen des Staates seit dem Frieden von St.-Germain beginnt der historische Faden wieder nach jener Reihe bunter, ergötzlicher, theilweis bekannter Notizen und Curiosa zur Culturgeschichte; mehr nach Pufendorf und Pauli als nach reichern Quellen vernehmen wir Ludwig's XIV. unerhörte Gewaltthat an Deutschland, die Hinwegnahme Strasburgs u. s. w., welche leider auch unser deutscher Kurfürst nicht nur nicht rächte, sondern Frankreich ungestraft seinen Raub ließ; eigenthümlicher durch die Quellen beleuchtet, stellen sich die Zerwürfnisse des berliner und wiener Hofes im folgenden Abschnitte heraus. Wie schmachvoll war das Mistrauen zwischen Kaiser und Kurfürsten aufgewuchert, daß ein französischer Diplomat boshaft zuflüstern konnte, „von den zum Entsatz der Kaiserstadt im J. 1683 marschirenden Brandenburgern, welche dem hochmüthigen Fremdlinge aus Polen den im Übermaß angesprochenen Siegespreis nicht ungeschmälert gelassen haben würden, sei es auf die drei bekannten schlesischen Fürstenthümer abgesehen" (S. 506). Aber freilich war man zu Wien auch so ungroßmüthig und so kleinlich auf kaiserliche Prärogativen versessen, daß man ohne ein besonderes Memorial den Titel „Hohenzollern" nicht in die Lehnbriefe eintragen wollte (S. 512), als man sich endlich zur trüglichen Herausgabe des schwiebuser Kreises verstand. Der Punkt des geheimen Versprechens des Kurprinzen konnte leider durch Urkunden des geheimen Archivs nicht erledigt werden; abgewiesen wird dagegen (S. 525) das Märchen, „der Kurprinz sei, in Spannung mit seinem Vater wegen der Stiefmutter, mit seiner schwangern Gemahlin nach Hanover geflohen."

Nach dieser Scheinbefriedigung verjährter Ansprüche focht ein Theil des brandenburgischen Heeres siegreich gegen den Erbfeind und half Ofen den Ungläubigen abnehmen, Kriegsereignisse, welche natürlich nur so fern, als jene Truppen unter dem Generallieutenant v. Schöning mit thätig waren, erzählt werden. Unter den vor Ofen Gefallenen durfte Prinz Alexander von Kurland, ein Neffe des Kurfürsten und, obwol einarmig, Oberst eines brandenburgischen Reiterregiments, nicht übergangen werden; sein Stallmeister, Karl Büren, welcher die Feldequipage desselben zurückbrachte, legte durch seine Treue und Klugheit den Grund zum Glücke des Hauses Biron von Kurland. Dem Greisenalter nahe, verherrlichte bekanntlich unser Kurfürst seinen christlich-duldsamen Sinn und seine Herrscherklugheit durch die Aufnahme der aus Frankreich vertriebenen Reformirten, was hier kurz mit Hinweisung auf die Quellenschriften berührt wird, und durch Verwendung für die in ihren armen Thälern bedrängten Waldenser, worüber ein mit tiefer Gemüthsbewegung geschriebener Brief des christlichen Herrn an den Herzog von Savoyen als Beleg dient (S. 543).

Hat der Verf. mit ausharrendem Fleiße aus dem Wuste handschriftlicher Papiere ein so merkwürdiges, großartiges Fürstenleben bis zum Ende geführt, so durfte sich seine Pietät eine detaillirte Geschichte der Krankheit und der Todesbereitung des Kurfürsten, seiner letzten frommen Unterhaltungen mit den Seelenräthen, seiner letzten Stoßgebete nicht erlassen, eine Pflicht des biographischen Kleinmeisters, die hier fast zur Qual des beklommenen Lesers geübt wird. Wir athmeten schwer auf, als wir die Seufzer des Scheidenden: „Ich fühle, daß sich etwas löst!" vernommen hatten und gedachten, daß die Schilderung der Natur auch ihre ästhetische Grenze haben müsse.

Nach der Beendigung der vorliegenden Recension bekamen wir den dritten Theil des Werkes zu Gesicht, welcher in 535 Seiten und in 17 Abschnitten die Urkunden enthält. Die ersten 344 Seiten umfassen in chronologischer Ordnung die eigenhändigen Briefe und Cabinetsschreiben des Kurfürsten. Noch hat die Kritik sich nicht geeinigt, was von den Briefen berühmter Männer veröffentlicht werden müsse; daß dem Andenken der Gestorbenen und der Nachwelt nicht mit Allem und Jedem gedient sei, ermessen wir aus Preuß' Sammlung und der Herausgabe der Briefe Friedrich's II. an seinen Kämmerer Fredersdorf. Inwieweit hier das Maß inne gehalten sei, mögen wir aus Mangel des Raumes nicht untersuchen.

Aus den Actenstücken lasen wir mit besonderm Interesse vier Briefe des unglücklichen Kalckstein (so schreibt er seinen Namen), alle datirt vom Tage seiner Verurtheilung, der erste an den Kurfürsten, in welchem der Todbereite nicht um sein Leben, sondern um Schutz für sein Weib und seine Kinder bittet; der zweite in vorwurfsvollem Tone an seinen Bruder; der dritte und vierte in männlichem und religiösem Troste an seine „Wohlgeborne herzliebste Frau und an seine herzliebsten Kinderchen", die er auffodert, sich nicht zu freuen, wenn Gott sein unschuldig Blut rächet, sondern zu beten, daß Gott ihnen gnädig sei. Wahrlich, die Männer jenes Jahrhunderts wußten, wenn auch nicht immer untadelig zu leben doch schön wie ein Römer und wie ein Christ zu sterben.

Im Übrigen wird der Geschichtsforscher einen Schatz von historischem Material der Benutzung eröffnet sehen und mit dem Rec. freudig einstimmen: daß, wenn uns auch noch nicht in einem Kunstwerke die Geschichte des großen Kurfürsten, doch durch solche Vorarbeiten die Möglichkeit geboten sei, eine so hochwichtige Arbeit der deutschen Klio würdig zu lösen. F. W. Barthold.

---

## Notizen.

### Persische Schauspiele.

Der Reisende Flandin veröffentlicht in französischen Journalen amusante und anziehende Briefe von seinen Stationsorten in Persien. So berichtet er über theatralische Vorstellungen in Teheran, denen er während des Beiramfestes beiwohnte. Das Sujet dieser Vorstellungen war das klägliche Ende des

Ali und Hassein, der beiden Propheten Persiens. Sie finden nur in Persien oder den schiitischen Landen statt, zum Andenken der Begebenheiten, welche ihre Trennung von dem ursprünglichen Stamme des Mohammedanismus vollendeten. Diese Schauspiele werden unter Zelten, an öffentlichen Orten oder auf den Höfen der den Großen zugehörigen Paläste aufgeführt und bringen die Schlachten, welche der Khalif Yezid von Bagdad den beiden Enkeln Mohammed's lieferte, den Tod des Ali und Hussein, die Gefangennahme ihrer Familie, die Dazwischenkunft eines fränkischen Gesandten zu Gunsten der Frau und der Kinder Hussein's, und die Hinrichtung dieses Franken, welcher die Gnade des Yezid anzurufen wagte, dem Publicum zur Anschauung. So viel als möglich bleibt man den Costumen der verschiedenen Personen treu, und der fränkische Gesandte, welcher in diesem Stücke eine so schöne Rolle spielt, trägt ein modern europäisches Kleid, dessen verschiedene Stücke man sich von den in Teheran wohnenden Russen und Engländern verschafft hat. Das Gefolge des Gesandten war mit dreieckigen Hüten oder europäischen Helmen versehen, was auf die Zuschauer einen glänzenden Eindruck hervorbrachte. Ein Bruder des Schah bewilligte dem Reisenden mit vieler Liebenswürdigkeit den Zutritt zu diesen Schauspielen und räumte ihm und seinen Begleitern eine der bessern Logen ein, wenn man einen mit Tapeten ausgeschlagenen Winkel auf dem weiten Raum eine Loge nennen darf. Diese Stücke sind in Versen geschrieben, und die Passagen, die man Hrn. Flandin übersetzte, schienen ihm voll Kraft und Gefühl zu sein; die Schauspieler singen oder declamiren sie mit wohlgefühltem Ausdruck, und die Gesten, womit sie den Vortrag begleiten, tragen dazu bei, einen großen Eindruck auf die Menge hervorzubringen, welche die am meisten traurigen Strophen mit herzzerschneidenden Seufzern beantwortet. Es ist ebenso seltsam als wirklich Ehrfurcht erweckend, wenn man die Menge bei diesen Tragödien heiße Thränen vergießen sieht und schluchzen hört. Während der Zeit, welche diesen Darstellungen vorangeht und folgt, laufen die Frömmsten durch die Straßen der Stadt, singen Hussein's und Ali's Lob und zerschlagen sich die Brust. Andere zerreißen sich mit eisernen und mit Gewichten beschwerten Instrumenten das Fleisch und zeigen, nackt bis zum Gürtel und nur die Schultern mit einem Kaschemirshawl behangen, der Bevölkerung ihre garstigen Wunden. Man versicherte dem Reisenden, daß diese auf Kosten der Großen veranstalteten Schauspiele von den Mollahs angefeindet würden, wahrscheinlich aus Eifersucht, weil sie einen größern Eindruck auf das Volk machen als ihre schönsten Predigten.

---

Der bekannte Reisende Texier bemerkt in einem seiner neuesten Berichte aus Persien: „Was die Paläste des Herrschers von Persien betrifft, so sind sie, obgleich aus Holz gebaut, doch von einer sehr reichen Architektur. Es sind Kiosks, mitten in herrlichen, von lebendig strömenden Kanälen durchschnittenen Gärten gelegen. Die persischen Gemälde sind sonderbar genug und den Malereien der Chinesen in gewisser Hinsicht verwandt. Die Gemälde, die ich copirte, stellen dar: das eine den Schah Abbas, umgeben von seinem Hofe, ein großes Tableau mit zwanzig Figuren; ein anderes den Thamas-Kouli-Khan mit dem indischen Gesandten, ein drittes Feth-Ali-Schah, auf seinem Throne, umgeben von seinen Ministern.“ Übrigens preist sich der Reisende glücklich, in einem so wunderherrlichen Klima den Winter zu verleben; er beschreibt mit Behagen die religiösen Monumente, die ganz mit Malereien in Email überdeckt und deren Dome, die Minarets, vom schönsten Grün und mit glänzenden Blumenguirlanden verziert sind. 5.

## Bibliographie.

Barth, K., Teutschlands Urgeschichte. 2te, ganz umgearbeitete Auflage. Gr. 8. Erlangen, Palm u. Enke. 2 Thlr.

Davy, J., Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's herausgegeben von seinem Bruder ꝛc. Deutsch bearbeitet von C. Neubert. Eingeleitet von R. Wagner. 4 Bände. Mit dem Bildnisse Davy's und 1 Steindrucktafel. 8. Leipzig, Voß. 5 Thlr. 12 Gr.

Dingelstedt, F., Sechs Jahrhundert aus Gutenbergs Leben. Kleine Gabe zum großen Feste. Mit Randzeichnungen von Prof. Friedr. Müller in Cassel. Holzschnitte von Andrew, Best und Leloir in Paris und Prof. F. W. Gubitz in Berlin. Kl. Fol. Cassel, Jerome Hotop. 3 Thlr.

Dumas, A., Joachim Murat's, Königs von Neapel, letzte Schicksale. Nach authentischen, bis jetzt unbekannten Berichten mitgetheilt. Aus dem Französischen von H. Elsner. Gr. 12. Rotweil, Herder. 12 Gr.

— — Meister Adam, der Calabrese. Launiger Räuber-Roman übersetzt durch H. Elsner. Gr. 12. Rotweil, Herder. 1 Thlr. 4 Gr.

Der Engel mit der umgekehrten Fackel, oder: die Hoffnung des Christen über den Gräbern, in ganz neuen Grabreden von dem Verfasser der christlichen Hallen und andern Geistlichen dargestellt. 2 Bände. 8. Dinkelsbühl, Walthr. 1 Thlr. 8 Gr.

Frege, L., Deutschlands und Preußens Jubel-Freude. Erinnerungen an die Jahre 1440, 1540, 1640 und 1740. 8. Berlin, Gropius. 8 Gr.

Haller, C. L. von, Die Freymaurerey und ihr Einfluß in der Schweiz. Dargestellt und historisch nachgewiesen. Gr. 8. Schaffhausen, Hurter. 12 Gr.

Hundeiker, C. G. J., Der Herr Dekan Götz zu Gnadenberg mit seinem Freiherrn von Wiesau vor dem Gerichte des gesunden Menschenverstandes, der Geschichte und der heiligen Schrift. Eine kritische Beleuchtung der, gegen Herrn Dr. Bretschneider's Freiherrn von Sandau gerichteten, Schmähschrift „der Freiherr von Wiesau“. Gr. 8. Neustadt a. d. O. und Schleiz, Wagner. 18 Gr.

Kalisch, E. W., Rede zur hundertjährigen Gedächtnißfeier der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, am 1sten Juni 1840 vor den obern Classen der Königlichen Realschule gehalten. Zum Besten der Lehrerwitwencasse der Königlichen Real- und Elisabethschule. Gr. 8. Berlin, A. Duncker. 4 Gr.

Kobbe, Th. von, Briefe über Helgoland, nebst poetischen und prosaischen Versuchen in der dortigen Mundart. 8. Bremen, Kaiser. 12 Gr.

Ledebur, L. von, Ueber die in den Baltischen Ländern in der Erde gefundenen Zeugnisse eines Handels-Verkehrs mit dem Orient zur Zeit der Arabischen Weltherrschaft. 8. Berlin, Gropius. 10 Gr.

Menzel, C. A., Versuch einer Darstellung der Kunst-Sinnbilder, insofern sie der jetzigen Zeit angemessen sind. Für Künstler, Kunstliebhaber, Fabrikherren und Alle, welche sich mit bildlichen Darstellungen beschäftigen. Gr. 8. Berlin, Posen u. Bromberg, Mittler. 1 Thlr. 8 Gr.

Piskorz, J., Aesthetik, als Wissenschaft entwickelt. Gr. 8. Wien. 1 Thlr.

Puschkin, A., Gedichte. Aus dem Russischen übersetzt von E. v. O. Gr. 8. Berlin, Gropius. 1 Thlr.

Romantische Reisen durch die Welt, oder: Umfassende Gemälde aller merkwürdigen Orte der gesammten Erde mit Rücksicht auf die Sitten und Zustände ihrer Bewohner. Ein vollständiges, romantisch-geographisches Haus- und Reisebuch mit vielen lithographirten Abbildungen, Holzschnitten und Karten, zur Lust und Lehre für Alt und Jung, von W. B. Hoffmann und A. F. Meissner. 1ster Band. Europa. [1ste Abth. Das Königreich Preußen.] — Auch u. d. T.: Romantisch-geographisches Gemälde des Königreichs Preußen. Nach den besten Quellen als Haus-, Schul- und Reisebuch bearbeitet von W. B. Hoffmann und A. F. Meissner. [1stes, 2tes Heft.] Gr. 8. Berlin, Liebmann u. Comp. 8 Gr.

Schefer, L., Mahomet's türkische Himmelsbriefe. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 6 Gr.

Theses Cl. Zur Reformations-Feier in Nord-Deutschland. Gr. 8. Basel, Spittler u. Comp. 4½ Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 195. —— 13. Juli 1840.


## Neueste englische Literatur.

1. Nina Sforza. A tragedy in five acts, by *G. Troughton*. London.

Ein londoner Correspondent d. Bl. hat vor kurzem „Eine Legende aus Florenz" und „Maria Stuart" als zwei der neuesten und gedenkenswerthesten Bühnenerscheinungen besprochen. Fast gleichzeitig mit ihnen ist das fünfactige Trauerspiel „Nina Sforza", wenn auch nicht über die Bühne, doch unter der Presse hervor in die Welt getreten. Gleich jenen bleibt es weit vom Ziele dramatischer Vollkommenheit; aber es scheint, daß der junge Dichter darnach strebt, und seine erste Gabe berechtigt wenigstens zu der Hoffnung, daß er zum Vorschreiten die Kraft hat. Rafael Doria, Sohn des Dogen von Genua und von diesem wegen einiger Ungebührlichkeiten in die Fremde geschickt, kommt in Florenz gerade zur rechten Zeit an, um die Tochter seines Gastfreundes, eines edeln Florentiners, die schöne und mit der Welt unbekannte Nina Sforza, dem Wellentode zu entreißen. Sein Begleiter ist Ugone Spinola, dessen Vater im Kampfe um die Dogenwürde gefallen. Die Familien haben sich äußerlich versöhnt und Ugone heuchelt Freundschaft. Er liebt Nina; Nina erwidert Rafael's Liebe und wird ihm vermählt. Das erhöht des Erstern verschwiegenen Groll. Der Doge stirbt. Rafael kehrt mit Nina und Ugone nach Genua zurück. Das heitere Glück der Vermählten zeigt dem Freunde, wo seine Rache am schmerzlichsten treffen kann. Aber Nina's Festigkeit und Rafael's durch die Liebe zu ihr festgewordener Sinn vereiteln die Verlockungsversuche. Da erklärt Genua an Florenz den Krieg und Rafael zieht an der Spitze des Heeres aus. Nun zählt Ugone auf sichern Triumph. Die Entfernung von Nina muß eines Rafael's Treue brechen. Als Nina dem heimkehrenden Gatten entgegeneilt, findet sie ihn zu den Füßen der Florentinerin Laurana. Noch sind Beide schuldlos; aber von Ugone geführt, sieht Nina ihren Gatten zur Nachtzeit in Laurana's Haus schleichen. Sie fodert von Ugone Gift für den Treulosen, nimmt es selbst aus der Hand des Reuigen und flieht. Rafael folgt ihr und trifft auf Ugone. Der kalte Hohn des Freundes reißt ihm das Schwert aus der Scheide, Ugone entwaffnet ihn, aber will ihn nicht tödten. Der Besitz von Rafael's Degen erweckt in dessen Gefolge, dem Ugone begegnet, den Verdacht begangenen Mordes und bringt Letzterm den Tod. Rafael erreicht Nina an derselben Stelle, wo er sie vom Wellentode gerettet, und sie stirbt in seinen Armen. Schon aus dieser Skizze dürfte das Fehlerhafte der Anlage wie der Charakterzeichnung hervorblicken. Aber die einzelne Scenen durchglühende Leidenschaft und die fast immer schöne Sprache machen es dem Leser vergessen, und er muß erst zu kritisiren anfangen, will er die Fehler gewahr werden. Statt langer, hier nicht zulässiger Beweisauszüge nur einige Zeilen. Spinola kann sich in Laurana nicht täuschen.

— — — Of her I'm sure.
Her loose affections hang upon her heart,
Like luscious fruits upon autumnal boughs,
That drop with ev'ry breeze. A man so young,
So fair to look on as this Doria is,
Would never sigh in vain with such as she.

Und als Nina in dem, ihr von Spinola gebrachten, die Schuld des Gatten bezeugenden Briefe desselben an Laurana die Handschrift erkannt hat, bricht sie in die Worte aus:

— — It is! It is!
Had you but said the smallest, farthest star
Had dropp'd from out its setting in the sky,
And lay, a crystal mountain, on the plain;
Or things more wild, more out of nature's course,
I had believ'd them rather than — Great Heav'n!
Can he have loved as I am sure he did,
And after be untrue? — If so, break heart!
The world is not the world thou dream'dst about!
And do those wither; 'tis no world for thee!

2. The comic novel, or Downing-street and the Days of Victoria. London.

Lasse weder Freund noch Feindin des Skandals von dem Titel sich zum Ankauf verlocken. Das Geld ist weggeworfen, und selbst wem seine Zeit gar nichts gilt, verliert, wenn er sie an das Lesen setzt. Den einzigen Beweis von Gefühl für Schicklichkeit hat der Verf. durch das Verschweigen seines Namens gegeben. Wahrscheinlich ist er einer von Denen, die, weil ihre Witze bisweilen in Gesellschaft belacht werden, sich die Fähigkeit zutrauen, ein witziges Buch zu schreiben. In Downing-Street mag er bekannt sein, vielleicht auch in den „Tagen Victoria's" Manches mit eigenen Augen gesehen haben. Nur ist zu bedauern, daß er seine Bekanntschaft nicht zu einer in-

teressanten Mittheilung benutzt und blos für den Schmuz Augen gehabt hat.

3. Nickleby married. London.

Es braucht den Deutschen kaum gesagt zu werden, daß dies eine Fortsetzung von Boz's „Nickleby" ist, von Nickleby, dem in einer schlechten Verdeutschung viel Gelesenen. Die Fortsetzung hat das eigenthümliche Verdienst, obwol nicht von Boz, doch gut zu sein — keine Iliade noch Homer, nicht einmal ein zweiter Theil des „Faust", und dem Verf. gebührt das Anerkenntniß, sich nicht mit Boz's abgeschriebener Feder begnügt, sondern ihr nur den frühern Schnitt gelassen und eine neue Spitze gegeben zu haben. Als Übergang heißt es:

Entgegen der Gewohnheit aller Geschichtenerzähler und Novellenschreiber und in geradem Widerspruche mit der abgebroschenen Behauptung, daß Heirathen das Ende des Lebens sei, wählen wir diese folgenschwere Epoche zum Anfange des unsrigen, wir meinen des Lebens unsers Helden, mit dessen frühern Abenteuern, Gefahren, Entwischungen, Verlegenheiten und Klemmen wir die Leser vollkommen bekannt glauben dürfen.

Auch Squeers tritt wieder auf. Nickleby und die Seinigen werden spät eines Abends vom Bellen des Hofhundes alarmirt. Frau Nickleby jun. beschwört ihren Gatten, sich nicht hinauszuwagen, und Frau Nickleby sen. stimmt unbedingt bei.

„Es können Räuber sein", fiel Frau Nickleby ein. „Ich erinnere mich eines Weihnachts — nein, es war wol eines Michaelisabends, denn wir hatten eine gebratene Gans zu Mittag gehabt — da hörten wir ein fürchterliches Pochen am Hofthore. Dein guter Vater stand auf und langte seine große Flinte herab — nein, die Flinte war's nicht, denn eben erinnere ich mich, daß die kein Schloß hatte; — sein Schlachtschwert war's, was er herunter — und doch konnte es sein Schlachtschwert nicht sein, denn eben erinnere ich mich, daß er keins hatte; genug, etwas langte er herab und" —. „Mutter! Madeline!" schrie Nickleby; „um Himmels willen laßt mich los; der Kettenhund reißt Jemand in Stücken!" — „Nein, nein", rief Newman Noggs und ergriff seinen in der Ecke lehnenden Stock; „laßt ihn nicht los, haltet ihn fest! Ich will nachsehen."

Die fortgesetzte Frau Nickleby ist ein Cabinetsstück. Und eins dergleichen ist Squeers, den der Hund zerzaust hat.

„Er ist's gewesen, der mich aufgefressen", antwortete der Fremde und befühlte den verletzten Theil; „mein Lebelang wird mir das nicht wieder wachsen; — ein hinterlistiges, boshaftes, gefräßiges Vieh!" — „Aber Ihr solltet doch bedenken", sagte Nickleby, „daß der Hund eigentlich nur seine Schuldigkeit gethan hat. Wer hieß Euch zu so später Stunde durchs Thor in den Hof gehen?" — „Mein Unglück und nur mein Unglück, das mich diese letzten zehn Jahre ohne Unterlaß verfolgt hat. Ich bin ein Reisender, so was man einen Fußreisenden nennt, auf dem Wege von Plymouth nach London. Der den ganzen Tag über dickgefallene Schnee hat mich von der Straße abgebracht und ich war ziemlich zur Leiche gefroren, als ich ein Licht durch die Bäume schimmern sah. Nun, sagte ich zu mir, das Licht dort ist gewißlich eine Einladung, von irgend einer glückseligen Person mir entgegengestreckt, in ihren gastfreien Palast, Haus oder Wohnung einzutreten. Also ging ich, der artigen Auffoderung Folge zu leisten, und da fiel mich dieses lasterhafte Vieh an und richtete mich so zu, wie Ihr mich gefunden habt."

Aber „eben erinnere ich mich", daß ich den Übersetzern ins Handwerk greife. Auch ohne meinen Rath wird das Buch übersetzt werden; ich wünsche daher blos, es nicht zu „verfumfeien".

4. The Czar; a romance of history. London.

Eine neue Erscheinung in England. Noch hat meines Wissens kein englischer Novellist seinen Standpunkt in Rußland genommen. Rußland ist den Engländern — im Allgemeinen — kein liebes Land und wol möglich, daß die englischen Dichter ihren Ruhm oder ihre Phantasie dort zu erfrieren fürchten. Der vorliegende historische Roman behandelt das Leben des „großen" Kaisers nach Karamsin's Angaben, und wenn die Abweichungen in der Dichtung ihre Entschuldigung finden, so werden sie durch das aus den Abweichungen entstehende Interesse der drei Theile noch überdies gerechtfertigt. Der gedrängteste Auszug würde zu lang sein. Dagegen will ich von den eingelegten, sehr hübschen Gedichten eins als Probe geben, nicht, weil es das hübscheste, sondern weil es das kürzeste ist und gewiß bald auf den Lippen aller liebenden Sänger sein wird. Ich weiß nicht, ob es sich für Deutschland mundgerecht machen — ließe.

The song of Master George.

Adieu to the land of the slave,
Which the rod of a tyrant has smitten:
There's a land for the free and the brave,
And that is the home of the Briton.

Let them glory in fetters — caress
The scourge that is lifted to flay them:
Let them crouch to the despot and bless
The sword that is brandish'd to slay them.

We have tyrants, 'tis true, but their chain
Is ever entwined with sweet roses;
And oh! if they solace our pain,
Their kindness Elysium discloses.

And the chain, the bright chain that we wear,
Of heavenly joys is the omen;
For 't is wove by the hand of the fair,
And the lock is secured by sweet woman.

5. The hope of the world, and other poems, by *Charles Mackay*. London.

Über die Grundlage und den Zweck dieser Sammlung erklärt sich der Dichter in seinem Vorworte:

Vorliegendes Buch — sagt er — ist ein Versuch. Fest überzeugt, daß es der Salonspoesie, der bloßen Reimschmiederei und der schwülstigen Sentimentalität bereits zu viele gibt, hat der Verf. sich unterfangen, zu der ehemaligen Einfachheit zurückzukehren, dabei gern der kleinen Hoffnung vertrauend, daß, erblaßt vom Genusse der süßlichen und, weil nur aus geschmorten Worten bestehend, sehr unnahrhaften Speise, die Lesewelt früher oder später einen Blick des Wohlwollens für den bescheidenen Anhänger jener einfachen, natürlichen und zum Herzen redenden Dichterschule haben wird, aus welcher Pope, Goldsmith, Rogers und Campbell hervorgegangen sind.

Auch Pope? der bei aller Freiheit von Ziererei, Schwulst und Manierismus doch wol weniger der einfache Naturdichter als der feine, zarte und sinnige Dichter der Gesellschaft und Philosophie heißen darf. Jedenfalls hat der tiefe Pathos eines Campbell und Goldsmith, und haben deren rührende Gemälde von den Freuden und Sorgen Niedriggeborener mit Pope's charakteristischen Zeichnungen wenig gemein. Sei dem jedoch wie ihm wolle, hat auch Mackay in seiner Classificirung, so hat er doch gewiß in der Wahl seiner Muster sich nicht vergriffen, und seine Phantasie, sein Geschmack und seine Zierlichkeit

sind solcher Vorbilder würdig. Das erste und längste Gedicht hat der Sammlung den Namen gegeben: „Die Hoffnung der Welt", ein Gedicht in zwei Gesängen, die 57 Seiten füllen; es zeichnet den Menschen, wozu die Natur ihn geschaffen, was er sein könnte und was er ist. Die kleinern Gedichte sind nicht minder schön, die Verse fließend und voll Wohlklang, und wer die Sammlung verächtlich bei Seite wirft, oder, wenn er sie gelesen, nicht ein zweites Mal zu lesen wünscht, dem mag es zwar gleich gelten, was ich von ihm denke, doch — kann ich ihn nicht beneiden.

6. Aunt Mary's poetry.

Allerdings nur eine Compilation, aber eine geschmackvolle. Die besten Dichtungen einer Hawitt und einer Hemans, begleitet von Wordsworth's „Wir sind sieben", sind in jeder Gestalt willkommen. Ich möchte das Buch Zuckerwerk für Kinder und Kraftbrühe für Erwachsene nennen. Es stärkt nach gethaner Arbeit zur Arbeit. Bekannt ist wol die Anekdote von Napoleon und dem englischen Matrosen, der sich aus einem Fasse ein Boot gezimmert und damit über den Kanal setzen wollte, aber von der französischen Strandwache ergriffen und vor Napoleon gebracht wurde. Die Freunde des Letztern und auch die Freunde der englischen Matrosen werden die Schlußstrophen des betreffenden Gedichtes nicht ungern lesen:

With folded arms Napoleon stood,
Serene alike in peace or danger,
And in his wonted attitude
Address'd the stranger:

„Rash youth! that would'st yon Channel pass,
With twigs and staves so rudely fashioned,
Thy heart with some sweet English lass
Must be impassioned."

„I have no sweetheart", said the lad;
„But absent years from one another,
Great was the longing that I had
To see my mother."

„And so thou shalt", Napoleon said,
„You 've both my favor justly won,
A noble mother must have bred
So brave a son."

He gave the tar a piece of gold,
And with a flay of truce commanded
He should be shipp'd to England old,
And safely landed.

Our sailor oft could scantly shift
To find a dinner plain and hearty,
But never chang'd the coin and gift
Of Buonaparte!

7. Free Parliaments, or a Vindication of the Fundamental Right of the Commons of England etc., by *Sir Humphrey Mackworth*, M. P. First printed in 1704. London.

Der Wiederabdruck dieser kleinen Schrift wurde durch das Benehmen des Unterhauses in Sachen Stockdale und Consorten veranlaßt. Das ehrenwerthe, auf dem Titel genannte Parlamentsmitglied ist nur Herausgeber, nicht Verfasser. Der war Lord Orford, und für ihn die Veranlassung eine unter Königin Anna das Haus der Gemeinen aufregende Privilegiumsfrage, welche mit dem Streite zwischen diesem und dem Gerichtshofe der Queen's Bench viel Ähnliches hat. Die Schrift erschöpft ihren Gegenstand vollkommen und ist so klar und deutlich und so gut geschrieben, daß, wer sich für den neuern Streit interessirt — und es handelt sich dabei auf Seiten des, das Volk vertretenden Unterhauses wirklich um mehr als Form und Schein — in ihr über alle einschlagende Punkte die vollständigste Auskunft finden kann. Dies sowol als die Dunkelheit in den betreffenden Parlamentsdebatten haben dem Büchelchen einen ungeheuern Absatz verschafft.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Über Socialphilosophie.

Ein Hr. Charma zu Caen hat Vorlesungen über die Socialphilosophie (Leçons de philosophie sociale) gehalten, welche in dem „Mémorial de Calvados" vom vorigen Jahr abgedruckt sind. Da der Verf. viele eigenthümliche Ansichten hat, so wollen wir seine leitenden Ideen hier kurz anzudeuten suchen. Er nimmt an, daß die Entwickelung der Menschheit durch drei Alter, das der Kindheit, das der Jugend und das der Mannheit gehe: Synkretismus, Individualismus und Synthetismus. Jedem dieser drei Lebensalter der Gesellschaft entspricht eine besondere Reihe von Pflichten. Nachdem erkannt worden, in welchem der drei Alter eine gegebene Gesellschaft sich befindet, bietet sich eine zweite Aufgabe zu lösen dar, die nämlich, zu wissen, was der Zweck des gesellschaftlichen Lebens ist, in dem alle Bestrebungen ihrer Mitglieder zusammenlaufen sollen. Diese zweite Aufgabe gehört zum Theil in das Gebiet der Moralphilosophie. Das Gewissen kündigt uns den Zweck des Lebens an, offenbart uns den Charakter des normalen Organismus, nach dem die menschlichen Gesellschaften streben sollen, und legt Jedem die Pflicht auf, in dem ihm angewiesenen Wirkungskreis an der Erreichung dieses Zweckes nach Kräften zu arbeiten. Was die erste Aufgabe betrifft, so gehört sie in das Gebiet der Socialphilosophie; um sie zu lösen, muß man nothwendig damit anfangen, die Elemente, aus denen jede Gesellschaft besteht, kennen zu lernen. Nur dadurch wird es möglich sein, das bestimmte Alter der besondern Gesellschaft, zu der man selbst gehört, zu erkennen und die Mittel zu entdecken, die man anwenden muß, um an ihrer fernern Entwickelung arbeiten zu können. Um aber diese Elemente zu finden, muß man sie in einer Gesellschaft suchen, in der sie sich schon abgesondert haben, in einer Gesellschaft, die schon in das Alter des Individualismus getreten ist. Denn nur da wird man diese Elemente abgesondert finden. In dem vorhergehenden Alter sind sie noch vermischt, in dem nachfolgenden in Harmonie gebracht. Jede aus dem Alter des Synkretismus getretene Gesellschaft erscheint uns in zwei entgegengesetzte Feldlager getheilt: einerseits sehen wir eine einförmige Masse, welche der Verf. die sociale Materie nennt; andererseits eine große Anzahl Künstler, die einer mehr oder weniger strengen Disciplin unterworfen sind; ein anticipirtes Bild, ein prophetisches Symbol der großen Organisation, mit der Alles enden wird: da treten die Socialgewalten zusammen. Die sociale Materie ist der Wille, der, wenn kein heilsames Band ihn in Schranken hielte, sich ohne Unterschied auf alle Bahnen stürzen und immer in Uneinigkeit und Krieg mit sich selbst und Allem, was ihn umgibt, sein würde; welche andere Rolle kann ihm in der Gesellschaft zukommen, als die des Gehorsams? Die sociale Gewalt dagegen ist das Gesetz, d. h. die Vernunft. Diese beiden Elemente suchen einander und verbinden sich in verschiedenen Gruppen, von denen die erste das häusliche System oder die Familie bildet. Es offenbart sich nach außen durch die mehr oder weniger feste Wohnung, wo-

rin die Familie zusammenlebt. Nach der Familie kommt der Stamm, die Gemeinde, die Stadt (la cité), oder das bürgerliche System. Dann folgt die Nation, oder das nationale System. Endlich wird eine Zeit kommen, wo die Schranken, welche jetzt die Nationen trennen, fallen werden, und dann beginnt die Herrschaft des menschheitlichen Systems. Diese vier Systeme entstehen und erzeugen einander in der angegebenen Ordnung. Das Alter der vorherrschenden Sinnlichkeit ist die Kindheit; das Alter, wo die Einbildungskraft vorherrscht, ist die Jugend; das Alter, wo die Vernunft erstarkt und die Zügel hält, ist das der Mannheit. Dem Kinde ist das Angenehme, dem Jüngling das Schöne, dem Manne die Harmonie Merkmal des Wahren. Die Form des Willens ist in dem ersten dieser drei Alter die Selbstsucht, im zweiten das Mitgefühl und im dritten die Hingebung an das Gute. Diesen drei besondern Zuständen entspricht der Souverain durch drei parallele Zustände: für die Erziehung und Regierung des sinnlichen Lebens ist die politische Gewalt, oder der Staat; für die Erziehung und Regierung des poetischen Lebens die priesterliche Gewalt, oder die Religion; für die Erziehung und Regierung des vernünftigen Lebens die philosophische Gewalt, oder die der Wissenschaft. Im Staat ist das Gesetz ein Gebot, in der Religion ein Hymnus, in der Wissenschaft ein System. Der Staat regiert durch die physische Gewalt, die Religion durch Beredtsamkeit, die Wissenschaft durch die Vernunft. Das Alter des politischen, religiösen und wissenschaftlichen Individualismus ist das, in welchem diese Gewalten, nunmehr getrennt, größer werden und sich isolirt entwickeln, jedoch ohne einander völlig zu umschließen. Das Leben ist immer gleichzeitig sinnlich, poetisch und vernünftig; die Gewalt, welche das gesellschaftliche Leben regiert, wird mithin auch zu gleicher Zeit poetisch, religiös und wissenschaftlich sein. Aber in diesem Alter des Individualismus drückt immer ein Hauptelement den andern seinen Stempel auf und sucht sie mit sich zu assimiliren. Jede der drei Wandelungen, in denen eine einzige Gewalt die herrschende ist, durchläuft selbst die drei Perioden des Synkretismus, Individualismus und Synthetismus. Der Synkretismus läßt seiner Natur nach keine Beschreibung, keine Definition zu, hat keine Geschichte. Was den Synthetismus betrifft, so kann man ihn nur vorhersagen. Nur der Individualismus hat seine Geschichte. Die Bedingung der priesterlichen Gewalt ist der Glaube. Gottes Dasein wird uns, nach des Verfassers Ansichten, nicht durch Vernunftgründe, sondern durch unmittelbare Wahrnehmung offenbart. Das religiöse Mittel, dessen sich der Priester bedient, ist die Kunst. Sie klärt auf, lenkt, erschüttert, zügelt. Der Vertreter des politischen Gesetzes ist der Jurist. Der Vertreter des religiösen Gesetzes ist der Priester, der aber ein Künstler, ein Dichter, vates sein muß. Der Vertreter des Vernunftgesetzes ist der wahre Philosoph. Ihm ist der Skepticismus, der aus der Wissenschaft selbst hervorgeht, Weg zur Wahrheit, die ihm allein gilt. Endlich kommt das Alter der Reife, welches das vierte und letzte ist, und zu dem die vorhergehenden nur Stufen, Übergänge sind. Was das sinnliche, das poetische Leben Gutes in sich haben, soll erhalten werden. Eine Zeit muß kommen, wo diese verschiedenen Elemente des Lebens sich harmonisch verbinden, wo die Vernunft poetisch und sinnlich, wo die Liebe ihre leidenschaftliche Heftigkeit, das Mitgefühl seine Überspannung, die Uneigennützigkeit ihr trockenes Wesen verlieren werden und wo das Leben, welches vorher ein beständiger Kampf war, harmonisch sein wird. Das Alter der Reife begreift demnach alle die übrigen Alter in sich, und ihm entspricht eine höchste Gewalt, welche alle übrigen Gewalten in sich vereinigt. Da jedoch die Reife kein neues Princip in sich faßt, so wird die ihr entsprechende Gewalt auch keine neue Autorität in sich schließen; sie wird nur die zerstreuten Kräfte, welche dem Gesetz, der Religion und der Vernunft gehören, in einem gemeinschaftlichen Organismus sammeln und concentriren; sie wird weder der Staat, noch die Kirche, noch die Vernunft allein, sondern dies Alles zu gleicher Zeit sein. Der Verf. nennt sie die Centralgewalt oder die Regierung. Es ist hier aber von keiner Verschmelzung die Rede, welche jedem der Elemente die ihm eigene Thätigkeit rauben würde, sondern von einer Organisation, welche, ihnen die unabhängige Thätigkeit lassend, sie einem und demselben Gesetz absichtlich unterwirft. Die legitimen Souveraine dieser synthetischen Gesellschaft müssen die dreifache Tugend und die dreifache Wissenschaft des Juristen, des Priesters und des Philosophen in sich vereinigen und in Harmonie bringen. 13.

## Literarische Anzeige.

### Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1840 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. 191.)

### III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*30. Alexis (W.), Der Roland von Berlin. Ein Roman. Drei Bände 8. Geh. 6 Thlr.

Von dem Verfasser erschien früher in meinem Verlage:
Schloß Avalon. Frei nach dem Englischen des Walter Scott vom Übersetzer des Walladmor. Drei Bände. 8. 1827. 5 Thlr. 12 Gr.
Wiener Bilder. Gr. 12. 1833. 2 Thlr. 6 Gr.
Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Zwei Bände. 8. 1835. 4 Thlr.

*31. Apel (Theod.), Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr.

*32. Bericht vom Jahre 1840 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl Aug. Espe. Gr. 8. Geh.

Die Berichte vom Jahre 1835—39 kosten jeder 10 Gr.

*33. Cordelia. Eine Erzählung von der Verfasserin von „Agnes von Lilien". Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 8 Gr.

*34. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludw. Kannegießer. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8.

Früher erschien in meinem Verlage:
Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Dritte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1832. Bisher 3 Thlr. Jetzt für 1 Thlr. 12 Gr.
Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe. Übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von K. Förster. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. Bisher 2 Thlr. 6 Gr. Jetzt für 1 Thlr. 4 Gr.
Torquato Tasso's Befreites Jerusalem. Übersetzt von K. Streckfuß. Zweite, verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. Bisher 2 Thlr. Jetzt für 1 Thlr.
(Von der ersten Auflage dieser Übersetzung, mit gegenüberstehendem Originaltext, sind noch einige Exemplare vorräthig, die ich für 18 Gr. erlasse.)

Wer diese drei Werke, die im Ladenpreise 7 Thlr. 6 Gr., im herabgesetzten Preise 3 Thlr. 16 Gr. kosten, zusammennimmt, erhält sie für drei Thaler.

*35. *Ersch (Joh. Sam.)*, Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue bis zum Jahr 1830 fortgesetzte Ausgabe von *Joh. Karl Aug. Rese* und *Christian Ant. Geissler.* (Aus der neuen Ausgabe des Handbuchs der deutschen Literatur besonders abgedruckt.) Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*36. Examinatorium in jus criminale Germaniae commune. In usum tironum editum. 8. Geh. 16 Gr.

Ich habe diese Schrift aus dem Verlage von G. F. Krug in Frankfurt an mich gebracht und sie ist jetzt zu dem ermäßigten Preise allein von mir zu beziehen.

*37. Frankl (Ludw. Aug.), Gedichte. 8. Geh.

*38. Gagern (Hans Christoph Ernst, Freiherr von), Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 196. —— 14. Juli 1840.


## Neueste englische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 195.)

8. Letters of the Earl of Dudley to the Bishop of Llandaff. London.

Zwei Sterne Englands standen Canning und Dudley nebeneinander. In Allem, was den Glanz eines parlamentarischen und politischen Lebens bildet, brauchte Canning seinem Freunde Dudley nicht zu weichen, Dudley an Verstandesgaben und deren Ausbildung seinem Freunde Canning nicht nachzutreten. J. W. Ward, später Lord Dudley und Ward, zuletzt Graf Dudley, wurde nicht blos wegen seiner Intelligenz, seines Scharfblicks und seiner Kenntnisse, sondern auch wegen der Zierlichkeit und Offenheit bewundert, mit welcher er ohne Ausnahme seine Gedanken und Ansichten entwickelte, mochte es mündlich oder schriftlich geschehen, Literatur oder Politik betreffen. Seine Depeschen und sonstigen diplomatischen Arbeiten gewannen im Punkte der Eleganz Canning oft den Vorrang ab, obgleich dieser gerade auf solche sich etwas zugute that, und ebenso oft konnten Ward's ausführliche Denkschriften an Tiefe und gründlicher Gediegenheit mit denen des stets ausgezeichneten und zuletzt siegreichen Staatsmannes sich unbedenklich messen. Das vorliegende Werk nun muß den Charakter des Grafen Dudley noch höher stellen, und zwar in der Achtung Aller, die, wenn von Achtung die Rede, überhaupt in Betracht kommen, der Verständigen und Unparteiischen. Feinde und Neider haben den Glauben zu verbreiten gesucht, daß der Grafentitel und fürstlicher Reichthum einen Strahlenkranz um Dudley's Talente und Fähigkeiten gewoben, und daß er nie zu solcher Auszeichnung gelangt sein würde, hätte er die schwerern Prüfungen eines minder vornehmen und minder reichen Mannes zu bestehen gehabt. Jener Glaube findet in gegenwärtiger Briefsammlung seine vollste Widerlegung; sie bewährt den Grafen als gesunden und tiefen Denker, als aufmerksamen und scharfen Beobachter, als einen Mann von zu kräftigem und eigenthümlichem Gepräge, um die Gegenstände in seiner Nähe nach der künstlichen Verfärbung zu beurtheilen, welche ein gleichsam conventionneller Betrug Seiten der höhern Stände ihnen gegeben hat. Der Graf fing damit an, die alten toryistischen Regierungsmaximen zu bezweifeln, dann verwarf er sie, dann bekämpfte er sie, dann machte er sie lächerlich und stellte furchtlos den höchst unaristokratischen Satz auf, daß England gleich allen übrigen Ländern Europas seine Institutionen überlebt habe und daß, um Schritt zu halten mit der vorwärts drängenden Bewegung in der bürgerlichen Gesellschaft, sie im Allgemeinen umgeformt und in einzelnen Fällen durch völlig neue ersetzt werden müßten. Das war nicht allenthalben Canning's Ansicht; Canning ging mit dem Zeitgeiste, Ward eilte ihm voraus. Canning wartete den Impuls ab und gab ihm dann die Richtung; sein Freund suchte den Impuls zu geben und erhob sich über die Oberfläche der intellectuellen Welt und weit, sehr weit über die Kaste, in welcher er geboren war und mit welcher er verkehrte. Der Graf hatte Fehler und sein Verstand hatte Mängel, beides vielleicht eine Folge der traurigsten aller Krankheiten, die ihn so frühzeitig dem Dienste seines Vaterlandes entriß; aber ein boshaftes Sichten, ein heimtückischer Eifer hat sie vergrößert. Seine Testamentsvollstrecker widersetzten sich der Veröffentlichung vorliegender Briefe, und ohne den festen Sinn des Bischofs von Llandaff wären sie, wenn auch nicht für immer, doch der Gegenwart verloren gewesen. Warum widersetzten sich die Executoren? Weil der Inhalt der Briefe nicht ihr Glaube war. Aus demselben Grunde wurde der größte Theil von Sir Isaak Newton's literarischem Nachlasse vernichtet, und das nennen die Leute in England eine fromme Fürsorge, ich glaube gar Pietät! Die Sammlung enthält 94 Briefe, sämmtlich aus den Jahren 1814—23, wichtige Jahre in den Annalen des Menschengeschlechts. Die Briefe besprechen abwechselnd Literatur, Reisen, Tagesereignisse und ganz vorzüglich die damals theils sich vorbereitenden, theils ins Leben tretenden Reformen. In dieser letzten Beziehung ist das Buch vom größten Interesse und vom gediegensten Werth, und gerade die jetzige Zeit schuldet dem Bischofe für die Herausgabe doppelten Dank. Es ist aus mehr als Einem Grunde schwer, dem Buche etwas für ein deutsches Blatt zu entlehnen. Aber mit Weglassung einiger Seitenpartien will ich doch an dem Portrait nicht vorübergehen, welches der Graf von den englischen Universitäten und namentlich von Oxford entworfen hat.

Ich wundere mich keineswegs — heißt es in einem Briefe an den Bischof —, daß ein Mann von Ihrem Verstande und von Ihrer Gesinnung sich empört fühlt über die bigote Feind-

seligkeit, mit welcher die größere Zahl Ihrer akademischen Freunde und Zeitgenossen Ihren so gemäßigten und vorsichtigen Verbesserungsvorschlägen entgegentritt. Was ich selbst anderwärts gesehen und von Andern gehört, läßt mir keinen Zweifel, daß Sie die erfahrene Halsstarrigkeit und Intoleranz nicht im geringsten übertrieben haben. — Es kann mir nicht einfallen, die Universität, deren geschicktestem Vertheidiger gegenüber, zu schmähen; auch habe ich dazu wirklich weder Sinn noch Neigung; allein das darf ich wol sagen, daß unter allen Menschen, deren Bekanntschaft ich gemacht, die in Oxford residirenden Geistlichen mir immer als die determinirtesten Gegner jedweder heilsamen Veränderung erschienen sind. Mit allem Übergewichte Ihres Charakters und Ihrer Talente werden Sie bei denen wenig ausrichten. Jedwede Verbesserung muß ihnen — wie das von jeher der Fall gewesen — von außen mit Gewalt aufgedrungen werden. — Es mag sein Gutes haben, daß es eine Körperschaft im Staate gibt, welche zu schnelle Neuerungen verhindert. Aber dieses Gute muß minder zweifelhaft, auf alle Fälle größer sein, als es ist, um dem enormen Übel die Wage zu halten, welches Oxford seit vielen Jahren auf dem Gewissen hat, die Sünde darf ich es nennen, die Hälfte unserer jungen Männer wenig Anderes zu lehren als Faulheit und Trunkenheit; denn es ist ja eine Art Privilegium, kraft dessen Oxford sich mit dem Schwesterinstitute in die Erziehung theilt. — Es gibt Blößen auf Erden, die allem Anscheine nach kein Verstand anzubauen vermag, und ich vermuthe, Oxford ist eine solche Blöße. Durch eine glückliche Constellation und durch eherne Beharrlichkeit mag es ein paar Männern, wie Ihnen und Davison gelingen, sich anzusiedeln; aber das ist nur den Wenigsten beschieden. Oxford hat verständige, gelehrte und würdige Männer, nur geht ihnen der Wille oder die Fähigkeit, wenn nicht beides ab, was neu ist oder ihnen neu scheint, mit Ruhe und Ernst zu prüfen.

Stark wie diese Äußerungen sind, sind sie doch, um völlig wahr zu sein, eher zu schwach als zu stark, und der edle Graf würde sie vermuthlich in stärkerer Dosis gegeben haben, hätte nicht der Stand seines Freundes und dessen Stellung zur Universität einige Moderation erheischt. Leider ist das vor 20 Jahren Geschriebene heute noch eine Wahrheit. Die Universität Oxford sendet zwei Vertreter ins Parlament, deren Hauptqualification darin besteht, daß sie Mitglieder derselben gewesen oder noch seien. Obgleich daher der Kreis der Wahlfähigen ein sehr weiter, so wissen doch bis auf den heutigen Tag die Protokolle der Parlamentssitzungen von keinem, der nicht mit der Torypartei gestimmt und seinen Sitz anders verloren hätte, als weil ihm eine Pairskrone zu Theil, oder er dem Torysmus untreu worden. Die Repräsentanten der Universität Oxford haben für die Sache des Volks und des Liberalismus nie das Geringste gethan. Daß Graf Dudley auch für die andere Seite des Kanals Augen hatte, möge in Kürze sein Urtheil über die von Ludwig XVIII. verliehene Karte beweisen.

In England — schreibt er — würde eine solche Verfassung für einen abscheulichen Despotismus gelten, um so abscheulicher, weil sie eine Satire auf die Farben der Freiheit ist, die sie trägt. Ich kann jedoch nicht umhin, zu glauben, daß sie den Franzosen genau so viel Freiheit läßt, als dieselben zu ertragen vermögen. Die Franzosen kennen und üben nur zwei Extreme: entweder liegen sie sklavisch zu den Füßen ihrer Beherrscher, voll Bewunderung für Alles, was diese thun, oder nichts, was diese thun, ist ihnen recht und sie stellen sich jeder Maßregel rebellisch-feindselig entgegen. Einer festen, vernünftigen Anhänglichkeit an ihre Fürsten, basirt auf Achtung gegen die Principien und Formen einer freien Verfassung (von welcher letztern sie nicht den entferntesten Begriff haben), sind sie schlechterdings unfähig.

Als Karl X. den Thron verlor, neigte sich Graf Dudley, erst 52 Jahre alt, dem Grabe zu, schmerzlich für das Land, dem er angehörte, aber eine Wohlthat für ihn, dessen unmittelbar vorhergegangene Sonderbarkeiten zu einem für unheilbar erklärten Wahnsinn geworden waren.

9. The massacre of St. Bartholomew; with a concise history of the corruptions, usurpations and anti-social effects of romanism. By Sir *W. J. R. Cockburn.* London.

Die Massacre de la St.-Barthélémi, wie die Franzosen, oder die Bluthochzeit, wie wir Deutsche eine weltgeschichtliche Greuelthat nennen, ist eigentlich nur ein blutiger Mantel, welchen der protestantische Baronet Cockburn sich in seinem Buche umgehangen hat. Was er will, ist nicht eine Erzählung des historischen Factums und nicht eine Darlegung gründlicher Forschungen, sondern eine schon in den corruptions, usurpations and anti-social effects sich andeutende Gehässigmachung des Katholicismus, und wer das Buch liest und zwischen Katholicismus und Protestantismus parteilos innesteht, wird, wenn er es aus der Hand legt, nur in Zweifel bleiben, ob er über menschliche Thorheit erröthen oder über menschliche Schlechtigkeit weinen soll. Das Buch ist seinem Hauptinhalte nach eine Tirade der Bosheit, ein Vulkan der Verlästerung, von einem engherzigen oder vielmehr aberwitzigen Fanatiker Eines Glaubens gegen Personen gerichtet, die zwar einem andern Glauben angehören, deshalb jedoch nicht schlechter sein können, als jener es ist. Niemand weigert sich, die Bartholomäusnacht ein schauderhaftes Nachtstück zu nennen; allein das zweckmäßigste Mittel, ihre Schauder zu erhöhen und sie so in die Gegenwart herüberzuziehen, dürfte allerdings die Wiederbelebung des Geistes sein, welcher zu Begehung der Schändlichkeit reizte. Und dieses Mittel hat der Baronet gewählt, gewählt in der löblichen Absicht, um zu Haß und Rache wider die Katholiken zu entflammen, wegen eines von den Katholiken vor länger als zwei Jahrhunderten begangenen Verbrechens. Das ist beinahe ebenso täppisch-lächerlich, als es niederträchtig-schlecht ist. Der Baronet haßt natürlich die Irländer und ahmt dessenungeachtet das Beispiel einiger irischen Demagogen nach, die im Vertrauen auf die große Unwissenheit und den noch größern Aberglauben ihrer Landsleute diese zu Haß und Rache wider die Engländer dadurch aufzustacheln suchen, daß sie ihnen von den Grausamkeiten erzählen, welche Engländer an irischen Katholiken verübt haben, zufällig ein Paar Jahrhunderte früher, als der älteste Großvater eines jetzt lebenden Irländers das Licht der Welt erblickte. Spreche und schreibe man von der gräßlichen Blutnacht und von allen ihr verwandten Greueln; nur thue man es mit philosophischem Geiste und das Herz auf dem rechten Flecke. Es lassen sich für das jetzige Geschlecht und für kommende Geschlechter, für England wie für Deutschland gute Lehren daraus ziehen. Es lassen sich darin

Beispiele und Beweise finden, daß der Mensch zum Scheusal wird und in seinen Handlungen mehr als Teufel sein kann, wenn Fanatismus, Aberglaube, oder irgend eine religiöse Bigotterie ihn hetzt. Es läßt sich daraus nachweisen, daß *jeder* falsche Glaubenseifer zu Mord und Martern, zu Grausamkeit und Unterdrückung führen und seine Wuth und seinen Blutdurst bis an die äußersten Grenzen der gesellschaftlichen Zustände treiben kann. Und sind die Thatsachen begründet und die Principien festgestellt, so ergibt sich ja der Schluß von selbst, daß die *wahre* Religion nicht in den speculativen Meinungen besteht, welche man mit den Worten Glauben und Bekenntniß belegt, sondern in moralischer Tugend, namentlich in Wohlwollen und Liebe gegen unsere Nebenmenschen und in Milde gegen die Thiere. Leider werden in England die historischen Thatsachen zu solchem Zwecke nicht benutzt; leider geht ein finsterer Geist durch das schöne England und es braucht nur der, in der Brust des Volkes, nicht auf den Spitzen der Bayonnette ruhende Zügel der Loyalität zu zerreißen, um Greuel, schlimmer als die Blutnacht sie geboren, ins Dasein treten zu sehen. Glücklicherweise wird es aber Büchern, wie dem des Baronet Cockburn nicht gelingen, das zu bewirken. Wer schlechte Bürger, schlechtere Nachbarn, verrätherische Freunde und feile Verwandte heranbilden will, der muß — um deutsch zu reden — wenigstens nicht mit der Thür ins Haus fallen. Der Baronet hat sich selbst ins Gesicht geschlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Spanische Culturzustände.

Trotz der durch den Kampf zweier mächtigen Parteien herbeigeführten Zerrissenheit aller Verhältnisse auf der spanischen Halbinsel, darf man doch nicht unbedingt der im Auslande allgemein verbreiteten Meinung huldigen, als bliebe Spanien gänzlich auf der Bahn der Civilisation hinter andern Völkern zurück. Namentlich hat sich im Laufe des vergangenen Jahres ein bewundernswerther geistiger Anstoß gezeigt, dem man in literarischer Hinsicht das Erscheinen verschiedener verdienstvoller Werke zu verdanken hat; wogegen allerdings seit Beginn des gegenwärtigen diese erfreuliche Regsamkeit einigermaßen nachgelassen hat. Der gefeierte und unermüdliche Breton de los Herreros, den französische Kritiker seines Talents und seiner Fruchtbarkeit halber mit Scribe vergleichen, gibt unausgesetzt Beweise seiner unerschöpflichen Mittel. Außer einer geistreichen Komödie: „Una vieja" (Ein altes Weib), die in den Theatern der Hauptstadt mit ansehnlichem Erfolge gegeben wurde, kam im December vorigen Jahres ein ausgezeichnetes Drama von ihm zur Aufführung: „Vellido Dollos", welches die Ermordung Sancho's II. von Castilien vor den Mauern von Zamora, die ehrgeizigen Plane Uracca's, der Schwester des Eroberers von Toledo, Alfonso VI., die fast fabelhaften Verrichtungen des Cid und andere das Gemüth erregende Begebnisse dieser denkwürdigen Periode, die an romantischem Reize alle andern der spanischen Geschichte übertrifft, zum Gegenstand hat. Ein anderes Drama steht in der neuesten Zeit von demselben Dichter zu erwarten. Besonders haben sich jugendliche Kräfte auf dem dramatischen Felde mit Erfolg versucht. So ward in Saragossa, seiner Vaterstadt, eines jungen Dichters, Principe, Drama: „El Conde Don Julian", welches sich auf die Katastrophe der Eroberung Spaniens durch die Araber bezieht, mit großem Erfolge gegeben: der Dichter mußte mehre Abende nacheinander nach der Vorstellung öfter als einmal unter den enthusiastischen Zurufen des Publicums auf der Bühne erscheinen. Eine andere dramatische Schöpfung derselben Gattung: „Blanca de Castilla", von dem jungen, vielversprechenden Figueroa, ebenso wie Maldonado's „Philipp II." und „Carlos II. el hechizado" sind den Freunden der spanischen Literatur zu empfehlen. Auf dem Privattheater einer kürzlich errichteten literarischen Gesellschaft, El Liceo, ward ein neues vieractiges Drama: „Rosamunda", mit bedeutendem Erfolge gegeben: der Stoff ist der bekannte aus der Lebensgeschichte Heinrich's II. von England; der Verf. ein junger Dichter, Namens Gil y Zarate, als Verf. des „Carlos II." und der „Blanca de Borbon" wohlbekannt. Bei demselben Liebhabertheater hat Martinez de la Rosa ein neues Stück: „La boda y el duelo" (Hochzeit und Begräbniß), eingereicht. Die letzte interessante Erscheinung auf diesem Gebiete ist Zorilla's „El zapatero y el Rey". Von Ruiz de la Vega, unlängst noch Mitglied der Regierung, ist ein episch-heroisches Gedicht: „El Pelayo", in zwei Bänden erschienen; trotz der leichten und kräftigen Versification hat es seiner veralteten Form halber keinen großen Beifall gefunden: der Verf. hat sich als strenger Classiker die Werke der alten Schule mit Übergehung aller Modificationen der Neuern zum Muster gewählt. In der poetischen Literatur ist noch eine Gedichtsammlung zweier junger Sevillaner, Bueno und Amador de los Rios, auf dem Gebiete der Novellistik, welches in Spanien ebenso fruchtbar wie anderwärts ist, außer José Augusto Ochoa's „El huerfano de Almoguer" und „La proteccion de un sastre", von Don Miguel Santos Alvarez besonders „Moros y Christianos" zu bemerken, ein kleines geistreiches Werk eines jungen, der literarischen Welt durch einige zerstreute Gedichte unter dem Namen El solitario bereits bekannten Mannes; es ist originell in der Auffassung, in reinem und zierlichem Style gehalten und mit poetischen Schönheiten durchwebt; endlich der zweite Band von „Isabel de Solis", einer interessanten historischen Novelle von Martinez de la Rosa. Ein Gleiches gilt von desselben philosophisch-politischem Werke: „El espiritú de siglo" (Der Geist des Jahrhunderts). Die Bearbeitung der Geschichte liegt leider noch sehr darnieder: in den letzten drei Jahren ist fast kein Werk erschienen, welches, sei es mittelbar oder unmittelbar, die Landesgeschichte behandelte. Ausnahmen davon machen eine gelehrte Geschichte der Grafen von Barcelona von Don Prospero Bofarull, königlichen Archivar von Aragonien, lobenswerth wegen ihrer emsigen Forschungen und des gesunden unparteiischen kritischen Urtheils. Auf die ruhmvolle Herrschaft Karl's III. und die aufgeklärte Verwaltung seiner Minister, Aranda und Floridablanca bezieht sich ein Band interessanter Memoiren und ungedruckter Schriften, herausgegeben von Don Andres Muriel; außerdem eine Übersetzung von Coxe's „Memoirs of the kings of the house of Bourbon" von demselben, deren Werth er durch Beifügung kritischer und geschichtlicher Bemerkungen und verschiedener den Forschungen des Verf. entgangenen authentischen Schriften noch erhöht hat. Von der spanischen Geschichte des gelehrten Jesuiten Masdeu, die in 29 Bänden bis auf das 16. Jahrhundert geht, ist von Don Francisco de la Cueva, einem in der gelehrten Welt noch unbekannten Namen, ein Auszug und eine Fortsetzung bis zur Regierung Ferdinand's VII. angekündigt; ebenso hört man von dem bevorstehenden Erscheinen einer mit Anmerkungen versehenen Übersetzung der „Geschichte Ferdinand's und Isabellens" von Prescott. Den unermüdlichen Arbeiten des Vorsitzenden der königlichen historischen Gesellschaft verdankt man zwei weitere Bände seiner schätzbaren Sammlung der „Entdeckungsreisen der spanischen Seefahrer im 15. und 16. Jahrhundert". Don Victoriano de Encina y Piedra, ehemaliger Finanzminister, hat sich in der letzten Zeit mit Übersetzung von Sir Henry Parnell's Werk über finanzielle Reform beschäftigt, der wegen seiner ökonomischen Werke gefeierte Marquese de Vallesantoro eine ausgezeichnete Abhandlung über

Staatsökonomie in Bezug auf die Halbinsel herausgegeben; Don José Mariano Vallejo ein umfassendes Werk über die mineralischen Reichthümer der Halbinsel. Neue Ausgaben der poetischen und historischen Classiker der spanischen Literatur erscheinen täglich, ebenso zahlreiche Übersetzungen englischer und französischer Musterwerke, darunter eine Übersetzung von Lamartine's Gedichten vom Marquis von Casa Java. Nicht minder gedeiht die periodische Literatur: Ende vorigen Jahres bestanden nicht weniger als 16 vierteljährliche, monatliche und wöchentliche wissenschaftliche und literarische Blätter; dazu sind im Laufe dieses Jahres ein neues Review: „La revista gaditana" zu Cadix, ein monatliches Magazin: „La España maritima" und ein wöchentliches: „La mariposa" gekommen.

Im Gefolge dieser literarischen Bewegung haben sich zwei gelehrte Gesellschaften gebildet: El Ateneo cientifico und El Liceo. Die erstere dieser Gesellschaften ward 1822 von wenigen Individuen zum Zwecke gemeinschaftlicher Besprechung wissenschaftlicher Fragen und Vorlesung von Gedichten und schriftstellerischen Versuchen begründet, mußte sich aber bereits 1828 gleich vielen andern während der kurzen Dauer des constitutionnellen Regierungssystems entstandenen Vereinen auflösen und trat erst unter den durch das gegenwärtige liberale System bewirkten politischen Veränderungen wieder ins Leben. Sie hat im Vereine mit ähnlichen Instituten bereits viel zur schnellen Verbreitung der Bildung unter allen Classen beigetragen und die tief in Gesinnung und Charakter des Volks eingeprägten Spuren der Herrschaft der Inquisition und des bürgerlichen Despotismus verwischen geholfen. Gegenwärtig zählt sie nicht weniger als 495 beitragspflichtige Mitglieder — eine in Betracht der schwachen, nicht über 200,000 Seelen betragenden Bevölkerung Madrids, sowie der durch die Verheerungen des Bürgerkriegs zurückgekommenen Vermögenszustände der Gesammtheit gar nicht unbedeutende Anzahl. Wöchentlich werden öffentliche unentgeltliche Vorlesungen über Civil- und Criminalgesetzgebung, über gesellschaftliche und Staatsökonomie, über Mathematik, Physik, Geologie, Geschichte, Geographie, Numismatik und Archäologie, über spanische und ausländische Literatur, sowie über die bedeutendern alten und neuen Sprachen gehalten; die zu denselben eingeschriebenen Zöglinge belaufen sich auf 2000. Das Augenmerk der Gesellschaft ist außerdem auf die Anlegung einer Bibliothek, eines Münzcabinets und einer Sammlung von Mineralien und andern naturgeschichtlichen Gegenständen gerichtet, deren allmälige Bereicherung durch Schenkungen von Seite der Mitglieder erfolgt. Die in den verschiedenen Abtheilungen, namentlich in der naturwissenschaftlichen und mathematischen, verlesenen Berichte und Abhandlungen geben den erfreulichen Beweis vom Vorhandensein einer praktischen, auf die Aufdeckung und Belebung der natürlichen Hülfsquellen Spaniens gehenden Richtung der Gesellschaft. El Liceo wird von denselben Grundsätzen geleitet, beschränkt aber seine Arbeiten auf die schönen Künste und die leichtern Gebiete der Literatur.

Auch für die weiten Kreise der Volkserziehung und deren Verbesserung hat sich ein Verein gebildet, den Herzog von Gor an der Spitze, mit bereits über 500 beitragspflichtigen Mitgliedern. Die dringende Nothwendigkeit des kräftigen Zusammenwirkens Aller, welche es mit Spanien wohl meinen, und der unermeßliche Wirkungskreis, welcher sich dazu darbietet, gehen aus dem ersten von Don Mateo Seoane veröffentlichten Jahresberichte des Vereins hervor, welcher den vernachlässigten Zustand des Unterrichts in Spanien mit den düstersten Farben schildert. Die Ursachen desselben liegen auf der Hand, und zwar in der Schwäche und völligen Unfähigkeit der aufeinander folgenden Regierungen; in der Furcht der herrschenden Gewalt, der weltlichen wie der geistlichen, vor der Bildung und deren Wirkung auf verderbte Institutionen; endlich in der Neigung der Bevölkerung zu einem sorglosen Leben und ihrer Gewohnheit herumzuwandern, welche beide in Folge des langen Kampfes für die Unabhängigkeit nach Außen und des innern Kriegs noch zugenommen haben. Spanien gehörte vielleicht zu den Ländern Europas, die am reichsten an Anstalten zur Beförderung des Unterrichtes waren: kein anderes hatte eine so große Anzahl reich ausgestatteter, öffentlicher wie Privatschulen, aber nirgend hat man zugleich die Gegenstände und Zwecke jener Anstalten mehr vernachlässigt. Während der letzten Jahre Ferdinand's VII. war der Volksunterricht fast ausschließlich den Jesuiten übertragen. Das Studium der physikalischen und mathematischen Wissenschaften war verboten. Viele Universitäten wurden ihrer Ausstattungen beraubt. Unter der Verwaltung Calomarde's wurden der Universität Salamanca die Fonds für die Professuren der hebräischen und arabischen Sprache genommen und einer Stierfechterschule zu Sevilla überwiesen. Durch die Revolution hat sich dieser traurige Zustand eher verschlimmert als verbessert. Die Unterrichtsanstalten hatten im engsten Verbande mit der Kirche gestanden: mit diesem mächtigen Kolosse, der das Land so lange schlecht regiert hatte, fielen daher auch sie; und die Minister, die während der letzten sieben Jahre sich gefolgt sind, haben mehr Eifer für das Einreißen als für das Aufbauen bekundet: an die Stelle der dem Lande genommenen Anstalten sind keine andern getreten. Geschwatzt hat man während der Zeit genug: eine Menge Entwürfe zur Aufstellung eines Erziehungssystems sind den Cortes vorgelegt worden, und, wie gewöhnlich, ist nichts geschehen. Das Land ist ohne jede gut geleitete Schule und verständig eingerichtete Universität. Es steht demnach zu befürchten, daß der Kampf der Meinungen und Interessen, der Sturz der alten Vorurtheile bei dem Mangel der Regierung an Thatkraft und Weisheit zur Ergreifung von wirksamen Mitteln für die Erziehung des Volks ohne allen Gewinn bleibe, wenn man nicht durch Errichtung von Schulen wenigstens den noch unverdorbenen Theil der Nation, die Jugend, retten und in ihr eine bessere Zukunft heranbilden will. Die Wirksamkeit des Vereins hat sich bis jetzt auf Errichtung von Kinderschulen innerhalb der Hauptstadt beschränkt; doch beabsichtigt der Ausschuß, seine Aufmerksamkeit auch auf die höhern Schulen zu richten und der Regierung seine Mitwirkung durch Geld und Rath anzutragen.

Unter andern, von Tage zu Tage sich organisirenden Vereinen und philanthropischen Anstalten verdient noch die Bildung eines Vereins zur Verbesserung des Gefängnißwesens von Seite einiger weniger thätigen und patriotischen Individuen Erwähnung. In einer vor einiger Zeit gehaltenen Generalversammlung trug Don Ramon de la Sagra, der 1839 Holland und Belgien mit Rücksicht auf Beobachtung der dortigen Schulen, Gefängnisse und milden Anstalten durchreist und das Ergebniß derselben seitdem öffentlich bekannt gemacht hat, einen merkwürdigen Bericht über den Zustand der spanischen Gefängnisse und Correctionshäuser wie über die Nothwendigkeit einer Verbesserung nach dem Muster der Vereinigten Staaten vor. Man erbaut jetzt eine Musterstrafanstalt, zu welcher im Monat März der Grundstein gelegt ward; verschiedene Congreßmitglieder sowie die des Ayuntamiento wohnten der Feierlichkeit bei. Der madrider Verein hat bereits zu Barcelona und in andern großen Städten Nachahmung gefunden. Eine Reform thut Noth, da zu den gewöhnlichen Ausstellungen andern bestehenden Systeme wol nirgend mehr Anlaß sich finden kann, als gerade in Spanien. 47.

---

## Literarische Notiz.

Von Hrn. Giraudeau erschien in Paris eine Reise durch Griechenland und die Türkei, welche sich durch die Frische der Beschreibungen und die Eleganz der Erzählungen, wie durch pikante Anekdoten bemerkbar macht. Auch die Überreste der alten Kunst sind darin nicht vergessen. Das Ministerium hat an alle Bibliotheken des Königreichs ein Exemplar von diesem Werke geschickt. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 197. —— 15. Juli 1840.

## Neueste englische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 196.)

10. Trial of the anointers during the plague at Milan, a. D. 1630. London.

Dieses vom Leihbibliothekar Rolandi veröffentlichte Buch folgt dem Cockburn'schen ungefähr wie die Praxis der Theorie und verdient, schon weil die Lehre der Praxis die eindringlichere ist, mehr Leser als jenes. Ich glaube, in ihm unbedingt eine für England zeitgemäße Erscheinung erkennen zu dürfen, für England, wo die listigsten Rathschläge angeboten und alle Triebfedern in Bewegung gesetzt werden, um jedes mit Aberglauben verkettete Vorurtheil aus dem Todesschlummer zu wecken. Sonderbar, oder vielmehr nicht sonderbar, daß die Engländer sich in diesem Punkte so leicht anführen lassen, — sonderbar, weil sie im Allgemeinen wirklich eine aufgeklärte Nation sind, und nicht sonderbar, weil sie sich für aufgeklärter, d. h. für minder abergläubisch und leichtgläubig halten als alle übrigen Erdenbewohner. Wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle, und ich möchte beinahe behaupten, daß in Bezug auf die gute Meinung, welche die Engländer in fraglicher Hinsicht von sich hegen, gerade das Gegentheil wahr ist, ich meine, daß kein gebildeter Volksstamm auf Gottes weiter Erde von Fanatikern und Marktschreiern sich öfter und leichter anführen läßt als die Engländer. Allerdings lachen sie über die bei ihren Voraltern im Schwunge gegangene Zauberei, Hexerei, Sterndeuterei und Goldmacherei, über die Wunder, Anzeichen, glücklichen und unglücklichen Tage, an welche jene steif und fest geglaubt, über deren miraculöse Krankheitcuren, wie das Auflegen der königlichen Hand — the royal touch — oder das Reiben der Hand eines am Galgen hängenden, als untrügliche Heilmittel für Flechten, Kröpfe, Geschwüre, Aussatz, Skorbut und alle Skrofelübel, und nennen es einen hübschen Spaß, daß laut eines nicht sehr alten Volksglaubens der Teufel mit jeder Advocatenleiche auf und davonfliege; aber während sie sich so über ihre Vorfahren lustig machen, strömen sie in Scharen herbei, sobald ein Quacksalber seine Trompete bläst, oder ein Fanatiker seine Predigt abbrüllt, hören sie Irving's unbekannte Zungen, lauschen sie des wahnsinnigen Tom von Canterbury wohlbekannter Sprache und kaufen sie von Johanna Southcote für klingende Münze auf den dritten Himmel ausgestellte, in schmuzige Papier eingesiegelte Pässe. Hat doch erst noch ganz kürzlich ein Capitain Brenton von der königlichen Marine in Gemeinschaft mit einem Hrn. Knowles die beiderseitige Überzeugung kund gethan, daß die der Schiffahrt so verderbliche trockene Fäulniß mit Taubenblut unter Beobachtung der von Moses vorgeschriebenen Ceremonien vertrieben werden könne.

Rolandi's Verlagswerk ist ein treffliches exposé eines Aberglaubens, der 1630 in Mailand die betrübendsten Folgen hatte. In jenem Jahre wurde Mailand von der Pest heimgesucht. Durch ihren Beruf genöthigt, die Ursache davon, sei es dem Teufel oder einer sonstigen Übernatürlichkeit in die Schuhe zu schieben, machten die Geistlichen die Entdeckung, daß die Häuser und Leiber gewisser Personen auf mysteriöse, dämonische oder miraculöse Weise mit einer Art Teufelssalbe bestrichen worden und davon die Pest herrühre. Bald nach dieser Entdeckung kam in dem vor Mailand stehenden Feldlager ein Schreiben des Königs von Spanien an, meldend, daß vier Franzosen, deren Absicht es gewesen, mittels einer ditto Teufelssalbe Madrid in Pestzustand zu versetzen, und die von zwei Mönchen in delicto flagranti betroffen worden, sich der Strafe durch die Flucht entzogen. Da bewies nun die mailänder Geistlichkeit schwarz auf weiß, daß ihre Entdeckung richtig, und die Volksmenge glaubte es unbedingt. Wem aber die Sache nicht einleuchten wollte, das waren die Studenten von Pavia. Die Studenten haben von jeher Alles besser wissen wollen. Ihr Zweifel fand im Feldlager Anhang. Sich nunmehr über die Andersdenkenden lustig zu machen, bestrichen einige Studenten und Offiziere mehre Häuser in Mailand mit einer stark, aber nicht gut riechenden Salbe, und während das Volk sich vor den Häusern versammelte, das Teufelszeichen anstaunte und inbrünstigen Gebets um Erlösung flehte, schlichen die Muthwilligen umher und hingen diesem und jenem und jener und dieser einen Klex an. Der Erfolg war jedoch nichts weniger als spaßhaft. Alle Bande des geselligen Vereins lösten sich. Die einander im Leben am nächsten stehen, trennten sich, flohen einander, klagten sich gegenseitig an. Die Gerichte und ihre Marterknechte bekamen alle Hände voll zu thun. Da die Gefolterten nichts zu gestehen hatten, so waren die

Geständnisse natürlich von der vagsten Art. Sie reichten jedoch, wenn auch nicht zur Überführung, doch zur Verurtheilung aus, und wie in den meisten Fällen auf die Todesstrafe erkannt wurde, so maß man auch die Grausamkeit der Vollstreckung nach der Fürchterlichkeit des Verbrechens ab. Zwei oder drei der Mindestschuldigen wurden enthauptet, alle Übrigen, und ihrer war eine große Zahl, mit glühenden Zangen gezwickt, die rechten Hände ihnen abgehauen, sie lebend aufs Rad geflochten, so sechs Stunden lang der öffentlichen Mishandlung blosgestellt und dann erst, wenn noch nicht todt, durch den Henker von allen Schmerzen befreit, ihre Leichen aber wurden verbrannt und die Asche in alle Winde gestreut. Ein Haus, dessen Bewohner geständig war, die Salbe für den Teufel fabricirt zu haben, wurde niedergerissen, der Erde gleich gemacht und auf der wüsten Stelle eine Gedenksäule aufgerichtet, die viele Jahre das Gedächtniß der Unthat erhalten hat. Es ist merkwürdig, wie spät die Untersuchungsrichter den eigentlichen Besalbern auf die Spur kamen und wie lange aller diesfallsiger Verdacht sich auf einen gewissen Don John Padilla beschränkte, den man jedoch deshalb kaum zu verhaften wagte und der, als er endlich eingezogen worden, so viel Nachsicht, Schonung und Vorschub erfuhr, daß es ihm wirklich gelang, seine Unschuld zu erweisen. Die Zahl seiner Genossen wird auf 1500 angegeben, von denen jedoch nur verhältnißmäßig wenige der Strafe des Gesetzes verfielen. Mit dem Aufhören der Pest hörten auch die Hinrichtungen auf und wurden die Kerker geöffnet.

11. Lady Jane Grey; by *Thomas Miller*. London.

Thomas Miller ist bereits als selbständiger Schriftsteller bekannt, meist originell in seiner Darstellung und in seiner Originalität meist einfach. Hier hat er indessen ein ihm neues Feld betreten, das des historischen Romans — the historical romance — und die Probe berechtigt zu der Vermuthung, daß das Sanfte in der Natur ihn besser anspricht als ihre rauhe Außenseite. Er stößt nie an, so lange er ruhig seinen Gang geht; erhebt er sich aber in die Region des Ehrgeizes, scheint er im Gefühle der Unsicherheit seiner Flügel über die eigene Kühnheit zu erschrecken. Was die Geschichte von Lady Jane Grey zu erzählen hat, ist ebenso kurz als interessant und steht vermuthlich in jedem guten Conversations-Lexikon. Ihr Leben war das Leben der Rose, die ein Sturmwind oder eine rohe Hand in dem Momente bricht, wo sie sich zur Blume entfalten will. Sie war das Opfer fremden Ehrgeizes, das Werkzeug fremder Plane und mußte dafür den Block umfassen. Die Geschichtsquellen fließen so reichlich, daß Miller nur zu schöpfen brauchte. Er hat auch geschöpft, aber kaum reichlich genug. Im Allgemeinen hat er die großen Charaktere, welche während Lady Jane's kurzer Erhebung sich über die Bühne bewegten, nicht glücklich gezeichnet. Er hat seine Phantasie zu sehr geschont, zu wenig Abwechselung in das dunkle Einerlei gebracht. Der stolze Herzog von Northumberland ähnelt beinahe einem wüthenden Stiere und der listige Cecil einem Müssiggänger. Dagegen sind Miller's Landschaften trefflich und die drei Bände enthalten gewiß ein volles Dutzend auserlesener Skizzen. Man sieht, hört, fühlt es ihm an, daß er hier zu Hause ist, heimisch und glücklich, wie in den Tagen, wo er die Weiden schnitt und Körbe flocht. Die mehr romantische Geschichte als geschichtlichen Roman eröffnet kurz vor Eduard's VI. Tode mit der geheimen Rathsversammlung, in welcher das Erbrecht auf den Thron „Lady Jane" förmlich zugestanden wurde, und führt von da an das Sterbebett des Königs in die Gegenwart einer fingirten Person, Duskena aus dem dunkeln Thale, die herbeigerufen worden, seit die Ärzte den König aufgegeben. Diese Scene dünkt mir eine der besten des ganzen Buchs. Zur vollständigen Mittheilung ist sie zu lang; aber ein Paar Stellen will ich übersetzen.

Zu den Füßen des Bettes stand der Erzbischof Cranmer, seine Hände gefaltet, wie er sie kurz vorher im Gebete zum Himmel erhoben, und neben ihm Latimer, das alte griechische Testament am Gürtel befestigt, das Haupt niederwärts gesenkt, auf seinen Stab gestützt, in tiefer Andacht. Zu den Häupten auf beiden Seiten standen Arundel und Cecil, während Eduard, die Hände ineinandergedrückt und die Augen geschlossen, nur durch sein schwaches, aber schnelles Athmen verrieth, daß er noch lebte. Im Hintergrunde standen die Ärzte, die Arme gekreuzt, ihre Augen an den Boden geheftet, Bilder der Verzweiflung, in finsterm Schweigen. Selbst Northumberland bebte, als der Sterbende ihn erkannte, die Hand erhob und mit schwacher Stimme flüsterte: „Ist sie gekommen?" Statt der Antwort deutete der Herzog auf die Hexe, deren wilder Blick den König anstierte. Ihre Augen hatten bereits die Runde im Zimmer gemacht. Mit Arundel hatte sie einen Blick des Wiedererkennens und tiefer Bedeutung gewechselt; auf Cecil hatte sie geschaut, daß es ihm das Blut aus den Wangen getrieben, und als sie Cranmer ansah, zuckten Blitze des Hasses und der Rache aus ihren Augen. Hätte der Prälat gewußt, wer die Fremde in seiner Nähe war, oder die Ursache ihres Hasses aus ihrem Munde sich zudonnern hören, — sein innerstes Gebein hätte gezittert bei dem bloßen Gedanken an eine That, die alle seine Gebete und alle seine Thränen nicht auszulöschen vermocht und die selbst auf der Seele des sterbenden Monarchen schwer lastete. Wie dann die Hexe von Cranmer's Gesichte auf den kranken König und von diesem zur Erde blickte, liefen ihre knöchernen Finger hastig über den Griff ihres Stabes, gleich den Krallen des sterbenden Falken, der selbst im letzten Zucken, wenn auch nicht länger die Kraft, immer noch den Willen hat, sich einzuhauen. Eine mächtige Bewegung durchdrang die ganze Gestalt; das Dunkel der Mitternacht überzog ihre Stirn und ihr verknorpelter Busen pochte. Dann plötzlich erfaßte sie den Stab mit fester Faust, schloß die Augen, raffte sich gewaltsam auf und stand so ruhig wie der Ruhigsten Einer. — Jetzt verkündet Northumberland, daß auf Befehl des Königs das alte Weib gegenwärtig und der König zwar bereit, sich der Pflege desselben anzuvertrauen, solches jedoch dem Ermessen der Anwesenden anheimgebe. Von keiner Seite wird widersprochen und nur die Ärzte bitten, was das Weib verordnen werde, vor dem Gebrauche ihrer Prüfung zu unterwerfen. Der König bewilligt das und Alle treten dem Lager näher. Die Hexe setzt sich, ergreift des Königs Hand und zählt die Pulsschläge. „Gibt es noch Hoffnung, gute Mutter?" fragt Eduard. „Keine!" antwortete Duskena mit feierlichem Tone, der in jedem Herzen widerklang; „die Hand des Todes liegt auf dir." Dann ließ sie seinen Arm los, erhob ihren Blumenstrauß und blickte den König schweigend an. Ein tiefer Seufzer begleitete die kaum hörbaren Worte des Monarchen: „dann ist Alles — nichts."

Den Schluß des Werkes macht Jane's Hinrichtung.

Mit eigener Hand legte sie das Tuch um ihre Augen — um die Augen, in welche Keiner sah, ohne den Schlag des eigenen Herzens zu empfinden. Aber noch ehe sie den Knoten geknüpft, kniete der Nachrichter zu ihren Füßen und bat um ihre Vergebung. Sie beugte sich zu ihm und sagte ihm mit weicher, leiser Stimme, daß sie ihm von Herzen vergebe. Dann knüpfte sie den Knoten, ordnete die Falten des weiten Gewandes und sank neben dem Blocke auf die Knie. Ein zurückgedrängtes Schluchzen oder ein abgebrochener Seufzer war der einzige vernehmbare Laut — Alles ringsum still wie das Grab. Das Taschentuch haltend, streckte die hohe Frau ihre schöne weiße Hand nach dem Blocke aus; der Lieutenant führte sie. Dann legte sie das Haupt auf den Block und ließ das Tuch fallen, zum Zeichen, daß sie bereit sei. * * * Ein Schall war's, ein dumpfer Schlag, der das Blut in jedem Herzen stocken machte. Dann brachen die Klagen hervor, die unwillkürlich der Brust entströmen, und dann war Alles vorüber.

12. Lives of the Queens of England, by Miss *Agnes Strickland*. Zweiter Theil. London.

Vor kaum drei Jahren erschienen „Historical memoirs of the Queens of England from the commencement of the twelfth century, by *Hannah Lawrance*". Das Buch fand günstige Aufnahme, denn es paßte in und für die Zeit. Die Geschichtschreiber Englands, oder vielmehr seiner Beherrscher, haben die Queens consort — die Königs-Gemahlinnen — meist für Wesen gehalten, deren einzige Bestimmung darin bestanden und bestehe, „to suckle fools and chronicle small beer", und die Fälle ausgenommen, wo eine Königs-Gemahlin — gleichviel weshalb — an den Staatsangelegenheiten thätigen Theil hatte, berichten sie von ihnen in der Regel nur, um welcher diplomatischen Verhältnisse willen sie Gemahlinnen geworden sind. Das will dem 19. Jahrhunderte nicht genügen. Wir wissen und haben gelernt, daß die Sphäre des weiblichen Einflusses über die Grenze solcher Ausnahmefälle sich erstreckt und daß daher letztere nicht die einzigen sind, wo die persönlichen Lebensgeschicke einer Königin mit dem Charakter und den Zuständen des Volkes in engster Beziehung stehen. Ferner ist das Volk in neuerer Zeit eine wichtigere Personnage geworden, als es früher war, und das hat die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber von dem Machiavellismus der Regierenden auf den Zustand der Regierten herübergebracht, hat sie veranlaßt, von den Ereignissen, welche Throne erschüttert und die Menschheit gegeißelt haben, ihre Blicke auf die Fortschritte der Civilisation und überhaupt auf Alles zu richten, bei dessen Vorwärtsschieben das Volk aus eigenem Willen Hand angelegt hat. Je tiefer man nun die Nothwendigkeit empfand, die häuslichen Gewohnheiten, Gefühle, Ansichten und Fortschritte der großen Masse zu erforschen und zu beschreiben, und je unbestreitbarer der weibliche Einfluß gerade auf die innere Geschichte eines Volkes ist, um so öfterer mußte sich der Historiograph auf die Fürstinnen hingewiesen sehen, die, während ihre Gemahle zu Felde lagen, oder daheim anderweit beschäftigt waren, den häuslichen Gewohnheiten und den Sitten des Privatlebens die Richtung gaben. Ich weiß nicht, ob dies, oder was sonst Hannah Lawrance zu Veröffentlichung der historischen Memoiren veranlaßte; das Geschenk war, weil an der Zeit, der Zeit willkommen. Nur hatte die Verfasserin eher zu viel als zu wenig geben wollen und dadurch ihr Buch mehr zu einer Geschichte der Zeit, in welcher die betreffenden Königinnen gelebt, als zu einer Geschichte der Königinnen gemacht, die Ernte also eigentlich voll stehen lassen, deren Schnitterin seitdem Agnes Strickland geworden und noch ist. Der zu gegenwärtiger Anzeige vorliegende zweite Theil ihres interessanten Werkes folgt dem ersten nach einem Zwischenraume von — wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht — mehr als zwölf Monaten, und welches auch die Ursache des Verzugs sein mag, keinenfalls bringt sie den Lesern materiellen Verlust. Der zweite Theil schließt sich dem ersten würdig an. Er berichtet von den Gemahlinnen Richard's I., Johann's, Heinrich's III., Eduard's I., II. und III. und Richard's II., und was vom geschichtlichen Standpunkte aus vielleicht bestritten werden könnte, bezieht sich weniger auf Thatsachen als auf Ansichten. Indessen könnte manche Länge weggeblieben und manche Kürze länger sein. So erzählt die Verfasserin sehr ausführlich, was die eheliche Treue der schönen Eleonore verdächtigt habe, und dieses Was sieht allerdings ganz verdächtig aus, zumal, wenn man von ihrem frühern Aufenthalte am Hofe ihres Oheims zu Antiochien weiß und in welchen Schreck ihr erster Gemahl, der heilige Ludwig von Frankreich, dadurch versetzt wurde. Nun die Widerlegung der Verdachtgründe. „There is not the slightest ground for the imputation" — es gibt für die Beschuldigung nicht den geringsten Grund. Ja, wenn das zu Widerlegung angeführter Gründe ausreichte, so — würde das vielen Menschen lieb sein.

(Der Beschluß folgt.)

---

Über den Mordversuch gegen den König Joseph von Portugal am 3. Sept. 1758. Eine historische Untersuchung von J. F. M. von Olfers. Berlin, Nicolai. 1839. 4. 20 Gr.

Das Attentat auf das Leben des Königs Joseph von Portugal gehört zu den Begebenheiten des 18. Jahrhunderts, die ein um so größeres Aufsehen machte, weil man gerade in einem so monarchischen Lande, wie Portugal war, eine solche Begebenheit nicht füglich erwarten konnte. Dann erfolgte bald darauf die Vertreibung der Jesuiten aus Portugal und der ihnen zur Last gelegte Antheil an jenem hochverrätherischen Attentate trug viel dazu bei, die öffentliche Stimmung gegen sie zu erbittern. Haben nun gleich viele wichtige Begebenheiten in und außer Portugal jenes Ereigniß mehr und mehr in Vergessenheit gebracht, so verdient doch der emsige Fleiß, mit welchem Herr v. Olfers seine diplomatischen Verhältnisse in Portugal und Brasilien zur nähern Ermittelung glaubwürdiger Facta in dieser Angelegenheit benutzt hat, alle Anerkennung. Es gebührt ihm das Verdienst, nicht blos glücklich in den Acten geforscht, sondern auch das Ganze zu klarer Anschauung gebracht zu haben.

Die Hauptpunkte seiner Untersuchung sind nun folgende. Erstens: der eigentliche Urheber des Anfalls auf den König war José de Mascarenhas, Herzog von Aveiro, der, wie er selbst bekannt hat, für manche Beleidigungen sich an dem Könige persönlich habe rächen wollen. Alle übrigen damals Eingezogenen, die Mitglieder der Familie Tavora, der Graf von Atouguia

und andere Dienstleute des Aveiro'schen Hauses sind unschuldig an einer weit verzweigten Verschwörung, wie sie das Verdammungsurtheil annimmt, gewesen, wenngleich nicht in Abrede zu stellen ist, daß die sämmtlichen Mitglieder des hohen Adels in Portugal eine Regierungsveränderung, welche den Sturz des von ihnen tödtlich gehaßten Ministers Carvalho gleichfalls zur Folge gehabt hätte, sehr gern gesehen haben würden. Zweitens: Es geht aus einer genauen Ansicht der Acten hervor, daß die ganze Untersuchung so überstürzt und so schlecht geführt worden ist, daß sich nicht leicht ein Fehler erdenken läßt, der dabei nicht vorgekommen wäre. Die Inculpaten wurden mit ihren Erklärungen nicht angehört, die Anklage und die Zeugenaussagen wurden ihnen vorenthalten, zur Abfassung der Vertheidigung wurden ihnen sämmtlich nur 24 Stunden nachgelassen, das Zeugniß eines neunzehnjährigen Burschen, der in der Nacht des 3. Sept. mit seiner Geliebten, die im Hause des Herzogs von Aveiro Kammerjungfer war, ein Rendezvous im Garten verabredet hatte, und eben dieses Mädchens, die an jenem Abende mehre in ihre Mäntel gehüllte Männer gesehen hatte, ohne indeß dieselben genauer nennen oder bezeichnen zu können, sind eigentlich die entscheidenden Gründe für das Urtheil geworden und haben alle Torturen veranlaßt. Diese Torturen des ersten und zweiten Grades anzuwenden, während der Folterung den Angeschuldigten Suggestivfragen zu stellen, was nicht geschehen durfte, und andere gesetzliche Vorschriften gänzlich außer Acht zu lassen, machten sich die Richter kein Gewissen. Drittens: Es ist daher aus der ganzen Untersuchung nur zu sehr ersichtlich, daß sie gleich von Anfang an nach Carvalho's Willen eine bestimmte Richtung nehmen mußte. Denn dieser Mann, von dem König Johann V. sagte, er habe ein hartes Herz (hum coraçho cabelludo, eigentlich ein behaartes Herz), haßte die Familie Tavora grenzenlos, die ihrerseits, und in ihr besonders die alte Marquisin von Tavora, mit Stolz und Verachtung auf den Emporkömmling herabsah und seine Maßregeln gegen den Adel nur mit immer gesteigerter Erbitterung ertrug. Alle Versuche zur Annäherung waren fruchtlos geblieben: da nun sogar König Joseph in einer nähern Verbindung zu den Damen vom Hause Tavora stand, namentlich zu Donna Therese, der Gemahlin des jungen Marquis von Tavora (ohne daß diese Verbindung die Grenzen des Anstandes überschritten hätte), und da die Familie dies als das einzige Mittel betrachtete, um Pombal's Einfluß bei dem Könige beschränken zu können, so wollte der Minister die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, seine Feinde mit einem Male zu zertreten. Das Urtheil wurde am 13. Jan. 1759 mit barbarischer Strenge von früh 7 bis Nachmittags 3 Uhr an zehn Personen vollstreckt. Viertens: Eine eigentliche Theilnahme der Jesuiten in Portugal an dem Attentate hat Pombal nicht nachweisen können, wenn auch häufig in den Acten von der Herrschsucht des Ordens und seinen unmoralischen Grundsätzen die Rede ist. Der oft genannte Pater Malagrida wurde erst 1761 von der Inquisition als Ketzer und Gotteslästerer vor Gericht gezogen, verurtheilt und der weltlichen Macht übergeben, welche ihn dem Feuertode überlieferte, alles unter so heuchlerischen Formen, daß auf Pombal's Namen ein verdienter Schandfleck haften bleibt.

Bekanntlich wurde nach Pombal's Sturze eine Revision des Processes vorgenommen. Hr. v. Olfers hat die vollständigen Acten desselben eingesehen und theilt nun aus denselben mit, daß allerdings unter dem 23. Mai 1781 eine Junta die Unschuld des Marquis und der Marquise v. Tavora, seiner Söhne und des Grafen v. Atouguia ausgesprochen und denselben alle ihre Ehren und den Gebrauch ihres Namens zurückgegeben habe. Aber der gelehrte Verfasser weist auch gegen mehre englische und deutsche Schriftsteller nach, daß die eigentliche Rehabilitation der so ungerecht Verurtheilten weder von der Königin Maria noch von König Johann VI. vorgenommen worden sei. Bis auf den heutigen Tag, sagt er gleich am Anfange, existirt in Portugal der Name der Aveiros, Tavoras und Atouguias nicht mehr, ich selbst sah 1822 ihre Wappen an der Kuppel des Wappensaales im Schlosse zu Cintra ausgelöscht und die Schandsäule steht noch immer an der Stelle, wo einst das Haus des Herzogs von Aveiro stand.

Die schätzbaren Beilagen enthalten das königliche Edict über den Mordanfall und die Untersuchung desselben, dann die drei Urtheile in der Hochverrathssache und zuletzt das Entsetzungsdecret gegen den Marquis v. Pombal, in dem er wie ein halb Geächteter und halb Begnadigter behandelt wird. Sein nackter Sarg, sagt Hr. v. Olfers, erwartet in einem Winkel der Kirche zu Pombal noch immer die bessere Ruhestätte, welche ihm selbst seine Nachkommen, die durch ihn doch allein groß geworden sind, nicht einmal aus Dankbarkeit geben zu wollen scheinen.

11.

## Notiz.

In unserer von unbeantworteten Fragen beherrschten Zeit hat die Opiumfrage eine secundaire Frage veranlaßt, nämlich die, ob der Gebrauch des Opiums wirklich von so traurigen Folgen begleitet sei, als man in der Regel annimmt. Ein französisches Journal enthält hierüber Folgendes: „Die Verleumder des Opiums sagen, daß nach seinem Genusse der Puls schleuniger werde, die allgemeine Wärme des Körpers sich vermehre, das Athmen schwer und keuchend, die Augen funkelnd und in unaufhörlicher Bewegung wären; in Summa, alle Lebensfunctionen, das ganze Nervensystem befinden sich im Zustande der höchsten Aufregung. Damit correspondirend, seien auch die geistigen Functionen furchtbar aufgeregt, die Einbildungskraft bis zum Wahnsinn gesteigert. Dieser körperlichen und geistigen Exaltation folgt aber die plötzlichste Abspannung und der Opiumraucher ist genöthigt, Tag für Tag die Dosis zu vermehren, sodaß er, wenn er anfangs 10—20 Gran brauchte, zuletzt vier Drachmen zum täglichen Gebrauche haben muß. Ein Opiumverzehrer von dieser Qualität, sagt man, ist leicht an seiner schreckhaften Blässe und an dem allgemeinen Zittern seiner Glieder zu erkennen. Nein, sagen Andere, das Opium ist verleumdet, es ist in einem gewissen Verhältniß eine ganz unschädliche Waare, der chinesische Opiumraucher ein viel ungefährlicheres Wesen als ein civilisirter Europäer, welcher sich der gebrannten Wasser bedient. Ohne die gänzliche Unschädlichkeit des Opiums behaupten zu wollen, kann man doch annehmen, daß es nicht schädlicher ist als der Wachholderbranntwein, und daß die Wirkungen beider sich je nach dem Gebrauche oder Misbrauche, den man davon macht, verhalten werden. Aber der durch Branntwein Trunkene ist oft ein wüthender Wahnsinniger, während der von Opium Berauschte nicht die zum Bösen nothwendige Kraft besitzt; der Eine ist ein schädliches, der Andere ein unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft. Ein Reisender, welcher lange Zeit in China sich aufhielt, versichert, daß er viele Chinesen gekannt habe, denen das Opiumrauchen zur Gewohnheit geworden war, ohne daß sie irgend eine nachtheilige Veränderung davon spürten. Sie erschienen als ebenso mäßige Leute als Diejenigen, welche in Europa den Wein „gentlemanly" zu sich nehmen. „Kanton", sagt ein Anderer, „hat eine Million Einwohner; aber ich erinnere mich nicht, je in den bevölkertsten Stadtvierteln jene entzündeten Gesichter, jene entstellten Züge wahrgenommen zu haben, wie man sie bei jedem Schritte in den Straßen Londons antrifft, den Ginrausch laut verkündend." Das Opium ist in der Türkei, in Persien, in Arabien, auf Sumatra, auf Java fast in allgemeinem Gebrauch, ja in Indien vertheilt man es sogar rationsweise an die eingeborenen Truppen, und es läßt sich doch schwerlich glauben, daß sich die ganze Hälfte des menschlichen Geschlechts vorsätzlich und freiwillig vergiften werde." Dieser medicinische Theil der Opiumfrage ist also auch noch nicht gelöst, wenn man nicht eine Abhülfe trifft und die Für und Wider mit diplomatischer Schlauheit vermittelt.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 198. —— 16. Juli 1840.


## Neueste englische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 197.)

13. Law and lawyers, or Sketches and illustrations of legal history and biography. London.

Daß der Verfasser dieser zwei Bändchen selbst Sachwalter, ist nur eine seiner Qualificationen zu Herausgabe eines solchen Rechtsbuches. Er besitzt auch Sammlerfleiß und Darstellergeschick, und im Geschmacke eines Geschlechts wie das heutige, das zwar nicht wider das Lernen im Allgemeinen, sondern nur wider die damit verbundenen Schwierigkeiten, wider die Langeweile und den Kopfschmerz, den es verursacht, eine specielle Antipathie fühlt, hat er es sich angelegen sein lassen, sein Buch nach Möglichkeit leicht und angenehm zu machen, und deshalb den trockenen, ich meine den wissenschaftlichen Theil mit einer Menge hübscher Anekdoten und charakteristischer Skizzen versetzt. In England muß, in Deutschland kann ihm das Leser gewinnen. Wer sich darüber unterrichten will, was ein englischer Sachwalter zu lernen hat und welcher Pfad von seinem Bureau im temple zum Parlamentshause und zur Lordkanzlerwürde führt, der findet hier alles Bezügliche sorgsam zusammengestellt. Wer hingegen blos unterhalten sein will, der braucht nur zu blättern, um sich gleichmäßig befriedigt zu sehen. Mehre große englische Rechtsgelehrte sind gar excentrische Menschen gewesen und der Verfasser hat in bald kürzern, bald längern Abschnitten die Sonderbarkeiten derselben und ihre wunderlichen Einfälle an einen Faden gereiht, der durch das ganze Buch läuft. Also ist es ein nützliches und ein amusantes Buch, und das ist alles Mögliche, was ein Rechtsbuch sein kann.

14. A winter in Iceland and Lapland. By the Hon. *Arthur Dillon.* London.

In unsern, von oben bis unten reiselustigen Tagen ist zwar auch der hohe Norden Europas nicht mehr ein unbereistes Land; doch bietet er, in Europa wenigstens, der Forschung immer noch verhältnißmäßig den meisten neuen Stoff. Schweden, Norwegen und Dänemark haben Laing, Latham und Andere für die Engländer zur Genüge ausgekundschaftet und ziemlich ein Gleiches hat nun Dillon in Bezug auf Island und Lapland gethan. Wie mannichfaches Interesse kettet sich an Island, an seine abgeschiedene Insellage, das Losreißen von der Barbarei Seiten eines, dem übrigen Europa und den Hülfsmitteln der Cultur entrückten Volkes, und an die Verheerungen des Landes durch Erdbeben und Hungersnoth, gleichsam die Grenzmarken der Epochen in Islands Geschichte! Aus einer gewissen Vorliebe für die Bewohner des Nordens und durch frühern Aufenthalt in Dänemark und Schweden gegen die Mühseligkeiten eines nordischen Winters abgehärtet, faßte und führte Dillon den Entschluß aus, die Isländer und Lappen in ihrer fernen, kalten Heimat zu besuchen, und das in zwei gehaltvollen Bänden vorgelegte Resultat gibt für die literarische Befähigung des Reisenden ebenso gutes Zeugniß wie für seinen moralischen Muth. Den Anfang macht eine gedrängte Geschichte Islands, von den ältesten Nachrichten über die erste Seeräuberlandung im 9. Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit — eine Art Seenovelle, in welcher alle handelnd auftretende Personen den Einfluß eines rauhen Klima und das Gepräge der Verwegenheit zeigen. In alledem ist wenig Neues, aber das Bekannte ist so erzählt, daß man es gern ein zweites Mal liest. Dann folgt ein ausführlicher Bericht über die gewöhnliche Lebensweise der Eingeborenen, die, was Essen und Trinken betrifft, nur als Gegensatz des englischen Rostbeef und Portweins schmackhaft gefunden werden kann. Demnächst gibt Dillon eine vollständige Beschreibung der Stadt Reikiavik und knüpft hieran eine Quasi-Abhandlung über die geistliche Baukunst der Isländer. Doch das Einzige, was mir zu einer Mittheilung geeignet dünkt, ist Dillon's Ansicht von dem Äußern und Innern des isländischen Volkes.

Die gewöhnliche Statur der Isländer — sagt er — reicht bedeutend über mittle Manneshöhe, und obgleich schlank gewachsen, sehen sie doch in Folge ihrer enganliegenden Kleidung noch magerer aus. Das gilt indessen nur von den Männern, die Frauen sind im Gegentheile voll und beinahe plump. Beide Geschlechter sind blond; doch überraschte es mich, das weiße Haar, welches in Schottland und Dänemark so gewöhnlich ist, hier, statt allgemein, beiweitem seltener zu finden. Die Frauen behaupten ihr gutes Aussehen um Vieles länger, als sich solches bei dem rauhen Klima erwarten läßt; auch ist ihr Gesichtsausdruck lebhafter als beim andern Geschlechte. Die Männer tragen ihr Haar bisweilen lang niederhängend — nicht so häufig wie die Schweden — und ich entsinne mich höchstens zwei oder drei Beispiele, daß der Bart zu einer patriarchalischen Länge herabgewachsen war, obgleich Nachlässigkeit ihn

oft genug zu einem starken Stoppelfelde macht. — Im Charakter der Isländer glaube ich einen vorherrschenden Zug von Düsterheit wahrgenommen zu haben. Keinenfalls machen sie auf den Fremden einen ersten, ihnen günstigen Eindruck. Dazu kommt, daß sie durch ihre Langsamkeit seine Geduld oft scharf prüfen und manche nach unserm Begriffe unsaubere Gewohnheit nicht umhin kann, Anstoß zu geben. Eine der gelindesten besteht darin, Milch mittels des Mundes aus einer Flasche in die andere überzufüllen, was sie freilich damit entschuldigen, daß die Milch so sich besser halte. Dagegen trifft der Fremde Ehrlichkeit und den Wunsch, ihm gefällig zu sein. Auch Gastfreundschaft findet er; nur muß er häufig, aus Gründen, die selbst den Kaiser zwingen, den guten Willen für die That nehmen. An Stolz fehlt es dem Isländer ebenfalls nicht, allein sehr oft verbindet er damit einen hohen Grad von Halsstarrigkeit, die er dann Sinn für Freiheit nennt. Selten herzlich, ist er doch meist artig. Seine geistigen Anlagen überschreiten gewiß das Maß der Mittelmäßigkeit und erfodern nur Raum und Gelegenheit, sich zu zeigen. Das beweist schon Thorwaldsen, der Isländer.

15. Information relative to New Zealand, compiled for the use of colonists by *John Ward*, Secretary to the New-Zealand-Company. London.

16. Manners and customs of the New Zealanders. By *J. S. Polack*. London.

Es ist keine Übertreibung, daß jetzt Tausende in England mit Sehnsucht von den zwei großen Inseln sprechen, welche den Namen Neu-Seeland führen, und dort eine sorgenfreiere Heimat finden wollen. Dahin ist jetzt recht eigentlich die Auswanderungslust gerichtet und die beiden, in der Überschrift genannten, vom Verlangen nach Belehrung hervorgerufenen Schriften werden nichts dazu beitragen, sie zu mindern. Beide äußern sich über Seeland, über die Seeländer und über die zur Erleichterung der Emigranten getroffenen Anstalten auf das günstigste. Und beider Verfasser sind mindestens im Stande, die Wahrheit zu sagen, — Ward als Secretair der Neu-Seeländer-Gesellschaft, und Polack als mehrjähriger Resident in Neu-Seeland. Die frühesten dortigen Colonisten waren Missionnaire, ausgesendet von der Church Missionary Society in London, welche auf der nördlichen Insel — denn die südliche ist verhältnißmäßig kaum gekannt — zehn Stationen hat, mit 54 Schulen, die, laut der neuesten Angabe, von 1431 Personen besucht werden, während die Gesammtzahl der die zehn Gemeinden bildenden Individuen sich auf 2476 beläuft. Nicht blos als Körperschaft, sondern auch als Privatleute sind die Missionnaire im Besitze großer Landesstrecken, die sie meist sehr wohlfeil erworben haben, wie z. B. ein Herr Fairburn für einen, 30 englische Meilen langen und fast ebenso breiten Strich des fruchtbarsten und bestgelegenen Landes einen Werth von unter 1000 Thaler in Werkzeugen und wollenen Decken bezahlt hat. Daß solcher Privatbesitz auf die Gesinnungen der Missionnaire einen etwas zu weltlichen Einfluß ausübt, leidet bereits keinen Zweifel. Doch derartige Weltlichkeiten sind in den Annalen der Missionsvereine nichts Neues. Außer den Missionnairen haben sich vielleicht noch 2000 Engländer angesiedelt, von denen ein großer Theil aus entlaufenen Matrosen, nichtsnutzigen Vagabunden und Deportirten besteht, die aus den Strafcolonien von Neu-Süd-Wales und Van-Diemen's-Land entwischt sind. Selbst an Abenteurern hat es nicht gefehlt. Namentlich ragte ein — sich so titulirender — Baron de Thierry hervor, der nichts Geringeres im Sinne hatte, als sich zum unbeschränkten Herrn und Gebieter von Neu-Seeland zu machen. Wäre sein Vorhaben gelungen, hätte er in dem problematischen Besitzstreite zwischen England und Frankreich ein entscheidendes Wort sprechen können. Aber es gelang nicht; sogar die Getreuen, die ihm von Sidney gefolgt waren, verließen ihn, und jetzt lebt er von Dem, was Colonisten und Eingeborene ihm freiwillig reichen. Der einigermaßen gesetzlose Zustand von Neu-Seeland und der den Guten unter den Schlechten täglich nothwendiger werdende Schutz — denn die Regierung hat sich bisher begnügt, einen Residenten zu bestellen und die britischen Unterthanen an die Gerichtshöfe von Neu-Süd-Wales zu verweisen — führte um das Jahr 1837 zu Bildung der New Zealand Association, die sich gleichsam zum Organ der Colonie, der Regierung gegenüber, machen wollte. Der Verein löste sich jedoch auf, sobald die von seinem Vorsitzenden, dem bekannten Herrn Baring, vor das Parlament gebrachte Bill „zu vorläufiger Beaufsichtigung und Regierung der britischen Niederlassungen auf der Insel von Neu-Seeland" in Folge des vom Ministerium erhobenen Widerspruchs verworfen worden war. An seiner Stelle bildete sich im Frühjahr 1839 die New Zealand Society, die nunmehr auf eigene Kosten den frühern Zweck zu erreichen strebt. Sie fing damit an, auf der nördlichen Insel ein bedeutendes Territorium, zu welchem die Häfen Hokianga und Kaipara gehören, für sich anzukaufen, und sendete demnächst Bevollmächtigte ab, noch mehr Land zu erwerben, einen zur Gründung einer Stadt geeigneten Platz auszuwählen und die für nachzuschickende Colonisten nöthigen Empfangsanstalten zu treffen. Die Bevollmächtigten sind dem Auftrage allenthalben nachgekommen; die neue Stadt wird sich an einem Hafen in Cook's Straits — dem die nördliche Insel von der südlichen trennenden Kanale — erheben, und hier soll das eigentliche Werk der Colonisirung beginnen. Die Grundlinien des Plans sind folgende. Die Stadt soll zu ihren Gebäuden, also mit Ausschluß des zu Straßen, Kais, Gärten und freien Plätzen erfoderlichen Raums, einen Flächeninhalt von 1100 Ackern haben und das außerdem dazu zu schlagende Feld in 110,000 Ackern bestehen. Diese gesammten Ländereien werden in 1100 Parcellen getheilt, jede von einem Stadtacker und 100 Feldackern. 110 Parcellen reservirt sich die Gesellschaft, um sie als Privateigenthum denjenigen unter den Eingeborenen zu überlassen, denen die Ländereien ursprünglich abgekauft worden sind. Die übrigen 990 Parcellen sollten zu dem Preise von 101 Pfund Sterling, nämlich ein Pfund für den Acker, zum Verkauf gestellt werden, und wenn ich sage: sollten, so meine ich damit, daß sie bereits veräußert sind. Sämmtliche Parcellen wurden in London verloost und ein Beauftragter des Vereins zog die Nummern der reservir-

ten 110. Fünfundzwanzig Procent des Kaufgeldes sind für die Gesellschaft zu Deckung der Kosten bestimmt und der Überschuß soll zu Auswanderungszwecken verwendet werden. Dabei genossen die mit der ersten Colonie abgehenden Landkäufer das Vorrecht, aus diesem Fonds für die Kosten ihrer und der Ihrigen Überfahrt eine bis auf 75 Procent des Kaufschillings ansteigende Vergütung zu erhalten. Der Rest des Fonds soll die Verschiffung junger, zur arbeitenden Classe gehöriger Leute beider Geschlechter bezahlen. Bereits sind im laufenden Jahre zehn Schiffe mit 1123 Passagieren, Männer, Weiber und Kinder, in See gegangen und hoffentlich wird der Herbst die Nachricht nicht blos von deren glücklicher Ankunft, sondern auch ihres Wohlgefallens an der neuen Heimat überbringen. Wenigstens berechtigt der Inhalt beider vorgenannten Schriften zu dieser letztern Hoffnung. Sie sind von zu allgemeinem Interesse, um nicht eine baldige Übersetzung zu verdienen, vermuthlich zu finden.

17. The life and letters of Marcus Tullius Cicero; by *Middleton*. London.

Nach der über „Cicero's Leben" von Middleton in England herrschenden Ansicht bedarf vorgenanntes Buch nur einer Anzeige, keiner Beurtheilung. Jene Lebensbeschreibung gilt für das Vollkommenste, was die Literatur im Fache der Biographie besitzt. Welcher Deutsche möchte da widersprechen, in Betracht Middleton ja nur für England englisch geschrieben hat? Die Übersetzung der Briefe haben die Herren Melmoth und Heberden besorgt und, wie es scheint, mit Glück und Geschick.

18. Publii Ovidii Nasonis Fastorum Lib. VI. With notes and introduction, by *Thomas Keightley*. London.

Thomas Keightley ist dem belesenen Deutschland bereits durch einige historische Werke und namentlich als Verfasser einer griechischen und römischen Mythologie bekannt. Letzterer dient vorliegendes Buch gleichsam als Supplement und der Herausgeber hat sich dadurch ein unbestreitbares Recht auf den Dank der gelehrten Welt erworben. 74.

---

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1840. Herausgegeben in Verbindung mit Andern von Albert Knapp. Mit Kupfern. Tübingen, Osiander. 1840. Gr. 12. 2 Thlr.

Hr. A. Knapp ist bekanntlich ein Mann mit vorherrschendem Gefühl, frommem Gemüth und der bessern Mystik zugethan, daher auch bei seinen Dichtergaben wohl geeignet, Sitz und Stimme im Rathe zu haben für neue Liedersammlungen zum kirchlichen und häuslichen Gebrauche. Er gehört keineswegs zu den Schreiern, die durchaus begehren, man solle sich nicht aus den arauer „Stunden der Andacht", sondern aus Benjamin Schmolke und ähnlichen Werken erbauen und die selbst den Gellert'schen Liedern die rechte, tiefe Christlichkeit absprechen, oder die z. B. in Naumburg die christliche Gemeinde anklagen, die doch wol auch religiösen Sinn und gesundes Urtheil hat und sich bisher aus einem Gesangbuche erbaute, das erleuchtete und fromme Männer sammelten und das bei seinen Unvollkommenheiten der Verbesserungen bedarf, wie jedes Menschenwerk, nicht aber der undankbaren verketzernden Verwerfung, die sich geberdet, als ob jene Sammler, und Die, welche seit langer Zeit ihre geistigen Bedürfnisse in dem Gesammelten befriedigt fühlten, lauter verblendete Heiden gewesen wären und Stier, Wimmer und Consorten gerade noch zur rechten Zeit den armen Leuten die Augen geöffnet hätten! Indeß so wenig wir kalter, prosaischer Reimerei das Wort reden, so sehr wir das körnige, gute Alterthümliche von Luther, Paul Gerhard u. s. w., denen sich die theologische Richtung des Herausgebers der „Christoterpe" zuneigt, ehren, so möchten wir doch auch nicht, und wir glauben die allergrößte Mehrzahl der Protestanten auf unserer Seite zu haben, ein von ihm allein nach den Gaben in seinem schätzenswerthen „Evangelischen Liederschatze" gesammeltes Gesangbuch eingeführt sehen. Es ist merkwürdig, wie solche Männer, denen es nicht an Geist und Erkenntniß mangelt, bei denen aber die Wärme der Empfindung, verbunden mit heftigem Glaubenseifer, beinahe die Besinnung bis zur Empfindelei überwältigt, sich zu jüdischen Typen, süßen Tändeleien, fast lächerlichen Spielereien, ja zu ekelhaften Geschmacklosigkeiten hinreißen lassen, wozu wir leicht Beweise geben könnten, unter andern die Erbauungsschrift eines verstorbenen würtembergischen Theologen, die von einem geistreichen, aber der Schwärmerei nahestehenden, auch in der „Christoterpe" vorkommenden Manne wiederherausgegeben ist, und wo von den Säuen und Träbern aus der Geschichte des verlornen Sohnes eine weite widrige Anwendung auf die Sünder gemacht wird. Wir wollen statt aller Belege, wie weit es Hr. Knapp gebracht hat, S. v aus der Vorrede mittheilen. Es sind nicht seine Worte, sondern es ist eine Stelle aus der Vorrede zu den „Hirtenliedern" des herrlichen Dichters Angelus Silesius (Joh. Scheffler, 1657), den Knapp mit „einem tausendblumigen Rosenstrauche" vergleicht, und „die meinen innersten Sinn mehr als jede andere bezeichnet." „Sie ist verschollen, diese vortreffliche Stelle, soll aber nun in weitere Kreise gleich einem Ariel ausgehen, weil sie des Andenkens würdig erscheint." Nach dem Tadel, daß viele geschickte Köpfe ihre Zeit und Gaben mit Beschreibung der thörichten Weltliebe so unnütz verschwenden und der Liebe ihres süßen Seligmachers nicht mit einem Worte gedenken, heißt es: „O ihr Poeten, wie seid ihr solche Thoren, daß ihr Herzen und Sinne euren Doriaden, Flavien, Purpurillen, und wie sie weiter heißen, ergebet, welche doch entweder nichtige Undinger und Schatten in der Luft, oder ja wahrhafte Sirenen und Verführerinnen eurer Seelen sind. Wendet hier eure Erfindungen und Federn an. Hier, hier in dem unvergleichlichen Angesicht Jesu Christi ist die allerfreundlichste Anmuthigkeit, die alleranmuthigste Lieblichkeit, die allerlieblichste Holdseligkeit und die allerholdseligste Schönheit. Hier blühen die unverwelklichen Rosen und Lilien: seine Wangen; hier wachsen die unverbleichlichen Korallen: seine Lippen; hier scheinen die unverfinsterlichen Sonnen und Monde: seine Augen; hier ist der anbetungswürdige Thron des Glanzes der Herrlichkeit: seine Stirne; hier wehet der ewige Westwind: sein holdseliger Athem, der die gefrorene Erde eures Herzens aufthauen kann und erquicken; diese Schönheit liebet und beschreibt, und vertieft euch ganz in sie! Wollet ihr mehr, so wisset, das hier ist der holdselige Daphnis, der sorgfältige Corydon, der treue Damon, ja der Preis und die Krone aller tugendhaften und auserlesenen Schäfer und Schäferinnen." „Es ist hier die mildreiche Galathea, die ewige Gütigkeit (als eine süße Milchgöttin); die edle Sophie, die ewige Weisheit; die schöne Kallisto, die ewige Schönheit, und Alles, was ihr nur wollt. Ach wie hochverdienstlich könnte euer Dichten und wie erbaulich eure Liebe sein" rc. Man kann aus diesem Motto auf den Geist, wenn auch in verschiedenen Schattirungen, des schön ausgestatteten Büchleins schließen. Wem er zusagt, der halte sich zu ihm, zürne uns aber auch nicht, wenn wir bekennen, daß uns diese Phantasien über die christliche Weisheit hinausgehen und wir dieselben in den schlichten Mittheilungen der Evangelisten und Apostel nicht finden können, ja sogar zweifeln, ob diese Jünger, nicht in mystischen Schulen gebildet, dieselben verstehen und loben würden. Wir bekennen,

daß wir zwar keine kalten Reflexionen für unsere Andacht haben mögen, aber verlangen, wenn sie sich dennoch aufdringen und wir uns fragen: hat der Dichter auch recht? eine freudige Bejahung nicht außen bleibe.

Den Inhalt des Taschenbuchs bildet: 1. „Züge aus dem Leben einer Weltbürgerin", von Dr. Barth in Calw. Es gilt der Engländerin Mary Mercy Ellis, geb. in London 1793, die mit Eifer und vieler Aufopferung sich mit ihrem Gatten dem Missionsberuf in Australien weihete, von woher sie nach 10 Jahren nach England zurückkehrte und 1835 an Verzehrung starb. Eine edle fromme Frau. 2. „Der Schiffbruch, Fragment eines größern Gedichts", von W. Meinhold. 3. 4. von Prof. Sack: „Äußerungen weiser und gläubiger Menschen." „Über das Selbstbewußtsein Christi." Dieser letztere Aufsatz wird wol vielen Lesern dunkel bleiben. 5. „Gedichte", von Rudolf Stier. Nach seinem alten System; wer es nicht glaubt, gehört zu den „neuen Heiden" u. dgl. Viel gereimte Erzählungen. 6. „Der erste Besuch in Jerusalem", von G. H. v. Schubert. Ist nur zu kurz. 7. „Gedichte und Lieder", von Dr. Hopfensack in Kleve. Sehr ansprechend und dem Gymnasium Glück zu wünschen, wenn der Director auf dieser Grenze bleibt. 8. „Übersicht und Zusammenhang der heiligen Geschichte Israels", von Prof. Osiander in Maulbronn. Kann man auch nicht ganz des Verf. Ansichten theilen, so ist doch der Aufsatz lesenswerth; nur ist eben hier nicht gerade so viel Gewicht auf Goethe's Urtheil zu legen. 9. „Gedichte", von Vogel, kais. russ. Staatsrath, in Gotha wohnhaft. Meist sehr anziehend. 10. „Das dritte Gebot", von Dr. Eyth. Schöne Stellen, vom Anfang etwas schief; der Schluß von „Koth und kleben" nicht edel. 11. „Aphorismen", von Past. Sommer. Der Verf. hat seine liebe Noth mit der „fleischlichen Vernunft, ehe sie in die Schule des heiligen Geistes geht", und daß des Menschen Wille sein Himmelreich sein soll. 12. „Gedichte. Christokratische Lieder. Der 144. Psalm. Ein Siegs- und Brautgesang." Von Stange. Warum die Psalmen mystisch explicirt? 13. „Der Glaube reinigt das Herz" über Apostelgeschichte 15, 9. Von Dr. Volkmann in Leipzig. Verständige Erklärung des apostolischen Glaubensbekenntnisses 1, 14. Noch folgen Beiträge von Bahnmaier und dem Herausgeber, zum Theil erhebend. Merkwürdig sind des Letztern Alexandriner, von denen er in der Vorrede sagt, „der Leser möge ihm bei einzelnen Stellen ein weitherziges Urtheil nicht versagen, wenn er in harmlosem Humor einige Male nicht ganz die richtige Grenze getroffen hätte." Er meint, die Waffe des Humors dürfe auch manche Erscheinungen der Zeit berühren und der einfache Menschenverstand könne oft am besten die geschraubten Zeitmeinungen würdigen. Möchte man doch Hrn. Knapp und seine Freunde stets beim Wort halten dürfen. Wir wollen einige Strophen zum Besten geben:

> Alexandriner sind vorlängst herabgekommen,
> Weißfischen gleich, die fad im Regenbach geschwommen.
> Wie manches Stümperlein hat sich damit versündigt,
> Bis ihnen man mit Recht den Rathssitz aufgekündigt.

Mit Berufung auf Rückert fährt er fort:

> Bekennt nur freudig dort, daß liebliche Gewalten
> In Alexandriens Versmaßen sein enthalten!
> Solch Metrum ist bequem Poeten insgeheim:
> Faßt viel Gedankenseim und hat doch einen Reim.
> Ein weiser Mann darf auch im Schlafrock etwas sagen,
> Und braucht nicht immerdar den feinen Frack zu tragen.
>
> Warum blieb der Gottessohn fern vom Schreiben?
> O hätte Christus uns ein eignes Buch geschrieben,
> So wär' er hinter uns als Mensch zurückgeblieben.
> Ein König schreibt kein Buch, wenn er befehlen will:
> Er spricht nur; und zu Haus schreibt's der Minister still.

Nach noch zwei andern, gleich stichhaltigen Gründen beantwortet er ebenso die Bedenklichkeiten:

> Befremdlich scheint es oft, daß nach Apostelzeit
> Das Christenthum verlor Schriftstellers Herrlichkeit.
> Die spätern Briefe bald sammt den Apologien
> Sie reichen Petro nicht und Paulo zu den Knien!

Man soll nicht lieblos verdammen, sondern an sich selbst denken:

> O wie gelinde gings bei uns als Sündern her,
> Wenn jedem seine Sünd' allstets vor Augen wär!
> Doch wenn man sie vergißt, dann wächst das Büffelhorn
> Aus alter Adamsstirn und häuft sich Zorn auf Zorn.

So der Geschmack der christlichen „Christoterpe" im J. 1840. Darum Hrn. Knapp als Repräsentanten seiner Freunde bei Gesangbuchsconferenzen eine Stimme, aber ja nicht mehr und nicht das Präsidium. 69.

## Miscellen.

### Die erste Aufführung von „Romeo und Julia".

Unter den Opern des in so frühem Alter verstorbenen Bellini hat sich auf unserer Bühne keine eines so anhaltenden Beifalls zu erfreuen gehabt als sein „Romeo e Giulietta". Aber wenn sie auf unserer Bühne immer so gern gesehen wird, so kann man sich leicht vorstellen, daß sie in Italien noch vielmehr Furore machte, und namentlich war dies in Venedig der Fall, wo am 11. März 1830 die erste Aufführung erfolgte, welche der junge Bellini, oder Bellino, wie ihn die Italiener wegen seiner Schönheit oft nannten, selbst leitete. Der Enthusiasmus hierbei kannte keine Grenzen. Die Grisi, in der blühendsten Jugendkraft, gab den Romeo, die Corradori die Giulietta, jene mit einer Leidenschaftlichkeit, daß sie einmal vor Thränen nicht fortsingen konnte, aber das laute Schluchzen ihr den größten tragischen Triumph bereitete. Sie wurde 13 Mal, die Corradori 12 Mal gerufen, und Bellini versteckte sich, dem immer wiederkehrenden Rufen zu entgehen, endlich in der Loge des Gouverneurs. Als die Vorstellung zu Ende war, wurden die Sängerinnen von ihren Anhängern mit dem lautesten Jubel empfangen und mehr nach Hause getragen als begleitet, indem die Banda des Regiments Esterhazy der Grisi mit dem Marsche aus der Oper, der Corradori das Orchester mit dem großen Chore des vierten Actes folgte. Die Grisi gedachte lange noch dieses schönen Tages und erinnerte sich noch in London mit Wehmuth desselben. „Nur in Italien kann ich wieder so singen wie damals", sagte sie. „Aber", setzte sie lächelnd hinzu, „in Londra si pagano meglio."*)

Der Name Eulalia hat durch die ganze Welt die Runde gemacht, denn die Heldin von Kotzebue's „Menschenhaß und Reue" heißt so, und dieses Stück wurde in Tobolsk so gut wie am Tajo in Lissabon gegeben. Woher stammt derselbe? Aus dem Griechischen von εὖ und λαλεῖν ist er zusammengesetzt, aber auch im Arabischen kommt er vor, wie ein junger Mann, Joh. Karl Berndt **), versichert, der von einer arabischen Eulalia zärtlich geliebt wurde. Schade nur, daß er nicht die Bedeutung desselben mitgetheilt hat, wenn das Wort echt arabisch ist. 20.

*) So berichtet ein wohlunterrichteter Augenzeuge des Jubels (Hallbronner in den „Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen", III, S. 50—57).

**) „Abdelkader oder drei Jahre eines Deutschen unter den Mauren" (Berlin 1846).

## Erklärung.

**Nach dem Wunsche des Herrn Professor Gervinus in Heidelberg erklären wir hierdurch, daß der in Nr. 153—157 d. Bl. enthaltene Aufsatz: „Die Universität Heidelberg", nicht von ihm herrührt. D. Red.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 199. — 17. Juli 1840.


Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Sechster Band. Leipzig, Brockhaus. 1838. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr. *)

Der vorliegende Band ist der Geschichte Ludwig's XIV. und seiner Zeit gewidmet, von dem Beginnen der Selbstregierung des Königs bis zu seinem Tode. Man kann die Lesung desselben nicht beginnen, ohne auf das lebhafteste daran erinnert zu werden, daß sich in Frankreich seit jenen Tagen mit den Zeiten und Geschlechtern die Gedanken, Überzeugungen, Ansichten, Bestrebungen wesentlich verändert haben, der die politischen Verhältnisse und ihre Lenkung bestimmende Charakter der Menschen aber im Ganzen derselbe geblieben ist. In der Mitte großer herrschender Übel hielt Ludwig XIV. nur ein einziges Mittel, sie zu heilen, für möglich, die Verstärkung der königlichen Macht, nachdem

die Prinzen, der Adel, die Geistlichen, die Parlamente, bis zu dem Pöbel hinab sich nacheinander und durcheinander für heilbringende Zionswächter ausgegeben, jeder in seiner Parteiansicht die unbedingte Wahrheit, in seinen eigennützigen Zwecken den Mittelpunkt alles öffentlichen Lebens gesehen hatten. Sehr oft haben die Franzosen und ihre Könige verkannt, daß die gleichzeitige Entwickelung des Verschiedenartigen, ja des Entgegengesetzten zum Wesen des Lebens gehört; sie haben bald Dies bald Jenes, aber meist nur Eines geehrt und das Abweichende dann vernachlässigt, angefeindet, verachtet, zu Boden getreten. Alsdann wurden sie in einer oder der andern Richtung fortgerissen und beherrscht: von einem Könige, einem Minister, einem Priester, einem Feldherrn, einem Gedanken, einem Gefühle, einer Lehre, einer Wahrheit, einem Vorurtheile, einer Thorheit.

Welch eine Lehre und Warnung für das heutige, sich in seinem politischen Leben mit Danaidenarbeit abmühende Frankreich, wenn es sie anerkennen wollte und zu benutzen verstände. Man nennt eine der dort hadernden Parteien Doctrinaire, im Grunde können sie aber alle diesen Namen führen; denn mehr oder weniger glauben alle das Heil nicht in dem Leben, welches das Gesetz bildet, zu finden, sondern in dem abstracten Gesetze, welches das Leben bilden soll.

Das nach langen und höchst verwüstenden Kriegen müde Europa würde eines langen Friedens, wie es dessen bedurfte, haben genießen können, wenn es nicht durch den Ehrgeiz Ludwig's, für den die einheimischen Geschäfte nicht Reiz und Glanz genug hatten, in eine neue Reihe verderblicher Kämpfe gerissen worden wäre. Der Verf. hat von den Planen und Thaten dieses maßlos frechen, durch Treulosigkeit und Hochmuth jedes Gefühl empörenden Ehrgeizes ein klares, durch viele einzelne Züge belebtes, in der Gedrängtheit der Darstellung eindrucksvolles Bild entworfen. Was den deutschen Leser dabei nicht nur mit Schmerz, sondern auch mit tiefer Scham erfüllt, ist jene in unserer Geschichte leider so oft wiederkehrende Gleichgültigkeit für die Ehre und Bedeutung des Vaterlandes, die sich Ludwig XIV. gegenüber bis zu einer Stumpfheit steigerte, welche auch für die empfindlichsten Verluste gefühllos war. Statt Angriffe, Raub und Beschimpfung mit vereinter Kraft zurückzuweisen, gaben die Stände den Anerbietungen und Schmeicheleien ihres gefährlichsten Feindes Gehör, haderten und betrogen sich untereinander. Welcher Deutsche möchte dem Verf. nicht beipflichten, wenn er bei dieser Gelegenheit ausruft:

Wahrlich, diese Schmach ist so entsetzlich, diese Nichtigkeit so jämmerlich, dieser Verrath am Vaterlande so abscheulich, daß man die Frevel der Franzosen wie eine vom Himmel gesandte verdiente Zuchtruthe betrachten könnte! Auch ist diese Nemesis über Deutschland immer wieder eingebrochen und wird auch künftig jedesmal wieder einbrechen, sobald es vergißt, daß die Mannichfaltigkeit seines innern, einheimischen Lebens nie in eine völlige Trennung und Entgegensetzung ausarten darf und daß das größte Volk naturgemäß zu Grunde geht und eine Beute der Fremden wird, sobald es nicht mehr wie ein einziges, untheilbares Volk handelt.

Nachdem der Verf. die Geschichte der europäischen Staatshändel bis auf den nimweger Frieden geführt hat, geht er auf das Leben an Ludwig's XIV. Hofe, auf Frankreichs Verfassung, Verwaltung, Kriegswesen, Finanzen, Wissenschaft, Kunst, Religion und Kirche über.

Wir sehen hier diesen König, an dem Alles, bis auf die kleinste Bewegung, das geringste Wort herab, als gemessen, schicklich, höflich, edel, groß, majestätisch und doch ungesucht und natürlich geschildert wird, von den conventionnellen Formen so beherrscht, daß sie ihn in einer Art von künstlicher Gefangenschaft hielten, von dem geringsten Versehen gegen Hofgebrauch und Rangordnung in einen solchen Zorn versetzt, daß er weder reden noch

*) Zuletzt berichteten wir über dieses Werk in Nr. 345—347 d. Bl. f. 1836. Der Abdruck des nachstehenden Aufsatzes hat sich zufällig etwas verspätet. D. Red.

essen konnte. Wir sehen ihn einsam in seiner Würde, in seiner Familie nicht glücklich, in den Armen der Maitressen eine Befriedigung suchen, die er nicht findet. Er verletzte Zucht und Anstand mehr, als durch warmes Blut und leidenschaftliche Triebe entschuldigt werden kann, und das Übel verbreitete sich unheilbringend vom Throne in alle Kreise. Aller Orten tritt uns der Widerhall einer frivolen Zeit entgegen. Nicht aus einem mächtigen Naturtriebe geht die Unkeuschheit hervor, sondern aus Langweile, Eitelkeit und Mode. Während Einige die Leidenschaft des Königs für die Weiber theilten und Andere sie aus Schmeichelei erheuchelten, herrschte zugleich eine ungemäßigte Spielwuth. Trotz der Gesetze, die sie beschränkten, ging der Hof mit verführerischem Beispiele voran und ebenso verhielt es sich mit dem Kleiderluxus. Übrigens konnte der König, dessen Beispiel und Befehl sonst überall entschied, der Mode nicht gebieten; er erzählte selbst, er habe mit all seinem Ansehen den zu hohen Kopfputz der Frauen, der ihm misfiel, nicht erniedrigen können. Nächst den Weibern kosteten ihm die Bauten sehr große Summen, die größten Versailles. Bei Betrachtung dieser Säle, Terrassen, Grotten, Springbrunnen, fabelhaften Thiere sollte man meinen, der König habe hier ein über Sorge und kleinliches Treiben erhabenes, heiteres, poetisches Leben geführt. Statt dessen bekümmerte er sich um die kleinsten Stadtgeschichten und Klätschereien, ließ, um sie zu erfahren, Briefe erbrechen und durch Kundschafter Tag und Nacht Paläste, Gärten, Gänge, Treppen, Wege, Stege und geheime Orte beobachten.

In der zweiten Hälfte seines Lebens gerieth Ludwig durch das ganz verkehrt aufgefaßte Christenthum in eine Gefangenschaft anderer Art. An die Stelle der absterbenden Vorliebe für die Weiber trat erkünstelte Pruderie, dem liederlichen Übermuthe folgten ängstliche Heuchelei und wilde Verfolgungssucht. Der König trug nun Reliquien auf dem Leibe, aber von Demuth, Mäßigung und echter Wiedergeburt war nicht die Rede. Verdruß über sein früheres Leben, Hoffnung, schon hienieden Alles abzubüßen, sowie Furcht vor dem Tode und den göttlichen Strafen machten ihn zum Knecht von Beichtvätern und Eiferern. Zu diesem Übergang aus sinnlichem Übermuthe zu scheinheiliger Frömmelei hat Niemand mehr beigetragen als die Maintenon, über die der Verf. folgendes Urtheil fällt:

Es fehlte ihr an aller wahren Größe und Tiefe des Geistes und Charakters. Nie erhob sich ihre Gewandtheit zu echter Weisheit und nie hatte sie den Muth, Wahrheit und Unschuld zu vertheidigen, wenn sie irgend befürchten konnte, daß ihr Widerspruch dem Könige misfalle. Immerdar bot sie dagegen ängstlich, oder (wie bei der Verfolgung der Hugenotten) verbrecherisch die Hand zu Allem, was seinen Neigungen und Leidenschaften schmeichelte. Ihre Liebedienerei und Feigheit, ihre erkünstelte Keuschheit und falsche Frömmigkeit thaten mehr Schaden, als die Ungeduld, Kühnheit und Genußliebe der Montespan.

Ludwig XIV., sagt der Verf. treffend, begann die Weltgeschichte mit sich selbst, d. h. er hielt die schrankenlose königliche Gewalt, welche Richelieu und Mazarin gegen die Empörungen der Prinzen, Prälaten und Barone gewonnen hatten, für den einzig gesetzlichen, legitimen Zustand und ging niemals auf die Vergangenheit, als auf etwas Würdiges zurück, statt daß er hätte untersuchen sollen, was von dem Frühern wahrhaft veraltet und daher für immer zu beseitigen sei, und was von Misbräuchen gereinigt, eine Wiederbelebung verdiene. Jede Mitwirkung des Volkes bei der Gesetzgebung, jedes Recht der Geldbewilligung hielt er für ein Unrecht und ein Unglück. Nachdem die Formen der Verfassung abgeschafft waren, hätte die Verwaltung mit doppelter Wichtigkeit hervortreten müssen. Statt dessen fand der monarchische Absolutismus Ludwig's XIV. auch in den niedern Kreisen ein Gegenbild und es entstand eine Bureaukratie, Vielregierei und Centralisation, welche zum Absterben alles landschaftlichen und örtlichen Lebens wesentlich beitrugen; ein Verlust, der durch die erhöhte Schnelligkeit und Ordnung in den Geschäften bis auf den heutigen Tag nicht ersetzt werden konnte. Gesetzgebung und Kriegswesen erfuhren, den veränderten, gesteigerten Bedürfnissen der Zeit nach, manche Veränderung und wesentliche Verbesserung, überall finden wir eine gewandte Handhabung und Benutzung des Augenblicks, nirgend aber große, leitende, erzeugende Gedanken und Ideen, welche die Nachwelt fruchtbar und segensreich umgestaltet oder wenigstens den Übeln vorgebeugt hätten, die aus den ergriffenen Maßregeln sonst nothwendig hervorbrechen mußten.

Nicht minder willkürlich und tyrannisch als auf dem politischen, ja noch viel schlimmer und gewaltthätiger zeigte sich derselbe Absolutismus auf dem religiösen und kirchlichen Gebiete. Aus dem Standpunkte des unbedingten göttlichen Rechtes der Könige ward erwiesen: daß jedes Recht, jede Gabe, jedes Versprechen nach Belieben widerruflich sei und eine heilige Gewissenspflicht den Herrschern auflege, alle Ketzer in den Bezirk der katholischen Kirche hineinzuzwingen. Gegen die Reformirten, welche Ludwig in frühern Regierungsjahren mit großer Milde und Mäßigung zu behandeln sich gerühmt hatte, wurden später Verfügungen und Maßregeln ergriffen, Auslegungen und Beschränkungen gemacht, welche urkundliche Rechte umstießen, wohlerworbenes Eigenthum raubten, häusliche Verhältnisse mit Füßen traten, frommen Gemüthern religiösen Trost entzogen und allen Eiferern geistlichen und weltlichen Standes zu Ränken und Ungerechtigkeiten gesetzliche Vollmacht ertheilten. Dieses schändliche Spiel mit Gewissen, Freiheit und Gütern der Reformirten sollte ihre Bekehrung einleiten, zu deren Vollendung man zu noch weit schlimmeren Gewaltthätigkeiten schritt, nach der Laune und Willkür des Ministers, des Beichtvaters und der Maitresse. Es begannen nach Louvois' Anweisung die Einquartirungen, einzelnen Personen legte man bis hundert Dragoner ein. Die argen Vorschriften wurden bei der Ausführung noch überboten und es finden sich nach Zeit, Ort und Personen so genau verzeichnete unzählige Grausamkeiten, daß man in die widerwärtigsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges versetzt zu sein glaubt. Ja, wäre auch nur der hundertste Theil des Erzählten wahr, so reichte dies hin, alle Theilnehmer, welche ruhige Mitbürger während des tiefsten Friedens auf so empörende Weise mishandelten, mit ewiger Schande zu brandmarken.

Als nun alle diese Frevel durch die Aufhebung des Edicts von Nantes gekrönt wurden, viele Tausend Franzosen genöthigt waren, ihr Vaterland unter den größten Gefahren zu verlassen und diese Auswanderungen die verderblichen Folgen jenes unseligen Schrittes auf das deutlichste erwiesen, lenkte man doch nicht um zu Milde und Mäßigung, sondern überbot die frühern Beschlüsse durch neue Grausamkeiten. Der Verf. zeigt, wie nichtig die Entschuldigungsgründe sind, die man für Ludwig vorgebracht hat, daß man ihm nämlich das Meiste verheimlicht und daß er nur in dem allgemeinen Sinne seiner Zeit gehandelt habe. Ganz unwahr ist auch die entgegengesetzte Behauptung, daß Ludwig die Schuld dieser Verfolgungen allein trage, alle übrigen Franzosen aber keinen Theil daran gehabt, ja sie gemisbilligt hätten. Vielmehr wurde von vielen Stimmen Ludwig's Verfahren als ein höchst verdienstliches und ruhmwürdiges gepriesen und die französische Geistlichkeit entblödete sich nicht dem Könige zu sagen: seine frühern Thaten hätten seinen Namen bis zu den äußersten Grenzen der Erde getragen, diese That werde ihn bis zum Himmel erheben und ihm einen Ruhm erwerben, der noch fortdauern werde nach dem Untergange des Weltalls.

Zu Denen, welche in so ausschweifende Lobeserhebungen des Verdammenswürdigsten ausbrachen, gehörte auch der berühmte Bossuet. Bekanntlich hat er eine Geschichte der wechselnden Meinungen in den protestantischen Kirchen geschrieben, welche die Streitigkeiten derselben in tiefen Schatten stellen sollen gegen die unveränderliche Einheit und Ruhe in der katholischen Kirche. Und doch brachen innerhalb der letztern zu Ludwig's Zeiten bedeutende Zwistigkeiten und Kämpfe aus: über den Jansenismus, über den Quietismus, über das Buch des Paters Quesnel, welches die Bulle Unigenitus veranlaßte, und über die Freiheiten der gallicanischen Kirche, welche in den berühmten vier Artikeln ausgesprochen wurden. Über diese Artikel urtheilt der Verf., indem er blos den schädlichen Einfluß, den die Einmischung des Hofes herbeiführte, in Erwägung zieht, zu ungünstig und ohne auf die frühere Entwickelung dieses Streites unter Richelieu Rücksicht zu nehmen.

Wenn Hr. v. Raumer, im nächsten Abschnitte zu den Begebenheiten nach dem nimweger Frieden übergehend, erklärt, über die türkischen Verhältnisse kurz sein und nur das Nöthigste von ihnen beibringen zu wollen, so finden wir dies ganz zweckmäßig und dem Plane seines Werkes angemessen; nicht aber, daß auch die deutschen Angelegenheiten zu sehr in den Hintergrund treten. Freilich ist von Deutschland leider nicht viel Erfreuliches zu berichten, die klägliche Rolle, die es unter Ludwig XIV. spielte, gehört mit zu dem Bejammernswerthesten in unserer Geschichte; aber auch diese Schatten hätten mehr in Bezug auf das innere Leben der Nation dargestellt werden müssen. Ohne dieses ist weder die Versunkenheit der Deutschen noch ihre nachmalige Erhebung historisch erklärlich. Die Züge zu einem solchen Bilde sind allerdings weit weniger in der allgemeinen deutschen Geschichte, als in der besondern und landschaftlichen zu finden; sie sind aber zum Behufe der erstern aus der letztern hervorzusuchen und zusammenzustellen, wie K. A. Menzel ebenso richtig gesehen, als geschickt in Anwendung gebracht hat. Daß der Geschichtschreiber Europas theils für diese Dinge weniger Raum hat, theils andern Gesichtspunkten folgen muß, als der sich auf Deutschland beschränkende, stellen wir nicht in Abrede; ganz vernachlässigen darf aber auch Jener, selbst abgesehen davon, daß er selbst ein Deutscher ist, die innere Geschichte einer Nation nicht, der in der europäischen Cultur ein so großer und wichtiger Platz angewiesen ist.

Desto ausführlicher ist der Verf. über die ohne Zweifel besonders wichtige und anziehende Geschichte Englands in diesem Zeitraume. Mit der gründlichsten Quellenkenntniß und mit ebenso scharfem als gerechtem Urtheil beschreibt er die Fehler und Thorheiten der Restauration, und wie Jakob's Sturz aus seiner Verkehrtheit mit unabwendbarer Nothwendigkeit hervorging. Nur den Wunsch wird hier ein aufmerksamer Leser noch hegen, daß Hr. von Raumer, da er aus der reichen Fülle der Reden und Gegenreden, besonders über die wichtigsten und interessantesten Gegenstände des Staatsrechts, nur Auszüge geben kann, entschiedener angedeutet hätte, wo die einzelnen Ausdrücke, auf die oft so viel ankommt, wirklich den damaligen Wortführern, oder ihm dem Zusammenfassenden angehören. Wenige haben Zeit und Muße, und noch weit Wenigere Gelegenheit, den Quellen nachzugehen, um hierüber Auskunft zu erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Deutsche Burschenlieder in England.

Die rege Theilnahme an Allem, was seine Königin und ihren Gemahl betrifft, hat die Aufmerksamkeit des englischen Publicums unter Anderm wieder auf das Leben und Treiben der deutschen Universitäten hingezogen, dem ja Prinz Albert noch vor kurzem angehörte. Einige Zeitungsberichte, die dadurch hervorgerufen wurden, brauten aus Ideen über deutsche Metaphysik und der Mützen-, Bänder- und Pfeifenquastensprache deutscher Bursche, aus dem Conservatismus englischer Universitäten und den verabscheuten Strauß'schen Ansichten, aus mancherlei Andeutungen, die sie dem Bericht der Bundescommission über die politischen Umtriebe entnahmen, und aus Erinnerungen an Tabacksdampf, Trinkgelage, Sängerlust u. s. w. einen gar schnurrigen Mikrokosmus zusammen, der dem gläubigen und ungläubigen Publicum zur Illustration des bekanntlich schwer zu definirenden Begriffes eines deutschen „Burschen" dienen sollte. Um das Maß des Sonderbaren voll zu machen, behielt man nämlich diesen, für ein englisches Organ fast unaussprechlichen Namen bei. John Bull scheint aber gern von diesen leibhaften Proben der German romance zu hören; er selbst hat Söhne genug, die ihm über Das, was sie mit eigenen Augen auf deutschen Universitäten sahen, recht ausführlich und zwar mit rechter Herzenslust erzählen können. Einer derselben hat im Aprilhefte von Tait's „Edinburgh magazine" mehre Burschenlieder übersetzt, unter andern den „Landesvater", den von englischen Lippen zu hören, wol deutschen Sängern nicht unlieb sein wird.

Silence lend all,
Rapt attend all,

To the high and solemn strain,
Song of songs full well we know thee,
Song of songs can we bestow thee
On a German ear in vain?

Sons of Herman,
Comrades German,
Sing your fatherland's proud song.
Fatherland, thou land of glory,
Choose the sons that bow before thee
To avenge their country's wrong.

Life to give thee
Only live we,
Thee we serve with heart and hand,
Gladly for thine honour die we,
Glad the cannon's mouth defy we
At our fatherland's command.

Who knows not,
Who glows not
With this high and holy zeal,
Shall not share our sacred union,
Shall not hold with men communion
Not profane the German steel.

One and all sing
Let the hall ring
With the praise to Deutschland due.
Take the sword that Germans swear by,
Take the sword that Burschen bear high
And your sacred vows renew.

Bright with bold wine
From the old Rhine
Take this goblet in thy hand,
Quaff the Rhenish bumper gleely,
Let thy true blood flow as freely
For our German fatherland!

Einige Verse, schreibt der Übersetzer, habe er ausgelassen, da sie sich auf die mit dem Absingen des Liedes verbundene Feierlichkeit bezögen. Er theilt ein englisches Kirchenlied (Benedicite) mit, welches nach derselben Weise gesungen wird, und findet diese Adaptation sehr richtig, da in Deutschland fromme Gefühle nicht als ein Theil der Kirchenstühle betrachtet, sondern mit der Poesie des gewöhnlichen Lebens innig verzweigt seien. Als einen erhebenden Beweis hierfür gibt er noch eine Übersetzung des innig poetischen Liedes: „Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude ꝛc.“, dessen letzte Strophe sich im Englischen fast besser wie im Deutschen liest.

And when pale death a brother's bond shall sever
And Nature claims what Nature gave,
We weep and pray, may peace and rest be ever
On our dear brother's silent grave.
We weep and we pray o'er our brother's cool grave,
May God keep thy soul in peace brother brave!

Möchten die englische und die deutsche Nation sich so klar und wahr, so eng und liebevoll aneinander schließen, wie ihre Sprachen es vermögen! 48.

## Literarische Notizen.

Von der „Bibliothèque des auteurs grecs“, welche bei Ambroise Firmin Didot erscheint und auf deren Bedeutung Letronne im „Journal des savants“ in zwei Artikeln aufmerksam gemacht hat, erschien der siebente Band, welcher den Hesiod, Apollonius den Rhodier, Musäus, Koluthus, Quintus von Smyrna, Tryphiodorus und Tzetzes enthält und von Hrn. Lehrs besorgt ist. Vervollständigt ist dieser Band durch die Fragmente des Asius, Pisander, Panyasis, Chörilus und Antimachus, zum erstenmal von Hrn. Dubner gesammelt. Alle diese in einem Band vereinigten Autoren sind mit einer lateinischen Übersetzung und sehr vollständigem Index begleitet und die meisten von ihnen nach den Manuscripten der königlichen Bibliothek zu Paris revidirt.

Neu erschienen in Paris: „Une nuit blanche“, von Leon Gozlan; „Les premiers fleurs“, von J. Gères; „J'ai du bon tabac dans ma tabatière“, von A. Ricard (2 Bde.); „Le tombeau de Napoléon“, von F. Soulié; „Louis XVI“, von dem Vicomte de Falloux; „Guise et Riom“, von P. de Musset (2 Bde.). 5.

## Literarische Anzeige.

### Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1840 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. 193.)

*39. Hagen (Aug.), Die Wunder der heiligen Katharina von Siena. Nacherzählt. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

*40. — —, Leonhard da Vinci in Mailand. Nach dem Italienischen. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.
Diese beiden Schriften bilden das dritte und vierte Bändchen der unter Nr. 19 erwähnten Künstler-Geschichten.

*41. Hahn-Hahn (Ida, Gräfin), Jenseits der Berge. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.
Eine mit Poesien und Erzählungen untermischte Reise der Verfasserin nach Italien.
Bisher erschien von der Verfasserin in meinem Verlage:
Gedichte. 8. 1835. 1 Thlr. 12 Gr.
Neue Gedichte. 8. 1836. 1 Thlr. 8 Gr.
Venetianische Nächte. 8. 1836. 1 Thlr.

*42. Die Heimat, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Eine Erzählung von der Verfasserin der Skizzen aus dem Alltagsleben. Mit einer Einleitung. 8. Geh.
Vgl. Nr. 25.

*43. Hille (Karl Christian), Die Bäder am Nieder- und Oberrhein. Mit Kärtchen. 8. Geh.

*44. — —, Die Bäder am Taunus. Mit Kärtchen. 8. Geh.
Vgl. Nr. 21.

*45. *Hünefeld* (*F. L.*), Der Chemismus in der thierischen Organisation. Physiologisch-chemische Untersuchungen der materiellen Veränderungen oder des Bildungslebens im thierischen Organismus, insbesondere des Blutbildungsprocesses, der Natur der Blutkörperchen und ihrer Kernchen. Ein Beitrag zur Physiologie und Heilmittellehre. Gekrönte Preisschrift. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
Diese Schrift ist von der königlichen Akademie der Wissenschaften in Göttingen mit dem ersten Preise gekrönt worden.

*46. Ikonographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen in ihrem anatomischen und curativen Verhältnisse, unter Mitwirkung des Herrn Geheime-Medicinalraths, Professors Dr. *Kluge* besorgt und herausgegeben von Dr. *Friedr. Jak. Behrend.* Gegen 20 Tafeln Abbildungen und 20 Bogen Text. In Lieferungen. Grossfolio.
Vgl. Nr. 22.

*47. Lützelberger (E. K. J., ehemaliger Pfarrer zu St. Jobst bei Nürnberg), Die kirchliche Tradition über den Apostel Johannes und seine Schriften in ihrer Grundlosigkeit nachgewiesen. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

48. *Martens* (*Charles de*), Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. Geh.
Eine Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens“ (2 Bände. 4 Thlr. 12 Gr.), welche sich aber allein auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränken wird.
Früher erschien von dem Herausgeber in meinem Verlage:
Guide diplomatique. Zwei Bände. Gr. 8. 1832. 4 Thlr. 12 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 200. —— 18. Juli 1840.

Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Sechster Band.

(Beschluß aus Nr. 199.)

Des Verf. politisches Glaubensbekenntniß erkennen wir gleich beim Eingang dieser Darstellung an einer Bemerkung über ein von Sir William Temple gebrauchtes Bild, wo Der, welcher eine alte Regierungsform niederreißt, um eine neue zu errichten, mit einem Manne verglichen wird, der eine alte Eiche umhaut und eine neue an ihre Stelle pflanzt, davon aber keinen andern Vortheil oder Lohn hat, als das Graben, Begießen und Beschneiden und von Glück sagen kann, wenn ihn die herabgebrochenen Zweige oder der Stamm des alten umgehauenen Baumes nicht erschlagen. In dieser bildlichen Betrachtung, fügt Hr. von Raumer hinzu, ist Vieles wahr, doch darf man nicht unbemerkt lassen,

daß man die bürgerliche Gesellschaft nicht sowol mit einem Baume, als mit einem großen Walde vergleichen könnte, wo an die Stelle der überalten Bäume nothwendig jüngere eintreten müssen. Daher wäre es ebenso thöricht, die noch lebenskräftigen im Übermuthe niederzuhauen, als die abgestorbenen für jung auszugeben und alles Nachpflanzen für entbehrlich zu halten.

Nun könnte aber noch ein Dritter kommen und, im Bilde bleibend, hinzufügen: daß Bäume umgehauen und andere gepflanzt werden müssen, versteht sich überall von selbst. Die Schwierigkeit liegt aber darin, zu unterscheiden, welche Bäume wahrhaft abgestorben sind und welche zu einem neuen Leben erweckt werden können. Und darin besteht nun eben die Kunst des Forstmeisters, so viele als möglich zu retten und zum Treiben neuer Zweige zu bringen. Denn diese gewähren, gegen den jungen Anwuchs gehalten, den großen Vortheil, daß ihre starken Stämme auf festen Wurzeln ruhen und doch in der Krone grünen, blühen und Früchte tragen.

Karl II. besaß nicht eine starke Seele, welche durch Unglück gekräftigt und gehoben wird, sondern nur diejenige Art von Verstand und Gewandtheit, welche in allen menschlichen Dingen bloße Selbstsucht zu erblicken glaubt und deshalb Argwohn und Verstellung für die besten Mittel zum Erkennen und Bekämpfen aller Hindernisse hält. Weiber und Beischläferinnen hatten den größten Einfluß auf ihn und kosteten ihm ungeheure Summen, ohne daß er je eine liebte, oder sich von einer für geliebt hielt. Keuschheit, sprach er, gehe höchstens aus Eitelkeit hervor, oder sei nur eine wunderliche Laune. So wurden allmälig liebenswürdige Schufte und kecke Huren sein liebster Umgang und das Talent, Anekdoten und Possen zu erzählen, war das einzige, welches er zur Vollkommenheit ausbildete. Die wichtigsten Angelegenheiten brachten ihn nicht zur Thätigkeit, die feierlichsten Versprechungen nicht zu treuerm Worthalten, die unwürdigsten Anträge nicht zu edlem Zorne und die Zuneigung eines ganzen Volkes nicht zum Entsagen unwürdiger Vergnügungen. Immer stand sein Denken, Fühlen und Handeln im Widerspruch mit dem seines Volks. Ehe er sich mit diesem verständigte, verkaufte er sich lieber an Ludwig XIV., und in dem Augenblicke, wo er vom Parlamente Geld zur Unterstützung der Holländer foderte und erhielt, schloß er sich Ludwig's feindlichen Absichten wider sie an. Für Geld versprach er ihm, katholisch zu werden und den Katholicismus in England neu zu begründen. Eigentlich war ihm alle Religion gleichgültig, doch mochte ihm die katholische darum besser gefallen, weil in ihr damals am meisten die Pflicht des unbedingten Gehorsams hervorgehoben wurde. Die puritanische Strenge der letztvergangenen Zeiten ward an seinem Hofe nicht zu würdiger Duldsamkeit verklärt, jene finstere, fast menschenfeindliche Ansicht nicht dadurch geläutert, daß man das Schöne mit dem Guten verbinden lernte; sondern man sprang von einem Äußersten in das entgegengesetzte über, und hielt Gleichgültigkeit gegen alle Religion, sowie Misachten aller Sitte für Zeichen und Beweis geistiger Aufklärung und Lebensweisheit. Nur zu Viele aus dem Volke fanden an dem vornehmen Beispiele des Hofes Gefallen und auch die Literatur, besonders die dramatische, nahm eine Wendung, welche heitere Lebenslust mit Zuchtlosigkeit verwechselte und nicht blos den Tadel kopfhängerischer Sektirer, sondern jedes rechtlichen Mannes verdiente.

Karl's Nachfolger und Bruder Jakob, obschon er dasselbe Ziel zu erreichen strebte, unterschied sich doch in Charakter, Ansichten und Handlungsweise wesentlich von ihm. Wenn jener den Aufstand gegen seinen Vater und die Hinrichtung desselben zu vergessen suchte, um heiter von Tage zu Tage zu leben, stand diesem die bittere Vergangenheit stets vor Augen und zwar als eine

Zeit, deren Saaten zu vertilgen er berufen sei. Denn Alles, was die letzten 50 Jahre hervorgebracht, hielt Jakob für Übel, lediglich hervorgegangen aus der Anmaßung und Willkür des protestantischen Volkes und der Parlamente, denen die Regierung nur beklagenswerthe Schwäche und thörichte Nachgiebigkeit entgegengesetzt habe. In der katholischen Religion und in ihr allein finde man nicht blos die wahre Religion, sondern auch die wahre Staatskunst; und der Protestantismus sei nicht blos ein Abfall vom rechten Glauben zu Grillen und Irrlehren, sondern auch von bürgerlicher Ordnung und Gehorsam zu Unordnung und Aufruhr.

Er vergaß, daß das Hauptgeschäft aller Regierungen meistentheils darin besteht, das Entgegengesetzte auf der mittlern (diagonalen) Linie der Kräfte vorwärts zu führen; er wollte (wie alle übereilte Revolutionnaire) zuletzt nur seine Willkür unter dem Titel des Unbedingten und Göttlichen geltend machen.

Sehr schön spricht der Verf. über Wilhelm III., die Zeichnung dieses großen Charakters ist ihm vorzüglich gelungen.

Die Aufgabe seines ganzen Lebens war, Ludwig XIV. entgegenzutreten. Ein so bequemes, glänzendes, gepriesenes Königthum, wie es diesem zu Theil geworden, ward ihm nirgend geboten: er konnte sich nicht auf uraltem Throne mühelos niedersetzen oder auf sammetnem Kissen ruhend sich mit Lorberkränzen und Lobgedichten überschütten lassen. Weder die leichte Freude scheinbaren Regierens ward ihm zu Theil, noch demüthiger Gehorsam gegen eigenmächtige Befehle, noch Bewunderung auch der willkürlichsten Einfälle. Seine starke Seele war bestimmt, den Schmerz und die Wehen eines ganzen Welttheils für die Leichtsinnigen und Lässigen, die Gutmüthigen und die Zutraulichen mitzutragen, durch Adlerblick schon alle Gefahren zu erkennen, wenn Niemand daran glaubte, und ihnen kraftvoll und standhaft entgegenzuwirken, wenn sie über die Erschrockenen und Muthlosen hereinbrachen. Er sollte Zeugniß geben, zu welcher Höhe die Begeisterung für einen großen Gegenstand sowie die Festigkeit eines unwandelbaren Gedankens und eines unbeugsamen Willens den Menschen erheben kann. Indem er aber Alles daran setzte, Europa zu retten, geschah es, daß man ihn (nicht unnatürlich) von andern Standpunkten aus einen treulosen Verwandten, einen tyrannischen Ehemann, einen undankbaren Freund nannte, daß seine weisesten Vorschläge den eigensinnigsten Widerstand fanden und ihm das Regieren nicht blos durch große furchtbare Hindernisse, sondern fast noch mehr durch tausend kleine Ränke und Störungen zur unendlich schwierigen Aufgabe ward. Grazien und Amoretten standen dem vom Ernst des Lebens überall Durchdrungenen nicht in jedem Augenblick zu Gebote; hätte er indessen die Gabe der leichten Mittheilung und freundlichen Herablassung noch mehr besessen, das Werk seines Lebens hätte ihm weniger Mühe gemacht, oder wenigstens größere Freude gebracht. Vielleicht würden aber jene Eigenschaften der eisernen Festigkeit Abbruch gethan haben, deren die Welt zu bedürfen schien.

Der nächste Abschnitt, welcher die Kriege von 1688 bis zum Ende des Jahrhunderts erzählt, zeigt den Übermuth der Franzosen bis zur größten Barbarei und Unmenschlichkeit gesteigert und bei ihren Gegnern Ohnmacht und kläglichen Verfall. Der allerchristlichste König ließ die schöne Pfalz furchtbar verwüsten und viele Städte anzünden, unter andern Worms, welches sich seinen Truppen auf Treu und Glauben ergeben hatte, mit seinen Kirchen, Klöstern, Schulen, Krankenhäusern und öffentlichen Gebäuden, mit allen Besitzthümern, Schätzen der Kunst und Wissenschaft, mit jedem Andenken der frühern Zeiten in einen Aschenhaufen verwandeln. Und die Deutschen hatten diese Frevel weder zu verhindern gewußt, noch erhoben sie sich mächtig genug, um sie zu strafen. In Spanien nahm unter der kläglichen Regierung Karl's II. das Elend immer mehr zu. Es drang bis in den königlichen Palast, sodaß den Beamten und Dienern weder Lohn noch Nahrung gereicht wurde und viele davongingen. Von der jährlichen Staatseinnahme waren etwa zwei Drittel verpfändet, das Übrige konnte zur Bestreitung der nöthigsten Ausgaben nicht hinreichen. Die Provinzen wurden von den Vicekönigen ausgesogen und geplündert. Die Festungen verfielen und die nicht bezahlten Soldaten desertirten haufenweise. Aber auch in dem siegreichen Frankreich nahm durch die Verschwendung des Hofes und die Kosten des ungerechten Krieges, welche schwere Steuererhöhungen und Erpressungen nöthig machten, das Elend so zu, daß Fénélon um diese Zeit schrieb:

Der Ackerbau liegt darnieder, die Bevölkerung sinkt, die Gewerbe ernähren nicht mehr ihre Arbeiter, der Handel ist vernichtet. Anstatt Steuern zu erheben, müßte man dem armen Volke Almosen geben und es ernähren. Ganz Frankreich ist nichts als ein großes elendes, unversorgtes Hospital.

Eine Schrift unter dem Titel: „Die Seufzer des verknechteten, nach Freiheit strebenden Frankreichs", welche 1689 zu Amsterdam erschien, ging weiter und griff die unbeschränkte Willkür des Thrones, als die wahre Ursache aller Übel, unter denen Frankreich seufzte, an.

Leute, heißt es darin, welche diese Lehre (von der über alle Gesetze erhabenen Gewalt der Krone) verkündigen, sind die ärgsten Feinde aller Könige und des menschlichen Geschlechts; denn auf ihrem Wege muß nothwendig über kurz oder lang Alles in Unordnung und Auflösung hinabstürzen. Soll dies furchtbare Ergebniß vermieden werden, so muß man die königliche Macht auf das richtige Maß zurückbringen, die Rechte der Kirche, Stände, Körperschaften herstellen und mit einem Worte eine wesentliche Umgestaltung der jetzigen Einrichtungen und Verhältnisse herbeiführen.

So sagte also diese Schrift die gerade 100 Jahre nachher ausgebrochene Revolution, als unausbleibliche Folge der herrschenden Regierungsweise voraus, nachdem die von ihr als das wahre Rettungsmittel vollkommen richtig bezeichnete Maßregel leider nicht ergriffen worden war.

Ehe der Verf. zur Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges, mit welcher dieser Band schließt, übergeht, stellt er die innern Verhältnisse Englands unter der Regierung Wilhelm's III. dar. Indem er bemerkt, daß Wilhelm, statt sich unbedingt den Grundsätzen der Tories oder der Whigs zu ergeben, vielmehr über beiden Parteien als ihr Lenker stehen wollte, führt er folgende merkwürdige, höchst beherzigenswerthe Stelle, aus einem Briefe von Leibnitz an Burnet an.

Nur die Extreme, schreibt der Philosoph, sind in den Tories wie in den Whigs tadelnswerth, die Gemäßigten auf beiden Seiten werden sich leicht verständigen. Erkennen die gemäßigten Tories nicht an, daß es außerordentliche Fälle gibt, wo der duldende Gehorsam aufhört und wo es erlaubt ist, dem Fürsten zu widerstehen? Und gestehen die gemäßigten Whigs nicht zu, daß man nicht leichtsinnig und nur aus gewichtigen Gründen zu diesem Widerstande kommen darf? Ebenso ist es mit der erblichen Thronfolge, von der man nicht abgehen muß,

es sei denn, daß das Wohl des Vaterlandes die Völker dazu zwinge; denn annehmen, daß es in diesen Dingen ein unverletzliches göttliches Recht gebe, das heißt bis zum Aberglauben gehen. Sie kennen meine Meinung über die den Fürsten schuldigen Pflichten, aber die Völker sind nicht genöthigt, sich durch den Eigensinn und die Böswilligkeit eines Einzigen zu Grunde richten zu lassen; doch muß man nur in den äußersten Nothfällen zum Widerstande schreiten.

Man sieht, daß Leibnitz ziemlich zu Denjenigen gehörte, welche ein bekanntes Blatt unserer Tage zahme Revolutionnaire nennt und über die es nicht müde wird, mehr Verachtung auszuschütten, als über die consequenten Revolutionnaire, d. h. als über arge Frevler. So stand der große Mann nicht nur über den Parteien seiner Zeit, sondern auch über den Systemen, welche die gegenwärtige von entgegengesetzten Seiten her für echte politische Weisheit ausgibt.

Der Fortsetzung des trefflichen Werkes sehen wir mit Verlangen entgegen, indem wir hoffen, daß Hr. von Raumer seine „Beiträge zur neuern Geschichte" aus den englischen und französischen Archiven uns nicht als eine Geschichte des 18. Jahrhunderts anrechnen wird. Auch wäre es höchlich zu bedauern, wenn wir die Geschichte der französischen Revolution aus einer Feder entbehren sollten, die schon wegen ihrer seltenen Unparteilichkeit mehr als viele andere dazu berufen ist, sie zu schreiben. 30.

---

Der Rechte. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, A. Duncker. 1839. 8. 2 Thlr.

Referent erinnert sich keines von einer Frau geschriebenen Buches, welches, selbst wenn es nach Objectivität strebte, nicht durch gewisse Merkmale und Indicien seinen weiblichen Ursprung verrathen hätte. Leichtes, selbst flüchtiges Raisonnement, voll Leidenschaft und schöner Herzensbeflissenheit, mit mehr Geschmack als Kritik ausgestattet, ist bezeichnend für das Werk einer weiblichen Feder, die sich stets mehr für die Schilderung des Zarten und Anmuthigen, für die Auffassung der äußerlichen Erscheinung, als für Darstellung kräftiger Situationen und Charaktere und motivirte Durchführung psychologischer Entwickelungen, insofern sie den Mann betreffen, eignet und immer eignen wird. Dem Weibe wird Alles gegenwärtig, selbst die Vergangenheit, Alles persönlich, selbst das Unpersönliche, Alles gesellschaftlich, selbst das Historische. Die Arbeiten schriftstellernder Frauen haben ihren unleugbaren Werth; sie decken uns manche intimen Heimlichkeiten und Bedürfnisse der weiblichen Natur auf, und sie haben in der Regel um so mehr Werth, je mehr sie sich auf ein frisches, warmes Raisonnement über Dies und Jenes, über Nichts und Alles einlassen und je weniger sie darauf Anspruch machen, eine selbständige Production zu sein; denn das eigentliche productive Element fehlt dem Weibe, ein Mangel, der es mehr auf die Lyrik und den raisonnirenden Roman, als auf das Drama und das Epos, die höchsten Hervorbringungen auf dem Gebiete der Poesie, hinweist. Wir haben von einem Weibe bisher noch nichts Fertiges erhalten, weder ein Epos, noch ein Drama, noch eine größere musikalische Composition, noch ein historisches Bild, noch eine Statue oder ein Bauwerk, obgleich sich viele Frauen mit den Künsten als Dilettanten beschäftigt haben. Jedes Genre der Kunst und Poesie hat seinen Generalbaß, den man gründlich kennen muß, um etwas Vollendetes zu leisten; aber Alles, was Studium erfodert, zumal der Generalbaß, erscheint dem Weibe als Pedanterie. Was außerdem den Schriftstellerinnen im Wege steht, um eine tüchtige Production hervorzubringen, ist ihre mangelhafte Kenntniß des männlichen Geschlechts; und doch bedürfen sie, in echt weiblicher Weise, der männlichen Figuren in ihren Romanen um so mehr, da es gerade das Verhältniß der beiden Geschlechter zueinander ist, was sie zur Lieblings- und Hauptaufgabe ihrer Romane und raisonnirenden Schriften wählen. Gründlich kennen sie nur ihr Geschlecht; der Mann aber, besonders in unsern verwischten, gesellschaftliche Eleganz erstrebenden Zeiten, tritt ihnen in der Regel als ein Anderer gegenüber, als er von Natur ist, meist schwach und eitel, zierlich und äußerlich, unterwürfig und schmeichlerisch, dann wieder brusk, launisch und treulos, je den Umständen und seinen Zwecken nach. Die Frauen, und besonders die schriftstellernden, schließen sich überhaupt leichter an elegante, gesellschaftlich gebildete Männer an, welche hohlen und treulosen Herzens sind, als an diejenigen, die unter herber und unscheinbarer Schale einen tüchtigen und ehrlichen Kern verbergen; sie haben es sich daher selbst zuzuschreiben, wenn der innigen Hingebung eine bittere Enttäuschung folgt. Dieser Umstand ist für die Beurtheilung weiblicher Schriftstellerei wichtiger als man denkt; alle Klagen, daß der Mann nichts begehre als zu herrschen, sich zu vergnügen, und das Weib, um es gerade herauszusagen, als einen Gegenstand seines Vergnügens zu behandeln und abzunutzen, fallen somit in ihr Nichts zurück. Zugleich sind diese Klagen um so verdächtiger, da sie meist von Frauen herrühren, welche auf dem speciellen Wege einer unglücklichen Liebe oder Ehe Schriftstellerinnen geworden sind und vielleicht in der Liebe oder Ehe eben darum unglücklich waren, weil sie sich schon von vornherein zu Schriftstellerinnen qualificirten; ein Schriftsteller hat aber immer seine Seiten, wo er ein närrischer Kauz ist, wie vielmehr eine Schriftstellerin? Das Reich der Poesie ist immer das der Ungebundenheit und führt zur Ungebundenheit; aber in der Liebe und Ehe gilt nur das Gebundene.

Unter allen Schriftstellerinnen der neuern Zeit hat vielleicht nur die Schwedin Fräulein Bremer in ihren Romanen ein innigeres Verständniß männlicher Eigenthümlichkeiten an den Tag gelegt; von der Gräfin Ida Hahn-Hahn läßt sich das nicht behaupten. Ihre tiefsten Ergründungen, die uns deshalb willkommen sein müssen, liegen nach der Seite des weiblichen Geschlechtes hin, und nicht einmal Ergründungen, sondern blos einzelne feine Bemerkungen und Beobachtungen. Im Ganzen bezieht sich in ihren Romanen, auch in dem vorliegenden, Alles zu einseitig auf gesellschaftliche Verhältnisse; es eröffnet sich nirgend eine weite historische Perspective, nirgend eine Objectivität der Anschauung, nirgend ein tieferes Eingehen in Das, was den Mann als Mann, das Weib als Weib charakterisirt, dazu sind die Situationen zu äußerlich, zu sehr einem Ausschnitte der Gesellschaft entnommen, dessen sauber gebohnte Dielen jeder charakteristischern Erscheinung unzugänglich sind. Gleich die erste Seite des vorliegenden Romans verräth die weibliche Hand; es streiten sich da mehre Personen männlichen und weiblichen Geschlechts um die Königin Brunehild und König Günther. „Ich, meines Theils, freue mich über jede besiegte Königin Brunehild", sagt Hr. v. Ohlen; „besiegt!" ruft Catharine Desmond, „besiegt! ich nenne das — unterdrückt! Ich, meines Theils, freue mich über jeden König Günther, der die Nacht hindurch am Nagel hängt!" Ref. will mit der Verfasserin nicht darüber rechten, ob diese Anspielung in dem Munde einer feinen Dame, wie Catharine Desmond, zu unzart sei oder nicht, was sie als Gräfin jedenfalls besser wissen muß; aber so viel ist sicher, daß mit diesem Disput die Tendenz der Gräfin von vornherein enthüllt ist: Brunehild ist unterdrückt — unterdrückt will die Verfasserin sagen, wie das ganze weibliche Geschlecht. Sämmtliche männliche Personen in diesem Romane, von Meerheim, Desmond, Gaston an bis zu Herbert herab, selbst — was die Verfasserin Wunder nehmen wird — Julian von Ohlen spielen nach des Ref. Meinung eine sehr wunderliche, unwürdige, zum Theil sogar alberne Rolle; und wenn auch die Verfasserin unparteiisch genug ist, in der Gräfin Blanche ein ähnliches hohles Geschöpf weiblicher Species jenen seichten Figuren gegenüberzustellen, so sind doch

Catharine Desmond und Vincenzo Sonsky die einzigen Geschöpfe in diesem Romane, welche eine Art poetischen Heiligenscheins um sich verbreiten.

Es würde zu weit führen, alle jene kleinen pikanten Ausfälle gegen das männliche Geschlecht, das von der Natur nur dazu geschaffen zu sein scheint, um die Frauen zu ängstigen und zu tyrannisiren, und ohne welches sie doch weder mit dem Leben noch mit ihren Romanen fertig werden können, einzeln aus diesem Buche aufzusammeln; aber versagen können wir es uns nicht, einige Beobachtungen, die nur einer Frau zu machen möglich sind, hier mitzutheilen. Die eine dieser Beobachtungen bezieht sich auf die Physiognomik der Füße. „Es liegt", heißt es, „ungemein viel Physiognomie in den Füßen, viel mehr als in den Händen. Die Hände werden so sehr gemisbraucht, auf Koketterie eingeübt, durch Kunstfertigkeit verdorben, das Clavierspiel macht die Finger zu kleinen Kolben — selten rettet eine Hand ihren ursprünglichen Charakter aus der Verflachung des täglichen Gebrauchs; und wenn sie das thut, so ist sie nicht das, was man eine schöne Hand zu nennen pflegt. Die muß fett, rund, glatt, weiß sein wie Marmor, mit bläulichem Geäder durchschimmert. Ich hab' einen Widerwillen dagegen, mich fröstelt, wenn ich daran denke sie anzurühren; sie hat etwas von der Glätte der Schlange, von der Kälte des Fisches, und zuweilen denk' ich gar: wenn Gänse keine Flügel hätten, würden sie solche Hände haben. Der Fuß ist primitiver geblieben. Mag die Fürstin ihn verzärteln und die Bäuerin ihn verderben, wird er dort welk und hier hart — dennoch muß er den Leib stützen, tragen, wenden, ist eins mit ihm, wie der Sockel mit der Säule, und sein Auftreten, seine Haltung entsprechen dem Charakter der Besitzerin" u. s. w. Oder: „Manche Frauen sind kolossal groß und ebenso mager, mit gewaltigen Gliedern und Bewegungen, die erinnern mich an Telegraphen. Andere sind kleiner, aber in ihrer Magerkeit herrschen die Knochen vor und machen ihre Bewegungen hart, eckig, abgebrochen; die erinnern mich an Heuschrecken." Oder: „Es ist wahr, daß die Farben schöner Stoffe förmlich in die Seele hineinlachen können, und daß ich ebenso gern in ein reiches Waarenlager gehe, als Blumenliebhaber durch Felder von Hyazinthen oder Nelken gehen" u. s. w. Dies ein paar Proben von der eigenthümlich minutiösen, angenehm schwatzhaften Manier der Verfasserin. Diese Manier ist echt weiblich und auch von mehren jüngern Schriftstellern, welche nach der Gunst weiblicher Leser schmachteten, occupirt worden; im Umkreise dieser Manier spielt ein seidenes Kleid, ein zarter Strumpf, ein feiner gemüthvoller Handschuh, ein schön gedrehter Knöchel eine erhabenere Rolle, als irgend ein gewaltiger, absonderlicher, mit der innersten Natur eines Menschen zusammenhängender Charakterzug. Der Roman endet gewissermaßen mit einer Apotheose der Freundschaft zwischen Mann und Weib und einer versteckten, wenn auch unschädlichen Polemik gegen die Ehe.

Ist Ref. hin und wieder ein wenig stark gegen die Verfasserin aufgetreten, so möge sie bedenken, daß er sehr schlicht und bürgerlich gesinnt, für Garderobe und Costum wenig interessirt und außerdem ein Individuum männlichen Geschlechts ist, mithin zu jener „brusken" Menschenrace gehört, die sich zur Aufgabe gemacht hat, das schöne Geschlecht zu tyrannisiren. Um so mehr wird die Verfasserin erstaunt sein, wenn Ref. schließlich galant wird und erklärt, daß er die Manier der Verfasserin für eine sehr angenehme, mit vielen pikanten, selbst wahren, immer aber feinen Beobachtungen gewürzte hält, und daß er einige so seltene und zarte Partien in ihrem Romane angetroffen, die ihr nachzuschreiben ein Mann wol bleiben lassen sollte. An sprudelnder Genialität und demokratischer Glut steht die deutsche Gräfin freilich ebenso weit hinter der Madame Dudevant zurück, wie sie dieselbe an Wahrheit der Beobachtung, allgemeiner Bildung und Feinheit der Darstellung übertrifft. Doch könnten Beide von Fräulein Bremer, der Verfasserin der „Nachbarn", lernen, wie man in das Volle des Lebens zu greifen hat, um lebenswahre Gestalten aus wirklichen Menschenthone zu bilden. Freilich sind auch die Culturzustände, innerhalb deren die Schwedin schreibt, lebt und wirkt, nicht so sublimirt und viel unschuldig kraftvoller und unverfänglicher als diejenigen, denen die französische und deutsche Schriftstellerin Stoff, Auffassung und Darstellung zu entlehnen gewohnt sind.

16.

## Notizen.

### Rubens von Dr. Waagen in England.

Rubens ist nebst van Dyk derjenige fremde Maler, welcher den Engländern, selbst den nicht gereisten, am besten bekannt ist. Jedermann, sei er auch noch so wenig mit Kunst und Kunstgeschichte vertraut, weiß von seinem Aufenthalte in England, und es gibt auf der britischen Insel fast keine Galerie, keinen Edelmannssitz, der nicht mit einem Stücke von ihm prunkte. Es ist natürlich, daß schon darum Waagen's Aufsatz: „Über den Maler Petrus Paulus Rubens" in Raumer's „Historischem Taschenbuche" (4. Jahrgang), in England großen Anklang gefunden hat. Robert Noel hat eine gute Übersetzung davon geliefert und Mistreß Jameson dieselbe, mit einer guten charakteristischen Vorrede begleitet, herausgegeben. Man hat Rubens in England den Dryden seiner Kunst genannt; Mistreß Jameson wiederholt dagegen die ihrer Meinung mehr entsprechende Vergleichung mit Walter Scott; doch will man einmal eine Parallele zwischen Poesie und Malerei ziehen, so möchte die alte Zusammenstellung von Spenser und Rubens noch immer die beste sein. Mistreß Jameson überläßt ihre ganze Phantasie der Betrachtung des vorliegenden Charakterbildes, und nur in dieser Stimmung vermag sie an Dr. Waagen Ausstellungen zu machen über Das, was er nicht geleistet habe, wie, wenn sie wünscht: „Hätte sich Dr. Waagen nicht auf den Umfang eines Versuchs beschränkt, so hätte er seine Betrachtungen der Ursachen und Wirkungen weiter ausdehnen sollen. Es wäre z. B. ein eigenthümliches Unternehmen gewesen, zu untersuchen, inwieweit Rubens' Genie durch einen längern Aufenthalt in Italien bedingt worden sein würde, wie sehr sich sein flämisches Temperament bei dem immerwährenden Vorschweben italischer Schönheit erhoben haben würde." Wenn dagegen Waagen wenig Neues aus den Lebensereignissen Rubens' und zu dem positiven Material beiträgt, so weiß sie seinen höhern Standpunkt vollkommen zu würdigen: „Zu wissen, was ein Gemälde darstellt und in welchem Grade von Eigenthümlichkeit und Erfolg es dargestellt ist, mag als kritische Kunst bei neun Zehnteln der Gemälde ausreichen, die jährlich die Mauern unserer Akademie bedecken; aber uns zur Würdigung der Schöpfungen des Genies zu befähigen und den vollen Genuß, den ganzen Gewinn zu ernten, welchen die Kunst gewähren kann, dazu muß man weit höher und tiefer steigen."

---

„The countess, by *Theodore S. Fay*", 2 Bände, eine Novelle, deren Scene nach Berlin und in die Zeiten der ersten französischen Revolution verlegt ist, leidet zwar bei aller Moralität des Planes, das Duell durch aus dem Leben gegriffene Scenen zu bekämpfen, an dem moralischen Fehler, in seiner Ausführung zu sehr auf das Spiel des Zufalls berechnet zu sein, verräth aber eine große Gewandtheit des Verfassers in Zeichnung von Skizzen aus dem deutschen Sittenleben.

---

Von Werken der ausländischen Literatur sind in England beliebt und dem zufolge gelungen übersetzt worden: Andryane's „Memoiren eines Staatsgefangenen auf dem Spielberge", übersetzt von Prandi; ebenso das von Robert Peel öffentlich gepriesene Werk Tocqueville's über die Demokratie in Amerika. Chateaubriand's Buch über die englische Literatur hat bereits eine zweite Auflage in englischer Übersetzung erlebt. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 201. —— 19. Juli 1840.


## Börne als Recensent.*)

Man sagt oft: unsere Zeit ist arm an Charakteren. Ich glaube daran nicht recht. Die Charaktere machen sich nur in einer andern Art und Weise und ganz besonders auf einem andern Felde geltend als früher, und man ist noch nicht daran gewöhnt, sie da zu suchen, wo sie sind. Verhältnisse, die keine innere Lebenskraft haben, entbehren nothwendig auch der äußern Lebensthätigkeit und wer auf solche Verhältnisse angewiesen ist, wird von ihnen zu Boden gezogen, zur Negativität verurtheilt. In diesem negativen Streben kann dann aber der Mann ebenso viel Charakter entwickeln, oft mehr sogar, als ein Gleichbegabter, eine gleich eisenfeste Seele in Zeiten des Aufschwunges, der innern Lebensthätigkeit aufzubieten braucht, um zum höchsten Nachruhm zu gelangen. Jener Julian, der Apostat, jener Aetius, der letzte Römer, würden ein paar Jahrhunderte früher oder später Reiche gegründet, Cäsar's und Alexander's Ruhm in Schatten gestellt haben. Aber nur Wenige haben in solchen Zeiten der Ohnmacht das Glück, selbst zu dem Ruhme eines Julian und eines Aetius zu gelangen, denn die Negativität trotz ihrer innern größern Schwerkraft hat das Ansehen der Schwäche auch der unbedeutendern Positivität gegenüber. Es gehört eine ganz andere Anstrengung dazu, einen Stein im Fallen aufzuhalten als ihn zu heben. Es nur zu versuchen, ist meist schon lebensgefährlich, eine wahre Verwegenheit, und gerade deswegen gehört mehr Charakter dazu, als die Menge glauben mag. Und ich denke, daß auch unsere Zeit Charaktere dieser Art, riesenhafte Bestrebungen der Negativität in Menge aufzuweisen hat.

Positiv thätig aber können in solchen Verhältnissen Charaktere sich nur auf einem andern Felde geltend machen. Als Rom und Griechenland und mit ihnen die Civilisation, die Ansichten, die Institutionen und die Dogmen des Alterthums ihrem Sturze entgegengingen, gab es fast nur unter den Christen actives Streben und der Hirtensklave, die Bauermagd, die damals den Märtyrertod starben, sind ungefähr die einzigen geschichtlichen Charaktere einer Zeit, die, wenn man nur die officielle Gesellschaft, den herrschenden Theil des Volkes betrachtet, so elend als möglich erscheint und die, wenn man das tiefer liegende eigentliche geschichtliche Element, die Frühlingsknospen einer neuen Epoche, sieht, in einem ganz andern Lichte erscheint. Die letzten Geschichtschreiber des Alterthums aber sahen in diesem „unsinnigen, verbrecherischen" Ankämpfen gegen die bestehenden Zustände nichts weniger als die neue Welt und klagten ebenfalls trotz dieser großen Thaten so tiefgestellter Mitglieder der Gesellschaft über Mangel an Charakteren.

Während der Revolution, als die Rolle des freisinnigen Marquis à la Mirabeau zu Ende war und das Knäblein, mit dem sie früher gespielt hatten, groß werden wollte, klagten auch die Franzosen über den Mangel an Männern, eine Klage, die uns heute schon nach 50 Jahren unglaublich scheinen würde, wenn sie nicht in dem Worte der Madame Roland: „il nous manque un (!) homme" geschichtlich niedergelegt wäre, und dennoch war nichts natürlicher als diese Klage. Die Classe der Gesellschaft, die seit vielen Jahrhunderten geherrscht und die man sich allmälig gewöhnt hatte, als die Nation zu betrachten, übernahm die Rolle des Regierens und eine andere Classe die der Thätigkeit. Alle aber, die aus der frühern herrschenden Classe der Gesellschaft hervorgegangen waren, suchten die Männer nur in dieser und fanden sie nicht, weil eben die That nicht mehr dieser Classe angehörte.

Namentlich erklärt etwas Ähnliches auch in unserer Zeit die Klage über den Mangel an Charakteren. Mag man nun über die politischen Bewegungen unserer Zeit denken, wie man will, so wird man zugestehen müssen, daß sie oft genug wenigstens die innere Mannbarkeit Einzelner bewährten. Freilich waren ihre Bestrebungen Verbrechen nach allen Gesetzen und Codexen der Welt. Aber gerade darin liegt der Misklang, daß die Charaktere der Gegenwart nur zu oft zu Verbrechern werden.

Börne war Einer von den Wenigen, die sich in neuester Zeit auf dem Felde der Literatur als Männer bewährt haben. Charakterfestigkeit oder besser ein fest erkanntes und nie aufgegebenes Ziel und subjectives Gerechtigkeitsgefühl sind der unauslöschliche Stempel jeder

*) Ein Artikel des „Telegraphen": „Recensionsschemata, um einen Schauspieler auf ewig von der Bühne zu verbannen", nach L. Börne, rief mir ein paar Anekdoten ins Gedächtniß zurück, die ich aus dem Munde Börne's selbst habe und die zu dem folgenden Aufsatze Anlaß gaben.

Zeile, die er schrieb, und fast scheint es, als ob eben diese die Ursache, daß auch er, ohne zu wollen und recht zu wissen wie, stets in den Hochverrathsartikel übergriff. Doch habe ich nicht Lust, gerade heute seine politischen Ansichten weder anzugreifen noch zu vertheidigen. Es handelt sich nur um den Theaterkritiker Börne. Übrigens erklärt sich sein Benehmen als politischer Schriftsteller vielleicht erst dann total, wenn man ihn als Kritiker und Recensent gehörig gewürdigt hat.

Einen Titel für seine literarische Zeitschrift suchend, wählte er endlich den: „Die Wage". Und man würde sich irren, wenn man glaubte, daß er zufällig diesen, in Ermangelung eines andern angenommen hätte. Als er 20 Jahre später in Frankreich eine französische kritische Zeitschrift zu gründen versuchte, wußte er noch immer keinen andern zu finden, übersetzte den frühern und nannte seine Revue „La balance". Die Zeiten hatten sich geändert, die Meinungen eine andere Färbung, die Bestrebungen eine andere Richtung angenommen, aber Börne war als Mann und in seinen Grundzügen derselbe geblieben; er hielt vor wie nach sein Schriftstelleramt für ein Richteramt, seine Feder war ein Schwert, seine Zeitschrift eine Wage. Man kann den Titel einer Zeitschrift für Nebensache halten, sie Morgen- oder Abend-Zeitung, Telegraph oder Theeblätter, Blätter zur Unterhaltung oder Zeitung für die elegante oder unelegante Welt nennen, ohne gerade an Frühstück oder Abendbrot, an die elegante oder nicht elegante Welt zu denken. Das sind Kalendernamen. Man nimmt sie eben als orthodoxer Christ, wie sie der Kalender gibt. Wer aber über diese Julianisch-legitimen Namen hinausgreift, seine Zeitung: „Die rothe Mütze" oder „Die Tertiarier", „Die Volkstribune" oder „Die Wage" nennt, hat dabei seine Absichten und weiß ganz gut, warum er eine Ausnahme macht. Börne wollte Richter und als solcher gerecht sein und daher der Name seiner Zeitschrift. Ob er deswegen stets objectiv gerecht gewesen, kann uns hier einerlei sein, subjectiv aber war er es unstreitig, wie selten ein Richter.

Nachdem er sich selbst auf diese Weise zum Kadi — denn wie diese kannte er kein anderes Gesetz als das seiner unbestechbaren Überzeugung — der frankfurter Bühne ernannt hatte, ging er ans Werk und behandelte und richtete die Schauspieler gerade so, als ob sie Könige seien. Wie ein guter Richter die Höfe und den Umgang der Großen und Mächtigen meiden sollte, so mied er die frankfurter Gasthöfe und die Gesellschaft der Schauspieler. Börne hatte von der Natur ein sehr zugängliches, ich möchte fast sagen weiches Herz zum Antheil erhalten. Die christliche Liebe aber brachte ihm die ersten blutenden Wunden bei; er zog sich dann in sich selbst zurück und schmiedete in der Einsamkeit den stich- und kugelfesten Panzer der Grundsätze, den auch seine Feinde an ihm bewundern müssen. In der Nähe aber war es nicht schwer, die Fugen zu entdecken und dann den schwachen Fleck zu treffen, wenn man richtig zielte. Das aber wußte Börne selbst und daher hielt er sich in der gehörigen Ferne, nahm er sogar die Flucht, so oft er den schwachen Fleck berührt fühlte. Die Thräne in dem Auge des Kindes eines Schauspielers, ein Seufzer auf den Lippen der Mutter eines Fürsten würden viel über ihn vermocht haben. Börne selbst kannte sich in dieser Beziehung sehr gut, und wer ihn oft im traulichen Kreise der Freunde gesehen, wem das von innen herauskommende offene Lachen, mit dem er in die Laune guter Freunde einstimmte, bekannt, wer das schöne, reine und großartige Verhältniß, in dem er zu Denjenigen stand, die ihm die Augen schlossen, wer die würdige Behandlung, die er seinem Konrad zu Theil werden ließ, beobachtet hat, weiß auch wie es um das Herz dieses „herzlosen, eisenharten" Mannes aussah.

Er vermied die Gefahr, denn er wollte gerecht sein, er wollte, daß seine Zeitschrift den Namen „Die Wage" verdiene; und das ist das Geheimniß seiner Strenge. Jeder, der bei ihm als Schauspieler angemeldet wurde, erhielt zur Antwort: „Herr Börne ist nicht zu Hause." Empfehlungsbriefe blieben uneröffnet. Daß er andern Bestechungsmitteln als solchen, die in seinem eigenen Herzen ihren Grund fanden, unzugänglich war, ist wol kaum nöthig anzuführen. In Allem, was Börne je gethan, war es ihm um den höhern Grundsatz zu thun und so legte er an Kleines wie an Großes denselben Maßstab an. Das Theater war ihm die Welt und dort wie hier wollte er die Herrschaft des Großen, Edeln, Erhabenen, Gerechten, und so machte er an Theaterdichter und Schauspieler dieselben Ansprüche wie an Gesetzgeber, Kaiser und Könige.

Ein so eisenharter strenger Kadi aber mußte den Schauspielern bald lästig genug werden und um so lästiger, als sie nicht im Stande waren, auch nur zu ahnen, warum der Richter sie so herzlos verurtheilen könne, als sie in dieser strengen Gerechtigkeit nichts als eine gehässige Tyrannei sahen. Daß man sich also am Ende gegen diese tyrannische Gerechtigkeit empörte, war so natürlich als etwas.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Vertrag, welcher zwischen Sr. Majestät dem König von Sardinien und Sr. Majestät dem Kaiser von Östreich in Betreff des Eigenthums und des Nachdrucks der wissenschaftlichen, literarischen und Kunstwerke, am 22. Mai 1840 zu Wien geschlossen und am 30. des nämlichen Monats in Turin ratificirt worden ist.**

Art. 1. Alle in den respectiven Staaten erschienenen Geistes- und Kunstwerke bilden ein Eigenthum, welches Denjenigen angehört, die deren Verfasser sind, und welche dasselbe lebenslänglich zu genießen oder darüber zu verfügen haben. Sie allein, nebst ihren Stellvertretern, haben das Recht, diese Werke an den Tag zu fördern.

Art. 2. Theatralische Werke sind ebenso ein Eigenthum ihrer Verfasser und sind daher hinsichtlich ihrer Erscheinung und Wiederauflegung im ersten Artikel begriffen. Solche Werke können nur mit Einwilligung der Verfasser oder ihrer Stellvertreter aufgeführt werden, unbeschadet jedoch der in dieser Hinsicht in beiden Staaten bestehenden oder einzuführenden Verordnungen.

Art. 3. Die außer den Gebieten beider Staaten, entweder von den Handschriften oder bereits gedruckten Werken gemachten Übersetzungen sind ebenfalls als Originalproductionen zu betrachten und gehören demnach ebenso wie solche Übersetzungen, welche in dem einen beider Staaten gemacht und in dem andern erschienen sind, der Verfügung des ersten Artikels an. Hiervon ist der Fall ausgenommen, wo der Urverfasser in den Werken selbst die Absicht ausspricht, eine Übersetzung davon in dem einen oder dem andern beider Staaten zu veranstalten, und diese Absicht binnen sechs Monaten verwirklicht; in welchem Falle er auch für die Übersetzungen das Recht des Verfassers behält.

Art. 4. Ungeachtet der im ersten Artikel enthaltenen Verfügung können in Tageblättern und periodischen Werken Stellen aus andern solchen Schriften übertragen werden, insofern diese Stellen nicht drei gedruckte Blätter des Originals übersteigen und die Quelle angezeigt ist.

Art. 5. Verleger ungenannter oder falsch benannter Werke sind insoweit als Verfasser derselben anzusehen, wenn diese oder ihre Stellvertreter ihre Rechte nicht geltend gemacht haben.

Art. 6. Jeder Nachdruck der in den Artikeln 1, 2, und 3 erwähnten Werke und Productionen ist in beiden Staaten untersagt.

Art. 7. Der Nachdruck ist eine Handlung, wodurch ein Werk durch mechanische Mittel und ohne Einwilligung des Verfassers oder dessen Stellvertreters, ganz oder theilweise vervielfältigt wird.

Art. 8. Im Sinne des vorgehenden Artikels hat der Nachdruck nicht allein dann statt, wenn zwischen dem Original und dem neu hervorgebrachten Werke eine vollkommene Gleichheit obwaltet, sondern auch dann, wenn unter dem nämlichen oder einem verschiedenen Titel, Einheit des Gegenstandes in beiden Werken, oder auch wenn derselbe Ideengang und dieselbe Eintheilung vorherrscht. Das später erschienene Werk wird in diesem Falle immerhin als nachgedruckt angesehen, sollte es auch ansehnlich vermehrt oder vermindert erscheinen.

Art. 9. Sobald das Arrangement für verschiedene Musikinstrumente oder Auszüge von musikalischen Werken als ein besonderes Geistesproduct anzusehen sind, gehören sie nicht in die Classe der nachgedruckten Werke.

Art. 10. Was den Nachdruck betrifft, so ist jeder Artikel eines encyklopädischen oder periodischen Werkes, welcher drei Druckbogen übersteigt, als ein besonderes Werk zu betrachten.

Art. 11. Der Verfasser eines literarischen oder wissenschaftlichen Werkes hat das Recht, Jedem zu verwehren, den von ihm selbst gewählten Titel des Werkes zu gebrauchen, sobald dadurch das Publicum über die Identität des Werkes in Irrthum geführt werden könnte; doch in einem solchen Falle gibt es keinen Nachdruck, und der Verfasser hat kein anderes Recht, als einen verhältnißmäßigen Schadenersatz zu fodern. Dessen ungeachtet geben dergleichen Titel wie Wörterbuch, Dictionnaire, Abhandlung, Commentar, oder die Eintheilung eines Werkes in alphabetische Ordnung Demjenigen, der sie gebraucht hat, keine Befugniß, andere Schriftsteller daran zu hindern, daß sie nicht den nämlichen Gegenstand unter dem nämlichen Titel, oder mit der nämlichen Methode oder Eintheilung behandeln dürften.

Art. 12. Kupferstiche, Lithographien, Medaillen, plastische Werke genießen die nämlichen Vorrechte, welche den übrigen Kunstwerken in Folge des ersten Artikels zugestanden sind. Der Nachdruck dieser Gegenstände ist demnach verboten, aber in einem solchen Falle gibt es nur dann einen Nachdruck, wenn dieser durch die nämlichen mechanischen Mittel wie das Originalwerk und mit Beibehaltung des nämlichen Maßstabes erfolgt ist.

Gemälde, Bildsäulen und Zeichnungen gehören unter die Bestimmungen des ersten Artikels; aber die Copien davon, die mit der Hand ohne List und mit Wissen des Verfassers gemacht worden sind, bilden keinen Fall des Nachdruckes, außer wenn der Copist betrügerischer Weise es versucht hätte, das Publicum über die Identität der Copie mit dem Original irrezuführen.

Art. 13. Verfasser von Zeichnungen, Gemälden, Bildsäulen und andern Kunstwerken, oder deren Stellvertreter, können das ausschließende Recht, dieselben mit dem Griffel, dem Gusse oder auf irgend eine andere mechanische Art wiederzugeben, Andern überlassen, ohne darum ihr Eigenthümsrecht zu verlieren, und unbeschadet der Bestimmungen des vorhergehenden Artikels. Wenn jedoch das Originalwerk veräußert wird, so geht das Recht, die Befugniß zur Reproducirung zu ertheilen, auf den Käufer über, der es dann durch die ganze Zeit, binnen welcher der Verfasser selbst oder dessen Erben es genossen hätten, besitzt, insofern nämlich nicht das Gegentheil ausbedungen worden ist.

Art. 14. Der gegenwärtige Vertrag kann der freien Reproduction jener Werke, welche vor der Gültigkeit desselben in den beiderseitigen Staaten herausgegeben wurden, kein Hinderniß in den Weg legen, doch muß die Reproduction zu dieser Zeit bereits begonnen und gesetzmäßig gestattet worden sein.

Sollte jedoch, bevor dieser Vertrag in Ausübung gesetzt worden ist, von dem wiederaufgelegten Werke ein Theil bereits herausgegeben worden sein und der übrige Theil noch nicht, so kann der letzte Theil nur mit Genehmigung des Verfassers oder dessen Erben zu Ende geführt werden, sobald diese erklären, es auf sich nehmen zu wollen, die Fortsetzung des Werkes, ohne die Abonnenten zum Kaufe des bereits herausgegebenen Theils zu verpflichten, zu besorgen.

Art. 15. Alle Personen, zu deren Nachtheil der Nachdruck begangen wurde, haben Recht auf Schadenersatz.

Art. 16. Außer den gegen die Nachdrucker durch die Landesgesetze ausgesprochenen Strafen wird der Beschlag und die Vernichtung der nachgedruckten Exemplare, sowie der dazu verwendeten Kupfer- oder Steinplatten und anderer sonstiger Gegenstände angeordnet werden; doch kann die beleidigte Partei verlangen, daß diese Gegenstände ganz oder zum Theil mit Abzug des Werthes derselben von der verlangten Entschädigung zugestanden werden.

Art. 17. Der Verkauf nachgedruckter Werke oder Gegenstände ist, unter den im vorigen Artikel angegebenen Strafen, in beiden contrahirenden Staaten allgemein untersagt; diese Bestimmung gilt auch für solche Fälle, wo der Nachdruck im Auslande vorbereitet worden wäre.

Art. 18. Das Recht der Verfasser und ihrer gesetzlichen Stellvertreter geht auf deren legitime oder testamentarische Erben nach den Gesetzen der respectiven Staaten über. Dieses Recht kann jedoch nie durch Erbfolge dem Fiscus anheimfallen und wird in beiden Staaten durch 30 Jahre nach dem Tode des Verfassers anerkannt und beschützt werden.

Art. 19. In Bezug auf Werke, welche nach dem Tode des Verfassers herausgegeben werden, dauert das Recht des Verf. durch 40 Jahre vom Tage ihrer Herausgabe.

Art. 20. Diese Frist wird auf 50 Jahre vom Tage der Herausgabe für Werke, welche von wissenschaftlichen Körperschaften und literarischen Gesellschaften herausgegeben werden, verlängert.

Art. 21. Mit Bezug auf Werke, die aus mehren Bänden bestehen, oder in mehren Lieferungen herausgegeben werden, laufen die oben angeführten Termine nur vom Tage, an welchem der letzte Band oder die letzte Lieferung erschien, doch unter der Bedingung, daß zwischen dem Erscheinen eines und des andern Bandes oder Lieferung nicht mehr als drei Jahre verstreichen dürfen. Rücksichtlich auf Sammlungen von Werken oder Memoires, die für sich besonders ein Werk ausmachen, werden die oben angegebenen Termine vom Tage der Herausgabe eines jeden Bandes gezählt, jedoch mit Beobachtung des ersten Theils dieses Artikels für den Fall, als das Werk oder die Memoires, die zur Sammlung gehören, in mehre Bände abgetheilt wären.

Art. 22. Werke, deren Herausgabe vom Verfasser begonnen und von den Erben zu Ende geführt wurde, genießen ei-

nen Termin von 40 Jahren, wie jene Werke, die nach dem Tode des Verfassers erscheinen.

Art. 23. Wenn der Verfasser vor dem Ablauf einer zeitweiligen Cession seiner Rechte stirbt, so treten, sobald diese Frist zu Ende ist, dessen Erben in den Genuß ihrer Rechte sofort ein und genießen dieselben durch die in den vorhergehenden Artikeln bestimmte nützliche Zeit.

Art. 24. Nach Ablauf der in den Artikeln 18, 19, 20, 21, 22 festgesetzten Termine fallen die Werke und Productionen des Geistes und der Kunst in das öffentliche Eigenthum.

Doch bleiben Gesetzsammlungen und Werke, welche von den contrahirenden Staaten entweder direct oder auf ihren Befehl, und dies muß aus den Werken selbst hervorgehen, veranstaltet werden, den diesfälligen besondern Vorschriften der respectiven Staaten untergeordnet.

Art. 25. Die contrahirenden Staaten werden sich wechselseitig alle Gesetze und Vorschriften, die der eine oder der andere in Betreff des Eigenthumsrechtes literarischer, wissenschaftlicher oder Kunstwerke bekannt machen wird, mittheilen, um so die Vollstreckung des gegenwärtigen Vertrages in den respectiven Staaten zu befördern.

Ebenso werden sie sich die Bestimmungen bezüglich auf die Ausmittelung der Originalität einer Herausgabe, oder die Anteriorität des Datums eines Kunstwerkes mittheilen.

Art. 26. Die Bestimmungen des gegenwärtigen Vertrages beschränken keineswegs die Ausübung der wechselseitigen Censur- und Verbotrechte, die in den respectiven Staaten, abgesehen von diesem Vertrage, nach den festgesetzten oder festzusetzenden Vorschriften ausgeübt werden sollen.

Art. 27. Die zwei contrahirenden Staaten laden die übrigen Staaten Italiens und den Canton des Tessin hiermit ein, diesem Vertrage beizutreten. Dieselben werden schon in Folge einer ausdrücklichen Beitretung als contrahirende Theile betrachtet werden.

Art. 28. Gegenwärtiger Vertrag wird auf die Dauer von vier Jahren, vom Tage der Auswechselung der Ratificationen an gerechnet, geschlossen, um auf weitere sechs Monate nach geschehener Erklärung des einen oder des andern Staats nach Ablauf der vier Jahre die Wirkung dieses Vertrages aufheben, oder zur Erneuerung desselben mit den von der Erfahrung angerathenen Abänderungen schreiten zu wollen. Beide contrahirenden Theile behalten sich das Recht vor, eine dergleichen Erklärung dem andern zu machen, und ist ausdrücklich ausbedungen, daß sechs Monate nach erfolgter Erklärung dieser Vertrag mit allen seinen Nebenbestimmungen als aufgelöst zu betrachten sein wird.

---

Gedanken über mancherlei Gegenstände der Welt- und Menschenkunde von Aug. Jul. du Menil. Celle, Schulze. 1839. Gr. 8. 14 Gr.

Referent muß von der Behauptung ausgehen, daß dieses Buch durchaus eine Ergänzung zu Knigge's „Umgang mit Menschen" ist. Wenn der Enkel des Herrn von Knigge, der vor kurzem die „Reise nach Braunschweig" wieder herausgegeben hat, auch den „Umgang mit Menschen" in einer neuen Auflage erscheinen läßt, so muß er als Anhang das Werkchen von Hrn. du Menil dazu geben.

Übrigens möchte es doch schwer zu bestimmen sein, für welchen Kreis von Lesern der Hr. Verf. sein Buch eigentlich bestimmt habe. In die Literatur im höhern Sinne gehört es nicht, obwol in diesem Blatte für literarische Unterhaltung Rede davon ist. Der Gelehrte und der Staatsmann wird es nicht lesen, wenn ihm nicht der als Mensch höchst liebenswürdige Hr. Verf. persönlich bekannt ist. Für die Geistlichkeit ist es eigentlich auch nicht: für wen ist es also bestimmt? Ich behaupte, es ist ein Buch für Leute in kleinern Städten: der Hausvogt liest darin zwei Stunden vorher, ehe er in den Club geht, und eignet sich die ehrbarsten Sentenzen und Gemeinplätze daraus an. Der Schullehrer des kleinen Städtchens, wenn er bei Hochzeiten und Kindtaufen an der Gesindetafel den pastor loci repräsentirt, schmückt sich mit Gedanken und Sprüchen daraus; der Apotheker des Ortes empfiehlt es einem Jünglinge, der in die romantische Periode tritt, wie schwedisch Kühlpulver.

Das Inhaltsverzeichniß bietet dem geneigten Leser die reichste Auswahl; es sind nämlich 163 Nummern, freilich auf nur 108 Seiten. Es wird gesprochen von der Sparsamkeit, von Mitteln zur Ertragung der Beschwerden des Alters, von Büchern für solche, die die Welt kennen lernen wollen; man liest in dem Heftchen: Guter Rath an Töchter, Ursachen des linkischen Benehmens in der Gesellschaft, die Unarten der Frauen, die Kurzsichtigkeit der Frauen, Erträglichkeit des Alters und dergleichen. Wir erlauben uns eine Probe zu geben. Der Verf. spricht über die Wahl einer Braut und sagt: „Wer bei der Wahl einer Braut nicht zuerst auf vorzügliche Seeleneigenschaften sieht, als Güte des Herzens u. s. w., kann leicht einer traurigen Zukunft Beute sein. Um bei Verstande zu bleiben, verliebe er sich nicht, der Verliebte läuft Gefahr, Sanftmuth nicht von Verstellung, das sogenannte stille Wesen nicht von Beschränktheit, Zartheit der Denkweise nicht von Verbildung, Empfindung nicht von Empfindelei unterscheiden zu können. Übrigens stoße er sich nicht an Kleinigkeiten, die sein Glück nicht fährden können, als an etwas Linkischem oder Befangenem, an Langsamkeit des Verstandes oder an geringer Entschlossenheit, da diese Fehler allmäliger Besserung fähig sind."

Wir schließen diese Anzeige mit einer Art Trostworte, das der Verf. allen Schreibenden, also auch sich selbst zuruft; er sagt nämlich, es muß uns bei Lesung geistreicher beneidenswerther Schriften der Gedanke trösten, daß, wenn die Umstände günstig gewesen wären, ähnliche Werke von uns denselben Werth gehabt hätten. Auf solche Weise wird der fast bei jedem Gelehrten nicht zu verkennenden Eitelkeit, ohne daß eigentliche Unbescheidenheit ins Spiel käme, genügt. Für Den, welcher sich nicht zu überschätzen gewohnt ist, bleibt es angenehm zu fühlen, daß er einen gewandten Autor mehr als erreicht haben würde. In beiden Fällen ist Ungerechtigkeit beim Urtheil über fremde Schriften kaum möglich. 24.

---

## Notiz.

### Spanische Alterthümer.

Die auf Kosten der spanischen Regierung unternommenen Ausgrabungen auf der Stelle des alten Italica hatten vor einiger Zeit wegen Mangels an Mitteln nach der Befreiung der dazu verwendeten gefangenen Karlisten eingestellt werden müssen, sind aber neuerdings mit frischer Thätigkeit fortgesetzt worden. Nach der Mannichfaltigkeit der Überbleibsel phönicischer und römischer Baukunst, wie nach den zu Tage geförderten Massen von Münzen, Vasen, Waffen, Hausgeräthschaften, Bruchstücken von Bildsäulen und Basreliefs, zum guten Theile mit punischen Inschriften versehen, zu urtheilen, ist die Ausbeute für das Studium der Alterthums- und Münzkunde eine höchst reichliche zu nennen. Unter den jüngstgefundenen Schätzen ist eine Marmorstatue Kaiser Trajan's, die man im botanischen Garten zu Sevilla auf einem Piedestal von Marmor und Jaspis — gleichfalls aus den Ruinen genommen — aufgestellt hat. Die Figur ist in kolossalem Maßstabe, ganz erhalten und scheint einem ausgezeichneten Künstler anzugehören. Die übrigen Schätze hat man für jetzt neben andern Alterthümern in den untern Gemächern des maurischen Alcazars aufgestellt, von wo sie aber mit den aus den aufgehobenen Klöstern gesammelten Werken der berühmten Meister der sevillischen Maler- und Bildhauerschule in ein besonders zu ihrer Aufbewahrung bestimmtes Gebäude gebracht werden sollen. Don Ivo de la Cortina beschäftigt sich mit der Herausgabe einer mit Zeichnungen ausgestatteten Beschreibung der gemachten Entdeckungen. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 202. — 20. Juli 1840.


## Börne als Recensent.

(Beschluß aus Nr. 201.)

Börne erzählte uns eines Abends ein paar jener Revolutionsscenen der Schauspieler gegen den tyrannisch-gerechten Kadi.

Die Sache wurde mitunter ernst und sehr bedenklich. Eines Tages saß ich in meiner Loge. Der erste Act des „Wilhelm Tell" war eben zu Ende. Da trat einer meiner Freunde zu mir ganz bleich und erschreckt und sagte mir hastig: „Es ist ein Complott gegen Sie im Werke; man wird sie heute Abend nach dem Theater auf der Straße überfallen und — durchprügeln. Hr. X. hat geschworen, Ihnen Arme und Beine entzweizuschlagen. Ich weiß Alles. Bringen Sie sich in Sicherheit." Ich dachte und, ich glaube, ich antwortete auch: „Ich habe nicht die entfernteste Lust, mich mit Hrn. X. und seinen Freunden in ein Stiergefecht einzulassen, denn die Natur hat mich nicht zum Matador geschaffen. Gehen wir daher klugerweise bei Tage nach Hause." Mein Freund begleitete mich und kehrte dann zurück. Zu Hause aber ärgerte mich die Sache doch. Ich hatte ein wahres Jucken, den „Tell" bis zu Ende zu sehen. Und was sollte aus meiner „Wage" werden, wenn man mich so ohne Umstände nach Hause schicken könne? Aber was war zu machen mit meinen Splitterknöchlein? Da fiel mir zufällig eine gewaltige Pistole in die Augen, ein Cabinetsstück, das den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte. Ich steckte die Pistole in die Brusttasche meines Rockes und ging ganz ruhig wieder ins Theater. Vor demselben standen mehre Leute, die ich in Verdacht hatte, mit zu den Verschworenen zu gehören. Ich gab mir einige Mühe, sie den Kolben meiner Pistole sehen zu lassen. In meiner Loge angekommen, setzte ich mich so, daß mit Nachhülfe des Ellenbogens die Pistole ebenfalls sich recht breit machte. Abends ging ich dann allein und ungefährdet nach Hause. Freilich wußten sie nicht, daß die Pistole nicht geladen war und nicht einmal einen Hahn hatte.

Ein anderes Mal — fuhr Börne fort, nachdem er und wir mit ihm über seine Heldenthat recht herzlich gelacht und sie hin und her besprochen hatten — wäre es mir aber doch beinahe schlimm gegangen. Trotz meiner Ordre drang eines Morgens der Schauspieler X., an dem ich, ich weiß nicht mehr welchen Hochverrath begangen hatte, bis in mein Zimmer hinein. Hr. X. war wenigstens nur um einen halben Kopf größer als ich und hatte Schultern wie zwei Börne. „O weh!" dachte ich, „das nimmt ein schlechtes Ende"; denn er sah gar gefährlich drein, als er sagte: „Sie sind der Börne!" — „Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen", war meine Antwort. Ich weiß nicht, woher mir augenblicklich die Idee kam, aber ich dachte, wenn er erst sitzt, ist er kleiner als ich und dann will ich schon mit ihm fertig werden. Er aber frug von neuem: „Sie sind der Börne, nicht wahr?" — „Geniren Sie sich nicht, mein Herr, nehmen Sie doch gütigst Platz." — „Ist gar nicht nöthig, Sie sind der Börne?" — „Setzen Sie sich gefälligst in diesen Ruhestuhl"; ich schob ihm denselben hin und wirklich setzte er sich endlich. Ich aber hütete mich wohl, mich ebenfalls zu setzen, reckte mich im Gegentheile so hoch auf, als ich konnte, sah stolz von oben auf ihn herab und frug so keck als möglich: „Was wünschen Sie; ja, ich bin der Börne!" — „Sie haben den gestrigen Artikel der Wage gegen mich geschrieben!" — „Ja, mein Herr! und was nun mehr?" sagte ich vielleicht zu keck, denn Hr. X. wollte aufstehen. Aber ich ließ ihn nicht dazu kommen, sondern legte ihm freundlich beide Hände auf beide Schultern und sagte: „Bemühen Sie sich nicht, bleiben Sie gefälligst sitzen." Er ließ geschehen und ich blieb der Größere, der Stärkere. So ging das fünf Minuten fort und sitzend konnte sein Zorn nicht zum Ausbruch kommen. Das Mittel ist probat, merken Sie sich's — sagte Börne, sich lächelnd an uns richtend und fuhr fort —: endlich lenkte ich ein und zwar, indem ich ihm vorstellte: „Wenn Sie wollen, so werde ich kein Wort mehr von Ihnen sagen." Das schien ihm ebenfalls nicht zu behagen, denn er antwortete: „Nein, Sie sollen von mir sprechen, aber mit Gerechtigkeit." — „Die soll Ihnen werden, wie bis jetzt" — einer meiner Bekannten, der zufällig ins Zimmer trat, erlöste endlich Hrn. X. aus seiner Sitzung und mich aus meiner Stellung und so schieden wir in Freundschaft. Allein als er zur Thüre hinausging, überlief mich doch ein kleiner Schauer, indem mir sein dicker Knotenstock, den ich jetzt erst recht bemerkte, bleischwer in die Gedanken fiel.

Man könnte aus dieser Anekdote die schönste Lustspielscene machen. Übrigens kenne ich aus Börne's Leben nichts, was ihn so wie diese Scene charakterisirt. Der gebrechliche Körper und der große Geist, das Bewußtsein der Schwäche, verbunden mit dem augenblicklichen Auffinden des Mittels der Stärke, diese Laune und diese Energie, der Witz, der dem Ernste zur Waffe dient; der ganze Börne spiegelt sich in diesem Auftritt klar und lebendig ab. Man brauchte nur diese Scene zu kennen, um zu sagen, wes Geistes und auch wes Körpers Kind er war.

Börne würde unter allen Verhältnissen, in allen Zeiten und in jeder Lage groß gewesen sein. Nicht aber weil sein Talent ihn über seine Mitbewerber hob, denn Hunderte deutscher Schriftsteller sind am Ende in dieser Beziehung ebenso hoch, wenn nicht höher begabt; nicht weil er von Natur eine größere Charakterfestigkeit als tausend Andere gehabt hätte, denn er war in Liebe und im Hasse oft so schwach wie andere Erdenkinder. Aber es war ihm Ernst, großer Ernst, als er seine Zeitschrift „Die Wage" nannte; er fühlte, daß er mit diesem Titel eine Pflicht übernahm und war zu ehrlich, um aus ihm

eine Lüge werden zu lassen. Man versuche es, seine Schriften dieses strengen subjectiven Gerechtigkeitsgefühls zu entkleiden und es wird wenig des Redens und der Nachwelt Werthes übrig bleiben. Sein Witz, seine Laune, seine Ironie werden eben nur dadurch zum Humor, diesem reinen geistigen Bruder jener drei Fleisch gewordenen, gefallenen Engel, daß hinter ihnen überall der tiefe Ernst, die strenge Gerechtigkeit, die höchste Menschen- und Menschheitsliebe hervorguckt. Es ist ein Armersündertrost, wenn so Viele seufzend sagen: Börne war ein Charakter. Wahrlich er hatte kein Privilegium, einer zu sein oder zu scheinen, und ich gestehe gern, daß es mir oft so vorkommt, als ob ein Hegelianer, auf das Wort seines unverstandenen Meisters schwörend, auf seinen Befehl angreifend und sich wie ein englischer Bulldog in einen Lehrsatz festbeißend, nicht weniger Charakter zeigt, als Börne je zu entwickeln Gelegenheit gehabt hat. Auch jener Professor, der um eines Lehrsatzes des römischen Rechtes willen selbst an der Schwelle des Grabes seinem Gegner nicht vergeben zu dürfen glaubte, und alle seine Collegen, die ruhig auf die Carolina unverbrüchliche Eide schwören und für St. Justinian willig den Feuertod erleiden würden, sind nicht zu verachten.

Aber der Gekreuzigte sagte: „den Armen an Geist, den Einfältigen gehört das Himmelreich." Und das ist wahr in einem ganz andern Umfange, als man bis jetzt meist geglaubt hat. Armuth ist ein relativer Begriff. Der Bettler Europas ist ein Krösus gegenüber dem nackten Wilden Amerikas und Afrikas. Auch die Armuth des Geistes ist relativ und nur Der ist in dieser Beziehung arm, der reicher an Gefühl als an Geist ist, der die Liebe, die Gerechtigkeit, die Hingebung und Aufopferung über die Berechnung, den Stolz, die Hab- und Herrschsucht setzt, der den Kopf zwingt, dem Herzen zu gehorchen. Und von solcher Armuth, von solcher Einfalt sprach der Christenlehrer.

Börne aber gehörte zu diesen Einfältigen und war wirklich so einfältig, sein ganzes Leben lang nur einen Titel für seine Zeitschrift zu finden, nur einen einzigen Gedanken zu verfolgen, „seine Feder", wie er selbst sagte, „für diesen in das Blut seines Herzens einzutauchen" und sich so am Ende für denselben zu verbluten. Und nur deswegen ist er groß und deswegen nennen ihn selbst seine Gegner einen eisenfesten „herzlosen" Charakter. 35.

---

Geschichte und Verfassung aller geistlichen und weltlichen, erloschenen und blühenden Ritterorden. Nebst einer Übersicht sämmtlicher Militair- und Civilehrenzeichen, Medaillen rc. rc. und einem Atlas mit beinahe 500 illuminirten Abbildungen der Ordensinsignien, Bänder, Ketten. Von Ferdinand Freiherrn v. Biedenfeld. Erste Lieferung. Weimar, Voigt. 1839. Gr. 4. 2 Thlr. 16 Gr.

Ref. hat es nie zu der republikanischen oder philosophischen Ansicht von den Orden bringen können, nach welcher Staatsrath Berlier damals, als der erste Consul Bonaparte mit Errichtung der Ehrenlegion umging, behauptete, solche Auszeichnungen wären die Kinderklappern der Monarchie. Wie der gewöhnliche Mensch nun einmal ist, wird er noch außerordentliche Hebel brauchen und die Regierungen auch seine Schwächen zu ihrem oder des Staates Besten benutzen dürfen. Doch nicht um Begründung der ethischen Ansicht von der Sache ist es hier zu thun, sondern um kurze Begrüßung eines Unternehmens, welches in würdiger Ausstattung möglichste Ökonomie und Vollständigkeit verbinden und zugleich als Fortsetzung von des Verf. „Geschichte der Mönchs- und Klosterfrauenorden im Orient und Occident" dienen soll. Außer den Ritterorden soll auch eine Übersicht sämmtlicher Militair- und Civilehrenzeichen, Medaillen und ein Atlas mit fast 500 illuminirten Abbildungen auf 40 Tafeln hinzukommen, von denen die beiden letzten die Orden der Türkei, Persiens, selbst Haitis, Chinas, Nordamerikas und Venezuelas enthalten sollen. Das Prachtwerk des königl. preuß. Oberstlieutenant von Gelbke beschränkt sich nur auf die blühenden Orden und kostet 30 Louisdor!

Der Vorrede zufolge wird dieses Werk 53 geistliche erloschene (darunter mehre noch nirgend verzeichnete), dann über 100 erloschene weltliche Ritterorden (auch die Orden für Mäßigkeit und gegen das Fluchen, Sprachveredlung, Jagd, erhöhte Geselligkeit und Fröhlichkeit *), dann die specielle Ansicht aller jetzigen Ordenszustände nach Staaten alphabetisch geordnet enthalten. Der Verf. nennt diesen Überblick ein Studium der Geschichte der Menschheit, der Modificationen und Übergänge, der socialen Phasen, eine rechtskräftige Beurkundung des tröstenden Spruchs: daß wir selbst besser geworden sind, mithin auch auf Besserung rechnen dürfen. Von dieser Seite hat Ref. die Sache noch nicht betrachtet und will die Wirkung geduldig abwarten! Sehr nützlich wird die am Schlusse des Werks gegebene chronologisch-synchronistische Tabelle des Ursprungs sämmtlicher nach ihren verschiedenen Kategorien aufgestellten Ritterorden werden.

Sonach wird das ganze Werk in die zwei Hauptabtheilungen der erloschenen und der blühenden Ritterorden und jede dieser Abtheilungen wieder in die Section der geistlichen und weltlichen Ritterorden zerfallen; die geistlichen nach der Regel Basil's, Augustin's, Benedict's, Franz von Assisi u. A., die weltlichen nach den großen Haus-, Verdienstorden und Vereinen zu andern Zwecken rubricirt, die erloschenen nach chronologischer, die blühenden nach alphabetisch-ethnographischer Reihe. Ob wie bei Gottschalk die Mitglieder der einzelnen Orden aufgeführt werden sollen, wird nicht gesagt. So angenehm es Einzelnen sein konnte, so möchte es doch, bei den ewigen Veränderungen im Personalstatus und zur Raumersparung überflüssig sein. Hierauf folgt noch ein Auszug aus der Ordensliteratur und S. 21—24 der Anfang der Darstellung der erloschenen Ritterorden nach Basil's Regel. Von diesen sind vorerst drei Orden, der der heiligen Katharina vom Berge Sinai, des heiligen Lazarus von Jerusalem (wo anfangs nur ein Aussätziger Großmeister sein durfte) und des S. Blasius beschrieben.

Die fünf mit Farben sehr sauber heraldisch tingirten Kupfertafeln stellen mit großer Raumersparung (daher auch die Großkreuze nicht in natürlicher Größe sind) die anhaltischen, badischen, bairischen (2 Tafeln) und belgischen Orden und Verdienstmedaillen dar. Da die Beschreibung derselben noch fehlt, können wir uns kein näheres Urtheil erlauben, sehen aber der Fortsetzung um so lieber entgegen, als wir nach dieser Anlage mit Grund hoffen können, daß dieses compendiöse, wohlfeile und Wissenschaft wie nützliche Unterhaltung fördernde Werk den wohlverdienten Beifall finden werde. **) 15.

*) Es wird schwer sein, hier Maß und Ziel zu finden, sonst müßte Jacobi's, Gleim's und Hofmann's Orden der Lorenzodose oder der Sanftmuth und Versöhnung auch dahin. („Zeitgenossen", neue Reihe, XI, S. 21, 25.)

**) Seit der Abfassung dieser Anzeige sind auch schon die zweite bis vierte Lieferung des Werks erschienen. D. Red.

## Vineta zum letzten Male untergegangen.

Die von namhaften Historikern nach dem Mittelalter aus dem Nichts ins Leben gerufene Fabelstadt Vineta war von ihnen zu prachtvoll gebaut und die Poesie hing sich zu lieblich und lebhaft an das Bild einer versunkenen Stadt, als daß Liebhaber des Wunderbaren in der Geschichte nicht Alles anstrengen sollten, ihre Existenz gegen die negirende Kritik zu retten. Was der berühmte pommersche Chronist Kantzow und der trestower Bürgermeister Lubbechius mit eigenen Augen gesehen und so sorgfältig verzeichnet, die Lage der Straßen unterm Meer, die man noch auf alten Homann'schen Karten angegeben findet, der Glaube des Volks, die herübergezogenen Zeugnisse anderer Chronisten, die Adoption der Dichtung, alles das hatte gegen die Kritik des vorigen Jahrhunderts nicht Stich gehalten. Zöllner in seiner „Reise nach Rügen" hatte in seiner Art die Nichtexistenz und die Unmöglichkeit der Existenz bewiesen. Doch wollte er mit seiner Kritik die Sache noch nicht ganz aufgegeben haben, und foderte zu einer Subscription auf behufs näherer Untersuchung. Aber wie auch unser romantisch anfangendes Jahrhundert gegen die negirende Kritik des 18. Jahrhunderts abgünstig gestimmt war und gern der Sage gegen nüchterne Vernunft ihr Recht vindiciren wollte, hierin gab man jener vollkommen Recht. Zöllner's Beweise erschienen als zu schlagend, die Historiker jagten von ihrem Gebiet die nebelhaften Vorstellungen, unbeschadet der Romantik, fort, und soweit ging der Sieg der Kritik, daß selbst die Poesie sich der alten Stadt entäußerte und Dr. Furchau in seinem Heldengedicht „Arkona", in welchem Geister und Heroen der nordischen Mythe streiten, es verschmähte die alte Fabelstadt, wenn auch nur als Fata Morgana auf den Wellen des baltischen Meeres schwimmen zu lassen.

Endlich erklärte sich auch der neueste Historiker Pommerns, Professor Barthold, gegen die Existenz der Wunderstadt. Dies hielt indessen einen patriotischen Insulaner von Usedom, den als Schriftsteller und Dichter wohlbekannten Prediger Meinhold, nicht ab, seine entgegengesetzte Ansicht noch einmal ans Licht treten zu lassen und zu versuchen, ihr Geltung zu verschaffen. Er unternahm dies in einer mit aller Wärme der Beredtsamkeit geschriebenen Abhandlung in seinen „Humoristischen Reisebildern von Usedom". Er stützte sich dabei nicht sowol auf die ursprüngliche Quelle der Sage, auf Helmold's „Chronik der Slawen", sondern seine Gründe sind: 1) die allgemein verbreitete, Jahrhunderte alte Sage, welche bei dem verdrossen trägen und phantasielosen Charakter der Usedomer im Volke schwerlich aus Nichts und noch weniger aus den Mittheilungen gelehrter Reisenden entstehen können; 2) das positive Zeugniß Kantzow's und seiner Gefährten über die bewundernswürdig regelmäßige Lage, in welcher sie die Steintrümmer unter dem Meere getroffen haben wollen; 3) ein sichtbar von Menschenhänden gearbeiteter Stein, der 1836 bei Gelegenheit des swinemünder Hafenbaues an der betreffenden Stelle herausgezangt und als Merkwürdigkeit nach Stettin gesandt worden; 4) die zahlreichen Urnenschalen heidnischer Grabdenkmäler, denen man gerade am Ufer begegne, während die Hünengräber sonst auf Usedom selten sind, und die Insel, ihrer natürlichen Beschaffenheit wegen, nie eine große Bevölkerung gehabt haben könne; 5) die große Menge goldener Münzen, welche vor einigen 30 Jahren bei Dannerow gefunden worden; 6) die zerrissene Gestalt der Insel Usedom an der in Anspruch genommenen Stelle.

Herr Prediger Meinhold frug bei der Gesellschaft für pommersche Geschichte in Stettin an, ob dieselbe, in Bezug auf obige, von ihm angegebene Gründe, nicht geneigt sei, eine letzte, officielle Untersuchung an der fraglichen Stelle mit Hülfe einer Taucherglocke anstellen zu lassen, um der Sache endlich auf den Grund zu kommen. Zwar erwartete er so wenig als ein Anderer, die Straßen Vinetas, die Kantzow gesehen, noch auch nur ein erhaltenes Haus aufzufinden. Aber Spuren von Menschenhand dürften sich doch bei einer solchen Untersuchung entdecken lassen. Nach reiflicher Erwägung ist indessen die Gesellschaft auf den Vorschlag nicht eingegangen, und ihre Gründe, die sie in ihrem eben erschienenen vierzehnten Jahresbericht angibt, scheinen gerechtfertigt. Der Geheimrath Krause, jetzt Besitzer des berühmten alten Klostergutes Colbach, damals einer der reichsten Kaufleute und Schiffseigenthümer in Swinemünde, hatte selbst vor mehren 40 Jahren Taucherversuche anstellen lassen. Er war beim heitersten Wetter nach der fraglichen Stelle mit den erfahrensten Seeleuten gefahren und zugleich mit einem englischen Matrosen, welcher mehre Jahre bei der Perlenfischerei gedient hatte, und ein ausgezeichneter Schwimmer und noch größerer Taucher war. Obgleich dieser sieben bis acht Mal tauchte, an verschiedenen Stellen, so brachte er doch nichts heraus als Hände voll gewöhnlichen Meeressand und die Versicherung, daß außer gewöhnlichen großen Feldsteinen nichts im Meeresgrunde vorhanden sei. Diese Untersuchung, schon im vorigen Jahrhundert durch Druckschriften bekannt, hat der hochbejahrte Veteran, der aber noch bei vollen Verstandeskräften ist, aufs neue der Commission durch seine Aussage bekräftigt. Desgleichen lassen die Protokolle, beim swinemünder Hafenbau geführt, keinen Zweifel mehr darüber, daß weder jetzt Spuren einer Stadt an den Küsten unsern der Odermündungen sich noch vorfinden dürften, noch damals, als man alle großen Steine zum Behuf desselben herauszangte, gefunden haben. Hr. Regierungsrath Scabill, welcher den Bau leitete, hat selbst damals die genausten Beobachtungen angestellt; weder aber hat er, auch beim klarsten Wetter, etwas Anderes als einen Steinriff entdeckt, noch bei den herausgeförderten Steinmassen irgend Spuren von Bearbeitung. Die Steinlieferanten aber haben über das Vineta genannte Steinriff folgendes zu Protokoll gegeben: „Das Riff ist gleichsam ein Eiland, ungefähr ⅛ Meile vom Lande in der Ostsee gelegen, und besteht aus Lagern großer Granitsteine, die theils aufeinander geschoben sind, theils in Kreide und Thongrund, theils in Sand und Kreide liegen; keine Spur von regelmäßigen Lagen. Von einer versunkenen alten Stadt kann, nach unserer Meinung, keine Rede sein. Weißliche, blaue und gelbe Streifen des Meergrundes setzen das Riff zusammen, in welchem die Granitsteine lagern. Die im Kreidegrunde sitzen so fest, daß sie gar nicht oder nur mit der größten Kraft losgebrochen werden können. Auf den höchsten Stellen ist das Riff 4½ Fuß unter dem Wasserspiegel; an andern 18—24 Fuß tief darunter." So wenig diese Aussage für die Existenz einer versunkenen Stadt beweist, so spricht doch die Anführung von in Kreide festgekitteten Granitsteinen in so weit zu Gunsten der alten Zeugen dafür, daß ihre Augentäuschung kein absolut leeres Phantasiebild war, sondern einen sichtbaren Grund hatte. 41.

---

## Literarische Notizen.

Amedée Thierry, Verf. einer Geschichte der Gallier, läßt jetzt in Paris die „Histoire des Gaules sous la domination romaine" erscheinen, ein Werk, welches des Neuen und Interessanten vielleicht noch mehr darbietet als die erste Abtheilung seiner Arbeit über die gallischen Alterthümer. Das Ganze wird aus drei Bänden bestehen, der erste ist bereits erschienen. — Ferner erschien im historischen Fache: „Histoire des guerres civiles, politiques et religieuses, dans les montagnes du Velay, pendant le 16ième siècle", von F. Mandet.

---

Eine für katholisch altgläubige Herzen erbauliche Schrift ist das Buch „Vie de Victorine de Galard Terraube", die Biographie einer am 8. Febr. 1836 „im Geruche der Heiligkeit" zu Paris verstorbenen Dame. Es ist davon eine neue, vermehrte und von sechs Erzbischöfen und acht Bischöfen gebilligte Ausgabe erschienen. Nun sage man noch, daß es unserer Zeit an Glauben und Heiligenriechern fehle! 5.

# Bibliographie.

Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel. Dramatisirt vom Verfasser des deutschen Alcibiades. 2te verbesserte Auflage. 3 Theile. Mit 1 Titelkupfer und 1 Musikbeilage. 8. Leipzig, Melzer. 2 Thlr. 12 Gr.

Blesson, L., Die Renten-Versicherungs-Anstalten und deren Bedeutung für Mit- und Nachwelt. Gr. 8. Berlin, Posen u. Bromberg, Mittler. 16 Gr.

Couard, C. L., Das Leben der Christen in den ersten drei Jahrhunderten der Kirche. Kirchengeschichtliche Predigten. Gr. 8. Berlin, Thome. 1 Thlr. 6 Gr.

Creuzer's F., deutsche Schriften, neue und verbesserte. Erste Abtheilung. 2ter Band. [1stes Heft.] — Auch u. d. T.: Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen von *F. Creuzer*. 2ten Thls. 1stes Heft. 3te verbesserte Ausgabe. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 1 Thlr. 16 Gr.

Dellarosa, L., Arnulf Schreckenwald, genannt der Eisenfresser, oder die Blutrache auf Burg Aggstein an der Donau. Schauerliche Geister- und Rittergeschichte aus Österreichs Vorzeit. Mit 1 Titelkupfer. 8. Wien, Singer u. Goering. 20 Gr.

Egen, P. N. C., Die Constitution des Erdkörpers und die Bildung seiner Rinde. Gr. 8. Elberfeld, Büschler'sche Verlagsbuchh. 12 Gr.

Florencourt, F. von, Politische, kirchliche und literarische Zustände in Deutschland. Ein journalistischer Beitrag zu den Jahren 1838 und 1839. 8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1 Thlr. 16 Gr.

France, A. de, Abd-el-Kader, Emir von Maskara, der furchtbare Bekämpfer der Franzosen in Algier; oder: Fünf Monate der Gefangenschaft bei den Arabern. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Frühbuß, D., Der Christ am Grabe seines Königs. Predigt am 14. Juni 1840 gehalten. 8. Grünberg, Leyßohn und Siebert. 2 Gr.

Geibel, E., Gedichte. Gr. 8. Berlin, A. Duncker. 1 Thlr.

Grimm, J., Sendschreiben an Karl Lachmann. Über Reinhart Fuchs. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 20 Gr.

Grötsch, J. G., Herzog Richelieu, seine Welt und seine Zeit. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen. 8. München, Franz. 21 Gr.

Haacke, M. von, Erinnerungen aus einer Reise durch das südliche Deutschland, Österreich, die Schweiz in das mittägliche Frankreich und nach Algier. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 12 Gr.

Die 400jährige Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Leipzig am 24. 25. 26. Juni 1840. Von G. K. Gr. 8. Camenz, C. S. Krausche. 3 Gr.

Der siebente Juni 1840. Christliches, patriotisches Gedicht, von Preußenherz in der Fremde, *Νεαπολιτης υπ' ἀκρῳ*. 4. Stolberg am Harz, Schmidt. 4 Gr.

Kamp, H. A. von, Der Knappe Erdmann und sein Sohn Georg oder Bergmanns Leben, Lust und Leid. Ein Büchlein für Alt und Jung. Crefeld, Schüller. 10 Gr.

Keferstein, C., Geschichte und Litteratur der Geognosie, ein Versuch. Gr. 8. Halle, Lippert. 1 Thlr. 8 Gr.

Leake, W. M., Die Demen von Attika. Aus dem Englischen übersetzt von *A. Westermann*. Mit 5 Karten und Plänen. Gr. 8. Braunschweig, Westermann. 1 Thlr. 16 Gr.

Lengerke, A. von, Landwirthschaftliche Statistik der deutschen Bundesstaaten. In 2 Bänden. 1ster Band. Gr. 8. Braunschweig, Westermann. 2 Thlr. 18 Gr.

Löhle, Fr., Bianca Medicis, Drama in vier Acten. Gr. 8. München, Franz. 16 Gr.

Marheineke, P., Das Gebet des Herrn in dreizehn Predigten. Nebst den am dreihundertjährigen Jubelfest der Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg im Jahr 1839, und am Gedächtnißtage der Verstorbenen im Jahr 1839 gehaltenen. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr. 4 Gr.

Neuendorff, F. W., Komische Vorträge zur Erheiterung für jede Gesellschaft. Gr. 12. Berlin, Plahn. 1 Thlr. 6 Gr.

Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen. Michelis. — Binterim. — von Droste. Mit 39 bisher ungedruckten Dokumenten. Gr. 8. Leipzig, Voß. 20 Gr.

Plötz, J. von, Der Ruf, oder: Die Journalisten. Lustspiel in einem Aufzuge nach der Idee Scribe's. München, Franz. 9 Gr.

Richter, J. A. L., Festgabe. Warum sollte die Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst eine allgemeine für die ganze Welt sein? Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 8 Gr.

Robert, E., Briefe aus dem hohen Norden und dem Inneren von Rußland, geschrieben auf einer Reise in den Jahren 1838 und 1839, nebst Beilagen, die französisch-scandinavische Expedition nach Spitzbergen betreffend. Nach den französischen Original-Briefen an den kaiserl. russischen Minister-Residenten, wirklichen Staatsrath von Struve in Hamburg. Gr. 12. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 20 Gr.

Rötscher, H., Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. 3te Abth. Der zweite Theil des Göthischen Faust nach seinem Gedankengehalte entwickelt. Gr. 8. Berlin, Thome. 1 Thlr. 6 Gr.

Rückert, F., Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland. 1stes Bändchen. 2te Auflage. 16. Berlin, Bethge. 1839. 16 Gr.

Ruckgaber, H., Geschichte der Grafen von Zimmern. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Adels, nach den besten Quellen und Hilfsmitteln bearbeitet. Mit 1 Abbildung. Gr. 8. Rottweil, Herder. 1 Thlr. 12 Gr.

Diplomatische Sammlung der Verfassungs- und Verwaltungs-Grundgesetze der deutschen Staaten. Herausgegeben von E. G. v. Ros.... 1ster Band. Gr. 8. Berlin, Sander. 1 Thlr. 12 Gr.

Schindler, A., Biographie von Ludwig van Beethoven. Mit dem Portrait Beethoven's und 2 Facsimiles. Gr. 8. Münster, Aschendorff. 2 Thlr. 16 Gr.

Schmid, E., Die Lobdeburg bei Jena. Nach Urkunden und sichern Nachrichten geschichtlich dargestellt. Mit Plan und Ansicht. Gr. 8. Jena, Frommann. 16 Gr.

Schwarz, J. C. E., Predigt zum Gedächtniß der Erfindung der Buchdruckerkunst am ersten Sonntage nach Trinitatis in der Stadtkirche zu Jena gehalten. Gr. 8. Jena, Frommann. 3 Gr.

Siona. Stimmen aus der Gemeine für christliche Erbauung. 1ster oder Wintertheil. Gr. 8. Gütersloh, Bertelsmann. 2 Thlr.

Strackerjan, C. F., Geschichte der Buchdruckerei im Herzogthum Oldenburg und der Herrschaft Jever nebst einer Beschreibung des ersten in Oldenburg erschienenen Buches. Eine Festgabe zum vierhundertjährigen Jubelfest der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840. Mit Facsimile's. Gr. 8. Oldenburg, Schulze. 8 Gr.

Strauß, F., Glocken-Töne. Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen. 3 Bände. 7te Auflage. Gr. 12. Leipzig, Crayen. 2 Thlr. 8 Gr.

Der hinkende Teufel in Hamburg. Aus den Papieren eines Verstorbenen. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Taubert. 2 Thlr. 16 Gr.

Ungewitter, F. H., Populäre Geographie oder Geographisches Handbuch zur Selbstbelehrung und zum Nachschlagen in allen Fällen, wo man über irgend ein Land, eine Stadt oder einen merkwürdigen Ort der Erde überhaupt geographische und geschichtliche Auskunft zu erhalten wünscht. 1ste Abth. Mit lithographirten Abbildungen, Tabellen und Stammtafeln. Gr. 8. Leipzig, Wunder. 2 Thlr.

Wangenheim, F. Th., Der Spion. Historischer Roman. 4 Bände. 8. Leipzig, Melzer. 6 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 203. — 21. Juli 1840.

## Die Reformation in französischer und deutscher Auffassung.

1. Histoire de la vie, des écrits et des doctrines de Martin Luther; par *J. M. V. Audin.* Zwei Bände. Paris 1839.
2. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von Leopold Ranke. Erster und zweiter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1839. Gr. 8. 5 Thlr. 16 Gr.

Zweiter Artikel.*)

Wir wenden uns in diesem Artikel nun zu dem Werke Ranke's, einer ebenso erfreulichen Erscheinung im Gebiete der historischen Literatur, als die des französischen obengenannten Werks widerwärtig für uns war. Wir nannten schon früher die „Deutsche Geschichte" einen der würdigsten Repräsentanten der deutschen Historiographie und gehen nun mit Freuden ans Werk, dieses Urtheil weiter auszuführen.

Im Gegensatze zur französischen Historiographie mit ihren praktischen Tendenzen bezeichneten wir im ersten Artikel den Charakter der deutschen als den der reinen Wissenschaftlichkeit, der es nur um der Wahrheit an sich, ohne Rücksicht auf besondere Zwecke, zu thun ist. Von dieser schönen, dem deutschen Charakter so sehr zur Ehre gereichenden Richtung, von dieser Überzeugungstreue, der es nicht um diese oder jene schon in voraus festgesetzte Meinung zu thun ist, sondern welche Lob und Tadel, Recht und Unrecht ohne Ansehen der Person und Partei austheilt, selbst wo es subjectiven Sympathien wehe thun muß, — von dieser Treue gibt der Verfasser in diesem seinem neuesten Werke ein glänzendes Beispiel; um so glänzender in einer Zeit, wo derselbe Stoff, den er bearbeitete, wieder Gegenstand eines Streites geworden ist, in welchem die Leidenschaft die Vernunft nicht zu Worte kommen läßt. Statt, wie bei Vielen, einen übeln Einfluß auf das historische Urtheil unsers Verf. zu äußern, hat der mit dem kölner Ereigniß ausgebrochene kirchliche Streit vielmehr günstig auf dasselbe gewirkt, indem er ihm, ohne seiner Unparteilichkeit etwas zu nehmen, doch mehr Leben und Wärme verliehen hat. Hier müssen wir zu unserm oben ausgesprochenen Urtheil über den Charakter der französischen und deutschen Historiographie zurückkommen. Wie nämlich die praktische Richtung der französischen gar zu leicht in feile oder leidenschaftliche, gewissenlose Parteigängerei ausartet, so verfällt die deutsche Wissenschaftlichkeit, der es nur um die Sache selbst, nicht um Nebenrücksichten zu thun ist, gar zu leicht in eine Gleichgültigkeit gegen den geistigen Inhalt des Stoffes, die sich theils im ausschließlichen Aufhäufen und Cultiviren des bloßen Materials, theils in hohlen abstracten Philosophemen, theils in vornehm geistreichen Reflexionen ausspricht, welche kalt das eigentliche Wesen der Sache umgehen und häufig in ein klügelndes Spintisiren oder in ein geschicktes aber theilnahmloses Anatomisiren des todten Leichnams der Geschichte übergehen. Nicht zu leugnen ist es nun, daß der Verf. in seinen frühern Werken sich mehr oder weniger zu dem letztern Abweg der deutschen Historiographie hinneigte. Trotz der gründlichen Forschung, die sich nirgend verleugnete, trotz der subtilen Auseinanderlegung aller Fäden des verwickelten Netzes der Geschichte, trotz der geistreichen Verknüpfung der verschiedenen Glieder zu einem organischen Ganzen und der sinnreichen Entwickelung der historischen Thatsachen aus ihrem innern Getriebe, trotz der kunstvollen Anordnung und Auswahl des Materials konnte man sich bei den meisten frühern Werken des Verf., insbesondere seiner „Geschichte der Päpste", des Gefühls einer gewissen Kälte nicht erwehren, das uns immer bei allen Werken des menschlichen Geistes befällt, in denen die Kunst die Naturwahrheit überflügelt hat. Nur wo beide gleichen Schritt halten und sich innig durchdringen, entstehen Musterwerke. Jene Naturwahrheit aber, die wir früher bei Ranke mitunter mehr oder weniger vermißten, erzeugt sich nur aus einem unmittelbaren Hingeben und Identificiren an und mit dem Inhalt des zur Verarbeitung gegebenen Stoffes, oder mit andern Worten aus dem gemüthlichen, reinmenschlichen Verhältniß des Subjects zum Objecte, welches neben aller Vermittelung und geistigen Verarbeitung immer fortbestehen kann. Dieses gemüthliche Verhältniß zum Stoff und dessen Inhalt kann bei dem Historiker in nichts Anderm als dem Antheil bestehen, den er der weltgeschichtlichen Idee, wo und wie sie immer zur Erscheinung kommen mag, stets bezeigt. Hiermit widerlegt sich auch, was gewöhnlich von

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 161—168 d. Bl. D. Red.

der angeblichen Unparteilichkeit des Historikers gesagt wird, die weiter nichts ist als ein charakterloses Betreten der sogenannten Mittelstraße, ein sittliches Justemilieu. Ja, der Historiker soll völlig unparteilich, d. h. ohne alle vorgefaßte Meinung im Durchforschen des Stoffes, im Eruiren seines Inhalts zu Werke gehen; aber in der Beurtheilung desselben soll er sich ganz parteiisch für alles Heilige, Wahre und Schöne eingenommen zeigen und immer der Idee, nicht der gemeinen indifferenten Wirklichkeit, oder gar noch etwas Schlimmern, äußern Rücksichten und Verhältnissen, die Ehre geben. Charakter also, der ebenso sehr vom Besitz einer bestimmten Weltansicht als von sittlicher Kraft bedingt wird und nur aus der Durchdringung von beiden hervorgeht, darf man jedenfalls vom Historiker fodern, und sittlich-religiösen Charakter besonders von einem Historiker, der die Darstellung politisch-kirchlicher Begebenheiten zu seinem Stoff gewählt hat; denn wie die Kirche auf Religion, so beruht der Staat auf Sitte und seine Natur ist wesentlich eine ethische.

Dieser Punkt ist es, wo die historische Wissenschaft, wie alle Wissenschaft überhaupt, mit dem Leben zusammenhängt und praktisch wird, ohne sich doch vom praktischen Leben abhängig zu machen. Die Wissenschaft soll nie äußern praktischen Zwecken fröhnen, aber auch nicht vom Leben sich trennen, sondern von ihrem höchsten Punkte aus, vom Punkte der Idee zu ihm hinüberleiten und es veredeln und fördern; thut sie das nicht, schließt sie sich einseitig ab, so wird sie zur Mumie oder zu einem leblosen Kunstwerke und steht als solche weit unter den praktisch brauchbaren und tüchtigen, wenn auch nicht wissenschaftlich tiefen Werken, wie Frankreich und England sie uns liefern, denn diese sind doch Fleisch und Blut; weiß sie dagegen den ideellen Gehalt mit den Interessen des Lebens innig zu vermählen, so wird sie auch Resultate erzeugen, wie die Wissenschaft im bloßen Dienste der Praxis nie zu erzielen vermag.

Mit Vergnügen nun nehmen wir in dem neuesten Werke Ranke's einen bedeutenden Fortschritt zu diesem höchsten Ziele der Wissenschaft wahr — wie es denn, beiläufig gesagt, eine höchst erfreuliche Erscheinung bei unserm Verfasser ist, in jedem seiner Werke einen neuen Fortschritt, sei es in einer oder der andern Beziehung, zu erblicken. Es unterscheidet sich zu seinem großen Vortheile durch lebendigere Theilnahme an den dargestellten Begebenheiten und ausgesprochenere Gesinnung vor den frühern Werken seines Verfassers, die in der letztern Zeit mitunter einen zu starken Anflug von diplomatischer Indifferenz trugen; eine größere Wärme der Darstellung, eine bedeutendere Schärfe des Urtheils und mehre Bestimmtheit der Charakteristik ist die vortheilhafte Folge von dem größern Spielraum, der den ideellen und subjectiven Kräften des menschlichen Geistes in ihm eingeräumt worden ist. Aber auch die höhere Wissenschaftlichkeit ist dadurch nicht ungefördert geblieben; denn der Aufschwung, den der Charakter, die Subjectivität des Verf. in diesem Werke genommen, hat seinen Blick erweitert und ihn die höchsten, das Leben der Menschheit leitende Ideen in That und Wahrheit fühlen, erfassen und hinwiederum in ihren Beziehungen zur Wirklichkeit darstellen lehren. So hat er uns ein Werk geliefert, das den wichtigsten Abschnitt der deutschen Geschichte uns auf eine Weise vor Augen führt — kunstvoll und doch natürlich, fein und doch klar, mit mannichfaltigem Detail und doch übersichtlich, geistig verarbeitet und doch treu, besonnen und doch lebendig, vorurtheilsfrei und doch nicht charakterlos — wie bis jetzt noch nicht geschehen ist. Ja, wir stehen keinen Augenblick an, zu behaupten, daß der Verf., wäre ihm ein tieferer und energischerer Charakter gegeben, unter den Koryphäen der Historiographie überhaupt zählen würde. Möge er künftig den, welchen er besitzt, nicht unter diplomatischen Rücksichten verschwinden lassen. Schade ist, daß die Natur nicht Schlosser's Charakter und Ranke's Geist in einem Individuum vereinigt hat. Doch nun zu einer Durchmusterung des Werkes selbst.

Die Einleitung beginnt mit der Aufstellung und allgemeinen Begründung eines Axioms, das den rothen Faden durch das ganze Werk bildet. Es ist der Gedanke, daß nationelles und religiöses Leben, Staat und Kirche, geistige Freiheit des Individuums und Nothwendigkeit gemeinsamer Glaubensnormen Gegensätze sind, die nothwendig sich auseinander entwickelt haben, sich gegenseitig wie Pole verhalten und bedingen, sodaß eine immerwährende Wechselwirkung, Anziehung und Abstoßung unter ihnen stattfindet, welche zur Entwickelung des politischen wie des religiösen Lebens ebenso nothwendig als wohlthätig ist und ein Hauptmoment in der Weltgeschichte bildet. Wie nun diese beiden Factoren, der geistliche wie der weltliche, sich seit den karolingischen Zeiten in Deutschland bis in die Hälfte des 15. Jahrhunderts verhalten und die Geschichte dieses Landes gestaltet haben, dies wird in der Einleitung in einem Überblick gezeigt, der gleich sehr durch einleuchtende Klarheit, wie durch gedankenvolle Kürze, welche mit richtigem Blicke das Wesentliche und die schlagenden Momente hervorzuheben und mit einer wahrhaften historischen Dialektik zu entwickeln und zu verbinden weiß, ausgezeichnet ist.

Zuerst weist der Verfasser in dem „Karolingische Zeiten" überschriebenen Abschnitt nach, wie die geistliche Gewalt in dieser Epoche von der weltlichen in den romanisch-germanischen Ländern abhängig war. Das romanische Element, in welchem die geistige Macht wurzelte, war von dem germanischen noch zu abhängig, das Christenthum überhaupt durch Mohammedanismus und nordisches Heidenthum, und der Papst insbesondere durch unmittelbare Feinde zu sehr bedrängt, als daß sie des schützenden weltlichen Armes hätten entbehren können. Zwar regt sich der Klerus schon, und man sieht deutlich, wie er unter schwachen Herrschern die Übergewalt zu erringen trachtet, allein das volksthümliche Element in den germanischen Nationen, ihre aus dem frühern Stammleben hervorgegangenen nationellen Sitten und Rechtsbegriffe sind noch zu mächtig, als daß die nivellirende kirchliche Gewalt das Übergewicht zu erringen vermocht hätte; „die Deutschen hielten die Autonomie der weltlichen Macht aufs gewal-

tigste und glänzendste in dieser Periode aufrecht." Unter den sächsischen Kaisern blieb dies fortwährend der Fall, ja, man kann sagen, äußerlich in noch gesteigertem Maße, aber unter schon vielfach veränderten Verhältnissen. Noch immer herrschte in Deutschland die weltliche Macht, die weltlichen Großen wählten Arnulf, Heinrich I. verschmähte sogar die Salbung, während in dem romanischen Europa die Geistlichkeit allenthalben den Vortritt hatte und die Könige, wie in Burgund und der Lombardei, entweder ganz wählte, oder doch, wie Odon von Paris, ganz in ihr Interesse zu ziehen wußte und eine eigene Inspiration für solche Wahlen geltend machte. Otto der Große waltete so selbständig und mächtig in Italien wie in Deutschland, daß

jenes Princip der weltlichen Selbstherrschaft, das sich den Usurpationen des geistlichen Ehrgeizes von Anfang an entgegengeworfen, hierdurch zu der großartigsten Repräsentation, zu einer vorwaltenden Stellung in Europa gelangte.

Auf den ersten Anblick — fährt der Verf. fort — möchte es scheinen, als sei nun auch Otto in ein gewöhnliches Verhältniß zu dem Papst getreten wie Karl der Große; näher betrachtet aber, zeigt sich ein nicht geringer Unterschied. Karl der Große ward mit dem römischen Stuhle durch eine vom gegenseitigen Bedürfniß hervorgerufene, die Resultate langer Epochen, die Entwickelungen verschiedener Völker umfassende Weltcombination in Verbindung gebracht; ihr Verständniß beruhte auf einer innern Nothwendigkeit, durch welche auch alle Gegensätze vermittelt wurden. Die Herrschaft Otto's des Großen dagegen beruhte auf einem dem Umsichgreifen der geistlichen Tendenzen ursprünglich widerstrebenden Princip. Die Verbindung war momentan; die Entzweiung lag in dem Wesen der Dinge.

Denn einestheils gewannen die christlichen und mit ihnen auch die kirchlichen Ideen immer größere Ausbreitung und festeren Fuß unter den Nationen; das deutsche Kaiserthum mußte sich ihnen in geistlicher Hinsicht nicht blos fügen, sondern auch zu ihrer Erhöhung durch die Christianisirung der westlichen slawischen und der ungarischen Völkerschaften beitragen. Anderntheils verstand die deutsche Nation nicht ganz ihre Stellung und erfüllte ihre Aufgabe nicht vollkommen:

Vor Allem, es gelang ihr nicht, der Idee eines abendländischen Reichs die volle Realität zu geben, wie es unter Otto I. den Anschein hatte.

Die Ursache hievon waren die immerwährenden innern Kämpfe und der unglückliche Umstand, daß es in Deutschland zu keiner festen Succession kommen konnte.

Es erfolgte, daß sich zwei Factionen, die eine in Gehorsam, die andere in Opposition gegen die fränkischen Kaiser, einander gegenübersetzten und das Reich mit ihren Streitigkeiten erfüllten.

So kam es, daß Heinrich III., um Ruhe zu schaffen, sich auf die Geistlichkeit stützen mußte, ja nur mit ihrer Hülfe den Papst besiegte;

daher kam es, daß in eben den Zeiten, wo die Unterwürfigkeit der Geistlichen unter das Kaiserthum am entschiedensten war, ihre Macht sich am meisten ausdehnte und befestigte.

Es leuchtet ein — schließt der Verf. den Abschnitt „Sächsische und fränkische Kaiser" —, die Stellung eines deutschen Kaisers war ebenso gefährlich wie großartig. Die ihn umgebenden Magnaten, Inhaber der weltlichen Macht, von der er selbst ausgegangen, konnte er nur in stetem Kampfe, nicht ohne Gewalt im Zaum halten. Er mußte sich auf die andere, die geistliche Seite, stützen, die doch im Princip von ihm verschieden war. Die europäische Bedeutung seiner Würde konnte er doch nie völlig erfüllen. Ein Weltereigniß war es, daß in dieser Lage der Dinge der kräftige Heinrich III. frühzeitig starb und ein sechsjähriger Knabe seinen Platz einnahm.

Der folgende Abschnitt „Emancipation des Papstthums" zeigt, wie die hierarchischen Ideen, die sich im 9. Jahrhundert noch durchaus im Nachtheile der weltlichen Macht gegenüber befanden, nun, unter der Regierung Heinrich's IV., aufs neue mit verdoppelter Kraft sich erheben und am Ende nach verschiedenen Wechselfällen als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen konnten. Der nach unten unter den sächsischen Kaisern unbemerkt immer fester begründete und weiter verbreitete Einfluß der Geistlichkeit war bereits so gekräftigt, daß er sich mit Glück gegen die Herrscher wenden konnte. Trefflich ward er dabei von den Umständen — dem frühzeitigen Tode Heinrich's III. und der dadurch nothwendig gewordenen vormundschaftlichen Regierung —, sowie von den Persönlichkeiten — dem leidenschaftlichen, gewaltthätigen Heinrich IV. und dem überlegenen Geist und Charakter Gregor's VII. — unterstützt, und so war es nicht zu verwundern, daß aus den innern Kämpfen Deutschlands das Papstthum den größten Vortheil ziehen mußte, sodaß es am Ende dieses Zeitabschnittes nicht nur völlig unabhängig von der weltlichen Macht dastand, sondern auch bereits ein unzweifelhaftes Übergewicht erlangt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Bibliographische Notizen aus England.

Was Lamb in seinen unvergleichlichen „Essays of Eliah" pries, wünschte, zu bewirken strebte, scheint jetzt eingetreten zu sein: größere Beachtung der englischen Dramatiker aus dem Zeitalter Shakspeare's. Unter den splendiden Ausgaben englischer Classiker, die jetzt vom Buchhändler Ed. Moxon in London ausgehen, ist eine ganze Reihe diesem wichtigen Zweige gewidmet. Die Werke von Ben Jonson, herausgegeben von Barry-Cornwall, die von Ph. Massinger und J. Ford, herausgegeben mit einer geistreichen Einleitung von Hartley Coleridge, schließen sich an die bei demselben Verleger erschienene Ausgabe des Shakspeare von Campbell an; die Werke von Beaumont und Fletcher, in zwei Bänden, mit Einleitung von Southey, die Werke von Wycherley, Congreve, Vanbrugh und Farquhar, herausgegeben von Leigh Hunt, sind unter der Presse. „The indicator", eine Sammlung vermischter Schriften von Leigh Hunt, dem englischen Uhland, bildet zu den auch durch Moxon herausgegebenen Schriften von Lamb ein köstliches Gegenstück.

---

Der unternehmende Charles Knight wird, angespornt, wie es scheint, durch die Publicationen der Chambers, Smith, Moxon, das englische Publicum bald auch durch eine Reihe von wohlfeilen Ausgaben schönwissenschaftlicher Werke erfreuen. Zwei weitangelegte Sammlungen sind angekündigt: „British classics" und „Miscellanies", in welcher letztern die frühern Reisebeschreibungen und andere populaire Kernbücher wieder aufgelegt werden sollen. Die Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse hat Nationalökonomie und Politik in ihren Kreis aufgenommen, und es ist mit den regelmäßigen Lieferungen, in welchen Werke dieses Inhalts von ihr herausgegeben werden sollen, bereits der Anfang gemacht.

---

Unter der Leitung von Hazlitt sind die ersten 12 Nummern der „Pulteney library" erschienen, welche der Wiederbe-

lebung der ältern englischen Romane gewidmet ist. Mehre vorzügliche Sittengemälde von Defoe, dem lange verkannten Verf. des „Robinson“, liegen vor uns. Sie beweisen augenscheinlich, daß Defoe nichts weniger war als der Lohnschreiber und Sudler, als welchen man ihn früher hinstellte, um gegen ihn den ehrenrührigen Verdacht zu begründen, als sei sein weltberühmter „Robinson“ kein Product seines Geistes, sondern die Frucht literarischer Veruntreuung, verübt an den Papieren eines schiffbrüchigen Matrosen, der von der Insel S.-Fernandez zurückkam. Dieser Verdacht ist bündig zurückgewiesen worden und dem Verdienst Defoe's läßt die Nachwelt sein volles Recht widerfahren. Der illustrirte „Robinson“, der jetzt gleich dem illustrirten Shakspeare in wöchentlichen Lieferungen erscheint, zeichnet sich durch Holzschnitte aus, die sich gar wohl mit den in England herausgekommenen französischen zu „Gil Blas“, „Diable boiteux“, „Don Quixote“ messen können. Mehre wöchentlich erscheinende populaire Sammlungen: „The romancist“, „The novelist“, „The novelist's library“ und dergl. haben sich die Verbreitung ausländischer Romane, z. B. der Cooper'schen, mehrer von Victor Hugo und andern französischen Romantikern, auch mehrer deutscher zum Zweck gesetzt; auf kritisch-literarisches Verdienst machen diese außerordentlich wohlfeilen Sammlungen keinen Anspruch, sie sind auf die Bedürfnisse der Masse berechnet, für deren Geschmack die Mehrzahl der Schriften ein weit besseres Zeugniß ablegt, als man nach den vielseitig vernommenen Klagen über die sich „gemein machende Literatur“ erwarten sollte. Ohne Grund sind diese Klagen freilich nicht; aber sie müssen im Ganzen weniger das in Büchern, sondern das auf der Bühne Dargestellte beschuldigen. Der dramatisirte „Jack Sheppard“ hat, wie urkundlich vorliegt, in den letzten Monaten eine Menge Diebstähle veranlaßt; junge Bursche, die kein Geld hatten, um das Eintrittsgeld in die hohe Schule zu bezahlen, unterwarfen sich freiwillig einem Abiturientenexamen, wo anderer Leute Taschentücher die Themen abgaben. Der öffentlichen Meinung sind natürlich nur die in dieser Prüfung durchgefallenen bekannt; wieviel mögen die fähigern, die es zur Eintrittskarte brachten, im Theater gelernt haben!

---

Von Ainsworth, Verf. der Erzählung „Jack Sheppard“, erscheint jetzt in Monatsheften ein neues für das große Publicum berechnetes Werk „The tower“; vieles Interessante ist darin effectvoll genug erzählt.

---

In der Reihe irländischer Genrebilder verdient neben den Werken so vieler Talente, die sich hier mit Vorliebe und Glück versucht, eine vor kurzem vollendete Schilderung der Abenteuer eines in Irland garnisonirenden Lieutenants, Harry Correquer, eine ehrenvolle Stelle. Von Schottland hat man uns lange nichts erzählt; seine Hochlande werden wirklich von Tag zu Tag mehr von „der Cultur beleckt“ und um die Flachheit seiner Flachländer dem allgemeinen Publicum genießbar zu machen, dazu gehörte die Vollkraft eines Talents wie Walter Scott oder ein Dichtergemüth wie Burns. In das englische Volksleben aber verspricht uns Dickens wieder interessante Blicke. Die Monatshefte, in denen seine bisherigen Werke erschienen, waren für die Ungeduld des Publicums und des Verlegers noch zu groß, darum erscheint sein neues Werk „Master Humphrey's clock“ in wöchentlichen Lieferungen von einem Bogen. Was bis jetzt davon herausgekommen, ist zu sehr Stückwerk, um einen Schluß aufs Ganze zu erlauben, wenn es nicht der ungerechte wäre, daß das Ganze ein Stückwerk sein wird. Das Band, welches die einzelnen Erzählungen verbinden soll, ist lose genug und von neuer Art. Vier mysteriöse alte Junggesellen versammeln sich in Meister Humphrey's Stube und unterhalten sich mit Lesen der, im Kasten einer großen Wanduhr niedergelegten Manuscripte. Die alterthümliche Farbe, welche die bis jetzt mitgetheilten an sich tragen, paßt sich nicht für Dickens' Pinsel. Zeigte sich Cooper zur See oder in pfadlosen Wäldern und Savannen, Miß Edgeworth in der Kinderstube, Bulwer überall und nirgend, Washington Irving am zierlichen Kamin, Lady Morgan im Salon in ihrer wahren Größe, so ist der Saal eines öffentlichen englischen Gerichtshofes und Das, was ihm steten Zufluß liefert, das eigentliche Feld, auf welchem Dickens seinen Beruf erfüllt, wo er lebensvoller Maler, seelenvoller Menschenkenner ist. Seine Muse ist kein Sonntagskind. Wie klar zeigt sich uns das bei einer Vergleichung, die sich uns in seinem „Niklas Nickleby“ aufdrängt. Ich weiß nicht, ob Dickens „Wilhelm Meister“ gelesen; in manchen Zügen erinnert sein Smikes an Mignon, die Darstellung des Theaterwesens trifft im Materiellen mit der, die wir Goethe verdanken, zusammen. Aber welche charakteristischen Unterschiede der Darstellung! Ich will durch die Vergleichung Dickens nicht unter seinen Werth herabsetzen; ein Dichter ist er sicherlich, aber Werktagsarbeit hat er seiner Muse aufgetragen, und oft kann nicht einmal diese genügend verrichtet werden, weil der Drucker drängt. Darum mag der literarische Beurtheiler Vieles an ihm auszusetzen haben; aber, wenn ich nicht irre, stellt sich Dickens nicht ausschließlich unter dessen Gerichtsbarkeit. Er will wirken in socialer Beziehung, und seine edeln Bemühungen haben jetzt schon Erfolg gehabt. Doch auch dem bloßen Leser hat er Ansprüche auf sich gegeben; selbst dem im Auslande, dem doch in gar vielen Gruppen und Charakteren viel Wesentliches entgeht, weil er zu dessen Auffassung nicht den im öffentlichen Leben des Engländers geübten Blick mitbringt. Ob Dickens diese weitern Ansprüche befriedigen wird? Der Geist Smollet's lebt in ihm; möge ihm auch bald dessen Muße werden! 48.

---

# Literarische Anzeige.

## Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1840 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. 199.)

*49. Neigebaur (Joh. Ferd.), Handbuch für Reisende in Italien. Dritte, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Diese dritte Auflage ist gewissermaßen als ein völlig neues Werk zu betrachten, so bedeutend sind die Zusätze und Verbesserungen, die nicht nur der Herr Verfasser, sondern namentlich auch mehre in Italien lebende deutsche Gelehrte dazu geliefert.

In meinem Verlage erschien noch von dem Verfasser:
Handbuch für Reisende in England. Gr. 8. 1829. 2 Thlr. 16 Gr.

*50. Raumer (Friedrich von), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite verbesserte Auflage. Sechs Bände oder 24 Lieferungen. Gr. 8.

**Ueber diese zweite verbesserte Auflage des berühmten Werks ist eine besondere Anzeige in allen Buchhandlungen zu erhalten.**

*51. Raumer (Friedrich von), Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Von dem Verfasser ist u. A. in meinem Verlage erschienen:
Vorlesungen über die alte Geschichte. 2 Thle. Gr. 8. 1821. 6 Thlr.
Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. 2 Thle. Mit 8 lithogr. Tafeln. Gr. 12. 1831. 4 Thlr. 12 Gr.
Polens Untergang. Zweite Aufl. Gr. 12. 1832. 16 Gr.
Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Zweite verb. und verm. Aufl. Gr. 8. 1832. 1 Thlr. 6 Gr.
England im Jahre 1835. 2 Thle. Gr. 12. 1836. 5 Thlr.
Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive. Erster Theil: Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. 1836. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr. — Zweiter Theil: König Friedrich II. und seine Zeit. (1740—63.) Nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen Museum und Reichsarchive. 1836. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr. — Dritter bis fünfter Theil: Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Kriegs. (1763—83.) Nach den Quellen im britischen und französischen Reichsarchive. Drei Bände. 1839. Gr. 12. 6 Thlr. 16 Gr.

*52. Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—38. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

53. Schmid (Karl Ernst), Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechts. Zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe. Gr. 8.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 204. —— 22. Juli 1840.


## Die Reformation in französischer und deutscher Auffassung.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 203.)

In dem Abschnitte „Verhältniß des Papstthums zum Fürstenthume", wol dem wichtigsten der ganzen Einleitung, setzt der Verfasser auf die feinste Weise die verschiedene Stellung auseinander, welche die weltlichen Großen Deutschlands, vermöge des ihrer Herrschaft zu Grunde liegenden Princips je nach den jedesmaligen Umständen der kaiserlichen und der päpstlichen Macht gegenüber einnahmen: eine historische Ausführung, welche für die Folgezeit von der größten Wichtigkeit ist, weil sie nicht blos zeigt, wie es kam, daß die weltlichen Großen, die unter den Karolingern am meisten sich dem päpstlichen Princip entgegensetzten und das Kaiserthum aufrichteten, nun, da ihnen diese letztere Macht zu schwer und drückend wurde, die Hierarchie in ihrem Kampfe mit der geistlichen Oberherrschaft unterstützten; sondern auch schon in voraus die Motive im Keime erkennen läßt, welche die Fürstenmacht später zur Hauptfeindin des Papstthums machten. Diese ganze Entwickelung der wechselnden Verhältnisse charakterisirt der Verf. in geistreicher Kürze in folgenden Sätzen:

Den unmittelbar aus den Gründungen Karl's des Großen hervorgehenden Ansprüchen der Geistlichkeit, Europa nach ihren hierarchischen Gesichtspunkten zu beherrschen, waren die vereinigten Deutschen, noch durchdrungen von den nationalen Ideen des alten Germaniens, entgegengetreten und hatten das Kaiserthum gegründet. Unglücklicherweise aber vermochte das Kaiserthum nicht zu vollkommen ruhigem und festem Bestand zu gelangen; in der Entzweiung, in welche die zur Gewalt geneigten Herrscher und die widerspenstigen Vasallen gar bald geriethen, geschah es doch, daß sowol die Einen als die Andern das geistliche Element wieder beförderten. Zuerst sahen die Kaiser in einer starken Geistlichkeit das Mittel, ihre Großen im Zaum zu halten, und theilten ihr freigebig Besitzthümer, Regierungsrechte zu. Hierauf aber, als sich in dem Papstthum und der geistlichen Corporation überhaupt Ideen der Befreiung regten, fanden es auch die weltlichen Großen so übel nicht, wenn der Kaiser dieses Rückhaltes, dieses Mittels der Gewalt beraubt würde: die Schwächung der kaiserlichen Macht kam auch ihnen gar sehr zu Statten. So geschah, daß dieses geistliche Element, durch ihre entzweiten Gegner befördert, zuletzt doch zu einem entschiedenen Übergewicht gelangte.

Allerdings kam nun in dem 12., 13. Jahrhundert etwas ganz Anderes zu Stande, als im 9. geschehen sein würde. Die weltliche Macht konnte herabgewürdigt, nicht vernichtet werden: ein vollkommenes Priesterreich, wie es wol einst hätte erwartet werden müssen, konnte nicht mehr entstehen. Auch hatte die gesammte nationale Entwickelung viel zu tiefe Wurzeln geschlagen, um von dem kirchlichen Element erdrückt zu werden; vielmehr ward ihr die Einwirkung der kirchlichen Ideen und Stiftungen ohne Zweifel selbst sehr förderlich.

Aber bei alledem war das doch kein Zustand, mit welchem sich eine große Nation befriedigen kann. An eine freie politische Bewegung war nicht zu denken, so lange der vornehmste Antrieb zu aller öffentlichen Thätigkeit von einem fremden Oberhaupte kam. Es traten endlich Verhältnisse ein, welche auch in der deutschen Nation ein Bewußtsein ihrer natürlichen Stellung hervorriefen.

Diese Verhältnisse waren vor Allem die Entartung des päpstlichen Hofes selbst und der dadurch immer offenbarer werdende Unterschied zwischen der Idee der Kirche und ihrer Erscheinung in der Wirklichkeit; dann die dadurch in der Kirche selbst hervorgerufenen aristokratisch-republikanischen Tendenzen, die sich in den Concilien zu Konstanz und Basel aussprachen und gegen die monarchische Natur des Papstthums reagirten; endlich das Emporkommen eines demokratischen Elementes in den Städten. Alle diese Umstände, welche in dem Abschnitte „Beginnende Opposition" auseinandergesetzt werden, konnten nicht verfehlen, eine Reaction gegen das Papstthum und seine verschiedenen Anmaßungen und Eingriffe in nationelle Verhältnisse und Rechte hervorzubringen, die zuerst in der veränderten Stellung der deutschen Reichsfürsten gegen den Papst sich kundgab. Sie traten jetzt gerade fast in dieselbe Stelle, welche früher der Kaiser in dem Streite zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt eingenommen, während dabei zugleich die merkwürdige Erscheinung stattfand, daß sie an dem Kaiserthum selbst keine Stütze mehr fanden, denn dieses

hatte — heißt es im Abschnitt „Idee des spätern Kaiserthums" — jetzt eine dem Papstthum analoge, nur in Macht und Autorität ihm sehr untergeordnete Stellung angenommen.

Das Kaiserthum war bereits, wie das Papstthum, eine mehr und hauptsächlich blos in der Idee beruhende Macht geworden, die jetzt in den Vorstellungen der Völker, ebenso wie römische Kirche und römisches Reich, innig und gleichsam als nothwendiges Correlat mit dem Papstthum verbunden war; nur mit dem Unterschiede, daß die päpstliche Gewalt es auch in den romanischen Ländern zu allgemeiner Anerkennung gebracht hatte und überall den Vorrang behauptete.

Seitdem finden wir nun — schließt der Verfasser diesen Abschnitt — die kaiserliche und päpstliche Macht, denen ihr gegenseitig sich ergänzendes Verhältniß zum Bewußtsein gekommen, inniger als jemals miteinander vereint.

Bei all diesem Wechsel dringt sich uns ein alter Grundsatz als leitendes Princip der Politik des Papstthums auf; wir meinen die Regel, die für jede Macht bestehe, die es mit zwei rivalisirenden Gewalten zu thun hat, es immer mit der schwächern zur Bekämpfung der stärkern zu halten, jene aber auch nicht zu mächtig werden zu lassen und sich, wenn sie es werden will, zu ihrer Unterdrückung wieder der andern zu bedienen. So gebraucht das Papstthum die weltlichen Großen zur Schwächung des übermächtigen Kaiserthums, aber kaum liegt dies darnieder und kaum werden jene der geistlichen Herrschaft gefährlich, als diese sich auf der Stelle mit ihrem alten Gegner, der nun unmächtigen kaiserlichen Gewalt, verbindet. Mutatis mutandis ist dies die Politik des päpstlichen Hofes die ganze Reformation hindurch bis auf die neueste Zeit herab gewesen; sie allein vermag manche, sonst schwer begreifliche Wechsel zu erklären.

So ist denn der Verf. zum Schlußabschnitt seiner Einleitung gekommen, welcher mit folgenden, das Vorhergehende kurz zusammenfassenden Sätzen beginnt:

Wir sehen, welch einen überaus großartigen Einfluß die deutschen Fürsten von jeher ausgeübt haben. Zuerst war das Kaiserthum aus ihrer Mitte mit ihrer Hülfe zu seiner Gewalt aufgestiegen; dann hatten sie die Emancipation des Papstthums, die zugleich ihre eigene war, unterstützt; jetzt standen sie beiden gegenüber. So sehr sie auch noch an der Idee von Kaiserthum und Papstthum festhielten, davon durchdrungen waren, so war doch dabei ihr Sinn, die Eingriffe so gut des einen wie des andern abzuwehren; ihre Macht war bereits so selbständig, daß sich Kaiser und Papst gegen sie zu verbinden für nöthig hielten —

um dann in einer Durchmusterung der einzelnen Länder und der Zeitverhältnisse die „Lage der Dinge um die Mitte des 15. Jahrhunderts“ zu schildern. Das Ergebniß, zu dem der Verf. am Ende der Einleitung nun kommt, ist die Nothwendigkeit, welche sich für die Deutschen ergab, im Innern Ordnung zu stiften und ihre Macht nach außen herzustellen, welches beides nur durch die Umgestaltung der geistlichen wie der weltlichen Zustände sich erreichen ließ. Zunächst trat die weltliche Seite hervor.

Wir sind in dem Referat über diese Einleitung absichtlich ausführlicher gewesen, als wir es bei den übrigen Theilen des Werkes sein können, theils weil in ihr die leitenden Gedanken des Ganzen am offensten zu Tage liegen, theils weil die historische Methode des Verf. darin am deutlichsten hervortritt. Letztere könnte man füglich eine Dialektik der historischen Thatsache nennen, welche sie, ganz wie die philosophische Dialektik den Gedanken, immanent sich aus ihrer innersten Natur entwickeln läßt und so die sich ergebenden einzelnen Erscheinungen in ihrer innern Nothwendigkeit zur Anschauung bringt. Dabei ergibt sich dasselbe Spiel der nothwendigen Entfaltung zu Gegensätzen und deren gegenseitigen Überschlagens, wie bei der begrifflichen Dialektik; nur freilich mit dem Unterschiede, daß Alles durchaus concret gehalten ist, wie es dem echten Historiker geziemt, und nirgend der abstracte Begriff, sondern überall die historische Thatsache das Bestimmende und Formgebende ist. Viele Anhänger der neuern Philosophie, die sich niemals ihres starren Formalismus entäußern können, werden freilich in diesem Mangel des abstract Begrifflichen einen Grund finden, das Buch unwissenschaftlich zu schelten: wir würden ihnen beistimmen, wenn der Verf. eine Philosophie der Geschichte hätte geben wollen; da er aber Geschichte selbst schreiben will, können wir darin nur einen Vorzug erblicken, weil er damit ein Beispiel geliefert hat, wie man den empirischen Stoff durchaus philosophisch durchdringen und dennoch seinen Inhalt in ganz historisch-objectiver Form zur Darstellung bringen kann. Uns scheint dies viel schwerer, aber auch viel historischer, als die Geschichte äußerlich in das Prokrustesbett eines dürren philosophischen Schematismus zu spannen, wo es nie zur wahren Durchdringung des Gedankens und Stoffes kommt; einer Eigenschaft, die wir gerade als ein Hauptverdienst dieses Werkes nennen zu müssen glauben. Der Verf. weiß mit dem größten Geschick, ohne den Gedanken in den Hintergrund treten zu lassen oder dem Stoffe Gewalt anzuthun, den einen durch den andern zur Anschauung zu bringen, indem er den allgemeinen Gedanken in seiner Besonderheit unter bestimmten Verhältnissen sich darstellen, mit einem Wort individualisiren läßt. Diese Kunst der Individualisirung besteht dem Verfasser hauptsächlich darin, die Hauptfactoren der Geschichte mit feiner Hand herauszufühlen und aus der Wechselwirkung zwischen ihnen das concrete Verhältniß sich ergeben zu lassen, in welchem der Grundgedanke jedesmal erscheint. Dieser war hier, wie wir bereits oben bemerkt, der nothwendige Gegensatz von nationellem und religiösem Leben. Beide werden durch Römerthum, Christenthum, altgermanische Sitten und Feudalwesen modificirt, und als Resultate ergeben sich aus den Verbindungen, welche diese verschiedenen Elemente wechselsweise wieder eingehen, die Hauptfactoren des germanischen Mittelalters, die päpstliche und kaiserliche Gewalt, sowie die geistliche und weltliche Aristokratie. Wie diese nun bis gegen das Ende des Mittelalters gegeneinander agirten und reagirten, und welche Wechsel in der gegenseitigen Stellung derselben eintraten, dies haben wir eben in der Einleitung gesehen, aus der sich uns als Gesetz der ganzen Bewegungen des Mittelalters die Nothwendigkeit eines Gleichgewichtes zwischen den erwähnten Gewalten offenbart, das sich am deutlichsten dadurch zeigt, daß von dem Augenblicke an, wo es durch den überwiegenden Einfluß der einen gestört ist, sogleich die andere, welche jene bis dahin unterstützt und gehoben hatte, sich gegen dieselbe erhebt und ihre Übermacht zu brechen sucht. Wie es nun aber kam, daß dieses Verhältniß, welches das ganze Mittelalter hindurch dauerte, doch zum Bruch kam, dieses schildern die nun folgenden Haupttheile des Werkes, zu dem wir nun zurückkehren.

Das erste Buch enthält eine höchst interessante Darstellung eines Wendepunktes in der Entwickelung des deutschen Staatslebens, in der uns der Verf. durch Hervor-

hebung von einer Menge in den übrigen Geschichtswerken nicht im Zusammenhange gewürdigter Versuche, dem Reiche eine bessere Verfassung zu geben, und durch Zusammenfassung derselben unter einem Gesichtspunkte, eine ganz neue Einsicht in den Entwickelungsgang der deutschen politischen Geschichte eröffnet. Es wird uns darin deutlich, wie in den beiden Hauptfactoren des deutschen Reichs, dem Kaiser und den Reichsständen, die Überzeugung von der Nothwendigkeit einer Consolidirung der Staatsgewalt, sei es nun mehr nach der einen oder der andern Seite hin, lebendig ward, und wie man nahe daran war, einen Schritt zur weitern Ausbildung des öffentlichen Rechts und des politischen Lebens von Deutschland zu thun, der dieses zu einem Staat im modernen Sinne des Wortes, zu einer organisch gegliederten Einheit zu gestalten nicht verfehlt haben würde. Daß diese Bestrebungen zu Gründung einer obersten Staatsgewalt einen nur höchst unvollständigen Erfolg hatten, war das Unglück von Deutschland; denn dadurch ward die Reformation nur eine theilweise und einseitige und Deutschland den andern großen europäischen Staatseinheiten gegenüber zu einer passiven Rolle verdammt, die so grenzenloses Unheil von den Reformations- bis zu den neuesten Revolutionskriegen über Deutschland gebracht hat. Ein Moment, das in diesem Zeitpunkt anfängt sich geltend zu machen, ist hierbei nicht zu übersehen. Wenn nämlich während des Mittelalters die Einheit, welche der Lehnsnexus gewährte, hinlänglich war, die Völker in ihrer Selbständigkeit zu schützen, sodaß selbst die momentane Übermacht, welche die Hierarchie erlangt hatte, nicht daran denken konnte, diese Selbständigkeit mit Erfolg verwischen oder gar beseitigen zu können, so war dies jetzt, beim Beginn der Neuzeit, nachdem in Frankreich, England, Spanien sich mächtige, auf einer bedeutenden Centralgewalt beruhende Staaten ausgebildet hatten, nachdem ein erhöhter internationeller Verkehr eingetreten war, welcher die Verhältnisse zwischen den einzelnen Nationen durchaus umgestaltete und eine erhöhte Einwirkung der einen auf die andere hervorrief, durchaus nicht mehr genügend, um so weniger, als die höchste Lehnsgewalt nur noch ein Schatten von Dem war, was sie unter den sächsischen, den salischen und fränkischen Kaisern darstellte. Die bedeutendsten europäischen Länder hatten die innern Unordnungen zu beseitigen gewußt und in ihrer politischen Entwickelung eine neue Phase begonnen.

Jedermann — sagt der Verf. — kennt die Namen der thatkräftigen Fürsten jener Zeit, denen es beschieden war, in den europäischen Nationen zum ersten Mal das volle Gefühl ihres Selbst zu erwecken. — Wie verschieden auch Hülfsmittel und Umstände sein mochten, so war doch überall das Königthum, die centrale Macht stark genug, die widerstrebenden Unabhängigkeiten zu beugen, den fremden Einfluß auszuschließen, durch die nationale Richtung, die es nahm, die Völker um sich zu versammeln, ihnen ein Bewußtsein ihrer Einheit zu verschaffen. In Deutschland war das jedoch nicht möglich. Es gehört in den Kreis dieser Bestrebungen, daß die beiden Gewalten, welche das Meiste vermochten, sich bemühten, eine gewisse Ordnung einzuführen; wir sahen, wie wenig sie ausrichteten. Wollte man es in Deutschland zu etwas bringen, so mußte man es anders angreifen, von andern Grundlagen ausgehen, ein andres Ziel ins Auge fassen.

Es war daher hier ganz natürlich, daß die mächtigen Stände die Initiative ergriffen. Die Schritte, welche sie zu diesem Behuf unter Friedrich III. thaten — Anträge auf Einführung von einem Kammergericht, gemeinschaftliche Reichsregierung und Kreisverfassung; jedes Jahr wiederkehrende Reichstage, welche die wichtigsten Geschäfte der allgemeinen Regierung besorgen sollten, Aufstellung einer schlagfertigen Kriegsmacht, Eintheilung des Reichs nach Kreisen unter Hauptleuten — waren, wie sich dies bei dem Charakter dieses Fürsten erwarten ließ, ohne Erfolg; mehr war von dessen Sohne Maximilian zu erwarten. Mit seiner Thronbesteigung traten Umstände ein, welche alle Ideen dieser Art in dem Oberhaupt wie in den Ständen beleben und erweitern mußten; wir meinen die feindseligen Verwickelungen, in die Maximilian und das Reich mit Frankreich geriethen. Diese Umstände benutzten die Stände auf dem Reichstage zu Worms (1495) zu einem der umfassendsten Entwürfe, die je für die Verfassung des Reichs gemacht worden sind.

Sie gingen dabei von der Nothwendigkeit aus, eine nachhaltige Kriegsverfassung zu gründen, aber sie fanden das verfallende Lehnssystem nicht mehr dazu tauglich, sie hielten für besser eine allgemeine Auflage, den gemeinen Pfennig einzuführen. Nicht nach den verschiedenen Territorien, sondern nach der Kopfzahl aller Reichsangehörigen sollte diese Auflage erhoben werden. Ihre Verwendung aber sollte dann nicht dem König anheimfallen, sondern einem Reichsrathe überlassen bleiben, den man aus ständischen Mitgliedern, die Städte eingeschlossen, zu errichten dachte. Überhaupt bestimmte man diesem Rathe die größten Befugnisse. Er sollte das Recht vollstrecken, Ungehorsam und Aufruhr dämpfen, für die Herbeibringung der abgekommenen Reichslande sorgen, den Widerstand gegen die Türken und andere Widersacher des h. Reiches und deutscher Nation leiten: man sieht, er sollte die Summe der Regierung in seiner Hand haben. Und zwar war ihm dafür ein hoher Grad von Unabhängigkeit zugedacht. Zwar sollte er für die wichtigsten Sachen das Gutachten des Königs und der Kurfürsten einholen und der Revision der letztern unterworfen sein, übrigens aber sollten die Mitglieder des Eides, mit dem sie dem König und den Ständen verwandt seien, erledigt werden und nur nach der Pflicht ihres Amtes zu handeln haben.

Man sieht, es war auf eine Centralstaatsgewalt abgesehen; nur lief diese fast auf eine Republik hinaus, denn dem Reichsrathe und den Ständen waren alle Regierungsangelegenheiten anheimgegeben. Dies war der Grund, weshalb Maximilian, der noch zu hohe Ansichten von Macht und Rechten eines Kaisers hatte, nicht darauf einging. Wir übergehen, wie Plane der Art auf den folgenden Reichstagen unter verschiedenen Wechselfällen fortwährend verhandelt, aber nie zu einer bestimmten Verwirklichung gebracht wurden. Die ständische Opposition und der Kaiser standen in ihren innersten Tendenzen sich zu verschiedenartig entgegen, und waren auf der andern Seite an Macht einander doch noch zu gleich, als daß sich die eine Partei der andern hätte fügen sollen; weswegen es auch nicht wundern darf, daß eine vom Kaiser ausgegangene Modification des Verfassungsplanes, bei dem das Entgegengesetzte eingetreten, d. h. die Pflichten und Leistungen den Ständen geblieben, die Macht aber dem König zu Theil geworden wäre, ebenso wenig Gunst bei den

Ständen fand. So kam es, daß aller Reichsberathungen ungeachtet keine Vereinbarung zu Stande kam.

Beide Kräfte konnten den Punkt nicht finden, in welchem sie übereingestimmt, ihre Tendenzen verschmolzen hätten. Die Stände sahen in sich selber, in ihrer Vereinigung auch die Einheit des Reiches. Sie hatten ein ständisches Regiment im Sinn, wie es wol schon in einzelnen Landschaften vorkam, bei dem sie die Würde des Kaisers zu behaupten, aber auch seiner Willkür auf immer ein Ziel zu setzen, selbst auf Kosten der Territorialmacht für Krieg, Finanzen und Recht haltbare Ordnung einzuführen gedachten. Dann hatte es Maximilian unternommen, das Reich durch ähnliche Einrichtungen, jedoch mit besserer Behauptung des monarchischen Princips, zu verjüngen: es war zu Beschlüssen gekommen, von minder tiefgreifender Bedeutung, jedoch ausführbarerm Inhalt; aber bei der weitern Ausbildung zeigten sich Misverständnisse, Abgeneigtheiten ohne Zahl; und plötzlich gerieth Alles in Stocken. Die Stände hatten mehr die innern, Maximilian mehr die auswärtigen Angelegenheiten ins Auge gefaßt; aber weder wollte sich dort der König seiner Macht so weit berauben, noch wollten hier die Stände sich ihren Einfluß so vollständig entziehen lassen, wie die Absicht des andern Theiles war. Die Stände vermochten den Kaiser nicht in dem Kreise festzuhalten, den sie ihm gezogen. Der Kaiser vermochte sie auf der Bahn, die er einschlug, nicht mit sich fortzureißen. Denn so sind nun einmal die menschlichen Dinge beschaffen, daß sich durch Berathung und Gleichgewicht nicht viel erreichen läßt; nur eine überwiegende Kraft und ein fester Wille vermag haltbare Gründungen zu vollziehen.

Die einzigen Institute, welche zu Stande kamen, waren das Kammergericht und die Reichsmatrikel, und diese waren nicht vermögend, die allgemeine Gährung zu beschwichtigen, die im Reiche unter allen Ständen, besonders unter Ritterschaft, Städten und Bauern gegen Ende der Regierung Maximilian's in weltlichen Dingen sich kund that, aber auch bald, bei der engen Verbindung der kirchlichen mit den Reichsangelegenheiten, auf die geistlichen Verhältnisse sich werfen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Gedanken über Liebe und Recht, Freiheit und Zwang, Unabhängigkeit und Abhängigkeit, Gleichheit und Ungleichheit der Rechte. Von Ignaz Wildner. Wien, Beck. 1839. 8. 9 Gr.

Der Hr. Verf. hat über die Rechtsverhältnisse der Fabriken, Wasserberechtigungen u. s. w., Beweis der Handelsbücher von Nichtkaufleuten und das Fideicommißrecht in den östreichischen Staaten — darüber hinaus geht seine Rechtskenntniß nicht — gewiß sehr schätzbare Werke geschrieben und sich als Doctor sämmtlicher Rechte exhibirt; allein auch in der Philosophie scheint er, außer der östreichischen, Bekanntschaften nicht zu besitzen. Er stellt über Liebe einen Begriff auf, den man im übrigen Deutschland Wahlverwandtschaft nennt, und definirt sie durch „Neigung, d. h. das unerklärliche sinnliche Streben nach Einigung", zerarbeitet Vernunft und Verstand, welcher letztere sehr schlecht wegkommt, macht blos einen Unterschied zwischen „Sinnlichem und Übersinnlichem", verweist unter diese Rubriken die sämmtlichen Körper-, Seelen- und Geisteskräfte, vermeidet jedes Wort, das der Censur auffallen könnte, z. B. Sittlichkeit, Moral, Civilisation, Gerechtigkeit, Wahrheit, Tugend, kurz jede Erinnerung an die höchsten Ideen, und kommt endlich vermöge der „Erkenntniß" zu dem Schlusse, daß $^1/_{16}$ des Volks keiner Erkenntniß fähig, und $^{10}/_{16}$ mit der Urproduction (auf Deutsch Landbau), dem Handel und der Industrie so beschäftigt sind, daß sie kaum Zeit haben „das Übersinnliche gründlich zu erkennen und daher nur eine sehr lückenhafte Erkenntniß und ein nicht permanentes Wollen desselben zum Resultate kommt, welche sich doch nicht als Norm des äußern Verhaltens denken lassen! Das nun noch erübrigende (sic!) $^1/_{16}$ des Volks zerfällt noch zum Theile in blos Genießende und daher die Mühe der gründlichen Erkenntniß Scheuende, und endlich in die wenigen Auserlesenen, welche die Vorsehung mit hervorragenden Anlagen ausgerüstet und in so glückliche Verhältnisse gesetzt hat, daß sie sich der Erkenntniß und dem Wollen des Übersinnlichen weihen können und somit einen wesentlichen Theil der Bedingungen der Unabhängigkeit — aber noch immer nur einen Theil derselben! — an sich bewähren." Ex ungue leonem! kann man dazu setzen und mit dem Hrn. Verf., dessen Dialektik an seinen Schutzheiligen Ignatius von Loyola stark erinnert, in tiefgebeugter Unterthänigkeit sich bestens recommandiren. 6.

---

## Notizen.

Es ist merkwürdig, wieviel poetische Verbrecher, nämlich Verbrecher, die sich im Versemachen bethätigt haben, in letzter Zeit vor die Assisen in Paris und andern Städten Frankreichs gekommen sind; man könnte davon ein langes Verzeichniß liefern. In echt französischer Weise suchen sogar die Vertheidiger in solchen Fällen das Herz der Richter und Geschworenen mit den poetischen Erzeugnissen des Verbrechers oder der Verbrecherin zu rühren und ihnen zu verstehen zu geben, wie unmenschlich es sei, einen mit so außerordentlichen Talenten begabten Verbrecher, der so moralische und rührende Verse zu machen wisse, zur Einsperrung oder Hinrichtung zu verurtheilen. Adele Fays, neulich von Emim-Pascha angeklagt, das nicht sehr poetische Verbrechen des Diebstahls begangen zu haben, gehört zu dieser ausgewählten Race von Verbrechern. Ihr Vertheidiger las vor der Jury mehre ihrer langweiligen poetischen Erzeugnisse vor, hierunter eine an die Frau Baroneß von *** gerichtete Epistel, welche so anfängt:

Il est d'affreux instants où notre âme affaiblie
Cède au morne poison de la mélancolie,
Où le coeur écrasé sous le poids des douleurs
Se nourrit de colère et s'abreuve de pleurs.
Alors désenchantée etc. etc.

Adele Fays wurde bekanntlich, mildernder Umstände (ihrer poetischen Verdienste?) wegen, zu nur drei Jahren Gefängniß verurtheilt, hat aber den Vortheil, als Verfasserin von poetischen und moralischen in Alexandrinern gedichteten Episteln bekannt worden zu sein und vielleicht die Hoffnung zu haben, daß irgend ein pariser Verleger sie zur Abfassung ihrer Memoiren auffodern werde.

---

Die Herren Engelmann, Sohn und Vater, zu Mühlhausen, haben den „Traité théorique et pratique de lithographie" des verstorbenen G. Engelmann herausgegeben. Es ist, nach der Ansicht französischer Journale, die vollständigste Abhandlung über die Geschichte der lithographischen Kunst, welche bisher erschienen ist, und entwickelt zugleich Alles, was Engelmann während einer langen Reihe arbeitsvoller Jahre für die Vervollkommnung dieser Kunst, für die er besonders seit 1815 thätig war, Verdienstliches gethan hat. Das Werk ist mit einer großen Menge von Platten und mit dem Portrait des verstorbenen Engelmann versehen.

---

Von der „Tribune française", gegründet von den Herren Amic und Mouttet, ist der erste Band angekündigt. Er umfaßt die gesetzgebende und die constituirende Versammlung und ist mit den Portraits von Mirabeau, Cazalès, Maury, Barnave, Mounier, Condorcet, Brissot und Vergniaud geschmückt. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 205. —— 23. Juli 1840.


## Die Reformation in französischer und deutscher Auffassung.

### Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 204.)

So hat sich denn der Verf. den Weg gebahnt, um nun zu seinem Hauptthema, der Reformation, übergehen und es in seinem richtigen Lichte, sowol was sein Entstehen, seine Vollendung als seine Folgen betrifft, zeigen zu können. Dies geschieht zuvörderst in dem zweiten Buche, „Anfänge Luther's und Karl's V." überschrieben. Der Verf. geht hier zum ersten Mal auf die innern, geistigen Verhältnisse der Kirche ein, indem er sich sowol über ihre Stellung zu den übrigen Religionen und der orientalischen Kirche, als auch über die Entstehung und Ausbildung der Dogmen und Gebräuche der römischen Kirche verbreitet und durch diese Auseinandersetzung die religiöse Stellung des Papstthums darlegt. Das Resultat davon ist die Nachweisung des durchgreifenden religiösen Formalismus, mit welchem es der päpstlichen Gewalt zu Ende des Mittelalters gelungen war, alle menschlichen Verhältnisse zu umstricken; jene durchgehende Veräußerlichung des religiösen Elements, die, von der fast gottgleichen Stellung des römischen Oberpriesters ausgehend, durch die Dogmen der Infallibilität, vom Schatz der Kirche, von den guten Werken, vom Ablaß ꝛc., besonders durch die sieben Sacramente und die damit zusammenhängende kirchliche Disciplin das ganze geistige Leben der Menschen zu fixiren, aber auch zu versteinern suchte. Dieses Streben war zu sehr der Natur des Menschen entgegen, als daß es nicht hätte Opposition finden sollen. Zuerst fand es dieselbe von weltlicher Seite, da nach dieser hin das Unnatürliche des ganzen hierarchischen Systems und seine Übergriffe und Auswüchse am grellsten hervortraten. Doch hatte diese weltliche Opposition bei dem Mangel einer nationalen Staatsgewalt den wenigsten Erfolg. Daher auch der Widerwille des Papstthums gegen alle Versuche der Nation, sich eine geschlossene Verfassung zu geben; denn der Papst würde es gar bald gefühlt haben, wenn es wirklich zu einer nationalen Staatsgewalt gekommen wäre. Desto wichtiger und erfolgreicher waren die Tendenzen der populairen und die Bewegungen in der gelehrten Literatur, da sie die päpstliche Hierarchie von einer Seite angriffen, gegen die sie bei ihrer völligen geistigen Veräußerlichung keine andere Macht besaß als die bloße äußere Gewalt, welche aber eben in diesem Punkte und bei der zugleich eingetretenen Spannung zwischen Papstthum und Reichsständen sich als unzulänglich auswies. Jene beiden geistigen Mächte untergruben das päpstliche Ansehen in seinem innersten Grunde, nämlich in seiner Autorität über die Gemüther der Menschen. Nothwendig wurden dadurch Bewegungen in der Theologie und durch sie abweichende Tendenzen von dem hergebrachten kirchlichen System hervorgerufen. Von großer Wichtigkeit war dabei der Umstand, daß diese Tendenzen gerade um diese Zeit eine Repräsentation auf einer Universität, dem neugestifteten Wittenberg, empfingen, das hierin bald seine welthistorische Aufgabe erkannte.

Wie von diesem unbedeutenden Orte aus sich die geistige Opposition erhob und entwickelte, die Das, was die fränkischen und hohenstaufischen Kaiser, was die vereinten Anstrengungen der Reichsstände, mit einem Worte die ganze weltliche Macht des Mittelalters nicht vermocht hatten, nämlich den Sturz der geistlichen Universalmonarchie, bewerkstelligte und vollendete, dies wird auf lichtvolle Weise im weitern Verfolge des ersten Capitels des zweiten Buchs dargestellt, das mit den bezeichnenden Worten schließt:

So stand es nun mit der geistlichen Gewalt in Deutschland. Noch ward an keinen Abfall von dem Papst gedacht; noch war er allgemein anerkannt; aber es erhob sich aus allen Tiefen der nationalen Kräfte Widerstand und Unwille gegen ihn; schon hatten seine geschworenen Vertheidiger eine Niederlage erlitten; schon erbebte das dogmatische Gebäude, auf welchem seine Macht beruhte, in einigen seiner Grundfesten: das Bedürfniß der Nation, sich in sich selber zu einer gewissen Einheit abzuschließen, nahm eine Richtung gegen das Ansehen des römischen Hofes. Eine Opposition war entstanden, die noch unscheinbar aussah, aber an der Stimmung der Nation und in einem mächtigen Reichsfürsten einen starken Rückhalt fand.

Hätte — beginnt dann das folgende Capitel — es in diesem Augenblicke einen mächtigen Kaiser gegeben, so würde er sich dieser Regungen gewaltig haben bedienen können. Von der Nation unterstützt würde er die alte Opposition gegen das Papstthum wiederaufzunehmen und auf den Grundlagen der religiösen Ideen ihr ein ganz neues Leben zu verleihen vermocht haben.

Hiermit ist der Verf. an dem Wendepunkt der Reformation angekommen, wo es sich entscheiden mußte, ob sie eine allgemein nationale Durchführung erhalten und, Hand in Hand mit einer Entwickelung der deutschen Reichs-

verfassung, auch dem Staats- und Nationalleben einen erhöhten Schwung geben, oder ob sie, in Opposition gegen die höchste Reichsgewalt befindlich, nur partiell zu Stande kommen und eine kirchliche Gemeinschaft erzeugen sollte, die mehr die Form einer Sekte als die einer Nationalkirche hätte, und wodurch die politische Entwickelung des Vaterlandes eher gehemmt und gar unterbrochen als gefördert und zu einem glücklichen Ausgange gebracht würde. Daß leider dieser letzte Fall eingetreten, daß die Reformation nur in ihren speciellen rein geistigen und religiösen Beziehungen im Laufe der Jahrhunderte zur völligen Entwickelung, zu Blüte und Frucht gelangt ist und den entschiedenen Sieg über ihren Gegner davongetragen hat; daß sie aber in ihrem Verhältniß zu den übrigen Erscheinungen, in denen sich das Leben der Menschheit ausspricht, als Staat und sociales Nationalleben, Kunst und Literatur, gestört, ja ganz unterbrochen ward und auf diese geistigen Mächte nicht die positive, gestaltende Wirksamkeit ausüben konnte, wie man von einem so wichtigen Ereigniß hätte erwarten sollen; daß sie es darum auch zu keiner selbständigen Form des von ihr geschaffenen geistlichen Lebens brachte, dies ist bekannt genug. Aber wie und warum dies so gekommen, das ist wol noch nie mit solcher Schärfe als von unserem Verf. auseinandergesetzt worden. Es sei uns daher vergönnt, mit Beiseitlassung des ganzen religiösen Entwickelungsganges — den der Verf. jedoch nichts weniger als vernachlässigt hat, vielmehr, wiewol nur kurz, doch treffend und immer das innerste Wesen der Erscheinungen tief und richtig auffassend, schildert — vorzüglich die Momente hervorzuheben, welche in diesem kritischen Zeitpunkt in der äußern Entwickelung der Reformation hervortreten.

Das erste Moment, welches nun eintrat und hauptsächlich den Charakter der Reformation von nun an bestimmte, war die veränderte Stellung, welche die kaiserliche Macht, in Folge der Erwählung Karl's V. zum römischen Kaiser, zu der ganzen Opposition, der geistlichen wie weltlichen, und somit zur werdenden Reformation selbst einnahm. Wie die Persönlichkeit Karl's V. und seine ganze romanische Bildung ihn unfähig machten, das innerste grunddeutsche Wesen der Reformation, wie deutsche Sitte und deutsches Wesen überhaupt zu verstehen, so hinderte ihn auch seine Stellung als König von Spanien und beider Indien und Erben der burgundischen Länder daran, eine wahrhaft deutsche Politik zu fassen und in Ausführung zu bringen. Vortrefflich ist, was der Verf. über dies Verhältniß sagt:

Karl V. war ein Kind und Zögling jenes burgundischen Hofes, der sich hauptsächlich aus französischen Elementen unter Philipp dem Guten und Karl dem Kühnen zusammengesetzt und der Weltstellung dieser Fürsten gemäß seine eigene Politik entwickelt hatte. Die Aussichten, die unter Karl dem Kühnen ins Auge gefaßt, unter Philipp I. eröffnet worden, schienen sich durch die Stellung und die Rechte Karl's V. vollenden zu müssen. Man hatte die Niederlande durch Friesland erweitert, durch die Besetzung des Bisthums Utrecht mit einem Verwandten des Hauses und die engsten Verhältnisse zu Lüttich und Kleve gesichert. Man hatte die Kronen von Castilien und Aragon mit allen dazu gehörigen Nebenländern in Besitz genommen. Jetzt war nun auch die Erbschaft Maximilian's angetreten worden. Die östreichischen Erbländer mit allen Rechten und Aussichten nach dem östlichen Europa hin, welche der alte Kaiser erworben, überließ man dem jüngern Sprößling des Hauses, der doch schon durch das Bedürfniß der Hülfe, worin er war, in steter Abhängigkeit erhalten wurde; das Kaiserthum nahm man selbst in die Hand; man gründete den Einfluß des Hauses in Deutschland, wir sahen eben mit welcher Sorgfalt. Alles dies geschah unter unaufhörlichen Reibungen und Competenzen mit Frankreich, deren Ursprung in den Streitigkeiten der alten Herzoge und der alten Könige lag. — Für den burgundischen Hof war nun nichts mehr übrig, als sich auch in Besitz der kaiserlichen Rechte in Italien zu setzen, was um so ausführbarer schien, da er auch Neapel und Sicilien beherrschte, da er einem Romzug über die Alpen mit den Kräften der spanischen Königreiche zu Hülfe kommen konnte, wodurch es eben eine Bedeutung empfing wie noch niemals.

Da konnte nun von der Erhaltung des Friedens mit Frankreich nicht weiter die Rede sein: das Land, auf das es vor allem ankam, das Herzogthum Mailand, hatte Franz I. in Besitz, ohne die Lehen jemals empfangen oder auch nur nachgesucht zu haben; eben diesem mußten die Unternehmungen des Kaisers zunächst gelten. Im Hintergrunde der sich allmälig entwickelnden Gedanken lagen noch andere Plane, z. B. auf das von Ludwig XI. eingezogene Herzogthum Burgund, dessen Verlust man in den Niederlanden noch immer nicht verschmerzen konnte. Was sich lange im Stillen vorbereitet, die Bildung zwei großer europäischer Mächte im Gegensatz miteinander, das trat in diesem Moment in volle Erscheinung. Das gewaltige Frankreich, durch seine innere Einheit und seine mannichfaltigen Verbindungen ohne Zweifel die größte Macht von Europa, sah sich von dem allmälig emporgekommenen Vasallen an allen seinen Grenzen umfaßt und überflügelt. Von diesem Standpunkt aus übersieht man erst den innern Grund, den es hatte, daß König Franz so lebhaft nach der Kaiserkrone trachtete: er wollte nicht, daß sein alter Vasall eine höhere Würde erwerben sollte, als er selber besaß. Zwischen diesen beiden Mächten mußte es zum Kampfe kommen. Es ist das nun das Verhältniß, an welchem sich ein universales politisches Leben in Europa entwickeln sollte: die verschiedenen Staaten mußten sich nach ihrem besondern Interesse auf die eine oder die andere Seite neigen. Zunächst aber war es für die Stellung des Reichs und die Anwendung seiner Streitkräfte entscheidend. Denn so hoch auch Karl V. die Würde des Kaiserthums schätzte, so liegt es doch in der menschlichen Natur, daß der Mittelpunkt seiner Politik nicht in den deutschen Interessen ruhen konnte. Nur aus dem Complex seiner Reiche konnte die Einheit seines Denkens hervorgehen. Er fühlte sich immer als der burgundische Prinz, der mit so viel andern zahlreichen Kronen auch die höchste Würde der Christenheit verband. In sofern mußte er dabei stehen bleiben, die Rechte des Kaiserthums als einen Theil seiner Macht zu betrachten, wie schon sein Großvater gethan; noch viel weniger als dieser konnte er sich den innern Bedürfnissen von Deutschland mit voller Hingebung widmen. Von dem Treiben des deutschen Geistes hatte er ohnehin keinen Begriff: er verstand weder unsere Sprache noch unsere Gedanken.

Ein merkwürdiges Schicksal, daß die Nation sich in dem Augenblick ihrer größten, eigensten innern Bewegung ein Oberhaupt berufen hatte, das ihrem Wesen fremd war, in dessen Politik, die einen bei weitem größern Kreis umfaßte, die Bedürfnisse und Bestrebungen der Deutschen nur als ein untergeordnetes Moment erscheinen konnten.

Nicht als ob die religiösen Bewegungen dem Kaiser gleichgültig gewesen wären; sie hatten für ihn ein hohes Interesse, aber zunächst nur deshalb, weil sie den Papst berührten und bedrohten, und für das Verhältniß zu dem römischen Hof neue Gesichtspunkte, ja man darf wol sagen neue Waffen darboten. Von allen politischen Verhältnissen des Kaisers war aber dieses

ohne Zweifel das wichtigste. Denn da es nun einmal zum Kampfe mit Frankreich kommen mußte, einem Kampfe, der hauptsächlich in Italien zu führen war, so bildete es für den Kaiser die oberste Frage, ob er den Papst für sich haben würde oder nicht. — Doch war dies nicht die einzige dringende Beziehung des Kaisers zu dem römischen Stuhle, andere, von mehr kirchlicher Natur, aber ebenfalls sehr durchgreifend, hatte er in seinen übrigen Reichen, namentlich in Spanien. Es ist eine anerkannte Sache, daß sich die dortige Regierung, wie sie sich unter Ferdinand dem Katholischen ausgebildet, vor allem andern auf die Inquisition stützte. Jetzt aber war dieses Institut zu gleicher Zeit in Castilien, Aragon und Catalonien angegriffen worden. Die Cortes von Aragon hatten sich an den Papst gewendet und bei demselben wirklich einige Breven ausgewirkt, nach welchen die ganze Verfassung der Inquisition abgeändert und den Formen des gemeinen Rechts genähert werden sollte. Im Frühjahr 1520 sendete Karl einen Gesandten nach Rom, um die Zurücknahme dieser Breven zu bewirken, die auch in den übrigen Reichen Folgen haben und seine gesammte Regierung gefährden mußten. Der geschickte und geistreiche Gesandte Karl's V., der in den Tagen eintraf, als Eck gerade in Rom war und die Sache Luther's so viele Berathungen der Theologen und Sitzungen des Consistoriums veranlaßte, erkannte sogleich, welcher Vortheil aus derselben für seinen Herrn hervorgehen könne. — Wirklich ergriff man am kaiserlichen Hofe diesen Gesichtspunkt. Als der päpstliche Nuntius mit der Bulle gegen Luther daselbst anlangte, ließ sich der erste Minister das Wort entfallen: der Kaiser werde sich dem Papst gefällig zeigen, wenn der Papst ihm gefällig sei und seine Feinde nicht unterstütze. Das also war es vom ersten Moment, worauf es ankam; nicht die objective Wahrheit der Meinung, auch nicht das große Interesse der Nation, das sich daran knüpfte, von welchem der eben anlangende Fürst kein Bewußtsein noch Mitgefühl haben konnte; sondern die allgemeine politische Lage, die Unterstützung, welche der Papst dem Kaiser überhaupt angedeihen lassen, das Verhältniß, in das er sich zu ihm setzen würde.

Man sieht, wie wenig die Lage der Dinge den Wünschen der Deutschen entgegenkam. Karl V. ward durch seine Verhältnisse nicht zur Opposition wider den Papst, sondern zu einer Verbindung mit ihm aufgefodert.

Es war der Opposition nicht gelungen, den Kaiser, wie sie gehofft hatte, in ihre Richtung gegen das Papstthum hineinzuziehen; dieser hatte vielmehr seinen Bund mit dem Papst geschlossen: sie hatten sich vereinigt, die bisherige Verfassung der Kirche aufrecht zu erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

---

Gedichte von Theodor Apel. Leipzig, Brockhaus. 1840. 8. 1 Thlr.

Seneca's Ausspruch, daß des Weinstocks eigenthümliche Tugend Fruchtbarkeit sei, ließe sich füglich auch auf das üppige Gewächs der deutschen Lyrik anwenden. Indeß treibt diese mehr ergötzliche Blüten, als wirklich genußreiche und gereifte Früchte, und nur selten folgt bei unsern jungen Lyrikern dem schönen Frühling ein entsprechender Herbst, der die Blüte zur Frucht gedeihen ließe, vielmehr treten nur allzu früh Nachtfröste und Nebelschauer ein, oder der Sommer war zu dürr und brandig, als daß die frische Vegetation sich in ihrer saftigen Fülle vollständig entwickeln konnte. Unerwartet ist auch die winterliche Saison des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens da; man beginnt den Lehnstuhl und die künstliche Stubenwärme zu lieben, zieht sich hinter den Ofen zurück, macht Überschläge von Einnahme und Ausgabe und setzt sein Hauptvergnügen in eine dampfende Mittagsschüssel und ein gemüthliches Schläfchen, um besser zu verdauen.

Zu den schönen Blüten, von denen aber zu fürchten steht, daß sie keinen an wirklich dauerhaften Früchten gesegneten Herbst haben werden, gehören Theodor Apel's Gedichte. Wenn zarte Empfindung, Keuschheit des Herzens, ein Gemisch von frohen und schmerzlichen Gefühlen, Begeisterung für Frühling und Liebe, gefällige Sprache und Gewandtheit des Ausdrucks den Dichter machen, so ist Apel ein Dichter; aber es scheint ihm eins abzugehen, die Productivität, die bildende Kraft, welche gegenwärtig auch immer seltener und oft nur durch große Phrasen und pomphafte Bilder und Gleichnißschnörkel ersetzt wird. Diese sprachliche Aufgedunsenheit ist allerdings Apel's Fehler nicht, eher könnte man ihm das Gegentheil, eine zu große Nüchternheit und Schmucklosigkeit vorwerfen; es ist auch natürlich, daß wir, da sich die Extreme herausfodern, neben den modernen Lohenstein auch moderne Hofmannswaldau und Neukirch haben. Jene Unmäßigkeit im Bilderprunke ist mehr der Fehler unserer Tendenzendichter, derjenigen, welche in ihren Liedern Zeitinteressen, Emancipationsfragen, Völkerfreiheit und Weltschmerzen besingen und, bei oft ebenso gutem Willen als wirklich bedeutendem Talente, doch einen viel zu unbestimmten und wüsten Begriff von Freiheit und Volksinteresse haben, als daß sie zu einer bestimmten, geklärten und plastischen Einkleidung ihrer Gedanken und Tendenzen gelangen könnten; es ist das Chaos des modernen Raisonnements, worin sie sich auflösen und dessen unbildlichem und unmalerischem Inhalte sie mit gewaltsam übereinander gehäuften von außen her zugebrachten pompösen Bildern ein gewisses poetisches Air zu geben suchen.

Das hat unser Dichter nicht nöthig; seine Gemüthszustände sind die einfachsten, diejenigen, welche selbst den trockensten Philister irgend einmal überraschen und zu einem lyrisch Empfindenden machen, wenn er auch nicht die Fähigkeit besitzt, seine Empfindungen in so anmuthige Formen zu gießen, wie es von Apel geschieht. Unser Dichter besingt den Frühling und die Liebe, letztere in ihrer Seligkeit und Unseligkeit, je nachdem ihren Foderungen von der andern Seite genügt oder nicht genügt wird, Gegenliebe geschenkt oder nicht geschenkt, Treue gehalten oder nicht gehalten wird. Liebe und Frühling scheinen dem Dichter fast identisch zu sein; mit den Jahreszeiten entwickelt sich, steigt und fällt das Leben der Liebe; so beschreibt er in seiner Sonettenfolge: „Das Jahr der Liebe", wie die Liebe zwischen ihm und seinem Mädchen im Winter entsteht, im Frühlinge in volle Blüten ausschlägt, im Sommer zwar den Höhepunkt erreicht, aber schon Untreue und Ermattung ahnen läßt und durch Eifersucht verunstaltet wird, endlich im Herbste von Seiten des Mädchens erloschen ist. Der Dichter läßt auch hier merken, doch unabsichtlich und unbewußt, daß ihn die Zeit des Blühens und Werdens inniger anspricht als die Zeit der reifen Früchte und der Ernte. Es ist Einem bei dem Spaziergange durch diese Gedichte zu Muthe, als sollte man sich in üppiges Frühlingsgrün hinstrecken, mitten unter allerlei buntfarbige Feldblumen, überrauscht von einem hochstämmigen Baume, umflattert von Schmetterlingen, umsurrt von Bienen und Käfern und allem Lebendigen, was Insekt heißt, und von der nahen Feldmark steigt eine Lerche nach der andern empor und jubelt ihr Lied. Das sind nun freilich Gegenstände, die man oft schon genossen hat, die man aber doch immer wieder mit Lust und Behagen von neuem genießt. Schon zu Hölty's Zeit waren diese einfachen Elemente Aufgabe der Poesie, wenn man sie auch jetzt nicht als solche anerkennt, jetzt, wo man nur das aller Ökonomie und alles Maßhaltens Baare für Poesie zu halten beginnt. Es ist aber nicht immer gut, alle Schranken zu stürzen, aber stets gut, sie auf eine überlegte Weise weiter hinauszuschieben. Apel stürzt keine Schranken, ja er schiebt sie nicht einmal weiter hinaus, im Gegentheil, er zieht sich in die innersten Schranken der lyrischen Empfindung zurück und begnügt sich, Das, was hundert Dichter vor ihm in ziemlich ähnlicher Weise gefühlt und empfunden haben, in seiner Weise zu reproduciren und anmuthige Variationen über das alte Thema in alle Welt hinausklingen zu lassen.

Der Dichter hat seinen Poesien ein recht hübsches Einleitungsgedicht vorangestellt. Er stellt sich dar als den Besitzer eines Gartens, drin beim Erwachen des Frühlings die Blumen

lieblich duften und blühen, womit der Dichter abermals zuzugeben scheint, daß ihn Blumen mehr interessiren als Früchte, und daß es ihm mehr darum zu thun ist, Gesicht und Geruch zu ergötzen, als dem Magen eine reelle nahrungskräftige Speise zuzuführen. In diesen Garten ladet er seine Freunde, von denen der eine, ein Liebhaber seltener Blumenarten, den ganzen Blütenflor für nichts bedeutend und werthlos ausgibt, der zweite einen botanischen Garten vorziehen würde, der dritte einen Küchengarten und Kohl und Kartoffeln lieber sähe, der vierte diesen Platz — der auf berühmter Wahlstätte liegt — für ein Monument verwandt wissen möchte. Erst der fünfte gibt sich dem Genusse ohne alle weitern Rücksichten hin und diesem drückt der Poet gerührt die Hand.

Seine Gedichte theilte Apel folgendermaßen ein: 1) Lieder und kleine Gedichte. Diese Abtheilung enthält das Beste der Sammlung, einfache, ungeheuchelte, reine und in wohlklingendem Schmelze des Verses hingehauchte Naturlaute. Hier ist Alles rein lyrisch, doch auch etwas monoton, das Gefühl mächtiger als der Gedanke, die Form mächtiger als der Inhalt und der Klang gewissermaßen mächtiger als der Ausdruck. Viele Lieder sind jedoch in ihrer einfachen Art ausnehmend schön und reich an zarten und gefälligen Wendungen der Empfindung wie der sprachlichen Einkleidung. So des Dichters Anrede an sein Herz mit dem Schlusse:

So schlage denn zu Andrer Lust,
Bis du zur Ruhe gehst,
Und dann in liebersfüllter Brust
Gebrochen stille stehst.

Ferner das Lied „Abschied", welches wir als eine Probe von der Zartheit des Dichters vollständig mittheilen wollen:

Denkst du noch an jene Zeit,
Wo die Nachtigallen sangen,
Aller Orten weit und breit
Jubellieder uns umklangen?
Denkst du jener lieben Worte,
Die du lächelnd damals sprachst,
Als am traulich schönen Orte
Du mit uns im Grünen lagst?

O, so komm zu uns zurück,
Zu dem trauten, engen Kreise,
Findest doch kein besser Glück,
Als bei uns, auf weiter Reise.
Wir sind Alle treu geblieben
Jener holden, lieben Zeit;
Was wir denken, was wir lieben,
Ist, wie damals, so noch heut.

„Willst du mich zurückeziehn
Durch die süßen Schmeichelworte?
Laß mich wandern, laß mich fliehn
Weiter noch von Ort zu Orte!
Frage nicht, was mich vertrieben,
Was ich ewig meiden muß;
Aber Allen, die mich lieben,
Diesen letzten, heißen Gruß!"

Hiermit correspondirt ein ähnliches Gedicht mit der Überschrift „Heimkehr". Lieder von dieser Einfachheit sprechen das unverbildete Gefühl um so mehr an, je anspruchsloser sie sind. Zuweilen sind die zu Grunde liegenden Gedanken doch gar zu leichte Waare; so wenn der Dichter in dem Liede „Dunkle Sterne" nichts weiter thut, als die Augen seiner Geliebten mit Sternen zu vergleichen, und in dem Gedichte „Am Meere" nichts Größeres, als zu schließen wie folgt:

Sieh, wie das Meer, so dunkelblau
Sind auch die Augen dein;
Und doch ist mir, wenn ich sie schau',
Wie lichter Sonnenschein.

Das Gedicht „Vorschlag" enthält eine gute Reflexion über die böse Zungenfertigkeit der Welt, die, man mag arbeiten oder müßig gehen, warm oder gemessen, laut oder still, munter oder trübe sein, Alles zum Bösen auslegt; aber der Gedanke konnte noch schärfer und anschaulicher, besonders im Ausdruck, durchgeführt werden.

Die zweite und vierte Abtheilung bestehen aus Sonetten, unter den Überschriften: „Frühlingssonette" und „Das Jahr der Liebe". Der Dichter hat es in der Sonettenform, welche ihm besonders theuer zu sein scheint, zu einer bedeutenden Virtuosität, Weichheit und Zartheit gebracht; aber leugnen läßt sich auch ebenso wenig, daß es ihnen an Mannichfaltigkeit und Tiefe des Inhalts mangelt, um mit rechter Theilnahme bis zum Ende durchgelesen zu werden. Jedenfalls erkennt man darin viel Empfindung und Gemüth und zugleich jenen etwas matten aber eigenthümlichen Reiz, der für diese Form charakteristisch ist. Man hat gesagt, das Sonett eigne sich für die deutsche Sprache nicht; aber die Sonette Apel's beweisen das Gegentheil. Man hat auch gesagt, daß man das Sonett, wenn man sich seiner im Deutschen bedienen wolle, frei und willkürlich behandeln müsse; aber ein in der Form frei behandeltes Sonett ist eben nur ein vierzehnzeiliges Gedicht, kein Sonett mehr. Leider hat man jetzt für das streng Musikalische der Form überhaupt das Gehör verloren.

Die dritte Abtheilung bietet erzählende Gedichte, welche, ohne ein besonderes Talent des Dichters für dies Genre darzuthun, doch lesbar und zum Theil auch gelungen zu nennen sind; hierunter besonders die Ballade „Marienbild", an welcher wir nur die etwas zu auffällige Breite tadeln möchten. Was aber der Dichter mit der fünften und letzten Abtheilung: „Hypochondrische Gedichte", eigentlich beabsichtigt, weiß Ref. nicht zu sagen. Der Dichter verleugnet auch hier nirgend den gewandten Versificator, aber es ist eben zu viel Versification und zu wenig poetischer Inhalt; selbst der Ausdruck ist von allem dichterischen Colorit entblößt. In einen Katechismus, eine moralische Blumenlese, nicht in eine Sammlung von Gedichten, womit ein junger Poet debutirt, gehören Strophen wie diese:

Ist aber wol der Reiche zu bedauern,
Weil er viel leichter in Versuchung rennt?
Er wird gewiß sein Schicksal nicht betrauern,
Wenn er den Werth des Reichthums nur erkennt,
Und nicht durch ihn zur Faulheit wird getrieben,
Zu trägem Nichtsthun, weichlichem Vergnügen u. s. w.

Gedanken dieser Art mögen wahr sein, aber was blos wahr ist, ohne poetisch zu sein, läßt sich viel beredter und anschaulicher in Prosa ausdrücken. Da wir Talent und Gemüth des Dichters in dieser Sammlung achten und lieben gelernt haben, fühlen wir uns um so mehr zu der Mahnung verpflichtet, daß er der einfachen lyrischen Grundstimmung, welche in der ersten Abtheilung dieser Sammlung und in den Sonetten so rein und genügsam waltet, treu und seiner hypochondrischen Launen Herr bleiben möge. 16.

## Notizen.

Sir John Herschel hat der Royal society die Beschreibung einer von dem verstorbenen Capitain Kater erfundenen astronomischen Uhr nach hinterlassenen Bemerkungen, die sein Sohn Eduard Kater zusammengestellt hat, mitgetheilt. Der Zweck der Erfindung bezieht sich auf die Construction des Stoßwerkes, indem dem Pendel eine in sich selbst vollkommene, nicht von einer anderweitigen Verrichtung abhängige Bewegung gegeben werden soll.

Von John Campbell ist eine Abhandlung über das gegenseitige Verhältniß der durch die Schiffahrt gemachten Entdeckungen und der christlichen Missionen herausgegeben worden. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 206. —— 24. Juli 1840.

## Die Reformation in deutscher und französischer Auffassung.

Zweiter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 205.)

Das zweite Moment, das bestimmend auf den Gang der Reformation einwirkte, war das Fehlschlagen der nun doch endlich in Folge der Wahlcapitulation Karl's V. ins Leben getretenen ständischen Reichsregierung, in welcher gleich von vorn herein die Reformation den größten Anklang und den eifrigsten, wenn auch nicht wirksamsten Schutz fand. Wie es kam, daß diese so wichtige Einrichtung, welche, wenn sie sich hätte erhalten können, unendlich zur staatlichen Regeneration Deutschlands wie zur nationellen Durchführung der Reformation hätte beitragen können, dennoch verunglückte, wird vorzüglich in dem „Die Städte und der kaiserliche Hof" überschriebenen Abschnitt des vierten Capitels des dritten Buches nachgewiesen.

Das dritte Moment war die veränderte Stellung, welche die Reformation durch den unglücklichen Ausgang der beiden in der Masse der Nation ausbrechenden großen Bewegungen zu der weltlichen Macht erhielt. Wir meinen einestheils die weitgreifenden Plane und Tendenzen auf nationale Regierungsform, die sich in der Ritterschaft des Reiches regten und unter Sickingen's Anführung zum Ausbruch kamen, aber an der Übermacht der Fürstengewalt scheiterten. Diese Plane, die auf nichts Anderes als den Sturz der Territorialgewalt und Begründung der ständischen Regierungsform auf die breitere Basis des niedern Adels und der Stände — ähnlich der Stellung, welche diese Stände im englischen Unterhause eingenommen hatten — ausgingen, waren eng mit der nationalen Durchführung der Reformation verbunden, die damals unter dem Reichsadel ihre eifrigsten und feurigsten Beförderer und Stützen fand. Mit dem Fehlschlagen jener Plane mußte natürlich auch die Aussicht auf allseitige Durchführung der Reformation durch das Medium des niedern Adels aufhören. Anderntheils meinen wir die in ihren Tendenzen noch viel weiter reichenden Bewegungen im Bauernstande, die in ihren Motiven und Absichten ein merkwürdiges Vorspiel zur französischen Revolution abgeben und wäre es möglich gewesen, daß sie Erfolg haben können, wahrscheinlich schon damals einen Theil der Ideen, welche Frankreich gegen Ende des 18. Jahrhunderts bewegten, verwirklicht haben würden. Sie stützten sich nicht blos auf die Reformation, sondern hatten sich mit der Sache derselben völlig identificirt, und ein Gelingen der demokratischen Plane der Bauern zur Reform des Reichs hätte auch eine demokratische Durchführung der Reformation zur Folge haben müssen. Doch der Ausgang entsprach nicht den — soll man sagen Hoffnungen oder Befürchtungen? welche das Aufgähren so ungeheuerer elementarer Kräfte des Staatslebens und ihr gewaltiges Auftreten am Anfang rege machten; es fehlte an einem genialen Leiter dieser bäuerlichen Agitation; ihr trauriges Ende ist bekannt.

So ward — schließt der Verf. den betreffenden Abschnitt seines Buchs — die große Bewegung gedämpft, welche dem deutschen Wesen eine vollständige Umkehr drohte. Mit allen jenen Planen einer neuen Einrichtung des Reichs von unten her, oder gar der schwärmerischen Umbildung der Welt unter Leitung eines fanatischen Propheten war es nun auf immer vorbei.

Das vierte Moment ist die Spaltung, die unter den Reichsfürsten selbst, in Betreff ihrer politischen Stellung zu der religiösen Bewegung der Zeit und der Art, wie sie dieselbe zu ihrem Vortheil zu wenden wußten, eintrat, und die daraus hervorgehende Reaction gegen die Reformation unter den Reichsständen selbst. Es ist dies ein Moment, dessen welthistorische Bedeutung noch in keiner Geschichte der Reformation in solcher Klarheit und Schärfe hervorgehoben und dessen bis auf diese Tage unmittelbar nachwirkender Einfluß noch nirgend so einleuchtend nachgewiesen ist; das fünfte Capitel des dritten Buchs, das dieses Thema behandelt, verdient von Allen, die an den confessionellen Kämpfen der neuesten Zeit in unserm Vaterlande Theil nehmen, die größte Beachtung. Es wird nämlich darin gezeigt, wie der päpstliche Hof, da bisher keines der von ihm in Anwendung gebrachten Mittel einen entscheidenden Erfolg gehabt hatte, seine Augen auf die deutschen Reichsstände warf und versuchte, ob sich nicht einer oder der andere deutsche Reichsfürst finden würde, der seine Sache von der allgemeinen des Reichs trennte, und sich mit ihm (dem Papste) vereinigte, statt sich den zu fassenden Reichstagsbeschlüssen zu unterwerfen. Diese Machinationen gelangen, und bald war eines der mächtigsten Fürstenhäuser, das der Herzoge von Baiern, für den Papst gewonnen. Mit diesem Moment beginnt die eigen-

thümliche Stellung, die Baiern Jahrhunderte hindurch zu Kaiser und Reich einerseits, und andererseits zum Protestantismus und der römischen Kirche eingenommen hat, eine Stellung, die die eigenthümliche Politik erzeugte, welche dieses Fürstenhaus mit geringen Unterbrechungen seit jener Zeit bis auf diesen Tag geltend gemacht hat. Wie dieses geschehen sei, wie die bairischen Herzoge auf diese Weise Das erlangten, was die protestantischen Fürsten auf einem andern Wege verfolgten; wie Baiern, seine Sonderinteressen verfolgend, sich von der großen freien Entwickelung der Nation losriß und der Mittelpunkt der papistischen Reaction ward, der sich bald andere Fürsten anschlossen; wie diese sich entwickelte und selbst den Kaiser in ihr Bereich zog, dies ist, so interessant es auch wäre, hier nicht der Ort, des Weitern auszuführen; wir müssen die Leser, welche besondern Antheil hieran nehmen, nochmals angelegentlichst auf das betreffende Capitel im Buche selbst verweisen und uns mit Anführung folgender, die Resultate kurz zusammenfassender Stellen begnügen:

Die Reichsregierung, die mit so vieler Mühe zu Stande gekommen und im Allgemeinen das Vertrauen der Nation genoß, war gesprengt: was an deren Stelle getreten, war nur ein Name, ein Schatten. Der Kaiser war entfernt und in den letzten Jahren waren seine Einwirkungen nur negativer Art gewesen: er hatte nur immer das Beschlossene verhindert. Die beiden Hierarchien, an deren Aufrichtung die vergangenen Jahrhunderte gearbeitet, die geistliche und die weltliche, waren in einem tiefen allgemeinen Zwiespalt. Das Verständniß der vorwaltenden Fürsten, worauf immer die Einheit des Reichs beruht hatte, war vernichtet. In der wichtigsten Angelegenheit, die jemals vorgekommen, war die Aussicht verschwunden, es zu gemeinschaftlichen Maßregeln zu bringen.

Die Summe des Ereignisses ist: Das Reich hatte beschlossen, in der großen Angelegenheit, welche alle Geister der Nation beschäftigte, mit gemeinschaftlicher Berathung zu Werke zu gehen: — dem Papst gelang es, die Ausführung dieser Absicht zu verhindern, einen Theil der deutschen Fürsten zu einer einseitigen Vereinbarung in seinem Sinne fortzuziehen: — die übrigen aber verfolgten die einmal im Einklang mit den Reichsgesetzen eingeschlagene Bahn.

Dies ist der Ursprung der Spaltung, die seitdem noch nicht wieder hat beigelegt werden können: immer in Folge desselben auswärtigen Einflusses, der sie damals hervorrief. Höchst merkwürdig, daß sich schon in jener Zeit alle die Hinneigungen offenbarten, die hernach Jahrhunderte lang ausgehalten haben; gleich im ersten Moment aber zeigte sich die ganze Unermeßlichkeit der Gefahr, die man damit über sich hereinzog.

Dagegen war der Kampf mit den elementaren Geistern des deutschen Wesens vollendet: wie die Ritter, so waren nun auch die empörten Bauerschaften und der mit ihnen verbündete Theil der städtischen Bevölkerung überwältigt; — die im Laufe der Jahrhunderte allmälig entwickelten localen Gewalten hatten sich aufs neue in allen Stürmen behauptet; — ohne Theilnahme des Kaisers, oder des Regimentes, mitten im Zerfall aller centralen Autorität waren sie doch stark genug dazu gewesen.

Damit war es nun auch entschieden, daß der Entwickelungsgang der Reformation von jetzt an kein nationeller, sondern ein territorialer sein sollte, ähnlich der politischen Entwickelung Deutschlands, die sich auch immer mehr von ihrem Mittelpunkte, der Idee des Reichs, entfernte und in den einzelnen Territorien vor sich ging. Mit dem Schluß des dritten Buches ist der Verf. auch am Schluß der ersten Phase des Entwickelungsganges der Reformation angekommen; von nun an gilt es nur nachzuweisen, wie sich die Reformation local ausgebreitet und festgesetzt hat. Dieses geschieht im vierten Buche, das mit einer Darstellung der auswärtigen Verhältnisse und einer Schilderung des Kampfes Karl's V. mit Franz I. von Frankreich beginnt, einem Momente von der höchsten Wichtigkeit für die Reformation, da es den Kaiser in politische Feindschaft, ja endlich förmlichen Krieg mit dem Papst brachte und ihn zwang, die reformatorische Partei im Reiche zu schonen, um sich den Rücken frei zu erhalten und die päpstliche Partei, an deren Spitze Baiern stand, zu neutralisiren. Mehr als je wird in diesem Zeitpunkt der Gang der Reformation von der Politik bestimmt. Noch schien es einen Augenblick auf dem Reichstag zu Speier im Jahre 1526, als wolle die Reformation wieder zur Sache des Reichs gemacht werden und eine nationelle Entwickelung erhalten, was besonders durch die von der Mehrheit der Reichsstände gefoderte Aufhebung des wormser Edicts geschehen sein würde; allein die Politik hinderte den Kaiser ebenso daran, wie sie ihn hinderte, die reformirenden Reichsstände mit Gewalt zur Befolgung des wormser Edicts zu zwingen. Der Verf. faßt dies sehr treffend folgendermaßen zusammen:

Wer hätte unter diesen Umständen, da der Kaiser von selbst auf ein Zugeständniß kam, das man in Deutschland dringend foderte, nicht erwarten sollen, daß es nun auch gegeben, ausgesprochen werden würde? Es wäre ohne Zweifel nur auf Ferdinand angekommen. Der aber war doch nicht dafür. Sein vornehmster Grund war ohne Zweifel die Rücksicht auf die katholisch-gesinnten deutschen Stände. Ferdinand wußte ohne Zweifel noch besser als sein Bruder, wie nothwendig es sei, sie zu schonen. In Rom hatte man in diesem Augenblick den Gedanken gefaßt, die römische Königskrone irgend einem Gegner des Kaisers anzubieten, und schon bewarb sich Herzog Wilhelm von Baiern bei den einflußreichsten Kurfürsten um diese Würde. Den katholischen Fürsten das Edict zu entreißen, auf das sie ihre Verfolgung der Evangelischen hauptsächlich gegründet, hätte sie zu der resolutesten und gefährlichsten Feindseligkeit veranlassen können.

Allein ebenso wenig vermochte er doch oder war er geneigt auf die allgemeine Execution des wormser Edictes zu bringen. Ein vollkommener Sieg der Anhänger des Papstes wäre dem Hause Östreich sogar verderblich gewesen. Da nun weder die Ausführung noch die Aufhebung des wormser Edictes rathsam erschien, da auch jene vermittelnden Vorschläge nicht durchdringen konnten, so machte sich ein Princip geltend, das schon eine Zeit daher in den Ereignissen mitgewirkt hatte, aber in der Tiefe, ohne zu allgemeinem Bewußtsein gelangt zu sein. Das Princip der Territorialentwickelung bemächtigte sich auch der religiösen Angelegenheit. — Es war gleich unthulich, den katholischen Ständen das wormser Edict wieder zu entziehen und es den evangelischen neuerdings aufzulegen: — der Gedanke brach sich Bahn, jeder Landschaft, jedem Reichsstand in Hinsicht der Religion die Autonomie zu gewähren, die sie einmal auszuüben begonnen hatten. Es war das Leichteste, Natürlichste: Niemand wußte etwas Besseres anzugeben. Die Triebe der religiösen Sonderung, welche seit 1524 hervorgetreten, behielten über die Versuche, die Einheit durch Reform zu behaupten und fester zu stellen, die Oberhand. Es ist ein Moment, in welchem alle allgemeinen und deutschen Verhältnisse zusammengreifen, in welchem die frühere und die spätere deutsche Geschichte sich voneinander trennen — obwol er äußerlich nicht bedeutend erschien, — daß man in dem Reichsabschied festsetzte,

bis zu der allgemeinen oder nationalen Kirchenversammlung, um welche man bitte, werde jeder Stand in Sachen, die das wormser Edict betreffe, „so leben, regieren und es halten, wie er es gegen Gott und kaiserl. Majestät zu verantworten sich getraue." Diese Worte sind unendlich wichtig geworden. Sie enthalten die gesetzliche Grundlage der Ausbildung der deutschen Landeskirchen; zugleich aber involviren sie die Trennung der Nation in religiöser Hinsicht. Es sind die für die deutschen Geschicke entscheidenden Worte. Der Katholicismus würde sich nicht haben behaupten lassen, wenn das wormser Edict förmlich wäre zurückgenommen worden. Die evangelische Partei hätte sich nicht auf legalem Wege ausbilden können, wenn man auf der Ausführung desselben bestanden hätte. Die Entwickelung der einen wie der andern Seite knüpft sich an diesen Moment.

Hiermit ist auch die politische Stellung angedeutet, die Östreich Jahrhunderte lang von jetzt an in der großen, durch die Reformation hervorgerufenen Bewegung eingenommen und, trotz mancher durch die Umstände hervorgerufenen Schwankungen nach der einen oder andern Seite, fortwährend festgehalten hat: jene in der Mitte schwebende Stellung, in welcher es durch Gründe der Politik gezwungen war die protestantischen Gegner zu schonen, um an ihnen ein Gegengewicht gegen den immer nach dem Übergewicht strebenden Einfluß der Curie und gegen die von dieser unterstützte und auf sie gegründete Rivalität Baierns zu haben; in welcher aber auch andererseits die dem Hause Östreich, durch seine Romanisirung in Burgund und Spanien und seine damit in Verbindung stehenden Hausinteressen, eingepflanzte Antipathie gegen die Reformation es hinderte, sich dieser hinzugeben oder gar an ihre Spitze zu stellen. Neben dieser vermittelnden Stellung, die ihrer Natur nach eine zähe, exspectative, hinhaltende, energische Entwickelungen und Lösungen vermeidende Politik, wie die östreichische von jeher gewesen ist, hervorrufen mußte, ist aber auch die des bairischen Hauses gegeben, das seit der Reformation mit eben der Rücksichtslosigkeit nach innen und außen, wie Preußen im 18. Jahrhunderte, auf Vergrößerung seiner Selbständigkeit, mit einem Worte nach Souverainetät hinarbeitete, nur mit dem Unterschiede, daß es dabei durch den Katholicismus zu diesem Ziele zu gelangen suchte, während Preußen auf den Protestantismus sich stützte. Warum es nicht zu gleich bedeutenden Resultaten gelangte wie Preußen, scheint uns nicht schwer zu erklären: die, alles geistige Leben, alle sittlichen Kräfte fördernde Natur des Protestantismus, gegenüber der mehr auf Erregung der Sinne und Knechtung der höhern Geisteskräfte hinauslaufenden Tendenz des modernen, wesentlich bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Jesuitenthum gestalteten Katholicismus möchte allein hinreichen, dieses Problem zu erklären. Wiewol es nun Baiern nicht gelungen ist, eine solche positive Bedeutung wie Preußen zu erlangen, so hat es doch auf der negativen Bahn das Mögliche geleistet: seit der Reformation hat es — wenn es erlaubt ist, alte Parteinamen analog wieder anzuwenden — an der Spitze der guelfischen Partei gestanden: wo es galt, die kaiserliche Macht zu schwächen, war es fast immer der Heerführer; und wie oft war es bis auf die neueste Zeit nicht der Hauptverbündete Frankreichs in Deutschland! ja, es ließ in Augenblicken, wo das Kaiserthum wieder zu mächtig zu werden drohte, selbst seine so mächtigen Sympathien für den Katholicismus schweigen und hinter seine politischen Interessen zurücktreten. Man kann seine Politik seit der Zeit, von der wir handeln, bis auf den heutigen Tag, als eine wesentlich guelfisch-katholische charakterisiren. Welche ehrgeizigen Plane Baiern schon damals hegte, zeigt unser Verf. — nachdem er im dritten Capitel des vierten Buchs den Krieg Karl's V. gegen den Papst und die Einnahme von Rom geschildert — im vierten Capitel desselben Buchs, das von den böhmischen und ungarischen Verhältnissen handelt. Wir sehen da, daß die Herzoge von Baiern keinen geringern Plan hegten, als mit Hülfe von Polen und Frankreich Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitzen an sich zu bringen und einem von ihnen, dem Herzog Wilhelm, mit Hülfe des Papstes die römische Königswürde, im Grunde als Gegenkönig gegen Karl V., zu verschaffen.

So hätte nun der Verf. die große religiöse Bewegung des 16. Jahrhunderts durch die verschiedenen Phasen ihres Aufgangs bis zu dem Punkte geführt, wo sich ihr politisches Schicksal entschied, wo ihre Stellung zu den übrigen Mächten der Welt und des Lebens in Deutschland bestimmt ward: nämlich bis zur „Gründung evangelischer Territorien", von der er, nachdem er in den frühern Capiteln gezeigt, wie der ganze Gang der Begebenheiten endlich auf sie hatte führen müssen, im letzten Capitel eine übersichtliche Zusammenstellung gibt und damit die aufsteigende Periode der Reformation zum Abschluß bringt.

Zum Schluß erlauben wir uns nur noch den Wunsch auszusprechen, daß es dem Verf. gefallen möge, sein Geschichtswerk weiter und bis zur völligen Durchführung der Reformation zu führen und so uns nicht blos „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", sondern „Die deutsche Geschichte des Zeitalters der Reformation" zu geben. Daß er dies selbst beabsichtigt, zweifeln wir nicht, da es unmöglich sein Plan sein kann, uns nur einen schönen Torso zu liefern. Mögen ihn nur nicht äußere und innere Verhältnisse daran hindern! und möge er auf der Bahn der historiographischen Entwickelung, die ihn schon in die Reihe der ersten deutschen Geschichtschreiber gebracht hat, so rüstig, fest und energisch fortschreiten, daß er sich den ersten Geschichtschreibern aller Zeiten anreihe! Vielleicht trägt die Wendung, welche die Zeitgeschichte zu nehmen beginnt, die so manche Halbheiten und so viel Verfehltes der nächsten Vergangenheit aufdeckt und die Gegenwart aus ihrem gefährlichen Schlummer aufzuwecken anfängt, das Ihrige dazu bei. 43.

---

## David Rittenhouse.

Der vor kurzem erschienene siebente Band von Jared Sparks' „Library of american biography" enthält am Schlusse eine Biographie David Rittenhouse's, welcher zu den vergleichungsweise wenigen wissenschaftlichen Größen gehört, die in der amerikanischen Geschichte hervorragen. Er nimmt in dem astronomischen Gebiete eine ähnliche Stelle ein wie Franklin in den Naturwissenschaften und Bowditch in der Mathematik.

Schon sein Name deutet auf fremde Abstammung; sein Urgroßvater war aus dem Herzogthume Geldern nach Neuyork und von da nach Pennsylvanien ausgewandert, wo er die erste Papierfabrik auf der westlichen Hemisphäre anlegte. David ward 1732 geboren. Viele Jahre lang ward er zur Arbeit auf einer Meierei angehalten, aber schon damals bekundete sich die Richtung seines Geistes durch Zeichnungen auf den Pflugstangen und dem Wirthschaftsgeräthe; der Geräthekasten eines Oheims verschaffte ihm Instrumente zu mechanischer Beschäftigung, und ehe er neun Jahr alt war, hatte er ein Modell zu einer Wassermühle gebaut. Diese frühzeitige Beschäftigung ward für ihn von großem Vortheil; als er seine, ihm großen Ruf verschaffenden Beobachtungen des Durchgangs der Venus 1769 machte, rührte fast sein ganzer Apparat, außer einem ihm von Mr. Penn aus England geschickten Teleskope, von seiner eigenen Arbeit her. Bei dieser Gelegenheit war seine Sorglichkeit ungemein groß. Der Morgen des erwarteten Tages brach unbewölkt an, und nicht einmal der dünnste Dunstschleier schien die Beobachtungen stören zu wollen. Bei seiner Freude über den günstigen Stand der Atmosphäre und bei seiner Spannung durch die Näherung der Zeit, da er die Frucht langer und angestrengter Arbeit ernten sollte, ersetzte ihm Aufregung die Stelle der Kraft. Aber als das Zusammentreffen beobachtet und der Planet ganz in die Sonnenscheibe eingetreten war, da war auch seine Körperkraft erschöpft: er sank zu Boden, nicht im Stande, das durchdringende Gefühl des Entzückens über die Erfüllung seiner Wünsche zu ertragen; doch erholte er sich bald und vollendete sogleich die Messungen der Abstände zwischen den Centren der beiden Körper nach bestimmten Zwischenräumen in der Dauer des Durchgangs. Viele andere seiner Beobachtungen finden sich besonders aufbewahrt in den Verhandlungen der amerikanischen philosophischen Gesellschaft, deren Präsident er war und zwar als Nachfolger Franklin's und als Vorgänger Jefferson's. Lalande erwähnt sie mit Achtung und spricht von seinem Observatorium als von dem einzigen nennenswerthen in Amerika. Dieses hatte sich Rittenhouse auf eigenem Grund und Boden und zwar zumeist mit eigener Hand errichtet. Das jetzt lebende Geschlecht vermag die Schwierigkeiten dieser Art gar nicht zu ermessen, welche damals ein Gelehrter in Amerika zu bekämpfen hatte; um so mehr muß man sich verwundern, daß die Harvard-Universität, das älteste, reichste und ausgezeichnetste amerikanische Collegium, noch heute kein Observatorium besitzt und erst jetzt einige Anstrengungen zur Errichtung eines solchen macht. Andere Störungen brachten den wissenschaftlichen Beschäftigungen Rittenhouse's die Ansprüche, welche das öffentliche Staatsleben in Amerika an ihn, einen Mann von Talent, gesundem Urtheile, Sinn für das öffentliche Leben und gutem Rufe, machte. Wir finden dem gemäß Rittenhouse als Mitglied der pennsylvanischen gesetzgebenden Versammlung und des ersten öffentlichen Wohlfahrtsausschusses beim Ausbruche des Kriegs; dann als Staatsschatzmeister, als Mitglied des zweiten Wohlfahrtsausschusses, als Beauftragten zur Besichtigung der Grenzlinien, wie zur Errichtung einer Vereinigtenstaatenbank, als Director der Nationalmünze, als Präsidenten der demokratischen Gesellschaft zu Philadelphia u. s. w. Er starb 1796. 47.

## Notizen.

Eine wichtige und auch für manche Leser d. Bl. interessante Entdeckung beschäftigt die Gelehrtenwelt in Paris. Man hat nämlich mehre wichtige Abhandlungen Champollion's, deren Verlust bis jetzt von den Gelehrten schmerzlich betrauert wurde, unerwartet unter den Papieren eines vor nicht gar langer Zeit verstorbenen jungen italienischen Alterthumsforschers und Schülers Champollion's, mit Namen Salvolini, gefunden, der sie seinem Lehrer während der Krankheit desselben offenbar entwendete, um sie später als eigene Arbeiten in die Welt zu schicken, wie er denn bereits auf manche dieser Abhandlungen, die sämmtlich von Champollion's eigener, nicht leicht zu verkennender Handschrift sind, geschrieben hat „par Salvolini". Die Abhandlungen befinden sich gegenwärtig in den Händen der Conservatoren der königlichen Bibliothek und werden hoffentlich bald in Druck erscheinen. Ihre Wichtigkeit mag man nach der folgenden Angabe beurtheilen: 1) „Dictionnaire hiéroglyphique sur cartes"; 2) „Le même sur feuilles isolées"; 3) „Le travail sur l'inscription de Rosette"; 4) „Une première copie de la grammaire égyptienne"; 5) „Mémoire lu à l'Institut en 1831, et sur lequel M. Biot a déjà publié un vol. in 4., de l'application à l'astronomie ancienne et au calendrier égyptien"; 6) „Le journal du voyage en Nubie"; 7) „Le journal du deuxième voyage en Italie"; 8) „Le complément de la grammaire copte"; 9) „Divisions et extraits du grand rituel funéraire hiéroglyphic"; 10) „Matériaux pour le Panthéon égyptien"; 11) „Extraits concernant les langues hebraique, chaldéenne, éthiopienne, samaritaine, phénicienne"; 12) „Matériaux pour le traité de la religion égyptienne"; 13) „Histoire de l'Egypte." Im Ganzen sind es 24 Abhandlungen von Champollion. Entdeckt wurde Salvolini's Diebstahl auf folgende Weise. Vor zwei Monaten kam ein Italiener, Verardi, zu Charles Lenormand und bot demselben Salvolini's Papiere an, deren rechtmäßiger Besitzer er zu sein versicherte. Lenormand, selbst ein ehemaliger Zögling Champollion's, erkannte sogleich die meisten der Papiere für Handschriften seines ehemaligen Lehrers und verlangte die Rückgabe derselben, die auch nach einiger Zeit erfolgte.

Wie man aus München berichtet, hat der König von Baiern den berühmten Naturforscher von Martius nach England und Frankreich geschickt, damit er mit den Regierungen dieser Länder über den Austausch von Doubletten von Büchern in den öffentlichen Bibliotheken unterhandele. Ein ähnliches Übereinkommen soll bereits zwischen Baiern und Östreich abgeschlossen worden sein. Wir glauben bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die erste Idee zu einem solchen Doublettentausche von dem berühmten Bauchredner Alexander ausgegangen ist, der bei seinen Kunstreisen keine Gelegenheit versäumte, auf den Nutzen eines solchen Tausches aufmerksam zu machen, und allen Fürsten, denen er vorgestellt wurde, diese wichtige Angelegenheit dringend empfahl. Es war dies des liebenswürdigen Künstlers Lieblingsidee und er hat dem Referenten mit wahrer Begeisterung stundenlang davon vorgesprochen.

Dr. Julius in Hamburg hat eine höchst interessante Broschüre über eine gewisse Eleonore Bridgeman herausgegeben, die nur einen Sinn hat. Dieses junge Mädchen, Amerikanerin, gegenwärtig zehn Jahr alt und in dem Blindeninstitut in Boston erzogen, entbehrt das Gesicht und Gehör, und ihr Geruchsinn ist dabei so stumpf, daß man wol sagen kann, sie kann nur durch das Gefühl Wahrnehmungen machen. Ihre Geisteskräfte sind nichtsdestoweniger in sehr hohem Grade entwickelt; sie ist heiter unter ihren Gefährtinnen, denen sie mit warmer Liebe anhängt. Sie nähet, sie strickt und unterscheidet Wörter, die man ihr in erhabenen Buchstaben vorlegt, ja sie kann sogar Wörter aus solchen Buchstaben zusammensetzen, ob sie gleich erst zwei Jahre in der Anstalt ist, wo sie diese Erziehung genossen hat.

Stephens, der bekannte Verf. von „Incidents of travel", ist mit einem speciellen Auftrage von Seiten der Regierung der Vereinigten Staaten nach Guatemala gegangen und zwar in Begleitung Catherwood's, eines Künstlers, der sich vorgenommen hat, bis Palenque zu reisen und Zeichnungen von den dortigen außerordentlichen Bauwerken zu machen, welche seit einigen Jahren so große Aufmerksamkeit unter den Alterthumsforschern erregt haben. 51.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 207. —— 25. Juli 1840.


## Dramatische Bücherschau für das Jahr 1839.

### Zweiter Artikel.*)

Im Ernste offenbart sich die Größe des Deutschen. Das beweist seine Geschichte, seine Literatur, dafür spricht vor Allem am lautesten seine dramatische Poesie. Wenn der Deutsche sich hinsetzt und eine Tragödie schreibt, so mag er gegen alle Gesetze des guten Geschmacks sündigen, groß wird er sich dennoch selbst in den unverzeihlichsten Fehlern zeigen. Müssen wir doch zugeben, daß selbst Schiller die begeisterte Theilnahme, mit welcher noch jetzt und wahrscheinlich zu allen Zeiten die Jugend und die Frauen sich in seine Schöpfungen vertiefen, zu einem großen Theile den liebenswürdigen Fehlern zu verdanken hat, an denen seine Dramen kranken. Und so wird es aller Wahrscheinlichkeit nach immer bleiben. Der Deutsche wird Tragödien schreiben, so lange die deutsche Sprache fortlebt, und diese Tragödien werden erhaben, fehlervoll, sogar geschmack- und formlos, aber dennoch Tragödien sein, für die man nicht übel Lust empfindet, zu schwärmen.

So ist es wenigstens uns ergangen bei der Lecture der meisten Dramen ernster Gattung, die im vergangenen Jahre, vermuthlich als arme Waisenkinder, in die Welt geschleudert worden sind. Auch bekennen wir offenherzig, daß allein diese Entdeckung uns einigermaßen die Masse des Schlechten und Mittelmäßigen vergessen machen kann, womit die Bühne überschwemmt, die Presse besudelt wird. Groß freilich ist die Ausbeute nicht, ja das Beste unter dem Bessern sind sogar nur Goldkörner in ungestalten Erzstufen, die allerdings seltsam genug funkeln und blitzen, damit aber auch aller Ästhetik das liebe Augenlicht zu blenden suchen. Indeß seien auch diese Zeichen vorhandener Talente, dramatischen Vermögens, dem es leider an einem Tummelplatze fehlt, um es nutzbar anzuwenden, und großer poetischer Kraft willkommen! Mit etwas leichterm Herzen ziehen wir zum zweiten Male den Vorhang auf, um abermals eine Reihenfolge diesmals größtentheils ernster Lebensbilder an uns vorüberziehen zu lassen.

---

10. Kaiser Heinrich IV. Eine Tragödie von Friedrich Wilhelm Rogge. Leipzig, F. Fleischer. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Es ist billig, daß ein deutscher Kaiser vor Andern den Vortritt habe, wäre es auch nicht der vierte Heinrich, dieser größte Schmerzensträger unter den deutschen Kaisern. Schon früher haben talentvolle dramatische Dichter versucht die Gestalt Heinrich's IV. auf die Bühne oder vielmehr ins Drama zu bringen, bis jetzt aber sind alle Versuche der Art nicht eben glücklich ausgeschlagen. Der Stoff mag dramatische Elemente in Menge in sich bergen, nur fragt es sich, ob nicht gerade dieser Reichthum die hervorragendste und gefährlichste Klippe für den dramatischen Dichter ist? Heinrich's IV. ganzes Leben in ein Drama zusammenzudrängen ist unmöglich, und einen einzelnen Abschnitt daraus zu wählen, hat wieder seine großen Schwierigkeiten. Denn in dem ereignißreichen Leben dieses außerordentlichen Mannes entwickeln sich die einzelnen bedeutungsvollsten Lebensabschnitte immer so folgerecht aus seinen frühern Thaten und Unthaten, daß jedes Drama ohne Hinweis darauf unverständlich bleiben muß. Ja, hätten wir noch eine Bühne, wie Shakspeare sie besaß, und ein Publicum, das von Haus aus poetisch gestimmt, sich ungenirt den Eindrücken der Bühnendarstellung hingäbe, das Naivetät genug in sich trüge, eine verschobene Coulisse, einen herabhängenden Vorhang nicht zu bemerken, nicht zu lachen über zwanzig Mann Statisten, wenn sie ein Heer vorstellen sollen, und was der Nebendinge dieser Art mehr sind: dann wäre dem Dichter ein freier Spielraum für großartige dramatische Schöpfungen gegeben, wenn es auch just keine ganz regelrechten Schau- oder Trauerspiele wären! Wir würden dann mit enthusiastischem Zurufe Stücke auf der Bühne begrüßen, die in großen historischen Tableaux die gewaltige Vergangenheit des deutschen Volkes dem Volke unserer Tage wieder nahe brächten! Wie es nun aber einmal ist, läßt sich mit solchen Stoffen die Bühne nicht erobern, überhaupt nichts ausrichten. Rogge hat noch dazu den unglücklichen Einfall gehabt, in der Diction den Shakspeare zu überschakspearen und auch hinsichtlich der Scenerie sein Vor- und Musterbild in Willkürlichkeiten wo möglich noch übertreffen zu wollen. Dies allein schon wäre hinreichend, sein Drama für ewige Zeiten von der Bühne fern zu halten, es hätte eines zweiten Hindernisses, das in der Auffassung und Anordnung des Stoffes zu suchen ist, nicht erst bedurft. Der Abfall des Sohnes von Heinrich IV. ist es, den sich Rogge mit Allem, was sich daran knüpft, zum Gegenstand seiner Tragödie erwählt hat. Dagegen läßt sich nichts einwenden, sobald der Dichter das historisch Gegebene für den Bau einer Tragödie gut zu benutzen versteht, was gerade bei diesem Sujet eine höchst schwierige Aufgabe ist, indem Heinrich's Ende kein erwünschter Schluß für ein Trauerspiel sein kann. Der Dichter muß durchaus etwas dazu erfinden, soll sein Gedicht Wirkung machen, und eine Versöhnung wenigstens ahnen lassen. Das historische Ende Heinrich's IV. bietet nun von alle dem gar nichts, und so ist denn Rogge, wollte man auch über vieles Andere hinwegsehen, ebenfalls an dieser Klippe gescheitert. Das gleiche Schicksal hatte vor einigen Jahren H. Marggraff, dessen Tragödie „Heinrich IV." weiter als die von Rogge aushält, aber ebenso unbefriedigt schließt, so große Vorzüge ihr sonst zugestanden werden müssen. Uns will es scheinen, als sei das wechselvolle Leben Heinrich's IV.

---

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 126—129 d. Bl. D. Red.

ein höchst dankbarer Stoff für einen großartigen historischen Roman. In einem solchen könnten, was dem Drama nicht gestattet ist, die verschiedenen Epochen des Kaisers, von seinem Zuge über die Alpen an, seiner Buße in Canossa, die unmöglich, auch nicht im Drama, unerwähnt bleiben darf, bis zu seinem Tode dargestellt und in irgend einer Weise ein versöhnender Schluß dem Ganzen beigefügt werden.

Der Inhalt der vorliegenden Tragödie bedarf nunmehr weiter keiner Erwähnung, desto näher aber müssen wir auf des Verf. Handhabung der Sprache eingehen, die bei allem Charakteristischen doch so gänzlich verfehlt, oft sogar undramatisch, ja undeutsch ist, daß es uns oft Mühe gekostet hat, den Sinn herauszuahnen. Rogge verehrt Shakspeare zu unbedingt, denn er scheint der Meinung zu sein, daß der Deutsche dem großen Briten zu Liebe sogar dem Genius seiner Sprache die Flügel verschneiden müsse. Dieser unbegreifliche Irrthum hat ihn vermocht einen großen Theil seiner Tragödie in Versen zu schreiben, die kein Mensch skandiren kann, da auf Kürzen und Längen der Sylben nicht die geringste Rücksicht genommen ist. Die Worte werden willkürlich zerrissen, oft auch eine Menge einsylbiger Worte so wunderlich nebeneinander gestellt, daß sie kein Mensch aussprechen kann, ohne einen Zungenkrampf befürchten zu müssen, z. B.

solch Volk wird keck,
Hält man's nicht knapp im Zaum; 's kommt auch an Euch.

oder:

Dieweil wir sehn, daß Jener am Altar
Straflos begeht Todsünd' und wissend falsch
Schwört bei dem Gott, der über seinen Häupten
Donnernd dahinfährt und dennoch gedeiht
Und fett wird in der Mast des Glücks u. s. w.

Stört schon diese Kakophonie der Sprache oft bei der Lecture, so macht das allzu gesuchte Haschen nach Shakspeare'scher Ausdrucksweise einen noch unangenehmern Eindruck, um so mehr, als der Verf. eigene Kraft genug besitzt, um nicht bei Andern borgen zu gehen. Scheint es doch fast, als habe Rogge sich gequält, um nur ja etwas Hamletisches in seinen Kaiser Heinrich zu bringen, wenn wir folgende Verse lesen:

Bin ich ein Bube nun und Bösewicht,
Der abgestreift den Adel des Gemüths
Und dessen Seele badet in dem Pfuhl
Höchst freveler Gesinnung! Bin ich denn,
Wofür wir solche Namen ausgeheckt,
Wie Makel, Brandmal, Auswurf des Geschlechts,
Ein garst'ger Fleck im Antlitz der Natur!

oder wenn Kaiser Heinrich sagt:

Was nennt Ihr kürzen?
Kürzt Euern Trotz, sonst bei Sanct Pancraz, Graf,
Kürzt Euer Trotz Eu'r Glück!

Ein anderer unverzeihlicher Fehler bei Rogge ist das Bilden neuer Worte, wie sie gar nicht gebildet werden, oder der Gebrauch von Provinzialismen, die kein Mensch verstehen kann. Da solche Stellen sehr häufig vorkommen, müssen wir glauben, der Verf. findet sie schön, was ein seltsamer Irrthum wäre. Einige Stellen mögen als Beleg dienen und unser Urtheil rechtfertigen. Da heißt es:

Nicht ungethan wird, was wir gern unthäten.

Ferner:

Treffend, wie Himmelsblitz, augzwinkendjach.

Sodann:

Wie Blei und Nachtmahr lag's auf meiner Brust.

Und endlich gar:

Treue ward dürr und kroß, wie Rohr und Reisig,
Meineid gestempelt zur Nothwendigkeit,
Geknüpft an auf und an, an Dach und Fach,
Damit Heilbäumigkeit — freier im Raum
Bette den Banzen!

Ref. gesteht gern seine Unwissenheit ein, tröstet sich aber mit vielen Andern, die gleich ihm in dieser Sprache keinen Sinn finden konnten. Da wir doch einmal im Tadeln sind, mag es uns der Verf. nicht übel nehmen, wenn wir auch seinen Versbau rügen. Er hat bewiesen, daß ihm gute Verse auch gelingen, macht er nun dennoch so viele schlechte, so ist dies entweder bloße Nachlässigkeit oder eine curiose Liebhaberei, die ihm schwerlich von Nutzen sein wird. Auf die glatten Verse im Drama, die immer ein Zeichen von der Charakterlosigkeit der darin auftretenden Personen sind, halten wir selbst nichts, aber kurz und klein hacken soll uns der Dichter den dramatischen Vers doch auch nicht. Rogge thut es ungescheut. Er schreibt frischweg:

Euch alle bitt' ich,
Stellt doch nicht selbst Euch solch bös Beispiel auf.

Schlaf dich zu todt, wenn nicht dein Auge lüstern
Nach Wrack, Rumpf, Trümmern, Scheiter und Gebälk.

Ja, alt blind Auge, wein' dich vollends blind,
Zu spät ward klug stets, wer es wurde spät.

Oder auch:

O du Mensch, hör's, in dein Herz greif, denn ein Trugbild ist das Ziel,
Dem du nachjagst, dem du aufopferst Natur, Herz und Gefühl!

So groß die gerügten Fehler sind, so geht doch schon aus ihnen hervor, daß sie nur ein bedeutendes Talent begehen konnte. Sie sind mehr Zeichen der Kraft als der Schwäche, und das ist schon viel. Deshalb stoßen wir auch auf vortreffliche Stellen, wenn der Verf. sich selbst meistert, nicht allein, was die Sprache anlangt, sondern auch hinsichtlich der dramatischen Anlage des Ganzen. Leider sind es immer nur Stellen, die trotz ihrer Trefflichkeit der Tragödie selbst nicht aufhelfen können, weil unmittelbar an sie die Herrschaft der Willkür oder der Sonderbarkeit sich wieder anschließt. Großartig gedacht und entworfen hat Rogge den Plan zu dieser Tragödie, und entsprechend dem Entwurfe sind einzelne Charaktere angelegt und durchgeführt, so die des Kaisers und seines unkindlichen Sohnes. Die Majestät des Erstern überwältigt sogar alles Andere und macht vorübergehend erschütternde Eindrücke. An solchen Stellen ist auch die Sprache volltönend, ohne gerade melodisch zu sein, und wo der Verf. ein Bild anwendet, da weiß er, was er will, und bringt in der Regel etwas Neues, Treffendes, Überraschendes. Wie schön ist es gesagt, wenn der Sohn seinem eigenen Vater, der ihn nach der Gefangennehmung fragt, ob er ihn kenne, zur Antwort gibt:

Ihr seid mein Vater,
Ganz so, wie sonst, nur bleicher, abgezehrter,
Verhärmt, wie's scheint, ein rührend Bild des Jammers,
Höchst elend und gebeugt, Ruin läßt Alles —
Nur geht in Euren Augen noch was um,
Wie Geister in verfallenen Palästen!

Auch die einschmeichelnde Sprache der Liebe, so wenig im Ganzen der Verf. darauf Rücksicht genommen hat und so stiefmütterlich er sie behandelt, weiß er doch zu gebrauchen.

„Seht ihr wol", spricht König Heinrich zu seiner Geliebten, der Gräfin Bertha, als diese sein Thun entsetzlich nennt,

Mit welchem Namensschwall würd' erst mich schelten
Ein süßbethörender kußblöder Mund,
An dessen ros'gen Schwellen Sehnsucht kniet
Und lauscht den Melodien des Himmels — wenn,
Wenn hier eu'r Aug' mit seiner reinen Glut
Schmölze das Wachs des Siebensiegelbuchs,
Das Herz wir nennen, und woraus wir stets
Der Welt nur zeigen jenen Kernauszug,
Der Menschen macht zu Engeln — u. s. w.

Ähnliche Stellen ließen sich mit leichter Mühe noch mehre auswählen, wenn der beschränkte Raum es uns gestattete. Für Freunde der Poesie wird auch das Wenige hinreichend sein, um sie auf Rogge aufmerksam zu machen. Jedenfalls gehört dieser Autor zu den beachtenswerthesten dramatischen Talenten der Gegenwart. Das Formlose, Gesuchte und wunderlich Ge-

schraubte in seiner Sprache scheint uns mehr eine Grille zu sein, als Mangel an Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck. Ebenso wird er früh genug von der Seltsamkeit zurückkommen, einen Fluß auf dem Theater darstellen zu wollen, oder gar ein paar Heere einander gegenüber lagern zu lassen. Dergleichen Dinge verträgt nun einmal die scenische Einrichtung unserer Bühnen nicht mehr. Als einen besondern Vorzug bei Rogge müssen wir noch hervorheben, daß er mit wenig kräftigen Zügen Kaiser Heinrich's IV. Bemühen, die Städte dem Adel gegenüber zu begünstigen, sehr gut ins Licht gesetzt hat. Es ist dies in Heinrich's IV. Leben ein so bedeutender Moment, daß ihn der Dichter nicht unerwähnt lassen darf, wenn auch die Freiheiten und Gerechtsame, womit er die Städte beschenkte, nur eine Frucht seiner Politik waren. Sie bestanden fort auch in den spätern Zeiten, wo es den Kaisern am wenigsten einfiel, sich um Bürger und Zunftgenossen viel zu bekümmern. Heinrich IV. selbst nützte seine Freisinnigkeit nichts, er konnte nicht siegen über die Macht, die ihm von Seiten der Priesterkaste und der Reichsfürsten entgegengeführt wurde. Ihrer Vereinigung erlag er, ein bedauernswerther Mann und der unglücklichste Kaiser des deutschen Reichs. Möchte doch der Dichter bald auftreten, der sein Leben im gelungenen Liede wahrhaft poetisch verklärte!

11. Ernst Raupach's dramatische Werke ernster Gattung. Dreizehnter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1840. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

„Das Märchen im Traum", ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen: „Der Abend", „Die Nacht" und „Der Morgen"; und „Der Prinz und die Bäuerin", Trauerspiel in fünf Aufzügen, bilden den Inhalt dieses Bandes. Die Vorzüge Raupach's: ein wohllautender, oft nur zu glatter Vers, rascher, aber etwas leichtfertiger Dialog, das beneidenswerthe Talent, Alles dramatisiren zu können und die widerstrebendsten Elemente so zu biegen und zu fügen, daß zuletzt etwas dabei herauskommt, finden wir vereint auch in diesen Producten wieder. Wollten wir aber mehr daran loben, so müßten wir gegen unsere Überzeugung sprechen, die von jeher mit der Raupach'schen Dichtungsweise sich nicht befreunden konnte. Die Poesie verkriecht sich bei ihm fast immer hinter trefflich klingende Worte, hinter schillernden Glanz, der nichts Echtes an sich hat, nicht einmal das Flimmern. Wo sie auch auftritt, überall stolzirt sie einher als prunkende Theaterprinzessin, und wie eine solche alles Mögliche spielt und vorstellt, ohne im Innersten davon ergriffen zu sein, so fehlt es auch der Raupach'schen Poesie an Innerlichkeit. Nicht sein Herz, sein Verstand dichtet; es ist aber eine bekannte Sache, daß ein recht kluger Verstand dem Scheine nach weit Besseres zu Stande bringen wird als das heißklopfendste Herz. Raupach ist der dramatische Verstand par excellence, darum hat er sich die Bühne erobert und wird sie behaupten bis an sein Ende; denn die heutige Bühne befreundet sich ebenfalls lieber mit dem kalten Verstande als mit dem warmen und unklugen Herzen. Der Verstand läßt mit sich streiten, hadern, handeln und mäkeln, das Herz braust auf, pocht auf sein unaussprechbares Recht und ist ein wunderlicher Sonderling. Der Verstand geht ein auf jede mögliche Speculation, das Herz versteht gar nichts vom Speculiren, es ist, was das anbelangt, blitzdumm! Wer Raupach's Dramen, vorzüglich seine Tragödien genauer betrachtet, wird uns beistimmen und es deshalb nicht unbillig finden, wenn wir den Wunsch äußern, es möge dies anders sein zum Besten der dramatischen Poesie Deutschlands.

„Das Märchen im Traum" hat einen rein moralischen Zweck. Laura, die Gemahlin des Herzogs Uberto, ist ein Trotzköpfchen, und will nie Das thun, was ihr Gatte verlangt, mag es auch noch so vernünftig sein. Ritter Leonardo, ein Freund Uberto's, sucht die Schmollende durch Schmeicheleien zu trösten und gibt ihr Recht. Dadurch keimt in Laura's Herzen eine Neigung auf, die für Uberto höchst gefährlich werden kann. Laura begibt sich zur Ruhe und im Traume enthüllt sich die mögliche Zukunft vor ihren Augen, wenn sie jener Neigung Raum geben sollte, und führt sie von Verbrechen zu Verbrechen. Entsetzt erwacht sie am frühen Morgen, noch immer glaubend, das Geträumte sei die volle schreckliche Wahrheit. Als sie vom Gegentheil überzeugt wird, sinkt sie bekehrt, demüthig und fügsam ihrem Gemahl an die Brust. Wir finden diesen Einfall ganz trefflich und haben nur zu beklagen, daß die Behandlung des erdichteten Stoffes weit hinter der Erfindung zurückgeblieben ist. Denn diese schönen, fließenden Verse für Poesie halten zu sollen, wird uns doch Niemand im Ernst zumuthen.

Das Trauerspiel „Der Prinz und die Bäuerin" spielt kurz vor der französischen Revolution. Der junge Prinz von Lamballe lernt ein Bauermädchen kennen, läßt es erziehen und verliebt sich in seinen Schützling. Bald darauf reicht er Genoveva, so heißt die Bäuerin, seine Hand als Gatte. Der wollüstige Herzog von Orleans hat dies ausgekundschaftet, die Schönheit der Bäuerin reizt ihn und er beschließt um jeden Preis, sein auserkorenes Opfer ins Netz zu locken. Er zieht den Prinzen zu einer seiner Orgien, der Prinz übernimmt sich im Trunk und stellt einer Dame nach. Ein Ritter, angeblich der Mann dieser Dame, kommt dazu, fodert den Prinzen und verwundet ihn. Dadurch wird er verhindert zu seiner jungen Gattin zurückzukehren, die unterdeß der Herzog von Orleans mit Spähern umgibt und mit verleumderischen Briefen gegen den Prinzen aufzubringen sucht. Eifersüchtig schreibt Genoveva an den Prinzen und droht, daß sie ihn besuchen werde, wenn er nicht zu ihr kommen könne. Dies erschreckt den Prinzen, der seinen Vater fürchtet; er antwortet heftig und drohend, auf seinen Stand und seine Pflichten hindeutend. Mittlerweile gesteht er aber dem Vater seine Vermählung mit der Bäuerin und bewegt ihn, in seiner Begleitung die verzweifelnde Gattin besuchen zu dürfen. Auf dem Landhause des Prinzen ankommend, treffen sie Genoveva im Sterben, sie hat sich aus Verzweiflung vergiftet. Bald darauf erscheint der Herzog von Orleans, um sein Opfer zu umarmen. Er war der Anstifter der ganzen Intrigue. Ob es gut war, aus diesem Stoffe eine Tragödie zu machen, wollen wir dahingestellt sein lassen, die dramatische Poesie hat jedenfalls nichts dabei gewonnen. Die Verse und die Diction trifft der bereits ausgesprochene Tadel wie das ihnen gespendete Lob. Die Charakterzeichnung ist schwach, einzelne Scenen streifen ans Widerliche, vornehmlich die, wo der Prinz als Betrunkener die Gunst der Dame gewinnen will.

12. Lorberbaum und Bettelstab, oder: Drei Winter eines deutschen Dichters. Schauspiel in drei Acten von Karl von Holtei. Mit einem Nachspiel: Bettelstab und Lorberbaum. Schleusingen, Glaser. 1840. 8. 15 Gr.

13. Shakspeare in der Heimat, oder: Die Freunde. Schauspiel in vier Acten von Karl von Holtei. Schleusingen, Glaser. 1840. 8. 15 Gr.

Holtei, dem das unbestrittene Verdienst bleibt, der Schöpfer des deutschen Liederspiels zu sein, hat trotz aller Anfechtungen, mit denen er von den verschiedensten Seiten her verfolgt wurde, doch das seltene Glück gehabt, sehr viele seiner Lieder ins Volk übergehen zu sehen. Wer kennte nicht sein „Mantellied" aus „Leonore", wer hätte es nicht in allen Städten von der herumschlendernden Jugend singen hören! Der Postillon bläst es des Nachts, wenn ihm die Zeit lang wird, und die Passagiere brummen es mit und werden munter. Ein Dichter, dem so etwas glückt, kann mit gutem Gewissen ein Bischen stolz sein, denn populair zu werden im umfassendsten Sinne des Worts ist heutzutage eine sehr schwierige Sache. Holtei ist durch seine Liederspiele, vorzüglich aber durch die Lieder selbst, ein wahrer Volksdichter geworden. Fragen wir, wie dies gekommen sei? da es doch sehr viele deutsche Poeten gebe, die es als Dichter Holtei noch weit zuvorthun, so ist die Antwort darauf unsers Bedünkens nicht sehr schwer. Holtei ist in Allem, was er schreibt, harmlos, offen, ungewöhnlich gemüthlich, und versteht es vielleicht halb unbewußt, in seiner Naive-

tät das Herz des Volkes zu rühren, wie Wenige. Das Volk aber greift immer nach Dem, was dem unmittelbaren Gefühle entsprungen ist, es kümmert sich den Henker um schöne große Worte, um lyrische Phrasen, um sociale Redensarten und sententiöse Düfteleien. Weil nun Holtei immer frisch von der Leber weg gesungen hat, wie es ihm eben ums Herz war, ohne viel nach den Worten zu fragen, darum ist er ein Volksdichter geworden! Das Gute, was viele seiner Lieder haben, läßt sich nicht ganz auch auf seine Dramen anwenden. Vielleicht brachte es seine Stellung mit sich, daß er sich Manchem fügte, was er sonst wol nicht gethan haben würde; so wenigstens läßt sich etwas Effecthascherei, der wir doch zuweilen begegnen, in seinen Stücken erklären und entschuldigen. Sie sind auch nicht gerade zur Wiederbelebung des deutschen Dramas geschrieben, aber gram sein kann man ihnen doch nicht. Denn was denselben an wahrer Poesie abgeht, das ersetzt Holtei durch jene liebenswürdige Naivetät, von der wir schon sprachen, und diese ist immer wenigstens poetisch. Von diesem Gesichtspunkte aus, dünkt uns, müssen die Holtei'schen Dramen beurtheilt werden, soll dem Dichter sein Recht widerfahren. Der Kritiker fühlt sich dann weit eher befriedigt und kann sich ungestört dem Genusse hingeben, der immer bei Lesung eines Holtei'schen Dramas sich einstellt.

Von den beiden in Rede stehenden Schauspielen ist das zuerst genannte durch ganz Deutschland bekannt. Der Verf. ward dadurch vorzugsweise populair, wir selbst haben ihn zum ersten Male als Heinrich kennen gelernt und nicht, ohne heftig bewegt das überfüllte Haus zu verlassen. Bei der Lecture von „Lorberbaum und Bettelstab" ist es uns beinahe ebenso gegangen wie den Freunden des Dichters, von denen die Vorrede berichtet, die Figur des armen Heinrich mache dem Leser bange. Sie wird unerquicklich und man weiß sich nicht eher zu rathen und zu helfen, bis der gedrückte Dichter glücklich wahnsinnig geworden ist. Wol mag zu dieser Stimmung gar viel beitragen, daß es leider in der Wirklichkeit dem echten Dichter nicht besser ergeht, wie es denn Scenen in dem Schauspiele gibt, die rein aus dem Leben gegriffen sind, oder doch sein könnten. Der Gedanke, einem verarmten Dichter einen verdorrten Lorberbaum, das einzige Geschenk wahrer Anerkennung seiner Verdienste, als Bettelstab auf die Wanderung mitzugeben, ist hoch tragisch und würde allein schon hinreichen, die Zuschauer zu erschüttern und zu rühren. Über die sonstigen Beigaben des Stücks hätten wir mancherlei Misbilligendes zu sagen; da es aber unrecht wäre, an einem Drama herumbessern zu wollen, das Tausende ergriffen hat und das nun mit so vieler Bescheidenheit dem Publicum vorgelegt wird, halten wir lieber mit unserm Tadel zurück, um so mehr, als es sich doch nur um Meinungen und Ansichten handelt. Ein Drama aber verdient Anerkennung, wenn es die Zwecke seines Genre erfüllt.

Unterhaltender, obschon als Dichtung weniger zu loben, ist das zweite Schauspiel „Shakspeare in der Heimat". Hier ertappen wir den Autor auf vielleicht erlaubten, doch keineswegs zu billigenden Abwegen. Das Vorwort lehrt uns zwar, daß Tieck's „Dichterleben" die Idee in Holtei entzündete, aus diesem Stoffe ein Drama zu machen; als er nun aber wirklich an die Arbeit ging, hätte er sich die Sache doch nicht so gar bequem machen sollen. So geschickt die Tieck'sche Novelle dramatisirt ist, so wenig Eigenes hat Holtei dazu gethan. Nicht nur fast alle Scenen sind nach Tieck gearbeitet, der Dialog enthält sogar oft genug fast Tieck's eigene Worte, nur gekürzt und mit einer Dosis Prosa versetzt. Dieser Tadel trifft am meisten den letzten Act. Wo Holtei Eigenes hinzuthat, da will es mit dem übrigen nicht recht zusammenpassen, z. B. die Scene im Garten, wo Shakspeare den Grafen Southampton mit Rosalinen belauscht und alsdann die Königin Elisabeth maskirt ihm als Dichter huldigt. Auf der Bühne freilich muß gerade diese Scene großen Effect machen. Gut benutzt ist gleich im Anfange das „Gleich, Herr, gleich" des Kellners Franz, der allen Freunden Shakspeare's aus dessen „Heinrich IV." zur Genüge bekannt ist. Unter den handelnden Personen zeichnet sich vorzüglich der Charakter John Shakspeare's aus, der Dichter Shakspeare will uns dagegen nicht behagen. Er ist eben auch bei Holtei der zahme Schreiber geblieben, mit deutsch-sentimentaler Mondscheinschwärmerei behaftet. Holtei hätte ihn in Gottes Namen ein Bischen derber zeichnen können, dabei würde er nur gewonnen haben, wenn auch noch lange kein Engländer aus ihm geworden wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Literarische Notizen.

Die im letzten Jahrgange der „Urania" mitgetheilte, auf einem interessanten Strafrechtsfall beruhende Erzählung: „Der Todte von St.-Anna's Kapelle", ist in Blackwood's „Edinburgh magazine" (Mai-Lieferung, 1840), nur mit einigen Abkürzungen und unter dem Titel: „The dead man of St.-Anna's chapel", übersetzt erschienen. Die Erzählung ist, nach englischer Weise, in mehre Capitel mit Überschriften abgetheilt, aber „Urania" als Quelle nicht genannt werden.

L. Krolikowski gab in Paris heraus: „Mémoire sur l'état actuel de la ville libre de Cracovie, à l'appui de l'adresse présentée par ses habitants aux gouvernemens de France et d'Angleterre, suivi d'une collection de pièces justificatives."

5.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 208. —— 26. Juli 1840.

## Dramatische Bücherschau für das Jahr 1839.

### Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 207.)

14. Der Prinzenraub. Ein geschichtliches Schauspiel in fünf Acten von Johannes Minckwitz. Leipzig, Kummer. 1839. 8. 16 Gr.

Bunt, wie die Karte von Deutschland, soll unserer Versicherung zufolge die diesjährige dramatische Bücherschau werden, und wir glauben unser Wort halten zu können, wenn wir jetzt das oben stehende Drama in unserer Beurtheilung folgen lassen. Der Name des Hrn. Verfassers ist par renommée schon seit einiger Zeit in der literarischen Welt bekannt, vornehmlich durch seine Don-Quixote'sche Schwärmerei für die Dichtungen des verstorbenen Grafen von Platen-Hallermünde. Hr. Minckwitz glaubt nun wahrscheinlich von seinem verewigten Freunde auch dessen Geist geerbt zu haben, denn sonst würde es ihm doch wol schwerlich eingefallen sein, ein Drama in Platen'scher Weise zu schreiben, d. h. in abwechselnden antiken Versmaßen. Wie dem aber auch sein mag, genug, Hr. Minckwitz hält sich gegenwärtig für einen großen dramatischen Dichter, und weil es uns und sicherlich auch dem Publicum Spaß machen wird, diesen Dichterdünkel ein wenig genauer zu betrachten, wollen wir den Verf. wie einen großen Dichter behandeln. Kommt er selbst dabei am schlimmsten weg, so hat er es sich und seiner lächerlichen Arroganz allein zuzuschreiben. „Spaß aber muß sein", wie der Berliner sagt, und so mag er denn seine Capriolen machen.

Der sächsische Prinzenraub ist der Vorwurf dieses Dramas, ein ganz guter Stoff, der richtig angefaßt ein treffliches Schauspiel geben kann. Was macht nun aber Hr. Johannes Minckwitz damit? Er behandelt die ritterliche Stegreifthat Kunzens in griechischer Manier, d. h. er läßt seine Personen in sechsfüßigen Jamben, Tetrametern und Anapästen sprechen und zwar in einer Sprache, die prosaischer, dürrer, lederner nicht aufzutreiben ist. Dies hat ihm jedoch noch lange nicht genügt; überzeugt von der Classicität seiner Sprache, seiner faden Gedanken, seiner kolossalen Abgeschmacktheiten, und im Gefühl seines sächsischen Patriotismus, widmet er dies aller Poesie bare Drama dem jugendlichen Prinzen Albrecht von Sachsen und ruft in den Dedicationsverschen unter Anderm aus:

— — meine junge Leier
Entwarf zur Siegesfeier
Des Lichts ein großes (?) Bild.
Betracht' es nur als Spiegel
Von meiner Dichterkraft,
Die erst, wenn du den Riegel (wovon? Etwa vom Kopfe des Poeten?)
Wegnahmst und brachst das Siegel,
Mit vollstem Leben schafft?

Gewiß artige Verschen, ansprechend durch ihren Bau, bezaubernd durch die Neuheit des poetischen Ausdrucks. Aber auch dies schien dem großen Dichter noch nicht hinreichend, sich volle Anerkennung zu verschaffen; deshalb ruft er dem Leser noch besonders zu:

Beim Morgensonnenstrahle,
Und wenn der Mond erstand,
Nicht nach dem Mittagsmahle
Nimm dies Gedicht zur Hand!

Dies Gedicht! Dies Gewäsch! Das hätte doch eher noch einen Sinn, wie wir des Weitern sogleich darthun werden. Nach einem kurzen Gespräch über Staatsangelegenheiten zwischen dem Kurfürsten, dem Kanzler und der Kurfürstin treten einige plappernde Bürger auf, denen bald darauf die beiden Prinzen Ernst und Albrecht folgen, nebst einem Gardehauptmann, der sie commandirt. Da lesen wir folgende erhabene Verse:

Hauptmann.
Vorwärts!
Zweiter Bürger.
Welche muntre Kraftgestalten!
Welcher männlich feste Tritt!
Wie sie die Gewehre halten, (eheu!)
Wandelnd im gesetzten Schritt!
Hauptmann.
Rechtsum!
Dritter Bürger.
Diese jungen Fürstenzweige
Seh' ich heut' zum ersten Mal,
Ich bewundre sie und schweige
Still vor ihrer Augen Strahl!
Hauptmann.
Halt!

Dies ist außerordentlich schön, durchaus neu und beurkundet eine seltene Kenntniß des militairischen Commando, die bei einem edeln Dichter immer erfreuen muß. Kaum sind die exercirenden Prinzen abgetreten, so kommt eine Schar Hofdämchen. Diese bilden (man merke genau auf!) den antiken Chor, der für diesmal sehr rührend abgesungen wird, mit dem sich stets wiederholenden Refrain:

Der Friede kehrt ins Land zurück,
Die Fürsten eint der Liebe Glück.

Recht getrillert, kann die Wirkung auf der Bühne nicht ausbleiben. Im zweiten Acte tritt Ritter Kunz auf, ebenfalls ein Kenner der griechischen Versmaße, dem sich Schwalbe, der Küchenjunge, in gleicher Weise anschließt. Beide besprechen den Raub der Prinzen, bis Kunzens Freunde sich einfinden und jeder seine Rolle erhält. Zuletzt wird tapfer gezecht und dann aufgebrochen. Der dritte Act beginnt wieder mit einem Gesangconcert der Hofdamen. Diesmal leiern sie im Chor ihr Geplapper nach der Melodie von Arndt ab: „Sind wir vereint zur guten Stunde" ꝛc. Auch kein übler Einfall. Nachher verreist der Kurfürst, und die Kurfürstin ahnt ein Unglück. Bis hierher geht indeß Alles noch leidlich vernünftig, obwol höchst geschmacklos zu, nun aber läuft dem Dichter auch

das letzte Körnchen Menschenverstand davon. Nachdem nämlich der Küchenjunge Schwalbe seinem Freunde Schweinitz eine gelehrte Vorlesung über den blinden König Ödipus gehalten und die mitgebrachten Strickleitern am Fenster befestigt hat, treten diese beiden dummen Kerle in den Vordergrund und — nun was denken unsere Leser? — unterhalten sich in Strophen und Antistrophen miteinander. Sehr weise läßt Minckwitz in diesem großartig gedachten Moment Finsterniß auf der Bühne herrschen, wahrscheinlich, damit die Strophensänger einander nicht ins Gesicht zu lachen brauchen. Also wieder einer von den Genieblitzen unsers Verfassers, die ihm ganz eigenthümlich sind. Der Neuheit wegen und um unsern Lesern das verheißene Vergnügen möglichst vollständig zu geben, müssen wir hier die herrlichen Strophen folgen lassen. Küchenjunge und Reitknecht sprechen also, wie folgt:

Schweinitz. (Erste Strophe.)

Nun schied sie hinweg, und die Luft ist rein,
Die schwer mich bedrückt in dem dunkeln Versteck;
Und ich träumte mich schon in das tiefste Verließ,
Wenn der Himmel erhört zur Stelle der Frau
Kurfürstin Gebet!
Stets bleibt er jedoch in der bittersten Noth
Dem beweglichen Flehn der Bekümmerten taub.
Drum glaub' ich, es herrscht kein Gott in der Welt,
Weil nie sichtbar ein flammender Blitz
In den Wolken erscheint zu der Zeit der Gefahr!
Doch jammerte mich die betrogene Frau,
Wie sie klagte so tief, zu dem Himmel gewandt,
Und sie rührte mich fast und zerschmolz mein Herz
Mit der schmeichelnden Zunge des Wohllauts!

Schwalbe. (Zweite Strophe.)

Thor, ist dein Herz in den Schlachten ergraut, (das Herz ergraut! Eine neue Entdeckung.)
Und zerfließt breiweich dem Gewinsel der Frau,
Dann warst du, fürwahr, nie Blut, Blut, Blut —
Zu vergießen im Stand und du fäbeltest nur
Der Gefallenen stumme Gebeine!
Nein lerne von mir mit dem Feind umgehn,
Und verschleuß dein Ohr und verhärte das Herz
Dem Gemurmel des Bachs, der trugvoll rauscht
Von der Lippe der Fraun,
Wenn anders du willst, ruhmreich in dem Kampf,
Abpflücken die Frucht! Freund, denke des Lohns,
Und sich selbst ist jeder der Nächste!

Schweinitz. (Erste Gegenstrophe.)

Freund Schwalbe, du bist ein vollendeter Mensch, (oh!)
Und würdig des Herrn Augapfel zu sein!
Ich bewundre dich laut, und der Muth kehrt mir,
Der gesunkene, schon in die Seele zurück,
Doch hätten wir Licht,
Dann spränge vielleicht mein Geist, gleichsam
Durch Pulver entfacht, aufbrausend empor
Und erleuchtete weit dies dunkle Gemach. (Oh!!!)
Jetzt aber vermag kein freundlicher Stern
Durchs Fenster zu schaun, das verhüllte, woran
Sich die Wehmuth hält. Durchschliche der Herr,
Wie ein Engel des Lichts, doch endlich das Glas! (??)
Punkt eilf Uhr soll, ein erlösender Ton,
Uns pfeifen die Pfeife der Hölle.

Auf der Stelle schlägt Schwalbe Feuer, zündet eine Blendlaterne an und zieht eine gefüllte Flasche hervor, worauf er die zweite Gegenstrophe abklappert:

Gleich wollen wir sehn, wie hoch dein Muth
Aufflammt an des Lichts holdseligem Strahl!
Komm, stärke dich, Freund! Wohlthätiger wirkt
Dies Feuer gewiß, das heimlich dem Koch
Ich entwandt, wie ein zweiter Prometheus! (Ha, ha!)
Hier trink, mein Freund! Bald schlägt's eilf Uhr,
Uns vernehmen wir dann den entzückenden Laut
Durchs Fenster herein, die erwünschte Musik,
Dann tanzen wir auch,
Wie der höfische Schwarm in den Sälen der Stadt,
Doch lustiger, weil uns Ritter sogar
Aufspielen zum nächtlichen Reigen!

Nach dieser Probe hoffen wir, unsere Leser werden mit uns ausrufen: „Freund Minckwitz, Sie sind ein gar närrischer Mensch!" Ref. muß wenigstens gestehen, daß, so weit ihm die Literatur bekannt geworden ist, kein zweites Beispiel von so viel Anmaßung, verschwistert mit der entschiedensten Talentlosigkeit, ihm zu Gesicht gekommen ist. Wir fänden kein Ende, wollten wir alle Geschmacklosigkeiten anführen, die vor andern noch ganz besonders hervorstechen. Das ganze Buch ist vom ersten bis zum letzten Buchstaben das albernste, abgeschmackteste und allerprosaischte Gemächt, das je in die Welt geschickt worden ist. Der Autor muß entweder gar keinen Begriff von Geschmack besitzen, oder es kann mit seinem Verstande nicht ganz richtig sein! Sind doch auch seine Schmeicheleien, die er dem sächsischen Fürstenhause und diesem nahe stehenden Personen ins Gesicht sagt, so plump, daß sie nur beleidigen können. Nur ein Beispiel statt vieler. Nachdem die Prinzen von dem Köhler gerettet und glücklich nach Altenburg zurückgebracht worden sind, schwatzen die Bürger hin und her über das Vorgefallene. Einer derselben fragt:

Wie heißt der Lehrer aber, der des Prinzen Geist
Gebildet, seinen kühnen Sinn gebildet hat?
Wer weiß es uns zu sagen, Freunde?

Dritter Bürger.

Weiß es nicht.

Erster Bürger.

Man sagt, ein Herr von Langenn!

Vierter Bürger.

Sachsens bester Mann!

Jeder weiß, daß gegenwärtig Herr von Langenn der Erzieher der jungen Prinzen ist. Schwerlich aber hat er sich bei dem Autor für die ihm zugedachte Schmeichelei bedankt. Die Krone von allen Tollheiten, aus denen dies narrenhafte Schauspiel besteht, enthalten die beiden Verse, welche Kunz spricht, ehe er die That begeht, und worin Hr. Minckwitz seinen eigenen Dichterruhm offen im Voraus besingt. Sie heißen:

Ich handle wie ein Dichter, und ein Dichter wird
Dereinst mit Ruhm (?) besingen meine kühne That!

Die beispiellose Originalität unsers sich bereits selbst feiernden Dichters erstreckt sich sogar bis auf die Orthographie, welche einer neuen Ära entgegengehen dürfte, wenn Jedermann so kräftig einen Umsturz der bisher gültigen Regeln vorbereiten wollte. Minckwitz schreibt z. B. Haubt, Haubtmann, rot, Not, Wut, Rat u. s. f., Neuerungen, die uns nicht behagen, da wir keinen vernünftigen Grund dafür entdecken können.

15. Mas' Aniello. Geschichtliche Tragödie in fünf Aufzügen von Alexander Fischer. Leipzig, Hartknoch. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Abermals ein wunderliches Beispiel deutscher Grillenhaftigkeit bei unverkennbarem, nicht unbedeutendem dramatischen Talent. Litt Minckwitz an zu großer Abgeschliffenheit bei hinreichender Arroganz, so grassirt bei Fischer eine offenbare Ungeschliffenheit, die zuweilen an die auserlesenste Barbarei grenzt. Und diese in Schutz zu nehmen, zu rechtfertigen, ja wol für einen Vorzug seines Versuchs auszuschreien, erläßt der Verf. eine Vorrede an das Publicum, die von Arroganz überwallt. Da heißt es: „Unter vielen Punkten, deren Erörterung uns hier zu weit führen würde, erwähn' ich nur des Verses, der kein lyrischer, leicht hinrieselnder, schulgerechter: härte-hiatus- und elisionloser ist, noch sein soll; man findet ihn hier, wie ihn das Drama verlangt: dramatisch, d. h. massiv, derbkräftig, die Gegenstände malend, mehr rhythmisch

gebaut, als musikalisch." Es thut uns leid, den Verfasser hierbei auf einen Irrthum aufmerksam machen zu müssen. Sein sogenannter dramatischer Vers ist nämlich gar kein Vers mehr, es sind nur möglichst roh aneinander gereihte Worte, die allerdings einer massiven Solidität sich erfreuen, aber dafür auch alles Wohllauts, aller Poesie gänzlich ermangeln, der Sprachfehler und häufigen Verstöße gegen die Grammatik gar nicht zu gedenken! Auch übermäßig eitel und eingebildet ist Hr. Fischer, indem er von seiner Tragödie wie von einem alten aufgefundenen Werke spricht und uns sogar die Revisionen verzählt, die er damit vorgenommen. „1834 wurde sie (die Tragödie) revidirt", heißt es, „und die noch fehlenden Scenen (die dritte des zweiten, und die erste des vierten Aufzuges) hinzugefügt, von denen besonders die letztere, weniger durch Begeisterung, in der es andere ihr zuvorthun (?), als durch Kunstbesonnenheit und andere Eigenschaften hervorspringt und daher absticht." Kein Wunder, daß wir nach so hochtrabendem Selbstlob des Verf. ihm genau auf die Finger sehen! Allein weder die verheißene Begeisterung noch die hohe „Kunstbesonnenheit" hat uns irgendwo begegnen wollen. Im Gegentheil scheint der Verf. das Wesen des Dramas in möglichste Verworrenheit zu setzen, wenn nur sonst reicher Wechsel der Scenen damit zu vereinigen ist. Einen dramatisch-geordneten Plan haben wir durchaus nicht in dem Stücke entdecken können. Scene reiht sich an Scene, meist ganz willkürlich, und die Tragödie geht zu Ende, weil die Geschichte dem Aufstand Masaniello's nicht weiterzugreifen erlaubte. Lob und Anerkennung verdienen nur die Volksscenen, in denen Fischer wirklich stellenweise Treffliches geleistet hat. Die gelungenste ist jedenfalls die erste Scene des ersten Actes. In dieser finden wir wahrhaft künstlerische Besonnenheit in der Anordnung des Ganzen, wie in der Diction, später verliert sich beides mehr und mehr, der Verf. schweift gar zu sehr in sein beliebtes „Derbkräftige" hinüber, wird roh, gemein und charakterisirt zuletzt nur noch durch Anhäufungen der allerwiderlichsten Schimpf- und Schmutzwörter. Glaubte er damit die Eigenthümlichkeit des Volks als Masse darzustellen, so ist dies nur ein Beweis für die völlige Unkenntniß des Volks. Ein Volk ist freilich derb und erlaubt sich Verstöße gegen die hergebrachte Höflichkeit, aber im bloßen Schimpfen gefällt es sich doch nicht, vollends, wenn seine Unabhängigkeit auf dem Spiele steht. Der Raum erlaubt uns nicht, zum Belege eine Stelle im Zusammenhange auszuheben, wir können uns hier nur durch Andeutungen behelfen. Ausdrücke, wie: „Kreuz Donnerwetter, ein entzückend Weib! Welch ein wammiger Balg." — „Fürwahr, deine Beine schlottern und der Steiß bubbert dir unmäßig." — „Du bist 'n Possenreißer! Ein Hansarsch bist du, so weit du warm bist!" — „Laß nur die nußbraunen Mädels in Zucht und Ehren, du schlumpiger Saubalg, oder ich will dir mit meiner Blutpeitsche Buchstaben in die Fratze hetzen, die dir kein Schulmeister 'rauskriegt und kein Schneider zusammennäht." — „Magst Recht haben, Saukopp" u. s. w. — muß jeder Schriftsteller vermeiden. Sie schrecken die Leser ab und versperren dem Dramatiker immer die Bühne. Fischer's „Mas' Aniello" wimmelt leider von solchen Kraftausdrücken, und dennoch verlangt er, die Bühnen sollen dergleichen Dinge zur Darstellung bringen! Das heißt ihnen in der That zu viel zumuthen, so wenig wir sonst den Bühnendirectoren das Wort reden mögen. Bedauern aber würden wir es ernstlich, wenn Fischer sein im Unmuth gegebenes Versprechen am Schlusse der Vorrede, „die nächste Tragödie solle noch in alter Weise gedichtet sein und jede Zeile den alten Barbaren ausathmen", halten wollte. Er würde sich selbst den größten Schaden damit zufügen. Über die Charaktere läßt sich wenig Lobendes sagen. Die Männer des Volks schimpfen und spectakeln fast alle auf gleiche Weise, nur Masaniello streift an ein Charakterbild. Ganz mislungen aber sind ihm die neapolitanischen Edeln und Maria, das einzige Weib in dem Drama; denn Nazzarena, Masaniello's Gattin, zählt nur mit unter dem Volke. Sollte Fischer einen Rath annehmen, so möchten wir ihn ersuchen, ein künftiges Drama ganz in Prosa zu schreiben, da sein sogenannter dramatischer Vers weder lesbar noch sprechbar ist und demnach schon allein hinreichend sein würde, ihm die Bühne für immer zu verschließen. Auch um die Grammatik muß sich der Verf. mehr bekümmern, „bis still" für „sei still" — „ein Heer voll von handfester Kerle" für „ein Heer handfester Kerle" — „dem Herzoge das Schloß stürmen" für „des Herzogs Schloß stürmen", darf ein deutscher Schriftsteller nicht schreiben, und doch kommen ähnliche Verstöße sehr oft in dieser Tragodie vor.

16. Die Belagerung von Kolberg. Drama in drei Abtheilungen von Wilhelm Wägner. Darmstadt, Leske. 1839. 8. 20 Gr.

Eine dramatisirte Erzählung der Ereignisse, welche der Belagerung und Befreiung Kolbergs vorangingen. Die Absicht des Verf. müssen wir lobend anerkennen, sein Drama aber können wir als solches nicht gelten lassen. Von der Ökonomie des Dramas hat Wägner nur eine sehr unvollkommene Vorstellung, ihr entsprechend ist sein Talent, und so kommt denn nichts weiter heraus, als daß wir erfahren, wie tapfer Schill und seine Anhänger waren, wie brav Nettelbeck und Kolbergs Bürger sich dem Commandanten gegenüber benahmen, und wie Ausdauer und Heldenmuth die bedrängte Stadt endlich retteten. Das Drama besteht eigentlich aus drei besondern Dramen. Der Verf. nennt diese höchst willkürlich „Abtheilungen", von denen jede wieder in mehre Acte zerfällt. Die erste Abtheilung heißt „Die Königin", die zweite „Ferdinand von Schill" und die dritte „Nettelbeck". Ein Vorspiel, worin der Genius Deutschlands sich bittweise an den Himmel um Rettung des Vaterlandes wendet, gibt ein prophetisches Bild der deutschen Zukunft und deutet darauf hin, daß Kolbergs Befreiung der erste Schritt zur Befreiung Deutschlands sein werde. Das Buch ist der Prinzessin Karl von Hessen gewidmet.

17. Venedig im Jahre 1457, oder der Rache Macht. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludovic. Leipzig, Rein. 1839. Gr. 8. 9 Gr.

Dies Buch ist ein Stutzer, d. h. es tritt in einem prächtigen Kleide auf und enthält lauter Stroh, recht liederliches Stroh. Das thut uns leid, nicht des Verf. wegen, der uns sehr gleichgültig sein kann, sondern des gutmüthigen Th. Hell wegen, der den Einfall gehabt hat, den Dramatiker Ludovic durch ein lobendes Vorwort in die Literatur einzuführen. Daß aber Th. Hell die Behauptung ausspricht, es gehe offenkundig aus dem vorliegenden Werke hervor, Ludovic besitze Talent für das Drama, diese Behauptung möge ihm der Gott der Musen verzeihen! Wir unsererseits haben nur glänzende Talentlosigkeit in diesem poesielosen Machwerk entdecken können, obwol der Verf. zu glauben scheint, er habe Lord Byron halb und halb den Rang abgelaufen. „Der Rache Macht" behandelt nämlich die hochtragische Geschichte der beiden Foscari, aus der sich allerdings eine Tragödie, und wol auch eine vollendetere als die von Byron, machen läßt. Wie jedoch Ludovic das Ding angegriffen hat, dabei kann nichts als fades Zeug herauskommen. Sein Drama enthält daher auch nur Scenen, die kaum in sich, geschweige denn im Bezug auf das Ganze Zusammenhang haben. Gondoliere mit sentimentalem Singsang treten auf, Kaufleute schachern, sogenannte Bösewichter wollen intriguiren und können es doch nicht recht, wenigstens nicht als Charaktere, Andere weinen wieder und der alte Doge ist ein Schwachkopf. Das Allerschlimmste aber ist, daß die Tragödie nicht einmal recht zur Tragödie wird. Den alten Dogen rührt der Schlag und die Andern verzetteln sich höchst fad. Kurz, das Stück taugt nichts, man müßte denn die schöne Hülle für werthvoll halten wollen. Und so bleibt es bei unserer Behauptung, daß wir es hier mit einem rechten Strohkopf von Stutzer in der Literatur zu thun haben.

18. Sophonisbe. Trauerspiel in einem Act. Von A. v. Hake. Leipzig, Brockhaus. 1839. 8. 8 Gr.

Mußten wir die vorhergehende Arbeit streng tadeln, so können wir diesem zwar sehr kurzen Product ein offenes Lob

nicht versagen. A. v. Hake, dessen Name uns, so viel wir uns erinnern, zum ersten Male begegnet, weiß genau, was zu einer Tragödie erfoderlich ist; ihm fehlt es nicht an Talent und nicht an der achtenswerthen Bescheidenheit, die ein Talent ebenso beurkundet, als es schmückt. Einen Beweis davon gibt die kurze Dedication an Grillparzer, worin der Dichter mit wenigen Worten den Fehler seines Dramas selbst zugesteht, zugleich aber auch mit Besonnenheit andeutet, was zu dessen Entschuldigung angeführt werden kann. Hake's „Sophonisbe" ist nämlich als Tragödie nicht reif geworden, es ist eine bloße Skizze zu einem Trauerspiele, doch als solcher gebührt ihr fast das Lob der Vollendung. Der Inhalt ist folgender: Syphax, Sophonisbe's Gemahl, ist von Scipio und Masinissa besiegt worden, und Sophonisbe entschließt sich, den Masinissa durch ihre Liebenswürdigkeit zu entwaffnen. Masinissa erscheint, liebt Sophonisbe, allein diese wird auch von dem Krieger gefesselt. Sie entsagt nun ihrem Gatten und wird Masinissa's Weib. Als Scipio diesen Hergang der Sache erfährt, ist er höchlich damit unzufrieden, er führt Masinissa zu Gemüthe, daß Sophonisbe nicht ihm, sondern dem römischen Senat gehöre, daß sie als Siegesbeute nach Rom geführt werden, er selbst ihr aber entsagen müsse. Masinissa erkennt die Wahrheit in Scipio's Worten und reicht Sophonisbe den Giftbecher. An der Leiche der Geliebten begrüßt der römische Feldherr den Bundesgenossen als Sieger über sich selbst. In würdiger, poetischer Sprache, in wohllautenden, doch keineswegs klingelnden Versen ist dieser reiche Stoff auf einigen 40 Seiten nur zu kurz behandelt; daß aber dennoch die Hauptpersonen als entschiedene Charaktere vom Hintergrunde sich ablösen, erweckt nicht unbedeutende Hoffnungen für die weitere Ausbildung des Verfassers. Seinem Vorworte zufolge dürfen wir größere Productionen bald erwarten, denen wir nach dieser Probe mit Vergnügen entgegensehen. Zum Belege, wie gewandt und glücklich der Dichter die Sprache zu handhaben versteht, mögen folgende Verse noch hier stehen:

Sophonisbe (den Becher mit Schaudern ergreifend).
Kann dieser Kelch aus deinen Händen kommen,
Dann leer' ich ihn mit Wollust und Entzücken!
Ihr Götter schenktet mir ein neues Leben;
O nein, da ward ich erst zur Welt geboren,
Als in der kalten todten Brust die Liebe
Mit ihrem Sonnenhauch die Keime weckte;
Da starben ab des Hasses Wucherpflanzen,
Berechnung fiel in Staub und Trümmer nieder,
Und Weibertugend baute sich den Tempel u. s. w.

In dieser edeln und dabei einfachen Sprache, von welcher sich leicht noch bezeichnendere Proben anführen ließen, ist die ganze Tragödie geschrieben, die hiermit allen Gebildeten zur Beachtung empfohlen sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Mythologie der Griechen und Römer, so abgefaßt und dargestellt, wie es das Verständniß antiker Kunst und Dichtung erleichtert und den Geschmack daran befördert; mit besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen und ethischen Bedeutsamkeit der Mythen. Nebst einem Anhange über das ägyptische Mythensystem. Von Tinette Homberg. Leipzig, Barth. 1839. Gr. 8. 3 Thlr.**

Es hätte von Seiten der Bearbeiterin dieses mythologischen Handbuches der wiederholten Fürbitte, daß die Kritiker mit ihr, als „einem Frauenzimmer", fein säuberlich umgehen möchten, gar nicht bedurft, da sie in Auswahl, Anordnung, Verknüpfung und Darstellung der so weitschichtigen und zum Theil so disparaten Massen auf dem Gebiete der altclassischen Mythologie den Ansprüchen, die man an eine bessere Compilation zu machen berechtigt ist, recht wohl genügt. Denn selbstgeständlich steht sie durchgängig nur auf fremden Schultern und hat an Fr. Creuzer und K. O. Müller ihre Hauptgewährsmänner, ohne andere Hülfsmittel z. B. von Herder, Hirt, Jacobi, Jacobs, Moritz, Winckelmann u. A. m. zu vernachlässigen; nur hin und wieder kommen einige etwas vornehmthuende Wendungen vor, die als auf eigens angestellte Untersuchungen hindeutend ausgelegt werden könnten. Dem auch auf dem Titel angedeuteten Hauptzwecke gemäß sind zunächst die Gottheiten der Griechen und Römer hauptsächlich so dargestellt, wie die poetische und plastische Kunst sie dargestellt hat und wie sie im Glauben des Volkes leben, so jedoch, daß die wichtigsten Deutungen der Philosophen, bald kürzer, bald ausführlicher hinzugefügt werden; sodann geschieht dem Cyklus der Sagen, die sich theils auf die alten Sänger und Wahrsager, theils auf Thebens tragische Dichtungen und den trojanischen Krieg beziehen, sein Recht, sodaß sich das Ganze ebenso sehr wegen der Übersichtlichkeit und Vollständigkeit des Materials, als wegen der Gefügigkeit, Frische und Keuschheit der Darstellung dazu eignet, der Jugend beiderlei Geschlechts empfohlen zu werden, zugleich aber auch Frauen, die in diesem Zweige des Wissens sich festsetzen wollen, und Männern, welche Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst nur als Erholung treiben können, die aushülflichsten Dienste leisten wird. 45.

---

## Notizen.

### Das kalte Wasser in England.

Das „Athenaeum" nimmt von der Anzeige eines Werks über das kalte Wasser Gelegenheit, seinen Widerwillen gegen die Wasserheilmethode in dem Maße zu offenbaren, daß es sie für eine der vielen Mystificationen erklärt, welchen die nach seiner Angabe uns Deutschen eigenthümliche Leichtgläubigkeit ein offenes Feld biete; sie löse in dieser Beziehung ganz naturgemäß die dem Tode entgegengehenden Systeme des Mesmerismus und der Homöopathie ab, enthalte überdies nicht einmal etwas Neues in sich, indem sie nur eine Übertreibung des Verfahrens Dr. Currie's sei und nach ihrer Entkleidung vom Gewande der Geheimnißkrämerei und Überspanntheit nur die alte schöne Schreibebuchmaxime übriglasse: „Mäßigkeit ist eine Tugend." Das einzige Zugeständniß, welches das „Athenaeum" dem kalten Wasser macht, ist die einer vorbeugenden und erhaltenden Kraft in gesundem Zustande; die Erörterung einer positiv wirkenden im kranken Zustande glaubt es ganz bei Seite lassen zu können.

---

Die Asiatische Gesellschaft in London führte in ihrer 27. Jahrestagssitzung folgende namentliche Verluste an Mitgliedern durch den Tod auf: Rundschit Singh, General Allard, Prof. v. Bohlen, Cavelly, Venkata Lutcheniah, einen geborenen Ostindier von Madras, dessen Kenntniß der asiatischen wie der englischen Sprache ihm eine unter den Hindus nicht gewöhnliche Befähigung zu wissenschaftlichen Untersuchungen verlieh; endlich James Prinsep, dessen außerordentliche Kenntnisse in so vielen und zugleich so unzugänglichen Zweigen der Wissenschaft von den Gelehrten ganz Europas bewundert worden sind, wobei aber auch sein unermüdlicher Eifer seine Kräfte schon in dem frühen Alter von 40 Jahren erschöpft hatte, während er seine Untersuchungen auf dem Felde orientalischer Alterthümer verfolgte, zu denen er sich durch sein Eindringen in die Kunst, Alphabete zu entziffern und Inschriften, die bis jetzt aller Forschungen gespottet hatten, zu lesen, den Weg selbst gebahnt hatte. Auch hier geschah der Entdeckungen des Major Rawlinson in Persien die ehrenvollste Erwähnung; er hat versprochen, der Gesellschaft die vollständigen Resultate seiner Arbeiten zur Veröffentlichung zu überschicken. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 209. —— 27. Juli 1840.


## Dramatische Bücherschau für das Jahr 1839.

### Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 208.)

19. Das Haus des Svend Dyring. Romantische Tragödie in vier Acten. Übersetzt 1839. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1839. Gr. 12. 12 Gr.

Verfasser und unstreitig auch Übersetzer dieser Tragödie ist der Däne Henrik Herz. Ursprünglich also das Product eines fremden Volks und einer fremden Literatur, gibt uns doch die germanische Stammverwandtschaft, welche Deutsche und Dänen auch heute noch verbindet, ein Recht, die Erzeugnisse der dänischen Literatur als mindestens halb uns angehörig zu betrachten. Mehr als bei andern Producten nehmen wir dieses Recht des Mitbesitzes bei der vorliegenden Tragödie in Anspruch, da es dem Dichter vermöge seiner Kenntniß der deutschen Sprache gelungen ist, uns in der Übersetzung ein Originalwerk zu geben. Die geringen Verstöße gegen einige sprachliche Feinheiten können wir billig nicht als vollgültige Fehler mitzählen, höchstens wäre ihnen der Charakter von nicht gewöhnlichen Provinzialismen beizulegen.

Svend Dyring, Burgherr und Steuersmann, hat nach dem Tode seiner Gattin Helvig, in zweiter Ehe sich mit Guldborg, einer begüterten, stolzen und herrischen Witwe, verbunden. Guldborg hat eine erwachsene Tochter, Ragnhild, der Mutter gleich an Stolz und herrischem Wesen. Diese Beiden, Mutter und Tochter, überbieten sich wechselsweise in kleinlichen Quälereien, welche sie den Kindern aus Svend Dyring's erster Ehe zufügen. Dyring's erwachsene Tochter, Regisse, schön und liebenswürdig durch ihre weibliche Sanftmuth, ist vor Allen Frau Guldborg ein Dorn im Auge, da sie ihre Tochter zu verdunkeln droht. Deshalb werden ihr die schwersten Lasten auferlegt, die gemeinsten Magddienste zuertheilt, Scheltworte, ja sogar Züchtigungen bleiben nicht aus. Diesen Übeln zu entgehen, weiß Regisse keinen Ausweg, denn obgleich ein paar alte Dienstleute auf ihrer Seite stehen, läßt sich doch dem Vater nichts mittheilen, da er meist auf der Jagd oder in Geschäften außer dem Hause weilt, und kommt er zurück, heitern Sinnes sich den geselligen Freuden mit seinen Genossen hingibt. Gleich Regissen werden auch ihre jüngern Geschwister von Guldborg gequält. Ihnen nimmt die herzlose Stiefmutter Betten und Kleidung, hüllt sie in Lumpen und zwingt sie, auf elendem Stroh zu schlafen. Für diese Bedrängniß bringt nun der gestörte Geist der verstorbenen Helvig einigen Trost. Sie erscheint nämlich allnächtlich am dürftigen Lager der verstoßenen Kinder, schirmt und wärmt sie und spricht den Kleinen Muth ein. Niemand als ein alter Diener weiß von dieser Erscheinung, obwol Regisse eine Ahnung davon hat. Nun kehrt Svend Dyring in Begleitung Tage Bolt's, des Verlobten der Ragnhild, und des Ritters Stig Hvide zurück, ein Gastmahl wird gehalten, wobei Scherz, Gesang und Liebesspiel herrschen. Stig Hvide, von Regisse's Schönheit gefesselt, ergreift einen Apfel und schneidet einen Runenspruch hinein. Dies Amulet wirft er Regissen zu, es fällt aber durch eine unglückliche Wendung in Ragnhild's Schoos, die nun, von Liebeszauber umstrickt, den Ritter nicht mehr verlassen kann. Sie schleicht ihm durch Nacht und Nebel nach, schlummert zu seinen Füßen, lebt nur von seinem Blicke. Gewalt allein vermag sie wieder zurückzubringen in das Haus des Svend Dyring. Hier verbindet sich Ragnhild mit ihrer Mutter gegen Regisse, diese aus gekränktem Stolze, jene aus Eifersucht. Regisse soll als Opfer fallen. Ragnhild reicht ihr den Giftbecher, doch in dem Augenblicke, wo Regisse trinken will, erscheint der Geist ihrer Mutter, warnend und strafend der Mörderin zurufend. Zu gleicher Zeit bringt der Ritter Hvide in das Gemach, um die Gemarterte zu befreien. Ragnhild flieht und stürzt sich in den Fluß. Svend Dyring, bisher noch Treu und Glauben in das Wort seiner Frau, Guldberg, setzend, wird durch den Augenschein von deren Hartherzigkeit belehrt. Nichtsdestoweniger bleibt Guldborg ungerührt, sie verlangt Regisse's Entfernung aus dem Hause und legt schon selbst wieder Hand an sie, als die Flügelthüren des Gemaches aufspringen und der Geist Helvig's abermals erscheint. Vor diesem und dessen strafenden Worten geht die herzlose Stiefmutter in sich, sie bittet um Barmherzigkeit und läßt es geschehen, daß Regisse und Stig Hvide einander zum Liebesbunde die Hände reichen.

Nach dieser unvollkommenen Skizze könnte es scheinen, als trete die Vergeltung zu willkürlich und gar zu sehr als deus ex machina auf, dem ist aber nicht so. Denn geht man zurück in die Zeit des dänischen Heldenthums, in welche das Stück verlegt ist, so wird man finden, daß gerade in diesem Hereindämmern der Geisterwelt ein höchst charakteristischer Zug des dänischen Volks sich kund gibt. Dies Ahnungsvollgrauenhafte nun, das von Anfang bis zu Ende, wie ein düsterer Nebel, die Tragödie umwogt, erzeugt eine eigenthümliche Spannung und ist dem Dichter meisterhaft gelungen. Dazu gesellen sich noch die Chöre in dänisch-nationaler Ausdrucksweise, der Gesang eines Volksliedes, der mitten im Gelage oft wiederkehrt und wie eine Geisterstimme durch den Saal hallt. Läßt sich die Beimischung eines melodramatischen Elements in einem gewissen Sinne nicht wegleugnen, so können wir darüber doch nicht mit dem Dichter rechten, da es fast unerlaßlich scheint, soll die ganze Nationalität des alten Heldenlebens dramatisch zur Erscheinung gebracht werden. Und dann sind die Charaktere so meisterhaft bis auf die unbedeutenden Dienstboten herab gezeichnet, daß wir in jedem derselben eine eigenthümliche Schöpfung zu bewundern haben. Die Figur der Ragnhild hat etwas dämonisch Großartiges und muß unseres Erachtens von der Bühne herab von unberechenbarer Wirkung sein, obschon diese Gattung von Rollen dem jetzt noch allein beliebten „dankbaren" nicht angehört. Nicht minder sicher sind die Charaktere Guldberg's und Regisse's gezeichnet, jene ein moralisch-trotziges Weib, wie deren die dänische und schwedische Geschichte so viele aufgezeichnet hat, diese eine schweigende Dulderin, auch gegen ihre Quälerinnen noch voll Liebe, voll Verzeihung. Und neben diesen Frauen die derben Männergestalten Tage Bolt, Ivar,

Svend Dyring, der chevalereske Ritter Stig Hvide, der treue Diener Byrge, der Knecht Gunner, alle sind Figuren in Lebensgröße. Die einfachsten Worte genügen dem Dichter, der es, wie selten Einer, verschmäht hat, durch glänzende Redensarten die Herzen zu umstricken. Vielmehr befleißigt er sich der allereinfachsten Sprache und wählt, angemessen dem Stoffe, ein Versmaß, das zwischen dem gewöhnlichen dramatischen Jambus und dem Knittelverse mitteninne steht. Oft verliert sich dieser Vers ganz in die Prosa, nur ein gewisser Rhythmus gibt ihm noch das Gepräge des Verses.

So viel Lob muß durch einige Auszüge unterstützt werden. Mögen die folgenden Bruchstücke dazu dienen, die Leser auf diese bedeutende Erscheinung aufmerksam zu machen und, sollte hin und wieder ein Bühnendirector ebenfalls einen Blick auf diese Übersichten werfen, dieser ihn veranlassen, das Drama des geistvollen Dänen etwas genauer anzusehen und mit sich Rath zu pflegen über die Möglichkeit, ein solches Stück einmal auf die Breter zu verpflanzen.

Frau Helvig (betrachtet die Kinder aus der Ferne).

Meine lieben Kleinen! Auf Stroh legt man euch!
Ach, wer stahl euch die Kissen gleich!
Zur Abendzeit legt' ich — beim Entkleiden —
In die warme Kammer euch lieben Beiden,
Ich küßte euch zärtlich, ihr lachtet mir zu —
Dann saß ich treu, bis ihr schliefet in Ruh.
Euch hab' ich ja stets unendlich geliebt
Und niemals habt ihr mich im Leben betrübt.
Wer ließ euch hier — hätt' es nimmer gedacht —
Vor offnen Thüren in der kalten Nacht?
Ich wachte zärtlich Nachts bis zum Tagen,
Und pflegt euch, meine Bübchen! Hab' euch getragen.
Was lieget ihr einsam hier, statt auf Seide?
— Weh' über Guldborg, dem bösen Weibe!
(Geht zur Pritsche.)
Mein kleiner Ove, sprich doch, mein Sohn, sag' an:
Was ist versehn? Was hast du gethan?
Du warst beständig so fromm und recht,
Wer vermocht's zu behandeln dich so schlecht? —
Alf, mein Ält'ster, klein, lieblich und zart,
Wer bereitet dir dein Lager hart?
Du zeigtest niemals den mindesten Trotz,
Und liegst dennoch hier in dem ärmlichen Schmuz!
Für dich ist der Winkel zu kalt wol und eng',
Sprich: wer begegnet denn dir so streng?
Warum bedecken dich grobe Lumpen?
Warum ein Jäckchen von Heedenzeuch doch?
Warum bringst du nicht dem Vater den Humpen,
Und ritt'st wie Sonntags den Schimmel nach?
Man reicht dir gar, wie dem Hund das Futter,
Weh' über Guldborg, der bösen Mutter! —

Dieser Klage einer verstorbenen Mutter am Lager ihrer Kinder fügen wir die sanften Worte der Schwester Regisse bei.

Regisse
(nimmt Schale und Licht und geht zu dem Lager der Kinder).

Verlangt euch nach Wein, verlangt euch nach Brot?
Seht, ich bring's euch, nehmt es hin, weil gern ich's euch bot!
— Ach, dort liegt ihr kümmerlich — klein,
Gleich der Kornblum' hüllt ihr in Stroh euch ein,
Gleich Sperlingen guckt aus dem Nest ihr gar ärmlich,
Weil euch Frau Guldborg bettet erbärmlich. — —
— — Wär' es möglich, mein Mütterchen, daß du
Sähest noch sorgsam diesen hier zu?
Vermöcht'st, verklärt, du zu denken an sie,
Die Gott als theuerstes Pfand dir verlieh?
Und wär' es wahr, du kämest vom Himmel,
Die Kleinen tröstend, zum Erdgetümmel? — —
Geliebte Mutter, wär' es möglich dir,
Dann schick' vom Himmel des Friedens Glück mir!
Mir ward die Last, eine Sorge zu tragen;
Mich drückt gar schwer eine heimliche Noth.
Kein Freund wird hier mich zu trösten wagen,
Kein Einz'ger, nachdem du, Geliebte, schon todt! —
Ich zage geängstigt; — steh' mir zur Seite,
Lehre mich hoffen, stärk' mich im Streite!

Noch erlauben wir uns, die Anrede der Frau Helvig an Guldborg hierher zu setzen, sowie den Chor der Engel, der in seiner doppelten Wiederholung im Drama von ebenso erschütternder als beruhigender Wirkung ist.

Helvig.

Was schaffst du hier drinne,
Hartherzige? Weh' dir, wenn Helvig spricht!
Wirst du nicht zittern vor des Himmels Gericht?
Meine Kinderchen wurden, darbend, hier hager,
Jetzt liegt deine Tochter auf dem ärmlichen Lager.
Bedroht ist mein Haus durch dich und betrübt,
Verworf'ne, wie hast du dein Amt hier geübt?
Ich ließ den Kindern noch Wein und Brot,
Aber dennoch litten sie wirklich Noth.
Ich ließ hier Betten mit weichen Kissen,
Und sieh': auf Stroh mußten Alles sie missen! — —
— Muß ich öft'rer zeigen mich hier,
Dann zitt're du, dann fürcht' dich vor mir!

Chor der Engel.

Dem Welt und Menschen nicht Hülfe gebracht,
Bringen wir Trost in der einsamen Nacht;
Wer Noth am Tage häufig erlitten,
Werden wir Labung zur Nacht erbitten.
Als man den Heiland auf Erden geschaut,
Keimte der Trost für die herbesten Schmerzen,
Ein Trost für den, der gläubig vertraut,
Ein Schall vom Chor der Seligen — laut
Steigt er herab zum menschlichen Herzen.

So schließt sich diese Tragödie, in der uns abermals ein Beweis gegeben ist, daß fast allein noch in den nordischen Staaten germanischer Abkunft Einfachheit und Adel der Gesinnung in der Kunst sich erhalten hat. Dänemark zeichnet sich vor allen durch die Keuschheit seiner Literatur aus, ohne deshalb weniger Geist, weniger Gedanken in Curs zu bringen. Aber das Volk schöpft auch nur aus heimischen Quellen seine geistige Nahrung, es entlehnt wenig der Fremde, oder schließt sich doch nicht sklavisch der elenden Modesucht an, die nur Heil zu finden glaubt, wenn die pariser Sittenverderbniß, gleich den pariser Kleiderschnitten, überall preisend anerkannt und nachgeahmt wird! Wir können nicht umhin, hier auszusprechen, daß es uns mehr freuen würde, sähen wir künftig den deutschen Geist wieder im Gewande seiner nationellen Einfachheit, Derbheit und Kraft, als in dem flatternden Narrenhabit des socialen Franzosenthums auftreten! Der Deutsche, dünkt uns, muß jetzt von den Dänen und Schweden Sitte und Zucht lernen, wenn er thöricht oder schwach genug ist, diese in sich selbst nicht mehr finden zu wollen.

20. Hermann der Cheruskerfürst. Tragödie in fünf Acten von Ludwig Thebesius. Berlin, Hayn. 1839. 8. 20 Gr.

Irren wir nicht, so ist der Verfasser dieser Tragödie nicht mehr unter den Lebenden, und so könnte denn die Kritik ohne Rücksichtnahme, was sie freilich immer soll, über das Product des Verstorbenen aburtheilen. Was nun uns anbetrifft, so können wir dem Dichter ein bescheidenes Talent zwar nicht absprechen, die Kunst, es zu benutzen, fehlt ihm aber leider gänzlich! Schuld daran kann zum großen Theil auch der Stoff haben, der unsers Erachtens zu einer Tragödie im strengsten Sinne niemals sich eignen wird. Thebesius hat nun zwar den gewöhnlich beliebten Stoff, die Hermannsschlacht, nicht zum Gegenstand seiner Tragödie gewählt, sondern die spätern Zwistigkeiten und Händel der Deutschen unter sich selbst und mit den Römern. Die Feindschaft Segest's und Hermann's bildet den He-

bel des Trauerspiels, das mit Hermann's Tode und der Versöhnung der feindlichen Parteien endigt. Ein künstlerisch angelegter Plan, wie ihn die Ökonomie des Dramas erheischt, ist nicht vorhanden, und so haben wir denn abermals ein Stück, das nur durch eine Reihenfolge von Scenen, durch den Dialog der sehr schlecht charakterisirten Personen zum Drama wird. Wäre der Verf. am Leben geblieben, hätten ihn tüchtige Studien bei einer glücklichern Wahl wol auf einen bessern Weg führen können. Die Sprache ist einfach und stellenweise auch recht dramatisch. Mislungen im Ausdruck sind uns diejenigen Scenen erschienen, wo der Verf. den Deutschen eine Art derbkräftigen Humor in den Mund legt. Die Helden der teutoburger Schlacht benehmen sich dabei kindisch und albern.

21. Edgar. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von A. Schütt. Freiburg, Wagner. 1839. Gr. 12. 21 Gr.

Hr. Dr. Schütt hat mit diesem Drama nur ein Häufchen Schutt mehr auf den Jäthausen des dramatischen Unkrauts geschüttet, was uns um sein selbst und der Literatur willen sehr leid thut. Indeß hat sein Product vor manchen andern den Vortheil voraus, daß es wenigstens amusirt, und zwar aus folgendem Grunde. Schütt's sogenanntes Gedicht ist ein Gespensterdrama in bester Form, Geister und Geistersoiréen spielen die Hauptrolle darin, helfen einen Vatermord entdecken, ein ehebrecherisches Weib bestrafen, einen Schuft und Mörder dem Teufel überliefern und die verkannte, gekränkte und verbannte Unschuld in ihre Rechte wiedereinsetzen. Auch das Romantische ist nicht vergessen. König Arthur mit den Rittern seiner Tafelrunde tritt mehrmals auf, es wird gesungen und gezecht, geliebelt und getändelt, aber sehr wenig gethan, bis endlich, wie schon angedeutet, der Teufel selbst dem Treiben dadurch ein Ende macht, daß er Redwald, den eigentlichen Popanz des Stücks, in die Hölle abholt und als Beweis seiner raschen Gerechtigkeitspflege den schuldlos Zurückgebliebenen einen Rest glühender Gebeine verehrt. Schade, daß zur Darstellung so vielen Unsinns eine überflüssige Sorgfalt auf den Bau der Verse verwendet worden ist. Wir möchten diese manchem talentvollen Dramatiker wünschen, bei Hrn. Schütt ist sie ganz an den unrechten Mann gekommen.

22. Merwich. Ein Trauerspiel. Berlin, Trautwein. 1839. 8. 16 Gr.

Hier heißt es „Namen nennen dich nicht", und das ist auch gut, da es auf solche Weise für den Verf. keine Blame gibt. „Merwich" wird ein Trauerspiel genannt und das Drama verdient diesen Namen, wenn der am Schlusse und im Verlauf des Stücks erfolgende Tod der Hauptpersonen — hier diejenigen, welche am meisten sprechen — ein Trauerspiel machen kann. Das Stück spielt im 6. Jahrhundert n. Chr. und erzählt die Schicksale oder vielmehr die Zänkereien und Gefechte des Königs Chilperich mit seiner verstoßenen Gattin Audovera und seinem Sohne Merwich. Es wird weidlich gemordet, die Weiber sind mannhaft-toll, sehr blutgierig, hinreichend großsprecherisch und schwer zu besänftigen. Die Liebesintrigue betreffend, so fehlt ihr alles Pikante; man sieht es, daß es dem Verf. nur um ein Bischen Liebesaffaire zu thun gewesen ist, um doch einigermaßen allen Anfoderungen zu entsprechen, die billigerweise an jede, also auch an eine dramatische Dichtung gemacht werden. Der Poesie sind wir in „Merwich" nicht begegnet, nur Verse ohne Ende haben wir lesen müssen, die, in Prosa aufgelöst, jedenfalls genießbarer sein würden.

23. Enghien, Herzog von Bourbon. Tragödie in fünf Acten von Friedrich Clemens. Altona, Hammerich. 1839. 8. 18 Gr.

Dem Nachworte zufolge, das Clemens seiner Arbeit anzuhängen für gut befunden, erwarteten wir etwas nicht Gewöhnliches in dieser Tragödie zu finden, so wenig wir auch seiner Meinung von der Vortrefflichkeit des Stoffes in Bezug auf eine dramatische Behandlung desselben beipflichten können. Aber auch die bescheidendste unserer Erwartungen ward nicht befriedigt. Langathmige Reden in Versen, die nur das Sylbenmaß zu Versen macht, gleichklingend im Munde der verschiedensten Personen, hin und wieder ein fader Dialog, von Menschen geführt, deren Namen welthistorisch geworden sind, diese Salbadereien in Scenen abgetheilt, durch Acte geschieden: das nennt Hr. Clemens eine Tragödie! Der einzige erträgliche Charakter in diesem höchst verfehlten Trauerspiele ist der Marquis von Thumery; er amusirt wenigstens. Alle andern von Napoleon bis zu den Mouchards herab sind langweilig und zeigen sich als erbärmliche, schlecht geschnitzte Marionetten, wenn man sie mit den Personen vergleichen will, die sie repräsentiren sollen.

24. Hutmacher und Strumpfwirker, oder: Die Ahnfrau im Gemeindestadel, Posse mit Gesang in zwei Aufzügen, von Friedrich Hopp. Musik von Adolf Müller. Wien, Wallishausser. 1839. Gr. 12. 12 Gr.

25. Die Bekanntschaft im Paradiesgarten, die Entführung auf dem Himmel und die Verlobung im Elysium. Localposse mit Gesang in drei Aufzügen, von Friedrich Hopp. Musik von Julius Hopp. Wien, Wallishausser. 1839. Gr. 8. 12 Gr.

Die wiener Komik ist nur dann genießbar, wenn man sich gelobt, mit Kindern ein Kind sein zu wollen. Hat man es aber dazu gebracht, hat man jeden Gedanken an Kritik entfernt, weiß man nicht das Geringste mehr von Ästhetik und Kunst, dann ist der Genuß der wiener Possen auch ein unvergleichlicher. Die genannten beiden Theaterstücke von Hopp machen genau diese Ansprüche, und wer möchte so unbarmherzig und vergrämt sein, ihnen diese bescheidene Foderung abzuschlagen! Thut sich doch Jeder mit der Gewährung derselben selbst den größten Gefallen. Wir nehmen daher den Spaß so auf, wie er sich gibt, und cassiren natürlich alle Kritik. Nur in Bezug auf das Thema sei Einiges gesagt. Das wiener Volksleben, in welchem zum großen Theile das eigentliche östreichische aufgeht, wäre der ergiebigste Boden für ein auch den Zwecken der Kunst entsprechendes Volksdrama, wenn nicht unübersteigbare Hindernisse der freien Benutzung dieser trefflichen Elemente einen Damm entgegenstellten. Raimund, der Alles aufopferte, das an sich so glückliche Genre zur Kunstproduction zu erheben, mußte doch daran zu Grunde gehen, Nestroy mit seinem unverkennbaren Talent für das derb Komische zog die edeln Bestandtheile der Raimund'schen Zaubermärchen ins Gemeine herab, und die andern Nachtreter und Pfuscher begnügten sich mit der puren, oft faden Spaßhaftigkeit, an der sich freilich der gute Wiener auch erlabt, schon deshalb, weil er nichts Besseres hat. Das ist nun sehr betrübend, einmal, weil auf diese Weise der Geschmack, selbst der besser Gesinnten, nach und nach vollends verdorben wird, und sodann, weil der große Fonds für das wirkliche Volksdrama so gänzlich unbenutzt bleiben muß oder doch blos auf eine höchst bedauerliche Weise abgenutzt wird. Die wiener Possenschreiber nagen an dem prächtigen östreichischen Volksleben mit seinen hundert interessanten Abschattungen wie Mäuse und Ratten herum, jeder beißt sich ein schmackhaftes Stückchen ab und beknuspert es für sich so lange, bis glücklich eine unglückliche Posse mit Gesang fertig geworden ist. Meistens sehen solche Arbeiten sich alle ähnlich, wo nicht gleich, dennoch ist uns aber keine vorgekommen, in der wir nicht auf irgend einen glücklichen Einfall gestoßen wären. Das oberflächliche Berühren gerade der glücklichsten Gedanken dürfen wir den Verfassern nicht anrechnen, die Verhältnisse zwingen die armen Poeten schon hübsch an der Oberfläche herumzutasten und dabei noch zu thun, als machten sie die erfreulichsten Entdeckungen von der Welt. Das Lachen ist jedenfalls noch erlaubt, doch muß es ohne allen bittern oder scharf satirischen Beigeschmack sein; wo dieser sich spüren läßt, unterliegt auch die Lachlust einer unerbittlichen Censur! Dies Alles zusammengenommen, ist es noch immer zu verwundern, wie die wiener Possendichter in ihrer Weise eine Menge Thorheiten recht glück-

lich zu geißeln verstehen, ohne auf allen Seiten anzustoßen. Ein Liedchen, von einem Kammerzöschen, einem Bedienten oder einem zerlumpten Handwerker gesungen, muß gewöhnlich zum Deckmantel der beabsichtigten Sünde dienen. Über dem hübschen G'sangl vergißt aber Herr Publicus den Inhalt oder dessen Bedeutung, man ruft „da capo" und amusirt sich! Auch in den oben genannten beiden Stücken kommen ähnliche Sachen vor, wie denn beide Possen des Ergötzlichen und Guten mancherlei enthalten, freilich überschüttet von einer Masse unnützer Albernheiten. In dem erstgenannten geben ein Hutmacher- und ein Strumpfwirkergesell die Hauptrollen. Diese beiden lustigen Narren erinnern stark an den Tischler und den Schuster im Nestroy's „Lumpaci-Vagabundus". Beide sind bettelarm, machen aber ihr Glück, bekommen jeder ein Mädchen und ein Häuschen, und so erleidet des Hutmachers schönes Dictum: „Nur allerweile kreuzfidel" auf das Leben die passendste Anwendung. Die Aufführung der Ahnfrau im „Gemeindestadel" ist nur Episode. Zusammenhangsloser und viel zu breit ist dem Verf. „Die Bekanntschaft im Paradiesgarten" u. s. w. gerathen. Die vielen Verwechselungen, Täuschungen und Narretheien, mit denen der Verf. das wiener Publicum zu amusiren sucht, mögen wol Lachen erregen, müssen aber zuletzt durch ihre gänzliche Bedeutungslosigkeit doch langweilen. Der Inhalt ist trotz aller Verwickelung sehr einfach. Eine im Paradiesgarten begonnene Liebschaft reift so weit, daß im Himmel die Entführung vorgenommen werden kann, worauf denn die Verlobung nicht ausbleiben darf. Die angegebenen drei Orte als Vergnügungsplätze um Wien mögen den in Wien Einheimischen das an sich trockene Theaterstück genußreicher machen, als es dem Fremden erscheint. Uns wenigstens hat die Lecture einigermaßen gelangweilt.

(Der Beschluß folgt.)

---

Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts, in Beziehung auf Kirchenverbesserung geschichtlich und kritisch dargestellt, mit einleitender Übersicht der frühern Kirchengeschichte von J. H. von Wessenberg. Vier Bände. Konstanz, Glückher. 1840. Gr. 8. 7 Thlr.

Ein Überblick der christlichen Kirchengeschichte seit Christus bis zur neuesten Zeit, vom Höhepunkt des Katholicismus. Alle Motive des großen Dramas sind hier scharfsinnig aufgefaßt und in lichtvoller Darstellung entwickelt. Evangelischer Religionssinn, verbunden mit echter Philosophie, ausgebreitete Geschichtskunde und ein von Parteirücksichten ungetrübter Blick leiten den hochwürdigen Verf. glücklich vorbei an so manchen Steinen des Anstoßes, durch alle Blendwerke frommer Täuschung und auf den labyrinthischen Irrwegen geistlicher und weltlicher Politik.

Von der Zeit vor 1414 wird kein vollständiges Gemälde aufgestellt, da es weder an solchen fehlt, noch der Plan des Werkes dies erfoderte: nur das Wesentliche erscheint in festen Umrissen einer geistreichen Reflexion. Deutlich erhellt der unterscheidende Charakter des Christenthums, als einer Religion der Lehre und Gesinnung, d. h. der Moral, im Gegensatz blos äußerlicher Gebräuche, worauf sowol die Cultur roher Völker als, in veredelter Form, die des gebildeten Alterthums hinauslaufen und über welche der Jehovadienst und der Mohammedanismus nur durch die Anerkennung Eines Gottes sich erheben. Der Verf. gründet darauf den Anspruch des Christenthums auf den Namen einer Weltreligion, den es durch sein geistiges Wesen und seine überallhin ausgesandten Verkündiger ungleich mehr verdient als die griechisch-römische Vielgötterei, trotz ihrer weiten Verbreitung durch Aufnahme fremder Nationalculte.

Unleugbar nützlich ist die damit zusammenhängende, geistliche Macht, namentlich die päpstliche, im frühern Mittelalter, nicht allein als Fortpflanzerin der Cultur, sondern auch als Friedensstifterin zwischen Völkern und ihren großen und kleinen Gewalthabern. Die spätere Ausartung dieser Macht hielt mit der Gesetzlosigkeit der weltlichen ziemlich gleichen Schritt, und wenn die Gregore und Innocenze beinah auf ihrem Wege glücklicher als die hohenstaufischen Friedriche, Nacheiferer Karl's des Großen, auf dem ihrigen, den Gipfel einer Universalmonarchie erreichten, so geschah es durch größere Weltkenntniß der meist bejahrten Päpste und durch beharrliche Consequenz im Fortschreiten auf der einmal gebrochenen Bahn.

Die Geschichte jener drei ökumenischen Concile (zu Konstanz, Basel und Trient) wird, den Hauptmomenten nach *), ausführlich erzählt. Von genauer Bekanntschaft mit Quellen und Hülfsmitteln, worunter auch eigene handschriftliche des Verfassers sind (z. B. Bd. 2, S. 541), zeugen die eingemischten Reden der handelnden Personen und die Worte der citirten Schriftsteller selbst. Kaum wird man darunter einen wichtigen, welcher Glaubenspartei er angehören mag, vermissen. Doch bewahrt der Verf. unter so vielen, einander widerstreitenden, Stimmen sein Recht einer vorurtheillosen Kritik. Das Werk ist reich an treffenden Charakteristiken, freien Entwickelungen der Beweggründe, beherzigungswerthen Winken über das jetzt vielbesprochene Verhältniß der Kirche zum Staat. Das so oft übersehene, aus den Augen gerückte, verhinderte, verfehlte Hauptziel der großen Versammlungen, Kirchenreform, schwebt dem Geschichtschreiber in verklärten Zügen vor und seine Zurückweisungen auf die edle Einfalt der ersten Christenvereine ist ebenso einsichtsvoll als friedlich.

Wir zweifeln nicht, daß diese treffliche Darstellung so interessanter Ereignisse überall den Anklang finden werde, den sie in hohem Grade verdient. 84.

---

## Literarische Notizen.

Thieriot's Schrift über den Zollverein wurde in das Französische übersetzt unter folgendem Titel: „Douanes allemandes; de l'influence exercée sur le commerce et l'industrie de la Saxe par son accession à la grande association des douanes allemandes-prussiens, par *J. H. Thieriot*, conseiller de finances du roi de Saxe, mémoire couronné par l'académie de Leipsick, traduit de l'allemand par *Alexis de Gabriac*, attaché de légation." — Auch erschien eine neue Übersetzung des Goethe'schen „Faust" unter dem Titel: „Faust, tragédie de *Goethe*, traduite en vers français et précédée de considérations sur l'histoire de Faust; par *Alphonse de Lespin*, capitaine du génie." Bekanntlich beschäftigt sich auch Hr. Blaze mit einer Übersetzung des Goethe'schen „Faust", welche für die „Bibliothèque Charpentier" bestimmt ist. — Daß man in Frankreich anfängt, sich mehr und mehr mit den Interessen, Einrichtungen, Verwaltungsformen und andern innern Angelegenheiten deutscher Länder zu beschäftigen, davon zeugt auch die Übersetzung einer Schrift von Rumpf, welche unter dem Titel: „Droits et devoirs des fonctionnaires et employés prussiens, traduit de l'allemand par *Noel*", erschienen und als ein „Ouvrage essentiel et utile à consulter pour les administrateurs et publicistes", empfohlen ist. 5.

*) „Man erwarte hier nicht eine ins Einzelne gehende Erzählung weder der Feierlichkeiten noch aller Verhandlungen, die auf jenen drei Concilien stattfanden. Mein Werk beschränkt sich auf die Darstellung und Beleuchtung Dessen, was hier in Bezug auf die Verbesserung kirchlicher Zustände, welche die Einen verlangten und welcher Andere sich widersetzten, verhandelt und beschlossen worden ist, und was damit zunächst in Berührung steht." (Vorrede, S. XIV.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 210. —— 28. Juli 1840.

## Dramatische Bücherschau für das Jahr 1839.

### Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 209.)

26. Der Traum ein Leben. Dramatisches Märchen in vier Aufzügen. Von Franz Grillparzer. Wien, Wallishausser. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.
27. Weh' dem, der lügt! Lustspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. Wien, Wallishausser. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.
28. Des Meeres und der Liebe Wellen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. Wien, Wallishausser. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Mit Vorbedacht lassen wir die Anzeige dieser drei Dichtungen von Grillparzer unmittelbar auf die Hopp'schen Possen folgen. Der ernste, tiefsinnige, edle Grillparzer und die wiener Localposse! In der That schroffere Gegensätze lassen sich nicht gut denken, wol aber können wir das Gefühl Grillparzer's mitempfinden, das diesen edeln Geist beschleichen mag, wenn er sich und sein Streben mit dem rauschenden, inhaltsleeren Alltagstreiben der wiener Population vergleicht. Daß Grillparzer dennoch sich aufrecht zu erhalten gewußt inmitten dieser alles überwuchernden Mittelmäßigkeit, dieser gehaltlosen, geistesarmen Genußsucht, dies ist nur ein Beweis mehr für sein großes Talent und für den tüchtigen Kern seiner Gesinnung. Grillparzer steht allein mit seiner tiefsinnigen Poesie in Wien, er steht allein auch in der Gegenwart der deutschen Literatur! Das ist leicht zu begreifen. Den excentrischen Bestrebungen der jüngern Literatur konnte er sich nicht anschließen, und diese junge Literatur ist viel zu prätentiös, in sich selbst und in ihren Ansichten zu exclusiv, um einem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der, einer ältern Epoche angehörend, von jungen Aufschößlingen sich nicht incommodiren ließ. Hat man es doch mit Immermann nicht viel anders gemacht! Erst in der neuesten Zeit, wo die Zerwürfnisse der jungen Literatur überhand nahmen, und wo Immermann mit seinen vielleicht bedeutendsten Schöpfungen auftrat, mußte man doch von ihm sprechen, um sich nicht geradezu zu blamiren. Grillparzer zu ignoriren war schon leichter, theils, weil man früher alle Dramatiker für Nullen in der Literatur hielt (was bekanntlich seit einem Jahre, nun Gutzkow Trauerspiele schreibt, auf einmal anders geworden ist), theils, weil er zu einsam, zu sehr außerhalb des literarischen Verbandes und mithin dem Dafürhalten nach ohne Einfluß auf die Literatur dastand. Grillparzer kann zu diesem geflissentlichen Vergessenseinsollen getrost lächeln, seine Poesie kann ihm Niemand rauben und schwerlich auch die dramatische Lorberkrone, die ihm, wie keinem andern Dramatiker der Jetztzeit, gebührt. Das prophetische Wort Lord Byron's, der alles Große rücksichtslos anerkannte, wird bei Grillparzer in Erfüllung gehen. „Wer ist Grillparzer?" sprach Byron, als er des Dichters „Sappho" gelesen, „ich kenne den Mann nicht, aber die Jahrhunderte werden ihn kennen!" Was uns den Dichter der „Sappho" innig werth macht, das ist sein edles Streben nach Classicität und Einfachheit. Nirgend begegnet uns unnützer Bilderkram, in dem sich die neue Dramatik oft recht con amore herumwälzt und damit Gott weiß was errungen zu haben glaubt. Einfach, wie seine Sprache, ist auch die Zeichnung seiner Charaktere, die immer edel und groß dastehen. Und welche Tiefe der Gedanken, welche Innigkeit der Empfindung, welche Malerei der Leidenschaft athmen die Dramen Grillparzer's! Hier haben wir einen dramatischen Dichter, der neben den besten aller Nationen gar wohl einen Platz verdient.

Wir wollen nun zwar nicht leugnen, daß ein feiner Sinn die wienerische Luft oder vielmehr die Luft der wienerischen Verhältnisse in seinen Dramen wehen fühlt, allein dies ist und kann kein Tadel sein. Fühlen wir doch keinen Mangel an poetischer Glut in seinen Dichtungen, nur die Wahl der Stoffe oder die Formen, womit er seine Ideen umhüllt, verrathen uns, daß der Dichter in Wien lebt. Bringt jedoch eine solche Abgeschiedenheit in einem strenge Censur liebenden Staate Dichtungen zur Reife wie „Der Traum ein Leben", so haben wir keinen Grund, des Dichters Einsiedlerleben zu beklagen.

Die Idee, welche Grillparzer in „Der Traum ein Leben" verkörpert, hat eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Raupach'schen Drama: „Das Märchen im Traum", worüber wir oben in Nr. 207 gesprochen haben. Bei Grillparzer ist es ein Jüngling, Rustan, der, von dem Drange nach Thaten erfaßt, bei nächtlicher Weile ein Leben voll Glanz und Verbrechen, voll Schrecken und Elend vor seinem innern Auge vorübergleiten sieht, bei Raupach geschah Ähnliches einem jungen Weibe. Es läßt sich annehmen, daß beide Dichter vollkommen unabhängig voneinander ihre Dramen schrieben, wenigstens erinnert, den Gedanken ausgenommen, sonst nichts weder in der Ausführung, noch in der Sprache, an eine weitere Übereinstimmung. Wer zuerst den höchst glücklichen Gedanken im Gedicht verklärt und belebt hat*), kann uns gleichgültig sein, der Preis des Verdienstes gebührt jedenfalls Grillparzer. Raupach mit seiner Fertigkeit, glatte Verse zu schmieden und bühnengerechte Scenen zusammenzuleimen, hat vielleicht den Vorzug einer leichten Darstellbarkeit vor Grillparzer voraus, dafür aber schwebt des Letztern Gedicht auf einem Meere poetischen Glanzes, das mehr und mehr seine Wogen hebt, je näher das Leben im Traume zur Entscheidung kommen soll. Entzücken, Grauen, Entsetzen dringen auf uns ein, wir vergessen, daß Alles nur eine prachtvolle Phantasmagorie des Dichters ist, dem Menschen die tiefe Wahrheit lebendig vorzuführen, die er gegen das Ende hin von Massud aussprechen läßt:

— die Träume,
Sie erschaffen nicht die Wünsche,
Die vorhandnen wecken sie;
Und was jetzt verscheucht der Morgen,
Lag als Keim in dir verborgen.

Bevor wir einige Belege von der trefflichen Poesie, der Kraft

---

*) Raupach's „Märchen im Traum" erschien zuerst in Rochlitz's „Mittheilungen" 182[illegible]. D. Red.

und Meisterschaft geben, womit der Dichter die Sprache handhabt, wollen wir den Inhalt mit wenig Worten andeuten. Rustan, ein junger, kriegerisch gesinnter Mann, wird von seinem Sklaven Zanga in seinen Wünschen nach Kampf und Ruhm so sehr bestärkt, daß er die Hütte seines Oheims Massud, dessen Tochter Mirza er liebt, zu verlassen wünscht. Eifersucht auf einen Fremden, den er oft in der Nähe der Hütte gesehen, erhöht noch sein Verlangen. Mit diesen Gedanken beschäftigt, überrascht ihn der Schlaf. An Zanga's Seite streift er durch eine malerisch wilde Gegend, in welcher er den König von Samarkand, fliehend vor einer Schlange, erblickt. Zanga ermuthigt Rustan, das Thier zu tödten und so den König sich zu verpflichten. Rustan schleudert seinen Wurfspieß nach dem Reptil, trifft es aber nicht; da tödtet der Wurf einer schwarzen Gestalt das Thier und der König ist gerettet. Sobald sich dieser erholt, verheißt er seinem Retter die höchsten Ehren in seinem Staate. Rustan, von Zanga verführt, nennt sich als Retter, da der geheimnißvolle Schütze verschwunden ist. Der König beschenkt ihn vorerst mit einem Dolche und entfernt sich, worauf die Gestalt wieder erscheint und Rustan ankündigt, daß er vom Könige seinen Lohn fodern werde. Rustan ersticht den Geheimnißvollen und stürzt ihn in den nahen Fluß. Nun Glanz und Leben am Hofe des Königs von Samarkand, bis Mishelligkeiten eintreten und Rustan den König vergiftet. Die geheimnißvolle Gestalt tritt als Kläger gegen ihn auf, er muß fliehen, Kampf und Schlacht erfolgt, Rustan entflieht mit Zanga, wird aber bald eingeholt und von Gülnare, des Königs Tochter, umzingelt. Da räth ihm der Sklav, er solle sich in den Strom stürzen auf derselben Stelle, wo er einst den geheimnißvollen Mann hinabstürzte. Er thut es und — erwacht! Diese furchtbar-schöne Phantasmagorie, auf welche das eben Gesagte unsere Leser nur aufmerksam machen soll, läßt Rustan von seinen thörichten Wünschen nach Ruhm und Auszeichnung gesunden und heilt ihn von der nicht minder unbegründeten Eifersucht. Überzeugt, daß nur das Leben eines Traumes ihn getäuscht, gequält und zur Verzweiflung gebracht habe, bricht er beim Erblicken der Morgensonne dankend in die schönen Worte aus:

Sei gegrüßt, du heil'ge Frühe,
Ew'ge Sonne, sel'ges Heut'!
Wie dein Strahl das nächt'ge Dunkel
Und der Nebel Schar zerstreut,
Dringt er auch in diesen Busen,
Siegend ob der Dunkelheit.
Was verworren war, wird helle,
Was geheim, ist's fürder nicht;
Die Erleuchtung wird zur Wärme,
Und die Wärme, sie ist Licht.

Dank dir, Dank! daß jene Schrecken,
Die die Hand mit Blut besäumt,
Daß sie Warnung nur, nicht Wahrheit,
Nicht geschehen, nur geträumt,
Daß dein Strahl in seiner Klarheit,
Du Erleuchterin der Welt,
Nicht auf mich, den blut'gen Frevler,
Nein, auf mich, den Reinen, fällt.

Breit' es aus mit deinen Strahlen,
Senk' es tief in jede Brust:
Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Größe ist gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er gibt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel! u. s. w.

Vortrefflich ist auch die Beschreibung der Schlacht, womit Zanga seinen Herrn zu einem thatenreichen Leben anzuspornen versucht.

— Ha! da standen beide Heere,
Zahllos, wie der Sand am Meere,
Still und stumm
Weit hinum,
Düster, wie das Nebelgrauen,
Das noch lag auf Feld und Auen.
Durch den Duftqualm sah man's blitzen
Von dem Strahl der Eisenspitzen;
Und als jetzt der Nebel wich,
Zeigte Roß und Reiter sich.
Da fühlt' ich mein Herz sich wandeln,
Jeder Zweifel war besiegt;
Klar war's, daß im Thun und Handeln,
Nicht im Grübeln 's Leben liegt. —
Und als nun erschallt das Zeichen,
Beide Heere sich erreichen,
Brust an Brust,
Götterlust!
Herüber, hinüber,
Jetzt Freunde, jetzt Brüder,
Streckt der Mordstahl nieder;
Empfangen und geben
Den Tod und das Leben
Im wechselnden Tausch,
Wild taumelnd im Rausch.
Die Lüfte erschüttert,
Die Erde zittert
Von Pferdegestampf.
Laut toset der Kampf!
Die Gegner, sie wanken,
Die Gegner, sie weichen,
Wir, muthig und frech,
Den Fliehenden nach,
Über Freundes und Feindes Leichen.

Der tiefe Ernst, welcher alle Dichtungen Grillparzer's charakterisirt, beschränkt die Wirksamkeit des Autors von selbst schon auf die Tragödie; sobald Grillparzer sich andern Dichtungsarten zuwendet, bewegt er sich nicht auf heimatlichem Boden. Dies fühlen wir mit Bedauern bei der Lecture seines neuerdings auf der Bühne erschienenen Lustspiels: „Wehe dem, der lügt!" Poesie ist freilich auch in diesem Product die Fülle, aber sie allein macht noch kein Lustspiel. Wir finden den ganzen Bau des Stückes geeigneter für ein Schauspiel, und das Gehaltene der Charaktere bestärkt uns in unserer Ansicht. Die Fabel, aus welcher das Stück sich entwickelt, enthält zwar lustspielartige Elemente, die bei einer glücklichen Behandlung wol von bedeutender Wirkung sein könnten. Grillparzer hat sich aber bei diesem Stoffe jedenfalls vergriffen. Es geht ihm der kecke Übermuth ab, der im Lustspiel die Charaktere beseelen muß; wo Humor sich zeigen soll, fühlt man nur ein schüchternes Tasten darnach, und taucht ja etwas Derartiges hin und wieder auf, so ist es mehr die sprachliche Hülle, welche erheiternd wirkt, als der Sinn, den sie widerspiegeln soll. An dieser Schüchternheit, die freilich auch wieder eine Folge schwer zu besiegender Verhältnisse sein mag, krankt das ganze Stück, an ihr zerbricht der Charakter des eigentlichen Lustspiels, auf dessen Einzelnheiten wir nicht weiter eingehen, da eine weit bedeutsamere Arbeit unsere Aufmerksamkeit sogleich auf längere Zeit fesseln wird. Hier sei nur noch angedeutet, daß Leon, der Küchenjunge des Bischofs von Chalons, dessen Neffen Atalus aus den Händen des Grafen Kattwald befreit, von dem Bischofe aber die strenge Weisung erhält, sein Vorhaben nur durch Offenheit auszuführen, denn: „Weh' dem, der lügt!" So bleibt denn Leon nichts übrig als durch seine Handlungen zu lügen, zu heucheln und zu schmeicheln unter allerhand Vorwänden, bis er sein Ziel erreicht und dafür des Kattwald Tochter, Edrita, heimführt. In der Charakterzeichnung vermissen wir die einfache Prägnanz, die sonst Grillparzer's Personen auszeichnet.

Müssen wir solchergestalt die Dichtung des genannten Lustspiels jedenfalls für einen Misgriff erklären, so macht der Dich-

ter diesen gänzlich vergessen durch die Vortrefflichkeit seiner schon ältern Tragödie: „Des Meeres und der Liebe Wellen". Es ist kaum nöthig, zu erwähnen, daß die rührende Liebesgeschichte von Hero und Leander den Stoff zu dieser Tragödie geliefert hat. Je einfacher nun aber dieser Stoff ist, desto mehr Bedeutsamkeit gewinnt in unsern Augen ein Dichter, der es vermag, so wenige Mittel zu so gewaltigen Wirkungen zu benutzen. „Des Meeres und der Liebe Wellen" repräsentirt dem Sinne und der Form nach alle Eigenthümlichkeiten der alten Welt, verbindet aber mit dieser großartigen Einfachheit die reiche Fülle der christlichen Weltanschauung, ohne doch deshalb gegen Costum und Sitte der alten Zeit zu verstoßen. Und wie einfach sind die Hebel gehandhabt, die hier dem Leben eine tragische Wendung geben! Eine Jungfrau, die am Tage ihrer Weihe zur Priesterin zum ersten Male beim Anblick eines Jünglings empfindet, was Liebe ist, dann ein einfaches Begegnen, wobei das kürzeste Zwiegespräch die Neigungen Beider verräth; eine bei nächtlicher Weile ans Fenster gestellte Lampe, dem Liebenden ein Leitstern bei seinem Kampfe mit der Meerflut, und endlich ein Auslöschen dieser Lampe zu bedrohlicher Stunde durch die Hand des argwöhnischen, strafenden Priesters: diese geringen Mittel genügen dem Dichter, um damit eine der trefflichsten Tragödien, welche die deutsche Literatur besitzt, zu Stande zu bringen. Wir haben nur zu beklagen, daß unter den Schauspielern die Lust für Werke solcher Art erstorben, im Publicum aber der Sinn für das wahrhaft Tragische und bleibend Schöne erloschen ist. Die Grillparzer'sche Dichtung verlangt freilich bedeutende Darsteller, sind diese aber vorhanden, so muß auch gerade die große Einfachheit, die den Darsteller zwingt, sein ganzes Spiel zur höchsten Innerlichkeit des Gefühls zu steigern, unberechenbare Wirkungen hervorbringen. Es wäre eine belehrende Aufgabe für eine denkende Künstlerin, diese Hero, das sanfte, heitere Mädchen, darzustellen, wie es, berührt von dem verzehrenden Strahl der Liebe, mehr und mehr zur Heldin emporschießt, bis der Tod des Geliebten ihre Gefühle bis zum höchsten Ausbruch der Leidenschaft steigert. Hier ist Charakterzeichnung, wie sie im Drama stets vorwalten soll, basirt auf die Tiefen der leidenschaftlichen Seele, nicht hangend an bloßen Äußerlichkeiten. Nicht minder kräftig ist Hero's Oheim, der Priester, gezeichnet, die starre, mitleidslose Consequenz eines kalten Priesterherzens, daneben die edle Schwärmerei eines Jünglings, der zum ersten Male liebt und Freiheit und Leben für den Besitz der Geliebten in die Schanze schlägt u. s. w. Wir können die Freunde der Poesie nur noch auf diese Dichtung aufmerksam machen, die vielleicht die gerundetste und gelungenste Arbeit Grillparzer's ist. Nach unserer Gewohnheit, Belege für ein ausgesprochenes Urtheil zu geben, heben wir einzelne bezeichnende Stellen aus. Zuerst Hero's Selbstgespräch, als sie des Nachts nach der Priesterweihe den Thurm bezieht:

— — Hier liege du! (den Mantel ablegend) Mit wie verschiednem Sinn
Nahm Morgens ich, leg' ich dich Abends hin.
Ein Leben hüllst du ein in deine Falten!
Bewahr' es, was du weißt, ich leg' es ab mit dir. — —
(Sie stellt die Lampe ans Fenster.)
Wie ruhig ist die Nacht! Der Hellespont
Läßt, Kindern gleich, die frommen Wellen spielen.
Sie fließen kaum, so still sind sie vergnügt.
Kein Laut, kein Schimmer rings; nur meine Lampe
Wirft bleiche Lichter durch die dunkle Luft.
Laß mich dich rücken hier an diese Stäbe!
Der späte Wanderer erquicke sich
An dem Gedanken, daß noch Jemand wacht.
Und bis zu fernen Ufern jenseits hin
Sei du ein Stern und strahle durch die Nacht.

Bald darauf erscheint Leander mit durchnäßtem Gewande und dringt, ohne auf die Bitten Hero's zu achten, durchs Fenster in den Thurm. Er gesteht, daß die Lampe ihn verlockt. Darauf Hero:

— So war's mein Licht,
Die Lampe, die dir Richtung gab und Ziel?
Du mahnst mich recht, sie künftig zu verbergen.

Leander.

O, thu' es nicht! O, Herrin, thu' es nicht!
Ich will ja nicht mehr kommen, wenn du zürnst,
Doch dieser Lampe Schein versag' mir nicht! —
Als diese Nacht ich schlaflos stieg vom Lager,
Und, öffnend meiner Hütte niedre Thür,
Aus jenem Dunkel trat in neues Dunkel,
Da lag das Meer vor mir mit seinen Küsten,
Ein schwarzer Teppich, ungetheilt, zu schaun,
Wie eingehüllt in Trauer und in Gram.
Schon gab ich mich dem wilden Zuge hin;
Da, am Gesichtskreis, flackert hell empor
Ein kleiner Stern, wie eine letzte Hoffnung,
Zu goldnen Fäden tausendfach gesponnen,
Umzog der Schein, ein Netz, die trübe Welt.
Das war dein Licht, war dieses Thurmes Lampe.
In mächt'gen Schlägen schwoll empor mein Herz,
Nicht halten wollt' es mehr in seinen Banden;
Ans Ufer eilt' ich, stürzte mich ins Meer,
Als Leitstern jenen Schimmer stets im Auge.
So kam ich her, erreichte diese Küste.
Ich will nicht wieder kommen, wenn du zürnst,
Doch raube nicht den Stern mir meiner Hoffnung,
Verhülle nicht den Trost mir dieses Lichts!

Wir können der zu großen Ausdehnung wegen nicht die vortreffliche Scene hier mittheilen, die nun folgt, als der Tempelhüter draußen erscheint, Leander ins Nebengemach flieht und Hero in Furcht und Angst des vorüberziehenden Schicksals harrt. Ebenso müssen wir den Sieg übergehen, den die Liebe über das Gesetz davonträgt. Nur die tiefgefühlten Schmerzensworte Hero's, als sie die Leiche des Geliebten erblickt, mögen noch hier stehen:

— — Er war Alles! Was noch übrig blieb,
Es sind nur Schatten; es zerfällt, ein Nichts.
Sein Athem war die Luft, sein Aug' die Sonne,
Sein Leib die Kraft der sprossenden Natur;
Sein Leben war das Leben: deines, mein's,
Des Weltalls Leben. Als wir's ließen sterben,
Da starben wir mit ihm!

Dies ist die ewige Sprache der Liebe, und wer sie findet, der ist ein Dichter! Grillparzer hat sich ziemlich streng an die Sage gehalten, nur gegen das Ende weicht er gänzlich von ihr ab. Hero stirbt nicht in den Fluten, sondern vor Gram beim Leichenbegängniß des Geliebten. Ob diese Änderung eine glückliche war, wollen wir dahingestellt sein lassen, mindestens entspricht sie der großartigen Einfachheit der Composition des Dramas.*) 10.

## Literarische Notizen.

In London ist ein kostbares Werk über die Alhambra von Owen Jones erschienen. Ein ähnliches soll binnen kurzem in Paris erscheinen unter dem Titel: „Über die maurische Architektur in Spanien, Granada und Cordova", von Giraud de Franzey. Es wird viel Licht auf diesen Theil der Geschichte der Kunst werfen, besonders wenn es durch die Studien vervollständigt wird, die der Verf. über denselben Gegenstand in Afrika zu beginnen im Begriff steht.

Corte, Architekt in Marseille und vor längerer Zeit Baumeister des Vicekönigs von Ägypten, der ein Werk über die arabische Architektur in Ägypten herausgegeben hat, gehört zu der französischen Gesandtschaft in Persien, hat mehre Mitarbeiter bei sich und wird also wol Materialien zu einem sehr merkwürdigen und interessanten Werke über die alten und neuen Bauwerke Persiens sammeln. 51.

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im September. D. Red.

# Bibliographie.

Arndt, E. M., Erinnerungen aus dem äußern Leben. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr.

Bauernfeld. Zwei Familien. Schauspiel in vier Aufzügen. Gr. 12. Wien, A. Mausberger. 16 Gr.

— —, Der Selbstquäler. Charakter-Gemälde in drei Aufzügen und in Versen. Gr. 12. Wien, A. Mausberger. 16 Gr.

— —, Der Vater. Lustspiel in vier Aufzügen. Gr. 12. Wien, A. Mausberger. 16 Gr.

Benedix, R., Deutsche Volkssagen zunächst aus den Rheinlanden. 3tes und 4tes Bändchen. Mit 8 Bildern. Gr. 12. Wesel, Bagel. O. J. 8 Gr.

Benzel-Sternau, Chr. E. von, Grillenfang auf 1840. 8. Zürich, Schultheß. 1 Thlr.

Bergmann, F. W., Ueber die Bedeutung der Buchstaben. Nach dem Französischen. Von *A. Reclam*. 8. Leipzig, C. H. Reclam. 6 Gr.

Bodin, Camilla, Melchior. Aus dem Französischen übersetzt von Fanny Tarnow. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 18 Gr.

Braunschweig, J. D. von, Ueber die Alt-Americanischen Denkmäler. Mit einem Vorwort von C. Ritter. Gr. 8. Berlin, Reimer. 22 Gr.

Der Cultus des Genius, mit besonderer Beziehung auf Schiller und sein Verhältniß zum Christenthum. Theologisch-ästhetische Erörterungen von C. Ullmann und G. Schwab. Neuer verbesserter Abdruck. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 18 Gr.

Dehn, S. W., Theoretisch-praktische Harmonielehre mit angefügten Generalbassbeispielen. Gr. 8. Berlin, Thome. 2 Thlr.

Desbordes-Valmore, Mme., Violetta. Von Amalia Winter. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 6 Gr.

Dingelstedt, F., Unter der Erde. Ein Denkmal für die Lebendigen. 2 Theile. 8. Leipzig, Einhorn. 2 Thlr.

Ernst, F., Die Sage vom Minneberg des Neckarthals. Ein Romanzenkranz. Mit Umrissen nebst 1 Musikbeilage von L. Hetsch. 8. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1 Thlr. 9 Gr.

Firmenich, J. M., Clotilda Montalvi. Romantische Tragödie in fünf Aufzügen. 8. Berlin, Klemann. 18 Gr.

Fregier, H. A., Ueber die gefährlichen Classen der Bevölkerung in den großen Städten und den Mitteln, sie zu bessern. Von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt von C. von M. 1ster Band. [1stes Heft.] Gr. 8. Coblenz, Hergt. 18 Gr.

Goßmann, J. B., Max Emanuel. Episches Gedicht in sechs Gesängen. Gr. 8. Würzburg, Voigt u. Mocker. 1 Thlr. 12 Gr.

Gozlan, L., Die Burgen Frankreichs. Aus dem Französischen übertragen von Emilie Wille. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 8 Gr.

Haßler, K. D., Die Buchdrucker-Geschichte Ulm's zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Mit neuen Beiträgen zur Culturgeschichte, dem Facsimile eines der ältesten Drucke und artistischen Beilagen, besonders zur Geschichte der Holzschneidekunst. Hoch gr. 4. Ulm, Stettin. 3 Thlr.

Haug, F., Gedichte. Mit dem Bildniß des Verfassers. 8. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 2 Thlr.

Hegel's Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein der Freunde des Verewigten. 18ter Band. — Auch u. d. T.: G. W. Fr. Hegel's philosophische Propädeutik. Herausgegeben von K. Rosenkranz. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 22 Gr.

Hennicke, F. A. E., Anna Judson, die Dienerin des Herrn in Burmah. Eine biographische Skizze. 8. Leipzig, Reclam. 8 Gr.

Klencke, H., Das Buch vom Tode. Entwurf einer Lehre vom Sterben in der Natur und vom Tode des Menschen in's Besondere. Für Naturforscher, Aerzte und denkende Freunde der Wissenschaft dargestellt. Gr. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1 Thlr.

König, C. B., Ueber die Erziehung des Landvolks zur Sittlichkeit. Auch u. d. T.: Gutachten über Mäßigkeitsvereine auf dem Lande. Gr. 8. Halberstadt, Helm. 12 Gr.

Neue Land- und Seebilder. Vom Verfasser des Legitimen ꝛc. 4ter Theil. — Auch u. d. T.: Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften. 4ter Theil. 8. Zürich, Schultheß. 1 Thlr. 16 Gr.

Lasker, J. S. J., Schmetterlinge, Tag- und Nachtfalter des Lebens. 8. Danzig. 1839. 1 Thlr.

Leben und Feldzüge des Herzogs von Wellington. Nach M. H. Maxwell, G. N. Wright und Alexander, sowie mit Benutzung der übrigen neuesten englischen Quellen deutsch bearbeitet von F. Bauer. 1ster Band. Mit Abbildungen. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 16 Gr.

Marggraff, R., Erinnerungen an Albrecht Dürer und seinen Lehrer Michael Wohlgemuth. Eine Festgabe zur Enthüllungsfeier der Albrecht-Dürerstatue in Nürnberg am 21. Mai 1840. Gr. 8. Nürnberg, Fr. Campe. 4 Gr.

— —, Kaiser Maximilian I. und Albrecht Dürer in Nürnberg. Ein Gedenkbuch für die Theilnehmer und Freunde des Maskenzugs der Künstler in München am 17. Februar und 2. März 1840. Gr. 8. Nürnberg, Fr. Campe. 16 Gr.

Mayer, S., Israelitischer Musen-Almanach. 1ster Jahrg. 16. Dinkelsbühl, Walthr. 18 Gr.

Mende, F. W. E., Der Gehorsam in der Erziehung. 8. Halle, Anton. 12 Gr.

Nindorf, Emma von, Reisescenen in Bayern, Tyrol und Schwaben. 8. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1 Thlr. 15 Gr.

Ortlepp, J. E., Festgabe für den deutschen Landmann. Eine Predigt, auf Veranlassung der vierhundertjährigen Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst am 2. Sonntage nach Trin. 1840 in der Kirche zu Blumberg bei Torgau gehalten und zum Druck befördert. Gr. 8. Halle, Kümmel. 2 Gr.

Pfeiffer, K., Was ist und gilt im römischen Rechte der Besitz? Eine Abhandlung gerichtet gegen die v. Savigny'sche Doktrin über das Recht des Besitzes. Gr. 8. Tübingen, Laupp. 18 Gr.

Pischon, F. A., Denkmäler der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt. Eine vollständige Beispielsammlung zu seinem Leitfaden der Geschichte der deutschen Literatur. 2ter Theil, welcher die Zeit bis zum Jahre 1620 enthält. Gr. 8. Duncker und Humblot. 2 Thlr. 16 Gr.

Posthumus, T., Friedrich des Großen Jugendjahre. Ein Beitrag zur Gedächtnißfeier des Helden. Gr. 8. Berlin, Plahn. 1 Thlr.

Radewell, F., Tyll Eulenspiegel. Komödie. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Rehm, F., Abriß der Geschichte des Mittelalters. Lehrbuch zu Vorlesungen an Universitäten und obern Gymnasial-Classen. Gr. 8. Cassel, Krieger. 4 Thlr. 12 Gr.

Ritter, H., Kleine philosophische Schriften. 2tes Bändchen. — Auch u. d. T.: über die Principien der Aesthetik. Gr. 8. Kiel, Universitäts-Buchh. 1 Thlr. 16 Gr.

Satori, J., Johann Casimir von Polen. Historischer Roman. 3 Theile. 8. Danzig, Gerhard. 1839. 4 Thlr.

Still-Leben. Bilder aus dem Leben eines Landgeistlichen. 8. Nürnberg, Korn. 18 Gr.

Strahl, A., Das alte und neue Griechenland. Eine Parallele, gezogen auf einer Reise nach Athen und der Morea. Gr. 12. Wien, v. Mösle's Wwe. u. Braumüller. 1 Thlr.

Thee- und Asphodelosblüten. Chinesische und neugriechische Gedichte metrisch bearbeitet von A. Ellissen. Gr. 12. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 211. —— 29. Juli 1840.

## Frankreichs periodische Presse.

Das Märzheft des „Quarterly review" enthält eine interessante Übersicht über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand des Journalismus in Frankreich, welche als Einleitung zu einem Berichte über der Madame Girardin „L'école des journalistes" und Balzac's Roman „Un grand homme de province à Paris" dient. Wir theilen diese Übersicht, welche besonders einen Nachweis der übergroßen von der französischen Journalistik erlangten Gewalt zum Zwecke hat, hier auszugsweise mit. Der Reviewer sagt:

Chamfort äußert über die alte Regierung von Frankreich, daß sie eine durch Gesänge gemäßigte und geregelte Monarchie gewesen sei. Die gegenwärtige ist eine durch die Zeitungen geregelte (oder zerrüttete) Monarchie; der Chansonnier hat dem Feuilletonisten Platz gemacht, und Béranger ist durch Janin aus der Mode gekommen. Tritt in die Kammer der Pairs, wenn ein neues Gebäck die Bänke einnahm, und was gilt die Wette? immer der dritte Mann ist ein Herausgeber oder Exherausgeber; besuche die Kammer der Deputirten, und der einflußreichste Sprecher wird ein Gentleman der Presse sein. Speise im Rocher de Cancale, und das vorzüglichste Zimmer ist von einem „Rédacteur en chef" in Beschlag genommen; frage nach einer Loge im Théâtre français, wenn die Mars oder Rachel spielen, und die beste ist für seine Mitarbeiter gemiethet. Jene Reihe glänzend erleuchteter Zimmer ist von den Gründern eines Journals eingerichtet, welche zur Nacht einen Ball zu Ehren der Unternehmung geben; der Großkreuzritter von der Ehrenlegion, welcher soeben herauskommt, hat seine Decorationen durch seine Zeitungsaufsätze gewonnen; die prachtvoll gekleidete Dame, die soeben hineingeht, ist die Tochter eines Millionnairs, welche jüngst ihre Hand und ihr Geschick einem Journalisten anvertraut hat; das hübsche Cabriolet, welches soeben durch die Straße rollt, gehört einem Theaterkritiker, der von den Contributionen lebt, welche er von den Sängern und Tänzern der Oper erhebt. Vogue la galère! Kein Wunder, daß diese Herren, von ihrem Erfolge wie berauscht, von ihrer Erhebung schwindelig geworden sind; daß sie, wie andere Usurpatoren, die Principien, wodurch sie auf den Thron gelangten, vergessen haben, oder, wie andere Besitzer einer unverantwortlichen Autorität, launisch, herrisch und gewissenlos geworden sind; kein Wunder endlich, wenn jetzt ihre Herrschaft ihrem Falle entgegengeht:

„Le trône a succombé par excès de puissance;  
La liberté mourut en devenant licence;  
Et la presse, Monsieur, nouvel astre du jour,  
Pour avoir trop brillé, va s'éteindre à son tour."

Der Verf. des Aufsatzes zeigt hierauf, wie zuerst aus den gährenden und fruchtbaren Stoffen der großen französischen Revolution das jetzt so üppig gedeihende Gewächs der Journalistik sich entwickelt habe. Damals hatte jede Section der Nationalversammlung ihr Organ, ja jeder pariser Club. Bailly, Barnave, Lameth, Madame Roland lieferten Zeitungsartikel; aber Keinem gelang es, diese Erfindung zu vollenden, sich auf die Dauer als eine journalistische Macht darzustellen, da Jeglicher, wenn er kaum aufzuathmen und sich zu erheben begonnen hatte, von dem Strome der Revolution, Welle auf Welle, begraben wurde. Chabot äußert, daß die Presse nur nothwendig gewesen wäre, um die Herrschaft der Freiheit herbeizuführen; daß man aber, nachdem dies Ziel einmal erreicht war, der Freiheit der Presse nicht bedurfte, aus Furcht, die Freiheit selbst zu compromittiren.

Aber nicht sobald hatte Napoleon die Ordnung wiederhergestellt, als der Journalismus, dessen Kraft mit dem 18. Fructidor vollständig gebrochen war, wieder aufathmete, und wenn irgend eine Periode zu nennen ist, in welcher die französische Presse zum höchsten Grade ihres Einflusses gedieh, so sind dies die zwei oder drei Jahre des Consulats. Damals galt Benjamin Constant's Ausspruch: „Die Presse ist die Herrin der Intelligenz und die Intelligenz die Herrin der Welt", in vollstem Maße. Um das Jahr 1800 standen alle politisch oder literarisch ausgezeichneten Köpfe in Frankreich in directer oder indirecter Verbindung mit der Presse. An der Spitze der Presse befanden sich das „Journal des débats" und der „Mercure"; jenes mit Delalot, Fiévée, dem Abbé von Boulogne, Dussault und Geoffroy (der damals die Aufmerksamkeit Europas mit Napoleon theilte), dieser mit Fontanes, Bonald, Laharpe und Chateaubriand, der mit einem kühnen Sprunge eine Celebrität wurde. Ihre Grundsätze waren royalistisch, doch mit keiner besondern Vorliebe für Individuen; sie führten Napoleon das Wort, weil sie ihn allein für fähig hielten, die Ord-

nung zu erhalten, die Religion wiederherzustellen und die Industrie zu schützen. Auf der andern Seite war die Bewegungspartei nicht ohne Regsamkeit, Talent und Kraft, aber die Reaction hatte begonnen, der Geist der Zeit war gegen sie; das Volk war zur Ruhe und zum Bewußtsein gekommen und wies Alles von sich, was die tragischen Scenen einer neuen Revolution hätte herbeiführen können. Das Hauptorgan dieser Partei war „La décade philosophique" und Ginguené, Chénier, Cabanis, Benjamin Constant und Say arbeiteten daran. Ihr Journal wurde bald unterdrückt, da man es aufrührerischer Zwecke beschuldigte. Die Conservativen erfreuten sich einer längern Frist und die Presse noch bis zum Jahre 1807 eines gewissen Anscheins von Freiheit; aber in dem genannten Jahre wurde ein Artikel Chateaubriand's, worin er von Nero und Tacitus sprach, für den „Mercure" verhängnißvoll, während das „Journal des débats", in das „Journal de l'empire" verwandelt, den Händen der Eigenthümer (Gebrüder Bertin) entzogen und der Leitung officieller Herausgeber anvertraut wurde. Hierunter war Herr Etienne, Verfasser des Lustspiels „Les deux gendres", ein Mann von Takt und Talent, der seitdem Leiter und Eigenthümer des „Constitutionnel", Mitglied der Akademie und Pair von Frankreich geworden ist!

Von da an bis zum Einzuge der Verbündeten in Paris gab es nur eine der Erwähnung würdige Zeitung, den „Moniteur", der zu einer philosophischen Abhandlung über den Despotismus hinlängliches Material darbietet. Der Text war: „Macht verleiht Recht", und die sinnreichsten Erläuterungen wurden dazu gegeben. Der Herausgeber war Herr Sauvo, der duldwillige Knecht aller dynastischen Veränderungen bis zur Julirevolution. Man erzählt davon folgende Anekdote: Die letzte Nacht vor dieser Revolution wurde er plötzlich zum Minister beschieden, der die Ordonnanzen in seine Hand niederlegte. Er überflog sie, aber anstatt seinen Bückling zu machen und das Zimmer sogleich, wie gewöhnlich, zu verlassen, zauderte er und stand, die Thüre in der Hand, ängstlich, als ob er etwas sagen wolle. „Nun, Herr, sind Ihre Instructionen nicht deutlich?" „Monseigneur", erwidert Herr Sauvo, „ich habe so viele Erfahrungen gemacht, ich habe so manche Verwaltungen kennen gelernt" — „So müssen Sie", brach der Fürst los, „in dieser Zeit gelernt haben, daß Sie nichts zu thun haben, als zu gehorchen. Ich wünsche Ihnen einen guten Abend." Damit schloß sich die Thür und das Schicksal der herrschenden Dynastie war entschieden.

Als Napoleon im Jahre 1814 abdanken mußte, nahmen die Bertin ihr altes „Bureau de rédaction" wieder ein und waren die ersten, das niedergeworfene Banner des Journalismus wieder zu erheben. Dieser hatte jedoch, auch nach dem abermaligen Sturze seines Unterdrückers, einen schweren Stand und mußte durch eine Reihe von Einschränkungen, von Martignac locker gelassen, oder von Villèle und Peyronnet angespannt, sich durchkämpfen. Das hauptsächlichste royalistische Journal war der „Conservateur", unter Chateaubriand, Bonald, Lamennais, Clausel de Coussergues u. s. w. Mit Geschick wurde es in der „Minerve" von Constant, Etienne, Jouy, Arnault und Andern bekämpft, welche sich zu liberalen und constitutionnellen Grundsätzen bekannten. Comte und Dunoyer vertheidigten im „Censeur" tapfer Das, was sie für Freiheiten hielten, und hatten deshalb viele Verfolgungen zu erdulden, besonders Comte, der mehre Jahre verbannt war. Aber die Macht der Presse entwickelte sich nicht eher, oder wurde nicht eher bemerkt, als nach der spanischen Invasion 1823, wo die verschiedenen und vorher niedergehaltenen Elemente der Opposition, wie nach einer schweigenden Verabredung, zu einem festen Körper sich bildeten. Chateaubriand zeichnete sich damals gegen Villèle, seinen frühern Collegen, in den Spalten des „Journal des débats" aus. Der „Constitutionnel" machte sich zu gleicher Zeit bekannt durch Takt, richtigen Sinn und die Klarheit, womit er politische Wahrheiten dem allgemeinen Verständniß zugänglich machte. Die vorzüglichsten Mitarbeiter daran waren die Herren Etienne, Buchon, Felix, Baudin, Jay, de Pradt und Thiers. Auch die Doctrinaires traten damals im „Courrier français" heftig gegen die Verwaltung auf, wurden durch Guizot und seine erste Gemahlin, eine Frau von großen und mannichfaltigen Fähigkeiten, repräsentirt und von dem Geschichtschreiber Mignet, der zugleich mit Thiers von Manuel befördert wurde, unterstützt. Der im Jahre 1824 gegründete „Globe" gewann großen Einfluß, nachdem die Herren Sainte-Beuve, Dubois, Tanneguy, Duchatel, Jouffroy und Damiron, Vitet, de Rémusat, Duvergier de Hauranne, eine Zeit lang auch Thiers sich zusammengethan, um seine Spalten zu füllen.

Diese unzweifelhaft talentvollen Männer — sagt der Reviewer — hatten damals Vortheile voraus, die jetzt nur noch wenige von ihnen besitzen — hohe Erwartungen, warmes Gefühl, und die Kraft, die Elasticität und Lebendigkeit der Jugend.

Im Jahre 1827 riß endlich Herrn Villèle die Geduld und er stellte das Censoramt wieder her. Aber Herr von Salvandy wußte einen Ausweg; er schleuderte wöchentlich ein Pamphlet oder ein ganzes Bündel Pamphlets in die Welt, welche genug Seiten umfaßten, um vor der Operation der Censurgesetze geschützt zu sein. Seine „Lettres à la giraffe" wurden in dieser Weise veröffentlicht und erfreuten sich einer großen Verbreitung. Auch darf hier Béranger mit seinen Liedern und Paul Louis Courier mit seinen Pamphleten nicht vergessen werden. Herr Villèle fiel und Martignac folgte ihm, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als den Journalisten die Fesseln lockerer zu machen; doch gelang es ihm nicht, ihre Gunst zu erwerben, und nach der Ansicht des Reviewers begingen die Doctrinaires damals denselben Fehler wie jene von der Partei der Tories, welche den Herzog von Wellington im Jahre 1830 stürzten, sie halfen — wir sprechen hier abermals nur die Ansicht des Reviewer aus — ein gemäßigtes, constitutionnelles und wahrhaft conservatives Gouvernement stürzen, um eine Krisis zu beschleunigen, welche in beiden Ländern die Monarchie bis

zum Grunde erschütterte. Der Reviewer legt dem im Jahre 1829 von Carrel, Mignet, Sautelet und Thiers gegründeten „National" Wichtigkeit genug bei, um ihm einen großen Antheil an der Beschleunigung jener Krisis zuzuschreiben. Man habe, sagt er weiter, die Männer des „National" republikanischer Gesinnungen angeklagt, aber damit sei man zu schnell gewesen. So habe Carrel eines Tages, auf Cousin's Frage: was man denn nach dem Sturze der legitimen Monarchie an ihre Stelle setzen wolle, geantwortet: „Bah! mon cher Cousin, nous mettrons en place la monarchie administrative." Carrel's administrativer König ist mehr ein Präsident als ein König, und zu diesem Präsidentenposten war der Herzog von Orleans als Candidat im voraus auserseheu.

Der weitsichtige Reviewer behauptet nun, der Stand der Dinge in Frankreich sei der Art gewesen, daß die Regierung etwas habe unternehmen müssen, gleichsam einen Kampf auf Tod und Leben, einen coup d'état, und hierüber hätten die weisesten Staatsmänner Europas übereingestimmt. Das Fehlschlagen der Maßregel sei nur Folge der Unklugheit und Unentschlossenheit Derer gewesen, welche sie entworfen hatten. Die Pressen seien durch die Ordonnanzen vier Tage lang um ihre tägliche Lesenahrung gekommen, die ihnen so nothwendig sei wie das tägliche Brot, und das habe den allgemeinen Groll noch vermehrt. Die Prüfungsbureaux nämlich konnten erst vier Tage nach dem Erscheinen der Ordonnanzen eingerichtet sein. Hätte man während dieser Zeit des viertägigen journalistischen Stillstandes mehr zu lesen gehabt, so würde man vielleicht seinen Groll ausgelesen und ausraisonnirt haben. Und doch gestand der Reviewer früher, daß es einen Kampf auf Tod und Leben gegolten habe, wie kann er nun zu einem so äußerlichen Motive seine Zuflucht nehmen? Noch führt er an, daß die Ordonnanzen Montag früh erschienen und daß die Drucker jeden Montag Abend feiern, so daß sie dadurch in den Stand gesetzt waren, ihre Maßregeln unverzüglich zusammenzubrauen. Wir können voraussetzen, daß die großen Ereignisse der Julitage und die Stellung, welche die Journale und Journalisten zu diesen Ereignissen einnahmen, unsern Lesern noch in zu gutem Gedächtniß sind, als daß wir uns hier veranlaßt sehen könnten, die Betrachtungen des Reviewer über jenen Zeitpunkt mitzutheilen. Er widmet auch Armand Carrel mehre Seiten, jenem Heros der Journalistik, von welchem unser Engländer sagt, er habe, Ludwig's XIV. Ausspruch parodirend, ausrufen können: „Le National, c'est moi!" Carrel's Ansicht vom droit commun — heißt es weiter — „scheine auf eine Verwaltung gezielt zu haben, welche die Rechte aller Glieder der Volksgemeinde respectire, kurz, auf eine gute Verfassung, wie die von England war." Man sieht, daß unser Engländer ein echter und rechter Anhänger des Torysmus ist, wenn wir ihn auch, neben Schärfe der Auffassung, einen gewissen Grad von Unparteilichkeit, wenigstens in Bezug auf französische Verhältnisse, nicht absprechen dürfen. Der Brite ist, selbst wo er als Parteimann auftritt, immer ein gründlicher Parteimann, der seiner Sache mit Facten, statt mit glänzenden Redensarten, zu Hülfe kommt. Aber unser Reviewer denkt wie der Spießbürger in Göthe's „Faust": Mögen die Völker — oder vielmehr die Zeitschriften der Völker — aufeinander losschlagen, nur zu Hause bleib's beim Alten!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*Τραγούδια ῥωμαϊκά.* Neugriechische Volksgesänge. Original und Übersetzung. In Zusammenstellung mit den uns aufbewahrten altgriechischen Volksliedern. Von J. M. Firmenich. Berlin, Heymann. 1840. 8. 20 Gr.

Gewissen Vorurtheilen, namentlich der Gelehrten und Stockphilologen, die an dem Alten hängen und sich davon nicht wollen abbringen lassen, muß man auf jede mögliche Weise entgegentreten; etwas hilft es am Ende doch, denn: Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo! So wollen unsere Hellenisten, unsere Gelehrten überhaupt, nichts von den Neugriechen, von der neugriechischen Sprache und Literatur wissen; für sie gibt es nur ein altes Griechenland, und gewiß wäre es ihnen gar nicht unlieb, wenn man die Neugriechen, d. h. die heutigen Bewohner des alten Griechenlands, so ohne Weiteres, wie bereits geschah, zu Slawen machen könnte. Allein dazu ist namentlich in ihrer Sprache und, um nicht gerade von der neugriechischen Literatur überhaupt zu sprechen, in ihrer Volksdichtung ein zu starkes altgriechisches Element, als daß man ernstlich mit jener Hypothese durchkommen zu können glauben dürfte. Diese Wahrheit von der innern Verwandtschaft der neugriechischen Volkspoesie mit der altgriechischen hat denn nun auch Hrn. Dr. Firmenich zu dem vorliegenden Büchlein veranlaßt, insofern es ihm darum zu thun war, „die Volkspoesien der Neugriechen mit Hinweisung auf die uns aufbewahrten altgriechischen Volkslieder oder Fragmente derselben in gedrängter Kürze zu beleuchten", und „durch diese Zusammenstellungen der alt- und neugriechischen Volkslieder, paradoxen Behauptungen gegenüber, darzuthun, daß die Volkspoesie der Neugriechen als ein noch lebender und frischer Sprößling des alten griechischen Stammes zu betrachten sei, und daß das Studium derselben mehr, als es bisher geschehen, gefördert zu werden verdiene, um dem einst so gewaltigen Genius der alten Griechen bis auf die heutige Stunde folgen zu können". Dies Letztere würde seine Anwendung nun auch auf die Sprache der Neugriechen selbst leiden können und müssen, da der Verf. auch in dieser Beziehung nur zu Recht hat, wenn er sagt, daß „die heutigen Griechen in geistiger Hinsicht die wiederum zu Kindern gewordenen Greise ihrer großen Nation" seien. Den obgedachten Zusammenstellungen, in den Originalien und in (treuen und ziemlich gefälligen und leichten) Übersetzungen, geht eine Einleitung voraus, worin historische Erläuterungen, in Ansehung der sogenannten Klephtenlieder, gegeben werden. Bei den Zusammenstellungen selbst ist auf die verschiedenen Arten der neugriechischen Volkspoesie Rücksicht genommen werden; auch hat der Verf. für Erklärung der einzelnen Lieder, in sprachlicher und sachlicher Hinsicht, Sorge getragen. Mit der Auswahl der hier mitgetheilten neugriechischen Gedichte, sowie mit der Zusammenstellung mit altgriechischen Gedichten, kann Ref. darum nicht in allen Beziehungen einverstanden sich erklären, weil manche der neugriechischen, sowie der altgriechischen Gedichte an und für sich gar keine eigentlichen Volkslieder sind, mithin der Verf. theils von vornherein, theils in der Parallelisirung mitunter etwas gewaltsam verfahren ist. Der Umstand, daß dabei die bereits unter uns bekannten Sammlungen neugriechischer Volksgesänge (von Fauriel) und anderer Gedichte (von Christopulos) benutzt worden sind, kann dem Verf. des Werkchens nicht zum Vorwurfe gemacht werden, ebenso wenig daß er in einem Anhange Gedichte von Alexandros Sutsos u. A., die freilich theilweise ebenfalls unter uns bekannt sind,

in der Absicht, „um die äußerst karge Zahl von Chrestomathien der neugriechischen Poesie in Deutschland einigermaßen zu vermehren", mitgetheilt hat. Dagegen ist zu bemerken, daß die in diesem Anhange mitenthaltenen zwei Gedichte aus der griechischen Revolution vom J. 1821—23 jedenfalls Volksgedichte sind. In dieser Beziehung und auch sonst in Betreff der Erläuterungen zu den einzelnen Gedichten wäre eine strengere Sichtung und bessere Ordnung zu wünschen gewesen. Schließlich erwähnen wir noch, daß der Verf. einige Winke über den Zustand der moldau-walachischen Literatur gegeben hat, und daß er das gegenwärtige Werkchen zugleich als einen Vorläufer einer größern Sammlung neugriechischer Volksgesänge, in der Ursprache nebst Wörterbuch und mit stetem Rückblick auf das althellenische Idiom, betrachtet wissen will. Möge er auf dieses Werk nicht zu lange warten lassen und möge das vorliegende Werkchen Liebe für die Literatur der Neugriechen, die sie verdient, auch in Deutschland in reichem Maße erwecken! 17.

## Notiz.

### Die Indianer in Nordamerika.

Eine interessante Bildersammlung ist gegenwärtig in London zu sehen, in der Egyptian Hall, wo auch das in seiner Art einzige Modell der Schlacht von Waterloo sich befindet. Es sind über 300 Portraits nordamerikanischer Eingeborenen und gegen 200 Landschaftsgemälde, welche die von ihnen durchstreiften Gegenden, ihre Dörfer, Scenen aus ihrem Nomadenleben und dgl. zu Gegenständen haben. Sie sind das Werk eines nordamerikanischen Malers, Catlin, der mehre Jahre unter jenen verfolgten Stämmen verweilte und seine Sammlung der englischen Regierung zu verkaufen beabsichtigt. In besondern Vorlesungen theilt er sehr wichtige, leider meist traurige Einzelnheiten über seine Freunde, „die Wilden", mit, die ihn jederzeit aufs herzlichste aufnahmen, gastfreundlich pflegten und leiteten, und denen die Civilisation mit unausbleiblicher Vernichtung droht. Mit Wehmuth betrachtet man seine Portraits; die meisten stellen Personen dar, die durch das Schwert, den Branntwein und die Blattern der Civilisation bereits gefallen sind. Durch die letztern wurde vor wenigen Jahren ein ganzer Stamm von 2000 Personen, die Mandaren, ausgezeichnet vor ihren Nachbarn durch Stärke und Schönheit, völlig ausgerottet. Der Hunger brachte Tausenden schon dasselbe Loos und Catlin befürchtet, daß nur zu bald dieses Unglück auch über die 250,000 Bewohner der jetzt noch so reichen westlichen Steppen zwischen dem Missuri und den Rocky Mountains hereinbrechen wird. Taub gegen den Rath der Vorsicht, sobald ihnen der weiße Händler von Branntwein spricht, wüthen diese Stämme jetzt gegen die Büffel, die, zweckmäßig gejagt, ihnen auf lange Zeiten Nahrung und Kleidung geben könnten, während, wenn fortwährend 150—200,000 von denselben jährlich um ihrer Häute willen getödtet werden, binnen 10 Jahren zweifelsohne gänzlicher Mangel sein wird. Wer wird ihnen über ihre verderbliche Unbedachtsamkeit die Augen öffnen? Die Bürger der Vereinigten Staaten schwerlich. Diese haben in den letzten vier Jahren 36 Millionen Dollars darauf verwandt, einen eingeborenen Volksstamm, die Seminolen, auszurotten. Als Meister im Blutwerke hat man vor kurzem Bluthunde, die von der Insel Cuba geholt wurden, gegen sie geschickt. Der commandirende General wollte den Oberbefehl nicht länger behalten, wenn man ihm diese Maßregel nicht erlaubte. „Der Mensch", sagt unser edler Schiller, „kann sich auf eine doppelte Weise entgegengesetzt sein: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen, oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur; aber, verächtlicher als der Wilde, fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu sein!" 48.

## Literarische Anzeige.

### Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1840 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Beschluß aus Nr. 207.)

*60. Ein Wort über animalischen Magnetismus, Seelenkörper und Lebensessenz; nebst Beschreibung des ideo-somnambülen Zustandes des Fräuleins Therese von B—y zu Vasarhely im Jahre 1838, und einem Anhang. Beobachtet, geschrieben und gegeben von *Franz Graf von Sz....y.* Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

61. Zinkeisen (Joh. Wilh.), Leben des Generals Marquis de Lafayette. Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

Ein großer Theil des Werks ist bereits gedruckt und ich hoffe durch den Verfasser in den Stand gesetzt zu werden, es noch in diesem Jahre ausgeben zu können. Es sind alle vorhandenen Materialien für diese Biographie benutzt worden.

---

Außer den unter Nr. 6, 26, 28 und 34 bereits erwähnten Schriften wurden in der letzten Zeit noch die nachstehenden im Preise ermäßigt:

Döbel (H. W.), Neueröffnete Jägerpraktika. Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen, Plänen und Vignetten. (82 Bogen.) Gr. 4. 10 Thlr. Jetzt für vier Thaler.

Jester (F. E.), Über die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber. Neue, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Vier Theile. (73 Bogen.) Gr. 8. 5 Thlr. Jetzt für zwei Thaler.

Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite, vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Kupfern und Musikbeilagen. (172 Bogen.) Gr. 8. 11 Thlr. Jetzt für fünf Thaler.

Wer sich zur Anschaffung dieser drei Werke auf einmal entschließt, dem werden dieselben, die im Ladenpreise 26 Thlr., im herabgesetzten Preise aber 11 Thlr. kosten, für zehn Thaler abgelassen.

---

Ich debitire nachstehende Artikel aus dem Verlage von J. A. Merklein in Paris:

Jongleurs et trouvères, ou choix des saluts, épitres, rêveries et autres pièces légères des 13ième et 14ième siècles, publié pour la première fois, par *Achille Jubinal*; d'après les manuscrits de la bibliothèque du roi. Gr. 8. Paris. 1835. 1 Thlr. 16 Gr.

*Pellico de Saluces (Silvio)*, *ΠΕΡΙ ΤΩΝ ΧΡΕΩΝ ΤΟΥ ΑΝΘΡΩΠΟΥ*. Des devoirs des hommes. Discours à un jeune homme. Traduit de l'italien en grec moderne par Cébès de Thèbes. 12. Paris. 1835. 16 Gr.

*Percheron (A.)*, Monographie des passales et des genres qui en ont été séparés. Accompagnée de 7 planches dessinées par l'auteur, ou toutes les espèces ont été figurées. Gr. 8. Paris. 1835. 2 Thlr.

*ΘΕΟΦΥΛΑΚΤΟΣ*. Theophylacti Simocattae quaestiones physicas et epistolas ad codd. recensuit versione Kimedonciana et notis instruxit *Jo. Franc. Boissonade*. Gr. 8. Paris. 1835. 3 Thlr.

---

Im Verlage von August Campe in Hamburg ist erschienen und, sowie auch der ältere Verlag dieser Handlung, durch mich zu beziehen:

Grundriss der freien Stadt Hamburg. Entworfen von *K. F. Bernhardt*, mit Nachträgen von *B. Kerner* und *F. E. Schuback*. Mit einer Übersichtstabelle. Gr. Royalfolio. (Hamburg.) 1 Thlr. 12 Gr.

---

Mein sorgfältig gearbeiteter und mit einem Autorenregister versehener

**Verlagskatalog,**

welcher durch einen vierten Nachtrag bis Ende 1839 vervollständigt wurde, ist von jeder Buchhandlung zu erhalten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 212. — 30. Juli 1840.

## Frankreichs periodische Presse.

(Fortsetzung aus Nr. 211.)

Der Reviewer liefert hierauf eine Charakteristik der gegenwärtigen Journalistik Frankreichs, woraus wir das Hauptsächlichste mittheilen, da wir uns nicht erinnern, je eine umfassendere gelesen zu haben. Er nennt Carrel das einzige geregelte Glied an der periodischen Presse Frankreichs und rühmt sein Talent als eins vom ersten Range, zumal da es mit der größten Unbescholtenheit verbunden gewesen sei. Mit seinem Tode verlor der „National" seine Lebenskraft und wurde seitdem meist von Schriftstellern bedient, deren Talent, literarisches Ansehen und persönliche Autorität gering waren, mit Ausnahme von Souvestre, dem Verf. von „Riche et pauvre", einem Roman, welchen der Reviewer eine der besten modernen Erscheinungen auf dem novellistischen Gebiete nennt. Seine Principien sind republikanisch. Von den übrigen republikanischen Journalen ging die „Tribune" bekanntlich ein, während das ultra-demokratische Journal „Le bon sens" noch besteht, aber keiner großen Verbreitung genießt.

Auf der entgegengesetzten Seite rühmt sich das „Journal des débats" des größten Einflusses. Die beiden Bertin de Vaux sind noch die Eigenthümer. Der ältere Bertin ist nomineller Director, aber sein Sohn, jetzt französischer Pair, hat die eigentliche Geschäftsführung. Beide sind Leute von Verstand und Talent, aber selbst schreiben sie nicht; es läßt sich auf sie anwenden, was man zur Vertheidigung der Königin Elisabeth gesagt hat. Man wollte an ihrer Regierung tadeln, daß alle großen Thaten und weisen politischen Maßregeln nicht ihr, sondern ihren Ministern den Ursprung verdankten, und man bekam zur Antwort, daß eben in der Wahl guter Minister die Superiorität der Königin zu erkennen sei. Der Reviewer erwähnt dies nicht ohne Absicht, denn er schaltet in einer Parenthese ein: es sei zu hoffen, daß zu irgend einer oder der andern Zeit auch die Königin Victoria auf dieselbe Weise zu vertheidigen sein werde. Die vorzüglichsten Lieferanten auf politischem Gebiete sind für die „Débats" die Herren St.-Marc Girardin, de Sacy und Michel Chevalier. Der Reviewer charakterisirt sie folgendermaßen:

Herr Girardin, Rath an der Universität, Professor der Literatur an der Sorbonne und einige Jahre Mitglied der Kammer, ist Verfasser eines guten Werkes über Deutschland („Notices sur l'Allemagne") und schreibt in einem gefälligen, behenden und lebhaften Styl, mit Gefühl und Einsicht. Herr von Sacy, Sohn des berühmten Orientalisten gleichen Namens, ist ein ruhiger, ehrbarer, anspruchsloser Schriftsteller, in einer weniger mannichfaltigen und lebhaften, aber discretern, zusammenhängendern und in sich festern Weise als Herr Girardin. Herr Chevalier ist Verf. eines trefflichen Werkes über Amerika, welches würdig ist, dem des Herrn von Tocqueville an die Seite gesetzt zu werden, obgleich nichts voneinander verschiedener sein kann als ihre Plane. Er war Herausgeber des „Globe", als dieser in die Hände der St.-Simonisten kam; auch ist er noch immer von einigen ihrer mindest tadelnswerthen Doctrinen angesteckt.

Andere Mitarbeiter an diesem Journal sind oder waren: Herr Villemain, Pair von Frankreich; de Bourqueney, Secretair bei der französischen Gesandtschaft zu London; der Abbé Feletz; Leclerc; Löwe-Weimars und Cuvilier Fleury. Die Eigenthümer waren ursprünglich reine Royalisten; ihre Meinungen haben indeß seit der Restauration manche Änderungen erfahren und gegenwärtig sind sie, allem Anscheine nach, mit einem Könige von Barrikaden Gnaden vollkommen zufrieden. Der literarische Theil des Journals ist bekanntlich in den Händen Jules Janin's, des populairsten unter den lebenden Feuilletonisten, der, nach dem Ausdrucke unsers Briten, eine Armee, eine Epoche, eine Dynastie, eine „puissance" in sich selbst ist. Weiterhin charakterisirt er ihn, wie folgt:

Ist irgend ein gebildeter Mann in Europa, der diesen unbesorgten, gedankenlosen, unsteten, vagabundirenden, muntern, gutlaunigen, fruchtbaren, phantasievollen und empfindsamen Schriftsteller, dieses enfant gâté d'un monde qu'il gâte nicht gern läse? Gibt es in Paris irgend einen Schauspieler, Tänzer, Sänger, Schauspielschreiber, der nicht vor ihm erzitterte? Man darf ihn nicht nach seinen Romanen beurtheilen; er kann kein Buch schreiben; er hat keine Stetigkeit, keine Fähigkeit, an einer Idee, einem System, einer Doctrin oder einem Plane sauertöpfisch festzuhängen. Er ist wie ein Kind, welches den Fußpfad verläßt, um eine Blume zu pflücken, oder einen Schmetterling zu haschen; so schlendert er umher, kommt aber mit so vielen hübschen Sächelchen zurück, daß wir keine Neigung in uns spüren, uns über ihn zu ärgern.

Der „Constitutionnel" zählte noch vor wenig Jahren mehr als 20,000 Subscribenten; das war damals, als die schon früher erwähnten Schriftsteller für ihn thätig waren und gegen die Jesuiten und den Hof Krieg führten. Seit 1830 ist er so empfindlich gesunken, daß es Mode geworden ist, zu sagen: „On se désabonnait au

Constitutionnel." Aber als gelegentliches Organ Dupin des Ältern hat er immer noch eine beträchtliche Wichtigkeit, und unter Molé gewann er durch die Beiträge des Herrn Thiers die Aufmerksamkeit des Publicums.

Der „Courrier français" focht Seite an Seite mit dem „Constitutionnel" gegen die Monarchie der Restauration. Seit der Revolution lehnt er sich an die Partei oder die Parteien Dupont's de l'Eure und Odilon-Barrot's. Auch Guizot ist als Mitarbeiter genannt worden. In seinen besten Tagen war Herr Chastelain, ein rechtschaffener obgleich schwerfälliger Schriftsteller, der Herausgeber. Seit dessen Tode liefert Herr Foucher die leitenden Artikel.

Bekannt ist die getrennte Meinung der royalistischen oder legitimistischen Partei, deren eine Halbscheid hauptsächlich die „Gazette de France", die andere die „Quotidienne" repräsentirt. Der Hauptlieferant für die letztere war Michaud, der Akademiker, Verfasser der „Geschichte der Kreuzzüge", ein Mann, der sich schlecht für die Vertheidigung einer Sache schickt, die vorzüglich auf dem Glauben beruht. Man vermuthete, daß er von den Herren Berryer, Laurentin, dem Herzoge von Valmy und dem Vicomte Lostanges mit Beiträgen und Notizen unterstützt wurde. Der allgemeine Ton dieser Zeitung ist nachlässig, höhnisch und cavaliermäßig, mit einem Beischmack von dem französischen Gentlemanstone des ancien régime. Die „Gazette de France" bildet hierzu den vollkommensten Gegensatz. Tiefe Ehrerbietigkeit, Beharrlichkeit im Zweck, genaue Beachtung der durch den Anstand gezogenen Linien (mit einiger Ausnahme von Wahrhaftigkeit) sind für diese Zeitung charakteristisch; auch hält sie an dem jesuitischen Grundsatze fest, daß der Zweck die Mittel heilige. Ihre Deutung der vergangenen Geschichte Frankreichs scheint die zu sein, daß die alte Monarchie Gleichheit der Rechte für alle Classen garantirt habe, und sie anticipirt die Geschichte, indem sie ihren Lesern die Versicherung gibt, daß diese Quelle von Glückseligkeit sehr bald wieder eröffnet sein werde. Die Restauration wird zuversichtlich auf morgen festgestellt oder auf die nächste Woche oder auf Montag über 14 Tage, was aber gewiß der letzte Termin ist; und wenn die Vorhersagung nicht eintrifft, so versichert sie, daß sie nach allen Regeln der Vorhersagekunst hätte eintreffen müssen; ebenso wären die Franzosen bei Waterloo geschlagen worden, obgleich sie nach allen Regeln der Kriegskunst nicht hätten geschlagen werden sollen. Die Mitarbeiter sind zugleich warme Anwälte des allgemeinen Wahlrechts, indem sie mit Coleridge glauben, daß die Ehrfurcht vor alten Formen und Institutionen nur noch in den niedern Classen zu finden sei. Der Hauptschriftsteller für die „Gazette" ist der Abbé (früher Baron) de Genoude. Übelwollende versichern, daß er ursprünglich Genou hieß, und daß er das de vorn und hinten angehängt habe. Daher das Witzwort: „Il a mis à son genou deux charnières, pour mieux le fléchir." Er hat auch sein Knie oft recht gut zu beugen gewußt und ist darüber erstaunlich reich geworden; man schätzt sein jährliches Einkommen auf nicht weniger als auf 70 — 80,000 Francs, denn der legitimistische Adel ist reich und großmüthig zu gleicher Zeit. Der Absatz der legitimistischen Zeitschriften gibt kein Urtheil für ihre Circulation, seitdem es Ton geworden ist, daß jedes Mitglied dieser Partei für eigenen Bedarf subscribirt.

„Le monde", unter Beihülfe der Mad. Dudevant von Lamennais 1837 gegründet, und „La paix" haben aufgehört; der „Commerce" ist gegenwärtig Mauguin's Organ, und der „Temps", von dem Barrikaden-Helden Jacques Coste gestiftet und mehre Jahre sehr geschickt geleitet, ist von oder für Herrn Conil gekauft worden, der sich seiner in eben dem Maße bedient wie Herr Mauguin des „Commerce".

Ausführlicher beschäftigt sich unser kritischer Geschichtschreiber der französischen Journalistik mit der „Presse", jener Zeitung, welche eine vollständige Revolution im Journalwesen herbeiführte, indem sie um die Hälfte des gewöhnlichen Journalpreises geliefert wurde. Der Reviewer erklärt, daß die Lage und der Charakter des Stifters, E. de Girardin, schwer zu beschreiben seien; so viel sei ausgemacht, daß er ein seltener Speculant sei und vielleicht verschulde er seine große Unpopularität gerade dadurch, daß er den Erfolgen anderer Speculanten im Wege gestanden habe. Daß er Armand Carrel im Duell getödtet habe, sei mehr ein Misgeschick als sein Fehler gewesen. Aber so sehr sei durch die Gründung seiner neuen Zeitung und durch Carrel's Tod das Vorurtheil gegen Girardin erregt worden, und so mächtig sei der Einfluß der französischen Journalistik, wenn sie sich gegen irgend Wen oder Was, Gutes oder Böses, zusammenthue, so gewaltig sei die Macht des populairen Geschreis, der Leidenschaft oder Laune in Frankreich, daß Girardin auf allgemeinen Zuruf aus der Kammer ausgestoßen worden sei, weil er keinen genau documentirten Beweis von einem Factum, wogegen doch bei Keinem ein moralischer Zweifel stattfand, beibringen konnte. Das Journal ist übrigens, nach unsers Engländers Ausdruck, artig und hinlänglich unterhaltend, wenn es ihm auch an aller Festigkeit und Beständigkeit fehlt. Es stand lange oder steht noch in dem Geruche, Organ des Königs, ohne deshalb Organ der Verwaltung zu sein; das ist etwas ganz Verschiedenes. Der Hauptmitarbeiter ist Herr Granier de Cassagnac, ein kecker, paradoxer, fertiger und leichtfertiger Schriftsteller, von welchem meist der politische Inhalt des Journals herrührt. Die literarische Abtheilung ist reich an berühmten Namen; Dumas und Balzac haben einige ihrer Romane stückweise in der „Presse" mitgetheilt. Am meisten ziehen die Beiträge der Madame de Girardin (Delphine Gay), unter der Signatur des Vicomte von Launay, die Subscribenten an, und nichts kann gewandter und reizender sein als die Manier, in welcher sie ihr wöchentliches Summarium von literarischem, musikalischem, artistischem, fashionablem und gesellschaftlichem Geschwätze zurichtet. Ihr Lustspiel „Die Journalistenschule" schrieb sie, um ihren Gatten an seinen Widersachern und Verleumdern zu rächen.

Der „Siècle", an Wohlfeilheit des Abonnements mit der „Presse" wetteifernd, ist bekanntlich ein eifriger Anwalt der ausgedehntern Wahlfreiheit, genießt einer großen Verbreitung und steht unter Odilon-Barrot's Controle. Die politischen Artikel schreibt Herr Chambolle, Mitglied der Deputirtenkammer, der eine gewisse Bedeutung durch die allgemeine Annahme gewinnt, daß er ein Vermittelungsmedium oder ein Verbindungsglied zwischen Herrn Barrot und Herrn Thiers bildet. Die literarische Partie des Journals contrastirt seltsam mit der politischen; die eine athmet, wie Barrot's Reden, eine reine, ernste Sittlichkeit, die andere eine strafbare Sittenschlaffheit und Indifferenz. Man hört, daß die literarischen Mitarbeiter des „Siècle" in derselben Weise auch für den „Charivari" schreiben; das aber ist eben keine Schule, in welcher ein Schriftsteller Art und Sitte lernen kann.

Auf den „Charivari" ist der englische Berichterstatter überhaupt nicht gut zu sprechen.

Diese Art Zeitungen, wie der „Charivari" — sagt unser Engländer — machen sich zum Geschäft, Alles zu verspotten und auf die lächerliche Seite zu wenden. Wenn ein berühmter Mann eine schwache Seite oder ein Gebrechen hat, ein geistiges oder körperliches, so spüren sie es aus; ist irgend eine berühmte Frau eines faux pas verdächtig geworden, so schwatzen sie davon. Wehe dem Sachwalter, welcher eine zärtliche Vorliebe für ländliche Vergnügungen blicken läßt, und Wehe dem Deputirten, welcher schielt! Die wahre oder erdichtete Ähnlichkeit, welche Louis Philipp's Kopf mit einer Birne haben soll, war eine Erfindung Philipon's, eines der unverschämten Illustratoren des „Charivari", und machte dem Könige mehr Plage als alle Attentate auf sein Leben. Die famösen Septembergesetze verdanken ihre Entstehung ebenso sehr der Birne wie dem Fieschi.

Desnoyers, Verf. von artigen Vaudevilles und Melodramen, war der Gründer des Blattes, Altaroche und Cler sind Mitherausgeber. Die meisten der pariser Witzlinge steuern bei und Philipon und Grenville liefern die Illustrationen. Die allgemeine Tendenz ist demokratisch, doch hütet man sich wohl, die legitimistische Partei zu beleidigen, da diese wegen der Witzhiebe gegen den König fleißig auf das Blatt subscribirt. Der „Charivari" war auch gleich dabei, Maroto's Verrätherei zu brandmarken, und steht deshalb bei den Karlisten in großer Gunst. Der „Corsaire", der „Figaro" und verschiedene andere Blätter gehören in dieselbe Kategorie. Um die Wirkung dieser Zeitschriften genau zu würdigen, sagt unser englischer Gewährsmann, muß man den pariser Volkscharakter im Auge behalten. Wir sind überzeugt, daß durch das Lächerliche, welches in redlichen Händen ein Zeuge der Wahrheit ist, bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesinnung in Paris Alles, was groß, gut, rein, wahr und heilig ist, heruntergesetzt, beschmuzt, verdächtigt und entheiligt werden dürfte oder bereits ist. Auch einige von unsern Sonntagsblättern sind in jeder Hinsicht schlecht genug, aber auch aus allen anständigen Häusern verbannt; in Paris dagegen liest Jedermann den „Charivari". Ja, diese Zeitschriften sind nicht einmal hinreichend, man publicirt jetzt monatliche Flugschriften, die aus denselben Stoffen wie das genannte Blatt bereitet und mit dem Namen der Verfasser versehen sind. Dieser Art sind: „Les guêpes", von Alphonse Karr; „Les papillons noirs", vom Bibliophilen Jacob; und „Les personnalités", von A. Peyrat.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Spontini und die große Oper in Paris.

Es ist aus den Zeitungen bekannt, daß die große Oper in Paris vor kurzem die seit vielen Jahren ruhende Spontini'sche Oper: „Ferdinand Cortez" wieder zur Aufführung bringen wollte, Spontini aber dagegen Einsprache thun ließ und sich an das Handelsgericht wendete. Dieses gab dem Componisten Gehör und verbot der Oper die Aufführung des „Ferdinand Cortez" mit Androhung einer Strafe von 6000 Francs für jeden Contraventionsfall. Die Oper zahlte die Strafsumme, führte „Ferdinand Cortez" auf, appellirte aber auch wegen jenes Urtheils des Handelsgerichts. Am 23. Juni wurde nun dieser merkwürdige Streit im Beisein eines außerordentlich zahlreichen Publicums vor dem königlichen Gerichtshofe verhandelt.

Der berühmte Advocat Chair d'Est-Ange vertheidigte die Administration der Oper und sprach:

„Wir werden Sie von einer Theatergeschichte unterhalten, aber die Sache ist im Grunde für die große Oper von der höchsten Wichtigkeit. Von Seiten Spontini's ist es bloßer Eigensinn. Das genus irritabile vatum begreift nicht blos die Dichter, sondern auch die Componisten und Alle, die Phantasie und Eitelkeit nöthig haben, und Spontini besitzt, bei großem Talente, sehr viel Eitelkeit."

„Weil das Publicum seine Werke jetzt ziemlich kalt aufnimmt, weil sich die Administration der Oper nicht beeilt, die achtbaren Erzeugnisse eines noch rüstigen Alters anzuschaffen, erzürnt sich Spontini gegen uns; er sieht überall Feinde. Niemand läßt sich mehr durch die Lügen der Eitelkeit täuschen als er. Er erklärt, die Oper verdanke ihm Alles und vergelte ihm dafür mit schwarzem Undank. Ohne Zweifel verdankt ihm die Oper viel, er aber ebenso viel der Oper. Er reichte „Die Vestalin" am 15. Dec. 1807 ein und sie erhielt 200 Vorstellungen mit einer Durchschnittseinnahme von 3529 Francs, während der Oper jede Vorstellung 5620 Francs kostet. „Ferdinand Cortez" ist häufig aufgeführt worden und die Durchschnittseinnahme betrug 4135 Francs, d. h. 1000 Francs weniger als die Kosten der Oper. Soll ich noch ein anderes Stück erwähnen? Nein. Ich will blos anführen, daß „Olympia" 140,000 Francs in Scene zu setzen kostete; sie wurde siebenmal aufgeführt, brachte aber trotz allen Bemühungen nicht mehr als 16,000 Francs ein, d. h. bei jeder Vorstellung 3000 Francs weniger, als die Oper braucht, um nur zu bestehen. Die Oper hat also etwas für den Ruhm Spontini's gethan!"

„Seine verletzte Eitelkeit beklagt sich, daß man seine Opern nicht mehr gibt, nicht mehr geben will. In den Jahren 1838—39 that er unaufhörlich Schritte, um die Wiederaufführung seiner Stücke zu erlangen; jetzt fängt er einen Proceß an, weil man sie spielt. Man weigerte sich damals aus Gründen, deren Anführung Sie mir erlassen mögen, in seine Wünsche einzugehen; er beklagte sich darüber in einer anonymen Schrift, die er nicht ableugnen kann, denn in jeder Zeile findet man seinen Namen und sein Lob. Dieses Schriftchen wurde in der Deputirtenkammer vertheilt kurz vor dem Tage, an welchem über die Subvention der Oper abgestimmt werden sollte, damit wir nicht erst darauf antworten könnten."

„Zu Ende des Jahres 1839 verbreitete sich das Gerücht, man werde „Die Vestalin" wieder aufführen. Da kam sogleich ein Brief von Spontini an, nicht an die Oper, sondern an Hrn. Michel, den Agenten der dramatischen Dichter in Paris. Dieser Brief enthält folgende Stellen:

„„Die Ankündigung, die ich eben in der Staatszeitung und in den Débats lese, daß die Administration der Académie

royale de musique beschlossen habe, die Vestalin wieder zur Aufführung zu bringen, ist wahrscheinlich nur eine wohlwollende Muthmaßung, ein freundschaftlicher Wunsch, der bei Gelegenheit ausgesprochen wird. Ist es aber die Wahrheit, so läßt sich der böswillige Zweck einiger Leiter der Oper leicht errathen, die sich durch ihr drohendes Verfahren und durch ihre Federn offen zu meinen erbitterten Feinden erklärt haben.““

„„In jedem Falle beeilen Sie sich, in Ihrer Eigenschaft als dramatischer Agent, rechtskräftig für mich und in meinem Namen gegen diese Wiederaufnahme der Vestalin oder irgend einer andern meiner Opern zu protestiren.““

„„Es würde sicherlich für mich ebenso schmeichelhaft als ehrenvoll sein, vor dem imposanten, so empfänglichen, so verständigen, so geistreichen und gerechten Publicum von Paris von neuem zu erscheinen und wiederum in jenen Schranken, der bewundernswürdigen Anstalt Ludwig's des Großen, dem erhabenen Werke Lully's und Gluck's, aufzutreten, wo ich sonst einigen Ruhm fand.““

„„Aber die unwürdige Art, wie man zu verschiedenen Malen die Vestalin, Ferdinand Cortez und Olympia seit meiner Entfernung von Paris aufführen ließ; die mehr als nachlässige Ausführung (obgleich die Hauptrollen bisweilen in guten Händen waren) und die unpassende, schäbige, abscheuliche Inscenesetzung dieser Opern mit alten zerlumpten Costums und verwischten, zerfetzten Decorationen; die Chöre, die weder einstudirt, noch gelernt waren, noch gesungen wurden und schwach besetzt waren! Dazu noch Abkürzungen, Zusammenschneidung und für einen Componisten schreckliche Veränderungen! Der Pomp der Aufzüge, der Ceremonien und der Ballets unterdrückt oder lächerlich gemacht! Einige alte Statisten in Lumpen, die die furchtbaren römischen Legionen vorstellen sollten, welche die Welt besiegten!““

„„Von dem trefflichen Orchester schweige ich.““

„„Wie oft hat sich die öffentliche Stimme und die Presse, selbst in den Kammern und auf der Rednerbühne 1839 gegen diese lyrisch-dramatische Metzelei und andere derartige schreckliche Misbräuche erhoben! Dennoch schreien die erwähnten Leiter der Oper keck und unaufhörlich, die classischen Werke machten keinen Effect mehr, fänden keine Theilnahme mehr, sie wären todt und dürften dem Publicum nicht mehr geboten werden. In der Art, wie sie dieselben geboten haben, glaube ich es wol. Jetzt stellen sie von neuem eine solche Schlinge auf und ich halte es demnach für meine Pflicht, mich der Wiederaufführung meiner Oper zu widersetzen, ich müßte denn officiell von der Direction aufgefodert werden, selbst nach Paris zu kommen, die Künstler mit meinem Rathe zu unterstützen, den Proben beizuwohnen und zu dem Gelingen des Werks beizutragen““ u. s. w.

„Spontini beschuldigt also“, fuhr Chaix d'Est-Angefort, „in einem Athem Halévy (den Director der Chöre), die Direction, Habeneck, die Chöre . . . Wahrhaftig, es ist schwer auszukommen mit dem Hrn. Spontini! Und woher dieser Zorn? Die größten Dinge finden ihre Erklärung in den kleinsten. Spontini hatte um die Annahme einer neuen Oper von ihm und um den Auftrag auf noch eine andere nachgesucht. Duponchel, der recht wohl wußte, was in Berlin geschehen war, gab eine ausweichende Antwort; er konnte doch nicht geradezu zu Spontini sagen: „Ihre Musik taugt nichts“; er sagte also: „Das Repertoir sei bereits überfüllt“ u. s. w. Zu diesen Ursachen fügen wir eine Anekdote, welche die Journale erzählt haben und welche die Galle des Componisten gewaltig aufregte. Eines Abends war die Oper außerordentlich zahlreich besucht; Spontini hatte noch keinen Platz und nahm also den des ersten Besten auf der Galerie in Anspruch. „Sie müssen mir Ihren Platz abtreten“, sagte er, „denn ich bin Spontini.“ Der Zuschauer aber, der bezahlt hatte, antwortete: „Alle Achtung vor Ihrem Namen; aber meinen Platz habe ich bezahlt und ich behalte ihn.“ Spontini lief wüthend davon.“

„Kommen wir wieder auf „Ferdinand Cortez“. Das Stück ist zwar kein Kassenstück, wie man sich in der Theatersprache auszudrücken pflegt, auf der andern Seite waren Duprez, Mario, die Dorus-Gras und Fanny Elßler auf Urlaub abwesend; aber es ist ein Spectakelstück und die Rollen konnten geschickten Künstlern übertragen werden. Man traf also Anstalten, das Stück zu geben, das der Hitze der Jahreszeit zu trotzen vermöchte, als Spontini mit einem Male sich opponirte. „Ferdinand Cortez“ war 1809 mit einem dritten Acte gegeben worden, der einen ungeheuern Erfolg nicht gehindert hatte. Der Componist wollte jetzt einen andern dritten Act einschieben, den er seitdem in Berlin geschrieben hat. „Duponchel“, sagt er in seinen Briefen, „ließ mich nicht vor sich, obgleich ich mit meinen Dichtern kam. Ich verlange, daß Ferdinand Cortez mit den Veränderungen des dritten Actes und einem neuen Schlusse aufgeführt werde, daß man eine zweite Oper annehme“ u. s. w.

„Wir kennen jetzt die Bedingungen Spontini's: „Agnes von Hohenstaufen“ (La fiancée du Guelfe) aufführen, wegen einer neuen Oper unterhandeln, den dritten Act des „Ferdinand Cortez“ umändern, eine Apotheose darin anbringen, mit der Aufführung warten bis zur Ankunft der Asche Napoleon's und einen Gesandten an den Hrn. Spontini schicken. Um diesen Preis wird er in drei Monaten nach Paris kommen, um die Proben zu leiten, deren Dauer nicht bestimmt werden kann, weil die der „Olympia“ nicht weniger als 18 Monate dauerten. Die Direction der Oper achtete auf diese Federungen nicht, und man würde auch wirklich keinen Namen für dieselben finden können, stände nicht „Spontini“ darunter“ u. s. w.

Hr. Duval, der Advocat des Hrn. Spontini, brachte nichts Neues vor, und wir heben nur eine Stelle aus seiner Rede aus, weil sie zum Verständniß der ganzen Sache dient.

„Welchen geheimen Grund hat denn nun aber der Widerstand der Oper? Warum will sie durchaus ein Werk wieder zur Aufführung bringen, das sie lange schon aufgegeben hatte? Die Antwort darauf ist leicht zu geben. Bei der Discussion über das Budget in der Kammer beklagten sich die Classiker in der Kammer über die Verschwendung gegen Theater, welche durchaus nichts thäten für große und schöne Stücke; um diesen eine Genugthuung zu geben, entschloß man sich zur Wiederaufnahme des „Ferdinand Cortez“.

Der Gerichtshof stieß das von dem Handelsgerichte gegebene Urthel um, verfügte die Herausgabe der bezahlten 6000 Francs, wies Spontini zur Ruhe und ermächtigte die Direction der Oper, die Stücke desselben nach wie vor zu jeder beliebigen Zeit aufzuführen. Er stützte sich besonders darauf, daß Spontini seine Stücke nicht selbst von dem Repertoir zurückgenommen habe, was die Dichter und Componisten unter gewissen Bedingungen thun können. 51.

---

## Literarische Notizen.

Von Werken der deutschen Literatur haben sich die Engländer durch Übersetzungen in der letzten Zeit angeeignet: F. v. Raumer's „Italien“; Ranke's „Geschichte der Päpste“, von Mrs. Austin übersetzt; Wiggers' „Leben des Sokrates“; Cox lieferte den zweiten Band der „Kirchengeschichte“ von Döllinger. Auch von Dante's „Paradies“ ist eine Übersetzung von J. L. Wright erschienen. Von Guizot's „Washington“ besorgt Henry Reeve eine Übersetzung.

---

Von naturwissenschaftlichen Werken sind neuerdings in England erschienen: der zweite Band von Westwood's „Insects“; „Conchology“, von Hanley; Francis' „Grammar of botany“; Royle's „Botany of the Himalaya mountains“ (2 Bde.); Miß Pratt's „Flowers and their associations“; Mistreß Loudon's „Gardening for ladies“. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag. — Nr. 213. — 31. Juli 1840.


## Frankreichs periodische Presse.

(Beschluß aus Nr. 212.)

Die einzigen Abendblätter von Bedeutung sind der „Moniteur parisien" und der „Messager", welcher jetzt Eigenthum des Grafen Walewski ist, des Sohnes Napoleon's und einer berühmten polnischen Schönheit. Wohlgelitten in den besten Cirkeln von Paris, hat er neulich eine Komödie angefertigt, worin er ihre Sitten schildert. Dies Stück, mit dem Titel „L'école du monde", wurde bei der öffentlichen Vorstellung auf dem Théâtre français nicht so günstig aufgenommen, wie bei den Privatvorlesungen in den Cirkeln der Eingeweihten, und Janin brach darüber den Stab ohne alle Barmherzigkeit. Eine von einem Freunde des Verfassers abgefaßte Erwiderung führte von Seiten Janin's abermals eine Replik herbei, welche in Janin's glücklichster Manier geschrieben ist. Er fertigt darin die Coterie des Grafen mit ihren Anmaßungen und ihren „précieuses ridicules" in einer Weise ab, daß er sie dadurch zum Gelächter von Paris für eine ganze Woche machte — und was bedeutet nicht eine Woche in Paris! Wie viel nutzt sich nicht Paris in einer Woche ab! Man redete auch hin und her von einem Duell, aber in der nächsten Nummer erklärte Jules Janin, daß er noch bei Leben und ganz gesund sei. Über Durand's Bonapartistische Zeitschrift „Le capitole" läßt sich unser Gewährsmann nur sehr kurz, aber naserümpfend aus.

Balzac berichtet, daß, als Blücher und Sacken die Höhen vor Paris erreicht hatten und Letzterer die Stadt der Zerstörung überantworten wollte, Blücher geantwortet habe: „Überlassen wir die Stadt lieber sich selbst; dieser große Krebs wird der Ruin von ganz Frankreich werden." Der Reviewer zweifelt zwar, daß der tapfere, sonst aber nicht geistreiche Blücher dergleichen geäußert haben könne, aber etwas Wahres sei an diesem Ausspruche doch, möge ihn auch gethan haben, wer da wolle. Ganz Frankreich ist nur ein Echo oder Widerschein der Metropole. Daher hat die departementale Presse vergleichungsweise nur einen geringen Einfluß, und es gibt nur zwei Schriftsteller, welche hier in Betracht kommen — die Herren Petetin und Fonfrède. Ersterer war das Haupt des „Précurseur de Lyon." Sein Styl entbehrte der Politur, aber seine Raisonnements waren voll Kraft; er strebte mehr darauf hin, ein Mittel für die Übel aufzufinden, welche zur Zeit der Handelskrisis Lyon zerrütteten, als sie zu vermehren, um selbst bei der günstigen Gelegenheit Nutzen zu ziehen, wie die meisten seiner pariser Collegen gethan haben würden. Er hat sich seitdem von der Presse zurückgezogen und gänzlich seinem Berufe, der Advocatur, gewidmet. Fonfrède pflückte seine ersten Lorbern im „Memorial" von Bordeaux. Er ist ein Mann von einfachen Gewohnheiten und residirt auf einem kleinen Landgute nahe bei der Stadt, die er zwei- oder dreimal wöchentlich auf seinem Boote die Garonne herab besucht, indem er unterwegs seinem Lieblingsvergnügen, dem Fischen, obliegt. Seine Popularität beginnt einige Jahre nach der Julirevolution, für die er in Bourdeaux thätig gewesen war; leider verfiel er, wie mancher Mensch von localem Ruf, in den Irrthum, daß er in der Hauptstadt wol zu ähnlichen Ehren gelangen könne. Gegen 1837 kam er nach Paris und schrieb für das von J. Lechevalier herausgegebene doctrinaire „Journal de Paris". Seine pariser Laufbahn ist bekannt und genügte ihm so wenig, daß er zurückkehrte, um den „Courrier de Bordeaux" herauszugeben. Wer sich aber in der Hauptstadt abgenutzt hat, ist für seine Landsleute kein Wunder mehr; Fonfrède wurde bei seiner Ankunft nicht mit Zurufen und Illuminationen, sondern mit einem Charivari empfangen. Unser Gewährsmann meint übrigens, daß Fonfrède, wenn er mehr Ruhe und Takt besäße, den besten Journalisten Frankreichs sich anreihen würde. Seine Flugschrift „Du gouvernement du roi et des limites constitutionnelles" wurde stark gelesen und besitzt große Verdienste.

Ein französisches Review nach dem Plane der besten englischen Reviews gibt es nicht. In Frankreich wechseln die Meinungen und Parteien zu oft und die Nation ist zu beweglich, um auf irgend etwas ein Vierteljahr lang zu warten. So wenigstens erklärt unser Engländer das Phänomen. Guizot und der Herzog von Broglie stifteten zwar 1829 eine „Revue française", aber sie dauerte nicht lange, und der letzte Versuch, sie wieder zum Aufleben zu bringen, fand wenig Ermuthigung. Auch die „Revue trimestrielle", obgleich gut geleitet, hörte bald auf, doch soll man damit umgehen, sie unter höhern Auspicien wieder zu beleben. Die besten von den sogenannten Reviews sind die „Revue des deux mondes"

und die „Revue de Paris", welche oft meisterhafte Kritiken enthalten. Doch sind diese nur als Meinungen eines Individuums zu betrachten und üben keinen Einfluß, außer demjenigen, welcher sich von dem Namen des Verfassers ableiten läßt.

Wir wollen noch einige allgemeine Bemerkungen, womit unser Gewährsmann seine geschichtliche Betrachtung über die französische Presse schließt, hier hinzufügen. In England sind die Eigenthümer eines Journals auch die Haupt- oder alleinigen Mitarbeiter; diese Beschäftigung absorbirt den größern Theil ihrer Zeit und zwingt die meisten von ihnen, den Tag zur Nacht zu machen. Daher leben sie wenig mit der Gesellschaft. In Frankreich beschränkt sich der Herausgeber oder Rédacteur en chef gemeinhin auf die bloße Anordnung der Zeitung. Die Mitarbeiter, politische wie literarische, sind gewöhnlich sehr zahlreich. In Wahrheit, Jeder, der schreiben kann, schreibt auch, und ein junger Franzose pflegt auf einen wirksamen Artikel, den er für ein Journal geschrieben hat, ebenso stolz zu sein wie ein junger Engländer auf eine wirksame Rede, welche er im Parlamente hielt. In Frankreich schätzt man den Hauptherausgeber eines Journals vom ersten Range auf ungefähr 30,000 Fr. (1200 Pf.) jährlich; die Mitarbeiter erhalten 40 bis 50 Cent. für die Zeile und im „Journal des débats" beträgt das Honorar für einen leitenden Artikel gewöhnlich zwischen 100 bis 150 Fr. Janin erhält als Theaterkritiker, ein Cabriolet eingeschlossen, 15,000 Frs. des Jahrs. Wenige von den englischen Herausgebern stehen sich jährlich auf 1000 Pf. Die hauptsächlichsten Ausgaben der besten englischen Zeitungen bestehen in der Bezahlung der Berichterstatter. In England bringen die Zeitungen meist nur die öffentliche Meinung zum Ausspruch, in Frankreich schreiben sie die Meinung vor. In England ist der leading (oder wie Canning zu sagen pflegte) der leaden article das am wenigsten Anziehende, während er in Frankreich die Hauptsache ist. In England werden alle interessanten Themata in öffentlichen Versammlungen oder bei Mahlzeiten verhandelt; in Frankreich ist die Presse, wenn die Kammern feiern, der einzige Tummelplatz der Erörterung. Innerhalb der letzten zehn Jahre haben die französischen Zeitungen eine Revolution bewirkt und in reißender Schnelligkeit Ministerien aus dem Sattel gehoben; für die englische periodische Presse wäre dies ein Ding der Unmöglichkeit. In England ist eine Zeitung wesentlich ein Gegenstand der commerciellen Speculation, in Frankreich mehr die Stimme einer Partei, oder das Organ einer Einzelmeinung. In England ist eine Zeitung wie ein altes Bankgeschäft, oder ein Landgut; nichts ist so schwer einzurichten, nichts so schwer zu erschüttern. Als der „Courier" die wenigsten Subscribenten zählte, vor 10 oder 12 Jahren etwa, wurde er immer noch auf 30,000 Pf. geschätzt; die Annahme von einer halben Million würde für die „Times" zu niedrig sein. In Frankreich kann der Verlust von einem populairen Schriftsteller dem Journale verhängnißvoll werden; auch ist es in Frankreich, was in England nie möglich wäre, der Regierung leicht, eine Zeitung aufzukaufen, eine zu stiften, oder eine zum Schweigen zu bringen, indem man dem Herausgeber eine Stelle verleiht, und nur die hydraköpfige Eigenschaft dieser Species ist vielleicht der einzige Grund, weshalb man dies System von Taktik nicht öfter in Anwendung bringt. Was man noch am meisten an den politischen Schriftstellern Frankreichs rühmen kann, ist ihre Vorliebe für einen gewissen anständigen Ton in ihren Streitigkeiten; und was man am meisten bei den englischen tadeln kann, ist ihre zu häufig mit Beiwörtern verbrämte Sprache, welche dem Lexikon der Fischweiber und O'Connell's (!), der hierfür sonst ein Monopol haben würde, entnommen sind.

Was der Reviewer hier gesagt hat, bezieht sich indeß blos auf den politischen Theil der Presse; was den kritischen Theil betrifft, so ist, seiner Meinung nach, der Vergleich entschieden ungünstig für Frankreich. Zwar, meint er, was den Geist der Camaraderie anbelangt, so möchte dieser im Grunde in beiden Ländern derselbe sein; denn wie Sir Godfrey Kneller scharfsinnig bemerkte: „eine Hand kann für sich allein nichts thun, aber zwei Hände wischen einander ab"; doch, setzt er hinzu, die englischen Kritiker sind weniger bestechlich als die französischen, wenn es leider auch wahr ist, daß englische Autoren und Schauspieler, welche Mittagsmahlzeiten geben, von gewissen Kritikern milder behandelt werden als die, welche es nicht thun. Aber der englische Kritiker läßt sich nicht durch baar dargereichtes Handgeld bestechen, während es erwiesen ist, daß sich die Mehrzahl der französischen kritischen Zeitschriften durch solcherlei Zuflüsse erhält. Hierbei wird uns noch folgende hübsche Anekdote zum Besten gegeben:

Als der berühmte Sänger Nourrit abgegangen war, machte der Herausgeber einer der musikalischen Zeitschriften dem Nachfolger Nourrit's, Duprez, die Aufwartung und gab ihm, unter einer Fülle von Complimenten und Lobeserhebungen, zu verstehen, daß Nourrit der Zeitschrift unveränderlich jedes Jahr 2000 Fr. bewilligt hätte. Der erstaunte Duprez drückt endlich seine Bereitwilligkeit aus, die Hälfte dieser Summe zu bewilligen. „Bien, monsieur", sagt der Herausgeber mit einem Achselzucken, „mais, parole d'honneur, j'y perds mille francs."

Was der Reviewer in gewohnter weitschweifiger, aber gründlicher und solider britischer Manier über Balzac's Roman und die Komödie der Madame Girardin, wozu dies Alles nur als Einleitung dient, beibringt, dürfen wir wol um so eher auf sich beruhen lassen, da beide Erscheinungen auch in Deutschland schon hinlänglich durchgesprochen sind. **70.**

---

1. Vier Jahre (1539. 1639. 1739. 1839) als Wandlungsmomente ebenso vieler Jahrhunderte. Eine Gabe zur Säcularfeier der Thronbesteigung König Friedrich's II. von Preußen (am 31. Mai 1840). Von F. W. Oswaldsohn v. d. Schley. Berlin, Herbig. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Staat und Kirche. Manuscript aus Norddeutschland, als Antwort an Rom und seine Freunde. Beitrag zur Gedächtnißfeier der Thronbesteigung Friedrich's des Großen. Von Karl Riedel. Berlin, Simion. 1840. Gr. 8. 12 Gr.

Unter den Schriften, welche sich vorgesetzt haben, die hundertjährige Feier der Thronbesteigung Friedrich's II. zu ver-

herrlichen, nimmt das unter Nr. 1 genannte Buch keinen unbedeutenden Platz ein. Denn es ist nicht blos geschrieben, um dem Interesse des Moments zu dienen, ebenso wenig ist es ein Product literarischer Betriebsamkeit, sondern es ist würdig gehalten und zeichnet sich durch gute historische Überblicke und zweckmäßige Urtheile über die Gegenwart und die verschiedenen politischen Zustände derselben aus. Der Verf. schildert im ersten Abschnitte, der, etwas auffallend, gerade mit denselben Worten beginnt, mit denen Dresch die Geschichte der Reformation in seiner „Übersicht der allgemeinen Geschichte" (III, S. 26) eröffnet, das Sittenverderbliche und Vernunftwidrige der katholischen Kirchenverfassung, die Anfänge der Kirchenverbesserung und den Übertritt Kurfürst Joachim's II. von Brandenburg zur Reformation am 1. November 1539, die er passend als die geistige Scheidung vom Hause Habsburg bezeichnet hat. Der zweite Abschnitt hat die Religionskriege in den Niederlanden, in England, Frankreich und Deutschland zum Gegenstande, besonders den dreißigjährigen Krieg, wo das Jahr 1639 einen Wendepunkt bildet. Die Thronbesteigung des großen Kurfürsten schließt diesen Abschnitt. „Den spätern Geschlechtern bleibt das Jahr 1639 allezeit werth, weil es das letzte gewesen der untilgbar erscheinenden höchsten Noth, das Wendejahr der Geschichte Brandenburg-Preußens, die unter der Hand Friedrich Wilhelm's, des großen Kurfürsten, einen neuen Aufschwung und jene mit festem Schritt aufwärts gehende Richtung nahm, die noch heute für den Weg gilt, auf dem das Haus der Hohenzollern groß geworden ist, manche schwere Zeit zu überdauern vermocht und den unvergänglichen Ruhm der Mäßigung im Glück, der Standhaftigkeit im Unglück und der dankbaren Liebe und Treue des Volks zu erwerben gewußt hat."

Im dritten Abschnitte sind nach einer wohlgeschriebenen Einleitung die Eroberungskriege Ludwig's XIV., die Revolution in England, die Feldzüge des großen Kurfürsten, der spanische Erbfolge- und der nordische Krieg, die Erhebung Preußens zum Königreiche und — mit besonderer Rücksicht auf den Zweck des Büchleins — die Regierung Friedrich Wilhelm's I. in Preußen dargestellt. Wichtiger für Europa, wichtiger für Preußen war allerdings das Jahr 1740, aber der Zweck des Verf. erheischte schon die Hervorhebung des Jahres 1739. Manches Einzelne hat uns besonders angesprochen, so die Charakteristik Peter's I. von Rußland und Friedrich Wilhelm's I. von Preußen, ferner die Bemerkung, wie ein kaiserlich-östreichischer Beichtvater, der Pater Wolf, wesentlich zum Aufbau des protestantisch-preußischen Königshauses beitragen mußte (S. 90), auch über Polen lesen wir ein nicht ungerechtes Urtheil. „Es ist viel und vielerlei geurtheilt worden über das Verschwinden Polens aus der Reihe der unabhängigen Staaten; wol mag Unrecht vorliegen auf mehr als einer Seite; doch nie kann die polnische Nation ihre schwere Verschuldung an Dem, was geschehen ist, von sich weisen. Denn ein Volk mit einem öffentlichen Leben nach Polenart ist dem leichtsinnigen Wüstling vergleichbar, der seine besten Kräfte in den Kloak der Liederlichkeit so rücksichtslos und so lange wirft, bis er nichts mehr zu vergeuden hat und unter Vormundschaft gerathen muß, damit sein Treiben nicht dem Ganzen verderblich werde. Nur da, wo das öffentliche Leben die Blüten der Humanität kräftig zu befruchten vermag, ist es rechter Art; ob solche Blüte aber in der stummen Barbarei des Nordens überhaupt gedeihen kann, ist bis heute noch nicht ausgemacht; denn was einzelne Treibhäuser erzeugen, gilt nicht der freien Blütenwelt des Geistes."

Den vierten Abschnitt scheidet der Verf. nach einer guten Einleitung in das Zeitalter der Reform (1739—89) und in das der Revolution. In dem ersten Theile wird man keine culturhistorisch und politisch wichtige Begebenheit vermissen, trefflich ist die Stelle über Friedrich II., wie er im echten, würdigen Sinne Reformator geworden ist, wie er durchaus Selbstherrscher war und dies ohne Mitwirkung der Stände damals sein konnte und mußte, wie er nothwendig die Stärke des Staats und der Armee zu sichern hatte. Auch Deutschlands Zustand nach dem siebenjährigen Kriege, zum Theil mit den Worten des schon oben erwähnten Dresch (III, S. 437), jedoch ohne ihn zu nennen, Joseph's II. Regierung, die Anfänge und Vorboten der französischen Revolution wird der aufmerksame Leser gern an sich vorübergehen lassen. Die Geschichte der französischen Revolution ist mit passender Würdigung der Ereignisse in lebhafter Sprache erzählt worden, das revolutionnaire Treiben der Franzosen gut hervorgehoben, ebenso Napoleon's welthistorischer Beruf nicht verkennt und gezeigt, wie er Sieger blieb, so lange er ihn erfüllte, daß er aber fallen mußte, als er damit umging eine Universalmonarchie zu begründen. „Was wir nach seinem Sturze mehr gewünscht und gehofft haben, ist nicht erreicht: der Abgrund der Revolution ist nicht geschlossen, der rechte Weg der Reform nicht entdeckt worden. Napoleon's Schatten und das Gespenst der Republik haben sich in die Herrschaft über die Völker getheilt, und der Geisterbanner, der sie fesseln könnte, ist noch nicht aufgefunden, obgleich alle Welt seiner harrt und Viele ihn suchen, in Palästen und Tempeln, in Ministerconseils und Landtagsversammlungen; überall wo geredet wird vom Heil der Staaten wie der Seelen, vom Reiche Gottes und vom Reiche dieser Welt."

Somit kommt der Verf. auf die Begebenheiten seit dem Jahre 1815, die den Rahmen zu seiner Betrachtung über das Jahr 1839 bilden. Auch hier ist manches Lesenswerthe. Die französische Monarchie von 1830, die von republikanischen Institutionen umgebene Monarchie, wie sie „der alte Lafayette, einige Banquiers, Epiciers und Tagblattschreiber ersonnen haben", wird scharf getadelt, Ludwig Philipp, der es „vorzieht ein Märtyrer für sein Haus, ein Opfer für die Nation und eine echt tragische Erscheinung in der Geschichte des Jahrhunderts zu werden, statt in Ruhe im Kreise seiner Familie, für Wissenschaft, Kunst und Wohlthun zu leben", erhält die verdiente Anerkennung; die Bemerkungen über die politischen und socialen Zustände der europäischen Länder zeugen von guter Beobachtung. Mit tiefer Wehmuth wird man die Urtheile über Deutschland, über die bedenklichen Zeichen der Gegenwart lesen, aber man kann sich nicht verhehlen, daß der Verf. wahr gesprochen und daß jenes Revolutionsprincip überall besteht, sei es nun, daß es sich dem Impuls einer hierarchischen Sekte accommodirt, oder sich zum Protector des Industrialismus oder zum Führer einer Kriegspartei aufwirft, oder daß es sich überall eindrängt, in den Thron- und in den Lehrsaal, in das Cabinet und in die Kirche. Wenn in Deutschland die Revolution Raum gewonnen hat, so verdanken wir dies zwei Menschenclassen, die, obgleich scheinbar die bittersten Feinde, doch nach einem Ziele hinarbeiten. Es sind die Egoisten, welche die Phrasen ausländischer Tribunen ins Vaterland verpflanzen und die Opposition in einem wohlgeordneten Staate für nothwendig erklären, es sind die talentlosen, zweideutigen Menschen, welche sich angemaßt haben, die Sache der Regierungen zu vertheidigen. Diese beiden käuflichen Classen sind die Werkzeuge des Jesuitismus, dessen Zweck die Revolution ist, dessen Ziel der Gewinn der Allherrschaft inmitten allgemeiner Verwirrung, eines Monopols des Lichts bei allgemeiner Finsterniß, des Alleinrechts der Bewegung bei allgemeiner Stagnation. Zum Kampfe mit ihm muß die Gegenwart gerüstet sein, des Kampfes Zweck ist der Sieg der Organisation über die Revolution, nicht die Zerstörung, nein die Belebung des Welttheils. Diese Gedanken hat der Verf. auf den letzten acht Seiten seines Buches mit einer Wärme und Innigkeit ausgeführt, der kein rechtlicher Deutscher seine Zustimmung wird versagen können. Den Schluß macht eine schöne Apostrophe an den seit dem 7. Juni verewigten König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Andere Schriftsteller hat der Verf. nur sehr selten angeführt, am meisten Hrn. Fr. Förster, der sogar zu dem Ehrentitel eines „Publicisten" gekommen ist. Wir achten Hrn. Förster als sehr glücklichen und patriotischen Gelegenheitsdichter, auch als einen Mann von mannichfaltigen Kenntnissen und gewandter Schreibart, aber seine geschichtlichen Compilationen

aus den letzten Jahren erheben ihn noch nicht zu einem Publicisten. Uns fällt bei solchen Gelegenheiten immer ein Wort des verdienstvollen Dohm ein, der bei aller Sanftmuth seines Wesens einmal recht unwillig werden konnte, als man den verstorbenen Professor Voß in Halle einen Professor der Geschichte nannte. Er sei, meinte Dohm, wol ein Professor der Geschichten.

Nr. 2. Wir müssen auch in dieser Schrift, wie in der vorigen, den besten Willen erkennen. Sie soll ein Beitrag sein, um die in unsern Tagen so heftig erhobene Streitfrage zwischen Staat und Kirche vom wissenschaftlich historischen Standpunkte aus zu betrachten, und hat sich bei Betrachtung dieser Gegensätze zunächst die römische Staatsschrift vom 11. April 1839 zur Folie genommen. Denn „die Hierarchie muß stets in einem concreten Falle gepackt werden". Diese Staatsschrift nun, die mit voller Wahrheit „ein Attentat gegen das Rechts- und Ehrgefühl deutscher Nation überhaupt, ja des ganzen gebildeten Europa und aller der Länder, in welche die Wohlthat der Civilisation zumeist von Deutschen und den Deutschen verwandten Stämmen gebracht wurde", genannt ist, wird mit historischer Schärfe und Kritik nach ihren Einzelnheiten beleuchtet, woraus denn, wie auch bereits anderweitig bewiesen ist, das gute Recht der preußischen Regierung und des trefflichen Fürsten, der den Seinen in Leid und Freude fast ein halb Jahrhundert lang Vater war" zur Gnüge hervorgeht. Namentlich hat es uns gefallen, daß die „Perfidie" der römischen Curie so rücksichtslos an den Tag gezogen ist. Denn gerade dies ist der passendste Ausdruck für das Verfahren der Erzbischöfe von Köln und Posen und ihrer gleichgesinnten Brüder in Rom und — man muß es mit Schmerz hinzusetzen — in Deutschland. Die entschiedene Befähigung Preußens, in dieser Angelegenheit aus Vollmacht des deutschen intellectuellen Geistes zu handeln und die diesem Staate durch Friedrich den Großen gewordene Anweisung auf Vertretung und Wiedererweckung des intellectuellen wie des politischen Deutschlands ist in der ganzen Schrift durchgeführt und namentlich auf den letzten Seiten derselben in einer, von der Wichtigkeit der Sache kräftig belebten Sprache gezeigt worden. 11.

## Notizen.

Dr. Berres in Wien hat sich mit der Erfindung eines Verfahrens beschäftigt, durch welches Daguerre'sche Lichtbilder nicht nur dauernd zu fixiren, sondern auch zur Herstellung von Abdrücken derselben fähig zu machen seien, und der kaiserlichen Gesellschaft zu Wien die Erfolge seiner Bemühung mitgetheilt, zu welcher er die nächste Veranlassung durch das Bedürfniß so wenig als möglich kostspieliger Illustrationen für ein beabsichtigtes Werk über mikroskopische Gegenstände erhalten hatte. Nach mehren unvollkommenen Versuchen erreichte er den beabsichtigten Zweck durch ein Verfahren, welches er folgendermaßen beschreibt: „Ich halte die Daguerre'schen Bilder einige Minuten über den Dampf von mäßig erwärmter Salpetersäure und lege sie dann in Salpetersäure von 13—14° Réaumur, worin zuvor eine ansehnliche Quantität Kupfer oder Silber oder beides zugleich aufgelöst ist. Ein Metallniederschlag bildet sich, welcher bis zu dem beliebigen Grade gesteigert werden kann. Das mit Metall überzogene Lichtbild legt man darauf in Wasser, reinigt, trocknet und glättet es mit Kreide oder Magnesia und einem trockenen Lappen oder weichem Leder, wornach der Überzug glatt und durchsichtig wird, sodaß man das Bild wieder bequem sieht. Die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit werden erfodert, wenn man die Fertigung von Abdrücken beabsichtigt. Das Bild muß sorgsam von Jodine befreit und auf einer einer chemisch ganz reinen silbernen Platte hergestellt werden, die zur Sicherung des Erfolgs mit einer kupfernen in Verbindung zu setzen ist." Die weitere Beschreibung ist an mehren Stellen etwas unverständlich. Die Platte soll wieder ein oder zwei Minuten lang über den Dampf von Salpetersäure in der Wärme von 25—30° Réaumur gehalten und dann aufgelöstes Gummi arabicum, ungefähr so dicht wie Honig über sie gegossen werden, wobei sie sich in einer horizontalen Lage, das Bild obenauf, einige Minuten lang befinden muß. Dann legt man die Platte in Salpetersäure von 12—13° Réaumur, läßt den Gummiüberzug allmälig wegschmelzen und setzt nun, wennschon behutsam und stufenweise sowie in einer gewissen Entfernung von dem Bilde, eine Auflösung von Salpetersäure in 25—30° hinzu, um die ätzende Kraft derselben zu erhöhen. Ist die Säure auf 16—17° gekommen und läßt ein eigenthümlich beißender Dampf, der stark auf den Geruchssinn wirkt, nach, so wird das Metall erweicht und dann beginnt der Proceß der Veränderung des Schattens auf der Platte in starke Vertiefungen oder Einätzungen; ein entscheidender Moment, der die sorgfältigste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; denn ist die Säure zu stark, so bildet sich ein weißer Schaum über dem ganzen Bilde, und dann wird sowol die Oberfläche von diesem, als von der ganzen Platte alsbald zerfressen. Ein günstiger Erfolg ist nur zu erwarten, wenn durch die gehörige Stärke der ätzenden Kraft in der Säure ein sanfter und ausdrucksvoller Umriß des Bildes hervorgebracht wird. Man hat sich nun nur vor einer falschen Vertheilung der Säure zu hüten und jeden Niederschlag zu vermeiden. Das Bekanntwerden dieses Verfahrens in England hat daselbst gleichfalls bereits zur Anstellung von Versuchen Anlaß gegeben, die zwar noch unvollkommen ausgefallen sind, bei deren Erzeugnissen aber das Bild ganz klar in die Silberplatte eingeätzt war.

In der neunten Jahrestagsversammlung der londoner geographischen Gesellschaft ward die goldene Medaille, in welcher die „königliche Prämie für Förderung geographischer Kunde und Entdeckung" besteht, an einen Deutschen, R. H. Schomburgk, und den Major Rawlinson von der Bombayarmee verliehen. Ersterer hat sich den Anspruch auf diese Auszeichnung durch seine wichtigen Entdeckungen in Südamerika erworben; erst vor kurzem ist seine „Geographisch-statistische Beschreibung des britischen Guyanas" erschienen. In dem vom Präsidenten bei der Überreichung gesprochenen Worten werden seine früher mit Humboldt gemeinschaftlich unternommenen Untersuchungen hervorgehoben, indem er „ein Problem, dessen Lösung jener begonnen, zu seiner Erledigung gebracht habe, sodaß man nun durch Beider Beobachtungen im Besitze einer astronomisch bestimmten, zusammenhängenden Reihe von Punkten sei, welche eine fortlaufende Linie vom atlantischen bis zum stillen Meere bilden". Nicht minder wird seiner Dienste für andere Wissenschaften, wie Zoologie und Botanik, die durch ihn bereichert wurden, sowie des Verdienstes, das er sich durch eine genaue Untersuchung der reichen Hülfsquellen Guyanas erworben, dabei ehrenvoll gedacht. Schomburgk steht im Begriffe, eine neue Reise nach dieser Colonie anzutreten, und hofft, obgleich der eigentliche Zweck derselben sich auf diese beschränkt, doch wiederum seine Forschungen weiter ausdehnen und namentlich die Quellen des Orinoco erreichen zu können. In der Überreichungsrede an den Contreadmiral Malcolm, ehemaligen Präsidenten der geographischen Gesellschaft zu Bombay, welchem die Medaille für Major Rawlinson überreicht war, wurde bemerkt, „daß man vornehmlich dem weiten Umfange der gelehrten historischen Untersuchungen dieses Offiziers, die er mit seinen geographischen Forschungen verbunden habe, eine Billigung und Anerkennung zukommen zu lassen gewünscht habe". Die alte Geographie hat durch die von ihm angestellten Vergleichungen wichtige Aufklärungen gewonnen. Admiral Malcolm stellte ihn in seiner Entgegnung mit dem berühmten Sir Alexander Burnes zusammen. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 214. — 1. August 1840.

## Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

### Adelheid Reinbold.

Unsere schönwissenschaftliche Literatur gleicht einem Niagarawasserfalle, wo das in diesem Augenblicke glänzend Beleuchtete im nächsten nur als Schaum, und noch einen Augenblick später nur als gewöhnliches Wasser erscheint. Das laut Empfohlene und Bewunderte läßt, nach unglaublich kurzer Frist, selbst die Bewunderer nicht blos kalt und gleichgültig, sondern sie schämen sich sogar ihres frühern Beifalls und überschreien den verdienten Spott mit Lobhudeleien neuer Werke, welche demselben Schicksale nicht entgehen. Es gehört Muth und Scharfblick dazu, in diesen brausenden Wogen und Strömungen das wahrhaft Dauernde und Selbständige vom Vergänglichen zu unterscheiden und ihm seine rechte, feste, ehrenvolle Stellung anzuweisen. Dies Verdienst haben sich Ludwig Tieck und Eduard von Bülow um Adelheid Reinbold erworben *), und wenn ich als ein Dritter mich ihnen zugeselle, so geschieht es nicht, um eitel Kennerschaft an den Tag zu legen, sondern um als vieljähriger Freund der zu früh verstorbenen Freundin noch einmal öffentlich die Hand zu reichen. Ich erinnere mich sehr wohl, daß, als dies heitere Wesen, mit jugendlicher Schönheit und Heiterkeit geschmückt, zuerst in Dresden erschien und Aufmerksamkeit erregte, sie von Etlichen der Koketterie und Gefallsucht beschuldigt wurde. Tieck war, gleich mir, ihr starker Vertheidiger, und allmälig hat sich ihr Geist, ihr Gemüth, ihre Bescheidenheit, die Reinheit ihrer Sitten, die Kraft großartiger Entsagung und Aufopferung so sichtbarlich entwickelt und dargelegt, daß die anfangs Zweifelnden und Widersprechenden sich in die eifrigsten Lobredner verwandelten. Die Geschicklichkeit, mit Menschen der verschiedensten Art in Ernst oder Scherz, leicht oder gewichtig zu verkehren, sie gesellig anzuregen und angenehm zu unterhalten; dies im Stillen wol beneidete, laut aber getadelte Talent ging bei unserer Freundin nicht hervor aus bloßer Gefallsucht, war kein leer geschwätziges Abmühen, sondern es entsprang vorzugsweise aus der echten Lebendigkeit und edeln Freiheit ihres Geistes und Herzens. Wenn z. B. übertriebene Aengstlichkeit oder Unkunde viele Damen zurückhielt, anwesende Franzosen und Engländer anzureden, oder ihnen eine Antwort zu ertheilen, so mußten sich diese freilich angezogen und glücklich finden, wenn unerwartet ein zierliches, reizendes junges Mädchen das ängstliche Schweigen unterbrach und ihnen mit Unbefangenheit und Gewandtheit Rede stand.

*) Vgl. Nr. 312 d. Bl. f. 1839. D. Red.

Trotz aller Freundschaft, trotz aller Theilnahme an ihren frühern Werken, trotz der im „Irwisch-Fritze" erwiesenen niederländischen Meisterschaft, hat der „Sebastian" doch sehr meine Erwartung übertroffen. Vielleicht gehe ich nun deshalb zu weit, wenigstens erscheinen mir alle die Einreden, welche gegen das Werk erhoben wurden, unbegründet, oder sie verlieren doch, von anderem Standpunkte aus betrachtet, meist ihr Gewicht.

Zuvörderst klagen manche Damen: leider sei das sonst schöne Buch so unanständig, daß man es nicht lesen könne. Das angeblich Anstößige füllt etwa zwei bis drei Seiten, und man kann fragen, ob es nicht besser gewesen wäre, dieselben zu streichen, um Einstimmigkeit des Lobes hervorzurufen. Ich kann mir, nach dem Sprüchworte, nur keinen Vers daraus machen: wie dieselben Personen über Kleines großen Lärm erheben, welche doch täglich die skandalösen Kameele französischer Romane ohne Mühe verschlucken? Und worauf läuft der Vorwurf hinaus? Daß in der schwarzen Beduinenhöhle in Afrika nicht die Förmlichkeiten, Umschweife und Weitläufigkeiten beobachtet werden, mit welcher man eine Bekanntschaft in dem weißen Saale auf dem berliner Schlosse anknüpft und fortsetzt. An dem Capitel vom Herrn Pankraz möchte ich vielmehr tadeln, daß es zu verschämt und deshalb unklar ist, was es eigentlich wolle und bezwecke.

Wie soll Jemand das Schöne schildern, wenn er es

nicht kennt, wenn es ihn gleichgültig läßt? Und wiederum keine Schönheit ohne Sinnlichkeit! — Der unbedingte Gegensatz einer Sittlichkeit für Unverheirathete und einer andern für Verheirathete ist eine Fabelei; oder man muß folgerecht den jungfräulichen Stand für den unbedingt höhern und schon das Wissen von der Ehe für eine Bestialität halten.

Herr v. Bülow sagt: „Die Kritik wird es von ihrem höchsten Standpunkte aus misbilligen, und große Autoren erlauben es sich niemals, Natur- und Sittenschilderungen einzig und allein nach Büchern zu geben, weil die Sache so jedenfalls nur auf einer Lüge beruht." Ich kann dieser Ansicht nicht beitreten. Zuvörderst haben (um aus mehren doch ein paar Beispiele auszuheben) Tieck im „Lovell" und Jean Paul im „Titan" meisterhafte Schilderungen von Natur und Sitten gegeben, die sie nicht gesehen hatten; ja, der Letzte sagte mir (mehr im Ernste als im Scherze), der Dichter könne nur Das recht schildern, was er nicht gesehen habe. Ihm erschien jenes von Hrn. v. Bülow als Lüge Bezeichnete als die echte dichterische Wahrheit, und er erkannte den höchsten kritischen Standpunkt für schönwissenschaftliche Werke keineswegs in jener Bezugnahme auf prosaische unmittelbare Auffassung, vielmehr legte er allen Nachdruck auf die schaffende Begeisterung, welche zwar nicht alle disjecti oder disjecta membra viatoris in sich aufnimmt, aber mehr hat, sieht und gibt, als alle Reisenden sahen oder begriffen. Daher sind mir im „Sebastian" auch die neapolitanischen und römischen Scenen kein überflüssiges Beiwerk, sondern lebendig, wahr und zweckmäßig, denn sie erweitern den Gesichtskreis und lassen nicht auf geradem langweiligen Fahrwege nach einem unausbleiblichen Ziele hintraben.

Unter den gegebenen Verhältnissen konnten Variationen derselben Seelenzustände nicht wegbleiben oder abgekürzt werden, wogegen umgekehrt in dem Augenblicke, wo Sebastian Portugal wieder betritt, sein zurückgedrängter Thatendurst trotz aller Hemmungen ungeduldig hervorbrechen und den tragischen Ausgang beschleunigen muß. Deßhalb halte ich die scheinbare Übereilung des Schlusses für die allein natürliche und rechte Lösung, und die angebliche Vernachlässigung manches Einzelnen spart Licht und Kraft auf für das Entscheidende.

Inwieweit der Sebastian der Dichterin mit dem geschichtlichen ganz übereinstimmt, ist um so schwerer zu entscheiden, da ja eben Keiner weiß, ob und wie die ungeheure Katastrophe seinen Sinn und Charakter weiter bildete und umgestaltete. Genug, daß er sich in dem Roman zusammenhängend zeigt und hinreichend erklärt. Auch das Frühere ist genügend angedeutet, ja ausgesprochen; ein anderes Verfahren hätte die ganze Aufgabe völlig verwandelt, und Tieck's „Camoens" führte wol die Dichterin, gleichwie viele Leser, bereits auf den rechten Standpunkt.

Unsere Freundin hatte nie ein Schlachtfeld am Tage nach dem Kampfe gesehen, aber wo ist eins von Sachverständigen und Augenzeugen mit mehr Lebendigkeit und so erschütternder Kraft gezeichnet und beschrieben, als in dem ersten Capitel das Blutfeld? Gleich meisterhaft erscheint der Gegensatz der beiden Sebastiane und ihrer Geliebten, herrlich die Vision der römischen Dichterin, ergreifend der Ruhm Portugals, tiefsinnig die Erörterung über Recht und Pflicht, Kopf und Herz der Könige ꝛc. Es ist gerade das rechte Maß von Politik, Religion und Patriotismus im Buche: weniger hätte uns von dem erhabenen Inhalte zu einer bloßen Liebesgeschichte hinabgezogen, mehr dem blos belehrenden Bestandtheile ein unpoetisches Übergewicht eingeräumt. Auf mich hat das Buch den Eindruck gemacht: es könne nicht anders sein, als es ist, und diesen Eindruck bringt eigentlich jedes eigenthümliche, echte Kunstwerk hervor. Stände mir mehr Raum zu Gebote, würde ich noch Vieles lobend hervorheben und, uneingedenk der mir fremden kritischen Richtung, meiner theilnehmenden Begeisterung freien Lauf lassen.

Friedrich v. Raumer.

---

## Alfred Michiels über Deutschland, Philarète Chasles und die „Revue critique" von Cherbuliez über Michiels.

Eine Abart der Kritik ist diejenige, welche, statt über das Buch als eine individuelle Erscheinung zu sprechen und ihm die Stelle anzuweisen, die es im Gebiete der Literatur einzunehmen berechtigt ist, sich in langen Einleitungen erschöpft, die Fäden ihrer Betrachtungen an einen außerhalb des besprochenen Buches liegenden Gegenstand anknüpft und mit dem eigenen Geiste des Kritikers, statt mit dem Geiste des Buches, selbstgefällig prunken geht. Diese Abart der Kritik, die, um nur nicht langweilig zu sein, in allgemeinen bunt schillernden Reflexionen einherstolzirt, ist französische Erfindung und leider hier und da in Deutschland adoptirt worden. Geist, Witz, brillante Sprache kann man vielen Kritikern, welche diesem Genre angehören, nicht absprechen; aber es geht dem Leser damit wie dem Trinker mit dem Champagner: der Pfropfen fliegt auf und gibt einen Knall, einen Puff; das Getränk will rasch, man möchte sagen, ohne Besinnung, genossen sein; in kurzer Zeit ist es schal und die Wirkung ist ebenso rasch eingetreten und verfliegt ebenso rasch wie der Schaum des Getränks — Alles daran ist der diabolischen Macht des Augenblicks verfallen. Wir können recht wohl sagen, daß die französische Kritik nach Champagner schmeckt, die englische nach schwerem, aber nahrungskräftigem Porterbier, die deutsche — mit Ausnahme derjenigen, welche die französische copirt — nach echtem, durch Blume, Feuer und nachhaltige Wirkung ausgezeichnetem Rheinwein. Wir verstehen hierunter die deutsche Kritik, wie sie von den edelsten Geistern der deutschen Nation geübt, jetzt aber immer seltener geworden ist. Zu Denen, welche in Frankreich der eben bezeichneten Champagnerkritik obliegen, gehört besonders Philarète Chasles, der sein kritisches Nest in dem „Journal des débats" aufgeschlagen hat. Sein flüchtiger Aufsatz über Luther ist bereits in d. Bl. signalisirt worden, jetzt hat er über die „Études sur l'Allemagne" von Alfred Michiels einen Aufsatz von gleicher ungründlicher Oberflächlichkeit geschrieben; denn Philarète Chasles beschäftigt sich gern mit Deutschland, von dem er auch wirklich einige Kenntniß zu haben scheint. Vor allen Dingen müßte jedoch aus einer Kritik über Michiels' Werk hervorgehen, was darin über Deutschland, deutsche Nation, deutsche Sitte, deutsche Kunst, über Schiller, Jean Paul, Novalis, Uhland, Hegel, Voß ꝛc. gedacht, gesprochen, raisonnirt wird, Kluges oder Unkluges, Gerechtes oder Ungerechtes, Haltbares oder Unhaltbares; aber der Kritiker führt überhaupt nur an, daß Michiels über alle diese Gegenstände spreche; das Was berührt er fast gar nicht und das Wie nur auf eine sehr allgemeine und un-

bestimmte Weise. Das möchte zwar für eine kurze Anzeige genügen, aber der Kritiker füllt mehr als drei Spalten — und man weiß, wie gefährlich lang die Spalten im „Journal des débats" sind — über Michiels' Buch, ohne eigentlich über das Buch zu sprechen. Was gibt uns der Kritiker in dieser langen Abhandlung? definirt er deutsche Sitte, Kunst und Poesie? Nein, er erwähnt, daß Michiels mit der französischen Kritik unzufrieden sei, daß er unsern Philarète Chasles selbst mit einem jener Lobsprüche, welche zugleich verurtheilen, citire, und hieran knüpft er eine lange, oft geistreiche Wahrheiten, oft blos schillernde Scheinwahrheiten enthaltende Betrachtung über den journalistischen Geist unsers Zeitalters. Er sagt: „Der Titel eines Journalisten, eines Kritikers gehört nicht uns, sondern aller Welt"; man erkennt leicht, daß Jedermann in Frankreich ein Journalist ist. „Toute l'époque est journaliste, parce qu'elle est journalière", setzt er hinzu; und er fährt weiter fort: „Alle Zeitgenossen, vom Machthaber bis zum Lumpensammler, sind Kritiker, Analytiker, Zerschneider, Forscher, Zweifler. Man glaubt ein Buch zu machen und man macht ein Journal. Man bildet sich ein, ein System zu schaffen, und man macht Kritik. Man überredet sich, einen Roman erfunden zu haben, und man hat Kritik gemacht" u. s. w. Mit dieser Tirade sucht Chasles seine eigene leichtfertige journalistische Art zu entschuldigen und Michiels' wahrscheinlich noch sehr anerkennende Bemerkung über ihn abzuweisen. Michiels ist wenigstens ein ernsthafter Mann, der es mit der Kritik redlich zu meinen scheint und selbst auf die Gefahr hin, von seinen Landsleuten für einen Pedanten gehalten zu werden, nach Gründlichkeit strebt. Philarète Chasles gesteht ihm selbst zu, er sei „un homme d'études silencieuses", der lange Zeit in einsamer Betrachtung gelebt habe, auf den schroffen Gipfeln der Intelligenz, unbekümmert um den Tumult zu seinen Füßen, ein Mensch, der von der Gesellschaft nichts wissen wolle, das Ideal des Schönen immer vor Augen habe und der Gegner aller Derjenigen sei, welche sich mit ihm nicht auf gleicher Höhe zu halten im Stande sind; damit, setzt Chasles hinzu, begehe aber der Dargestellte ein Unrecht gegen die Gesellschaft selbst. Bei dieser Gelegenheit erzählt Herr Chasles nach einer kühnen und unerwarteten Wendung, daß er im Jahre 1837 einmal den Rigi erstiegen habe, und zwar im Herbste, und das sei eine prächtige Partie gewesen; da sei eine tüchtige Nebelwolke gekommen, die ihn eingehüllt, und aus der Wolke heraus sei eine derbe Schweizerin getreten, einen Krug auf dem Kopfe und ein „Leben Sie wohl!" im Munde; jenseit der Wolke sei es aber wieder sehr schön gewesen und er sei über das Alles ordentlich somnambul geworden u. s. w. Man sieht, daß Herr Chasles den Franzosen nur sagen will: „Auch ich war auf dem Rigi! Auch ich verstehe Deutsch!" Voilà ein orthographisch richtig geschriebenes „Leben Sie wohl!" Wir glauben jedoch nicht, daß die schweizer Dirne ihn mit dem vornehmen hochdeutschen „Leben Sie wohl!" angeredet haben dürfte; das hat der Kritiker wahrscheinlich aus einer Sammlung französisch-deutscher oder deutsch-französischer Gespräche geschöpft, wie sie den Grammatiken beigegeben zu werden pflegen. Hierauf macht Herr Chasles allerdings einige Floskeln über Michiels' kritische Manier, er sagt z. B.: „Ein Centralgedanke beherrscht und verbindet diese Fragmente", aber er sagt uns nicht, welches dieser Centralgedanke sei. Diese ganze Kritik ist ebenso wohlfeil als der gegen Michiels vorgebrachte Tadel, daß dieser den deutschen Schiller seiner Idealistik und hohen Intentionen wegen dem Shakspeare vorziehe und ihn den Hohenpriester der Humanität und einen Propheten nenne, während er von Shakspeare behaupte, dieser könne nur gröbern Seelen gefallen. Natürlich hat hier Chasles treffliche Gelegenheit, eine zum Theil glänzende und wahre, zum Theil leichtsinnige und den Werth des deutschen Poeten zu sehr herabsetzende Parallele zwischen beiden großen Dichtern zu ziehen, womit seine Kritik schließt.

Hören wir dagegen eine minder geistreiche, aber auch verständigere und praktischere Stimme, welche sich in Cherbuliez's „Revue critique" über dasselbe Buch vernehmen läßt. Der Referent macht zuerst einige allgemeine Bemerkungen über die größere Theilnahme, welche die deutsche Literatur allmälig unter den Franzosen gewonnen hat, wobei er denjenigen französischen Schriftstellern, welche die deutsche Literatur in Frankreich einzuführen bemüht waren, im Allgemeinen verwirft, daß sie, sobald sie auf Deutschland zu sprechen kämen, jener Klarheit entsagten, durch welche französische Sprache und französischer Geist sich auszeichneten; sie glaubten sich verpflichtet, ihre eigene Natur abzustreifen und sich mit jenen unbestimmten und dunkeln Formen zu bekleiden, welche Deutschland, das man oft und mit Recht das Vaterland der Wolken genannt habe, eigenthümlich wären. Aber nichts sei dem französischen Geiste so entgegen als das; die deutsche Garderobe beenge ihn und die deutsche Tiefe vertrage sich schlecht mit der französischen Leichtigkeit. Um die deutsche Tiefe begreifen zu lernen, müsse man vor Allem denken, und es sei ein großer Irrthum, darin nichts weiter zu erblicken, als eine Stylform, welche man annehmen müsse, um den deutschen Geist dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen. Was die Deutschen vorzüglich auszeichne, sei die wichtige Rolle, welche die Philosophie bei ihnen spiele; sie nehme an allen Productionen der Deutschen Theil und auf welchen Gegenstand sich ihr Verstand oder ihre Phantasie auch richte, so könne man dessen versichert sein, daß man stets eine mehr oder weniger markirte, mehr oder weniger erreichte philosophische Intention entdecken werde. Diese Tendenz werde noch besonders durch den Reichthum der deutschen Sprache unterstützt, welche neuen Wortbildungen so zugänglich sei, daß sie der Kühnheit und Originalität der Ideen niemals ein Hinderniß in den Weg stelle. Die französische Kritik, mit jener Rapidität zu Werke gehend, die ihr eigenthümlich sei, berühre nur die Oberfläche der Frage und glaube sich mit deutschem Geiste zu schwängern, wenn sie die Sprache, in die er sich hüllt, von ihm entlehne. Nun aber biete die französische Sprache nicht dieselben Hülfsmittel dar wie die deutsche und verliere, wenn man sie zwänge und dränge, bald ihre schöne Klarheit, ihre Concision und Zierlichkeit. „Herr Michiels", fährt der Berichterstatter fort, „hat sich gegen diesen Fehler nicht in Acht zu nehmen gewußt. Seine „Études", die von einer ziemlich umfassenden Kenntniß der deutschen Sitten und Literatur zeugen, sind nicht immer eine sehr leichte noch sehr angenehme Lecture. Man fühlt sich oft versucht, sie eher für eine ängstliche Übersetzung, als für ein Originalwerk zu halten. Sie haben auch eine wenig methodische Form und erscheinen wie eine Art literarische Reise, auf welcher die Schriftsteller je nach der Gelegenheit geprüft werden, womit sich unterwegs irgend ein Denkzeichen, irgend eine Erinnerung darbietet, welche mit ihrem Leben oder ihren Werken in Verbindung stehen. Michiels erwähnt auch nur die bedeutendsten Schriftsteller, mustert ihre Werke, die ihren Ruf begründeten, in aller Eile und scheint mehr für Diejenigen zu schreiben, welche sie gelesen haben oder im Original lesen können; denn die Mehrzahl ist noch nicht übersetzt. Auf der andern Seite ist es wahr, daß ein Buch dieser Art wohl geeignet ist, die Wißbegierde anzuregen und die Geister für das gegenwärtig unentbehrliche Studium der fremden Sprachen zu wecken. Das Werk hat auch, trotz seiner detaillirten Kritiken, die sich mehr an die Form und einige ungewohnte stylistische Wendungen halten, ein reelles und unbestreitbares Verdienst und gehört im Ganzen zu einem Genre, welches man nicht genug ermuthigen kann, weil es auf die Zukunft der französischen Literatur, die so lange außerhalb der allgemeinen geistigen Bewegung gestanden hat, den günstigsten Einfluß üben dürfte." Tadelnd erwähnt der Berichterstatter, daß Michiels zu stark auf neue Ansichten Jagd mache, was überhaupt ein Fehler der französischen Schriftsteller sei; so finde er in Goethe ein großes Maß Sensibilität — wir wählen hier das französische Wort, da das deutsche „Empfindsamkeit" zu anrüchig geworden — und Schiller müsse den Vorwurf erdulden, daß er zu sehr und bis zum Kleinlichen das Gefühl zersetze, wodurch

der dramatischen Wirkung wesentlich Abbruch gethan werde. Mit diesen Ansichten ist der Berichterstatter durchaus nicht einverstanden. „Alle", sagt er, „welche Goethe mit Aufmerksamkeit studirt haben, werden in allen seinen Schriften von der rein plastischen Tendenz seines Genius, von diesem Cultus der Formen, von dieser Liebe der Kunst als Kunst erstaunt sein, welche neulich G. Sand in einer bemerkenswerthen Parallele zwischen seinem „Faust", Byron's „Manfred" und Mickiewicz's „Dziadi" so trefflich geschildert hat. Diesen wird Michiels Ansicht über Goethe ebenso befremdlich dünken, wie desselben Ansicht über Schiller allen Denen befremdlich sein wird, welche kein Schiller'sches Drama lesen können, ohne von der starken und mächtigen Weise, womit er das Gefühl handhabt, von der Gewalt, womit er die Leidenschaften handeln läßt, tief erregt zu werden." Andererseits wird Michiels getadelt, daß er in der berühmten Scene zwischen Philipp und Posa im „Don Carlos", weit entfernt die darüber im Schwange gehenden Urtheile zu billigen, die Vertraulichkeit zwischen beiden Personen ganz natürlich findet; denn Philipp II. sei so gut ein Enthusiast wie Marquis Posa, nur in anderer Weise und in anderer Richtung. Der Berichterstatter meint, weder die Geschichte noch Schiller selbst hätten daran gedacht, aus Philipp einen Enthusiasten zu machen, und was den Marquis Posa betreffe, so sei dieser doch eine etwas zu ideale Figur und das Zutrauen, welches er so lange Zeit hindurch dem Könige schenke, außer aller Wahrscheinlichkeit.

Wir führen diese Aussprüche und Ansichten an, weil daraus zu erkennen ist, daß die französischen Kritiker bereits über deutsche Dichter zu disputiren beginnen; das beste Kennzeichen, daß eine Literatur im Auslande interessant wird und Theilnahme erregt, ist eben dieses, daß sie zu einem Gegenstande der Disputation erhoben wird. 70.

## Die Comarchen.

Freiwillig wagte sich bisher kein Weißer in das Streif- und Jagdgebiet des tapfern und grausamen Stammes der Comarchen, welche deshalb auch von den Spaniern zu den ungebändigten Indianern (Indios bravos) gezählt werden. Dies Gebiet liegt auf der Markscheide der zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika, zu Texas oder zum mexicanischen Freistaate gerechneten unabsehbaren Steppen und die genannten Indianer befinden sich bei ihren Zügen bald in diesem bald in jenem der drei Staaten. Über diesen bisher noch gar nicht gekannten Landstrich und dessen Bewohner liefert nur eine Handschrift in spanischer Sprache einige Auskunft, die das Tagebuch eines der Anführer einer aus 100 Reisenden, 50 Soldaten als Bedeckung, Wagen und 500 Maulthieren bestehenden Karavane enthält, welche die Mexicaner in Chihuahua nach dem rothen Flusse und von da nach Neuorleans 1839 gesendet haben. Zweck dieser silberbringenden Karavane war der unmittelbare Ankauf europäischer Waaren, welche die westlichen Mexicaner bisher aus der Hauptstadt Mexico empfangen hatten, wo sie aber in Folge der langen französischen Blockade selbst mangelten und daher nicht weiter ins Innere versendet wurden. Da es bei den gegenwärtigen etwas günstigern politischen Verhältnissen Mexicos gerade nicht wahrscheinlich ist, daß ein Zustand der Abschließung wie der gedachte sich wiederhole und daß mithin ein zweiter Karavanenzug der Art jene Gegenden bald wieder betrete, so gewinnen hierdurch nachstehende Mittheilungen aus dem spanischen Tagebuche noch an Interesse!

„Von der Stadt Chihuahua, wo die Karavane auszog, bis zum Rio Colorado de Bexar sind in nordöstlicher Richtung 320 spanische Marschmeilen (leguas). Der genannte Fluß bildet die Ostgrenze des Landes der Comarchen, das sich bis zum Fluß Pecos erstreckt. Alles zwischen diesen beiden Flüssen Liegende gehört ihnen ausschließlich, und obgleich der Schauplatz ihrer Jagd- sowie ihrer feindlichen Züge jenseit und außerhalb des Striches liegt, den beide Flüsse einschließen, haben sie doch nur in diesem feste Wohnplätze. Ihre Dörfer bestehen aus verschiedenen Hütten, bis 30 an Zahl, die sie aus Baumstämmen flechten, mit Thierfellen bedecken und in denen sie ihre Kleider und ihren Hausrath aufbewahren. Diese Dörfer liegen stets an einem Flusse oder Bache, und wenn sich ein Hügel in der Nähe findet, wird dessen Spitze durch einen Graben und Wall umschlossen, zum Aufenthaltsorte für den Fall eines Angriffs. Die Anzahl streitbarer Krieger der Comarchen wird verschieden, zwischen 4000 und 14,000 angegeben. Die kleinste Zahl scheint die wahrscheinlichste, weil nur wenige feste Niederlassungen sich fanden und man sich auf die Angaben der Indianer nicht verlassen kann. Gewiß ist aber, daß sie bei ihrem letzten Einfalle in den Staat Chihuahua 700 Krieger stark waren. Die Ausdehnung ihres Landes von Süden nach Norden, von Bexar bis zur Breite von Neumexico, beträgt 500 englische Meilen. Mithin hat ihr Land eine Ausdehnung von 400 deutschen Geviertmeilen. Der Theil des Landes, durch den die Karavane zog, ist sehr schön und reich an malerischen Ansichten. Wasser ist im Überfluß vorhanden und rein, Wiesen reichlich, Früchte in großer Menge und sehr gut, Flachs wächst an vielen Stellen wild, Überfluß an Wildpret, besonders an Hochwild, reine, leichte Luft, weder strenge Kälte im Winter noch drückende Hitze im Sommer. Der Boden ist fruchtbar und für jede Art Korn geeignet, wird auch durch fließendes Wasser in allen Richtungen berieselt, da der Grund uneben und hügelig ist. Die Comarchen werden in diesem schönen Lande alt, sind Nomaden und stehen unter einer patriarchalischen Regierung. Ihre Religionsbegriffe sind etwas verwirrt. Sie nennen Gott den großen Hauptmann, der im Himmel ist, und glauben auch an einen bösen Geist unter der Erde. Von künftigen Belohnungen und Strafen haben sie keine Vorstellung, begraben aber dennoch ihre Krieger mit Waffen und Pferden; Vielweiberei wird so weit gestattet, als das Vermögen eines Jeden geht. Ehebruch, Diebstahl, Mord und andere Verbrechen werden jedes, wie es herkömmlich ist, bestraft. Ob sie überlieferte Sagen oder religiöse Feste haben, waren wir außer Stande zu ermitteln." 1.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 215. —— 2. August 1840.


Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—38. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1840. Gr. 12. 4 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser dieses Buches hat sich durch den Anblick der zahllosen Menge von Werken, die über Rom erschienen sind, nicht abhalten lassen, das seinige zu schreiben; und er hat Recht gehabt. Im Bewußtsein seines Ernstes, seines Fleißes und seiner Gewissenhaftigkeit durfte er auftreten, ohne die Vorwürfe zu befürchten, mit denen auch die gemäßigtste Kritik die meisten heutigen Schriftsteller über Rom und Italien nicht verschonen kann. In der That ist es schwer, dieser Literatur nicht mit einem Gefühle von Mismuth und Geringschätzung zu gedenken. Daß Reisende ohne Beruf, ohne Sachkenntniß, ohne Auffassungsgabe Bericht abstatten, ist allerdings ein Uebel, von dem auch andere Länder als Italien heimgesucht werden; aber eine so erbarmungslose Zudringlichkeit der Scribenten hat doch kein Land erfahren, als dieses schönste der Länder. Während andere Gegenden Europas beschrieben werden, weil sie bereist worden, scheint Italien jetzt nur bereist, um beschrieben zu werden. Die sonst wol unter uns herrschende Pietät vor dem ehrwürdigsten Boden scheint verschwunden; die Sehnsucht, die einst Goethe, die Kephalides, Wilhelm Müller nach Italien trieb, ist nicht mehr an der Zeit; ein Schwarm gedankenloser, ungeweihter, leichtfertiger Schreiber wirft sich über das auch hierin unglückliche Land, wie über eine Jedem offene, für Jeden feile Beute. Ein Aufenthalt von oft nur einigen Monaten genügt den meisten dieser Reisenden, um über die alten ruhmreichen Stätten der Geschichte und Kunst, über Sitte und Sinnesart der eigenthümlichsten, schwer zugänglichen Nationalitäten öffentlich ihre Stimme abzugeben. Daß diese Gegenstände schon von den trefflichsten Geistern, von kundigen Forschern, treuen Beobachtern, längst dargestellt und zum Theil erschöpfend geschildert worden, beunruhigt das Gewissen jener Umherzügler nicht; sie erzählen und beschreiben, als wäre vor ihnen nichts erzählt und beschrieben worden, und als hätten sie die Welt mit neuen, von ihnen aufgefundenen Dingen zum ersten Male bekannt zu machen. Durch solche Gewissenlosigkeit ist es geschehen, daß die in einheimischen Kreisen herrschenden Vorstellungen über Italien durch die ungeheure Menge neuerer Reiseberichte nicht nur nicht erweitert, sondern offenbar dürftiger und unrichtiger geworden sind, als sie es vor einigen Jahrzehenden noch waren. Irrthümer, die man bereits durch tüchtige Arbeiten für beseitigt halten konnte, haben wieder neue Geltung, seichte Vorurtheile, die längst besiegt schienen, wieder Vorschub erhalten. Hierzu kommt noch ein anderer übler Einfluß dieser geschwätzigen Literatur, daß nämlich das Interesse des größern Publicums für Italien an das enge Gebiet von etwa einem Dutzend Gegenständen und Vorgängen haften bleibt, die hundert-, ja tausendmal beschrieben und dargestellt, immer von neuem bis zum äußersten Überdruß beschrieben und dargestellt werden, wodurch die Meinung aufkommt, als seien sie die anziehendsten, wichtigsten, ja einzigen. Keine Büchersammlung enthält eine solche Masse von Wiederholungen, ein so abstumpfendes Einerlei, als eine Bibliothek italienischer Reisen. Dogenpalast, Bleidächer und Seufzerbrücke, schiefe Thürme und Ruinen im Mondenschein, Tribune und Fornarina, Carneval, Charwoche, Benediction, Miserere, Räuber, Trasteveriner, der Eremit auf dem Vesuv, die blaue Grotte . . . wer erlöst uns endlich von diesen ewig und unaufhörlich wiederkehrenden Schilderungen und Erzählungen? Das reichste, mannichfaltigste Land der Welt erscheint so als das dürftigste, einförmigste. Italien, das so oft schon für seine Schönheit und seine Reize gebüßt hat, muß noch immer dafür büßen; noch immer wird es seiner Schätze beraubt, ehemals durch Plünderung, heut durch Unwissenheit; noch immer wird es mishandelt, früher durch die Schwerter, jetzt durch die Federn der Barbaren, die es heimsuchen. Fragt man nach den Ursachen dieser schonungslosen Behandlung eines Landes, dem wir Alle so unendlichen Dank schuldig sind, so finden sich vornehmlich zwei: erstens die Eitelkeit der meisten Reisenden, denen es nicht darum zu thun ist, Italien, sondern sich selbst in Italien darzustellen, und die in ihren sonst überall scheiternden Bemühungen, Interesse für sich zu erregen, mit Hülfe der Theilnahme, die der Name Italien weckt, endlich zum Ziele zu gelangen hoffen. „Auch ich in Hesperien", möchte ein Jeder auf sein Buch setzen, wenn ihn nicht die Furcht vor der Parallele zurückhielte, die dies Motto herausfodert. Man halte z. B. eine der allerneuesten Reisebeschreibungen, die sich den Titel „Italien, wie es mir erschienen ist" gegeben hat, mit Productionen derselben

Gattung, etwa denen eines Wolfgang Menzel oder Jules Janin zusammen, und urtheile, ob alle diese Bücher nicht vielmehr den Titel führen sollten: „Ich, wie ich in Italien erschienen bin." Die zweite Ursache aber ist nicht so sehr bei den Schriftstellern, als bei einem Theile des deutschen Publicums zu suchen. Es gibt unter uns Manien mancherlei Art, Gallomanien, Anglomanien ꝛc., die indeß oft, ja meist, aus einem bedeutsamen Grunde entspringen. Von der bei uns anzutreffenden Italomanie aber läßt sich nicht Gleiches aussagen. Sie ist großentheils nicht viel mehr als eine Tändelei, ein Spiel mit Erinnerungen an die Süßigkeit eines seligen Osterien- oder beschaulichen Kunstlebens, womit die Glücklichen, die es genossen haben, nach ihrer Rückkehr in die ernstere nordische Heimat sich für das entschwundene Gut einen gemüthlichen Trost schaffen und eine Art Gemeinde bilden, deren Glieder im Klingklang von Sonetten, im Sammeln von Antiquitäten, Mosaiken und Marmorarten, auch im positivern Genuß von Maccaroni und Salami ihren harmlosen Cultus verrichten. In einer unserer Hauptstädte besteht eine Colonie dieser Gemeinde, die ihre periodischen Zusammenkünfte hält und wobei Jung und Alt der bestehenden Vorschrift, keine andere als nur wälsche Mundart verlauten zu lassen, mit oft bewundernswerther Aufopferung Folge leistet. Es wäre in der That ungerecht, diese heitere und unschuldige Freimaurerei anzufechten, wenn sie es nicht wäre, die jenen unerträglichen Dilettantismus der Reisebeschreiber ermuthigt, ja ganz eigentlich hervorruft. Hier wie immer werden die Sünden der Literatur von den Schriftstellern und vom Publicum gemeinsam getragen. Es ist ein günstiges Geschick, daß ein geltender Mann wie Hr. v. Raumer seinen Namen neuerdings wieder in die Liste italienischer Reisender einträgt und das Gewerbe derselben wieder zu Ansehen bringt. Was Rom insbesondere betrifft, so hat ebenso der Verfasser des Buches, welches wir hiermit anzeigen, vollgültigen Anspruch auf das Anerkenntniß, in die unendlich lange Reihe Derer, die von Ewigkeit her über die ewige Stadt geschrieben haben, nicht als ein Überflüssiger und als einer der Besten eingetreten zu sein.

Dieses Verdienst ist kein geringes, denn unter den Vorgängern des Verf. finden sich bis auf die neueste Zeit viele treffliche, welche Rom, jeder innerhalb seines ihm eigenthümlichen Gebiets, so beschrieben haben, daß man glauben müßte, es sei für einen Nachfolger wenig zu thun geblieben. Sieht man von den allgemeinern Werken der Lalande, Valéry ꝛc. ab, und bringt unter den neuern nur die bessern in Anschlag, so findet man das antiquarische Rom von Fea, Bunsen und Gerhard mit erschöpfender Sachkenntniß, die classische Campagna von Nibby mit großer Gelehrsamkeit beschrieben; über das priesterliche und altkirchliche Rom hat ein Mann wie Cancellieri gewiß nichts zu sagen versäumt, was er gewußt hat, und er scheint Alles gewußt zu haben; die Werke römischer Malerei und Architektur und was sich aus der Kunstgeschichte und christlichen Alterthumskunde daran knüpft, hat Platner als ein ausgezeichnet gründlicher Kenner dargestellt; über das zeitliche Regiment der Päpste ist von Denman in vorzüglicher Weise und über das gesammte Gebiet innerer Staatsverwaltung von Tournon in seinem vortrefflichen, auch von unserm Verf. mit gebührender Auszeichnung erwähnten Buche geschrieben worden; in Absicht auf die klimatischen und Agriculturverhältnisse ist Lullin de Chateauvieur auf die anziehendste Art vollständig belehrend; für römische Sitte und Lebensweise endlich ist außer Stendhal, der die elegante Welt gut kennt und mit anmuthiger Bosheit schildert, das Büchlein „Rom 1833" als eine völlig gelungene, epigrammatisch-geistreiche, vor Allem treffend wahre Darstellung zu citiren. Nimmt man diese Werke alle, vielleicht mit noch einigen nicht verächtlichen dichterischen Auffassungen Roms zusammen, so scheint in der That für die Beschreibung der Weltstadt wenig zu wünschen übrig. Indeß war es einerseits schon ein zweckmäßiges Unternehmen, jene Seiten alle einmal zu einem vollständigen Bilde zusammenzufassen und manches in jenen Werken nur mangelhaft Ausgeführte, wie z. B. die Darstellung des römischen Gerichtswesens, Belehrung über das Wesen der Prälatur, Nachrichten über jetzt lebende Künstler ꝛc. hinzuzufügen; sodann aber hat unser Verf. eine bedeutende, in der descriptiven Literatur Roms vorhandene Lücke ausgefüllt, nämlich durch besondere Bezugnahme auf das Mittelalter und stete Vergegenwärtigung jener durch merkwürdige Parteikämpfe erschütternden Episoden und oft weltbewegenden Krisen, deren Erinnerung den meisten Beschauern Roms durch das allerdings höhere und uns viel näher berührende Interesse der altclassischen Welt entrückt wird, die aber zur Belebung wie zum Verständniß einer großen Menge römischer Localitäten und Monumente von nicht geringer Wichtigkeit ist, denn in vielen Stadttheilen Roms kann man nicht hundert Schritte weit gehen, ohne durch Namen von Straßen, Plätzen, Palästen an die Zeiten der Colonna, Orsini, Caetani, Conti, Savelli ꝛc. gemahnt zu werden. Der Verf. führt uns an diese Stätten und erhöht das Interesse ihrer Beschauung durch Vergegenwärtigung der lebhaftesten Epochen aus der Geschichte jener mächtigen Geschlechter und wilden Zeiten, in denen die alte Roma, nachdem ihr die Welt, was sie an ihr verbrochen, längst vergolten hatte, nun auch erleben sollte, von ihren eigenen Kindern und Verwandten mishandelt, an den Haaren geschleift, mit Nägeln zerfleischt zu werden. Der Verf. hat diese Geschichten einsichtsvoll immer an vorhandene Denkmale oder Örtlichkeiten geknüpft und aus ihnen, verständig, nur Das hervorgehoben, was dem nicht schon geschichtskundigen Reisenden zu wissen genügt, aber auch zu wissen Noth thut. Denn das Gefühl des Staunens, der Ehrfurcht und der Trauer, das die Reste der classischen Zeiten erregen, darf, obgleich es das höchste ist, das Rom hervorruft, doch nicht das einzige bleiben, sondern bedarf des historischen Gegensatzes an den Empfindungen des Mitleids, ja des Abscheus und der Verachtung, wie sie der Anblick jener wüsten mittelalterlichen Epochen des unseligen Wirrwarrs, der absoluten Rohheit und sittlicher Ohnmacht hervorruft. Diese Schicksale schildert der Verf. in einer Reihe gelegentlich eingestreuter Er-

zählungen, wobei er oft den Berichten der Villani, des Poggio rc. treu folgt, was man ihm nur Dank wissen kann, da die naive Einfachheit ihrer Darstellungen unübertrefflich ist. So wird die Imagination des Lesers in jene Zeiten versetzt, von denen die Chronik sagt: „Alles war Willkür; täglich ward in den Straßen gekämpft, von allen Seiten ward geraubt; die Jungfrauen waren nicht sicher vor den Angriffen auf ihre Ehre, dem Gatten wurde die Gattin entführt aus dem eigenen Hause; die Feldarbeiter wurden an den Thoren Roms ausgeplündert, die Pilger nicht vertheidigt, sondern von Wegelagerern beraubt und gemordet; überall Übel und Sittenverderbniß, selbst unter den Geistlichen; weder Gerechtigkeit noch Scham. Alles ging dem Verderben zu, es galt kein Recht, als das des Schwertes, Jeder vertheidigte sich im Verein mit Verwandten und Freunden." Aber bei der Schilderung dieser traurigen Zustände hat der Verf. nicht vergessen, sogleich auch die andere Seite darzustellen und das Merkwürdige hervorzuheben, wie selbst inmitten so großen Elends der Name Roms nicht abgelassen hat, fernhin seine wunderbare Gewalt über die Gemüther zu üben, und wie zur Zeit, als Clemens VI. das Jubiläum von 1350 feiern ließ, die Pilger von allen Ländern der Welt in so dichtgedrängten Scharen herbeiströmten, daß man ihre Zahl auf weit über eine Million anschlug. Schwäche und Zerrüttung im Innern, Macht und Einfluß nach außen, dies ist die Geschichte der Weltstadt fast durch das ganze Mittelalter durch, und so ist sie, mit Ausnahme kurzer Perioden, nur dem Grade nach modificirt, bis auf die neueste Zeit geblieben. Der fremde Beschauer Roms, in dessen Gemüth der Anblick und das Studium der Stadt und Umgebung noch heutigen Tages die entgegengesetzten Eindrücke der Bewunderung und des Widerwillens hervorruft, wird in dem vorliegenden Buche zwei berühmte weltkundige Belege für diese seine Gefühle finden, für jenes in der enthusiastischen Begeisterung, die Petrarca bei seinem ersten Besuche Roms in einem merkwürdigen Briefe aussprach, für dieses in dem bittern Groll, der bei gleichem Anlaß in der Brust Dante's rege ward, als die Erfahrungen, die der Dichter in der christlichen Hauptstadt machte, einen so entscheidenden Einfluß auf seine Gesinnung und Dichtung ausübten. Unser Autor hat, wie man sieht, nichts Wichtiges auszuführen versäumt und als einsichtsvoller Cicerone den Wanderer in Rom auf die dominirenden Höhepunkte geführt, von denen ein richtiger Blick auf die mannichfaltigen Gestaltungen jener Vergangenheiten zu gewinnen ist, wobei zugleich das Gemüth in die Stimmung versetzt wird, welche zur Beschauung der mittelalterlichen Localitäten mit hinzugebracht werden muß. Es bedarf hiernach kaum der Erwähnung, daß die Schicksale der hervorragendsten Persönlichkeiten und mächtigsten Geschlechter jener Zeiten, des Rienzi, Brancaleone, Arnold v. Brescia, der Katharina v. Siena, Bonifaz VIII., der Colonna, Orsini, Savelli rc. sich in dem Buche erzählt und in ihren anziehendsten, die Sitte der Zeiten am anschaulichsten charakterisirenden Zügen dargestellt finden. Auch aus spätern Epochen hat der Verf. die Nachgiebigkeit gehabt, gewisse Geschichten, die eine Art privilegirter Celebrität erlangt haben, wie die des Tasso, der Familie Cenci, abermals zu erzählen, letztere nach der bekannten Chronik, mit welcher sich die Referenten jenes Vorfalls begnügen müssen, bis einige Handschriften, z. B. der Angelica zu Rom, zugänglich werden; erstere hingegen nach den neuern, durch Graf Alberti erlangten Aufschlüssen, durch welche der glühende Eifer, den dieser Liebeshandel von jeher unter den italienischen Literaten entzündet hat, hoffentlich zur Ruhe gebracht und die dreihundertjährige Neugier der galanten Welt auf eine für Poeten wie Prinzessinnen gleich tröstliche Weise endlich gestillt worden ist. Mit einem Worte, die wesentlichen Momente und anziehendern Episoden aus Roms Geschichte, etwa vom 10. Jahrhundert ab bis auf die neuern Zeiten, sind in diesen römischen Briefen glücklich hervorgehoben, und wir können diese, Sinn und Phantasie zweckmäßig anregende Weise, den Reisenden auf dem bedeutsamsten Schauplatze umherzugeleiten, nicht anders als höchlich billigen und rühmen.

(Der Beschluß folgt.)

---

Kleine philosophische Schriften, von Heinrich Ritter. Erstes Bändchen. Über die Principien der Rechtsphilosophie oder der Politik. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

„Nicht in den Ocean der Meinungen möcht' ich mich stürzen!" So ruft vielleicht Mancher, wenn er sich anschickt, über politische Gegenstände zu reden oder zu schreiben. Denn sie werden in so reicher Weise durch öffentliche Verhandlungen, Flugschriften und Zeitungen besprochen, daß man übergenug von Theorien, praktischen Richtungen und Parteien heimgesucht ist. Unser Verf. sagt viel Gutes und wendet sich einer vernünftigen Mitte entgegen, in welcher wol das meiste Heil zu suchen ist. Ein Hauptgedanke der Schrift ist der Unterschied zwischen dem Begriff eines staatbildenden Volks und eines volkbildenden Staats. Jener setzt ein von Natur vereinigtes Volk voraus, das seinen Staat bilden soll; dieser setzt voraus, daß vor ihm andere Staatseinrichtungen gewesen, welche ihren Zusammenhang verloren und sich aufgelöst haben, aber doch in Bruchstücken fortbestehen können. Daraus erwachsen in beiden verschiedene Verhältnisse. Dem staatbildenden Volke liegt dessen natürliche Einheit zum Grunde, ähnliche Sitte, Sprachbildung, dasselbe Vaterland. Die Obrigkeit ist so gut ein fest eingewachsener Theil des Volks als irgend ein anderer. Der volkbildende Staat wird nicht leicht anders als durch Gewalt und Krieg herbeigeführt und förmlich oder stillschweigend durch einen als Vertrag oder Bund geschlossenen Frieden zu Stande kommen. Er steht dadurch auf einem mislichen Boden. Sollte in jenem die Obrigkeit sich als ausgeartet beweisen, so möchte das Recht der Unterthanen zur Abwendung des Verderbens in einer Veränderung der Staatsverfassung bestehen. Sie bleibt immer bedenklich, erfodert reife Überlegung, das Kranke und Gesunde ist ineinander verwachsen. Bei dem volkbildenden Staate aber sind die Umwälzungen ungleich gefährlicher, die Einmischung fremder Schlichtungen und Grundsätze wird leicht Raum gewinnen, und gesetzt auch, das geringste Unglück für solchen Fall wäre die Auflösung des zur künstlichen Einheit verbundenen Ungleichartigen, dessen zusammenhaltende Kraft schwach, so bleibt es doch immer ein Unglück. In der Vergleichung beider Arten des Staats hält der Verf. die Form des staatbildenden Volks dazu bestimmt, die spätere Form des volkbildenden Staats vorzubereiten und in dieselbe überzuge-

hen, und deswegen erscheint ihm die letztere als vollkommenere Ausbildung des Staats.

Ohne weiter hierein einzugehen, sei noch des Kirchenrechtes gedacht, welches in unserer Zeit bedeutend in Frage kommt. Der Verf. zweifelt, ob es als ein besonderer Haupttheil des gesammten Rechtsgebiets zuzugeben sei. Für das Reden und Handeln in der kirchlichen Gemeinschaft sei ja kein anderes Recht zu fodern als für sonstige Äußerungen geistiger Dinge, die über den Staat hinausgehen, für Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft. Ist die religiöse Gesellschaft nicht in der bürgerlichen eingeschlossen, also eine andere, so kann solche Kirche im Staate kein anderes Recht in Anspruch nehmen als eine jede andere Gemeinschaft. Diese Lösung ist ihrem Standpunkte ganz angemessen; wie aber, wenn es heißt, der Staat sei in der Kirche? Dann müßte jener auch kein anderes Recht fodern dürfen, als jede andere Gemeinschaft. Dies ist der langgeführte Principienstreit zwischen Staatsrecht und Kirchenrecht. 28.

## Notizen.

Das Bureau der afrikanischen Angelegenheiten im Kriegsministerium gab ein „Tableau de la situation des établissements français dans l'Algérie en 1839" heraus. Dieser Quartband, redigirt unter der Leitung von Hrn. Laurence, enthält eine Reihe sehr wichtiger Documente, welche Natur und Zweck der französischen Eroberung in Afrika, die bereits gewonnenen Resultate und die gegründeten Hoffnungen für die Zukunft herausstellen. Den zahlreichen und wichtigen Details, betreffend die Statistik, die Verwaltung, die Rechtspflege und die Finanzen, haben Laurence und seine Mitarbeiter noch mehre höchst interessante Notizen beigefügt; hierunter einen geschichtlichen Abriß der Begebenheiten vom J. 1839; einen gelehrten Artikel über die römischen Heerstraßen in Numidien und Mauritanien; eine Notiz über die regulaire Truppenmacht Abd-el-Kader's im J. 1838, damals auf 6000 Mann, 12 Feldstücke und 29 Festungsgeschütze angeschlagen; über Tagdempt, den Waffenplatz des Emir, und über die drei Forts, welche er an der Grenze der Wüste errichten ließ, um sich nöthigenfalls dorthin zurückzuziehen; endlich einen sehr ausgedehnten Bericht, der von großem politischen und militairischen Interesse ist, über die von Abd-el-Kader getroffene Eintheilung der Provinz Oran in Beiliks, Agaliks, Outhans, Kaidals und Tribus, und die von ihm eingerichtete Verwaltung. Die Tribus können dem Emir im Ganzen ein Aufgebot von 72,000 sedentairen oder mobilen Kriegern stellen, worunter 40,000 Reiter und 32,000 Fußsoldaten. Ein Journal bemerkt, da sich das Schicksal Algeriens während der nächsten Feldzüge in den J. 1841 und 1842 in der Provinz Oran entscheiden muß, so dürfte die Direction der afrikanischen Angelegenheiten unsern Generalen einen großen Dienst geleistet haben, indem sie ihnen gewisse und umständliche Nachrichten über die einzelnen Tribus, ihre Stärke, ihre besondere Politik, über die Localitäten, welche jeder Stamm bewohnt, über die Rivalitäten zwischen den verschiedenen Tribus verschafft, wie über die Mittel der Aufregung, der Verwaltung und des Schreckens, welche Abd-el-Kader anwendet, um sie unter seinem tyrannischen Joche zu erhalten." Daß in der letzten Phrase der echte Franzose spricht, ist ersichtlich; gewiß fühlen sich die afrikanischen Stämme unter dem sogenannten tyrannischen Joche Abd-el-Kader's ebenso frei und wohl, als sie sich unter der sogenannten liberalen Herrschaft der Franzosen unfrei und unwohl fühlen würden und sich zum Theil schon jetzt fühlen.

---

Das „Écho du Nord" brachte nach langem Zwischenraum neulich wieder einige Berichte der Herren Delgorgue und Campion, welche vor zwei Jahren nach dem Cap der guten Hoffnung reisten, um das Kafferland zu erforschen oder sich, je nach den Umständen, dort wohnhaft zu machen. Hr. Campion scheint anfangs manche traurige Erfahrungen gemacht zu haben, steht aber jetzt an der Spitze eines ziemlich blühenden Tauschhandelsgeschäfts. Hr. Delgorgue, der die Reise in der Absicht unternahm, ein großes Jagdetablissement zu gründen, hat bereits das Land in immenser Ausdehnung durchstrichen. Nachdem er die entferntesten Colonisten und die neulich von den Holländern frisch gestiftete Colonie besucht, drang er sogar bis in den Kern des Kafferlandes selbst vor. Sein letzter Brief berichtet, daß er als Bevollmächtigter bei dem Friedenstractat, welchen die neue Colonie mit dem Könige Ponda geschlossen hat, wirksam gewesen ist. Er erzählt, daß er an dem bestimmten Tage sich mit einigen Colonisten in das Lager des Königs Ponda begeben und hier 2000 Kaffern vereinigt gefunden habe. Während beide Theile miteinander verhandelten, bemächtigte sich der Kaffern eine Unzufriedenheit mit dem ersten Minister, den sie auch ohne alle Umstände vor den Augen des Königs selbst todtschlugen. Nach dieser Mordthat wurde der Friede feierlich beschworen und die Europäer blieben noch ungefähr zwei Tage lang im Lager der Kaffern. Diese Wilden, deren mit Grausamkeit verbundene Tapferkeit von den neuen Colonisten sehr gefürchtet wird, lieben den Rosentaback so leidenschaftlich, daß sie für ein Pfund desselben einen Ochsen geben. Das Land ist übrigens, wie Delgorgue berichtet, herrlich; eine liebliche Temperatur und ein immer heiterer Himmel vermehren die Reize dieses Landes, welches an Weideplätzen, Vieh, Gazellen und allen Arten Wildpret Überfluß hat. Es steht zu hoffen, daß die neue Colonie, welche aus etwa 300 europäischen Familien besteht, große Bedeutung erlangen dürfte, wenn die Kaffern den geschlossenen Friedenstractat halten. Fast närrisch aber ist es zu lesen, wie wichtig Hr. Delgorgue damit thut, daß er die französische Tricolore in der jungen Colonie eingeführt habe, und ebenso närrisch ist es anzusehen, mit welchem patriotischen Eifer die französischen Journale diesen echt französischen Puff zur allgemeinen Kenntniß zu bringen suchen.

---

Napoleon's Ansicht war, daß der Krieg bei den Alten in seinen Grundzügen derselbe wie bei uns gewesen sei; nur die Waffen und die elementare Taktik hätten sich geändert; die Strategie, die große Kunst der Feldzüge und Schlachten, habe immer auf denselben Grundsätzen beruht. Alexander, Cäsar, Hannibal, Scipio, Marius, Mithridates, alle diese mit kriegerischem Genie so herrlich ausgerüsteten Männer, würden zu jeder Zeit große Feldherren gewesen oder geworden sein und ihre Operationen, ihre Schlachtordnungen müßten noch jetzt studirt werden. Von dieser Wahrheit durchdrungen, haben die Herausgeber der „Bibliothèque historique militaire", die Herren Sauvan und Liskenne, in die drei ersten Bände ihrer interessanten Sammlung die hauptsächlichsten militairischen Schriftsteller des Alterthums aufgenommen, welche sämmtlich, wie bekannt, das Schwert neben der Feder geführt haben. Diese „Bibliothek" wird aus sechs Bänden bestehen, wovon jeder, außer einem Atlas, 1000 gespaltene Seiten und die Masse von 10 gewöhnlichen Octavbänden umfassen wird. Die Herausgeber haben ihre Sammlung mit zwei erschöpfenden Abhandlungen über die Kriegskunst der Römer, über die Einrichtungen ihrer Heere, über die höchst sinnreiche, vortrefflich combinirte und des Studiums höchst würdige Taktik, wie sie im Alterthume blühte, eingeleitet und durch das Beispiel der von den alten Autoren beschriebenen Hauptschlachten begründet.

---

Angekündigt ist der erste Band der „Histoire de l'empire ottoman, par M. *de Hammer*; traduit de l'allemand, sur la deuxième édition, par *Doches*." Das Ganze wird drei Bände in gespaltenen Columnen umfassen und bildet eine Abtheilung der „Collection d'histoires complètes de tous les états européens", für die besonders viele deutsche Geschichtswerke, wie die Geschichte Italiens von Leo, die Geschichte Deutschlands von Luden u. s. w. übersetzt werden. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 216. —— 3. August 1840.


## Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—38. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 215.)

Daß der Verf. sich Leser an Ort und Stelle gedacht hat, daran ist kein Zweifel, da die Aufzählung von Bildern und die Beschreibungen, die er von Bauwerken macht, nur bei unmittelbarer Anschauung der Gegenstände selbst verständlich und vernehmlich sind. Das sehr ausführliche, dem Buche angefügte Register erleichtert seine Brauchbarkeit und macht es als Hülfsmittel zum Nachlesen sehr empfehlenswerth. Indeß sind wir mit der Zweckmäßigkeit dieses Beschreibens nicht ganz einverstanden und achten diese Bemühung als eine vergebliche, da die nur analytische Beschreibung des Äußern der Objecte für den Beschauer überflüssig ist, dem Entfernten aber kein Bild gibt. Auch das Aufzählen der Galerien und Gemälde scheint uns kein glückliches Unternehmen, da es auf Vollständigkeit hierbei in einem Buche dieser Art nicht abgesehen sein konnte noch sollte, das willkürliche Eximiren aber sein Misliches hat, wie denn Galerien, wie Spada, Torlonia und bedeutende Malereien, wie die Fresken im Palazzo Farnese ganz unerwähnt geblieben sind. Der bloße Leser findet seine Aufmerksamkeit durch diese Verzeichnisse nicht hinreichend gefesselt, und für den Beschauer vermögen sie nicht die Stelle der Kataloge zu vertreten. Größern Dank würde sich der Verf. erworben haben, wenn er den Raum, den jene den Galerien gewidmeten Briefe ausfüllen, zu Erklärungen der Fresken Rafael's und Michel Angelo's benutzt hätte, welche man in allen Beschreibungen Roms gar nicht, in kunstgeschichtlichen Werken nur sehr unvollständig antrifft, wonach aber der wißbegierige Beschauer, namentlich der Sixtinischen Wandgemälde, eine wahre Sehnsucht empfindet. Schien unserm Autor dies Unternehmen vielleicht zu gewagt, oder fand er, was wol möglich wäre, die Aufgabe ganz unlösbar, so glauben wir, daß es zum Ton und Inhalt seiner Briefe gut gestimmt haben würde, wenn er die Hauptmomente aus der Historie der Malerei ebenso, wie er bei der Sculptur und Baukunst gethan, hätte darstellen wollen.

Was aber dem Buche seinen auszeichnenden Vorzug verleiht, das sind die ausführlichen und gründlichen Nachweisungen, die es über Verwaltung, Armenwesen, öffentlichen Unterricht, Organisation der Behörden und Gerichtshöfe, über die agronomischen Verhältnisse der Campagna, Handel, Finanzen, Prälatur, wie über jetzt lebende römische Literaten und in Rom arbeitende Künstler enthält. Wie Rom seit Jahrhunderten für Geschichts- und Alterthumsforscher, Künstler und Kunstkenner ein unerschöpfliches Studium gewesen ist, so hat es längst auch die Aufmerksamkeit der Staatsökonomen, Politiker, der Handels- und Finanzwelt, der Landwirthe und Philanthropen beschäftiget. Kein denkender Reisender vermag in und um Rom einen Schritt zu thun, ohne einem Räthsel zu begegnen. Ein ungeheurer fruchtbarer Landstrich, der verödet liegt, Wiesen statt Saatenfeldern, der sparsam angebaute Boden trotz einer Überzahl unbeschäftigter, dem Staate zur Last liegender Menschen, dennoch nicht von einheimischen, sondern von auswärtigen Arbeitern beackert; ein Küstenstaat ohne Marine; eine Aristokratie ohne Macht und die ihren Grundbesitz vernachlässigt; ein Staatscredit, der sich trotz Unordnung, Zerrüttung und unermeßlichen, durch Kirche, Klöster und Stiftungen verschlungenen Besitz nicht erschöpft; eine Regierung, durch Prälaten geführt, die nicht zur Administration und Fachkenntniß gebildet worden: dies sind ebenso viel Probleme, über welche der verständige Reisende nach Aufschluß begierig ist. Er findet ihn in unserm Buche, von kundiger Hand, nach Anleitung der gesundesten Ansichten gegeben; vorurtheilsfrei, in ganz objectiver ruhiger Darstellung, aus welcher sich der Leser seine Meinung selbst zu bilden im Stande ist. Er wird finden, wie sich die gegenwärtigen, schon seit so langen Zeiten unverändert gebliebenen Zustände der vielbesprochenen Campagna an die politischen Institutionen der ältesten Epochen knüpfen, wie sich ihre Schicksale aus den Latifundien, aus den Verheerungen im Mittelalter, aus dem kolossalen Besitz und den Steuerprivilegien des damaligen Adels, aus der politischen Ohnmacht der Päpste, aus dem noch heut bestehenden Verhältniß der Aristokratie zu dem niederen Volke erklären lassen; er wird finden, welche Anstrengungen aufgeboten worden, wie viele Phasen die Gesetzgebung durchlaufen, welche Schwankungen sie erlitten hat, ohne daß der Fluch, der auf der Campagna lastet, hat gehoben werden können. Der Brief, der diesem Gegenstand gewidmet ist (es ist der dreiunddreißigste, das Ganze besteht aus 40 Briefen), ist durchaus belehrend. Gleich unterrichtende Auskunft gibt der Verf. über die andern oben an-

geführten öffentlichen Einrichtungen. Worüber die meisten Reisenden gewöhnlich sehr irrige, oder wovon sie gar keine Vorstellungen haben, wie die Institution der Prälatur, der Mechanismus der Regierung, ihre Eintheilung in Congregationen rc., das ist auf klare und zugängliche Art auseinandergesetzt. Sogar das Labyrinth der römischen Gerichtshöfe war für den gewissenhaften Fleiß des Autors kein abschreckendes Gebiet. Meinungen, entschiedene Urtheile werden dem Leser nicht aufgedrängt; Thatsachen, Beobachtungen, Resultate der besten Untersuchungen liegen ihm vor, die Ansicht bleibt ihm überlassen. Der Verfasser hütet sich sorgfältig, Gericht zu halten, und ist überall so discret, dem Urtheile nur durch Andeutungen nachzuhelfen. So sagt er bei der Darstellung des Unterrichtswesens:

Je trauriger die Schilderung ist, welche von dem Zustand der Elementarschulen gemacht wird, je größer die Zahl der von ihren Ältern, sträflich oder aus Noth, völlig verwahrlosten Geschöpfe, um so dringender stellt sich das Bedürfniß der sogenannten sale d'asilo heraus ... Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß die eine italienische Regierung sich vor Instituten (bisweilen auch vor bloßen Namen) fürchtet, welche der andern nützlich oder wenigstens ungefährlich vorkommen. In Toscana hat man den Privatleuten, welche Schulen des wechselseitigen Unterrichts und sale d'asilo angelegt haben, keine Hindernisse in den Weg gelegt. In der Lombardei will man das Bell-Lancastersche System nicht gestatten, während man die Kinderasyle fördert. In Rom scheint man nichts gegen das erstere (wenigstens nicht in einer Modification), desto mehr aber gegen das letztere zu haben.

In dieser Weise behandelt der Verf. diese und ähnliche, den moralischen und öffentlichen Zustand Roms zunächst betreffende Verhältnisse; schonend und leise, keine Leidenschaften erregend, sich von politischen und kirchlichen Parteifragen sorgfältig fern haltend, doch verständlich genug die wunden Stellen des Staats und der Gesellschaft andeutend. Daß in einem Buche, welches den administrativen Problemen einen so großen Platz einräumt, auch eine Abhandlung über die pomptinischen Sümpfe nicht fehlen werde, begreift sich bei der Wichtigkeit des Gegenstandes von selbst. Durch besondere Erwähnung aber müssen sehr interessante Notizen über den Tiberstrom ausgezeichnet werden, dessen hydrodynamische Veränderungen der Verf. mit den berühmten Correctionen des Chianathales in eine, wie uns scheint, vollkommen zulässige Verbindung bringt: Dinge, an welche die Reisenden nur selten denken, die aber ihre ganze Aufmerksamkeit um so mehr verdienen, als sie für das Gebiet des Patrimoniums von der größten Bedeutung sind. Von den römischen Finanzen gibt der Verf. so viel Kunde, als einem Fremden darüber zu erlangen möglich ist, und was er über Handel und Schiffahrt beibringt, genügt, um den schnell fertigen Urtheilen vorzubeugen, mit denen die Reisenden von beidem, als wäre es im römischen Staate gar nicht vorhanden, zu sprechen pflegen. Die Mönchsorden in Rom zählt der Verf. auf, ebenso die jetzt noch dort „blühenden" (!) päpstlichen Familien und fürstlichen Häuser mit Beifügung genealogischer Notizen. Mit Ausnahme des von dem gegenwärtigen Papst gestifteten ägyptischen Museums, sind antiquarische Gegenstände löblich ganz außer dem Bereiche des Buches geblieben. Dagegen finden sich die wichtigsten Kirchen, die in ihnen befindlichen interessantern Grabmäler und Musive, letztere nach chronologischer Übersicht aufgeführt. Auch über den Bau der Paulskirche sind umständliche Nachrichten gegeben, wobei der Verf., der sich selten satirisch finden läßt, die Versicherung gibt, daß man in etwa 15 Jahren der Vollendung dieses Baues „entgegenzusehen hofft", eine höchst vorsichtige Ausdrucksweise, die auch bei andern ähnlichen Bauunternehmungen zu empfehlen ist.

Diese Briefe sind in den Jahren 1837—38 geschrieben. Über die Geselligkeit, wie sie zu jener Zeit in Rom war, sind einige Bemerkungen darin, aber der Verf. hat sich mit Recht vor allgemeiner Charakteristik gehütet, da die Züge dieser meist aus Fremden bestehenden und von ihnen gebildeten Gesellschaft je nach den alljährlich wechselnden Ankömmlingen verschieden sind, wie denn selbst die so richtig scheinende Aussage des Verf., daß in Rom politische Leidenschaften calmirt werden, nach den Erfahrungen, die im vorigen Jahre während der dortigen Anwesenheit des Herzogs von Bordeaux gemacht worden, eine bedeutende Modification erleidet. Auch das Capitel der Sitten hat der Verf. unberührt gelassen, welche Enthaltsamkeit ein Beweis sichern Taktes ist, indem unleugbar dieses Thema mit einigem Glücke sich nur in freier poetischer Form behandeln läßt, jede andere Weise der Darstellung aber kein anschauliches Bild zu geben vermag, und nur dazu dient, zahllose Misverständnisse zu veranlassen.

Der Verfasser hat seine Briefe an eine Engländerin gerichtet. Wir wünschen ihm Glück zu der nahen Bekanntschaft mit einer Dame, bei welcher er hinreichendes Interesse, sei es für die Sache, sei es für den Briefsteller, voraussetzen kann, um sie mit so ernsten Materien, wie die oben erwähnten, so ausführlich unterhalten zu dürfen. Er nennt sich einen Florentiner; ob, weil er es ist, oder nur, weil er es sein möchte, wollen wir nicht entscheiden; im erstern Falle würden wir erfreut sein, zwei für Italien so hoffnungsreiche Symptome wahrzunehmen, nämlich einen Italiener, der deutsche Zustände und Sprache so gut kennt, und einen Florentiner, der so schonend und anerkennend über Rom spricht. Da wir uns aber erinnern, einem kleinen Aufsatze, der den Briefen als Anhang beigegeben ist und unter der Aufschrift „Rom und Konstantinopel" eine sehr erbauliche Zusammenstellung beider Städte enthält, schon irgendwo in der neuern einheimischen Tagesliteratur begegnet zu sein, so werden wir wol nicht irren, wenn wir in diesen römischen Briefen ein Product vaterländischer Abstammung erkennen, das in Toscana seine zweite Heimat gefunden hat, sich aber in der ersten um so mehr eine wohlwollende Aufnahme versprechen darf. 85.

---

Mémoires d'un sans-culotte bas-breton par *E. Souvestre.* Paris 1840.

Hr. E. Souvestre gehört zu den wenigen Romanenschreibern Frankreichs, die sich ein weiteres Ziel stecken als das, ihren Lesern die Zeit todtschlagen zu helfen. Er schreibt nicht Romane um der Romane willen, sondern möchte durch dieselben

den auf die Überzeugung seiner Leser wirken, sie bessern und veredeln, ihren Blick auf die Leiden der Zeit hinrichten, und so den Mitteln, die diesen dereinst abhelfen sollen, vorarbeiten. Dies Streben geht durch Alles durch, was er bis jetzt veröffentlicht hat, und verdient schon an und für sich Anerkennung, und um so mehr, als er hierdurch seinem bedeutenden Talente eine Grenze steckt, die nicht ohne Einfluß auf den Absatz seiner Schriften sein kann, da er, oft gegen die bestehenden Zustände angehend, unter dem laufenden Lesepublicum weniger Anklang findet als solche, die den bestehenden Zuständen, dem herrschenden Sinn oder Unsinn huldigen.

Der Titel schon bekundet, daß in dem vorliegenden Werke von keinem eigentlichen Romane die Rede ist. Hr. Souvestre versucht es in demselben die innere Geschichte der Niederbretagne vor und zur Zeit der Revolution zu schildern. Er beruft sich in der Einleitung auf die Werke Michelet's und Thierry's, und hat dazu ein unbedingtes Recht, denn diese beiden Geschichtschreiber streifen oft wenigstens ebenso nahe an den Roman an als Hr. Souvestre an die Geschichte, wodurch denn gerade beide ihren Irrthum bekunden, in dem sie über den Charakter des Romans und der Geschichte schweben. Walter Scott hat in Bezug auf geschichtliche Romane wol das Höchstmögliche geleistet, und doch würde Der, der sich einbildete durch diese Romane die innere Geschichte Schottlands kennen lernen zu können, im Irrthume sein, denn wo die Phantasie die Hauptsache ist, da erhalten wir anstatt des Spiegelbildes eine neue Schöpfung, mag auch das Kleid bis auf den letzten Knopf dasselbe sein. Ähnliches widerfuhr auch Michelet, der vor Allem Poet ist und dessen Geschichtswerke daher sehr schöne Romane sind, aber die Geschichte übers Knie brechen.

Nichtsdestoweniger haben solche Geschichtswerke, wie die Geschichtsromane, in denen die Phantasie die Hauptsache ist, ihr hohes Interesse in Bezug auf die Zustände, die zu klein sind, um Geschichte zu machen und die dann die Phantasie meist aus einzelnen Andeutungen wiederherzustellen suchen muß. Die Pyramiden, die Tempel, die Marmorstatuen, die bronzenen Kaiserköpfe sind bis auf unsere Zeit gekommen; die Frescogemälde der Säle und Zimmer des Alterthums geben meist nur ausgerissene, zum großen Theile zerstörte Trümmer, und um diese halbwegs wiederherzustellen, muß man sich vor Allem an einen Maler wenden, während jene dem Geschichtsforscher, dem Antiquar anheimfallen. So auch mit den Ereignissen. Die geschichtlichen Thatsachen sind die Tempel, die in Bronze gegossenen Figuren der Vorzeit; die ungeschichtlichen Ereignisse des täglichen Lebens sind die verwischten Wandgemälde. Jene gehören der Geschichte, diese dem Geschichtsromane an, jene sind dem Forscher, diese dem Poeten anheimgefallen.

Hr. Souvestre hat es versucht, einzelne dieser schwindenden, sich verwischenden Frescogemälde des häuslichen Lebens für die Bretagne zur Zeit der Revolution festzustellen. Da die Zeit uns nahe genug liegt, um entweder aus eigener Anschauung, oder aus der Erzählung der ältern Generation der Gegenwart jene Zustände vollkommen kennen zu können, so ist Hr. Souvestre's Werk selbst für eine zukünftige Geschichte der Bretagne von Bedeutung, und es wäre für die Schilderung des innern Volkslebens ein Glück, wenn wir bei jeder Epoche auf ähnliche Werke wie die „Memoiren eines niederbretagnischen Sansculotten" stießen.

Die Übersicht der verschiedenen Capitel dieser Memoiren*) zeigt schon, daß bis jetzt Hr. Souvestre nicht aus dem Kreise der Genrebilder herausgetreten und sich dem Felde der historischen Gemälde fern gehalten hat. Nur gegen das Ende streift er bei den Girondins etwas an dieses an, doch auch nur, um das häusliche, das Familienleben der Bretagner aus einem neuen Gesichtspunkte zu zeigen. Die Girondins werden Nebensache, der Bretagner, der sie rettet, Hauptsache.

Ein in der Absicht, das innere Leben eines Landes zu schildern, geschriebener Roman kann, als Roman selbst, nur ein untergeordnetes Interesse haben, und eine Analyse der Geschichte des niederbretagnischen Sansculotten zu geben, würde daher noch weniger befriedigen. Die Fabel ist hier durch den Zweck bedingt, und dieser Zweck, die Herstellung des innern Lebens des Volks, zwingt den Verf. sich in der Stube des Bauern, wie in dem Pfarrhause, in dem Comtoir des Handelsmanns wie in der Kirche, und endlich auch im Schloße des Adeligen umzusehen und aufzuhalten, wodurch dann das Ganze zu einer Reihe von Episoden wird, durch die der Held der Fabel nur wie ein schwacher Faden durchgeht, den man meist sogar, ohne Gefahr, dem Ganzen zu schaden, zerschneiden könnte. Jede dieser Episoden ist aber an und für sich von Interesse und die meisten sind als Romane selbst schön gedacht und gut durchgeführt. Ich könnte hier die Mehrzahl aller Capitel der Memoiren eines Sansculotten citiren; doch will ich nur auf das ganze Werk aufmerksam machen.

Auf Schritt und Tritt begegnet man darin den feinsten Beobachtungen, die überhaupt die Werke Hrn. Souvestre's auszeichnen. Eine von diesen, die mir beim ersten Anblick ganz besonders auffiel, sei hier mitgetheilt (Bd. 1, S. 27): „Diejenigen, die heute das Innere einer Familie sehen, würden schwerlich ahnen, wie dasselbe sonst ausgesehen hat. Die Revolution hat das große Resultat gehabt, alle Familienbande, indem sie sie zu sprengen suchte, enger zusammenzuschließen. Wir haben zehn Jahre inmitten unserer Schwestern, unserer Frauen, unserer Kinder, wie Schiffbrüchige, welche die letzte Woge, die sie fortzureißen droht, erwarten, gelebt; und die Dauer der Gefahr hat uns die Gewohnheit gegeben, Herz an Herz zu schließen. Und in Wahrheit, wie hätten jene großen Krisen nicht all unsere Anhänglichkeit erwecken sollen? Der Überdruß und das Grausen des öffentlichen Lebens riefen eine Reaction in dem Privatleben hervor. Nach den nutzlosen Revolutionen, den lügnerischen Programms, den leeren Aufregungen des Forums, war es unmöglich sich länger vom Herde der Familie fern zu halten. An was, nachdem einmal der Glaube todt war, sollte man sich anschließen, wenn nicht an die Gefühle; und wenn alle Parteien euch betrogen hatten, mußte man da nicht endlich seine Frau und seine Kinder ans Herz schließen, und ausrufen: Alles ist in diesen!"

„Sei es, daß diese Lehre den Generationen vor 89 gefehlt habe, sei es, daß die unmoralischen Gewohnheiten der Aristokratie selbst die Bürgerlichen verpestet hatte, genug man fand damals in der Familie weder jene Gleichheit, noch jene schmeichelnde Innigkeit, die wir gegenwärtig in derselben bemerken. Der Ehemann, einziger und unbeschränkter Herr, ordnete die kleinsten Ausgaben, die Frau konnte kein Paar Strümpfe kaufen, ohne daß sie ihm dazu den Preis abfragte; sie legte Rechnung von dem Gelde ab, das ihr anvertraut wurde, wie heute eine Dienstmagd es thut, und meist mit ebenso wenig Treue."

„In Bezug auf die Kinder — von der Amme kommend, den Dienstboten, die sie nicht mehr verließen, übergeben —, so aßen diese in der Küche und schliefen in den Dachstuben. Man erlaubte ihnen selten vor dem 15. Jahre in den Salon zu kommen, noch an der gemeinsamen Tafel Theil zu nehmen, die sie übrigens jedenfalls vor dem Desert verließen. In den niedern Bürgerfamilien aßen die Männer allein miteinander und die Frauen und die Töchter bedienten sie stehend."

Ich gestehe gern, daß mich diese Bemerkung im ersten Augenblicke frappirte. Man hörte so oft die Klage, daß die Revolution — diese Hydra mit 1000 Köpfen oder wie man sonst sie zu bezeichnen beliebe — alle Fesseln und nebenbei auch die

*) Erster Theil: Une famille avant 1789 — Le curé, le vicaire — Le maitre d'école — On veut me faire prêtre — Intérieur de famille — Thérèse — Scènes de famille, suite — Rennes — Un négotiant avant la révolution — Troubles à l'occasion du parlement — Evénéments du 26 et 27 Janvier 1789 — Brest avant 1789, le grandcorps, les officiers bleus. Zweiter Theil: La messe du peuple breton — Le chateau Kerjean — Un prêtre constitutionnel — Une nuit dans une ferme bretonne — Insurrection — Féderalisme, Girondins.

der Familie gesprengt habe. Die Franzosen waren vor der Revolution die liebsten Kinder des lieben Herrgotts, aber heute und gar während der Revolution waren sie zum wenigsten Cannibalen, wenn nicht fleischgewordene Teufel. Gäbe es aus allen Epochen des innern französischen Volkslebens Romane, wie der vorliegende Hrn. Souvestre's über die Niederbretagne zur Zeit der Revolution, so würde sich vielleicht noch in vieler Beziehung das Urtheil über die Franzosen und auch über die Revolution modificiren. So viel aber zeigt schon die Geschichte, wie sie bis jetzt meist geschrieben wurde, daß in Bezug auf Familienleben die obige Bemerkung Hrn. Souvestre's unstreitig ihre innere Wahrheit hat. Wer mitunter einen Blick in das Leben verschiedener Völker zu werfen gesucht hat, wer in der Geschichte eine Art vergleichende Völkerpsychologie sieht, der weiß auch, daß die Dogmen des Staatsrechtes, der Regierungsart zugleich Folgeursache des Familienrechtes sind, daß mit der Änderung der Familiensitten auch die Staatssitten oder besser die Institutionen ändern, und daß dann diese neuen Institutionen wieder auf die Sitten des Volks ihren Einfluß ausüben, um mit der Zeit wieder neue Gestaltungen im innern Volksleben, in der Familie selbst, hervorzurufen. Der Türke in seinem Harem und der Sultan in seinem Serail bedingen sich wechselseitig. Ohne die Harems und die Tyrannei des Herrn und Meisters in demselben würde der Sultan ein anderer sein. In Deutschland, wo schon zu Tacitus' Zeiten „gute Sitten mehr vermochten als anderswo gute Gesetze", und wo somit die Gesetze durch die Sitten gemäßigt und modificirt werden, wo selbst bei dem gesetzlichen Absolutismus stets in der Sitte eine feste Schutzwehr gegen denselben bestand, gehorcht das Weib dem Manne — das ist das Gesetz —, und beherrscht ihn durch Gehorsam, wie das Sprüchwort sagt, und — das ist dann die Sitte. In Amerika, wo der Mann die höchste Stufe der äußern Freiheit im Staate erlangt hat, ist das Weib selbständig und unabhängig wie nirgend wieder.

So bedingen sich Staatsgesetze oder Staatssitten und Familiengesetze und Familiensitte. Vor der Revolution herrschte in Frankreich der Absolutismus, und so scheint es natürlich, daß derselbe sich auch im Familienleben geltend machte. Das war am Ende die Hauptsache und erklärt die Bemerkung Hrn. Souvestre's an und für sich. Die Entartung des Hofes und des Adels kam dann noch hinzu, um auch das Haus des Bürgers, den Hof des Bauern anzustecken. Die großartige, schreckliche Zeit der Revolution mag dann die Umgestaltung nur um so rascher herbeigeführt haben; aber sie allein würde dazu nicht im Stande gewesen sein, wenn nicht auch die öffentlichen Ansichten über Staatsleben sich geändert hätten. Denn es hat Perioden des Schreckens zu allen Zeiten und in allen Ländern gegeben, ohne daß diese deswegen die Folgen gehabt hätten, die oben angedeutet sind.

Diese einzige Bemerkung zeigt aber, daß das Werk Hrn. Souvestre's interessant genug ist, denn derartige tiefe Blicke in das Volksleben findet man auf Schritt und Tritt. Der Titel „Ein Sansculotte" ist so böse nicht gemeint, wie ebenfalls die angeführte Stelle schon zeigt, denn dieser Sansculotte bas-breton spricht sich klar genug gegen die Schrecken und die Misbräuche der Revolution aus. Er ist ein schlichter, braver Ehrenmann, der selbst seinen Feinden Gutes thut und vor einem Blutstropfen, ungerechterweise verspritzt, zusammenfährt. Es werden der französischen Romane eine Unmasse übersetzt; dieser verdient es mehr als alle andern, und wird daher wol nicht übersetzt werden, da er keine Fabrikarbeit ist. 35.

## Literarische Notizen.

Die Vollendung der „Penny Cyclopedia" wird in Jahresfrist erfolgen. Unter den zuletzt erschienenen Artikeln mache ich auf Oratory aufmerksam, wo die Grundzüge eines äußerst interessanten Systems der Declamation gegeben sind. Dasselbe ist von Professor Rush in Philadelphia („Philosophy of the human voice", 1833) aufgestellt und verdankt seine Entstehung zunächst der Bekanntschaft des Verfassers mit der berühmten Schauspielerin Siddons. Man erkennt hier manche Grundzüge wieder, die unser Falkmann, Diesterweg, Sydow u. A. von ihrem Standpunkte aus schon dargethan haben; im Einzelnen ist, da in jedem Volke der Nationalgeist in und neben der Sprache seine Eigenthümlichkeit auszuprägen strebt, natürlich große Verschiedenheit, die wol von jenen Männern eine genaue Berücksichtigung verdiente. Welche Klarheit und Schärfe hat die Grammatik erlangt, seit sie sich nicht mehr in den Kreis einer einzelnen Sprache und Sprachfamilie bannen läßt, sondern bei jedem, selbst dem speciellsten Punkte der Betrachtung über deren Individualität erhoben hat, um das Individuum nach dem allgemein Menschlichen zu messen? Nirgend erscheint ein solches Hinausgehen über die Nationalität nöthiger als in dem geistigsten, darum freilich wandelbarsten und schwierigsten Theile der Sprachkunde, der Deklamatorik. Daß unter den hier zu vergleichenden Sprach- und Kunstlehren anderer Nationen die englische obenan stehen müsse, dafür sei es mir erlaubt, die Worte Wilh. v. Humboldt's (§. 15 seines nachgelassenen Werkes über „Verschiedenheit der Sprachkunde") anzuführen: „Aus der Verbindung der in der Sprache sich äußernden intellectuellen Energie mit dem oft in großer Reinheit und Schärfe aufgefaßten Wohllautsgesetze entspringt der in Absicht auf Betonung und Aussprache wahrhaft wundervolle englische Wortbau. Wäre das Bedürfniß starker und scharf nuancirter Betonung nicht so tief im englischen Charakter begründet, so würde auch das Bedürfniß der öffentlichen Beredtsamkeit nicht zur Erklärung der großen Aufmerksamkeit hinreichen, welche auf diesen Theil der Sprache in England so sichtbar gewandt wird. Wenn alle andern Theile der Sprache mehr mit den intellectuellen Eigenthümlichkeiten der Nation in Verbindung stehen, so hängt die Betonung zugleich näher und auf innigere Weise mit dem Charakter zusammen." 48.

Auf dem historischen Gebiete sind in England der achte Band von Alison's „History of Europe", der bis zum Beginn des Kriegs in Deutschland 1813 geht, während der neunte und letzte die Geschichte bis zur Schlacht von Waterloo führen wird, der zweite Band von Arnold's „History of Rome", die beiden letzten (dritter und vierter) Bände von Jesse's „Memoirs of the court of England under the Stuarts"; die dritte Abtheilung von Tyas' „Illustrated history of Napoleon" erschienen; ferner kam heraus der erste Theil einer „Egyptian history, deduced from monuments", „The Arabs in Spain" (2 Bde.), Scott's „Suppression of the reformation in France", und Freeman und John's „Narrative of the persecution of christians in Madagascar". Neue literarhistorische Werke sind: Maclean's „History of the celtic language"; Hazlitt's „On the dramatic literature of the age of Elizabeth"; d'Israeli's „Miscellanies of literature", erster Band, welcher enthält: „Literary Miscellanies", „Calamities of authors", „Quarrels of authors", „Character of James I.", „Literary character".

In England sind drei neue Zeitschriften angekündigt: „The Indian news, and chronicle of eastern affairs", eine Monatsschrift, welche zwei Hauptabschnitte umfassen soll: 1) „Political" mit betreffenden Originalartikeln, und 2) „Domestic", in welcher Nachrichten über Alles, was für die Verwandten und Verbindungen der Colonisten irgend ein Interesse haben kann, gegeben werden. Dann: „A garden newspaper, forming a weekly record of garden botany and general news." Die den Gartenbau betreffende Abtheilung übernimmt Prof. Lindley. Endlich: „The Irish penny journal." 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 217. —— 4. August 1840.

## Die Niederlande unter Philipp dem Schönen im Jahre 1505.

Der Venetianer Vincenz Quirini, welcher 1505 als Botschafter seiner Republik zu Philipp dem Schönen, Herzoge von Burgund und König von Castilien, gesandt ward, den er nach England und Spanien begleitete, entwirft in dem Berichte, den er nach seiner Rückkehr dem Senat abstattete, folgende Schilderung des Hofes des jungen Königs und des damaligen Zustandes der Niederlande.

Der König von Castilien, sagt er, war, abgesehen von seiner edeln Abstammung, einer der mächtigsten Herren der Christenheit. Am vergangenen 25. Juni (1505) erreichte er das Alter von 28 Jahren. Er war schön von Gestalt, kräftig und blühend, gewandt im Turnieren, ein geschickter Reiter, eifrig und achtsam im Kriege, und fähig jede Anstrengung zu ertragen. Von Charakter war er gut, großmüthig, freigebig, freundlich und gnädig, und so zutraulich, daß die königliche Würde darunter litt. In der Ausübung der Gerechtigkeit war er streng; er war aufrichtig, und wenn er etwas zusagte, so konnte man darauf bauen. Seine Geistesgaben waren glänzend: die schwersten Dinge erlernte und begriff er rasch. Doch war er im Antworten etwas langsam und entschloß sich schwer zur Ausführung, sodaß er, was die Reichsgeschäfte betraf, ganz seinem Rathe sich hingab, dem er das größte Vertrauen schenkte, weil er von Natur gern Dem glaubte, was ihm von Personen, die er liebte, vorgetragen ward. Diesem so großen, so edeln und tugendhaften Fürsten war eine Gemahlin zu Theil geworden, welche, wenngleich schön und hochgestellt und so vieler Reiche Erbin, durch ihre Eifersucht ihn auf solche Weise quälte, daß der arme Unglückliche gar keine Freude an ihr haben konnte. Nur mit Wenigen sprach sie, freundlich war sie gegen Niemand. Immer blieb sie in ihren Gemächern und verzehrte sich durch ihre Eifersucht. Der Einsamkeit nachhangend, floh sie Feste und Vergnügungen. Vor Allem haßte und scheute sie die Gesellschaft von Frauen, mochten diese Flamänderinnen sein oder Spanierinnen, alt oder jung, hohen oder niedern Standes. Bei alledem fehlt es ihr nicht an Verstand: sie lernt mit Leichtigkeit, was ihr mitgetheilt wird, und die wenigen Worte, die aus ihrem Munde kommen, sind wohlgestellt und verständig. Dabei bewahrt sie jenen feierlichen Anstand, welcher für Königinnen sich schickt. Ich konnte darüber urtheilen, als ich in meiner Antrittsaudienz ihr die Aufwartung machte.

Das königliche Paar hat vier Töchter. Die älteste, Eleonore (nachmals Königin von Portugal, dann Gemahlin Franz I. von Frankreich), ist 10—11 Jahre alt, die zweite, Isabelle (nachherige Gemahlin Christian's II. von Dänemark), sieben, dann folgen Maria und Katharine (nachherige Königin von Ungarn und Königin von Portugal). Von den beiden Söhnen ist der älteste, Karl, 6—7 Jahre alt (Karl V. war geboren am 24. Febr. 1500), gut aussehend und mit vielen Anlagen. In Allem, was er thut, zeigt er sich beherzt und heftig: er gleicht dem verstorbenen Herzog Karl (dem Kühnen) von Burgund. Der zweite ist ungefähr vier Jahre alt und in Spanien geboren, wo er sich auch meist aufhält und jetzt befindet. Sein Name ist Ferdinand. Des Herzogs Karl Wohnort ist zu Mecheln in Brabant, wo er vom Volke so sorgsam bewacht wird, daß sie eher sich in Stücke hauen, als ihn außer Landes ziehen lassen würden. Jetzt wird er nach dem Tode seines Vaters*) Herr von ganz Flandern bleiben und dann seiner Mutter im Königreich Castilien und dem römischen Könige, seinem Großvater (Maximilian I.) im Erzherzogthum Östreich nachfolgen.

Die Hofeinrichtung ist folgendermaßen beschaffen. Der Oberstkämmerer hat unter sich 20 Kämmerer, die monatlich jeder 40 Golddukaten vom Herzog beziehen; außer diesen 4 Kammerdiener mit einem Monatsgehalt von 10 Dukaten. Der Obersthofmeister hat unter sich 5 Truchsesse, deren jeder 50 Dukaten erhält. Der Oberstallmeister hat unter seinen Befehlen 20 Stallmeister, die das Mundschenkenamt versehen, 70 andere, welche den Tisch besorgen, 70, welche die Speisen zerlegen, und noch 70 andere, deren Obhut die Pferde des herzoglichen Marstalls anvertraut sind. Jeder von ihnen hat monatlich 20 Dukaten. Überdies stehen unter ihm 25 junge Leute, welche den Herrn immer begleiten müssen und des Monats 10 Dukaten erhalten; zudem noch 20 Knaben, für deren Kleidung und Unterhalt er 100 Dukaten monatlich bezieht. Dem Obergarderobenmeister sind zwei Garderobenmeister beigegeben, welche für des Herzogs Kleidungsstücke sorgen und 50 Dukaten des Monats beziehen. Die genannten vier

*) Philipp der Schöne war schon bei Quirini's Rückkehr nach Venedig am 25. Sept. 1506 gestorben.

Herren sind die vornehmsten am Hofe, und dem Herzoge die liebsten und gehören zu seinem Rath. Ihre Untergebenen sind sämmtlich reiche Edelleute, meist Flamänder, wenige aus andern Nationen. Sie dienen nicht täglich, sondern je nachdem die Reihe an sie kommt. Zwei, mit einigen Bewaffneten (Arcieri) halten Nachtwache im Vorzimmer. Bei vorkommenden Fällen müssen auch diese Edelleute gerüstet sein.

Neben den genannten Hofbeamten gibt es drei Oberstquartiermeister (Possentadori maggiori), welche Allen, die zum Hofe gehören, ihre Wohnungen anweisen. Ihr Monatsgehalt beläuft sich auf 40 Dukaten. Ihnen beigeordnet sind 10 Quartiermeister mit 10 Dukaten monatlich. Noch befindet sich beim Herzoge ein Beichtvater, der Dominikanermönch und Bischof ist, ein oberster Kaplan mit 24 Kaplänen, Sängern und Orgelspielern, deren jeder monatlich 10 Dukaten bezieht. Sodann hat der Herzog 6 Geheimschreiber und 2 Ärzte, mit einem Einkommen von 70 Dukaten, 6 Herolde als Waffenträger, 2 Stockträger, 12 Trompeter, 8 Posaunenbläser und Pfeifer, 2 Lauten- und 4 Fiedelspieler, 100 Bogenschützen als Leibgarde, 100 Hellebardiere, welche stets neben des Herzogs Rosse hergehen und Alle Deutsche sind. Außerdem 200 Hommes d'armes, welche monatlich 20 Dukaten beziehen, und 2000 Deutsche mit 6 Dukaten zur Bewachung der geldrischen Grenze. Für die niedere Hofdienerschaft werden etwa 100 Dukaten des Monats ausgegeben. Alle Obengenannten zusammengerechnet, veranlassen eine Ausgabe von etwa 300,000 Dukaten des Jahres. Überdies belaufen sich die Tafelgelder mit dem Futter der Pferde auf 40,000 Dukaten, und für den Hof der Frauen, wenn ein solcher vorhanden, 20,000. Die Pensionen an die Herren im Lande belaufen sich auf 50,000; die Gesandtschaften, welche aus der Privatkasse bezahlt werden, und Anderes macht gegen 15—20,000 Dukaten aus. Alle gewöhnlichen Ausgaben zusammengerechnet gegen 440,000 Dukaten, ohne die außerordentlichen.

Die Bewohner der dem Herzog von Burgund gehörigen Länder machen zusammen etwa 200,000 Familien aus. Darunter sind manche Herren, Besitzer von Schlössern und Ortschaften, unter denen der größte der Graf von Nassau, welcher 15,000 Dukaten Einkünfte hat. Alle sind dem Herzoge unterthan, ohne indeß verpflichtet zu sein, einen Theil ihrer Einkünfte ihm abzutreten. Im Gegentheil gibt der Herzog Allen Pensionen aus den Einkünften des Herzogthums. Wenn der Herrscher sie aufruft zum Kriege, leisten sie ihm Folge, und Jeder führt Bewaffnete mit sich auf seine Kosten, je nach seinem Vermögen. In der Kleidung, sowie in ihrem öffentlichen Auftreten zeigen diese Herren geringe Pracht. In ihren Wohnungen aber gehts hoch her und glänzend, und sie geben mehr aus, als sie einnehmen. Viele Kosten machen ihnen namentlich Essen und Trinken. Für des Herzogs Edelleute halten sie offene Tafel, denn diese haben Anderes nichts zu thun, als bei den vornehmen Herren zu Mittag und Abend zu essen.

Das Volk ist von gutem Charakter. Es liebt seinen Herrn, es ist christlich gesinnt, nicht hochmüthig im Reden noch im Anzuge. Die Männer befassen sich alle mit Handelsgeschäften. Häufig besuchen sie die Wirthshäuser und ihr größter Genuß besteht im Essen und Trinken. Sie empören sich leicht, wenn der Herrscher gegen sie handelt; leichter aber noch gegen Statthalter. Es wäre also nicht unerwartet, wenn sie jetzt beim Tode ihres Herzogs und Königs gegen die Regierung aufständen, falls die Franzosen sie in Ruhe lassen. Würden sie aber von diesen belästigt, so würden sie gewiß Alle sich einigen zur Vertheidigung und von Jedem sich regieren lassen, namentlich dem römischen Könige, welcher zur Beschützung des Erbes seiner Enkel nach Flandern kommen würde. Wären indeß die Angelegenheiten wieder in Ruhe und Ordnung, so müßte er nach Deutschland zurückkehren, weil dies Volk sich nicht von den Deutschen beherrschen lassen will. Mit vollem Rechte kann man diese Leute gut nennen; denn bei ihnen findet man nicht Sittenlosigkeit, nicht Gottvergessenheit, nicht Neid, nicht Haß, selbst nicht Eifersucht, obgleich die Frauen im Allgemeinen schön und sehr zutraulich sind. Die Kleidung der Frauen besteht in einem schwarzen Mäntelchen (der noch jetzt üblichen Faille), das über den Kopf geworfen wird wie bei unsern Betschwestern (Pinzochere). Dies Kleidungsstück bleibt unverändert. In ihrem ganzen Wesen sind sie heiter und die Muße nach häuslichen Geschäften verwenden sie auf Tanz, Gesang, Musik und Vergnügungen. Das Hauswesen führen sie ohne Dazwischenkunft des Mannes. Die Mädchen werden bis zum heirathfähigen Alter in einer Art von Klöstern gehalten, die man Beguinenhöfe nennt, welche aus einer Menge kleiner Wohnungen bestehen, wo Frauen wohnen, die entweder nicht haben heirathen wollen, oder verlobt sind. Sie beschäftigen sich mit Handarbeiten, namentlich mit Leinwandweben; jede lebt von dem Ihrigen und manche bereichern sich. Sie leben ehrbar, theils weil gute Aufsicht gehalten wird, theils auch, weil in diesem Lande Frauen und Männer kälterer Natur sind als in irgend einem andern mir bekannten Lande.

Vier Dinge sind bei diesen Leuten als Hauptbestandtheile ihres Lebensunterhalts erfoderlich: Bier, gesalzene Butter, Häringe und Torf, eine Art Erde, die aus vermoderten Wurzeln und andern Bestandtheilen zusammengesetzt ist und, in Stücken geschnitten, zum Feuern dient gleich der Kohle. Diese vier Dinge sind so nöthig, daß sie in jedem guten Haushalte für den jährlichen Bedarf angeschafft werden und die vier Elemente Flanderns heißen.

Das Land ist groß und wird von Frankreich, von den deutschen Kurfürstenthümern, von Friesland und dem Meere begrenzt. Es ist in zehn Provinzen getheilt: Flandern, Brabant, Artois, Hennegau, Zeeland, Holland, Namur, Luxemburg, Geldern und ein Theil der Picardie. Diese Provinzen, zum Theil bergig, zum Theil eben, sind alle schön, reich, dichtbewohnt, mit vielen Städten, Schlössern und Dorfschaften, worunter 143 ummauerte Ortschaften. Unter diesen zählen die mittlern 3—5000 Familien, die großen 6—20,000, Brügge 25,000, ungefähr ebenso viel Antwerpen, durch Handel die reichste Stadt von allen; Gent 20,000, Brüssel 12,000, Herzogenbusch und

Mecheln 8000, Löwen 10,000, Arras und Amsterdam 6—7000. Alle diese Städte sind schön und stark befestigt und meist in Niederungen gelegen, sodaß sie leicht mit Wasser umgeben werden können. Auch sind sie alle mit Klöstern und Kirchen geziert. Plätze, Straßen, Häuser sind mit Menschen gefüllt; Wohlhabenheit herrscht allerwärts, denn die Bürger sind Kaufleute, und die vom Volke Handwerker. Namentlich beschäftigen sie sich mit dem Leinwandweben und Teppichwirken, sowie mit allen andern zum täglichen Bedarf erfoderlichen Zweigen der Thätigkeit. Neben den Städten und größern Ortschaften zählt das Land über 1500 Dörfer, von denen einige eine Ringmauer haben. Auch in diesen geben Männer wie Frauen sich mit dem Leinwandweben ab, mit dem Landbau wenigere, weil die Menge der Einwohner zum Umfang der Ländereien nicht im Verhältniß steht. Doch ist Land genug vorhanden, um immer eine hinreichende Quantität Getreide zu geben, nicht aber Wein genug, weil die Trauben nicht allerwärts gut fortkommen.

Die größern Städte und Ortschaften, welche keiner andern Stadt untergeben sind, haben jede einen Bürgermeister und 12 Schöffen, welche die Civil- und Criminaljustiz verwalten. Diese werden jährlich vom Herzoge eingesetzt, welcher jährlich zwei seiner Geheimschreiber als Commissarien sendet, Bürgermeister und Schöffen zu wählen, die dann von einem Jahr zum andern bestätigt, oder aber neugewählt werden können. Zu solchen Stellen können nur Bürger des Ortes selbst gelangen. In Criminalfällen urtheilen diese Bürgermeister und Schöffen summarisch und die Justiz wird rasch und streng verwaltet. In Civilsachen ziehen sie das Urtheil in die Länge und ermüden beide Parteien. Neben diesen gibt es in jedem Orte einen Schultheiß, der vom Herzoge auf Lebenszeit ernannt wird und 12 Schreiber hat. Sein Amt gibt ihm auf, die Übelthäter einzuziehen und die Urtheile vollstrecken zu lassen. Außer den genannten Ämtern gibt es manche andere noch, je nach dem Bedarf der einzelnen Ortschaften. Diese Ortschaften lassen das ihnen untergebene Land nach derselben Weise verwalten, wie sie selbst verwaltet werden. Sie bestellen Land- und Dorfrichter, deren Urtheilssprüche nach den Hauptorten gehen, von denen sie abhängen. Die Gerichtskosten werden aus dem Gemeindeeinkommen bestritten. Neben diesen Localbehörden zählt man vier Hauptconseils — einen Rath nämlich für Flandern, einen für Brabant, einen für Holland und einen vierten für Burgund im Allgemeinen. Jeder hat einen Chef mit 12 Räthen, die alle bezahlt werden vom Lande, dem sie angehören, und auf Lebenszeit ernannt werden. An sie geht die Appellation von allen in den Städten erlassenen Urtheilen, und gewöhnlich muß man lange auf ihre Entscheidung warten.

Die Einkünfte, welche die Städte beziehen und welche zu öffentlichen Zwecken verwandt werden, sind so vielfach, daß mir schwer fallen würde, sie hier zu bezeichnen. Antwerpen allein, welches jetzt mehr Geschäfte macht als Brügge und andere Orte und zwei Freimessen hat, deren jede drei Monate währt, bezieht an Zöllen 150,000 Dukaten im Jahre; Brügge gegen 100,000, ebenso viel Gent, Brüssel 30,000, Mecheln 40,000, die holländischen Städte und Ortschaften über 300,000, Zeeland gegen 100,000 und der Rest des Landes ungefähr 150,000. Diese Einkünfte belaufen sich also ungefähr auf eine Million Dukaten, und über diese wie über die Gemeindeausgaben muß das Land dem Herzoge jährlich Rechnung ablegen. Dies wurde vor Alters von den Herren so eingerichtet, mit Beistimmung des Volkes und der Vornehmsten in den Städten, auf daß Alle Theil haben könnten an genannten Einkünften, von welchen ursprünglich die Herzöge von Burgund nichts fodern durften. Es wurde so bestimmt zur Zeit, als die Völker von Flandern und Brabant mit eigenem Gelde Herzog und Land von der Oberhoheit Frankreichs loskauften, in die sie gelangt waren. So blieben sie denn frei von jeglicher Bedrückung, nebst allen andern Provinzen, die unter denselben Bedingungen an das Haus Burgund gekommen sind. Aus diesem Grunde sind auch die Einkünfte von diesem Lande äußerst gering für einen solchen Fürsten, und übersteigen, dem Abkommen zufolge, nicht die Summe von 100,000 Dukaten. Diese Summe mochte vielleicht zu Anfang hinreichen zu den Ausgaben. Als aber die Herrscher sahen, daß diese Ausgaben so hoch sich beliefen, ersuchten sie das Volk, das sehr reich war, um eine Beisteuer für ihren Hofhalt, dann verlangten sie Beisteuer zu den Kriegen, die sie zu führen hatten; endlich gewöhnten sie das Volk daran, alle sechs Jahre eine Summe zu zahlen, welche sich auf 300,000 Dukaten belaufen konnte. Nachdem nun die Herrschaft an den Herzog Philipp (den Guten) gelangt war, den Vater des Herzogs Karl (des Kühnen), steigerte er allmälig seine Foderungen wegen des Krieges mit Frankreich, und erhielt ungefähr 150,000 Dukaten mehr alle sechs Jahre; endlich in seinem Alter machte er von vier zu vier Jahren eine Foderung von 250,000 Dukaten für jedes Jahr. Der Herzog Karl der Kühne, der bei Allen in großer Liebe und Verehrung stand, brachte das Volk dahin, ihm von vier zu vier Jahren die Summe von 1,400,000 Dukaten als Succurs zu zahlen, was nicht gering war. Seit jener Zeit hat der Gebrauch sich so festgestellt, daß diese Summe von 350,000 Dukaten für jedes Jahr regelmäßig verlangt wird, so sehr ist das Volk gewohnt sie zu zahlen. Aber es wird dabei als Bedingung aufgestellt, daß der Herzog alle vier Jahre die Hauptorte des Landes in eigener Person besuche. Im Falle eines Krieges, dem das Volk nicht entgegen, kann der Herrscher auch noch auf eine außerordentliche Beisteuer rechnen.

So schilderte ein Italiener vor mehr denn dreihundert Jahren Hof, Land und Volk in den Niederlanden. Manche Züge des Bildes sind auch jetzt noch dieselben geblieben und zeugen für die Richtigkeit und Treue der Auffassung.

Alfred Reumont.

---

## Notiz.

Aus Griechenland sind uns erst kürzlich: 1) ein lithographirter Stadtplan von Athen, ein Blatt in Kleinfolio, 12 Gr., 1837; 2) ein topographischer Plan von Athen und dessen Umgebungen (Plan topographique d'Athènes et de ses envi-

rons etc., *Τοπογραφία τῶν Ἀθηνῶν καὶ τῶν περιχώρων αὐτῆς*), 1837, 1 Thlr.; und 3) Karte von Griechenland (*Χάρτης τοῦ Βασιλείου τῆς Ἑλλάδος* ꝛc.), in acht Royalfolioblättern, 1838, 7 Thlr. 12 Gr. — zugekommen. Alle drei Stück sind, nach Zeichnungen von F. Aldenhoven, in Athen lithographirt, die beiden letzten von A. Forster, und zwar die Karte unter 3) in der königlichen Steindruckerei, übrigens gedruckt von A. Huber und den Griechen Markos Dimos, Chr. Christodulos und J. Sarkas. Der unter 2) erwähnte Plan nimmt zugleich auf Dasjenige Rücksicht, was in und für Athen projectirt ist, entspricht also der Wirklichkeit, wie sie dort 1837 war, nicht. Dagegen sind bei der unter 3) gedachten Karte von Griechenland (sie enthält jedoch auch einen Theil von Thessalien und Epirus nach der früher erschienenen Karte von Lapie, sowie die Insel Kreta) die Pläne und Zeichnungen der Stabsoffiziere der französischen Armee und die von der griechischen Regierung gewährten Nachweisungen zum Grunde gelegt worden, und jedenfalls ist sie bei der Genauigkeit, womit die neuesten Aufnahmen und Vermessungen benutzt worden sind, die richtigste der bisher erschienenen Karten von Griechenland; auch ihre äußere Darstellung empfiehlt sie selbst, wie nicht minder den Zustand der Lithographie in Griechenland 1838. Übrigens enthält diese Karte zugleich theils die Angabe der Grenzen Griechenlands nach Norden, theils eine Übersicht der vorzüglichsten Berge des Landes, nebst Angabe der Höhe der einzelnen, theils berücksichtigt sie die politische Eintheilung Griechenlands nach Gouvernements (*διοικήσεις*) und Untergouvernements (*ὑποδιοικήσεις*), freilich noch nach der Verordnung vom 2. Juli 1836. 17.

---

# Bibliographie.

Andreas der Teppichkrämer, oder der wunderbare Doppelgänger. Eine romantische Geschichte aus dem siebenzehnten Jahrhunderte. 2 Theile. Mit 2 Titelkupfern. Gr. 12. Wien. 1 Thlr. 18 Gr.

Baumgarten-Crusius, L. F. O., Compendium der christlichen Dogmengeschichte. [1ste Abth.] Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 2 Thlr. 12 Gr.

Beranger's Lieder in den Versmaßen des Originals verdeutscht durch L. S. Rubens. 2ter Band. 8. Bern, Fischer. 18 Gr.

Bibliothek englischer Lustspieldichter von Mehreren übertragen. 3tes Bändchen: Lustspiele von J. S. Knowles. — Auch u. d. T.: J. S. Knowles' Lustspiele übersetzt von E. Susemihl. Die Liebesjagd. Lustspiel in fünf Acten. Der Bettler von Bethnal Green. Lustspiel in drei Acten. 8. Leipzig, Hinrichs. 16 Gr.

Bowring, J., Bericht über den deutschen Zoll-Verband an Lord Viscount Palmerston, Ihrer großbritannischen Majestät Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten. Auf Befehl Ihrer Majestät beiden Parlamentshäusern vorgelegt. London, 1840. Aus dem Englischen übersetzt von F. G. Buek. Lex.-8. Berlin, Besser. 20 Gr.

Nürnbergsche Denkblätter oder Stimmen der Gegenwart und Vergangenheit über Nürnberg zur Beherzigung für Einheimische und Fremde. Schmal 12. Nürnberg. 16 Gr.

Dinocourt, Papst und Kaiser. Nach dem Französischen frei bearbeitet von G. H. F. de Castres de Tersac. 2 Theile. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 20 Gr.

Geschichte der Buchdruckerkunst und ihres Erfinders Johannes Gutenberg. Nebst einem Programm der Festlichkeiten in Leipzig und Berlin. Zur 400jährigen Gutenbergs-Feier im Jahre 1840. Eine Festgabe für alle Stände. Gr. 8. Berlin, Recht. 2 Gr.

Hoven, F. W. v., Biographie. Von ihm selbst geschrieben und wenige Tage vor seinem Tode noch beendiget, herausgegeben von einem seiner Freunde und Verehrer. Mit 1 Titelkupfer, und einem Anhang von 18 Briefen Friedr. Schillers. Gr. 8. Nürnberg, Schrag. 2 Thlr.

Jacobs, F., Personalien. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8. Leipzig, Dyk. 2 Thlr. 12 Gr.

Kirsch, K., Die Aufsicht des Geistlichen über die Volksschule, nach den Grundsätzen des deutschen Schulrechts. Ein Beitrag zur Pastoralklugheit. Gr. 8. Leipzig, Reclam. 2 Thlr.

Klüber, J. L., Oeffentliches Recht des teutschen Bundes und der Bundesstaaten. 4te, mit des Verfassers hinterlassenen Bemerkungen und Zusätzen vielfältig verbesserte, und bis zur Gegenwart vervollständigte Auflage. Mit des Verfassers Biographie und Bildniss. Lex.-8. Frankfurt a. M., Andreae. 5 Thlr.

Marle, J. de, Meine Beweggründe zum Uebertritt aus der römisch-katholischen in die freie evangelisch-christliche Kirche. Eine Schrift für Laien, mit besonderer Rücksicht auf die neuern kirchlichen Ereignisse und die Bestrebungen der gegenwärtigen Zeit. 2te, mit Vorwort und vielen Anmerkungen vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 8 Gr.

Meyer, H., 1840. Gutenbergs-Album. Roy.-4. Braunschweig, J. H. Meyer. 16 Thlr.

— —, 1840. Gutenbergs-Album. Gr. 8. Braunschweig, J. H. Meyer. 1 Thlr. 12 Gr.

Minutoli, C. v., Friedrich und Napoleon. Eine Parallele. Mit Portrait und Karte. Gr. 8. Berlin, Schlesinger. 1 Thlr. 16 Gr.

Müller, W., Russen und Mongolen. Bilder aus dem Wechselkampfe dieser Völker. 3ter Band. Gr. 12. Cöslin, Hendeß. 1 Thlr. 12 Gr.

Deutsche Pandora. Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller. 2ter Band. Lex.-8. Stuttgart, Literatur-Comptoir. 1 Thlr. 21 Gr.

Puchta, G. F., Einleitung in das Recht der Kirche. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 21 Gr.

Puschkin's, A., Novellen. Für das Deutsche bearbeitet von Tröbst und D. Sabinin. 1stes Bändchen. Gr. 12. Jena, Hochhausen. 18 Gr.

Savigny, F. C. v., Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. 3te Auflage. Gr. 8. Heidelberg, Mohr. 1 Thlr. 4 Gr.

Schmid, R., Ueber die Anforderungen unserer Zeit an die Rechtswissenschaft. Eine Rede bei der Feier des Jahrestages der Eröffnung der Hochschule in Bern, gehalten am 15. November 1839. 8. Bern, Fischer. 1839. 4 Gr.

Thirlwall's, C., Geschichte von Griechenland übersetzt von L. Schmitz. 2ter Band. Mit Berichtigungen und Zusätzen des Verfassers. Gr. 8. Bonn, Marcus. 2 Thlr.

Treunert, W., Gedichte und Lieder für Typographen und Schriftgießer zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst. Gr. 16. Braunschweig, J. H. Meyer. 4 Gr.

Wagner, K. T., Handbuch für Reisende in Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Polen und Finnland. Eine Fortsetzung zu C. G. D. Stein's Reisen nach den Hauptstädten von Mittel-Europa. Mit 1 Reisekarte und 4 kleinen Plänen. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Wanderung in Großpolen und Masowien. Historische Erzählung aus der neuesten Zeit. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 8 Gr.

Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840. Roy.-8. Weimar. 3 Thlr.

Worte, gesprochen bei der Beerdigung des Grossh. Bad. Geh. Raths und Professors der Rechte Dr. A. Fr. J. Thibaut, am 31. März 1840. 8. Heidelberg, Mohr. 3 Gr.

Zachariä's, E., Reise in den Orient in den Jahren 1837 und 1838, über Wien, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Malta, Sicilien und Griechenland nach Saloniki, den Berg Athos, Konstantinopel und Trapezunt. Mit 1 Karte des Berges Athos. 8. Heidelberg, Mohr. 2 Thlr.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 218. —— 5. August 1840.

## Deutsche Musenalmanache.

1. Deutscher Musenalmanach für 1840. Herausgegeben von Th. Echtermeyer und Arnold Ruge. Mit Franz Freih. Gaudy's Bildniß. Berlin, Athenäum. 1840. 16. 1 Thlr. 12 Gr.
2. Deutscher Musenalmanach. Erster Jahrgang. Mit Beiträgen von Friedr. Rückert, Nic. Lenau, L. Bechstein u. A. und einer Composition von F. Mendelssohn-Bartholdy. Mit zwei Stahlstichen. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1840. 8. 2 Thlr. 16 Gr.
3. Östreichischer Musenalmanach. 1840. Herausgegeben von Andreas Schumacher. Wien, Tendler und Schäfer. 1840. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Eine seltsame Erscheinung, drei Musenalmanache für 1840, wozu nahe 200 Dichter, nämlich 191, Beiträge geliefert haben! Wenn wir die Menge der Dichter erwägen, so dürfen wir in unsern deutschen Landen über eine lyrische Hungersnoth wahrlich nicht klagen, eher über zu großen Reichthum an Masse, wenn auch nicht an Poesie, die ebenso nach Dichtern hungrig ist, wie die Dichter nach ihr hungrig sind, ohne daß eine gegenseitige Sättigung stattfände; vielmehr sind viele, wo nicht die meisten Dichter, welche zu diesen Musenalmanachen beisteuerten, wenigstens in poetischer und gedanklicher Hinsicht, Hungerleider, die in erborgtem Plunder einherstolziren und sich von den poetischen Brosamen ernähren, welche von reicherer Leute Tische gefallen sind. Denn nicht Alle, welche Herr! Herr! sagen, werden in das Himmelreich kommen, und nicht Alle, deren Namen in diesen Musenalmanachen prangen, verdienen darum den Namen eines Dichters und gehören dem Himmelreiche der Poesie an. Es hat wol jeder einigermaßen Gebildete einmal einen poetischen Gedanken gehabt und in Reime und Versfüße gezwängt; das ist ein unschuldiges Vergnügen und schadet weder dem Dichter, noch dem besungenen Gegenstande, noch der Wohlfahrt der Literatur; aber bedenklicher wird diese leicht erworbene Fähigkeit, wenn sie dreist genug ist, sich in öffentlichen Druck- und Sammelwerken geltend zu machen. Leider sind aber viele der hier auftretenden Dichter lyrische Ritter, zwar nicht ohne Tadel, doch ohne Furcht, die mit eiserner Stirn begabt sind und sich dem Urtheil des Publicums wie der Kritik keck gegenüberstellen. Da ist es nöthig, mit ihnen eine Lanze zu brechen und sie in die ihnen gebührenden Schranken zurückzuweisen, ohne deshalb die Ehrfurcht vor denen zu verletzen, welche sich bereits erprobt haben, oder das Gesetz kritischer und christlicher Liebe gegen diejenigen, welche durch ihre Leistungen Hoffnung für die Zukunft erwecken. Auch wollen wir nicht griesgrämig sein, sondern anerkennen, daß sogar diese Menge von Dichtern etwas Erfreuliches hat. Es ist, wie mit einem Spaziergange im Walde zur Zeit der Lenz- und Morgenfrische; da singen, trillern, zwitschern, klagen, jubiliren Nachtigallen, Lerchen, Stieglitze, Sperlinge und Spechte wild unter- und durcheinander; die meisten singen schlecht, wenige, wie etwa die Nachtigallen, gut, aber das Ganze gibt doch ein angenehmes und lustiges Concert. So wollen wir denn diese lyrischen Singevögel doch auch gelten lassen und, nachdem wir ein paar allgemeine Bemerkungen hinzugefügt, zu den Einzelheiten fortschreiten.

Das lyrische Element ist den Deutschen fast so wesentlich wie das tägliche Brot. Der Soldat, der Handwerksbursch, der Student muß singen; der Liebende dichtet, auf Grund der Blumensprache und seiner eigenen blumigen Gefühle, einige, wenn auch triviale, doch gut abgemessene Verse; der Kirchengesang, insofern das ganze Publicum daran Theil nimmt, hat sich nirgend so selbständig entwickelt als in Deutschland; die Kinder in Deutschland können nicht spielen ohne Gesang und die Alten nicht trinken und schmausen ohne Gesang. Indeß müssen wir hier einschaltend erwähnen, daß wir in unserm Zeitalter der parlamentarischen Beredtsamkeit und unserer Sucht, Fremdes nachzuahmen, gehorchend, unsere Schmausereien mit Toasten und Reden zu verherrlichen beginnen und bei außerordentlichen Gelegenheiten selbst auf öffentlichem Markte gehört sein wollen; der Überkluge will raisonniren, der Naturmensch will singen. Aber der Deutsche hat noch immer viel Naturmenschliches und man darf annehmen, daß wir früher oder später, wenn wir uns erst wieder in unserer Natur recht erfaßt haben, zum Singen zurückkehren werden. Unsere Musenalmanachsdichter haben davon einen entfernten Begriff; sie dichten und singen, wie ihnen Schnabel und Federn gewachsen sind, leider nur zu gedankenarm für den Gelehrten und zu wenig verständlich

für das eigentliche Volk. Ihre Lyrik ist ein Mittelding zwischen Klopstock und Claudius, ihre Basis meist die nackte Subjectivität, das selbstische Selbst. Es ist damit wie mit dem Weine, von dem Claudius singt, bei dem man nicht recht fröhlich sein kann, Gewächs, das wie Poesie aussieht und doch keine ist. Die gegenwärtige Lyrik sucht sich zwar dem Volke hier und da anzunähern, aber von oben herab; sie geht nicht aus dem Volke hervor, und weder Anastasius Grün noch Lenau können je im eigentlichen Sinne des Worts populair werden, der Gedanke ist meist zu spielend, der Ausdruck meist zu zierlich, die Tendenz meist zu versteckt. Fast alle modernen Dichter haben nur Kehlkopfstimmen, keine Bruststimmen; und über diese allgemeine Regel gehen die hübschen Ausnahmen, die man gerade bei Lenau und Anastasius Grün, noch mehr in den satirischen Liedern von Gaudy findet, dem Volke leider verloren. Man dichtet also für Schriftgelehrte, die jedoch ein sauertöpfisches und kritisches Publicum abgeben. Sie verstehen allerdings die schönen, wenn auch oft gesuchten Bilder, mit denen uns unsere Lyriker bewirthen, aber sie zerlegen sie auch und sehen zuletzt ein, daß der zu Grunde liegende Gedanke des vielen Bilderaufwandes nicht werth war. Die epigrammatischen, spöttischen und höhnischen Witzeleien in Heine's unartigern Liedern können dagegen nur einem verdorbenen, durch den Genuß von allerlei Gewürz abgestumpften Geschmacke zusagen. Im Ganzen geht aus den drei vor uns liegenden Musenalmanachen hervor, daß die rechte Volksweisheit, das allgemein verständliche Spruchartige in unsern Lyrikern nicht mehr lebendig ist und daß das Epische, die Romanze und Ballade, worin sich eine gestaltende Phantasie noch am kräftigsten zeigen kann, mehr und mehr einem blos subjectiven Ausdrucke von Gefühlen und Empfindungen Platz macht, der von aller Gestaltung fast so fern ist wie die Musik; denn das Musikalische ist in den Gedichten unserer gegenwärtigen Lyrik vorwaltend und in der That dasjenige Element, was noch am meisten Lob verdient. Selten begegnet man noch einem körnigen, originellen und selbständigen Ausdrucke, viel öfter einem verweichlichten, modisch sentimentalen und verschwommen lüsternen, der höchstens durch musikalischen Wohllaut und eine gewisse Virtuosität ergötzen kann. Daß es dessenungeachtet an lyrischen Talenten nicht fehlt, welche unsere Aufmerksamkeit verdienen, wird sich bei der Besprechung der einzelnen Dichter herausstellen.

Der Echtermeyer-Ruge'sche Almanach ist als eine Fortsetzung des früher von Schwab und Chamisso herausgegebenen „Deutschen Musenalmanachs" zu betrachten, der seine Beisteuernden besonders unter den schwäbischen und norddeutsch-preußischen, zumal berliner Dichtern zählte. Unter den letztern hat der neue Jahrgang des „Deutschen Musenalmanachs" an Terrain gewonnen, unter den Schwaben verloren. Ein Drittel der hier figurirenden Dichter gehört Berlin oder der frühern Gesellschaft jüngerer berliner Dichter an. Süddeutsche Poeten finden sich im Ganzen nur wenige, hierunter die schwäbischen Dichter Schwab und der Graf v. Würtemberg, der Östreicher Seidl, der Ungar Lenau u. A. Ob uns die jetzigen Herausgeber, Ruge und Echtermeyer, welche als Dichter wenig bedeuten und mehr einer kritisch-philosophischen Richtung angehören, die frühere Redaction vergessen machen und für das Gedeihen des Musenalmanachs Garantie gewähren können, dürfte sehr zu bezweifeln sein. Beide haben sich, allerdings mit seltener Aufrichtigkeit, gegen gewisse poetische Richtungen, z. B. gegen die Romantiker, von Tieck bis auf Brentano herab, so scharf und strict ausgesprochen, daß es fast einer Ironie ähnlich ist, ihre Namen einem Musenalmanache vorgedruckt zu sehen; ja, es scheint uns fast, als hätten unsere Lyriker ihre Gutmüthigkeit zu weit getrieben, wenn sie sich unter dieser Firma, Lerchen unter den Fittigen ihrer kritischen Geier, versammelt haben. Doch muß man auch den Herausgebern zugestehen, daß sie mit gleicher Unparteilichkeit verfahren sind und Vieles in den Frucht- und Kornspeicher ihres Musenalmanachs aufgenommen haben, was ihnen, ihren oft ausgesprochenen Grundsätzen gemäß, nothwendig als Spreu und leeres Stroh erscheinen muß. Mit Rührung betrachten wir das Portrait des dahingeschiedenen **Gaudy**, welches als Titelkupfer dem Buche beigegeben ist, und mit Rührung lasen wir die Gedichte des Freiherrn, welche den Reigen eröffnen und leicht die besten, wenigstens die charakteristischsten Beiträge sein dürften. Es waltet darin eine prächtige Ironie und Satire, so in dem „Märchen von Schlaraffenland" und in dem Gedichte „Wer weiß, wozu das gut". Gaudy hätte für satirische Gedichte gerade den rechten Ausdruck und das rechte Maß, und wenn er nicht populairer geworden, so liegt das zumeist wol daran, daß das große Publicum sich den poetischen Interessen entfremdet zu haben scheint und sein besseres Theil der bloßen Ohren- und Augenlust opfert. Studium der Béranger'schen Dichtweise läßt sich bei Gaudy nicht verkennen, aber er hat Béranger, um so zu sagen, dergestalt vereigenthümlicht und eingedeutscht, daß man fast nur durch die Refrainmanier an den Franzosen erinnert wird. Gewiß gab es in Deutschland keinen freiern und freisinnigern Freiherrn als Gaudy. Auch für zarte Empfindungen stand ihm der rechte Ausdruck zu Gebote, wie das Gedicht „Nur fünf Jahre" beweist. Ein frisches Talent, welches sich aber zu ersichtlich in Spielerei verliert, offenbart sich in **K. C. Tenner**. **Minding** lieferte in seiner „Modernen Dedication" eine wohlgerathene Satire auf Freiligrath's schwergereimte geographische Dichtmanier, die er, bis zum ergötzlichsten Erstaunen, getreu nachzuahmen weiß. Man höre die Verse:

> Ich reiche dir die Hand, du größter in Walhalla,
> O hebe mich zu dir empor!
> Pantoffeln zieh ich aus und tret', o Dichter-Allah,
> Hinein in deines Tempels Thor!

Oder:

> Auf Eukalypten wiegt, das holde Lied zu lernen,
> Sich still der Kukuku;
> Und auf den Schwanz gestützt, erhoben zu den Sternen,
> Lauscht ihm der Känguruh.

Merkwürdigerweise finden wir in diesem Almanache ein Gedicht von **Freiligrath**, obgleich er sich 300 Seiten vorher verspotten lassen muß. Das Gedicht

heißt „Die Rose" und ist minder schwer gereimt und minder mit ethnographischen und geographischen Stichwörtern versehen, als sonst Freiligrath's Poesien zu sein pflegen, spielt aber immer noch zu viel mit Worten, Reimen und Bildern, hinter denen der Gedanke in ein aschgraues Chaos zusammenläuft. Schöne, mit Empfindung, Wohllaut und großer Virtuosität in Vers und Sprache ausgestattete Lieder, die freilich ungleichen Werthes sind, gibt uns in seinem Gedichtcyklus „Liebesleben" R. E. Prutz, der uns in seiner Eigenschaft als Lyriker mehr anheimelt als in seiner Eigenschaft als Kritiker. Trefflich z. B. endet das Gedicht „Lieb und Leben" mit folgender Strophe:

Das Leben ist ein muntres Weib
In ew'ger Jugendschöne,
Wohlauf! und zeug' aus ihrem Leib
Dir echte, rechte Söhne:
Die sollen fröhlich dich umblühn,
Zukünft'ger Zeiten Erben —
Das sind die Thaten, stolz und kühn,
Die leben, wenn wir sterben.

Von seinem kritischen Geistesgenossen A. Ruge, dem Mitherausgeber, können wir, was seine hier mitgetheilten Gedichte betrifft, nicht Dasselbe rühmen; wir finden sie durchaus gewöhnlich und seiner, als eines so unnachsichtlichen Kritikers, nicht würdig. Friedrich Förster's Gedichte sind zu äußerlich, um als poetisch gelten zu können, des würdigen Stägemann Beiträge erfreuen mehr durch kraftvollen Ausdruck, Adel und patriotische Gesinnung, als durch eigentlich dichterischen Inhalt, die des Freiherrn Eichendorff durch tiefe Empfindung und anmuthige, obgleich zuweilen etwas lockere Form; auch weisen wir, weil wir hier einmal bei den ältern Dichtern stehen, auf das hübsche Gedicht „Im Sehnen" von F. W. Gubitz hin. Friedrich v. Sallet spielt in seinen Gedichten mit dem Tiefsinn und mit Leopold Schefer spielt der Tiefsinn in dessen Gedanken und Sprüchen. Die Gräfin Hahn-Hahn gibt in ihrer kecken Weise ein ansprechendes Gedicht „Das Harfenmädchen", Hoffmann v. Fallersleben ein jovial humoristisch-satirisches unter dem Titel „Mauskätzchen", Peter v. Bohlen mehre Übersetzungen, die eigentlich in einen deutschen Musenalmanach gar nicht gehören, unter denen jedoch ein Lied nach dem Schottischen, „Dies und Das", allerliebst und auch trefflich übertragen ist. Unter Kugler's Liedern befinden sich mehre gute. Lenau theilt einen Nachtgesang mit, dessen erste Abtheilung kraftvoll vorgetragen ist, während die zweite sich ein wenig in das Wirre und Unbestimmte verliert, und J. Mosen einen Wechselgesang über die Liebe zwischen einem Wanderer, einem Adler, Hirten, Schwalben, Eulen und allen Naturen und Creaturen, der, wenn auch nicht originell, doch seltsam ist. Als wesentlich musikalische Dichter müssen genannt werden: Gruppe, E. Ferrand, letzterer besonders in dem schönen Gedichte „Nachglühen", C. Reinhold, Dingelstedt, Marlow. Talent, entweder schon bewährt oder neu aufsteigend, zeigt sich auch in den Gedichten von J. Blau, H. Kletke, Matzerath, A. und R. Müller, A. Peters, F. W. Rogge, J. G. Seidl, von dem wir jedoch schon Besseres als das hier Mitgetheilte gelesen haben. Das Epische, wie wir schon in der Einleitung angedeutet, tritt auf eine auffallende Weise zurück; G. Schwab lieferte eine nicht einmal bedeutende Legende und Karl Simrock einige Rheinsagen, die eben nur lesbar sind. Somit hat dieser Musenalmanach eine ziemlich monotone Färbung; und obgleich wir vieles einzelne zart oder tief Empfundene daran gelobt haben, so müssen wir zuletzt doch gestehen, daß uns nur Weniges oder Nichts aufgestoßen ist, was uns mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen und festgehalten hätte oder von einer tüchtigen Selbständigkeit und durch Neuheit überraschenden Originalität des Talents Zeugniß ablegte. Vielmehr scheint es uns, als träten die bereits ältern Lyriker ihre altbequemen Schuhe noch mehr aus und die jüngern modelten ihr Versfuß- und rythmisches Schuhwerk nach dem Leisten der ältern Lyriker.

(Der Beschluß folgt.)

---

Deutsche Volksfeste im 19. Jahrhundert. Geschichte ihrer Entstehung und Beschreibung ihrer Feier. Herausgegeben von Fr. A. Reimann. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1839. Kl. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Das Verdienst dieses unterhaltenden Werks besteht hauptsächlich in einer sehr fleißigen Vergleichung der nicht unbeträchtlichen Literatur über den sehr wichtigen Gegenstand. Es ist hier nicht von den sogenannten kanonischen Kirchenfesten, sondern von den, zum Theil mit jenen in Verbindung stehenden, zum Theil aber auch sehr selbständigen Volksfesten die Rede. Sie greifen tief in die Particulargeschichten der Gegenden und Städte unsers Vaterlandes ein und geben ein Bild der Sitten und Denkungsweise der Zeiten, in welchen sie entstanden.

Es hat uns sehr behagt und ist ein glücklicher Griff des Hrn. Verf. gewesen, daß er die Schilderungen der Volksfeste von Wien und Berlin, wir meinen den St.-Brigitten-Kirchtag in der Brigittenau und den Stralower Fischzug in dem Gewande der Gegenwart vorgeführt hat. Beide Schilderungen von bekannten Federn sind Bilder des Lebens dieser Hauptstädte. Man vergleiche das geistreiche Carneval zu Köln, das höchst materielle Octoberfest zu München und andere Feste großer Städte, um den Unterschied des Geistes, die Stufe der Cultur, die Entwickelung der Volkssitten hier und da recht lebhaft zu empfinden.

Zur Vollständigkeit oder zur Fortsetzung dieser, nach unserer Meinung für die Sittengeschichte in jeder Beziehung werthvollen Zusammenstellung gehört noch Manches, was der Hr. Verf. theils als bekannt voraussetzt, theils auch nicht berührt oder erforscht hat. So z. B. sind die Hegemmle (Flurgerichte, Flurzüge, Heimerichs, d. i. Heim- Hain- oder Haginburgswahlen) u. s. w. oft erwähnt, allein es ist nirgend eine geschichtliche Nachweisung dieser, in sehr vielen Gegenden Thüringens und Deutschlands theils noch bestehenden, theils sehr bedeutend gewesenen, Vieles erklärenden, festlichen Ausübungen der Volksgerichtsbarkeit gegeben. Dazu gehört freilich ein Eingehen in Quellen, welche der Hr. Verf. bis jetzt noch gar nicht berührt hat, wie sein vollständiges Verzeichniß (S. 467—480) der von ihm über die einzelnen Feste benutzten schriftlichen Nachrichten beweist. Eine gute Bearbeitung dieses Stoffs würde eine, selbst für die Germanisten und Historiker unter den Juristen sehr willkommene Gabe sein, und der Fleiß und das Urtheil des Hrn. Verfassers sind, wie wir glauben, der Aufgabe gewachsen.

Zu den Volksfesten in Thüringen und in des Hrn. Verf.

nächster Umgebung gehört auch das Schäferfest am Orlas, worüber in dem Nachlaß des verstorbenen Hrn. von Breitenbauch auf und zu Bucha bei Nebra oder im Gerichtsarchiv wol Auskunft zu finden sein dürfte. Das Fest bestand noch, so lange Hr. v. Breitenbauch lebte, und besteht wol noch. Die auf dem Orlas triftberechtigten Güter und Gemeinden sendeten zu Anfang der Hutzeit ihre Heerden und Schäfer festlich geschmückt auf der Grenzmark zusammen, wo gewisse Wechselsprüche von den Schultheißen und Schäfern hergesagt wurden. In der Gegend war darum das Sprüchwort entstanden: „Es geht hin und her wie den Schäfern ihr Morgensegen", und man bezeichnete damit ein friedliches Disputiren. Das Fest endete mit verschiedenen Lustbarkeiten.

Ferner rechnen wir hierher das Leinelaufen, welches in der Gegend von Buttstedt, z. B. in Rudersdorf üblich ist. Um einen in die Erde geschlagenen Pfahl wird eine lange Leine gewickelt. Während Einer, in immer größern Kreisen um den Pfahl laufend, die Leine abwickelt, holt ein Anderer von einem verhältnißmäßig entfernten Orte irgend etwas. Es kommt nun darauf an, ob dieser eher zurückkommt, oder jener die Leine eher abläuft oder laufend abwickelt. Übrigens hat das Ganze Ähnlichkeit mit dem vom Hrn. Verf. (S. 328) mitgetheilten Eierlesen.

Endlich erwähnen wir eines oberthüringischen Volksspaßes, der unter dem Namen des Turniers sehr gewöhnlich ist und unter die Reminiscenzen (S. 447) gehören würde. Zwei junge, pralle Bursche werden auf dem Anger in den sogenannten polnischen Bock gespannt und mit den Fußspitzen nahe an und gegeneinander gesetzt. Der eine sucht den andern mit den Füßen umzustoßen. Wer umfällt, ist in einer völlig hülflosen, höchst lächerlichen Situation. Ref. sah ganze Reihen solcher Kämpfer einst an einem Kirschfest in Steinbach bei Liebenstein ein Schauspiel geben, das im höchsten Grade possirlich war. Selbst kleine Streitigkeiten auf Tanzböden sah er an andern Orten und zu andern Zeiten zur Belustigung Aller durch ein solches Turnier beendigen. Manche bewiesen dabei eine große Geschicklichkeit.

Man kann, abgesehen von diesen kleinen Notizen, nur wünschen, daß der Hr. Verfasser den Gegenstand immer schärfer und aus höhern Gesichtspunkten ins Auge fasse, um die Theilnahme an seinen Forschungen rege zu erhalten und zu erweitern. 6.

## Notizen.

Der Ausschuß des glasgower Vereins zur Errichtung eines Denkmals für Wellington hat nach vielfachen Meinungsverschiedenheiten und längerm Aufschube die Ausführung des Werkes Thorwaldsen angetragen. Der unermüdliche Wilkie hat die Darstellung einer Scene aus Nelson's Leben begonnen, wo der Kriegsheld der verwunderten und furchtsamen Umgebung seine Kaltblütigkeit beweist, indem er einen formellen Brief schreibt, nach Licht ruft und dann eine ihm gereichte Oblate wegwirft, mit den Worten: „Dies ist die Zeit nicht dazu, um eilig und unhöflich zu erscheinen." Sein „Alfred in des Kuhhirten Hütte" ward kürzlich für 451 Pf. verauctionirt und befindet sich bereits auf dem Wege ins Ausland. Der englische Stolz misgönnt diesem den letztern Schatz ebenso sehr, als er den Beschluß des glasgower Vereins für ein Vergehen gegen das Vaterland erklärt, dessen Helden man durch einen Fremden verherrlichen lassen wolle.

In dem bekannten, von dem Mörder des ältern Lord Russell, Courvoisier, abgelegten Geständnisse, daß die Lecture des „Jack Sheppard" von Einfluß auf seine mörderischen Absichten gewesen sei, findet das „Athenaeum", ohne dieser Thatsache selbst eine zu große Wichtigkeit beimessen zu wollen, doch eine Bestätigung seines, alsbald nach dem Erscheinen dieses Werkes abgegebenen Urtheils über dasselbe. „Wir geben gern zu, daß der unglückliche Mann in seiner Angst, um sich selbst zu entschuldigen, diesem Nebenumstande mehr beigemessen haben mag, als er verdient, und daß, als derselbe seine schlimmen Vorsätze zu bestärken vermochte, er schon nicht fern von der Ausführung des Verbrechens war. Aber hierin liegt das Wesen aller Reizmittel zum Bösen: sie sind ein Same, welcher nur dann Frucht trägt, wenn er auf einen seinem Gedeihen günstigen Boden fällt. Daß der Einfluß des Werks jedenfalls empfunden ward, ist nicht zu bezweifeln. Welche Herrschaft das nachahmende Princip in Fällen des Selbstmordes und mörderischer Wuth übe, ist notorisch, und in entsprechender Art und in entsprechendem Maße mußte es auch auf den derartigen Verbrecher wirken. Bluttriefend ist der Boden des „Jack Sheppard" und dazu von interessanten und anreizenden Umständen umgeben, wie sie gut dazu berechnet sind, eines schwachen Geistes sich zu bemächtigen und durch ihren Zauber zu wirken."

Nachrichten vom Vorgebirge der guten Hoffnung theilen mit, daß die Expedition zur Anstellung magnetischer Untersuchungen am 5. Mai nach Vandiemensland abgesegelt ist. Bekannt ist schon, daß Capitain James Roß, der Befehlshaber der Expedition, unter 14° S. B. 27° Ö. L., ungefähr 900 Meilen südwestlich von St.-Helena, im atlantischen Meere eine Tiefe von 3600 Faden fand. Eine neuere Untersuchung, 450 Meilen westlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung angestellt, ergab zwar kein ganz gleiches Resultat, doch noch immer eine Tiefe von 2680 Faden, mithin nächst jener die größte bis jetzt aufgefundene.

Am 1. Juli kam eine von Schomburg auf seinen Reisen im britischen Guiana veranstaltete, zeither im Kosmorama zu London ausgestellte Sammlung naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Merkwürdigkeiten aus Südamerika daselbst zur Versteigerung. 47.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 219. —— 6. August 1840.


## Deutsche Musenalmanache.

(Beschluß aus Nr. 218.)

Auf einer viel tiefern Stufe innern Werthes steht der unter Nr. 2 angeführte Musenalmanach. Der eigentliche Herausgeber und Anordner ist nicht genannt, wen soll man also für die schlechte Auswahl der hier mitgetheilten dichterischen Versuche verantwortlich machen? Aber von selbst kann sich dieser Musenalmanach doch auch nicht gemacht haben; es ist fast, als wären die einzelnen Manuscriptblättchen dem Setzer übergeben worden, damit sie dieser nach Bequemlichkeit und eigenem Belieben oder nach einem gewissen Gesetze des blos zufälligen Zutastens aneinander reihe. Es herrscht in diesem Almanache gar keine Eintheilung, nicht einmal eine Rubricirung, welche die Namen der Dichter an die Hand geben konnten, vielmehr würden die Dichter selbst Mühe und Noth genug haben, ihre Gedichte aus diesem Wuste zusammenzusuchen, wenn nicht glücklicherweise ein alphabetisches Namenregister beigegeben wäre. Man bezeichnet allgemein Friedrich Rückert als den Anordner; in dem Falle ist aber der Verleger, der in typographischer Hinsicht das Beste und Schönste für den Almanach gethan und ihn mit zwei Stahlstichen ausgeschmückt hat, zu bedauern, daß er nicht an den rechten Mann gekommen ist. Rückert's Sinn war vielleicht mit der Weisheit des Orients beschäftigt und ruhte betrachtungsvoll unter Palmen, während er die eingeschickten Manuscripte, die auch in der That selten geeignet sein mochten, seine Aufmerksamkeit zu fixiren, gedankenlos durch die Finger gleiten ließ. Achtzig Dichter haben zu diesem Musenalmanache beigesteuert, unter denen sich höchstens 20—24 mehr oder weniger bekannte finden, die übrigen sind dem Referenten, dem sonst so leicht keine literarische Erscheinung entgeht, gänzlich unbekannt, selbst dem Namen nach. Hierzu gehören im ersten Grade des Ruhms oder Rufes: Rückert zuerst, sodann Lenau, König Ludwig von Baiern, Bechstein, Emerentius Scävola, der indeß bisher als Lyriker gar keinen Namen hatte, E. v. Schenk, Seidl, C. M. Millitz, Storch und Dräxler-Manfred; in zweiter Reihe Sallet, der jedoch als Dichter einen größern Namen zu haben verdiente und ihn gewiß noch erlangen wird, und Dingelstedt; in dritter Reihe Apel, Boas, Bube, Düntzer, Hagendorff, Oelckers, Hebbel, M. Ring und etwa noch Morning, Palmer, Soltwedel, Stöber, Kutscheit und Maren, deren Namen wir uns erinnern hier und da in Journalen und Musenalmanachen gelesen zu haben. Alle Übrigen treten unsers Wissens hier zum erstenmale auf; leider daß sie überhaupt auftreten, denn ein einigermaßen für die Zukunft etwas versprechendes Talent haben wir unter ihnen nicht entdecken können, wenn uns auch hier und da ein leidlicher poetischer Gedanke oder Einfall aufgestoßen ist. Aber selbst die schon früher erprobten Lyriker haben nur wenig in diesen Musenalmanach geliefert, was sich über das allgemeine Niveau der Mittelmäßigkeit erhöbe. Selbst manchem Gedichte von Rückert würden wir seinen edeln Ursprung nicht ansehen, stände nicht eben der Name Rückert breit und deutlich darunter; der Dichter verliert sich hier und da in triviale Moralitäten, die an sich ganz wahr und gut, aber nicht ebenso poetisch sind; andere mehr scherzhafte Gedichte spielen und schielen in gesuchten aber nicht wohlthuenden Farben. Der Rückert'sche Geist läßt sich noch am besten aus dem kleinen Gedichte „Ersatz für Unbestand" erkennen, das wir auch als Probe hier mittheilen wollen:

Lieblich mundet der Becher Wein,
Aber ein Zug, so ist er leer.
Süßer schmeckt noch der Liebe Kuß,
Aber ein Hauch, so ist's vorbei.
Lieblich schwillt in der Brust ein Lied,
Wird geboren in süßem Weh;
Doch auch diese Geburt wie schnell!
Ist von Dauer denn kein Genuß?
Fülle nur stets den Becher neu,
Wiederhole nur Kuß um Kuß,
Lied um Lied! Dir ersetze schön
Wiederholung den Unbestand!

Felix Mendelssohn-Bartholdy hat zu diesem Gedichte eine Composition geliefert, welche dem Buche beigegeben ist; ein anderes hübsches Gedicht von Rückert „Die Todtenäcker" ist durch ein schönes Titelkupfer, von Haach erfunden, illustrirt worden. Des Dichters treffliche Behandlungs- und Übersetzungsmanier fremdländischer Stoffe bekundet sich in der Übersetzung von dem Catullischen Scherzgedichte „Einladung an Fabullus" und in der Bearbeitung einer vortrefflichen russischen Fabel, welche unter der Überschrift „Die Hindin und der Derwisch" mitgetheilt ist. König Ludwig von Baiern eröffnet eine lyrische Polemik gegen Schiller's und Goethe's Bekrittler und E. v.

Schenk eine desgleichen gegen die deutschen Repräsentanten der Bonapartomanie, wogegen nicht viel einzuwenden ist. Etwas monotone, aber poetisch und dunkel gefärbte und kräftig schattirte Todes-, Nacht- und Verzweiflungsgedanken spricht Nic. Lenau aus; es sind Variationen auf das am Schlusse eines seiner Sonette befindliche Thema: „Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig." Eins der zartest empfundenen Gedichte, welche wir von J. G. Seidl gelesen haben, ist in diesem Musenalmanache unter dem Titel „Der blinde Greis" mitgetheilt. Ebenfalls in monotoner, aber gedankenreicher und ernst sinnvoller Weise predigt F. v. Sallet geistiges Christenthum in dem Gedichtcyklus, der hier unter dem Titel „Zur heiligen Geschichte" mitgetheilt wird. Zwei dieser Gedichte befinden sich auch in dem Ruge-Echtermeyer'schen Musenalmanach durch einen Umstand, über den sich Sallet bereits in öffentlichen Blättern gerechtfertigt hat. Auffallend sind in dem Tauchnitz'schen Almanache die vielen Gedichte, welche das Schicksal des jüdischen Volkes zum Gegenstande haben und für ihre Emancipation mittelbar oder unmittelbar das Wort führen. Wir haben nichts dagegen, daß ein Jude so fühlt und urtheilt, wie hier geschieht; aber wir glauben, daß unsere jüdischen Schriftsteller viel zu vorlaut verfahren und zu aufdringlich sind; sie werden sogar langweilig, indem sie sich auf einer so engen Scheibe herumdrehen und sich nothwendig wiederholen müssen; es gibt aber kein größeres Unglück für einen Bittsteller, als wenn er Demjenigen, von dem er etwas erlangen will und der die Macht in den Händen hat, langweilig und überlästig wird. Die vielen unleidlichen Phrasen, welche unsere Freiheits- und Preßfreiheitsmänner zu Markte gebracht haben, trugen gewiß nicht wenig dazu bei, Vielen allen Geschmack an Freiheit und Preßfreiheit zu verleiden, obgleich es dessenungeachtet um Freiheit und Preßfreiheit, beide im richtigen Sinne verstanden, immer ein großes Ding ist. Steinhard's im gegenwärtigen Musenalmanache mitgetheiltes Gedicht „Des Juden Klage" ist, trotz der Reime, die ausgesuchteste Prosa und vom Anfang bis zum Ende schrecklich ermüdend. Merkwürdig genug stellt sich diesen Judenklagen und Judenverherrlichungen auf den folgenden Seiten ein originelles Gedicht „Ahasver", von Levits, als ironischer Spotteufel gegenüber, indem darin der ewige Jude, nachdem er Pelz und Turban abgeworfen, in modischem Kleide von schwarzem Tuche und mit Ordensbändern geschmückt erscheint. Das ganze Gedicht ist natürlich mehr social witzig, als poetisch durchgeführt.

Wenn wir dagegen Alles, was in diesem Musenalmanach mittelmäßig, oder unter der Mittelmäßigkeit oder geradezu schlecht ist, anführen wollten, so möchte es schwer sein, zu diesem trostlosen Geschäfte Lust und Zeit zu finden. Man begreift wirklich nicht, wie eine nur einigermaßen verständige Redaction alle diese, wie man fast meinen möchte, von und für Kinder gedichtete Sachen und Sächelchen, Reime und Reimchen aufnehmen konnte. Eine wahrhafte Curiosität ist das Gedicht „Der gebackene Kuß", mit E. unterzeichnet. Es lautet so:

Baiser, du süße Frucht,
Wer kostend dich versucht,
Dem süßest du das Leben.
Du bist so mild und weich,
So ganz dem Namen gleich,
Den Liebe dir gegeben —

Doch genug — der Leser wird kein Verlangen tragen, auch die übrigen Strophen dieses süßen Gedichts zu lesen. A. Bachmann geht in dem Gedichte „Der Korbträger" mit den Körben, die er von seinen Geliebten erhalten hat, hausiren. Da heißt es denn:

„Hülle doch den Busen" — sprach
Ich zu Lorchen, und — sie brach.
Seit ich diesen Korb da hatte,
Flocht sie keine Körbe mehr:
Darum schreitet auch ihr Gatte
Mannichfach gekrönt einher! —
Solchen Kopfputz trüg' auch ich,
Liebes Körbchen, ohne dich!

Ein vierzeiliges Gedicht, „Trost", von Eugen Huhn, lautet wie folgt:

Mein armes Herz, o klage nicht! —
Wie Morgens auf die Knospe bricht,
Der Frost sie welket über Nacht,
Hat's auch die Welt mit dir gemacht!

Von dem Herzen seiner Geliebten singt ein gewisser Herr Domrich:

Dein Herz, Geliebte, fest und hart,
Ist von der Feuersteine Art.

Und ferner:

Deine Brust, mein Mädchen, so blank und weiß,
Ist gefertigt (!) von des Stahles Eis.

Dagegen ist seine Brust „so weich und leicht erbebt, aus zartem, schwachen Linnen gewebt", und abermals wird seine Brust

— — — — von Linnen gemacht,
Von den Funken glühend angefacht.

Der Prozeß nämlich ist dieser: Die stählerne oder die aus dem Eise des Stahles (!) gefertigte Brust seiner Geliebten „reibt beständig an dem Steine", nämlich an dem Herzen, das ja früher als ein Feuerstein bezeichnet worden, und daraus entstehen natürlich „sprühende, zischende Funken", welche das Linnen, nämlich des Dichters Brust, in Brand setzen!

Genug dieser elenden Reimereien, wovon wir nur ein paar Proben, und vielleicht nicht einmal die ärgsten, angeführt haben! Sie würden den schlechtesten Wochenblättchen und Tagesanzeigern Deutschlands, so elende wir deren auch haben, zur Schande gereichen, und hier in einem unter Rückert's Auspicien erscheinenden deutschen Musenalmanache sollen sie die deutsche Lyrik mit repräsentiren helfen! Man muß wahrlich bedauern, daß der Verleger so viel Sorgfalt und so viele Kosten auf ein im Ganzen so werthloses Buch verwandt hat. Es ist mit langweiligen Büchern wie mit langweiligen Bühnenstücken, jene können sich nicht allein durch die Schönheit der typographischen Ausstattung, diese nicht allein durch die glänzenden Decorationen in der Gunst des Publicums erhalten; eine gegentheilige Ansicht, wie sie sich wirklich hier und da Platz zu machen scheint, kann nur dazu beitragen, alle Kunst und Poesie zu Grunde zu richten. Eine

beschönigende, milde Kritik in solchen Fällen wäre Verrath an der guten Sache.

Minder pretentiös, aber innerlich viel bedeutsamer tritt Nr. 3, der von A. Schumacher herausgegebene „Östreichische Musenalmanach" auf. Wenn wir ihn mit dem Ruge-Echtermeyer'schen Almanach vergleichen wollen, so können wir zwar nicht sagen, daß er der guten Gedichte etwa mehr oder der schlechten weniger enthielte als dieser; des Unreifen und Unvollendeten möchte sogar mehr in dem „Östreichischen Musenalmanache" zu finden sein; aber es geht ein so rein lyrischer Zug durch ihn hindurch, etwas so Ursprüngliches, Ungemachtes und Ungekünsteltes, daß wir mit Andern fast glauben möchten, gerade Östreich verspreche für die Zukunft ein Fruchtboden der Poesie zu werden; die Blüten sind schon da und haben sich bereits in mehren Dichtern, wie Anastasius Grün, Lenau, Seidl u. A. in selbstständig erfreulicher Weise entwickelt. Es fehlt diesen Dichtern nur an tiefern Intentionen und Gedankencombinationen; sie schwelgen zu ausschließlich im bloßen Gefühle, in der Bilderlust und unverdauter Naturanschauung; man sieht ihnen zu deutlich den Phäaken an, der vor lauter Genuß und Überfluß sentimental wird. Auch in diesem Musenalmanache treten viele uns bisher unbekannte Lyriker auf; aber es sind tüchtige und Hoffnung erweckende Talente darunter, die ihre Naturlaute frisch von Herzen und Lippe wegsingen. Oft liefert ein solcher östreichischer Singevogel vier oder fünf Gedichte, die nichts oder wenig taugen, aber das sechste, darauf kann man sich verlassen, ist gut, in seiner Art vollendet und bekundet den echten Lyriker. Ein solches Talent ist z. B. Freiherr v. Lazarini, der neben mehren mittelmäßigen, in einzelnen Partien aber stets lyrisches Talent bekundenden Gedichten auch ein ganz vortreffliches Gedicht, dem wir nur in der dritten Strophe einen gediegenern Ausdruck wünschten, unter der Überschrift „Allein" beigesteuert hat. Unter den schon bekanntern Dichtern finden wir hier Karl Egon Ebert mit einem Gedichte an Uhland, A. Schumacher, Dräxler-Manfred, Bauernfeld mit einer Anzahl von Distichen, worunter manche gute, manche triviale und manche, welche zu stark von persönlicher Erbitterung gegen neuere Zeit- und Literaturentwickelungen zeugen. Der Ausdruck könnte hier und da pointirter, witziger und schlagender sein. Ferner treten hier auf: Kuranda, Herloßsohn mit einem launigen, im echten Volkstone gehaltenen Gedichte „Drei Schneider", Freihr. v. Feuchtersleben mit einem Bruchstücke aus einem mythischen Gedichte „Der entfesselte Prometheus", Ritter v. Tschabuschnigg, J. G. Seidl, der in allen Musenalmanachen und Taschenbüchern Unvermeidliche und Allgegenwärtige, L. A. Frankl, Uffo Horn, Hammer-Purgstall, dessen Name mehr als sein Gedicht dem Musenalmanach zur Empfehlung gereicht, Karoline Pichler mit Nachtgedanken, die jetzt überhaupt sehr im Schwange sind, Friedrich Halm, mit einem patriotischen Gedichte „Thusnelda" und mehren Heine'sche Saiten anschlagenden Liebesgedichten, die voll lyrischen Griesgrams sind, Vogl, der ehrwürdige L. Pyrker u. A. Von Deinhardstein findet sich ein Gedicht „An einen Freund", welches eigentlich aus mehren gut gelungenen Epigrammen besteht. So finden sich hier die Strophen:

Ein blauer Himmel dem gefällt,
Dem andern Regenwetter,
Der möchte göttlicher die Welt,
Der menschlicher die Götter.

— — — — — — —

Du mußt, was du erschaffen magst,
Zuvor im Innern spüren,
Und was du rein zu denken wagst,
Das wag' auch zu vollführen.

Auch das epische Element, Romanze und Ballade, ist hier besser bedacht als in den vorher besprochenen Almanachen. Vieles darunter ist nur mittelmäßig, weitschweifig, in Verse abgetheilte Prosa, Anderes erträglich, Manches gut. Nach unserm individuellen Gefühle ist darunter die „Romanze vom heiligen Franz" am meisten zu loben; der Dichter, Karl M. Böhm, hat darin einen anmuthigen Ton getroffen, welcher der Heiterkeit und Süße der Legende aufs schönste entspricht. Das Gedicht ist durch vollendeten Wohllaut ausgezeichnet, wie überhaupt den östreichischen Lyrikern rühmend nachzusagen ist, daß sie, wie durch ein natürliches Gehör dafür, der deutschen Sprache ihre wohllautendsten Klänge abgelauscht haben, obgleich sie andererseits in diese mehr äußere Musik des Worts sich allzu leicht einfriedigen. 16.

---

## Zur amerikanischen Geschichte.

Amerikas Geschichte ist im Entstehen. Nicht als ob man, wie es wol geschieht, den Ländern und Staaten eine Geschichte absprechen müsse, welche noch nicht gerade die sociale und politische Culturstufe erstiegen haben, welche nach der vorgefaßten Meinung Einzelner zum Vorhandensein einer Geschichte erfoderlich sein soll; aber der größte Theil von Denen, welche bis jetzt an einer Geschichtschreibung der heutigen amerikanischen Staaten sich versuchten, entbehrte, wenn auch meistens ohne eigene Schuld, so gut wie fast aller Erfodernisse zu einer solchen im wahren Sinne des Worts, und eine gerechte Würdigung muß sich mit der Anerkennung des guten Willens begnügen, der in der allgemeinen Geschichtschreibung nicht gern eine Lücke geradezu unausgefüllt lassen wollte. Jeder Beitrag zu dem historischen Stoff der neuen Welt ist daher eine dankenswerthe Erscheinung. Niemand hat vielleicht diesen Dank in höherm Grade verdient als Jared Sparks. Allgemeine Anerkennung hat bereits sein Werk über das Leben Washington's gefunden. Auch seine „Library of american biography" ist nunmehr vollendet. Die Grenzen des Werks erstrecken sich über die Dauer des amerikanischen Freistaates hinaus auf seine Vorgeschichte unter der Herrschaft des Mutterlandes und die erste Gründung der Colonien.

Der vorliegende siebente Band beginnt mit dem Leben Sir William Phips, eines der ausgezeichnetsten seiner Zeitgenossen in der neuen Welt. Er war 1651 zu Woolwich, einer unbedeutenden Niederlassung an der Mündung des Kennebek im Staate Maine, geboren, eines der jüngsten von den 26 Kindern seines Vaters, eines aus Bristol ausgewanderten Waffenschmiedes. Bis in sein achtzehntes Jahr hütete er seines Vaters Schafe. Dieser Lebensart überdrüssig, ging er zu einem Schiffszimmermann in die Lehre und nach vier Jahren nach Boston, dem Mittelpunkte der westlichen Civilisation, wo er sich unter fortwährender Beschäftigung mit dem erlernten Handwerke

zuerst die nöthigsten Schulkenntnisse zu verschaffen wußte und durch seine Verheirathung mit einer reichen Witwe eine günstigere Lage erwarb. Um das Jahr 1684 ward seinem auf das Seeleben gerichteten Sinn durch die damals herrschenden Gerüchte von Schätzen, welche die Spanier und die Bukkanier in den südlichen Meeren gefunden haben sollten, ein erwünschter Weg gebahnt, welchen zu betreten er bei aller ihm eigenthümlichen Klugheit im Geiste seiner thatenlustigen Zeit nicht scheute. Seine erste Unternehmung nach den Bahamainseln zur Aufsuchung eines Wracks war zwar von Erfolg, aber ohne den entsprechenden Gewinn. Nach vergeblichen Versuchen, in Boston eine neue Expedition zu Stande zu bringen, ging er nach England, wo er zwar gegen Ende des J. 1684 von der Admiralität ein Schiff zu seiner Verfügung erhielt, aber zum größten Theile durch den schlechten Geist der Mannschaft an Erfolgen verhindert wurde, sodaß er froh sein mußte, unversehrt wieder nach England zurückzukommen, wo er zwar wegen seines bewiesenen Muthes eine bessere Aufnahme fand, als zu erwarten gestanden hatte, aber von der Regierung kein anderes Schiff erhielt. Desto glücklicher war eine Unternehmung im Auftrage des Herzogs von Albemarle; man erhielt durch ein Patent das Recht auf alle aufzufindenden Wracke; und bei Port de la Plata gelang es ihm gerade in dem Augenblicke, als man auf dem Punkte stand, auch diese Unternehmung aufgeben zu müssen, die reichsten Schätze aus der Tiefe des Meeres zu Tage zu fördern. Außer seinem Antheile an denselben erhielt er von König Jakob II. zur Anerkennung seiner Beharrlichkeit die Ritterwürde. Nach Neuengland kehrte er als Oberrichter von Massachusetts zurück, befand sich aber in dieser Stellung wegen Zwistigkeiten mit der ihm zur Seite stehenden Rathsversammlung nie wohl. Sein der Ruhe abholder Sinn erhielt neuen Spielraum durch den in Folge der Thronbesteigung Wilhelm's III. zum Ausbruch gekommenen Krieg mit Frankreich. Phips erhielt den Befehl über eine von der Provincialregierung beschützte Privatexpedition von ungefähr acht kleinen Schiffen nach Neuschottland und Acadien: die Erstürmung von Port-Royal hatte die Eroberung der ganzen Provinz zur Folge. Das Verzeichniß der nach Boston zurückgebrachten Beute befindet sich noch in den Archiven von Massachusetts und bietet wegen seines bunten Durcheinanders eine ergötzliche Lecture. Ohne Erfolg war eine von ihm befehligte Unternehmung gegen Quebeck 1690. Er machte noch zwei Reisen nach England, wo er eine neue Karte für die Provinz zu Stande brachte und zu ihrem Gouverneur ernannt wurde, welche Stellung er, abgesehen von einigen, durch seine heftige Gemüthsart herbeigeführten Zwistigkeiten, im Ganzen zur allgemeinen Zufriedenheit verwaltete. Endlich ward er nach England zurückberufen, wo er 1695 zu London, 45 Jahre alt, am Fieber starb, ohne Kinder zu hinterlassen; eine Angabe, welche mit Burke's Werke über die englische Pairschaft in Widerspruche steht, dem zufolge er ein Jahr früher gestorben sein soll mit Hinterlassung eines Sohnes, des bekannten Sir Constantin Phips, nachmaligen Lordkanzlers von Irland, des unzweifelhaften Ahnen des Marquis von Normanby.

Aus der Revolutionszeit folgt das Leben des General Israel Putnam, eines Mannes aus der rauhen, klugen, derben, selbstgebildeten Schule, die in den Vereinigten Staaten so zahlreich als achtungswerth ist. Erwägt man den praktischen Charakter der Amerikaner, so darf man sich nicht wundern, daß solche Männer erst jetzt ihre Biographen finden. Putnam selbst hat mehr gefochten als geschrieben, seine Freunde und Verwandten waren ihm darin nicht unähnlich. Putnam bestand seine militairische Lehrzeit als Capitain in dem der Revolution vorhergehenden Kriege gegen Frankreich. Im J. 1757 diente er nach einer langen Reihe von Unfällen in der unter Pitt's Verwaltung unternommenen Expedition der Provinzen gegen Ticonderoga und Crownpoint im jetzigen Staate Neuyork als Major unter dem Oberbefehle des Generals Abercromby. Mit 50 Mann zur Beobachtung des Feindes an die Ufer des Georgesees entsendet, ward er von den im französischen Dienste befindlichen Indianern gefangen genommen und nach vielen bereits ausgestandenen Qualen dem martervollsten Tode nur durch die plötzliche Regung von Menschlichkeit bei Einem der Wilden und die von diesem veranlaßte Dazwischenkunft eines französischen Offiziers entrissen, worauf zu Montreal seine Auswechselung erfolgte. Beim Ausbruche der Revolution griff er einer der ersten zu den Waffen. Die Nachricht von dem Gefechte bei Lexington empfing er auf freiem Felde beim Pfluge; augenblicklich schirrte er eins der Pferde aus und ritt, ohne nur die Kleider zu wechseln, 100 Meilen weit nach dem Kampfplatze. Er ward als Brigadegeneral im Dienste von Connecticut, bald nachher als Generalmajor in dem Continentalheere angestellt. Er zeichnete sich bei Bunkershill aus und befehligte in der Folge zu Neuyork. Seine militairische Bildung war allerdings von roher Art, aber, wie der Erfolg zeigte, ganz praktisch in diesem Kriege, in welchem ein strenges Festhalten an dem in der alten Welt herrschenden Kriegssystem sich als ein großer Fehlgriff der Engländer bekundet und namentlich den General Bourgoyne zu Grunde gerichtet hat, während das der Amerikaner extemporirender Natur war, bei welchem allein es möglich ward, solche Erfolge mit so erbärmlichen Truppen zu erlangen. Putnam zeigte eine große Ausdauer in der Führung der letztern, wie in Entbehrungen und Strapazen aller Art, namentlich im Winter von 1778—79. Bei einer ihm aufgetragenen Aushebung in Connecticut zeichnete er sich durch eine glänzende, kühne Waffenthat aus, deren Schauplatz seitdem den Namen Putnamshill trägt. Durch einen Schlaganfall ward er zum ferneren Kriegsdienste unfähig; doch lebte er bis 1790.

Noch gibt dieser Band das Leben der liebenswürdigen Lucretia Maria Davidson und von David Rittenhouse. 47.

---

## Literarische Notizen.

Die Franzosen lieben sich mit den Römern zu vergleichen und sind, ihrem Dafürhalten nach, die Römer der modernen Welt. Daher geschieht es auch, daß in ihren Büchern über die Weltgeschichte nichts einen so großen Raum einnimmt und mit so großer Vorliebe behandelt ist als die specielle Geschichte der Römer, sodann der Franzosen, daß man sich überhaupt, mit Ausnahme der Geschichte Frankreichs, mit keiner Geschichte eifriger in Frankreich beschäftigt als mit der Geschichte der socialen, politischen, militairischen und religiösen Entwickelungen, welche im Staatskörper des alten Roms stattfanden. Es ließe sich eine ganze Reihe von Schriften aufführen, welche in jüngster Zeit erschienen sind und, wie Ozaneaux' Werk „Les Romains", das alte Rom zum Gegenstande haben. Ganz neulich erst erschien eine „Economie politique des Romains" von Hrn. Dureau de la Malle, welche sich auf die Resultate einer zwanzigjährigen mit großer Ausdauer fortgesetzten Arbeit stützt. Das Werk umfaßt zwei Bände.

---

In Paris erschien eine neue Übersetzung der sämmtlichen Werke Shakspeare's von Benjamin Laroche, in zwei prächtigen Bänden, welche mit 44 Stichen und Vignetten, letztere in Kupferstich und Holzschnitt illustrirt sind. Auch erscheint seit einigen Monaten eine „Galerie des artistes dramatiques de Paris", nach dem Leben in ihren vorzüglichsten Rollen gezeichnet von Alexander Lacouchie. Jede Lieferung enthält ein Portrait auf chinesischem Papier und eine biographische, artistische und literarische Beschreibung, verfaßt von A. Dumas, Briffaud, Bouchardy, Couhallac, E. Guinot, Etienne Arago, F. Soulié, Hipp. Lucas, Hipp. Rolle, J. Janin, Merle, Mallefille. Wöchentlich eine Lieferung; Ende Juni waren bereits acht Lieferungen ausgegeben. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 220. —— 7. August 1840.

Histoire de la gravure en manière noire par *Léon de Laborde*. Paris 1839.

Eine Monographie, die einen so einzelnen Zweig der Kupferstechkunst, wie die Schabkunst, der noch dazu in Deutschland nur vorübergehenden Beifall gefunden, zum Gegenstand hat, scheint eine zu specielle Erscheinung im Felde der Kunstliteratur zu sein, um zu verdienen, daß sie in diesen Blättern besprochen wird, zumal da sie von vorn herein für eine von den vielen für Kupferstichliebhaber und Sammler bestimmten Schriften gehalten werden kann, die außer diesem Kreise, freilich durch die Schuld der Verfasser selbst, bisher noch wenig Interesse für sich zu gewinnen gewußt haben. Die Franzosen verstehen es besser als wir Deutsche, auch Bücher dieser Art allgemein ansprechender und gefälliger zu machen, lassen es aber dafür oft an deutschem Fleiß und Gründlichkeit fehlen und kennen und benutzen zu wenig, was dieser ihnen vorgearbeitet hat. Der durch seine Reisen und seinen vieljährigen Aufenthalt in Deutschland uns bereits wohlbekannte Verfasser zeigt dagegen hier eine so seltene Vereinigung aller dieser Eigenschaften, er ist von einer so vertrauten Bekanntschaft mit dem Gegenstand und Allem, was darüber von Andern geschrieben worden, ausgegangen, er hat selbst den Weg mühsamer archivarischer Forschungen so wenig gescheut, daß seine Schrift schon dadurch allein Aufmerksamkeit verdient. Dazu kommt indeß noch, daß er schon lange mit einem großen Werke über die Geschichte des Schrift- und Bilddrucks umgeht, welches, da er ohne Vorurtheil und Nachbeterei überall mit der gründlichsten Sachkenntniß und der vielseitigsten Vorbildung selbst prüft und so zu sagen frisches Blut in die Adern der Untersuchung einsprützt, die durchgreifendste Reform in der Behandlung dieser Geschichte hervorzubringen verspricht. Es ist schon eine glückliche Idee, alle die aus der gemeinschaftlichen Wurzel des Farbdrucks, im Gegensatz zum trockenen Abdruck, hervorgegangenen Künste des Buchdrucks, Kupferstichs, Holzschnitts und Steindrucks im Zusammenhang zu behandeln, was bisher nur immer einseitig für jede einzelne derselben, ohne, oder mit allzu geringer Rücksicht auf die übrigen, geschehen ist, daher es denn auch noch nicht hat gelingen wollen, über ihre Erfindung und so viele dabei vorgekommene Meinungsverschiedenheiten und Streitpunkte aufs Reine zu kommen. Vor allem besteht über die Erfindung der Typographie noch immer ein, die Dunkelheit und Verwirrung vermehrender Gegensatz von Parteiansichten, der unbefangene, selbständige, mehr auf Erforschung und Prüfung der Urkunden und Denkmale selbst, als auf fremde Autoritäten und schwankende Zeugnisse sich gründende Arbeiten, wie die des Verf., besonders willkommen macht, damit der verwickelte Gegenstand nur erst von allem unnützen, damit verwachsenen Unkraut und Dorngebüsch befreit, und die Sache, durch Zurückführung auf ihre wesentlichen Hauptpunkte, wenn auch noch nicht in allen Stücken zur unumstößlichen Entscheidung, so doch auf die Bahn gebracht werde, welche in der geradesten und kürzesten Linie zu diesem Ziel führt. Der erste, zweite und vierte Theil jenes von dem Verf. beabsichtigten Werks soll einen historischen Abriß der Civilisation vor Erfindung der Druckkunst in Bezug auf die materiellen Mittel zu ihrer Verbreitung, die Geschichte dieser Erfindung und ihrer Anwendung auf den Hoch- oder Holzschnitt und auf bewegliche Lettern und Untersuchungen über die Entstehung der Buchdruckerkunst in Europa und ihre Verbesserungen bis auf die neueste Zeit, der dritte, fünfte, sechste und siebente die Geschichte der Kupferstechkunst, der Schabkunst, der Lithographie und Holzschneidekunst, der letzte endlich eine Bibliographie aller dieser Kunstzweige und eine Übersicht ihrer Anwendung auf die mechanischen Gewerbe enthalten. Als Vorläufer und Einleitung zum dritten Theil hat der Verf. soeben zwei Schriften unter dem Titel: „Nouveaux recherches sur l'origine de l'imprimerie ou Débuts de l'imprimerie à Mayence et à Bamberg", und „Débuts de l'imprimerie à Strassbourg", erscheinen lassen, die sich hauptsächlich mit den gedruckten Indulgenzbriefen Nikolaus' V. von 1454 und 1455 und den strasburger Proceßverhandlungen zwischen Gutenberg und seinen Gesellschaftern von 1439 beschäftigen und welchen noch eine andere unter dem Titel: „Recherches sur la découverte de l'impression dans les Pays-Bas", folgen soll, über die wir demnächst weiter berichten werden. Vorläufig haben wir hier nur auf den Umfang und die Größe seines Unternehmens überhaupt und auf den Zusammenhang aufmerksam machen wollen, in welchem die vorliegende Geschichte der Schabkunst nicht blos als eine für sich bestehende Schrift, sondern zugleich als Theil eines Ganzen dasteht,

von welchem wir in derselben die erste Probe erhalten. Dadurch wird sie für die Leser dieser Blätter mehr Interesse gewinnen, als es vermöge ihres Gegenstands an sich den Anschein hat. Aber auch dieser ist in der Behandlung, die er hier erfahren hat, bei näherer Betrachtung beachtenswerth genug.

Die erst im 17. Jahrhundert entstandene Schabkunst bedient sich eines von allen andern Zweigen der Kupferstechkunst verschiedenen Verfahrens, und sie hat sich, wenngleich unter mancherlei Wechsel des Geschmacks und des Kunstwerths ihrer Erzeugnisse bis auf die neueste Zeit herab, aller Concurrenz früher oder später eingeführter Mittel zu ähnlichen Zwecken ungeachtet, in Übung und Ansehn zu erhalten gewußt. Während dem Kupferstecher durch die blanke Oberfläche der Platte das Licht gegeben ist und er sich mit der Nadel und dem Grabstichel in den Schatten hineinarbeitet, den er erst hervorzubringen hat, ist die Platte des Schabkünstlers dergestalt rauh gemacht, daß sie so abgedruckt, wie sie ist, nur eine gleichförmige Fläche von der tiefsten Schwärze gibt, und er muß sich mit dem Schaber das Licht und die Übergänge in dasselbe schaffen. Diesen, dem vorigen ganz entgegengesetzten Weg bezeichnet der Titelholzschnitt bildlich, durch das Hervorbrechen des Lichts aus der Finsterniß und die Flucht der Nachteule. Die Leichtigkeit, ohne mühsame Kunsttechnik, in dieser Art Arbeiten hervorzubringen, die wie getuscht aussehen, und sie durch den Abdruck, wenn auch nicht in solcher Menge als andere Kupferstiche, vervielfältigen zu können, machte die Schabkunst anfangs zu einem Liebling mehr oder weniger vornehmer Dilettanten, denen selbst ihr Erfinder angehört, bald aber nahmen auch die Maler vielen Antheil daran, weshalb, selbst wenn sie blos bei Versuchen stehen blieben, die geschabten Blätter, bis ins erste Viertel des 18. Jahrhunderts hinein, meist durch die Künstlerhand, welche sich darin, wenn auch nur oberflächlich zu erkennen gibt, Werth haben. Diesen verloren sie jedoch von da ab durch deutsche, hauptsächlich von Augsburg ausgehende Fabrikarbeit und aus dem Miscredit, welcher die Folge davon war, wurde die Schabkunst erst durch die Engländer, namentlich durch Earlom, zum höchsten Glanz und zu einer ausgedehnten Beliebtheit wieder emporgehoben. Aber auch diese Stufe konnte sie nicht lange behaupten, weil sie, bei der Monotonie und kraftlosen Unbestimmtheit ihres Grundcharakters, zu wenig Mannichfaltigkeit und geistreiche Eigenthümlichkeit der Behandlung zuläßt. Erst in der neuesten Zeit hat man, durch Verbindung mit andern Manieren und Kunstgriffen, diesen Mangel einigermaßen zu ersetzen, auch durch Anwendung auf Stahl selbst eine größere Ergiebigkeit des Abdrucks hervorzubringen gewußt. So groß die Ausführlichkeit ist, womit der Verfasser das Historische ihrer Entstehung und ersten Ausbildung abhandelt, so kurz geht er über ihre spätern Schicksale hinweg; die Geschichte ihrer Technik soll bei den andern Gattungen des Kupferstichs in einer besondern Abtheilung seines Werks ihre Stelle finden. In der Einleitung spricht er von den verschiedenen Benennungen, die der Schabkunst gegeben worden sind, und von den Schriftstellern, die von ihr gehandelt haben, namentlich von Evelyn, der in seiner „Scultura" (London 1662) auf den Grund von Mittheilungen des Prinzen Rupert und unter Beifügung eines Probeblattes von dessen Hand, die erste Nachricht über diese Erfindung gab, die er noch als Geheimniß behandelte und über deren eigentlichen Erfinder er im Dunkeln ließ, daher es denn auch kam, daß Viele seitdem den Prinzen selbst dafür gehalten haben. Eine dritte, mit der zweiten ganz übereinstimmende Ausgabe dieses Buchs von 1759 ist dem Verfasser unbekannt geblieben. Die erste Nachricht über den wahren Erfinder, Ludw. v. Siegen, gab Sandrart in seiner „Kunstakademie" (Nürnberg 1675), nur daß er die Erfindung in das Jahr 1648 setzt, während Siegen's erstes geschabtes Blatt, das Bildniß der Landgräfin Elisabeth, schon 1642 gestochen ist. Auch die interessante Frage wird untersucht, ob Rembrandt, — der mit Siegen und dem Prinzen Rupert gleichzeitig war, den Letztern gemalt hat und dessen Blätter zuweilen der geschabten Arbeit ähnlich sind — sich diese Erfindung angeeignet habe? Das Resultat fällt dahin aus, daß er unstreitig davon Kenntniß hatte, sein Verfahren aber doch ein ganz verschiedenes war und kein eigentlich geschabtes Blatt von ihm nachzuweisen ist. Über die Familie von Siegen hat der Verf., in den Jahren 1834 und 1835, in den Archiven von Kassel, wo ihm nur das Cabinetsarchiv in Wilhelmshöhe unzugänglich geblieben, von Darmstadt und andern deutschen und holländischen Städten die sorgfältigsten Nachforschungen angestellt und ein specielles Verzeichniß der gefundenen Urkunden und Documente beigefügt. Auf den Grund derselben erfahren wir, daß die aus dem Westerwald herstammende, mit dem nassauischen Hause verwandte und in Köln wohnhafte Familie v. Siegen im 16. Jahrhundert ein hessisches, im kurkölnischen Gebiet zwischen Köln und Bonn belegenes Lehngut Sechten erwarb und dadurch von den hessischen Landgrafen abhängig wurde. Johann v. Siegen, aus einem nach Holland verpflanzten Zweig dieser Familie, wurde 1620 von Landgraf Moritz zum Vorsteher seines Collegium Mauritianum in Kassel, einer der ersten in Deutschland errichteten Ritterakademien, ernannt, wo nunmehr auch Ludwig, einer seiner Söhne, Aufnahme fand. Ein Holzschnitt zeigt die alten Gebäude, welche den Eingang zu dieser Unterrichtsanstalt bilden. Nach mehren Reisen wurde Ludwig 1639 Kammerjunker bei dem jungen Wilhelm VI., dessen Mutter, die treffliche Landgräfin Elisabeth, die Zügel der Regierung führte, 1641 verließ er aber diesen Dienst und ging nach Amsterdam. Hier vollendete er ein großes Bildniß der Landgräfin nach seiner eigenen Zeichnung in der von ihm erfundenen Manier, die jedoch noch mehr von Roulett und punktirter, als von eigentlich geschabter Arbeit verräth, und übersandte solches mit einem, im Facsimile beigefügten Schreiben vom 19. (29.) August 1642 dem Landgrafen, als einem Liebhaber der Kunst und um ihm einen Beweis seiner Anhänglichkeit zu geben, indem er darin sagt, daß er in diesem Bildniß eine gantz newe invention oder sonderbahre, noch nie gesehene arth erfunden habe und deren Unterschied von den bisher bekann-

ten Arten des Kupferstichs kürzlich angibt. Was ihn auf diese Invention gebracht hat, ist jedoch ebenso wenig zu ermitteln gewesen, als wo und wodurch er überhaupt veranlaßt worden, sich auf die Kunst der Zeichnung und des Kupferstichs zu legen, zu der er vielleicht schon im Mauritianum die erste Anleitung erhalten hatte.

(Der Beschluß folgt.)

---

Fliegende Blätter, von Heinrich Künzel. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1839. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser dieser gesammelten Aufsätze und Gedichte ist unter den Fahnen Derjenigen aufgetreten, deren Kritik in kühnem Jugendmuthe das Alte und Bisherige unserer schönen Literatur als abgethan betrachtete und der deutschen Gesellschaft mit der socialen auch eine poetische Regeneration prophezeite. Diese Weissagungen erfreuten sich einigen Credits, so lange sie neu waren und die Erfüllung durch dieselbe Jugend, die so begeisterte und zuversichtliche Träume von der Zukunft hatte, möglich schien, sodaß jeden Augenblick aus der Asche der Kritik, die man allerdings vor sich sah, der deutsche Phönix in verjüngter Wundergestalt emporflattern und seine Schwingen in der Sonne wiegen konnte. Die Gesichte verloren aber den Glauben in demselben Maße, in welchem auf die herrliche Erscheinung immer länger vergebens gewartet wurde. Denn je gespannter man die Funken und Flammen beobachtete, die von Zeit zu Zeit aus jenem Aschenhaufen emporloderten, desto mehr mußte man sich bei genauer Besichtigung überzeugen, daß dieselben der Glut des alten, verbrannten Vogels angehörten und nicht Lebenszeichen des sich wiedergebärenden neuen waren. Unverblümt: Diejenigen, die eine Unendlichkeit neuer Kräfte und Gestaltungen vorhersagten, zeigten sich mit ihren eigenen Productionen in den Kreis der poetischen Vergangenheit gebannt, als durch die bisherige Zeitbildung eingegrenzte, zuweilen auch als durch ihr eigenes Talent von aller Ewigkeit her beschränkte Naturen.

Ein Durchblick dieser artigen Blätter dient dazu, unsere Ansicht zu bekräftigen. Der liebenswürdige Verfasser erscheint sowol in den prosaischen Aufsätzen als in den Gedichten wie ein bescheidenes Glied der bisherigen schönen Literatur, in der ungebundenen Darstellung nach dem Muster unserer besten Prosaiker, von welchen er ja auch eine Auswahl veranstaltet hat, gebildet, in den Gedichten vom Tone der besten Sänger unserer Zeit, nicht ohne eigene Individualität, abhängig; er zeigt sich mannichfach begrenzt, ohne jedoch mit Recht beschränkt gescholten werden zu dürfen.

Das erste der fliegenden Blätter, „Die Taubstumme", umgibt eine etwas romanhafte Erfindung — eine Gräfin Pahlen aus Petersburg, von einem Taubstummenlehrer begleitet, erlangt auf dem Rigikulm beim Anblicke der aufgehenden Sonne plötzlich die Sprache — mit einem höchst anmuthigen Rahmen, der uns das Fremdenleben im Wirthshause und auf dem Schaugerüste des Berges durch graziöse Darstellung anschaulich macht. Ref. stand zweimal auf dem herrlichen Gipfel: das erstemal, als derselbe noch kahl war, vor 27 Jahren, einsam und nur vom Führer begleitet; das anderemal 11 Jahre später, in fröhlicher Gesellschaft reisend, zwischen einem Dänen und Norddeutschen, an einem nebligen Octobertage, in dem von der Phantasie des Schilderers etwas erweiterten niedrigen und schmalen Saale des hölzernen Wirthshauses traulich gelagert, durch eine herrliche Vollmondsnacht und einen unbeschreiblich schönen Octobermorgen für den entbehrten Sonnenuntergang entschädigt. Herrn Künzel's Beschreibung ist so wahrheitsgemäß und natürlich, daß ein lebhaftes Schweizerwanderheimweh in dem Beurtheiler rege wurde, als er das Blatt durchflogen hatte.

Der zweite Aufsatz gibt eine Lebensskizze des in drei Künsten, als Zeichner, Kupferstecher und neuerdings als Dichter mit Achtung genannten Karl Barth. Dieselbe ist künstlerisch gut angelegt, ohne mit affectirter Objectivität ausgeführt zu sein, denn sie athmet Wärme und große Liebe für den Künstler und schildert sein Verhältniß zu Friedrich Rückert mit Begeisterung. Auch ist sie in Wahrheit ein Lebensbild zu nennen und erhält dadurch auch literarhistorischen Werth. K. Barth ist nach derselben im October 1787 zu Eisfeld, drei Stunden von Hildburghausen, geboren, aber schon im dritten Jahre nach letzterer Stadt verpflanzt worden. Der Vater bestimmte den feurigen Knaben schon früh zum Goldschmied. „Die Sehnsucht, sich der Kunst völlig und entschieden weihen zu dürfen, die der Knabe nicht mehr bemeistern konnte, klagt der Mann in einem seiner Gedichte als Jugendelegie aus." Beim schlimmen Ton der schrillenden Feilen mischte er ihren Staub mit Thränen; statt Silber schmiedete er Plane zum Entweichen. Endlich erwarb ihm eine Charade die Gunst eines deutschen Fürsten, und auf den Ausspruch des „Kunstmeyers" zu Weimar wurde er der Kupferstecherkunst gewidmet, der er unter dem großen Meister Johann Gotthard v. Müller zu Stuttgart von 1805—12 nur mit einjähriger Unterbrechung oblag. In Frankfurt fand er sich mit Cornelius, Xeller von Berlin und Mosler zusammen. „Ihre Versammlungen wurden die Weihestunden für der Künstler ganzes Leben; da bildeten sie die Grundsätze aus, nach welchen sie in späterer Zeit die erhabenen Götter und Heroengestalten al Fresco schufen. Die Wahrheit und die Schönheit der Kunst wurden wieder in ihre erstorbenen (?) Rechte eingesetzt. Die alten Meister standen verjüngt auf, Germania und Italia schlossen einen schwesterlichen Bund. In jenen Augenblicken wurde die bildende Kunst unsers Jahrhunderts geboren." Den Rest des Jahres 1812—13 brachte Barth in seiner Vaterstadt mit dem Portrait von Rafael zu, ging am Beginn des Jahres 1814 mit Xeller nach Nürnberg und am Schlusse desselben Jahres nach München, wo er bis Ende 1816 in einem erweiterten Kreise junger Künstler und Freunde die Idee einer nationalen Kunst und ihre Einführung ins Leben durch Gebilde pflegen half. Zwei Jahre arbeitete er hier an dem Stiche von Rafael's Portrait; dann eilte er nach Regensburg und erhielt von seiner Beschützerin, der Fürstin von Thurn und Taxis, Erlaubniß und Mittel zur Wanderung nach Italien, die er im Frühjahr 1817 antrat. Hier fand er die meisten ältern Freunde wieder und erwarb sich in Friedrich Rückert, Wilhelm Müller und dem Schweden Amad. Atterbom neue. „Dieser musenreiche Umgang löste das Siegel seines Dichtermundes" und ein aus jener Zeit stammendes minnigliches Lied theilt Herr Künzel uns mit. „Er litt übrigens hier an der Krankheit, welche jedes echte Künstlergemüth beim Anschauen der Gemälde Rafael's, Michel Angelo's, der vollendetsten Kunstwerke des Alterthums, gewaltig ergreift und den eigenen Genius zu erdrücken droht. Muth und Selbstvertrauen reißten als die Früchte seines Künstlerskepticismus. Er schloß sich von neuem innigst an die neue deutsche Kunstschule an." Seine äußere bisher nicht glänzende Lage hatte sich auch verbessert; Thorwaldsen übertrug ihm den Stich seines Ganymed nach eigener Zeichnung; dem Stiche des Portraits von Fr. Schlegel, nach der Zeichnung seines Stiefsohns Veit, folgten mehre ausgeführtere Zeichnungen, Kunstwerke, Portraits und landschaftliche Studien. Der plötzliche Tod seines Freundes Fohr, der beim Bad in der Tiber sein frühes Grab fand, machte ihn selbst längere Zeit zu jeder ernstern Arbeit untüchtig; und im dritten Jahre seines Aufenthaltes warf ihn ein hartnäckiges Fieber aufs Lager, sodaß er endlich siechend (Oct. 1819) die Rückfahrt nach der Heimat antrat und dort ihm die Wiedergenesung ein volles Halbjahr raubte. Mit heißer Sehnsucht, zu schaffen, begann er sodann den Antheil seines Stiches an den Nibelungen nach der grandiosen Zeichnung von Peter von Cornelius. „Der Stich erschien später bei Reimer in Berlin als das verwaiste Titelblatt eines deutschen Prachtwerkes." Barth lebte nun abwechselnd in

Nürnberg, Frankfurt und Freiburg, wo er ein Jahr lang die Eleven der Herder'schen Kunstanstalt dirigirte. Dann wandte er sich nach Heidelberg, rettete einen Christuskopf von Holbein, unter alten Scharteken entdeckt, für die Kunstwelt durch Copien; zu Frankfurt stach er denselben (1826—30) und zugleich die Vogel'schen Fresken von Pillnitz, sowie Vignetten, historische Compositionen und Portraits für Taschenbücher und andere Stiche. In Portraits, in Zeichnungen wie im Stich hat er anerkannte Meisterschaft errungen. Unter seinen vielen Arbeiten dieser Art zeichnen sich die Bildnisse von H. Voß, Byron, Goethe, Chamisso, G. Döring, der Kopf einer Römerin und der schönen Isabella von Spanien aus. Mit Rückert hat Barth einen Lebensbund der Freundschaft und der Liebe geschlossen. Seine ausgezeichnetsten Arbeiten blieben sein Christus und seine Madonna nach Holbein, die letztere in Darmstadt vollendet, wo er in einem schönen Kreise jüngerer und älterer Freunde, der beiden Felsing, der beiden Rauch, Schilbach's, Dr. Kaup's und vieler andern lebte. Gegenwärtig lebt Barth schon seit geraumer Zeit still und einsam in Hildburghausen und nur spärlich bringen Briefe und naturhistorische Sendungen an Dr. Kaup den Befreundeten Kunde von dem geliebten Manne. Im Augenblicke beschäftigt ihn der Stich einer Magdalena für das Bibliographische Institut seiner Vaterstadt.

Dies die Umrisse des gründlichsten und dankwerthesten Aufsatzes der kleinen Sammlung. Ein anderes Künstlerleben, anders gefärbt und dargestellt, ist in der kleinen Skizze „Abt Vogler und seine Schüler" höchst anziehend geschildert.

Die zwei Besuche bei Goethe wird man, obwol sie humoristischer wiedergegeben sein könnten und hier eine Grenze in Künzel's Talent sehr fühlbar wird, doch mit Wohlgefallen lesen. Der erste ist, wenigstens mit seinem tragischen Ausgang, Erfindung; der Schwabe aber, der Handschriftensammler, von welchem Goethe sagt: „Der Schwabe soll mich nicht sehen; ich will den Schwaben sehen!" ist ganz Portrait nach dem Leben; ja, er ist sogar ein Namensvetter des Herrn Künzel. Goethe's Auftritt und Haltung ist in der ersten Hälfte der Erzählung mit classischer Treue gezeichnet. Beide Anekdoten erinnerten den Ref. mit Lust an einen andern Schwabenbesuch bei dem großen Manne, der nicht unglücklich ausgefallen ist: an seinen eigenen. Vielleicht nimmt auch er sich einmal Muße, denselben zu schildern.

Das Genrebild „Die Todtenkapelle der Capuziner zu Palermo" enthält den derben Schwank eines furchtlosen Würtembergers und nähme sich in Knittelreimen des 14. Jahrhunderts besser aus als im Novellenschnitte. „Die Kartenschlägerin" behandelt eine Anekdote aus dem Leben Napoleon's, in welcher dessen Gedanken und Selbstgespräche nicht wenig germanisirt werden; das Ganze ist stark auf Effekt gearbeitet. „Die Christnacht", in welcher eine Mutter ihres erstgeborenen Lieblings Tod bei den Lichtern des Weihnachtsbaumes entdeckt, würde noch rührender wirken, wenn sie ohne den theatralischen Apparat erzählt wäre. Der Schluß ist vortrefflich.

Nun sollte Ref. auch noch die zweite und zwar die größere Hälfte des Buchs, die lyrischen Gedichte, einem ausführlichen Urtheil unterwerfen; da aber Herr Künzel ihm, dem Ref., vor einigen Jahren in einer Kritik ein ziemlich geringes poetisches Horoskop gestellt hat, das der Abgeurtheilte ihm übrigens gar nicht übel nimmt, denn es hat ihn in seinen eigenen Augen und in denen des Publicums doch gelassen, wie er ist, und nicht gemacht, wie er dort geschildert wird: so fürchtet er, Herr Künzel möchte, wenn er seinen Referenten erriethe, auch in dem gelindesten und unbefangensten Tadel eine Art genommener Revanche erblicken, die Ref. wahrlich nicht beabsichtigt. So beschränkt er sich denn darauf, mit einfachem Lobe derjenigen Gedichte Erwähnung zu thun, die ihm am besten gefallen haben. Ihr Charakter ist im Ganzen ein gar nicht unangenehmes Gemisch von Uhland und Heine, wie wir es bei den Dichtern der jüngsten Periode nicht selten finden und wie ein Freund Herrn Künzel's, Ludwig Wihl, mit angenehmer Selbstverspottung seine eigene frühere Poesie (er hat seitdem Selbständigeres geleistet) zu bezeichnen kein Bedenken trug. Diejenigen also, durch welche sich Ref. am meisten angesprochen findet, sind: „Lied und Leid" (S. 131), „Der Lindenbaum" (S. 135, gar schön und vielleicht das beste dieser Lieder), „Schönheit" (S. 141); von „den Liedern aus der Bergstraße": Nr. 6, 7, 21, 22, 24, 26, 29, als die originellsten, andere sind auch hübsch, erinnern aber zu sehr an Wilhelm Müller's Wanderlieder. Ferner: „Kaiser Karl" (S. 182), „Das Eichenreis" (S. 199), „Le roi s'amuse" (S. 204), „Theophrastus Paracelsus" (S. 206), „Friedrich Hornemann" (S. 224), „Gesang der gefangenen Jünglinge" (S. 260), „Ans Vaterland" (S. 262), „Die Rebe und die Pappel" (S. 265). Bei diesem Lobe bleibe es; den Tadel will Ref. auf dem Herzen behalten. 72.

---

## Notizen.

In der Nacht vom 19. zum 20. Jun. d. J. starb zu Paris P. J. Redouté, der berühmteste französische Blumenmaler der Gegenwart. Jean Pierre Redouté ist in Belgien am 10. Jul. 1759 geboren und stammt aus einer unbemittelten Künstlerfamilie. Schon in sehr jungen Jahren lebte er von seiner Arbeit in Holland und Flandern, und malte damals auch Kirchengemälde, Theaterdecorationen und Portraits. Erst in Paris widmete er sich dem Genre, für das er geboren war, der Blumenmalerei, wozu er durch den Gelehrten Lhéritier, der 1784 eine „Iconographie botanique", herausgab, veranlaßt wurde. Besonders kunstreich war Redouté in der Abbildung von Lilienarten, denen er aber selbst seine Rosen vorzog; man nannte sie daher auch, um sie vor andern auszuzeichnen, „Les liliacées de *Redouté*", „Les roses de *Redouté*." Er war Zeichnenlehrer am Museum der Naturgeschichte und hielt jedes Jahr Vorträge, an denen besonders die schönsten Damen von Paris Theil nahmen. Einigemale schlugen ihn seine Freunde dem Institute als Mitglied vor; er wurde aber, wahrscheinlich weil die bescheidene Blumenmalerei zu wenig Lärm macht, abgewiesen. Redouté tröstete sich, indem er sagte: „Das sind die Dornen zu meinen Rosen!"

---

In den französischen Journalen erblickt man jetzt eine großmächtige Anzeige, worüber die Miniaturabbildung eines phantastischen, sehr schönen und weitläufigen Gebäudes mit der Unterschrift „Vue d'un phalanstère" sich befindet. Diese Anzeige betrifft die von den Fourieristen gestiftete Zeitschrift, welche dreimal in der Woche erscheinen soll und deren Titel vollständig dieser ist: „La phalange, journal politique, industriel, littéraire etc.; publié par la société pour la propagation et la réalisation de la théorie de Fourier." Man erfährt daraus, daß diese Gesellschaft, auf das provisorische Capital von 700,000 Francs gegründet, am 15. Jun. 1840, nach einer Subscription von 415,000 Francs des gesellschaftlichen Capitals gestiftet ist. Die Gérants der Gesellschaft sind die Herren Considérant und Paget. Diese Gesellschaft allein gibt die Werke und Manuscripte Fourier's wie die Werke der vorzüglichsten Schüler desselben heraus, wenn sie von dem Conseil der Redaction angenommen worden.

---

Unter dem Titel: „La visite à l'hôpital" und „Les trois cousines" veröffentlichte ein anonymer Schriftsteller, welcher die Sitten und Bedürfnisse der untern Classen der menschlichen Gesellschaft wohl zu kennen scheint, zwei kleine populaire Werke, die über die Pflichten der Arbeiter und Dienstboten herrliche Regeln enthalten. Man erfährt, daß andere Schriften desselben Verf. successiv erscheinen und eine Art von Bibliothek für die untern Volksclassen bilden werden. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 221. —— 8. August 1840.


Histoire de la gravure en manière noire par *Léon de Laborde.*

(Beschluß aus Nr. 220.)

Einer der ersten Theilnehmer an der neuen Erfindung war Prinz Rupert von der Pfalz, von welchem ein schönes, jugendliches Bildniß, nach einem geschabten Blatt von W. Vaillant lithographirt, hier beigefügt ist. Dieser, ein Sohn des unglücklichen Winterkönigs und der Tochter Jakob's I. von England, hatte wahrscheinlich schon während seiner Erziehung in Holland an mancherlei mit der zeichnenden Kunst verwandten Übungen Geschmack gewonnen, zu denen ihm die Unruhe seiner, bei großer Tapferkeit, vom Glück wenig begünstigten kriegerischen Laufbahn zu Lande wie zur See keine Zeit ließ, bis er, nach der Rückkehr in sein Vaterland, sich friedlichen Beschäftigungen hingeben konnte. Ludwig v. Siegen, der nach dem westfälischen Frieden in braunschweigische Dienste gegangen war, hatte in der Schabkunst immer weitere Fortschritte gemacht und sie in einem Bilde des S. Bruno, welches er 1654, während eines Aufenthalts in Köln in Familienangelegenheiten, verfertigt hatte, ganz zur Reife gebracht. Hier lernte er den Prinzen Rupert kennen und theilte ihm sein Geheimniß mit. Der Prinz hatte eine besondere Leidenschaft für polytechnisches Experimentiren; seine Nichte, die durch ihre originellen Memoiren bekannte Elisabeth, Herzogin von Orleans, erzählt, daß er in England, wohin er sich unter Karl II. wieder begeben hatte und wo er sein Leben beschloß, für einen Hexenmeister und sein schwarzer Hund für den ihm dienstbaren Teufel gehalten wurde. So machte er auch, mit Hülfe des Malers W. Vaillant, den er unterhielt, von dem Geheimniß Gebrauch, in welches ihn Siegen eingeweiht hatte, das aber um 1656 auch anderweitig bekannt geworden zu sein scheint, weil seit diesem Jahr der Domcapitular und Oberst von Fürstenberg und einige Schüler desselben in Mainz mit Blättern in Schabkunst auftreten. Ludwig, der sich seiner Familienansprüche wegen späterhin Siegen v. Sechten schrieb, starb als Major in Wolfenbüttel, man weiß nicht wann, nachdem er seine Erfindung in dem weitesten Umfange sich hatte verbreiten sehen. Ein Holzschnitt zeigt, wie der Verfasser sich ihn in seinen alten Tagen gedacht hat, sein Kind und seinen Hund ihm zur Seite.

Bis auf die Carracci in Italien und Rubens in den Niederlanden hatte der Kupferstich die Malerei nur in Zeichnung und Ausdruck wiederzugeben getrachtet. Rubens vor allen brachte in demselben eine Revolution hervor, indem er den Grabstichel auch auf Colorit und malerische Wirkung hinlenkte. Aber alles dies blos durch ein System von Linien und deren verschiedene Stärke, Biegung, Brechung oder sich kreuzendes Übereinanderlegen hervorzubringen, erfoderte nicht nur eine eigenthümliche Kunst der Zeichnung, sondern auch die völlige Herrschaft über das Werkzeug zum Eingraben, was nur die Frucht eines Studiums und einer Übung war, wie sie die Maler selbst sich nicht leicht als Nebensache aneignen konnten. Von diesen wußte Rembrandt zwar Dasselbe auf einem leichtern und regellosern Wege durch Anwendung der Nadel, des Ätzwassers und andere Kunstgriffe zu erreichen, und zwar so, daß sich seine Arbeit zu der des Kupferstechers gleichsam wie der Filz zu dem ordentlichen Gewebe mit Kette und Einschlag verhält. Um aber damit so Bewundernswürdiges zu leisten, wie er, war eine Genialität und eine Eigenthümlichkeit erfoderlich, wie sie nur Wenigen gegeben ist. Daher machten sich Maler wie Dilettanten am liebsten mit der Schabkunst zu thun, wäre sie auch von damaligen Autoritäten, wie Sandrart und Lairesse, weniger empfohlen worden. Sie erfoderte keine mühsame Technik und entsprach am besten der leichtern Pinselarbeit, oder der Kreidezeichnung auf dunkelm Papier mit aufgehöhten Lichtern, die insbesondere für das Portrait beliebt geworden war. Es dauerte indeß lange, ehe sie durch ihr ganz sich widmende Meister, über das Portrait und Genrebild hinaus, auf die Stufe erhoben wurde, wo sie sich den gediegensten Producten des Grabstichels, die mit Recht stets in höchsten Ehren standen, an die Seite stellen konnte. In Italien führte sie Arnold v. Westerhout um 1692 ein, jedoch mit dem wenigsten Erfolge. In Deutschland gerieth sie zu bald in die Hände einer schnellproducirenden Mittelmäßigkeit und verlor dadurch in einer für die Kunst ohnehin ungünstigen Zeit ihren Credit. Nach Frankreich verpflanzte sie Vaillant und van Somer gerade zu einer Zeit, wo die Kunst des Grabstichels ihrer größten Blüte unter Ludwig XIV. entgegenging, daher sie neben derselben nicht aufkommen konnte. Dagegen kamen ihr in England mehre Umstände zu statten, einmal die Vorliebe des Nationalgeschmacks für Farbe und Wirkung und für eine gefällige Grazie, die jeden Anschein von Mühsamkeit scheut, dann der Mangel einer inländischen wohl-

begründeten Schule von Stechern, endlich die, vielleicht nur in den Niederlanden damals gleich starke Neigung für das Portrait, die durch die Schabkunst die leichteste Befriedigung fand. Daher bürgerte sie sich dort, nachdem sie anfangs in den Niederlanden am meisten gepflegt worden war, bald dergestalt ein, daß man sie vorzugsweise auch wol die englische Manier genannt hat.

Nun folgt ein beurtheilendes Verzeichniß von Blättern in geschabter Manier bis 1720 nach chronologischer Ordnung der Künstler in den verschiedenen Ländern, welches zwar nicht auf Vollständigkeit Anspruch macht, wie es denn aus R. Weigel's schätzbarem Kunstkatalog, Abtheilung V, noch sehr ergänzt werden kann, aber als ein in solcher Art bisher nicht vorhanden gewesener Leitfaden jedem Sammler willkommen sein wird. Eine schöne Zierde desselben sind neun Copien interessanter Bildnißblätter, ein Negerkopf nach Sir Chr. Wren, dem berühmten Erbauer der Paulskirche, auf Stahl von Girard geschabt, die andern lithographirt, worunter Siegen's Bildniß der Landgräfin Elisabeth verkleinert. Die erste Anwendung der Schabkunst zum Buntdruck machte Jakob Christoph Le Blon (nicht Le Blond, wie er häufig geschrieben wird), gleichfalls ein Deutscher, aus Frankfurt a. M. gebürtig. Der Druck der Holzschnitte in sogenanntem Helldunkel mit mehren Platten und die Durchsichtigkeit der Aquarellfarben brachte ihn, einen Maler in Oel und Miniatur, auf den Gedanken, mittels der Schabkunst nicht nur eine schwarze, sondern auch eine bunte Pinselzeichnung dergestalt nachzuahmen, daß er die Vorstellung auf möglichst wenige, meist nur drei Platten, jede für eine besondere Grundfarbe, vertheilte, und im Gesammtabdruck dadurch, daß die Farben entweder für sich allein stehen oder sich einander decken, eine mannichfaltigere Nuancirung derselben entstehen ließ. Etwas Anderes ist es, eine einzige Platte, welche das vollständige Bild enthält, statt der Schwärzung, mit verschiedenen Druckfarben zu färben und dadurch auf einmal einen bunten Abdruck hervorzubringen. Solche Abdrücke kommen mitunter von Kupferstichen vor, welche älter als Leblon's Erfindung sind, beweisen jedoch nicht, daß dies Verfahren früher schon dagewesen und von ihm nur in den Buntdruck mit verschiedenen Platten verwandelt worden sei; vielmehr wandten die Kunsthändler den Buntdruck, nachdem derselbe Mode geworden, in jener unvollkommenen Art auch auf ältere, nicht für denselben bestimmte Platten ihres Magazins an, um bessern Absatz zu finden. Immer ist jedoch Leblon's Erfindung keine eigene Kupferstichgattung, wie sie Bartsch und Andere nennen, sondern nur eine gefärbte Schabkunst, zuweilen mit einiger Anwendung der Radirnadel und des Grabstichels. Seine Arbeiten in diesem Fach nahmen um 1704 in Amsterdam ihren Anfang; die ersten derselben, besonders die Bildnisse, sind die trefflichsten in ihrer Art und machen eine Ausnahme von Longhi's wegwerfendem Urtheil in seiner „Calcografia“: „le stampe colorite, non potendo esserlo quanto basta, sono vera puerilità.“ Sie wurden jedoch späterhin flüchtiger und fabrikmäßiger und man muß sich hüten, ihn nach diesen oder gar nach Blättern aus dem Ausschuß seines Magazins oder nach buntgedruckten Grabstichelblättern eines holländischen Kunstverlegers, der auch Le Blon hieß, beurtheilen zu wollen. Überhaupt erlebten seine zu sehr ins Große und ohne Wirthlichkeit getriebenen Speculationen nur kurze Glanzperioden und ließen ihn endlich in dürftigen Umständen in Paris sterben. Am vollständigsten sind seine Blätter, von denen hier ein Verzeichniß gegeben wird, in Dresden zu finden. Dem Le Blon folgten in Holland Jean Ladmiral, in Frankreich die Gautiers d'Agoty. Jener wie diese haben die Erfindung ihres Meisters für ihre eigene auszugeben gesucht, und Fabian Gautier solche dadurch, daß er eine schwarze Platte mit der farbigen in Verbindung setzte, eher verschlechtert als verbessert. Einige andere, mit der Schabkunst wenig oder nichts gemein habende Arten des Buntdrucks werden nur kurz erwähnt und was die Lithographie für denselben leistete, dem besondern Werk über diese vorbehalten.

Den Schluß machen einige bei Gelegenheit der archivarischen Nachforschungen über die Familie v. Siegen gesammelte Notizen über Musiker, Bildhauer, Maler und andere Künstler am kasseler Hofe von 1550 — 1650, unter denen drollig genug auch ein Hofratten- und Mäusefänger figurirt.

In Deutschland haben wir im Fach der Kupferstichkunde nichts aufzuweisen, was sich dieser Monographie an äußerer Eleganz und innerer Gediegenheit gleichstellen kann. Daß die Untersuchungen des Verfassers im Wesentlichen nicht lohnender an neuen Aufklärungen gewesen sind, ist nicht seine Schuld, eher könnte man finden, daß er mitunter etwas zu freigebig in Mittheilungen gewesen, die mehr der Schale als dem Kern der Sache angehören. Am erfreulichsten ist es aber, einen Franzosen mit ebenso großer Sach- als Sprachkenntniß, mit ebenso viel Mühsamkeit als Gründlichkeit in dem Felde deutscher Kunstgeschichte auf jene friedlichen Eroberungen ausgehen zu sehn, die wir uns selbst von unsern Nachbarn jenseit des Rheins gern gefallen lassen, soweit ihnen unsere eigene literarische Betriebsamkeit nicht darin zuvorgekommen ist. Es ist vielleicht das erste in Paris geschriebene und gedruckte Buch, in welchem wir eine solche Menge fremder, insbesondere deutscher Namen, Büchertitel und Extracte aus ältern und neuern Schriften so wenig verstümmelt und durch Druckfehler, wohin wir S. 96 auch die Namen Wostermann und Boswelt (statt Vorstermann und Bolswert) rechnen wollen, entstellt sehen, wie es sich denn zugleich, bei der Schönheit des Drucks und seiner reichen Ausstattung mit Holzschnitten und Bildnissen, durch einen beispiellos wohlfeilen Preis (8 Francs) auszeichnet. Möge uns der Verf. daher recht bald mit den übrigen Abtheilungen seines Werks beschenken, ehe noch, was namentlich die Buchdruckerkunst betrifft, die Theilnahme wieder erkaltet, mit der in dem Jubiläumsjahre dieser wichtigsten aller Erfindungen selbst das unbedeutendste dahin Gehörige aufgenommen wird. 86.

---

On the present condition of the people of this country, and the best means of improving it, by *G. Macconnell.* London 1840.

Der Verfasser dieser in den Grenzen eines Versuchs gebliebenen Flugschrift bekennt sich zum politischen Glauben der Chartisten und hat über die dahin einschlagenden Gegenstände im Laufe des Winters stark besuchte Vorlesungen in London gehalten. Seine letzte, kurz vor Ostern, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft war eine gedrängte Zusammenstellung alles früher Vereinzelten, und nicht weniger als sie enthält die vorliegende Schrift viele und wichtige Wahrheiten — Wahrheiten, die es zum großen Theile auch diesseit des Kanals sind. Hätte daher Deutschland keine Censur, würde die Schrift sich zum übersetzen eignen. Macconnell weiß, was er will, und was er weiß, hat er sorgfältig geprüft. Deshalb ist es in hohem Grade interessant, vielleicht auch lehrreich, ihn über die Fortschritte und Aussichten der bürgerlichen Gesellschaft in England sprechen zu hören. Seine diesfallsigen Bemerkungen liegen in der Schrift zerstreut. Aber sie lassen sich sammeln und kommen auf Folgendes hinaus.

Die bürgerliche Gesellschaft in England hat mehr als eine Veranlassung zum Vorwärtsschreiten. Sie hat Gesetzgeber, die einen großen Theil des Jahres hindurch bis spät in die Nacht aufsitzen, und über Alles, was dem Lande fromme, stundenlange Reden halten; sie hat Geistliche, sowol orthodoxe als dissentirende, die an jedem Sonntage zwei und drei Mal predigen und das Volk auf das himmlische Reich vorbereiten; sie hat religiöse Vereine von allen Größen und von allen Arten, die mit hochgetragenen Köpfen und ausgestreckten Armen den Samen des Guten und des Wissens im Volke ausstreuen; sie hat eine freie Presse, die mit tadelloser Pünktlichkeit, mit wunderbarer Wohlfeilheit und in unglaublicher Schnelle schriftstellerische Arbeiten des mannichfaltigsten Inhalts veröffentlicht; sie hat Freischulen und Sonntagsschulen, wo in Hunderttausenden des aufwachsenden Geschlechts neue Ideen erzeugt und groß gezogen werden; sie hat eine zahlreiche und trefflich organisirte Policei, die Tag und Nacht bemüht ist das Laster im Aufknospen zu ersticken, die üppigen Auswüchse abzuschneiden und die alten Stöcke auszurotten; sie hat die Thätigkeit des Dampfes zu Wasser und zu Lande, auf Eisenbahnen und in Manufacturen; sie hat den Genuß der von der Wissenschaft zu Tage geförderten Schätze des Wissens und den Gewinn der von der Kunst in allen ihren Zweigen errungenen Triumphe: sie hat, mit einem Worte, Alles, was Menschenkraft und Menschenwitz im Kampfe des Menschen mit der Natur zu erstreben vermocht. Es ist daher gewiß nicht zu viel gesagt, daß die bürgerliche Gesellschaft in England mehr als eine Veranlassung habe, nicht blos vorwärts, sondern schnell vorwärts zu schreiten. Wie steht es aber um die Thatsache des Vorwärtsschreitens? Es gibt Fortschritte auf der Bahn zu Fall und Vernichtung, wie es Fortschritte gibt zur Stabilität und zum Glücke; allein es ehrt den Sprachgebrauch, daß er unter Vorwärtsschreiten schlechtweg Fortschritte zum Besserwerden versteht, und ist von einem Vorwärtsschreiten der bürgerlichen Gesellschaft die Rede, meint er damit das Annähern an jenen allgemeinen Rechtszustand des Menschen zum Menschen, der seinen Fähigkeiten den möglich weitesten Raum zur Entwickelung und ihm dadurch die Möglichkeit gibt, der Schmied seines Glückes zu sein.

Fortschritte in Reichthum thut England nicht. England ist nicht mehr so reich, als es noch vor vierzig Jahren war. Der Reichthum von damals muß jetzt eine größere Volksmenge ernähren. Des Scheins gibt es mehr, des Gehalts weniger als damals, mehr Vergoldung, weniger Gold. Die Steigerung der Armentaxe beweist die steigende Verarmung des Landes, und eine unbezahlbare Schuld von 800 Mill. Pf. St. zehrt langsam, aber sicher am Marke der Nation. Fortschritte des gesunden Menschenverstandes sind nicht wahrzunehmen. Tausende strömen herbei, um kostspielige Militairrevuen zu schauen, Tausende versäumen tagelang ihre Arbeit, wenn die Königin in leerem Pompe zur Eröffnung oder zur Schließung des Parlaments fährt, Tausende wagen Leib und Leben, um die Königin und Prinz Albert im Theater zu erblicken, alle Leihbibliotheken strotzen von Novellen und abenteuerlichen Erdichtungen, philosophische Werke finden keine Verleger, die Gemälde alter Meister werden um jeden Preis, die Gemälde lebender Künstler kaum für ein Spottgeld gekauft, fremde Manufacturen sind Modewaaren, einheimische sind Ladenhüter, und in den Kirchen wird zwar für Bischöfe und Adel, aber nicht für den Handelsstand gebetet. Alles dies sind gewiß keine Anzeichen eines im Fortschreiten begriffenen Menschenverstandes. Nur ein einziges der Art taucht in der arbeitenden Classe auf. Sie lernt in der Schule der Unterdrückung, was dem Lande Noth thut, und begreift jeden Tag deutlicher, daß sie Gesetzen gehorchen soll, an deren Errichtung sie keinen Theil hat. Wo sind die Fortschritte zu Verbesserung der Gesetze und der gesetzgebenden Gewalt? Es ist vergeblich, sie aufzusuchen. Das gegenwärtige Unterhaus liegt in den Fesseln zweier, fast gleich starken Parteien, und wird ihm ein Mittel zu seiner Befreiung geboten, weist es das Mittel zurück, ohne es auch nur zu prüfen. Videatur die von 1,300,000 Menschen unterzeichnete Petition um Bestätigung der Volkscharte. Schreitet die bürgerliche Gesellschaft auf der Bahn der Sittlichkeit vorwärts? Die Frage verneinen die Policeiberichte und die statistischen Tabellen. Es ist wahr, die Trunkenheit hat sich vermindert, Dank den Bestrebungen der Mäßigkeitsvereine und Dank in Irland den Mühen des Priesters O'Malley. Aber obgleich ein Quell vieler Verbrechen, ist doch Trunkenheit nicht das einzige Laster. Die Verbrechen haben eine andere Form angenommen. Ehemals wurde viel durch physische Kraft verbrochen; Straßenraub und Hauseinbruch waren die Tagesordnung. Zu beiden gehörte Muth und Stärke. Jetzt gehen die Verbrechen in Schwange, die eine gewisse geistige Kraft erheischen, Überlistung und Betrug. Statt fortzuschreiten in der Weisheit, deren Frucht gemeinsame Wohlfahrt ist, wird die bürgerliche Gesellschaft von Tag zu Tag thörichter. Nie war England in mehr Parteien gespalten. Es gibt jetzt Interessen aller Art, nur kein gemeinsames Ziel. Es gibt politische, commercielle, ackerbauende, religiöse und Schiffahrtsinteressen, und eins kämpft gegen das andere. Das Grundaxiom, daß eine Gemeinde nur ein gemeinsames Interesse haben kann, ist längst zu den Lehren geworfen, die nicht mehr gelten. Doch halt, hier kommen zwei Fortschritte. Einer ist der zunehmende Widerstand gegen die zu Unterstützung der herrschenden Kirche eingezwungenen Geldbeiträge. Da mehrt sich die Zahl der Hellsehenden — vor den Thoren des Parlamenthauses, und Irland führt den Zug. Der andere ist gesteigertes Wissen. Das Volk liest mehr als früher und lernt mehr als sonst. Die Erziehung ist allgemeiner und Unkenntniß im Schreiben und Lesen wird täglich seltener und verächtlicher. Wäre das Volk ebenso klug, als es wissend ist, das wäre gut. Und wie lautet die Antwort auf die Frage nach den Fortschritten in Zufriedenheit und Wohlbefinden? Schlecht, sehr schlecht. Nie herrschte mehr Unzufriedenheit, nie ging Alles mehr auf Stelzen, nie fiel Alles mehr aus den Angeln. Misbehagen schleicht durch alle Gassen, versauert alle Gemüther. Wirkliche Noth macht die Einen, Furcht vor Verlust die Andern unzufrieden.

Das sind die Fortschritte der bürgerlichen Gesellschaft in England. Nun ihre Aussichten.

Das Kennen der Vergangenheit berechtigt zwar zu Schlüssen auf die Zukunft; gleichwol ist diese eine so ungewisse Sache, daß jeder besonnene Mensch sich vor dem Prophetenhandwerke hütet, zumal in einer so erleuchteten Zeit wie die unserige, wo Propheten und Tollhäusler auf gleiche Fläche gestellt und zusammen an den Ort gebracht werden,

Where mirth is not laughter; thought is not the mind;
Words are not language; men are not mankind.

Welche Wechsel aber auch im Schooße der Zukunft ruhen und welche Veränderungen über die bürgerliche Gesellschaft in

England verhangen sein mögen, Eins ist gewiß: nichts wird sie schnell und unvorbereitet treffen. Es liegt im Baue der englischen Gesetzgebung, im Gange der englischen Regierung, in den Gewohnheiten und im Temperamente des englischen Volks, daß alle Veränderungen nur langsam sich gestalten, alle Wechsel nur Schritt für Schritt eintreten. Die Maschinerie ist so eingerichtet, daß eine Explosion füglich nicht stattfinden kann. Das Räderwerk kann sich abnutzen, aber die Räder werden nie zerbrechen. Die Opposition gibt stets nach, sobald sie einsieht, und die Einsicht kommt ihr nie zu spät, daß sie mit Sicherheit sich länger nicht zu halten vermag. Sie aber hiervon zu überzeugen, ihr die Kraft zu jener Einsicht beizubringen, ist lediglich das Werk der Zeit, und die Zeit schafft nur allmälig. Sie schafft durch das Mittel der öffentlichen Meinung, und es scheint, sie hat für ihre Schöpfung kein anderes Mittel. Allein die öffentliche Meinung zu bilden und in Einem Brennpunkte zu vereinigen, ist das Werk vieler Mühe und langer Dauer. Seit Jahrhunderten sinv in England alle bedeutende Wechsel diesen Weg gegangen und dem Anscheine nach werden sie ihn auch ferner gehen. Daß aber dieser Weg der beste, haben früher die Tage Cromwell's und hat später die französische Revolution gelehrt. Bevor es freilich dahin kommen, die öffentliche Meinung stark und mächtig genug sein wird, die nöthigen Reformen ins Leben zu rufen, muß das Volk sich noch auf viele Leiden gefaßt halten. Doch auch das ist nichts Neues. Das englische Volk hat von jeher lange und schwer gelitten, ehe es seine Kräfte gestählt und seine Bestrebungen vereint hat zu Entfernung der Ursache seines Leidens. England ist ein handeltreibender Staat; das nennt den Grund. Aber die Zeit der Erlösung wird und muß kommen. Das Volk weiß jetzt so viel mehr als sonst und das Verlangen nach gewissen großen Veränderungen hat in der öffentlichen Meinung bereits tiefe Wurzel geschlagen. Gerechtigkeit und Nothwendigkeit fodern die Abschaffung der Korngesetze, die Aufhebung der Zwangssteuern zu Unterstützung der Kirche, geregelte Nationalerziehung und manches Andere, und bis diese Foderungen gewährt sind, wird die öffentliche Meinung sie betreiben. Für den Zweck solcher Gewährung müssen die Leiden des Volkes sich verdoppeln und verdreifachen. Das Gefühl wirkt mehr als der Verstand, ja, in der Allgemeinheit wirkt der Verstand nichts ohne das Gefühl. Es wird auch einen langen und harten Kampf geben mit Denen, die im Solde der Verderbniß stehen und von Dem sich mästen was das Volk bedrängt. Bis zum letzten Erfassen werden sie an der Verderbniß halten, nur Zoll für Zoll sich zurückziehen. Kleinigkeiten schrecken sie nicht und an Geister glauben sie nicht. Unter ihrem Befehle steht die bewaffnete Macht, dieses fürchterliche Organ physischer Stärke, und auch die bürgerliche Gewalt. Sie sind verbrüdert und verschwägert mit den alten Institutionen und mit den alten Einrichtungen. Sie verabscheuen, was sie Neuerung nennen, und möchten gern, was gethan worden ist, für eine letzte Concession genommen sehen. Sie stehen in Schlachtordnung gegen jeden Wechsel; sie sind zahlreich und habgierig, und das muß den Kampf verlängern und erschweren. Wer den Besitz vertheidigt, pflegt hartnäckiger zu fechten, als wer nach dem Besitze strebt, denn das Recht auf Besitz gibt nicht den Muth und die Verzweiflung, welche der Besitzstand gibt. Aber wie lange der Kampf auch währen und wie hart er immer sein möge, der Sieg muß dem Volke bleiben. „In den Millionen allein", sagt Macconnell's Schrift, „ruht die bewegende Kraft. Obgleich verhältnißmäßig jetzt in Ruhe, ist sie doch in ungeheuerer Thätigkeit, und gebiert Ideen, die kein Verstand der Verständigen erdenkt und für welche die Sprache keinen Ausdruck hat. Wenn Millionen entscheiden, ist ihre Stimme Donner und ihr Unwille Blitz. Wenn sie ruhig sind, wer kann da gestört werden? Wenn sie schweigen, wer kann da reden? Wenn sie reden, wer kann da taub sein? Und wenn sie fodern, wer kann da widerstehen?"

Gewiß wie demnach der letzte Erfolg ist, kann doch Robert Owen in der Zeit des Eintrittes sich verrechnet haben. Das Vertrauen auf den endlichen Sieg des Volkes stützt sich auf das Recht und die Gerechtigkeit seiner Sache und daß die Sache seiner Gegner auf Unrecht und Unterdrückung ruht. In einem physischen Kampfe kann das Unrecht triumphiren, in einem Meinungskampfe muß es unterliegen, oder es gibt kein moralisches Princip, das über den Sterblichen waltet, und keine Bürgschaft für das Dasein des Universums. 74.

## Literarische Notizen.

Unter den Erzeugnissen der schönen Literatur haben sich in der neuesten Zeit in England einer günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt: „Hawnwood: a romance of Italy" (3 Bde.); „Ingliston" von Miß Grace Webster, anscheinend nüchtern, aber frei von allem falschen, überspannten Gefühle, voll gesunder Moral, wahr in der Darstellung. Ein Gegenstück dazu bildet: „Vates or the philosophy of madness, arranged by a physician, with outline by T. Landseer" (Th. 1 u. 2), welches mit besserm Rechte „The madness of philosophy" betitelt sein könnte; es schildert ein, seiner Einbildung nach reich begabtes tragisches Genie, welches seiner Ausbildung halber und zum Behufe des Studiums menschlicher Leidenschaften aus eigener Erfahrung alle Arten von Verbrechen begeht. — Die leichte, aber gefällige Gattung novellistischer Werke, wie sie besonders von weiblicher Hand gepflegt wird, hat Mistreß Maberly mit drei Bänden: „Emily, or the countess of Rosendale", bereichert. — Die Geschichte der Johanna d'Arc ist zu einer neuen dramatischen Behandlung benutzt worden von Mistreß Sargant. — „Sordello" von Robert Browning, eine Art von didaktischem Gedichte, zeichnet sich durch eigenthümlichen Ausdruck gehaltvoller Gedanken aus, ist aber dabei nicht leer an vollendeten poetischen Stellen. Außerdem sind erschienen: „Poems, tales and essays", von Samuel Hooley; „The poetry of the passions"; „Stephan Dugard" (3 Bde.); „Poems", von Leatham; „The recantation, and occasional verses"; „What cheer; or Roger Williams in banishment"; ein Gedicht, von Job Durfee, eine Art religiösen Heldengedichts aus der Zeit der Sektenverfolgungen in den nordamerikanischen Colonien. — In Übersetzungen wurden in die englische Literatur eingeführt: Öhlenschläger's „Hakon Jarl"; Tegnér's „Axel" und „Svea"; endlich „Elias der Thisbiter", von Krummacher, der bekanntlich von allen deutschen Theologen die meiste Anerkennung in England findet. — „A summer in Brittany", von T. A. Trollope, enthält eine der interessantesten Schilderungen dieser Provinz Frankreichs, durchflochten mit einem reichlichen Schatze von Sagen, Legenden und historischen Erinnerungen. Noch werthvoller für die Gegenwart sind Preston's „Three years residence in Canada; from 1837 to 1839" (2 Bde.). — Im naturgeschichtlichen Fache sind zu nennen: Gosse's „Canadian naturalist"; Newmann's „History of british ferns"; Beale's „History of the sperm whale"; D. Bevom's „On the history, physiology and management of the honey bee"; Yarrell's „History of british fishes" (2 Bde.); Desselben „History of british birds", 18. Theil; Prof. Bell's „History of british reptiles"; Desselben „History of british quadrupeds and cetacea"; Miller's „Rural sketches", sämmtlich mit zahlreichen Illustrationen.

Neueste englische Reise- und geographische Literatur: von M'Culloch's „Geographical dictionary" ist der vierte Band erschienen; Slade's „Travels in Germany and Russia", Hughe's „Sketches in Belgium and Germany", Inglis' „Switzerland, South of France and Pyrenees", Cooke's „Views in Rome", Black's „Travelling map of Ireland", Mitford's „The chronicles of a traveller". 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 222. —— 9. August 1840.


## Französische Kritiker neuerer Zeit.

**Critiques et portraits littéraires par *C. A. Sainte-Beuve*.**

**Portraits littéraires par *G. Planche*.**

Als eine unglückliche Folge der mannichfaltig sich durchkreuzenden Ansichten im Gebiete der Speculation und Philosophie müssen wir die immer mehr um sich greifende Neigung ansehen, ein jedes Product immer mehr zu kritisiren als zu genießen, jene heillose Wuth, jedem Dinge „des Gedankens Blässe anzukränkeln," jene unselige Reflexion, die sich wie ein Fluch an Alles heftet, was wir unternehmen, und allen Glauben, alles Zutrauen und mit diesem allen höhern Genuß zerstört. Diese Neigung hängt in unsern Tagen mit der fortschreitenden Bildung so genau zusammen, daß sie wol gar als ein vorzügliches Kennzeichen derselben betrachtet wird. Es gibt eine unbefangene Bewunderung, einen schönen Glauben an die innere Wahrheit der Bestrebungen ausgezeichneter Geister, eine kindliche Begeisterung, die keineswegs das Urtheil ausschließt, dieses vielmehr erhöht, befestigt und nur das Reife gedeihen läßt. Dadurch gründet sich Das, was man im edeln Sinne eine Schule nennen kann, die, wo eine wahre lebendige Literatur sich entwickeln soll, durchaus nothwendig und unentbehrlich ist. Jetzt schämt sich selbst die Jugend, Schüler zu heißen; je mehr die unübersehbare Masse der Ansichten wächst, desto leichter glaubt ein Jeder, eine eigene sich bilden zu können, je mehr die schreckbare Zahl der Systeme zunimmt, desto leichter erlangt Jeder die Fertigkeit, alle Erscheinungen der Welt und des Lebens im Sinne eines angenommenen Systems zu deuten; und frühzeitig schnürt sich das höhere gläubige Leben in eine enge, unreife Selbständigkeit ein, die oberflächlich und ohne einen Funken von Productivität, mit geliehenen Worten spielt und jeden höhern Genuß in seichten Maximen und Raisonnements zu Grunde gehen läßt. Dieses herrschende Kennzeichen unserer Tage hat selbst auf das öffentliche Leben des Staats einen unglücklichen, verderblichen Einfluß; jene beständige Reflexion und ewige Klugthuerei hat den echten, stillen, in Glaube und Hoffnung wurzelnden bürgerlichen Sinn getödtet, die Verstandeskräfte in dominirender Einseitigkeit auf Kosten aller übrigen Seelenkräfte ausgebildet, die Religion schwankend gemacht und einen geistigen Egoismus erzeugt, der, mit dem sittlichen verbunden, uns dem furchtbarsten Verderben immer näher zu bringen scheint. Wo es selbst der edelsten, tiefsten Natur nicht gelingt, allgemein anerkannt zu werden, wo Keiner als Repräsentant geistiger Eigenthümlichkeit der Nation hervortritt, wo Alles sich in Parteien zersplittert, sodaß selbst der Hochbegabte, wenn er sich Gehör verschafft, nur als Parteihaupt betrachtet wird, da herrscht eine unselige Anarchie in der geistigen Welt, da kann auch der Staat sich nicht als ein geistiges Ganze, was er sein soll, entwickeln und bilden.

Aus eben diesem Sinne heraus haben sich in unsern Tagen stehende kritische Corporationen gebildet, deren bleibendes Geschäft es ist, ein schnelles, gleich fertiges Urtheil über Alles zu haben. Aber in der That theilen sich alle schriftstellerischen Producte in solche, die über oder unter aller Kritik sind, wenn diese sich in der vorübergehenden Gegenwart ausspricht. Wollte die Kritik sich auf die Mittelgattung beschränken, auf solche Unternehmungen, die sich mit genauerer Bestimmung und Untersuchung solcher Thatsachen und Verhältnisse befassen, die besonders die Zeit beschäftigen und allerdings geprüft und beurtheilt werden können, so würde gegen ein so offenbar nützliches Unternehmen nichts einzuwenden sein. Die Untersuchungen erhalten dadurch mehr Leben, und das gemeinschaftliche Bemühen erregt eine lebhaftere Theilnahme, die in aller Rücksicht ersprießlich genannt werden kann. Während aber ein großer Theil der Kritiker sich darin gefällt, das offenbar Seichte und Geringe seicht und gering zu finden, und Dasjenige, was besser nicht einmal erwähnt würde, in die literarischen Angelegenheiten des Tags hineinzieht, haben Andere ein schnelles Urtheil aus einer eigenen Ansicht über das Tiefste und Höchste. Die echte, höhere Kritik hat eine doppelte Richtung, eine allgemeine und eine besondere. Jene geht von sichern, allgemein anerkannten Principien einer Wissenschaft aus und untersucht das Verhältniß des Products zu diesem festen, in sich gegründeten und gerundeten Ganzen. So kann der Mathematiker mit Sicherheit den Werth einer jeden Schrift seines Fachs beurtheilen; auch ist das Urtheil über ein mathematisches Buch selten getheilt. Wo man aber über die Principien der Wissenschaft selbst uneinig ist, wo, wie in unsern Tagen, die Wissenschaft mehr oder weniger mit der Speculation zusammenhängt, die, selbst in Parteien

getheilt, keinen wirklich nationalen Mittelpunkt gefunden hat, wie mag da die Kritik ihr Ansehen, ihre Autorität behaupten? Muß sie sich nicht selber einer höhern Kritik unterwerfen, die ihr Verhältniß zu den wahren, nicht aufgefundenen, oder, was in Beziehung auf die nationale Literatur der Zeit Dasselbe ist, nicht allgemein anerkannten Principien untersucht und dann erst gelten läßt oder verwirft? Eine Kritik, die selbst nur als Partei erscheint, ist gar keine. Ja, wenn es möglich wäre, die Parteien selbst, die bunt untereinander gemischt sind, zu sondern, wenn die einzelnen Parteien sich unter sich vereinigten, die Grundsätze unbefangen aussprächen und das Bestreben, diese als einen Maßstab der Beurtheilung zu benutzen, offen und redlich bekennten, so wäre es wenigstens möglich, die größere oder geringere Einseitigkeit oder Lebendigkeit, die Oberflächlichkeit oder Tiefe zu erkennen, und die Kritik kritisirte sich selber, was allerdings lehrreich wäre. Aber dieses findet nicht statt. In allen kritischen Instituten der Gegenwart durchkreuzen sich alle Ansichten auf eine wahrhaft chaotische Weise; ja, man nennt die Verwirrung Unparteilichkeit, da gerade die vollkommene Sonderung und haarscharfe Trennung der Parteien das einzige Mittel wäre, um Ordnung und möglich größte Klarheit in das verworrene Gewirre zu bringen. Das System „der richtigen Mitte" ist in der Kritik ebenso wenig ausführbar als in der Politik und nichts als kümmerlicher Eklekticismus; die Unparteilichkeit, wodurch es sich Vielen auf den ersten Blick empfehlen dürfte, ist in der That nur scheinbar. Denn das Wahrheitskriterium, von welchem hier der Eklektiker in seiner Wahl und Entscheidung sich leiten läßt, ist doch nothwendig der einen oder der andern Doctrin der streitenden Parteien entnommen, und so ist es am Ende nur die eine oder die andere Lehre, die bei dem ganzen Verfahren wieder zum Vorschein kommt; aber nur mangelhaft, beschnitten und entstellt, sodaß das System des Eklekticismus, wo man es anwendet, immer das System der Schwäche und der Ohnmacht ist. Auf jeden Fall aber ist das Resultat eben doch nur eine Doctrin, die neben die andern tritt, und der Philosoph, Kritiker oder Staatsmann, der ein solches System ergreift, verwandelt sich in eine Sekte, die gegen alle andern den unermeßlichen Nachtheil hat, daß sie beständig zu Experimenten genöthigt ist, die jeden ihrer Irrthümer zu Tage fördern und keinen Ruhepunkt gewähren, an welchem die Wogen des Parteiengewühles sich brechen könnten.

Die Richtung der Kritik gegen das Besondere, gegen die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers ist wo möglich noch schwieriger, obgleich ihr ganzes Geschäft hier nur sein kann, diese, wo sie ist, anzuerkennen. Die Fata Morgana, jene Luftspiegelung, die in der Natur so selten ist, muß man in der Literatur als herrschend ansehen. Die meisten modernen Schriftsteller sind zusammengeronnene Luftgestalten, entstanden aus der verwickelten Strahlenbrechung lichtvoller Naturen, die durch die allgemeine Wolkenbildung dem Volke nicht allein, sondern nicht selten sich selber verborgen bleiben. Die ursprüngliche, in sich wahre, eigenthümliche Natur ist nicht über, vielmehr unter dem Horizonte und wird dem gewöhnlichen Menschen nur durch jene Luftgebilde sichtbar. Das aus sich selber Entsprungene, in sich selber Gegründete ist eben deswegen wahr, es ist entstanden unmittelbar aus dem ewigen Urquell aller Wahrheit, und ist über alle Kritik, die den Schein von der Wahrheit zu scheiden strebt, absolut erhaben. Wahrheit und Leben ist eins; eine jede eigenthümliche Natur ist daher lebendig. Aber wie im Embryo ruht die Fülle des Lebens, und auch das Lebendige, ursprünglich Wahre kann in Misgeburten ausarten. Die Zeit ist vorzüglich glücklich zu schätzen, in welcher jede Eigenthümlichkeit sich fröhlich entwickeln kann; das ist da, wo die helle geistige Sonne klar über das Ganze scheint und alle Keime entwickelt. Das chaotische finstere Treiben unserer Tage scheint diesen Vorzug nicht zu haben.

Wer mag das tief Eigenthümliche erkennen können, der selbst in irgend einer tödtenden Einseitigkeit befangen ist? So wird der wahre Kern des Lebens von der Finsterniß zugedeckt, selbst in der eigenen Seele des ausgezeichneten, privilegirten Menschen. Wie soll nun die Kritik jenen trüben, zudeckenden Schein zerreißen, in welchem sie selbst befangen ist? Daher war es von jeher so selten, daß echt eigenthümliche Menschen begriffen wurden; ja, selbst das Wahre, was sich kund thun wollte, ward durch eigene Verwirrung nicht selten, durch die allgemein herrschende immer in Schein verwandelt und erst als solcher begriffen. Daher ward die tüchtige, tiefe Natur fast immer nur aus ihren Anhängern, die Anhänger nur aus ihren Verwirrungen beurtheilt, ja dieses Urtheil selbst nur in neuen gegründet, und das so hin- und hergezerrte, in sich zerrissene, mit Irrthümern aller Art und fremden Zusätzen wieder kümmerlich zusammengeleimte Gebäude galt für ein neues System, welches ein Jeder aus seinem Standpunkte, meistens ohne alles Judicium beurtheilte, bestritt, annahm, bewunderte oder verwarf.

Ein Jeder, dem in unsern Tagen ein eigenes Problem bestimmt vorschwebt, dessen Lösung er sein Leben widmen möchte, ist in einer unglücklichen, mislichen Lage. Schon die Erziehung, der Unterricht, seine Bildung hat ihn in jenes verworrene trügerische Scheinwissen der Zeit hineingestürzt; aus den widersprechendsten Ansichten hat sich ein widerwärtiges Gemenge gebildet, durch Gemeinplätze verbunden, welche sich die allgemeine Stimme nennt. Dieser Trotz zu bieten, ist nur Wenigen gegeben. Aber die eigene Natur siegt. Die leichtesten Einwürfe werden glücklich überwunden, die innere Welt entfaltet sich, die assimilirende Kraft gewinnt Stärke und Bedeutung, ein lebendiges Ganze tritt als belebende Thätigkeit hervor und das Einzelne wird von dem Ganzen getragen, in welchem es allein Sinn und Bedeutung erhält. Je weiter nun das Ganze gedeiht, desto mächtiger regt sich die Sehnsucht nach Theilnahme, nach einem gemeinschaftlichen Streben, welches, was aus der eigenen Natur entsprang, in die Totalität des geistigen Lebens der Zeit hineinbildet. Aber hier trifft er auf nichts als auf eine unübersehbare Masse

von seichten Widersprüchen. Die ersten leichtesten Einwürfe, die ihm anfänglich entgegentraten, werden ewig wiederholt, Einzelnes seiner Ansichten wird angenommen und mit einer fremden Ansicht aufs unverträglichste verknüpft. Will er die Misverständnisse enthüllen, diese Verwirrungen heben, diese Widersprüche lösen, so liegt vor ihm ein endloses Geschäft, sein Dasein wird schmerzhaft zerrissen, und in den Abgrund hineingerissen, kennt er sich selbst und die Einheit seines Strebens nicht mehr; will er, sich selber treu, von der äußeren Verwirrung sich retten, so lebt er in finsterer Einsamkeit, das eigene Gebäude wird ihm zu mächtig, ja was auf diese Weise sich ohne die allgemeine Theilnahme ausbildet, nimmt, ursprünglich schön und wahr, nicht selten in der Ausbildung eine monströse Gestalt an, die, aus dem allgemeinen Widerstreben erzeugt, dieses immer steigert. Unsere Kritiken, in Deutschland wie in Frankreich, sind im Durchschnitt fast nichts als solche unglückliche Misverständnisse, die sich in sich selber immer mehr häufen; ja, Bibliotheken entstehen aus dieser verworrenen Masse von Einwürfen gegen erdichtete Productionen, aus dieser Unmenge von Streitigkeiten und Fehden, welche die Parteien immer mehr entfremden, anstatt aufzuklären. So stehen selbst die höchsten, edelsten Bemühungen gegeneinander bewaffnet. Nun aber werfe man einen Blick auf jene unübersehbare Masse des Gemeinen und ganz Geringen, jene abgetrübten, kümmerlichen Meinungen, Gedanken und Kenntnisse, die für die geistige Armuth präparirt und auf allen Ecken feilgeboten werden, jene furchtbaren Armenanstalten für Unmündige im Volke, Leseinstitute, die uns brockenweise mit der Zeit fortschreiten lehren, Leihbibliotheken, die das über alle Beschreibung, ja über alle Vorstellung hinaus Schlechte aufnehmen und die elendesten, nichtsnutzigsten Producte gedeihen lassen, jene Schriften für das Volk, die alle wahre Volksgesinnung durch mattherziges Gerede verkümmern oder alle festgeketteten Teufel der raubgierigen Volksnatur durch dummes revolutionnaires Geschwätz anspornen, jene Jugend- und Erziehungsschriften, welche die wahre, tiefe religiöse Sittlichkeit durch seichte Moralien verderben, breite Anweisungen, Dasjenige zu thun, was sich ohne alle schriftliche Anweisung, durch einfaches Übertragen am leichtesten und natürlichsten thun läßt, flache Romane, alberne Erzählungen, gräßliche Schauspiele, lüsterne Novellen, populaire Kalender, Revuen, Journale, — jene Sündflut, jenes grundlose papierne Meer, dessen Fluten immer drohender, immer verwüstender über uns hereinbrechen und selbst das Schönste und Herrlichste in ihren steigenden Wellen wegzuschwemmen und zu ertränken drohen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Aus Italien.

Am 15. Nov. 1839 starb zu Mailand Ritter Giocondo Albertolli, in Ruhestand übergetretener Prof. der dortigen Kunstakademie und einer von den Künstlern, die am entschiedensten in ihrer Sphäre den Aufschwung der Kunst gefördert haben, dessen unsere jetzige Zeit sich rühmen darf. Er war 1742 in Bedano, einem Dörfchen des schweizerischen Cantons Tessin, geboren und nannte nichts sein, als er es sehr jung verließ, um auswärts das Glück zu suchen, als einen kräftigen Körper und offenen Sinn. In Aosta lernte er Stuben weißend die Anfangsgründe der Kunst, die ihm einst seine Verherrlichung schaffen sollte; doch erkannte er selbst beim niedrigen Geschäfte den Preis, der dem Strebenden vorbehalten ist, und durch die Schwierigkeiten in seinem Drange bestärkt, ging er nach Parma, um in der dortigen Kunstschule methodisch zu lernen. Ein Abate Peroni, der dem Modelirsaale vorstand, bemerkte seine Fähigkeit, begünstigte seine Neigung und belohnte seine Fortschritte durch den Auftrag zweier Statuen für die Domkirche von Casalmaggiore. Doch fühlte Albertolli, ungeachtet dieser Erfolge, daß im Ornamente und in der decorativen Kunst sein Beruf sei, und ohne sich durch blendende Aussichten bestechen zu lassen, wandte er diesem Kunstzweige seine volle Kraft und Neigung zu und bemerkte bald, wie seine Geschicklichkeit Auszeichnung fand. Man berief ihn nach Florenz, um in Villa Poggio Imperiale und im Palaste Pitti, dann in Rom und in Neapel Zimmer mit Stucken und Malereien zu zieren, und keine dieser Städte verließ er, ohne durch reiche Studien sich für fernere Arbeiten tüchtiger gemacht zu haben. Der Prof. Piermarini, dessen Andenken kürzlich erst in diesen Blättern erneuert worden ist, erkannte Albertolli's Befähigung und übertrug ihm, als er nach Mailand zurückgekehrt war, die Stuckverzierungen in dem Residenzpalaste zu Mailand und in der Villa zu Monza. Beide Gebäude gelten in decorativer Hinsicht als Muster und es war daher eine gerechte Anerkennung von unseres Künstlers Verdienste, daß man ihm 1775 bei der Eröffnung der Kunstakademie der Brera zum Prof. des Ornamentenzeichnens ernannte. Mehr als 50 Jahre hat er durch That und Lehre, selbst durch Schriften gewirkt und durch den Ruhm der Schule, der er verstand, die verschwisterten Kunstschulen zu würdigem Wetteifer geweckt. Sein Streben ging dahin, die Kunstweise der Alten, wie man sie aus den überresten griechischer und römischer Herrlichkeit erkennen kann, oder aus ihren Nachbildungen durch Palladio, Michelozzi u. s. w. sich zusammensetzt, in großartiger Weise ins Leben zu rufen, und die Villa des Herzogs Melzi am Comersee zu Bellaggio ist das schönste Muster sinniger Pracht, das er zum Studium für künftige Ornamentisten hinterlassen hat. Dort, wo seine Entwürfe keine Hindernisse fanden, tritt die Mäßigung in seinen Anlagen, die Leichtigkeit seiner Entwürfe und die Reinheit seiner Linien, bei allem Reichthum der Anordnung noch glänzender hervor, als in dem Hause Gaetano Melzi zu Mailand und in dem Theile von Monza, den er unter italienischer Herrschaft schmückte. Die Zahl der minder umfänglichen Arbeiten, die er während seines langen Lebens ausführte, ist nicht zu bestimmen; doch alle verrathen den durchgebildeten Künstler, der auch in seinen Werken („Ornamenti diversi", 1782; „Alcune decorazioni di nobili sale", 1787; „Miscellanea per i giovani studiosi del disegno", 1796; „Corso elementare di ornamenti architettonici", 1805) sich bewährt hat. So erlangte er in Italien eine Art Dictatur in seinem Fache, wie sich noch vor wenigen Jahren bestätigte, als man für die Ausschmückung des Palastes Torlonia zu Rom wenigstens Schüler von Albertolli berief, um in ihm das Reichste und Geschmackvollste aufzustellen, was die neuere Kunst dieses Landes vermöge. Milde Sitten und strenge Rechtlichkeit machten in Albertolli auch den Menschen beliebt. Wie ein Patriarch war er von dem jüngern Künstlergeschlechte geehrt, dem er durch Theilnahme an ihrem Schicksal, durch Rath und freigebige Unterstützung diese Liebe vergalt. Albertolli war Ritter der eisernen Krone und sehr einflußreiches Mitglied der Verschönerungs-Commission zu Mailand, deren Geschäfte er mit großer Liebe und Uneigennützigkeit verwaltete.

---

Die Vermählung zweier Töchter des Grafen Albrizzi ist nach herkömmlicher Sitte der Anlaß gewesen, daß ein venetianischer Patricier eine sehr gelehrte Schrift des bekannten H. Cicogna zum Druck befördert hat. Sie handelt von einem Gelehrten,

Stefano Piazzone, der 1520 zu Venedig bei der Bewerbung um eine lateinische öffentliche Professur durchfiel. Eine Menge Literarnotizen sind an den Namen geknüpft und die Schrift: „Di Stefano Piazzone di Asola, retore chiarissimo. Discorso da *Em. Cicogna*" (Venedig 1840), wird daher ihre Leser befriedigen. 8.

## Notiz.

Folgende Übersetzungen Goethe'scher Lieder, welche ich einer nordamerikanischen Zeitschrift entlehne, geben einen sprechenden Beweis dafür, welche aufmerksame und begabte Leser der große Dichter auch jenseits des atlantischen Oceans gefunden hat, und dürfen sich wol mit den besten Erzeugnissen dieser Art vergleichen lassen.

### 1. Song of the Captive.

Captive.

A flower that wondrous fair I know,
My bosom holds it dear.
To seek that flower I long do go,
But am imprison'd here.
'Tis no light grief oppresses me;
For in the days my steps were free,
I had it always near.

Far round the tower I send mine eye,
The tower so steep and tall,
But nowhere can the flower descry
From this high castle wall;
And him who'll bring me my desire,
Or he be knight, or he be squire,
My dearest friend I'll call.

Rose.

My blossoms near thee I disclose
And hear thy wretched plight;
Thou meanest me, no doubt, the rose,
Thou noble, hapless knight.
A lofty mind in thee is seen,
And in thy bosom reigns the queen
Of flowers, as is her right.

Captive.

Thy crimson bud I duly prize
In outer robe of green;
For this thou'rt dear in maiden's eyes,
As gold and jewels sheen.
Thy wreath adorns the fairest brow
And yet the flower — it is not thou,
Whom my still wishes mean.

Lily.

The little rose has cause for pride,
And upwards, aye, will soar;
Yet am I held by many a bride
The rose's wreath before.
And beats thy bosom faithfully
And art thou true and pure as I,
Thou'lt prize the lily more.

Captive.

I call myself both chaste and pure,
And pure from passions low;
And yet these walls my limbs immure
In loneliness and wo.
Though thou dost seem, in white array'd,
Like many a pure and beauteous maid,
One dearer thing I know.

Pink.

And dearer I, the pink must be,
And me thou sure dost choose,
Or else the gard'ner ne'er for me
Such watchful care would use;
A crowd of leaves encircling bloom!
And mine through life the sweet perfume
And all the thousand hues!

Captive.

The pink can no one justly slight,
The gard'ners favourite flower;
He sets it now beneath the light
Now shields it from its power.
Yet 'tis not pomp, which o'er the rest
In splendour shines, can make me blest;
It is a still small flower.

Violet.

I stand conceal'd and bending low,
And do not love to speak;
Yet will I, as 'tis fitting now,
My wonted silence break.
For if 'tis I, thou gallant man,
Thy heart desires, thine, if I can,
My perfumes all I'll make.

Captive.

The violet I esteem indeed,
So modest and so kind;
Its fragrance sweet, yet more I need,
To soothe my anguish'd mind.
To you the truth will I confess;
Here mid this rocky dreariness,
My love I ne'er shall find.

The truest wife by yonder brook
Will roam the mournful day,
And hither cast the anxious look,
Long as immured I stay.
Whene'er she breaks a small blue flower
And says, Forget me not! the power
I feel, though far away.

Yes e'en though far, I feel its might,
For true love joins us twain,
And therefore mid the dungeon's night
I still in life remain.
And sinks my heart at my hard lot,
I but exclaim: Forget me not!
And straight new life regain.

### 2. The Violet.

A violet blossom'd on the green,
It was a sweet, wee flower.
A shepherd maiden came that way
With lightsome step and aspect gay,
Came near, came near,
Came o'er the green with song.

Ah! thought the violet, might I be
The fairest flower on all the lea,
Ah! but for one brief hour:
And might be pluck'd by that fair maid,
And gently on her bosom laid,
Ah but, ah but,
A few dear moments long.

Alas! the maiden as she pass'd,
No eye upon the violet cast;
She crushed the poor, wee flower;
It sank and dying heav'd no sigh,
And if I die, at last I die
By her, by her,
Beneath her feet I die.

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 223. —— 10. August 1840.

## Französische Kritiker neuerer Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 222.)

Ich weiß nicht, welchen Eindruck die heutige deutsche und französische Literatur, die den Zeitgenossen ein so wüstes Bild von mehr als babylonischer Verwirrung darstellen, in der nächsten Zukunft auf diejenigen machen werden, welche sie aus einer ehrerbietigen Entfernung betrachten; indeß steht zu glauben, daß das verworrene literarische Treiben der Gegenwart, wobei es Einem oft genug zu Muthe wird, „als hörte man ein ganzes Chor von hunderttausend Narren sprechen", für den künftigen Beobachter vermöge der Wirkungen der Luftperspective und der Phantasie einen festen Umriß, eine allgemeine, faßliche Gestalt und vielleicht sogar eine gewisse Einfachheit und Harmonie annehmen wird. Eine Stadt ohne regelmäßige Anlage, mit krummen, schiefen Straßen, mit engen Quer- und Winkelgassen, voll Koth und Gestank, mit halbausgebauten Thürmen und unvollendeten Bauten erscheint Denen, welche sie bewohnen und tagtäglich den lärmenden Betrieb der Gewerbsleute, das tausendstimmige Geschrei der öffentlichen Ausrufer und Gaukler hören, sehr garstig und unerquicklich; allein dem vorüberziehenden Wanderer, der nicht in diesem Gewühle lebt, sondern diese Stadt nach Sonnenuntergang von einer entlegenern Warte aus am Horizonte heraufdämmern sieht, stellt sie sich in einem ganz andern Lichte dar: er bemerkt darin glückliche Abstufungen, hervorragende Punkte, schön vertheilte Baum- und Häusergruppen und imponirende Massen; die Gebäude, deren fehlende Theile die Entfernung und die eingetretene Dämmerung seinen Augen entziehen, erscheinen ihm von harmonischer Vollendung und in vortrefflichem Höheverhältniß. Wir wollen damit keineswegs gesagt haben, daß jener ferngestellte Wanderer, der keine Gelegenheit gehabt, das Innere dieser Stadt kennen zu lernen, sich eine ganz unrichtige Vorstellung und ein pures Phantasiegebilde davon macht; aber er hat deswegen doch nicht eine ganz richtige Vorstellung und ein treues Bild nach dem Leben; er sieht die Stadt aus zu großer Entfernung, gleichwie die darin Lebenden sie in allzu großer Nähe sehen.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es wol mit einer Literatur und dem Eindruck, welchen sie auf die kritischen Zeitgenossen macht; dieser Eindruck ist nothwendig verschieden von dem, welchen spätere Kritiker geltend machen. Die Klagen über die Gegenwart sind alt wie die Welt, da der Mensch, und zumal der potenzirte Mensch, vermöge seiner Natur über die Gegenwart hinaus in die Zukunft strebt und die Vergangenheit in dem Spiegel der Phantasie nur verschönert sieht. Wie nun auch das Urtheil einer spätern Zeit über die neueste Literatur in Frankreich ausfallen mag, einem Jetztlebenden ist es unmöglich, die gährenden Elemente zu sondern und eine gute Naturgeschichte des Chaos zu schreiben. Die französische Literatur während der Restauration liegt schon klarer vor uns; es bestanden damals gewisse Abtheilungen in der Dichter- und Gelehrtenwelt, welche einige Ähnlichkeit mit Dem hatten, was man früher „Schulen" nannte; allein seit den Julitagen ist Alles wie auseinandergeblasen und nach allen vier Weltgegenden zerstoben. Mit den Unterscheidungen und Benennungen von Classicismus und Romanticismus reicht man gegenwärtig nicht mehr aus, und die Julirevolution hat beide aufgelöst, sodaß man oft die Frage aufgeworfen, welcher von beiden denn eigentlich den Sieg davongetragen. Man kann sich die Begebenheit ungefähr so vorstellen: in dem Augenblick, wo das Schiff, welches die romantischen Dichter trug, nach einer beschwerlichen Fahrt und nach manchem glorreichen Strauß mit den classischen Prahmen und Küstenfahrern, welche die Meere versperrten und die freie Schiffahrt verhinderten, Land sah, brach Neid und Zwietracht unter der Mannschaft aus; der Zug schien aufs glücklichste ausgehen zu wollen, allein man konnte sich nicht darüber verständigen, wo man die Anker auswerfen solle; die vornehmsten unter den Anführern waren in ihren Ansichten getheilt und sannen vielleicht auf hinterlistige Schliche; die alte classische Flotte, welche inzwischen ihre Schiffe nach Kräften ausgebessert, gab sich fortwährend unsägliche Mühe, ihren Gegnern beizukommen, allein ihre sämmtlichen Prahmen konnten gegen die einzige Fregatte des Romanticismus ebenso wenig ausrichten als dreißig chinesische Jonken gegen zwei englische Kriegsschiffe. So standen die Sachen, als der plötzliche Windstoß der Julirevolution die ganze Sippschaft auseinanderjagte. Die wenigen classischen Fahrzeuge von einiger Brauchbarkeit gingen mit Mann und Maus zu Grunde; die stolze romantische Fregatte litt zwar auch Schiffbruch und versank ins Meer, allein die Mannschaft rettete sich, bis auf zwei oder drei unbe-

deutende Helden, welche in den Wogen der Brandung umkamen; die übrigen, und zwar die Rüstigsten, schwammen ohne große Anstrengung ans Ufer oder wurden von den Wellen gesund und lebendig an den Strand geworfen. Die gemeinschaftliche Unternehmung hatte damit ein Ende; jeder Anführer ging fortan seinen eigenen Weg und suchte auf seine Weise das goldene Vließ zu erobern; seitdem herrscht in der französischen Literatur eine friedliche Anarchie, und man sieht nur das unerquickliche Schauspiel des Aufgelösten und Schwankenden in allen literarischen Erscheinungen. Was hauptsächlich ins Auge springt, sind die Mannichfaltigkeit der Widersprüche, die Schroffheit der Gegensätze, die Coexistenz des Für und Wider, die inorganischste Anarchie und ein unermeßlicher Conflict. Wie läßt sich da ein bestimmter Charakter, etwas Allgemeines feststellen, wo die entgegengesetztesten Behauptungen in gewissem Sinne wahr sind und sich mit schlagenden Beispielen belegen lassen? Einige sagen: die heutige französische Literatur ist seelen-, gott-, scham- und zügellos, voll Skandal, Gift, Unzucht, Opium und Ehebruch; allein wer mit den laufenden literarischen Erscheinungen in Frankreich etwas näher vertraut ist, als gewisse deutsche Kritiker, die ihre Unwissenheit hinter den kleinen Katechismus und kümmerlichen Patriotismus verstecken, kennt eine beträchtliche Anzahl der unschuldigsten, frömmsten, züchtigsten und sittigsten Bücher, in welchen sich der reinste Seelenadel, die liebenswürdigste Naivetät, die christlichste Nächstenliebe, die süßeste Schwärmerei, die sentimentalste Stimmung, kurz Alles ausspricht, was uns Deutschen ans Herz gewachsen ist. Andere behaupten, die jetzige französische Literatur sei unwissend, unkritisch, leichtsinnig, frivol, oberflächlich, atomistisch und in philosophischer Hinsicht roh, pfuscherhaft, ordinair, flach, kurz total bornirt; allein wer sich nur einigermaßen unter den Erzeugnissen der jetzigen französischen Gelehrtenwelt umgesehen hat, der wird eingestehen müssen, daß es darin Männer von so gründlichem Wissen, von so ernstem Geiste, von so tiefer Analyse, von so speculativem Vermögen und so umfassender Gelehrsamkeit gibt, wie sie nur in Deutschland anzutreffen sind. Kurz, sowie man anfängt, irgend einen allgemeinen Zug der neuesten französischen Literatur herauszuheben, stößt man auf Ausnahmen; sowie man versucht, ihr einen bestimmten Charakter anzuweisen, erheben sich die wichtigsten Einwände, die man doch nicht ohne Weiteres unberücksichtigt auf die Seite schieben darf, wenn man anders auf die Rolle eines redlichen, gewissenhaften Kritikers Anspruch macht. Bei so bewandten Umständen ist die Kritik in eine misliche Lage gekommen und hat sich durch das ewige Hin- und Herschwanken zwischen den verschiedensten Doctrinen und durch das Überspringen von einer Reaction zur andern gewissermaßen selbst aufgehoben und ihrer Autorität geschadet, woraus sich die sonderbare Thatsache erklärt, daß es gegenwärtig in Frankreich, trotz des einseitigen und dominirenden Übergewichts der Verstandeskräfte, mehre vortreffliche Dichter, aber kaum einen vorzüglichen Kritiker gibt.

Die Julirevolution hat die permanenten kritischen Corporationen und Coterien, wenigstens in der Art, wie sie während der Restauration bestanden und sich constituirt hatten, aufgehoben und in unendlich viele Fractionen zersplittert. Bei dem erschrecklichen Gewirre und allgemeinen Gedränge ist die Kritik freilich oft in schlechte Hände gefallen und wird schmählich, nichtswürdig verwaltet. Es gibt hier Gattungen von Kritik, an deren Dasein man nicht eher glaubt, als bis man sich mit eigenen Augen davon überzeugt hat, und selbst dann sträubt sich unser Gefühl noch gegen die Annahme einer so brutalen Thatsache und einer so demüthigenden Gewißheit. Dahin gehört die feile Kritik, welche in vielen pariser Tagsblättern, ja bisweilen in einigen Revuen herumwuchert, wo sie Hohn und Spott allen Denen nachruft, die sie verachten, und Jedem Weihrauch streut, der sie in baarem Gelde oder mit Gegendiensten bezahlt. Ein Kritiker lobt hier zuweilen nur einen Dichter, um sich wieder loben zu lassen und sich einen Namen zu machen, der einen gewissen buchhändlerischen oder anderweitigen Werth hat. Daß schöne Weiber, die so lange mit der Welt buhlen und kokettiren, bis sie zu Fall kommen, als öffentliche Freudenmädchen ihre körperlichen Reize den Lüsten der Menge um schnödes Geld preisgeben, ist mir begreiflich; allein daß talentvolle Schriftsteller, welche sehr anständig von den Zinsen ihres geistigen Capitals leben könnten, des lumpigen Gewinnstes wegen allen höhern intellectuellen Besitz an den Meistbietenden losschlagen und ihr Schriftstellertalent gegen baare Bezahlung prostituiren, schien mir lange unglaublich. Eine andere nicht viel bessere Gattung von Kritik ist die Possenreißerkritik, deren Repräsentanten über Alles witzeln und Späße machen, und weiter nichts wollen, als ihr Publicum amusiren, bei dem sie gleichsam als Hofnarren angestellt sind; im Ganzen bekennen sie sich zu der Maxime des ehemaligen Romanticismus: l'art pour l'art, jedoch mit einer kleinen Variante, cum grano salis: l'art pour l'argent. Eine dritte Nuance von Kritik ist die schülerhafte Kritik, meist von jungen Leuten geübt, welche den Hof einer literarischen Notabilität ausmachen und deren einziges Geschäft ist, die Unübertrefflichkeit der von ihrem Monarchen aus der Verborgenheit des geistigen Fruchthalters an den Tag gelassenen Meisterwerke in Versen und Prosa auf jede Weise auszuposaunen; sie glauben, die Weisheit mit Löffeln geschöpft zu haben, und sind doch gerade das Gegentheil von Sokrates, da sie nicht wissen, daß sie nichts wissen. Man thut diesen Kritikern kein Unrecht, wenn man von ihnen sagt, daß sie den Dienst der Theaterclaqueurs versehen; indeß wollen wir damit nicht sagen, daß sie diese Rolle für Geld übernommen haben. Wir kommen endlich auf die ehrliche Kritik, welcher es um Wahrheit zu thun und welche denn doch in Frankreich, bei aller Gewissenlosigkeit, Coterienhaftigkeit, Cliquensucht, Verkäuflichkeit u. dergl., noch nicht ganz ausgestorben ist, sondern mehre Vertreter aufzuweisen hat, die der heutigen französischen Gelehrtenrepublik Ehre machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

**Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie.** Herausgegeben von F. Freiligrath, E. Matzerath und K. Simrock. Erster Jahrgang. Köln, DuMont-Schauberg. 1840. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Gr.

Das „Rheinische Jahrbuch" verdient unter unsern Almanachen, Taschenbüchern und Jahrbüchern, welche mit der unterhaltenden oder lyrisch anregenden Lecture auch Ernst und Belehrung verbinden, einen Ehrenplatz einzunehmen. Jedenfalls erscheint das Buch als ein erfreulicher Beweis, daß auch das Rheinland, welches bisher mehr durch seine Naturschönheiten als seine poetischen Erzeugnisse Aufmerksamkeit erregte, gegenwärtig beginnt, an der geistigen Entwickelung Deutschlands innigern Antheil zu nehmen und aus dem Wuste überwiegender materieller und industrieller Interessen wie aus seiner zu einseitig politischen Richtung zu poetischer Empfänglichkeit und Zeugungslust aufzustreben. Ref. ist kein einseitig enthusiastischer Bewunderer der düsseldorfer Malerschule, aber er erkennt ihre großen Vorzüge willig an, ohne gegen ihre Einseitigkeiten blind zu sein, namentlich gesteht er ihr den Ruhm zu, das ästhetische Gefühl und den Sinn für Kunstschönheit und Poesie in Nord- und Mitteldeutschland und besonders in den Rheinländern deutlicher entwickelt zu haben. Vorzugsweise ist hier Immermann's Thätigkeit rühmend hervorzuheben, der als Dichter, Kritiker und Ästhetiker das Rheinland zu einem unerwarteten Aufschwunge befördert hat; sein Wirken beweist, was ein einzelner Mann von redlichem und festem Streben und Wollen ins Werk zu richten vermag. Durch Immermann, Uechtritz und Schadow ist Düsseldorf für das Rheingebiet geworden, was etwa Berlin für das deutsche Nordland und, wenigstens in Kunstsachen, München für Baiern ist — die Hauptstätte für die geistige und künstlerische Entwickelung des Rheinlandes. Merkwürdig ist es in der That, daß Köln und Nürnberg antiquirte Kunststätten sind, Denkmale einer großen Vergangenheit, während neben ihnen Düsseldorf und München zu einer großen Zukunft aufringen. Um so mehr müssen wir beklagen, daß das „Rheinische Jahrbuch" die schöne Gelegenheit nicht wahrgenommen hat, dem nach Aufklärung allerlei Art begierigen Deutschlande im historischen Zusammenhange alle künstlerischen und literarischen Bestrebungen und Thätigkeiten des Rheinlandes vorzuführen. Püttmann gibt uns aus diesem reichen Kunstleben nur einen Abschnitt unter dem Titel „Über die neuesten Kunstschöpfungen, insbesondere der düsseldorfer Schule". Dieser Aufsatz ist zugleich ein Supplement zu desselben Verf. früher erschienener Schrift „Die düsseldorfer Malerschule; ein Beitrag zur modernen Kunstgeschichte von H. Püttmann". Was uns Hr. Püttmann in dem „Rheinischen Jahrbuche" gibt, ist nur ein sehr dürftiges subjectives Raisonnement, mit pflichtschuldiger Begeisterung für die Chorführer der düsseldorfer Kunstschule einerseits, und mit banaler Geringschätzung des jüngern mehr dem kirchlichen Genre sich zuwendenden Zuwachses andererseits. Man kennt die Floskeln, womit man alle Richtungen, jüngere wie ältere, der beiden Heroen Lessing und Bendemann opfert. Wie wegwerfend wird unter Andern Mücke abgethan! Und doch gehört dessen heilige Katharina, als Leiche von Engeln durch die Luft getragen, zu den lieblichsten und graziösesten, selbst gewagtesten Compositionen, welche aus der düsseldorfer Kunstschule hervorgegangen sind. Aber was der christlichen Legende nur entfernt angehört und träte es noch so einfach in rein menschlicher Gestalt auf, ist unserm Kritiker ein Abscheu, eine Versündigung gegen die moderne Zeitrichtung. Jedenfalls sind die Phrasen, welche Hr. Püttmann über das Neuzeitgeistige oder Zeitneugeistige zu Markte bringt, sehr wohlfeil und im Kehricht der öffentlichen Straßen aufzufinden. Der Kritiker scheint überdies ebenso wenig Kunstwerke, außer den düsseldorfischen, gesehen, wie über dieselben gelesen zu haben. Die französischen Kunstbestrebungen werden auf eine wahrhaft leichtfertige Art abgefertigt, und das misgünstige Urtheil, womit er die belgischen Maler beseitigt, schlägt nun gar auf eine brutale Weise der Wahrheit in das Gesicht. Ebenso naseweis sind des Verf. Bemerkungen über die Kunst in England, in Italien und der Deutschen in Rom. Was er über die münchner Kunstleistungen beibringt, stützt sich nur auf ein „Man sagt". Die Behendigkeit des Ausdrucks und die Schnellfertigkeit des Urtheils, welche dem Kritiker eigenthümlich sind, sind leider im Stande, den unkundigen Leser über die Ungründlichkeit des Aufsatzes zu täuschen und im Dunkeln zu lassen.

Um so anerkennenswerther ist ein zweiter Aufsatz von Levin Schücking: „Die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde", der einfach gut, mit vielfachen Spuren wissenschaftlicher und philosophischer Durchbildung, mit Pietät selbst vor irrigen Richtungen einer reichbegabten Individualität und mit allseitiger Durchdringung des Gegenstandes geschrieben ist. Zwar ist es weniger die Fürstin Gallitzin selbst, als ihre Freunde Hemsterhuys, Hamann, Sprickmann, Freiherr v. Fürstenberg, der aufgeklärte Capitularherr und Minister des Fürstbisthums Münster u. A., welche in ihrem Schein und Sein, ihren Irrthümern und Wahrheiten hier erfaßt und dargestellt sind; um so mehr jedoch ist es dem Verf. gelungen, einen trefflichen Beitrag zur Literargeschichte und zur Geschichte der Freundschaften jener Zeit, welche an Sympathien so reich war wie unsere Zeit an Antipathien, in bester Form der Conception und Ausführung zu liefern. Unsere Epigonenzeit ist nun einmal vorzüglich darauf hingewiesen, sich an einer herzensfrischern Vergangenheit zu erquicken und, statt Denkmale der Production aufzustellen, den Boden vergangener Epochen nach biographischen Denkmalen zu durchwühlen.

Zu den eigentlich unterhaltenden Aufsätzen des „Rheinischen Jahrbuch" gehört Matzerath's Novelle „Irrungen der Liebe", worin das Raisonnement bedeutender ist als der stoffliche Inhalt. Frauen und Männer sprechen sich darin über Heine, über die Poesie der Zukunft, über den Charakter der Gegenwart weitläufig aus; der Verf. bemüht sich allzu sehr, die Personen seiner Novelle dem Leser dadurch interessant zu machen, daß er sie geistreich raisonniren läßt, denn ihr Handeln und Thun ist nicht geeignet, unsere Theilnahme zu gewinnen. Uns scheint aber, daß alle dies Hin- und Wiederreden wol in ein kritisches Journal, in ein blos raisonnirendes Buch, aber nicht in eine Novelle gehört. Man sieht eben, daß es dem Verf. nicht an Ideen und Reflexionen, aber wol an Erfindungsgabe fehlt und an der Fähigkeit, das Volle des wirklichen Lebens mit rascher und unverzagter Hand zu ergreifen. Die Sprache ist elegant, gefeilt, oft zu zierlich, zu gewählt; doch liegt über vielen Reflexionen und Naturschilderungen ein poetischer Duft, welcher den Verfasser als einen mit dichterischen Anschauungen Begabten signalisirt. Zu den unterhaltenden Partien des Buchs gehören auch die „Bruchstücke aus Reisebriefen", von einer Dame aus Italien geschrieben. Die weibliche delicate und doch kecke Hand verleugnet sich nicht. Ebenso leicht gelesen als vergessen, verrathen diese Briefe doch Geschmack, Bildung und gereiftes Urtheil.

Ganz aus dem unterhaltenden Charakter fallen drei hier mitgetheilte Recensionen heraus, die in einem kritischen Journale eher ihre rechtmäßige Stätte gefunden haben würden. Die Recensionen scheinen uns für ein Jahrbuch, welches doch seiner Natur nach auf ein größeres gemischtes Publicum speculiren muß, zu speciell. Ein populaires Raisonnement über die neuesten Entwickelungen der Romanpoesie im Allgemeinen würde uns viel zweckdienlicher erschienen sein. Oder welch ein Verhältniß zum Rheinlande hat Gutzkow's „Vater Blasedow" oder Gutzkow selbst? Außer dem „Blasedow" finden wir noch Immermann's „Münchhausen" und Koenig's „William's Dichten und Trachten" in einer bis auf wenige Spuren parteilosen Weise besprochen. Die Recensionen sind gut geschrieben, verrathen ein tüchtiges und scharf eindringendes kritisches Talent und enthalten einen großen Vorrath beherzigenswerther Ansichten.

Die lyrisch-epische Hälfte des „Jahrbuch" ist reich ausgestattet und enthält viele schätzenswerthe Beiträge. Die kostbarste Perle dürfte unter ihnen Immermann's „Riwalin und

Blancheflur" aus dessen „Tristan und Isolde" sein, voll Süße und Innigkeit und partienweise gesunder Sinnlichkeit. Einige Reflexionsbreiten und zu ersichtliche Nachahmungen alt-epischen Styls möchten wir tadeln. Frisch und munter, an Immermann's Gedicht durch naiv alterthümlichen Ton sich anschließend, aber in der Form weniger gerundet und in der Haltung flacher, erscheint „Schön Sigrid" von **Karl Simrock**, ein größeres Bruchstück aus dessen „Wittich Wieland's Sohn". **F. Freiligrath** gibt aus Shakspeare's „Venus und Adonis" die 30 ersten Stanzen in einer vortrefflichen Übersetzung, die durch Deutlichkeit, Concinnität, Mark des Ausdrucks und Virtuosität in Sprache und Reim Erstaunen abnöthigt. Man urtheile selbst, ob man in folgender Probe noch eine Übersetzung erkennt:

Nie wird das Alter meiner Stirn gefährlich,
Mein Auge blitzt und ist im Äugeln stark;
Dem Lenze gleich, wächst meine Schönheit jährlich,
Mein Fleisch ist weich und brennend ist mein Mark.
Läg' meine Hand feucht in der feuchten Deinen,
Sie würde schmelzend zu vergehen scheinen.

Befiehl, und schmeichelnd soll mein Wort dich locken;
Mich schwingen will ich, leicht wie eine Fee,
Wie eine Nymphe, mit gelösten Locken,
Bewandeln will ich dieser Primeln Schnee.
Lieb' ist ein Geist, von Feuer ganz gewoben,
Leicht, nimmer sinkend, strebend nur nach oben u. s. w.

Da indeß der Dichter selbst auf die Vollendung der Form so unendlich viel zu geben scheint, so erlauben wir uns doch, ihn auf den Misklang aufmerksam zu machen, der in dieser sonst rhythmisch und periodisch wohllautenden Stelle durch die Häufung der Doppelvocale ei, eu und äu, durch die schnelle Aufeinanderfolge von gleich, reich, feucht, schmeichelnd und abermals leicht und wieder leicht, durch Äugeln, scheinen, Geist, Feuer u. s. w. hervorgebracht wird. Wer in formeller Hinsicht so viel zu leisten sich vorgesetzt und so viel geleistet hat, wird auch diese kleinen Übelstände bei nur etwas größerer Aufmerksamkeit leicht besiegen können.

Noch stoßen wir auf einen ziemlichen Vorrath von lyrischen Gedichten, welche die Schlußpartie des Buchs bilden. Es befinden sich darunter, neben manchen mittelmäßigen, auch viele recht lobenswerthe Gedichte, an Zahl verhältnißmäßig die meisten von **Karl Simrock**. **Schücking** bewährt sich in der zerlegenden Prosa trefflicher als in der zusammensetzenden lyrischen Production. Besonders gedrungen fühlen wir uns, auf ein weibliches Talent aufmerksam zu machen, auf **Louise von Bornstedt**, welche zwei Gedichte beisteuerte, die eine sonst bei Frauen nicht gewöhnliche Energie des Ausdrucks und der Empfindung verrathen. Auch in den Reimen geht die Dame kecker und nachdrücklicher zu Werke, als sonst die Frauen pflegen. So heißt es in dem Gedichte „Windesstimmen":

Was will er (der Wind) mir beschreiben
Bei fahlem Mondenschein
Sein wunderliches Treiben
Am öden Rabenstein?

Wie er bei Gräbern leise
Mit Geistern sich geküßt,
Auf seiner weiten Reise
Manch' todtes Lieb begrüßt?

In feuchten Bergesschluchten
Gekos't, geächzt, geschnalzt,
In öden Waldesbuchten
Mit dürrem Laub gewalzt.

Wie er auf hohen Zinnen
Den Wetterhahn gedreht,
Die Höf' und Gänge drinnen
So zugig kalt durchweht

Und mit dem nassen Finger
Gepocht ans Fensterglas,
Daß in dem alten Zwinger
Des Pförtners Kind ward blaß u. s. w.

Das sonst minder plastische Gedicht „Schweigen" schließt tiefsinnig:

Schweigen, größtes Wort der Sprachen,
Woran alle Stürme brachen,
Dem der Schöpfung ew'ges Loos
Lag geheimnißvoll im Schoos,
Aller Weisheit Mutter du,
Alles Schmerzes letzte Ruh',
Und der Todten Wissenschaft,
Und des Glaubens höchste Kraft,
Lehre mich, es ganz verstehn,
In dein Wesen zu vergehn.

Der Rest ist Schweigen, sagt Hamlet; Schweigen sei auch der Rest unserer Berichterstattung, weil nach den Worten der Dichterin Schweigen aller Weisheit Mutter ist. 16.

---

## Literarische Notizen.

Ibn Khallikan's biographisches Wörterbuch, welches mehr Licht als irgend ein anderes Werk über die arabische Literatur verbreitet, erwartet jetzt zwei Ausgaben, zu Göttingen und zu Paris. Der asiatischen Gesellschaft wurde von W. Cureton eine Denkschrift vorgelegt, in welcher er das Vorhandensein der Autographie des Verfassers nachweist. Sie ist nur in einzelnen Theilen schadhaft, ihr ganzes Ansehen weist sie dem 13. Jahrhunderte zu. Die Schrift zwischen den Zeilen und an dem Rande von einer mit der des Textes ganz übereinstimmenden Hand, die einem Schreiber von Profession angehört, sowie die ausdrückliche Versicherung in dem Buche selbst sind Beweises genug für diese Annahme. Die erwähnten Randbemerkungen enthalten viele Verbesserungen, die zum guten Theile bis jetzt noch nicht bekannt geworden und von Wichtigkeit für die Bestimmung der Namen und Genealogie berühmter Personen in der arabischen Literatur sind. Nach Allem ist das Manuscript eine der interessantesten von den bekannten literarischen Seltenheiten.

---

Zu Marab in Arabien hat man Inschriften entdeckt, über welche Dr. Wilson, Präsident der Bombayzweiggesellschaft, nach einer der letztern von Dr. Smytton gegebenen Darstellung der asiatischen Gesellschaft einen Bericht erstattet hat. Sie sind in demselben Charakter wie die in Südarabien entdeckten. Man hat sie mit dem Namen der himyaritischen bezeichnet und Ähnlichkeit mit den äthiopischen zu finden geglaubt; wogegen Dr. Wilson sie lieber mit dem alten Griechischen, wie es sich namentlich auf der nemeischen Inschrift findet, vergleicht, wozu er sich durch die allgemeine Herleitung des griechischen Alphabets von den Phöniciern und Herodot's Angabe, daß letztere aus einer arabischen Colonie entstanden seien, berechtigt glaubt. Auf jeden Fall hält er aber jene Inschriften für großer Beachtung werth.

---

Von den neuesten englischen politischen und staatswissenschaftlichen Werken verdienen Beachtung: Atkinson's „Political economy"; Adam's „On the law and custom of slavery in british India"; „Judgment in error in the case of Stockdale v. Hansard, by the court of common sense"; Ryall's „Conservative statesmen" (1. Bd.), Laurence's „On the nobility of the english gentry". „The chronicles of crime, or new Newgate calendar", von Camden Pelham, wovon vor kurzem die erste Nummer erschienen ist; das ganze Werk soll mit 52 Nummern vollendet werden. 47.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 224. —— 11. August 1840.


## Französische Kritiker neuerer Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 223.)

Einer der tüchtigsten französischen Kritiker letztern Schlags ist Sainte-Beuve, dessen kritisch-ästhetische Artikel mit zum Besten gehören, was in den letzten Jahren im Fach der Kritik geleistet worden. Die bedeutendern dieser in Journalen und Revuen zerstreuten Aufsätze hat der Verf. zu verschiedenen Zeiten gesammelt und unter dem oben angegebenen Titel abdrucken lassen. Sainte-Beuve hat keine feste Theorie der Ästhetik und huldigt weder fixen Ideen, noch einem besondern Systeme, was in einer Literaturperiode, wo sich Ideen und Systeme so wild durcheinander kreuzen, vielleicht das Rathsamste ist. Er vermeidet dadurch den Irrwahn, daß jedes Product der Literatur, wie jedes Ding unter der Sonne, in die Zwangstiefeln der Terminologien eingeschnürt und auf das prokrustische Folterbett derselben gelegt werden müsse. Den Mangel einer Theorie bei Lösung schwieriger Probleme der Ästhetik ersetzt Sainte-Beuve durch einen angeborenen sichern Takt und einen glücklichen Instinkt des Schönen und Wahren. Da er selbst Dichter und durch und durch Künstler ist, so läßt er sich von seinem individuellen Zartgefühl leiten, welches oft mehr Schönheiten an einem Kunstwerke entdeckt als der schärfste Theoretiker. Sainte-Beuve's Analyse geht in gewissen Hinsichten tiefer, weil sie weniger Resultat des Gedankens als des Gefühls ist und daher auf viele kleine Schattirungen und Anspielungen eines Dichters aufmerksam macht, die ein anderer Kritiker übersehen würde. Sainte-Beuve empfindet eine kindliche Freude und Begeisterung über ein Buch, welches seine Sympathie erweckt und eine Saite seines Herzens anschlägt; ist der Autor unbekannt, so hat er nichts Eiligeres zu thun, als das Publicum auf diesen glücklichen Fund aufmerksam zu machen. Die drei Bände seiner „Portraits littéraires" liefern Proben und Belege in Masse, wie er jahrelang seine ganze Sorge und Thätigkeit darauf hingerichtet, allen auftauchenden oder verkannten Talenten Beifall und Gerechtigkeit zu verschaffen. Sainte-Beuve machte sich zum kritischen Anwalt aller unterdrückten oder vernachlässigten jungen Autoren, mit Hintansetzung seiner eigenen poetischen Interessen: denn obschon von Natur aus ein sehr idyllisches Gemüth und ein entschiedener Freund der bürgerlichen Genügsamkeit und stillen Häuslichkeit, schlägt ihm doch ein Herz in der Brust, welches sich leicht für alles Schöne und Gute entflammt. Damit verbindet er eine heutzutage in Frankreich seltene Uneigennützigkeit und Aufopferungsfähigkeit. Wiewol er manche unverhoffte Täuschung erfahren, hat er sich dadurch nicht weiter von seinem begonnenen Unternehmen abbringen lassen, sondern stets offen und unverhohlen gesagt, was er für wahr hielt: er lobte das Verdienst und den Namen Derer, welche Unwissenheit oder Frivolität nicht anerkannt hatten, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, wie man es ihm lohnen werde. Das Bewußtsein, gesprochen zu haben, wie es ihm ums Herz war, diente ihm zur Beruhigung und gab ihm Muth zu neuen Kämpfen. Es gibt für Sainte-Beuve keine größere Freude, als wenn er einen neuen Poeten ankündigen, wenn er einen blöden, unbekannten Neuling in die literarische Welt einführen und der neugierigen Menge vorstellen kann, die freigebiger mit Spottreden ist als mit Lobeserhebungen und wohlwollenden Aufmunterungen; gelingt es ihm, seinem Empfohlenen einen Platz und Gönner zuzuwenden, so fühlt er sich glücklich und begehrt keinen Dank dafür. Wie viele Undankbare er auch im Leben angetroffen hat, er wird seines Amtes nicht müde und verfolgt unverdrossen sein Ziel; er rechnet es sich zum Ruhme an, den Ruhm Anderer zu verkünden und in der neuern französischen Kritik die Rolle des antiken Chors durchzuführen. Die Selbstverleugnung Sainte-Beuve's ist bei dem eigennützigen Treiben und Speculiren in der heutigen französischen Gelehrtenrepublik eine wohlthuende Erscheinung: in den 15 Jahren, wo die Kritik die Hauptbeschäftigung seiner literarischen Wirksamkeit ausgemacht, hat er keine Zeile geschrieben, die nicht für ihn, zugleich aber auch gegen Andere Zeugniß ablegte: er hat manchen Wankenden gestützt, der später seine hülfreiche Hand abgeleugnet; er hat viele Schiffbrüchige dem Tode entrissen, die den Namen ihres Retters vergaßen, wie sie sich am Lande von ihrer Ohnmacht erholt hatten; er hat mehr als einen obscuren Gemeinen zum Kaiser ausgerufen, der ihm nachher den Rücken gewandt mit den Worten, welche einer der römischen Cäsaren auf seinem Sterbebett geäußert haben soll: „Ich fühle, daß ich ein Gott werde!" Allein keine von diesen bittern Erfahrungen war im Stande, den Muth des unermüdlichen Kritikers zu bre-

chen und ihm die Lust an neuen Entdeckungsreisen zu verderben.

Vor Sainte-Beuve bestand das ganze Geheimniß der französischen Kritik, wenn sie nicht trocken gelehrt oder pikant bissig war, in dem mechanischen Anwenden von Formeln und Regeln, die längst keinen Sinn und keine Bedeutung mehr hatten. Sainte-Beuve gebührt die Ehre, Poesie in die Kritik gebracht und etwas Eigenthümliches in diesem Fache geschaffen zu haben: in seinen Händen ist die Analyse alter und neuer Bücher etwas Lebendiges und Beseeltes und in gewisser Beziehung gleichsam wieder ein eigenes Kunstwerk geworden, welches für sich bestehen und an sich allein interessiren kann, unabhängig von dem Kunstwerke, welches als Unterlage dient. Seine während der Restauration für den „Globe" geschriebenen Artikel, welche er vereinigt unter dem Titel „Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre français au seizième siècle" (2 Bände) herausgegeben und seine seit der Julirevolution erschienenen „Portraits littéraires" liefern für diese Eigenthümlichkeit Sainte-Beuve's als Kritiker genügende Belege, wiewol auf verschiedene Art. In dem erstgenannten Werke hat Sainte-Beuve die logische, sittliche und sociale Seite der Schriftsteller fast ganz vernachlässigt und sich wenig oder gar nicht damit befaßt, das Innere ihrer Werke zu durchforschen, sondern sich ganz vorzüglich darauf beschränkt, Sprache, stylistische Darstellung, Versbau und sonstiges Formelle ins rechte Licht zu stellen; allein obgleich hier der plastische Theil der Poesie unbedingt zur Hauptsache erhoben ist, so schimmert doch überall durch, daß die Bewunderung des Kritikers für die Naivetät und Einfachheit des Ausdrucks und der Darstellung keineswegs eine kindische Vergötterung und Anbetung der äußern Form ist, sondern daß ihm an der Unbefangenheit, Kindlichkeit und Natürlichkeit des Styls zugleich die Gedanken und Empfindungen zusagen, welche die Poeten des 16. Jahrhunderts darin aussprechen. Um die Zeit, wo jenes Buch herauskam (im J. 1828), waren überdies die Fragen und Probleme der poetischen Plastik in Frankreich keineswegs erledigt; es handelte sich darum, neue sprachliche und metrische Gesetze geltend zu machen, welche bestritten und als unfranzösisch und barbarisch verschrien wurden. Die literarischen Parvenus des Romanticismus, welche die alten Gesetze des Classicismus umwarfen, pochten auf ihre von Alters herstammenden Rechte und ihre Ahnen; aber da sie schlechte Philologen und in der Heraldik oberflächlich bewandert waren, fiel es ihnen schwer, die verstäubten und von den Motten zerfressenen Familienurkunden zu entziffern und daraus ihre nationalfranzösische Herkunft nachzuweisen; sie brauchten daher sehr nothwendig einen gelehrten Wappenkundigen und Alterthumsforscher, der ihnen aus der Verlegenheit half. Diesen fanden sie an Sainte-Beuve. Er grub den Quellen der französischen Poesie nach und entwarf den Stammbaum der neuen Poeten, welchen Zeit und Commentare vergraben hatten: er zog die unbekannten, vergessenen Ahnen des André Chénier und Molière, die vorclassischen Dichter des 16. Jahrhunderts ans Licht und ging über Malherbe weg bis auf Ronsard und Mathurin Regnier zurück, deren Verdienste er ganz besonders hervorhob.

Nachdem diese Arbeit abgethan und nachgewiesen war, daß die neue Dichterschule der Restauration keine Einschwärzung des Auslandes und keine unnatürliche, antinationale Ausgeburt der neueren Zeit, sondern eine legitime Verjüngung und Fortsetzung des französischen Mittelalters und der nationalen Überlieferung sei, galt es, die classische Literaturperiode, Corneille, Racine, Molière, Boileau, Diderot, J. B. Rousseau ꝛc. nach den festgestellten Principien zu beurtheilen und sich über den Werth und die Natur dieser Autoren auszusprechen. Nachdem der Romanticismus des 19. Jahrhunderts mit dem Romanticismus des 16. verknüpft und in Zusammenhang gebracht war, mußten die beiden dazwischenliegenden Jahrhunderte an die Reihe kommen und ihre nähere oder entferntere Verwandtschaft mit der neuesten oder ältesten Periode der französischen Literarhistorie, sowie ihre Stellung zur allgemeinen Culturgeschichte ausgemittelt werden. Diese zweite Hälfte seiner literarischen Thätigkeit wurde von Sainte-Beuve ebenso glücklich erledigt als die erste. Da bei Sainte-Beuve einmal der Entschluß feststand, über dem Künstler den Menschen nicht zu vergessen und zugleich mit dem ästhetischen Moment der Bücher die Genealogie und Naturgeschichte der Verfasser zu schreiben, erfüllte er diese doppelte Aufgabe mit der größten Gewissenhaftigkeit und liebevollsten Aufmerksamkeit. Jede der Individualitäten, welche er studirt, wird für ihn auf einige Wochen eine Lieblingswelt, eine ausgesuchte Atmosphäre, welche er mit voller Lunge einathmet, eine geliebte Landschaft, worin er die geringsten Abstufungen und Wellenlinien des Terrains in Augenschein nimmt, ein theurer Fluß, dessen Lauf er in allen Windungen und Krümmungen verfolgt. Jede seiner kritischen Studien ist eine wahre Reise; er kehrt von einer unternommenen Lecture wie von einer weiten Reise zurück; er schüttelt den Staub ferner Gestade von seinen Füßen und bringt unbekannte, lieblich duftende Blumen mit, die er am Wege gepflückt. Daher darf es uns nicht wundern, wenn er, wie alle große Reisende, sich so leicht assimilirt und sich gern in die Sitten und Leidenschaften, Gewohnheiten und Gesinnungen der durchforschten Länder hineinversetzt, wenn er abwechselnd die Tempel von Bombay, Memphis und Athen lobt und sich zu so verschiedenen Religionen bekennt, daß man ihn beinahe für einen Ungläubigen halten möchte.

Aber diese fortwährende Beweglichkeit und Veränderlichkeit ist bei Sainte-Beuve lediglich eine beständige Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit; er vergißt nie, was Baco sagt: oportet discentem credere; er glaubt an Saint-Martin und Lamartine, an Chateaubriand und Lamennais, an Diderot und den Abbé Prévost. Dieser Glaube an die innere Wahrheit der verschiedenartigsten Bestrebungen ausgezeichneter Geister beeinträchtigt keineswegs sein Urtheil, sondern erhöhet vielmehr den Werth desselben, da jene unbefangene Bewunderung der heterogensten Naturen

ihm gestattet, so tief als möglich ins Innere derselben hinabzusteigen und verborgene Schätze zu Tage zu fördern. Sainte-Beuve glaubt, um zu lernen; er studirt mit dem Herzen wie die Weiber, und gibt sich hin, um den Sinn des Lebens zu begreifen. Der neue Glaube, dem er sich für einige Zeit mit ganzer Seele hingibt, hat durchaus nichts Erkünsteltes und Unentschiedenes; im Gegentheil, über der Betrachtung seines neuen Freundes verliebt er sich in ihn, schmiegt sich ihm an, versenkt sich in ihn, geht in ihm auf und lebt mit und in ihm, bis er eine neue Bekanntschaft macht: er beschwört die Schatten einer zu Grab getragenen Bildung wieder herauf, facht erloschene Leidenschaften wieder an, ruft längst verschollene Charaktere wieder ins Leben, und das Alles mit solcher entzückenden Anmuth, mit so großer Naivetät, daß wir uns die Täuschung gefallen lassen und dem wunderbaren Zauberer folgen, wohin er uns haben will. Alle Bilder, die er unsern Blicken vorüberführt, gewinnen unsere Liebe, da sie uns unerwartete, ungeahnte Schönheiten aufdecken. Da ist durchaus keine Spur von Affectation und Künstlichkeit, kein Flecken vom Unedeln und Gemeinen. Die Kritiken Sainte-Beuve's sind Spiegelbilder seiner Seele, welche sehr verschiedenartige Individualitäten mit gleicher Liebe umfaßt und wie ein weiches Wachs oder wie ein stiller, ruhiger, klarer See ist, worin sich Boileau's Bildniß so gut abdrückt wie das von Lamennais und Georges Sand. Sainte-Beuve steht so sehr unter dem Einflusse und der Einwirkung der Schriftsteller, die er eben studirt, daß sein Styl sich darnach richtet und jedesmal wechselt.

Es mag sein, daß strenge, kältere und minder empfängliche Gemüther nicht immer die Bewunderung Sainte-Beuve's theilen; es mag Leute geben, welche seine Kritiken nicht streng wissenschaftlich und seine Begeisterung oft ungegründet, zu leichtgläubig finden; aber Sainte-Beuve entwaffnet den Tadel durch die Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit seiner Ansichten: er ist ganz glücklich, wenn er loben und bewundern kann, wie so viele Andere froh sind, wenn sie tadeln und mäkeln können. Daher begreift man, warum er in seinen kritischen Studien die Individualitäten übergangen hat, welche von der seinigen durch einen zu weiten Abstand getrennt waren. Wenn er einerseits Jemand lieben muß, um in sein Inneres einzudringen und ihn ganz zu verstehen, so kann man andererseits auch von ihm sagen, daß er nur solche Autoren und Naturen versteht, welche er liebt; wo er nicht liebt, da sind seine Kritiken unzulänglich, und der so sanfte, gutmüthige Kritiker, dem man sonst eher zu große Nachsicht als zu strenges Urtheil vorwerfen kann, geräth dann bisweilen in ein Eifern und Polemisiren, welches an den literarischen Paroxismus der Restaurationsperiode erinnert, wie in der Kritik des armen J. B. Rousseau, welchen Sainte-Beuve gar hart mitnimmt. Allein diese Fälle sind äußerst selten; denn da, wo Sainte-Beuve nicht loben kann, schweigt er gewöhnlich; und jeder Schriftsteller, der nur einigermaßen sich als Mensch darstellt, erhält seine Liebe und Zuneigung: Sainte-Beuve ist so freundlich und wahrhaft menschlich gesinnt, daß er oft wider Wissen und Willen die schreiendsten Gegensätze in den Individualitäten, womit er es gerade zu thun hat, wenn auch nicht völlig ausgleicht und aufhebt, doch wenigstens mildert und sühnt. Der erste Band der „Portraits littéraires" von Sainte-Beuve erstreckt sich vorzugsweise auf die Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts; die beiden letzten Bände enthalten dagegen Artikel über berühmte lebende Schriftsteller; uns gefielen am besten die Schilderungen von Chateaubriand, Ballanche, Lamennais, G. Sand, V. Hugo, Lamartine, Béranger, Alfred de Musset, André Chénier, Jouffroy, Senancour und Madame Desbordes-Valmore.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Aus Dänemark.

Die dänische Literatur des letztvergangenen Jahres bietet nur wenige Schriften dar, welche von allgemeinem Interesse für das Ausland sind, zu ihnen dürfte aber nachstehende mit Recht gezählt werden können: „Undersögelse om Machiavelli som Skribent, især med Hensyn till Bogen om Fyrsten" (Untersuchung über Machiavelli als Schriftsteller, insbesondere mit Hinsicht auf das Buch vom Fürsten), von C. Paludan-Müller (Odense 1839). Dieses Büchlein interessirt durch den Gegenstand selbst, über den man sich in der neuern Geschichte so viel gestritten hat, und ist zugleich lehrreich durch sein ruhig und gründlich erforschtes, klar und sicher dargethanes Resultat. Dieses Resultat ist kurz folgendes: Machiavell steht als Geschichtschreiber in der ersten Reihe, als Dichter gehört er nicht zu den letzten seiner Nation. Seine Politik kann nur als die Politik der Zeit, worin er lebte, verstanden werden, aber das Buch vom Fürsten hat einen noch eingeschränktern Zweck, da es blos für einen einzelnen Mann, der in gewissen, nur damals gegebenen Verhältnissen stand, geschrieben ist. Jedes Urtheil, welches dieses Buch als abstract oder allgemeingültig behandelt, wird sogleich einseitig und ungerecht. Dieses Buch ist ein concretes, historisches Document, nicht eine freie wissenschaftliche Entwickelung einer Idee. Es war gerade das Beste in Machiavelli's Gemüth, was ihn dahin brachte, in diesem so oft und so vielfältig misverstandenen Buche zum Schlimmsten zu rathen, nämlich zu List und Gewalt, zu Gift und Dolch. Zur Befreiung seines Vaterlandes von fremder Zwingherrschaft glaubte er jedes Mittel erlaubt. Die Abhandlung des Herrn Müller zerfällt, außer einer kurzen Einleitung, in drei Abtheilungen; die erste enthält eine Kritik der vielen verschiedenen Meinungen über Machiavelli's Politik und sein berüchtigtes Buch; die zweite eine Charakteristik Machiavelli's mit besonderer Hinsicht auf das Buch vom Fürsten, welches ganz als eine politische That, und nicht als eine gewöhnliche literarische Arbeit betrachtet werden muß; die dritte eine kurze Charakteristik des Helden überhaupt, insbesondere mit Hinsicht auf den heidnischen Hauptzug in seiner ganzen Geistesrichtung. Der Verf. hält sich ausschließlich auf dem historischen Standpunkt. Er untersucht gar nicht die Gültigkeit irgend eines isolirten Satzes; es wird nicht einmal von ihm die Frage aufgestellt, inwiefern Machiavelli's ganze politische Hauptanschauung die Probe aushalten kann, oder in welchem Verhältniß sie zur Moral, Religion, Philosophie u. s. w. steht. Es ist nicht einmal vollkommen die Rede von deren innerm Zusammenhang mit seiner Zeit und deren wirklicher Meinung und Bedeutung. Es wird nur gefragt, inwieweit ein so kluger und erfahrener Staatsmann, ein so eifriger italienischer Patriot, ein so großer Bewunderer des Alterthums, ein solcher Erbe der durch Petrarca und viele Andere genährten Liebe zum Altrömischen als zu etwas echt Vaterländischem, ein solcher Theilnehmer an, ja Vormann in dem wohlbegründeten Priesterhaß seines Zeitalters — inwieweit ein solcher Mann anders denken und reden

konnte. Aber diese Frage muß mit einem bestimmten Nein beantwortet werden. Allein der Mangel an gehöriger Einsicht in diese Verhältnisse kann die bis auf unsere Tage nicht blos schwankenden, sondern auch ganz widersprechenden Urtheile über Machiavelli, besonders über sein Buch vom Fürsten, erklären. Doch deutet er schon in der Vorrede seine Absicht an, welche keine andere war, als den Lorenzo von Medici zu vermögen, das zersplitterte Italien unter sein Scepter zu vereinigen, es koste was es wolle. Er ermuntert das mediceische Haus, die Gelegenheit zu ergreifen, „die Barbaren", d. h. die Franzosen, die Spanier, die Deutschen und die Schweizer, aus Italien zu verjagen und dadurch eine neue Herrschaft zur Rettung des unglücklichen Vaterlandes zu gründen. Diese Rettung des Vaterlandes haben Machiavelli's politische Schriften alle zum Hauptzweck. Im Buche vom Fürsten hofft er noch auf deren Verwirklichung; in seinen „Discorsi sopra la prima Deca di Tito Livio", und in seinem Buche „Dell' arte della guerra" bildet sie gleichfalls das Grundthema, aber in diesem verzweifelt er an der Erfüllung seines brennenden Wunsches; in der „Florentinischen Geschichte", seiner letzten Arbeit, schließt er sein Werk mit einem schwachen Seufzer über die Misgeschicke, welche ancora rovinano l'Italia. Ein Jahr darauf starb er. Dux opus est viris, populos qui cogat in unum.

---

Alterthums- und Geschichtsforschern sehr willkommen ist die neue Ausgabe von folgendem Werke: „Saxonis Grammatici historia Danica. Recensuit et commentariis illustravit Dr. *P. E. Müller*, Sialandiae episcopus etc. Opus morte Mülleri interruptum absolvit Mag. *L. M. Velschow*, historiae Professor. Partis prioris Vol. I et II textum et notas breviores complectens" (Kopenhagen 1839). Je mehr das Vaterland und die Wissenschaften durch das Leben des Bischofs P. E. Müller gewonnen hatten, desto tiefer müssen beide seinen frühzeitigen Tod bedauern. Der größte Theil seines wissenschaftlichen Lebens war der Theologie geweiht und eine große Zahl Jünger bewahren in dankbarer Erinnerung, was sie durch seinen streng philosophischen Vortrag vom Katheder und in Schriften gelernt haben. In einem andern Theile seines wissenschaftlichen Lebens, der zwar kürzer, aber reicher an neuen Resultaten selbständiger Forschung war, opferte er dem Studium der geschichtlichen Denkwürdigkeiten des Nordens die Zeit, die ihm nach wichtigen Amtsverrichtungen übrig blieb. Zu dieser letzten Periode seines Lebens gehört, außer seiner Sagenbibliothek und seinen Untersuchungen über die Historiographie des Nordens, auch die gegenwärtige Ausgabe von Saxo's „Dänischer Geschichte". Es war ein Glück, daß dieses opus posthumum vor Müller's Tod über die Grenzen der eigentlichen Sagengeschichte vorgerückt war, innerhalb welcher kaum Jemand ihn ersetzen konnte, und daß es darnach in dem Prof. Velschow einen Fortsetzer erhielt, ausgerüstet mit historischer Gelehrsamkeit und Kritik, es zu vollenden. Nur wenig war gedruckt, als Müller starb; aber die Materialien zur Ausstattung der Ausgabe lagen größtentheils vor. Der vorliegende Theil enthält nur den Text mit den nothwendigsten Bemerkungen philologischer, geschichtlicher und geographischer Natur. Die zweite Abtheilung des Werks wird ausführlichere Anmerkungen und historisch-antiquarische Untersuchungen, wozu der Text Stoff und Veranlassung gegeben, so wie Prolegomena liefern.

---

Aufmerksamkeit verdient folgende, im letztvergangenen Jahre angefangene Zeitschrift: „Brage og Idun, et nordesk Fierdingsårsskrift, utgivet med Bistand af Danske, Svenske og Normænd, af Fredrik Barfod" (Kopenhagen 1839). Das erste Vierteljahrsheft enthält einige gute Abhandlungen und Gedichte, aber der Herausgeber scheint weder mit sich selbst noch mit seinen Mitarbeitern über einen festen und bestimmten Plan des Unternehmens einig geworden zu sein. Eine sehr erfreuliche Erscheinung würde es jedoch sein, wenn eine Zeitschrift, welche zu der erwünschten wissenschaftlichen und geistigen Vereinigung der skandinavischen Reiche wesentlich beitragen könnte, wirklich zu Stande käme. 13.

---

## Notiz.

### Physik und Metaphysik vor Gericht.

Mit dem Testamente des vor drei Jahren verstorbenen originellen Philosophen Fearn waren seine Witwe und Tochter unzufrieden und die Sache kam im vergangenen Herbste vor dem Court of common pleas zur gerichtlichen Entscheidung. Der Verstorbene hatte sich einige Monate vor der Geburt dieser nun 20jährigen Tochter von seiner hochachtbaren Gattin förmlich getrennt und von seinem Kinde bis zwei Jahr vor seinem Tode nicht die mindeste Notiz genommen, dann aber es zu sich gerufen und mit Beweisen der Zuneigung überhäuft. Wie erstaunte man aber, als sich in seinem Testamente jene Tochter durchaus übergangen fand! Es wurde darum jetzt wegen angeblicher Geistesverwirrung des Erblassers angegriffen. Die Geistesverwirrung wollte man aus zwei Umständen beweisen: die an Vergötterung grenzende Hochachtung, die der Verstorbene seiner Haushälterin zollte, an welcher die öffentliche Meinung sehr Vieles auszusetzen fand, und sodann seine metaphysischen Schriften. Der erste Beweisgrund wurde als nicht rechtskräftig zurückgewiesen; die Entscheidung des zweiten überließen die Richter dem Ausspruch von Sachverständigen. Es fand sich aber, daß keiner der vernommenen Zeugen sich in diese Kategorie stellen, noch weniger die Grenzlinie zwischen dem Unverständlichen und dem Unsinn ziehen wollte. Nur der Physiker, Sir David Brewster hielt sich zu einem objectiven Urtheile berechtigt und erklärte den Metaphysiker frank und frei für einen Narren. Die Richter waren aber dieser Meinung nicht. Vielleicht erinnerten sich einige daran, daß der Metaphysiker schon lange denselben Ausspruch über den Physiker gefällt hat. Fearn lebte mit Brewster wie mit den schottischen Philosophen in steter Fehde, in der er das Urtheil des englischen Publicums gegen sich, am Ende aber nicht Unrecht hat, wenn auch sein Ton stolz und grob genug und sein Gedankengang nicht besonders geregelt ist. Das Gericht entschied, daß kein Grund vorhanden sei, den Verstorbenen, wenn er auch excentrisch gewesen, für geistesverwirrt zu halten, daß also sein Testament bestehen müsse. 48.

---



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 225. —— 12. August 1840.


## Französische Kritiker neuerer Zeit.

(Beschluß aus Nr. 224.)

Dem Sainte-Beuve ähnlich und doch von ganz entgegengesetzter Natur ist Gustave Planche, der seit 12 Jahren für Revuen und Journale, namentlich für die „Revue des deux mondes" und die „Chronique de Paris" kritische Abhandlungen schreibt, von denen im J. 1836 unter dem obenangezeigten Titel eine Auswahl erschienen ist, die bereits eine zweite Auflage erlebt. Planche ist kein mitfühlender Kritiker, der tief in den Geist, Sinn und Charakter der Schriftsteller eindringt und sich ganz in ihre Gemüthswelt versetzt, sondern ein strenger, unbestechlicher Richter, der die Autoren nach dem ästhetischen Gesetzbuch, das er selbst entworfen, aburtelt. Planche begann seine literarische Laufbahn zu einer Zeit, wo der Romanticismus noch keine andern Gegner hatte als die Anhänger einer morschen Vergangenheit und eben seine glänzendsten Siege erfocht; allein sein kritischer Instinct bewahrte ihn vor dem unbedingten Eingehen in die neue Richtung und bewog ihn, den Tadel unter einem bedingten Lobe oder einem guten Rathe zu verbergen und dem allgemeinen Ausschreien der Producte des Romanticismus seine Zustimmung zu versagen, ja allmälig eine entschiedene Polemik entgegenzustellen. Was an diesem kräftig ausgesprochenen Tadel besonders überraschte, war, daß er sich auf dieselben Principien gründete, für welche die romantische Dichterschule zu Felde zog, und in einer neuen Sprache und Darstellung ausgedrückt wurde, welche oft romantisch klang und an den kecken Styl des französischen Mittelalters erinnerte. Weil nun aber Planche seine Rüstung bei demselben literarischen System borgte, gegen welches er die schweren und leichten Geschosse seines Witzes und Verstandes richtete, glaubten Viele steif und fest, daß seine Sache und Zukunft nothwendig mit dem Romanticismus stehen oder fallen müsse. Jedoch irrte man sich darin; Planche fand, nach der Auseinandersprengung des romantischen Heeres, einen Bundesgenossen, der sein Talent zu höherer Ausbildung förderte und ihm Klarheit und Bedeutung gab.

Die Erschütterung, welche die Julirevolution im Geisterreich bewirkte, rief nämlich mit einem Mal einen Schriftsteller auf den Schauplatz, in dessen hochgenialischer Individualität die damals von allen Seiten auftauchenden Ideen einen durch Temperament und Lebensschicksale wohl vorbereiteten Boden fanden. Georges Sand ward zuerst von jener flammenden Sehnsucht hingerissen, welche um jene Zeit alle Herzen und Gemüther ergriffen; und dieser Name wird stets unter den Autoren jedes Zeitalters und jeder Nation glänzen, welche ähnlichen Ideenreihen ihren Hervortritt verdanken. Madame Dudevant's erstes literarisches Auftreten war heftig, leidenschaftlich, wie das gleichzeitige politische Treiben, welches jede Existenz im öffentlichen und Privatleben gefährdete und selbst das Innere der Familien entzweite; es ist möglich, daß, wenn einmal ruhigere Zeiten eingetreten und die öffentliche Ordnung und das häusliche Glück vor den Stürmen gesichert sind, welche jetzt, von dem Wind allerlei Lehre erregt, stets von neuem sich erheben wollen gegen Alles, was Bestand gewinnen möchte, — es ist möglich, sage ich, daß alsdann Dichtertalente aufstehen, welche der Zeit mit mehr Ruhe, Überlegung, Besonnenheit und Kunst zum Bewußtsein verhelfen über Das, was sich vielgestaltig und zweideutig in ihr bewegt; allein dieser Name Georges Sand wird deswegen doch geehrt werden, so lange es edle Naturen gibt, welche, gleichviel ob mit oder ohne Schuld, in unglückliche Lebensverhältnisse hineingerathen. Georges Sand verdunkelte durch ihre Romane zuerst das glänzende Gestirn des Romanticismus, indem sie der jüngern aufwachsenden Generation bewies, daß die französische Literatur über den engen Kreis hinausgehen dürfe, in welchem V. Hugo die Geister durch den trügerischen Schein einer leeren formellen Freiheit festbannen wollte.

Planche war der Erste, welcher seinen Enthusiasmus für Georges Sand aussprach und dem Verf. der „Indiana" mit einem Male seine Stelle neben Chateaubriand und über Madame Stael anwies. Diese Bewunderung war ungeheuchelt und kam ganz vom Herzen. Der kühne, pathetische Romanschreiber nahm dem kecken, geistreichen Kritiker eine schwere Bürde von der Schulter und eine Binde von den Augen, indem er ihm zur klaren Erkenntniß und sichern Feststellung seiner Ideen verhalf, für die er seither vergebens einen Anhaltpunkt gesucht: seine bisherigen Angriffe gegen die romantische Schule bezogen sich hauptsächlich auf die Theaterstücke und den grassen äußern Pomp und Materialismus, womit man die innere Leere dieser Dichtungen zu umhüllen trachtete; — er bestand vorzüglich darauf, daß die dramatische Poesie nicht sowol

eine Augenweide, als eine Seelenspeise sein müßte, ging aber keineswegs so weit, diesen Satz zu generalisiren und ihn auf sämmtliche Gattungen und Producte der romantischen Poesie anzuwenden. Kaum aber sind Georges Sand's Romane erschienen, so faßt er seine kritischen Ansichten allgemeiner, formulirt sich eine kleine Ästhetik zu seinem Hausgebrauch und sagt sich entschieden von den Romantikern los. Es gereicht darum dem tüchtigen Kritiker keineswegs zum Vorwurf, daß er bei dem glänzenden Romanschreiber, auf dessen ästhetische Bedeutung er vor Sainte-Beuve aufmerksam machte, gleichsam erst in die Schule gegangen ist und sich von ihm seine ästhetischen Ansichten hergeholt hat. Die Kritik an und für sich allein ist durchaus unzureichend und kann nur dann die Initiative in literarischen Streitfragen ergreifen und die Fehler der Zeitgenossen mit Erfolg rügen, wenn sie unter den gleichzeitigen Dichtern oder Schriftstellern ein kräftiges, reines, ursprüngliches Vorbild findet, welches ihr die Waffen in die Hand gibt und Selbstvertrauen einflößt. Die beiden Schlegel verdankten den Umfang und Großblick ihrer Kritik gewiß vielfach dem Umgange mit unsern beiden großen vaterländischen Dichtern, und es gibt so leicht keinen ausgezeichneten Kritiker, der seine glänzende Eigenthümlichkeit nicht der Freundschaft oder der Bewunderung irgend eines Lieblingsautors verdankt.

G. Planche hat sein ästhetisches System aus den Romanen von Georges Sand hervorgesponnen, deren ästhetische Bedeutung er sowol in Hinsicht auf Form als Inhalt unendlich hoch stellt. Seine Theorie ist eben nicht sehr umfassend und genügend und beschränkt sich auf den Unterschied der innern beseelten und äußern leblosen Literatur, welche er als littérature intime und littérature visible bezeichnet. In die erste Kategorie stellt er den ganzen Reiterschwarm des Romanticismus, welcher der Victor Hugo'schen Manier treu geblieben und auf Metaphern und Bildern herumgaloppirt; zur zweiten Abtheilung rechnet er die kleine Zahl von Schriftstellern und Poeten, welche meist nach der Herausgabe der „Orientales" aufgetreten, sich einander fremd und durch kein anderes Band verknüpft sind als durch die vorherrschende Neigung, dem eigentlich innern Wirksamen in ihren Werken den ersten Platz einzuräumen, mit einem Beisatz von elegantem und gemäßigtem Skepticismus, wie er in einer Zeit verzeihlich, wo alle Religionen zusammengebrochen sind und Jeder seinem eigenen Gotte huldigt. Die erste Classe von Dichtern schlägt Planche mit den Waffen, welche ihm die zweite liefert; er weiß dasselbe Thema aufs mannichfaltigste zu variiren und dasselbe Grundmotiv zu den verschiedenartigsten Melodien zu benutzen: er hat seinen kritischen Gaul in einen Trab gesetzt, wobei er es lange aushalten kann: von Zeit zu Zeit legt er ihm eine andere Decke auf, und wenn man ihn auf dem neugeputzten Pferde vorbeireiten sieht, vergißt man, daß es der alte wohlbekannte Braune ist, und freut sich über die prächtige neue Decke, welche in reicher Farbenpracht schimmert.

Seine „Portraits" haben oft den Fehler, daß sie unter einem Augenpunkt aufgenommen sind, welcher dem Künstler nicht erlaubte, die ganze Physiognomie von allen Seiten zu betrachten und darzustellen: er hat meist nur einzelne Theile der Gestalt gezeichnet, bei Gelegenheit eines neuen Buchs oder eines neuen Bühnenstücks. Vielleicht schlug Planche absichtlich diesen Weg ein, um nicht als Nachtreter Sainte-Beuve's zu erscheinen, welcher dieses Genre von literarischen Portraits in der französischen Literatur aufgebracht und zu einer großen Vollendung erhoben hat. Manche Bildnisse von Planche sind indeß vollständig und wohlgelungen, wie die Portraits von Charles Nodier, Prosper Mérimée und Alfred de Vigny im ersten Bande; Erwähnung verdienen die ebendaselbst befindlichen geistvollen Analysen von Benj. Constant's „Adolphe" und G. Sand's „Indiana", „Valentine", „Lelia" und „Jacques", wo sich Planche in der Zergliederung der einzelnen Charaktere zur tiefeingehenden, psychologischen Kritik Sainte-Beuve's erhebt. Im zweiten Bande finden wir scharfe Artikel gegen Casimir Delavigne, Eugène Scribe, Alexander Dumas und Victor Hugo, mit welchem Letztern er fast zu hart und grausam umgeht. Voll attischen Salzes ist seine Beurtheilung der Lamartine'schen „Reise in den Orient" und des humanitaren Systems, welches der Dichter der „Harmonies" neuerdings vertritt und in welchem Christenthum, Judenthum, Pythagoräismus, Pantheismus, Republikanismus, Saint-Simonismus, Fourierismus, Katholicismus, Protestantismus und eine Menge anderer unbestimmbarer Ingrediencien und der allerheterogensten Elemente in bunter Mischung durcheinander schwimmen und ein Chaos der seltensten Art bilden; es würde dem Dichter schwer werden, daraus eine Harmonie zu machen. Den vortrefflichen Stellen des Lamartine'schen „Jocelyn" spendet Planche großes Lob und volle Anerkennung.

Wenn Planche auf schwierige Punkte der philosophischen Ästhetik stößt, so läßt ihn seine Theorie in Stich und er muß an seinen Geschmack appelliren, der in den meisten Fällen ziemlich richtig entscheidet. Planche besitzt übrigens ein gediegenes Schriftstellertalent, welches weit mehr als seine ästhetische Theorie seine Eigenthümlichkeit und Originalität begründet: er hat die Gabe einer trefflichen, bis aufs Kleinste eingehenden und dabei doch strengen, stylgerechten Analyse. Fällt sein Blick auf ein Gemälde, so faßt er sogleich die Feinheit der Zeichnung, die geringsten Abtönungen der Farbe, die unmerklichsten Abweichungen der Form und die leisesten Härten. Treten wir mit ihm vor eine Statue, so hat sein Auge bereits alle Falten des Gewandes, alle Muskeln und Sehnen der nackten Theile und alle Schwingungen der Linien gemustert, während wir noch mit dem Totaleindruck beschäftigt sind und uns im Anschauen des Ganzen sättigen. Sein Gedächtniß ist ebenso sicher als sein Scharfblick und stellt ihm einen wahren Schatz von solider Gelehrsamkeit zu Gebot, die reichlich aus seiner Feder fließt. Mit dieser Gabe der Analyse verbindet er einen nach guten Mustern gebildeten Styl und ein beträchtliches Darstellungstalent; nur trifft ihn bisweilen der Vorwurf, daß er seine Bilder zu oft einer höhern conventionnellen Sphäre und nicht immer den gewöhnlichen Kreisen des Lebens entnimmt wie die französischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, welche die-

ser löblichen Angewohnheit die Naivetät und Energie ihres Styles verdanken. Die Metaphern, welche Planche anwendet, verunzieren gerade nicht seine Darstellung, jedoch überladen sie dieselbe ein wenig und scheinen beinahe eine persönliche Eitelkeit zu verrathen, wie die allzu stark aufgetragenen Farben bei einem Portraitmaler, der sich recht rothe Backen malt, um seiner Geliebten eine gute Meinung von seinem Reichthum und Wohlsein zu geben.

Was besonders noch an Planche zu loben, ist sein seltener Freimuth, seine tüchtige Gesinnung und seine Ehrenfestigkeit: es ist ihm Ernst mit der Kritik und er verwaltet sein Amt mit Gewissenhaftigkeit, er gleicht einem Richter, der die Poeten vor sein Tribunal zieht und die Vorgeführten nach Gesetz und Gewissen entweder freispricht oder verurtheilt; er scheut sich nicht, den größten lebenden Heroen der französischen Literatur die derbsten Wahrheiten zu sagen, und rechtfertigt seine Strenge mit den Worten: „Ich für mein Theil bin von jeher der Meinung gewesen, daß bei literarischen Streitfragen die nackte Wahrheit besser ist als glatte Schmeichelei, und ich gebe von Herzen gern ein Dutzend schöner und zierlicher Phrasen für ein Paar vernünftige Worte." Wenn Planche bisweilen das glühende Eisen in der Wunde herumdrehet und giftig wird, so ist der Grund dieser vorübergehenden Erbitterung vielleicht in den persönlichen Verhältnissen des Kritikers zu suchen: er führt eine kümmerliche Existenz und muß mitunter darben, während Kritiker, die nicht einmal diesen Namen verdienen und beiweitem nicht an ihn hinanreichen, in Saus und Braus leben und ihren verabschiedeten Maitressen Jahrgehalte aussetzen. Als der Eigenthümer der „Revue des deux mondes", H. Buloz, seine Zeitschrift an das Ministerium Molé verkaufte, unter der Bedingung, daß den ältesten Mitarbeitern Stellen gegeben würden, übertrug Salvandy unserm Kritiker die Professur der neuern Literaturen in Bordeaux; als Planche jedoch später den zwischen dem Director der „Revue des deux mondes" und dem Ministerium abgeschlossenen Handel erfuhr, reichte er auf der Stelle seine Entlassung ein. Planche kann mit Recht auf sich anwenden, was Diderot irgendwo von sich sagt: „Ich bin Kritiker, wie andere Leute Geschäftsmänner, Sachwalter, Advocaten, Chirurgen sind. Ich habe Clienten, deren Geschäfte, Gemälde und Bücher ich verwalte; ich habe alle Hände voll zu thun. Ich treibe mein Gewerbe mit Gewissenhaftigkeit, ja sogar mit Geschmack; aber es gibt Augenblicke, wo die Verdrießlichkeiten dieser Wirthschaft bei mir eine Sehnsucht nach Ruhe erwecken. Sedaine sagte mir gestern: „Sie müssen ausharren; Sie treiben Ihr Handwerk mit Geschick und Gefühl und sind mit ganzer Seele dabei." Ich glaube wohl, das Handwerk mag dabei gewinnen, allein ich verliere dabei. Ihr Poeten wendet euer Gefühl an, die Liebe zu besingen und Wesen zu schaffen. Ich Kritiker stecke mein Gefühl in Gutachten und Urtheile und mache es wie ein armer Chirurg, der seine Kranken mit empfindsamen Herzen heilt, verbindet, aderläßt und amputirt und sich dabei schmerzlich und vergebens aufzehrt." 56.

---

## Civilisation auf den Südseeinseln.

Die herrschende Ansicht, daß die Verbreitung europäischer Civilisation in den entfernten Gebieten der Südseeinselwelt vornehmlich durch die Engländer ihrem schädlichen Einflusse einen überwiegenden Vorschub vor der Verbreitung ihrer Segnungen geleistet habe, findet eine im Ganzen erfreuliche und allem Anscheine nach unpartriische Widerlegung in Bennett's „Narrative of a whaling voyage round the globe, from the year 1833 to 1836, comprising sketches of Polynesia" ꝛc. (2 Bde.). „Den Hauptfortschritt haben die Eingeborenen der Gesellschaftsinseln im religiösen Cultus und in Aneignung der nöthigsten Grundlagen des Erziehungswesens gemacht. Der größere Theil kann die heilige Schrift in tahitischer Sprache lesen, Viele schreiben eine leserliche Hand und einige Wenige besitzen eine gute Kenntniß der Arithmetik. Die Frauen sind in den weiblichen Arbeiten und den häuslichen Verrichtungen unterrichtet; die Männer sind bis zu einem gewissen Grade in den nöthigsten Handwerken fähige Arbeiter; besonders zeichnen sie sich durch Geschicklichkeit zur Erlernung des Seedienstes aus. Die Tahitier sind jetzt ein christliches Volk in der Form des presbyterianischen Cultus. Sie stehen unter der geistlichen Obhut acht britischer Missionnaire, die in den Hauptdistricten der Insel ihren Sitz haben; in einigen entfernten Dorfschaften verrichten eingeborene Lehrer neben ihnen die geistlichen Pflichten. Jede Behauptung über den Grad, in welchem religiöses Gefühl bei einer größern Gemeinde herrschend sei, hat etwas Unsicheres, aber man kann wol mit Recht annehmen, daß diese Insulaner im Durchschnitte gute Christen sind, wenn man ihren geistigen Zustand nach dem der christlichen Welt im Ganzen berechnet: bei vielen wahre Ehrfurcht und Standhaftigkeit in Glauben und Werken, bei andern Scheinheiligkeit, Motive des Interesses, oder Nachgeben gegen die herrschende Meinung der Zeit; bei den meisten Gewöhnung an die religiösen Formen, hervorgegangen aus einem gewissen Schicklichkeitssinne oder der Furcht vor den Gesetzen, verbunden mit Indifferentismus gegen das eigentliche Wesen der Religion. Namentlich läßt die Strenge der Gesetze, welche auf Beobachtung der religiösen Formen dringt, den Bewohnern wenig Raum, ihrer innern Neigung in diesem Bezuge zu folgen. Demgemäß sieht man am Sabbathe die ganze Bevölkerung in geziemender Haltung in den Kirchen versammelt, und sie macht durch ihr ordnungsliebendes und gefaßtes Aussehen auf den Fremden einen günstigen Eindruck. Für die verhältnißmäßig weite Verbreitung des Unterrichts und für das Eindringen in die Wichtigkeit ihrer neuen Religion spricht bei diesem Volke, daß viele von den Eingeborenen selbst als Prediger nach den heidnischen Inseln ausgewandert sind und durch Lehre und Beispiel viel zur Verbreitung geläuterter Sitten und des christlichen Glaubens gethan haben. Ebenso muß man, um gerecht zu sein, gestehen, daß schwere Verbrechen jetzt selten unter ihnen vorkommen; auch der Mangel an Ehrlichkeit, welchen sie anfänglich bei ihrem Verkehr mit Europäern in reichlichem Maße an den Tag legten, hat sich jetzt sehr vermindert oder hinter die zweideutigere Gestalt kaufmännischer List versteckt. Die Bewohner von Rajetea haben gleiche Fortschritte gemacht, fast die ganze Bevölkerung kann lesen und schreiben. Da europäische Schreibemittel unter ihnen selten sind, so sind sie erfinderisch genug, sich einheimischer Stoffe als Aushülfsmittel zu bedienen. Statt der Schieferstifte gebrauchen sie die kalkartigen Stacheln des Seeigels oder auf den Bergen gewonnenen Röthel; anstatt der Federn und des Papiers schreiben sie mit einem spitzigen Instrumente auf Streifen von Pisangblättern. Heirathsanträge werden jetzt brieflich abgemacht und die Erwiderung der Geliebten geschieht in derselben zarten Weise." Übrigens zeigt sich Bennett allenthalben als einen kundigen, empfänglichen und scharf beobachtenden Reisenden, und sein Werk wird, wenn auch nicht für das gewöhnliche Publicum der Reiselecture, doch namentlich für den Naturforscher willkommen sein: die auf der Expedition gewonnene Sammlung besteht aus 743 Species getrockneter Pflan-

zen und 253 animalischen Präparaten, welche meistens sehr selten, zum guten Theile einzig in ihrer Art sind. 47.

## Bibliographie.

Alexis, W., Der Roland von Berlin. In 3 Bänden. 8. Leipzig, Brockhaus. 6 Thlr.

Beta, H., Das Jubeljahr 1840 und seine Ahnen. Vergangenheit als Gegenwart. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 20 Gr.

Bibliothek deutscher Schönheiten aus dem Gebiete der Poesie und Prosa. 2ter Band. Genius aus Göthe's Werken. — Auch u. d. T.: Genius aus Göthe's Werken. Als Register zu dessen Octav- und Taschen-Ausgabe bearbeitet von H. Döring. Jena, Mauke. 1839. 12 Gr.

— —, 3ter Band. Genius aus Jean Paul's Werken. — Auch u. d. T.: Genius aus Jean Paul's Werken. Als Register zu dessen Gesammtausgabe bearbeitet von J. Günther. 8. Jena, Mauke. 12 Gr.

Charles, Jean, Das Leben kein Traum. Roman in 3 Bänden. 8. Stuttgart, Metzler. 2 Thlr. 16 Gr.

Cohnfeld, A., Ausführliche Lebens- und Regierungs-Geschichte Friedrich Wilhelms III. Königs von Preußen. 1ster Band. (Jugendgeschichte. 1stes Heft.) Gr. 8. Berlin, Lewent. 4 Gr.

Damitz, K. v., Sämmtliche Schriften. 1ster, 2ter Bd. Die Katarakten des Götha-Flusses und Iwan III. — Auch u. d. T.: Die Katarakten des Götha-Flusses und die Goldinsel. Ein Rückblick auf Karls XII. Leben. 2 Theile. — Iwan III. Historische Erzählung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 18 Gr.

— —, 3ter, 4ter Band. Marino Falieri und das Kaisergrab in Znaym. — Auch u. d. T.: Marino Falieri, Doge von Venedig. Historische Novelle aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. — Das Kaisergrab in Znaym. Historischer Roman aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. 2 Theile. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 18 Gr.

Ehrenberg, F., Rede am Grabe Seiner Excellenz, des Königl. Preuß. wirkl. Geh.-Staatsministers, Ministers der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Ritters des Schwarzen-Adler-Ordens ꝛc. Herrn Freiherrn von Stein zum Altenstein bei der Beerdigung gehalten. Gr. 8. Berlin, Enslin. 3 Gr.

Fiedler, K. G., Reise durch alle Theile des Königreiches Griechenland in Auftrag der Königl. Griechischen Regierung in den Jahren 1834 bis 1837. 1ster Theil. Mit 6 lithographirten Ansichten. Gr. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 4 Thlr. 12 Gr.

Hagen, A., Künstler-Geschichten. 3tes, 4tes Bändchen. — Auch u. d. T.: Die Wunder der h. Katharina von Siena. — Leonhard da Vinci in Mailand. Nach dem Italienischen. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Hase, K., Theologisch akademische Lehrschriften. 1ster Band. Leben Jesu. — Auch u. d. T.: Das Leben Jesu. 3te verbesserte Auflage. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1 Thlr. 12 Gr.

Jonas, Alonzo, der große Räuberhauptmann in Spaniens Gebirgen. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Kern, J. U., Schlesische Sagen-Chronik. Ein Album ausgewählter Balladen, Romanzen und Legenden Schlesiens. Mit Zeichnungen von R. Kretschmer. Kl. 8. Breslau, Kern. 18 Gr.

Der hochselige König Friedrich Wilhelm III. Ein biographisches Denkmal. Mit Hochseinem Portrait. 8. Berlin, Heymann. 6 Gr.

Lobrede auf Seine hochselige Majestät Friedrich Wilhelm den Dritten, König von Preußen. Von — a — Mit einem Anhange, enthaltend: das Glaubens-Bekenntniß des hochseligen Königs vom 4. Juli 1787; — die allerhöchste Cabinets-Ordre vom 12. Junius 1840; — das Testament und den Zuruf des verklärten Monarchen vom 1. December 1827. Gr. 8. Berlin, Logier. 8 Gr.

Mühlböck, K., Die wandernde Jungfrau von Blansko, oder: Die Versteinerten. Eine Rittergeschichte aus Mährens Vorzeit. Mit 1 Titelkupfer. Gr. 12. Wien. 21 Gr.

Neigebaur, J. F., Handbuch für Reisende in Italien. 3te, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. In 3 Theilen. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Das Nibelungenlied als Volksbuch. In neuer Verdeutschung von H. Beta. Mit einem Vorwort von F. H. von der Hagen. Mit Holzschnitten von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung gefertigt. 1ste Abth. Lex.-8. Berlin, Vereins-Buchh. 16 Gr.

Owen, R., Das Buch der neuen moralischen Welt, enthaltend die Grundsätze eines vernünftigen Systems der Gesellschaft, auf beweisbare Thatsachen begründet und die Constitution und Gesetze der menschlichen Natur und der Gesellschaft enthüllend. Nach der 8ten englischen Original-Auflage übersetzt. 8. Nordhausen, Fürst. 10 Gr.

Peterson, J., Das Musikfest, ein romantisches Epos in achtzeiligen Stanzen und sechs Gesängen. Gr. 8. Marienwerder, Baumann. 1 Thlr.

Rudhart, J. v., Politisches Glaubensbekenntniß. Mit höchster Genehmigung des königlich-bayer'schen Ministeriums des Innern nebst einem Vorworte herausgegeben von F. W. Bruckbräu. Mit Rudhart's sprechend ähnlichem Bildnisse. 8. Passau, Pustet. 1 Thlr. 16 Gr.

Schirges, G., Wellenschläge. Eine Sammlung vermischter Gedichte. Gr. 12. Genf, Keßmann. 20 Gr.

Schubert, F. Th., Vermischte Schriften. 5ter bis 7ter Band — Auch u. d. T.: Vermischte Schriften. Neue Folge. 3 Bände. Mit dem Bildniß des Verfassers. 8. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr. 12 Gr.

Schweder, G., Die römisch-katholische und die evangelische Kirche, nach ihren Verhältnissen und Gegensätzen für unsre Zeit in Predigten dargestellt. Gr. 8. Berlin, Enslin. 1 Thlr. 4 Gr.

Sölti, Der Religionskrieg in Deutschland. 1ster Theil. Des Krieges Anfang und Fortgang. — Auch u. d. T.: Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz. 1ster Theil. Gr. 12. Hamburg, Meißner. 1 Thlr. 21 Gr.

Stein, K., Chronologisches Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. 3te Abth.: Von der Juli- oder neuesten französischen Revolution bis auf unsere Zeit. Das Jahr 1839. Mit dem Bildniß Carl's XIV. Johann, Königs von Schweden. Gr. 12. Berlin, Vereins-Buchh. 4 Gr.

Terpen, G., Der Diamant. Ein Spiel der Phantasie. Gr. 12. Hamburg, Meißner. 1 Thlr. 12 Gr.

Thal, K. v., Das Gespenst des alten Ritters. Romantische Ritter- und Geistergeschichte. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

— —, Die Mordmühle. Romantisches Räubergemälde. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Ueber würdige Sonntagsfeier. Ein Büchlein zur Belehrung und Erbauung für Christen aller Stände. 8. Ulm, Ebner. 6 Gr.

Welcker, C. Th., Jury, Schwur- oder Geschwornengericht als Rechtsanstalt und als politisches Institut. Die großen Gebrechen unserer deutschen Strafrechtspflege und das Schwurgericht als das einzige Mittel, ihnen gründlich abzuhelfen. Aus dem Staatslexikon Bd. IX. besonders abgedruckt. Gr. 8. Altona, Hammerich. 20 Gr.

Wildenhahn, C. A., Vollbrecht's Wallfahrt oder die Auferweckung des todten Christus. Eine Geschichte für unsere Tage. 8. Leipzig, Gebhard u. Reisland. 1 Thlr. 8 Gr.

Zur Erinnerung an Friedrich den Großen. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 2 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 226. —— 13. August 1840.


Briefe eines Verschiedenen. Tagebuchfragmente auf einer Reise durch Polen u. s. w. Glogau, Prausnitz. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die berühmten Briefe des erlauchten Verstorbenen haben außer den andern enormen Wirkungen, die sie auf die europäische Klatschwelt geübt, noch nach zwei Seiten hin eingeschlagen, kalt und warm, und Das hervorgebracht, was sie nicht beabsichtigten, wie denn überhaupt ihr Effect weit die Absicht überstieg. Aus durch und durch aristokratischem Sinn hervorgegangen, haben sie die Antiaristokraten ergötzt und das aristokratische Gefühl in mehr als einer Beziehung verwundet.

Zu den Curiositäten der Zeit gehört allerdings dies Bündniß zwischen dem fürstlichen Magnaten mit den Wortrednern des Liberalismus. Die Kettenglieder sind nicht schwer zu finden; sie bestehen aus eben nicht viel mehr als gegenseitigen Complimenten. Der Magnat hält sein geborenes Recht für so wohl fundirt, daß ein paar liberale Floskeln, die er seinen Freunden gewährt und die ihn populair machen, es nicht erschüttern können. Mit diesen Floskeln und seiner freigeistigen Beweglichkeit sind seine demokratischen Bewunderer zufrieden. Sie meinen, der Fürst eröffnet eine ungeheuere Bresche in dem letzten Walle, der das Heiligthum der Aristokratie umschließt, und erleichtert ihnen die Mühe. Dies Verhältniß liegt zu offen am Tage, um es zu besprechen und zu bewundern; es ist eben nur eine Curiosität der Zeit.

Verwickelter ist sein Verhältniß zu seinen eigenen Standesgenossen. In den höchsten Kreisen, in den europäischen diplomatischen Salons richtet man nicht über ihn; man fürchtet wieder gerichtet zu werden. Er ist allüberall und seine Zunge ist mächtig. Wo er erscheint, wird er, wenn nicht mit offenen Armen, doch mit geöffneten Flügelthüren empfangen. Man tröstet sich für die Schlagschatten, die seine Feder wirft, mit dem Glanze, den sein europäischer Ruhm verbreitet. Wer auch mit Angst ihm seine Thür öffnet, er hat doch für seinen Salon die Ehre, diese Renommirtheit in ihm strahlen zu sehen. Es kommt in die Zeitungen, vielleicht auch in ein nächstes Werk. Die doctrinairen Aristokraten, die legitimen Restaurateure haben ihre liegenden Gründe seitwärts von den Straßen, die er auf seinem Triumphwagen durchzieht. Er greift ihnen höchstens durch einige liberale Tiraden von den Fortschritten der Zeit, welcher auch der Adel sich fügen müsse, ans Herz. Aber ihr Wall wird nicht erschüttert. Ihr Terrain ist weniger der Hof und sein Glanz, wo ja nach ihren eigenen Ansichten sich zu viel Modernes eingeschlichen hat, als die Heiligkeit der Tradition und die Festigkeit des Besitzes. Und da begegnet er ihnen halbwegs, denn er vertheidigt die Majorate. Im Übrigen ist, wie gesagt, zwischen ihnen wenig Begegnung. Die es unter diesen doctrinairen Aristokraten ehrlich meinen, verfechten nicht den Glanz, sondern die Würde des Adels und der alten Institutionen, und der bonmotisirende Salonton, mit französischen Phrasen gespickt, ist eine völlig fremde Sprache von der ihrigen, die sich zurückdatirt auf die Zeit, wo noch kein Französisch gesprochen ward.

Anders ist das Verhältniß mit dem wirklichen Adel, der weder doctrinair ist, noch schriftstellert für die Wiederherstellung seiner Rechte, und noch weniger deren Verlust durch den Lustre des Hofes und der Diplomatie für ersetzt hält. Denn er hat in seiner Vereinzelung, und zerstreut auf dem Lande, daran keinen Theil. Ein beißender Zeitungsartikel, der in einer großen Stadt spurlos vorübergeht — man lacht über ihn und er ist vergessen — wirkt oft in einer kleinen Stadt Feuer und Flammen. Eine verunglimpfende Kritik, die den Gelehrten in einer Universitäts- und Hauptstadt kaum berührt, kann ihn, wenn er in einer Provinzialstadt domicilirt, um Ruf und Ansehen bringen. So ging es auch dem Verstorbenen mit seinen Briefen. Seine heftigsten Angriffe waren gegen Notabilitäten in der Residenz geschleudert. Die Tangirten lachten selbst mit, und was heute Aufsehen erregte, war morgen vergessen. In den Provinzen wo sein Stachel einzelne Familien und Individuen traf, wirkte es aber ganz anders. Man weiß von Gegenschriften, schmähenden Artikeln und selbst von einem berühmten Duell. Der kochende Unwille hat sich daselbst so wenig gesetzt als in Altengland, wo die wirkliche oder die affectirte häusliche Tugend und Sitte dem Spötter die Veröffentlichung von Familienanekdoten nimmer vergeben will.

Das große Publicum hat vielleicht kaum davon Notiz genommen, daß die „Briefe des Verstorbenen" und was ihnen nachfolgte, auch für verschiedene adelige Familien in der Lausitz und Schlesien höchst empfindlich waren. Die vorliegende Schrift ist uns dafür ein Document.

Wenn man auch auf den ersten Blick nicht weiß, was man daraus machen soll, so bekundet sie sich doch im Verfolg als der Widerhall vieler Klagen, die vielleicht lange umhergesucht, bis sie ein Organ fanden. Es sind die gesammelten Stimmen des niedern Adels auf dem Lande, der, gleich entfernt vom Hofe wie von der Literatur, in seinen vier Mauern und auf seinen Feldern sehr deutlich spricht, aber selten Mittel findet, sich vor dem Publicum hören zu lassen. Ob nun die Feder, welche diese Klagen zu Papier bringt, selbst den beleidigten Familien angehört oder von ihnen dafür gewonnen ist, läßt sich nicht entscheiden; es ist aber auch gleichgültig, da die Bedeutung der Schrift nur in ihrem objectiven Thatbestande, nicht in der subjectiven Auffassung zu suchen ist. Was diese letztere anlangt, so bleibt es lange zweifelhaft, ob man eine Parodie der Pückler'schen Manier liest, oder ob der Verfasser sich in dieselbe verliebt hat, weil sie so äußerst bequem ist und ein Schriftsteller durch diese Nonchalance auf die leichteste Art sich als vornehm gibt. Da die ganze Tendenz eine vornehme ist, so wird die letztere Vermuthung noch keineswegs durch die offenkundige Persiflage widerlegt, die der sogenannte Herausgeber nachträglich selbst so erklärt: „Wir halten das Werk unsers Verschiedenen für eine Art von Pendant zu demselben, welches ihm theils unwillkürlich persiflirend, theils offen polemisirend entgegentritt." Das Pendant wurde dem Schreibenden unter der Hand zu etwas ebenso Wichtigen als die Polemik, wie das wol zu geschehen pflegt; denn Mühe und Arbeit für ein Ding erzeugen auf natürlichem Wege Liebe dafür. Nur schade, daß, angenommen der cavaliermäßig burschikos hinwerfende Styl mit französischen Floskeln und bequemen Gedankenlücken, wie ihn der Verstorbene braucht, sei trefflich persiflirt, der Verf. nicht auch die Kraft der Schilderung, die feinen psychologischen Blicke, die Wärme des Vorbildes, wo sie der bon ton ihm erlaubt, auch copirt. Pückler's Manier war etwas, aber sie war es nicht allein, was den Briefen einen so unglaublichen Succeß verschaffte. Auch die skandalösen Anekdoten und Geißelhiebe waren es nicht. Es mußte doch auch ein geistiger Kern darin sein, der ihnen die nachhaltige Kraft, das Interesse gab.

Das Object der Schrift, der Inhalt der Klagen ist in folgender Rede eines Barons und Landraths ohne Ironie zusammengefaßt:

Der Herzog von H— hat nicht wohl an uns gethan — ich meine an uns sämmtlichen Edelleuten, ja Einwohnern S........s und der L...... Er kann in keinem Betrachte entschuldigt werden. Wenn er wußte, so gut wir wir, wie traurig es mit uns von Jahr zu Jahr bergunter geht, — so sollte er uns nicht das Einzige, was uns noch übrig geblieben war, — den Credit im Auslande, die Achtung bei uns selbst und bei Andern noch entziehen. Er hat aber seine Mutter, sein Vaterland scham-, rücksichts- und oft auch grundlos herabgewürdigt, er hat uns und unser Land zum Gespötte, zur Verachtung der Welt (!) gemacht, er ist der Ham gewesen, der seines Vaters Noah Schande aufgedeckt und dafür den Fluch empfing. Er hat unsere innersten Persönlichkeiten in sein jammervolles Allerweltsgeklatsch aufgenommen, er hat uns mit einem Worte an den Pranger, an die Schandsäule setzen wollen. Das verzeihe ihm Gott, aber kein Edelmann! Wollte er sich damit entschuldigen, daß er sich selbst mitten unter uns gestellt, so könnte er dadurch die Beleidigung höchstens vermehren. Aber es wäre auch nicht wahr. Wenn er von seiner Herrschaft spricht, so weiß längst Jedermann, daß die schon seit so und so viel Jahren unter Administration einer Landesbehörde steht; so weiß Jedermann, daß, als er sie noch hatte, er der Einzige war, der nichts von ihr wußte und wie sie verwaltet wurde. Er schreibt: Der Gutsbesitzer soll — (was ein wahrer Gutsbesitzer thun müsse; die Stelle ist zu lang zum Abschreiben.) Warum hat er diese merkwürdigen, eines Pergaments würdigen Wahrheiten nicht selbst.... Wenn sich die Pseudodurchlaucht doch vor allen Dingen uns als ein gutes Vorbild hingestellt hätte: wie man nicht einen großen Theil des Jahres hindurch bald in der Residenz, bald „auf Reisen u. s. w., in der Regel aber stets wo anders als zu Hause" sein Vergnügen sucht! Warum hat er sich so lange unsagliche Mühe gegeben, bis wir an ihm noch neben seiner genannten Pseudodurchlauchtigkeit die Generalmajorsepaulettes bewundern sollten? Er gibt den guten Rath, „sein Besitzthum nicht nur zu einem einträglichen, sondern auch würdigen und angenehmen Aufenthalte umzuschaffen". Diesen Rath gibt er uns; wir in aller Bescheidenheit würden ihm, als es noch Zeit war, den gegeben haben: sein Besitzthum nicht nur zu einem angenehmen, sondern auch zu einem einträglichen Aufenthalte umzuschaffen — mit einem Worte, nicht einen glänzenden, übertünchten Jammer uns vor die Nase zu setzen.

Hinc illae lacrymae! Da an Sachlichem sonst herzlich wenig ist und man kaum mehr daraus erfährt, als wie ein preußischer Landrath zu den Behörden und seinen Untergebenen gestellt ist, und man nur mit einigem Ergötzen die Persiflage eines pseudo-Pückler'schen Besuches in der Gesellschaft eines Landstädtchens nebst mehren Anekdoten in seinem Genre liest, so muß man an diesen positiven Theil des Buches sich halten. Diese Worte sind unstreitig der Wirklichkeit abgelauscht und wir haben hier eine Urkunde darüber, wie der verarmte Landadel denkt, wenn Jemand vom hohen Adel, wie der gestorbene Briefsteller, sich in weltmännischem Dünkel über seine heruntergekommenen Standesgenossen lustig macht. Es ist ein schätzenswerther Beitrag zur Zeitgeschichte. Belustigend liest sich auch, auf welche Weise der Landrath, falls ihn der Fürst besuchen wolle, demselben entgegenzukommen sich vornimmt. Er will ihn nämlich nicht in sein Haus lassen, sondern in der entfernten Klosterkapelle mit den besten Meubles seines Hauses einquartiren, vorher ihm aber entgegentreten und fragen: „Wie viel Louisdor gilt Ihnen die Ehre meines Hauses? Was der Friede meines Hauses? Sie sehen, derselbe ist zwar noch völlig unverletzt, werden aber gütige Rücksicht darauf nehmen, daß er schon sehr alt ist." Auch das ist nichts von einem Schriftsteller Erfundenes, es ist nur der Nachhall eines wirklichen Grolls. Man hört einen erzürnten Landedelmann in seiner breiten Behaglichkeit sprechen.

(Der Beschluß folgt.)

---

Literaturstoffe von Eduard Boas. Erstes Heft. — Auch u. d. T.: Namensymbolik in der deutschen Poesie. Landsberg a. d. W., Schulz und Volger. 1840. Gr. 8. 8 Gr.

Referent muß vor Allem die Behauptung aussprechen, daß die kleine Schrift den Charakter des Modernen trägt. Dieser liegt aber vornehmlich in dem Verhältniß, worin die Größe der Aufgabe zu der Leichtigkeit der Behandlung steht. Das Ver-

dienst, mancherlei Fragen anzuregen, kann dem Schriftchen nicht abgesprochen werden; etwas Anderes hat der Verf. wahrscheinlich gar nicht gewollt.

Es ist in diesem Hefte die Namensymbolik in der deutschen Poesie zum Gegenstand der Erörterung genommen. Allein der Verf. kann von einer gewissen Unsicherheit, wenn ich auch nicht sagen will Unklarheit, durchaus nicht freigesprochen werden. Im Eingang sagt er: „Etwas Tiefes, Vielbedeutendes ist der Name; er feuert an zu kühnen Thaten und gibt den Muth zu wilden Unternehmungen; oft hebt er zum Thron empor, oft stürzt er in den Abgrund des Lasters. Es liegt eine geheimnißvolle Macht in diesen Klängen, die den Menschen leiten und geleiten von der Wiege bis ins Grab; ein guter Name trägt auf Adlerschwingen zur Unsterblichkeit, ein böser Name verfolgt mit den Schlangengeißeln der Furien" u. s. f. — Wenn wir nun diese Worte so lesen, so will es uns bedünken, als verwechsele der Verf. die von den Vätern ererbten und uns überkommenen Namen mit den selbständig durch eigenes Ringen, Kämpfen und Streben erworbenen Namen; der Verf. bezeichnet unter dem Namen eigentlich die Summe aller Verhältnisse, die Gewalt der ganzen Umgebung des Familien-, des religiösen und Staatslebens zusammen. Wenn der Verf. ferner behauptet, daß in dem Namen sich der Charakter des Gedichts, des Sängers und des ganzen Zeitalters oftmals auspräge: so zeigt sich in diesem Zusatz des „oftmals" eine gewisse Unsicherheit. Da der Verf. selbst fürchtet, es möge ihn Jemand fragen, was für ein Charakter sich denn z. B. ausspreche in dem Worte: Homer's „Odyssee" — so fügt er die Behauptung hinzu, das oben bezeichnete Phänomen finde man in keiner andern Literatur als in der deutschen. Ohne Zweifel soll damit ein Vorzug der deutschen Literatur angedeutet werden, während es uns viel passender schien, daß der Verf. etwa gesagt hätte: wenn in der deutschen Literatur häufiger als in andern Literaturen sich die Verschiedenartigkeit der Charaktere leicht erkennen läßt, so liegt der Grund hiervon darin, daß unsere Literatur von fremden Stoffen, Ideen und Formen überwuchert ist.

Eine ähnliche Dunkelheit wie über dem Anfange liegt über der Stelle, wo der Verf. von der Einleitung zu seiner Abhandlung übergeht. Er spricht nämlich von historischen Namen und sagt: „Von historischen Namen, überhaupt von solchen, welche die Poeten ihren Geschöpfen aus rein objectiven Gründen gaben, kann hier natürlich nicht die Rede sein, sondern nur von denjenigen, die sie entweder aus ihrer Innerlichkeit schöpften, oder die doch im Zusammenhange mit der ganzen Literaturfärbung ihres Zeitalters stehen." Hiermit geht der Verf. zu dem, wie er es nennt, sturmgewaltigen Epos der Nibelungen über, das, wie er sagt, an der nebelhaften Grenze unserer Poesiegeschichte wie eine riesige Terme von schwarzem Marmor aufgerichtet steht. Dazu führt er blos an, daß Joh. v. Müller u. A. den Ezel für Attila, den Gunther für den Burgunder- und den Siegfried für einen Austrasier-König erklären, während Trautvetter auf eine gar sinnige und, wie Herr Boas meint, jener nebelumschleierten Mythenzeit viel angemessenere Art sagt, Ezel bedeute den Kalk, Gunther die Kohle, Brunhilde die Luftsäure und Grimhilde das dunkle Schwarz der Kohle.

Die Namen, die in Wolfram von Eschenbach's „Parcival, Titurel und Lohengrin" vorkommen, als: Gahmuret, Herzeloyde, Sigúne bezeichnet unsere vorliegende Broschüre als halb historisch, halb fabelhaft. Im „Heinrich von Vildecke" wird der Sinn lichter und die Namen klarer. Die französirenden Namen, als: Lancelot, Isolde und Tristan, Blanchflor und andere kommen erst in der Zeit der Kreuzzüge, wo das fränkische Wesen so mächtig war, in die deutsche Poesie hinüber. In den Namen im „Reneke de Vos" werden Jakob Grimm's Worte angeführt: „Nur die epische Wärme der Thiersage erzeugt lebendige Eigennamen und hält sie fest. Sobald die Fabel wieder zur bloßen Moral und Allegorie verdünnt wird, treten die alten nomina propria zurück, gewöhnliche apellativa an ihre Stelle."

Im „Theuerdank" sind die Namen symbolisch-allegorisch, wie die der drei bösen Rathgeber: Fürwittig, Unfallo und Neidelhart; die symbolischen Personen im Hans Sachs, meint der Verf., sollten blos beweisen, daß der Dichter auch Latein verstehe.

Mit Martin Opitz entstand ein neuer Geist in der deutschen Poesie, so heißt es S. 18; seine Vorliebe für das Classische, heißt es weiter unten, hat ihm doch auch Nachtheile zugefügt; überall wimmeln seine Werke von antiken Namen, ein Fehler, der selbst dem liebenswürdigen Flemming vorgeworfen werden muß. Hierbei nun muß es sehr auffallend erscheinen, daß der Verf. von den Wieland'schen Namen, die doch auch an die Griechen und Römer erinnern, sagt: „sie klingen frisch wie rufende Hüfthörner, hell wie Nachtigallgesang und warm wie Blüthenaroma." Rabener's Namen, als: Wilhelm Knall, Balthasar Wurzel, Martin Pinsel, nennt der Verf. indifferent-komische; Kästner's Namen, als: Bav, Saufejus und Matz, werden dagegen als einfach und treffend bezeichnet. Geßner wird auch hart mitgenommen; Ref. ist zwar auch kein Liebhaber von seinen Idyllen, aber geleugnet werden kann nicht, daß sie ihrer Zeit vortreffliche Erscheinungen in der deutschen Literatur waren. Ich kann es nicht leiden, wenn man über so ehrenwerthe Männer, wie Geßner einer war, so absurde Witze reißt, wie in dem vorliegenden Hefte geschehen ist. Geßner, so heißt es daselbst, wurde am 1. April geboren, denn Apollo wollte Deutschland mit ihm in den April schicken. Freilich muß dem Herrn Verf. dies Wort wol nur so entschlüpft sein, denn auf der nachfolgenden Seite, wo er an Klopstock kommt, sagt er: „den Hut ab; die Pietät darf nicht untergehen, sonst ginge auch am Ende die Liebe unter" — eine Phrase, worin, sonderbar genug, die Pietät aufs Hutabnehmen und ähnliche Höflichkeitserweisungen beschränkt zu sein scheinen könnte. Über diese Phrase ließe sich vielleicht eine gute zweite literaturstoffliche Abhandlung schreiben.

„Klopstock's Namen übrigens", sagt der Verf. nicht mit Unrecht, „lassen uns kalt; sie sind entweder cheruskisch oder rein biblisch." Der Verf. meint, wenn Klopstock nur bessere Namen hätte, so wäre er nicht so schnell zurückgelegt; indeß wir müssen doch die Bemerkung machen, daß der Herr Verf. hier offenbar Namen mit Gegenstand verwechselt hat; denn wenn Klopstock sich biblische und germanische Gegenstände wählte, oder im biblischen und germanischen Geist dichtete, was für Namen konnte er denn wählen, als biblische und germanische?

Lessing kommt mit seinen Namen auch nicht gut weg; die Namen in den Lessing'schen Epigrammen nennt der Verf. hausbackene Prosa; die Namen in den Lustspielen nennt er aschgrau. Zufällig steht unter diesen aschgrauen auch der Name Philane; während der Name Philine, den bekanntlich Goethe hat, sehr gebilligt wird, indem der Verf. sagt: „Könnte wol jenes weiche, üppig sinnliche Wesen anders als Philine heißen?" Was nun für ein so wesentlicher Unterschied in den Namen Philine und Philane durch den Vocalwechsel hervorgebracht werde, das hätte der Verf. denn doch gefälligst angeben müssen.

Ich gehe über zu Hölty. Ähnliches wie bei Geßner bemerke ich auch hier. Ref. glaubt, es werde Jeden, der Hölty's reine, schöne Persönlichkeit kennt, beleidigen, wenn er folgendes fade Geschwätz zu lesen bekommt: „Hölty sah in Göttingen ein Mädchen, Namens Laura, und verliebte sich in sie; fast glaube ich", sagt der Herr Verf., „that er es nur, weil sie wie Petrarca's Geliebte hieß."

Mit Goethe's Namen kommt der Verf., wie schon an Philane und Philine gezeigt ist, in einen schlimmen Fall; denn der Name Montan kommt bei Gellert, Euphorion, Phorkyas, Zoilo-Thersites, Lilith und ähnliche kommen bei Geßner und andern Idyllendichtern vor; nun hatte aber der Verf. Gellert's Namen schafsmilde, geschnörkelt und pedantisch steif genannt, die Namen Geßner's aber süßlich und charakterlos; — indeß das Alles wird nun ganz und gar ignorirt und gesagt, Goethe suche stets mit zarter Sorgfalt nach einem scharftreffenden oder sinnig allegorischen Namen.

Wir können uns zwar hier in keinen weitläufigen oder überhaupt in keinen Kampf mit dem Verf. einlassen, allein wir finden es denn doch nicht billig, wenn Jemand über Persönlichkeiten und Werke so kurz und unbedingt abspricht, wie hier geschieht. Tieck's frühere Schriften nennt der Verf. frisch und jugendfrei; später, sagt er, wurde Tieck's Dichtergenius alt und stumpf; er schämte sich seiner Jugendtollheiten, legte die perlmutternen Elfenflügel ab und schaffte sich dafür eine baumwollene Schlafmütze an; der Genius raucht jetzt Taback, spielt Dreiblatt, schnupft stark, kurz der tändelnde Genius ist ein gewöhnlicher Philister geworden. Woher der Haß sich schreibt, den viele junge Literaten gegen Tieck ausschütten, ohne ihn gelesen zu haben — wie Viele überhaupt schreiben über die deutsche Literatur, die nicht den hundertsten Theil derselben kennen, ja, die nicht einmal die Namen der Werke richtig anführen — das ist bekannt: sie meinten nämlich, Tieck persiflire ihre Theorie von Frauenemancipation. Mich wundert blos das Eine, daß der Herr Verf. auf S. 45 jene kunstvolle Phrase, die er auf S. 27 erst gedrechselt hatte, schon nicht mehr berücksichtigt, nämlich die: die Pietät darf nicht untergehen, sonst würde auch die Liebe untergehen.

Noch Eins muß hier angemerkt werden: da der Verf. von Namen und Namensymbolik spricht, so ist es für die Literaturgeschichte nicht unwichtig, daß er selbst in diesem Fache productiver Kopf ist; er hat nämlich auf S. 45 die sogenannte romantische Schule umgetauft in „die romantische Sekte".

Achim von Arnim steht gut angeschrieben in der fraglichen Broschüre: er wird ein reicher, großer Dichter genannt, obgleich er aus der Uckermark stamme. Seine Namen: Ariel, Dolores, Melnick, die Hausprophetin aus Arabien, Cornelius Nepos, Angelica, Cosmus, der Seilspringer, klingen, nach Herrn Boas, märchenputzig, kunterbunt, wie chinesische Musik, wie entferntes Lachen und Schluchzen, wie wilde Romantik. Clemens Brentano steht in keinem guten Geruch bei dem Verf., weil Brentano nicht guter Protestant sei, sondern sich zum düsterkatholischen Wesen hinneige. Wenn Herr Boas übrigens erzählt, Brentano's erster Roman trage den Namen Maria an der Stirn, so werden Diejenigen, die den Roman gelesen haben, wissen, daß Brentano seinen ersten Roman: „Godwi, oder das steinerne Bild", einen verwilderten Roman nannte und sich selbst den Namen Maria gab, den er seit dem Jahre 1800 angenommen hatte, wo er zuerst als Maria ein Bändchen poetischer Spiele herausgab.

Ob nicht Chamisso's „Peter Schlemihl" von Vielen allzu sehr gepriesen werde, das ist eine nicht schwer zu erledigende Frage; der Verf. nennt den „Schlemihl" ein Juwel der modern-romantischen Literatur. Mit Spieß und Cramer, sagt er weiter, wolle er sich gar nicht besudeln. Die Namen ihrer Romane schreiten auf lächerlichen Stelzen umher, wie er allen Denen versichert, die es nicht glauben wollen. Unter diesen Namen führt er auch an: „Adolf der Kühne, Raugraf von Dassel". Ref. muß bedauern, daß der Herr Verf. mit der Specialgeschichte Niedersachsens nicht so genau bekannt ist, um zu wissen, daß in dem Amte Erichsburg-Hunnesrück zwischen dem Städtchen Dassel und der Domaine Hunnesrück die Ruinen des Schlosses liegen, wo Adolf der Kühne, Raugraf von Dassel, leibhaftig residirt hat.

Mit Weisflog, der, wie der Verf. klagt, nicht einmal in dem Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" steht, schließt sich der Cyklus. Der Verf. sagt, da er jetzt zu der neuesten Literatur gelangt sei, so sehe er sich genöthigt, abzubrechen, weil es nicht gut möglich sei, sie zu besprechen, ohne auf ihre gewichtigen Fragen zurückzukommen. Da es jedoch keineswegs in seinem Plane liege, seine Abhandlung ihrer harmlosen Färbung zu berauben, so schließe er dieselbe mit C. A. Weisflog. 24.

## Literarische Notizen.

Von einem neuen Werke Hrn. Raoul-Rochette's: „Lettres archéologiques sur la peinture des Grecs", erschien der erste Theil. Das Werk ist bestimmt, die „Peintures antiques" desselben Verfassers zu vervollständigen. Der bereits veröffentlichte Theil besteht aus drei Briefen, welche von Hrn. Raoul-Rochette, dem beständigen Secretair der Akademie der schönen Künste, an die deutschen Sprach- und Alterthumsforscher Hermann, Boeckh und Welcker gerichtet sind. Es handelt sich um die Frage: „Waren die großen öffentlichen Bauwerke der Griechen, die Tempel, die Portikus u. s. w. nach ägyptischem Gebrauch auf allen Wänden mit Malereien und Fresken bedeckt, welche die Legende des Gottes oder Helden, dem diese Gebäude geweiht waren, darstellten, oder erhielten diese Monumente, die wirklich an einigen Theilen bemalt gewesen zu sein scheinen, als innern Hauptschmuck Gemälde auf Holz, welche man nach Art der Basreliefs in die Mauer einfugte?" Die letztere Meinung ist diejenige des Hrn. Raoul-Rochette und von ihm in seinen „Cours d'archéologie", in seinen „Recherches sur l'emploi de la peinture chez les Grecs et chez les Romains", in seinem „Peintures antiques", endlich im „Journal des savants" aufgestellt und vertheidigt worden. Von mehren Alterthumsforschern, besonders von Letronne, heftig bestritten, antwortet Raoul-Rochette hier auf die Einwürfe seiner Gegner und unterstützt seine Ansicht, in welcher ihn ein erneuertes Studium der Monumente und Texte nur befestigen konnte, durch eine Menge neuer Beweisführungen. In dem ersten an Hermann gerichteten Briefe, worin besonders aus dem Pausanias viele Stellen citirt sind, begründet der Verf. seine Ansicht auf eine mehr philologische Weise und setzt den auf der Mauer ausgeführten Malereien die beweglichen entgegen, die auf Holz gemalt und der Mauer eingefügt wurden. Hierauf geht der Verf. auf eine Prüfung mehrer durch ihre Malereien berühmten Denkmäler von Athen, wie des Theseums, des Erechtheums, der Akropolis u. s. w. über, welche er durch eigene Anschauung kennt. In seinem zweiten Briefe, an Boeckh gerichtet, handelt Raoul-Rochette besonders über die Bedeutung des Wortes πιναξ, wovon er im Gegensatze zu andern Philologen glaubt, daß es nicht jede beliebige Art von Malerei bedeute, sondern nur ein bewegliches Gemälde auf Holz. In dem dritten Briefe endlich, der an Welcker gerichtet ist, stellt der Verf. die Ansicht auf, daß die Hauptverwendung der Malerei in Griechenland in Votivgemälden bestanden habe; schließlich wendet er seine Doctrin auf zwei atheniensische Baudenkmale, das Eleusinium und das Thesmophorium an, welche bis jetzt bei der Verhandlung über diese Frage unbeachtet gelassen wurden.

---

Neu erschien in Paris: „Histoire du système politique de la France depuis Clovis jusqu'à la révolution de 1789; par *M. D. Mallard*, ancien inspecteur-général des finances etc." Hiervon sind zwei Bände erschienen; der dritte und vierte, welche das Werk schließen, sind unter der Presse. Derselbe gab heraus: „De l'ordre social en France", eine kleine Broschüre. In Lieferungen und mit Portraits ausgestattet erscheint eine „Biographie du clergé contemporain, par un solitaire". Die jüngst erschienene Lieferung brachte die Biographie von Hrn. Affre, Erzbischof von Paris, die nächst künftige Lieferung wird von Hrn. Olivier handeln.

---

Gräfin Dash, Verfasserin der bereits in zweiter Auflage erschienenen Romane: „Le jeu de la reine" und „Madame Louise de France", gab heraus: „Madame de la sablière et la chaine d'or"; Madame Marie de l'Epinay: „Clara de Noiremont" und H. Arnaud (Charles Reybaud) „Georges" (2 Bde.). 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 227. —— 14. August 1840.

Briefe eines Verschiedenen. Tagebuchfragmente auf einer Reise durch Polen u. s. w.

(Beschluß aus Nr. 226.)

Den eigentlichen Hauptheil des Buches bilden die angehängten „Ansichten über Adel und Aristokratie". Ob von derselben Feder niedergeschrieben, die jene flüchtigen Spaziergänge zu Papier brachte, ist zweifelhaft. Die Ansichten sind mit Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit ausgesprochen, sie geben in der Art ihres Vortrags, auch wenn man nicht mit ihnen einverstanden wäre, einen dauerndern Werth. Ein Altadeliger entwickelt seine Ansichten über seinen Stand in Kürze zusammengefaßt dahin: die Bedeutung des Adels im Staate sei eine rein geschichtliche. Er sei in Deutschland dadurch entstanden, daß er die deutsche Geschichte schuf, indem die glücklichen Herzoge ihre Krieger mit den eroberten Gütern, bekanntlich zu Anfang nur auf Lebenszeit, später erblich beliehen. Dieser Adel entwickelte sich nun zu seiner Vollkommenheit, indem er die Geschichte fort und fort vertrat und bilden half. Die eigentliche Bedeutung des Adels im Staate sei daher eine rein ideelle, daß er die Idee der Geschichte, der Vergangenheit, als des einen Grundelements jedes Staates, vertrete. In dieser Bedeutung sei er, seinem Wesen nach, nicht an die Scholle, nicht an den Grundbesitz gebunden. Nicht zu leugnen sei nun, daß ihn die Fortschritte der Zeit nachtheilig berührt, daß er in Folge derselben nicht mehr seinen vorigen Glanz, seine frühere Macht behaupte, und daß er wie an Gewicht so an Zahl abnehme.

Das Hauptthema des Aufsatzes ist nun abermals eine Polemik gegen den Fürsten Pückler, der den Adel zu seiner alten, staatlichen Bedeutung durch Stiftung von Fideicommissen und Majoraten, also durch ein Erstgeburtsrecht, wiederhergestellt wissen will. Gegen die Ansichten desselben und Anderer: daß die Verarmung des Adels sich herschreibe aus: 1) der gleichen Erbtheilung, die in Folge der Einführung des römischen Rechts sich in Deutschland eingeschlichen; 2) aus der Aufhebung des Lehnsverbandes; 3) aus dem zugestandenen Rechte der Veräußerung adeliger Güter, kämpft der Verf. mit Geschick und Glück, indem er beweist, daß das Unabwendliche auch ohne diese Momente eintreten müssen, die doch auch nichts weiter sind als die Symbole der Zeit. Keine Willkür hat sie urplötzlich ins Leben gesetzt; sie machten sich von selbst geltend und erst dann sprach sie die Gesetzgebung aus. Zugleich aber räumt er ein, daß der Adel in seinem jetzigen Zustande seine Bestimmung nicht erfüllen könne, weil 1) das Absterben der alten Adelsgeschlechter ihn zu sehr geschwächt, 2) weil auch der überbleibende Adel seine Geltung im Volke verloren hat, 3) weil der Kaufadel dies keineswegs ersetzen, sondern eher nur verschlimmern könne, 4) weil eine neue Aristokratie, die Geldaristokratie, die Vorhand zu gewinnen drohe.

Einem Streiter, der mit Wärme für Herd und Penaten ficht, hört man immer gern zu, wenn auch Herd und Penaten nicht unsere sind. Die zahllosen Glieder des kleinen, verarmten Landadels, die, ohne Mittel, in ihrem Geburtsrechte allein einen Titel sehen, der ihnen einige Ansprüche im Staate, wie er ist, gewährt, müssen mit Schrecken die magnatischen Vorschläge des Fürsten angehört haben. Wenn, nach ihm, der Adel nur noch am Grundbesitze, am unveräußerlichen, untheilbaren haften soll, wo bleiben sie da, zurückgestoßen in die unübersehbare Zahl der Gemeinen! Wer verargt es ihnen daher, ihre Stimme dagegen zu erheben! Es geschieht nicht immer mit der Besonnenheit wie hier. Auch führt der Verf. mit Geschick aus, wie die englischen Verhältnisse, auf die jene physiokratischen Aristokraten immer recurriren, etwas in Grund und Boden von den unsern Verschiedenes, auf Deutschland gar keine Anwendung finden; und desgleichen, welche moralische Zerwürfnisse das Erstgeburtsrecht in das Heiligthum der Familien bringe. Gewiß, es läßt sich nicht mehr durchsetzen, was auch Staatsrücksichten dafür sprechen, es widerstrebt unserm Gefühle, unserer Sitte, und wo man es versuchen wollte, würde es endlich das Schicksal haben jenes famösen Gesetzvorschlages in den französischen Kammern, welcher die Julirevolution zu seiner mittelbaren Folge hatte. Heute betrachtet man es nur noch als ein Horrendum staatskünstlerischer Verirrung, und ich glaube selbst unter den versteinerten und verfaulten Legitimisten des Faubourg Saint-Germain wagte Keiner mehr es im Ernste zu vertheidigen.

Der Verf. führt uns bis zum Sturze des Adels, ganz ohne Vorurtheile die eigene Verschuldung desselben anerkennend; er weist aber auch auf eine ungeheuere Umwendung in der Zeit hin, welche die Gehaltlosigkeit der Geld-

aristokratie zeigen und einem neuen Entstehen des Adels die Wege bahnen wird. Das aber geht ins Blaue hinaus. Bis dahin antwortet er auf die Fragen: Wie ist unserm Adel zu helfen? Wie ist seinem Verfalle zu steuern? Wie ist diese Repräsentation des geschichtlichen Elements im Staate zu erhalten? „Es ist im Allgemeinen und Großen durchaus gar nichts in dieser Angelegenheit von Seiten des Staates zu thun. Man muß den Adel völlig und im Allgemeinen dem Schicksale überlassen, das ihm die Zeit, das er sich selbst bereitet." Im Speciellen aber heißt es, „so wird vielleicht eine jede Verwaltung nicht übel thun, wenn sie adelige Individuen von Geist, Geschick und Verdienst mit gehöriger Vorsicht auszuzeichnen und in allen wirklichen Collisions- und Concurrenzfällen sogar zu bevorzugen weiß."

Fragt uns, als Bürgerliche, der Verf., welchem Adel wir nach unserm Gefühle den Vorzug geben, seinem, der in den leeren Taschen mit der geschichtlichen Erinnerung klappert, oder den Majoratsherren des Fürsten Pückler, so antworten wir: dem letztern. Alles Klappern beleidigt die Ohren. Und so schön und poetisch geschichtliche Erinnerungen sind, und so verdammenswerth es ist, wenn ein Volk sie ganz auslöschen will, wie das französische in seiner ersten Revolution, so wirkt es doch höchst störend, wenn sie im materiellen Conflicte des Lebens mitsprechen wollen. Der übertriebene Adelsstolz hat weniger Haß und Verachtung gegen den Adel erzeugt, wie der Verf. anführt, als seine Ansprüche auf Bevorzugung im Staatsdienste. Das hat Neid und Misgunst erzeugt und erzeugt sie noch fort und fort. Ein Majoratsherr, dessen geborenes Recht so unerschütterlich feststeht wie in England und Östreich, braucht nicht in den Taschen zu klappern. Er kann sich in der Taverne an den Tisch setzen, wo der Handwerker speist, und vergibt sich nichts. Man braucht im Umgange seinen Vorrang nicht zu merken. Darum ist ein östreichischer Edelmann in der Gesellschaft nichts Störendes. In Preußen ist er auf dem Punkte, es zu werden. Weil Gleichheit durch Gesetz und Herkommen eingeführt sind, und der Adelige, der dafür gelten will, es nur durch die Airs kann, die er sich gibt. Mit einem Gleichnisse: Bei einer knapp besetzten Tafel, wen habe ich lieber zum Nachbar, Einen, der schon satt ist, oder einen Hungrigen? Das sind unsere bürgerlichen Gefühle. Damit sei aber nicht gesagt, daß sie die allein richtigen sind.

Gegen des Verf. historische Ansicht von der Entstehung des Adels ließe sich an anderm Orte Mehres einwenden. Zwar ist so der Feudaladel entstanden; daß aber neben diesem der ursprüngliche Adel der alten Freien bestanden und verschiedene freiherrliche Dynastien erst in späterer Zeit sich dem überhandnehmenden Lehnsadel durch Oblation ihrer Güter beigesellt haben, steht ebenso fest. Auch ist es umgekehrt eine gewagte Annahme, die Grundherrlichkeit der englischen Pairs auf die alten sächsischen Dynasten und Könige zurückzuführen, da bekanntlich nach der Fiction der englischen Gesetze der König Lordgrundherr des gesammten englischen Bodens seit Wilhelm dem Eroberer ist. 41.

---

## Der St.-Simonismus von P. J. Buchez.

Der bekannte Mitverfasser der „Histoire parlementaire de la révolution", der zugleich in Paris an der Spitze einer katholisch-republikanischen Schule steht, die dort viele tüchtige Leute zu ihren Anhängern zählt, veröffentlichte vor ein paar Wochen den dritten Band seines „Essai d'un traité complet de philosophie du point de vue du catholicisme et du progrès". In dem zweiten Bande dieses alle Aufmerksamkeit verdienenden Werks, auf das ich später zurückkommen werde, findet man eine Schilderung und Kritik des St.-Simonismus, die um so mehr Interesse hat, als Buchez eine Zeit lang den St.-Simonisten sehr nahe stand und einer der tüchtigsten Mitarbeiter ihrer Zeitschriften und Publicationen war. Daß er sich bald von den St.-Simonisten trennte und warum, geht ebenfalls schon aus der folgenden Schilderung dieser Doctrin hervor. Hier die Übersetzung der Charakteristik derselben durch Buchez (II, 314): „Die vollkommenste pantheistische Formel ist die Spinoza's. Die Neuern haben an derselben Nichts geändert, sie haben nur einige Worte, die ihnen veraltet schienen, ersetzt. Spinoza stellte den Satz auf, daß es nur Eine Substanz in der Welt gebe, ein einziges Wesen, eine einzige Natur, die in sich selbst durch eine innere Thätigkeit Alles, was man Geschaffenes nennt, erzeuge. Diese einzige Substanz, dies Eine Wesen, diese Eine Natur, sei Gott; Gott, der zugleich handle und leide, Ursache und Folge, der nichts schaffe, das nicht zugleich seine eigene Modification sei. Diese Substanz konnte als eine zahllose Menge von Attributen besitzend betrachtet werden. Unterdessen zeigte sie deren zwei vorzugsweise, und zwar den Umfang und den Gedanken, Attribute, die nothwendig stets Eines von Andern abhängig waren, da sie einer und derselben Substanz angehörten, da sie dieselbe Sache waren."

„Was sagten die St.-Simonisten? Nach ihnen gab es ebenfalls nur Eine Substanz, die Gott war: diese einzige und allgemeine Substanz zeigte zwei Seiten, die des Geistes und die der Materie; eine Formel, die ganz und gar dieselbe ist wie die Spinoza's, denn zu seiner Zeit nannte man Geist den Gedanken, und Materie Umfang."

„Es ist schwer zu sagen, was er beabsichtigte, indem er sein System erdachte; es ist dies leichter in Bezug auf den modernen Pantheismus, der in Paris unter dem Namen St.-Simonismus gelehrt wurde. Ich habe die vorzüglichsten Stifter dieser unglücklichen Schule gekannt; ich war während sechs Monaten ihr Mitarbeiter in der Redaction eines philosophischen Journals; ich war seit langer Zeit der Freund Eines der Ihrigen und der Arzt Mehrer. Ich habe während 15 Monaten mit ihnen gestritten, um sie zu verhindern ihr Project auszuführen, das, meiner Ansicht nach, einigen Ideen politischer Reformen, die ich mit ihnen gemein hatte, den Untergang bereiten mußte; und ich habe erst 1829 mit ihnen gebrochen, als ich die Hoffnung aufgeben mußte, sie von demselben zurückzuführen. Ich kenne somit vollkommen die Motive, die sie geleitet haben, und ich werde ein paar Worte darüber sagen. Diese Geschichte wird nicht ohne Interesse sein, denn die geheime Ursache, die eine neue Doctrin hervorrief, wurde zu allen Zeiten als eines der sichersten Mittel, sie selbst zu beurtheilen, betrachtet."

„Der moderne Pantheismus nennt sich St.-Simonismus, nicht etwa weil St.-Simon je daran gedacht habe, sondern weil seine Schriften es waren, in denen man die größte Zahl der industriellen Reformen fand, die man zu verbreiten beabsichtigte. St.-Simon war der Mann, der der neuern Generation die Tradition der Lehren der Oekonomisten des 18. Jahrhunderts und aller reformatorischen Philosophen, die in den Clubs sprachen, überlieferte, Lehren, von denen man damals so weit entfernt war, als ob Jahrhunderte zwischen der Constituante und der Restauration lägen. Zwanzig Jahre der Aufregung und des Kriegs hatten Alles vergessen gemacht."

„Seit einem Vierteljahrhundert sprach und urtheilte man nicht mehr in Frankreich, man handelte nur. Als die Wiedereinsetzung der Bourbons den Frieden zurückbrachte, wurde die

Presse wieder in etwas freier. St.-Simon benutzte dies, um die ökonomistischen Lehren, die er in seiner Jugend eingeerntet hatte, wiederzubeleben, er wiederholte die Ideen eines Quesnay, Boulanger, Turgot, Condorcet u. A.; es würde uns schwer sein, zu behaupten, daß er etwas von seinem Eigenen hinzugethan. Unter seinen Schriften gibt es nur eine, die, wie es uns scheint, ihm allein angehört, und zwar diejenige, die er auf seinem Sterbebette dictirte, in der er sich auf das Christenthum berief und erklärte, daß er Jesus Christ als den Sohn Gottes anerkenne. Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen diesem St.-Simon und dem, den man dem Volke vorzuspiegeln suchte."

„Die Absicht der Stifter des St.-Simonismus war, sich als Herren und Meister eines Systems der socialen Reorganisation hinzustellen. Um Herr und Meister zu sein, mußte man Neuerungen machen. Hierzu genügte eine der bekanntesten Ideen St.-Simon's, die der Bedeutung der Industrie, die man bis jetzt in allen socialen Systemen immer nur als Nebensache behandelt hatte, auszubeuten. Es handelte sich mit einem Worte, nach ihrer Art sich auszudrücken, darum die Industrie zu rehabilitiren. Von einer andern Seite aber sahen sie, daß nichts Sociales ohne eine Religion zu Stande komme. So kamen sie zu dem Schlusse, eine industrielle Religion zu stiften, die dann zum Zwecke ihres Strebens wurde. Übrigens waren sie nicht im Stande, etwas von der wahren Religion zu verstehen, denn sie glaubten weder an Gott, noch an die Schöpfung, noch an die Seele; sie waren einfach Materialisten. Sie betrachteten die Religion als eine menschliche Institution; sie bewiesen es, indem sie auf die Wurzel dieses Wortes hindeuteten. Es kommt von religare her, d. h. von vereinigen. In Folge dessen sagten sie sich, daß die Industrie ein materielles Werk, Materie sei, und daß man somit die Materie rehabilitiren müsse. Sie fanden nichts Klügeres, als zu dem Ende zu behaupten, daß Gott selbst Materie sei, im Gegensatze zum Christenthume, das behauptet, daß Gott Geist ist. Die Discussion griff diese Frage auf, und so wurden sie gezwungen den Satz anzunehmen, daß es nur eine Substanz gebe, die Gott sei, eine Substanz, die eine zweifache Anschauung, die des Geistes und der Materie erlaube, d. h. aus dem Gesichtspunkte des Menschen, die Wissenschaft und die Industrie; daß der Mann vorzugsweise Geist, das Weib Materie sei; daß man das Weib rehabilitiren, d. h. befreien, von der Ehe emancipiren, daß die sociale Gewalt männlich und weiblich sein, aus einem Papste und einer Päpstin bestehen müsse u. s. w., mit einem Worte, nach und nach, von Discussion zu Discussion, von Einwurf zu Einwurf, die die neue Sekte zurückschrecken sollte und die stets als Princip ihres Systems acceptirt werden, kamen sie endlich dazu, jenes pantheistische System zu formuliren, das sie nach der Julirevolution lehrten."

„Alle Argumente ad absurdum wurden so als vernünftig angenommen und in Axiome verwandelt; der Pantheismus wurde zuerst in gewisser Beziehung a posteriori durch den Einfluß der Discussion formulirt, dann nahm er später, je nach dem Bedürfnisse, die wunderbarlichsten Zusätze an, so daß diese Lehre ein Gemisch der monströsesten Widersprüche wurde. Gott war, nach ihrem Ausspruche, Alles, und Alles war Gott; unterdeß nahmen sie den Fortschritt aus, als ob, wenn eine einzige unendliche Substanz das Weltall fülle und bilde, es möglich sei, daß daraus etwas Anderes hervorgehen könne als die Unbeweglichkeit. Vermehrung und Verminderung setzen Bewegung voraus, zur Bewegung aber gehören wenigstens zwei verschiedene Existenzen, und zwar die der Mitte, in der die Bewegung möglich ist, und die des Gegenstandes, der sich bewegt. Welches ist das materielle Zeichen der Bewegung? Die Veränderung des Platzes. Diese Änderung aber ist in einem einzigen ununterbrochenen All unmöglich; jeder Punkt dieses Alls ist nothwendigerweise für alle Ewigkeit an dieselbe Stelle gefesselt. Diese erste Absurdität führte die St.-Simonisten zu einer noch viel größern. Sie behaupteten, daß Alles durch die fortschreitende Geschichte des Menschengeschlechts bewiesen werden müsse; so mußte man beweisen, daß der Pantheismus die Schlußfolge der vorhergehenden Zeiten des Menschengeschlechts sei. Die Menschheit, sagten sie, hat mit dem Fetischismus angefangen, von diesem kam sie zur Vielgötterei, dann zum jüdischen oder materialistischen, endlich zum christlichen oder spiritualistischen Eingötterthum, das zum Pantheismus, d. h. zur Vereinigung der beiden, materiellen und spiritualistischen Anschauungsarten in einer einzigen Anbetung führen müsse."

„Nachdem man alle diese schönen Sachen vernommen hatte, fragte man sie, wie es komme, daß die Menschheit einst habe anfangen können, wie das Ewige, das nieendigende All, Theile haben könne, die weder ewig noch ohne Ende seien? Hierauf antworteten sie, daß das Nieendigende zwei Aspecte habe, der nichtendigende und der endigende (l'infini et le fini); so schlossen sie ihren Gegnern den Mund, denn was könnte man Leuten sagen, die einen Irrthum der mathematischen Ausdrucksweise für eine Principwahrheit nahmen; die, mit einem Worte, nicht verstanden, daß das Endlose die Idee einer Einheit oder einer Totalität, zu der man nichts hinzufügen und von der man nichts abnehmen kann, darstellt. In Bezug auf die Geschichte bat man sie, dieselbe zu lesen, aber sie schlossen Augen und Ohren. Sie begnügten sich nicht, sich mit dem gesunden Menschenverstande in Widerspruch zu setzen, sondern sie stießen ebenso ohne alle Umstände die geschichtlichen Thatsachen um. Aus alle dem schließen wir, daß die Prediger des modernen Pantheismus selbst nicht an ihre Lehren, die sie ertheilten, glaubten, sondern nur an den Erfolg, den sie von ihnen hofften. Aber welches war dieser Erfolg. Sie haben lange genug gelebt, hinlänglich gehandelt, damit in dieser Beziehung kein Zweifel übrig bleiben kann. Alle Welt ist hier hinlänglich unterrichtet."

„Die Erfinder des Systems geben sich den Namen: Väter; diese bildeten ein Collegium, das sie das heilige hießen. Sie ernannten einen Papst, da dieser aber männlich und weiblich sein mußte, und da zufällig für den Augenblick ein Weib abging, so übertrugen sie das Papstthum zweien Männern. Als einer von diesen beiden sich zurückzog, blieb der Mann allein übrig und begann dann das freie Weib zu suchen. Sie hatten angekündigt, daß sie das Geschick der ärmern und zahlreichern Classen verbessern wollten. Sie konnten dieses, dem Christenthume durch die Ökonomisten des letzten Jahrhunderts, diesen durch St.-Simon, und dann wieder St.-Simon durch die St.-Simonisten entlehnte Princip der politischen Moral nicht fallen lassen; sie konnten dasselbe nicht fallen lassen, denn nur hierdurch zogen sie die Ergebenheit Einzelner, deren Gefühl gesunder als ihr Verstand, an sich an und verhinderten ihren baldigen Abfall. In Folge dieses Versprechens und um es zu verwirklichen, verlangten sie, daß alle Güter gemeinschaftlich sein sollten, daß es in Zukunft nur einen Eigenthümer, den Papst, gebe; und daß eine Hierarchie eingerichtet werde, um unter der Leitung des Papstes die Güter und die Arbeiten zu vertheilen. Sie organisirten, mit einem Worte, die Gesellschaft nach dem Vorbilde eines Regiments. Sie hatten großes Mitleiden mit den Armen, und um sie recht auszubeuten, unterwarfen sie dieselben einer quasimilitairischen Disciplin-Lebensart unter von den Obern gewählten Commandanten. Sie hatten großes Mitleiden mit den öffentlichen Dirnen, und somit hoben sie die Ehe auf, und bestimmten, daß die Männer und Weiber sich nach ihrer Laune vereinigen oder verlassen sollten. Man fragte sie, was dann aus den Kindern werden solle? Die wollten sie vereinigen; von der Brust der Mutter sollten sie auf eine Weise gemischt werden, daß keine Mutter das Ihrige wiedererkennen könne, und so diese, da sie eben nicht wisse, welches das Ihrige sei, zwingen, sie alle gleich und wie das Ihrige zu lieben. Das Alles wurde in der St.-Simonistischen Gesellschaft, so weit es die äußern Verhältnisse, in denen sie lebten, erlaubten, verwirklicht."

„Wie aber rechtfertigte der Pantheismus alle diese Monstrositäten. Es ist leicht dies zu erklären. Der Pantheismus gibt keine Moral zu, denn da der Mensch Gott ist, so hat er nur gegen sich selbst Pflichten. So sagte denn auch der letzte Chef der St.-Simonisten: „Der Egoismus ist göttlich!" Der Pantheismus läßt keine Freiheit zu, denn um frei zu sein, muß man wählen können, und wie wählen, wenn es nur eine einzige Sache in der Welt gibt? Mit dem Pantheismus gibt es keinen Unterschied zwischen Gut und Schlecht, denn es gibt keine zwei Principe, zwei Ziele, sondern nur eins. Wenn man den Unsinn, den die St.-Simonisten lehrten, daß das Endlose aus endenden Theilen bestehe, erkennt, so findet man, daß sie daraus schließen mußten, daß jeder Theil ein Stückchen Gottes sei, das sich entwickele und andere Theile zueigne. Das ist, in Wahrheit, die Folge, die sie ziehen, und woraus sie eine Erklärung herleiteten, um ihre Päpste und ihre Hierarchie zu heiligen. Sie sagten, daß die Päpste als solche alle großen Männer der Menschheit resumirten. So resumirte Hr. Enfantin in sich Moses, Christus, Mohammed und St.-Simon. Sie folgerten daraus dann weiter, daß die Päpste das lebendige Gesetz seien. Nach uns hätten sie, um vollkommen logisch zu sein, schließen sollen, daß das beste Mittel, die Menschen zu resumiren, das sie zu essen sei. Das war übrigens der Weg des Fortschrittes, den sie den Thieren zuwiesen."

Die Farben sind hier etwas stark aufgetragen, aber es würde schwer sein, in wenigen Zügen diese wunderliche Abirrung der neuern Zeit klarer, als es Buchez gethan, zu schildern und den innern Unsinn der Hauptlehren des St.-Simonismus zu zeigen. Der St.-Simonismus ist für alle Zeiten abgeurtheilt, die nothwendigen Consequenzen der Grundsätze führten nach und nach zu solchen Absurditäten und so monströsen Resultaten, daß die runde Mütze der St.-Simonisten und die Narrenkappe heute halbwegs als Blutsverwandte erscheinen. Aber wenn auch der St.-Simonismus wol für alle Zeiten abgeurtheilt ist, so spuken deswegen nicht weniger noch immer einzelne seiner Lehren in den Köpfen der Neuerer unserer Zeit. Nachdem die Büchse der Pandora zerschlagen war, flogen die bösen Geister nach allen Seiten hinaus. Der Pantheismus, die Rehabilitation des Fleisches, der Materie, die Emancipation des Weibes, ja sogar die Gütergemeinschaft haben noch immer ihre Anhänger, die aber freilich nicht mehr den Muth haben, den Unsinn, zu dem diese Lehren führen müssen, anzunehmen und zum Grundsatze zu erheben. Das System der St.-Simonisten rückte mit offenem Visire, seine Fahne hoch schwingend, gegen die Menschheit an; die Nachzügler dieses Systems haben die Livree des 19. Jahrhunderts wieder angezogen, um sich so ungestörter in anständige Gesellschaft einschmuggeln zu können. Aber die Absurditäten, zu denen die St.-Simonisten Schritt für Schritt nothwendig geleitet wurden, sind die beste Widerlegung der Grundsätze, die sie lehrten. Entweder führen diese Grundsätze zum Unsinn, und müssen sich mit diesem aussöhnen, oder fallen in sich selbst zusammen, sind ohne Basis, wenn sie den Unsinn, die monströsen Folgen derselben nicht als das Endziel, den Zweck der Menschheit anerkennen wollen. Das scheint aber aus der kurzen, kernigen, wenn auch vielleicht etwas einseitigen Darstellung und Kritik des Hrn. Buchez so klar als möglich zu werden, und deswegen schien sie mir ganz besonders der Mittheilung würdig. Übrigens zeigt dieselbe nebenbei die Art und Weise eines tüchtigen neuern französischen Denkers und hat somit ein doppeltes Interesse. 85.

## Literarische Notizen.

Zu den neuesten Erzeugnissen der englischen Presse gehören: Gresley's „Siege of Lichfield"; „Sandron Hall, or the days of queen Anne", von J. Berkeley; „The quadroon, or St. Michael's day" (3 Bde.), vom Verfasser von „Lafitte", „Capt. Ryd" u. s. w.; Milne's „Poetry for the people"; Simon's „Meddlings with the Muse"; J. R. Darley's „Grecian drama"; Bunting's „General collection of the ancient music of Ireland"; Vyse's „Operations at the Pyramids of Gizeh in 1837" (2 Bde.); Southgate's „Travels in Turkey and Persia" (2 Bde.); „Rough notes of the campaign in Sinde", von Major Outram; der zweite Theil des „Oriental portfolio"; ebenso der dritte Theil von M'Gillivray's „British birds"; der siebente und achte Band von Sir H. Davy's Werken, enthaltend: „Lectures on agricultural chemistry"; der neunte Band von Defoe's Werken: „History of the plague".

Von Sir Samuel Romilly's „Memoirs" ist bereits eine zweite Ausgabe erschienen; ebenso eine neue Auflage von M'Culloch's „Commercial dictionary, corrected to 1840."
47.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 228. —— 15. August 1840.

Leben und Briefe von Adelbert v. Chamisso. Herausgegeben durch Julius Eduard Hitzig. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann. 1839. Gr. 12. 2 Thlr. 16 Gr.

Es ist eine hohe Gunst des Schicksals, wenn dieses denkwürdigen Männern nach ihrem Heimgange noch einen Freund aufspart, der das Bild der Dahingeschiedenen mit Liebe und mit den Farben der Wahrheit entwirft, welche keinem Andern, der sie nicht unmittelbar aus dem Leben selbst schöpfen konnte, so frisch und kräftig zu Gebote stehen. Ein solcher Freund ist der Herausgeber, dessen schon den Manen Hoffmann's und Werner's bewiesene Pietät und Treue sich nun auch an dem edeln Chamisso bewährt hat. Niemand aber hatte hierzu auch mehr Beruf als Hr. Hitzig, theils durch sein anerkanntes biographisches Talent, theils durch die enge Verbindung, in welcher er sich seit früher Jugend mit Chamisso bis zu dessen Tode befand, weshalb denn Chamisso's „letztwillige Verfügung: Hitzig solle, wenn er ihn überlebe, eine Auswahl aus seinen nachgelassenen Papieren herausgeben und eine biographische Notiz vorausschicken", gewiß sehr wohl begründet war. Ref. glaubt der Mühe überhoben zu sein, den Deutschen hier auseinandersetzen zu müssen, welche große Ansprüche auf ihre Liebe und Bewunderung sich Chamisso erworben hat. Wer kennt ihn nicht, den edeln Sohn der Champagne, der, von den Rebenhügeln seines Vaterlandes verbannt, unter deutschen Eichen sich in den Schutz der deutschen Muse begab und einer ihrer gefeiertesten Lieblinge ward! Wer kennt den Dichter nicht, der bald durch die leichten und launigen Klänge einer heitern Lyrik, bald durch den schauerlichen Inhalt prächtiger Terzinen, aber immer edel, wahrhaft, rein und tiefbegeistert aller Herzen gewann und für immer unvergeßlich bleiben wird! Wer kennt den Weltumsegler nicht, der im Dienste der Wissenschaft sich abmühte, doch dabei dem bittern Ernst des Lebens stets eine heitere poetische Seite abgewann, und wer hat nicht den liebenswürdigen Schlemihl auf seinem Weltgange mit wehmüthiger Theilnahme begleitet! ... Den handschriftlichen Nachlaß seines Freundes hat der Herausgeber in den vorliegenden Bänden mit sehr passenden Vor- und Zwischenreden begleitet, die weder dem reinen Bilde des Dahingeschiedenen, wie es meistens aus seinen Briefen sich gestaltet, Eintrag thun, noch der unbefangenen Ansicht des Lesers vorgreifen. Das erste Buch, „Lehrjahre" überschrieben, umfaßt den Zeitraum von 1781—1805, macht uns mit den Familienverhältnissen bekannt und mit der Auswanderung nach Süddeutschland und später nach Berlin, wo Chamisso zuerst Page der Königin und hierauf Fähnrich und Lieutenant im Infanterieregiment v. Götze wurde. Als solcher, mit dem größten Eifer deutscher Bildung und Sprache beflissen, machte er die für seine ganze Entwickelung so wichtige Bekanntschaft eines Kreises strebender Jünglinge, zu welchem Wilhelm Neumann, Varnhagen, Hitzig, Theremin, Robert, Koreff, Graf Lippe u. m. A. gehörten, deren poetische Jugendversuche ein Musenalmanach, von ihnen selbst nur das grüne Buch genannt und in sehr heitern poetischen Theegesellschaften berathen, einige Male dem Publicum zum Besten gab. Als das Schicksal mehre Mitglieder dieses Kreises von Berlin entfernt hatte, blieben sie dennoch mit den Zurückgelassenen durch das gewählte Symbol des Polarsterns (τὸ τοῦ πόλου ἄστρον) in Verbindung, welches Symbol, ohne eine Spur von Ordenswesen, „nur ein Freundschafts- und Studienzeichen, nur ein Erkennungsschrei sein sollte, den sich die Getrennten einander zuriefen". Chamisso's hier mitgetheilte Briefe aus dieser Periode, fast sämmtlich mit dem τ. τ. π. ἄ. unterzeichnet, bezeugen alle sein eifriges Streben im Felde der Wissenschaft und Poesie, das ihn selbst in der Wachtstube nicht verließ, und namentlich seine lebendige Theilnahme an den Schicksalen des „grünen Buchs"; ja, wir finden unter ihnen auch einen ganz griechischen Brief an seinen ältesten Freund und Regimentskameraden de la Foye, mit welchem, der später Professeur de la faculté de Caën wurde, Chamisso bis an sein Lebensende in unausgesetzter deutscher Correspondenz geblieben ist.

Das zweite Buch, die „Wanderjahre 1805—18" enthaltend, bringt zahlreiche Briefe, die Chamisso während des Marsches mit seinem Regimente aus mehren hanoverschen Orten, vorzüglich aber aus Hameln schrieb. Nach der schmachvollen Einnahme dieser Stadt, wovon er einen ergreifend lebendigen Bericht abstattet, begab er sich zum Besuche von Verwandten nach Frankreich, dann aber 1807 nach Berlin zurück, von wo aus jetzt auch viele herzliche Briefe an Fouqué vorliegen, dessen Erscheinung als Dich-

ter und Freund ihn mit dem höchsten Enthusiasmus erfüllt hatte. Eine Aussicht, an dem zu errichtenden Lyceum in Napoleonville eine Professur zu erhalten, rief ihn 1810 wieder nach Frankreich, wo indessen seine Anstellung nicht zu Stande kam. Doch befreundete ihn der Aufenthalt in Napoleonville mit dem später so berühmt gewordenen, damaligen Präfecten Prosper de Barante und mit Frau v. Stael, mit welcher großartig wunderbaren Frau, seine eigenen Worte zu brauchen, er 1811 und 1812 in Genf und Coppet unvergeßliche Tage verlebte. „Ich habe hier", schreibt er, „viele der bedeutendsten Männer der Zeit kennen gelernt und einen Abschnitt der Geschichte Napoleon's erlebt, seine Befeindung einer ihm nicht unterwürfigen Macht (nämlich der Stael), denn neben und unter ihm sollte nichts Selbständiges bestehen." Überhaupt enthalten die Briefe aus Coppet an Hitzig, Fouqué, Neumann, Varnhagen und dessen Schwester Rosa Maria viel Interessantes über die merkwürdige Frau und die bedeutendsten Personen aus ihrer Umgebung. Aber Coppet gewann für unsern Dichter auch dadurch eine besondere Wichtigkeit, daß es die Wiege seiner botanischen Studien ward. Diese fortzusetzen, ging er im Herbst 1812 nach Berlin, wo er als förmlicher Studiosus medicinae naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte und in dem verhängnißvollen Jahre 1813, das für den in seinem Herzen zwischen dem alten und neuen Vaterlande Getheilten „kein Schwert" hatte, auf dem Landsitze der von Itzenplitz'schen Familie Cunersdorf der „Schlemihl" entstand. Im nächsten Jahre, in welchem Hitzig nach dem Verluste seiner trefflichen Gattin in das frühere Geschäfts- und Beamtenverhältniß zurücktrat und Chamisso sich dadurch des Anhalts an seine liebsten Freunde beraubt sah, wurde es dem Herausgeber auch bei der politischen, unsern Chamisso immer tiefer verstimmenden Lage der Dinge vollkommen klar, daß für diesen keine andere Rettung sei, als ihn für einige Jahre, wenn irgend möglich, aus Europa zu entfernen. Die damals von dem Prinzen Max v. Neuwied beabsichtigte Reise nach Brasilien schien hierzu eine gute Gelegenheit darzubieten; doch entging sie unserm Chamisso, der indessen bald nachher bei der vom Grafen v. Romanzoff veranstalteten Entdeckungsexpedition in die Südsee und um die Welt die erwünschte, jedoch bekanntlich wenig begünstigte Stelle eines Naturforschers erhielt.

Der zweite Band enthält nun zuvörderst die während dieser dreijährigen Weltumsegelung, deren Beschreibung den ersten Band von Chamisso's Werken füllt, an Hrn. Hitzig geschriebenen Briefe, die derselbe vollständig, absichtlich aber in besonderer Folge mittheilt, „weil sie ein eigenes Ganze für sich bilden und die Erzählung der Lebensereignisse des deutschen Dichters und Schriftstellers, der auf dem Schiffe beides zu sein nicht Zeit und Raum fand, nur störend unterbrechen würde". Diese Briefe, frisch von der Leber weg aus allen Winkeln der transatlantischen Erde, und oft unter sehr unbequemen Verhältnissen an den Freund in Berlin geschrieben, sind unendlich reich an den schätzbarsten Einzelheiten und voll von dem liebenswürdigsten Humor, der in Prosa und Versen sich Luft macht. Die Lehr- und Wanderjahre sind mit dieser Reise um die Welt geschlossen, und so bringt uns naturgemäß das dritte Buch die „Meisterjahre" oder die Zeit, in welcher Chamisso's Lebensschiff am eigenen Herde vor Anker ging, bis es endlich in den Wellen eines frühen Todes versank. Auch diese Zeit spiegelt sich großentheils in Chamisso's eigenen Briefen ab, ist aber von dem Herausgeber ausführlicher geschildert worden.

Nach Berlin zurückgekehrt, wurde Chamisso honoris causa Doctor der Philosophie, Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde, Custos am botanischen Garten und bald auch glücklicher Bräutigam und Gatte. Nur einmal noch im J. 1825 machte er von hier einen weitern Ausflug nach Paris, um seinen kleinen Antheil an der Emigrantenmilliarde in Anspruch zu nehmen, dann 1830 zur Versammlung der Naturforscher nach Hamburg; übrigens genoß er in vollem Maße und ununterbrochen das Glück seiner Häuslichkeit wie seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, bis das J. 1831 durch die Grippe seine bisher riesenhafte Gesundheit dergestalt erschütterte, daß der Keim zu dem Brustübel gelegt wurde, welches sein verhältnißmäßig so frühes Ende herbeiführte. Badereisen nach Reinerz und Charlottenbrunn bewirkten zwar einige Linderung, aber keine Heilung. Merkwürdig, daß erst in seinen letzten Lebensjahren, in der Periode abnehmender Kraft, die unserm Chamisso schon früh sich als Greis vorkommen und mit seinen grauen Haaren wenigstens in Gedichten selbst etwas kokettiren ließ, die Gabe der Dichtung sich in ihm zur schönsten Blüte entwickelte und ihn jetzt erst das Bewußtsein seines Dichtergenius wahrhaft durchdrang. „Ich glaube fast", schreibt er zuerst im Juni 1828 an de la Foye, „ich sei ein Dichter Deutschlands!" Aber schon nach zehn Jahren (Juni 1838), als die fünfte Auflage seiner Gedichte gedruckt wurde, konnte er demselben Freunde berichten: „Zu Geburtstags-, Pathen-, Christ- und Brautgeschenken werden in Deutschland jährlich beiläufig 1000 Uhland und 500 Chamisso gebraucht." Doch nicht nur dem Dichter wurde die allgemeinste Anerkennung zu Theil, sondern auch dem Botaniker widerfuhr die Ehre, daß er, auf A. v. Humboldt's Vorschlag, fast einstimmig zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt wurde. Eine hohe Auszeichnung gewährte ihm der damalige Kronprinz, jetzige König von Preußen durch ein Schreiben, welches, unübertrefflich durch die zarteste Innigkeit und den Ausdruck der liebevollsten Theilnahme, mit Recht von Chamisso's Kindern wie ein Heiligthum aufbewahrt wird. Wurde auf diese Weise der trübe Lebensabend unsers Freundes angenehm erhellt, so sollte ihm dennoch nicht der herbe Schmerz erspart werden, seine erst 36jährige theure Gattin vor sich in das Grab sinken zu sehen. Wie tief indessen auch erschüttert, so richtete doch Chamisso's kräftiges Gemüth im Schoose der Kunst und Wissenschaft sich wieder auf, und das Jahr, welches ihm seine Gattin zu überleben beschieden war, beschäftigte ihn anstrengend unter dem Beistande seines Freundes Gaudy nicht nur

mit der Redaction des „Deutschen Musenalmanachs" und mit der Übersetzung der Béranger'schen Lieder, sondern auch mit einer Schrift über die hawaiische Sprache, die seinen Ruf auf einem neuen wissenschaftlichen Felde zu begründen versprach. Er starb am 21. August 1838.

(Der Beschluß folgt.)

---

Die neueste Geschichte der Menschheit. Vom Anfang der französischen Revolution bis zu unsern Tagen. Erste Abtheilung: Frankreich und Östreich. Eine Gegeneinanderstellung der Resultate des unchristlichen und christlichen Princips. Von J. A. Boost. Zweiter Theil. — A. u. d. T.: Neueste Geschichte von Östreich unter den Regenten aus dem habsburg-lothringer Stamme. Vom Jahre 1789 bis 1839. Mit einem Rückblicke auf die Großthaten des ganzen habsburger Stammes. Mit 1 Stahlstiche. Augsburg, Kollmann. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Schon in den Jahren 1834 und 1835 erschienen drei Hefte des hier angezeigten Werkes, wir dürfen deshalb bei unsern Lesern die Bekanntschaft mit jener ersten Hälfte voraussetzen, oder wofern diese nicht stattfinden sollte, können wir mit Bezug auf die vorliegende zweite Hälfte die Worte des Terenz anwenden: qui utramvis norit, ambas noverit. Denn beide Theile tragen ein völlig gleiches Gepräge an sich: Verleumdung der Reformation, Haß gegen die Aufklärung, plumpe Apotheose des Hauses Habsburg, Misbrauch und Entstellung der Geschichte zu Gunsten einer jesuitisch-geistlichen Herrschaft, oberflächliche oder auch wahrhaft greuelhafte Beurtheilung derjenigen Männer, die mit ihrem Wirken und Thun nicht in des Verf. Kram passen; das Ganze ist ein unnützes Buch, weil man nichts weiter daraus lernt, als daß es zum Jammer der Aufgeklärten und Gutgesinnnten immer noch nicht an Leuten fehlt, die ohne Scheu und Scham insbesondere der Geschichte zumuthen, den gegen die Aufklärung und Toleranz geführten Streichen eines verkappten Jesuitismus Nachdruck zu geben. Wenn man solchen unheimlichen Gestalten auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft begegnet, dann fühlt man lebhafter als je die Wahrheit der Worte Schelling's: „Unter dem Heiligsten ist nichts, das heiliger wäre als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, nichts, das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge." Der Verf. hat sich nicht entblödet, alle Ereignisse, Institutionen, selbst die größten Männer, soweit er sie in seine historische oder vielmehr unhistorische Diatribe gezogen hat, mit seinem giftigen Geifer zu beflecken, wenn sie entweder einer akatholischen Kirche angehören oder andern Ansichten huldigen, als die seinigen sind. Man hat in der That Mühe, bei der Lecture seines Werkes die nöthige Ruhe und Fassung zu behalten. Denn in einem Geschichtswerke, das den heiligen Namen der Menschheit an seiner Stirn trägt, nichts weiter sehen zu können, als ein Pamphlet selbst gegen die besten der verstorbenen oder noch lebenden Mitglieder derselben, das ist doch wirklich beinahe mehr, als die größte Seelenruhe zu ertragen vermag. Das ganze Machwerk verdiente mit Verachtung bei Seite gelegt zu werden, wenn es nicht auch sein eigenthümliches Interesse hätte, öffentlich darüber zu verhandeln, wie weit die Vermessenheit geht. Darum werden es unsere Leser nicht übel vermerken, daß wir dieser literarischen Erscheinung einige Aufmerksamkeit schenken.

Der Anfang des Werkes klingt so übel nicht, man möchte ihn fast eine captatio benevolentiae nennen; aber bald guckt der Pferdefuß auf jeder Seite durch. Da wir es jedoch nicht mit den frühern Heften zu thun haben, sondern mit den beiden jüngsten, so wollen wir auch aus diesen lediglich die Beweise für unser Urtheil über das Ganze entlehnen. Im ersten Theile (S. 323) steht Folgendes zu lesen: „Es zeigt uns die Geschichte zwischen den Punkten des Glaubens und des geistigen Glücks der christlichen Völker auch nur den einzigen geraden und sichersten Weg, eine auf geschriebene Offenbarung oder mündliche Tradition gegründete, durch Institutionen und äußere Zeichen geregelte, von einem sichtbaren Oberhaupte repräsentirte Kirche, die in ihrem Glauben, ihren Anordnungen und Aussprüchen selbst stabil, auch diese beruhigende Stabilität in die Herzen ihrer Gläubigen von Jahrhundert zu Jahrhundert überträgt und hierdurch nicht als Lügnerin bei den frühern oder spätern Generationen erscheint." Hier haben wir also zuvörderst das alte päpstliche Lied: extra ecclesiam nulla salus. Noch erbaulicher klingt es im zweiten Theile (S. 30): „Die Vorsehung scheint es selbst nicht in die Macht eines Karl V. gestellt zu haben, die kirchliche Einheit Deutschlands auf dem Wege der Gewalt wiederherzustellen, indem nur der Akatholicismus, nie aber der Katholicismus (?) mittels des Schwertes seine Kirchen füllt, weshalb sie Macht, der Reformation mit Erfolg entgegenzutreten und das Christenthum immer weiter zu verbreiten, im Geiste des Stifters der Kirche nicht Laien, sondern Priestern anvertraut, und zur Erreichung dieses Zweckes, wozu sie den Sinn und die Gelegenheit einem Karl V. verweigerte, zu eben dieser Zeit durch den Ignatius von Lojola den großen Männerbund in das Leben rief und hierdurch dem geistigen Gifte ein geistiges Gegengift, der Krankheit das Gegengift entgegensetzte. So trat denn aus der Asche des alten abgelebten und verdorbenen Mönchsthums als Phönix das neue hervor, und was ein großer Kaiser durch Genie und Macht nicht vermochte, erlangten schnell die im Geiste Christi handelnden (?) Jesuiten, diese wahrhaft berufenen, durch das bloße Wort und gutes Beispiel die Völker bekehrenden Diener des Herrn." Solche Dinge gibt der Verf. ohne Scheu der gebildeten Welt zum Besten, gleich als wüßten wir Alle nichts z. B von Ferdinand's II. Eintreiben der böhmischen Protestanten in die Messe, von Ludwig's XIV. Dragonaden gegen die Waldenser, gleich als hätte Niemand Pascal's „Briefe" gelesen, als wäre Wolf's „Geschichte der Jesuiten" nicht vorhanden und Ellendorf's neuestes Werk über den Jesuitismus nur ein historischer Roman. Es sind hier nur zwei Fälle möglich: der Verf. hat die Sache entweder nicht besser gewußt, dann ist er ein zur Geschichtschreibung unfähiger Ignorant; oder, was das Wahrscheinlichste ist, er hat absichtlich das Wahre ignorirt oder verdreht, dann ist er ein Verleumder, ein Lügner. Wir geben unser Urtheil gefangen und überlassen dem Verf. selbst die Wahl aus dieser Alternative.

Der zweite Theil hebt mit Rudolf von Habsburg an; dieses weite Ausholen bedurfte natürlich einer Entschuldigung. Der Verf. gibt sie mit folgenden Worten: „Um hierdurch die Geschichte Östreichs in jenes Licht zu stellen, worin sie zu stehen vor allen verdient, auch allein die wahre Belehrung gewähren und die einseitigen, befangenen und falschen Darstellungen vieler akatholischen Schriftsteller berichtigen oder gänzlich widerlegen kann." Unsere Leser werden nun natürlich fragen: Der Verf. hat wol neue Urkunden benutzt, oder die bekannten wenigstens mit besonderer Kritik zu Rathe gezogen? Nichts weniger als dies. Oder ist eine Prüfung der bisherigen und allgemeinen Ansichten mit Ausführlichkeit und mit unparteiischer Abwägung der Gründe pro und contra angestellt worden? Keineswegs. Das Ganze ist so oberflächlich, daß ein Gymnasial- oder Universitätslehrer der Geschichte, wenn er seinen Schülern oder Zuhörern nichts Besseres vorzutragen wüßte, nicht acht Tage lang von einer vernünftigen Behörde auf seinem Posten gelassen werden würde; und dennoch hat der Verf. die Keckheit, zu versichern, daß er berichtigen oder gänzlich widerlegen wolle! Sollte denn der Verf. nicht schamroth geworden sein, als er diese Worte schrieb? doch Masken erröthen nicht! Wir sehen aber recht wohl, weshalb er eigentlich so weit ausgeholt hat: das Buch ward natürlich auf diese Weise stärker und er selbst erhielt eine passende Gelegenheit, seinen Weisheitskram an den Mann zu bringen.

Wir wollen nun den Verf. auf seinen historischen Schlangenwegen, so schwer es uns auch ankommt, eine Strecke weit begleiten. So sagt er in der Charakteristik Rudolf's I. (S. 6): „Mußte der heidnische Gründer des römischen Reichs, um sein Werk zu erhalten, einst selbst die Mädchen eines benachbarten Volkes durch List und Gewalt sich rauben, so gefiel es dagegen der Vorsehung, den christlichen Gründer des östreichischen Staates mit vielen Töchtern zu segnen, durch deren Verehelichung mit andern Fürsten er die Vergrößerung Östreichs auf das rechtlichste durch Erbverträge herbeiführte, sein redliches Herz auch im Glücke unbefleckt erhielt und hierdurch den himmlischen Segen für seine Thaten und seine Mäßigung über sich und seine Nachfolger in vollem Maße herbeirief." Abgesehen davon, daß die Vergleichung schon in formaler Beziehung bedeutend hinkt, so wird uns der Verf. die Frage erlauben: wo liegt denn das Rühmliche, wenn ein deutscher König des 13. Jahrhunderts nicht so gewaltthätig handelt als die rohen Söhne eines Staates, der kaum in seinen ersten Grundzügen organisirt ist? Ist das nicht eine Apotheose des habsburger Fürsten, die durch ihre Plumpheit beinahe ehrenrührig wird? Warum verdreht denn der Verf. die allgemein bekannte Sache, daß nämlich einige der Wahlfürsten gerade darum für Rudolf stimmten, weil sie, zufällig unvermählt, auf eine Verbindung mit ihres neuen Königs Töchtern speculirten? Rudolf hätte mit zehn Töchtern gesegnet sein können, sie würden ihm nichts geholfen haben, wenn dieser Zufall nicht im Spiele gewesen wäre. Daß aber politische Heirathen im ganzen Mittelalter gewöhnlich gewesen sind, weiß Jedermann.

Weiter unten heißt es: „Wie aber einst der redliche Fabricius den Epiroten-König vor einer schändlichen Meuterei warnte, so benachrichtigte auch Rudolf den König Ottokar von den treulosen und mörderischen Absichten seiner nächsten Umgebung, beschämte durch diesen Edelmuth die Falschheit und Treulosigkeit seines erbittertsten und mächtigsten Gegners und vergoß selbst Thränen, als er den Erschlagenen auf der blutigen Wahlstatt erblickte." Der Verf. hätte mit seinem Vergleich nicht auf die heidnische Welt zurückzugehen nöthig gehabt; wir wollen ihm ein näherliegendes Beispiel erzählen, von dem wir freilich fürchten müssen, daß es ihm nicht recht munden wird. Der große Hohenstaufe Friedrich II. war 1228, ohne vom Banne losgesprochen zu sein, in das heilige Land gezogen; der Papst Gregor IX., trotz seiner 90 Jahre maßlos heftig und hierarchischen Stolzes voll, sendete dem Kaiser in das Land, welches einstens Zeuge des friedlichsten und liebevollsten Wirkens des Stifters einer Religion gewesen war, die selbst den Feind zu achten gebietet, den Bannstrahl zweiten Grades nach. Verwirrung, Treulosigkeit und Verrath waren die Folgen dieser sogenannten christlichen Kirchengewalt. Die Tempelherren erklärten z. B. dem Kaiser geradezu, sie wollten ihn in einen Ort werfen, den er nicht wieder verlassen würde; und als derselbe einmal beabsichtigte, sich im Jordan zu baden, schrieben jene Diener der christlichen Kirche dem Sultan Malek Kamel, dem damaligen Hauptfeinde der Christen im Oriente, er möchte diesen excommunicirten Anführer des christlichen Heeres überfallen und gefangen nehmen, indem sie zugleich die Mittel angaben, wie dies bewerkstelligt werden könnte. Der Sultan aber dachte edler und hochherziger: er verachtete eine solche Verrätherei und übersendete seinem Feinde den Brief. Wir wollen dem gewissenhaften Verfasser nicht zumuthen, dieses Factum zu glauben, wenn wir uns nur auf akatholische Schriftsteller berufen; deshalb verweisen wir auf Michaud's „Geschichte der Kreuzzüge". Daraus sieht aber auch der Verf., wenn er anders sehen will, daß solche schöne Charakterzüge, zur Ehre der Menschheit, nicht von solcher Seltenheit sind, um deshalb einen Fürsten mit einem besondern Heiligenschein umgeben zu können. Übrigens ist es, in unsern Tagen besonders, das allerunbrauchbarste Mittel zur Verherrlichung der Fürsten, ihnen gewisse Tugenden als durch höhere Inspiration eigen beizulegen oder mit einer Art frommen Freude zu rühmen, die man am Ende von jedem wahren Christen zu fodern berechtigt ist.

(Der Beschluß folgt.)

## Notizen.

Suau de Varennes, Verf. der „Matelots parisiens" und „Un diamant à dix facettes" gab vor kurzem heraus: „L'habit d'un auteur celèbre." Für den Juli ist angekündigt: „David, mystère en cinq actes et en prose", von Franz Philoche. Unter den belletristischen und poetischen Erscheinungen sind ferner zu nennen: „Provence, poésies", von Adolf Dumas; der dritte und vierte Band von E. Sue's „Jean Cavalier" und desselben „Aventures de Hercule hardi ou la Guyane en 1772" (unter der Presse); „Guise et Riom", von Paul de Musset; und „Fanny", zugleich mit den „Aventures galantes de Margot", und den „Couronnes de bluets" (3 Bde.), von Arsène Houssaye. E. de Girardin's „Emile" ist zum zweitenmal aufgelegt worden und diese Ausgabe mit folgenden Worten angekündigt: „Als der Verfasser diese Fragmente schrieb, war er noch keine 20 Jahr alt; wir drucken sie wieder ab, ganz so, wie sie im J. 1827 erschienen sind, ohne Zusätze oder Verkürzungen. Die erzählten Facta sind untergeschoben, aber die geschilderten Eindrücke sind wahr."

Die „Bibliothèque d'élite" von Ch. Gosselin brachte vor kurzem einen Band, welcher ausschließlich Übersetzungen aus dem Deutschen gewidmet ist; er enthält die beiden „Faust" von Goethe, ferner Gedichte und Balladen von Goethe, Schiller, Bürger, Klopstock, Schubart, Körner, Uhland, sämmtlich übersetzt von Gérard. Gérard hat, was wir im Ganzen nur billigen können, den zweiten Theil des „Faust" aller jener seltsamen Geheimnisse und Zuthaten beraubt, welche namentlich für die französischen Leser die Lecture dieses Theils so schwierig und fast ungenießbar machten; er hat für geeigneter gefunden, sie durch eine Einleitung und eine umfassende kritische Abhandlung zu ersetzen, um das Verständniß des merkwürdigen Gedichts den Franzosen zu erleichtern. Interessant wird es sein, die Gérard'sche Übersetzung der beiden „Faust" mit der von H. Blaze zu vergleichen, die einen Bestandtheil der „Bibliothèque Charpentier" bildet, der Großherzogin von Sachsen-Weimar gewidmet und ebenfalls mit Noten und Erläuterungen, wie mit Studien über Goethe, versehen sein wird.

Angekündigt ist: „Histoire de l'invention de l'imprimerie par les monuments; album typographique exécuté à l'occasion du jubilé européen de l'invention de l'imprimerie." Die erste Lieferung enthält unter Anderm „La dédicace: À Jean Gutenberg", als erste Probe einer neuen Art von Schriftcharakteren; „L'introduction: Eléments matériels de l'imprimerie avant Gutenberg", ferner eine Gutenbergcamee, Druck in Gold und verschiedenen Farben; sechs Zeichnungen von A. Schrödter in Düsseldorf, welche mehre Sujets aus Gutenberg's Leben darstellen u. s. w. Als Denkmale enthält die erste Lieferung die Rudimente des Buchdrucks und die Charaktere der ersten mainzer Gutenbergbibel, die zweite Lieferung die Charaktere der zweiten mainzer Bibel (Fust und Schöffer). Die Verleger sind Eugène Duverger in Paris und Treuttel und Würtz in Strasburg. 5.

Der bekannte Verfasser der „Incidents of travel", Hr. Stephens, welcher von der Regierung der Vereinigten Staaten mit einer Specialmission nach Guatemala gesandt worden, hat, da sein diplomatischer Zweck bei dem gegenwärtigen anarchischen Zustande Mittelamerikas verfehlt ist, sich entschlossen, seine Reise zur Untersuchung der Möglichkeit einer Kanalverbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Oceane, sowie auf den Vorschlag Hrn. Catherwood's, eines Künstlers, zur Besichtigung der für den Geschichtsforscher merkwürdigen Ruinen von Palenque zu benutzen. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

# Blätter
## für
# literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 229. —— 16. August 1840.

Leben und Briefe von Adelbert v. Chamisso. Herausgegeben durch Julius Eduard Hitzig. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 228.)

Unter der Überschrift: „Einzelne Züge zur Charakteristik Chamisso's", hat der Herausgeber noch manche Partien im Bilde seines Freundes sorgfältiger beleuchtet. Auch wer Chamisso nicht aus dessen Werken, sondern nur aus dieser Biographie kennen gelernt hat, muß das Bild eines Menschen gewonnen haben, der zu den Seltenheiten unserer Tage gehört. Aus dem Lande der feinen Geselligkeit und sich in ihrer Äußerlichkeit brüstenden Civilisation sehen wir einen Mann hervorgehen, dessen durchaus schlichtes, reines und kindliches Wesen nichts von den vaterländischen Formen an sich trägt, sondern unter einer nicht abgeschliffenen, selbst rauhen Schale deutsche Gediegenheit in sich schließt und einer Unschuldswelt angehört, welche mit den Ansprüchen der Gegenwart sehr contrastirt. Wir finden in ihm den reinsten Sinn für die Natur und ihre ungekünstelten Verhältnisse, woraus sich auch seine Vorliebe für Naturvölker und solche dichterische Stoffe erklärt, die einer andern als unserer europäisch-civilisirten Welt entnommen sind; auch seine religiösen, nicht immer kirchlich-confessionellen Ansichten weisen auf diese vorherrschende Richtung seines Innern hin. Wir sehen diesen Mann bis an sein Lebensende erfüllt von reinem Streben und rastloser, uneigennütziger Thätigkeit, allem Guten, Wahren und Schönen nicht blos beschaulich zugewendet, sondern dasselbe schöpferisch und mit Glück auszuprägen bemüht, durchdrungen von der edelsten Gesinnung und musterhaft in allen Lagen des Lebens. Daß ein solcher Mann, treu und lauter wie Gold, auch ein seltener Freund gewesen sein müsse, beweist das ganze Buch, und namentlich sein inniges Verhältniß zum Herausgeber von früher Jugendzeit bis zum Tode. Hr. Hitzig, genöthigt bei dieser Gelegenheit von sich zu sprechen, thut dies mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit, die ihn jedoch hindert, ganz gerecht gegen sich selbst zu sein. Es ist gewiß kein „gewöhnlicher Geist", der solche Freunde anzieht und bindet, wie sie Hr. Hitzig besessen hat und noch besitzt; es müssen wol zu der von sich eingestandenen „aufrichtigen Anerkennung höher Begabter, zu dem freundlichen Wesen, der verträglichen Gemüthsart" u. s. w. sich noch andere tiefer liegende Eigenschaften gesellen, es muß eine geistige Ebenbürtigkeit vorhanden sein, wenn solche Freundschaften bestehen sollen, wie sie zwischen dem Herausgeber und seinen literarisch berühmten Freunden vorgekommen sind. Also nicht blos jene leichte Auffassung, passive Empfänglichkeit und die „weibliche" Fähigkeit, sich in die innern und äußern Interessen der Freunde hinein zu denken und zu fühlen, wie Hr. Hitzig meint, sondern auch ein positives Gewähren, Ergänzen und Ausfüllen, welches nur ein wahrhaft geist- und gemüthreicher Mann poetischen und deshalb der realen Welt stets etwas entfremdeten Naturen zu leisten vermag, verband den Herausgeber mit seinen Freunden, unter welchen gewiß Chamisso am meisten in dem Falle war, sich der Vorzüge Hitzig's zu erfreuen, dessen Weltweisheit, um nicht zu sagen Weltverstand, seiner Dichtereinfalt, wie die Ulme der Rebe so sehr zu statten kam.

Zu den Beilagen des ersten Bandes gehören noch einige merkwürdige Actenstücke. Zuerst ein Brief Zacharias Werner's an Chamisso von 1806, ganz in der bekannten manierirt-religiösen Weise, in welcher immer ein trübes, sinnliches Element nicht zu verkennen ist. Dagegen rein wie blauer Himmel erscheinen acht Briefe des damals 17jährigen, später so berühmt gewordenen Theologen August Neander, welche ein wichtiges Zeugniß für die Entwickelung dieses hochbegabten Mannes ablegen, der als Mitglied der Nordsternvereinigung die von Platon und Christus schwärmerisch begeisterte, kindlich fromme und reine Seele den Freunden erschließt. Sonderbar sticht gegen den Inhalt dieser Briefe die dritte Beilage ab, welche sich ganz auf den Kreis der weltlichen Frau v. Staël bezieht und „Petite poste" überschrieben ist. Unter diesem Namen fand nämlich in Coppet eine eigenthümliche Unterhaltungsweise statt. Man saß dort in den Stunden des Zusammenseins am grünen Tische, worauf sich Schreibmaterialien befanden, und anstatt eines allgemeinen Gesprächs zu pflegen, unterhielt man sich schriftlich unbelauscht mit Einzelnen, indem sich Fragen und Antworten auf Streifen Papier aneinanderreihten, die zwischen je Zweien hinüber- und herübergereicht wurden. Durch dieses Spiel, welches, Petite poste genannt, zu Scherz und Ernst wohl taugt, versetzte sich Frau v. Staël gleichzeitig in tête-à-tête mit jedem ihrer Gäste, was begreiflicherweise häufig eine sehr

anziehende und pikante Unterhaltung gab. In dem Nachlasse Chamisso's hat sich noch eine große Anzahl dieser Correspondenzblätter vorgefunden, aus welchen hier eine artige Auswahl mitgetheilt wird.

Der zweite Band enthält in den Beilagen mehre Briefe Chamisso's aus seiner Correspondenz mit Dichtern, namentlich mit Andersen in Kopenhagen, Braunfels, Simrock und Freiligrath, welchen er vorzüglich hoch hielt; schöne poetische Nachrufe auf Chamisso's Tod von v. Stägemann, Andersen und Gaudy, der nun bereits auch zu seinem Freunde heimgegangen ist; eine Nachlese zu Chamisso's Gedichten im dritten und vierten Bande der Werke und einige Aufsätze desselben in Prosa, nämlich eine Anzeige der Gedichte von Freiligrath im „Gesellschafter", Juni 1838, die Vorrede zur Übersetzung des Béranger: über Béranger und das französische Volkslied, und Fragmente aus einer in der berliner Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vorlesung über die hawaiische Sprache.

Eine schöne Zugabe dieser Biographie ist das sauber gestochene Bild von Chamisso's Gestalt nach einer Zeichnung des Malers Weiß, „der in Chamisso's letzter Krankheit und in der Todesnoth wie ein treuer Sohn nicht von seinem Lager wich". Es zeigt den Dichter in der Hauskleidung unter den hohen Bäumen seines Gartens mit der geliebten Pfeife auf einem mexicanischen Stuhle sitzend, an welchem auch Mütze und Stock sich befinden. „Man meint", sagt Hr. Hitzig, „den theuern Freund und die von ihm unzertrennlichen Umgebungen vor sich zu sehen. Aber wie er aussah, wenn ein Freund kam und er aufstand, um ihn zu empfangen, das kann kein Pinsel malen, das kann nur das dankbare Herz Dem wieder vor die Seele rufen, der es erfahren."

Das Werk ist „Den Vorangegangenen" gewidmet, den Theilnehmern an dem schönen Kreise, welcher sich in der Fülle jugendlichen Strebens den Polarstern zum Symbol erkor. Viele der edeln Genossen sind bereits „vorausgegangen", an Alle aber ist der Spruch gerichtet:

Ein Stern eint' hier uns Brüder.
Ein' uns Ein Stern dort wieder!

58.

---

**Die neueste Geschichte der Menschheit. Vom Anfang der französischen Revolution bis zu unsern Tagen. Erste Abtheilung: Frankreich und Östreich. Eine Gegeneinanderstellung der Resultate des unchristlichen und christlichen Princips. Von J. A. Boost. Zweiter Theil.**

(Beschluß aus Nr. 228.)

In dem Abschnitte, welcher der Charakteristik Ludwig's IV. und seines Gegners Friedrich des Schönen gewidmet ist, lesen wir Folgendes: „Beide Gegner wurden die innigsten Freunde, aßen an einem Tisch und schliefen in einem Bette, und indem sie die Oberherrschaft Deutschlands unter sich theilten, führten beide den Königstitel und wechselten blos von einem Tage zum andern in der Unterzeichnung der Urkunden und königlichen Befehle." Der erste Theil dieses Satzes bezeugt zwar mit Recht die Ehrenhaftigkeit beider Fürsten, verschweigt aber, daß der Charakter und die Sitte der Zeit diese Erscheinung im Ganzen erklärlich macht; der zweite Theil dagegen leidet an einer argen Oberflächlichkeit. Welchen Zweifeln und Bedenklichkeiten die ganze Sache unterworfen ist, das hätte der Verf. aus Häberlin, Olenschlager und Pfister zu lernen um so mehr sich zur Pflicht machen sollen, da er ja belehren und berichtigen zu wollen vorgibt. Indeß, Untersuchungen der Art vorzunehmen, konnte nicht im Interesse des Verf. liegen, sie mußten zu Zweifeln führen und diese waren natürlich nicht geeignet, seinen östreichischen Prinzen in das gewünschte Licht zu setzen.

Nachdem der Verf. die luxemburger Kaiser (1308—1437) und ihre Zeit mit aller nur möglichen Oberflächlichkeit gewürdigt hat, wenn man anders für solche Schreibereien diesen Ausdruck anwenden darf, kommt er wiederum auf seine Halbgötter, auf die habsburger Fürsten. Bei dieser Gelegenheit ist denn oft die Rede von den Ländererwerbungen derselben; sie sind aber durchaus auf dem Wege des Rechtes und der Liebe gemacht worden. So heißt es z. B. in der Charakteristik Maximilian's I., der in der That einer bessern Feder würdig ist, als der des Verf.: „Die alte Bestimmung Östreichs, seine Vergrößerung nicht auf dem Wege des Unrechtes und der Gewalt, sondern nur auf jenen des Rechts und der Liebe zu finden, sollte nun auch bei Maximilian I. wieder in Erfüllung gehen, indem er seinen mit der Maria von Burgund erzeugten Sohn Philipp, diesen Besitzer der Niederlande, mit der Königstochter Johanna, der Erbin von Spanien, vermählte, aus welcher Ehe ihm bald hernach zwei Enkel, die nachherigen Kaiser Karl V. und Ferdinand I. entsproßten."

Daß auch andere Fürsten, nicht blos die habsburger, durch politisch-speculative Heirathen sich auf rechtliche Weise Länder erwarben, ist bekannt genug und mithin kein besonderer Rechtlichkeitssinn des östreichischen Fürstenhauses dabei sichtbar. Wenn aber dieses Haus vorzugsweise aus Liebe seine Ländervergrößerung gemacht haben soll, so möge uns der Verf. einige Bedenklichkeiten anzuführen erlauben. War es vielleicht auch Liebe, als Albrecht I. seinem Neffen Johann das Erbtheil vorenthielt? Das wäre wol auch Liebe, als ebenderselbe die beiden Markgrafen von Meißen Friedrich und Diezmann, die Lieblosigkeit ihres Vaters benutzend, ihrer Länder zu berauben suchte? Er that es wol nur aus Liebe, als er Holland und Seeland an sein Haus zu bringen bemüht war? Daß alle diese Absichten keines Erfolgs sich erfreuten, ändert den Schluß auf die Gesinnung nicht ab. So geschah es wol ebenfalls aus Liebe, als östreichische Fürsten Polen erdrücken halfen? Aber Maria Theresia und Fürst Kaunitz vergossen Thränen, wie uns gesandtschaftliche Berichte erzählen, über die politische Nothwendigkeit, sich der ungerechten Gebietsvergrößerung fügen zu müssen; und sie würden beide, wenn sie des Verf. Äußerung noch im Grabe vernehmen könnten, dieselbe entweder als niedrige Schmeichelei oder als höhnende Satire mit Verachtung aufnehmen. Übrigens würde unser Verf. wohlthun, sich etwas von der christlichen Liebe anzueignen — von der politischen Liebe wollen wir nicht reden —, die mehr als einen Fürsten des östreichischen Hauses, das ihm so liebevoll und inspirirt erscheint, schon geziert hat und noch ziert. Davon ist aber in seinem sogenannten Geschichtswerke keine Spur zu finden. Er hat das Schwert noch umhängen, das er früher, wie er selbst gesteht, sich in den französischen Revolutionsheeren herumtummelnd, geführt hat und das er noch bereit ist zu ziehen, wenn es seine Kirche, d. h. seine Partei, seine Jesuiten zu vertheidigen gelten sollte. Der Protestantismus ist ihm ein „Pfuhl", ist ihm „die Fäulniß, das wuchernde Unkraut, das sich in den sündlichen Kriegen Ludwig's XIV., in der moralischen Verworfenheit eines Orleans und Ludwig's XV., in der Aufhebung der Jesuiten (weshalb Pombal ein nichtswürdiger Minister genannt wird), in dem amerikanischen Freiheitskriege" rc. offenbart hat; der Protestantismus ist ihm ein Tummelplatz „der Genußsucht und der Ungebundenheit, weshalb sich auch der östreichische Adel demselben früher zuwendete"; und Luther, Calvin, Elisabeth u. A. müssen in dem „Feuer der Reue brennen, wenn sie auf den Erfolg ihres Thuns und ihrer Schriften sehen". Diesem und der ganzen Tendenz des

Buches zufolge sollte man denn doch wol erwarten, daß der Verf. wenigstens den östreichischen Prinzen vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lasse. Aber auch das ist nicht der Fall. Maximilian II., bekanntlich einer der trefflichsten Söhne des Hauses Habsburg als Fürst und als Mensch, ist mit einer man möchte sagen wahrhaft hämischen Oberflächlichkeit geschildert. Denn diese Schilderung, die kürzeste von allen, hebt bei dieser Kürze gerade eine der Schattenseiten von Maximilian's Regierung hervor, die Behandlung des Herzogs Friedrich des Mittlern von Sachsen-Gotha, ohne auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen, daß der Kurfürst von Sachsen, August, wesentlich dabei die Hand im Spiele gehabt habe und daß der sonst so milde Kaiser durch dessen Einfluß und geheime Mittheilungen zur Härte bewogen worden sei. Das Ende jener Schilderung aber ist wahrhaft perfid zu nennen; es lautet folgendermaßen: „Mit dem Geiste der Reformation nicht recht vertraut und ihre Folgen für die Staaten verkennend, ließ er sich durch seine Herzensgüte verleiten, allenthalben den Wünschen der Protestanten mit der größten Willfährigkeit entgegenzukommen, Concessionen, die von seinen Vorgängern nur durch die schwierigsten Verhältnisse erzwungen wurden, ihnen nun freiwillig zu ertheilen und hierdurch dem Unrechte den Stempel des Rechtes aufzudrücken."

Klingt das nicht, als wenn Ignaz Loyola, Lainez, Aquaviva, Canisius oder wie die Heroen der Jesuiten alle heißen, selbst sprächen? Wer Maximilian's Leben und Charakter aus der Geschichte kennt, muß über diesen Theil seiner Charakteristik ganz besonders empört sein. Ohne weitläufig zu werden, können wir hier auf keine specielle Würdigung derselben uns einlassen — der Sachkundige bedarf ihrer ohnehin weiter nicht —; nur auf den Schlußsatz müssen wir aufmerksam machen: denn der Verf. ist aus lauter Eifer, gleich als hätten ihm die Manen Maximilian's aus Rache diesen Streich gespielt, in einen Fallstrick gerathen. Wenn nämlich Maximilian den Verhältnissen der Protestanten Östreichs den Stempel des Rechtes aufdrückte, war es nicht Gewaltthat, schreiende Ungerechtigkeit, daß dessen Nachfolger, allerdings von Jesuiten geleitet, diese Rechte vernichteten? Tertium non datur. Und gibt dies der Verf. zu, wie die gesunde Vernunft unter diesen Verhältnissen verlangt, so hat er insbesondere über Ferdinand II., seinen Lieblingshelden, den Stab gebrochen! Wenn wir von der perfiden Beurtheilung Maximilian's sprachen, so ist sie aber auch noch darin sichtbar, daß sie nicht die geringste Andeutung von der Gesinnung enthält, die er nach der pariser Bluthochzeit öffentlich aussprach und die ihn über die meisten seiner Zeitgenossen erhebt. Wir glauben es dem Andenken dieses trefflichen Monarchen schuldig zu sein, den nicht sehr bekannten Brief *) unsern Lesern hier mitzutheilen, den er an Lazarus Schwendi schrieb, als er die Botschaft von jenen Greuelscenen erhalten hatte: „So viel die redliche That, so die Franzosen mit dem Admiral (Coligny) und den Seinigen tyrannischerweise erzeigt haben, die kann ich gar nicht loben, und habe es mit herzlichem Leide vernommen, daß sich mein Tochtermann (Karl IX.) zu einem solchen schändlichen Blutbade hat bereden lassen. Doch weiß ich so viel, daß mehr andere Leute als er selber regieren. Aber nichtsdestoweniger läßt es sich damit nicht beschönigen, ist auch damit nicht ausgericht. Wollte Gott, er hätte mich um Rath gefragt, wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieses gewißlich nimmermehr mit meinem Rath gethan hätte. Er hat ihm (sich) hierdurch einen Fleck angehängt, den er nicht leichtlich ablegen wird. Denn ich höchlichen besorge, daß sie erst mit der Zeit erfahren werden, was sie Gutes damit gewirkt haben. Und es ist in der Wahrheit nicht anders, als wie Ihr vernünftiglich schreibet, daß Religionssachen nicht mit dem Schwerte wollen gerichtet und gehandelt werden. Kein Ehrbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender wird es anders sagen. Zu dem, so hat uns auch Christus und seine Apostel viel ein Anderes gelehret. Denn ihr Schwert ist die Zung', Lehr Gottes Worts und christlicher Wandel gewest: auch ihr Leben uns dahin reizen soll, wie sie und soweit sie Christo nachgefolget, ihnen nachzufolgen. Zu dem, so sollten die tollen Leut nunmehr billig in so vielen Jahren gesehen und erfahren haben, daß es mit dem tyrannischen Köpfen und Brennen sich nit will thun lassen. In Summa, mir gefällt es gar nicht und werde es auch nimmermehr loben, es wäre denn Sache, daß Gott über mich verhängte, daß ich toll und unsinnig würde, dafür ich aber treulich bitten will."

In der Charakteristik Ferdinand's II., dieses echtkatholischen Fürsten, wie der Verf. meint, heißt es: „Ferdinand II. reinigte seine Erblande so viel wie möglich von dem eingedrungenen Geiste der Reformation, ein zwar sehr schwieriges Unternehmen, das ihm jedoch in wenigen Jahren ohne Dragonaden und Bluthochzeiten, blos durch seine eigene Frömmigkeit und fürstliches Beispiel, wie durch seine muthvolle Standhaftigkeit und Ausdauer größtentheils gelang." Diese Worte klingen sehr schön, wenn sie nur auch wahr wären. Von Böhmen wollen wir gar nicht reden; es ist aber auch Das, was der Verf. rücksichtlich seiner Erblande sagt, nicht einmal der Wahrheit gemäß. Zwar behauptete noch Schiller, daß Ferdinand in seinem Erbherzogthum ohne Blutvergießen den Protestantismus ausgerottet habe, allein die Briefe Kepler's, die der Freiherr von Breitschwert im Leben dieses Astronomen bekannt gemacht hat (Stuttgart 1831), beweisen das Gegentheil. Unser Verf. weiß freilich in der Regel von dergleichen Gegenbeweisen nichts, oder will vielmehr nichts davon wissen.

Nachdem sich der Verf. durch die Schilderung des trefflichen Joseph's II. hindurchgewunden hat, ohne, wie wir versichern können, zu belehren oder zu berichtigen, sagt er über seinen Nachfolger Leopold II. Folgendes: „So führte denn — die für Östreichs Wohl stets besorgte Vorsehung auch gleich seinen Bruder Leopold als Nachfolger herbei, einen Fürsten, der seit 25 Jahren sein Großherzogthum Toscana auf eine Art regiert hatte, daß der Ruf seiner ausgezeichneten Regentengaben allenthalben vor ihm herging und ihn als den „Weisen" bezeichnete." Man kann dieses Urtheil recht gern unterschreiben. Hatte er aber sich eines viel bessern Dankes zu erfreuen als sein Bruder Joseph, trotzdem daß er beiweitem umsichtiger und gemäßigter zu Werke gegangen war als der Letztere? Wurden nicht beinahe alle neuen Institutionen und diejenigen Persönlichkeiten in Toscana verfolgt, die dabei besonders thätig gewesen waren und Leopold's Bestrebungen unterstützt hatten? Welchen Verfolgungen war der Bischof von Pistoja und Prato, Scipio Ricci (gest. 1810), Leopold's Freund ausgesetzt? Die Verfolger gehörten derselben Partei an, die an unserm Verf. einen so eifrigen Verehrer gefunden hat. Wer sich übrigens über die Sache selbst aufklären will, den verweisen wir auf Potter's „Leben und Memoiren des Scipio Ricci".

Wir glauben durch unsere Mittheilungen das vorliegende Buch hinlänglich geschildert und zugleich eine Pflicht erfüllt zu haben, die darin besteht, solchen Nachtvögeln auf dem Gebiete der Literatur keine Ruhestätte zu lassen. 54.

---

## Neuester Aufschwung der periodischen Literatur in Darmstadt.

Darmstadt, Juli 1840.

Die periodische Literatur in Darmstadt zehrt seit Jahren an den alten Brocken; auch schien keine Aussicht dazu da, einige neue Gerichte auf den Tisch gesetzt zu sehen. Denn die Erlaubniß dazu hält schwer oder muß bei manchen Personen für unmöglich gelten, wie z. B. schon vor sechs Jahren um die Erlaubniß zur Herausgabe einer „Deutschen Rechtszeitung" von einem hiesigen, auch als Literaten wohlbekannten Hofgerichtsad-

---

*) Er findet sich in Goldast's „Constitutionibus imperii", Th. 4, Nr. 39, S. 298, und daraus hat ihn Menzel entlehnt in seiner „Neuern Geschichte der Deutschen", Bd. 5, S. 38 u. 39.

stellung sich zu den einzelnen Erscheinungen der Dichtkunst verhalten, insbesondere, in welchem Verhältniß dieselben zu den Gestalten der Dichtkunst als epische, lyrische und dramatische Poesie stehen. Es ist daher leicht begreiflich, in welchen Widerspruch der Verf. mit dem hier vorgezeichneten Wege um so mehr gerathe, je weiter er, dem Laufe der Zeiten folgend, die Entfaltung der Dichtkunst darzustellen hat. Er setzt jene drei Ideale als ebenso viel Grade der Schönheit und nimmt sie zu Ausgangspunkten seiner Darstellung; mit diesem Irrthum verbindet er sofort den zweiten, dieselben zugleich als ausgebildet in den drei Hauptarten der Poesie zu sehen, indem die Poesie der Inder, auch die dramatische, durchaus episch, die der Griechen, auch die epische, durchaus dramatisch, die der Hebräer, auch die dramatische, durchaus lyrisch sei (S. 6). Hat er mit der erstern Voraussetzung die Möglichkeit einer richtigen Entwickelung der geschichtlichen Idealgestaltung durch das Verkennen ihres Verhältnisses zu der Dichtkunst im Ganzen aufgehoben, so entfernt er durch diese zweite Grundbehauptung die Möglichkeit einer Würdigung des Einflusses, den die einzelnen Arten der Dichtkunst von den geschichtlichen Idealen erlitten. Ja, er verwischt die einzigen Unterschiede, die uns noch als Leitsterne auf dem schon ohne Compaß zu beschiffenden Meere der Zeit dienen konnten, nunmehr völlig, wenn er die Übergänge der Dichtarten von vorn herein in solcher Weise, wie wir eben sahen, darstellt, ohne uns die geschichtlichen Unterschiede gelassen, oder die Normen dieser Dichtarten bereits gegeben zu haben. Aber er geht noch weiter. Zwar scheint er sich nun zur geschichtlichen Auffassung zu wenden, aber es geschieht dies blos, indem er eine neue Folgerung an jene beiden Voraussetzungen knüpft, die uns nothwendig noch weiter von dem Wahren entfernen muß. Es heißt S. 6 ferner:

Die genannten drei rein poetischen Grundtypen setzen sich dann gegen das Mittelalter hin weiter fort; die hebräische Poesie im Koran, die Würde griechischer Plastik in den Hymnen der christlichen Kirche, und die indische Zerflossenheit nebelhafter Gestalten wiederholt sich wie in einem fernen Spiegelbilde im phantastischen Ossian.

Bis hierher wäre nur ein Fortschreiten auf der bisherigen Bahn vorhanden, das mit dem frühern Nachweise der Unrichtigkeit des Ausgangspunktes von selbst als irrig erschiene und bei aller Einseitigkeit der Auffassung doch keine neuen Gegensätze nothwendig hervorriefe. Aber der Verf. hat diese Einseitigkeit gefühlt und weiß gleichwol keine andere Aushülfe als mit folgender Wendung:

Nur sind in diesen Wiederholungen die Charaktere schon einigermaßen verschmolzen. Denn im Koran zeigt sich die herzergreifende Lyrik schon mehr phantastisch geworden und zur Phantasie sprechend. Der phantastische Ossian liebt oft Form und Charakter des reinen Dramas und hebt sich in seinen Klagen bis zu psalmähnlichen Herzerschütterungen, und in dem triumphirenden Stolz altchristlicher Kirchenpoesie herrscht als Seele die Zerknirschung der Psalmen.

Da haben wir also, wenn wir das Resultat ziehen sollen, zuerst die Grade der Schönheit, indische, griechische und hebräische, diese drei Grade „lassen sich auch aussprechen" als phantasiereiche, charaktervolle und herzergreifende Schönheit; nun ist die indische, oder die phantasiereiche Poesie durchaus episch, wir werden also dem „die indische Zerflossenheit nebelhafter Gestalten wiederholenden, phantastischen" Ossian etwas vom epischen Charakter beilegen müssen. Derselbe liebt aber oft auch Form und Charakter des reinen Dramas, die durchaus dramatische Poesie ist aber die griechische; endlich sind seine Klagen auch psalmähnlich, d. h. lyrisch. Somit ist Ossian episch-dramatisch-lyrisch, oder mit andern Worten, phantasiereich-charaktervoll-herzergreifend zugleich und vereinigt sämmtliche Schönheitsideale in sich! Darum also führt uns der Verf. den langen Weg einer mechanischen Zerlegung der Ideale, um nach dem Verlauf von einigen Jahrtausenden der Geschichte in seinen eigenen Worten das Resultat = 0 zu stellen?

Und dennoch ist Ossian phantasiereich, herzergreifend, charaktervoll: — aber inwiefern und warum ist er es? Die verschiedenen Idealbildungen in der Geschichte wirken bei keiner Kunstform weniger entscheidend auf die Gestaltung und Entwickelung derselben als gerade bei der lyrischen Poesie, weil in dieser die Selbständigkeit der Kunst im Gegensatze gegen das Ideal ausdrücklich hervortritt. Stehen nun auch manche Völkergeister in so naher Beziehung zu der Welt des Ideals, daß ein Einfluß auf ihre Lyrik von der Stufe seiner geschichtlichen Entfaltung nicht zu verkennen ist, wie z. B. bei dem antiken Ideal der epische Charakter sich auch auf die Lyrik theilweise überträgt, so ist in andern wiederum die Individualität auf eine solche Weise ausgebildet, daß sie, ohne dadurch der Idealwelt näher getreten zu sein, eben für ihre Subjectivität in der Selbständigkeit der Lyrik einen geeigneten Ausdruck finden: ein Ausdruck, der aber gerade hierdurch auf Vereinzelung ihrer Stellung in der Geschichte hinweist. Diese Besonderheit kann ebenso gewissen Perioden eines Volkes, das eine dauerndere Geltung innerhalb der Geschichte einnimmt, als ganzen Völkern eigenthümlich sein, denen vielmehr ein beiläufiges, durch seine Individualität schärfer abstechendes Verhalten zur Geschichte gegeben ist. Dies letztere ist der nicht erkannte Grund der vom Verf. richtig erkannten Ähnlichkeit zwischen der hebräischen Dichtkunst und der des Ossian. Hier ist das Herzergreifende, Gewaltige einer Lyrik, wie sie durch jene Vereinzelung begünstigt und gehoben in kräftiger Selbständigkeit hervortritt; hier ist das Phantasiereiche, wie es auf der jugendlichen Geistesstufe eines von einer erhabenen, großartigen Natur umgebenen Volkes sich zeigt; hier ist das Charaktervolle, dessen Darstellung im Epos in der Entfaltung und Auseinanderbreitung des Mythischen erfolgt und bei Ossian in der Schilderung einer bedeutungsvollen Vergangenheit anklingt. Aber darum, weil wir in Ossian Herzergreifendes, Phantasiereiches und Charaktervolles finden, ist er nicht lyrisch-episch-dramatisch: ja, das Phantasiereiche in ihm entspricht so wenig dem Epos, das Charaktervolle so wenig dem Drama, als gerade das letztere in rechter Beziehung zu dem Epischen steht; und Ossian's Lyrik steht, weit entfernt, jene Kunstformen in sich zu vereinigen, vielmehr zwischen dem antiken und romantischen Ideal vereinzelt in der Mitte.

Wir wollen, nachdem wir die Basis der Auffassungsweise des Verf. als ungenügend erkannt haben, nicht wei-

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 230. — 17. August 1840.


Vorlesungen über die Geschichte der Poesie, gehalten zu Dresden und Berlin im J. 1837. Von C. Fortlage. Stuttgart, Cotta. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Bliebe vorliegendes Buch in einem Kreise stehen, der, nicht mit der systematischen Fortbildung der Wissenschaft in sich concentrisch, vielmehr die Vermittelung ihrer Auffassung für ein größeres Publicum, ihre allgemein faßliche Behandlung und Betrachtung zur Aufgabe hat, so würden wir kein Bedenken tragen, es, ungeachtet der Unvollkommenheiten einzelner Theile und des Ungenügenden seiner Grundlagen, als eine höchst zweckmäßige Arbeit innerhalb dieses Kreises zu begrüßen. Denn es besitzt gerade diejenigen Vorzüge, welche für ein Werk von der bezeichneten Art ebenso wünschenswerth als selten sind: klare, sogar geistreiche Anschauung, gewandte, schön gegliederte Darstellung, blühenden Styl, feine, wohlklingende Sprache. Hierüber seine Mängel zurückzustellen, wäre um so leichter zu verantworten, als die Richtung des Buches dieselben als großentheils unschädlich erkennen ließe und überdem die Schwierigkeiten, welche mit ihrer Umgehung verknüpft sind, durch das Vorhandensein jener Vorzüge eher noch gesteigert würden.

Statt dessen aber begnügt es sich nicht mit der sichern Wirkung, die es in jener Sphäre machen, und mit der Anerkennung, die es dabei von der Kritik finden würde, sondern stellt sich in einen Gegensatz gegen die bisherige Auffassungsweise der Geschichte der Poesie, welcher seine Ansprüche auf wissenschaftliche Geltung zur Genüge kundgibt. Der Verf. macht in der Vorrede (S. XII fg.) derjenigen Behandlung dieses Gegenstandes, welche von Schlegel und nachmals von Rosenkranz ausgegangen ist, und wornach die Poesie als eine Folge weltgeschichtlicher Entwickelungsstufen betrachtet wird, den Vorwurf der Einseitigkeit und Oberflächlichkeit; er vermißt „die genaue Schilderung und Charakterisirung des Schönheitsideals, welches sich bei einer Nation von Anfang bis zu Ende ihrer poetischen Entwickelung als durchgreifend wirksam zeigt, nebst einer möglichst genauen Bezeichnung der Contraste, welche zwischen den verschiedenen poetischen Idealen als Darstellern verschiedener psychischer Organisationen oder Nationalcharaktere stattfinden." Hier ist aber zuvörderst nicht abzusehen, wie diese Charakterisirung jener angeblich einseitigen Ansicht gegenüberzustellen sei, da sie doch vielmehr in ihr, so weit nöthig, enthalten ist. Der Geist in seiner unaufhörlichen Bewegung kann in keinem Volke zu einem Typus erstarren, der noch ein wirksames Bestandtheil des Geistes in sich tragend, doch außerhalb jener Bewegung stünde. Darum kann jene Charakteristik nicht anders als innerhalb des geschichtlichen Standpunkts angenommen und begriffen werden; darum wird sie aber auch von jener Bewegung so viel in sich aufnehmen müssen, als dieselbe auf die Entwickelung und Fortbildung des Volkscharakters Einfluß geübt hat. Niemals ist der Charakter eines Volks zu jeder Zeit ein und derselbe, und wenn der Verf. blos die immanenten Bestandtheile desselben, diejenigen, welche außerhalb der fortschreitenden Bewegung stehen, zu Ausgangspunkten seiner Betrachtungsweise nimmt, so kann er nicht sagen, eine Charakteristik irgend eines Theiles des Volksgeistes gegeben zu haben. Wo er das Richtige zu sagen meint, da schildert er in der Regel nur die eine Seite der Sache, und nur dann trifft er das Wahre, wenn er diejenige Seite herausstellt, welche für eine gewisse Zeit der Bewegung des Geistes zugewendet war und an welcher sich dieselbe nachhaltig äußerte.

Sodann liegt ein fernerer Irrthum in der Ansicht, als ob „mehre einzelne Ideale als Muster entgegengesetzter Schönheit schleunig und groß aus der menschlichen Phantasie sich erhoben und nach ihrer Entgegensetzung entgegengesetzte Nationen zu ihrer Darstellung entflammt" hätten (S. 2). Wenn der Verf. als diese Ideale das der plastischen Schönheit in der griechischen Kunst, das der musikalischen oder herzergreifender Schönheit bei den Arabern und ihnen verwandten Völkern, das phantasiereicher Schönheit im übrigen Orient, bei Indern und Chinesen zu erkennen meint, so liegt hierin ein völliges Verkennen der geschichtlichen Idealbildung. Wir können nicht so viel einzelne Ideale annehmen, als wir verschiedene Richtungen des Geistes in Bezug auf die Kunst nebeneinander bestehend finden; vielmehr ist das Ideal ein und dasselbe, und nur die Gestaltungen, die es in der Entwickelung des Geistes innerhalb der Geschichte gewinnt, sind verschieden, und diese Gestaltungen liegen wiederum nicht im Raume, sondern in der Zeit, sie stehen nicht nebeneinander, sondern sie folgen nacheinander. Die Aufgabe der Wissenschaft ist es mithin, nachzuweisen, wie diese verschiedenen geschichtlichen Ideale als der gemeinschaftliche Boden der geistigen Vor-

regung in Polen beruhigt werden solle, was aber nur nach Erlangung Dessen geschehen könne, dem diese Aufregung zuzuschreiben sei, so würde sich der Wille des polnischen Volks mit demselben Eifer auf den Protestantismus werfen, den es im Anfange der Reformation dafür gezeigt hätte.

Einige Urtheile der englischen Presse sind vielleicht hier am Platze. Die „Times", die schon früher in einem Hauptartikel Excerpte aus dem ersten Bande gegeben hatten, thun dies auch bei dem zweiten Bande in derselben Weise und sagen unter Anderm: „Der englische Leser und besonders der, der sich im Allgemeinen mit Geschichte beschäftigt, wird immer geneigt sein, Das, was er lernt, auf seinen eigenen speciellen Fall anzuwenden, und in dieser Beziehung ist der Gewinn für ihn, den er aus Graf Krasinski's Werk schöpfen kann, nicht zu berechnen. Der zweite Band ist in Bezug auf Gründlichkeit und Neuheit der veröffentlichten Thatsachen dem ersten, über den wir uns so überaus belobigend ausgesprochen haben, in nichts nachstehend, der Styl des Werks ist ausgezeichnet, mehr als das, wenn wir bedenken, daß Graf Krasinski nicht in seiner Muttersprache geschrieben hat." Nachdem die „Times" ein langes Capitel wörtlich excerpirt haben, das mit den Worten schließt: „Wir wiederholen ferner, daß in Polen die religiöse Emancipation nur in Folge politischer Freiheit vor sich gehen kann, und wir hoffen, daß die Vorsicht, die uns in ihren unerforschlichen Wegen so harten Proben unterworfen hat, uns zuletzt den Gegenstand aller unserer Wünsche, Nationalunabhängigkeit, gewähren wird, das größte Glück, dessen sich ein Land erfreuen kann", setzt sie hinzu: „Zu diesem Gebet wird Jedermann Amen sagen. Der Leser wird im Stande sein, von der gegebenen Stelle auf die Biederkeit und Einfachheit des Styls und auf das edle Gefühl zu schließen, das dem ganzen Werke zum Grunde liegt. Wir freuen uns der Unparteilichkeit, Gelehrsamkeit und dem Geschick des Verf. unsere aufrichtigste Anerkennung geben zu können."

Der „Watchman" sagt unter Anderm in einem langen, demselben Gegenstande gewidmeten Artikel: „So sehr wir den ersten Band dieses Werks bewundern, so hat sich doch unsere Achtung für den Verf. um Vieles beim Lesen des zweiten Bandes gesteigert, nicht allein, weil der Verf. mit edelm Unabhängigkeitssinn zur Beendigung seiner Aufgabe geschritten ist, sondern weil er die im ersten Bande gemachten Behauptungen durch unwiderlegliche Beweise dargethan hat. Er hat mit einer Meisterhand den Fall Polens von dem Augenblicke an nachgewiesen, wo, nachdem es während eines halben Jahrhunderts auf eine Weise, die bis jetzt noch im Auslande nicht genug gewürdigt worden ist, es unter dem Genusse religiöser Freiheit sich in Wissenschaften und Künsten zu einem Grade erhoben hatte, der es mit den am meisten vorgeschrittenen Nationen Europas auf gleiche Linie stellt, und durch jesuitische Machination und Unterweisung von stolzer Nationalhöhe zu einem Königreiche zweiter Classe fiel und der Proceß des Verfalls und der Auflösung begann, von dessen traurigem Resultate wir selbst Zeugen gewesen sind."

Die „Morning post", nach langen Glückwünschungen des Verfassers und Complimenten über seine Grundsätze und Kenntnisse, fährt fort: „Eine wichtige Lehre ist in diesem Werke enthalten, wichtig besonders für jeden Engländer, dem die Interessen seiner Kirche theuer sind. Hier sind die Übel des Sektengeistes und der Spaltungen im Protestantismus treu und mit großem Geschick nachgewiesen worden. Aber auch in anderer Beziehung muß das Werk von Bedeutsamkeit für England sein, zumal in diesem Augenblicke. Das Hauptmanoeuvre der papistischen Partei in Polen war, die niedere und weniger unterrichtete Classe der Gesellschaft gegen eine aufgeklärte Aristokratie aufzuregen und unter dem Vorwande eines besser einzuführenden öffentlichen Unterrichts die Schulen zu Werkzeugen ihrer jesuitischen Ränke zu machen. Das Werk gibt überdies einen neuen Beweis von den Vortheilen einer starken, kräftigen Kirchenverfassung und zeigt, daß nur dem Mangel an einer solchen der Ruin des Protestantismus in Polen zuzuschreiben ist. Der Verf., indem er uns Aufschluß über die Bestrebungen der Polen für den Protestantismus gegeben hat, Bestrebungen, von denen wir bisher in England wenig gewußt haben, hat mehr gethan, die Sache seiner Landsleute in England populair zu machen als alle radicalen Bestrebungen gesprächiger Demagogen. Es würde zwecklos sein, Bemerkungen über den ausgezeichneten Styl, in dem das Werk geschrieben ist, hinzuzufügen. Von einem Ausländer geschrieben, grenzt es ans Wunderbare. Aber Eins können wir nicht genug an dem geistreichen Verf. rühmen, es ist, daß, während er offen und männlich Zeugniß für den Protestantismus gegeben, er auf der andern Seite auf edle Weise die Unterstützung ausgeschlagen hat, welche die Whigs seinen braven und unglücklichen Landsleuten so karg zugemessen haben." 88.

## Literarische Notiz.

Seit der Erscheinung der kostbaren Bücherverzeichnisse von Meermann und Kloß wurde das literarhistorische Publicum nicht angenehmer überrascht als durch die eben vertheilte „Collection à vendre de monuments typographiques et autres ouvrages rares, imprimés aux 15ième et 16ième siècles" (Offenbach, Heinemann, 1840). Dies Heinemann'sche Bücherverzeichniß ist ebenso anziehend am Schlusse als in der Einleitung und im Verlaufe des ganzen Buchs von 44 Bogen. Jeder Sachkundige, sei er auch Vorstand einer großen öffentlichen Bibliothek, wird auf Seltenheiten stoßen, deren Nichtbesitz er ebenso sehr bedauern wird, als daß wahrscheinlich die ganze Sammlung nach Frankreich oder England, oder gar Amerika wandern wird, wo sie zur schönsten Grundlage einer neuen Universitätsbibliothek dienen könnte. Wir hegen keine Hoffnung, daß ein für Literatur enthusiastischer Deutscher sich dem Kostenaufwande für den Kauf dieser prächtigen Sammlung unterziehen wird. Sie besteht zwar nur aus 1139 Bänden, enthält aber 1614 verschiedene kleinere oder größere Werke, deren mehre nach der Gewohnheit unserer Voraltern zusammengebunden sind. Unter ihnen sind 300 datirte und 110 undatirte Werke aus dem 15. Jahrhundert in Folio, Quart and Octav; und zwar 50 Artikel aus der gesuchtesten Periode von 1472—80. Sehr reich ist die Sammlung an Originalschriften der ersten Periode der Reformation von Luther, Melanchthon, Reuchlin, Ulrich von Hutten, Erasmus, Kaiser Karl V. Unter den vollständigen Werken Luther's ist vorzüglich das einzige Originalexemplar seiner berühmten Sätze, welche er für die Begründung der Glaubensreform 1517 an der Kirche zu Wittenberg anschlagen ließ. Unter den 23 Ausgaben der Aldinen hebt sich die griechische Bibel von 1518 und „Le cose volgari di *Fr. Petrarca*" (1501) besonders hervor, und das letztere Werk hat noch das 64. Blatt, welches wegen des Ausfalls gegen Rom aus den meisten Exemplaren ausgerissen ist. Von vier Druckwerken auf Pergament sind drei mit vielen Holzschnitten versehen, und die Statuten des Ordens vom goldenen Vließe sind nie in eine Bibliothek gekommen, weil sie nach dem Tode eines jeden Ritters eingeliefert werden müssen. Die Berührung einzelner Seltenheiten ist außer dem Bereiche dieser Zeitschrift, doch können wir versichern, daß ihre Auswahl vom Anfange des 16. Jahrhunderts nicht nur bis 1550, sondern auch bis 1736 höchst interessant ist und noch eine schöne Zugabe an literarhistorischen Werken hat. Zur Übersicht des Ganzen nach der chronologischen Ordnung sind sogar die Idiome, in welchen die einzelnen Werke geschrieben sind, die Wissenschaften, Länder und Städte am Schlusse tabellarisch verzeichnet, die Bibeln, Breviere rc., Aldinen, Kirchenväter und Classiker nach der römischen und griechischen Sprache besonders ausgeschieden. Nach jedem diplomatisch richtigen Titel einer Seltenheit folgt entweder eine nähere Beschreibung oder einige Citate aus den besten Literaturquellen, daher wir dieses Buch jedem Gelehrten zur Ansicht empfehlen können. 89.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 231. —— 18. August 1840.

Lettres sur la race noire et la race blanche, par *Gustave d'Eichthal* et *Ismayl Urbain*. Paris 1839.

Für uns Deutsche ist der, in dieser kleinen, elegant ausgestatteten Schrift behandelte Gegenstand nur von wissenschaftlichem, nicht von praktischem Interesse. Wem daher Wissenschaft etwas vom Leben Getrenntes, einer gewissen Classe Zugewiesenes ist, der mag diesen Artikel getrost überschlagen. Wem aber die ganze Menschheit aus echt deutsch-christlichem Kosmopolitismus und Wohlwollen am Herzen liegt, findet hier vielleicht etwas Neues über den Gegenstand.

Die beiden Freunde, der Jude Gustav von Eichthal und der Mohammedaner Ismayl Urbain wurden zusammen in Ménilmontant erzogen. Beide fühlten sich bald aneinander gewiesen; Hrn. v. Eichthal drückte das Judenthum und Hrn. Urbain die schwarze Haut in der christlichen, jugendlich-muthwilligen Gesellschaft; der Letztere kam nämlich aus Cayenne nach Frankreich und ist Neger. Die Verbindung beider jungen Leute hat sich bewährt: es besteht eine Freundschaft zwischen ihnen, welche bereits vor mehren Jahren ein geistreiches Werk unter dem Titel „Les deux mondes" gebar, worin „die nothwendige Wechselwirkung der orientalischen und occidentalischen Welt durch den Gegensatz eines verständig ausgebildeten Moslemismus zu dem Christenthum" nachzuweisen gesucht wird.

In der gegenwärtigen Schrift wird das Verhältniß der schwarzen zur weißen Race untersucht und der Beweis unternommen, daß die erstere im Verhältniß des weiblichen Lebens zur letztern als des männlichen stehe, und daß folgeweise die Emancipation der schwarzen Haut ein ebenso nothwendiges Ergebniß der Civilisation sein werde als die Emancipation der Frauen.

Um zu diesem Ziele zu gelangen, hält Hr. v. Eichthal die sociale Verbindung und Vermischung der weißen und der farbigen Race, welche letztere er für eine einzige hält, auf gleicher Rechtsbasis für nothwendig und sucht zu beweisen, daß das Christenthum weit weniger als der Koran mit einigen durch den Fetischismus der Neger nothwendig werdenden Modificationen der schwarzen Race angemessen und ihre Civilisation zu vermitteln im Stande sei.

Er fodert zuvörderst die Zoologen auf, seine Meinung über die weibliche und männliche Eigenthümlichkeit der beiden Racen zu prüfen, und gibt sodann eine Einleitung, worin er die geschichtliche Thatsache der Vermischung der beiden Racen in der neuen Welt im 16. Jahrhundert berührt und auf die Entdeckung des Herrn Flourens, daß unter der Epidermis der farbigen Menschen eine blätterige Substanz (appareil lamelleux) sich befinde, welche die Hautfarbe hervorbringe, zurückkommt. Aus dieser constitutionnellen Verschiedenheit zieht er die Meinung, „daß beide Hautracen ein Paar bilden (S. 15), in welchem die weiße Race den Mann, die farbige das Weib repräsentire," und daß auf diese Weise die Menschheit das Gesetz der Dualität der Geschlechter reproducire, welcher alle organische Wesen unterworfen seien.

Hr. Urbain ergreift die Idee seines Freundes mit morgenländischer Phantasie und schildert die schwarzen Frauen der Abyssinier und der Neger überhaupt sehr reizend. Beide glauben hierin eine Bestätigung der Weiblichkeit der schwarzen Race zu finden. Von den schwarzen Männern aber reden sie nicht. Einen physischen Beweis für ihre Meinung, eine sie begründende kosmogenetische Ansicht haben sie nicht; statt aller priorischen Feststellung des Princips geben sie eine Reihe posteriorischer Bemerkungen über das Gesetz Mohammed's und dessen Werth für die Fetischdiener, und hegen den Glauben, daß, wenn man die Neger zum Mohammedanismus bekehre, die aus der Mischung mit der weißen Race hervorgehende Bastardrace die Vereinigung beider Racen zu einem großen Menschenpaare darstellen werde.

Die ganze Abhandlung ist in einer sehr eleganten Form vorgetragen. Der Gegenstand und das interessante Motiv in der Freundschaft der beiden Bekenner des Koran und des Gesetzes Mosis geben dem Ganzen eine leise melancholisch-liebliche Färbung. Allein die Frage ist nicht wissenschaftlich beantwortet. Der Beweis, weshalb die farbige Haut die weibliche, die weiße dagegen die männliche Menschheit repräsentire, ist nicht geführt. Die Behauptung ist nur aufgestellt und deren Richtigkeit empirisch gefolgert; a priori ist der Satz nicht festgestellt.

Es scheint dem Hrn. v. Eichthal daran zu liegen, aus Deutschland eine Ansicht über diese Sache zu erhalten. Die Mittheilung seiner Schrift an die Redaction dieser vielgelesenen Blätter scheint dies anzudeuten. Obwol wir wissen, daß bereits gelehrtere, dem Fache gewachsenere Federn als die unserige sich im In- und Aus-

lande an diesem Gegenstande versucht haben, so kann es doch gewiß nicht schaden, eine Ansicht mehr zu geben.

Bekanntlich hat in der neuern Zeit der berühmte deutsche Anatom Tiedemann in Heidelberg das Hirn des Negers mit dem des Europäers und Orang-Outangs verglichen und gefunden, daß erstere beide sich völlig gleichen und letzterm ebenmäßig ungleich sind. Es kann mithin die Humanität des Negers nicht in Zweifel gezogen werden. Der äußere Bau des Kopfs, die Hirnschale gibt der Meinung Nahrung, daß die Negerbildung thierisch sei, und wenn wir den Phrenologen, die auf Gall's System in neuester Zeit weiter gebaut haben, ohne sich daran streng zu binden, folgen, so ist die Knochenbildung des Kopfs das entscheidendere Merkmal der Menschheit und Thierheit.

Die Vergleichung der Racen, aus welchen die Menschheit besteht, kann sich indessen nicht auf Europäer und Neger beschränken. Nach Cuvier gibt es drei große Ur- und Hauptracen, Kaukasier, Mongolen, Aethiopier. Ihre unterscheidenden Merkmale setzen wir als bekannt voraus. In der Hautfarbe trennen sie sich durchaus nicht ganz entschieden. Die echten Hindus, Perser, Araber, selbst die, welche die Nordküste Afrikas bewohnen, sind nebst den Westeuropäern Kaukasier. Die Mongolen ziehen aus dem nordöstlichen Asien durch Japan, China über Australien und die Inseln des stillen Oceans einen mit Negerblut gemischten Gürtel um die Erde, der in Amerika mit kaukasischem Blut gemischt auftritt, sich so am Nordpol herumzieht und endlich wieder in Asien an seine Wiege tritt. Die Mischung mit Negerblut macht diese Race auffallend wilder und thierischer; die kaukasische Mischung macht sie milder und friedlicher. Der Urtypus der Racen aber hat sich aller Mischungen ungeachtet nicht vermischt und scheint unvertilgbar. Jede Race hat ein eigenthümliches Leben entwickelt.

In Indien finden wir nach allen gründlichen Forschungen, welche neuerdings der schwedische Generallieutenant Graf Biörnstjerna auf höchst geistreiche und gelehrte Weise zusammengestellt hat (Stockholm 1839), die älteste Cultur des Menschengeschlechts. Unwiderleglich war die Blüte der Cultur Indiens schon 1200, ja wahrscheinlich schon 1500 Jahre vor Moses vorhanden. Seitdem stand sie still, oder besser, sie ging, wenn auch nur langsam und in den niedern Kasten, die wahrscheinlich zum Theil mongolischen Stammes sind, rückwärts zum Fetischismus. Die höhern Kasten der Brahminen und der Krieger haben die Reinheit der Lehren Brahma's bewahrt. Allem Anscheine nach waren es Kaukasier, und vielleicht dieselben, welche späterhin als Gothen im Norden und Westen Europas auftreten, von denen die Cultur Indiens ausging. Wie lange mögen sie sich bis zu jenem Punkte entwickelt haben, wo wir sie in Indien auf so hoher Stufe, ausgehend von der Idee des alleinigen und allmächtigen, ewigen Gottes, erblicken? Gewiß Jahrtausende! Von ihnen ging die Cultur nach Norden nach Thibet, nach Osten zu den Chinesen und Japanern, nach Westen zu den Persern; alle bekannte Religionsphilosophen dieser Nationen sind auf den indischen Buddhaism gegründet; der Fetischismus spielt dort eine mehr oder minder untergeordnete Rolle. Aber weiter gegen Westen breitete er sich nach der äthiopischen Küste aus. Meroe (Abyssinien) und Aegypten nehmen indische Cultur auf, ja vielleicht indische Menschheit, die sich hier mit afrikanischer mischt. Der Fetischismus gewinnt aber hier sichtbar die Oberhand. Aegypten geht im Naturdienst unter. Durch das alte Griechenland und Rom, durch den israelitisch-arabischen Stamm geht die indische Weisheit, geht Zoroaster's Lehre in das Germanenthum hinüber; die Lehre Mohammed's ist ein noch jüngerer und durch Aufnahme der Vielweiberei und des Fatalismus aller wahren Civilisation feindlicher Ausfluß jener großen asiatischen Religionsanschauung.

Aber welchen Einfluß übte letztere auf Afrika? Sie entstand und verschwand, verschwand aus dem Reiche der Idee fast spurlos und nur die unzerstörbaren Monumente der Baukunst zeigen noch von ihr. Kaum daß Mohammed's Lehre in der arabisch-kaukasischen Race an den Küsten sich festsetzte.

Europas Bildung heftet sich an das Germanenthum. Griechen- und Römerthum gehen unter. Mit dem Christenthum vereint bildet der Germane eine neue Aera und man darf die christliche Zeit mit demselben Rechte die germanische nennen. Germanisches Leben durchdringt Europa. Das Römer- und das Slawenthum lehnen sich an dasselbe an; ja, ganz Europa mußte zum Germanenthume hingebrochen werden, um für eine neue Cultur empfänglich zu werden. Gegen das Slawenthum erfolgte die Invasion mehr auf geistigem Wege und deshalb ging der dem Deutschen zunächst wohnende Slawe im Deutschen völlig auf; gegen das Römerthum erfolgte die Invasion in Massen. Alle europäische Cultur ist zur Zeit germanisch.

Kaum steht sie im Begriff, mit der Reformation eine neue Potenzirung anzudeuten, so bricht europäisches Leben sich den Weg zurück nach Indien und erreicht ein neues westliches Land — Amerika. Griechenland, Ägypten, — die alten Pfeiler der Brücke, auf welcher die Cultur nach Europa zog, stehen noch; sie scheinen den Rückweg nach Indien anzudeuten; aber man suchte eine neue Straße und fand Westindien.

In allen diesen Zeiten aber hat Afrika unwandelbar bestanden. Außer den Stürmen der Araber, welche seit der Phönizier Zeiten die Nordküsten dieses Welttheils beherrschten, ist hier nichts geschehen. Das ungeheuere innere Land, das Negerleben, stand und steht wie ehedem fest auf dem Fetischismus, auf der untersten Stufe humaner Ideen. Die Sinnlichkeit beherrscht Afrika.

Welchen Grund, fragt sich der denkende Europäer, mag dies haben? Während in Asien und Europa die Cultur steigt und nur hier fällt, um dort einen neuen, höhern Aufschwung zu nehmen, steht hier unwandelbar das Leben still!

Im Bau der Erde müssen wir die Lösung dieses Räthsels suchen. Positivität und Negativität sind die großen Gegensätze, nach welchen der Erdbau zu Stande

kam; Asien und Europa stehen unter dem vorherrschenden Einfluß der erstern, Afrika und Amerika unter dem der letztern.

Allein unsere Idee von den Bedingungen, unter denen die Formen der Erde entstanden, hier näher auseinanderzusetzen, verbietet der Raum dieser Blätter. Nur das mag hier andeutend gesagt sein, daß die concaven Bildungen der Erde den negativen, weiblichen Typus an sich tragen, während die converen den positiven, männlichen repräsentiren, daß aber überall ein Gleichgewicht der positiven und negativen Kraft sich darstellt, welches die Welt zusammenhält.

Örtlichkeit und Menschheit bilden die Geschichte. Die erstere, als das Positivste, bestimmt den Charakter der auf ihr lebenden Individualschöpfung. Die mit Geist begabte Menschheit hat die Aufgabe, sich vom Einfluß der Örtlichkeit loszureißen und diese zu beherrschen. Immer wird der Einfluß der Örtlichkeit auf den Charakter jener Herrschaft bemerkbar bleiben.

Die positivste Erdform ist das Hochland Asiens. Kein Welttheil kommt diesem darin näher als Europa; beide Welttheile stellen vorherrschende Converität dar. Daher sehen wir vom Himalaya herab die Cultur nach allen Richtungen steigen und auf dem Gebirgsrücken Europa, welcher in seinen Verhältnissen Indien am ähnlichsten ist, sich anhaften. Aber Europa wiederholt die Bildungen Asiens in kleinerm Maßstabe. Asien entwickelt große Massen, Europa kleine. Wie in der Thier- und Pflanzenwelt das kleine Geschöpf sich schnell entwickelt, so die Völker Europas. Während Asien Jahrtausende bedarf, um seine Menschheit zur Entwickelung zu bringen, braucht Europa Jahrhunderte. Nur das Germanenthum und vorzugsweise das rein deutsche Leben nimmt einen großartigeren Anlauf auf Jahrtausende und verräth dadurch seinen hochasiatischen Ursprung.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Reisebeschreibungen.

1. Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Achter Theil. Auch unter dem Titel: Darstellungen aus einer Reise durch Schweden und Dänemark im Sommer des Jahres 1839. Von Friedrich Karl von Strombeck. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Herr von Strombeck ist, trotz seiner Jahre, ein rüstiger Tourist und Reisebeschreiber; er reist entweder, um etwas zu haben, worüber er schreiben kann, oder er schreibt, um zu reisen. Jedenfalls kommt eine innere Neigung hinzu, die ihn zu einem Hauptrepräsentanten des jetzt zur Mode gewordenen Tourismus macht, wenn wir uns der Wortbildung „Tourismus" mit Erlaubniß der deutschen Grammatik bedienen dürfen. Man sieht es dem Verf. an, daß ihm sein Reiseleben Vergnügen und Unterhaltung gewährt, daß es seiner leiblichen und geistigen Gesundheit zuträglich ist, ja daß es ihm zu einer lieben Gewohnheit geworden, etwas Neues zu sehen, neue Länder, neue Leute, neue Kleider, neue Gasthöfe, nämlich fremde, die für Herrn von Strombeck neu sind; und welcher Reisende sähe, beobachtete und erlebte auch auf dem ausgetretensten Boden der europäischen Menschheit nicht etwas Neues? Hat doch Jeder seinen Lieblingsgegenstand, dem er seine Aufmerksamkeit zuwendet, Jeder seine eigenthümliche Beobachtungs-, Auffassungs- und Darstellungsweise! auch Herr von Strombeck. Die lichten Seiten an ihm sind eine humane Gesinnung für die Menschheit im Allgemeinen, eine große Empfänglichkeit für Dies und Das, was mehr auf der Oberfläche liegt, eine genügende Vielseitigkeit, eine wenn auch nicht eben farbenreiche und glänzende, doch klare Darstellung und ein reinlich geordneter Styl. Dagegen steigt der Reisende zu wenig in die Tiefe der Erscheinungen, in den Kern des Volkslebens, nur hier und da greift er einen Charakterzug auf, der ihm, wie auf der Gasse möchte man sagen, entgegenläuft; aber eine Charakteristik von Volk und Land aus dem Ganzen und im Ganzen zu liefern, ist ihm noch nicht gelungen; auch bezeichnet ihn eine gewisse Geschwätzigkeit, eine zu große Eingenommenheit für Personen, männliche und weibliche, denen er empfohlen oder von denen er empfohlen war, die ihn freundlich aufnahmen, bewirtheten und sich von ihm, wie der König von Schweden, über gewisse Dinge belehren zu lassen die Miene machten. Ist daher seine Darstellungsmanier glücklicherweise auch frei von aller Kopfhängerei und besonders allem politischen und socialen Mismuth, so trägt er doch im Allgemeinen mit viel zu muntern und lustigen Farben auf, es ist, als wäre fast kein Schmerz, kein Misklang in der Welt, kein schlechter Verwalter, keine verfehlte Regierungsmaßregel, keine unglückliche Menschenclasse, er steht ohne Clausel, ohne Bedingung immer auf Seiten der Gewalthabenden; für Strombeck gibt es fast nur Licht-, keine Schattenseiten. Einzelne Rügen über Dies und Jenes sind eben zu vereinzelt, um etwas bedeuten zu wollen.

Der Verf., der in vorliegender Reisebeschreibung den achten Theil seiner „Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit" erscheinen läßt, reist über die lüneburger Haide und über Hamburg nach Lübeck, wo er, wie er weitläufiger auseinandersetzt, drei polnische Damen kennen lernt. „Wie schwanden die Stunden der beiden Abende, die ich in solcher Gesellschaft verleben durfte!" ruft der Verf. aus. Dergleichen Sächelchen kann sich ein Reisender wol in seinem Tagebuche anmerken, oder besser noch in seinem Gedächtniß verwahren, aber wenn sie kaum des Aufschreibens werth erscheinen, so sind sie noch weniger des Druckens werth. Ein Reisebeschreiber, welcher sein Journal drucken lassen will, hat von ganz andern Bekanntschaften zu berichten, von Bekanntschaften, welche über das Gebiet des blos Persönlichen hinausreichen. Die Reise auf dem Dampfboote von Travemünde aus bietet nichts Interessantes; ebenso wenig die Landung in Ystadt. Durch die den Schiffern gefährliche Meerenge zwischen der schmalen 17 Meilen langen Insel Oeland und der Provinz Småland, nach Kalmar, einer für Schweden bedeutenden Stadt mit prächtigem Dome, durch die Felseninseln (Scheeren) hindurch nach Stockholm, werden die Leser wie im Fluge und halb im Traum geführt. Mit Stockholm beginnt eine bedeutendere und inhaltreichere Partie des Buches. Der Verf. gibt uns ein ziemlich anschauliches und umfassendes Gemälde von Stockholms Lage und äußerm Ansehen. Man weiß, daß Stockholm ausgezeichnet schön liegt, und der Verf. behauptet, daß die Lage der Stadt derjenigen von Genua und Neapel an die Seite zu stellen sei, indem sie zwar nichts Gleiches, aber doch etwas Ähnliches in mannichfacher Hinsicht darbiete, und daß sie an Naturschönheiten alle Städte von Mittel- und Nordeuropa übertreffe. Referent glaubt nicht, daß er sich in die Details der Beschreibung, welche Hr. von Strombeck von der Stadt liefert, tiefer einlassen dürfe, und hält es für räthlicher, Momente von mehr innerlicher Bedeutung hervorzuheben. Im Djurgården (Thiergarten) hat er Gelegenheit, die Schönheit der schwedischen Damen zu bewundern. „Man gelangt", sagt der Verf., „hier zu der Behauptung, daß, wenn dem Schwedenlande auch unser deutsches Vaterland, besonders sein heiterer Süden, hinsichtlich der Schönheit der Frauen nicht nachsteht, doch — im Allgemeinen — die Schwedinnen eine Grazie in ihren Bewegungen zeigen, deren

sich deutsche Frauen nur ausnahmsweise werden rühmen können. Man vergleiche nur die vornehm sein sollende Art von Grimasse, womit die Mehrheit unserer Damen jetzt einen empfangenen Gruß erwidert, und die Jedem, dem nur etwas Schönheitssinn zu Theil wurde, so widerlich erscheinen und vom Grüßen abhalten muß, mit der eleganten Verbeugung, womit eine Schwedin — auch selbst die Bäuerin und das Bettlermädchen — grüßt oder den empfangenen Gruß oder die Gabe erwidert, und man wird einräumen müssen, daß unsere Schönen in Schweden Manches zu ihrem Vortheile würden lernen können." Hier hat der Verf. gewiß Recht, es gibt in der Regel nichts Steiferes, Beengenderes und Beengteres, Unschöneres, ja Unnatürlicheres, als das Benehmen unserer norddeutschen Damen auf öffentlichen Promenaden und in größern Gesellschaften; sie sind liebenswürdig in engern Familiencirkeln, aber wo sie das Scepter der Sitte im Ganzen und Großen zu führen haben, sind sie launenhaft steif, da fehlt ihnen alle jene graziöse Freundlichkeit, welche das Weib im Allgemeinen ziert und verschönt, jene liebenswürdige Zuvorkommenheit und Grazie der Französinnen und jene ungeschminkte, doch anständige Munterkeit der Süddeutschen. Wenn unsere schönen und braven Landsmänninnen, zu ihrem eigenen Schaden, dem Referenten nicht glauben wollen, so mögen sie wenigstens seinem Gewährsmann, Hrn. von Strombeck, glauben, der ein bejahrter Mann und nicht eben gewohnt ist, an den Dingen, die Frauen mit eingeschlossen, die Schattenseite hervorzuheben.

Auf die Bildergalerie im Museum wird leider nur hingedeutet, dagegen unter den Antiken auf einen ruhenden Endymion aufmerksam gemacht, der in den Ruinen des Palastes des Kaisers Hadrian unweit Tivoli gefunden und von Gustav III. im Jahre 1784 zu Rom für 2000 Dukaten gekauft wurde. Auch an Bildwerken schwedischer Künstler fehlt es nicht. Es hat überhaupt den Anschein, als ob der skandinavische Norden, Schweden und Dänemark, sich mehr der Plastik als der Malerei zuwenden wolle. In Dänemark vertreten Thorwaldsen und seine Schüler die Bildhauerkunst, in Schweden die wackern Meister Sergell, Göthe, Fogelberg und Byström. In ähnlichem Verhältniß gedeiht im deutschen Norden, in Berlin, die Sculptur, und im deutschen Süden, in München, wenn wir Schwanthaler ausnehmen, die Malerkunst besser. An Gebäuden von hoher architektonischer Schönheit, wie zu Venedig, Genua, oder nur wie zu Wien und Berlin, fand der Verf., bis auf das königliche Schloß, in Stockholm keine. Die Natur muß diesen Mangel ersetzen. Die Bedachung des Telegraphgebäudes auf dem Mosesberge gewährt eine Aussicht auf Stadt und Umgegend, welche, nach des Reisedarstellers Behauptung, sich der Aussicht auf den Golf von Neapel von der Feste St.-Elmo und von dem Schlosse Capo di Monte, wenn auch in anderer charakteristischer Weise des Prospects, an die Seite stellen darf. Die Gassenlebhaftigkeit ist ungefähr der in der Friedrichsstadt Berlins zu vergleichen und steht also der von Hamburg oder selbst der von Kopenhagen beiweitem nach. Glänzend aufgeputzte Kaufgewölbe, wie etwa zu Wien auf dem Graben, sind nicht zu Stockholm, doch fehlt es nicht an solchen Läden, wie sie die Mittelstädte Deutschlands, z. B. Braunschweig und Hanover, darbieten, ebenso wenig an Kunst- und Buchläden. Letztere beschränken sich meist auf schwedische und einige französische Bücher, obgleich man in keinen treten kann, ohne nicht ganze Reihen schön gebundener Exemplare von Goethe's oder Schiller's Werken in den neuesten Ausgaben und das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" vorräthig anzutreffen. Übrigens ist die alte germanische Ehrlichkeit noch vorzüglich in Schweden zu Hause. Man verschließt in den Fremdenwohnungen nichts als allenfalls die Brieftasche mit dem Papiergelde. Hr. von Strombeck hatte seinen Mantel auf dem Schiffe liegen lassen und vermißte ihn erst nach fünf Tagen. Er fand ihn an der Stelle wieder, wo er ihn gelassen. Niemand fodert ein Trinkgeld und mit dem Erhaltenen ist Jeder zufrieden.

Hr. von Strombeck machte auch einen Abstecher nach dem königlichen Lustschlosse Drottningholm, welches reizend auf einer von den 1300 Inseln des wunderbaren Mälar liegt. Das Dampfboot, das ihn hinüberführte, war dicht mit eleganten Herren und Damen besetzt, und letztere hielten alle ein Buch in der Hand und lasen. „Fast möchte ich glauben", sagt Hr. von Strombeck, „eine junge Schwedin halte dafür, sie errege auf einem Dampfschiffe, ohne ein Buch in der Hand zu halten, kein Interesse." Diese kleine Mälarreise erweckte in unserm Reisenden die Lust zu einer größern nach Upsala, denn bis dorthin, auf 12 deutsche Meilen, streckt der Mälar einen Arm, der hier ganz das Ansehen eines mächtigen, sich durch Felsen und Wälder hinwindenden Stromes erhält. Abermals befanden sich auf dem Dampfboot schöne Schwedinnen, die sich, statt mit der herrlichen Natur, mit den Erinnerungen an das alte Sigtuna, mit der Ansicht des Schlosses Skoklosters, oder dem fremden deutschen Herrn, lieber mit einem Buche unterhielten. Des Reisenden Bemerkungen über Upsala haben manches Interessante. So erfahren wir, daß die Eintheilung der Studenten in „Nationen" (Landsmannschaften), in Deutschland jetzt so hart verpönt, in Schweden gesetzliche Vorschrift sei. Es gibt eine Stockholms Nation, Smålands Nation u. s. w., deren jede einen Professor zum Inspector hat. So wird die Hinneigung der Jugend zu Associationen befriedigt und nicht nur unschädlich gemacht, nicht blos dem dumpfen Kneipenleben der Einzelnen, das jetzt in Deutschland unter den Studenten immer mehr überhandnimmt, vorgebeugt, sondern es wird dadurch auch ein directer Vortheil erzielt, indem die studentische Jugend dadurch in nähere Verbindung mit Männern kommt, durch deren Umgang sie nur gewinnen kann. In Schweden findet jener von Diesterweg gerügte Übelstand deutscher Universitäten, daß sich Professoren und Studenten zu fern stehen, nicht statt.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Literarische Notizen.

Das „Leben berühmter Männer" von Plutarch, welches Dubois herausgibt, ist die reichste, kostbarste Ausgabe, welche die Bibliomanie ersinnen konnte. Alles, was die neuere Bildersucht erdacht hat, wurde aufgeboten, um eines der schönsten Werke des Alterthums prachtvoll zu schmücken. Man wird sich eine Idee von der prachtvollen Ausstattung dieses Buches machen können, wenn man erfährt, daß der Preis eines Exemplars nicht weniger als 7500 Francs betragen wird. Der Herzog von Bassano hatte auf diese Ausgabe Dubois' unterzeichnet und 120 Lieferungen erhalten und bezahlt, als ihn ein schneller Tod hinraffte. Seine Erben beeilten sich nicht, die Lieferungen, welche seit dem Tode des Herzogs erschienen waren, in Empfang zu nehmen und zu bezahlen. Es kam zur Klage und die Erben sahen sich genöthigt, das Werk soweit zu bezahlen, als es seit dem Tode des Herzogs bis zur Klage erschienen war.

---

Briefe aus Wien melden, daß Baron Karl von Hügel fleißig an seinem Werke über Kaschmir arbeitet, das nächstens erscheinen wird, sowie, daß der Senat der Universität Pesth, um das Studium der Naturwissenschaften zu befördern, auf seine Kosten die Herausgabe einer ungarischen Übersetzung der Werke Cuvier's unternommen hat. Es wurde über diesen lobenswerthen Entschluß an den Kaiser berichtet, der darauf befahl, zur Unterstützung dieses Unternehmens 10,000 Gulden zur Verfügung zu stellen. 51.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 232. —— 19. August 1840.

## Lettres sur la race noire et la race blanche, par *Gustave d'Eichthal* et *Ismayl Urbain.*

(Fortsetzung aus Nr. 231.)

Dieses höchst positive Leben europäisch-germanischer Menschheit mußte sich indessen einsam fühlen; es mußte für seine excentrische Thätigkeitstendenz ein Gleichgewicht auf der negativen Seite der Erde suchen, und dieses fand es zunächst in Amerika. Dieses vorherrschend concav gebildete und beckenartig der alten Welt zugewendete, einseitig von Osten nach Westen zum atlantischen Ocean herabsteigende Gebäude ist der vollkommenste Typus der Negativität der Erdbildung und der Bildung der alten Welt geradezu entgegengesetzt. Der Einfluß der Örtlichkeit auf seine Menschheit hat sich in alter und neuester Geschichte offenbart und man darf nur daran erinnern, daß bis zur europäischen Einwanderung seine Menschheit keine positive Rolle in der Geschichte gespielt hat, und daß selbst die germanische und noch mehr die romanische Einwanderung nur unter dem Einfluß der Excentricität des positiven europäischen Lebens sich fortzuentwickeln im Stande ist. Die Cultur entwickelt sich daher dort echt weiblich von oben nach unten, in der alten Welt von unten nach oben. Hier nun hat die Menschheit ihre Ehe geschlossen; hier ist die suchende positive, männliche Seite zur weiblichen gelangt, um ein neues Leben zu bilden, das nur sich selbst gleicht und gleichen kann. Die Mittelmäßigkeit ist dieses Leben, die zwischen beiden Extremen der Positivität und Negativität liegt. Asien und mit ihm Europa, Asiens Abbild, will in seiner Richtung zum Erhabenen den Menschen in seiner Gottähnlichkeit darstellen. Das Königthum ist dessen Ideal. Es will das Volk sich in Einem anschauen. Amerika hat die Tendenz zu dieser Idee umgewendet; mit der Richtung zum Großen wendet es sich vom Erhabenen ab; es stellt die Idee der Gleichheit und Freiheit an die Spitze, gibt jedem Einzelnen einen gleich gemessenen Antheil und sieht in seiner Regierung nicht sich selbst, sondern eine untergeordnete, dienende Nothwendigkeit.

So nur, auf rein idealem, nicht auf sinnlichem Wege ist eine Paarung der vorherrschenden Positivität oder Männlichkeit mit der vorherrschenden Negativität im Leben der Menschheit und eine Dualität angedeutet. Ob sie ein neues Leben nach Europa und von da weiter tragen, oder sich, was wir glauben, neben jenem in fortgesetzter Wechselwirkung weiter und zur höchstmöglichen Blüte entwickeln werde — mag die Zukunft lehren.

Und Afrika? — Es gab seine Menschen her, damit sich jene großartige Mittelmäßigkeit entwickeln konnte. Wie in der Heimat, wie in der alten Welt, so dient der Äthiopier in der neuen Welt. Und weshalb?

Die Idee der Einheit alles Lebens ist in ihm nicht zum Bewußtsein gekommen. Asien repräsentirt diese Idee in freien großen Massen; seine Welteroberer standen unter dem Einfluß dieser Idee. Die Idee des einigen Gottes bedingt sie. Die Cultur Europas hat diese Idee im Katholicismus verwirklichen wollen. Sie ist das Ideal aller Civilisation und das höchste Resultat derselben.

Die Kraft des menschlichen Geistes kämpft um Unabhängigkeit von der Örtlichkeit und erlangt dessen Emancipation überall in einem hohen Grade, wo sie die Civilisation, d. h. die Herstellung der Humanität trotz aller äußeren Hindernisse zu ihrer Aufgabe macht. Bis jetzt hat die weiße kaukasische Race vorzugsweise Mittel und Wege zu diesem Ziele gefunden; das christliche Germanenthum hat der übrigen Menschheit vorgekämpft. Die farbige kaukasische Race hat einen andern Weg zum Ziele eingeschlagen und scheint eines Fortstoßes durch irgend ein Medium zu bedürfen, was sicher nicht der Mohammedanism, als Rückschritt vom reinen Brahmism, sondern der germanische Brite als Vorbereiter auf die neuere, durch die Reformation gesteigerte, deutsche Civilisation abgeben dürfte. Neben der kaukasischen hat nur die mongolische Race einen Fortgang zur Civilisation aufzuweisen; allein theils vermögen wir deren Höhe und Tiefe noch nicht ganz zu beurtheilen, anderntheils möchte in der Neigung der Mongolen zur Abschließung von der Civilisation der kaukasischen weißen Menschheit ein untergeordneter Charakter ihrer eigenen unverkennbar sein. Selbst das halbkaukasische und halbmongolische Slawenthum ist davon ergriffen. Die Furcht vor dem Uebergewicht kaukasischer Menschheit scheint allen Menschenracen der Erde gemein.

Seit 3000 Jahren weist die Geschichte der afrikanischen Menschheit keinen Fortschritt. Während Europas Zerrissenheit die höhere Civilisation ebenso bedingt, wie Deutschland in seiner politischen Zerrissenheit und

Kleinländerei das Hauptförderungsmittel seiner tiefern Anlage zur Civilisation fand: so scheint das gegenüberliegende, klumpenartige Afrika dieser natürlichen Bedingung seiner Entwickelung im gleichen Maße zu entbehren. Das nördliche Asien entspricht ihm darin ebenso, wie Europa dem südlichen Asien. Auch hieran bewährt sich zum Übermaße die Schnelligkeit der Entwickelung des Kleinen und die Langsamkeit des Großen. So producirt oder cultivirt ein Welttheil vorzugsweise die Hautfarbe der Humanität, der andere die Bestialität; weiß und schwarz sind die in die Augen fallendsten, schreiendsten Gegensätze. Ist auch die dunkle Hautfarbe der Afrikaner und aller farbigen Racen durch Organisation der Haut selbst zunächst bedingt, so ist doch der Mangel des Gedankens der Einheit aller Menschheit, mit welchem der Mensch der Bestialität anheimfällt, vor allem sichtbar in dem Afrikaner. Ist dieser Mangel nicht Folge des unbedingten Hingebens an den Einfluß der Örtlichkeit und des Geländes oder, was Dasselbe ist, des Aufhörens des Einflusses der Humanität? Der menschliche Mensch wird nicht schwarz und wenn ihm tausend Jahre die afrikanische Sonne auf den Rücken brennte! Das Recht des Stärkern ist Naturrecht, wenn wir es nicht so ganz roh auffassen. Es ist sittlich, daß der Stärkere herrsche, und unsittlich, daß es der Schwächere thue. Und wenn es heißt: „Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen!" so sagt dies Dasselbe. Der ideale, der starke Mensch ist ruhig, ist langsam, aber er ist energisch; der leidenschaftliche ist in beständiger Vibration und der stumpfe wird nur getrieben.

Mögen wir daher mit dem entschiedensten Widerwillen von dem christlich-germanischen Standpunkte auf die Sklaverei herabsehen, so leidet es doch keinen Zweifel, daß die schwarze Race, in welcher Gestalt und Form sie auch neben die weiße gebracht werden möge, stets die dienende bleiben müsse, weil ihre Cultur entweder nie anfing, oder stille stand, während die germanische immer neue höhere Aufschwünge nimmt. Die Ungerechtigkeit der Sklaverei liegt nicht im Dienen; sie liegt in der Grausamkeit und Schändlichkeit des Menschenraubes und Menschenhandels. So weit hat die Bestialität den Menschen irgend einer Farbe nicht herabgestimmt, daß er keiner Empfindung für Freiheit, Heimat, Familie fähig wäre, denn das Thier selbst hat dafür meist sehr lebhafte Empfindungen und Triebe. Niemand aber wird glauben, daß der schwarze äthiopische Mensch der großen Masse nach zur Civilisation der weißen Menschheit gelangen werde, wenn er von der großen Masse heimatlicher Bestialität getrennt und neben weiße Menschen gestellt wird. In demselben Maße, wie der schwarze Sklave die Civilisation seines Herrn nachahmen wird, muß und wird dieser über seine gegenwärtige Stufe der Civilisation auf eine höhere treten, sobald er seine Sklaven freigegeben hat. Der weiße Mensch kann so lange keine Ansprüche auf die höchste Humanität haben, als er sie in irgend einem Theile der Menschheit nicht vollständig achtet und ihn zum Sklaven entwürdigt.

Afrika aber hat seine Hinneigung und vorherrschende Tendenz zur Bestialität nicht nur in der äußern Bildung seiner Menschen dargethan, sondern es hat auch die wildesten Thiere; in seiner Thierwelt selbst ist die Bestialität vorherrschend.

Betrachten wir mit diesen Andeutungen die Idee der Herren v. Eichthal und Urbain, so stellt sich die Weiblichkeit der Äthiopier als ein höherer Grad von Negativität der menschlichen Individualschöpfung dar, nicht aber als derjenige, welcher der positivsten Individualschöpfung zur Ehe und Paarung sich darböte, sondern als der, welcher als der entgegengesetzteste Urtypus der Menschenschöpfung, wenn er zur Paarung gebraucht würde, nur ein geistiges Mauleselthum hervorbringen würde. Und in der That, was ist das Geschlecht, welches aus der Mischung der Europäer und Neger seit 300 Jahren hervorgegangen ist, anders? Geht ihm nicht alle geistige Zeugungs- und Fortpflanzungskraft ab? Hat es in der Geschichte etwas zu bedeuten, oder nur eine Hoffnung auf Bedeutung gegeben? Wie in Äthiopien und Ägypten die Paarung mit der indisch- und arabisch-kaukasischen Race einst folgenlos verschwunden ist, so wird jeder Negerstaat, jede Negercultur der europäischen und asiatischen gegenüber vorübergehend und verhältnißmäßig kurz dauernd sein, weil die Sinnlichkeit, die Leidenschaft, die Thierheit der Inbegriff ihrer höchsten Vorstellung von Freiheit ist.

Und sollte es nicht in dieser Thierheit liegen, wenn, wie Herr Urbain bemerkt, die Mischung mit dem schwarzen Weibe für europäische Männer etwas Angenehmeres und Annehmlicheres habe? Wie mancher Kaukasier liebt das Thier mehr als seines Gleichen! Darin aber kann die weibliche Bildung einer Menschenrace doch wahrlich nicht begründet sein, daß deren Weiber einen gewissen Reiz für viele Männer der andern besitzen? Wenn diese schwarzen Frauen für das Familienleben geeignet sind, was fangen wir mit den schwarzen Männern an? Nehmen die weißen Frauen an ihnen einen gleichen Antheil? Wahrlich nicht! Und haben die schwarzen Männer eine gleiche Neigung zu den weißen Frauen, wie die weißen Männer zu den schwarzen Frauen? Hat man dies gehört? Oder ist die Bequemlichkeit, eine Sklavin zur Frau oder zur Concubine zu haben, nicht Das, was dem harten Sinne der weißen Männer zusagt, die keinen Widerspruch vertragen und nach Gefallen und Wollust mit dem Gegenstand ihrer Neigung wechseln, auch nebenbei einem oft beschwerlichen und verderblichen Luxus ausweichen können.

Wir würden uns zu weit verlieren, wenn wir der Behauptung, daß der Islamismus der schwarzen Haut mehr zusage als das Christenthum, weil er dem Fetischismus näher liege als dieses, folgen wollten. Beweist sie aber nicht, diese Behauptung, was die Herren Verf. nicht beweisen wollten, nämlich, daß der Islam eine tiefere Stufe der religiösen und sittlichen Entwickelung sei?

Dergleichen Behauptungen sollten weder Juden noch Mohammedaner aufstellen, wenn sie nicht ganz gewiß sind, das Christenthum völlig durchdrungen zu haben. Daß aber Hr. v. Eichthal davon weit entfernt sei, beweist er durch die mystische Spielerei mit dem christlichen Dogma der Trinität, ohne auch nur dessen hochasiatischen Ursprung und dessen Geschichte von weitem zu ahnen (S. 62 u. 64). Auch hierin neigt er sich zum Beweise a posteriori und man glaubt einen Talmudisten zu hören. Denn daß durch den Katholicismus die Jungfrau, welche Christum gebar, zu einer Gottheit erhoben worden ist, beweist doch wahrlich nicht, „daß in der christlichen Dreieinigkeitslehre die Repräsentation einer Familie von Vater, Sohn und der mystischen Person des heiligen Geistes, welche durch das alte Emblem der Zeugung; die Taube, symbolisch dargestellt werde, liege, weil die Volksmeinung diesen Sinn hineinträgt!“ Überhaupt sind die Dogmen der katholischen Kirche nicht Christi Lehre; von der Dreieinigkeit steht in der heil. Schrift nichts, sondern nur von den verschiedenen Offenbarungen des dreieinigen Gottes als Vater, Sohn und heiliger Geist.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Reisebeschreibungen.

(Beschluß aus Nr. 231.)

Herr von Strombeck hat bekanntlich Se. apostolische Heiligkeit, den Papst, früher besucht und ist von ihm einer intimern Unterredung gewürdigt worden: ebenso reussirte er bei dem gegenwärtigen Könige von Schweden, und doch konnte er ihm allein in seiner Eigenschaft als Schriftsteller bekannt sein: eine Eigenschaft übrigens, die, wie Hr. von Strombeck mit Recht bemerkt, bei vielen Großen nicht nur nichts gilt, sondern wol sogar noch obenein verdächtig macht. Aber Karl XIV. Johann hat freilich als humaner Franzose Achtung vor jeder publicistischen Thätigkeit und literarischen Regsamkeit, denn es ist gewiß, daß der Geist, das Talent, insofern sie nichts Amtliches haben und nicht zur bloßen Augen- und Ohrenlust dienen, nirgend weniger geachtet werden als in Deutschland, es sei denn, daß die Personen, die Träger dieses Geistes, dieses Talents, Geheimräthe und Minister geworden, oder bereits verstorben wären. Der König sprach sich über mancherlei Dinge gegen Hrn. von Strombeck recht verständig aus und war auch liebenswürdig genug, den deutschen Reisenden zu Worte kommen zu lassen. Dafür widmet er dem Könige von Schweden seine Feder, wie der Fürst Pückler-Muskau dem Pascha von Ägypten, wie jeder Deutsche jedem Potentaten, der sich gegen ihn freundlich zu sein herabließ. Nicht als ob Ref. nicht auch seinerseits die hohen Regententugenden, welche Karl Johann auszeichnen, erkennte und anerkennte — aber er zweifelt, ob Hr. von Strombeck als flüchtiger Reisender und Ausländer das Recht hat, über die Verwaltung eines fremden Königreichs und seine innern Verhältnisse in so bestimmter Weise, wie doch geschieht, sein Urtheil abzugeben und die Opposition, die sich in Schweden regt, so geradehin zu verdammen, während doch Pitt selbst erklärte, daß eine Regierung ohne Opposition unmöglich sei. Wenn wir Strombeck glauben wollten, so ist es fast allein Karl Johann's Werk, daß Napoleon in Deutschland unterlag und in den Ebenen von Leipzig den tödtlichen Schlag erhalten konnte. So ist der Deutsche! Um eines fremden Heerführers willen vergißt er die Leistungen deutscher Feldherren, oder stellt sie wenigstens in Schatten. Dennoch hat die erwiesene Lauigkeit und Zurückhaltung, womit der damalige Kronprinz von Schweden in seinen Operationen verfuhr, auf einer so tüchtigen Basis sie auch ruhen mochten, den tödtlichen Schlag wol eher aufgehalten als befördert. Namentlich hat Karl Johann von der siegreichen Schlacht bei Groß-Beeren lange die Früchte nicht gezogen, die zu ziehen waren, und wenn sich die Kriegsangelegenheiten in Sachsen für die Verbündeten günstig stellten und der Hauptschlag bei Leipzig geführt werden konnte, so ist dies wol mehr der Schnelligkeit Blücher's, womit er bei dem Übergange über die Elbe und weiterhin verfuhr, zuzuschreiben, als der auffallend zähen Behutsamkeit des schwedischen Heerführers.

Viel Interessantes bietet Strombeck's Reise von Stockholm durch die wunderwürdige große Kanal- und Seenverbindung nach Gothenburg, wie sein Aufenthalt in letztgenannter Stadt. Hier erst gewann er so recht die Überzeugung, daß es in der Welt keine liebenswürdigere, gastfreundlichere und gegen Fremde zuvorkommendere Nation gebe als die schwedische. Und an einer andern Stelle sagt der Verf.: „Auch unsere Denk- und Empfindungsweise finden wir im Norden wieder, und dort, besonders auf dem Lande, in noch ungetrübterer Reinheit als bei uns selbst, wo der verderbliche Einfluß großer Städte, ihrer Scharen von Geschäftsmännern aller Art, ganz besonders die Verpflichtung der Jugend zum Militairdienst und der damit verknüpfte Aufenthalt in den Casernen größerer Städte, so kräftig aber wahrlich nicht wohlthätig auf den Landmann einwirken“ u. s. w.

Die letzte Abtheilung des Buches enthält eine Beschreibung der Reise des Verf. von Gothenburg durch den Kattegat und seines Aufenthalts in Kopenhagen, wo er ebenfalls die Ehre hatte, einem Potentaten, dem verstorbenen Könige von Dänemark, Friedrich VI., ferner dem Thronfolger Prinz Christian Friedrich, jetzigem Könige, der Kronprinzessin Karoline und der Prinzessin Juliane Sophie vorgestellt zu werden! Jedenfalls bringt Hr. von Strombeck über Kopenhagen viele gute Notizen, die aber bunt untereinander liegen und nicht geeignet sind, ein vollständiges Rundbild von der Stadt zu gewähren und ihre charakteristische Physiognomie, so wie sie ist, zur Erscheinung zu bringen. Fodern wir indeß nicht zu viel! Der Aufenthalt des Verf. war sowol in Dänemark wie in Schweden zu kurz, als daß man eine gründliche Darstellung verlangen könnte, und um die Nation, den Volkskern beider Länder kennen zu lernen, fehlte Hrn. von Strombeck das eigentliche Medium, Kenntniß der Landessprache. Zum Schluß erwähnen wir noch, daß, wenn wir auch oben im Allgemeinen den Styl des Verf. gebilligt haben, wir doch nicht umhin können, manche Nachlässigkeiten und besonders mehre auffallend steife Wendungen zu rügen.

2. Die Spazierfahrt nach Venedig und Mailand. Von *r. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Hr. *r ist ein Allerweltsschriftsteller, der über Alles schreibt, was ihm aufgegeben und nicht aufgegeben wird, was er gesehen hat und was Andere gesehen haben, was er und was Andere gethan haben, ein Rathgeber für Alles, und so auch für junge und alte Herren, welche nach Venedig und Mailand eine Spazierfahrt anstellen wollen. Der Verf. hat schon mehre Reiseschriften herausgegeben, die von Helgoland, Süddeutschland und Rügen handeln und bei der großen Menge, welche entweder aus Mangel an Ferien und Geld nicht anders als in Gedanken reisen kann, oder auf der Reise sich eines gedruckten Führers bedienen will, wol auch Beifall fanden. Es ist nicht zu leugnen, daß die Manier des Verf. etwas Populaires und ungemein Verständliches hat, ja er gehört zu den wenigen Schriftstellern, welche an keiner Stelle misverstanden werden können; er erzählt Alles so frisch von der Leber weg, so ungenirt, so hausbacken, so ohne allen Aufwand von Geist, als säße er in einer Tabagie unter Gevatter Schneider und Handschuhmacher und erzählte ihnen von seinen Reiseleiden und Reisefreuden, er ist der Fürst Pückler-Muskau der großen Lesewelt, welche vor Allem an einen Schriftsteller die Anfoderung stellt, daß er beileibe über den engen und schlichten Kreis ihrer Fassungskraft nicht hinausgehe, welche einen feinen Scherz nicht versteht oder gar übel nimmt und über einen trockenen hausbackenen Spaß

sich todtlachen möchte. Indeß muß Ref. gestehen, daß unter des Verf. Reiseschriften vorliegende leicht die beste ist; denn so Vieles und in so trockener Weise das Viele auch in gegenwärtigem Buche vorgebracht wird, so ist es doch reich an allerlei Thatsächlichkeiten und der praktische Sinn, der den Verf. bezeichnet, erlaubt ihm, Manches wahrzunehmen oder doch zum Nutzen künftiger Reisenden ans Licht zu stellen, was einem geistreichern Beobachter entgehen würde. Die Citate aus deutschen Dichtern, welche in den Text verwebt sind, machen sich fast possirlich, da der Verf. in seinen eigenen Betrachtungen und Beschreibungen nicht die leiseste Spur von poetischer Anschauung und Auffassung verräth. Seine höchst wohlfeile Polemik gegen jedes Symptom katholischer Altgläubigkeit ist ermüdend und oft widerlich. Gesteht der Verf. doch selbst, daß die Tiroler biedere, ehrliche und hochgesinnte Menschen sind, also laßt sie doch bei ihrem Glauben und spöttelt über Das nicht, was bei ihnen zur Zeit noch innerstes Herzensbedürfniß ist, wie es sich bei jedem naiven Naturvolke ausspricht und befriedigt sein will! Der Verf. macht sich sogar über die rührende Treuherzigkeit und religiöse Gläubigkeit in Andreas Hofer's Proclamationen lustig. „Ja", sagt er, „so sehr unser Eins über solchen Unsinn lächeln muß" — Freilich! dies Völkchen „Unsereins" in seiner vornehmen, Alles bespöttelnden und bezweifelnden Verstandesnacktheit, ein Völkchen, welches in der Sandebene der norddeutschen Niederung schon zu einem ziemlichen Volke erwachsen ist, findet bei einem Naturvolke leicht heraus, was sich vor der skeptischen Verständigkeit des Nordens nicht rechtfertigen läßt; aber nicht ebenso rasch Alles, was aus den Tiefen des Gemüths und Herzens entspringt, und so wird allerdings manche Ansicht zu Tage gefördert, die sich vor dem heiligen Schöppenstuhle des Herzens nicht rechtfertigen läßt. 16.

## Literarische Notizen.

Die „Revue des deux mondes" enthält in ihrer Lieferung vom 15. Jun. die Fortsetzung eines lesenswerthen Aufsatzes von E. de Cazalès unter dem Titel: „Études historiques et politiques sur l'Allemagne." Der Aufsatz ist mit einer gewissen rührenden Theilnahme für Deutschland geschrieben, das so oft durch die politischen Fehler seiner obersten Leiter, durch die Engherzigkeit vieler Fürsten, die nur ihre particulairen Interessen im Auge behielten, und durch die phlegmatische Unbehülflichkeit und Theilnahmlosigkeit des Volkes selbst, wie durch den Neid der verschiedenen Stämme untereinander, jahrelanges Unglück zu erdulden hatte, im dreißigjährigen Kriege seinen Boden durch Franzosen und Schweden verwüstet, durch den westfälischen Frieden blühende Provinzen vom Reichskörper abgerissen, in seinen innern Verhältnissen immer fremde Hände versteckt im Spiele und noch in diesem Jahrhundert Napoleon's eiserne Faust schwer auf seinem Nacken lasten sah. Die Abhandlung ist als Stimme eines Franzosen darum von Wichtigkeit, weil sie als ein förmlicher Aufruf an uns erscheint, vorsichtig und auf der Hut zu sein, unser Gesammt-Nationalgefühl zu kräftigen oder erst zu erzeugen und die Warnungen der Geschichte, welche Cazalès gründlich und scharf in der Form einzelner Thatsachen darstellt, nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Die französische Einseitigkeit, die Alles auf sich bezieht, drückt dieser Abhandlung hier und da auch wol eine Spur auf, aber zum Bewundern leise, und läßt sich mehr im Ganzen in der ziemlich deutlichen Absicht des Verfassers erkennen, die Geschichte Deutschlands in durchgängiger Abhängigkeit von der Frankreichs darzustellen. Auch übergeht er gern die Niederlagen, welche französische Heere in Deutschland erlitten haben, und die, welche er nicht ableugnen kann, stellt er dar als aus dem Abfall der Bundesgenossen, den er übrigens nicht als ein Werk der Treulosigkeit, sondern als eine Folge des in Deutschland erwachten Nationalgefühls betrachtet, und aus der Übermacht der Gegner hervorgegangen. So kennt er wol eine Schlacht von Lützen oder von Bautzen, aber keine von Groß-Beeren, von der Katzbach, von Kulm, von Dennewitz, die doch wirklich erwiesene mehr oder weniger ausgebreitete Niederlagen der Franzosen und ihrer Marschälle sind. Er hilft sich hier mit folgender Phrase: „Napoleon unterlag der deutschen Nation, nicht ihren Heeren; die Erbitterung des Volkes machte Napoleon's Siege beinahe nutzlos und verlieh die größte Bedeutung aux moindres revers de ses lieutenants." Dagegen ist er in Bezug auf das Verfahren Napoleon's gegen Deutschland von aller Einseitigkeit frei: er erkennt die Ungerechtigkeit seiner Gewaltmaßregeln an, wie das Recht Deutschlands, das Joch von sich abzuschütteln. Er gesteht sogar, daß Napoleon den hartnäckigen und furchtbaren Krieg mit Östreich im J. 1809, in welchem der Erzherzog Karl bei Aspern „dem Glücke Napoleon's die Wage gehalten habe", und der Sieg bei Wagram nicht ohne die blutigsten Opfer erkauft worden sei, besonders mit den deutschen Hülfstruppen gekämpft und entschieden habe — ein Zugeständniß, das wir uns nicht erinnern bei einem französischen Geschichtschreiber bisher gefunden zu haben. Daher findet er auch für nöthig, sich in einer Anmerkung bei den französischen Lesern zu entschuldigen, wenn er manchmal für die Besiegten mehr Sympathie als für die Sieger blicken lasse, denn eine unparteiliche Gerechtigkeit sei die erste Pflicht eines Geschichtschreibers. Die Abhandlung ist übrigens in einem sehr ruhigen, historischen Style, ohne Phrasenaufwand und in einfacher, bei der jetzt gebräuchlichen Geziertheit wohlthuenden Sprache geschrieben und verräth eine tüchtige Belesenheit. Die angeführten deutschen Namen von Personen und Ortschaften, die citirten Büchertitel u. s. w. sind auf eine in französischen Büchern fast unerhörte Weise beinahe ganz frei von Druckfehlern. Der Verf. citirt unter Andern in den Anmerkungen: Dohm's „Denkwürdigkeiten", Gagern, „Mein Antheil an der Politik" und besonders K. A. Menzel's „Geschichte unserer Zeit", woraus er mehre Stellen und „sinnreiche" Äußerungen entlehnt und übersetzt.

Angekündigt ist „Histoire d'une grande époque avec ses prodiges et ses désastres" mit dem Motto aus Virgil: In gurgite vasto. Der Verleger fügt der Anzeige in den Journalen hinzu: „Publication remarquable, style noble et saisissant, études sociales supérieures": — eine Empfehlung, die ebenso lakonisch als possirlich ist. 5.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 233. —— 20. August 1840.


## Lettres sur la race noire et la race blanche, par *Gustave d'Eichthal* et *Ismayl Urbain*.

(Beschluß aus Nr. 232.)

Die Propagation der Religionen ist durch die Culturfähigkeit und Civilisationsverhältnisse der Völker wesentlich bedingt. Man erinnere sich der alten Normannen — der Gothen, Vandalen und anderer deutschen Völkerstämme, die, wie die Melanchlänen des Herodot, noch als Menschenopferer und Wilde auf die Bühne treten, nicht zu gedenken. Sobald das Christenthum ihren Mythus zu verdrängen anfing, hörten sie mehr und mehr auf, Welt- und Friedensstörer zu sein; ihre wilde Natur änderte sich und, was das Auffallendste ist, sie wurden allmälig völlig conservativ. Und frage man doch die Geschichte des Christenthums? Hat es nicht in die Bewegung der mittelalterlichen Völkergährungen von den Säulen des Hercules bis an das ural-werchoturische Gebirge Ruhe gebracht? Ist in dessen Gefolge nicht Ackerbau und friedliches Gewerbe, nicht Civilisation im höhern, edlern, geistigern Sinne gewesen? Kann sich der Islamismus dessen in gleichem Maße rühmen? Ist nicht dieser — und das heutige Judenthum noch mehr — ganz und gar von christlicher Cultur beherrscht, ja durchdrungen? Und warum? Weil das Christenthum mit der Idee der ewigen Liebe Frieden zwischen dem Glauben und der Ethik stiftete.

Wo ist die Cultur der Mauren in Spanien geblieben? Was hat Afrika davon noch aufbewahrt? Auf römisches Leben in der pyrenäischen Halbinsel geimpft, schwang sich das Araberthum dort, vom Fetischismus zum Mohammedanismus übergegangen, nachmals zu einer hohen, vielleicht der höchsten Stufe der Cultur, deren es fähig ist, empor. Phantasie und Sinnlichkeit, asiatische und afrikanische Eigenthümlichkeit paaren sich in dieser Cultur und erstere findet in der Richtung zu dieser, nur umgekehrt, einen gewaltigen Spielraum zur Entwickelung. Aber das Araberthum, dessen Kind der Islam ist, pflanzte seine Nichtachtung der Menschenrechte nach Europa und von ihm haben sie die Spanier und Portugiesen in die neue Welt getragen. Daß diese später den schwarzen Sklaven mit mehr Verstand wegen ihrer Selbsterhaltung behandelten als den Eingeborenen Amerikas, daß sie darin weder der Frivolität der Franzosen, noch der Härte der Engländer folgten, daß sie die, die Sklaverei mildernden Grundsätze des Islam adoptirten, um sich ihre Colonien zu erhalten, ändert im Allgemeinen nichts an der Verwerflichkeit der Sklaverei und ist nur ein Beweis, daß die Spanier sich an die äthiopische Haut schon gewöhnt hatten und ihr die von den Arabern weislich zugestandenen geringen Rechte ließen, während sie die rothe noch mit Bluthunden hetzten.

Aber auch der Moslim hat wie der Christ die Sklaverei bald grausamer, bald milder geübt. Und ist es nicht geradezu ein Widerspruch: die Sklaverei durch einen Cultus aufheben zu wollen, der sie in den Kreis seines Rechtsgebiets gezogen hat? Würde man damit diese vermeintliche weibliche Race nicht noch fester an die Sklaverei knüpfen? Und wie sieht es nun mit der Emancipation des Weibes aus, welcher die Herren Verfasser zugethan sind? Von der Polygamie ist die Sklaverei unzertrennlich, wo keine Kasten bestehen. Oder soll diese Emancipation blos eine sinnbildliche, durch die Emancipation der weiblichen Race zu bewirkende sein?

Wie die Emancipation des Weibes selbst, so scheint dem Unbefangenen die ganze Frage über Emancipation der weiblichen Race müßig. Die Negativität, die sich im wirklichen Weibe darstellt, hat eben darin ihre Bestimmung, daß sie der Positivität als Gegensatz auf gleicher Rechtsbasis dienen soll. Im Islam liegt die Thorheit der Herabwürdigung des Weibes, nicht im Christenthum, welches überall mit den höhern Culturstufen, die es beschreitet, die Rechte der Menschheit in der Vollendung der reinen Gegensätze, d. h. im Gleichgewicht des Negativen und Positiven findet.

Hr. v. Eichthal weiß am Ende (S. 60) selbst nicht recht, was er mit der Maulesel- und Blendlingsrace, welche er aus der Vermischung der weißen und farbigen Race erhält, machen soll. Denn da der Vater vorherrscht, gehen die Kinder von schwarzen Müttern bei fortgesetzter Mischung mit weißen Vätern in die Race der letztern über. Wo soll nun die Paarung der weiblichen und männlichen Race liegen, da weiße Frauen und schwarze Männer sich nicht mischen, da die Masse der Schwarzen in ihrer Heimat bleibt und nur etwa 10 Millionen Schwarze in den Colonien in der neuen Welt leben, deren größter Theil nicht in Afrika geboren ist? Sollen diese Afrika regeneriren? Die Blendlinge sollen es? — Oder

soll Europa und die ganze kaukasische Race mit weißer Haut sich über und in die schwarze Haut ergießen und umgekehrt? Leben nicht, wie in dem Aufsatze „Die Menschenracen" im zweiten Hefte der „Deutschen Vierteljahrsschrift" von 1838 treffend bemerkt ist, in Amerika und in den europäischen Colonien seit Jahrhunderten Weiße, Neger und Amerikaner nebeneinander und behalten durchaus jeder seinen Racencharakter, wenn sie sich geschlechtlich getrennt halten? Und bilden sie durch Vermischung etwas anderes, als strenge Mittelschläge, den Mulatten, den Mestizen, den Terzeron, den Quarteron u. s. w., lauter Bastarde, welche nach einer gewissen kurzen Reihe von Generationen rein zum ursprünglichen väterlichen oder mütterlichen Typus zurückkehren? So hält die Natur auf demselben Boden den Weißen als solchen, den Neger und den rothen Eingeborenen ewig auseinander! Bekannt genug ist, daß die rothe Haut, die Hr. v. Eichthal in die Classe der schwarzen als Nuance setzt, die schwarze verachtet. Woher dies Alles, wenn nicht eine Urverschiedenheit der Racen vorhanden wäre, welche tief im Mysterium der Schöpfung ihre Begründung und Ewigkeit fände? Weshalb bleibt im südwestlichen Asien der Mongole und der Kaukasier, in Nordafrika dieser und der Neger, und in Amerika der Rothe und jene letztern beiden Racen im Großen und Ganzen geschieden und ihr Urcharakter so wesentlich überall derselbe? Hat der Schöpfer die verschiedenen Menschenracen gebildet, um deren Eigenthümlichkeiten durch Vermischung verwischen zu lassen und so der Industrie des Menschen in Herstellung neuer Racen eine Fortsetzung der Schöpfung aufzuheben? — Daran glaubt kein Deutscher, kein Christ, kein wirklich gebildeter Sterblicher! Das sind Illusionen Solcher, die — noch auf den Messias hoffen.

Keineswegs soll damit gesagt sein, daß sich die äthiopische Race niemals aus der Thierheit erheben könnte. Einst, wenn die Cultur alle gedenkbare Phasen in Kaukasiern und Mongolen durchlaufen haben wird, muß, scheint es, auch die äthiopische Race ihr Geschick erfüllen und, Örtlichkeit und Klima überwindend, eine positive Rolle in der Geschichte der Menschheit einnehmen. Allein bis jetzt sehen wir dazu keine Anstalt; in dem äußern Gepräge der großen äthiopischen Massen tritt nach unserm Gefühl die Menschenschöpfung der Thierheit um einige Schritte näher und entfernt sich ebenso weit vom Ideal der Menschlichkeit, als solchem der Kaukasier schon im Äußern entspricht.

Die Ausgleichung der Menschenrechte allein ist es, welche eine Frage von Bedeutung bleibt. Hat blos die Noth oder eine unter gewissen Umständen gebieterische Nothwendigkeit Sklaverei unter Christen hervorgerufen, so wird eine neue Zeit mit neuen, gleich strengen Nothwendigkeiten zur Ehre der Civilisation die Rechte der Menschheit herstellen. Der Anfang ist gemacht. Nicht der Islamismus kann diese Restitution herbeiführen, sondern das Christenthum wird sich im Feuer der Civilisation von der Schlacke reinigen, welche der Islam an dasselbe gebracht hat. Es gestattet allein ein freies Fortschreiten der Civilisation, welches der Koran erschwert, und darin liegt der Vorzug des Christenthums vor dem Islam. Durch jenes gebieten und herrschen zur Zeit die es bekennenden Völker, weil dessen ewige Principien deren fortschreitende Entwickelung involviren. Mag es wahr sein, daß der Fetischbekenner im Islam veredelt werde; das wahre, reine Christenthum kann ihn nicht verderben, denn es ist die Religion der civilisirtesten Menschheit. Daß aber das ganze im Fetischismus versunkene Afrika mit Eintritt der Abenddämmerung tanzt, wie die Herren Verf. nach Reiseberichten mit Rührung und Entzücken referiren, beweist unsers Erachtens gar nichts für die Weiblichkeit und Empfänglichkeit der äthiopischen Race für höhere und sanftere Gesittung; die größere und geringere Leidenschaft zu tanzen zeigt nur von der entsprechenden Sinnlichkeit und Genußsucht, die an sich nicht ausschließend weiblich ist.

Wir verlassen diesen unendlich wichtigen Gegenstand mit der Überzeugung, daß er nicht vielseitig genug beleuchtet werden könne. Deshalb sind wir hier auf Veranlassung der kleinen, in Frage stehenden Schrift weitläufiger gewesen, als sonst der Raum dieser Blätter mit sich bringt. Schließlich wollen wir aber noch erinnern, daß der Zustand der farbigen Race in der neuen Welt etwas blos Künstliches, das Verhältniß der herrschenden Race zur dienenden und umgekehrt dieser zu jener nichts Natürliches, sondern etwas Erzwungenes, keine freiwillige Paarung ist und daher durchaus keiner Anwendung auf die Hauptfrage Seiten der Herren Verf. hätte unterlegt werden sollen. 6.

---

Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben durch Friedrich Hurter. Schaffhausen, Hurter. 1840. 8. 20 Gr.

Sowie Denkwürdigkeiten aus den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts namentlich für die Ältern unter den Zeitgenossen, deren Erinnerungen noch an jene Zeit anstreifen, einen ganz besondern Reiz haben, so erging es uns — und wie wir vernehmen, auch Andern — mit dem gegenwärtigen Büchlein. Aber wir bekennen, daß wir arg getäuscht sind. Denn alle Aufsätze sind unbedeutend und des Neuen ist ein sehr geringer Vorrath in demselben, ja selbst das Wenige ist nicht einmal besonders interessant. Sonst würden wir uns wahrlich die Mühe, die ja kein Geschichtsforscher scheuen darf, nicht haben verdrießen lassen, die einzelnen Goldkörner aus dem Schutt hervorzusuchen und durch unsere Anzeige an das Licht zu bringen. Wie der Herausgeber, der sich durch seine „Geschichte des Papsts Innocenz III." vieles Ansehen erworben und als einen umsichtigen Historiker bewährt hat, zur Veröffentlichung dieses Mitteigutes die Hand bieten konnte, begreifen wir in der That nicht. Denn mit Recht hat Varnhagen von Ense in seiner Anzeige geurtheilt, daß das kleine Buch nur etwa dazu dienen könnte, allerlei historische Übungen daran vorzunehmen und sowol die dargebotenen Stoffe neu zu behandeln, als auch die jetzige Behandlung kritisch zu beleuchten.

Als den Verf. der drei ersten Aufsätze bezeichnet Hr. Hurter einen Rheinländer, einen jener diplomatischen Agenten, wie die frühere Cabinetspolitik sie gern hatte und oft brauchte, und nennt ihn „geistreich, gebildet, einen Mann von großer Menschenkenntniß und Gewandtheit". Im Verlaufe der Erzählung hat man aber nicht Gelegenheit, diese Eigenschaften zu bemerken, man lernt im Gegentheil nur die erbärmlichste Kundschafterei

aus demselben kennen, arge Klätschereien und unverbürgte Nachrichten, sodaß man höchstens die Überzeugung aus allen diesen Anekdoten gewinnt, es sei denn doch jetzt wol besser in der Diplomatie bestellt als damals. Der Inhalt der einzelnen Aufsätze wird unser Urtheil rechtfertigen.

I. Mainz — Eikenmayer — der Gesandte von Stein — Schleußinger (1792). Hier werden allerhand Gerüchte, Erdichtungen und Unwahrscheinlichkeiten, wie sie die damals so überraschende Einnahme von Mainz durch Custine hervorgerufen hatte, erzählt. Als der Erzverräther in Mainz galt bisher der mainzische Oberstlieutenant Eikenmayer, und als solcher ist er auch noch kürzlich in der von Neigebaur herausgegebenen Schrift: „Der Untergang des Kurfürstenthums Mainz" (Frankfurt a. M. 1839)*) bezeichnet worden. Hier wird er indeß von dieser Beschuldigung freigesprochen, wie auch andere unterrichtete Männer gethan haben; dafür ist nun der damalige preußische Resident in Mainz, Freiherr von Stein (ein älterer Bruder des berühmten preußischen Staatsministers) zum Mephistopheles geworden. Über ihn berichtet der Verf., damals in Diensten des Landgrafen von Hessen-Homburg, Stein habe von dem Comité autrichien im preußischen Cabinet die Weisung gehabt, Mainz in Custine's Hände zu spielen, damit durch den Verlust der wichtigen Reichsfestung Friedrich Wilhelm II., „der belebte Fleischkloß" (!), angereizt werde, sich dem Kriege gegen Frankreich mit allem Eifer anzuschließen. Dies Benehmen Stein's soll nun blos ein verabschiedeter preußischer Lieutenant Schleußinger durchschaut haben, mit seiner Anzeige aber nicht bis zum Könige haben durchdringen können. Solche abenteuerliche Geschichten bedürfen nicht der Widerlegung. Wer den Zustand des damaligen Mainz kennt, seinen Hof, seine Regierung, die Mangelhaftigkeit der militairischen Anstalten, der wird sich die beispiellos schnelle Übergabe an die Franzosen auch ohne alle Zuthat von Märchen und Faseleien hinlänglich erklären können.

II. Georg Liß (1796). Früher pfälzischer Hofkammerrath, ward er im J. 1795 Kassirer des Handlungshauses Preiswerk zu Basel und fing dort an sich in politische Händel zu mischen. Den ersten Bürgermeister beschuldigte er im östreichischen Interesse Geld genommen zu haben, und als er dafür auf der Hauptwache eine Tracht Prügel empfing, bemächtigten sich seiner durchaus revolutionnaire Gesinnungen. Daher erlauschte er in einer Apotheke bei einem Glase Schnaps von einem Secretair der östreichischen Gesandtschaft dessen Geheimnisse, ließ seine Mittheilungen nach Hüningen an den Volksrepräsentanten Merlin von Thionville gelangen, und verhinderte dadurch, daß Wurmser über den Rhein gehen und die Franzosen überfallen konnte. Ähnliche Spionerien werden weiter erzählt, in denen sich Liß als einen recht ordinairen Lump zeigt, und der Verf. des Aufsatzes als ziemlich schwachsinnig, daß er sich so lange von Liß konnte beschwatzen lassen. Später besaß dieser Abenteurer eine Apotheke in Strasburg, ward dann daselbst Gouvernementscommissair, entzog sich durch die Flucht der Deportation nach Frankreich, legte hierauf in Speier eine Fabrik an und ist nach manchen Schicksalen 1805 als Commis eines Kriegscommissairs im Hospital gestorben.

III. Poteratz — Condé — Enghien (1797). Es sind hier wiederum allerhand Erbärmlichkeiten erzählt und somit Unsinn als wahre Geschichte berichtet, daß wir uns nicht mit Aufzählung dieser schmuzigen Zwischenträgereien, in denen Liß auch wieder seine Rolle spielt, befassen mögen. Höchstens ein Umstand kann in dem ganzen Aufsatze für echt gehalten werden. Als nämlich der Marquis von Poteratz, der als geheimer Friedensagent zwischen Paris und Wien zu Basel 1795 geschäftig war, dem französischen Directorium angezeigt hatte, daß der Prinz Condé die Absicht habe, die Schweiz und Schwaben zu Gunsten der Franzosen zu revolutionniren, dafür aber Protector der französischen Republik werden wolle, antwortete das Directorium dem Poteratz: „Il faut lui rire au nez."

*) Vgl. Nr. 169 d. Bl. D. Red.

IV. Die Revolution auf Malta (1798). Die Erzählung ist einer selten gewordenen französischen Schrift entlehnt, die allerdings für jene Zeit ein größeres Interesse haben mochte als für die unserige. Doch ist dieser Aufsatz noch immer der interessanteste in der ganzen Sammlung, weil er trotz seiner apologetischen Tendenz recht deutlich die innere Zerrissenheit der Ordensverfassung an das Licht stellt und in dieser Hinsicht ein Seitenstück zur Übergabe von Mainz bildet. Denn durch Verrath des Großmeisters von Hompesch ist Malta so wenig in die Hände der Franzosen gekommen als Mainz durch den Verrath Eikenmayer's.

V. Bericht über eine Sendung an Se. kaiserliche Hoheit den Erzherzog Karl (1799). Dieser Bericht des Altlandvogts David Hurter von Schaffhausen über eine Deputation an den Erzherzog, um sich Rath und Schutz für die Herstellung der ehemaligen Regierung des Cantons zu erbitten, würde sich in einer Stadtgeschichte von Schaffhausen gut ausnehmen, ein allgemeines Interesse gewährt er durchaus nicht.

VI. Die Übergabe von Hohentwiel (1800). Die durchaus vernachlässigte Bergfestung Hohentwiel im Würtembergischen fiel am 2. Mai 1800 in die Hände der Franzosen, ohne daß die freilich sehr invalide Besatzung Anstalt zum Widerstande machte, worauf die Werke geschleift wurden. Das Ereigniß ist für die allgemeine Kriegsgeschichte jener Zeit nur von einer sehr untergeordneten Wichtigkeit, aber es ist — wennschon im Kleinen — ein trauriger Beweis von der haltungslosen Schwäche im Anfange dieses Jahrhunderts, mit der man den frischen Kräften der französischen Revolution wähnte entgegentreten zu können.

VII. Die Gefängnisse zu Venedig im J. 1800. Die Relation eines hochgestellten Beamten, der nach der Abtretung Venedigs aus Amtspflicht und Neugierde die so viel besprochenen Kerker untersuchte. Die gerühmte Zuverlässigkeit scheint allerdings die hervorstechende Eigenschaft des Aufsatzes zu sein.

VIII. Zur Geschichte der Illuminaten. Ein dürftiger Beitrag zur Geschichte eines Ordens, die, von der Hand des rechten Mannes bearbeitet, sehr merkwürdige Resultate für die Geistes- und Sittenentwickelung der deutschen Nation liefern würde. Wie im Vorworte die Illuminatenverbindung mit dem Tugendbunde zusammengestellt werden konnte, ist bei einem deutschen Schriftsteller schwer zu begreifen; einem Franzosen verzeiht man es eher, wenn, wie in Fouché's angeblichen „Denkwürdigkeiten" (I, 341), der Minister Stein ein Illuminatenchef genannt wird. Ebenso unpassend ist die Anspielung auf Justus von Gruner, der, als „eins der markantesten (!) Glieder des Tugendbundes in der Schweiz während seines Gesandtschaftspostens nicht geringe Thätigkeit für die Zwecke desselben entwickelt haben soll". Schwerlich weiß der Verfasser dieses Vorworts etwas Genaues über diesen verdienten preußischen Staatsdiener. 11.

## Literarische Notizen.

Als neueste Erscheinungen der englischen Literatur sind zu nennen: „Whole works", von Bingham; Charles Lamb's „Works"; der achte Band von Defoe's Werken, enthaltend: „Memoirs of Capt. Carleton and life of Mrs. Davies"; „British churches", von Stillingfleet; „The stage, both before and behind the curtain, by *A. Bunn*, late lessee of the theatre royal Drury-lane, Covent-Garden" ꝛc. mit dem Motto: „I am (not) forbid to tell the secrets of a prison house"; „Letters on socianism", von Best. Außerdem brachte die poetische Literatur, nächst dem fünften Bande von James Hogg's poetischen Werken, nur „Sonnets", von Pulling; die Romanen- und erzählende Literatur: „The banker lord, a novel" (3 Bde.); „The prelate, a novel", von S. Smith; „The election", vom Verfasser von „Hyacinth O'Gara"; „Greyslaer, a romance of the Mohawk", von Hoffmann, dem Verfasser von „A winter in the far-west" und „Wild scenes in the forest and prairies". Im philosophisch-pä-

dagogischen Gebiete erschienen: „Philosophy of education", von Gall; „Philosophy of the inductive sciences" (2 Bde.), von Whewell, von dem bekanntlich früher schon eine Geschichte derselben Wissenschaften (deutsch von Littrow) erschienen ist; „Look at literature, with thoughts on national education"; „The obligations of literature to the mothers of England", von Mrs. Halsted; „A letter to Thom. Phillips, on the connexion between the fine arts and religion, and the means of their revival", von Henry Drummond. 47.

## Bibliographie.

Albrecht, C., Der Einzug Israels in Europa als Stammvolk des Landes der Verheissung und Zweiunddreissig Wahrheitszeichen und Beweisgründe, daß Canaan, als das Land der Verheißung, Europa ist. Der zerstreuten Heerde des jüdischen Volkes ehrfurchtsvoll gewidmet. Gr. 8. Leipzig, Schreck. 8 Gr.

Becker, W. A., Charikles, Bilder altgriechischer Sitte. Zur genauern Kenntniss des griechischen Privatlebens 2 Theile. Mit 5 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 4 Thlr. 18 Gr.

von Binzer. Der Koelner Dom ein Denkmal deutscher Baukunst in 4 Stahlstichen erläutert. Gr. 4. Köln, Kohnen. 2 Thlr. 8 Gr.

Busch, G. F., Albertus von Arnstein oder: Die Zigeunermutter des Harzwaldes. Eine Geschichte aus der Zeit der Vehme. 2 Theile. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Cordelia. Von der Verfasserin der Agnes von Lilien. 2 Theile. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr. 8 Gr.

De l'avenir de la France, ou fin de Un diner. Par***, auteur de Un diner, de La vérité politique. In-8. Leipzig et Paris, Brockhaus et Avenarius. 12 Gr.

Denkmäler der deutschen Sprache vom achten bis zum vierzehnten Jahrhunderte, aus gleichzeitigen, großentheils ungedruckten Handschriften herausgegeben, und theilweise übersetzt und erläutert von K. Roth. In 2 Abtheilungen. Gr. 8. München, Lentner. 1 Thlr.

Falkenstein, K., Geschichte der Buchdruckerkunst in ihrer Entstehung und Ausbildung. Ein Denkmal zur vierten Säcular-Feier der Erfindung der Typographie. Mit einer reichen Sammlung in Holz und Metall geschnittener Facsimiles der seltensten Holztafeldrucke, Nachbildungen von Typen alter berühmter Officinen und Proben von Kunstdrucken nach den neuesten Erfindungen unserer Zeit. Gr. 4. Leipzig, Teubner. 8 Thlr.

Fernbach, L., Der wohl unterrichtete Theaterfreund. Ein unentbehrliches Handbuch für Buchhändler, Leihbibliothekare, Theaterdirektoren, Schauspieler und Theaterfreunde. Enthaltend ein Verzeichniß von sämmtlichen, seit 1700 bis Ende 1839 erschienenen, deutschen dramatischen Schriften, nach den Titeln alphabetisch geordnet. Nebst Angabe der Verfasser, Verleger, Druckorte, Formate und Preise. Mit Hinweisung bei den Titeln der in Gesammt-Ausgaben, Almanachen und andern Sammlungen enthaltenen einzelnen Stücke, wo solche zu finden sind. 2ter Band. (Enthält die Erscheinungen von 1830 bis Ende 1839, so wie Ergänzungen und Berichtigungen des 1sten Bandes.) Gr. 8. Berlin, Fernbach jun. 16 Gr.

Fladung, J. A. F., Populäre Vorträge über Physik für Damen. 2 Bändchen. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit vielen Holzschnitten. 16. Wien, Wallishausser. 1 Thlr 12 Gr.

Flathe, L, Die vierte Säcular-Feier der Erfindung Gutenbergs in Dresden und Leipzig. Ein Gedenkbuch für Gegenwart und Zukunft. Mit einer getreuen Abbildung des Gutenbergs-Monuments in Mainz und einigen werthvollen xylographischen Beilagen. Gr. 8. Leipzig, Teubner. 12 Gr.

Gleich, J. A., Herr Joseph und Frau Baberl. Posse mit Gesang in drei Aufzügen. Frei bearbeitet nach dem Lustspiele: der Fleischhauer von Oedenburg. Musik vom Capellmeister Wenzel Müller. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 8 Gr.

Gubitz, F. W., Gedichte und Scenen. Jeanne d'Arc in der Nacht vor ihrem Tode. Faust und Mephisto im Jahr 1840. Die Anekdoten-Jäger. Der Emancipations-Clubb. Jubel und Trubel. Der Ertrag ist für die Abgebrannten in Cremmen bestimmt. Gr. 8. Berlin. 4 Gr.

Hoffmann (von Fallersleben). Unpolitische Lieder. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Kaiser, J. A. C., Reden und Festpredigten. Nach dessen Tode zum Andenken für Freunde herausgegeben von H. Schmidt mit einigen Freunden des Verewigten. Gr. 8. Erlangen, Bläsing. 20 Gr.

Klette, H., Die Bürgerverschwörung zu Breslau. Die Royalisten in der Vendée. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 16 Gr.

Knowles, S., Des Stranders Tochter. Schauspiel in fünf Aufzügen von F. Treitschke. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 15 Gr.

Kopisch, A., Die Kunstheroen der Vorzeit, ein Geisterzug, bei der 25. Stiftungsfeier des Berliner Künstlervereins am 18. October 1839, unter Mitwirkung vieler Künstler, scenisch vorgeführt, und als Denkmal desselben Festes auf Stein gezeichnet von August von Kloeber. Beigegeben ist, als Titelblatt, ein Umriss nach A. v. Kloebers zu demselben Abend gemalten Transparent, St. Lucas den Patron der Künstler vorstellend. Roy.-Fol. Berlin, Schröder. 8 Thlr.

Krämer, Historische Blicke auf die Realschulen oder höhern Bürgerschulen Deutschlands. Gr. 4. Hamburg, Meissner. 12 Gr.

Das Lied der Lieder oder Sieg der Treue. (Das hohe Lied.) Uebersetzt und erklärt von B. Hirzel. Gr. 12. Zürich u. Frauenfeld, Beyel. 9 Gr.

Marchland, W., Frauen-Emancipation. Lustspiel in drei Aufzügen. Gr. 8. Wien, Wallishauser. 15 Gr.

Nielsen, N., Auch für die Könige ruht die Verheißung des Behütetseins auf der Bedingung des Frommseins. Trauerpredigt über Sprüchwörter Salomonis 20, Vers 28 am 16. Januar 1840 als am Begräbnißtage Friedrichs VI. gehalten. Gr. 8. Lübeck, v. Rohden. 4 Gr.

Nolte, A., Bomben und Granaten. Bilder und Erzählungen aus den Kriegen aller Völker. 1ster Band. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Oettingen-Wallerstein, Fürst von, Drei Vorträge Sr. Durchlaucht des ꝛc. 1) Ueber die in dem Creditwesen begründeten Hindernisse der bayerischen Landwirthschaft; vorgetragen im General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins am 12. September 1839. 2) Ueber die Güter-Arrondirung; vorgetragen in der Generalversammlung des landwirthschaftlichen Vereins am 7. Oktober 1839. 3) Ueber die Nachweisungen des bayerischen Finanzministeriums für die Jahre $18^{35}/_{36}$, $^{36}/_{37}$ und $^{37}/_{38}$; vorgelegt der bayerischen Kammer der Reichsräthe am 10. April 1840. 8. München, Franz. 12 Gr.

Raumer, F. v., Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden. 1ster Band. 1ste Lief. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. In Umschlag. Ausg. Nr. 1. Subscr.-Pr. 12 Gr.

Schöpfer von Nodishain. Beiträge zur Charakteristik Franz des Ersten, Kaisers von Oesterreich, in Anekdoten und Charakterzügen aus seinem Leben. 1stes Heft. 8. Nordhausen, Fürst. 8 Gr.

Schulz, O., Paul Gerhardt und der große Churfürst. Vorlesung am fünf und zwanzigsten Stiftungsfest der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache vorgetragen und als Ankündigung einer neuen Ausgabe von Paul Gerhardt's geistlichen Liedern zum Druck befördert. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 2 Gr.

Seltz, A., Grundsätze zur Aufnahme und Erhaltung von Grund-Katastern in den deutschen Staaten. Gr. 8. Wesel, Klönne. 1 Thlr.

Der Trinker. Schauspiel in fünf Aufzügen. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 234. — 21. August 1840.

Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive von Friedrich v. Raumer. Dritter bis fünfter Theil. — A. u. d. T.: Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges. (1763—83.) Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1839. Gr. 12. 6 Thlr. 16 Gr.

Erster Artikel.

Das Studium der Geschichte kann gewiß sehr passend eine Reise auf dem Zimmer durch die Staaten und Völker der historischen Zeiten genannt werden. Wie aber der reisende Naturforscher mit den nöthigen naturwissenschaftlichen Kenntnissen, mit einer tüchtigen Beobachtungsgabe und insbesondere mit einer klaren Ansicht über die Natur in ihrer Ganzheit ausgerüstet sein muß, um seiner Aufgabe und seinen Zwecken zu genügen: so muß auch der Geschichtsforscher, der die Menschheit nach ihren Anlagen und Thaten, nach ihren Tugenden und Sünden, nach ihren wechselvollen Zuständen und Schicksalen, nach ihren vielfach gegliederten socialen Verhältnissen, nach ihren Leistungen und Richtungen auf dem Felde der Wissenschaft und Kunst zu beobachten und zu beurtheilen hat, mit Talenten, Kenntnissen und Erfahrungen ausgestattet sein, die ihn zum Beobachter und Beurtheiler des menschlichen Wesens und menschlicher Dinge befähigen. Vor Allem bedarf er der Principien einer aufgeklärten Philosophie; denn ohne diese wird die Geschichte nur ein Aggregat von Notizen über das Werden und Vergehen alles Dessen, was menschlich ist: es mangelt dann wissenschaftlich alle Verknüpfung des Einzelnen zu einem Ganzen, politisch jeder feste Anhaltepunkt zur richtigen Beurtheilung des Staatslebens und sittlich jede höhere Anschauung im Lichte der Weltregierung. Wer keine philosophische Ausstattung des Geistes zum Studium der Geschichte mitbringt, steht entweder verzweiflungsvoll oder stumpfsinnig an dem Sarge der untergegangenen Menschheit wie an der Wiege ihrer neuen Geschlechter. Um sich aber vor Einseitigkeit zu bewahren, bedarf der Geschichtsforscher ferner eine gründliche Kenntniß der Universalhistorie; es muß ihm durch ihr Studium die Fähigkeit zu Theil geworden sein, sobald er sich mit irgend einer Specialgeschichte beschäftigt, mannichfaltige und Aufschlüsse gebende Vergleichungen anstellen zu können; ohne sie geräth er fast nothwendig in den Zauberkreis fixer Ideen. Denn gleichwie die vergleichende Anatomie zu den interessantesten und überraschendsten Resultaten in der Erforschung der thierischen Organismen geführt hat, so wird auch der vergleichende Forscher in dem historischen Leben der Völker und Menschen zu Ansichten, Urtheilen und Aufklärungen hindurchdringen, die ihn weit über das Gewöhnliche hinausführen. Endlich darf aber auch der auf dem Gebiete der Geschichte reisende Beobachter sein menschliches Herz nicht verleugnen, oder, um mit Niebuhr zu reden, er darf nicht ohne Liebe sehen. Die Vernunft hat zum Symbol das Licht, der Verstand die Kälte und das Herz die Wärme. Mag indeß immerhin das Zusammenwirken dieser drei Elemente zum physischen Sein im Allgemeinen erfoderlich befunden werden, die Wärme ist doch vorzugsweise die Schöpferin des Lebens. Die Vernunft kann mit ihrem Lichte den Himmel beleuchten, der Verstand mit seiner Kälte die irdischen Dinge gleichsam in einen Körper zusammenziehen, um sie in dieser Totalität seiner Anschauung und Prüfung zu unterwerfen, mit einem Worte, der menschliche Scharfsinn mag die glänzendsten Triumphe feiern — wer das Herz von sich stößt, zerstört sich und der Menschheit die Verbindung zwischen Himmel und Erde und zieht sich und ihr die Basis des wahren Menschenlebens unter den Füßen hinweg. Das Grundgesetz des Geschichtsurtheils verhält sich zu den absoluten Geboten des menschlichen Geistes wie die Disciplin der Pädagogik zu den unbeugsamen Normen des Criminalgesetzes. Wer dies überhört, für den ist die Menschheit im Einzelnen und im Ganzen, bis auf geringe Ausnahmen gerichtet: sie sind allzumal Sünder. Daß übrigens der Gang und die Resultate der Geschichtsstudien vielfach dadurch bedingt seien, je nachdem man diesem Grundsatze huldigt oder nicht, das liegt auf der Hand; und es bedarf einer weitern Auseinandersetzung und der Anführung von Beispielen aus dem Gebiete der Geschichtsliteratur nicht.

Diese aphoristischen Bemerkungen sind nicht, wie es bei dem ersten Anblicke den Anschein haben könnte, eine zufällige Eingebung, oder eine mit unserer Aufgabe nicht zusammenhängende Erörterung; sie haben vielmehr ihre natürliche Quelle in dem Werke, das wir hier etwas ausführlicher zu besprechen beabsichtigen. Und wie sollte

ein Werk nicht unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, das uns von Pombal, Struensee und Potemkin, von Katharina II., Friedrich II. und Joseph II., von Spaniens Wirren und Polens Jammer, von Schwedens Gährungen und von Frankreichs Vorbereitungen zu einer Revolution, von Staat und Kirche, von Politik und Leben der Völker im 18. Jahrhundert so viel interessante und zum Theil ganz neue Aufschlüsse zu geben im Stande ist? *) Außerdem herrscht in den Erzählungen und Äußerungen des Verf. eine so edle Freimüthigkeit, mit seiner bekannten Feinheit gepaart, und eine so vielseitig belehrende Beziehung der Vergangenheit auf die Gegenwart, daß auch von dieser Seite betrachtet das vorliegende Werk eine besondere Auszeichnung verdient. Endlich glauben wir uns nicht zu täuschen, wenn wir annehmen, daß auch auf unsern Verf. die jüngsten Verhältnisse und Ereignisse im preußischen Staate, als er seine Reflexionen über die vorliegende Geschichtsepoche niederschrieb, nicht ohne Einfluß gewesen sind, wie wir schon an andern preußischen Historikern der neuesten Zeit wahrzunehmen Gelegenheit gehabt haben.

Bei der außerordentlichen Reichhaltigkeit der gesandtschaftlichen Mittheilungen und vermöge des Umstandes, daß der Verf. mehr die chronologische als die ethnographische Methode befolgt hat, sodaß man in der That des ganzen Werkes bedarf, um seine Leistungen gehörig übersehen und würdigen zu können, ist es nicht ganz leicht, ohne die uns gesteckten Grenzen rücksichtslos zu überschreiten, unsere Leser über das Geleistete zu unterrichten. Wir versuchen es auf folgende Weise.

Portugal, das am Ausgange des Mittelalters durch den Muth und die Beharrlichkeit einiger kühnen und genialen Männer den übrigen Europäern die weiten und entdeckungsreichen Seewege bahnte, die eine Revolution in der geographischen Wissenschaft nicht minder als in dem Handelssysteme erzeugten; das durch einen Don Henrico, einen Vasco de Gama, einen Albuquerque die Reihe der ausgezeichnetsten Männer aller Zeiten vermehrte; das die Schätze Afrikas und Ostindiens sammt dem Welthandel seiner Hauptstadt zugewendet sah — dieses Land war seit 1580 in Folge des spanischen Aussaugesystems, des holländischen Unternehmungsgeistes und seit 1640 durch die heillose Regierung theils schwachköpfiger, theils blödsinniger oder verrückter Könige aus dem Hause Braganza in der Mitte des 18. Jahrhunderts in solchen Verfall seines innern und äußern Lebens gerathen, daß die europäische Staatenpolitik nur dann noch eine Notiz von ihm nahm, wenn es galt, dem siechen Staatskörper auch die letzten Kräfte zu entziehen. Die Engländer waren schon damals die geschicktesten Nachahmer der Spanier. Da trat ein Minister an die Spitze der Regierung, der, obschon wie die übrigen Diener des Königs genöthigt, der königlichen Majestät seine Vorträge kniend zu halten, doch auch in dieser Stellung Kopfs größer blieb als sie selbst und Jedermann im Reiche. Wir wollen zunächst unsern Verf. zum Theil nach gesandtschaftlichen Berichten von diesem merkwürdigen Manne reden lassen:

Sebastian Joseph von Carvalho und Melo, Graf von Oeyras, Marquis von Pombal, ward 1699 von adeligen, aber unbemittelten Ältern geboren, studirte anfangs die Rechte, ward dann Soldat und hatte als Gesandter in London und Wien Gelegenheit, fremde Sitten und Einrichtungen kennen zu lernen. Er war groß, schön, außerordentlich stark; und zu diesen Eigenschaften des Körpers gesellte sich eine ungewöhnliche Kraft und Festigkeit des Geistes und Willens. Es hatte sich in ihm die Überzeugung entwickelt: Portugal bedürfe einer allgemeinen durchgreifenden Umgestaltung, und von dem Augenblicke an, wo er die unbeschränkte Gunst des schwachen, leichtgläubigen und furchtsamen Königs Joseph I. gewonnen hatte, hielt er sich für fähig und berufen, jene Umgestaltung zu Stande zu bringen. Sie sollte sich erstrecken auf Geistlichkeit und Adel, Kriegs- und Finanzwesen, Ackerbau, Handel und Gewerbe. — Es dürfte sich aber zuletzt ergeben, daß Pombal ein Mann war, der sich durch Geist und Willenskraft vor unzähligen Staatsbeamten auszeichnete, aber doch den Staatsmännern im höchsten Sinne des Wortes nicht beizuzählen ist. Er hatte sich zweifelsohne von manchem Vorurtheile frei gemacht, ohne jedoch bis zur vollen Wahrheit durchzudringen; er fühlte nicht, daß seine Grundsätze gutentheils aus neuen Vorurtheilen hervorgingen, oder diese in sich schlossen. Wenn man also auch das Dasein vieler von ihm angegriffenen Misbräuche keineswegs leugnen darf, so verstand er doch nicht, sie mit sicherer Hand abzulösen, griff in den Mitteln fehl, machte sich verhaßt durch die Härte ihrer Anwendung und mußte sehen, wie das Werk seines Lebens mit noch größerer Einseitigkeit und Übereilung zerschlagen ward, als er es auferbaut hatte. Pombal's Ministerium hatte wie ein heftiger Fieberanfall aus langem Schlafe geweckt; nachmals hielt man Unthätigkeit wiederum für Gesundheit und verschmähte echte Entwickelung, bis die Übel und Misverhältnisse mit verdoppelter Kraft hervorbrachen und durch versuchende Ärzte aus allen Ständen noch immer nicht geheilt worden sind.

Bekanntlich vertrieb Pombal die Jesuiten aus allen portugiesischen Ländern (1759), sein Beispiel wirkte auf die Regierungen anderer Staaten der katholischen Welt, und er hat wenigstens indirect die Aufhebung des Ordens der Gesellschaft Jesu herbeigeführt. Er machte diesem Orden Vorwürfe über alles Böse, was geschehen, und alles Gute, was nicht geschehen war. Und wie hätte ein Mann in seinen Verhältnissen, mit seinen Grundsätzen und Absichten nicht überhaupt allen geistlichen Körperschaften feindselig gesinnt sein sollen, da ihm ja sein eigener König, Emanuel, offen gestand: „Von 18 Jahren meiner Regierung sind neun durch die Ränke der Geistlichen beunruhigt worden." Wie sehr dieser aber selbst die daraus hervorgegangenen Nachtheile empfand und in Pombal den Mann zu haben glaubte, der Abhülfe zu gewähren vermöge, geht aus seiner Auffoderung an den Letztern hervor. „Ich fodere Sie auf", sprach der König zu seinem Minister, „Maßregeln zu ergreifen, welche diese unruhigen Geister wirklich zum Schweigen bringen. Auch will ich Sie auf die Zeit, wo Sie mit diesem Werke beschäftigt sind, von allen übrigen Arbeiten entbinden." Pombal hatte die sehr richtige Ansicht, die Macht der Bischöfe müsse erhöht und die des Papstes entbehrlich gemacht werden; der Stützpunkt der geistlichen Gewalt dürfe nicht in dem aus-

*) Der Verf. sagt in der Vorrede: „An gesandtschaftlichen Berichten über die Zeit von 1763—83 gingen durch meine Hände in London 324 und in Paris nicht viel weniger Folianten."

wärtigen Rom, sondern in dem Bereiche jedes einzelnen Staates liegen. Er bediente sich freilich zu seinen politischen Reformen, denen die Geistlichkeit in den Weg trat, der Inquisition. Das war aber auf der pyrenäischen Halbinsel nichts Neues. Hatte ja doch Ferdinand der Katholische von Spanien dieses kirchliche Institut so ausschließlich für seine politischen Reactionen gebraucht, daß sich anfänglich sogar die römische Curie damit unzufrieden zeigte, bis sich beide über ihre beiderseitigen Interessen verständigten. Das mächtigere und edlere Mittel, das der Aufklärung und der Presse, stand dem portugiesischen Staatsreformator bei dem Bildungsgrade seines Volkes nur mangelhaft zu Gebote. Die Hülfe aber war dringend. Wie aufgeklärt übrigens Pombal in religiöser Beziehung dachte und wie richtig er den Zusammenhang religiöser Aufklärung mit einer gesunden Politik erkannte, geht aus einem Gespräche hervor, welches er 1775 mit dem sardinischen Gesandten hatte:

Es ist wünschenswerth, daß man einen Papst erwähle, solchen Charakters und solcher Gesinnung, um ein System zu bilden, welches die römische Kirche der protestantischen nähert. Dies wäre besonders angenehm für Höfe, welche verschiedenen Bekenntnissen zugethan, sonst aber befreundet sind und geneigt sein dürften, engere Verbindungen einzugehen. So möchte z. B. der Hof von Turin eine Heirath mit irgend jemand aus der königlich englischen Familie jeder andern vorziehen, sobald nur gewisse Hindernisse weggeräumt wären. — Diese freie Denkungsart Pombal's (fügt der Gesandte hinzu) in Beziehung auf religiöse Gegenstände gab sich in vielen Fällen kund, wodurch der Aberglaube der Portugiesen im Vergleich mit frühern Zeiten in mancher Hinsicht vermindert ward.

Die gesandtschaftlichen Berichte bieten außerdem noch zahlreiche Beweise für die religiöse Freisinnigkeit dieses Ministers dar, zeigen aber auch deutlich den schweren Stand, den derselbe dem Aberglauben des Volkes und einem Theile seiner Institutionen gegenüber hatte. So lange sein König Emanuel lebte, der, obwol schwachen Charakters, denn doch von der Brauchbarkeit seines Ministers und von der Nothwendigkeit der Reformen überzeugt war, und deshalb gleichsam den Schild der Majestät gegen alle Angriffe schirmend über ihn hielt, so lange drückte er auch alle seine Gegner nieder: die Furcht vor dem Gewaltigen ließ allen lauten und öffentlichen Widerspruch verstummen. Allein Furcht erweckt keine Überzeugung und gewaltsame Maßregeln entbehren stets des Segens auf dem Gebiete des Staates. Als daher König Emanuel 1777 starb und Maria I. mit ihrem schwachen Gemahl Peter den Thron bestieg, die, Beide dem römischen Stuhle ergeben, von Pombal's Regierungsmaximen nichts wissen mochten, so unterlag er schnell den vereinigten Angriffen des Adels und der Geistlichkeit. Der sonst so gefürchtete und im Allgemeinen vielfach um den Staat verdiente Mann entging nur mit Mühe den Mishandlungen des Volkes und der Strafe des Hochverraths. Portugal aber sank wieder in seine frühere Lethargie zurück, fast ängstlich bemüht, alle Spuren und jedes Andenken der Pläne und Maßregeln seines politischen Reformators auszutilgen. Er hat mit seinem trefflichen Zeitgenossen, Joseph II., dessen Reformationsplane er noch erlebte, aber nicht scheitern sah, die Zahl der Männer vermehrt, die trotz ihrer Macht, ihrer Talente und ihres redlichen Willens der Gewalt der Verhältnisse, wenn auch mit Ehren, doch nicht ohne tiefen Haß zum Opfer fielen. Was im Volks- und Staatsleben, selbst wenn es an sich das Beste ist, keine breitere Basis als die Persönlichkeit des Urhebers hat, wird mit Mistrauen betrachtet, mit Undank verfolgt und stachelt die Parteien zu einem Widerstande auf, der am Ende Alles aufs Spiel setzt. Gerechtes Urtheil dann von den Zeitgenossen zu erwarten, wäre ein Begehren, das in der menschlichen Leidenschaft einen unversöhnlichen Gegner hat. Auch diesem Feinde hat Pombal unterliegen müssen. Hoffentlich ist es unserer Zeit vorbehalten, über diesen merkwürdigen Mann einen unparteiischen Richterspruch zu thun. Unser Verf. hat die Acten, auf welche ein solches Urtheil zu gründen ist, nicht unbedeutend vervollständigt.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Die neueste Tragödie der englischen Bühne.

Erzeugnisse der höhern dramatischen Dichtkunst sind in unsern Tagen fast allenthalben eine seltene Erscheinung, nicht blos in der deutschen Literatur, sondern auch anderwärts, namentlich in England, und deshalb überall, wo sie sich uns bieten, als willkommen zu betrachten, sodaß man bei der Erwägung der Schwierigkeiten eines derartigen Versuchs, den Gefahren, mit welchen diese Gattung der Autorschaft verknüpft zu sein pflegt, wie der Hindernisse, die zu überwinden sind, bevor ein solches Werk nur ein Publicum gewinnen kann, gewiß gern über leichtere Fehler hinwegsieht, wenn nur die neue dramatische Schöpfung von einem gebildeten, lieblichen, erhabenen Gefühle beseelt ist. Das Haymarkettheater zu London brachte vor kurzem eine solche Erscheinung in „Glencoe, or the fate of the Macdonalds".*) Die Fabel des Stücks ist folgende: Eine lange und harte Fehde um den Besitz der Häuptlingswürde in einem der schottischen Clans hat zwischen zwei Brüdern gewüthet. Erst das Gefühl des nahenden Todes und die Einsicht, daß seine beiden Söhne, Halbert und Heinrich (der Letztere noch ein Knabe), zur glücklichen Fortsetzung der Fehde nicht vermögend sein werden, bewegt den ältern Macdonald, das Friedenswerk mit seinem Bruder, Mac Ian, zu versuchen und diesem den Preis des Kampfes gegen Zusicherung eines zwar geringen, aber sichern Besitzthums für die verwaiste Familie zu überlassen. Schon sind beide Parteien einig; nur Halbert weiß selbst am Sterbebette des Vaters den Zorn über die Aufgebung eines Rechts, als dessen Erben er sich betrachtet, nicht zu bezwingen und sich in den letzten Willen des sterbenden Greises geduldig zu fügen; da erscheint das geisterhafte Wesen der Moina und verkündet den Befehl des Schicksals:

Gehorche, Halbert! Jene Stunde, die dich schaut
Als Herrn der Macdonalds von Glencoe, sie bringt
Unheil und Tod!

Halbert lebt fortan anscheinend ruhig auf seinem Sitze, „dem schwarzen Felsenthurme" mit seiner Mutter und Helene Campbell, einer Nichte Glenlyon's, des Feindes der Macdonalds; doch sein Inneres wird bewegt von der Liebe zu dieser ihrer Gefährtin, sowie von dem Kampfe zwischen der noch immer nicht ganz unterdrückten Aussicht auf die Erlangung der Herrschaft auf der einen und der Furcht vor dem Schicksale auf der andern Seite. Wirklich erscheint Moina wieder und verkündet: „die Stunde ist nahe!" Halbert wähnt schon den langen Grabeszug der Clansleute zu schauen; doch es sind nur die Scha-

*) Vgl. darüber die Correspondenz aus London in Nr. 186 d. Bl. D. Red.

ren der Campbells, unter ihnen sein zum kräftigen Jüngling herangewachsener Bruder Heinrich. Halbert glaubt in ihm einen Verräther erblicken zu müssen, da er ihn seines Hauses und seines Landes Feinden angehörend wiedersieht. Die edle Gesinnung beider Brüder läßt einem Kampf, der sich hierüber zwischen ihnen entspinnt, einen friedlichen Ausgang nehmen; aber alsbald begegnen sie sich wieder als Nebenbuhler in der Werbung um Helenens Liebe, deren Gefühl zwar die des jüngern begünstigt, aber von dem Drange der Pflicht, welche sie gegen Halbert zu haben glaubt, überwunden wird. Die Vermählung steht bevor. Heinrich, in dem Zustande der Vernichtung befangen, getrieben von dem Durst nach Rache, geht auf die Plane seines Heerführers, Glenlyon's, die Clans zur Unterwerfung zu zwingen und Halbert's Stolz zu brechen, ein, ohne jedoch die mörderischen Anschläge desselben zu ahnen. Er beschließt, bei der Ceremonie anwesend zu sein und einen letzten Versuch zu wagen, um mit Hülfe Glenlyon's, dessen Anwesenheit er ängstlich erwartet, den ihm bevorstehenden Verlust abzuwenden. So hat er durch seinen Frevel die Schicksalsstunde heraufbeschworen, die Halbert's Edelmuth nicht abzuwenden vermag, indem er mit freiem Entschlusse, den letzten Sieg über sich selbst erringend, an heiliger Stätte die geliebte Braut dem geliebtern Bruder übergibt. Vernichtet steht dieser da, denn schon ertönt in der Nähe das Geschrei des Todes: Mac Jan und seine Söhne sind von den verrätherischen Campbells erschlagen; Halbert ist der Erste seines Clans, um alsbald des Schicksals Spruch an sich vollzogen zu sehen: tödtlich getroffen sinkt er nieder. Heinrich bekennt seine Schuld und stürzt von den Geiseln des Gewissens gejagt hinweg, um die Zahl der Schlachtopfer um eine Leiche zu vermehren.

Der Beifall, den das Stück gefunden hat, ist, abgesehen von den zu Anfange angedeuteten Rücksichten, kein ungetheilter; wir geben zu diesem Zwecke eine kurze Übersicht der Beurtheilung wieder, welche das „Athenaeum" darüber ausspricht: „Die Tragödie enthält, als Gedicht betrachtet, zarte und liebliche Stellen; als Drama fehlt ihm alle tragische Kraft, alles Pathos. Der Gegenstand des Stücks ist ein schlechtgewählter: der Mord von Glencoe ist ein blutiger Flecken in den englischen Jahrbüchern und glücklicherweise vereinzelt stehend. Der Verf. hat sich gewundert, daß ihn Walter Scott nicht zum Gegenstande einer Novelle gemacht habe; aber der Verf. des „Waverley" fühlte ohne Zweifel, daß man durch ein Gemälde solcher Schrecken das Gefühl verwunde, ohne irgend welchen wohlthätigen Enderfolg. Es gibt Begebenheiten, die besser nur durch den Schleier angedeutet werden, welcher sie deckt, und diese ist eine derselben. Der Hauptcharakter, oder vielmehr der einzige, welcher durchgeführt ist und das Interesse in Anspruch nimmt, ist Halbert. Das Stück wird sich jedenfalls besser lesen als aufführen lassen, und dennoch scheint es mit ganz besonderer Berücksichtigung des Darstellers der Hauptrolle (Macready) geschrieben zu sein. Die langen erzählenden und beschreibenden Reden, deren dramatische Unwirksamkeit durch die feingesponnenen Gleichnisse und die Überverfeinerung der Diction noch vermehrt wird, erzeugen einen schwerfälligen Eindruck, nicht nur durch die Hemmung der Handlung, sondern auch durch die Unverständlichkeit der entwickelten Gedanken für die Masse des hörenden Publicums. Die Gewandtheit und die Kraft des Gedankens und des Ausdrucks, welche zum Wesen des Dialogs erfoderlich sind, werden nur hier und da bemerklich, und dann in kahler Gesprächsform. Der Fehler des Stücks ist mit einem Worte der: es ist kein fortlaufendes Interesse vorhanden, weder in Hinsicht auf den Plan, noch in den Ereignissen oder dem Charakter, oder der bewegenden Leidenschaft; machen daher auch einzelne Scenen mit Hülfe einer kräftigen Darstellung Eindruck, so fehlt dieser doch dem Ganzen. Macready, welcher als Halbert den Enthusiasmus zu beleben wußte und gerufen ward, bekannte, daß ihm der Dichter bis einen oder zwei Tage vor der Aufführung unbekannt gewesen sei, bis er entdeckt habe, daß es kein anderer sei als Sergeant Talfourd." Bis dahin hatte das Gerücht als Verf. Sir E. Bulwer bezeichnet. 47.

---

## Literarische Notizen.

Von Dr. Gaye's „Carteggio" ist kürzlich der zweite Theil in Florenz erschienen, und dies veranlaßt mich, die Freunde der italienischen Kunstgeschichte noch einmal in diesen Blättern auf die vortreffliche Sammlung von Actenstücken und Briefen aufmerksam zu machen. Der Zeitraum, welchen der zweite Theil umfaßt, die Blütenzeit der mittelalterlichen Kunst, wird diesem ohne Zweifel ein noch viel allgemeineres Interesse verschaffen als dem ersten Theile, welcher die frühern Epochen enthält, widerfahren konnte. Außer den sehr merkwürdigen Statuten der florentiner Künstlerzunft wird ein Schatz von aufschlußreichen und charakteristischen Documenten zur Geschichte des Lebens und der Thätigkeit aller der Heroen der Kunst, welche das 16. Jahrhundert verherrlichten, mitgetheilt, manche, wie zum Beispiel die auf die Flucht Michel Angelo's aus Florenz bezüglichen Briefe, wichtige biographische Partien aufhellend. Einzelnes will ich nicht anführen, da ich das Buch nicht mehr vor Augen habe, indem ich dieses schreibe. Die Genauigkeit und Sorgfalt, mit welcher die Herausgabe besorgt ist, wird jedem Kenner gleich wie beim ersten Theile und wol noch in erhöhtem Maße sich bemerklich machen. Ich höre, daß der dritte Theil ebenfalls binnen kurzem ausgegeben werden soll. Möge Hr. Dr. Gaye bald in der Heimat Muße finden, die Früchte seiner gründlichen kunsthistorischen Studien den Theilnehmenden in Zusammenhang und verarbeiteter Gestalt vorzulegen. 49.

---

Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die Franzosen an der Marter der vor den Assisen stehenden Angeklagten einen ebenso scheußlichen Geschmack finden, als etwa die Römer an den Thier- und Gladiatorenkämpfen im Circus. Es ist ebenso wol ein grausames Behagen, nur in anderer und versteckterer moderner Form. Man darf sich daher nicht wundern, wenn man jetzt folgende Ankündigung liest: „Relation complète du procès de Madame Laffarge", nach Maßgabe der Debatten in Lieferungen zu zwei Bogen erscheinend. Solche Skandalprocesse müssen zum Besten der Menschheit in Frankreich möglichst populair gemacht werden, wie die greulichen Mordthaten durch deutsche Bänkelsänger, welche auf den Messen und Märkten umherziehen. Herausgeber ist Pagnerre, der sich „Éditeur des comptes rendus de procès (depuis 1830)" nennt. Man sieht hieraus, nach wie vielen Seiten hin die Julirevolution nicht blos die Communication der Ideen, sondern auch der Skandalgeschichten befördert hat.

---

Erschienen sind in Paris: „Études sur les réformateurs contemporains ou socialistes modernes: Saint-Simon, Charles Fourier, Robert Owen", von Louis Reybaud; ferner „Histoire du clergé de France civilisateur, missionnaire et martyr, depuis la prédication de l'évangile dans les Gaules jusqu'à nos jours", von P. Christian (2 Bde.); „Histoire de la Vendée militaire", von J. Crétineau Joly, wovon die beiden ersten Bände erschienen und noch zwei zu erwarten sind; „Maximes politiques à l'usage de la démocratie nouvelle", von E. Alletz.

---

Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat die erhaltende Behörde der pariser Bibliothek ermächtigt, die schöne Medaillensammlung an sich zu bringen, welche im Besitze des Hrn. Borrell zu Smyrna ist. Diese Sammlung, eine der kostbarsten, die es gibt, besteht aus 780 Medaillen, wovon 83 in Gold, 283 in Silber und 414 in Bronze. Keine derselben befindet sich im Depot der königlichen Bibliothek. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 235. — 22. August 1840.

Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive von Friedrich v. Raumer. Dritter bis fünfter Theil.

## Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 234.)

Theils der Verwandtschaft der Staatsverhältnisse und gewisser Persönlichkeiten folgend, theils weil die jüngsten Erscheinungen ein allgemeineres Interesse erregen, theils aber auch, weil die Bekanntschaft mit jenen Verhältnissen nicht die verbreitetste ist, wenden wir uns von Portugal zu Dänemark. Dieser Staat, dessen Geschichte uns in diesen Tagen Dahlmann mit neuen Aufklärungen vorgelegt hat, war im ganzen Mittelalter der bedeutendste und besonders militairisch am besten geordnete des skandinavischen Nordens. Die drei Eroberer aus dem Hause Estritson, Waldemar I. (1148—82), Kanut VI. (1182—1203) und Waldemar II. (1202—42) errangen im germanischen und slawischen Norden ein solches Übergewicht, daß die Fürsten und Städte des nördlichen Deutschlands die heftigsten Kämpfe bestehen mußten, um sich einer weitern Ausbreitung der dänischen Macht zu erwehren. Zwar versetzte die Schlacht bei Bornhövede (1227) und innere Zerrüttungen, durch Adel und Geistlichkeit herbeigeführt, dieser Macht sehr empfindliche Streiche; allein die kalmarische Union (am 20. Juli 1397), welche unter dem Zepter der nordischen Semiramis, Margarethe von Dänemark, die drei skandinavischen Reiche in Verbindung brachte, schien alle erlittenen Verluste zu ersetzen. Aber Schwedens Erhebung unter dem Hause Wasa, unglückliche Kriege, Unfähigkeit oder Despotismus der dänischen Könige, verbunden mit heftigen Erschütterungen, die durch Thronstreitigkeiten und Reibungen mit dem übermächtigen Adel veranlaßt wurden, dazu noch die gegenseitige Abneigung verschiedener Nationalitäten, die dem dänischen Staatsverbande angehörten — diese Umstände und Ereignisse schwächten Dänemarks nordische Bedeutsamkeit dermaßen, daß es, trotz alles Widerstrebens, trotz aller Eifersucht vor Schweden in den Hintergrund treten mußte. Endlich erfolgte durch eine merkwürdige Verbindung des Bürgerstandes mit der Geistlichkeit unter der Leitung des Königs eine Revolution (1660), die das berüchtigte und jüngst wieder herausgegebene Königsgesetz schuf, den dänischen Staatskörper in den Zustand völliger Erstarrung versetzte und, wie unser Verf. in dieser Beziehung sagt, „dem Könige eine Macht verschaffte, wie sie laut Recht und Gesetz kein asiatischer Sultan besitzt". Dänemarks heutiger Zustand und seine gegenwärtigen Bewegungen müssen, um erklärlich zu werden, in der Hauptsache auf jenes verhängnißvolle Ereigniß zurückgeführt werden. Einem Wunder aber würde es gleich zu achten sein, ja, man würde an dem geistigen Leben des dänischen Volkes gänzlich zu verzweifeln veranlaßt werden, wenn die Geschichte nicht wenigstens Einen Mann aufzuweisen hätte, der den Muth und die Fähigkeiten, oder wenn man will, wenigstens den Ehrgeiz in sich fühlte, in den barbarischen Zuständen eine Umgestaltung und Verbesserung herbeizuführen. Dänemarks Pombal ward der Arzt Struensee, durch die Gunst der Königin Mathilde zum Minister und Grafen erhoben. Der englische Gesandte am dänischen Hofe entwirft von dem Zustande des Landes, als Struensee an die Spitze der Verwaltung zu treten im Begriff war, folgende Schilderung:

> Bürgerliche und kriegerische Einrichtungen, welche zum Staatseinkommen in keinem richtigen Verhältnisse standen, hatten die Finanzen schon unter der vorigen Regierung ausgetrocknet. Noch mehr wurden sie erschöpft durch unverständige und halsstarrige Verwendung des öffentlichen Geldes für Manufacturen in einem Lande, wo die ersten Materialien und jede Art von Betriebsamkeit fehlte. Häufiges Mislingen solcher Unternehmungen, das Wegfallen fremder Hülfsgelder, die steigenden Ausgaben für die Civilliste, vor Allem aber der Mangel eines festen und angemessenen Besteuerungssystems machten jene Schwierigkeiten fast unübersteiglich und erzeugten Niedergeschlagenheit oder vielmehr Lässigkeit unter fast allen Classen von Leuten, die mit den öffentlichen Angelegenheiten zu thun hatten. So manche Übel zu verbessern, so manche Mängel abzustellen, erfoderte einen Minister von Fähigkeit, Urtheil und Festigkeit.

Besaß nun Struensee diejenigen Fähigkeiten, die ihn mit heilsamem Erfolg zum politischen Reformator Dänemarks zu machen geeignet waren? Besaß er besonders Gerechtigkeitsliebe und namentlich auch Sittlichkeit, Eigenschaften, die in so gefährlichen Lagen, bei so schwierigen Aufgaben wirksamer und schützender sind als alle Gewalt und Herrschaftsmittel? Leider nicht. Die Sünde war die Staffel gewesen, durch die er seine Machthöhe erstiegen hatte. Die Königin Mathilde, nachdem sie ihr unerlaubtes Verhältniß zu Struensee eingestanden, starb von ihrem Gemahl getrennt 1775 zu Celle. Und so geschickt und menschlich auch der Verf. die Königin vertheidigt hat,

was wir ihm nach den eben ausgesprochenen Grundsätzen hoch anrechnen dürfen, so war doch Struensee dadurch zu der Rolle unfähig geworden, die er zu spielen beabsichtigte: Vorsicht und Reinheit der Beweggründe, sowol zu seiner Erhebung als zu seinen Handlungen durften ihm durchaus nicht abgehen. Schon in dieser Beziehung steht Pombal höher als Struensee. Aus gesandtschaftlichen Berichten ergibt sich aber, daß der Letztere auch in anderer Hinsicht dem Erstern nachzusetzen ist. In der Hauptsache stimmen die gleichzeitigen Urtheile mit folgender Darstellung des englischen Gesandten überein:

Herr Struensee, der blos Dreistigkeit und Ehrgeiz besitzt, beschloß mit einem Male das ganze Gebäude niederzuwerfen. Ohne Mitleid beugte und erdrückte er Alter und Verdienst, und mit besonderer Verachtung jeden Mann von Rang und Würde. Das Volk fühlte schwer seine frühern Lasten, und jede Maßregel (obwol übereilt und wild), welche den Schein einer Erleichterung an sich trug, ward mit trunkenem Beifall aufgenommen. Als man aber sah, daß dieser böswillige Gleichmacher fast allein unter den von ihm herbeigeführten Ruinen aufrecht stehen blieb, als man gewahr ward, daß er weder hinreichende Überlegung noch hinreichende Geschicklichkeit besaß, einen neuen und bessern Plan aufzustellen, so kehrte sich die öffentliche Meinung wider ihn und das Geschrei der Verletzten ward außerdem berücksichtigt. Dessenungeachtet wage ich zu behaupten: wenn Struensee's Unerschrockenheit der Heftigkeit seines Geistes gleich gewesen wäre, möchte er die Regierung in jede ihm gefällige Form umgestaltet haben, sofern er blos die gesetzliche Autorität angewandt hätte, Gehorsam zu erzwingen.

Struensee ward in Folge einer Verschwörung gestürzt, an deren Spitze die auf die regierende Königin wegen ihrer Schönheit eifersüchtige Stiefmutter des Königs, Juliane Marie, stand. Ihre Werkzeuge waren die beiden Obersten Köller und Eichstädt und der ebenso ränkevolle als verworfene Graf Ranzau. Und weit entfernt, daß die schimpfliche Hinrichtung des gestürzten Ministers ein Act der Gerechtigkeit oder das Ergebniß einer unparteiischen Untersuchung gewesen wäre, sehen wir ihn vielmehr der Rachsucht und dem Siege der Partei Julianens geopfert, die ihre Hauptstütze in dem erbitterten Adel und ihre Unterstützung in der erbärmlichen Schwachköpfigkeit des Königs fand. Gerade diejenigen Beschuldigungen, die den Justizmord, den man an Struensee beging, wenigstens beschönigen sollten, sind die widersinnigsten und unerwiesensten von allen. Wie sehr man es nur darauf abgesehen hatte, ihn und seine Anhänger um jeden Preis zu verderben, geht daraus hervor, daß ein Justizmord von noch schändlicherer Art an dem Grafen Brandt begangen wurde. Dieser hatte im Handgemenge den König in den Finger gebissen; dafür mußte er den Tod eines Hochverräthers sterben! Dänemark sank, wie Portugal nach Pombal's Sturze, nach Struensee's Falle in seine frühere Lethargie zurück. Übrigens hat der Verf. an die Darstellung der dänischen Zustände und an die Schilderung einzelner königlichen Familienglieder Betrachtungen angeknüpft, die ein schönes Zeugniß für die Resultate seiner Geschichtsforschungen und für seine Freimüthigkeit ablegen. Wir versagen es uns ungern, mehr davon mitzutheilen als Folgendes:

Weil höhern Rechten ganz natürlich strengere Pflichten gegenüberstehen, so kann kein Prinz mehr, welcher in unsern Tagen hinter allen niedriger Gestellten zurückbleibt, durch Glauben oder Aberglauben, Pietät oder Vorurtheil emporgehalten werden. Er sinkt vielmehr nach raschem Steigen, mit beschleunigter Bewegung in dem Urtheile der Meisten selbst unter das Maß hinab, was ihm als unbevorrechteten Menschen gebühren würde. Mit Recht zeigt sich das Urtheil überall streng, wo man sieht, daß Nachlässigkeit, Liebhabereien, Genußliebe, verkehrte Lebensweise u. dgl. einen echten Beruf untergraben oder ihm entfremden; und was wir mit Recht in dieser Beziehung selbst in untergeordneten Kreisen fodern, könnte nicht mit weit größerm Rechte von Prinzen und Prinzessinnen verlangt werden? Schon ihre Leiber sollen reine Gefäße sein; sonst werden die wenigen Geschlechter, welche legitime heißen, ohne Auffrischung von außen mit jeder neuen Generation an Gesundheit und Lebenskraft, mithin auch an Geisteskraft schwächer werden. — Alle Bezugnahme auf ein göttliches Recht, alle Theorien über die Nothwendigkeit des Königthums, alle geschichtlichen Lehren über germanische Entwickelung reichen bei der Sinnesart unserer Tage nicht aus, die Könige und Prinzen zu heiligen, wenn sie sich nicht ernstlich zusammennehmen und, wie es die Zeit mit Recht fodert, ihre hohe Stelle durch Arbeit des Geistes und Würde des Charakters verdienen.

Der Verf. hat dem dritten Theile zwei höchst interessante Beilagen einverleibt, von denen uns wenigstens die erste: „Hof und Politik des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg“, um so größeres Interesse gewährte, weil uns das reichhaltige Werk des Hrn. v. Orlich über diesen Kurfürsten von einer Recension her im frischen Andenken war und deshalb zur Vergleichung vorlag. Wir fanden mit Vergnügen die von uns in jener Recension ausgesprochene Ansicht auch Seiten des Hrn. v. Raumer bestätigt, daß der große Kurfürst eine überaus schwierige politische Aufgabe zu lösen gehabt habe, und daß man erst jetzt im Stande sei, die Größe dieses Fürsten wahrhaft zu würdigen. Während aber Orlich's Werk vorzugsweise aus gedruckten Quellenschriften und einheimischen Urkunden gezogen ist, greift Hr. v. Raumer durch seine gesandtschaftlichen Berichte vervollständigend ein. Der Charakter und der Zweck d. Bl. erlaubt uns nicht, eine in das Einzelne eingehende Vergleichung hier zu versuchen. Doch dürfen wir Derjenigen halber, die v. Orlich's Werk kennen, oder die sich wenigstens für die Größe eines deutschen Fürsten interessiren, die Charakteristik Wilhelm's nicht unterdrücken, die aller Wahrscheinlichkeit nach den englischen Gesandten zum Verf. hat und in der Hauptsache mit Dem übereinstimmt, was von Orlich (Bd. 1, S. 520) aus einheimischen Urkunden gezogen worden ist.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm ist groß und wohl gewachsen, jetzt aber sehr stark. Er spricht gern und mit Annehmlichkeit. Er ist lebhaften Geistes, umgänglich, sehr höflich, bemüht Diejenigen zu gewinnen, welche ihm nahe kommen; freigebig, großmüthig und von Herzen sehr gütig. Durch große Erfahrung sind die schönen Eigenschaften, welche ihm die Natur für die Regierung gegeben hat, sehr vermehrt worden; auch gilt er für einen der geschicktesten Fürsten seiner Zeit. Beim Befehlen und Handeln zeigt er große Festigkeit. Im Kriege ist er kühn, aber ängstlich in Geschäften, weshalb er oft seinem eigenen Urtheile mistraut und sich leicht durch Diejenigen überzeugen läßt, von denen er glaubt, daß sie sich auf seinen wahren Vortheil verstehen. Obgleich ihn seine Gemüthsart zu sehr lebhaften und heftigen Leidenschaften hintreibt und er unter

allen Fürsten bisweilen am meisten von ihnen fortgerissen wird, so läßt er sich doch in den heftigsten dieser Aufregungen von denjenigen unter seinen Ministern leiten, die er für treu hält und die bei ihm in Ansehen stehen. — Dem Mistrauen in sein eigenes Urtheil über große Angelegenheiten und der Festigkeit bei Ausführung des Beschlossenen schreibt man das große Glück zu, welches diesen Fürsten immer in Krieg und Frieden begleitet hat. Sollten aber seine Minister lieber auf seine Leidenschaften eingehen, als versuchen ihn zu besänftigen, so würde er vielleicht große Fehler begehen und seine Festigkeit ihm gefährlich werden.

Wenn wir in demselben Berichte des englischen Gesandten lesen, „der älteste der zwei Söhne, welchen man den Kurprinzen (Friedrich I.) nennt, zählt 28 Jahre" (1685), so bemerken wir der Genauigkeit halber, daß der älteste Sohn des Kurfürsten, und mithin der Kurprinz Karl Emil hieß, aber durch seinen Tod (1674) seinen jüngern Bruder Friedrich zum Kurprinzen und Nachfolger des Vaters machte.

Die zweite Beilage: „Preußen vom J. 1730—40, Friedrich's II. Jugendzeit", bildet einen höchst merkwürdigen und in einzelnen Theilen das Gemüth erschütternden Beitrag zur Charakteristik des preußischen Hofes in jener Zeit. Die Gemahlin, die Tochter und der Sohn Friedrich Wilhelm's I., von dem wüthendsten Despotismus des Gatten und dem an Raserei grenzenden Zorn des Vaters verfolgt und gepeinigt, müssen noch nach Verlauf eines Jahrhunderts die lebhafteste Theilnahme erwecken. Wahrlich Friedrich II. ist in einer grausamen Schule zu den harten Kämpfen seines spätern Lebens gestählt worden. Durch die beabsichtigte Flucht seines Sohnes und durch die standhafte Weigerung der Tochter, sich nicht nach dem Wunsche des Vaters zu vermählen, war Friedrich Wilhelm in einen an Paroxismus grenzenden Haß gegen seine Familie und in die menschenfeindlichste Stimmung gegen seine ganze Umgebung verfallen. Gleichzeitige und vollkommen glaubwürdige Berichte sagen:

Des Königs Eifersucht und Haß gegen seine eigene Familie ist so hoch gestiegen, daß er kein Bedenken trug, dem General Glinckel zu verstehen zu geben: es sei in irgend einer Weise ein Plan vorhanden, sie Alle seiner Rache zu opfern. — Neben seinem Stuhle liegen zwei Pistolen mit Salz geladen, und wenn irgend Jemand unter den ihm aufwartenden Personen seine Befehle nicht zu seinem Wohlgefallen vollzieht, so feuert er diese Pistolen auf sie ab.

Die östreichische Partei stachelte den ohnehin gegen den eigenen Sohn um seiner Talente willen eifersüchtigen Vater durch mancherlei Einflüsterungen auf, um den präsumtiven Regierungsnachfolger zu verderben. Sie hatte eine Ahnung von der künftigen Größe Friedrich's II. und von den Gefahren, die er Östreich in der That bereitete. Die Geschichte der civilisirten Welt bietet, so viel wir wissen, nur eine einzige Parallele dar: das Schicksal, welches Philipp III. von Macedonien über seinen hoffnungsvollen Sohn Demetrius durch die Intriguen der Römer, die diesen jungen Fürstensohn als dereinstigen König fürchteten, verhängte. Übrigens müssen wir unsere Leser auf das vorliegende Werk selbst verweisen, da das Ganze wegen seines fragmentarischen Charakters zu einem Auszuge nicht geeignet ist. Der Verf. beabsichtigte nur theils Ergänzungen, theils Bestätigungen des Bekannten aus seinen gesandtschaftlichen Quellen. Der Vertheidigung, welche Hr. v. Raumer von dem historischen und politischen Standpunkte aus Friedrich Wilhelm zu Theil werden läßt, kann man Takt und Einsicht gewiß nicht absprechen. *)

Karl Zimmer.

---

Traité des droits d'auteurs dans la littérature, les sciences et les beaux-arts, par *Renouard*. Zwei Bände. Paris 1839.

Das vorstehend angezeigte wichtige Werk des Herrn Renouard zerfällt in zwei Theile; der erste „begreift die Geschichte des Rechtes der Schriftsteller, setzt den Zustand der Gesetzgebung darüber in Frankreich und in andern Ländern, sowie die philosophische Theorie dieses Rechtes auseinander; der zweite dagegen ist der Prüfung der praktischen Fragen und der Jurisprudenz gewidmet."

Diese Eintheilung, welche wir mit den eigenen Worten des Verf. angeführt haben, spricht die Worte literarisches Eigenthum nicht aus und Hr. Renouard erkennt auch wirklich dieses Eigenthum nicht an; er spricht dem Verfasser nur ein Recht auf die Reproduction zu (das copy-right der englischen Gesetzgebung), ein zwischen dem Verfasser und der Gesellschaft gewissermaßen angetheiltes Recht, das weder absolut noch immerwährend ist, das das bürgerliche Gesetz ohne Zweifel so ausgedehnt als möglich verstehen muß, das aber von demselben nach einer gewissen Zeit zum Vortheil Aller absorbirt werden kann.

Es gibt kein geistiges Eigenthum? Warum?

„Weil", sagt Renouard, „jeder Gegenstand des Eigenthums eine aneignungsfähige (appropriable) Sache sein muß. Was sind nun aber die Erzeugnisse des Geistes, die Arbeiten der Wissenschaften, der Literatur und der Künste? Eine neue Combination in den Resultaten des Gedankens. Wie kann man daran zweifeln, daß der Gedanke jener ausschließlichen Aneignung entgeht? In dem Wesen der geistigen Erzeugnisse der Schriftsteller liegt demnach dieser Charakter der Aneignung nicht, dessen Bedingung und Folge die Fortdauer unendlicher Übertragungen ist."

Dieses Raisonnement Renouard's wurde bei den Berathungen in der Pairkammer von den Gegnern des absoluten Eigenthumsrechtes benutzt; es ist hier nicht der Ort, dasselbe zu widerlegen, und wir sagen blos, daß Renouard unserer Meinung nach hier Ursache und Wirkung, die Art des Ertrags und das Recht miteinander vermengt, aus welchem derselbe fließt. So ist es ohne Zweifel wol wahr, daß die Aneignung in diesem Sinne unmöglich ist und daß der Schriftsteller die Wirkungen seines Werkes nicht zurücknehmen kann, sobald es einmal veröffentlicht, in den Geist Aller eingedrungen und gewissermaßen Gemeingut geworden ist; wenn aber auch das Werk an sich diesen aneignungsfähigen Charakter nicht haben kann, der nach dem bürgerlichen Rechte das Eigenthum ausmacht, so ist es doch etwas ganz Anderes mit dem Ertrage dieses Werks, das seiner mercantilen und verkäuflichen Beschaffenheit nach ebenso einer Aneignung fähig ist als ein Sack mit Thalern oder ein Grundstück. Über diesen Ertrag, nicht über das Werk, über den Preis des Geschaffenen, nicht über das Geschaffene selbst muß das Eigenthumsrecht, wie der Graf Portalis in der Kammer der Pairs mit Recht bemerkte, zum Vortheile des Verfassers festgestellt werden.

Es bleiben nun die Schwierigkeiten der Ausführung übrig, und wir erkennen es mit Renouard gern an, daß sie sehr groß sind; aber sind sie von der Art, daß sie von jedem Reformversuche auf immer abschrecken müssen? Wir glauben es nicht.

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Wenn man übrigens auch in dieser schwierigen theoretischen Frage mit der Ansicht des Hrn. Renouard nicht übereinstimmt, so muß man doch anerkennen, daß seine Abhandlung eine der sorgfältigsten und vollständigsten ist, die wir bis jetzt darüber erhalten haben. Auch muß man die durchaus liberale Richtung anerkennen, welche den Verf. trotz der Stellung, die er im Anfange genommen, bei der Prüfung und Lösung der Fragen geleitet hat, in welchen das Eigenthumsrecht in Anwendung kommen kann. Wir haben oben erwähnt, daß ein Theil der Arbeit Renouard's sich auf die Geschichte des Rechtes der Schriftsteller bezieht. Der erste Band ist fast ganz diesem Gegenstande gewidmet, der bis jetzt der Rechtswissenschaft fehlte und zu welchem die, ziemlich unvollständigen, Materialien nur mit Mühe herbeizuschaffen waren. Dieser Theil des Werks verdient ganz besonders rühmliche Erwähnung.

Renouard nimmt das literarische Eigenthum bei den Römern so, wie die Dichter selbst davon sprechen, zumal da die Gesetze sich sehr wenig damit beschäftigten. Die sehr undeutliche Spur davon in seinem Vaterlande sucht er vor dem 13. Jahrhunderte; er zeigt dieses Eigenthum als zuerst vergraben wie eine Art Monopol in dem Schatten und Dunkel der Klöster, dann allmälig wachsend unter dem Schutze der Universität, wenn auch noch durch die Schwierigkeiten der geschriebenen Reproduction gehemmt. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst sehen wir es kräftiger sich heben, ermuthigt durch Ludwig XI., bald aber durch Franz I., den Vater der Wissenschaften, in die Fesseln einer Censur geschlagen, welcher der Strang und der Scheiterhaufen ihre schreckliche Weihe gaben, der Censur, die wirklich eine Schöpfung Franz I. war, die durch Ludwig XIII. mehr geordnet wurde und welcher der vorsichtige Despotismus Richelieu's nur die Härte der Strafe nahm, um die Repressivmaßregeln zu verschärfen. Es ist dies eine höchst interessante und merkwürdige Geschichte, denn es ist die Geschichte des Gedankens, der Intelligenz; man folgt Schritt für Schritt der literarischen Bewegung, die von den Klostermanuscripten bis zu den Meisterwerken des „großen" Jahrhunderts geht.

Ein besonderes Capitel widmet der Verf. der Geschichte des Eigenthumsrechtes der Bühnendichter und dieser Theil, der nicht minder literarisch als juristisch ist, wurde von ihm mit ebenso viel Gelehrsamkeit als Scharfsinn behandelt. Wir sehen vor uns die ersten dramatischen Versuche in Frankreich und bemerken, mit welcher Sorgfalt die Alten sich bemühten, die Spiele, welche sie unterhielten, zu regeln und zu ermuthigen. Von den Privilegien des Affenführers und Taschenspielers, welche von jedem Wegegelde frei waren, wie sie ihre Künste vor dem Einnehmer zeigten, bis zu jenen, welche später den wirklichen Schauspielern bewilligt wurden, erkennt man eine der Entwickelung der Theaterspiele immer günstige Tendenz, welche von der Geistlichkeit unterstützt wurde, besonders wenn es dem Parlamente einfiel, streng zu sein.

Das Theater stand übrigens wie der Buchhandel unter der doppelten Garantie der Approbation und des Privilegiums und es ist höchst interessant und pikant, die Reglements und Verordnungen zu lesen, durch welche das Parlament die Poetik der Theater zu regeln und sie streng bei den quasiliterarischen Vorschriften zu halten suchte, die ihnen auferlegt waren. So durften bei dem einen Theater nur zwei Personen auf einmal auftreten; einem andern war der Dialog untersagt, das ganze Stück, wie groß auch die Zahl der Personen sein mochte, mußte aus Monologen bestehen; ein einziger Schauspieler sprach, die andern antworteten ihm durch Zeichen; ein andermal ging der Schauspieler, sobald er gesprochen hatte, hinter die Coulisse und der andere trat auf die Bühne, um ihm zu antworten, sodaß es so viel Auftritte und Abgänge als Antworten gab, — was höchst dramatisch sein mußte; aber das Parlament wollte es so und bisweilen, weil es Aristoteles so verlangte. Die Verordnungen gingen sogar noch weiter; sie bestimmten die Entwickelung der Stücke u. s. w.; so hatten z. B. manche Schauspieler das Privilegium, auf der Bühne sich umzubringen und zu sterben, während andere blos in Ohnmacht fallen und sich verwunden durften.

„Man verbrauchte", sagt Renouard, „viel Geist und Witz in diesem Kampfe der Freiheit mit dem Monopole, aber unsere dramatische Literatur, die sich den Privilegien der Komödianten beugen mußte, wurde immer ärmlicher und beschränkter, mit Ausnahme von nur sehr wenigen Meisterwerken. Die Gerichtsdiener kamen der classischen Kritik zu Hülfe, um die Vermengung der einzelnen Genres zu verhindern" u. s. w.

Während die Gesetzgebung sich so sehr mit der Constituirung der Theater beschäftigte, dachte sie an die Dichter gar nicht. Die Lage des Dichters war damals eine sehr traurige und der „Sonneur de Saint-Paul" hat seinem Verfasser sicherlich weit mehr eingebracht, als Corneille für alle seine Meisterwerke zusammen erhielt. Molière beklagte sich bitter darüber, als er sein Lustspiel „Les précieuses ridicules" drucken ließ.

Nachdem der Verf. so den Zustand der Dinge unter der alten Monarchie in allen Details, die höchst merkwürdig sind, dargelegt hat, mustert er die Gesetzgebung der Revolution und des Kaiserreichs. Den Text jedes einzelnen Gesetzes begleiten Reflexionen und Documente, die hier meist zum erstenmale öffentlich erscheinen. Ein besonderer Theil ist der Gesetzgebung im Auslande, wie in Deutschland, England, Rußland, den Vereinigten Staaten, den Niederlanden u. s. w. gewidmet; überall ist sie ebenfalls unklar und unvollständig. Es scheint der regulirende Pendel der Maschine zu fehlen, nämlich ein Princip. Ist dieses Princip nicht das absolute Eigenthumsrecht?

Der zweite Band handelt von der Praxis und der Jurisprudenz; Renouard untersucht, worin die Rechte der Schriftsteller bestehen, welche Privilegien sie geben, welche Garantien sie sichern; er zeigt an, welche Geistesarbeiten auf diese Rechte Anspruch haben, welche Personen dieselben genießen, auf welche Zeit und unter welchen Bedingungen u. s. w. 51.

---

## Notizen.

Zu Ors auf der Insel Oleron hat man Münzen von vier römischen Kaisern, die sich einander unmittelbar in der Herrschaft gefolgt sind, aufgefunden: eine bronzene mit dem gekrönten Haupte des Valerianus und der Aufschrift: „Valerianus Imperator", auf der Rückseite mit einer unkenntlich ausgedrückten Figur und der Aufschrift: „Securitas publica"; eine silberne mit dem Bilde des Gallienus, geschmückt mit der radiata corona, auf der Rückseite mit der Aufschrift: „Germanicus Maximus"; zwei bronzene: die eine mit dem, gleichfalls die radiata corona tragenden Bilde des M. Aurel. Claudius und der Aufschrift: „Claudius Augustus", auf der Rückseite der ersten gleich; die andere von „Aurelianus Imperator", auf der Kehrseite mit der Gestalt eines Genius, wo die Inschrift verlöscht ist.

---

Man zweifelt jetzt in englischen Blättern, daß Thorwaldsen den ihm gewordenen Auftrag zur Wellingtonstatue für Glasgow annehmen werde, und zwar wegen seines vorgerückten Alters. Der Ausschuß hätte in diesem Falle Gelegenheit, das ihm von rigoristischen Patrioten vorgeworfene Versehen wieder gut zu machen.

---

Zu Cork starb in der zweiten Woche des Juni Gerald Griffin, ein sehr beliebter irischer Schriftsteller, Verf. der „Tales of the Munster festivals", der „Tales of the five senses" und der „Collegians", in einem Alter von 35 Jahren.

---

Zu Boston hat sich, Nachrichten aus Nordamerika zufolge, eine statistische Gesellschaft gebildet. Dieselbe hat alsbald mehre der berühmtesten Statistiker Englands zu correspondirenden Mitgliedern ernannt. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 236. — 23. August 1840.

Geschichte der deutschen Literatur, von Heinrich Laube. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Hallberger. 1839. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Wie groß auch die Zahl der Handbücher der deutschen Literatur sei, es ist immer noch Platz für ein neues. Die deutsche Literatur ist nicht eine Gattung, eine Species, sie ist eine Welt, für welche jede Ansicht und jeder Individualität ihre Ansicht gestattet ist. Und darin eben liegt der Fehler der fremden Beurtheiler, der Fehler, in den beispielsweise eben jetzt X. Marmier verfallen ist, daß sie die deutsche Literatur wie eine Gattung, wie ein Aggregat ansehen und behandeln, das sich classiren und schematisiren läßt. Der Literaturgeist der lateinischen Sprachen und Völker ist faßbar; man weiß, wo man ihn zu finden und zu greifen hat; der deutsche Literaturgeist ist ungreifbar, er ist nirgend, denn er ist in Allen. Das eben macht den Charakter der deutschen Bildung und bezeichnet das deutsche Wesen, daß ihre Literatur rein immateriell ist; keine Composition von diesen oder jenen Werken, die geschrieben oder gedruckt wurden, sondern eine Welt von Ideen, von denen es beinahe indifferent ist, ob sie in Büchern gefaßt sind oder nicht. Bei den Völkern lateinischer Bildung zählt dieser oder jener Name zu den Literatoren; die deutsche Literatur hat keine solche Begrenzung, ihre Eigenthümlichkeit ist es, in Allen zu beruhen; es ist nicht sowol Dieser oder Jener, welcher dichtet und schreibt, es ist das ganze Volk, welches die Literatur bildet. Sowie man sagen kann, daß in jedem Spanier der Anfang eines Guerrillachefs, in jedem Italiener ein Kunstkenner, in jedem Engländer ein Kaufmann und ein Gesetzgeber, in jedem Franzosen ein Soldat und ein Führer socialer Zustände gegeben ist, so verbirgt sich in jedem Deutschen ein angehender Literator, ein beginnender Kritiker. Das Denken, die Welt des Gedankens und des Gedachten, ist das Attribut und ist die Sphäre des Deutschen. Was haben also die Klagen Menzel's, welche Marmier wieder auftischt, darüber, daß Deutschland zu viel schreibe, für eine Bedeutung anders als die, daß der deutsche Geist noch lebt und wirksam ist? Unser Weltberuf ist es ja, zu schreiben und für die andern Völker zu denken, wie es der Beruf der Franzosen ist, für die Menschheit in socialen Zuständen zu experimentiren. That ist That und die eine ist so gut wie die andere, wenn sie die Weltzwecke nur fördert und den Willen der Vorsehung vollzieht. Oder soll etwa die That des Gedankens auf einmal weniger werth geworden, weniger ehrenhaft sein als die der Hand? Das deutsche Volk glaubt anders. Und so wollen wir uns denn die Beschuldigungen Marmier's gern gefallen lassen; denn richtig verstanden sind sie gerade unser Ruhm und unsere Ehre!

Es mag aus diesen Sätzen so viel hervorgehen, daß die deutsche Literatur die zeitlichen, räumlichen und numerischen Beschränkungen nicht anerkennt, welche für die andern Literaturgeschichten passen. In der Literatur der lateinischen Sprachen gibt sich die Classirung von selbst, sie springt Jedem in die Augen; in der englischen Literatur ist sie, wegen des deutschen Elements darin, schon schwieriger; indeß hat hier die Mode und die Convenienz nachgeholfen, und mittels beider ist eine Classirung möglich und leicht. Die skandinavische Literatur hat lange Perioden des Schlummers gehabt und ihr Vorrath ist daher gering, sodaß auch hier zu einer Classirung zu gelangen ist; der slawische Sprachstamm hat das Literaturwesen Einzelnen überlassen und zählt kaum mit. Wer aber will den deutschen Literaturgeist nachweisen, definiren, diesem oder jenem zutheilen, dort anerkennen und hier versagen? diesen Literaturgeist, der Alles umfaßt, Alles in sich aufnimmt, das Fremdeste und Fernste sich assimilirt, wiedergibt, mit Eigenem reproducirt und zur Erscheinung bringt? Um nur bei Einem Punkte stehen zu bleiben, wollt ihr den deutschen Übersetzer aus der Zahl der Literatoren ausschließen? Gehören Herder's „Stimmen der Völker", Goethe's „Westöstlicher Divan" u. s. w. nicht zur deutschen Literatur?

Jede Geschichte der deutschen Literatur ist mehr oder minder ein abbozzo; je nach dem Umfange, je nach der Anzahl der Bände, die ihr gewidmet werden soll, wird sie einen andern Geist annehmen müssen. Auf Vollständigkeit ist hier nicht zu rechnen, ja nicht einmal darauf, daß sie irgend mehr als einer Individualität — der des Verfassers — Befriedigung gewähre. Denn wie Jeder die Natur, die Welt anders ansieht, so ist es Jedem gestattet für den deutschen Literaturgeist eine andere Ansicht zu haben. Man kann Namen und Bücher herzählen, aber damit ist die deutsche Literaturgeschichte nicht geschrieben. Für diese gibt es keinen Laharpe und

wird niemals einen geben, so lange das deutsche Volk bleibt, was es ist. Geht aber gar ein Fremder an dies Werk, wie Marmier ausgerüstet, so lächeln wir mitleidig zu einer solchen Sisyphusarbeit.

Anders schon ist es, wenn H. Laube der deutschen Literaturgeschichte ein Werk widmet; wir können hier, wenn auch nicht auf historische Vollständigkeit, doch auf Ideen hierzu rechnen. Aber in Wahrheit: es schwebt ein tragi-komisches Geschick über der deutschen Nation! Denn selbst hier, in diesen Blättern, während in einem gutgeschriebenen Aufsatz gegen Marmier das knechtische Hinblicken der Deutschen auf das Ausland getadelt, und Deutschland aufgerufen wird, sich dieser Demuth zu entäußern, was geschieht? Man übersetzt mit religiöser Genauigkeit den unerwogenen, kindischen Angriff Marmier's, glossirt ihn gewissenhaft und behandelt jenen Fremden, dem mit einer einfachen Unwissenheitsbill zu begegnen war, nicht anders, als hinge von seinem Urtheile unser Werth oder Unwerth ab! — Wir sehen, es ist vergeblich, der Deutsche kann aus seiner Haut nicht heraus. Vornehm zu verachten ist ihm nicht gegeben, wo es sich um ein geistiges Interesse handelt oder um eine Gerechtigkeit.

Wir wollen beide Interessen auf Laube's „Geschichte der deutschen Literatur" hinwenden; beide sind echt deutsch, wie dies Buch selbst, das in dieser Bezeichnung seinen ersten Ruhm finden mag. Der Verf. schreibt aus deutschem Geiste, es ist deutsche Kritik, um nicht zu sagen deutsche Speculation, die seine Feder führt; nichts Fremdländisches, von auswärts her Angeeignetes, nichts Griechisches oder Römisches selbst macht sich in ihm laut; er ist jeder Zoll ein Deutscher. Und das sei zunächst zu seiner Ehre gesagt!

Der Verf. durchfliegt mit wenig mehr als allgemeinen Betrachtungen zuerst den gothischen Zeitabschnitt von Ulfilas bis Karl dem Großen, dann den althochdeutschen bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts, welcher sein Ursprüngliches gegen das Lateinische meist sträflich verscherzte, während die Originale der ersten Periode doch in der dritten neu auftauchten, und gelangt dann zu der dritten, mittelhochdeutschen, schwäbischen Epoche, mit der eine eigentlich deutsche Literaturgeschichte erst anhebt von 1150 ab. Zunächst charakterisirt der Verf. das Mittelalter. Die Zeit des Kampfes um eine deutsche Nationalität war durch die Ottonen erwacht, aus diesem Kampfe ging eine deutsche Poesie hervor; die Ottonen weckten die Fähigkeit, eine neue, deutsche Existenz zu schaffen, durch ihren Streit mit Rom. Der Begriff entstand. Die Kunst zeichnete sich ab als das Streben, das Absolute zu erfassen, welches das Wahre ist, und der sinnliche Schein des Wahren ward zur Idee der Kunst. Neben ihr erwachte das Ritterthum, gleichzeitig und nach dem Begriffe der Ehre ringend, wie die Kunst nach der Wahrheit. Als Vermittlerin beider erhob sich die Liebe (Romantik) und die Treue (Vasallenthum und Mystik). In den Kreis dieser Begriffe ist das Mittelalter umgrenzt, in ihm finden sich die Minnesänger, deren Ahnen vielleicht Heinrich v. Veldeck, ein Niederdeutscher, und Hartmann v. d. Aue, ein Franke, um 1180 sein mochten. Bald kamen Wolfram v. Eschenbach, Heinrich v. Ofterdingen, Konrad v. Würzburg und Gottfried v. Strasburg. Ihnen folgt die Schar bis Heinrich Frauenlob, der 1317 stirbt, hinab. Nun geht der Verf. zu der Betrachtung der einzelnen Dichtungskreise über, und zwar so, daß zuerst der gothische Dichtungskreis — Nibelungenlied und Heldenbuch — hierauf der Sagenkreis Karl's des Großen, dann der Artuskreis mit den Sagen vom Graal, hiernächst Gedichte über einzelne Personen und zuletzt die antiken Götter- und Heldensagen neben dem direct Religiösen zur Betrachtung kommen. Diese Vortragsweise bringt ein ungewöhnliches Licht in die Dunkelheit und die scheinbare Wirrsal der Minnesängerpoesie.

Die alte Heldensage der Gothen ist wie ein unterirdisches Gewässer durch die wüsten fränkischen Jahrhunderte fortgesickert und springt als ein Quellstrahl im 13. Jahrhunderte im Nibelungenliede an den Tag. Sigfrid und Worms (Burgunder) und Dietrich v. Bern (Verona) mit Etzel's Hofhalt an der Donau sind die Träger dieser alten Sage, in welche die verwandten Sagen überfließen, um die deutsche „Ilias" zu bilden. „Mit inniger Vorliebe, ja mit Wehmuth mag man gern bei diesem Dichtungskreise verweilen, wo man den eigentlichen Pulsschlag der deutschen Nation zu fühlen glaubt." Dem Nibelungenliede gegenüber stellen sich die vier heitern Dichtungen: „Gudrun", „K. Rother", „Otnit" und „Hugdietrich", als eine deutsche „Odyssee" dar, in der übergangsweise das Weib eine Hauptbedeutung erhält.

Der Sagenkreis Karl's des Großen zeigt ganz andere Elemente; hier ist es das staatliche Interesse, das Vasallenthum, das in den Vordergrund tritt, neben dem christlichen Glauben. Reinalt, die Roncevalschlacht, Wilhelm v. Orange gehören hierher. Aus der Schmelzung des Staatlichen mit dem Mystischen (Religiösen) geht die Graalsage hervor. Hier gelangt der Verf. zum „Titurel" und „Parzival", dem ersten großen Gedichte deutscher Zunge, das in dem Gedanken wurzelt. Wolfram v. Eschenbach, wenigstens theilweise Verfasser dieser Gedichte, ist somit Vater und Urahn der eigentlich deutschen Poesie. Trefflich ist die Charakteristik dieses Geistes gegenüber seinem ironisirenden Rival Gottfried v. Strasburg; und in ihr zeigt sich Laube zuerst als ein tiefsinniger kritischer Geist, und von dieser Stelle ab, S. 89—114, erwarten wir viel von ihm. Er erfüllt diese Erwartung. Seine Rechtfertigung des Mittelalters gegen die Anfoderungen der Classik ist selbst eine classische; sie ist überzeugend und erschöpfend. „Es ist unpassend und falsch, dem Wolfram v. Eschenbach, Hauptdichter und Ausdruck des deutschen Mittelalters, vorzuwerfen, daß er nicht das deutsche Heldenepos einfach aufgenommen. Nicht die mögliche oder erwünschte Gestalt ist zu prüfen, sondern die anerkannte. Das Mittelalter hat den Rückvorwurf einer unglücklichen Geburt nicht zu tragen. Es ist ein ganz frischer Baum; unsere Gräber liegen anderswo, unser Kirchhof ist das Jahrhundert Karl's des Großen. Euere Klagen richtet gegen die Kaiser, welche die Macht nicht fanden

oder empfanden, ein stark eigenes Volk zu ziehen." Dies ungefähr sind die Resultate dieser trefflichen Untersuchung. In W. v. Eschenbach war das Mittelalter rein, begeistert, naiv, bewußtlos gegeben. Sein unmittelbarer Nachfolger, Gottfried v. Strasburg, hat diese Naivetät der Anschauung schon verloren. Gegen des Erstern reine Begeistigung bildet er schon den sinnlichen Gegensatz, spottet mit üppig spielender Phantasie der ascetischen Innigkeit seines Rivalen und bildet den Übergang zu den spätern ganz in Sinnlichkeit und Mystik aufgehenden Dichtungen des „Tristan" und der „Blancheflor". Die Geschichte dieser Übergänge aus dem Heldenepos in die psychologisch-mystische Weltansicht und aus dieser in die sinnliche Dichtung, welche zeigen wollte, daß der Mensch auch noch ganz ein anderer sei, als die Gralsage ihn gibt — ein Streben, das an neueste Erscheinungen erinnert — ist dem Verf. überaus wohl gelungen.

Nach der sinnlichen Richtung kommt nun gleich die Richtung auf eine eigentliche Kunstpoesie, antike Stoffe, Lehrgedichte, aus welchen letztern sich die Prosa gebiert, zuerst als Rechtslehre, „Sachsenspiegel" 1230, „Schwabenspiegel" 1282, und als Scholastik. Nach dieser Zeit lebt die poetische Thätigkeit nur noch in den Meistersängern, von Heinrich Muscatblüth bis H. Sachs fort, während das „Volksbuch" schon der eigentlichen Prosa die Wege bahnt. Ihre Geburt ist Luther's Werk.

Man faßt Luther nur halb auf — sagt der Verf. — wenn man ihn blos als Widersacher des römischen Dogmas begreift; es ist mehr, es ist das lange gefesselte deutsche Nationalgefühl, das, gegen das Fremde hin, in ihm zum Durchbruch kommt. Sammelnd aus allen Richtungen her, gibt er den Deutschen die Sprache, die sie noch heute sprechen; aufnehmend in sich alle deutsche Interessen, die bisher so zerstückelt waren, erzeugt er den deutschen Nationalgeist und gibt ihm Ausdruck. So ist er Schöpfer des geistigen Wesens der Deutschen, nicht blos Reformator ihrer Kirche.

Auch diese Ausführung ist vortrefflich, namentlich ist es der Nachweis, mit welcher sinnigen Sorgfalt und zugleich mit welcher Kühnheit und Genialität Luther bei der Sammlung seines deutschen Wortschatzes zu Werke ging; wie er denn von sich selbst sagt, daß er keine „gewisse und eigene Sprache spreche", eine eigene schuf, das Neuhochdeutsche. Die eigentliche Blüte deutscher Nationalität datirt von ihm, um seine Opposition gegen Rom schart sich eine Consequenz, „hoch wie ein Gebirg, unergründlich wie ein Meer", und in dieser hat das deutsche Wesen seine Geburtsstätte. Noch heute ist dieser Consequenzen kein Meister und kein Dogma Herr geworden, es ist die geistige „Unabhängigkeit" selbst. Hat Luther sie erfunden? Darüber ist viel gestritten worden. Die Elemente lagen gefesselt; mit einem kühnen Ruck an dieser Fessel hat er sie frei gemacht und mit 50 Bänden seiner Schriften, die der wahre Mittelpunkt der Zeit waren, hat er die deutsche Freiheit verbrieft.

Dies etwa ist der Kern der Gedanken des Verf. Die fast unbegreifliche Thätigkeit der jungen Presse, welche einzelne Schriften Luther's bis 13 Mal im Jahre auflegte, war Luther's Hauptwaffe. Durch ihn ward die Presse das Hauptrüstzeug des deutschen Geistes; sie ist es noch heute, und wir wollen faselnden Ausländern nicht glauben, wenn sie uns lehren, die Presse sei unsere Untugend und sie habe uns schwach gemacht. Nein, die Presse hat das römische Joch überwunden, sie hat den letzten Dränger deutscher Nationalität besiegt; sie ist und bleibt unser Palladium. Der Drang nach Luther und auf seinem Wege war unermeßlich; vor ihm sind kaum Tauler und der Mönch Berthold anzutreffen; mit und nach ihm ergießt sich, wie ein aufgestauter Strom, die deutsche Rede und der Humanismus verdrängt die Poesie, sodaß nur das Volkslied und das geistliche Lied sich behaupten. Erst der dreißigjährige Bruderkrieg gebietet hier einen Halt. Mit ihm war der Kampf des Humanismus beendet und die verwüstete Welt lenkte den Blick wieder auf eine poetische, in der Ersatz zu finden wäre. Die schlesische Dichterschule entstand. Als charakteristisch zeigt sich nun sogleich wieder die luxurirende Hinneigung zu dem Fremden. Zuerst zieht Spanien an; der 1605 erschienene „Don Quixote" wird schon 1621 übersetzt, „Tasso" 1626, „Ariost" 1636. Dann reißt das französische Gleichmaß hin. Opitz bearbeitet Altes und Neues, Paul Flemming schafft und Moscherosch satirisirt. Bacon und Cartesius beschäftigen den deutschen Geist, bis Leibnitz 1646 — 1716 neue Bahnen findet. Dieser großen Wendung muß die zweite schlesische Schule unter Lohenstein folgen, neben welcher Hagedorn als Widerspiel auftritt. Nun ist auch die neue poetische Sprache gegeben.

Wir sind dem Verf. durch diese Periode mit hohem Interesse gefolgt. Was er über die geistige Befreiungsthat Luther's sagt, wie er ihn als den wahren Heros der deutschen Nationalität, den Kern und den Träger des deutschen Wesens, den Atlas unserer Literatur feiert, gibt uns die vollste Befriedigung. Eine trübe, eine niederschlagende Betrachtung beschleicht uns hierbei jedoch, fortdauernd, unwiderstehlich. Ist es nicht ein tragisches Geschick Deutschlands, des deutschen Volks, daß, während der norddeutsche Verfasser den unvergänglichen Ruhm eines der stolzesten und größten Söhne Deutschlands feiert, dieser Ruhm im Süden, im Westen, im Osten Deutschlands verneint, dieser Sohn verleugnet wird? Ist es nicht tief betrübend, ihn dort verlästert, erniedrigt, geschmäht zu sehen; zu sehen, daß dem armen deutschen Volke nichts Gemeinsames, nicht Allen Angehöriges gelassen werden soll; daß jeder seiner Helden, von Arminius ab, ein Provinzialheld, jeder seiner großen Geister nur für seinen Kreis ein Heros, für die andern aber ein Gegenstand der Anfechtung, ein Gegner, ein Feind sein muß? Demüthigender Gedanke, wohl geeignet, unsern Stolz, auch den gerechtesten niederzuschlagen und uns klein und schwach zu machen dem Fremden gegenüber! Wir müssen ihn hinter uns werfen diesen Gedanken, ihn zerstampfen und zertreten, wenn wir die geringste Freude an dem deutschen Wesen behaupten wollen!

(Der Beschluß folgt.)

---

## Zur russischen Literatur.

Nach dem Berichte, den das Ministerium des öffentlichen Unterrichts über seine Wirksamkeit im J. 1839 an den Kaiser abgestattet hat, sind im Laufe des vorigen Jahres in Rußland 880 Werke, die in einem Exemplar 10,223 Druckbogen enthielten, erschienen; darunter waren 813 Originalwerke und 73 Übersetzungen. An Journalen und periodischen Schriften erschienen 53, auf 4926 Druckbogen zu einem Exemplare. Aus dem Auslande wurden gegen 600,000 Bände, also bedeutend mehr als in den frühern Jahren, eingeführt. Die Anzahl der aus dem Auslande bezogenen Werke hat seit 1833 fast um das Doppelte zugenommen. Nach demselben Berichte befanden sich im letzten Jahre auf der Universität Petersburg 58 Docenten und Beamte und 400 Studirende, 65 Personen wurden hier zu gelehrten Graden befördert. Auf der Universität Moskau befanden sich 106 Docenten und Beamte und 798 Studirende, 147 Personen erhielten gelehrte Grade. An der Universität Charkow waren 77 Docenten und Beamte und 391 Studirende, 65 Promotionen fanden hier statt. An der Universität Kasan waren 79 Docenten und Beamte und 225 Studirende, an 61 Personen wurden hier gelehrte Grade ertheilt. Die Universität Dorpat hatte 65 Docenten und Beamte und 525 Studirende, sie entließ 123 Personen mit gelehrten Graden. Die Universität Kiew zählte 54 Docenten und Beamte und nur 126 Studirende, sie ertheilte an 30 Personen gelehrte Grade. Bei dem pädagogischen Hauptinstitute in Petersburg befanden sich 44 Beamte und Docenten und 163 Zöglinge, von denen 37 zugleich Studirende waren. An dem Richelieu'schen Lyceum in Odessa gab es 18 Docenten und Beamte und 57 Schüler, das bei demselben befindliche Gymnasium zählte 305 Schüler, in der adeligen Pension befanden sich 74 Zöglinge. In den sibirischen Gouvernements befanden sich drei Gymnasien, 21 Kreisschulen, 28 Pfarrschulen und zwei Privatschulen, zusammen mit 2713 Schülern. Im Ganzen befanden sich in Rußland 1240 Personen, die sich mit Bewilligung der Regierung mit dem Privatunterrichte und der häuslichen Erziehung beschäftigten.

Derselbe Bericht hebt, wie schon die frühern, besonders hervor, wie sehr sich das Studium der russischen Sprache in den westlichen Gouvernements, vornehmlich in Polen und in den Ostseeprovinzen verbreite und belebe, sodann, daß jetzt in Rußland ein allgemeines Streben erwacht ist, die Literatur und Geschichte aller stammverwandten slawischen Völker kennen zu lernen, wodurch die Regierung in den Stand gesetzt worden ist, die schon früher erlassenen Bestimmungen, nach welchen an jeder Universität ein Lehrstuhl für die Geschichte und Literatur der Slawen errichtet werden sollte, wirklich ins Leben treten zu lassen und diese Lehrstühle durch fähige Docenten zu besetzen, die in den von Slawen bewohnten Ländern deren Sprachen und Literaturen gründlich erlernt haben. Die Slawisten Europas haben diesen Bestrebungen, von denen sich auch in Polen überall Spuren zeigen, ihre Anerkennung nicht vorenthalten.

Ende Mai wurden durch die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg die diesjährigen Demidow'schen Preise, im Ganzen zum neunten Male, ertheilt. Es waren zur Bewerbung 24 gedruckte Werke und fünf Manuscripte eingegangen. Der ganze Preis von 5000 Rubeln wurde drei Werken zuerkannt: 1) dem „Nestor" des Prof. Pogodin, historisch-kritische Untersuchungen über die ältesten russischen Annalen enthaltend, 2) dem grusinisch-russisch-französischen Wörterbuche des Studirenden der petersburger Universität Tschubinow, 3) der schon durch mehre andere Prämien ausgezeichneten Galvanoplastik des Prof. Jacobi in Petersburg. Außerdem haben sieben Werke den halben Preis erhalten.

Der Generallieutenant Schubert in Petersburg hat nach vieljährigen Arbeiten eine große Specialkarte des ganzen westlichen Rußlands vollendet und sie unlängst dem Kaiser vorgelegt, der sich sehr beifällig über die schwierige und wohlgelungene Arbeit geäußert hat. Auf Kosten der Akademie der Wissenschaften in Petersburg wird demnächst Hr. Böthlingk die Beschreibung der Reise herausgeben, welche derselbe 1839 nach Lappland und Finnland gemacht hat. Es werden dadurch alle die wichtigen in jenen Gegenden gemachten geognostischen Beobachtungen dieses Gelehrten der Öffentlichkeit übergeben.

Die medico-chirurgische Akademie, welche bisher noch in Wilna bestanden hat, ist nach eben erfolgten Anordnungen der Regierung nach Kiew verlegt worden und wird nur als eine medicinische Facultät dieser Universität fortbestehen. Ebenso wird die bis jetzt besonders verwaltete chirurgisch-medicinische Akademie in Moskau mit der Universität Moskau vereinigt. Diese Akademie verlor im April dieses Jahres den Prof. der Anatomie und Staatsrath Einbrodt, der in einem Alter von 38 Jahren verstarb. Er war der Nachfolger des berühmten Loder.

Zur Beförderung des Studiums der russischen Sprache in Esthland hat der Adel dieses Gouvernements ein Stipendium für einen jungen Mann gegründet, der sich besonders in der russischen Sprache auszubilden und dann dieselbe auf der Domschule zu Reval sechs Jahre lang zu lehren verpflichtet sein wird.

Um über die in Rom behufs ihrer Ausbildung fast durchaus auf Kosten der russischen Regierung sich aufhaltenden russischen Künstler eine genauere Controle zu führen, sind dieselben jetzt durch einen kaiserlichen Befehl unter eine besondere Inspection gestellt worden, welche dem ersten Secretair der dortigen Gesandtschaft, Kammerherrn v. Kriwzow, übergeben ist. Einer dieser jungen Künstler, der Architekt Nikitin, hat vom Kaiser unlängst 200 Dukaten erhalten, um seine Zeichnungen der Restaurationen des Forum romanum veröffentlichen zu können.

Die in Petersburg befindlichen Kunstwerke werden demnächst in einem Locale beisammen aufgestellt werden können, da Petersburg ein besonderes kaiserliches Museum erhält, das auf der großen Million nahe dem Winterpalais erbaut wird. 7.

---



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 237. — 24. August 1840.


Geschichte der deutschen Literatur, von Heinrich Laube. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 236.)

Die neubeginnende Epoche unserer Literatur bezeichnet der Verf. als „Übergang zur Plastik". Unabhängig herrschend konnte in Deutschland nichts werden, nachdem der dreißigjährige Krieg mit einem Compromiß geendet hatte; die Einheit war auf immer zerrissen, da kein Sieg sie herstellte. Ein nationales Element drang nur schwach in die Literatur. Leipzig und die Schweiz nahmen jetzt das Wort in ihr. Haller und der literarische Sultan Gottsched, Gellert und Bodmer, und nach ihnen Gleim, Uz, Götz und Ramler verschafften sich Geltung, bis Klopstock mit seinem nationalen und religiösen Anlaufe einen Augenblick lang unserm Volke eine neue Morgenröthe versprach. Sein langes, eifriges Wirken blieb jedoch ohne entsprechenden Erfolg; er nimmt unsere Pietät in Anspruch, weiter nichts. Das classisch-deutsche Zeitalter, die neue philosophische Kritik hebt mit Lessing an, mit Lessing, der für den Luther seiner Zeit gelten kann. In diesem großen Geiste stellt sich nicht ein Literator, sondern eine ganze Literatur dar; er ist der Ausdruck des deutschen Wesens in der Mitte des 18. Jahrhunderts, wie Luther es am Schlusse des 15. war. Lessing und Winckelmann reinigten zuerst den deutschen Boden von der Gefangenschaft im Fremden. Das griechische Element floß in das deutsche über und vertrieb das französische, zu einer neuen Bildung, die wir immerhin, da sie auf Verstandesgesetzen beruhte, die classisch-deutsche nennen können. Nebenher schuf Lessing, der von sich sagte, daß er weder Schauspieler noch Dichter sei, das deutsche Theater; seine Hauptthat aber blieb und war die Schöpfung einer **deutschen** Kritik, die Aufrichtung einer Fahne, auf welche von jetzt an alle Blicke gerichtet sind.

Doch wiederum, wie düster ist das Leben dieses stolzen und unbeugsamen Geistes beleuchtet? An welchen jämmerlichen Gegnern zerschmettert er seine Kraft? Durch welche Trivialitäten muß sein hoher Geist baden? Lessing deutete die religiöse Kritik, die Existenz einer theologischen Wissenschaft blos an, und sein Leben füllte sich mit Wermuth aus dieser Andeutung. Seine Regula fidei war das Schwert, mit dem er sich selbst verwundete, welches sein Wesen in Bitterkeit härtete und den poetischen Geist in ihm unter Bergeslast erdrückte. Was er Weiches und Versöhnendes behaupten konnte, machte sich im „Nathan" Luft; aber selbst die Versöhnung ist ein Niederkämpfen bitterer Gefühle bei ihm. So endete Lessing, aber mit einem Axiom seines Geistes griff er in die folgende Periode hinüber und bestimmte ihre Richtung. Dieses Axiom war der Humanitätsbegriff und die Schönheitsidee, welchen Kant und Herder weitere Entwickelung gaben. Poetische Einigung fehlte in ihm, aber er legte die Grundsteine für alle poetische Richtungen in den Gedanken und fand die Basen aller Kunstbetrachtung in der Philosophie. Hauptführer des neuen kritischen Bewußtseins waren Winckelmann, Moses, Möser, Engel, Garve; poetische Popularität errang, dieser Kritik gegenüber, Wieland, dem nur die Schwäche seiner Principe vom höchsten Dichterziel entfernte und der keinen Freund unter den Jüngern der neuen Kritik erlangen konnte, bis Goethe und Herder sich seiner Verlassenheit annahmen; denn die erste Jugendkraft Goethe's traf auf dieselbe Abgunst, welche Wieland anfeindete. Zwischendurch fuhren Bürger und Hölty, die göttinger Schule fort in vereinzelten Richtungen zu wirken, und Nicolai stellte die vernüchternde Übertreibung des Lessing'schen Geistes dar. In Östreich blühte der harmlose Scherz, im Westen Deutschlands die sentimentale Richtung Tiedge's, Matthisson's, Salis', der Norden hatte Herder, Hamann, Kant, die denkende, nach Grundsätzen arbeitende Schule. Herder's Stellung ward überall eine anregende, vermittelnde; besonders war sein Verhalten zur theologischen Wissenschaft entscheidend und eine neue Zeit vorbereitend. Er unterschied am Christenthume die Schule von dem religiösen Inhalte, die Lehre von dem Glauben an den Lehrer. Die edelste Wahrheit war sein Kern, die Humanitätsidee war sein Gebiet. Von Kant hierin überholt, endete er im vergällenden Kampfe mit aller Welt. Seine Poesie war eine handelnde, thatsächliche, in der er sich lange Zeit mit Goethe begegnete, ohne daß des Letztern völlige Objectivität ihm jemals klar geworden wäre. Hamann und Jean Paul, der Eine durch tiefgrabende Geisteskraft, der Andere durch seine Poetisirung des Humanitätsbegriffs, waren ihm verwandte Geister; an realer Gesinnung war ihm der imposante Lavater nicht unähnlich.

Auf ihrem bisherigen Kreuzzuge war die Poesie immer

an etwas Anderes gewiesen worden, als sie selbst war, bald an das Dogma, bald an die Philosophie, bald an ihre Schmelzung, die Humanitätswissenschaft. Man sprach entsetzlich viel vom Genie, ohne ihm doch eigentlich sein Recht widerfahren zu lassen. Goethe war es vorbehalten die Poesie auf sich selbst zurückzuführen, sie in sich selbst und im Spiel mit dem Objecte zu begründen, mit einem Worte, die Plastik der Poesie darzustellen, und zwar Alles dies nicht durch Lehre und auf kritischem Wege, wie Lessing, sondern durch Beispiel und That. An einem solchen Geiste, der mit Bewußtsein nicht dogmatisch verfuhr, fehlte es Deutschland seit langer Zeit. Gleichzeitig mit diesem Streben Goethe's erwachte die neue philosophische Schule, welche alle Weisheit unter eine neue kritische Lupe bringt. Kant versuchte die Lücken der menschlichen Vernunftfähigkeit nachzuweisen; er zeigte, was zwischen unsern Geistesthätigkeiten und unserm Bewußtsein für Mittelglieder fehlen, was daher als Wahrheit erkannt werden könne und was nicht. Fichte vollendet den rein kritischen Weg und hebt ihn in dieser Vollendung selbst auf; Jacobi schafft, ohne Bewältigung desselben, neuen Stoff herbei und will das Unmittelbare der Vernunft mit der vermittelnden Verständigkeit harmonisch stimmen. Vernunft und Welt sind für Kant zweitheilige Erscheinungen desselben Seins; das Denken ist dreifach: Verstand, Vernunft, Urtheilskraft. Absolutes ist nicht zu gewinnen; das Sittengesetz enthält, was der Vernunft gemäß allgemein sein sollte. Es kann hier nicht realisirt werden, folglich muß es ein unsterbliches Leben geben; es ist sittliche Pflicht, an ein Dasein Gottes zu glauben, das der theoretischen Vernunft unerweislich bleibt; der Staat ist Rechtsanstalt, die Freiheit Postulat der praktischen Vernunft, das Christenthum die Idee der Religion, auf Vernunft gegründet. Dies ist der Kern der Kant'schen Resultate. Welch mächtigen Über- und Unterbau haben diese Ideen, in denen wir erzogen sind, seitdem erfahren? Wie griff in seinen Anhängern Jakob, Schütz, Tieftrunk, Niemeyer u. s. w. schon das Poetische und Beliebige in dies kernfeste System ein! Indem Fichte den Proceß des Denkens zum ausschließlichen Stoffe nahm, zu welchen andern Resultaten gelangte er, unter der realen Bedrängniß Deutschlands, dem er zugleich, der praktische Mann, ein Redner wurde! Jacobi's Vermittelung blieb ohne Erfolg und Herbart's Versuch, auf dem Wege der Psychologie zu Thatsachen des Bewußtseins zu gelangen, will sich der Kühnheit moderner Forschung nicht anschließen.

Hier endet der zweite Band der Literaturgeschichte Deutschlands und läßt Stoffs genug für einen dritten und vierten übrig. Goethe und Schiller, die patriotische und die junge, den Geist emancipirende Schule, die poetisirende und die Identitätsphilosophie bieten Inhalt genug dafür dar. Wir aber haben mit einigen Bemerkungen unsere Anzeige der vorliegenden Bände zu schließen.

Nicht Alles in dem Ideengange unsers Referats ist aus dem Werke Laube's entnommen; Manches darin findet sich nur andeutungsweise in seinem Buche. Inzwischen zeigt schon dies, wie sehr wir im Ganzen genommen mit seiner Gedankenreihe coincidiren. Der Verf. ist seines Stoffes, wie seiner Darstellung Herr; sein Styl ist, ohne plan und flach zu sein, verständlich, erhebt sich, wo es sein darf, zum Rhetorischen und hat genugsamen kritischen Kern, um niemals unter der Scala des Passenden zu sinken. Seine Ideen sind zum Theil neu und überraschend; in Erkennung der Kriterien, des Unterscheidenden ist er Meister, und insofern als er keinem Vorbilde folgt und seinen eigenen Gang behauptet, ist er originell, selbst genial. Sein Buch gereicht der Literatur zur Ehre, und wenn es auch nicht überall Autorität machen will, seinem Scharfsinne, seiner Kritik zur Begründung, ja zum Ruhme.

Über seine Weise, das Biographische neben und mit dem Kritischen zu behandeln, haben wir jedoch eine etwas abweichende Ansicht. Nicht selten nimmt der Verf. die literarhistorischen Momente zur Basis des Biographischen und entwickelt somit gleichsam das Leben der Personen aus ihren Bestrebungen. Dies geschieht namentlich bei einigen volltönenden Namen unserer Culturgeschichte, bei Luther, Lessing und Herder. Das umgekehrte Verfahren scheint uns aber das richtigere zu sein; denn wie wir auch streben und ringen mögen, die Entscheidung über uns kommt doch von den Bedingungen unserer Existenz her. Soll dies an einem Beispiele klar gemacht werden, so fragen wir uns nur, ob wir die Bibelübersetzung Luther's nicht seiner einsamen Gefangenschaft auf der Wartburg verdanken? Ohne diese, und geschleudert in den Streit und die unruhige Bewegung nach dem wormser Reichstage, wäre der große Moment vielleicht für immer versäumt worden.

Sonst ist die synthetische Behandlungsweise allerdings die einzig genügende, und in der Mehrzahl von Fällen weiß der Verf. auch die Klippen gut zu vermeiden, an denen die wahre historische Darstellung scheitern kann.

Alles zusammengefaßt, ist dies Buch eine bedeutende, eine wichtige Erscheinung voll schärfster und besonnenster Kritik und in musterhafter Auffassung. Wir dürfen mit Recht auf seine Fortführung im Geiste der vorliegenden Bände gespannt sein, und vertrauen, daß es dem Verf. gelingen werde auch hier den rechten Gesichtspunkt für die Beurtheilung der modernen Bestrebungen unserer Literatur gegen so barocke und unzulängliche Angriffe zu vindiciren, wie sie der jüngst bekannt gewordene Marmier'sche Aufsatz dargeboten hat.

Wilhelm von Lüdemann.

---

Almanach für das Jahr 1840. Der Belehrung und Unterhaltung auf dem Gebiete der Erd-, Länder-, Völker- und Staatenkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. Vierter Jahrgang. Mit einem Bildniß und zwei Landkarten. Gotha, J. Perthes. 1840. 12. 2 Thlr.

Über den Werth dieses Almanachs hat das Vaterland bereits gerichtet, und jeder neue Band mit gleicher Kenntniß,

gleicher Gründlichkeit und Correctheit, gleicher Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit bearbeitet, wird eine willkommene Gabe sein. Der Hr. Herausgeber ist sich aber auch seiner Tüchtigkeit im Fache der Geographie und Statistik so bewußt, daß er nicht nur seit dem Erscheinen des ersten Bandes im J. 1836, sondern auch „seit einem Vierteljahrhundert nicht eine einzige deutsche Literaturzeitung" gelesen hat!

Es ist hier nicht der Ort, den gelehrten Hrn. Verf. eines unzeitigen Hochmuths zu zeihen, zumal da wir aus dem Inhalte dieses Jahrgangs fast noch mehr als aus dem der frühern entnehmen, daß er einen sehr bedeutenden Theil seines Materials aus englischen, russischen, französischen und amerikanischen Zeitschriften geschöpft und mit den unmittelbaren Mittheilungen der königlichen großbritanischen geographischen Gesellschaft, deren auswärtiges Mitglied er ist, verarbeitet hat. Es redet sich also hier nicht von bedeutenden eigenen Schöpfungen, sondern von guten und nützlichen Compilationen und was sollen deutsche Literaturzeitungen dazu sagen? Die Vergleichung der Quellen, aus denen der Hr. Verf. schöpfte, ist oft nicht möglich, und ob Abschriften richtig und getreu gemacht sind, darauf kommt bei der Kritik des Textes solcher Werke nichts an. Dessenungeachtet könnte der Hr. Verf. wol aus deutschen Literaturzeitungen einigen, sehr wichtigen Stoff für den Almanach entnehmen und es würde mindestens recht patriotisch sein, wenn er z. B. sobald wie möglich die vielfachen Bestrebungen, die Geographie zu einem nützlichen Gegenstand des Volksunterrichts zu machen, seiner gelehrten Aufmerksamkeit unterwürfe, die schlechten Atlasse, welche gewisse Bücherfabriken mit unerhörter Dreistigkeit als unübertrefflich gute und correcte Arbeiten anpreisen lassen, seiner competenten Kritik unterwürfe und auf diese Art einer sehr falschen, fehlerhaften Anschauung von der Bildung der Erde und ihrer Theile, der Richtung und Gliederung der Gebirge, dem Laufe und der Scheidung der Gewässer u. s. w. vorbeugte.

Allein, da der Hr. Verfasser keine deutsche Literaturzeitung liest, so arbeitet er noch weniger für eine, und es ist also ganz überflüssig, hier einen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit zu empfehlen, der gerade von ihm behandelt, jedem mit dem Fache bekannten Landsmann im höchsten Grade instructiv sein und jedem Lehrer, ja jeder den Unterricht beaufsichtigenden Behörde von hoher Wichtigkeit sein würde. Noch wissen wir kaum, wie wir Geographie in Volksschulen behandeln sollen, und daß daran die Mangelhaftigkeiten der für den Unterricht erscheinenden Karten hauptsächlich schuld sei, wird jeder Lehrer bekennen müssen. Hier also wäre etwas zu reguliren, und in der Stellung, welche der Hr. Verf. einnimmt, läge dies in seiner Hand.

Der diesjährige Almanach enthält zunächst meteorologische, hydrologische und hypsologische Nachweisungen; die erstern verbreiten sich über Europa hinaus, die beiden letztern haben deutsche Ströme nebst der Weichsel und deutsche Höhenmessungen zum Gegenstande. Den erstern ist eine Tafel zur Verwandlung der Celsius'schen Thermometerscala in die Réaumur'sche, und den letzten eine Tafel zur Verwandlung des preußischen Fußmaßes in pariser Fuß und Meter beigefügt. Diesen Abschnitten folgt eine höchst interessante Vergleichung der Epochen der Vegetation im 41. 49. 51. und 60. europäischen Breitengrade und im Königreiche Sachsen mit der von Nordamerika. Höchst willkommen werden die geographischen Ortsbestimmungen in Deutschland und Frankreich sein, welche mit bedeutender Vollständigkeit hier zusammengetragen sind.

Hierauf folgen Abhandlungen von mehr oder minder allgemeinem Interesse. Am wichtigsten möchten darunter die Mittheilungen über Südafrika nach Meyer, Drege und Krauß und über den Hindu-Kusch, das Kabul-Thal und die benachbarten Gegenden von Dr. Lord sein, obgleich letztere nicht neu, sondern nur aus dem „Journal of the Asiatic society of Bengal" entlehnt sind. Besonders ansprechend ist die körnige Individualität des Würtembergers Dr. Ferdinand Krauß, welcher seit dem Mai 1838 vom Cap aus unter gewaltigen Strapatzen die Gebirge und Wüsten in der Nachbarschaft der Colonie durchstreift hat und jetzt mit seinen reichen Sammlungen auf der Rückreise nach Deutschland — von wo aus ihn der Naturforscherverein Würtembergs entsendete — begriffen ist.

In den, vom Hrn. Verf. hier zum Theil aus der „Preußischen Staatszeitung" wiederholten, Erinnerungen an Land und Volk von Afghanistan vermissen wir interessante, auch von neuern Reisenden gegebene Andeutungen über die Abstammung dieses Volks von den Kindern Israels. Sie selbst nennen sich „Bin i Israel", d. h. Kinder Israels, und wollen nach ihren Urkunden von Nebukadnezar nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem nach Bameean (dem jetzigen Caubul) geführt worden sein. Den Namen Afghanen sollen sie nach ihrem Anführer Afghana, der ein Sohn vom Oheim des Asof (des Vezirs des Salomo), dem Sohne des Berkin, war, erhalten haben. Sie sagen, daß sie hier als Juden lebten, bis Khaleed, der den Titel Khalif bekam, im ersten Jahrhundert der Hedschira, sie aufrief an dem Kriege gegen die Ungläubigen Theil zu nehmen. Für ihre Dienste gab der Khalif ihrem Befehlshaber Kysee den Titel Abdoolrusheed, d. h. der Sohn des Mächtigen, und ernannte ihn zum Butan oder Häuptling des Geschlechts. Nach diesem Titel wurden die Afghanen in Indien Pataner genannt, eine Benennung, die noch jetzt stattfindet und die man sich nicht hat erklären können. Nach dem Feldzuge unter Khaleed wurden die Afghanen von einem königlichen Geschlechte aus dem Stamm des Kyanee oder Cyrus beherrscht, bis sie im 11. Jahrhundert von Mohammed, einem turkomannischen Fürsten, unterjocht wurden, der, nachdem er zuerst seine Herrschaft in Ghuzni befestigt hatte, einen großen Theil Indiens eroberte und dort das afghanische Reich gründete, welches Bestand hatte, bis Baber, der Nachkomme Tamerlan's, dort das mongolische Reich stiftete.

Die Gesichtszüge der Afghanen sind den jüdischen ähnlich; sie sagen selbst, daß sie von den, von ihnen jetzt verachteten Juden herstammen, und würden dies also nicht behaupten, wenn sie Zweifel dagegen hegten. Auch folgen sie noch in mehren wesentlichen Punkten dem Mosaischen Gesetz, z. B. darin, daß der überlebende jüngere Bruder die Witwe des ältern heirathet u. dergl. m. Sie kennen auch in ihren Büchern einen Jesus, aber nicht den Messias, sondern den Jesus Sirach.

Aus der von Dorn übersetzten Geschichte der Afghanen von Nehmul Ullah hätten die Nachweisungen über die ältere Geschichte dieses Volks vielleicht etwas mehr Gehalt und Charakter bekommen können; denn was der Hr. Verf. gibt, ist nicht geeignet die Afghanen in irgend eine der mittel- oder hochasiatischen Völkerfamilien einzureihen, und erinnert nur auffallend an den arabischen Volkscharakter, ohne gleichwol die zu Gebote stehenden Nachweisungen zu geben, wie dieser sich hier festsiedeln und entfalten konnte.

Ob die „Bruchstücke aus dem Tagebuche einer Reise durch die untern Donauländer nach Konstantinopel von A. Freiherrn von Bergh" verdienten in der Reihe der hier gegebenen wichtigen Aufsätze zu erscheinen, lassen wir dahingestellt. Es klebt ihnen so viel Jugendliches, wir möchten nicht sagen Unreifes an, daß wir sie an einer andern Stelle recht gern gelesen hätten, hier aber mit Verwunderung angetroffen haben, zumal da weit Gediegeneres über denselben Gegenstand bereits vielfach vorhanden ist.

Den Schluß des Almanachs bilden vortreffliche statistische Nachweisungen über den deutschen Zollverein. Von den beiden angehängten Karten scheint uns die von Südafrika entweder die geographische Kunstschule in Potsdam oder den Griffel des Hrn. Wilh. Jättnig in Berlin gerade nicht besonders zu recommandiren. Der Stich ist ungleich und besonders für die Kleinheit des Formats unklar und unzart. Da wir beiweitem bessere Arbeiten auch von dorther gewohnt sind, so verdient dies eine Rüge. Das Kärtchen von der arktischen Küste Amerikas, von W. Bärns gestochen, entspricht in jeder Beziehung mehr den

Anfoderungen, zu denen man berechtigt ist. Das Bildniß von Eduard Pöppig, des Wanderers in Chile und Peru, welches den Titel ziert, ist eine dankbar anzuerkennende Zierde des Werks. 6.

## Chatterton.

Philarète Chasles sagt bei Gelegenheit einer Beurtheilung über die „Oeuvres complètes de *Chatterton*, traduites par *Javelin Pagnon*, précédées d'une vie de Chatterton, par *A. Callet*", einige sehr wahre und treffende Worte über die Sucht vieler sogenannten Genies, die Aufmerksamkeit zu erregen und sich von aller Welt verkannt zu glauben. Diese unglücklichen Genies sind, wie Ph. Chasles sagt, die Geburten der modernen Gesellschaft. Hierzu rechnet er Chatterton, den deutschen Lenz und den Franzosen Gilbert. Woher hat er aber seine Nachrichten über das Lebensende des deutschen Sonderlings und Dichters Lenz? Er sagt: „Nicht gar lange Zeit nach Chatterton's Untergange*) findet man auf einer Heerstraße Deutschlands einen Leichnam, durchbohrt von einem Degen, es ist auch ein Poet, Goethe's Freund, kaum über die Jünglingsjahre hinaus, und ein Narr aus Hochmuth: er heißt Lenz und hat mehr Genie als Chatterton." Merkwürdig, welche geheime Aufschlüsse oft den Franzosen zu Gebote stehen! Freilich, aus dem Lenz des Philarète Chasles, der sich selbst entleibt, läßt sich wol ein kleines Drama, eine pikante Novelle machen, wenn man den einmal eingeschlagenen Weg der Erfindung weiter verfolgen will; aus dem Lenz der Geschichte aber, der wahnsinnig und arm in Moskau stirbt, läßt sich nicht wohl etwas anders herstellen als eine psychologische und biographische Entwickelung. Dem Misgeschicke trotzen, das, sagt Chasles, gezieme einem Genie, denn nie war das Genie glücklich, es hat immer gegen die Brutalität und Unwissenheit der Gesellschaft zu kämpfen gehabt. „Schiller", fährt er fort, „mußte flüchten und war mit Gefängnißstrafe bedroht; Abbé Prévost erhielt oder erwartete von der Güte eines Buchhändlers allmorgentlich sein Frühstück; ein armer junger Irländer, ohne Freund, schrieb anonyme und schlecht bezahlte Artikel für die londoner Journale und saß dann träumerisch auf einer Bank des St.-James-Parks — dieser junge Träumer hieß Burke; ein Rechtsanwalt lauerte acht Tage lang auf die Guinee, welche ihm ein Proceß, worin er die Vertheidigung geführt, einbringen mußte — dieser Rechtsanwalt hieß Pitt; der gelehrteste Mann Englands arbeitete ununterbrochen von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends an seinem Lexikon — dieser Gelehrte hieß Samuel Johnson." Hierauf kommt Chasles auf Vigny's Novelle: „Chatterton" zu sprechen, worin er, nach Chasles' Ansicht, den lügnerischen und ziellosen Lebenslauf Chatterton's mit einem Heiligenschein umgeben, dadurch die Begriffe verwirrt und mehr als einen jungen Menschen dazu gebracht habe, zu sagen: Ich bin Chatterton! „Aber", fährt er fort, „man lese nur die genauen Zeugnisse über sein Leben, die Hr. Callet so sorgfältig gesammelt und als Einleitung der Pagnon'schen Übersetzung der Werke Chatterton's vorangeschickt hat. Es war kein moralisches Princip in Chatterton, nichts lebte in ihm als Hochmuth, Begierde und Lüge. Er misbrauchte alte Pergamente, um sich etwas Geld zu verschaffen; er fabricirte Verse nach altem Muster, weil sie, für alte gute Münze gehalten, sich in Guineen verwandelten und in dieser Verwandlung ihren Einzug in seine Taschen nahmen. Dieses Gewerbe erschien ihm einträglich. Er ging nach London, um es zu betreiben, aber er sah sich in seiner Hoffnung getäuscht. Weder in politischer noch literarischer Hinsicht gewissenhaft, sudelte er nun Pamphlets; erfolglose Mühe! der Platz war von vielen Andern bereits in Beschlag genommen. Er schrieb ministerielle und antiministerielle Flugschriften und gewann einige Dreier, aber Stolz, Verdruß, Wuth rieben ihn auf — er tödtete sich selbst. Trauriger Lebenslauf! Der Hochmuth regierte darin, wie Satanas in seinem Feuermeere. Da ist keine Liebe, keine Aufopferung, kein Gewissen! Fortune machen, Geld gewinnen, die Kritiker täuschen, das große Loos im Lottospiele der Welt ziehen, glänzen, herrschen, betrügen, genießen — das sind die Wünsche und Bestrebungen, welche dieser Mensch von 18 Jahren in sich schließt! Nein! gestattet uns, André Chénier zu bewundern, der so muthvoll war, Racine, der sich im häuslichen Leben so weich erwies, Walter Scott in seiner rechtschaffenen und loyalen Lauterkeit, Vauvenargues auf seinem Schmerzenslager! Diese alle hatten wahrhafte Neider, wirkliche Feinde, reelle Kämpfe; sie hatten ihre Proben abgelegt, und sie haben erlitten, als echte Helden, die Schande des Schaffots, wie der Eine; das Gebell einer Meute von Gläubigern, wie Walter Scott; oder den Hunger, oder die gänzliche Verlassenheit, oder den körperlichen Schmerz, oder die Verschwörung des Ignorirens oder den zerschmetternden Unwillen eines Königs!" 5.

*) Chatterton vergiftete sich im Jahre 1770, Lenz aber starb 22 Jahre später.

## Notizen.

Der Graf von Munster beschäftigt sich seit vielen Jahren mit der Sammlung von Materialien zu einer Kriegsgeschichte der mohammedanischen Völker von dem Auftreten ihres Religionsstifters bis auf die Gegenwart. Zu diesem Behufe hat er jetzt ein arabisches Verzeichniß von geschichtlichen und kriegswissenschaftlichen Werken, die er sich zu verschaffen wünscht, angefertigt und, begleitet von einer Auseinandersetzung der Gegenstände, die für seine Untersuchungen in den gesuchten Werken am geeignetsten sind, versendet, mit der Auffoderung an alle dazu irgendwie Befähigte, ihm die erfoderlichen Nachweisungen zukommen zu lassen und zu dem Besitze des nachweisbaren Materials zu verhelfen.

Das „Athenaeum" theilt von einem deutschen Correspondenten Übersetzungen der beiden Lieder aus Goethe's „Faust": „Der König von Thule" und „Es war einmal ein König" u. s. w. mit. Namentlich gelungen scheinen die dritte und die beiden letzten Strophen des erstern, während in dem letztern manche charakteristische Eigenthümlichkeit verloren gegangen ist und das Ganze sich überhaupt zu frei von dem Originale entfernt.

Von Nash's „Mansions of England in the olden time" ist die zweite Serie erschienen, welche sich würdig an die erste anschließt. Sie enthält die Halle zu Littlecotes, die Vorhalle der Kapelle zu Knowle und die große Treppe zu Hardwicke Hall.

Seit Strabo galt der Gipfel des Gebirges Argäus in Kappadocien, in der Nähe von Cäsarea gelegen, für den höchsten Punkt Kleinasiens, von welchem aus man die Wasserfläche sowol des Pontus Euxinus als des mittelländischen Meers zu entdecken im Stande sei. W. Ainsworth in einem der londoner geographischen Gesellschaft vorgelegten Berichte über eine Reise von Angora nach Bir über Kaisarieh (das alte Cäsarea), welcher den Ardschisch (der jetzige Name des Argäus) berührte, zieht die letztere Annahme in Zweifel, gestützt auf dessen weite Entfernung von 170 englische Meilen vom schwarzen, und 110 geographische Meilen vom mittelländischen Meere, durch welche sich überdies auf beiden Seiten hohe Gebirgszüge hindurchziehen.

Die werthvolle Sammlung englischer historischer Gemälde zu Stammore-Park ward, nachdem diese Besitzung an den Marquis von Abercorn übergegangen war, zu Ende Juni zu höchst billigen Preisen versteigert. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 238. —— 25. August 1840.


## Jesuitische Romane.

1. Emilie, oder die getrennte Ehe. Von dem Verfasser der „Anna, oder Weltleben und Enttäuschung". Aachen, Cremer. 1839. Gr. 12. 14 Gr.
2. Geraldine, oder Geschichte der Führung einer Seele. Aus dem Englischen. Drei Theile. Augsburg, Kollmann. 1839. Gr. 12. 3 Thlr. 3 Gr.

Wir wissen diese beiden Romane nicht richtiger zu classificiren und nicht kürzer zu charakterisiren, als durch obige Überschrift. Dem Jesuitismus eigenthümlich ist der eingefleischte, unversöhnliche, immer grollende, gelegentlich aufbrausende Haß gegen Alles, was protestantisch oder evangelisch heißt (er bleibt darin seiner ersten Bestimmung treu), ein unermüdliches Streben und Ringen nach alles überwiegendem Einfluß, nach Alleinherrschaft und Gewalt, eine ungemeine Klugheit und Gewandtheit, Irdisches und Himmlisches, Weltliches und Geistliches miteinander zu verweben, und nach Zeit und Umständen Eins dem Andern dienstbar, die Menschen aber zu Werkzeugen seiner Plane zu machen, eine unbeugsame Consequenz in der Verfolgung seiner Zwecke und eine unbedenkliche Willkür in der Wahl seiner Mittel. Mit solchen Waffen, glänzend zumal im Heiligenschein römischer Orthodoxie und Askese, zu rechter Zeit sich verbergend und die zu erstürmende Veste geheim unterminirend, aber zur gelegenen oder günstig scheinenden Stunde mit lautem Siegsgeschrei wieder hervorbrechend, läßt sich Manches ausrichten und Manches gewinnen, auch die Wahrheit als Lüge oder Irrthum verdächtigen und die Lüge selbst als Wahrheit stempeln. Aber die Wahrheit bleibt doch Wahrheit, und die Lüge, noch so künstlich bemäntelt und noch so reizend ausstaffirt, nur Lüge, und ob auch Viele verblendet und bethört würden, daß sie sich überreden ließen, sie thäten dem Herrn einen Dienst und bauten sich eine Stufe zum Himmel, wenn sie dem Licht, das in der Finsterniß leuchtet, die Augen verschlössen und beugten sich wieder unter das knechtische Joch, von dem sie frei geworden, so bleiben doch immer Augen offen, die Licht suchen, und Geister lebendig, die sich nicht dämpfen lassen.

Wenn wir jene zwei Romane als jesuitische bezeichnen, so möge das im möglichst guten Sinne genommen werden, ohne über sie von vorn herein, bevor die Acten zum Spruch gehörig instruirt sind, das Urtheil zu sprechen. Beide sind Zeichen der Zeit, und zwar bedeutsame und sehr beachtenswerthe, obwol der eine in weit höherm Grade als der andere. Beide sind darauf berechnet, die bedauernswürdigen Protestanten in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen und sie wieder unter das alte Joch, das ihnen im reizendsten Lichte, unter der mildesten Gestalt, nicht als ein Joch, sondern als das einzige, nothwendigste und sicherste Heilmittel und als eine Ehrenkrone dargestellt wird, zu beugen. Beide wollen die Welt überreden, wir seien mit unserm Widerspruch und Widerstande gegen die römische Kirche in einem ebenso dummen wie seelenverderblichen Irrthum befangen; es sei lauter Irrthum, Unwissenheit, Mangel an rechter Erkenntniß, an vertrauter Bekanntschaft mit dem Geist und Wesen, mit den Lehren und Gebräuchen des Katholicismus, was uns demselben so abgeneigt mache; die Reformatoren seien nichts als verblendete, hochmüthige, eigensinnige, ketzerische Leute gewesen, undankbare, ungehorsame, vermessene Söhne der treuen, reinen Mutter, Empörer gegen göttliche und menschliche Ordnung, Revolutionnaire, die an die Stelle der alten musterhaften Ordnung und Verfassung die schnödeste Willkür, Eigenmacht und Anarchie gesetzt hätten, die ganze Reformation ein Gaukelspiel, ein Teufelswerk, und die protestantische Kirche sei noch heute nichts Anderes als eine abtrünnige Sekte. Dies zu beweisen oder doch glaublich zu machen, und in den Akatholischen ein Verlangen nach der untrüglichen Richtschnur und in der sichern Zuflucht, welche das Papstthum gegen so viele unter uns herrschende unheilvolle Übel darbeut, zu erwecken, wird, nach Weise der falschen Propheten, Wahrheit und Unwahrheit durcheinandergemischt, jede Schattenseite des Protestantismus so scharfsinnig wie feindselig hervorgehoben und zur Schau gestellt, die offenbare helle Lichtseite künstlich verdunkelt, oder, wo das nicht gelingen will, nur als ein, auch in seiner Entstellung noch durchleuchtender Ausfluß der Mutterkirche, als der karge uns verbliebene Rest ihres unverwüstlichen Erbes bezeichnet. Es ist keine Lehre, kein Gebrauch, keine Disciplinarmaßregel des Papstthums, die nicht ihre vollständige Rechtfertigung fände in ihrer von den Protestanten nur nicht verstandenen Weisheit und Vortrefflichkeit. Von der Nothwendigkeit oder Zulässigkeit irgend einer Art von

Reformation innerhalb der römischen Kirche, von Irrthümern und Misbräuchen, die sich etwa eingeschlichen haben könnten und nach der Meinung erleuchteter Katholischen wirklich eingeschwärzt worden sind, kann natürlich nicht die Rede sein. Das ist neben ihrer anzuerkennenden starken, die schwache Seite solcher Apologien des Katholicismus, daß sie nicht offen und ehrlich, wie der gesunde Protestantismus, mit der Sprache herausgehen, nicht zugestehen, Dieses oder Jenes könne in seiner Erscheinung besser sein, lasse eine Reform zu, bedürfe einer Modification; indem man eben Alles, was in der alten Kirche ist und wie es ist, vertheidigt, auch Das, was seit drei und vier Jahrhunderten von Tausenden und von sehr achtbaren Zeugen, selbst von treuen Gliedern der römischen Kirche, mit gutem Grunde, mit höchstem Recht gerügt und in seiner Mangelhaftigkeit oder Entartung nachgewiesen worden ist, nicht blos zu entschuldigen, sondern auch zu rechtfertigen versucht, verfehlt man, trotz aller sonstigen Klugheit und Gewandtheit seinen Zweck, wie Jeder, der den Irrthum gegen die siegreiche Gewalt der Wahrheit schirmen will, oder, weil er zu viel zu beweisen gedenkt, nichts beweist, und um so gewisser auch gegen Das, was er wahr behauptet, Verdacht erregt. Es bestätigt sich wol auch hier, daß, wie die echtchristliche Sittlichkeit, so auch eine höhere als die blos weltliche Klugheit, die strenge Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit in der Wahl der Mittel, ehrenwerthe Zwecke allein wirklich fördert, und daß das triviale Sprüchwort: „Ehrlich währet am längsten!" noch immer in jeder Beziehung und unter allen Verhältnissen, wenn auch nicht in jedem Augenblick, doch auf die Dauer sich bewährt. So wenig es in unsern Tagen noch gelingen kann, unverblendeten Gemüthern einzubilden, in der römischen Kirche sei Alles, durchaus Alles untadelhaft, unverbesserlich, vollkommen, Alles Ausfluß der höchsten Weisheit, Alles Wort und Werk des Geistes der Wahrheit selbst, so wenig wird man Glauben finden und die im evangelischen Glauben Herangewachsenen an sich ziehen, wenn man dreist in den Tag oder in die Nacht hinein behauptet, an dem ganzen Protestantismus sei nichts Gutes, nicht Ein gutes Haar, nicht nur tauge die Lehre, der Gottesdienst, die Gemeindeverfassung nichts, sondern auch der frömmste Protestant könne nicht recht glauben, nicht recht lieben, nicht recht hoffen, nicht recht beten, nicht recht leben noch sterben! — Gewiß, Ihr lieben Eiferer! Ihr müßt es doch etwas anders anfangen, wenn Ihr uns aus unserer festen Burg herauslocken wollt und hinein in euern Schafsstall!

Dabei ist nicht zu verkennen, daß in beiden Büchern auch scharfe Waffen mit allerhand Kriegslisten und geschickten Manoeuvern wider uns streiten und manchen Schwachen an seinem Protestantismus ganz irre machen können. Wirklich werden sie nur den Schwachen im Glauben und in der Erkenntniß gefährlich werden, etwa einige Weiblein gefangen führen, einigen durch politische oder ästhetische oder pietistische Schwärmerei schon präoccupirten Köpfen das blöde Auge nach Rom wenden, oder auch ehrlich suchende Seelen, die mit Ungewißheit und mit Zweifeln kämpfen, und weder Einsicht noch Kraft haben, den in einen Nimbus von Unbefangenheit, Wohlmeinen und heiligem Eifer gehüllten Demonstrationen zu widerstehen, in die Versuchung führen, Trost und Heil vom Übertritt zur römischen Kirche sich zu versprechen; einen besonnenen, in seinem Glauben etwas fester gegründeten Protestanten, einen wissenschaftlich durchgebildeten, oder auch nur mit gründlicher Kenntniß der Kirchengeschichte und Schriftauslegung geübten Mann werden diese neuen offensiven und defensiven Streiter um so weniger wankend machen, je offenbarer sie doch immer nur das alte Lied, mit einigen modernen Modulationen und Locktönen durchwebt, wieder anstimmen und in die tiefer eingreifenden Gegensätze und Widersprüche gründlich einzugehen vermeiden. Es gehört auch Das zu ihrer Taktik, daß sie, wo sie auf protestantische Grundsätze sich einlassen, diesen immer wieder Behauptungen entgegenstellen, welche, längst mit zureichenden Gründen widerlegt, gleichwol als ausgemachte Wahrheiten ohne Scheu und ohne Rücksicht wiederholt werden, als sei der gründlichste Gegenbeweis lediglich Misverstand und Irrthum, und als sei auf ihrer Seite allein das Licht und auf der entgegengesetzten nur Finsterniß. Indem man immer wieder mit dreister Zuversicht und die Argumente der Gegner vornehm übersehend, Dasselbe behauptet, überredet man endlich sich selbst wie die Kurzsichtigen, die auch das Unglaublichste sich aufdringen lassen, man sei mit Allem aufs Reine und mit der Wahrheit fertig. Gesellen sich dazu, wie besonders in dem Roman Nr. 2 der Fall ist, eine warme Auffassung des Katholicismus, ein tieferes Eingehen auf dessen Lehren und Gebräuche, mit scheinbar ernster Berücksichtigung der Gegenlehre, Spuren nicht gemeiner Kenntnisse, frappante Äußerungen, die einen guten Schein haben und ruhiges Nachdenken, sorgfältige Prüfung, erleuchtetere Einsicht in Anspruch nehmen, wenn sie nach ihrem wahren Gehalt und Verdienst gewürdigt werden sollen, die künstliche Verwebung des Doctrinellen und Polemischen mit einem sinnigen Roman und eine anziehende, oft gemüthliche Darstellungsweise, so hat man allerdings Ursach zu warnen: Seid auf Eurer Hut und prüfet die Geister, daß Euch der Schein nicht blende und verführe, glänzende Steine für baare Münze zu halten!

In der That sind beide Romane sehr beachtenswerthe Erscheinungen, die zu einer besonnenen Prüfung um so dringender auffodern, je entschiedener sie eine in unserer Zeit mit wiedererwachter Energie hervortretende Richtung des kirchlichen Lebens beurkunden und die alten, lange erstorben scheinenden Prätensionen des Papstthums und der römischen Hierarchie mit neuen oft überraschenden Wendungen, wenn auch nicht mit wesentlich neuen Beweismitteln unterstützen. Schon die romanhafte Form, in welcher die Apologie des Katholicismus und die Polemik gegen den Protestantismus dargeboten werden, hat etwas Einschmeichelndes und Verführerisches für die große Menge unterhaltungssüchtiger, wenig nachdenkender und leichtbefriedigter Leser. Wir verargen es den uns un-

kannten Verfassern keineswegs, daß sie ihre Tendenzen in eine Gestalt kleiden, in der sie am leichtesten Eingang finden können, und deren manche Gegner ihrer Sache mit Glück und Erfolg sich bedient haben; wir sehen nur auf den Gehalt und die Bedeutung dieser Gestalt, von der wir nicht einmal eine künstlerische Vollendung begehren wollen, wenn sie nur mäßigen Foderungen entspricht und für eine gerechte Sache mit gerechten Waffen streitet.

Es versteht sich von selbst, daß unsere Anzeige eine gründliche Widerlegung aller der halbwahren und ganz falschen Behauptungen, welche die handelnden Personen aussprechen, nicht beabsichtigen kann; die Aufgabe wäre so gar schwer nicht; aber sie könnte nur in einer umfassenden Gegenschrift befriedigend gelöst werden, und würde doch auch zumeist nur wiederholen müssen, was seit 300 Jahren erleuchtete Protestanten den gewiegtesten Widersachern entgegnet haben. Hier müssen wir uns auf Andeutung des Inhalts beschränken.

Der Verf. von Nr. 1 (die „Anna, oder Weltleben und Enttäuschung", als deren Verf. er sich bezeichnet, ist uns nicht bekannt geworden) widmet sein Büchlein „dem Verf. von Clemens August, C. v. K. ein Sendschreiben an den Freiherrn v. Gagern ꝛc. mit innigster Hochachtung" und versichert, „die Geschichte einer getrennten Ehe sei kein Traum der Phantasie, sondern eine traurige Wirklichkeit", was in jeder Beziehung wahr sein mag. Seine Anonymität rechtfertigt er damit, daß es zur Erreichung seines Zwecks, nämlich „in den jungen Gemüthern die Überzeugung zu befestigen, daß in der innigsten und heiligsten Verbindung kein wahres Glück zu finden sei, als nur dann, wenn die Religion — auch in denselben Grundsätzen, in demselben Glauben die Gatten auf ewig vereinigt", der Nennung seines Namens nicht bedürfe. Es erregt ein nicht gerade ungünstiges Vorurtheil, wenn er in der Vorrede versichert, dem Ziele, das alle Kräfte vereinigen sollte, die Wahrheit der katholischen Religion vor „unsern getrennten Glaubensbrüdern mit schonender Liebe in ihrem ganzen Lichte zu zeigen", mit allem Ernst nachzustreben.

Die Geschichte der getrennten Ehe wird in Briefen mitgetheilt, welche Mathilde, eine vater- und mutterlose Waise, aber eine sehr reiche Erbin eines adeligen Hauses, mit ihrem vortrefflichen Bruder, der aus heiligem Eifer, mit Verzichtleistung auf alle Ehren und Güter seines Standes und seiner Familie, katholischer Priester und, nachdem er die Erziehung seiner einzigen ihm anvertrauten Schwester vollendete, Missionnair in Neufundland ward, und mit ihrer Freundin, der reizenden Emilie wechselt, wozu noch einige andere Correspondenten sich gesellen. Der fromme Bruder, der noch, bevor er sich einschifft, von London aus in einem langen Sendschreiben, zur Beantwortung der Frage: welche von den Religionen die wahre sei? ihr die wesentlichen Grundsätze der römischen Kirche, mit nachdrücklicher Abwehrung aller Andersdenkenden, zusammenstellt, hat sie im katholischen Glauben so unerschütterlich fest gegründet, daß sie die Hand eines liebenswürdigen und von ihr zärtlich geliebten jungen Grafen mit bewundernswürdiger Überzeugungstreue und Resignation ausschlägt, sobald sie erfährt, daß der Geliebte ein Protestant ist. Nicht so standhaft erweist sich ihre Freundin Emilie, die, obwol sonst gutkatholisch, doch der zärtlichen Neigung zu einem Akatholischen nachgibt, den Bruder jenes Grafen ehelicht und mit ihm von Strasburg nach Berlin zieht, wo denn die neuen protestantischen Verwandten sie zwar freundlich aufnehmen, aber doch etwas scheel ansehen. Der junge Gemahl huldigt ihr mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit, hindert sie nicht nur nicht in ihren kirchlichen und häuslichen Andachtsübungen, sondern begleitet sie auch regelmäßig in die Messe, wogegen sie, um ihn in diesem Liebesdienste nicht zu ermüden, nicht mehr alle Tage in die Kirche geht, was freilich schon einen Schatten auf ihre Ehe wirft. Doch sie hat dem Manne ihrer Liebe einen Sohn geboren, was ihr Glück um so mehr erhöht, da der glückliche Vater ihr den Wunsch gewährt, daß das Kind ihrer Kirche angehören soll. Aber ein böser Dämon, in der Gestalt eines Oheims ihres noch immer „angebeteten" Gemahls, greift feindlich in ihr eheliches Glück ein, sodaß sie nach neunjähriger nicht ungetrübter Dauer desselben den Wankelmuth ihres Gemahls beklagen muß, der gegen seine deutliche Zusage dem Sohne doch einen protestantischen Lehrer gibt, und 15 Monate später sogar in ein junges Mädchen, das mit Vorwissen und unter Begünstigung des bösen Onkels ihn an sich gezogen hat, sich verliebt, dann, um diese Buhle zu ehelichen, von seiner treuen, so lange zärtlich geliebten und noch immer verehrten Emilie sich scheiden läßt, nicht ohne innere Kämpfe und Gewissensbisse, mit dem Bewußtsein, daß er sich unglücklich mache und an dem treuen Weibe sich versündige, aber kraft- und haltlos der Schlange folgend, die ihn verlockte und die er nicht einmal achten kann.

Daran ist nun allein die protestantische Kirche schuld, weil sie die Ehescheidung und die Wiederverehelichung der Geschiedenen gestattet und dadurch edle Männer verleitet, einer sündlichen Neigung nachzugeben und, ein treues Weib verstoßend, Liebe und Treue, Ehre und gute Grundsätze aufzuopfern, die heiligsten Gelübde und Eide zu brechen. Eine Kirche, die solchen Wankelmuth, solche Treulosigkeit, solche Bundbrüchigkeit begünstigt, ist damit schon gerichtet! Was bedarf's weiter Zeugniß wider sie, oder auch nur der Untersuchung, ob sie wirklich an solchem Frevel und an dem Wankelmuth eines charakterlosen Menschen einen Antheil habe?

Wir wollen zugeben, daß ein verblendeter Mann, der im Herzen schon bundbrüchig geworden, in der Möglichkeit der Wiederverehelichung nach Verstoßung des Weibes seiner Jugend, eine Begünstigung seiner Leidenschaft finden kann, etwa wie Mancher durch das leicht zu misbrauchende Pönitentiarsystem und durch die Aussicht auf vollkommenen Ablaß in der römischen Kirche sich in träge Sicherheit einwiegen und verleiten läßt, seiner sündlichen Neigung und Leidenschaft widerstandloser zu folgen, wie es denn auch nicht an Beispielen fehlt, daß von Gewissensbissen geängstete Seelen eben darum die der evange-

lischen Kirche gelobte Treue brachen und im Übertritt zur römischen die ersehnte Ruhe suchten. Verdammen wir deshalb die ganze römische Kirche, deren Irrthümer und Misbräuche wir allerdings nicht billigen können? So soll sie auch unsere Kirche, die sich ja nicht rühmt die vollkommene „Gemeinde, die da herrlich, heilig und unsträflich sei, und nicht habe einen Flecken oder Runzel, oder des etwas", schon zu sein, sondern es nur in immer höherm Maße zu werden trachtet, um eines Makels willen nicht verdammen. Das leugnen wir nicht, daß die Leichtfertigkeit der Ehescheidung und die allzu unbedingte Erlaubniß zur Wiederverehelichung der Geschiedenen wirklich ein Makel ist, obwol nur auf eine Connivenz in der Praxis, nicht auf ein sanctionirendes Dogma der Kirche gegründet. Sie hat freilich der Meinung, die zweite Ehe der Geschiedenen sei besser als das Concubinat, das um so leichter eintritt, je strenger die Scheidung und Wiederverehelichung verweigert wird, zu vielen Einfluß eingeräumt; aber sie verweist immer wieder auf das klare Zeugniß ihres Herrn und Meisters selbst: „Wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe!" und verschmäht die nichtige Ausflucht, bei der man die „Abgeschiedene" in eine „Entlaufene" umdeutet. Wenn sie gleichwol die Wiederverehelichung Geschiedener zuläßt, so geschieht es um der „Herzenshärtigkeit" der Menschen willen, und um größeres sittliches Verderben in außerehelicher Geschlechtsgemeinschaft abzuwenden, die Verantwortung Denen, welche, obwol gewarnt, neue Bande knüpfen, bevor der Tod die ersten gelöst hat, und der weltlichen Gewalt, welche eigenmächtig, was die Kirche verbunden hat, scheidet und durch einen Machtspruch die Wiederverehelichung gestattet, überlassend. Die Einsegnung der zweiten Ehe Geschiedener, ehe der Tod des getrennten Gatten sie frei gemacht, wird die Kirche ihren Dienern nie ansinnen, sollte der Staat, der etwas wider die Gewissen und wider Gottes Wort nicht verordnen darf, sie gebieten, und die Geistlichen berufen sich, wenn es geboten wird, mit vollem Recht auf das Zeugniß des Geistes: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!"

Es ist aber nicht zu übersehen, daß, wie Christus selbst die Scheidung „um Ehebruchs willen" ausdrücklich gestattet, wenn durch solchen Frevel das eheliche Band wirklich zerrissen ward, dem unschuldigen Theile die Wiederverehelichung, ohne Widerspruch gegen das Gebot und Verbot des Herrn, gestattet werden darf. Und wenn wir nun, festhaltend an dem Zeugniß unsers Herrn und Meisters: „Wer ein Weib ansiehet ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen", den Ehebruch nicht blos in eine äußerliche, leibliche, sondern auch in eine innerliche, geistige Thatsache setzen, so findet er und gleichzeitig eine gewaltsame Zerreißung des im Himmel geschlossenen und durch das Gelübde gegenseitiger Treue, sowie durch die kirchliche Weihe vollzogenen Bundes weit häufiger statt, als vor Augen liegt, wol in den meisten Fällen, wo die Ehescheidung beantragt wird. Die Praxis der evangelischen Kirche, welche sich nicht anmaßt, die Gedanken und Sinnen der Herzen zu richten, das Maß der verborgenen Schuld abzuwägen und die Schuldigen nach Verdienst zu strafen, darum die Berechtigung zur Wiederverehelichung dem Gewissen der Betheiligten anheimgibt, möchte eben darum keineswegs so verdammlich sein, wie die Widersacher behaupten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Johann Ferdinand Schlez nach seinem Leben und Wirken. Herausgegeben von Ludwig Christian Diefenbach. Gießen, Heyer Vater. 1840. 8. 4 Gr.

Wenn manche Biographien zu lang und darum langweilig werden, so wird man hier wünschen, noch weit mehr zu haben. Der geistreiche, ja geniale, im Amte und als Schriftsteller verdienstvolle, helldenkende und freimüthig sprechende, aber auch als Mensch achtungswerthe Schlez war 1759 geboren, studirte seit 1778 in Jena, wie er bekennt, sehr verkehrt, indem er bei Danov im zweiten Theil der Dogmatik hospitirte und zum erstenmal hörte, „daß der Vernunft auch in Glaubenssachen Sitz und Stimme gebühre, und daß auch wol mancher Ist und Aner recht haben könnte". Schlez musterte eilig den ersten Theil und verschlang den zweiten als Zuhörer mit Heißhunger ohne alle exegetische und philosophische Grundlage, vervollkommnete sich aber später. Im J. 1781 wurde er bei seinem Vater, welcher Pfarrer in Ippesheim war und bald starb, Gehülfe und 1800 durch den Graf Karl von Görz Inspector und Consistorialrath in Schlitz, wo er nun in Schule und Kirche kräftig und segensreich wirkte. Er feierte 1831 sein 50jähriges Jubilfest, nach vielem Bitten öffentlich, wobei er viele Beweise der Achtung, Liebe und Dankbarkeit erhielt. Seine Jubelpredigt enthielt wahrhaft väterliche und offenherzige Worte über Das, was ihn an diesem Tage erfreue und betrübe, und die Reden und Gebete seiner beiden Schwiegersöhne Hegelbach und Diefenbach erhöhten die Erbauung. Schlez starb 1839. Die Gedächtnißpredigt von Diefenbach hebt hervor, nach welchen Grundsätzen der Verewigte gelehrt und gepredigt habe. Er trug das vernunftgemäße Christenthum vor, worüber der Redner die Hauptpunkte angibt, weshalb allerdings benachbarte Amtsbrüder mehr, als ihm lieb war, sich um ihn bekümmerten und confraternitätlich sich bei der Gemeinde erkundigten, wie sie denn mit ihrem „Semibahrdt" zufrieden sei. Indeß diese war mit ihm einverstanden, wie denn überhaupt von jeher die Lärmmacher die friedlichen und unbefangenen Kirchkinder erst mistrauisch und verwirrt gemacht haben. Daß jetzt fast überall die Zahl der Kirchenbesucher geringer sei als vor 50 Jahren, leugnet Schlez nicht; aber 100 Christen, die aus vernünftiger Hochachtung der Religion die Kirche besuchen, wiegen in seinen Augen 1000 Frohnkirchgänger auf. Es werden am Schlusse 38 Schriften von Schlez unter sieben Rubriken angegeben. Der bekannte „Denkfreund" hatte 1837 12 Auflagen erhalten. „Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard" haben dem Prügelsystem großen Abbruch gethan. Auch in Zeitschriften lieferte Schlez viele Beiträge. 69.

---

## Literarische Notizen.

Eine neu erschienene Broschüre trägt den Titel: „Juillet! Manuscrit des tombeaux", mit dem seltsamen Zusatz: „Cette publication anonyme et transcendante est due au hasard d'une trouvaille faite sur la place du Louvre."

Von der „Galerie des contemporains illustres, par un homme de rien" erschien die 18. Lieferung, mit einem Portrait von Planta, enthaltend: „M. le comte Molé." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 239. —— 26. August 1840.

## Jesuitische Romane.

(Fortsetzung aus Nr. 238.)

Kehren wir wieder zu unserm Roman zurück. Die unglückliche Emilie, die mit zerrissenem Herzen, arm, wie sie gekommen, nichts vom reichen Gut des Treulosen annehmend, der zweiten Gattin desselben weicht, findet einigen Trost in der nun erlangten Vollmacht, ihren Sohn katholisch zu erziehen und eine Zuflucht bei ihrer Schwiegermutter, die auch ihrem protestantischen Gatten aus der Heimat gefolgt und, von ihm beherrscht, zu seiner Kirche übergetreten war, nun aber zu der römischen zurückkehrt. Indeß ist Mathildens erster Geliebter nach langer Abwesenheit aus fremden Landen heimgekehrt, und da die standhafte Jungfrau alle Auffoderungen ihrer Freunde, einen Andern zu beglücken, und alle Bewerbungen zurückgewiesen hatte, dringen nun die tiefgebeugte Freundin und deren Schwiegermutter in sie, Jenem, der aus Überzeugung katholisch geworden, ihre Hand zu reichen. Auch ihr Bruder, der fromme Missionnair, ist, nachdem er bei einem Überfall der Wilden, in deren Steppen er das Evangelium predigte, der Augen beraubt worden, nach Europa zurückgekehrt, und sie darf ihn nun um seinen Segen zu ihrem Bunde mit dem Manne bitten, dem sie, seit er „zur Erkenntniß der wahren Religion gekommen" und zu ihrer Kirche übergetreten ist, freudig die treue Hand reicht. Emilie sieht ihren von ihr geschiedenen Gemahl noch einmal wieder, aber sterbend; denn der Schmerz bitterer Reue hat des Mannes Kraft früh zerstört. Das Buch endet mit einem Briefe über den bald nachfolgenden Tod seiner Mutter.

In diesen Gang der einfachen Erzählung sind überall Bemerkungen eingewebt, auf Verherrlichung des Katholicismus und Anschwärzung des Protestantismus klüglich berechnet. Wie grundlos, einseitig und nichtig viele derselben sind, ließe sich leicht nachweisen, wenn hier der Ort dazu wäre. Sie sind wie Reden eines Träumenden, der auch das Wahre, was ihm etwa vorschwebt, mit allerlei wunderlichen Phantasiegebilden vermischt. Wir wollen ihm denn auch seine Hirngespinnste, Verdrehungen und wirkliche Lästerungen zugutehalten, und um das feindselige, nicht blos irrende, sondern auch unwahrhafte Treiben der ultramontanen Eiferer unserer Zeit ein wenig zu charakterisiren, nur ein paar Proben der hier enthüllten Weisheit hervorheben.

Fürs Erste haben wir für die Untrüglichkeit des von Christo und den Aposteln herstammenden Kirchenlehramtes die höchste, natürliche Bürgschaft in der Übereinstimmung der Kirchenlehrer aller Länder und aller Jahrhunderte!

Das aber kann von jeder katholischen Lehre dargethan werden, daß sie von Anfang an in der ganzen katholischen Kirche ohne Widerrede gelehrt und geglaubt worden ist, mithin apostolischen Ursprungs ist, und kein Gelehrter in der Welt wird vermögen, das Gegentheil zu beweisen und darzuthun, wann, wo und wie auch nur die mindeste Kirchenlehre erst nach der Apostelzeit sich eingeschlichen, oder mit Gewalt der Kirche aufgedrungen wäre!

Das heißt doch recht den klarsten Geschichtszeugnissen Hohn sprechen! Wir übergehen die ebenso gut durchgeführten Beweise, daß außerhalb der katholischen Kirche durchaus kein fester, lebendiger Glaube möglich, die heilige Schrift zur Begründung desselben völlig unzureichend, und das „untrügliche Lehramt", die einzige sichere Stütze des Glaubens sei. Aber erwähnen wollen wir noch die Lästerungen:

Des Nichtkatholischen Tugend ist Moral ohne wahre Grundlage, weil ohne festen Glauben; des Katholiken Leben ist Folge einer innersten Überzeugung u. s. w.

Zum Trost wird doch auch hinzugefügt:

Es gibt allerdings unter den Nichtkatholischen noch gar manche rechtschaffene, edelgesinnte Menschen, die redlich nach Wahrheit streben und ihr, so gut sie dieselbe erkennen, treu nachleben. Solche gehören innerlich unserer Kirche an, so sehr sie dieselbe auch, durch Vorurtheile geblendet, verkennen oder gar verachten. Da ihre Gelehrten und Prediger die katholische Religion nie und nimmer unverzerrt darstellen, so ist es nicht unsere Religion selbst, was jene Wohlgesinnten misachten und verwerfen, sondern es ist nur das falsche Zerrbild davon u. s. w.

Das ist aber nur ein wenig Balsam für die Wunden, die der Verf. den armen Protestanten schlägt; bald heißt es wieder:

Was immer sie noch von der positiven Offenbarung kennen und fest glauben, das haben sie der besondern Führung der göttlichen Vorsehung und unserer Kirche zu danken; denn im Grunde haben sie dafür nichts als eine trügliche Menschenautorität, die durch die endlosen Widersprüche ihrer Gelehrten vollends durchaus zweifelhaft erscheint. Übrigens bleiben ihnen viele Heilslehren, und — außer der heiligen Taufe — alle Sacramente unzugänglich.

Nicht umsonst sagt das Sprüchwort (das einige Römlinge gern in Gang bringen, aber nie zum christlichdeutschen Volkswort machen werden): Es läßt sich im Protestantismus bequemer leben; aber im Katholicismus besser leben und sicherer sterben!

Wie diese trefflichen Seelsorger die armen Weiblein,

die einen Protestanten geehelicht, beängstigen, davon nur Eine Probe; von der Mutter, die eingewilligt hat, ihr Kind in der Religion des Vaters erziehen zu lassen, heißt es:

Ach sie darf es nicht bewillkommnen als ein Wesen, das sie für den Himmel erziehen soll; sie darf es nicht bezeichnen mit dem Zeichen des Heils —! Endlich sie selbst liegt auf dem Sterbebette; der Priester kommt; die andersglaubenden Kinder wenden sich weg bei den Gebeten, bei den Sacramenten; Keins der Lieben kann ihr zusprechen in ihrem Todeskampfe; Keins wird für sie beten, wenn sie entschlafen ist! — Und Alles, Alles das hat sie verschuldet, hat sie selbst verursacht!

Ist das nicht ein rührender Unsinn? Gewiß, das arme Volk, das solchen Führern folgt, muß die Protestanten für ärger halten als Türken und Kannibalen!

Und nun noch zwei Edelsteine aus dem Diadem, das die treue Hand unsers unbekannten Freundes um die Schläfe des Protestantismus gewunden hat:

Das katholische Weib wird dem Manne durch ihre Religion gegeben, und die heilige Weihe segnet den unauflöslichen Bund. Der Protestant ergreift ihre Hand wie zum fröhlichen Reihetanze, und er kann sie wieder verlassen und eine andere wählen; sie bleibt dann stehen, und die Welt verhöhnt ihren Schmerz.

Einsam stirbt der Protestant, kein Gebet tröstet ihn, kein Sacrament stärkt ihn. Dann, wenn die menschliche Natur noch einmal erwacht und alle seine Philosophie verschwindet u. s. w.

Doch genug! Es würde sich nicht der Mühe lohnen, solches Gerede nachzuschreiben, wenn es nicht eben auch zu den Zeichen der Zeit gehörte. Wie fein äußert sich hier „die schonende Liebe, mit der den getrennten Glaubensbrüdern die Wahrheit der katholischen Religion in ihrem ganzen Lichte" gezeigt wird!

---

Viel wichtiger, tiefer eingreifend und verführerischer ist Nr. 2. Das angebliche englische Original ist nicht näher bezeichnet. Der Styl verräth gerade nicht eine Übersetzung; aber eine Bekanntschaft mit englischen Zuständen und mit der Verfassung der Hochkirche ist überall unverkennbar. Gegen die bischöfliche Kirche Englands ist denn auch die ganze Polemik des Buchs zunächst gerichtet, so aber, daß alle Pfeile, Speere und Spieße, welche gegen jene geschleudert werden, darauf wohlberechnet sind, auf den gesammten Protestantismus abzuprallen. Daß dieser noch etwas Anderes ist als die englische Hochkirche, daß nicht Alles, was etwa dieser zum Vorwurf gereicht, auch jenem eigen sein mag, davon wird billig keine Notiz genommen und natürlich noch weniger erwogen, ob nicht vielleicht die bedeutendsten Gebrechen jener Kirche darin ihren Grund haben, daß der alte papistische und hierarchische Sauerteig nicht gründlich genug ausgefegt, vielmehr neuer Wein in alte Schläuche gefaßt worden ist. Wir haben's hier aber mit einem Gegner zu thun, der sich scheinbar ernstlich auf die Streitpunkte einläßt, auf jede Frage eine Antwort, auf jede Anklage eine Vertheidigung, gegen jeden Angriff eine Waffe, wenn auch öfter eine stumpfe in Bereitschaft hat, die Sache seiner Kirche, ihre Dogmen und Gebräuche, ihre Verfassung, ihre Disciplin und Praxis ins günstigste Licht zu stellen weiß, und dabei eine wohlmeinende Miene zur Schau stellt, seine Behauptungen als das Ergebniß der reifsten Forschung und Erfahrung einzukleiden weiß, daß man sich leicht überreden lassen könnte, es sei alles lauteres Gold, was da schimmert und flimmert, wenn man nicht etwas tiefer eindringt und mit den Waffen eines wohlbegründeten Glaubens und lichtvoller Erkenntniß seine zudringlichen, bald schleichenden, bald stärker auftretenden Doctrinen abwehrt.

„Die Bekehrungsgeschichte einer geistvollen protestantischen Engländerin zum katholischen Glauben" bildet den Inhalt des merkwürdigen Buches, und das Vorwort versichert, die Heldin desselben — angeblich eine Nichte des Parlamentsmitgliedes Sir Andrew Agnew — sowie die meisten der neben ihr auftretenden Personen seien keine erfundenen, sondern wirklich existirende Personen. Wir lassen das auf sich beruhen, leugnen aber, daß „in der an sich ganz einfachen Begebenheit", in der wir den Stempel der Wahrheit nicht verkennen wollen, insofern nämlich Alles sich gerade so, wie es erzählt wird, zugetragen haben kann, die Form der Darstellung in ihrer Art höchst vollendet sei und den Reiz der Dichtung sogar auf die trockene Relation der Controverse übertrage; wir können insbesondere nicht zugestehen, daß „alle Gegensätze des Protestantismus und Katholicismus mit aller Tiefe und Gründlichkeit aufgefaßt worden". Der deutlich ausgesprochene Zweck: in den Schoos der katholischen Kirche alle Jene zurückzuführen, die jetzt blos aus Unkunde ihrer „Dogmen, Institute, wie auch der Bedeutung der ihren äußern Cultus umgebenden Formen, noch in der Reihe ihrer Gegner ihr mistrauend gegenüberstehen", kann allerdings bei unwissenden, zu schärferer Prüfung nicht geeigneten, oder nicht geneigten Leichtgläubigen, die der gewandten Überredungskunst nur schwachen Widerstand leisten, erreicht werden, aber schwerlich bei Denen, die durch die Schale zum Kern dringen, Alles gründlich prüfen, und eben darum, weil sie den Katholicismus und Romanismus mit seinem ganzen Lehr-, Cultus- und Verfassungsapparat kennen und unparteiisch würdigen, ihm eine wohlgewappnete Brust und einen starken Schild entgegenstellen.

Es genügt, den allerdings an sich sehr einfachen, überall mit theologischen Controversen durchwebten Gang der Geschichte anzudeuten. Geraldine, die Heldin, Tochter und reiche Erbin des Generals Carrington, fühlt sich in Abwesenheit des Vaters, der in Spanien für Don Carlos kämpft, während die Cholera in der Umgegend wüthet und ein katholischer Priester durch eifrigen und muthigen Zuspruch bei den Kranken, auch bei protestantischen sich auszeichnet, von religiösen Zweifeln bedrängt und zu theologischen Betrachtungen getrieben. Früh der Mutter beraubt, ward sie von einer französischen, protestantischen Gouvernante, die ihr die Religion nur als trockene Verstandessache, mit Ausschluß aller Phantasie und allen Gefühls zeigte, später von einer fremden Engländerin erzogen, deren exaltirte Frömmigkeit sie zu der sogenannten evangelischen Partei hinführte und mit der Hochkirche entzweite. Die ausbrechenden Streitigkeiten und Parteiungen unter den Evangelischen über die Lehre von den Geistesgaben, vom tausendjährigen Reich, von der Kindertaufe kamen dazu und erweckten im Herzen der ernsten heil-

begierigen Jungfrau die Sehnsucht nach einer Gewißheit, die sie nur in einer alles entscheidenden Autorität außer sich finden zu können meint, nach einem Seelenfrieden, den weder die Hochkirche, noch die Dissenters ihr gewährt hatten. Ihr zur Seite steht eine kältere, nicht kirchlich-indifferente, aber weniger grübelnde Freundin, Katharina Graham, die der schottischen Kirche angehörig, die zunehmende Entzweiung Geraldinens mit der Hochkirche nicht hindert, wol aber, doch nur schwach, ihre Hinneigung zum Katholicismus bekämpft. Geraldine hat bereits den gutrömischen Gedanken aufgenommen: alle Irrthümer, alles Sektenwesen und alle Übel in der protestantischen Kirche seien in der unbedingten Vollmacht zum Lesen der Bibel und in dem „System der Privatauslegung" derselben gegründet; doch will sie noch versuchen, ob sie sich mit ihrer Hochkirche verständigen und in ihr ausruhen könne von ihren Zweifeln und Glaubenskämpfen. Darum wendet sie sich an ihren Oheim, Dr. John Sinclair, Warden des theologischen Collegiums in Oxford, dessen Orthodoxie in weitverbreitetem Rufe steht und der eben seine Ferienzeit der grübelnden Nichte auf ihrem Landgute widmet. Der gelehrte Herr ist freilich eben nicht geeignet, ein schwärmerisches weibliches Gemüth auf den rechten Weg zurückzuführen und zu klarer Überzeugung zu erheben, oder die gute Sache der evangelischen Lehre und Verfassung unbefangen und kräftig zu vertheidigen; aber solche einseitige und festgerammte Vertheidiger einer protestantischen Partei gelten den Gegnern als Repräsentanten des ganzen Protestantismus, und alle ihre Schwächen werden diesem aufgebürdet. Indem er gegen die protestantischen Gemeinden des Festlandes und gegen die Dissenters Englands eifert und, misbilligend, daß sie auf „die Bibel allein" verweisen, auf die „der Privatauslegung steuernde oder doch sie beschränkende Autorität der ersten christlichen Jahrhunderte, der reinen und heiligen Periode des Bestehens der allgemeinen christlichen Kirche", insbesondere auf die „einstimmigen" Aussprüche der Kirchenväter der fünf ersten Jahrhunderte der katholischen Kirche sich beruft, appellirt er nicht nur an eine menschliche Autorität in Glaubenssachen, im Widerspruch mit einem wesentlichen Grundsatz des Protestantismus, sondern gibt auch eben damit der katholisirenden Nichte selbst die Waffen zu defensiven und offensiven Entgegnungen in die Hand. Und so kämpft er nicht selten mit Waffen, welche die Gegner bei einiger Gewandtheit und mit der ihnen eigenen Taktik gar bequem und leicht gegen ihn selbst wenden können, und beweist nur zu häufig, wie das Nopoperygeschrei in der bischöflichen Hochkirche wol den römischen Papst, aber nicht seine Principien perhorrescirt. Mit seinen Beweismitteln, daß die Kirche von England „in die Rechte und Privilegien des abtrünnigen Rom eingetreten und die katholische apostolische Kirche Christi auf Erden sei", richtet er denn wenig, ja nichts aus bei der kecken Presbyterianerin Miß Graham, welche ihn und die Sache etwas muthwillig behandelt, und bei der unermüdlichen Nichte, welche die ganze Hausbibliothek durchspürt, mit Aussprüchen der Kirchenväter und mit Conciliensschlüssen ihn aufs Eis führt, und obwol er endlich noch leiblich mit Ehren vom Kampfplatz sich zurückzieht, so hat's doch ganz den Anschein, als ob die katholische Kirche in dem auf alle Spitzfindigkeiten der Controverse eingehenden Mädchen einen glänzenden Triumph über ihn davontrage, ja nicht dieser Doctor der Gottesgelahrheit allein, sondern auch die Kirche, der er angehört, scheint auf schwachen Füßen zu stehen, da er nicht einmal den Angriffen zweier Weiber tapfer zu widerstehen vermag, wie es dem Verf. beliebte, den Kampf darzustellen.

In diese Controverse greift die Cholera ein, die im Landhause selbst ausbricht und die Haushälterin aufs Sterbebett wirft. Da bietet sich denn eine willkommene Gelegenheit dar, den Cölibat des römischen Klerus, gegenüber den verehelichten Geistlichen der Protestanten zu verherrlichen. Die Kranke verlangt nach einem Beichtvater, verschmäht aber den anwesenden Warden, diesen „hochwürdigen Kirchendignitair", und verlangt nach dessen jüngerm Bruder, der Vicarius in der Gemeinde ist und herbeigerufen wird. Er ist trotz der Gefahr der Ansteckung bereit zu kommen und der Sterbenden Trost zu bringen; da hängen Weib und Kinder sich an ihn mit Bitten, Drohungen, Weinen und Jammern, und nach langem, pflichtgetreuem Sträuben, von dem Anblick der ohnmächtig hingesunkenen Gattin überwältigt, lehnt er den dringend erbetenen Besuch ab; „er hatte im Gatten den Priester Gottes eingebüßt". An seiner Statt wird der Rector des Kirchspiels herbeigerufen, welcher alsbald mit sichtbarer Bestürzung und Beklemmung erscheint, aber vor Allem die anwesenden Ärzte, die eben über die Behandlung der Kranken streiten, befragt, ob die Krankheit ansteckend sei. Ehe die Doctoren sich darüber vereinigen können, zieht der Warden ihn wider Willen fort und nöthigt ihn ins Krankenzimmer. Neues Unheil, neue Schmach über die Kirche, die verehelichte Seelsorger hat! Die Sterbende vertraut dem Rector unter dem Schirm des Beichtsiegels ein hochwichtiges Geheimniß, mit dem beladen er nach Hause eilt, wo die zärtliche Gattin ihn den ganzen langen Tag so unwiderstehlich bestürmt, daß er sich endlich „zu seiner eigenen unendlichen Verwunderung, Bestürzung, großem Schrecken und Bedauern" das Geheimniß, welches die Ehre des abwesenden Generals, des Vaters Geraldinens, sehr zu compromittiren scheint, entreißen läßt, wobei ihm nichts übrig bleibt, als sein Gewissen mit der Mahnung zu beschwichtigen: „Meine Theure! Ich verlasse mich auf deine Discretion!" Aber die Dame hat nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als zu einer vertrauten Freundin zu eilen, „auf deren Discretion sie sich verließ", und sie und sich durch die Mittheilung des unverletzlichen Geheimnisses zu befriedigen, worauf denn, wie sich von selbst versteht, andere discrete Freundinnen auch ihr Theil davon bekommen, sodaß jenes Geheimniß bald ein öffentliches ist. Diese Fabel lehrt, daß es besser ist, katholisch zu werden, damit das geängstete Herz seine Geheimnisse einem unverehelichten Beichtvater (über den hoffentlich auch keine liebe Schwester, Nichte, Haushälterin oder Köchin Gewalt haben wird) anvertrauen könne.

Folgereicher als der Warden, welcher wider seinen Willen Geraldinens Hinneigung zum Katholicismus mehr fördert als hemmt, wirkt dessen gelehrter und excentrischer Universitätsfreund, Herr Everard, ein Freund und Vertrauter ihres Vaters und ihres besondern Wohlwollens und Vertrauens sich erfreuend, auf den Gang ihres Geistes und Herzens ein. Der alte Herr ist Kunst- und Alterthumsfreund, schon aus diesem seinem Standpunkte der römischen Kirche geneigt, dazu etwas abenteuerlich und mit dem Plane beschäftigt, die getrennten Kirchen unter Einer Fahne zu vereinigen. Er leistet Geraldinen in ihren Forschungen Vorschub und Beistand, geht mit ihr auf Untersuchungen ein, die alle zu Gunsten der römischen Kirche ausfallen, und nachdem er sie in diese hinein phantasirt und demonstrirt hat, ist er gleichwol nicht damit zufrieden, daß sie öffentlich in dieselbe übertreten will. Seit er sie zu den Ruinen einer längst zerstörten Abtei geleitet hat, in der bald nachher, als sie zum Theil wieder bewohnbar gemacht worden, jener katholische Priester, Pater Bernard, sich ansiedelt, welcher in der Cholera seine eifrige Seelsorge auch den verlassenen Protestanten gewidmet hatte, ist er fast immer ihr Begleiter und Studiendirector, und wie er ihr die Reformation als eine Empörung gegen die Kirche und Roms geistliche Obergewalt bezeichnet, so entfremdet er sie immermehr ihrer Mutterkirche.

Dazu hatte schon früher ein junger katholischer Engländer, de Grey, den Weg gebahnt, indem er sie nicht nur überredete, daß alle Einwürfe der Protestanten gegen die römische Kirche entweder aus völliger Unbekanntschaft mit den Lehren und der Verfassung derselben hervorgegangen, oder lauter absichtliche Misdeutungen, Entstellungen und Verleumdungen seien, sondern ihr auch Bücher zustellte, in welchen der Glaube der Katholiken aus der Schrift und durch die Kirchenväter der ersten fünf Jahrhunderte (auf die ja auch der Warden provocirt hatte) erwiesen sein sollte. Weder der Warden, noch dessen jüngerer Bruder, der Vicar, dem sie sehr zugethan ist, ein redlicher, milder und wohlmeinender Mann, der es an Warnungen nicht fehlen ließ, aber doch nicht energisch ihren Führern begegnete, konnten die günstige Meinung, welche jener liebenswürdige junge Katholik hinsichtlich der römischen Kirche ihr beigebracht hatte, beseitigen, und die wunderlichen, zum Theil lächerlich erscheinenden Dinge, die sie in den Theegesellschaften der „Frommen" bemerkt hatte, waren eben nicht geeignet, sie mit dem Protestantismus, in dem sie nichts als Zwiespalt und Verwirrung zu sehen meint, zu versöhnen. Sie schien noch immer nur zu suchen und zu forschen, als sie schon versicherte: „der Glaube der erleuchteten Katholiken ist vollkommen faßlich und schön", und Hr. Everard, wie ein eingefleischter Dämon ihr zur Seite stehend, verfehlte nicht, Alles, was sie noch von „Vorurtheilen gegen die römische Kirche" geltend machen mochte, ihr auszureden. Die Sache macht sich in jeder Beziehung um so besser, da nicht ein Katholik, sondern dieser Mann, im Schoose und unter allen Vorurtheilen des Protestantismus aufgewachsen, als beredter Anwalt der römischen Kirche agirt. Der katholische Gottesdienst macht nun auf Geraldinens Gemüth einen um so unwiderstehlichern Eindruck und begeistert sie um so mehr, da sie ihn zunächst von einer sehr anziehenden Seite, in den schönen Vespergesängen und den sinnreichen Litaneien kennen lernte, die im Buche abgedruckt sind, um auch damit zu beweisen, wie sehr die Protestanten den Katholicismus verkennen und misdeuten. Nun wird sie immer entschiedener dessen Apologetin und beweist sogar in einer gelehrten Abhandlung, daß das Papstthum nicht der Antichrist sei, sowie sie denn auch schon mit der Transsubstantiationslehre nicht minder als mit der lateinischen Sprache beim Gottesdienst sich befreundet hat. So weit ist diese Seele am Schluß des ersten Theils geführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Volks- und Jugendschriften. Herausgegeben von Karl Steiger. Zwei Bändchen. St.-Gallen, Antiquariatsbuchhandlung von Ilge. 1839. 8. 20 Gr.

Diese Erzählungen sind ein Nachhall von der schönen Pestalozzi'schen Weise, die Deutschland in „Lienhard und Gertrud" willkommen hieß. Allein der Hr. Verf. ist bei einer sehr guten Anlage zu erfinden ohne den rechten Takt, und verdirbt daher, was er gutmacht, zehnfach. Besonders ist die zweite Erzählung sehr verunglückt zu nennen. Man muß wünschen, daß Hr. Steiger sich recht genau die Linien zeichne, und daß er vor allen frage, welcher Jugend, welchem Alter er seine Erzählung vortragen wolle. Dann wird er fühlen, welche Klippen er zu vermeiden habe. 6.

---

## Notiz.

### Literatur der englischen Socialisten.

In einem einzigen Monate erschienen in England, meist in wöchentlichen Lieferungen zu 3 Pence: 1) „Leben und Charakter Maximilian Robespierre's", von Bronterre, worin durch Thatsachen und unwiderlegliche Beweise dargethan wird, daß dieses angebliche blutdürstige Ungeheuer, dieser sogenannte Mörder der französischen Nation, einer der menschenfreundlichsten, tugendhaftesten, aufgeklärtesten und edelmüthigsten Reformatoren war, die jemals gelebt haben. 2) „Geschichte der Verschwörung zu Babeuf zu Gunsten der Gleichheit", von Buonarotti. (20 Lieferungen à 2 Pence.) 3) Prachtvolles Portrait Epikur's. (In Stahl gestochen, Probeabdrücke, 6 Schill.) 4) Prachtvolles Portrait von Thomas Payne. (In Stahl gestochen, mit einem Facsimile seiner Handschrift, erste Probeabdrücke 1 Schill., spätere 6 Pence.) 5) Portrait von Marie Wolstonecroft. 3 Pence. 6) Portrait des Dr. Priestley. 3 Pence. 7) „Küsse" des Johannes Secundus. Mit erotischen Fragmenten aus verschiedenen Werken. 8) „Das Gesetz der Natur", von Volney. (4 Pence.) 9) „Populaire Geschichte des Pfaffengeistes", Auszug aus dem großen Werke von William Howitt. (1 Schill. 6 Pence.) 10) „Betrachtungen über die sichersten Mittel, die faulen Priester aus der Kirche zu vertreiben." Von Milton. (6 Pence.) 11) „Recht und Nutzen des allgemeinen Stimmrechts." (1 Pence.) 12) „Bibel der Vernunft." (Die Lieferung 2 Pence.) 13) Leben und Schriften des Barons von Holbach (2 Pence). 14) „Rede über den Einfluß des geistlichen Standes." Von Robert Dale Owen. (3 Pence.) 15) „Das Leben Voltaire's." (2 Pence.) 16) „Das Leben Volney's", mit seinem berühmten Dialog zwischen dem Volke und den privilegirten Classen. (2 Pence.) 51.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 240. — 27. August 1840.


## Jesuitische Romane.

(Fortsetzung aus Nr. 239.)

Wir können den Inhalt des zweiten Theils etwas kürzer andeuten, da die Geschichte nicht beträchtlich fortschreitet, die eingewebten Controversen aber hier nicht umständlich besprochen werden dürfen.

Geraldine folgt mit ihrer Freundin und Hrn. Everard einer Einladung zum Schloß des hochkirchlichen Lord Hungerford, welcher, ein jovialer Weltmann, Katholiken und Protestanten um sich versammelnd, seinen Liberalismus beweist. Dort erscheint unerwartet, vom Festlande heimkehrend, der Sohn des Hauses, Lord Hervey, ein eifriger und frommer Protestant, welcher früher Geraldinen geliebt, von ihr zurückgewiesen, eine edle Jungfrau geehelicht hat und nun nach deren frühem Tode sich von neuem der ersten Geliebten nähert. Ihm zur Seite steht ein Major Tankerville, ein aufgeblasener, fanatischer Eiferer, in welchem der Verf. die protestantische Sektirerei recht abschreckend darstellen wollte. Geraldine freut sich in dem geselligen Kreise des Lord Hungerford eine alte katholische Dame, Lady Winefride Blount, zu finden, der sie schon mit Verehrung zugethan war und nun mit Vertrauen sich anschließt, ihr gestehend, sie sei im Herzen schon Katholikin. Aber die erfahrung- und geistesgewandte Frau zeigt sich mehr zurückhaltend, fast ausweichend, als entgegenkommend, und versteht es meisterhaft, indem sie die Hinneigung ihrer jungen Freundin zur römischen Kirche kaum zu begünstigen scheint, und ihr nur den guten Rath gibt, in der Sache, die sie so angelegentlich beschäftigt, nichts mehr zu lesen und nichts mehr zu denken, sondern allein das Herz wirken zu lassen, sie um so mächtiger auf ihre Seite zu ziehen und gegen den Protestantismus immer mehr einzunehmen. Dazu trugen denn auch, außer dem ungesalzenen Partrigeschwätz des mit Unverstand eifernden Majors, die Verhandlungen über eine Versammlung der Freunde der Reformation gegen die fortschreitenden Umtriebe des Papismus bei, indem der protestantische Hausherr aus den Mittheilungen eines katholischen Freundes darzuthun versucht, daß das Volk von England keineswegs freiwillig und aus Überzeugung, sondern durch harte Gesetze und schwere Verfolgungen gezwungen, von der römischen Kirche sich getrennt habe. Jene Versammlung, an der Geraldine Theil zu nehmen, obwol ungern, doch vielen Bitten, besonders Lord Hervey's nachgebend, sich bewegen läßt, war denn freilich, wie der Verf. sie darzustellen beliebt hat (es mag auch einige Wahrheit darin liegen), nicht geeignet, die Binde von den Augen der befangenen Jungfrau hinwegzuziehen, und sie hätte nicht bereits so präoccupirt sein müssen, wenn sie noch hätte bedenken sollen, daß nicht aller Eifer gegen das Papstthum so grundlos, wahnwitzig und lächerlich sei, wie er dort ihr erschien. Es versteht sich, daß die wenigen Katholiken, welche bei dieser Versammlung auftraten, die Wahrheit allein auf ihrer Seite zu haben scheinen, und das feierliche Anathema, welches ein Priester der römischen Kirche gerade gegen solche Lehren ausspricht, welche dieser von den Protestanten zum Vorwurf gemacht werden, würde allerdings als eine siegreiche Abwehr ungegründeter Angriffe und als eine glänzende Rechtfertigung sich geltend machen, wenn die angefochtenen Lehren überall das Gewand der Unschuld trügen, in welches sie dort sich kleiden, und nicht mit andern Lehren innig zusammenhingen, die ein anderes Licht auf sie werfen.

In Geraldinens Gemüth schleicht sich ihrer katholischen Richtung ungeachtet eine Neigung zu dem eifrig protestantischen Lord Hervey ein, dessen wachsende Liebe zu ihr nicht abläßt, an ihrer Heilung von so vielen vorgefaßten Meinungen zu arbeiten. Vergebens! Sie ist in theologischen Controversen zu geübt, auf ihrem Wege schon zu weit vorgeschritten, als daß seine allerdings nicht unbefangenen Ansichten und Meinungen etwas über sie vermocht hätten, obwol sie gern seinem Gedankengange folgte, wenn er in der Abendbetstunde die Schrift auslegte. Sie weiß die Verehrung der Marie und der Heiligen, die Lehre von der Unfehlbarkeit des Priesterthums, von der Tradition gegen ihn gewandt zu vertheidigen und den Reformatoren Makel anzuheften, von denen er dieselben nicht sogleich zu reinigen vermag. Die gegenseitige vertrauliche Annäherung und das beredte Geständniß seiner Liebe, die noch einmal sie anfleht, in seine Kirche zurückzukehren, dient nur dazu, sie um so entschiedener zu trennen.

Bald nach der Lady Winefride Blount, welche Geraldinens bange Sorge, wie ihr ferner Vater ihren Entschluß, zur römischen Kirche überzutreten, aufnehmen werde, sehr gesteigert, aber auch mit weiblicher Gewandtheit sie zur Ausdauer ermuntert hat, verläßt auch sie mit Miß Graham und ihren Dienerinnen das Schloß Lord Hunger-

ford's und kehrt auf ihren Landsitz zurück. Kaum heimgekehrt, sieht sie sich auch von ihrer Freundin verlassen, die eilig nach Schottland zurückkehren muß, nachdem sie ihr noch das Geheimniß ihrer unglücklichen Liebe vertraut hat. Der junge Mann, mit dem sie sechs Jahre lang verlobt war, hat endlich, da eine Anstellung ihn in den Stand zu setzen schien, sie heimzuführen, arm und stolz, wie er ist, sie ihres Versprechens entbunden, weil er ihr kein glänzendes Loos zu bereiten vermöge.

Geraldine schreibt in ihrer Einsamkeit Briefe an den Vater und an ihre beiden Oheime, den Warden und den wackern Vicar, ihren unerschütterlichen Entschluß ihnen anzuzeigen. Der Letztere antwortete ihr recht im Geist christlicher Liebe, die sie mit inniger Rührung anerkannte, ohne in ihrem Vorsatz wankend zu werden. Der alte Herr Everard, der ihr wie ihr Schatten folgt, kommt, ihre Einsamkeit zu theilen, und bringt ihr einen Brief von Lord Hervey, der noch einmal seine Liebe und seine Sorge um ihr Seelenheil ihr ans Herz legt. Da kämpft sie noch einen heißen Kampf; aber sie bleibt entschlossen, zu beharren auf ihrem Wege. Sie reist, um Ruhe zu finden, zur Lady Blount, bei der die Theilnahme am katholischen Gottesdienst und die Zusprache des eifrigen Beichtvaters, Hrn. Conway, auch die Vorbehalte, welche sie für den öffentlichen Confessionswechsel noch in Anspruch nahm, beseitigte. Sie begehrte nämlich das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu empfangen, die heilige Schrift fortlesen zu dürfen, der lauretanischen Litanei überhoben zu sein und mit dem Ablaß nichts zu schaffen zu haben. Wie die Lady ihr verheißen, räumt der treffliche Pater diese noch übrigen protestantischen Bedenken ganz leicht hinweg, sodaß sie gern, ja freudig auf alle Vorbehalte verzichtet und selbst das anstößige Ablaßinstitut bald als „sehr weise und heilig" bewundert. Musikalische Übungen, besonders Kirchenmusiken, an denen auch der junge de Gray, der Neffe der Lady, Theil nimmt, wiegen ihr Gemüth in sanften Schlummer ein, aus welchem nur der Gedanke an den wahrscheinlichen Zorn des Vaters sie bisweilen aufschreckt.

Der Aufenthalt bei Lady Blount wird ihr etwas verleidet durch einen ihr in die Hände fallenden Zeitungsartikel, in welchem ihre Neigung zum Katholicismus ihrer Liebe zu dem jungen Katholiken de Gray zugemessen ist, und sie hätte nun eilend den Ort, an welchem sie mit de Gray immer wieder zusammentraf, verlassen, wenn nicht die Lady sie beruhigt und auch solche Verleumdung als eine heilsame Prüfung ihr dargestellt hätte, was ihr um so leichter gelingt, da man Hoffnung hat, die Lady Angela de Gray, nach deren näherer Bekanntschaft Geraldine sehnlichst verlangt, bald in dem frommen Kreise zu sehen, und da verlautet, daß de Gray mit dieser seiner liebenswürdigen Verwandtin verlobt sei. Diese schöne Schwärmerin verweilt indeß in einem Kloster, in dem sie erzogen ward und zu dem sie aus dem Geräusch der Welt, die am Hofe zu München sich ihr aufgeschlossen hatte, zurückgekehrt war, nachdem sie mit unermüdlicher Liebe und Treue ihren Oheim bis zum Tode gepflegt hatte. Dieser hat sein Vermögen ihr und dem jungen de Gray mit dem Wunsche, daß Beide einander ehelichen möchten, vermacht. Sie aber fühlt sich mächtiger zum Klosterleben hingeneigt, und in einer neuntägigen Klosterandacht bereitet sie sich zu dem Entschluß, der für oder gegen den liebenden und geliebten Bewerber entscheiden soll. Sie meldet darauf dem Harrenden, daß sie in Gott entschlossen sei, Nonne zu werden, und ihm ihre Hand versagen müsse. Er eilt nun um so mehr, England zu verlassen, damit sein längeres Verweilen dem verleumderischen Gerücht nicht Nahrung gebe und Geraldinens Ruf gefährde. Als Beide sich trennen, erwacht in ihr eine lebhaftere Theilnahme an dem edeln Manne, und sie nimmt um so williger die Einladung der Lady Blount an, mit ihr einige Tage in dem Kloster, in welchem die Gräfin Angela zu ihrer Einkleidung sich rüstet, zu verweilen. Entzückt von „diesem himmlischen Wesen mit den Cherubstönen", genießt sie mit ihr köstliche Stunden, wird „von wunderbaren Eindrücken" im Klosterleben ergriffen, und befreundet sich denn auch mit ihm, wie mit andern katholischen Anstalten, sodaß schon eine Ahnung, sie werde selbst einst in diesen heiligen Räumen Zuflucht suchen, durch ihre Seele geht, und sie hat nun nichts einzuwenden, wenn die weise Lady Blount die feine Bemerkung macht:

> Für den Protestanten ist das Leiden ein Geheimniß; er kennt dessen versöhnende Wirkung nicht; er kennt den Trost des himmlischen Gedankens nicht, daß jeden Schmerz hienieden, wenn getragen für den Herrn, die Pein des Verlustes mindert, die der Seele im Reinigungsfeuer aufbehalten ist, bis die schwere Schuld abgetragen bis auf den letzten Heller. Er ist gelassen und ergeben, ja erträgt sogar heldenmüthig die körperlichen Schmerzen; aber er kann sich dessen nicht erfreuen, daß diese Trübsal ihn ins Reich der ewigen Herrlichkeit bringen werde u. s. w.

Die klösterliche Übung wird durch die Nachricht unterbrochen, daß Geraldinens Vater nach England zurückgekehrt sei. Sie zittert vor dem Wiedersehen, ist jedoch nicht unempfänglich für Hrn. Everard's Versicherung, daß de Gray, der England noch nicht verlassen hat, sie liebe und sich für grenzenlos reich halten werde, wenn sie ihm die Hand reiche, ob auch der erzürnte Vater sie verstoße und jede Mitgift versage. Aber zagend empfängt sie den Vater, dessen Schweigen über ihren ihm angezeigten Entschluß sie nur noch mehr ängstigt. Als nun die gegenseitige Erklärung eintreten muß, ist er nicht minder tief bewegt und sich selbst anklagend, daß er funfzig Jahre lang den Glauben, dem er angehöre, äußerlich verleugnet habe, überrascht er sie mit dem Ausruf: „Komm in meine Arme, mein edles Kind! Dein Vater ist ein Katholik!" So schließt der zweite Theil.

(Der Beschluß folgt.)

---

Gedichte von Alexander Puschkin, aus dem Russischen übersetzt von E. v. D. Berlin, Gropius. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Übersetzer dieser Gedichte, ein geachteter Militair, der Rußland und seine Sprache durch Reisen und Sendungen in seinen Hauptstädten und südlichen Provinzen kennen gelernt und eine rege Theilnahme für die kräftig aufblühende Poesie

der Slawen mitgebracht, hat diese Übertragung der Puschkin'schen Gedichte als eine Lieblingsbeschäftigung vorgenommen. Er protestirt dagegen als Literat betrachtet oder gar als Dichter beurtheilt zu werden, und will sich nur das Verdienst vindicirt wissen, das deutsche Publicum durch seine Arbeit zuerst auf diese Poesien des zu früh für sein Vaterland umgekommenen Dichters aufmerksam gemacht zu haben, wozu mehre hochgeschätzte und gelehrte Männer ihn aufgefodert. Bei der großen Seltenheit in Deutschland, und namentlich unter Denen, welche unserer gebildeten Schriftsprache mächtig sind, Jemand zu finden, der die slawischen Sprachen, und zumal die russische genügend versteht, dürfen wir an den Übersetzer daher nicht die Anfoderungen machen, die uns unsere Meisterübersetzer aus dem Englischen, Spanischen und Italienischen oder aus den antiken Sprachen gelehrt haben. Wir müssen zufrieden sein, wenn ein gebildeter Mann, seiner deutschen Schriftsprache mächtig, die Gedanken und Bilder des Russen möglichst rein und treu wiedergibt, daß wir wenigstens ahnen können, was der Autor und wie er es ausdrücken wollen. Zudem scheint, nach Allem, was wir von der russischen Sprache wissen, dem Übersetzer aus derselben noch die besondere Schwierigkeit entgegenzutreten, daß diese Sprache noch lange nicht fertig, erst im Bildungsproceß zu einer wirklichen Schriftsprache begriffen ist. Wenigstens versichern uns russische Schriftsteller, daß wir germanische und romanische Schriftsteller keinen Begriff von der Schwierigkeit hätten, mit welcher zur Zeit noch jeder Russe kämpfen müsse, um in Prosa seine Gedanken sich und Andern verständlich niederzuschreiben. In der Poesie ist es anders; da sind die Typen von Uranfang da. Aber der Prosaist muß nicht allein Constructionen, Sätze, auch Worte sich bilden, wenn sein Gedankenschwung, genährt durch die literarischen Werke der westlichen civilisirten Nationen, ihnen nachkommen will; mit dieser Unvollkommenheit der zeitigen Ausdrucksweise muß natürlich auch die Schwierigkeit für den Übersetzer wachsen.

Hr. v. D. hat den Vortheil, daß, was wir bis jetzt an poetischen Übertragungen aus dem Russischen haben, ziemlich ungenügend ausgefallen ist. Auch hat man gerade von Puschkin im Zusammenhange nur einige seiner frühern Dichtungen, die in ihrer bizarren Kraftäußerung auch in einer gelungenen Verdeutschung kaum angesprochen hätten. Der Übersetzer sagt, daß er aus Mangel an eigentlichem Dichtertalent den Reim des Originals aufgeben müssen, „weil die reiche, kräftige russische Sprache zu große Schwierigkeiten dargeboten, um ihn im Deutschen beizubehalten, wenn nicht Versmaß und Treue der Übertragung von Wort und Sinn zum Nachtheil des letztern aufgeopfert werden sollte". Dagegen läßt sich freilich nichts sagen. Dennoch ist es zu bedauern. Denn vielen der mitgetheilten Poesien sieht man es an, daß die Effecte der kurzfüßigen Verse auf die Schlagwirkung des Reims basirt sind. Der Gedanke und das Bild sind nicht stark, prägnant genug, um sich ohne diesen Aufschlag in der poetischen Höhe zu erhalten.

Die von Hrn. v. D. übersetzten Gedichte gehören zu den gelungensten des Dichters, auch ist ihre Auswahl um deshalb interessant, weil sie einen Beleg für die Entwickelungsgeschichte seines Talents gibt. Puschkin war in seinen Jünglingsjahren so von Byron's Genius erfüllt, daß er in seiner ersten Periode unwillkürlich in dem Styl und Geist des Briten dichtete. In diese Zeit fällt seine „Fontaine von Bachtschisarai", ein farbenreiches üppiges Bild des orientalischen Harımlebens und der wollüstigen Grausamkeit seiner Beherrscher. Man sieht unverkennbar die Vorbilder, welche Byron's „Corsar", „Giaur", „Belagerung von Korinth" u. s. w. ihm lieferten. Sein Genius suchte sich jedoch der fremden Fesseln zu entledigen, und in seiner zweiten Periode entstand das Gedicht: „Die Zigeuner", worin das vaterländische Element schon sichtbar hervorzutreten beginnt. Es enthält liebliche, klare, durchsichtige Bilder. Aus seiner dritten Periode stammt sein „Poltawa", ein mit vaterländischer Begeisterung geschriebenes Gedicht, welches auch als interessantes Gegenstück zu Byron's „Mazeppa" von Interesse ist. Diesen romantischen Helden, der durch Dichter und Maler so populair geworden, daß ihn sogar die Damen sticken und die Seiltänzer spielen, erscheint hier von einer Kehrseite, die, wenn der Russe ganz wahr malt, ihm allen Lustre nimmt. Er ist hiernach nichts weniger als ein romantischer Charakter, vielmehr einer der ruchlosesten, abgefeimtesten, grausamsten und blasirtesten Tyrannen und Bösewichter.

Aus der vorausgeschickten Skizze von Puschkin's Leben erfahren wir, daß der Dichter in seiner Jugend ein eifriger Liberaler gewesen. Einmal ward er deswegen nach Odessa versetzt, später wegen Übermuths auf sein Landgut verbannt. In reifern Jahren hat er die Jugendgedanken völlig abgeschüttelt und sein Gedicht: „Den Verleumdern Rußlands", eine Provocation des russischen Nationalstolzes, beweist zur Genüge, daß er wieder der höchsten Gunst würdig geworden. Es ist so charakteristisch, daß wir es hier zur Notiznahme mitzutheilen uns nicht enthalten können.

Worüber lärmt Ihr so, Ihr Redner eitlen Volks?
Weshalb bedroht Eur Fluch der Russen heilig Land?
Was hat Euch so erregt? — Litthauens Aufruhr wol?
O haltet ein! — Den Zwist der Slawen unter sich,
Den alten, häuslichen, erwog schon das Geschick,
Die Frage zu entscheiden, vermögt Ihr wahrlich nicht.

Längst schon im Zwiste mit einander
Verfeindeten die Stämme sich,
Und oft schon unter Donner neigte
Bald ihr', bald unsre Wage sich
Der kecke Lyäch, der treue Russe —
Wer hielt im Streite länger aus?
Ob in dem russ'schen Meer verschwinden slaw'sche Bäche?
Ob dieses — fragt sich's — trocknet aus.

O! haltet ein! Ihr habt doch nimmer
Die blut'gen Tafeln je gelesen! —
Ihr faßt ihn nicht, Euch bleibt er fremd,
Der Stämme lang verjährter Zwist;
Stumm bleibt für Euch der Kreml — Praga!
Und völlig sinnlos lockt Euch nur
Verzweiflungsvollen Kampfes Schwanken —
Denn arg mit Haß verfolgt Ihr uns . . .

Weshalb? — Antwortet frei: Deswegen
Weil stolz auf Moskaus Trümmern wir
Der frechen Willkür uns nicht fügten
Des Mannes, vor dem Ihr gebebt? —
Weil in den Abgrund wir den Götzen,
Der alle Welt bedrückt, mit kühner Hand gestürzt?
Weil wir mit unserm Blut erkauften
Europas Freiheit, Ehr' und Ruhm?

In Worten, Ihr so stark — versucht Euch doch in Thaten!

— — — — — — — — — — — — — —

Glaubt kraftlos Ihr das Wort von Rußlands großem Kaiser
Zu neu für uns ein Kampf mit ganz Europa?
Den Russen ganz des Siegs entwöhnt?
Sind wir zu schwach? — Wird nicht vom Perm zum alten Tauris,
Von Finnlands kaltem Fels zum glühendheißen Kolchis,
Vom alten schwer verletzten Kreml
Bis zu des starren Chinas Mauer —
Im Glanz des Stahl- und Eisenwaldes
Erheben sich der Russen Land? —

So sendet dann — Ihr kecken Sprecher —
Uns Eure aufgebrachten Söhne:
Für sie ist Platz in Rußlands Feldern,
Noch zwischen Gräbern, Euch nicht fremd. *)

41.

*) Über eine soeben erscheinende Übersetzung von Puschkin's Dichtungen von Robert Lippert (2 Bände; Leipzig, Engelmann, 1840, 8., 2 Thlr. 12 Gr.) berichten wir nächstens; sie dürfte höhern Ansprüchen an Treue und Gewandtheit genügen. D. Red.

## Der Dichter Clare, ein Opfer seiner literarischen Gönner.

Der unseligen und unverantwortlichen, vorzüglich in England herrschenden Manie, welche der Brite zu euphemistisch mit dem Namen des System of lionizing bezeichnet, die aber in nichts Geringerm besteht, als in der verwerflichen Sucht, womit Menschen, die zu einer Erhebung und Auszeichnung durch eigene Kraft unfähig sind, ihrer Eitelkeit durch eine Curiositätenkrämerei schmeicheln, welcher Nichts, selbst der Mensch und das Talent nicht, zu gering sind, um zur Befriedigung ihres Gelüstes zu dienen — dieser Manie, welche glücklicherweise seit einigen Jahren in jenem Lande einigermaßen nachgelassen hat, ist in der neuesten Zeit ein neues Opfer gefallen — der Dichter Clare. Zwar ist die nach dem Vorgange des „Halifax Express" von mehren Zeitschriften wiederholte Nachricht von seinem angeblich vor einigen Monaten in der yorker Irrenanstalt Lunatic Asylum erfolgten Tode falsch, im Gegentheile befand er sich nie in der genannten Anstalt, wol aber seit 1837 in der des Dr. Allen zu Highbeach. Er ist ein beklagenswerther Beleg für die Wirkung der der Überlegung, zugleich aber auch der Ausdauer entbehrenden Gönnerschaft, welche auf Naturdichter und Bauerpoeten Jagd macht, Leute, die an den Erwerb ihres nöthigsten Unterhalts gewöhnt sind, aus dem Kreise ihrer täglichen Beschäftigung herausreißt und dann, wenn ihre eigene Eitelkeit befriedigt und der Reiz der Neuheit vorüber ist, sie mit einer in ihnen bewirkten Aufregung ihrer Gefühle und einer unnatürlichen Verfeinerung ihres ursprünglich einfachen Geschmacks beschenkt, wieder in die harte Lage ihres vormaligen Looses zurücksinken läßt. Vergebens hat gerade in diesem besondern Falle vernünftigere Einsicht schon vor Jahren einen solchen Ausgang warnend in Aussicht gestellt. Jetzt theilt Dr. Allen in einem Briefe an die „Times" mit, daß Clare sich zwar im Übrigen wohl befinde, aber von seltsamen Phantasien heimgesucht werde, vor Allem von dem Schrecknisse, welches zuerst seinen Geist getrübt hat, der unaufhörlichen Furcht vor Armuth. Man kann sich leicht den Conflict denken, in welchen der arme Dichter mitten im Wechsel von Schmeicheleien und Vernachlässigung gerathen ist, und wie er unter seinen convulsivischen, abgerissenen und deshalb unproductiven Anstrengungen, beim Fehlschlagen seiner ebenso leichtsinnig rege gemachten, wie mit Füßen getretenen Hoffnungen in einen solchen Zustand kam. Könnte ihm der jährliche, wenn auch dürftige Betrag seines Unterhalts gesichert werden, so möchte nach Dr. Allen's Meinung seine Gemüthsstimmung sich wieder günstig gestalten. Obgleich sich eine Zeit lang weder in seinen schriftlichen prosaischen Arbeiten, noch in seiner Unterhaltung irgend ein Anzeichen geistiger Gesundheit gezeigt hat, so erhält doch auf der andern Seite der Zauber der Dichtkunst die Kraft seiner geistigen Thätigkeit, und poetische Ergüsse sind der Trost seiner trüben Stunden und der Beweis, daß hinter dem Schleier, der auf seinem Gemüthe liegt, noch Licht verborgen ist. Dr. Allen stellt in seinem Schreiben die Frage, ob man nicht passenderweise die Ausgabe einer Auswahl seiner Gedichte, die mehre von den zuletzt erwähnten Productionen — die jedenfalls mindestens von psychologischem Interesse sind — zur Grundlage eines wiederholten Aufrufs zu Gunsten des unglücklichen Dichters machen solle, wobei er bemerkt, daß die klägliche Unterstützung, die ihm von wenigen Gönnern eine Zeit lang zu Theil wurde, theilweise ganz zurückgenommen, meistentheils aber im Rückstande ist. 47.

## Literarische Notizen.

Die „Collection des auteurs latins avec la traduction en français", welche unter Nisard's Leitung erscheint, ist bis zum elften Bande gediehen. Hieran werden sich unverzüglich vier neue Bände reihen, nämlich ein Band, welcher unter dem Titel eines „Théâtre complet des Latins" erscheinen wird, und der dritte, vierte und fünfte Band des Cicero; der erste und zweite sind bereits erschienen. Der Preis ist außerordentlich billig für ein Werk, welches die Masse von 200 gewöhnlichen Bänden enthalten wird, und beträgt kaum mehr als den Preis für den Einband anderer Ausgaben. Diese Wohlfeilheit wäre ein schlimmes Anzeichen, wenn nicht der Name Nisard für den Werth des Unternehmens bürgte; er hat für die Correctheit des Textes, für die gute Auswahl der Übersetzer, für die Durchsicht der Übersetzungen, für die Anmerkungen und Erklärungen Sorge getragen. Ein Supplementband zu der Ausgabe des Titus Livius resumirt alle Arbeiten der alten und neuen Kritik, Niebuhr's Ansichten über die Erzählungen des Livius und die Quellen der römischen Geschichte mit inbegriffen. Verfasser davon ist Hr. Lebas, Mitglied des Instituts.

B. Maurice hat eine „Histoire politique et anecdotique des prisons de la Seine", herausgegeben. Französische Journale behaupten, das Buch sei das Resultat einer langen und gewissenhaften Arbeit und stütze sich auf die Verwaltungsregister, auf Documente und persönliche Beobachtungen des Verfassers; übrigens empfehlen sie es, in echt französischer Weise, durch die Angabe, „daß es sich mit Vergnügen lesen lasse und mit pikanten Anekdoten durchspickt sei, wie man sie von einem Werke über die Gefängnisse gar nicht erwarte". Die Revolutionsperiode ist besonders berücksichtigt und die Documente, worauf sich die Arbeit stützt, waren bisher nicht herausgegeben und widerlegen viele Irrthümer, welche sogar von den accreditirtesten Schriftstellern verbreitet worden sind.

Neu erschien in Paris: „Nostradamus", von Eugène Bareste, enthaltend eine Biographie des Nostradamus, eine Geschichte der Orakel und Weissagungen im Allgemeinen, wie des Nostradamus im Besondern u. s. w. Das Buch ist 550 Seiten stark und mit dem Portrait des Nostradamus, von Aimé de Lemud, geschmückt. 5.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 241. —— 28. August 1840.


## Jesuitische Romane.

(Beschluß aus Nr. 240.)

Der Anfang des dritten Theils versetzt uns in eine neun Jahre spätere Zeit, führt aber gleich wieder in den übersprungenen Zeitraum zurück, indem Geraldine, deren Jugendfrische verwelkt ist, der Freundin Angela, die in der Klosterluft an leiblicher Schönheit nichts verloren hat, ihre Erlebnisse mittheilt. Sie war mit ihrem Vater, der nach der Katholikenemancipation in England sich schämte, zu dem Glauben, den er in der Zeit des Drucks so lange verhehlt, also vor der Welt verleugnet hatte, sich zu bekennen, nach Italien gereist. Wer es weiß, welchen imposanten Eindruck auf ein empfängliches Gemüth mit lebhafter Phantasie der katholische Gottesdienst mit seiner Pracht und Fülle, zumal in Rom selbst macht, der begreift, in welchen Entzückungen die junge, bereits durch und durch katholisirte Proselytin während der Advents-, Passions- und Osterzeit schwelgte, und wie leicht dort die letzten Reste protestantischer Ansichten, Bedenken und Gewohnheiten ausgetilgt werden konnten. Die umständliche Schilderung der mannichfachen Festfeier und der verschiedenen öffentlichen Andachtsübungen an den heiligen Stätten des katholischen Roms ist, wie der Verf. sie in acht Capiteln mittheilt, in der That sehr interessant und wohlberechnet, den Katholicismus in seinem üppigsten Glanze und von seiner verführerischen Seite zu zeigen. Aber ein tiefer gegründetes protestantisches Gemüth vermißt dabei zu schmerzlich die apostolische Einfalt und findet das Geistige zu sehr verleiblicht, den Ritus zu überladen, als daß es sich nicht aus so vielem, wenn auch in allen seinen Theilen sinnvollen und bedeutsamen Gepränge zur evangelischen Stille und Innigkeit heimsehnen sollte, ob es auch gern anerkenne, daß es mit den Katholischen auf wesentlich gleichem Glaubensgrunde steht.

Der General, welcher auch in Rom noch sich scheut, vor seinen protestantischen Landsleuten sich frei zu seiner Kirche zu bekennen, und wenn Jene an dem Katholicismus seiner wahrhaftern und jede ungebührliche Rücksicht verschmähenden Tochter Anstoß nehmen, dieser größere Vorsicht und Rücksicht zur Pflicht macht, auch wol, wenn in seiner Gegenwart Scherz und Spott über katholische Gebräuche laut werden, seine Verlegenheit hinter einem Lächeln verbirgt, das wie Beifall erscheint, überrascht bald nachher in Frascati, wo er eine schöne Villa bewohnt, Geraldinen mit dem Antrage, sich mit de Gray, den er vorher nie erwähnte, zu verehelichen. Bald darauf stellt de Gray sich ein, und da der General im Herbst eine Anstellung auf fernen Inseln erhält, beschleunigt er die Verbindung, gegen die Geraldinens Neigung, die sich bald zu aufrichtiger Anhänglichkeit steigerte, nichts einwendet.

Im folgenden Capitel finden wir Geraldinen mit ihrem Gemahl nach Vollendung einer Tour durch ganz Italien in Mailand zufrieden und glücklich. Sie kehren nach England zurück, wo sie von ihren Freunden, besonders Hrn. Everard, und von ihren Untergebenen freudig empfangen werden und im Umgange mit katholischen und protestantischen Familien ihres Standes, mehr noch in beständiger Sorge für die Bewohner ihrer Güter und in großmüthigem Wohlthun, unter anhaltenden Andachtsübungen sich glücklich fühlen. Es sind fromme, edle Menschen, wie sie unter den Christen jeden kirchlichen Bekenntnisses gefunden werden. De Gray's nüchternere Klarheit mäßigt Geraldinens fromme Schwärmerei, kann aber nicht verhindern, daß sie oft in trübes Sinnen versinkt und endlich nach lange zurückgehaltenem Schweigen ihm gesteht: Sie könne Gott allein lieben und strebe von den Banden irdischer Liebe freier zu werden. Er verweist sie auf die ihm gelobte Pflicht, auf die Heiligkeit des Sacraments, das sie verbindet, und sie scheint sich zu beruhigen.

Wenige Wochen darauf erklärt ihr der schweigsamer gewordene Gemahl, daß er sie in willigem Gehorsam, in Demuth und Selbstverleugnung bedeutend fortgeschritten erkenne, und daß er sie nun nicht nur ermächtige, sondern auffodere, ihr Herz von allem Irdischen abzuwenden und sich allein auf das Himmlische zu richten, da er wohl wisse, daß eine Trennung nahe sei. Sie meint in seinen mysteriösen Worten eine Hindeutung auf ihren nahen Tod zu finden, ohne darüber zu erschrecken, aber auch ohne an dessen Nähe zu glauben. Am Abend desselben Tages machen sie gemeinsam einen Spaziergang; de Gray hat ein Geschäft in der Nähe der Abtei; Geraldine wandert, seiner Rückkehr harrend, am Ufer des Flusses hin, eine seltene Blume zu suchen. Der Pater Bernard, welcher die Abtei bewohnt, gesellt sich zu ihr, sie zu begleiten, bis de Gray, auf der andern Seite des Flusses beschäftigt, mit ihnen zusammentreffe an einer nahen Brücke. Da ergreift Ge-

raldinen eine ahnungsvolle Angst, die sich mehrt, als sie den Gemahl an der nächsten Brücke nicht findet. Sie eilt, erschreckt durch den Gedanken, daß eine weiterhin gelegene Brücke baufällig sei, zu dieser, erblickt jenseit derselben den Ersehnten und ruft ihm zu, der Brücke nicht zu trauen; er aber versteht in der Entfernung ihre Worte nicht und springt vom hohen Gestade auf die morsche Brücke, sie bricht unter seiner Last zusammen, er versinkt im Wasser, kommt wieder empor, schwimmt kräftig zu ihr hin, aber unfern vom Ufer versinkt er. Schnell aus den Fluten geborgen, liegt er als Leiche da und, am Kopfe schwer verwundet, erwacht er nicht wieder.

Geraldine, tief erschüttert, gewinnt doch alsbald Fassung genug, mit dem Beichtvater über den Zustand und Ort der Seele unmittelbar nach dem Tode des Leibes sich zu besprechen. Eine Freundin, die liebreich ihr sich angeschlossen, und Lady Blount, des Verstorbenen Tante, waren in der ersten Zeit nach dem plötzlichen Verlust ihr tröstend nahe, auch ihr Oheim, der Warden, der Vicar und Herr Everard nahmen Theil an der Bestattung; sie selbst kämpft gottergeben mit ihrem Schmerze, und alle irdische Liebe Gott zum Opfer bringend, legt sie die theuern Briefe des Todten ihm in den Sarg. Dann aber treten schwerere Kämpfe ein; sie klagt sich selbst an, daß ihr Wunsch, Gott allein, fern von irdischer Liebe zu leben, den Wunsch des Todes des Geliebten eingeschlossen, daß sie ihn getödtet habe. Die Anfechtungen wurden so heftig, daß man die Verwirrung ihres Verstandes fürchtete. Da erwies sich ihr der treffliche Pater Bernard als ein echter Seelsorger. Sie überwand den peinlichen Seelenzustand und kehrte zu regelmäßiger Thätigkeit und treuer Erfüllung ihrer Pflichten und Vorsätze zurück. Aber immer mächtiger ward die Neigung zum Klosterleben; sie richtete in ihrem Schlosse, neben aller Pracht und Herrlichkeit ihres Standes, sich eine enge Bet- und Schlafzelle ein, den strengsten Büßungen sich freiwillig unterziehend. Der Plan, einen Orden zu stiften, in welchem mit dem contemplativen Leben Werke der Barmherzigkeit verbunden wären, beschäftigte sie sehr. Nicht ohne tiefe Wehmuth riß sie von den Stätten der Kindheit, aber ohne Schmerz von der Herrlichkeit der Welt sich los. Nun erfährt sie vom Pater Bernard, daß ihr verstorbener Gemahl ihm selbst, als er an jenem verhängnißvollen Abend zur Abtei ging, den Entschluß mitgetheilt habe, sein väterliches Gut einem neuen Kloster zu widmen. Freudig bot sie dazu die Hand. Im dritten Jahre ihrer Witwenschaft, nachdem sie in einem blos dem contemplativen Leben geweihten Kloster keinen Frieden gefunden, beschließt sie in den Orden der barmherzigen Schwestern „von der allerseligsten Mutter der Barmherzigkeit" zu treten, welcher Kranken- und Armenpflege mit strengen Andachtsübungen verbindet.

Sie hat bis dahin manche heiße Seelenkämpfe bestanden, die mit psychologischer Kunst lebendig dargestellt sind. Erscheint uns darin auch eine krankhafte Frömmigkeit, so ist doch weder der tiefe Ernst der heilbegierigen Seele, noch die Wahrheit der Schilderung zu verkennen.

Nach vielen schweren Anfechtungen und Prüfungen hat Geraldine noch eine zu bestehen am Abend vor ihrem wehmüthigen Scheiden aus den befreundeten Umgebungen. Ihr erster Geliebter, Don Carlos Duago, ein Spanier, erscheint nach langer Trennung, und durch ihren entschiedenen Entschluß von seiner zarten Bewerbung um ihre Liebe zurückgewiesen, vertraut er ihr, daß der Knabe, den er ihr vorstellt, ihr Bruder, Sohn ihres Vaters, aus einer heimlichen Ehe mit der Schwester Duago's sei. Gern überläßt sie dem Kleinen die Güter des Vaters, froh, daß Jener ihm Ersatz sein werde für Das, was sie dem Greise sein sollte.

Auf der Reise nach dem Kloster muß sie in London verweilen, um einige Aspirantinnen zu erwarten, die mit ihr in dasselbe Kloster eintreten wollen. Sie macht die Bekanntschaft einer originellen alten Dame, die vergebens sich bemüht, ihren Entschluß wankend zu machen. Auch Hr. Everard erscheint noch, tiefbetrübt und eifernd gegen ihre Schwärmerei; sie bleibt standhaft, und es drängt sie um so mehr, den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen, bevor ihr Vater nach England zurückkehrt. Da überrascht sie noch einmal Don Duago, doch nur, ihr zu sagen, daß auch er im Begriff sei, Ruhe für seine Seele im Kloster bei „der Gesellschaft Jesu" zu suchen. Bald darauf wird das Zeichen zur Abfahrt aus dem Hafen gegeben; sie besteigt das Schiff, das sie zu dem ersehnten Ziel in Irland tragen soll, und erst auf der hohen See öffnet sie des Vaters Briefe, die ihr schon in London übergeben worden.

Endlich wurden die ersehnten Klosterpforten geöffnet, und in tiefer Andacht begrüßte Geraldine die Stätte, die ihr lieber war als alle Güter und alle Freuden der Welt. Ihrem neuen Beruf sich ganz hingebend, benutzte sie emsig den Unterricht über ihre Ordenspflichten und unterzog sich demüthig allen vorgeschriebenen Übungen. Wir können hier nicht bei ihrem Noviziat, bei ihrer feierlichen Einkleidung zu demselben, bei ihren Trost und Hülfe bringenden Besuchen in den Hütten der Armen, in den Höhlen des Jammers, in Spitälern, Gefängnissen, Strafhäusern verweilen, so gern wir der frommen und fruchtbaren Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern die gerechte und ehrende Anerkennung bezeugen. Eine wie Geraldine gestimmte Seele mußte dort eine noch ungekannte Befriedigung finden. Ihr geübter, scharfbeobachtender Blick unterschied bald die Eigenthümlichkeiten der im Wesentlichen gleichgestimmten Nonnen; sie lernte aber immer mehr Gott allein und Alle nur in Ihm lieben. Es werden sehr interessante Charakterzüge aus dem Nonnenleben mitgetheilt, und das Eindringen einer ansteckenden Krankheit in das Kloster, sowie der Tod zweier ausgezeichneter Schwestern gibt zu Schilderungen Veranlassung, die, auf Verherrlichung des Klosterlebens berechnet, gewiß Vielen auch sehr erbaulich sein werden. Uns kommt es freilich seltsam vor, daß Eine der Klosterfrauen recht eigentlich auch physisch im Geruch der Heiligkeit gestorben ist. So fremdartig übrigens die hier geschilderte Frömmigkeit nicht nur in einzelnen Äußerungen, sondern auch in ihrer ganzen Erscheinung uns sein muß, so wollen wir sie doch auch in dieser Gestalt nach Gebühr ehren und der Kenntniß des menschlichen Herzens, der fei-

nen psychologischen Kunst, mit der die mannichfachen Entwickelungsstufen und Zustände frommer Herzen anschaulich gemacht werden, gern Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ehe Geraldine, im Kloster Maria Paula genannt, die besondere Vorbereitung zur feierlichen Ablegung der Gelübde begann, ward sie noch einmal von ihrer Freundin Katharina Graham begrüßt. Diesen Besuch läßt der Verf. noch eintreten, um alle noch übrigen Bedenken, Einwände und Vorwürfe gegen das Klosterwesen aus seinem Standpunkte zu beseitigen. Es versteht sich, daß selbst Miß Graham, als sie aus dem Kloster scheidet, von ihren Vorurtheilen gegen dasselbe geheilt ist und den Plan, Geraldine zu entführen, ganz aufgibt.

Unsere Heldin hat während ihres anderthalbjährigen Noviziats in dem Studium der „beiden wesentlichen Theile des contemplativen Lebens — Abtödtung und Gebet" es weit gebracht und beschäftigte sich in der zweimonatlichen Vorbereitung auf ihren Profeß mit Meditationen, die sie noch weiter forderten. Die feierliche Gelübdeablegung folgte. Sechs Monate darauf verließ Geraldine mit drei englischen und drei irländischen Nonnen das Kloster in Irland und zog mit ihren Gefährtinnen in das von ihr gestiftete ein.

So endet diese „Geschichte der Führung einer Seele". Man sieht, es ist viel Menschliches in dieser Führung! Ref. hat die ganze Geschichte sammt den Zwischenreden sorgfältig und möglichst unbefangen gelesen und über die wesentlichen Thatsachen getreulich Bericht erstattet; das Urtheil gibt er nun dem gesunden Verstande und Herzen katholischer wie protestantischer Kirchengenossen anheim. Das Buch ist in jedem Fall der Beachtung und Prüfung werth. Die totale Verkennung, aber nicht die absichtliche Misdeutung des protestantischen Princips wollen wir dem Verf. zugute halten. Die Vertheidigung, Beschönigung, Ausschmückung aller alten Irrthümer und Misbräuche der römischen Kirche mag in der Nothwendigkeit, jedes Einzelne als ein wohlberechnetes Glied des Ganzen geltend zu machen, damit nicht das Ganze noch mehr wanke, wenn der Katholicismus, wie er ist, aufrecht erhalten werden soll, eine Entschuldigung finden; aber daß man zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen muß, um seinen Zweck zu erreichen, das sollte doch diesen selbst bedenklich machen, um so mehr, da man sich nicht bergen mag, daß die Wahrheit weder morscher Stützen bedarf, noch in ihrer siegreichen Macht durch dialektische oder andere Künste gelähmt werden kann. Es thut nie wohl, zur Vertheidigung einer gerechten Sache den Irrthum und die Lüge zu rufen, und die eigenen Waffen werden dadurch, daß man die Sache der Gegner verkleinert, ihre Waffen als stumpf und untauglich behandelt, nicht schärfer noch kräftiger.

52.

## Correspondenznachrichten.

Düsseldorf, August 1840.

Erlauben Sie, daß ich ein etwas früheres Kunstereigniß unserer Stadt, as in seinen möglichen Folgen für unsere ganze deutsche Bühne Bedeutung erlangen kann, nachträglich noch durch Ihre Blätter zur Kunde des entferntern Publicums bringe.

Einem hiesigen Kreise gebildeter Männer und Frauen hatten nämlich Tieck's altenglische Forschungen und zunächst seine Novelle: „Der junge Tischlermeister", in der eine fingirte Aufführung im Geiste der alten Zeit des Lustspiels „Was ihr wollt" von Shakspeare, beschrieben wird, den Wunsch rege gemacht, eine solche einmal selbst zu bewerkstelligen, und so geschahe es im Laufe dieses Carnevals, daß auf Immermann's Veranstaltung Tieck's Dichtung zur Wahrheit wurde: eine Gesellschaft Künstler und Kunstfreunde führte die genannte Komödie am 29. Februar im Anton Becker'schen Saale vor mehren Hundert geladenen Zuschauern auf. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen, und die darstellenden Dilettanten erfüllten ihre hochpoetische Aufgabe ebenso sehr mit Liebe und Talent, als das Publicum mit Ergötzen und Theilnahme zuhörte. Karl Immermann hatte mit seiner tüchtigen Einsicht und Kunst die scenische Einrichtung getroffen und sich um die ganze Sache überhaupt die größten Verdienste erworben. Dem Prof. Wiegmann war die Construction der Bühne anvertraut worden und bei deren Ausführung und Anwendung fand man ihre architektonischen Vorzüge noch weit bedeutender, als man zuvor gedacht hatte. Die Bühne wollte hier nichts als Bühne sein, d. h. ein symbolisch andeutendes Gerüst mit festen Örtlichkeiten, und aus diesem Grunde fiel alles Störende, Illusorische, Opernhafte von selbst hinweg. Der Gang des Stücks ward einfach, groß und fügte sich von selbst, da kein belastendes Beiwesen hinderte, das Gedicht erweckte die Phantasie der Zuhörer und Shakspeare erschien hier seit Jahrhunderten zum erstenmale wieder in seiner ungeschminkten Gestalt und Ganzheit auf der Bühne, seine Welt- und Menschengeschicke wurden dem überraschten Publicum in die vertraulichste und verständlichste Nähe gerückt. Man bedenke, ein wie wichtiger Vorschritt zur richtigen Behandlung Shakspeare's und seiner eigentlichen Erwerbung für unser Theater durch diesen gelungenen Versuch kann gethan sein worden, wenn in Folge dessen eine größere deutsche Bühne ihn über lang oder kurz wiederholt! Es würde dann dem unbefangenen Beobachter der Unverstand und die Unzweckmäßigkeit unserer gegenwärtigen altfranzösischen Bühnenform in ihrer ganzen Blöße einleuchten und bräche wol endlich der Morgen eines ersten deutschen Nationaltheaters an, das, so lange die architektonische Unform der Bühne, wie sie ist, mit ihren Widersprüchen und Hemmnissen besteht, ein für allemal unmöglich bleibt.

Als Denkblätter für die Genossen des Festes sind soeben einige von Haach — dem Darsteller des Malvolio — gut gezeichnete Steindrücke erschienen, die Scenen aus der Aufführung von „Was ihr wollt", nebst einer Abbildung der Bühne enthalten; die ähnliche Gestalt der letztern zu Shakspeare's Zeit kann man bekanntlich auch aus dem Werke des Grafen W. Baudissin: „Ben Jonson und seine Schule", ersehen. Die zur Handlung gehörige Musik war von einem Freunde Mendelssohn-Bartholdy's, unserm Musikdirektor Rietz componirt. 90.

## Bibliographie.

Ampère, J. J., Mein Weg in Dante's Fußtapfen. Nach dem Französischen bearbeitet von Theodor Hell. Gr. 12. Dresden u. Leipzig, Arnold. 18 Gr.

von Arnim sämmtliche Werke. Herausgegeben von W. Grimm. 6ter Band. — Auch u. d. T.: Schaubühne von L. A. von Arnim. 2ter Band. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 1 Thlr. 6 Gr.

Bechstein, L., Clarinette. Seitenstück zu den Fahrten eines Musikanten. 3 Theile. 8. Leipzig, Taubert. 5 Thlr.

Beck, J., Der Rheinstrom und seine Anwohner. Aus biblischem Gesichtskreise verglichen, zu Beschauung, Erinnerung und Erbauung für Jedermann. Gr. 12. Neuwied, Lichtfers. 15 Gr.

Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte. Von *I. Stockmeyer* und *B. Reber*. Zur Feier des Johannistages MDCCCXL. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Schmal gr. 4. Basel, Schweighauser. 1 Thlr. 12 Gr.

Bernard, Ch. de, Die Liebhaberjagd. Novelle. — Der verliebte Löwe. Novelle von F. Soulié. Aus dem Französischen übersetzt von K. Ziegler. Gr. 12. Lemgo, Meyer. 12 Gr.

Bernstein, Sehnsuchtsklänge eines wandernden Hagestolzen. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Beschorner, J. H., Die Reform des Advokatenstandes in Deutschland, mit besonderer Beziehung auf das Königreich Sachsen, nebst einer Darstellung der Fortschritte der jenen Stand betreffenden Gesetzgebung in Ländern innerhalb und außerhalb Deutschlands und einem Entwurfe zu einer Advokatenordnung. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 21 Gr.

Boeckh, A., Rede zur Trauerfeier Seiner Hochseligen Majestät des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten auf der Berliner Friedrich Wilhelms-Universität am 27sten Juni 1840 gehalten. Gr. 4. Berlin, Besser. 6 Gr.

Decker, C. v., Mittheilungen einer Reise durch die südlichen Staaten des deutschen Bundes, einen Theil der Schweiz, Tyrol, die Lombardei, und durch Piemont bis Genua, im Sommer 1839. 8. Berlin, Posen und Bromberg, Mittler. 1 Thlr. 16 Gr.

Döll, Ch., Zur Beurtheilung der Zeitbedürfnisse der deutschen Gelehrtenschulen. Gr. 8. Manheim, Loeffler. 8 Gr.

Gaupp, C. F., Die römische Kirche, kritisch beleuchtet in einem ihrer Proselyten. Gr. 8. Dresden, Naumann. 21 Gr.

Gerstner, Die Stadtpfarrkirche zu Unserer lieben schönen Frau in Ingolstadt. Monographie. Gr. 8. Ingolstadt, A. Attenkover. 1 Thlr.

Geschichte der Buchdruckkunst in Regensburg. Von J. A. Pangkofer und J. R. Schnegraf. Mit 2 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Regensburg, Manz. 10 Gr.

Glockentreter, L., Das St. Annenkloster. Phantasiegemälde in vier Büchern für Deutschlands Damenwelt. Gr. 12. Lemgo, Meyer. 12 Gr.

Grey, Mistreß, Der Herzog. Roman aus der Gesellschaft. Nach dem Englischen von W. Schultze. 3 Theile. 8. Braunschweig, Leibrock. 4 Thlr.

Gruppe, O. F., Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoreer. Eine Preisschrift. Gr. 8. Berlin, Eichler. 1 Thlr.

Hitzig, F., Die Erfindung des Alphabetes. Eine Denkschrift zur Jubelfeier des von Gutenberg im Jahre 1440 erfundenen Bücherdruckes. Roy.-4. Zürich, Orell, Füssli u. Comp 1 Thlr. 8 Gr.

Hoffmann, W., Taufe und Wiedertaufe. Sechs Gespräche. Gr. 8. Stuttgart, Liesching. 20 Gr.

Kaiserin und Sklavin. Ein historischer Roman aus dem dritten Jahrhundert der christlichen Kirche. 3 Theile. 8. Leipzig, Engelmann. 4 Thlr. 12 Gr.

Knapp, A., Ansichten über den Gesangbuchs-Entwurf für die evangelische Kirche Württembergs. Zur Ausgleichung verschiedenartiger Wünsche und Vorschläge. Zugleich ein Beitrag zur deutschen Hymnologie. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 16 Gr.

Koßarski, L., Friedrich Wilhelm III. Skizzen aus seinem Leben in Poesie und Prosa. Mit 1 Brustbilde des Königs. 8. Berlin, Liebmann u. Comp. 8 Gr.

Lady Cheveley, oder die Frau von Ehre. Eine neue Version von Cheveley, der Mann von Ehre. Aus dem Englischen übersetzt, nach der zweiten Auflage. Kl. 8. Stuttgart, Metzler. 4 Gr.

Leipoldt, W., Hilmar Ernst Rauschenbusch, weiland Pastor der evang.-lutherischen Gemeinde Elberfeld, in seinem Leben und Wirken dargestellt durch handschriftliche Familiennachrichten. Gr. 12. Barmen, Steinhaus. 20 Gr.

Lommatzsch, C. A. W., Festpredigt zum Gedächtniß Johannes des Täufers und Johannes Gutenbergs, gehalten zu Keilhau und Eichfeld bei Rudolstadt den 28. Junius 1840. Gr. 8. Jena, Frommann. 3 Gr.

Ludewig, H., Zur Bibliothekonomie. Festgabe zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst von Carl Heinrich Gärtner, Buchdruckerei-Besitzer zu Dresden. Gr. 8. Dresden. 16 Gr.

Meyer, L. C., Die Buchdruckerkunst in Augsburg bei ihrem Entstehen. Eine Denkschrift zur Feier des vierten Säkular-Festes der Erfindung Guttenbergs. Schmal hoch 4. Augsburg, Kollmann. 18 Gr.

Mezger, G. C., Augsburgs älteste Druckdenkmale und Formschneiderarbeiten, welche in der vereinigten königl. Kreis- und Stadtbibliothek daselbst aufbewahrt werden. Nebst einer kurzen Geschichte des Bücherdruckes und Buchhandels in Augsburg. Mit 37 Abdrücken von Original-Holzschnitten aus dem 15. u. 16. Jahrhunderte. Imp.-8. Augsburg, Himmer. 2 Thlr.

Mittheilungen über physisch-geographische und statistische Verhältnisse von Frankfurt am Main von dem geographischen Vereine daselbst. [I.,] II. Heft. Mit 2 lithographirten Beilagen. 4. Frankfurt a. M. 1839, 40. 1 Thlr.

Mühling, C. J. J., Historische und topographische Denkwürdigkeiten von Handschuhsheim; ein Beitrag zu dessen Geschichte von seiner Erbauung an bis auf unsere Tage. Mit 1 Ansicht von Handschuhsheim. Gr. 8. Manheim, Loeffler. 18 Gr.

Nagel, C. H., Die Idee der Realschule, nach ihrer theoretischen Begründung und praktischen Ausführung dargestellt. Mit besonderer Berücksichtigung von Thiersch's Schrift: „Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland." Gr. 8. Ulm, Wagner. 1 Thlr. 16 Gr.

Nante auf der Frankfurter Messe. 8. Leipzig, Schreck. 4 Gr.

Oltersdorf, F. W., Die Völker des Alterthums und ihre klassischen Schriften. 8. Stralsund, Löffler. 16 Gr.

Pistorius, H. A., Das christliche Leben in Liedern. Der Wintertrieb. Gr. 12. Dresden, Naumann. 12 Gr.

Puschkin's, A., Dichtungen. Aus dem Russischen übersetzt von R. Lippert. 2 Bände. 8. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Reden am Gutenbergsfest zu Arolsen. 24. Juni 1840. Gr. 8. Arolsen, Speyer. 6 Gr.

Reuchlin, H., Pascal's Leben und der Geist seiner Schriften zum Theil nach neu aufgefundenen Handschriften mit Untersuchungen über die Moral der Jesuiten. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Ruppricht, Ehrenrettung des Vincenz Priesnitz und seines Heilverfahrens oder Beleuchtung der Ansichten des Dr. Ehrenbergs über die Gräfenberger Wasserkuren. 8. Breslau, Max u. Comp. 18 Gr.

Schreiber, H., Leistungen der Universität und Stadt Freiburg im Breisgau für Bücher- und Landkartendruck. Festrede gehalten bei der vierten Säcularfeier der Typographie am 24. Juni 1840. Gr. 8. Freiburg im Br., Emmerling. 4 Gr.

Steffens, H., Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben. 1ster, 2ter Band. 8. Breslau, Max und Comp. 3 Thlr.

Tieck, L., Vittoria Accorombona. Ein Roman in fünf Büchern. 2 Theile. 8. Breslau, Max u. Comp. 3 Thlr.

Turnbull, P. E., Oesterreichs sociale und politische Zustände. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Gr. 8. Leipzig, Weber. 2 Thlr. 6 Gr.

Ueber das Verhältniß der Philologie und der classischen Studien zu unserer Zeit. Drei Vorträge von Geheimrath Creuzer aus Heidelberg, Hofrath Thiersch aus München, Ministerialrath Zell aus Carlsruhe, besonders abgedruckt aus dem Protokolle der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im Jahr 1839. Gr. 4. Mannheim, Loeffler. 8 Gr.

Urkunden über Schiller und seine Familie, mit einem Anhange von fünf neuen Briefen, worunter ein ungedrucktes Autographon, zum Besten des Marbacher Denkmals gesammelt und herausgegeben von G. Schwab. 8. Stuttgart, Liesching. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 242. —— 29. August 1840.


**Die Religion nach ihrer Idee und geschichtlichen Erscheinung von August v. Blumröder. Sondershausen, Eupel. 1839. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.**

Der Verfasser dieses Buches ist kein Theologe von Fach, sondern er theilt dem Publicum nur Das mit, was als Wahrheit auf seinen Lippen brennt. Solch innerer Drang gibt allerdings einem Schriftsteller die höchste sittliche Berechtigung, ob er aber auch die andere, ebenso nothwendige habe, muß das Buch selbst lehren. Unser Autor hat sich die Resultate der Kant'schen Philosophie angeeignet und prediget das Evangelium derselben; keineswegs darf er aber darum befürchten, daß wir ihn zu einem Philosophen machen wollen: im Gegentheil, selbst wenn er uns dies versicherte, würden wir nicht glauben können, daß er je die Kategorientafel studirt oder tiefe Betrachtungen über das Ding „an" sich angestellt habe. Seine Gedanken nehmen so unaufhörlich den Anlauf mit den Conjunctionen Da und Wenn, seine ganze Schrift ist eine so große Sünde gegen die Gesetze des Raumes und der Zeit, daß wir seine Misachtung der Speculation errathen würden, wenn er sie auch nicht so häufig und mit solchem Nachdrucke als Bekenntniß ablegte. Das ganze Werk hat nur den einen Fehler, bei viel Breite und Länge keine — Tiefe. Es hat sollen eine Art Philosophie der Religion werden; denn nebst vielen andern Artikeln enthält es auch eine Darstellung aller Religionen, und selbst der Titel spricht diese Absicht aus. Aber die ganze Masse ist unter den Händen des Verf. ein weitläufiger Senf geworden, den er noch obendrein recht sorgfältig breit schlägt.

Weil wir hier so viel zu bewältigen haben, übergehen wir die lange Vorrede, obschon sie ein ganz besonderes Curiosum darbietet. In ihr wird eine grobe Anekdote erzählt, wodurch das Dogma von der Erlösung auf eine witzige Art widerlegt werden soll, und ein nicht minder interessantes Document von Flachheit in Auffassung des religiösen Lebens liefert eine nicht kurze Parabel, die eigentlich die Seele, die Quintessenz des Buches in poetischem Gewande darstellen will. Das Buch zerfällt in Abtheilungen, und diese wiederum in Abschnitte, eine sehr bequeme Eintheilung für eine Darstellung von Gegenständen, die nur eine äußerliche Beziehung untereinander haben, aber kein Weg für eine Philosophie der Religion, der innersten und tiefsten Gliederung des Geistes, wo Alles lebensvolle Verbindung und dennoch den unterschiedensten Charakter hat. Die vollendetste Religion gehört als Resultat des großen Bewegungsprocesses an das Ende, das ist der natürliche Entwickelungsgang der Idee, aber der Verf. hat seine Weisheit, die er für die höchste Errungenschaft des Geistes hält, an die Spitze gestellt, sie bildet die zwei Abschnitte der ersten Abtheilung. Der erste Abschnitt hat den reinen Vernunftglauben an sich zum Gegenstande. Diese reine Vernunftreligion hat beinahe ohne Wissen des Verf. hier ihren wahren Platz erhalten, den sie in der Religionsphilosophie einnimmt; wir suchen sie aus den langen Paragraphen voll Salbung und Polemik herauszureißen und darzustellen.

Was den Begriff der Religion betrifft, so meint der Autor, mit Worten sei wenig gethan, wer reines Herzens sei, oder sich eines sittlichen Lebens befleißige, finde von selbst die beste Sacherklärung der Religion, dies sei der rechte Schlüssel zu den Geheimnissen der übersinnlichen Welt. Wir wollen über das Wesen seiner Religion noch nicht mit ihm sprechen, sondern fragen ihn ganz erstaunt, warum er denn über die Religion schreibe, wenn das Leben ihre beste Erörterung sei? Es ist die schalste und rohste Behauptung, diese Meinung unsers Verf.; denn gerade ist es die Aufgabe der Wissenschaft, die verkümmerten und getrübten Gestaltungen des Lebens rein und gediegen an das Licht zu heben, und allerdings nicht durch eine Definition, sondern im Begriffe, durch die wissenschaftliche Methode, in der natürlichen Entfaltung der Momente, die Sache selbst zu reproduciren. Kürzer und allgemein verständlicher, wie er sagt, ist ihm nun die Religion: der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, der aber, wenn er einen Werth haben soll, verbunden sein muß mit einer demselben angemessenen Gesinnungs- und Handlungsweise. Durch Nachdenken oder Unterricht gelangen wir zu dieser höchsten Erkenntniß; indessen nimmt der Verf. auch eine Ahnung der göttlichen Idee in Anspruch, einen Urkeim Gottes im Menschen, und spielt auf diese Weise in das Gebiet der Glaubensphilosophie hinüber. Gestärkt wird dieser Glaube durch die Betrachtung der Naturzweckmäßigkeit. Das Verhältniß Gottes zur Welt ist ihm das von Ursache und Wirkung; näher aber verhält sich Gott zu den Menschen als ein Hausvater, ein andermal ist die Menschheit eine Trivialschule und Gott wahrscheinlich der

Schulmeister. Es gibt physische Übel, aber sie sind nur relativ, und die moralischen schaffen wir uns selbst. Der Verf. soll sich hier nicht über den Gang verantworten, den sein Denken nimmt, wenn es zu dem Gedanken Gottes gelangen will, er soll uns nicht erklären, was bei ihm Glauben ist, noch weniger wollen wir seine Behauptung von einer ohne Denken vermittelten, von einer unmittelbaren Ahnung Gottes im Menschen angreifen, sondern nur etwas gegen den Standpunkt vorbringen, den wir ihm vindicirt haben, der, ohne daß er ihn philosophisch ausgebildet hat, der Standpunkt der Kant'schen Kritik ist. Nach diesem fällt allerdings die Moral und die Religion zusammen und der Glaube an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind nur die Resultate einer solchen, durch vernünftige Betrachtung gewonnenen, sittlichen Weltordnung, an die wir glauben müssen, weil sie die Vernunft nicht vermittelt, sondern verlangt, postulirt. Zugegeben, daß dieser Standpunkt eine nothwendige Phase in der Religion und in der Philosophie war, kann er uns doch jetzt, nachdem die Philosophie einen solch ungeheuern Schritt gethan, nicht mehr befriedigen. Als Stamm des subjectiven Idealismus hat er zur Vertiefung des Geistes wesentlich beigetragen, indem er dem Individuum seine Besinnung, das Bewußtsein Seiner wiedergab, aber in der Ohnmacht, das endliche Bewußtsein in der That mit dem unendlichen zu vermitteln, in dieser einseitigen Befangenheit des Subjects, darin liegt seine Unzulänglichkeit.

Die Weltgeschichte soll das Sittengesetz und den ewigen Frieden realisiren, ein Gesetz, das als Resultat der Reflexion über die Welt hervorging und das nur den Begriff des Ewigen, Absoluten zu einer moralischen Voraussetzung macht! Es gibt aber keine solch absolute Moral, die wir aus der Betrachtung der Endlichkeit gewinnen, noch weniger liegt sie ursprünglich im Gefühl, denn das ist an sich inhaltslos und schließt Alles in sich, was ihm die Vorstellung oder der Gedanke bietet, sonst aber nichts. Das wahrhaftige Verhältniß ist vielmehr dieses, daß die Religion, als der höhere Standpunkt des absoluten Geistes, die Moral als die Verwirklichung der individuellen Freiheit in sich schließt und unter sich begreift. Von diesem höhern Standpunkte, welcher der des Christenthums ist, ist die Religion die Explication des Absoluten, Gottes, und nichts als dieses, die höchste Region des Geistes, wo alle Widersprüche des Gedankens enthüllt, alle Schmerzen der Endlichkeit gestillt sind, die ewige Wahrheit, Gott in seiner Objectivität.

Wir werden später fortfahren, unsere Entgegnung von diesem Standpunkte wieder anzuknüpfen; jetzt kehren wir zu unserm Buche zurück, und zwar zum zweiten Abschnitte. Er handelt vom Begriffe des Positiven, von der Offenbarung. Der Verf. betritt hier anfänglich ein Feld, das ihm nicht gehört. Weiß ein geistiges Wesen von sich, spricht er, so weiß es auch, daß es nicht aus sich, sondern aus dem unbedingten Sein, aus Gott ist, und zwar als Leben aus dem Urleben, als geistiges Leben aus dem Urgeiste. Ebenso müssen wir aus der Stimme des Gewissens, die keinen Anklang und Widerhall findet in der ganzen Sinnenwelt, eine Stimme Gottes erkennen, weil sie sich aus keinem Naturlaute erklären läßt. Nun aber wird er ganz wieder der Alte, der flachste Rationalist, denn er erklärt sich auf eine sehr natürliche Weise, wie die Menschen auf das Wort Offenbarung gekommen sein mögen. Bedenken wir, sagt er, daß unter den gebildeten Völkern, wo die religiösen Ideen allein in einiger Wahrheit zu finden sind, es keine Vernunft gibt, die sich unabhängig vom Unterricht und Belehrung gebildet hat, so läßt sich nach einer ersten Quelle dieses Unterrichts fragen, und aus dieser Frage mag sich nun — —. Hierauf geht er die verschiedenen Offenbarungsarten, oder Denkweisen über die Offenbarung, wie er sich ausdrückt, durch und widerlegt die Theophanien, die Orakel, die schriftliche Kundmachung, die Inspiration und die Wunder. Die Approbation der innern Vortrefflichkeit einer übernatürlichen Offenbarung will er aus dem Grunde nicht gelten lassen, weil die der Vernunft entsprechende Lehre ebenso gut von der Vernunft selbst wie von Gott sein könne und darum dieses Kriterium zweifelhaft erscheine. Aber nachdem er den Offenbarungsgläubigen auf diese Weise bange gemacht, gesteht er gutmüthig, daß die Gegner der Offenbarung ebenso wenig, weder durch Vernunftgründe, noch durch Thatsachen der Erfahrung jemals beweisen können, daß dieser Begriff (der Offenbarung) keine Realität habe, und daß demnach die Überzeugung von einer solchen Realität zwar kein Wissen, aber doch ein vernünftiges Glauben sei, das zu seiner Unterstützung sehr wichtige Gründe anführen könne. Ehe wir den eigentlichen Verlauf der Sache verfolgen, müssen wir Hrn. v. Blumröder über seine letzte Diversion zur Rede stellen. Nachdem er mit mehr Gepränge als nöthig die Vernunft als die einzige, wahre Quelle der religiösen Überzeugung hingestellt, nachdem er jedes Wunder sogar insofern außer Möglichkeit gestellt, als der Mensch blos natürliche Dinge wahrnehmen könne und alles außerhalb der natürlichen Beziehung Gelegene spurlos an ihm vorübergehen müsse, wendet er sich an die Offenbarungsgläubigen, verläßt seinen feindlichen Standpunkt, spricht nicht mehr in der ersten Person, sondern in der dritten, „die Gegner", und sagt ihnen, daß ihre Überzeugung von der Offenbarung zwar kein Wissen, aber doch ein vernünftiger Glaube sei, der zu seiner Unterstützung wichtige Gründe anführen könne. Abgesehen davon, daß die Entgegensetzung von Wissen und einem vernünftigen, mit wichtigen Gründen unterstützten Glauben überhaupt etwas Sinnloses ist, ein Mangel an Begriffbestimmung, so gibt er leichtsinnigerweise noch das einzige Achtbare seines Buches hin, die Überzeugung, daß die Vernunft, und nur die Vernunft es sein könne, welche den Menschen an den Born der Wahrheit führt. Hat er es mit keiner Partei verderben wollen, scheut er den Radicalismus, warum spricht er dann öffentlich! Doch der wahre Grund dieser und anderer Inconsequenzen mag darin liegen, daß er sich Dessen, was er spricht, nicht klar ist. Dies zeigt zur Genüge seine philosophisch-pantheistische Erklärung des Lebens aus dem Urleben, nach der er in einem Zeugungsverhältnisse mit Gott steht, obschon er

weiter oben das Verhältniß Gottes zur Welt nur allein als Ursache und Wirkung ausgesprochen hat. Aber dieses Aus gehört einem ganz andern Gedankenreiche an, ihm gehört nur das Durch, der Mensch ist ihm allein durch Gott erschaffen, nicht aus ihm gezeugt, er hat einen viel äußerlichern Gott, den Gott der Juden.

Nun zur eigentlichen Meinung über die Offenbarung. Der Verf. glaubt die Sache der Offenbarung beigelegt, wenn er das Wort „übernatürlich" natürlich erklärt: jeder vernünftige Unterricht, meint er, sei ja ein übernatürlicher, er will sagen: übersinnlicher. Freilich, wer die Gesichte der Religionen als eine allgemeine Aberration des vernünftigen Geistes betrachtet, als ein großes Reich des Wahnes, wo nur hier und da die Wahrheit auftaucht, der kann auch keine Deutung des Wortes Offenbarung, keinen Begriff von dem Werthe der positiven Religion haben, dem sind dies Redensarten, die aus jedem synonymischen Wörterbuche erklärt werden können. Die höchste Geschichte des Geistes ist aber etwas Besseres als ein Wahn, als die Geschichte der menschlichen Verirrung, es ist das Reich der Wahrheit und des Geistes, wie es sich in seinen einzelnen Momenten entfaltet. In ihm ist jede Stufe eine göttliche Offenbarung, in welcher der Geist Zeugniß gibt dem Geiste; vorzüglich aber ist das im Christenthume der Fall. Hier offenbart sich Gott ganz, denn als Unendliches steht er nicht mehr gegenüber dem Endlichen, die Negation ist aufgehoben, Gott und Welt sind versöhnt. Die Philosophie gibt uns das Wissen, daß das Unendliche, Absolute, Gott wesentlich das ist, sich zu setzen, in der Welt sich gegenständlich zu sein, aber in diesem Unterschiede sich ewig wieder identisch zu werden. In dem Christenthume feiert das Geschlecht die Vollendung dieses großen Processes, das Endliche und das Ewige hat sich versöhnt, und darum ist es eine Offenbarung nicht in der Natur, sondern im Geiste, der über der Natur steht. Der Geist aber hat verschiedene Weisen, sich dem Geiste zu offenbaren, und er that es dem natürlichen, logischen Gange zufolge auf eine positive Weise, d. h. auf eine für das Bewußtsein äußerliche, in Form der Vorstellung, unter dem Bilde von Vater und Sohn. An diese göttliche Geschichte knüpft sich die Entwickelung der göttlichen Lehre, die in der Bibel und zunächst in der christlichen Dogmatik enthalten ist. Daß diese Lehren positiv sind, benimmt ihnen nicht den Charakter des Wahren und Vernünftigen, sondern es gilt nur mit ausgebildeter Vernunft diese Lehren zu durchdringen, das Individuelle und Zufällige abzustreifen, die Form aufzulösen und den göttlichen Inhalt im Begriffe zu verklären. Das Buch wird uns ferner Gelegenheit geben, hier wieder anzuknüpfen, vor der Hand kehren wir zu ihm zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Das Gütergleichgewicht, von W. Obermüller. Konstanz, Glückher. 1840.

Der Verf. dieser kleinen Schrift formulirt seine Aufgabe als die Aufsuchung eines Mittels, um dem Elende der arbeitenden Volksclassen abzuhelfen. Nach einer sehr flüchtigen Angabe und Kritik der bis jetzt zu diesem Zwecke gemachten Vorschläge und getroffenen Anstalten kommt er zu der Auseinandersetzung seines eigenen Systems, dessen wesentlichstes Element die Einführung einer Progressivsteuer ist, die nur vom reinen Einkommen gezahlt wird, die das nothwendige Einkommen eines jeden Bürgers ungeschmälert läßt, und die, wie schon ihr Name anzeigt, in einem genau arithmetischen Verhältnisse mit der Summe des Einkommens steigt. Von der Einführung dieser Steuer verspricht sich der Verfasser alle wohlthätigen Resultate, welche möglicherweise von einer sorgfältigen Regulirung der bürgerlichen Vermögensverhältnisse durch den Staat zu erwarten sind, er verspricht sich von ihr namentlich die allmälige Ausgleichung der äußersten Armuth und des äußersten Reichthums in durchgängige Wohlhabenheit.

So unzweifelhaft es ist, daß Gerechtigkeit und Politik eine Grundreform unserer bisherigen Steuerverfassung verlangen, eine Reform, welche die schwersten Lasten von den schwächsten auf die stärksten Schultern legt, so wenig steht doch zu hoffen, daß diese Reform auf dem Wege unsers Verf. und ohne alle anderweitigen politisch-ökonomischen Maßregeln zu erreichen sei. Der Verf. macht stillschweigend die irrige Voraussetzung, daß Derjenige, welchem die Steuer durch den Fiscus abgefodert wird, auch in Definitive die Last derselben trage, während sich doch anerkanntermaßen die usurpatorische Gewalt des Reichthums, zumal des producirenden Reichthums, in beinahe allen Fällen dadurch bewährt, daß sie die dem Reichthume abverlangten Steuern auf die consumirende arme Menge überwälzt. Dazu kommt, daß der Verf., um den Geist der Erwerbsthätigkeit nicht zu lähmen, die Feststellung eines relativen Maximums der Steuer für nöthig erklärt, wodurch denn natürlich deren ausgleichende Wirkung bedeutend geschwächt wird. Rechnet man hierzu die Unsicherheit der Schätzung des Einkommens, die im Durchschnitt weit unter der Wahrheit bleiben muß, bedenkt man ferner, daß durch die Verbesserung des Steuersystems die heutzutage in allen Ländern Europas unzureichende Production nicht oder doch nicht wesentlich vermehrt wird, so wird man schon durch diese von der Oberfläche geschöpften Rücksichten überzeugt werden, daß die progressive Steuer, so wünschenswerth sie ist, doch kein politisches Lebenselixir sei, das im Stande wäre, eine ökonomische Wundercur an unserm siechen gesellschaftlichen Körper hervorzubringen.

Indessen auch der Verf. glaubt, daß die Wirkungen, die er von der vorgeschlagenen Steuerreform erwartet, wenigstens durch kräftige Vorkehrungen gegen die drohende Gefahr der Übervölkerung gesichert werden müssen. Er hofft zunächst, daß steigende Wohlhabenheit und ein Volksunterricht, der die jungen Bürger weniger an die göttliche Hülfe als an ihre eigenen Kräfte verweise, die leichtsinnige Kinderzeugung vermindern werde, die eigentliche Gewähr gegen dieses Übel sieht er aber in die Anlegung von Zwangssparkassen, in welche Jeder, der sich verheirathen will, eine gewisse Summe hinterlegen muß, die mit der Zahl seiner Kinder steigt. Die Idee, die innerhalb gewisser Grenzen ihr Gutes haben mag, wird durch die Allgemeinheit, in welcher sie hier ausgesprochen ist, zur reinen Chimäre. Der Verf. ist vorsichtig genug, sich in Bezug auf dieselbe durchaus im Bogen zu halten, denn bei dem geringsten Versuche, die praktischen Seiten seiner Maßregel zu bezeichnen, würde ihm und seinen Lesern deren absolute Unausführbarkeit klar geworden sein. Die zwangsweise vor der Verheirathung zu hinterlegende Summe soll so groß sein, daß man (wer? die Ehegatten? oder nur einer derselben? oder jedes der erzeugten Kinder?) zur Noth davon leben könne; wie in aller Welt wollten aber die Sparkassen, angenommen daß jenes man auch nur eine Person bezeichne, die unermeßlichen Summen unterbringen, die bei diesem Systeme zusammenkommen würden, selbst wenn sich die Zahl der jetzigen Ehen um wenigstens die Hälfte verminderte! Glücklicherweise werden die künftigen Zwangssparkassen durch den einfachen Umstand aus der Verlegenheit gerissen, daß nicht die Hälfte, ja daß nicht das Fünftheil des Gel-

des existirt, dessen Verwaltung ihnen der Verf. aufbürden will. Sieht der Verf. ferner nicht ein, daß es eine moralische Unmöglichkeit ist, die Schließung der Ehe zu einem mit Gelde zu erkaufenden Privilegium zu machen? Doch hören wir ihn mit seinen eigenen Worten den Stab über seinen Vorschlag brechen: „Sparkassen", sagt er in der Einleitung S. 5, „sind eine herrliche Erfindung der neuen Zeit; nur Schade, daß die Armen so wenig hineinzulegen haben! Dies ist eben der Haken; wäre es möglich, daß die Arbeiter etwas mehr verdienen könnten, als die bittere Noth erfodert, so wäre ihnen geholfen", und, fügen wir hinzu, wären die Zwangssparkassen des Hrn. Obermüller möglich, so wären sie eben deshalb überflüssig.

Stimmen wir gleich nicht in die Schlußresultate des Verf. ein, glauben wir gleich nicht, daß er durch seine Vorschläge das kolossale ökonomische Problem der Zeit seiner Lösung näher gebracht habe, so müssen wir doch anerkennen, daß sein Büchlein einzelne vortreffliche Ansichten und Gedanken enthält, die den Leser für seinen mehr als nachlässigen Styl hinreichend entschädigen. 9.

## Notiz.

Das „Foreign quarterly review" fährt fort, auf eine interessante Weise England mit den Leistungen der deutschen Kunst bekannt zu machen, indem es seine Betrachtung an ein oder mehre Werke anknüpft, welche von irgend einer in Deutschland gepflegten Kunstrichtung handeln. Vor einiger Zeit brachte dies Review eine Abhandlung über die in Deutschland jüngst erstandenen oder im Entstehen begriffenen Hauptbauwerke, indem es mehre darauf Bezug habende Schriften besprach, und in der Julilieferung einen Artikel über die münchner Maler und Bildhauer, gestützt auf des Grafen Raczynski „Histoire de l'art moderne en Allemagne", zweiter Theil. Für Deutsche, welche sich nur einigermaßen mit deutschen Kunstinteressen beschäftigen, bringt der Artikel nicht viel Neues. Schwanthaler, Schnorr und Heß werden nur im Vorbeigehen besprochen, am längsten hält sich der Reviewer bei Cornelius auf. Wahrscheinlich auf Raczynski's Äußerungen gestützt, heißt es von Rauch, daß dieser der erste deutsche Bildhauer war, welcher, nach dem Ablauf von 250 Jahren, den Geschmack des Mittelalters, wie er sich in Dürer's Werken manifestirt, wieder zu beleben suchte, den altdeutschen Styl Vischer's, mit den Auslassungen, Hinzuthaten und Veränderungen, welche Geist und Fortschritt der Zeit nothwendig machten. Schwanthaler sei in die Fußtapfen des großen preußischen Bildhauers getreten, nicht ohne von Thorwaldsen und dem Studium der Antike influenzirt zu sein, doch sei er zugleich ein zu origineller und fruchtbarer Geist, um nur sklavisch nachzuahmen. Schnorr, heißt es, ist hervorstechend deutsch und das Romantische der heroischen und ritterlichen Zeiten sein eigentliches Gebiet; Heinrich Heß dagegen der Maler der Evangeliengeschichte, wozu ihn sein zart religiöses Gefühl besonders befähigt. Im übrigen seien die münchner Schule und die von Cornelius wesentlich synonym, wenn auch die ebengenannten Maler selbständig daständen und Schnorr sein Zeitgenosse, nicht sein Zögling sei. Der Ausdruck von Größe, welche der in Baiern sich bildenden Schule eigenthümlich sei, stamme von Cornelius her. Sein mächtiges Genie wende sich bald mehr dem romantischen, bald mehr dem antiken Charakter zu, der verschiedenen Natur der Gegenstände entsprechend, welche er behandelt; aber immer sei er Poet, meist Epiker, stets streng, würdig, erhaben. Vorzüglich werden, ebenfalls nach einer vorangegangenen Äußerung des Grafen Raczynski, seine Compositionen nach dem „Faust" gerühmt; da athme der wahrhafte Geist der deutschen romantischen Poesie, oft eine schreckhafte Erhabenheit, wie in der einen Scene, von welcher der zweite Theil des Raczynski'schen Werks ein Abbild liefert, schön in Holz gravirt von Wright und Folkard. Andere Compositionen des Künstlers, welche aus der alttestamentlichen Geschichte entlehnt sind, z. B. Joseph, der den Traum des Pharao auslegt, werden der Reinheit des Gefühls, der Milde und der ruhigen Manier wegen gerühmt, wodurch sie zu der gewöhnlichen Energie seines Styls einen Gegensatz bilden; auch Dante und Beatrice an den Pforten des Paradieses sei ein Bild voll Reinheit und Anmuth. Nach seinen in der Ludwigskirche in der Ausführung begriffenen Fresken enthält das Raczynski'sche Werk die Nachbildungen von der Anbetung der Magier und von der Kreuzigung, erstere von Andrew, Best und Leloir, letztere von Lodel in Göttingen in Holz gravirt. Der englische Berichterstatter sagt davon: „In diesen Werken ist die Tendenz des Künstlers zugleich eine epische und symbolische. Bei der Behandlung religiöser Gegenstände gibt er die Thatsachen nicht wieder, wie sie die Schrift erzählt, sondern er drückt ihnen einen mysteriösen Charakter auf und umgibt die Haupthandlung mit einer ganzen Welt von Anspielungen, welche dem frommen Gemüth tiefe Betrachtungen zuführen. Das religiöse Gefühl und der Charakter der Evangelisten sind hier in einer zugleich neuen und kraftvollen Sprache wiedergegeben." Auch wird ein Brief von Gérard vom J. 1828 abgedruckt, worin dieser große Künstler das Verdienst des Cornelius als eines Wiederbelebers und Fortsetzers der Kunst würdigt, und sich dahin äußert, daß die Reform, welche der Kunst durch Cornelius geworden sei, dauerhaft sein müsse, weil sie auf Wahrheit gegründet sei. Kaulbach, auf den Cornelius' Geist, aber in hoher Selbständigkeit der Auffassung, übergegangen zu sein scheint, empfängt ebenfalls große Lobsprüche. Der Berichterstatter nennt Kaulbach's Hunnenschlacht, die er aus Thäter's schönem, dem Raczynski'schen Werke beigegebenen Stiche kennt, eine großartige Composition, die über alles Lob erhaben und unter die größten Werke der modernen Künstler zu zählen sei. Wir stimmen mit dem Berichterstatter vollkommen überein, wenn er sagt, daß die beabsichtigte Ausführung in Farben, wenn sie stattgefunden hätte, dem Gemälde von seinem unbestimmten Charakter der Größe und des Geheimnißvollen mehr geraubt haben würde, als es auf der andern Seite und in anderer Hinsicht durch das Colorit hätte gewinnen können. Die interessanteste Nachricht, die wir hier einfach mittheilen, findet sich am Schlusse des Aufsatzes; sie lautet: „Wir haben erfahren — wissen aber freilich nicht, auf welche Autorität die Behauptung sich stützt — daß man Cornelius aufgefodert hat, die Fresken in unserm House of commons auszuführen. Wir leben der sichern Hoffnung, daß, da England keinen Frescomaler besitzt, eine niedrige Eifersucht gegen das fremde Genie, vor welchem unser eigenes tadelnswerth dasteht, diese wahrhaft groß- und edelmüthige Anerkennung des ausgezeichneten Künstlers nicht hindern werde." 5.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 243. — 30. August 1840.

Die Religion nach ihrer Idee und geschichtlichen Erscheinung von August von Blumröder.

(Fortsetzung aus Nr. 242.)

Um aber die Überzeugung zu gewinnen, fährt der Verf. fort, daß im Christenthume die ursprüngliche Vernunftreligion am reinsten dargestellt werde, so wollen wir vor unsern Blicken die vorzüglichsten Religionsformen flüchtig vorübergehen lassen; und damit eröffnet er die zweite Abtheilung seines Buches: die Religion in ihrer geschichtlichen Erscheinung. Er setzt seinen Untersuchungen vorerst die einseitige und voreilige Behauptung an die Stirn, daß die Idee der Religion in der Geschichte niemals vollkommen ausgeprägt erscheinen könne, sondern sie komme stets nur in einzelnen zerstreuten Zügen zur Erscheinung. Der erste Abschnitt handelt nun von den verschiedenen Religionsformen im Allgemeinen, d. h. der Polytheismus, Monotheismus und Pantheismus werden erklärt. Es soll diese Erklärung wahrscheinlich der Geist der Religionsgeschichte, ihre fortschreitenden Momente in nuce sein; aber diese Bestimmungen der äußern Form sind nichts weniger als die Entwickelungsknoten. In der Schule lernen wir die Bedeutung dieser Namen, hier aber müssen wir sehen, wenn auch nur flüchtig, wie sich die beiden Seiten der absoluten Totalität dialektisch zueinander bewegen, und wie der Begriff der Totalität im Christenthume seine Realität erlangt; dies ist die Hauptsache. Wie aber in der göttlichen Geschichte die Idee des Absoluten für das sinnliche Bewußtsein sich gestaltet, dies spielt nur nebenbei, ist nur seine äußere Fläche. Der zweite Abschnitt gibt die verschiedenen Religionen selbst. Es ist eine große Aufgabe, die sich hier der Verf. gesetzt hat; denn sie setzt einen großen Schatz äußerlichen Wissens voraus, wenn sie nur in Befriedigung der Neugierde ihre Lösung finden soll, und einen hohen philosophischen Standpunkt, wenn sie in der That die innere, göttliche Geschichte des Geistes beschreiben will. Hegel selbst hat dies nur in einzelnen großen, genialen Strichen ausgeführt. Unser Verf. befriedigt aber weder die Wißbegierde, noch den höhern Drang des Geistes. Er liefert uns das Bekannteste vom Bekannten; denn ein Schulbuch, Niemeyer's „Lehrbuch der Religion", gebraucht er als die Quelle seiner Darstellungen. Ohne philosophischen Blick, ist ihm die Reihenfolge bei Aufzählung der Religionsformen sehr zufällig gerathen, und er hätte wol am besten gethan, sie nach dem sichersten äußern Kennzeichen, nach dem Alphabet zu ordnen. Zuerst gibt er uns die Naturreligion des Orients. Was versteht er aber unter Naturreligion? Er zieht es vor, auf diese schwere Frage nicht zu antworten, sondern rettet sich gleich in medias res. Gewöhnlich setzt man sie in unserer Zeit der geoffenbarten gegenüber, aber dieser Deismus des Verstandes ist es nicht; dies würde ja die Religion unsers Autors, die Verlassenschaft der kritischen Philosophie sein. Die Naturreligion ist uns die Stufe, wo die Einheit des Natürlichen und Geistigen noch vorhanden ist, sodaß das Unendliche zwar gewußt wird, aber sein Inhalt noch ein endlicher, zufälliger, natürlicher ist. Der Gott ist hier in seiner Objectivität noch ein Endliches, das sich auf den unendlich verschiedenen Stufen dieser Religion bis zum Inhalte einzelner Kräfte, selbst mit dem ganzen natürlichen Organismus erfüllen kann. Bei Hegel ist die Erscheinung dieser verschiedenen Formen der Naturreligion ein nothwendiger, logischer Proceß, durch den das Absolute, die Substanz mehr und mehr zu sich kommt. Auf ihrer untersten Stufe ist ihm die Naturreligion die Religion der Zauberei. Sie trägt wieder zwei Momente in sich: die Religion der zauberischen Macht, wo nur das einzelne, empirische Selbstbewußtsein des Menschen als Begierde sich höher weiß als die Natur; ferner die Religion des Insichseins, wo das Unendliche im Menschen sich als Bewußtsein auffaßt, als etwas Wesentliches, Festes, Ruhendes, als etwas Affirmatives. Die erstere Form kommt in den rohen Zeiten aller Völker vor, die andere aber findet sich geschichtlich vorhanden als die Religion des Foe, sie ist die Religion der Mongolen, Thibetaner, des Nordens und Westens von China, ferner der Birmanen und Ceylonesen, wo Foe Buddha genannt wird; die ganze Form aber ist die lamaische. Der nächste Fortschritt ist die Religion der Inder, die Religion der Phantasie. Das wesentliche Element ist hier, daß zu der leeren Form, zu der Bestimmung des Insichseins die Bestimmung des Concreten hinzukommt, aber dieses Concrete ist im Dienste der wilden Einbildungskraft, ohne verständigen Zusammenhang mit der Welt; der Inhalt ist die zügelloseste Willkür. Die Naturreligion im Übergange auf eine höhere Stufe findet sich nun in der Religion des Guten,

des Lichts, sie ist die Religion der Parsen, von Zoroaster gestiftet. Gott bestimmt sich hier nicht mehr zufällig, sondern ist selbst das Reine, Allgemeine, sich selbst Gleiche, ein Bestimmen der Substanz, wodurch sie aufhört, Substanz zu sein, sondern Subject wird, und dieser allgemeine Inhalt ist das Gute. Die letzte und höchste Stufe der Naturreligion ist aber die ägyptische, nach Hegel die Religion des Räthsels. Die concrete Subjectivität der Lichtreligion zerfällt hier schon und entläßt seine Momente, aber nicht zufällig, phantastisch wie in der indischen Religion, sondern von der Subjectivität beherrscht. Es ist also die Subjectivität in ihrer Realität, aber noch nicht in der wirklichen Freiheit, sondern von der Subjectivität getrieben und bewältiget.

Diese tiefste Betrachtung stellt Hegel an, um uns zu zeigen, wie sich das Ewige und Endliche zuletzt im Christenthume findet und versöhnt. Nichts ist hier äußerlich noch zufällig, Keines hebt das Andere auf, sondern schließt es nur in sich. Von Hrn. v. Blumröder erfahren wir aber nur einzelne historische Notizen über die Naturreligion, die gewöhnlich schon dem gebildeten Leser bekannt sein dürften. Er hält die Religion der Inder für die ursprünglichste und läßt dann Buddhaismus und Lamaismus folgen, eine Ordnung, die von der Natur der Sache widerlegt wird. Späterer Zeit mag die indische Religion freilich reformatorisch im Buddhaismus aufgetreten sein, aber auf dem eigentlichen Felde der Geschichte ist hier wenig auszumachen, es ist Alles flüchtig und flüssig. In dieses Gemisch geht namentlich die Sintoreligion auseinander, deren der Verf. erwähnt. Die Religion der Parsen behandelt er historisch ziemlich vollständig und deutet ihren Einfluß auf die jüdische und selbst christliche Dogmatik an. Dann folgen die Religionen der Babylonier, Syrer und Phönizier. Hegel erfaßte die letztere in ihrer höchsten Ausbildung und stellte sie zwischen die griechische und römische. Die Religion der Ägypter ist selbst historisch ganz oberflächlich behandelt, desgleichen auch die chinesische. Der Verf. hätte eigentlich letzte Religion mit besonderer Vorliebe behandeln sollen, da sie die ausgebildetste Moral enthält; auch ist er von einigen dieser moralischen Sätze so in Enthusiasmus gesetzt, daß er ausruft: Sollte man nicht glauben, diese Worte kämen aus dem Munde Jesu! Die hohe Stelle, die er dieser Religion, als die Spitze der Naturreligionen, anweist, ist jedoch nicht die richtige, sie ist eine Religion der Zauberei und gehört in die Formen des Lamaismus.

Von den orientalischen Religionen geht er zu den polytheistischen des Abendlandes über. Er behandelt hier zuerst die griechische und erklärt vornherein den griechischen Polytheismus aus der Vorliebe des Volkes für republikanische Formen. Die Griechen hatten für diese Formen eine solche Vorliebe, daß sie selbst den Olymp republikanisirten, meint er, wie überhaupt der sinnliche Mensch sich gern das göttliche Regiment nach der Form seines Staatsregiments vorstelle. Diese Behauptung ist indessen so materiell, als wenn wir behaupten wollten, der Körper forme den Geist. Staatsformen treten allerdings eher und ausgeprägter hervor als die Religion, denn sie sind die Grundlage der Existenz; aber die Beschaffenheit dieser Formen hängt wesentlich von dem innern Kerne des Menschen, von seiner religiös-sittlichen Anschauung ab, sodaß gewöhnlich in den ersten Anfängen des Staatslebens auch das religiöse Princip ausgesprochen ist und die Staatsformen beherrscht. Erst später, wenn die innere sittliche Bildung den Staat zu einer sittlichen Anstalt erhoben hat, kann er den religiösen Vorstellungen einer Nation Positivität und Pflege geben, aber nicht die Form, die stets nur durch ihren Inhalt, durch die Art, wie das Göttliche gewußt wird, bedingt ist. Die griechische wie die römische Religion macht nun der Verf. in wenigen historischen Notizen ab, und in der Voraussetzung so kurz, daß diese Dinge hinlänglich bekannt sein werden. Hierauf kommt er auf die alten Deutschen und Skandinavier; aber diese niedern Formen der Naturreligion kann wol nur ein starker Patriotismus an die Spitze der griechischen und römischen Welt stellen. Am Schlusse aller dieser Religionen, die ihm das Gemeinsame der Vielgötterei haben, folgen „Allgemeine Bemerkungen über die sogenannten heidnischen Religionen"; sie sind indessen so allgemein, diese Bemerkungen, daß wir sie mit der sichern Überzeugung verschweigen, unsere Leser werden ihnen schon oft in ihrer Allgemeinheit begegnet sein.

Der andere große Religionskreis ist dem Verf. der monotheistische. Zuerst tritt hier der Judaismus auf. Er wird nach zwei Seiten, als Religion und als Staatsform begriffen. Der Gott der Juden, hebt er an, ist zwar einzig in Hinsicht der Macht und der Herrschaft, er ist selbst Weltschöpfer, aber er steht weit entfernt von dem Ideale des höchsten unbeschränkten Wesens, welches uns die Vernunft vorhält. Sehr recht, der Inhalt Gottes, den uns die Vernunft vorhält, ist größer, erfüllter, aber dies ist nicht die Vernunft unsers Autors. Gegen die jüdische Vernunft gehalten, hat die seine nur den Vortheil des Negativen; Gott ist im Deismus des Jahrhunderts ganz entkleidet und also auch von den sinnlichen Vorstellungen frei. Aber auf der andern Seite kommt ihm auch weiter gar nichts zu als das allgemeine Prädicat aller Existenzen, das Sein; das Gottesbewußtsein des Deismus weiß nur von Gott das Sein: dieser Zustand ist aber auch ein trauriger. Der jüdische Gott hat außer seiner Existenz indessen noch andere Attribute, wenn auch unser Verf. durch viele Bibelstellen beweist, daß sie in sehr sinnlichen Formen ausgesprochen waren, und nicht einsehen kann, wie man durch eine mythische Auslegung einen tiefern Sinn darin finden könne. Er fährt fort und wirft der jüdischen Religion nun ihren Nationalgott vor; denn der natürliche Gegensatz bedinge auch die Annahme von Nationalgöttern anderer Völker. Wenn dieser Schluß den jüdischen Monotheismus in Frage stellen soll, so ist er unrichtig. Wol mag in der frühern Zeit die Religion anderer Völker unter den Juden manchmal Anklang gefunden haben; aber im Mosaismus ist der Glaube an das eine Wesen, das Himmel und Erde geschaffen und nichts Höheres neben sich hat, wol auf

das Unzweideutigste ausgesprochen. Um sich die Macht über das rohe Volk zu sichern, meint der Verf., knüpfte Moses an den jüdischen Nationalgott an, denn sein Zweck war die Errichtung einer Staatsordnung. Auf diese Weise kam das Priesterthum an die Spitze, und die politischen Maßregeln mußten den Charakter göttlicher Verordnungen bekommen, Religion und Staat wurde eins. Indessen gesteht der Verf. dem Mosaismus auch nebenbei einen großen welthistorischen Einfluß in seinen religiösen Tendenzen zu: er hat die Idee eines höchsten Wesens ziemlich rein so lange erhalten, bis für ihre weitere Ausbildung günstigere Umstände eintraten. Was sich aber Moses von der scheinbar ehrwürdigen Theokratie versprochen, findet der Verf. in der jüdischen Geschichte nicht realisirt, denn die Priesterherrschaft hinderte das Volk an seiner politischen Ausbildung und ihre Strafreden besserten die Gemüther nicht, sondern erbitterten dieselben. Besonders aber klagt er den jüdischen Fanatismus an, der sich unter der Maske der Religion alle möglichen Greuel erlaubt habe und selbst ins Christenthum eingedrungen sei. Zum Beweise gibt er auf zehn enggedruckten Seiten Beispiele aus der jüdischen Geschichte.

Mit allen diesen Dingen hat aber unser Autor den jüdischen Religionsbegriff unerörtert gelassen, auf den es doch, wenn wir für die jüdische Religion einen wirklichen Maßstab haben wollen, hier ankommt. Nach ihrem philosophischen Gehalte dürfte sie keineswegs mehr der Spiegel religiöser Verirrungen, wie dem Verf., sein, sondern ein nothwendiges Glied in der Entwickelung des Geistes, in der That der Vorläufer und Vermittler des Christenthums. Wir haben vorhin die Hegel'sche Darstellung angezogen, auch jetzt sei es uns erlaubt, an dessen Resultate zu erinnern. Die jüdische, griechische und römische Welt ist ihm der Sphäre der Naturreligion enthoben, wo die unterschiedenen Momente in der Idealität der subjectiven Einheit zusammengefaßt wurden. Die freie Subjectivität war es, welche die Herrschaft erlangt hatte über das Endliche überhaupt, sodaß der Geist als geistiges Subject sich seiner Freiheit in den endlichen Manifestationen bewußt worden ist. Jetzt treten wir aus dem Kreise der Natürlichkeit, der Unmittelbarkeit heraus, indem Gott nun als Subject gewußt wird, das sich durch sich selbst bestimmt und dem Endlichen, dem Menschen allgemeine Gesetze von Recht, Sittlichkeit und Freiheit gibt. Das geistige Subject ist also die ganz freie Macht der Selbstbestimmung, sodaß ihr Inhalt nichts Anderes als den Begriff ihrer selbst hat; diese freie Zweckbestimmung ist die Weisheit. Die Natur ist aber hier das herabgesetzte, unselbständige Mittel, das Feld, auf dem die freiere, höhere Subjectivität zur Erscheinung kommt, sie ist die unselbständige Substanz. Der ganzen Religionsform ertheilt Hegel hiernach den Namen der geistigen Individualität und findet ihre fortlaufenden Momente in der Trilogie des Juden-, Griechen- und Römerthums. In der jüdischen Religion spricht sich die Individualität aus als Einheit, als absolute Subjectivität, sodaß in diesem Wesen das Sinnliche, Endliche negirt ist. Er ist der Eine, nicht das Eine wie im Pantheismus. Es ist wol die Welt eine Manifestation seiner, aber er ist über dieser Manifestation, er ist erhaben und die natürlichen Dinge sind entgöttert. Der Weltzweck wird jedoch noch zufällig und äußerlich gedacht, aber die Beziehung zum Menschen ist, daß Gott gewußt werde, daß er im Selbstbewußtsein Gegenstand sei. Die Ehre Gottes soll gepriesen und verherrlicht werden, und der Mensch erfüllt dies, wenn er thut, was Gott will, wenn er seine Gebote hält. Das Natürliche muß sich beherrschen lassen vom Wesentlichen, vom Geistigen, sonst kann es nicht bestehen, es geht ihm nicht wohl, es verdirbt. Rechtthun und natürliches Wohlsein, dieses Verhältniß gibt dem Volke jene Zuversicht, aber auch den Trotz gegen Jehovah, wenn er sein Versprechen nicht zu erfüllen scheint. Alle Völker sollen zwar diesen einen, wahren Gott erkennen, aber sein Zweck geht nur auf das eine Volk, das sein Gesetz, sein Gebot anerkennt und in der Frömmigkeit seiner Väter mit ihm verbunden ist. Ist die Existenz, das Wohlergehen gewonnen, der freie Boden als Lohn für die Befolgung des göttlichen Gesetzes gesichert, so hört der Jude auf polemisch zu sein, der Fanatismus ist ihm kein Princip, wie in der Religion der Mohammedaner. Im Gegensatz zu den andern beiden hat die jüdische Religion den Namen der erhabenen. In der griechischen Religion gestaltet sich aber die absolute Subjectivität zum Charakter der Nothwendigkeit, im Äußern: zur Schönheit. Im religiösen Leben der römischen Welt ist es hingegen die Zweckmäßigkeit, die als charakteristisch auftritt. Es würde interessant sein, diese beiden Religionsformen der antiken Welt näher zu entwickeln; aber wir müssen zu unserm Buche zurückkehren, und treffen hier den Verf. bei der Darstellung des Islam. Er findet an ihm wenig Eigenthümliches, da der Stifter desselben ein Mann ohne höhere Bildung gewesen sei, dem ein Engel erst das Lesen und Schreiben habe einprügeln müssen. Das Wesentliche dieser Religion ist ihm der Monotheismus, im übrigen ist sie ein Gemisch jüdischer, christlicher und zoroastrischer Lehren. Ihr Hauptübel ist jedoch der Glaube an eine Prädestination. Außer diesen allgemeinen, äußerlichen Notizen erfahren wir nichts vom Mohammedanismus. Wir lassen es gleichfalls damit sein Bewenden haben, um einigen Raum für das Christenthum des Verf. zu behalten. Er stellt es in dem dritten Abschnitte dieser zweiten Abtheilung in seiner Reinheit dar.

(Der Beschluß folgt.)

---

Nikolaus Jósika's sämmtliche Werke. Aus dem Ungarischen übersetzt von Hermann Klein. Fünfter bis achter Band. Pesth, Heckenast. 1839. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Wir haben bereits früher, bei der Besprechung der vier ersten Bände der Jósika'schen Werke*), unsere Meinung dahin ausgesprochen, daß sie, wenn sie uns eine Phase der ungarischen

*) Vgl. Nr. 163 d. Bl. f. 1839. D. Red.

Literatur repräsentiren sollen, dazu nicht ausreichen, und wir sehen uns nach der Lectüre der vorliegenden Bände gedrungen, zu gestehen, daß durch sie einzig und allein unsere Leihbibliotheken bereichert werden, nicht die deutsche Literatur selbst, noch unsere an sich schon mangelhafte Kenntniß der ungarischen Literatur. Oder wenn diese Übersetzung geeignet wäre, uns von der Stufe, auf welcher sich die ungarische Literatur befindet, Kenntniß zu geben, so müssen wir sagen, daß sie uns vor ihr wenig Respect einzuflößen im Stande ist. Es wäre schlimm, wenn sich die deutsche Poesie etwa hauptsächlich durch Spindler bei dem Auslande repräsentiren sollte, obgleich doch Spindler an Energie des Talents, Keuschheit des Geschmacks und Kunstfertigkeit der Ausführung Jósika beiweitem übertrifft. Daß Jósika's Name unter seinen Landsleuten Klang und Ruf hat, beweist nur, wie ärmlich es mit der ungarischen Literatur bestellt ist, und daß sie in der blossen Unterhaltung ihren Höhepunkt erreicht zu haben glaubt. Die ungarische Kritik wünscht sich zu einem Romanschriftsteller wie Jósika Glück, und die deutsche Kritik gedeiht immer mehr zu dem Einsehen, daß die wuchernde Vegetation des Romans die Literatur gänzlich zu vernichten droht. Aus dieser Überzeugung entsprang auch bei uns die Tendenzenhascherei, womit man der flachen Romanliteratur einen Inhalt zu geben und ein Gegengewicht zu erzielen suchte. Dem ungarischen Schriftsteller, dessen Roman wir hier zu besprechen haben, liegen aber Tendenzen und Gedanken überaus fern; Jósika ergeht sich fast nur in Äußerlichkeiten, in Personen- und Ortsbeschreibungen, in der blos decorativen und descriptiven Seite der Romantik. Seine Manier ist äußerst hohl und nichtssagend. Ob sein Held so oder so gekleidet ist, so oder so eine Nase hat, ist ihm von äußerster Wichtigkeit; er bemüht sich zwar, den Charakter seiner Personen genau ans Licht zu stellen, aber nur indem er ihn beschreibt, wie der Naturgeschichtschreiber irgend ein wildes Thier, von dem er aussagt, daß es ein fleisch- oder grasfressendes, ein ein- oder zweihufiges Thier sei. Es ist erschrecklich, wie umständlich Jósika ist, wenn er uns die einzelnen Bestandtheile einer siebenburgischen Stadt oder Tabagie, eines Gebäudes, eines Gartenzauns oder eines Damenanzugs auseinanderlegt. In der Anhäufung von Ereignissen und in der Charakteristik bekundet sich bei ihm allerdings einiges Talent, aber er ist nur Virtuose in einer abgelernten Manier, durchaus kein selbständiger Componist und Producent; und das Talent, Virtuose zu sein, ist jetzt so allgemein, daß es gar nichts mehr auf sich hat.

Der fünfte und sechste Band enthalt den einigermaßen geschichtlichen Roman „Abasi", der jedoch den „Letzten Batori", worin sich Jósika's Talent noch am kräftigsten und mannichfaltigsten ausgesprochen hat, an Macht der Wirkung keineswegs erreicht. Auch „Abasi" spielt in Siebenbürgen, allerdings eine Localität, welche für die Romanleser unter den Westeuropäern den Reiz der Neuheit hat. Der siebente Band bewirthet uns mit einem zweitheiligen Roman: „Die Leichtsinnigen." Hierzu hat der Verf. eine Vorrede geschrieben, worin er nachzuweisen sucht, daß das Buch eine reinmoralische Tendenz habe; aber diese Vorrede singt nur deshalb ein moralisch Lied, um das Publicum desto sicherer zu bethören; wir kennen das; auch die französischen Romantiker heucheln solche moralische Absichten. Seredi, eine Art Don Juan aus Siebenbürgen, ist der Held des Romans; er verführt in Nordamerika das schwarze Weib eines freigelassenen Negers, der, ein zweiter Othello, sein treuloses Weib ersticht. Seredi geht hierauf nach England, wo er sich mit einer Lady verlobt. Der beleidigte Neger ist unterdeß sein Diener geworden und folgt dem jungen Paare nach Siebenbürgen, wo es ihm gelingt, seinen Herrn in einem Keller an eine Säule zu binden, worauf er die Nacht bei dessen Ehefrau zubringt, ohne daß diese merkt, wer sich ihrem Gemahl untergeschoben hat u. s. w. Die scheußlichen wie die lüsternen Scenen des Buchs sind mit gleicher Vorliebe ausgemalt, das Ganze ist ein Gebräu von Unzucht und Grausamkeit. Der Roman „Zolyomi" bildet den achten Band. Zolyomi ist ein siebenbürgischer Edelmann, welcher auf junge und schöne Mädchen Jagd macht und sich eine Art Harem anlegt; auf dieser undelicaten Grundlage baut sich der ganz inhaltlose, nicht einmal die Neugier spannende Roman auf. Wie traurig, daß unsere Übersetzer, so oft nur die Fabrikarbeiter der Verleger, für unser gar zu kosmopolitisches gewöhnliches Lesepublicum aus allen Sprachen und aller Herren Ländern den moralischen Abschaum der Romantik zusammenfegen und, wo nur noch ein Plätzchen ist, jede Ecke und jeden Winkel unserer Literatur damit vollstopfen! 16.

---

## Literarische Notizen.

Eine neue Erscheinung: „Henriette", von Michel Raymond (R. Brucker), enthält Schilderungen aus dem Volksleben; alle Personen darin gehören der arbeitenden Classe an und man sieht, daß der Verf. die Gesellschaft, die er schildert, tüchtig studirt hat. Es ist dasselbe Genre wie der „Maçon", das erste Werk dieses Pseudonymen, das ihm durch Einfachheit der Erzählung und Wahrheit der Details einen gewissen Ruf verschaffte. Aber R. Brucker ist nur ein Glied einer Dreieinigkeit von Schriftstellern, welche ursprünglich den wahrhaften Michel Raymond bildete, und die Auflösung dieser einzigen Verbindung hat unglücklicherweise die Eigenschaften zerstreut, deren Ensemble den Erfolg des Pseudonymen begründete. So wird man auch in der „Henriette" treu nach dem Leben copirte Gemälde, kräftige Leidenschaften, wahres Gefühl antreffen, und doch wird man sich von diesem nur allzu nackten Abbilde der Wirklichkeit mehr zurückgestoßen als angezogen fühlen. Es fehlt darin eine gewisse Sauberkeit des Geschmacks und der Darstellung, wie sie gefodert wird, um eine Production als eine literarische erscheinen zu lassen.

---

Eine zweite Ausgabe erlebten: „Histoire des enfants trouvés", von J. F. Terma, Präsidenten der Hospitalverwaltung, und J. B. Monfalcon, Arzt am Hôtel-Dieu von Lyon, revidirt und vermehrt; „Histoire des institutions de Moise et du peuple hébreu", von E. Salvador (3 Bde.); „Histoire de l'école d'Alexandrie, comparée aux principales écoles contemporaines", von Matter; „Histoire universelle", von Ségur, Ausgabe in 12 Bänden, geschmückt mit einer großen Menge von Stichen und Portraits, nach den Bildern alter Meister, welche das Museum des Louvre besitzt. Die verschiedenen Abtheilungen des Werkes werden auch einzeln, mit oder ohne Kupfer verkauft. Die für unsolid verschrienen Franzosen müssen hiernach wenigstens ein sehr solides Publicum für Geschichtschreibung haben.

---

Der Verf. der „Mélanges", von „M. Jabot", M. Vieuxbois" und „M. Crépin" hat neuerdings herausgegeben: „Monsieur Pencil. Le Docteur Festus, deux nouvelles histoires autographiées." Von Roger de Beauvoir erschien: „Le peloton de fil" und „Le cabaret des morts" (2 Bde.), und von Mad. Elise Voiart: „Le Robinson suisse, par M. *Wiss*, traduit de l'allemand", mit einer Vorbemerkung von Ch. Nodier, mit 200 in Holz geschnittenen und in den Text gedruckten Vignetten und in 40 Lieferungen, die zusammen einen prächtigen Band bilden werden.

---

In zwei Bänden erschien in Paris: „Correspondance de Maximilien I et de Marguerite d'Autriche, sa fille, gouvernante des Pays-Bas, de 1507 à 1519, publiée d'après les manuscrits originaux, par ordre et sous les auspices de la société de l'histoire de France, par M. *Leglay*, archiviste général du département du Nord, correspondant de l'Institut." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 244. —— 31. August 1840.

Die Religion nach ihrer Idee und geschichtlichen Erscheinung von August von Blumröder.

(Beschluß aus Nr. 243.)

Zur Zeit, als sich die Welt in zerrütteten äußern Verhältnissen befand und sich nach einem politischen Erretter, nach einem großen Könige sehnte, kam diese Idee auch zu dem jüdischen Volke und verschmolz mit seiner Nationalität. Da trat unter den Juden Jesus auf (Christus der Messias, Gottes Sohn) und benutzte diese Volksansicht zu seinen höhern Zwecken. Tief ergriffen von der an jeden tüchtigen Menschen ergehenden göttlichen Mahnung, nach Kräften das Gute zu fördern, erkannte er seinen göttlichen Beruf, einen bessern Zustand der Welt einzuleiten, oder, nach der Sprachweise seines Volkes, der Messias zu werden. Er fand, daß das Unglück seines Volkes und seiner Zeit in der sittlichen Verdorbenheit lag, und richtete hiernach sein Augenmerk besonders darauf, die sittliche Kraft der Menschen durch Lehre und Beispiel zu beleben und zu stärken. In dieser Art wurde er der Erlöser der Menschheit. Zuerst wollte er allein die Juden reformiren; aber nach seinem Tode stifteten seine Schüler eine eigene, von der jüdischen verschiedene Religion. Seine unvermischte Lehre, deren Verschiedenheit aus ihrer historischen Entwickelung hervorging, ist wesentlich in folgenden Punkten enthalten: Es ist ein Gott, wie ihn die Vernunft lehrt, kein dreieiniger; diesen Gott müssen wir im Geiste und in der Wahrheit verehren, d. h. in der Aneignung eines Gott wohlgefälligen Sinnes; zum Letzten aber, die Seele ist unsterblich. Das ist die Summe des Christenthums, welche unser Autor lehrt. Insofern Jesus die vorgefundene Messiasidee ergriff und sie in sittlicher Beziehung zu realisiren gedachte, ist der Begriff der christlichen Kirche entstanden; Alle gehören dazu, welche die sittliche Weltordnung zur Aufgabe ihres Lebens machen. Die Bibel ist eine Sammlung von Schriften der Schüler Jesu, aus denen wir gar Manches lernen können, wenn es uns darum zu thun ist, unsern Verstand zu erleuchten, unsere Sittlichkeit zu verbessern; aber diese Schriften sind auch mit vieler Vorsicht zu gebrauchen, denn Christus und seine Apostel mußten gar Vieles lehren, was nicht mit der Vernunft übereinkam: die Vorstellungen der Zeit erheischten dies. Der Einwurf, daß auf diese Weise das Christenthum unnöthig sei, weil es ganz mit dem reinen Vernunftglauben übereinstimme, wird durch die Weise beseitiget, daß nicht alle Menschen diese eigene höchste Vernunftbildung sich aneignen können und sich mit Dem begnügen müssen, was ihnen eines Andern Vernunft lehrt. Auch ist diese Positivität tauglich, um ein sogenanntes metaphysisches Papstthum, logopapismus, zu verhindern. Zum Schlusse hält es der Verf. noch für räthlich, einige freisinnige Äußerungen Luther's in Bezug auf die Bibel anzuführen; sie machen einen besondern Paragraphen aus.

Dieses christliche Glaubensbekenntniß muß selbst jeden Rationalisten tiefern Sinnes anwidern. Das Christenthum wird von seiner epochemachenden Bedeutsamkeit entkleidet und tritt als die individuelle Bestrebung eines gewöhnlichen Weltverbesserers auf, dessen strenger Sinn für Licht und Wahrheit verdächtiget ist, da er seinen Zeitgenossen mit einem ihnen behagenden Charlatanismus entgegentrat. Auf der andern Seite ist aber auch das ganze christliche Leben bis auf den heutigen Tag nach der Theorie unsers Verf. eine große Lüge, ein Zufall, unter dem die christliche Welt schon seit 2000 Jahren seufzt; denn sie hat noch nie erkennen wollen, daß die christliche Offenbarung sich in den wenigen Sätzen eines leeren Deismus concentrirt. Die wahre Wissenschaft gibt uns eine tröstlichere Ansicht vom Christenthume und seiner Entwickelung. Sie erkennt eine christliche Geschichte an, aber sie scheidet sie in eine natürliche und eine symbolische. Nach dem Zustande der alten Welt mußte die Versöhnung des Endlichen und Unendlichen, des Diesseits und Jenseits sich zuerst im Symbole vollziehen, es stellt sich dar, dieses Symbol, unter Christus dem Gottmenschen. Seine Persönlichkeit ist das erhöhte Zeichen, auf welches das Geschlecht hinsieht und sich der Versöhnung mit seinem Gotte bewußt wird. Die wunderbare Geschichte, die sich an die Persönlichkeit Christi knüpft, kann und darf nicht zur gewöhnlichen herabgedeutet werden, denn in ihr ist die Geschichte der Menschheit enthalten, es ist eine göttliche Geschichte. Sein Leben und Leiden ist das Ringen des Geschlechts, der Kampf und der Schmerz der Menschheit nach der Erlangung des Ewigen, Göttlichen; sein Tod wiederholt sich im Individuum wie im Geschlechte, wenn es sich über das Endliche erhebt, den Egois-

mus und die Sünde des Natürlichen abthut und in der Versöhnung und Vereinigung mit dem Unendlichen, mit der Wahrheit, mit Gott eine neue Auferstehung feiert. Auf jeder höhern, freiern Stufe, welche die Menschheit erstiegen, hat sie ihren Tod und ihre Auferstehung gefeiert, am meisten aber im Christenthume selbst. In ihm ist zuerst die Negation des Endlichen ausgesprochen und die Versöhnung mit dem Unendlichen im Geiste vollzogen worden. Gott, die ewige Substanz, die sich gesetzt und entfremdet als Welt, hat sich wiedergefunden und als Geist begriffen, und so ist es ein dreieiniger Gott, als Vater, Sohn und Geist. Was aber als Bild, auf äußerliche Weise an das Geschlecht gekommen und als Vorstellung aufgenommen ist, das verklärt und verinnerlicht sich in ihm nach dem ewigen, logischen Gange zum Begriffe, und die Geschichte der christlichen Kirche ist im Großen nichts als diese Verinnerlichung, die mit der Entwickelung des menschlichen Geistes gleichen Schritt hält. Die erste große Phase des Christenthums ist das sogenannte Mittelalter. Die Wahrheit der christlichen Religion schlug so stark in die Gemüther der Völker, stillte so sehr ihre Sehnsucht nach dem Höhern, daß sie in dieser Verinnerlichung, in dieser Einheit des Glaubens und Fühlens fast den Inhalt der Offenbarung außer Acht ließen und ihn nicht selten der Verkehrung und dem Egoismus preisgaben. Da pochte der Verstand das träumende Geschlecht auf und das Bedürfniß der Menschheit erwachte — das Bedürfniß der innern Freiheit, des Denkens. Die freigewordene Macht griff die äußern Formen des christlichen Lebens an, die Kirche, machte sich aber an das christliche Dogma nur insofern, als sie es von den zeitigen kirchlichen Institutionen für corrumpirt hielt. Erst später nagte die Reflexion in der protestantischen Kirche an den einzelnen Lehren, zerstörte sie, setzte sie herab und verflüchtigte ihren göttlichen Inhalt, indem sie die Form zerschlug. Diese aufklärende Richtung im religiösen Leben hatte aber ebenfalls seine Bedingung in dem ganzen Bildungszustande seiner, und insofern sie noch heute vorhanden ist, unserer Zeit. Die im Glauben dahingegebene Subjectivität macht sich in diesem modernen Zustande wieder frei, setzt sich und kommt zum Bewußtsein ihres Werthes. In der Religion tritt diese Subjectivität gesund und entwickelungsfähig als Rationalismus auf, begabt mit Wissenschaft und strenger, kritischer Gedankenzucht; sie kann nicht still stehen diese begründete Richtung, und wird sich gewiß die Resultate der neuesten Philosophie aneignen. Eine andere, aber misfarbene Pflanze des subjectiven Idealismus ist jener feine, moderne Pietismus, die Spitze der Selbstheit. Sie abstrahirt von allem Inhalte des religiösen und philosophischen Denkens und versinkt blos und allein in den Genuß des süßen Selbsts; als eine Entartung wird sie untergehen an der Energie und der Fülle einer neuen errungenen Gedankenwelt!

Von dem Rationalismus, den unser Verf. in seinem Buche predigt, wollen wir jedoch hier nicht gesprochen haben. Es ist der grobe, hausbackene Verstand, aber mit wissenschaftlicher Anmaßung, und doch so ganz ohne alle Wissenschaft. Nach seiner mitgetheilten Christologie beginnt er einen neuen Abschnitt, in dem er von der Ausartung und Entstellung des Christenthums handelt. Es ist eigentlich die Geschichte der christlichen Kirche bis auf die Zeit der Reformation, die er hier darzustellen versucht. Der Inhalt der christlichen Dogmatik, von dieser seiner Stufe aus, erscheint ihm im Allgemeinen als eine Verirrung des menschlichen Geistes, entstanden und den Völkern aufgedrängt durch die List und Gewalt verkehrter und herrschsüchtiger Priester. Die blutigen Kämpfe und Verfolgungen, die in der Roheit und Zerrüttung des aufgelösten Zeitalters lagen, werden dem Christenthume selbst zum Vorwurfe gemacht. Aber er bedenkt nicht, daß es eben dieser Blutstreif ist, dieses Märtyrerthum, das sich innerhalb der christlichen Kirche hinzieht, welches uns beweist, wie die Menschheit wol ahnete, daß es sich hier um die Wahrheit, um ihr höchstes Interesse handelte. Wir glauben auch nicht, daß die Wahrheit stets Sieger blieb, wir geben zu, daß sie gewöhnlich im Nebelgewande ihrer Zeit auftrat, wir geben zu, daß sich vieles Schlechte und Frivole an sie hing; jedoch das ganze christliche Leben von einem Jahrtausend für ein Scandalum zu erklären, das heißt die Geschichte der Menschheit nicht begreifen. In Schmerz und Kampf mit der Gemeinheit des Irdischen gelangt der Einzelne wie das Geschlecht zum Ewigen, Absoluten, dies ist der ewige, nothwendige und so tragische Gang. Ihn im Großen zu deuten, reinigt und erhebt das Gemüth; aber an ihm zu deuteln, mit dem baaren Verstande an sein Äußeres zu tasten, das macht absurd und lächerlich.

Ein fünfter Abschnitt handelt von den Versuchen zur Verbesserung des Christenthums; es ist der letzte des Buches. Der Verf. führt hier zuerst Stimmen aus dem Mittelalter an, die gegen die römische Hierarchie gerichtet sind und auf eine Kirchenverbesserung dringen. Dann bespricht er die Reformation; sie genügt ihm nicht, weil sie noch nicht völlig bis zu seinem reinen Vernunftglauben hindurchdrang, sondern sich mit einer Wiederherstellung des ältern christlichen Glaubenssystems begnügte. Hierauf beleuchtet er die unter dem Namen Rationalismus und Supernaturalismus bekannten Auffassungsweisen des Christenthums und den neuern gefährlichen schwärmerischen Sektengeist. Nachdem er aber noch von der Christologie der neuesten Philosophie gesprochen, schließt er das Buch mit dem Versuche einer Harmonie der Glaubenslehren mit dem Geiste des Christenthums.

Wir kennen jetzt die Ansichten unsers Verf. so hinreichend, daß wir es nicht mehr für nöthig erachten, in Das tiefer einzugehen, was er in allen diesen Artikeln abhandelt. Vorenthalten wird dadurch unsern Lesern nichts; denn es ist immer der reine Vernunftglaube, und wieder derselbe, der allenthalben auftritt und zu dem herab er gern in einer bekannten Weise das Christenthum nivelliren möchte. Durch einen so beschränkten, subjectiven Gesichtskreis ist kein wahres Eindringen in die Natur eines religiösen Gegenstandes möglich, sondern jede Untersuchung löst sich zu einzelnen historischen Notizen und einem lee-

ren, geistlosen Raisonnement auf, das nicht allein den Kopf, sondern auch das Herz leer läßt. Der gemeine, gesunde Menschenverstand mag recht viel taugen, um den Acker zu bestellen und ein Handwerk zu betreiben, aber eine Philosophie der Religion kann er nicht schreiben. Unser Autor befindet sich ganz auf diesem Standpunkte und verachtet daher die Resultate des speculativen Denkens. Wir verzeihen ihm dies um so mehr, als er selbst eingesteht, daß ihm die Weisheit der Philosophie zu hoch sei — Niemand kann über seine Natur. Nur einen Rath müssen wir ihm auf künftige Fälle an die Hand geben, nämlich den: daß es mehr Ehre bringt zu schweigen, als öffentlich über ein tiefes, wissenschaftliches Resultat zu sprechen, von dem man selbst eingestehen muß, daß man es nicht begreifen könne. 36.

---

Parliamentary report on transportation etc.

Bald nachdem Forth und Genossen klugerweise, statt aufs Schaffot, zur Deportation abgeführt worden waren, überreichte die vom Unterhause im November 1838 niedergesetzte „Commission zu Untersuchung des jetzigen Deportationssystems, seiner Wirksamkeit als Strafe, seines Einflusses auf den moralischen Gesellschaftszustand in den Strafcolonien und seiner Verbesserungsfähigkeit" das Resultat ihres mühsamen Forschens in einem, jetzt im Druck erschienenen Berichte. Derartige Documente sind zwar wegen der beigefügten Zeugenaussagen, auf welche sie sich stützen, stets sehr voluminös, aber auch meist sehr interessant und ihre Aufgabe erschöpfend. Man möchte beinahe sagen, ihr Werth versöhne mit dem Unwerthe mancher parlamentarischen Debatte. Doch das nur nebenbei. Jedenfalls berührt der fragliche Bericht ein mehr als englisches Interesse und verdient die Beachtung wie den Dank Aller, in deren Augen der gefallene Mensch nicht aufhört, Mensch zu sein. Schmeichelhaft genug für Miß Harriot Martineau, die vor kurzem in einem recht gut geschriebenen, wol auch in Deutschland bekannt gewordenen Journalaufsatze über denselben Gegenstand sich verbreitet hat, einigen sich die auf Thatsachen basirten Ansichten der Commission mit der von der geehrten Schriftstellerin gehegten Meinung, daß das jetzige Deportationssystem hinter seinem Zwecke zurückbleibe. Die Commission hat ihre Arbeit in sieben Capitel geschieden: 1) Geschichte der Deportationsstrafe, ihre Beschaffenheit und ihre Größe; 2) Furcht vor Deportation und die dadurch bezweckte Abschreckung von Verbrechen im Mutterlande; 3) Einfluß auf den Charakter der Deportirten; 4) Einfluß auf den moralischen Gesellschaftszustand in den Strafcolonien; 5) Wirkung auf die ökonomischen Zustände jener Gemeinden und inwiefern deren finanzielles Interesse beim Fortbestehen oder Abstellen der Deportation betheiligt sei; 6) Kosten des gegenwärtigen Deportationssystems, und endlich 7) ob dasselbe einer Verbesserung fähig, und wenn nicht, was mit Vortheil an dessen Stelle treten könne. Die Quintessenz jedes Capitels läßt sich in wenigern Zeilen zusammendrängen, als der Bericht sammt Unterlagen enggedruckte Folioseiten füllt.

Die gegenwärtigen Strafcolonien für Großbritannien sind: Neusüdwales, Vandiemensland, beides in Australien, die Norfolkinsel, ungefähr tausend englische Meilen östlich von Australien, und die Bermudas, eine Inselgruppe im atlantischen Meere, der Küste von Carolina gegenüber. Neusüdwales hat in jedem der letzten fünf Jahre eine Zufuhr von durchschnittlich 3544 Verurtheilten*) erhalten, und die Gesammtzahl der, 1837 in der Colonie befindlichen war 27,831, worunter — Ehre dem weiblichen Geschlechte! — blos 2577 Frauen. Während desselben Zeitraums kamen jährlich 2078 nach Vandiemensland, und 1836 betrug ihre Gesammtzahl 16,968, unter denen 2054 Frauen. Auf der Norfolkinsel waren 1838 über 1200 Gefangene und die meisten derselben wegen in Neusüdwales begangener Verbrechen. Auf Bermuda befanden sich zu erwähnter Zeit ungefähr 900 Individuen. Wenn diese Ziffern die Menge der Deportirten bezeugen, so beweist dagegen der Bericht, wie die ihnen zuerkannte Bestrafung ebenso hart als ungleichmäßig ist. In Neusüdwales und Vandiemensland wird die Mehrzahl den freien Colonisten als Dienstboten zugetheilt; die übrigen behält die Regierung zu eigener Verwendung. Häufig ist die Lage jener eine unverdient gute, noch häufiger eine unverschuldet schlechte; das hängt vom Zufalle, weil von der Sinnes- und Denkart der Dienstherrschaft ab. Der zugetheilte Dienstbote steht unter einem höchst summarischen Rechte; Peitschenhiebe, Gefängniß, Absperren im Kerker und Kettenarbeit — sind die Strafen, welche die, wenn auch verantwortlichen Richter nach freier Willkür verhängen. Und wie entweder unwirksam diese Strafbefugniß ist oder wie grausam sie gehandhabt wird, dürfte daraus hervorgehen, daß in Vandiemensland in einem der letztern Jahre bei einer Verbrecherzahl von nicht über 15,000 ebenso viele Verurtheilungen stattfanden und diese von mehr als 50,000 Peitschenhieben begleitet wurden. In Neusüdwales überstiegen 1835 die summarischen Verurtheilungen die Zahl 22,000, und der Peitschenhiebe waren nahe an 100,000. Möglich, daß die Verurtheilungen gerecht, die Züchtigungen den Vergehen angemessen; doch spricht beides deshalb nicht minder laut für den traurigen, schmerzlichen Zustand der den Colonisten dienenden Deportirten. Und ein im Allgemeinen noch härteres Loos trifft die von der Regierung Beschäftigten. Sie arbeiten meist in Haufen und meist in Ketten am Wegbaue. Wie sie behandelt werden, davon enthalten die Berichtsunterlagen Schilderungen, die das Herz bluten machen. Trotz dieser gräßlichen Wahrheit scheint die Deportation den Zweck der Abschreckung von Verbrechen im Mutterlande wenig oder gar nicht zu erreichen. Man hat Verurtheilte über die Strafe spotten und lachen sehen, und warum? Namentlich in Folge der in England umhergehenden und auch nach Deutschland gegangenen Erzählungen von außerordentlichen, einigen Deportirten in den Colonien zu Theil gewordenen Glücksfällen.*) Es haben solche Glücksfälle sich ereignet, wenn auch das Gerücht nach seiner Gewohnheit sie vergrößert hat. Und davon wird gesprochen, nicht von dem bittern Elende Tausender; wie Lotteriespieler an den einen Hauptgewinn, nicht an die hunderttausend Nieten denken. Schon die erwähnte Zahl der Verurtheilungen und Peitschenhiebe beantwortet einigermaßen die Frage, welchen Einfluß die Deportation auf den Charakter der ihr Unterworfenen zeige? Eine noch deutlichere Antwort geben zwei andere Umstände. In jener Zahl sind die Todesverbrechen nicht begriffen und die Hinrichtungen in Neusüdwales so häufig, daß, wenn

*) Ref. sagt: Verurtheilter, weil er sich nicht entschließen kann, das im Englischen gebräuchliche convict durch das deutsche, allerdings entsprechende Wort: Überwiesener oder Missethäter wiederzugeben. Ein zur Deportation Verurtheilter ist bisweilen weder überwiesen, noch ein Missethäter, nur ein schuldig Befundener.

*) Das Notizenblatt zur „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode" erzählte in der Nummer vom 16. Januar d. J.: „Ein Bewohner von Vandiemensland, welcher im J. 1806 dahin deportirt worden war, hat sich ein Vermögen von 100,000 Pf. Sterl. gesammelt, indem er einige von der Regierung aufgegebene Sümpfe austrocknete, urbar machte und bebaute. Er ist nun um seine Rehabilitirung zur Rückkehr nach England eingeschritten, hat sie erhalten und bezieht in London eins der prachtvollsten Hotels." Dieses Geschichtchen ist einem der mehren londoner Journale entnommen, die sie einander nachgedruckt, ist aber trotz seiner Einfachheit eine — Erdichtung.

sie nach Verhältniß der Volkszahl in England gleich häufig wären, England, statt jährlich 12—15 Executionen, deren 7000 sehen würde. Dann die officielle Nachweisung des Generalfiscals von Vandiemensland, daß im Durchschnitt drei Viertel der daselbst begangenen Verbrechen von Solchen verübt werden, deren Strafzeit abgelaufen ist. Kann es einen schlagendern Beweis geben, wie Wenige die Strafe bessert? Was hiervon eine unzertrennliche Folge, das tritt aus dem Berichte als schauderhafte Wahrheit hervor — der verderbliche Einfluß auf den moralischen Gesellschaftszustand. Die von Deportirten beider Geschlechter in unzähligen Familien eingeschleppte Pest der Sünde und der Krankheit ist noch nicht der Übel größtes. Das wuchert im Stillen, weil es die Sünde fortpflanzt und langsam jedes bessere Gefühl überwächst. Die fortschreitende Demoralisation, sowol unter den Gefangenen als unter den freien Einwohnern, erhellt aus der einfachen statistischen Thatsache, daß die Verbrechen über das Verhältniß zur Bevölkerung und folglich beiweitem über die verhältnißmäßige Zahl der Deportirten sich vermehrt haben. Daher schließt auch die Commission das vierte Capitel mit den Worten: „Dauert das gegenwärtige System fort, so ist für die Strafcolonien eine Verbesserung ihres moralischen Zustandes nicht zu hoffen, wol aber eine immer mehr um sich greifende Verschlechterung zu befürchten." Das finanzielle Interesse der Colonisten dürfte zwar durch Abstellung der Deportation insofern leiden, als daraus ein Mangel an Arbeitern entstehen würde. Doch glaubt die Commission hierin nur einen momentanen Nachtheil erblicken zu können, indem sie die commerzielle Überzeugung ausspricht, daß im Mangel die Veranlassung seiner Abhülfe liege. Zu dem Zwecke beweist sie, daß die Verwendung der Deportirten und die deshalb unvermeidliche Gemeinschaft mit denselben die arbeitenden Classen bisher vom Einwandern abgehalten, jetzt jedoch gerade in diesen Classen die Auswanderungslust nach Australien dergestalt zugenommen habe, daß von einem Mangel an freien Arbeitern bald nicht mehr die Rede sein werde.

Die Staatskosten des gegenwärtigen Systems haben lange Zeit die jährliche Durchschnittssumme von 156,398 Pf. Sterl. betragen, sind aber nach und nach immer höher und zuletzt für das Jahr 1837 bis auf die niedliche Summe von 433,013 Pf. Sterl. gestiegen. Und hierin ist — ohne Angabe des Warum — der Aufwand für die Bermudas nicht begriffen. Durch diese sämmtlichen Prämissen achtet die Commission sich zu dem Schlusse berechtigt: „Daß die Deportation als Strafe die zwei charakteristischen Eigenthümlichkeiten besitze, ebenso unwirksam in Bezug auf Zurückschreckung von Verbrechen als wirksam in Bezug auf Verschlechterung der damit belegten Verbrecher zu sein — daß diese Eigenthümlichkeiten im Systeme ruhen und solches daher einer genügenden Verbesserung nicht fähig — endlich, daß, außer jenem sonderbaren Strafcharakter, dem Systeme das noch seltsamere, aber Schauder erregende Übel anhänge, Gesellschaften, oder richtiger Keime von Nationen ins Dasein zu rufen und fortwährend groß zu ziehen, die von andern nur durch ein zunehmendes Maß lasterhafter Neigungen sich unterscheiden. Aus diesen Gründen ist die Commission der Ansicht: daß das jetzige Deportationssystem abzuschaffen." Was soll nun aber mit Vortheil an dessen Stelle treten? Um hierauf antworten zu können, hat die Commission die Meinung mehrer stimmberechtigter Männer und von allen den Ausspruch vernommen, daß der freie Verkehr der Verbrecher miteinander die Hauptursache neuer Verbrechen und steigender Schlechtigkeit, ja, schon häufig während der gemeinschaftlichen Überfahrt aus Einem, der im Momente der Versuchung gesündigt, ein verhärteter Bösewicht geworden sei. Dies veranlaßt die Commission zu dem Gutachten, daß, da laut der Erfahrung aller Nationen und namentlich nach dem Ergebnisse der in den letzten Jahren angestellten Erörterungen eine Modification des bisherigen Arbeitshaussystems das geeignetste Mittel sei, Furcht einzuflößen und einen Verbrecher zu bessern, diese zwei hauptsächlichen Strafzwecke am besten und sichersten erreicht werden dürften durch Annahme des sogenannten amerikanischen Absonderungsystems — „that form of the penitentiary system which is known as the separate system of America". Daß dieses System in Abscheidung der Verbrecher mittels Einsperrens in einzelne Zellen besteht, wo sie mit Arbeit reichlich versorgt, von den Beamten des Gefängnisses beaufsichtigt und von Dienern der Religion nicht blos besucht, sondern auch fleißig unterrichtet werden — ist uns in Deutschland zur Genüge bekannt. Inzwischen dürfte doch das auf dieses System zurückkommende Gutachten der englischen Commission bei uns schon deshalb Berücksichtigung verdienen, weil in unsern Ständeversammlungen der Besitz eines überseeischen Landstrichs zum Behuf der Deportation je bisweilen als wünschenswerth und nothwendig erwähnt, weil ein solcher neuerlich in Frankreich ein Bedürfniß genannt und von uns guten Deutschen noch lange nicht genug eingesehen worden ist, daß die Weisheit weder in Frankreich, noch in England ihren ausschließenden Thron, letzteres aber allerdings in vielfacher Hinsicht vor Frankreich und Deutschland den praktischen Blick voraus hat.*) 74.

---

## Notizen.

### Deutsche Burschenlieder in England.

„Tait's Magazine" fährt fort, englischen Lesern deutsche Burschenlieder in Übersetzungen vorzuführen, die man gewiß gelungen nennen darf. Einige Proben habe ich früher mitgetheilt. Das neueste Heft bringt Lieder aus dem Freiheitskriege: „Was blasen die Trompeter, Husaren heraus", „Es zog aus Berlin ein tapferer Held", „An der Katzbach" und „Was ist des Deutschen Vaterland". Der Übersetzer ist Professor Blackie in Edinburg, weiland Studiosus der Rechte in Göttingen. Beide Nationen werden ihm für seine freundliche Vermittelung Dank wissen. Geschieht doch die Seelenvermählung der Nationen nur im Lied aus voller Brust! Nach der Weise des deutschen „Landesvaters" hat Ebenezer Elliot, der Dichter der „Cornlaw-Rhymes", einige sehr ansprechende Strophen auf die Sabbathfeier gedichtet, die man, um ihrer echt humanen Gesinnung willen, aus mancher wackern Brust hervorbringen hören möchte. 48.

---

Seit dem März ist in London eine Ausstellung von dem Maler Catlin veranstaltet. Er hat Alles gesammelt, was den Begriff von den Zuständen von 48 nordamerikanischen, eingeborenen wilden Stämmen verdeutlichen kann. Ihre Waffen, Handwerkszeug, Kleidungsstücke, ihr Hausgeräth und andere Dinge sieht man überall auf dem festen Land, wie in Britannien, aber nirgend finden sich so viele gemalte Abbildungen von Menschen und Gegenden und geselligen Verhältnissen wie hier. Catlin hat während eines Aufenthalts von sieben Jahren bei den verschiedenen Indianerstämmen 310 Portraits ausgezeichneter Männer und Frauen gefertigt und 200 Darstellungen von Landschaften, Jagden, Festen u. s. w. Mit Hülfe dieser Zeichnungen, der Zeuge und Geräthschäften kann er in seinen Vorlesungen das Leben und Sein dieser Indianer aufs vollständigste anschaulich machen, zumal da die Gabe der Rede seine gründlichen Kenntnisse unterstützt. 31.

---

*) Vorstehendes war geschrieben, als Ref. in der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 11. Juli d. J. einen Artikel: „Die Colonialstaaten gegenüber von Deutschland" las. Der Verf. ist ebenfalls der Ansicht, daß Deutschland sich für seine Verbrecher eine Colonie anschaffen solle. „Denn", sagt er, „an sich ist die Deportation, wenn sie nach englischer Weise stattfindet, gewiß sehr zweckmäßig." Ref. empfiehlt ihm das Lesen des „Parliamentary report" u. s. w.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 245. —— 1. September 1840.

## Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

## Ansichten Cousin's über deutsche Geistesbildung.

Die „Revue des deux mondes" theilte in ihrer ersten Februarlieferung einen Aufsatz Cousin's über „Kant und seine Philosophie" mit, so viel wir wissen die letzte wissenschaftliche Publication dieses französischen Philosophen, dessen neuer politischer Wirkungskreis als Minister des öffentlichen Unterrichts ihn wahrscheinlich auch, da das gegenwärtige Ministerium Bestand zu haben scheint, für längere Zeit seiner praktischen literarischen Thätigkeit entziehen wird. Es möge uns daher erlaubt sein, denjenigen Theil des gedachten Aufsatzes, der nicht streng philosophischen, sondern mehr allgemein-literarischen und culturhistorischen Inhalts ist und gewissermaßen eine kurze Skizze des Ganges der geistigen Bildung Deutschlands gibt, auszuheben und die Reihe der Beurtheilungen, welche Deutschland in neuester Zeit vom Auslande erfahren hat, durch ein neues Specimen zu vermehren. Die Leser dieser Blätter werden leicht erkennen, wo der französische Standpunkt dem Verf. deutsches Wesen und Leben im falschen Reflex gezeigt hat, und nicht minder leicht die manchen eminent oberflächlichen Urtheile, die auf eine merkwürdige Weise hinwieder mit den vielen treffenden Ansichten contrastiren, zu würdigen wissen. Immerhin dient aber dieser Aufsatz mit dazu, das Verhältniß klarer zu machen, welches in geistiger Hinsicht zwischen Deutschland und Frankreich besteht oder möglich ist.

Kant — beginnt Cousin — ist der Vater der deutschen Philosophie: er ist der Urheber oder vielmehr das Werkzeug der größten philosophischen Revolution, die im modernen Europa seit Descartes stattgefunden hat. Denn jede Revolution, die diesen Namen verdient, ist eine Tochter der Zeit und nicht eines Mannes. Die Welt schreitet vorwärts, aber kein Einzelner bewirkt ihren Gang, wie auch kein Einzelner sie aufhalten kann. So geht die Philosophie Kant's von zwei großen vorausgehenden Thatsachen aus: vom allgemeinen Geiste und der allgemeinen Bewegung Europas, und dann vom besondern Geiste Deutschlands.

Der allgemeine europäische Geist am Ende des 18. Jahrhunderts ist hinlänglich bekannt; um diesen Zeitpunkt herrschte eine dumpfe Gährung, der Verläufer einer nahen Krisis. Auf die Leichtgläubigkeit der vorhergehenden Jahrhunderte war eine für die Aufdeckung der Wahrheit nur günstige leidenschaftliche Neigung zur Prüfung und Untersuchung gefolgt. Die Anwendung des verständigen Denkens auf die Erforschung der Rechte und Pflichten des Menschen hatte das Leere der bestehenden Einrichtungen bemerken lassen; man fühlte lebhaft das Bedürfniß einer vollständigen Wiedergeburt des gesellschaftlichen Körpers. Mehr noch kommt der besondere Zustand Deutschlands vor Kant in Betracht. Nun ist aber die Geschichte eines Volks wesentlich eine, und genau genommen ist es fast unmöglich, die geistige Lage Deutschlands gegen Ende des 18. Jahrhunderts richtig zu verstehen, wenn man nicht in einem gewissen Umfange die Zeiten kennt, die der in Rede stehenden vorausgegangen sind und sie vorbereitet haben. Deshalb scheint es mir nothwendig, hier einen kurzen Abriß der Geschichte der deutschen Bildung von ihren schwächsten Anfängen an bis zum Erscheinen Kant's zu geben, um den Grundcharakter und den bleibenden Geist der großen Nation, der unser Philosoph angehört und deren Vertreter er ist, richtig erfassen zu lassen.

Ich bin sehr überzeugt, daß das menschliche Geschlecht überall dasselbe ist, unter welche Breitengrade auch die verschiedenen Racen desselben vertheilt sein mögen. Es gibt keine für das Wahre, das Schöne oder Gute privilegirte Race. Der Einfluß der äußern Umstände ist oft überwunden und besiegt worden, hier durch den Willen einzelner ausgezeichneter Individuen, dort durch die Volksmenge selbst, durch die Regierungen und Einrichtungen. Die Geschichte verwirft die zu absoluten Theorien, welche Freiheit oder Sklaverei dem oder jenem Erdstriche zuertheilen. Mit einem Worte, ich denke, daß eine gemeinschaftliche Gesittigung dem ganzen Menschengeschlechte auf allen Theilen der Erde zukommt. Wenn aber auch die Menschheit eine ist, so ist es doch dessenungeachtet nicht minder wahr, daß die Bildung je nach Umständen, Zeit und Ort sehr verschiedene Formen annimmt. Der augenfälligste Unterschied ist der, welcher zwischen der Civilisation des Nordens und der des Südens besteht. Die Völker des Nordens erkennen dieselben Wahrheiten wie die des Südens, aber sie nehmen sie auf eine andere Weise wahr. Diese Verschiedenheit wird zugleich in Dichtkunst, Religion und politischen Einrichtungen sichtbar. Die Philosophie hat das nämliche Geschick, denn sie ist bald der unsichtbare Grund, bald der Gipfel dieser drei großen Entwickelungen des menschlichen Geistes und ihr reinster und er-

habenster Ausdruck. Sismondi hat in seinem Werke über die Literaturen des südlichen Europas den Charakter der italienischen und spanischen Dichtung in ihrem Verhältniß zur Religion und dem politischen Zustande der beiden Länder geschildert. Man könnte nach seinem Vorgange auch die ausschließlich den nordischen Völkern eigenen literarischen, politischen und religiösen Eigenthümlichkeiten angeben. Das sicherste Ergebniß aller in diesem Bezuge bis jetzt gemachten Beobachtungen ist, daß der Südländer, wiewol im Grunde derselbe Mensch wie der des Nordens, doch mehr expansiver Art, der Nordländer dagegen, eben in Folge der Eindrücke der auf ihn einwirkenden Verhältnisse mehr auf sich selbst zurückgeführt ist und ein mehr inneres Leben lebt.

Deutschland ist jene große nördliche Ebene(!!), die von mehren großen Flüssen durchschnitten und von der übrigen Welt durch natürliche, selten überschrittene Vormauern, durch den Ocean, die Ostsee, die Karpaten(?), Tirol und den Rhein(?!) geschieden wird. In diesen Grenzen lebt und spricht dieselbe Sprache eine durchaus ursprüngliche Nation, deren Existenz die Einflüsse der benachbarten Völker sehr wenig erfahren hat. Der gemeinschaftliche Geist, der all diese zahlreichen Völkerschaften unter sich verbindet, besteht in der Liebe zum innern Leben, zum Leben in der Einbildung und im einsamen Denken, zum Gefühls- und Familienleben; ferner darin, daß sie die Schwärmerei der That vorziehen oder ihr beimischen, daß sie die Leitung des äußern Lebens, die Regierung der Wirklichkeit dem Gemüthe, einem idealen und unsichtbaren Wesen entlehnen.

Die Geschichte dieser Nation scheint sich mir in drei große Epochen zu theilen.

Die erste, die sich ins Dunkel der Vorzeit verliert, endet kaum erst mit Karl dem Großen. Die alten Denkmäler im Tacitus zeigen uns die verschiedenen deutschen Völkerschaften auf der Oberfläche eines weiten Erdstrichs verbreitet, den sie mehr besetzt halten als bebauen. An ein herumschweifendes Leben gewöhnt, immer von den Römern bekämpft, nie unterworfen, sehen wir sie in ihren Wäldern die passende Zeit erwarten, um die Eroberer in ihre Heimat zurückzuwerfen und ihre Angreifer selbst anzugreifen. Bis zum Augenblicke, wo die Reihe an die nördlichen Völker kommt, selbst Eroberer zu werden, und selbst einige Zeit noch nach ihrer Eroberung haben sie eine ihnen eigenthümliche Civilisation, Regierungsform, Religion und Poesie. Der Geist ihrer Politik besteht darin, im Allgemeinen nur selbsterwählte Oberhäupter anzuerkennen und den physischen oder geistigen Superioritäten fast eine Willkürmacht zu lassen, sodaß man bei ihnen bald, wenn das Oberhaupt wenig Kraft hat, die Anarchie der Schwäche, bald die Zwingherrschaft eines geschickten und glücklichen Kriegers sieht. Man öffne nur die Edda und die Nibelungen; schon die oberflächlichste Lesung dieser Werke entdeckt darin einen Geschmack für Schwärmerei und tiefe Gefühle, düstere wie erhabene, die uns ohne Unterlaß daran erinnern, daß die Helden und Barden dieser alten Dichtungen nicht den Himmel Italiens oder Spaniens gesehen haben. Sie haben gut in der Außenwelt sich regen und bewegen, sie bekleiden sie immer mit den ihrem innern Leben entnommenen Formen. Diese Zeit hatte auch ihre Philosophie, eine Philosophie nach Art der Barbaren, schwankend und unbestimmt, da sie nur eine instinctartige Entwickelung, ein Erzeugniß des Selbstwillens und nicht des Nachdenkens war, das allein die wahre Philosophie ausmacht. Diese ursprüngliche Philosophie ist die Religion. In der Mythologie der Edda und der Nibelungen ist die Überlegenheit des Menschen über die Natur überall ausgesprochen, und schon darin liegt eine Art philosophischer Theorie. Sigurd, Sigfried, Attila, die Helden des Nordens, spotten der Naturereignisse, freuen sich der Stürme des Oceans, seufzen nach Schlachten wie nach Festen, lachen dem Tode entgegen wie einer Geliebten, und verbinden zugleich mit einer tiefen Verachtung des Lebens ein kräftiges Gefühl für Pflicht und den Sinn für eine unendlich reinere Liebe als die Völker des Südens. Hier schon, in Deutschlands Wiege selbst, befinden sich die fruchtbringenden Keime seiner einstigen Philosophie.

Während dieses ersten Zeitraums ist der Norden heidnisch, kriegerisch, frei und poetisch. Diese erste Form der germanischen Civilisation beginnt mit der Eroberung sich zu ändern. Als die nordischen Völker die Vormauern, die sie von den Galliern und Römern trennten, überschritten und die Form des Römerthums zerstörten, kam es, daß sie, ohne es zu wollen, etwas von diesem behalten mußten. Viele dieser Eroberer brachten die Gewohnheiten des Eroberungskriegs wieder in ihre Heimat zurück; die kriegerische Gewaltherrschaft befand sich im Gefolge der siegreichen Häuptlinge und ward daselbst mit Hülfe der von ihnen geleisteten Dienste und ihres Ruhmes heimisch. So erzeugt die Eroberung immer die Gewaltherrschaft, nicht allein für die Besiegten, sondern auch für die Sieger. Bald unterlag auch die Religion der Sieger der der Besiegten. Das Christenthum mit seinem Gottesdienste und seiner Praxis der Aufopferung und der Liebe gewann die großherzigen Barbaren, und drang, indem es nach und nach alle Vormauern durchbrach, welche die Sieger selbst überschritten hatten, bis in das Innerste von Deutschland. Der germanische und skandinavische Polytheismus, zugleich durch das Schwert, die Wissenschaft und den bis dahin unbekannten Heldenmuth der christlichen Liebe angegriffen, konnte nicht widerstehen und ward besiegt; mit dem Heidenthume ging auch die Poesie, die aus diesem politischen und religiösen Zustande entsprungen war, unter. Karl der Große, mehr Franke als Gallier, schließt diesen ersten Zeitraum und beginnt den zweiten, indem er der Kirche die Sorge, den gesellschaftlichen Verband der Barbaren zu ordnen und zu festigen, schließlich anheimgab.

Der Charakter dieses neuen Zeitraums der deutschen Geschichte ist durchaus christlich, monarchisch und frei zugleich. Die Reichsfürsten wählen ihr Oberhaupt bald aus dem, bald aus jenem Hause; der so erwählte Kaiser erkennt die Grenzen seiner Macht in schlichten, aber heilig beobachteten Gesetzen und vorzüglich in jenem Wahlgeiste, der damals noch kein eitles Schattenbild war. Die Völker selbst hatten Rechte, die von den Fürsten gegen die Übergriffe der kaiserlichen Gewalt geschützt und gegen die Fürsten selbst durch Institutionen, die niemals ganz zerstört worden sind, sichergestellt wurden. Dies ist, es ist wahr, zwar noch eine rohe Civilisation, aber eine voller Kraft; die germanische Freiheit, auf eine religiöse Einheit gestützt, die in allen Herzen und Geistern einen unbedingten Glauben fand, machte damals aus den Deutschen eine wahrhaft große Nation, geachtet und gefürchtet von ganz Europa.

Die Poesie dieser Zeit findet sich in den Gesängen der Minnesänger und Meistersänger, die viel Ähnlichkeit mit unsern provenzalischen Troubadours haben und vielleicht aus ihnen entsprungen sind(?). Schon der Name: Meister, zeigt, daß sie eine Schule bildeten. Ihre Dichtung scheint deshalb weniger ursprünglich und volksthümlich als die des ersten Zeitraums. Jedenfalls ist sie noch populair in dem Sinne, daß sie mit dem allgemeinen Geiste der Zeit in Übereinstimmung ist; in der That wird sie auch vorzüglich in den Schlössern gehegt und gepflegt. (Es scheint hier, als ob Cousin die Poesie der Minnesänger mit der der Meistersänger für ziemlich identisch hielte!) Nun wol, selbst in dieser kunstvollern Poesie findet sich jener Reiz melancholischer Schwärmerei, der Spanien und Italien unbekannt ist, und jener Duft des Geheimnißvollen in Religion und Liebe, der an das alte Deutschland erinnert.

(Der Beschluß folgt.)

---

Paracelsus, sein Leben und Denken. Drei Bücher von Michael Benedict Lessing. Mit dem Bildniß des Paracelsus. Berlin, Reimer. 1839. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Was ist es doch mit dem Ruhm und Nachruhm für ein eigen Ding! Dieser Paracelsus fand während seines Lebens Anhänger, aber noch mehr Gegner, späterhin galt er für einen

Schwärmer, Sonderling und Charlatan, Hermann Conring nannte ihn ein verderbliches Monstrum von Menschen, Zimmermann hielt alle seine Schriften im Rausch geschrieben, Sprengel nennt ihn einen Mann, welcher der Wahrheit und Vernunft zu huldigen wenig gewohnt war und allen theosophischen Unsinn, der vor ihm von einzelnen Männern stückweise vorgetragen wurde, in einem System vereinigte, ja K. G. Neumann urtheilt, Niemand könne ein Buch von Theophrastus in die Hand nehmen, ohne sich sofort zu überzeugen, daß der Mann wahnsinnig gewesen!! Dennoch hinterher unternimmt Hr. Lessing die Ehrenrettung „seiner großartigen und fruchtbringenden Erscheinung, einer Zierde des deutschen Vaterlandes", da ihn seine Zeitgenossen verleumdet, und „die Nachwelt nicht zu würdigen verstand und nur wenige Auserwählte in ihm den erhabenen Geisterkönig ahndeten, der nach Jahrhunderten seine wohlthätige Herrschaft geltend zu machen wußte." So gedeiht denn (weil Paracelsus 1541 gestorben) erst 300 Jahre nach seinem Tode ein gerechtes Todtengericht, und wäre vielleicht auch jetzt kaum zu Stande gekommen, wenn nicht in ähnlicher Weise, wie Paracelsus gegen die Herrschaft des damals geltenden Galenus und Hippokrates sich auflehnte, auch in unserer Zeit die herkömmliche Autorität in der Arzneiwissenschaft durch Naturphilosophie, Lebensmagnetismus, Homöopathie und Wassercuren erschüttert würde.

Paracelsus hat mit einer eigenthümlichen Methode glückliche Heilungen vollbracht, und dies ist der beste Ruhm eines Arztes, wenn er auch wie Paracelsus aus dem Umgange mit alten Weibern, Scharfrichtern, Schäfern, Juden, Badern, Zigeunern und andern dergleichen „Gescheiten und Einfältigen" manche Kenntniß der Mittel gewann, oder Theorien erdachte, denen andere Heilkünstler ihre Beistimmung versagen. Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim — denn das ist sein ganzer Name — ward 1493 zu Maria-Einsiedeln, einem Marktflecken unweit Zürich geboren. Schon der Vater war Arzt und zog später nach Villach in Kärnthen, wo er starb. Der Sohn hatte keinen Bart, haßte das weibliche Geschlecht und sein noch vorhandener Schädel zeigt weibliche Formation, was man einer zufälligen oder absichtlichen Entmannung zuschrieb, worüber jetzt nichts mehr auszumachen ist. Er bildete sich durch seinen Vater, durch Klostergeistliche und auf der Universität Basel, soll weite Reisen, selbst im Orient, und als Wundarzt Feldzüge in den Niederlanden, Dänemark und Neapel gemacht haben, auf welchen Wanderungen er nach damaliger Sitte aus den Sternen und Handlinien die Nativität stellte oder die Todten citirte. Im J. 1527 ward er Professor der Physik, Medicin und Chirurgie in Basel, trug mit Beifall anders vor wie Andere und erweckte sich Feinde. Als er einen Kanonikus, den bereits alle übrigen Ärzte erfolglos behandelt hatten, vom Magenweh befreite, wofür ihm dieser die versprochenen 100 Fl. nicht zahlen wollte, kam es zum Proceß, den Paracelsus verlor, darüber auf den Magistrat öffentlich schimpfte und, um den schlimmen Folgen zu entgehen, auf den Rath seiner Freunde nach dem Elsaß flüchtete.

Seitdem wanderte der Mann wie im Jünglingsalter und blieb oft, wie ehemals, in Dörfern und Fuhrmannsherbergen. Einige Schüler begleiteten ihn, um sein Universalheilmittel, oder den Stein der Weisen zu erfahren, unter Andern Oporin, der ihn verunglimpfte und erst nach seinem Tode das frühere Betragen gegen den Lehrer bereute. Nach vielem Umherschweifen, arm und schlecht gekleidet, berief ihn der Erzbischof Ernst in Salzburg zu sich (1541), welcher ein Verehrer der Astrologie und Naturwissenschaften war, er genoß aber nicht lange die Früchte seiner Mühseligkeiten und seines Ruhmes, sondern starb im Sept. 1541, 48 Jahre alt, in einem kleinen Stübchen des Wirthshauses zum weißen Roß. Die Art seines Todes ist noch immer ungewiß. Zeitgenossen behaupten, Paracelsus sei von der Dienerschaft mehrer ihm feindlich gesinnten Ärzte bei einem Gastmahl meuchelmörderisch überfallen und durch einen nach wenig Tagen tödtlich gewordenen Schlag oder Sturz von einer Anhöhe seines Lebens beraubt worden, weswegen er, dem Verscheiden nahe, in aller Eile in die genannte Herberge gebracht werden müssen. Andere sprachen von Gift; allein Thom. Sömmerring, der seinen merkwürdigen Schädel besaß, entdeckte an demselben einen Sprung, den er (1812) für eine nur am lebenden Kopfe mögliche Verletzung hielt.

Unter seinen Schriften sind viel unechte, besonders die theologischen; als Naturproducte unmittelbar aus Anschauung — innerer und äußerer — hervorgegangen, sind sie nicht frei von mancherlei Auswüchsen, Wortschwall, Großsprechereien, alchymistischem Tande damaliger Zeit, woran man sich gewöhnlich hielt, und ihm, auf Oporin's Aussagen gestützt, sogar Völlerei und Hochmuth vorwarf. Zudem war er kein Kirchgänger, aber Freund der Kirchenreformation, wiewol er auch geäußert haben soll, von allen Sekten, die damals blühten, besitze keine die wahre Religion. Hieraus erklären sich Haß und Verfolgung. Seine Schreibart ist derb in Weise seiner Zeit, und man nannte ihn den Luther der Ärzte. Mit der Bücherweisheit war er nicht so ganz unbekannt, als man vorauszusetzen pflegt, obgleich er keine Bibliothek besaß. Ein Hang zu astrologischen Träumereien und magischen Zauberkünsten war ihm mit andern aufgeklärten Männern des 15. Jahrhunderts eigen, doch nennt er die durch Influenz der Gestirne gelehrten Ärzte die schlechtesten. Neue Entdeckungen der Zukunft ahnete er voraus und prophezeite aus dem Charakter der Franzosen: „Aus Frankreich werde Einer in das römische deutsche Kaiserthum fallen, großen Schaden thun, aber nichts Namhaftes behalten." Daß er Geheimnisse der Goldmacherei besaß, ist ein nach seinem Tode entstandenes Gerücht; mehre Stellen in seinen Schriften und seine Dürftigkeit sprechen dagegen. Vielleicht hat er sich aus ärztlicher Politik in den Nimbus der damals hochgehaltenen Goldmacherweisheit gehüllt. Ausgemacht scheint, daß er mit Überzeugung und Eifer an einem Mittel zur Verlängerung des menschlichen Lebens arbeitete. Vom Aberglauben blieb er nicht frei, gemäß seiner Erziehung und Zeit; — glaubte doch Luther an Teufeleien und Hexereien, und Paracelsus spricht von Basilisken, die durch ihren Anblick tödten, von versteinerten Störchen, die in Schlangen, von Enten, die in Frösche verwandelt, von Menschen, die von Thieren geboren werden, von Geistererscheinungen, Visionen u. s. w.

Was ist denn der wahre Gehalt seiner Schriften? Seine Kosmogenie lautet: Im Limbus (dem Chaos der Alten) sind nur drei Elementarstoffe, Salz, Schwefel und Quecksilber, diese Dreiheit kündigt sich überall in der Welt an. Das Wort Fiat war dreifach; denn die Dreieinigkeit hat es ausgesprochen, daher ist auch jeder Same dreifach. Die Schöpfung geschah, als der Yliaster (die Urkraft) sich zertheilte und zerfloß, die Elemente gehen daraus hervor, aus ihnen werden die Geschöpfe geboren. Putrefaction ist der höchste Grad und auch der erste Anfang der Generation, und es läßt sich annehmen, daß alle irdische Naturen ursprünglich aus der Zersetzung eines Urschleims und aus den mitwirkenden Elementen, namentlich aus dem Wasser hervorgegangen seien. (Vgl. Oken's „Naturphilosophie".) Physiologisch betrachtet Paracelsus die Natur als ein großes Ganze, als Organismus, als Makrokosmus, und den Menschen als Mikrokosmus. Der philosophische Arzt muß Himmel und Erde im Mikrokosmus nachweisen können, daher die gesammten Naturwissenschaften studirt haben, Physik, Geographie, Astronomie, Theosophie u. s. w., er muß indeß durch „der Natur Examen gehen, die Galenischen Philosophen wachsen aus einem Schwamm, der nur außen am Baume hängt und Nichts soll. Sie liegen außer der Philosophie und nicht in der Philosophie." Es gibt keinen Tod in der Natur, es tritt an jedem Dinge zweierlei in die Erkenntniß, Materie und Thätigkeit; letztere ist ein Ausfluß der Gottheit, heißt im Menschen Archäus. Diejenige Wissenschaft, die sich mit der Vergleichung des Mikrokosmus und Makrokosmus beschäftigt, heißt nach Paracelsus Astronomie, und ein Theil davon ist die Magie, die durch Analyse

der Theile zur Erkenntniß ihrer innern Natur führt. Alchemie ist nicht die Kunst, Metalle zu verwandeln, sondern die Kunst, jedes Ding zuzubereiten, also auch Medicamente. Ist die Assimilation des Archäus gestört, so entsteht Krankheit, das Vorherrschen der Grundstoffe bewirkt die einzelnen Krankheiten, Schwefel verursacht Fieber, Merkurius Manie und Apoplexie, Sal erzeugt Podagra, Obstructionen u. s. w. Die Krankheit ist demnach ein Positives, nicht ein blos Negatives, welcher Ansicht Helmont, Harvey, Sydenham, und neuerdings Kieser, Stark, Hartmann und Schönlein gefolgt sind. Die Krankheiten entstehen nicht aus dem Körper allein, sondern auch in Folge äußerer Einflüsse, man muß bei der Heilung auf die vorhergegangenen Ursachen sehen, was man zum Theil als Entdeckung unserer Tage gepriesen. Krankheiten haben ihre Vorbilder in der großen Welt, wie Erdbeben, Überschwemmungen. Die heilende Kraft der Natur ist der inwendige Arzt und die Paracelsische Heilmethode eine durch Kunst hervorgebrachte Vermittelung der Heilung durch die in jedem kranken Organismus noch vorhandene Gesundheit. Nicht entgegengesetzte Qualitäten, sondern gleiche Individualitäten vernichten sich (nicht contraria contrariis, sondern similia similibus curantur) — ein Princip der Homöopathie. Die Masse des Arzneimittels ist nur die Hülle, worin das Arcanum der lebenden Thätigkeit, die Seele des Körpers enthalten ist. Paracelsus drang deshalb stets auf einfache Arzeneien. Gerade dies rechnen sich die neuern Ärzte zum Verdienst, die Apotheker wurden seine Feinde. Auch hat er die wichtigern Mineralmittel und die kräftigen vegetabilischen Extracte, besonders den Gebrauch des Quecksilbers (gegen Siphylis) und der Mineralwasser eingeführt. Das Laudanum hielt er für eine Universalmedicin und will damit alle seine großen Curen vollführt haben; wie er es gebrauchte, ist unbekannt geblieben. Trotz der Schattenseiten in seiner Doctrin und der Unklarheit über einzelne Krankheiten — er hat schon die magnetische Kraft gegen Krämpfe angewandt — wird dies den Eindruck seiner wissenschaftlichen Bedeutsamkeit nicht schwächen. Den trefflichen Grundsatz, daß der Chirurg auch Arzt sein müsse, stellt Paracelsus an die Spitze seiner wundarzneilichen Lehren und drang schon in Basel auf die Vereinigung beider Fächer der Heilkunde: Diejenigen, welche nicht beide verbanden, nannte er Halbärzte. Und so ist im Ganzen sein damals sehr bedeutendes Princip durchgeführt: die organische Natur in ihrer rein natürlichen physiologischen Entwickelung aus einem Keime oder Samen von innen heraus aufzufassen, alle Kräfte, welche diese Entwickelung hervorbringen, zu individualisiren und zu personificiren, und die verschiedenen Individualitäten somit in ihrer Gegenseitigkeit, namentlich aber das Wechselverhältniß zwischen Makrokosmus und Mikrokosmus zu betrachten.

Mit höchst dankenswerthem Fleiß und besonnener Umsicht hat auf solche Weise der Verf. den Namen des Paracelsus gegen ungerechte Vorwürfe in Schutz genommen und seinen wahren Nachruhm für die Zukunft befestigt. Noch heute existiren beide Elemente der Paracelsischen und Hippokratischen Heilmethode in der Medicin, obgleich mehr in historischer und empirischer, als in eigentlich wissenschaftlicher und ins Bewußtsein getretener bestimmt ausgesprochener Form. Sie haben sich als Theorie und Praxis einander gegenübergestellt, jene hauptsächlich das Paracelsische, diese das Hippokratische Princip repräsentirend. Jedes für sich macht eigentlich ein isolirtes Ganze. Wer die eigenthümliche Neigung des deutschen Volkes zur Speculation und zum Supernaturalismus kennt, den wird es nicht Wunder nehmen, daß Paracelsus die Mehrzahl seiner Anhänger, die dafür galten, unter den Deutschen fand. Aber selbst Hippokratische Ärzte wurden Anhänger, fanden seine Lehren in den Werken des Hippokrates, zwängten die neuen Begriffe in den alten Text. Auch Philosophie und Theologie bauten auf diesen Mann theosophische und mystische Systeme, wie Jakob Böhme, die Rosenkreuzer u. m. A. Was man immer über solche Bestrebungen urtheilen mag, so bleibt Paracelsus hierfür ein Vorgänger und kann als Vermittler zwischen der Philosophie des Alterthums und der neuen Zeit angesehen werden. 28.

---

## Literarische Notizen.

Unter den neuesten Erscheinungen der englischen Presse sind zu bemerken: „The harrowing of hell; a miracle play of the reign of Edward II."; Lord Chedworth's „Letters to Crompton"; der erste Band von Fielding's Werken; „Letters from Italy to a younger sister", von Catharina Taylor; Moore's „Epicurean and Alciphron", mit Illustrationen; Miß Costello's „Summer amongst the bocages and the vines"; „Songs of the seasons"; „The honeymoon", ein Gedicht, von John Fisher; „King Henry III." (erster Band), ein historisches Schauspiel in fünf Acten, vom Verf. von „An essay on the Oxford tracts"; Mistreß Grey, „The young prima donna", 3 Bde.; „Benevola, a tale"; „The seven ages of Shakespeare illustrated"; „Architectural remains of the reign of Elizabeth and James I."; Anderson's „Ancient models, containing remarks on church building"; Fitzgerald's „Logomachy, or abuse of words"; Alison's „Principles of population", 2 Bde.; Campbell's „British army", 2 Bde.; John Reid's „Turkey and the Turks"; der fünfte Band von Mill's „British India"; M'Queen's „Survey of Africa and Map"; „Extracts from papers printed by order of the house of commons, 1839, relative to the West-Indies"; „Mechanic's and labourer's guide to the United States"; „Caesarea, the history etc. of the island of Jersey"; „Queen Victoria from her birth to her bridal", 2 Bde. Angekündigt ist eine Reformationsgeschichte in 13—14 Bänden von Bischof Burnett; von J. St. Bell: „Narrative of a residence in Circassia during the years 1837—39"; von D. R. H. Kennedy: „Narrative of the campaign of the army of the Indus", und endlich „The man at arms; or Henry de Cerons", ein Roman, vom Verf. des Darnley, Charles Tyrell u. s. w., G. P. R. James. Halm's „Griseldis" ist von R. A. Anstruthers übersetzt erschienen.

---

Eine der werthvollsten Erscheinungen in der neuesten poetischen Literatur Englands ist: „Poetry for the people and other poems", von Milms, wenn schon der Dichter sich mancher Verstöße gegen die poetische Form schuldig macht und nicht sowol, gleich Burns und Elliot, ein Dichter aus dem Volke ist, sondern vielmehr über demselben steht und sich daher nicht immer seinen Verhältnissen geschickt genug zu accommodiren und es mit ihnen zu versöhnen versteht. Die von S. Smith angekündigte Erzählung „The prelate" war fälschlich als von dem Verfasser von „Peter Plymley's letters", herrührend ausgegeben worden, ein Kunstgriff, der um so seltsamer erscheinen muß, als das Werk bei allen Unvollkommenheiten, namentlich im Mangel des richtigen Verhältnisses in der Entwickelung der einzelnen Theile der Erzählung, doch dessen keineswegs an sich bedurft hätte. Die verdienteste Empfehlung verdient Titmarsh's „The paris sketch book" (2 Bde.), mit zahlreichen Zeichnungen vom Verf., nicht sowol um der letztern willen, als wegen der anziehenden Schilderung und, wenn auch leichten, doch geistreichen Auffassung pariser Örtlichkeiten und Verhältnisse in jeder dem Interesse naheliegenden Art, wobei sich der Verf. ganz dem Charakter des Volkes und des Landes, von welchem er handelt, anzupassen versteht.

---

In monatlichen Nummern erscheint von Herrn und Madame S. C. Hall: „Ireland, its senery, character etc.", ausgestattet mit Karten, Stahlstichen und Holzabdrücken, in dessen Darstellungen alles auf Irland eigenthümlichen Bezughabende umfaßt werden soll. 47.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 246. —— 2. September 1840.


## Ansichten Cousin's über deutsche Geistesbildung.

(Beschluß aus Nr. 245.)

Die Philosophie dieses Zeitraums ist die Scholastik, die damals ebenso viel Achtung verdiente, als sie sich später Verachtung zugezogen hat, weil sie sich, um eine Herrschaft sich zu erhalten, die ihr der Lauf der Zeiten entrissen hatte, aus einer legitimen Herrin, wie sie war, zur Tyrannin und Verfolgerin umgestaltete. Die Scholastik war nichts anders als die Gesammtheit der mehr oder weniger wissenschaftlichen Formeln, in denen der sich herausarbeitende Verstand, gestützt auf das „Organon" des Aristoteles, die Lehren des Christenthums behufs des Unterrichts sich zurechtgelegt hatte. Die Theologen sind die Philosophen der damaligen Zeit, und sie empfehlen sich durch eine Natürlichkeit und einen Ernst des Charakters, durch eine Tiefe der Gefühle und eine Höhe der Gedanken, die ihnen einen sehr hohen Rang in der Geschichte der Philosophie anweist. Schon vor den Universitäten blühten große Schulen in allen Theilen Deutschlands, in Fulda, Mainz, Regensburg und besonders in Köln. Die Scholastik Deutschlands ist ohne Zweifel weniger originell und fruchtbar als die französische, die weder ihres Gleichen noch Nebenbuhler hat; immerhin aber hat sie große Namen aufzuweisen, unter denen wieder der des Albertus Magnus der bedeutendste ist. Man verachte nicht diese Philosophie wegen ihrer etwas barbarischen Form; denn der Glaube ihrer Lehrer und Schüler macht sie lebendig. So finden wir auf der einen Seite wahren Glauben im Volke und folglich auch Freiheit, weil das Volk mit einer Zuversicht glaubte, die ebenso frei war wie der Grund dieses Glaubens, die Liebe; auf der andern Seite aber unerschütterliches Ansehen der Regierung (?), weil dieses Ansehen sich auf die freie Zustimmung der Völker und auf einen edeln Glauben gründete. Dieses war der philosophische, religiöse, literarische und politische Zustand des zweiten Zeitraums, in welchem wir die schönsten Tage des deutschen Reichs erblicken, deren Gedächtniß noch die großen Schriftsteller mit Begeisterung anrufen.

Diese Form verging wie die frühere und wie alle Formen vergehen. Vorzüglich trug der zu große Einfluß ausländischer Herrschaft auf Politik und Religion dazu bei, sie erst zu entkräften, dann sie herabzusetzen. Nach und nach spielten die Ausländer in Deutschland eine größere Rolle als die Landeskinder. Zuletzt war es dahin gekommen, daß eine italienische Stadt die Glaubenssätze, Sitten und die geringsten Gebräuche vorschrieb, wie sie hinten in Thüringen beobachtet werden sollten. Unter diesen Verhältnissen bestieg ein Fürst den Thron Deutschlands, dessen Herrschaft, die sich auch über die Niederlande, die Hälfte Italiens und Spanien erstreckte, den Völkern keine nationelle Regierung gewährte. Karl V., viel mehr Belgier und Spanier als Deutscher, war bis zu dem Gipfel einer Macht emporgestiegen, die, da sie nicht mehr wachsen konnte, sinken mußte. Nun kann sich Deutschland wol in auswärtigen und politischen Verhältnissen unterordnen, aber in der intellectuellen und sittlichen Welt kann es nur seinem eigenen Geiste folgen; es foderte also einige Freiheit im Einzelnen hinsichtlich eines Punktes von mittelmäßiger Wichtigkeit. Es ward nicht gehört; es leistete daher Widerstand; die Kraft des Widerstandes rief gewaltsame Unterdrückung hervor; diese verdoppelte hinwiederum jene: und so entzündete und verbreitete sich jene religiöse und politische Reformation, die die Einheit Europas zerbrach und dem Hause Östreich, sowie dem römischen Hofe die Herrschaft über Deutschland entriß.

Zwei Männer begannen diese Revolution; beides Germanen und Nordländer, deren einer mit leidenschaftlicher Beredtsamkeit gegen den religiösen Despotismus protestirte, der andere aber diese Protestation mit seinem Schwerte unterstützte: ich meine Luther und Gustav Adolf. Die Reden Luther's untergruben den Katholicismus; das Schwert Gustav's schlug das Haus Östreich und befreite Deutschland. Doch — ich muß gestehen — diese beiden großen Männer, die eine Form zerstörten, die dem Zeitgeiste nicht mehr zusagte, wußten sie durch keine feste und dauerhafte neue Form zu ersetzen. Daher die Anarchie, die lange Zeit dauerte und noch nicht aufgehört hat. Als die Einheit des heiligen römischen Reichs zerstört und der Kaisertitel nur ein eitler, der in der That nichts mehr bedeutete als östreichischer Kaiser, geworden war, wurden die Kurfürsten und andern Fürsten, die sich ganz unabhängig gemacht hatten, nach und nach absolute Monarchen, und dem regelmäßigen Despotismus eines Einzigen folgte nun eine Menge einzelner Zwingherren. Ebenso vermochten, nachdem Luther den Einfluß Roms in einem großen Theile Deutschlands zerstört hatte, die Gemüther, die sich einmal der alten Autorität entzogen hatten, keine neue anzuerkennen. Der Lutheranismus hatte auch seine Schismen, der Calvinismus seine Scheiterhaufen, und was von Glauben blieb, wußte nicht, welche Form es annehmen und behalten sollte. Die Poesie, welche Glauben, Gefühle und Ereignisse besingen sollte, die einer nicht mehr bestehenden religiösen und politischen Form angehörten, hörte auf volksmäßig zu sein; und da eine Revolution keine Situation ist, die Poesie aber von bestimmten Formen lebt, so ließ diese Abwesenheit aller Formen keine Dichter aufkeimen, und es war da um die deutsche Poesie geschehen. Die Philosophie des Protestantismus theilte dessen Geschick. Man sah in Deutschland eine unendliche Mannichfaltigkeit von Schulen entstehen, in denen die alte Scholastik Verbesserungen, d. h. immerwährende Veränderungen erlitt; aber mitten in dieser Verwirrung findet man nichts Großes, nichts Originelles, nichts, was würdig wäre, die Geschichte ernstlich zu beschäftigen.

Unterdeß zerstörte in Frankreich ein genialer Mann die Scholastik für immer und errichtete auf ihren Ruinen ein in seiner Methode und seinen allgemeinen Richtungen ganz neues System. Dieses System, oder wenigstens sein Geist verbreitete sich unter den bedeutendsten Geistern des Jahrhunderts Ludwig's XIV. Bossuet selbst, Fénélon, Malebranche und die Jansenisten von Port-Royal waren Cartesianer. In Holland hat Spinoza nichts Anderes gethan (?) als strenge Consequenzen aus den Principien Descartes' gezogen. Die neue Philo-

sophie verbreitete sich auch über Deutschland und ward von den deutschen Lehrern der Philosophie gelehrt und nachgeahmt, wie früher die provenzalischen Dichtungen Nachahmer an den Ufern des Rheins gefunden hatten. Leibnitz selbst, dessen Genius man nicht genug bewundern kann, ist ein Schüler Descartes', ein Schüler, der in der That seinen Meister übertroffen, aber, unglücklicherweise von einer über Alles sich erstreckenden Wißbegier, der Leidenschaft, jedes Ruhmes theilhaftig zu werden, und den Zerstreuungen des politischen Lebens hingerissen, nur bewundernswürdige Ansichten hingeworfen hat, ohne ein rundes, abgeschlossenes System zu gründen. Wolf versuchte die zerstreuten Ansichten des großen Vielschreibers auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zurückzuführen und sie in ein regelmäßiges System zu vereinigen; aber Wolf reproducirte vielmehr die Formen als den Geist der Leibniz'schen Philosophie. Seine Nachfolger setzten diese neue Scholastik fort, und es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß man um die Mitte und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland kein System findet, das die Geister hinlänglich beherrscht, um als eine wahrhaft deutsche Philosophie zu erscheinen.

Auf diesem Punkte standen die Sachen, als Deutschland mit dem philosophischen Europa, das aufgehört hatte Cartesianisch zu sein, in innigere Verbindung trat. England war unter das Joch des Locke'schen Systems gefallen und Frankreich hatte den übertriebenen, aber sublimen Cartesianismus Malebranche's mit den oberflächlichen Nachahmungen der englischen Philosophie vertauscht. Eine Politik, deren Schilderung nicht hierher gehört, lastete auf allen Gemüthern. Der Sensualismus war die Form geworden, unter der die Philosophie in Frankreich und England auftrat. Bald ging er von da auch nach Deutschland über, sammt Allem, was er in seinem Gefolge mit sich führt, dem Sinne für Kleines und Mittelmäßiges und dem Geschmacke an der Alltagspoesie, welche die höhere Dichtkunst ertödtet. Friedrich regierte damals in Berlin, und diejenigen französischen Schöngeister, die nicht fähig waren in Frankreich neben dem blendenden Gestirn Voltaire's zu glänzen, gingen nach Berlin, um in untergeordneter Stellung für die Unterhaltung des Hofes und seines Herrn thätig zu sein. Hier schimpften sie auf Das, was von Christenthum und Theologie in Deutschland übrig war. Friedrich belustigte sich an diesem Streite der alten Theologen mit den neuen Philosophen. Er bezahlte die Erstern, überließ sie aber den Witzeleien Lamettrie's und des Marquis d'Argens, und die alte Theologie wich vor dem Geiste der neuen Philosophie zurück.

Also: kein Gesetz, keine Freiheit, keine nationelle Poesie; dagegen despotische Regierungen, welche fremde Sophisten zur Zerstörung des alten germanischen Geistes besoldeten; eine Theologie, die dem Unglauben und den Spöttereien unterlag und sich sogar nicht mehr vertheidigte; und statt aller Philosophie eine Art dogmatischer Frivolität, die statt der Folianten, den ehrwürdigen Zeugnissen des alten theologischen Wissens, nur Epigramme und Broschüren erzeugte. Dies war der Zustand, in dem Kant Deutschland vorfand.

Ich irre mich; ein Mann, dem auch die Ehre zugestanden werden muß, sich zuerst mit Muth gegen die servilen und despotischen Frivolitäten des berliner Hofes erhoben zu haben, ging Kant voran. Klopstock, ein Mann aus der Provinz, einfach und ernst, Christ und Deutscher im 18. Jahrhundert, fand in seiner Seele begeisterte Gesänge, die von einem Ende Deutschlands zum andern als die Morgenröthe einer wahrhaft nationellen Poesie begrüßt wurden. Der berliner Hof allein ward nicht davon bewegt. Umsonst sang Klopstock dem König Friedrich in erhabenen Versen die Apologie der deutschen Muse; der große König begriff nicht den redlichen Patrioten, aber Deutschland hörte ihn. Die ganze Literatur betrat den Weg, den ihr Klopstock eröffnet hatte, und selbst noch vor dem Tode Friedrich's sah man eine gewisse Anzahl nationeller Dichtungen hervorsprießen, die alle Welt auswendig lernte. Welches war aber der Charakter dieser neuen Poesie? Mit dem Gefühle fürs Vaterland trat auch wieder der Sinn für Religion, sowie jener sinnige und melancholische Geist des alten und unsterblichen Deutschlands hervor, und jene milde und reine Liebe, die bei Klopstock und Bürger auf so edle Weise mit der Fadheit oder groben Sinnlichkeit der Liebespoesie der Salons und Höfe des 18. Jahrhunderts contrastirt.

Mitten in dieser großen Bewegung gab ein Königsberger, der, gleich Sokrates, während seines ganzen Lebens kaum aus seiner Vaterstadt herausgekommen war, ein philosophisches Werk heraus, das, anfangs wenig gelesen und fast unbemerkt, nach und nach aber einige ausgezeichnete Geister durchdringend, später, nach Verlauf von acht bis zehn Jahren eine große Wirkung in Deutschland erzeugte und am Ende eine Erneuerung der ganzen Philosophie hervorbrachte, wie die „Messiade" die Poesie erneut hatte. Der unterscheidende Charakter Kant's war ein lebhaftes Gefühl für Rechtschaffenheit, ein gerades und festes Gewissen, das von den schändlichen Consequenzen der Modephilosophie empört wurde. Von der andern Seite war Kant ganz ein Mann seiner Zeit, und er fürchtete nicht weniger als den Sensualismus die gewagten Schlüsse der Schulmetaphysik. Man kann sagen, daß Hume das immerwährende Schreckbild Kant's ist: sowie der deutsche Philosoph sich versucht fühlt einen Schritt zurück auf die alte Straße zu thun, erscheint ihm Hume und lenkt ihn davon ab, und alle Bestrebungen Kant's gehen nur dahin, die Philosophie zwischen den alten Dogmatismus und den Sensualismus Locke's und Condillac's zu stellen, gesichert gegen die Angriffe von Hume's Skepticismus.

Vorzüglich in der Moralphilosophie hat Kant den Sensualismus des 18. Jahrhunderts bekämpft, ohne darum in den Mysticismus des Mittelalters zu verfallen. Als in ganz Frankreich, England und Italien es sich nur um Vergnügen, Interesse und Glück handelte, erhob sich von Königsberg aus eine Stimme, um die menschliche Seele zum Gefühle ihrer Würde zurückzurufen und den Individuen wie den Nationen zu lehren, daß es noch über den Reizen des Vergnügens und den Berechnungen des Interesses etwas gibt, eine Regel, ein Gesetz, ein unabänderliches Gesetz, zu allen Zeiten und an jedem Orte, in allen Verhältnissen, socialen wie privaten, verpflichtend: das Pflichtgesetz. Die Idee der Pflicht ist der Mittelpunkt von Kant's Moral, und seine Moral ist der Mittelpunkt von seiner Philosophie. Die Zweifel, welche eine strenge Metaphysik übrig lassen kann, werden von der Moral gelöst, und ihr Licht erleuchtet zugleich die Religion und die Politik. Wenn im Menschen die Idee von einem über Leidenschaft und Interesse erhabenen Gesetze sich befindet, so ist die Existenz des Menschen entweder ein Widerspruch und unlösbares Problem, oder der Mensch muß das ihm auferlegte Gesetz erfüllen können; wenn der Mensch soll, muß er auch können, und die Pflicht implicirt die Freiheit. Steht aber andererseits die Pflicht über dem Glücke, so muß auch in gewissen äußersten Fällen das Glück der Pflicht geopfert werden; und doch besteht zwischen beiden eine ewige Harmonie, die zwar für den Augenblick gestört werden kann, die aber immer von der Vernunft festgestellt und so zu sagen der Existenz und ihrem Urheber auferlegt wird; es muß also einen Gott geben, erhaben über alle untergeordnete Ursachen, damit auf einem Punkte Harmonie zwischen Tugend und Glück herrsche. Daher Gott und ein anderes Leben. Endlich schließt die Idee der Pflicht auch die des Rechts ein: meine Pflicht gegen den Nächsten ist dessen Recht auf mich, wie dessen Pflichten gegen mich mein Recht auf ihn sind; daher ferner eine sociale Moral, ein Naturrecht, eine philosophische Politik, die ganz verschieden von der Politik der Leidenschaft und der krummen Politik des Interesses ist. Dieses sind in wenigen Worten die Hauptzüge des neuen Systems, das Kant Deutschland und Deutschland Europa gab. Die schottische Philosophie hatte zweifelsohne etwas Ähnliches im Sinne gehabt, und der weise Reid in Edinburg hatte ziemlich dieselben Gedanken wie der große königsberger Philosoph; was aber in Schottland nur ein unbestimmter Umriß war, wurde eine bestimmte und voll-

kommen abgeschlossene Zeichnung unter der starken Hand Kant's. Hier also die letzte Stufe, die höchste Entwickelung des Spiritualismus des 18. Jahrhunderts, deren erste Stufe und Ausgangspunkt die schottische Philosophie bildet. Kant krönt und schließt das 18. Jahrhundert. - Ich trage kein Bedenken zu sagen, daß er für dieses Jahrhundert in der Philosophie dasselbe ist, was in der socialen und politischen Ordnung der Dinge die französische Revolution. 43.

---

## Zur Statistik des englischen Zeitungswesens.

Schon mehrmals haben patriotische Stimmen auf das Übermaß mercantilischer Interessen bei den Zeitungsredactionen aufmerksam gemacht, welches der britischen Preßfreiheit Gefahr droht und schon einige bedauerliche Übelstände hervorgebracht hat. Selbst wohlmeinende Absichten haben zu dieser verderblichen Richtung mitgewirkt. Als man vor einigen Jahren im Parlamente auf Herabsetzung der Stempelgebühren für die Zeitungen drang, erklärte man diese für eine Besteuerung der geistigen Interessen und für die Ursache eines für dieselben verderblichen Monopols. Man hatte Recht; die Besteuerung wurde vermindert, das Monopol aber blieb, ja es ist beengender geworden. Dies wird, außer den Combinationen unter den Zeitungsredactoren, noch besonders durch den Parlamentsbeschluß bewirkt, nach welchem von Zeit zu Zeit die Zahl der von einem jeden Blatte genommenen Stempel veröffentlicht wird. Daß unter Blättern von oft ganz entgegengesetzten Farben solche Combinationen stattfinden, mag das Publicum Wunder nehmen, wenn es die Ausfälle liest, welche sich selbst mit Verletzung persönlichen Anstandes — bekanntlich bekommt jedoch John Bull nicht von jedem rauhen Lüftchen der öffentlichen Meinung den Schnupfen — Tag für Tag von diesen Blättern einander zugefertigt werden. Dergleichen betrachtet ein Herausgeber, ist nur die Verdrehung seiner Ansichten durch den Gegner nicht allzu arg, vielmehr als ein Freundschaftsstück. Eine Hand wäscht die andere! gilt hier in jeder Beziehung. Auch darin, daß sich z. B. radicale und toryistische Blätter mit den Berichten über öffentliche Verhandlungen gegenseitig aushelfen. Sind zwei Zeitungsredactionen nahe beieinander, so schickt die eine ihren Reporter zu diesem, die andere zu jenem Gerichtshof, und man theilt, sobald die Berichte gesetzt sind, dieselben streifenweise dem andern Theile mit, und spart so Geld und Zeit. Nirgend ist dieses System der Cooperation so ausgebildet, als zur Bezahlung der Expressen, die jeden Abend von Dover die pariser Blätter bringen. Die Kosten hierfür werden von den „Times", dem „Herald", „Chronicle", „Morning Post" und „Advertiser" zusammen getragen. Kein neues Blatt wird von dieser Coalition aufgenommen, und da die Kosten für diesen einzigen Punkt wöchentlich 30—35, jährlich über 1600 Pf. Sterl. betragen, so sieht man, daß einem neuen Morgenblatt die bedeutendsten, fast möchte man sagen, unübersteigliche Hindernisse entgegenstehen. Gleich nach Herabsetzung des Zeitungsstempels erschien ein neues Morgenblatt: „The constitutional." Die Kosten für einen täglichen Expressen von Dover, die es allein zu bestreiten hatte (gegen 900 Pf. Sterl. mehr, als es jedem der Concurrenten ausmachte), konnte oder wollte es nicht lange tragen. Die Folge war, daß es die auswärtigen Nachrichten 24 Stunden später gab, als sie in den übrigen Zeitungen standen, und so verlor das Blatt, wiewol es vorzüglich redigirt wurde, bald allen Credit und mußte eingehen. Ein neuer Versuch mit der „Morning gazette" hielt kaum länger als eine einzige Woche an; und der „Sun", alt und beliebt genug als Abendblatt, fand neuerdings, als es außerdem eine zweite Ausgabe an jedem Morgen erscheinen ließ, vor den Augen der Coalition nicht mehr Gnade als jene Neulinge. Das Mittel, das ein Schreiber im Februarhefte des „Monthly chronicle" gegen dieses Monopol vorschlägt, scheint sehr einfach. Sonderbarerweise werden die Pakete, die von Frankreich täglich in Dover anlangen, von der Post nicht sogleich befördert, in welchem Falle sie an demselben Datum, Nachts zwischen 10 und 11 in London ankommen würden, sondern kommen daselbst erst am nächsten Morgen gegen 7 Uhr an. So müssen sich jene Zeitungen Expressen halten. Machte die Post aber diese unnöthig, so wäre nicht nur eine factische Beschränkung der Preßfreiheit aufgehoben, sondern es könnte auch, da die meisten auswärtigen Posten spät in der Nacht von London abgehen, in der Beförderung von Briefen nach dem Norden von Europa ein voller Tag gespart werden. Über London gelangte auf diese Art ein Brief von Paris in vier Tagen nach Hamburg, da er auf dem gewöhnlichen Wege fünf (vor kurzem noch sechs) Tage braucht: ein Umstand, der für die Post auch der Berücksichtigung werth wäre.

Ein anderes Hinderniß für das Emporkommen neuer Zeitungen ist, wie bemerkt, die Veröffentlichung der Zahl der von jedem Eigenthümer genommenen Stempel, eine Veröffentlichung, bei der, wie von dem Stamp-office selbst erklärt wurde, das Publicum selten die Wahrheit erfährt, in Folge der zahllosen angewandten und nicht zu verhütenden Ränke. Das große Publicum läßt sich aber ohnedem schon zu sehr durch Zahlen imponiren, sodaß einem werdenden Blatt gegen die gewordenen ein neuer Nachtheil in den Weg tritt. Die Parlamentsmitglieder, welche diese Stamp-returns beantragten, glaubten dadurch, indem sie über den jeweiligen Stand der öffentlichen Meinung Brief und Siegel gäben, der liberalen Sache viel zu nützen. Damals zählte diese noch die seitdem abgefallenen „Times", „Herald" und „Courier" unter ihren Vertretern; die Zahl der verkauften Exemplare liberaler Blätter war zu der ihrer Gegner wie 13 zu 2. Im J. 1838 dagegen wurden von den in London überhaupt verbrauchten 13 Millionen Stempeln mehr als 7½ Millionen von den Tories verbraucht. Wer da hat, dem wird gegeben! Dies zeigt sich nirgend klarer, als wo es sich um Publicität handelt. Den gelesensten Zeitungen fließen natürlich die meisten Ankündigungen zu, die ihrerseits dem Blatte wieder mehr Leser verschaffen, und zwar meistens unter Solchen, deren Gemüther sonst für politische Bestrebungen theilnahmlos, noch zu gewinnen sind, außerdem aber für die Eigenthümer die wichtigste Quelle des Einkommens werden. Ja, bei den meisten Blättern bilden die Ankündigungen das einzige Einkommen, da der Verkauf der Exemplare die Kosten für Redaction und Druck decken muß. In dieser Beziehung hat übrigens das Publicum von der Herabsetzung der Stempelgebühren nicht die Vortheile gezogen, auf welche es Ansprüche machen konnte. Während der Zeitungsstempel 4 Pence kostete, wurde ein Abzug von 20 Procent gestattet, was bei dem Pennystempel nicht der Fall ist; die Ermäßigung betrug also nicht 3 Pence, sondern 2⅕ Pence; der Preis der Zeitung fiel von 7 auf 5 Pence, sodaß das bei der großen Anzahl der verkauften Exemplare bedeutend anzuschlagende ⅕ eines Penny ausschließlich den Verkäufern zugute kommt. Es ist wahr, daß manche Zeitungen ihre Spalten erweiterten oder vermehrten; in der Regel gewann aber hierbei nicht der Leser, sondern der Verleger durch das Aufnehmen von mehr Inseraten.

Die Zahl der verkauften englischen und schottischen Zeitungsblätter ist seit Herabsetzung des Stempels von 30 auf 50 Millionen jährlich gestiegen; die Zahl der Zeitungen hat sich nicht in demselben Maße vergrößert. Am 15. Sept. 1836, wo jene Maßregel ins Leben trat, erschienen in Großbritannien und Irland 397 Zeitungen, ein Jahr darauf 458, am 15. März 1838 437, im zweiten Quartal 1839 483, worunter 109 in London, 233 im übrigen England, 63 in Schottland und 78 in Irland. Die neu hinzugekommenen Zeitungen sind fast sämmtlich Wochenschriften; die Zahl der täglich erscheinenden londoner, die 1831 13 war, ist jetzt 10. Die Zahl der Inserate ist, seit am 5. Juli 1833 die Gebühr von 4 Schilling auf 1½ Schilling in England und auf 1 Schilling in Irland herabgesetzt wurde, von Jahr zu Jahr bedeutend gestiegen und betrug in dem mit dem 5. Jan. 1839 endenden Jahre für

englische Blätter 1,315,580, für irische 178,200, für schottische 176,411 Pf. Sterl. Die Staatseinnahme beträgt in diesem Zweige jetzt 50,000 Pf. Sterl. weniger als 1838, wird aber in wenigen Jahren, da die Progression ganz stetig ist, den frühern Betrag erreichen. Welchen Gewinn die Eigenthümer der Blätter aus Inseraten ziehen, mag man daraus abnehmen, daß nach einer Berechnung des „Courrier de l'Europe" die „Times" des 25. Juni 1840 für diesen einzigen Tag etwa 700 Pf. Sterl. für Inserate eingebracht haben mögen. Dienstgesuche abgerechnet, für welche 4 Schilling bezahlt werden, wird kein Inserat unter 5 Schilling berechnet. Für jede Zeile über 4 und unter 20 wird ½ Schilling gerechnet; sofort steigt aber der Preis bedeutend, sodaß lange Inserate schon mit 30 und 40 Guineen bezahlt worden sind. Diese ungemeinen Vortheile, welche schon etablirten Blättern jährlich in steigendem Verhältnisse zuwachsen, sind ebenso viele Hindernisse gegen neue Blätter, da nichts schwieriger ist, als Inserate bleibend heranzuziehen.

Freund und Feind erkennen an, daß die Sache der Reform durch den Abfall der „Times" von derselben sehr gefährdet worden ist, und man kann dem Schreiber im „Monthly chronicle" nicht Unrecht geben, wenn er einen täglich schlimmern Einfluß fürchtet. Der Abfall jenes Blattes, behauptet er, sei weniger wegen dessen innern Vorzügen, als besonders darum so verderblich gewesen, weil es keinen Rivalen habe. Zwar ist die „Times" nicht das am meisten gelesene Blatt, indem die „Weekly dispatch" die nur Samstags erscheint, in mehr Exemplaren verbreitet wird, als von jenem die ganze Woche hindurch erscheinen; aber dieses Blatt hat seine Leser meist nur unter einer noch zur Zeit nicht politisch bedeutsamen Classe. Unter den täglich erscheinenden Blättern hat die „Times" beiweitem die bedeutendste Circulation und ist für die politischbedeutsame Mittelclasse, wie schon bemerkt, um so einflußreicher, da sie neben und theilweise trotz ihrer politischen Richtung wegen ihrer Notizen über Handel und auswärtige Angelegenheiten sowie wegen der Inserate den Meisten unentbehrlich ist. Die Unternehmung, einen Rivalen aufzustellen, könnte keineswegs von einem Einzelnen ausgehen, da schon eine gewöhnliche Morgenzeitung ein Capital von 50—60,000 Pf. Sterl. erfodert; in diesem Falle aber, aus theilweise oben berührten Gründen, außerdem für geraume Zeit bedeutende Opfer gebracht werden müssen. Bedenkt man, daß in den täglich erscheinenden londoner Zeitungen ein Capital von wenigstens einer halben Million angelegt ist, welche, in mercantiler Beziehung, sämmtlich dem neuen Blatte entgegenwirken würden, bedenkt man zugleich die Gefahr, die aus jedem Monopol dem allgemeinen Interesse droht, so wird man wol dem Verf. beistimmen müssen, daß außerordentliche Anstrengungen der Freunde geistigen Fortschritts nöthig sind, um die englische Nation vor Dem zu schützen, was er in dem Titel seines Aufsatzes hinstellt, der Knechtschaft der britischen Presse. 48.

## Literarische Notiz.

Im J. 1838 erschien bei Didot in Paris, höchst splendid gedruckt, eine interessante Gedichtsammlung unter dem Titel: „Φιλομούσου πάρεργα", auf die wir, da uns erst vor nicht gar langer Zeit das Buch aus Paris zugekommen ist, nur in der Kürze die Freunde der griechischen Muse aufmerksam machen wollen. Die Sammlung enthält theils neugriechische Übersetzungen (mit den Originalen) nach den, ganz oder nur in Bruchstücken erhaltenen Oden der Sappho, nach Aristoteles, Theokritus, Moschus und einigen alten Epigrammen, ferner nach Voltaire, Delille, Arnault, Delavigne, Béranger, Byron, Goldsmith, Schiller, Herder und dem Könige Ludwig von Baiern, theils eigene Dichtungen in neugriechischer Sprache, denen sodann Anmerkungen, zum Theil kritischer Art folgen, aus denen sich des Verfassers Bekanntschaft mit deutscher Kritik und Wissenschaft nicht unklar zu Tage legt. Namentlich geben die Übersetzungen den Beweis, daß die neugriechische Sprache eine nicht geringe Leichtigkeit und Beweglichkeit besitzt, auch das Schwerere aus fremden Poesien sich anzueignen. Übrigens ist das Neugriechische, in welchem diese sämmtlichen Dichtungen abgefaßt sind, das reinere im Sprachreinigungssystem von Korais veredelte Idiom. Der Herausgeber und Verfasser der „Πάρεργα" hat sich nicht genannt; doch meint man, daß es kein Anderer, als der durch manche frühere Übersetzungen und eigene Productionen bekannte Neugrieche N. Pikkolos sein könne. 17.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 247. —— 3. September 1840.

Ausflug nach Wien und Presburg, im Sommer 1839. Von Friedrich Hurter. Zwei Theile. Schaffhausen, Hurter. 1840. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Seit einigen Jahren scheint es förmlich Sitte geworden zu sein, nach Östreich in der dreifachen Absicht zu reisen, das Schöne der Gegenden und des Lebens zu genießen, mit hochstehenden Personen zu verkehren und dann dem Publicum in einem umfangreichen Buche die Wunder des Landes und der Regierung vorzuführen. Da man die letztere Absicht bald durchblicken läßt, trifft man auf doppelt schmeichelhafte Aufmerksamkeit der Vornehmen, bei denen man sonst nur die ohnehin landesübliche Gastfreiheit, vielleicht nur Duldung gefunden hätte. Auch unsern Verf. scheint der erste und letzte der obenangeführten Beweggründe nach Östreich gelockt zu haben, und er ist bei den bezeichneten Personen darum augenscheinlich nicht schlimmer gefahren, als wenn ihm irgend ein anderer Grund zu seiner Reise bewogen haben möchte. Daher trägt denn auch sein Werk zwei gemeinsame Merkmale mit Werken ähnlicher Natur, welche bereits, wie das der Trollope, der verdienten Vergessenheit übergeben worden sind: einerseits fast unbedingtes Lob der Zustände in Östreich, sowie sie dem Verf. erschienen sind, andererseits beinahe gänzliche Unkenntniß der eigentlichen Zustände, ich will nicht sagen der Monarchie, sondern der Länder, die er durchflogen. Über den lebensreichen Staatsorganismus der östreichischen Monarchie, welcher ein Agglomerat so vieler Länder und Völker, die sich gegenseitig nichts weniger als lieben und die durch keine innere Naturnothwendigkeit zueinander gezogen werden, in einer Art zu durchdringen vermag, welche den wahrhaften Staatsmann mit Bewunderung erfüllen und auch dem Feinde vor folgerechter Durchführung gleichförmiger Regierungsgrundsätze seit vielen Menschenaltern Achtung einflößen muß, findet man in Hurter's Buche so wenig als in den Schriften Anderer, welche, zu seiner Anerkennung sei es gesagt, neben ihm nicht genannt zu werden verdienen, irgend einen Aufschluß, oder auch nur eine Andeutung. In welcher Weise dieser Organismus wirkt; wie er in seinem Kreise duldet, was er, wenn er auf „väterliche Despotie", wie man das östreichische Wesen zu nennen beliebt hat, gegründet wäre, ausschließen müßte; wie er schroffere Gegensätze, als sich vielleicht in irgend einem andern Reiche des Festlandes finden, zu vermitteln vermag; wie er in jedem der verschiedenen Länder, über denen er als unsichtbares Band, das alle zusammenhält, schwebt, das ihnen eigenthümliche Leben nicht nur gewähren läßt, sondern sogar pflegt; wie er bei solcher Vielfachheit die Einheit der Grundidee der östreichischen Monarchie unerschütterlich festhält, ohne irgend schonungslos zu zermalmen, vielmehr den innern Ausbau von Jahrzehnd zu Jahrzehnd, und von Jahrhundert zu Jahrhundert mit weiser Umsicht immer weiter ausführt und vervollkommnet: das Alles, sammt jenen zahllosen Erscheinungen des geistigen und leiblichen Daseins, die sich daran knüpfen, wird man in dem vorliegenden Werke vergeblich suchen. Um aber gerecht zu sein, muß man anerkennen, daß der Verf. solche Dinge gar nicht darstellen wollte, wie er sie denn auch während der kurzen Zeit, die er in Östreich weilte, nicht ergründen hätte können. Hierzu gehört eine viel längere Prüfung, und wäre es auch nur, um die zwar unleugbare, aber nicht leicht zu erklärende Thatsache, daß in Östreich viel weniger auf die Personen der Machthaber ankommt als in constitutionnellen Staaten, historisch in ihrem Ursprunge und ihrer Ausbildung, staatlich in ihrer Gegenwart nachzuweisen. Nichtsdestoweniger hat der Verf. eine Kennermiene zuweilen, vielleicht unwillkürlich, angenommen, die uns, während wir ihn bei seinem Ausfluge begleiten, auferlegt einige seiner Urtheile zu berichtigen, andere zu ergänzen.

„Ein Gegenstand, der mich besonders interessirte, ist die Censur in Östreich", fängt der Verf. eine seiner bunt durcheinander gewürfelten Expectorationen an; und wer sollte nach einem solchen Eingange nicht glauben, er werde wenigstens Einiges von den Grundsätzen, nach welchen in Östreich die Censur gehandhabt wird, offenbaren, wie man denn in der That nach der Stellung, in welcher er sich, nach seinen eigenen bestimmt ausgesprochenen Worten, zu mehren wissen könnenden Personen befindet, vermuthen möchte, er habe wenigstens Klänge davon vernommen! Daß dies nicht der Fall gewesen sein mag, beweist er durch folgende merkwürdige Stelle (II, 116):

Aber das Veto der Censur trifft bisweilen auch Werke, die sich lediglich auf dem Gebiete der Forschung und der Wissenschaft bewegen, deren Lehren selbst von solcher Beschaffenheit sind, daß eher ihre Verbreitung als Unterdrückung im Interesse

der Monarchie läge. So wurde Haller's „Restauration der Staatswissenschaften" verboten; doch gewiß nicht, weil sie die Fundamente des Thrones untergräbt; wahrscheinlich nur deswegen, weil das Verfahren Kaiser Joseph's den in dem Werke aufgestellten Grundsätzen gemäß gewürdigt wird. Vielleicht aus ähnlichem Grunde unterlag seiner Zeit das Buch des Grafen de Maistre „Du pape" demselben Veto.

Die östreichische Censur ist eine Staatsanstalt der höchsten Ordnung, und zwar der Art, daß sie, wenn sie ein Principienwerk erlaubt, dadurch die in demselben enthaltenen Grundsätze zugleich billigt, ja empfiehlt. Nun gibt es nicht leicht zwei Werke, welche, gleich denen im Citate genannten, die Fundamentalfragen des Staates und der Kirche auf eine Weise zu beantworten und zu lösen versuchen, daß, wenn den in diesen Werken aufgestellten Lehren, vielmehr Geboten, mit strenger Consequenz nachgehandelt würde, Umwälzungen entstehen müßten. Die Verbreitung solcher Grundsätze kann eine Staatsanstalt, wie die östreichische Censur, welche, wenn sie erlaubt, zugleich billigt, unmöglich gestatten, daher und nicht aus dem vom Verf. angeführten Grunde das Veto dieser beiden Werke. So wenig liegt die Verbreitung der Haller'schen Lehren im Interesse der östreichischen Monarchie, wie der Verf. andeutet, daß sie liegen solle, daß zur Zeit, als die „Restauration der Staatswissenschaften" Epoche machte, auf der wiener Universität die darin proclamirten Grundsätze von dem Professor des Staatsrechts, Regierungsrath v. Egger, in seinen öffentlichen Vorlesungen scharf geprüft und kräftig widerlegt worden sind. Und erst die Grundsätze eines de Maistre billigen! Der Verf. fährt (a. a. O.) fort:

Noch merkwürdiger ist Folgendes. Einem Norddeutschen wurden zu Nachforschungen über einen der berühmtesten Feldherren Östreichs die Archive mit derjenigen Bereitwilligkeit geöffnet, die schon mancher deutscher Gelehrte in Östreich zu rühmen Ursache hatte. Als das fragliche Werk erschien, zeigte sich, daß die Acten nicht durchweg so treu benutzt worden, wie die Unparteilichkeit es erfodert hätte. Ein inländischer Forscher verfaßte hierauf eine Beleuchtung und Widerlegung des Irrthümlichen; — das Imprimatur wurde versagt.

Angenommen, diese Thatsache wäre in allen Punkten richtig, so folgt daraus zunächst nur, daß die Widerlegung in einem Tone geschrieben sein mochte, der bei irgend einem auswärtigen Hofe Anstoß geben, oder eine auswärtige Nationalität verletzen mochte. Hierauf nimmt die östreichische Censur stets die gemessenste Rücksicht, weil ihrer wohlbekannten Strenge wegen jede unter ihrer Ägide erscheinende derartige Schrift als Kundgebung der Ansichten des Staates, nicht aber eines Individuums angesehen werden würde. Außerdem ist dem Geiste einer Regierung wie die östreichische jede Polemik, die sie selbst, wenn auch in der Vergangenheit, oder ihre Würdenträger und Feldherren betrifft, wesentlich zuwider: alte Dinge streitiger Natur wünscht sie nicht aufgerührt zu sehen, und was die Gegenwart betrifft, weiß sie in wichtigen Angelegenheiten, bei denen die Öffentlichkeit nicht übergangen werden darf, ihre Vertheidigung selbst und mit Würde zu führen, wie alle ihre Manifeste beweisen. Daß sie deswegen wissenschaftliche Forschungen über ihre Geschichte nicht hindert, thut die citirte Angabe des Verf. dar: sie aber kümmert sich nicht darum, wenn der mit der Erlaubniß, in ihren Archiven zu forschen, bevorzugte Ausländer davon den edelsten Gebrauch nicht macht. Wenn demnach aus den Erörterungen, die wir zu den citirten Stellen gegeben, hervorgeht, daß der Zweck der östreichischen Censur, was die im Auslande erschienenen Druckschriften betrifft, kein anderer ist, als Verstand und Herzen des Volkes vor gefährlichen Lehren, sie mögen immerhin monarchisch im höchsten Grade erscheinen, zu bewahren, und überhaupt denjenigen Doctrinen, welche, wenn sie sich in Saft und Blut der östreichischen Völker verwandelten, auch deren Charakter verwandeln würden, jeden Eingang zu wehren; wenn ferner hervorgeht, daß, was die im Inlande erscheinen sollenden Schriften angeht, hohe Achtung der Regierung vor ihrer eigenen Pflicht und Würde, gepaart mit Scheu vor jeder Polemik, den Grundzug dieser Censur bilde: so muß man jedoch leider bekennen, daß in der Ausübung solcher Grundsätze das richtige Maß keineswegs beobachtet werde. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß in Östreich die Ausübung der Censur nicht eigenen, sich mit nichts andern befassenden Beamten, sondern solchen anvertraut ist, die sonst ohnehin viel, zuweilen überbeschäftigt sind. Dies ist die Quelle so mancher argen Übelstände, welche wegfallen würden, wenn in jeder Hauptstadt der östreichischen Länder, oder wenigstens in Wien, Mailand und Pesth, ein eigenes Censurcollegium mit Präsident und mit Räthen eingeführt wäre. Da es solche eigene Censurlandesbehörden aber nicht gibt, sondern die Censur nur ein, und zwar unbesoldetes Nebenamt ist, so macht sich persönliche Ängstlichkeit gar manchmal in einem Grade geltend, der in schneidendem Widerspruche zu der Grundidee der östreichischen Censur als Staatsanstalt höchster Ordnung steht. Aus der bestehenden Einrichtung schreibt sich auch der so äußerst langsame Geschäftsgang her, daß Schriftsteller und Buchhändler darüber verzweifeln möchten. Diese Erscheinungen würden verschwinden, wenn die Censur ganz so collegialisch ausgeübt würde, wie es in Östreich bei allen übrigen Behörden der Fall ist. Dann würde Derjenige, der in sich den Beruf zum Schriftsteller fühlt, nicht zum voraus abgeschreckt werden, Jahre lang an einem wissenschaftlichen Werke zu arbeiten, von dem er jetzt am Ende nicht einmal weiß, ob nicht eine neidische Hand unter sein redliches und werthvolles Product „Typum non meretur" zu schreiben sich erdreistet. Zugleich würde der Geschäftsgang schneller werden, würde man auf die Censur von z. B. bloßen Antiquar-Bücheranzeigen in den Zeitungen nicht wochen-, ja monatelang warten müssen. Wie die Sachen jetzt stehen, wirkt die Censur geisteslähmend in Östreich, steht die östreichische Literatur unbedingt hinter der aller übrigen deutschen Staaten weit zurück, und dies liegt nicht in den Grundsätzen, sondern in der Handhabung der Censur. Eine collegialische Verfassung eigener Censurbehörden würde den Geist jedes einzelnen Censurrathes ermuthigen, würde vor Allem, was die Zulassung der ausländischen Literatur betrifft,

Einheit in die Praxis bringen: denn ist es nicht seltsam, daß von Wieland, der troß seiner Glätte häufig unsittlich ist, fast Alles, von Jean Paul dagegen nur sehr Weniges erlaubt ist? Bei einer collegialischen Einrichtung würde ferner der Übelstand wegfallen, daß oft Werke Jahre lang erlaubt sind und dann plötzlich verboten werden, wie es geschieht, weil es einzelne Censoren gibt. So war die Becker'sche „Weltgeschichte" Jahre lang in Östreich erlaubt; plötzlich fiel es dem Professor der Religionsgeschichte an der philosophischen Facultät der wiener Universität ein, daß das ein furchtbar irreligiöses Werk wäre, und es wurde verboten. Die Aufgabe der östreichischen Censur ist: Verstand, Herz und Sitten des Volkes zu bewahren, und doch zugleich die möglichst größte geistige Freiheit zu gewähren: diese hohe Aufgabe wird noch am ehesten durch die Einführung collegialisch eingerichteter Censurbehörden erreicht werden können.

Der Verf. bespricht (II, 133) in einigen Worten auch die geheime Policei in Wien. Seine Darstellung ist im Allgemeinen richtig, und sehr wahr, daß der Fremde die Wirksamkeit der geheimen Policei nicht gewahr wird, „daß sie, wenn sie existirt, nicht lästig fällt". Daraus folgt aber nicht, daß Fremde niemals beobachtet werden, vielmehr muß dies geschehen, wie es in fast allen Staaten geschieht, sobald sie durch policeiliche Anzeigen aus dem Auslande oder sonst auf irgend eine Art verdächtig geworden sind. Dann werden aber auch der Policeibehörde alle Schritte eines solchen Fremden bekannt, und ist Grund zu dieser Maßregel vorhanden, so wird er höflichst gebeten abzureisen. Wer Schuld keiner Art auf seiner Seele hat, der kann in Wien ruhig vor der geheimen Policei leben, und lebte er ein Jahrhundert dort. Aber es geschieht, daß weggewiesene Fremde im Auslande erzählen, sie hätten an irgend einem Orte ein argloses Wort im Vertrauen gesprochen, und stracks wären sie den folgenden Tag auf die Policei gefodert worden, wo man ihnen befohlen hätte, binnen 24 Stunden abzureisen. Das sind aber Schuldenmacher, die sich daheim weiß brennen wollen, Industrieritter von bekanntem Gewerbe, aber keines in Wien begangenen Verbrechens verdächtig, wol auch Handelsleute, welche Musterkarten verbotener Waaren bei sich führen. Die letzte Classe Menschen beklagt sich dann wol auch, daß im Gasthofe während ihrer Abwesenheit ihre Effecten untersucht worden wären. Das geschieht je zuweilen, aber niemals auf Veranlassung der Policei: solche Unterhändler ausländischer Kaufleute werden auf irgend eine Art, oft durch ihre eigenen Bekannten, der Zollbehörde angezeigt, und diese nimmt dann die Durchsuchung mit Hinzuziehung eines Policei- und eines Gerichtsbeamten vor. Wenn der edle Musterherr zufällig nicht im Zimmer seines Gasthofes ist, wartet die Zollbehörde allerdings nicht seines Kommens, und noch weniger meldet sie ihm früher ihr Erscheinen. Eine geheime Policei, ganz nach Art der pariser, gibt es in Wien nicht, wol aber eine solche, welche Dienerin der Gerechtigkeit ist und Verbrechern oder Verdächtigen nachspürt, und eine solche, welche die öffentlichen Orte jeder Art überwacht, vielleicht auch Gesellschaften zahlreichen Besuches.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften. Neue rechtmäßige Ausgabe. Herausgegeben von Karl Lachmann. Sechster bis zwölfter Band. *)

Diese neue Ausgabe Lessing's durch Hrn. Lachmann liegt nunmehr vollständig vor uns. Die ersten fünf Bände derselben habe ich schon früher in d. Bl. besprochen, und was dort von mir in Beziehung auf die Anordnung des Inhalts gerügt wurde, das findet auch leider hier bei den vor uns liegenden sechsten bis zwölften Bande statt. Wir finden in ihnen das nämliche wüste Wesen in der Hintereinanderstellung (Zusammenstellung kann hier selbst der nachsichtigste Leser nicht erkennen) des Einzelnen. Freilich ließ sich gleich von vorn herein auch für diese folgenden Bände nichts Anderes erwarten, wenn man sah, wie der gerügte Fehler schon in den ersten fünf Bänden ein zu breites Fundament gewonnen hatte, um in der Folge ermäßigt werden zu können. Nun ist es freilich einmal unglücklicherweise so, aber erwarten hätten wir doch dürfen, daß man uns diesen Capitalfehler einer weitläufigen Ausgabe von zwölf Bänden einigermaßen mildern würde von Seiten der Redaction derselben. Es ist allerdings wenig, was in dieser Hinsicht geschehen konnte, doch auch das Wenige wäre in einem solchen ärgerlichen Falle noch wünschenswerth. Dieser kleine Nothbehelf würde nun darin bestanden haben, daß man dem letzten Bande ein Inhaltsverzeichniß der einzelnen Bände beifügte, so wie sich z. B. ein solches dem ersten Bande der Gruber'schen Ausgabe von Wieland's Werken vorgesetzt findet. Die Abhülfe wäre freilich immer gering geblieben; denn auch da wäre man noch oft genug in den verdrießlichen Fall gekommen das Inhaltsverzeichniß fast aller Bände durchzulesen, wenn man sich mit gewissen Arbeiten Lessing's hätte vertraut machen wollen, indem diese Arbeiten, zusammengenommen, eine bestimmte Seite seiner Studien und seines Wirkens bildeten. Diesem letztern Übelstande wäre jedoch dadurch abzuhelfen gewesen, daß man einen Realkatalog der sämmtlichen Arbeiten Lessing's beigefügt hätte, indem man nämlich unter gewisse Rubriken die dramaturgischen Arbeiten, die Vorreden, die antiquarischen Arbeiten u. s. w. zusammenstellte, mit der Angabe, in welchem Bande ein jedes Einzelne aus dieser Rubrik zu finden sei.

Ein redlicher Fleiß des Herausgebers und ein guter Wille des Verlegers sind bei dieser Ausgabe gar nicht zu verkennen, um so unangenehmer fällt es einem daher auch, obigen gar großen Fehler rügen zu müssen. Haben sie sich selber jedoch auch die Freude ihres Wollens auf so eine unbegreifliche Weise getrübt, so wird sie ihnen nie ganz verkümmert werden, wenn sie sich vergegenwärtigen, wie durch diese neue Ausgabe das deutsche Publicum Gelegenheit findet, seine besondere Aufmerksamkeit wieder auf Lessing zu lenken. Man sage nicht: das sei nicht nöthig, Lessing lebe noch immer wirksam im Angedenken seines Volks. Auf den ersten Anschein ist das wol nicht zu leugnen; man hört allerdings Lessing noch häufig nennen, es wird auch wol mitunter etwas von ihm durchgelesen; aber es ist doch auch wahr, daß wir von seinem großen Charakter, der ihn zum hervorragenden Punkt in unserer Culturgeschichte macht, gar wenig Notiz genommen sehen, sodaß man wirklich glauben möchte, sein Andenken unter uns sei nur noch Tradition. Doch dem sei wie ihm wolle, ich will mich hier nicht weiter darauf einlassen. Gewiß ist es aber, daß so von außen kommende Anstöße, wie unsere vorliegende Ausgabe, immer ihre eigenthümliche Bedeutung in der Bewegung der Gegenwart ha-

*) Vgl. über den ersten bis fünften Band Nr. 109 d. Bl. f. 1839.
D. Red.

ben. Der „Laokoon", „Hamburgische Dramaturgie", „Die Erziehung des Menschengeschlechts" und der „Anti-Götze", dies sind lauter Productionen, denen man immer wieder eine frische Theilnahme schenkt, wenn man sich veranlaßt sieht sie in die Hand zu nehmen. Ist es nun auch hier unnöthig, sie an sich selbst zu betrachten, was ja schon oft genug geschehen ist; so ist es hinwiederum doch auch nicht unpassend, hier einige Andeutungen auszusprechen über das Verhältniß, das sie wol in Beziehung auf die Aufmerksamkeit unserer Gegenwart verdienen.

Will man unbefangen urtheilen, so muß man allerdings aussprechen, daß in unsern Zeiten keiner mehr aus dem „Laokoon" seine erfoderliche Bildung in demjenigen geistigen Gebiete, zu welchem diese Abhandlung gehört, gewinnen werde. Die Zeit hat allerdings darin einen Fortschritt gethan, daß die in derselben enthaltenen, zur Zeit ihrer Erscheinung blitzähnlich wirkenden, Wahrheiten schon ihre Verarbeitung in der ganzen Breite unsers jetzigen Culturzustandes gefunden haben. Wir finden demnach im „Laokoon" in dieser Hinsicht nichts, was nicht ein jeder geistig Gebildete schon dadurch weiß, daß er ja die volle Wirkung unserer Culturzustände an sich erfahren hat. Nun kommt noch ein anderer Punkt dazu; nämlich es fehlt Lessing, bei aller Tiefe und bei allem Umfange seines Geistes, doch etwas an dieser ganz eigenthümlichen Eigenschaft, durch welche ein ästhetischer Kritiker zur Zeit eines wiedererwachten Kunstlebens eine für das Leben in der Kunst regelnde und fördernde Autorität bildet. Um es kurz zu sagen: Lessing hat in diesem Gebiete des sich manifestirenden Lebens doch keine eigentliche Existenz. Daß er nichts davon verstanden habe, soll freilich auch nicht behauptet werden; Einsicht in solche Verhältnisse, die doch auch immer Sinn und Gefühl für dieselben voraussetzt, besaß er wol, und sogar in einem bedeutenden Grade. Das Leben der Menschheit war zu voll, kräftig und selbstbewußt in ihm, als daß er nicht auch für jenes Gebiet des erscheinenden Lebens hätte mitsprechen können. Das, was er aber nun darüber aussprach, war eben mehr das Urtheilen eines unbefangenen, tüchtigen Mannes im Allgemeinen. Zur Zeit, wo Lessing mit den „Laokoon" auftrat, mußte ganz natürlich ein solches Urtheilen die mächtigste Wirkung hervorbringen. Die Zeit fing damals an ein dunkles Gefühl zu bekommen, daß man sich, im Betreff des Lebens in der Kunst, in einem faden natur- und geschmacklosen Treiben befinde, daß sich endlich wirksam hervorthun müsse ein tüchtiger Verstand, beruhend auf einem unbefangenen, kräftig menschlichen Sinne. Das war aber gerade mit Lessing der Fall. So geht demnach aus dem hier in der Kürze Angedeuteten hervor, daß in unsern Zeiten Lessing's „Laokoon" nicht mehr ein Buch sein kann, welches einem Jüngern die gehörige Bildung in solchen Dingen gewähren wird. Dies gilt begreiflich von allen Schriften Lessing's in diesem Fache. Ein neues Kunstleben erwacht, leuchtend sucht sich vor uns das Gebiet der Anschauungen zu entfalten, und dieses Gebiet ruft, wie jedes andere mächtige Gebiet des Lebens, seine eigenthümlich betrachtenden Individuen aus der Menge der Menschen hervor; ein solcher Betrachter und Genießer, gleichsam ein individuelles Organ der Menschheit für solche Erscheinung des Lebens, war Lessing aber nicht.

Soll denn aber nun Lessing's „Laokoon" nicht mehr gelesen, als etwas, das seine temporaire Bestimmung erfüllt hat, bei Seite gelegt werden? Ganz und gar nicht! Großer Charakter des Verfassers, Geist und inneres Leben des Buchs, echter reiner Styl, der immer ein Zeugniß hoher, lebensvoller Geister ist — so ausgestattet liegt dies Werk vor uns. Die Wirkung eines solchen Buchs ist immer neu; es wirkt weit über den vom Verf. bestimmten Zweck hinaus, sodaß bei solch einem Buche dieser bestimmte Zweck im Verlaufe der Zeiten blos zufällig erscheint und zurücktritt. Dies ist völlig der Fall mit unserm „Laokoon"; wer für diesen bestimmten Zweck seine Belehrung in ihm sucht, wird sie wol nicht finden, und doch wird er unendlich viel gewinnen, wenn er mit frischen Sinnen dem Geisteswehen dieses Buchs nachgeht.

(Der Beschluß folgt.)

## Literarische Notizen.

Zwei Klosternovellen erschienen fast zu gleicher Zeit in Paris, die eine unter dem Titel „Angélique", von Anna Marie, die andere „Théresa" von H. Arnaud (Mde. Ch. Reybaud). Die erste ist sehr romanhaft und wenig wahrscheinlich, aber nicht uninteressant; der Inhalt dieser: Ein junges Mädchen, seit ihrer Kindheit in einem Kloster erzogen, das sie gewissermaßen adoptirt hat, zeigt eine unüberwindliche Abneigung gegen das klösterliche Leben. Durch einige Freundinnen, welche in den Strudel der großen Welt zurückgekehrt sind, aufgemuntert, weigert sie sich, das Gelübde abzulegen. Aber sie hat Niemanden, der sie reclamiren kann, es bedarf eines Beschützers, der sich bereitwillig erklärt, sie auf der Stelle zu heirathen. Ein junger Offizier, durch ihre Verzweiflung und Schönheit gerührt, opfert sich auf und bietet ihr, ohne sie zu kennen, seine Hand an, worauf das Kloster seinen Ansprüchen an das Mädchen entsagt. Nach der priesterlichen Einsegnung findet es sich, daß der großmüthige Krieger eine Frau ist, welche durch irgend einen Umstand gezwungen worden, ihr Geschlecht unter der Uniform zu verbergen. Zuletzt heirathet das Mädchen den Bruder des weiblichen Offiziers, worauf Alle, die Leser mit inbegriffen, zufriedengestellt sind. Etwas barbarischer geht es in der „Théresa" der Mde. Ch. Reybaud zu. Diese Theresa ist ebenfalls einem Kloster entlaufen, um die Maitresse eines Königs zu werden, und benutzt den Einfluß, den ihre neue Stellung ihr gewährt, zur Ausübung einer heillosen Rache. Als Vorrede ist ein langes Gewäsch der Mde. de Girardin über die Literatur, die Dichter, die Journalisten, mit einem Worte über Alles und noch Etwas beigefügt, worin man leicht den verdünnten Geist des gewöhnlichen Feuilletonisten der „Presse" erkennt. Um die gebräuchlichen zwei Bände vollzumachen, eine Bedingung, ohne welche ein Roman auf die Gunst der ordinairen Lesewelt keinen Anspruch hat, finden wir hier noch ein ungeheuerliches Drama von Aug. Arnould unter dem Titel „La mère folle", ein düsteres Intriguenstück, welches mit Ehebruch beginnt, mittels eines Dolches sich fortsetzt und mit der Gerichtstätte schließt.

---

Ein ernsthafter Berichterstatter über Erziehungsschriften spricht sich bei dieser Gelegenheit in einem französischen Journale über die Dampfbeförderungsmethode aus, wodurch die kleinen Kinder, Mädchen und Knaben, gegenwärtig so alt und klug und so altklug gemacht werden, als nur immer die ältesten Leute sind. Er erzählt hierbei folgende Thatsache, für deren Wahrheit er sich verbürgt: Zwei junge Mädchen, wovon die eine 11, die andere 13 Jahre alt war, schwatzten oft unter den Augen der Mütter mit leiser Stimme in der Ecke eines Salons. „Ich will", sagte die eine, „Trios, Quatuors und besonders ein passionnirtes Duo." „Mache mir nur einen recht zärtlichen Text", erwiderte die andere, „und du wirst sehen, daß meine Musik hinreißend sein wird." Man beobachtete die beiden Mädchen. Die Mutter derjenigen, welche die Leidenschaft hatte, zu schreiben, ertappte ein Manuscript, und wie erstaunt war sie, auf dem Titelblatte das ganze Scenarium zu lesen: „Die Garnison, komische Oper in drei Acten, Text von Clara D....., Musik von Elise von B....." Der erste Act beginnt mit einem von Dragonern veranstalteten Trinkgelage! Leider sind wir auch in Deutschland, und sogar im schwäbischen Lande selbst, über die gute ehrliche Zeit hinaus, wo die Schwaben erst im vierzigsten Jahre klug wurden. Der Götze der Zeit, der Dilettantismus, besonders der musikalische, ist an dieser verderblichen Überreife Schuld, deren giftige Früchte erst die künftige Generation genießen wird. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 248. — 4. September 1840.

Ausflug nach Wien und Presburg, im Sommer 1839. Von Friedrich Hurter. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 247.)

Unter der Überschrift Hof und Staatseinrichtung gibt der Verf. (I, 293 — 303) einen dürftigen Auszug aus dem Hof- und Staatsschematismus. Über Organisation und Unterordnung der Behörden, über Gesetzgebung und Verwaltung findet man keine Spur in dem Artikel. Was den Staatsrath betrifft, möge hier die außer Östreich ziemlich verbreitete Ansicht berichtigt werden, als ob derselbe eine entscheidende Behörde wäre; derselbe ist eine lediglich berathende Behörde des Monarchen. Des Obersthofmeisters des Kaisers hätte selbst in diesem dürftigen Auszuge gedacht werden sollen, da derselbe unter allen Hof- und Staatswürdenträgern den höchsten Rang bekleidet. Auch hat der Verf., eben weil es nicht im Staatsschematismus steht, zu bemerken unterlassen, daß das Obersthofmarschallamt die Civilgerichtsbehörde für alle Mitglieder des kaiserlichen Hauses, für alle Bewohner der kaiserlichen Burg und für die auswärtigen Gesandten ist, sofern diese letztere vor demselben Recht nehmen wollen. Die Hofcommission in Justiz- und Gesetzsachen ist der obersten Justizstelle nicht untergeordnet, wie der Verf. sagt; letztere ist eine rechtsprechende und in einem gewissen Bereiche gesetzgebende, jene eine rein berathende Behörde. Übrigens schreibt man nicht Östreich ob und unter der Enz, denn der Fluß, der das Erzherzogthum Östreich in zwei Hälften scheidet, heißt Enns.

Über die Popularität des verewigten Kaisers Franz bemerkt der Verf. (I, 316) mit Recht, daß dieselbe eine völlig ungesuchte, eine freiwillige Anerkennung seiner einfachen Herzlichkeit und humanen Freundlichkeit war. Zwei Anekdoten, die Herr Hurter mittheilt, mögen als bezeichnend für diese Popularität hier einen Platz finden.

Auf einer Reise durch Krain wurde der Kaiser von einem Postillon umgeworfen. Glücklicherweise nahm er keinen Schaden. Aber der Postillon in seiner Angst glaubte sich schon des Todes und wußte nicht Worte und Geberden zu finden, um sich zu entschuldigen und Gnade zu erflehen. „Hat Gottlieb nichts gemacht", sprach ihm der Kaiser tröstend zu, „sei froh, daß du nicht den Kreishauptmann umgeworfen hast."

Die zweite:

In Tirol — wenn ich nicht irre — luden ihn einst die Schützen eines Ortes, die eben ein Schützenfest veranstaltet hatten, ein, sie durch einen Schuß zu beehren. „Dazu bringt ihr mich nicht", sagte der Kaiser, „ich weiß schon, daß ihr das Loch in die Scheibe gebohrt habt."

Es wäre in der That wünschenswerth, wenn solche und ähnliche charakteristische Züge dieses Monarchen von so menschenfreundlichem und doch so felsenfestem Herzen gesammelt würden; nur müßten dieselben wohl beglaubigt sein.

Über die hohe Aristokratie beobachtet der Verf. ein tiefes Schweigen, und, was den Flitterstaat, das äußere und gesellschaftliche Wesen derselben betrifft, hätte er in der That nach dem Buche der Trollope wenig Neues darüber sagen können. Für solche Dinge war diese Dame eine feine und scharfe Beobachterin, und Niemand wird die crême und die crême de la crême besser schildern können als sie. Aber ein Werk wie das des Verf., welches sich über Alles in Östreich und etwas darüber verbreitet, hätte über die eigentliche Bedeutung der hohen Aristokratie, über ihre Macht und deren Pfeiler doch wenigstens etwas sagen sollen. Ein Anflug davon ist allerdings in seinem Artikel über die gutsherrlichen Verhältnisse zu finden, aber es ist nichts klar ausgesprochen, nichts auf wirkliche Kenntniß gegründet. Wahr ist, was der Verf. sagt, daß es den Untersassen schmerzlich fällt, wenn Geschlechter, die lange im Besitze einer Herrschaft gewesen, endlich weichen müssen, und sehr treffend ist folgende Stelle:

Auch macht sich bisweilen ein großer Unterschied fühlbar, wenn ein Gut mit Herrschaftsrechten aus dem Besitze des Adels in denjenigen eines reich gewordenen Hauses übergeht. Man hat mir von einem überreichen Banquierhause erzählt, welches eben auch dergleichen vorzugsweise als Geschäfte behandelt und in dem Bestreben, die erfoderlichen Procente herauszuschlagen, seiner Berechnung vor der wohlwollenden Berücksichtigung überall den Vorzug einräumt.

Hierin liegt auch der Grund, warum man in Östreich den Juden niemals den Grundbesitz gestatten wird, denn man fürchtet, sie würden Schacher mit unbeweglichen Gütern treiben, wie sie es mit Allem, was auf Erden bewegt werden kann, thun. Auch darin hat der Verf. Recht, daß das gegenseitige Verhältniß des Gutsherrn und seiner „Untersassen" (in Östreich sagt man „Unterthanen") ein sehr geregeltes sei; wenn er aber sagt, es sei ein „keineswegs drückendes", so beweist dies nur,

daß er diese Verhältnisse gar nicht kennt. Was, die zehnte Garbe alles Korns, der zehnte Eimer Most, der kleinere Feldzehnt (Heu, Erbsen u. s. w.), der Geflügelzehnt gehört dem Gutsherrn, der Besitzer eines Bauerhofes, der zwei Pferde hält, muß ihm drei Tage in jeder Woche Spannfrohndienste und einen Tag Handfrohndienste leisten, und das wäre kein drückendes Verhältniß! Ein rechtliches Verhältniß ist es, aber gewiß ein schwer, sehr schwer lastendes. Die Regierung arbeitet unausgesetzt daran dieses Verhältniß zu mildern, und auf den Staatsherrschaften, auf den Familienherrschaften des Kaisers, auf den Herrschaften der Klöster sind wenigstens die Frohndienste bis auf unbedeutende Leistungen abgeschafft. Allein wie soll sie dies auf den übrigen Herrschaften, über welche sie keinen ebenso directen Einfluß besitzt? Woher die Entschädigung, die man für wohlerworbene Rechte *) gewähren müßte, nehmen? Eine Milliarde Gulden würde dazu nicht ausreichen. Nur nach und nach und mit der äußersten Vorsicht rückt die Regierung hier ihrem in weite Ferne gesteckten Ziele näher.

Hr. Hurter zeigt sich in seinem Buche durchweg als Freund der östreichischen Geistlichkeit, und wer dieselbe kennt und Katholik ist, kann auch ihr Feind nicht sein, ja selbst der Protestant wird ihrem würdigen Streben seine Achtung nicht entgehen lassen. Dieses Streben ist in religiöser Beziehung, sich streng in den Grenzen des echten Katholicismus zu halten, ohne irgend etwas, das über denselben hinaus, folglich in Aberglauben übergeht, zu veranlassen oder aufkommen zu lassen; in wissenschaftlicher Beziehung stille und geräuschlose Selbstbildung, sowie Bildung Anderer, weswegen mehre Abteien auf ihre Kosten Gymnasien, für manche eine sehr schwere pecuniaire Bürde, unterhalten; in gesellschaftlicher Beziehung heitere Duldung erlaubter Vergnügungen, Urbanität, Gastfreiheit. Dies gilt von der Weltgeistlichkeit, von den Benedictinern, Cisterciensern, Prämonstratensern fast unbedingt. Allein die Piaristen oder Priester der frommen Schulen, welche von kärglichen Besoldungen leben, daher unter den Candidaten, die in ihren Orden treten wollen, keine Auswahl haben, scheinen gesunken zu sein, und es wäre nicht zu verwundern, wenn dieselben, wie sie einst die Jesuiten ersetzt haben, so jetzt von diesen, welche die Regierung genauer überwachen würde, als einst geschehen, ersetzt werden sollten. Von den Piaristen schweigt Hr. Hurter gänzlich, aber er lobt die Redemptoristen (II, 95), die Jesuiten der niedrigen Classen, verabscheut und gehaßt von allen übrigen Classen, und die nur durch ein Zusammentreffen von Umständen und Persönlichkeiten, zu einer Zeit, wo man von gewissen Seiten der gesunken geglaubten Religion durch frische Orden aufhelfen zu müssen wähnte, Eingang finden konnten, ein Zusammentreffen, dem allein sie ihr Dasein verdanken, während sie jetzt nicht weiter begünstigt, sondern als eine einmal vorhandene religiöse Gemeinde geschützt werden wie alle übrigen.

*) Hierzu gehören auch die Geldabgaben der Unterthanen, das laudemium, mortuarium u. s. w. an die Grundherrschaft.

Über die Schulen und Universitäten (II, 41 und 55) urtheilt der Verf. sehr richtig. Er erkennt die Verdienste Östreichs um die Verbreitung des Elementarunterrichtes unter dem Volke an und tadelt an den Gymnasien mit Recht die Vernachlässigung der griechischen Sprache, welcher nur zwei Stunden des wöchentlich 18 Stunden betragenden Unterrichtes gewidmet sind. Als Gelehrter, der auf ausländischen Universitäten seine Bildung erhalten, mußte der Verf. die östreichischen tadeln; sie sind in der That keine universitates scientiarum, sondern lediglich Hochschulen; Lehrfreiheit gibt es auf ihnen gar nicht, jedes Fach hat nur einen Lehrer, der nach vorgeschriebenen Lehrbüchern lesen muß. Das mag gute Fachmänner bilden, aber die Wissenschaft als solche gewinnt dadurch sicherlich nicht.

Aus dem Angedeuteten ergibt sich, daß man aus dem Werke des Verf. von den östreichischen Zuständen nur sehr wenig erfährt, aus dem einfachen Grunde, weil er sie selbst nicht kannte. Wer sich jedoch damit begnügt, eine bunte Bilderschau darin zu suchen, der wird ein paar Stunden angenehm unterhalten werden. Uns hat besonders belustigt, mit welcher Selbstgefälligkeit der Verf. erzählt, der Erzherzog Johann habe in Landeck auf ihn gewartet. Mag sein, daß der humane Fürst dies that, aber Hr. Hurter hätte sich dieser Ehre im Stillen freuen sollen. Fast possirlich ist folgende Anekdote, die der Verf. auftischt:

Die kaiserlichen Zimmer entsprechen der Größe und Schönheit der Abtei Melk. Noch sieht man auf dem Parquetboden den Brandfleck, der durch Bonaparte veranlaßt wurde, als er nach der Schlacht von Aspern in Besorgniß einen Theil seiner Papiere verbrannte.

Da hat sich der Pater Gastmeister von Melk einen Scherz erlaubt, den der Verf. nachgeschrieben hat, ohne zu bedenken, daß Napoleon nach der Schlacht bei Aspern auf der Insel Lobau blieb und keineswegs eine rückgängige Bewegung nach der vier Tagemärsche von ihr entfernten Benedictinerabtei Melk machte.

91.

---

## Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften. Neue rechtmäßige Ausgabe. Herausgegeben von Karl Lachmann. Sechster bis zwölfter Band.

(Beschluß aus Nr. 247.)

Wenden wir uns nun zur „Hamburgischen Dramaturgie". Hier ist das Verhältniß zu unserer Zeit schon ganz anders. Zuerst ist zu beachten, daß die dramatische Kunst in unserer Zeit eben nicht lebensfrischer und vollendeter dasteht als zur Zeit Lessing's. Ja, es war, wenn wir den Überlieferungen trauen dürfen, vielleicht mehr Lebensfrische und Genialität in ihr vorhanden als jetzt. Auch mag das Publicum zu jenen Zeiten hinter dem jetzigen nicht zurückgewesen sein, was die Hauptsache betrifft. Ferner handelt Lessing's „Hamburgische Dramaturgie" nicht blos von dramatischer Kunst, sondern auch, und das vorzugsweise, von dramatischer Poesie. Und hier zeigt sich auch ein Unterschied zwischen derselben und dem „Laokoon". In derjenigen Lebenserscheinung, die wir Poesie nennen, hatte Lessing eine recht gut fundamentirte Existenz, wobei wir hier von seinen eigenen Productionen, die gar nicht unbedeutend sind, absehen wollen, indem wir ihn in Beziehung auf seine „Hamburgische Dramaturgie" blos als einen Kritiker zu betrachten ha-

ben. Wenn auch Lessing's Ansicht von der Poesie sich hier und da nicht ganz von den Einseitigkeiten seiner Zeit losmachen konnte, so schwebte sie doch immer hoch genug über denselben. Es werden wol zu allen Zeiten Männer selten auftreten, die sich so wie Lessing zum Kritiker im Gebiete der Poesie eignen, und das aus dem Grunde, weil Lessing's großer Charakter zu allen Zeiten eine Seltenheit ist. Was in der That so ein großer Charakter für die Kritik in poetischen Dingen leisten kann, das sieht man nun deutlich an der „Hamburgischen Dramaturgie". Frei, kühn, unbefangen beherrscht er den Stoff seines Wissens, das er in sich trägt, und auch das vor ihm liegende, ihm von außen gegeben werdende Gebiet der dramatischen und theatralischen Leistungen. Es ist wirklich zum Erstaunen, wie ihm selbst seine eigenen ausgesprochenen, theoretischen Ansichten da nichts anhaben können; in dem Augenblick ist er über dieselben hinaus, wenn es gilt eine vorliegende poetische Erscheinung an sich selbst zu beurtheilen. Unter solchen trefflichen Eigenschaften kann bei dieser „Hamburgischen Dramaturgie" vom Veralten nicht die Rede sein. Daß in derselben eine Reihe von nun veralteten Stücken beurtheilt wird, dies ist wol wahr; aber gerade diese Beurtheilung bildet ja nicht den größern Inhalt des Werks; derselbe wird vielmehr gebildet durch Urtheile und Untersuchungen über immerfort bedeutende Gegenstände, z. B. Corneille, Voltaire, Shakspeare, Aristoteles, Plautus, Diderot u. A. Man könnte vielleicht hier einwerfen, daß auch in diesem größern Theile doch eigentlich damalige Vorurtheile bekämpft würden, die jetzt nicht mehr stattfinden, es komme demnach auch hier viel Veraltetes vor, wovon freilich die Behandlung durch Lessing schon ihren Werth an sich habe. Sollten denn aber wirklich jene Vorurtheile schon so ausgerottet sein? oder sollte etwa doch noch ihre ganze Sippschaft unter uns herumwandeln? Freilich in so veränderter Kleidung, wie es eben die Mode mit sich bringt. Man nehme sich in Acht! Exempla sunt odiosa; sonst wollte ich wol für jedes von Lessing bekämpfte Vorurtheil mehr als ein Beispiel anführen, das auf unsern Bühnen sich breit macht und von der gewöhnlichen Kritik nicht blos tolerirt, nein! lärmend ausposaunt wird. So etwas ist aber eben kein Beweis, daß man Lessing's „Hamburgische Dramaturgie" jetzt noch fleißig unter uns studirt. Ja, es läßt sich behaupten, und ganz andere Leute als ich haben das schon gesagt, daß wir, bei allem Gerede über Lessing, doch eigentlich nur Nominaltradition von seiner Dramaturgie gerade unter denjenigen Leuten finden, die sich mit ihr am meisten bekannt machen sollten. Möge demnach auch vorliegende neue Ausgabe von Lessing's Werken ein Anstoß nach dieser Seite hin werden.

In Beziehung auf das Verhältniß zur Gegenwart, das Lessing's „Anti-Götze", „Erziehung des Menschengeschlechts", wie überhaupt die zu den Götze'schen Händeln gehörigen Schriften Lessing's haben, mögen hier auch einige kurze Andeutungen stehen.

Was die in jenen Schriften vorkommenden blos gelehrt-exegetischen Sachen betrifft, so sind wir allerdings in dieser Hinsicht jetzt bedeutend vorgerückt, sie können für uns nicht mehr von Bedeutung sein. Da sie aber auch nur einen untergeordneten Theil jener Schriften bilden, so kann man sie hier auf sich beruhen lassen, da wir uns hier nur an das Wesentliche jener Schriften zu halten haben.

Es kann nicht geleugnet werden, daß es, was die Einsicht in religiöse Dinge betrifft, auch eine Entwickelung und ein wirkliches Vorwärtsschreiten in der Zeit gibt. Rohe, barbarische Zeitalter haben offenbar nicht die reinern Religionsideen wie diejenigen Zeitalter, in denen eine höhere menschliche Cultur stattfindet. Ja, auch in Beziehung auf diese letztern Zeitalter selbst müssen wir noch jenes Vorwärtsschreiten der religiösen Einsichten anerkennen. Es gibt daselbst Epochen, wo dieses Vorwärtsschreiten in ungemein kurzer Zeit stattfindet. Solch eine Epoche war auch diejenige, die von Lessing bis auf unsere Tage stattfand. Von diesem allgemeinen Erfahrungssatze ausgehend, könnte man Lessing's theologischen Schriften allenfalls nur einen historischen Werth zugestehen, wie man das freilich auch schon manchmal zu hören bekommt. Man irrt sich aber denn doch in dieser Hinsicht, welches vorzüglich daher kommt, daß man obigen Erfahrungssatz doch wieder zu allgemein nimmt. Suchen wir daher ihn hier in seiner Bedingtheit einzusehen. Es ist dabei immer im Auge zu behalten, daß wir von den noch rohen Zeitaltern absehen und hier nur von dem Vorwärtsschreiten reden, das im Verlaufe der zur Cultur gelangten Zeiten stattfindet.

Fassen wir das Wesen der Religion, sowie das zeitliche Vorwärtsschreiten der Einsichten, die aus derselben entspringen, gehörig auf, so finden wir, daß dies Vorwärtsschreiten nur in Beziehung auf das Allgemeine stattfindet, daß es aber keine Anwendung findet auf einzelne großartige Männer. Ein solcher Mann tritt dadurch so eminent hervor, weil in seinem Innern das volle Leben der Menschheit sich zum unendlichen Selbstbewußtsein entfaltet hat. Was er nun von diesem erhöhten Standpunkte seines klaren und sichern Wesens aus über das Religiöse, das ja mit ein Hauptverhältniß seines Daseins ist, ausspricht, das ist ein jenseit alles Zeitlichen Liegendes. Er spricht eine wirkliche Seite desjenigen Verhältnisses aus, das die Menschheit zur Gottheit hat, freilich immer nur eine Seite; denn das ganze Verhältniß kann auch der Begabteste nicht vollständig in sich erleben, folglich auch nicht aussprechen. Hieraus ist einzusehen, wie solch' eine Aussprache eines hohen Individuums vom Göttlichen in ihm von höchster Bedeutung und Wirksamkeit für uns ist.

Von dem hier Gesagten läßt sich leicht die Anwendung auf die soeben genannten Schriften Lessing's machen. Das, was in ihnen veraltet ist, geht ihr Wesen eigentlich sehr wenig an; Das aber, was nicht in ihnen veraltet ist, eben weil es im obigen Sinne jenseit alles Zeitlichen liegt, bildet ihren wesentlichen Inhalt, wie ihre Bedeutung für alle Zeiten. Wir aber wollen uns in unsern jetzigen verworren aufgeregten Zeiten noch Eines aus ihnen besonders zu Herzen nehmen, das ist Lessing's Toleranz; ein Wort, dessen Inhalt wahrlich von sehr Wenigen so schön ausgeübt wurde als von Lessing, indem es bei ihm nicht ein bloßes Dulden ausdrückte, sondern auch ein redliches Anerkennen.

Wenn wir solch eine Bedeutung der Lessing'schen Schriften für die Gegenwart betrachten und dabei nicht leugnen können, daß durch diese neue Ausgabe derselben eine erfrischte Aufmerksamkeit auf diese Bedeutung in der deutschen Nation erregt wird, so könnte sie wol eine Nationalunternehmung genannt werden, als welche sie der Hr. Verleger in seiner Ankündigung bezeichnet hat, wenn sie nur nicht so mislungen wäre. Wie das gekommen sein mag, weiß ich freilich nicht — doch ist es so.

A. E. Umbreit.

---

## Notizen.

Der Secretair des polytechnischen Instituts zu London, Hr. Longbottom, hat der Redaction des „Athenaeum" ein nach den Angaben von Dr. Berres in Wien gefertigtes Daguerreotypisches Bild eingesandt, welches zwar in manchen Stücken dem derselben von Wien selbst aus zugeschickten Versuche nachstehen, an Kraft des Ausdrucks aber alles bis jetzt Gesehene übertreffen soll und jedenfalls die Vortrefflichkeit der Erfindung von Dr. Berres nur noch mehr zu erweisen im Stande ist.

---

Hr. Eichhoff, Bibliothekar der Königin der Franzosen, beabsichtigt die Wiederherstellung des gänzlich verfallenen Grabes Virgil's beim Pausilippo durch Errichtung eines neuen Denkmals und hat zu diesem Behufe die Erlaubniß zur Aufführung einer Säule von weißem Marmor erlangt, die von einem Lorberbaum überschattet werden und zur Inschrift das bekannte, auch wol dem Dichter selbst zugeschriebene Distichon: „Mantua me genuit etc.", tragen soll. 47.

---

## Bibliographie.

Alvina, oder die Proselytin. Von Cordelia, der Verfasserin der Emilie oder die getrennte Ehe. 8. Münster, Theissing. 12 Gr.

Baehr, J. C. F., Geschichte der römischen Literatur. III. Supplement-Band. Die christlich-römische Literatur des karolingischen Zeitalters. — Auch u. d. T.: Geschichte der römischen Literatur im karolingischen Zeitalter. Gr. 8. Carlsruhe, Müller. 3 Thlr.

Baumgarten-Crusius, L. F. O., Festrede bei der akademischen Secularfeier von der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Jena am 24. Juni 1840 gehalten. Gr. 8. Jena, Bran. 3 Gr.

Beinhöfer, C. A., Edzard der Grosse. Historisches Schauspiel aus der Geschichte Ostfrieslands in fünf Aufzügen. Gr. 8. Emden, Rakebrand. 1 Thlr.

Bernard, Ch. de, Die spanische Wand. Aus dem Französischen von St. Friedrich. 2 Bände: Die gelbe Rose. Der alte Drache. — Abenteuer einer Gerichtsperson. Der verliebte Alte. 16. Breslau, Verlags-Comtoir. 1839. 2 Thlr. 12 Gr.

Beschreibung der vierten Secularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst wie dieselbe den 24., 25., 26. Juni in Leipzig 1840 gefeiert wurde. Gr. 8. Leipzig, Meißner. 4 Gr.

Unbefangene nähere Betrachtungen über das ächte, reine Christenthum. Im Hinblicke auf die Menschen-, Welt-, Kirchen- und Literatur-Geschichte angestellt von C. F. L. in Magdeburg. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 8 Gr.

Boz, Master Humphrey's Wanduhr. Humeristisches Lebensgemälde. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Mit Federzeichnungen nach Cattermole und Browne. 1ster Theil. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 6 Gr.

Bruch, J. H., Das Christenthum als organisches Princip aller Menschenbildung, in seiner Anwendung auf die Volksschule und Kindererziehung, insbesondere aber auf die Einrichtung der Schullehrerseminarien. 8. Zürich, Höhr. 12 Gr.

Brunold, F., St. Maria. Novellen. 8. Schwedt, Winckelmann u. Jungheim. 1 Thlr. 4 Gr.

Carl, G., Gedichte. Gr. 12. Manheim, Schwan u. Götz. 16 Gr.

Decken, F. Graf von der, Beiträge zur hanoverschen Geschichte unter der Regierung Herzogs Georg Wilhelm 1649—1665. 3ter Beitrag. Gr. 12. Hanover, Hahn. 1839. 18 Gr.

Eyerol, Das Hochzeitgeschenk. Eine Posse in zwei Aufzügen. Gr. 12. Heidelberg, Groos. 8 Gr.

Fickel, K. W., Direkter Beweis von der Nichtigkeit der Homöopathie als Heilsystem. Für Aerzte und Nichtärzte. Gr. 8. Leipzig, Leo. 20 Gr.

Gayler, Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt izt Königlich Würtembergischen Kreisstadt Reutlingen, vom Ursprung an bis zu Ende der Reformation 1577 großentheils aus Akten und Manuscripten gezogen, in so fern auch als ein Beitrag zur allgemeinen Reformationsgeschichte Deutschlands. Gr. 8. Reutlingen, Kurtz. 3 Thlr.

Gervinus, G. G., Historische Schriften. 2ter Band. Geschichte der deutschen Dichtung I. — Auch u. d. T.: Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 1ster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. 2te umgearbeitete Ausgabe. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 3 Thlr.

Heine, H., Ueber Ludwig Börne. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr.

Heubner, G., Das vereinigte Gutenbergs- und Turnfest der Stadt Plauen am 24. Juni 1840 beschrieben und nebst den dabei gehaltenen Reden und gesungenen Liedern herausgegeben. Zum Besten der neu errichteten Stadtbibliothek und der allgemeinen Turnanstalt Plauens. Gr. 8. Plauen, Schmidt. 3 Gr.

Koenig, H., Aus dem Leben. 2 Theile. Stuttgart, Cast. 2 Thlr. 12 Gr.

Krutter, F., Salomon und Salomeh. Dramatisches Mährchen in drei Akten. Gr. 12. Solothurn, Kaßmus. 18 Gr.

Kühne, F. G., Die Rebellen von Irland. Novelle. In 3 Bänden. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 4 Thlr. 12 Gr.

Kuenlin, Historisch-Romantische Schilderungen aus der westlichen Schweiz. 3tes, 4tes Bändchen. Gr. 12. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1 Thlr. 16 Gr.

Lappenberg, J. M., Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg am 24. Juni 1840. Schmal gr. 4. Hamburg, Meißner. 4 Thlr.

Leibniz, G. G., Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal. Nouvelle édition, faite sur l'édition complète des oeuvres philosophiques de Leibniz, publiée par Mr. *Erdmann*. 2 vols. In-16. Berlin, Eichler. 1 Thlr. 12 Gr.

Lengerke, C. v., Lieder. 16. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 16 Gr.

Lewald, A., Aquarelle aus dem Leben. 5ter, 6ter Theil. — Auch u. d. T.: Neue Aquarelle aus dem Leben. 1ster, 2ter Theil. 8. Stuttgart, Cast. 3 Thlr.

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von G. O. Marbach. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Eduard Bendemann und Julius Hübner. (Denkmal zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst.) 1ste Hälfte. Hoch gr. 4. Leipzig, Otto u. Georg Wigand. Ladenpreis für das Ganze 10 Thlr.

Oesterreich im Jahre 1840. Staat und Staatsverwaltung, Verfassung und Cultur. Von einem österreichischen Staatsmanne. 2 Bände. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 4 Thlr.

Poetische Perspektiven eingeführt von Prof. K. Rosenkranz. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 20 Gr.

Rueß, W., Die Schlacht am Morgarten. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Fragmente aus Reisebildern. Gr. 12. Weinfelden. 8 Gr.

Satori (Neumann), J., Johannes IV. von Rußland, und seine Gemahlin Anastasia Okolnitschy. Eine historische Erzählung. 2 Theile. 8. Leipzig, Meißner. 2 Thlr. 6 Gr.

Schott, W., Verzeichniss der Chinesischen und Mandschu-Tungusischen Bücher und Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Eine Fortsetzung des im Jahre 1822 erschienenen Klaproth'schen Verzeichnisses. Gr. 8. Berlin. 1 Thlr.

Seyffarth, G., Beiträge zur Kenntniss der Literatur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten. 7tes Heft. Mit 6 Tafeln. — Auch u. d. T.: Alphabeta genuina Aegyptiorum, numeris ipsorum hieroglyphicis, hieraticis demoticisque conservata, nec non Asianorum literis Persarum, Medorum Assyriorumque cuneoformibus, Zendicis, Pehlvicis et Sanscritis subjecta. Accedit dissertatio de mensuris in 8. 8. memoratis per antiquas ulnas aegyptiacas Taurinensem, Parisinam, Lugdunensem illustratis. Cum VI tabulis alphabeticis. 4maj. Lipsiae, Barth. 4 Thlr. 12 Gr.

Soulié, F., Die Memoiren des Teufels. Frei nach dem Französischen von C. T. Heyne. 7ter, 8ter Theil. 8. Altona, Hammerich. 3 Thlr.

Springer, J., Statistik des österreichischen Kaiserstaates. 2 Bände. Gr. 8. Wien, Beck. 4 Thlr. 18 Gr.

Staedler, G. L., Rede zur hundertjährigen Feier der Thronbesteigung Friedrichs des Großen. Am 1. Juni 1840 in der städtischen höheren Töchterschule zu Berlin gehalten. Gr. 8. Berlin, Richter. 4 Gr.

Zinkeisen, J. W., Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage. 3ter Theil. Die Geschichte der griechischen Revolution während der Jahre 1821 und 1822. — Auch u. d. T.: Geschichte der griechischen Revolution. Nach dem Englischen des *Thomas Gordon* bearbeitet und von der Ankunft des Präsidenten J. A. Kapodistrias bis zur Thronbesteigung des Königs Otto im Jahre 1835 fortgesetzt. 1ster Theil. Die Ereignisse der Jahre 1821 und 1822. Gr. 8. Leipzig, Barth. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 249. —— 5. September 1840.


## Über kleinrussische Volkspoesie.

Das nennt man die Kosaken,
Die dort, den Bart voraus,
Den Fitschepfeil im Nacken,
Sehn wahrhaft heidnisch aus.
Anstatt zur Musik, reiten
Im Takt sie zum Gesang;
Es klingt recht sanft von weiten
Nah — macht's doch fast mir bang.
So ziehn sie — fremden Schalles; —
Und ihres Seins und Thuns
Ist nichts wie hier, und Alles
Ganz anders als bei uns.

Rückert.

Von jeher hatte ich eine große Vorliebe zur Volkspoesie; der großartige und dabei kindliche Geist, der oft in derselben weht, hatte mich immer entzückt. Besonders wandte sich aber meine Neigung sogleich zu den slawischen Volksliedern, sobald ich einige derselben kennen gelernt hatte. Denn dieser sanfte, elegische Hauch, dieses zarte, schwärmerische, aber stets über sein trauriges Loos weinende Gefühl reizte bald die innersten Saiten meines Herzens auf und sie tönten mit demselben in dem harmonischsten Einklange; denn auch mir hatte das Schicksal mehr Dornen als Rosen gezeigt. Ich kannte bereits die Dichtungen der meisten slawischen Nationen, die serbischen, russischen, böhmischen hatte ich gelesen; von polnischen war mir nichts so gar Ausgezeichnetes in die Hände gefallen. Da wurde im J. 1838 in Prag eine Sammlung polnischer Dichtungen unter dem Titel: „Dumki A. Bielowskiego i L. Siemieńskiego" (Trauerlieder von Sjemjenjski und Bjelowski) gedruckt. Durch Freundeshand erhielt auch ich ein Exemplar von denselben. Ich las sie; meine Bewunderung, meine Entzückung für so glückliche gefühlvolle junge Dichterherzen wuchs mit jedem Blatte. Ich wünschte der polnischen Literatur schon Glück zu so reichbegabten Sängern, welche in solchem Maße die ganze Seele zu erfassen vermochten; ich berechnete schon im voraus, welchen Aufschwung die Bildung und die Veredelung der polnischen Nation nehmen müßte, wenn zwei so schöne Talente alle ihre Kraft und Zeit dem Vaterlande widmen wollten; ich bedachte schon, welche Vortheile den slawischen Nationen insgesammt, ja der ganzen Menschheit erwachsen würden, wenn diese beiden Männer dem Schönen und Guten ihr ganzes Herz zu weihen sich entschlössen: als mich plötzlich ein einziges Wort von demselben Freunde aus diesem meinen schönen Himmel herausriß; als ich ihm meine Entzückung beschrieb, erwiderte er ganz ruhig: „Es sind ja Übersetzungen." Als ich jedoch die Sache bei kälterm Blute überlegte, mußte ich dennoch den beiden genannten Männern großen Dank wissen für die Gabe, die sie der literarischen Welt gebracht hatten; denn auch als Übersetzung hatte sie ein überaus großes Verdienst; nur hätte ich gewünscht, daß sie diesen Umstand nicht unberührt gelassen, da es ja gar keine Schande und eben auch nicht die leichteste und unnützlichste Arbeit ist, die schöngeistigen Producte eines fremden Volkes seinem eigenen Vaterlande bekannt und zugänglich zu machen. Eine Entschuldigung für dieses Betragen könnte man nur darin finden, daß Siemiénski und Bielowski ihre Lieder nicht für die literarische Welt, sondern nur für ihre Freunde drucken ließen; denn so viel ich weiß, sind sie im Buchhandel bisher nicht zu haben gewesen. Aber auch dieses ist unrecht; denn bei einer aufkeimenden und emporringenden Literatur, wie die neupolnische es ist, muß Alles Gemeingut sein, und solch eine Denkungsart würde den Fortgang und das Gedeihen des Ganzen selbst nur ungemein hindern.

Die „Dumki" sind also Übersetzungen und zwar aus dem Kleinrussischen, wahrscheinlich insgesammt; denn von den meisten habe ich bereits die Originale in den beiden bis jetzt im Druck erschienenen Sammlungen aufgefunden.

Die Kleinrussen (Ukrainer, Kosaken) sind zwar ein russisches Volk, aber sie unterscheiden sich in ihrem Charakter, ihrer Lebensweise, ihren Liedern und Volkssagen ganz von den übrigen Russen. Diese Verschiedenheit hat ihren Ursprung in mancherlei Umständen; die wichtigsten davon sind: die Entstehung, die mannichfaltigen Schicksale dieses Volkes; dann die Lage und Natur der Gegenden, in welchen sich dasselbe festgesetzt hat. Der Süden von Rußland war nämlich vor mehr als 1000 Jahren schon von einem zahlreichen und kräftigen Volke bewohnt, das sich zu den Slawen zählte und sowie die meisten Nationen jener Zeit unter verschiedene Häuptlinge oder Fürsten getheilt war. Jeder von diesen übte Herrenrechte über das ihnen untergebene Volk; Alles mußte sich seinem Ausspruche fügen und dem Winke seines Schwertes unbedingt folgen. Das nahe Beisammensein dieser Fürsten

gab alsbald Anlaß zu Zwistigkeiten; Familienverhältnisse verbanden gewisse Häuptlinge untereinander und sie brachen oft in Massen auf, um die umwohnenden zu unterjochen und sich in ihr Gebiet zu theilen. Und diese unbesonnenen und unüberlegten Kämpfe untereinander, welche keinen Augenblick ruhten und deren Preis oft ein Stückchen wüsten, öden Landstriches war, schwächten und entkräfteten die Gesammtheit der Nation so sehr, daß der Norden von Rußland auf einige Zeit, besonders im 9. Jahrhundert, auch im Süden das Übergewicht und die Herrschaft an sich riß. Aber auch der Norden litt an dieser Krankheit von thatkräftigen und freiheitsliebenden Völkerschaften; auch er zerfleischte sich selbst und nicht nur seine Macht nach außen ging verloren, sondern auch seine Stärke im Innern versiegte ganz und gar. Aber alles dieses galt nur von den Häuptlingen, das Volk wußte nichts davon, es folgte seinen Führern, wohin ihm diese vorangingen, ihm war es gleich, ob es für die Olegiden oder die Monomachiden das Schwert zog, wenn es nur seine Kriegswuth befriedigen, wenn es seinen Durst nach Ehre und Raub sättigen konnte. Zum Beweise dafür dient uns der Umstand, daß das Volk dieser wechselseitigen Feindseligkeiten auch nicht in einem einzigen Liede gedenkt, nicht in der geringsten Sage, nicht in der dunkelsten, entferntesten, halb verschollenen Überlieferung erwähnt. Es übergab sie der Vergessenheit; denn es hielt dieselben seiner selbst unwürdig und leugnete seine Theilnahme daran. Sollte man dagegen einwenden, die Lieder von diesen Thaten seien verklungen und die Sagen aus jener Zeit seien verschollen: so hallen uns Klänge aus viel ältern Epochen entgegen, die Überlieferung erzählt uns, wie schon in viel frühern Tagen das Herz jedes Russen geklopft habe, als das heilige Kiew erbaut wurde, wie schon in viel frühern Schlachten die Kraft Wladimir's des Großen erstarkt und seine Feinde mit Hülfe des russischen Degens dem Verderben überliefert habe. Solche Ereignisse erfaßten die Seele der Nation; wie aber einzelne tollkühne Wagehälse, von wenigen Mannen begleitet, gegeneinander gewüthet, wie sie so mit jedem Hiebe dem Vaterlande einen Dolch in das Herz gestoßen haben, das schämte sich die Nation ihren späten Nachkommen zu erzählen, um ihnen die Schmach zu ersparen, daß sie auf dem Grabe ihrer Väter erröthen müßten.

Der Geschichte fällt es anheim, die Greuel zu beschreiben, welche die Mongolen und Tataren in Rußland ausübten. Wir führen hier nur an, daß die Kriegsscharen des Batu zwar dem gegenseitigen Kampfe des Nordens und Südens ein Ende machten, aber es auch endlich dahin brachten, daß der letztere nach langem verzweifelten Widerstande sich am Ende seinem Schicksale mit Demuth ergab. Die südlichen Fürsten unterwarfen sich den Khanen, zahlten Tribut und wurden gleichsam ihre Verbündete; das rettete ihnen für einige Zeit eine gewisse Art von Selbständigkeit. Aber bald fing der Thron dieser wilden Horden an zu schwanken, denn auch in ihrem Innern wüthete Zwietracht und Eifersucht. Damals hatte die Vorsehung einen Mann auf den Fürstenthron von Moskwa erhoben, welcher bestimmt und auch befähigt war, die gesunkene Kraft Rußlands wieder zu heben. Es war Iwan I., Sohn Wasilei's III. (1462). Dieser Mann wußte die Gelegenheit, daß der Thron der Großfürsten von Wladimir (1326) ausgestorben war, so trefflich zu benuzen, daß er, nachdem er alle übrigen Fürsten seinem Scepter unterworfen, die Einigkeit des Reiches wiederherstellte und die Macht der Mongolen völlig brach (1477—80). Durch ihn erhob sich im Norden ein kräftiges, durch Einheit der Herrschaft festes Reich.

Die südlichen Fürsten dagegen befanden sich von dieser Zeit an immerwährend beinahe wie im Belagerungszustande. Im Norden erwuchs ihnen die Macht Nordrußlands zu einer Gefahr drohenden Stärke. Außerdem wurden sie von der einen Seite durch die ihnen anwohnenden Tataren häufig auf fürchterliche Weise heimgesucht; von der andern Seite drangen mitten aus den dunkeln Wäldern von Weißrußland die wilden Degen der Lithauer hervor. Vergeblich war alle Anstrengung der Fürsten des Südens, solchem wüthenden Andrange zu widerstehen; schlaue Politik war bei diesen nur durch Streifzüge vernichtenden und plündernden Horden nicht anwendbar, und die Spize des Degens entschied für die kühnen Eindringlinge. Die Fürsten mußten sich ergeben und jährlichen Tribut zahlen, bis sie endlich allmälig ganz vertrieben wurden.

Das Volk duldete diese Schmach seiner Fürsten nicht. Ein Haufen verlor sich nach dem andern. „Entweder siegen oder nicht mehr zu Hause sein (d. i. sterben)", und: „Besser ist's, in der Erde zu modern, als den Tataren zu dienen" heißen die Sprüchwörter, welche sich von diesen Ergrimmten auf ihre Söhne vererbt haben. Aber dieser Sieg, das sahen sie alsbald nach den ersten Kämpfen und Gefechten mit den Petschenägern und Polowzen und den andern asiatischen Horden wohl ein, dieser Sieg war für den Augenblick unmöglich. Denn diese rohen Völkerschaften stürzten wie Heuschrecken über das ganze Land und versengten und plünderten auf ihren wilden Streifzügen Alles, was ihnen in den Weg kam. Ihre Anzahl und die Heftigkeit ihres Angriffes war für die Nation unüberwindlich; denn sie wollte sich ja eben erst von den Wunden erholen, welche ihr das Tatarenjoch aufgedrückt hatte. Daher zogen sich denn schon in dieser ersten Zeit jene, welche dem Glücke ihres Vaterlandes wohl wollten, mit unermeßlichem Rachegefühl und mit dem felsenfesten Entschlusse in die dichten Wälder am Dnjeper zurück, hier, unverfolgt von den Mörderwaffen der Barbarenmassen, ein neues Volk zu gründen, das, großgezogen und gesäugt an dem ungeheuern Wehe des Vaterlandes, die Schande, die auf seinen Vorfahren ruhte, abwälzte und an den Feinden seiner Väter blutige Rache nähme.

Aber auch hier glaubten sie sich noch nicht sicher genug, um ihren riesenhaften Plan auszuführen; sie ließen sich daher weiter auf dem Dnjeper hinab und sezten sich auf den zahlreichen, schöngelegenen Inseln, die er in seinem spätern Verlaufe bildet, fest. Hier machten sie sich, wahrscheinlich zuerst auf der Insel Chortica, eine Sjeć, ein Verhau, welchem dann in kurzer Zeit eine Menge

andrer in dieser Gegend folgten. Und hinter diesen Schanzen, in ihren Okopen (Aufwürfen, Art kleiner Vesten auf beiden Seiten des Dnjepers im Lyman und an andern hierzu gelegenen Stellen), die mit Wall, Graben und Stangenzaune umgeben und, je nachdem es nöthig, mit Schanzen, Schlagbäumen (auf denen eiserne Spitzen in die Höhe ragten), tiefen Gruben, Fallen, geheimen Ein- und Ausgängen, Erdaufwürfen, Leuchtthürmen, Gewehren, Wurfsteinen und dergleichen, kurz mit Allem versehen waren, was dazu dienen konnte, einem unerwarteten Angriffe kräftig zu widerstehen. Überall, wo es nur möglich schien, sich zu behaupten; besonders in den benachbarten finstern und verborgenen Lugen, wie in dem großen Lug (einem Walde, welcher die weit ausgedehnten Niederungen auf dem linken Ufer des Dnjepers von der Mündung des Konskaja woda — Pferdewasser in denselben — hinab bis zum schwarzen Meere bedeckt, und zwischen dem Dnjeper, dem asowschen Meere und dem Busen des letztern, dem Siwasch, liegt), dem schwarzen, dem Metryner Lug, dem Steblower Walde und dem „Wilden Felde" (Dikoje pole): da suchten sie sich vor dem Schwerte und der Bedrückung ihrer Feinde zu verbergen und berathschlagten miteinander, wie und wo sie am sichersten die Angriffe ihrer wilden Gegner abwehren und wie sie am zuverlässigsten ein Geschlecht heranziehen könnten, das, ohne sich der Verborgenheit ihrer Väter zu schämen, einst kräftigen Armes die Gewaltthaten, die ihre Vorfahren erduldet, rächen und ihrem heimischen Boden neuen Segen und neue Söhne bringen könnte. Diese Kecken nannten sich Burlaken oder Haidamaken und ihre Anzahl wuchs von Tag zu Tag durch das Herbeiströmen neuer Ankömmlinge, die sich vor den eindringenden Tataren, Lithauern und Polen in diese Schlupfwinkel der Freiheit flüchteten. Wahrscheinlich vergrößerten ihre Anzahl auch noch die zerstreuten Überreste der Polowzer, Torken, Berendjejer und anderer Völkerschaften, welche ihrer geringen Anzahl und ihrer niedern Bildungsstufe wegen in Allem dem Beispiele der Rusiéen (so nannten sich diese Südrussen ihrer Abstammung wegen) folgten; sie nahmen ihre Sitten, ihren Glauben und ihre Sprache an und verwandelten sich so unmerklich in Rusiéen. Ringsumher von Feinden umgeben und immer wie belagert von den Mongolen und Lithauern im Nordosten, von den Türken und den Horden auf der Krim im Süden, von den Polen im Westen, ermannten sie sich endlich; sie wurden „wilde Krieger", sie „kannten keinen Frieden für sich", sie „tranken Tag und Nacht blutigen Wein bei ihren ritterlichen Festen", „ihre Reigenführer tranken das Blut ihrer Feinde", „sie stellten sich selbst für das russische Land ein" und wollten „lieber niedergemetzelt sein, als solche Kriegsgefangenschaft ertragen." Solche Reiter mit der Tschuba (cubaty, mit einem Federstutz oder Haarstutz) erschienen überall, „wie die Schneeflocken, die vom Himmel herabfallen":

In den Steppen, in den Lugen,
Den tatar'schen Ländern und den türk'schen Bergen,
Auf den schwarzen Meeren und den ljäch'schen (polnischen) Feldern.

Niemand wußte, woher diese Kühnlinge kamen, wann und wie sie so plötzlich erschienen:

Der Kosak liegt auf dem Hügel, als ob er nichts denkt, nichts hoffet;
Plötzlich springt er auf — sinkt wieder; — mit der Tschuba spielt der Wind.

Daher kommt es, daß der Ruhm ihrer Jugend
Im ganzen Erdkreis aufrecht stehet,
Im ganzen Erdkreis durch die Steppe schallet,
Im ganzen Erdkreis durch die Lugen tosend hallet.

Diese neuen Ansiedler hatten in der ersten Zeit Alles, was Weib hieß, von sich verbannt; denn dieses erfoderte die anfängliche Lage der Dinge. Aber die Natur machte auch hier bald ihre Rechte geltend. Viele, welche den Nutzen und den hohen Zweck kannten, welchen die Frau im menschlichen Leben zu erfüllen hat, sahen zugleich ein, daß nur durch eheliches Leben und durch die Fortpflanzung ihrer hohen Plane auf Sohn und Enkel das Vaterland gerettet werden könnte. Sie verschafften sich demnach bei ihren Streifzügen, Wanderungen und Irrfahrten in die benachbarten Länder (welche in den Liedern sehr oft die Hauptgrundlage des Ganzen bilden) Frauen; Andere riefen ihre frühern Gattinnen herbei. Da man aber nicht einmal Männer, die ihrem Muthe nach für Weiber galten, in die Sječ einlassen konnte, weil sie bei bedrängender Gefahr die Sicherheit der Veste nicht nur nicht vermehrten, sondern dadurch, daß sie den Vorrath von Nahrungsmitteln noch früher verzehren halfen, dieselbe noch in Hinsicht der Aushungerung verringerten, so wurde endlich nach langen Debatten den Frauen die Erlaubniß gegeben, sich nicht weit von Koschwo anzusiedeln. Von hier aus schreibt sich nun die ukrainische Lebensweise her. Aus der Vereinigung einiger Kurenen (Rauchfänge) und Hütten dieser letztern Art bildete sich allmälig eine Meierei und aus dieser ein Dorf. Nach und nach verminderte sich auch die Gefahr von außen. Die Rusiéen drangen mit dieser ihrer Art von Colonisation immer weiter auf dem Dnjeper hinauf nach jenen Gegenden zurück, von denen sie gekommen waren. Gefahr war dabei keine, denn die Mongolen hatten das beiderseitige Ufer dieses Flusses verwüstet, um so ihr dahinterliegendes Gebiet für den Feind unzugänglich zu machen; und auf diese Weise näherten sich die Dnjepercolonisten unmerklich ihren Brüdern, die schon Städte bewohnten. So traten allmälig die zwei verschiedenen Systeme, nach welchen die Südrussen lebten, nämlich das städtische und das militairisch-organisirte oder auch gezeltete Kosakenthum, einander entgegen; je schroffer ihre Gegensätze waren, desto mehr Stoff gaben sie zur Vergleichung und zur Auffindung der Vorzüge, welche das eine vor dem andern hatte. Dieses Zusammentreffen gab auch den Rusiéen eine ganz neue Gestalt, bildete eine ganz neue Epoche in ihrem Staats- und Volksleben vor, wenn auch nicht gewaltsam, so doch mit Vorsicht und desto mehr Sicherheit und Erfolg.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Aus Italien.

Durch den Eifer des Prof. Rob. de' Visiani zu Padua hat die Geschichte der botanischen Gärten einen beachtenswerthen Beitrag erhalten. Schwer war es ihm aufgefallen, daß

der Pflanzengarten von Padua, dem de' Visiani vorsteht, auf eine Äußerung Sprengel's hin, den Ruhm einbüßen sollte, als der älteste in den Lehrbüchern aufgeführt zu werden. Mit der Lebhaftigkeit, die bei italienischen Gelehrten stets hervortritt, wo sie municipalen Ruhm zu vertheidigen haben, streitet Visiani gegen diese Annahme und ficht um so entschlossener, weil man Pisa den Ruhm zuwenden wollte, den man Padua zu entziehen gedachte. Die Schrift: „Della origine ed anzianità dell' orto botanico di Padova. Mem. di *R. de' Visiani*" (Venedig 1839), setzt diese Fragen auseinander. Ungenaue Angaben von Riccoboni und Rolfink, denen sich jedoch sehr kritisch sorgfältige Ärzte, wie Choulant in seinen „Tafeln zur Geschichte der Medicin" bequemt haben, setzen die Anlage des Gartens von Padua in die Jahre 1533 oder 1540. Beide Jahrzahlen sind unrichtig. Urkundlich thut unser Verf. dar, daß der Senat von Venedig unterm 29. Jun 1545 das Decret zur Begründung des Pflanzengartens ausgehen ließ und daß am nächst darauf folgenden 7. Jul. der Senator Sebastian Foscarini den Contract wegen Abtretung des Raums mit den Mönchen von Sta.-Justina abschloß. Die gleichzeitige Chronik des Marco Guazzo bestätigt diese Angaben. Schon 1546 fand der neu angelegte Garten an P. Belon einen Bewunderer. Noch genauer würden sich diese Angaben durch Rechnungen des Staatsarchivs zu Venedig haben erhärten lassen, die, wie man mit Befremden bemerkt, vom Verf. nicht zu Rathe gezogen sind. In einer Controvers, die Hrn. Visiani so nah zu Herzen ging, hätte er diese Beglaubigungen nicht verabsäumen sollen. Pisa sollte der Vorrang des Alters zukommen, demselben Pisa, das 1839 durch die Naturforscher Europas so große Auszeichnungen erfuhr. Doch Pisas Garten kann erst nach dem J. 1544, in das Targioni Tozzetti seine Anlage setzte, begründet worden sein. Auf der Stelle des einstigen Klosters St.-Veit hatte der Herzog Cosmus ein neues Zeughaus aufzuführen beschlossen. Später änderte sich die Bestimmung und der Platz ward zum Pflanzengarten ersehen. Am 27. Oct. 1544 ward dieses erkorene Gebäude erst von den Nonnen geräumt. Erst um 1547 konnte sonach, wie Visiani richtig berechnet, der Garten zu Stande kommen. Leider fehlen darüber die schlagenden urkundlichen Beweise, die bei der Zugängigkeit der toscanischen Archive leicht zu erreichen sein mochten. Wird man diese einst zusammenstellen, so dürfte sich ergeben, daß die Gärten von Pisa und Padua beide gleich alt seien, d. h. beide verhältnißmäßig ziemlich jung, da schon 1333 Messer Gualtieri seinen Pflanzengarten zu Venedig anlegte, und Prag, nach Schottky's Beschreibung (I, 388) seit Karl's IV. Zeit (seit 1360) eines Pflanzengartens sich erfreute. Auffallend wäre es, wenn die Klöster der Schweiz nicht viel frühere aufweisen sollten, Walafrid Strabo's „Hortulus", der zu Reichenau geschrieben ward, wie nach der Natur hingeschrieben und Macer Floridus gleichfalls neben einem Apothekergarten gedichtet zu haben scheint.

---

Zu den bedeutendsten Gebäuden, die an Venedigs einstige Blüte und Macht erinnern, gehört die Seemauth, Dogana del mare, die den Näherkommenden am Eingange des großen Kanals durch ihre großen Massen ins Auge fällt. Die Aufgabe mußte für den Architekten eine doppelt schwierige sein, weil neben Longhena's Kirche der Madonna della Salute ein seinem Zweck entsprechendes Mauthgebäude aufzuführen, Berücksichtigung aller Art verdiente. Wetteiferer mit dem Baumeister von la Salute, so war der Vorwurf unpaßlicher Pracht, bei bloßer Beachtung des Zweckes eine abstechende Magerkeit zu besorgen, an die man damals noch nicht in Venedig gewohnt war. Mit großer Einsicht hat Giuseppe Benoni, der Baumeister des Mauthamtes, diese Klippen vermieden und man weiß es Prof. Lazzari Dank, daß er in einer kleinen Schrift: „Notizie di Gius. Benoni architetto ed ingegnere della Veneta repubblica, raccolte e pubblicate dal prof. *Franc. Lazzari*" (Venedig 1840), über den gewandten und jetzt vergessenen Künstler alle Nachrichten, die sich auffinden ließen, zusammengestellt hat. In seinen Eingaben hat sich Benoni einen Venetianer genannt, doch wird aus der Untersuchung Lazzari's wahrscheinlich, daß er 1618 zu Trient geboren war, und daß er erst 1657 eine Altermannsstelle im Deichgrafenamte (Proto al magistrato della acque) und mithin volles Bürgerrecht in der stolzen Republik erhielt. Seine Verdienste um die Wasserbauten Venedigs und der Lombardei bestanden nicht allein in Herstellung der verfallenden Anlagen nach den Foderungen der fortschreitenden Wissenschaft und im Sinne der damals noch mächtigen Republik, sondern auch in der Abwehr von Projecten (1674), welche schon damals die Verschlammung der Lagunen herbeigeführt haben würden, wie sie neuerdings die vernachlässigten Bauten zur Folge hatten. Die Beobachtung seiner 1677 vorgelegten Anweisung, die Lagunen rein zu halten, hat mehr als ein Jahrhundert lang der Schiffahrt der Republik sich vortheilhaft erwiesen. Als er mit diesen wichtigen und großen Arbeiten beschäftigt war, schrieb der Senat den Neubau des Seemauthhauses vor und übertrug die Entscheidung bei der Preisbewerbung, die er anordnete, der Procuratia de supra. Longhena, Cominelli und Sardi wetteiferten mit Benoni und man darf nicht vergessen, daß Longhena durch seine Kirche damals der Liebling der venetianischen Kunstfreunde und der gewöhnliche Baumeister der beauftragten Behörde war. Doch erhielt Benoni's um das Doppelte kostbarerer Anschlag vor dem seiner Mitbewerber den Preis. Nach der Vollendung dieses Baues starb Benoni plötzlich zu Venedig im Dec. 1684. Durch urkundliche Angaben, zu denen der gelehrte Abate Gius. Cadorin, der eifrigste Sammler für die ältere Geschichte Venedigs, und der Architekt Casoni gern ihre Sammlungen eröffneten, erhält die anziehende Schrift bleibend geschichtlichen Werth. 8.

---



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 250. —— 6. September 1840.

## Über kleinrussische Volkspoesie.

(Fortsetzung aus Nr. 249.)

Die vollkommene Entwickelung dieses Lebens wurde nun auch durch äußere Umstände nicht mehr gehindert. Die Lithauer hörten auf den Russiken so feind zu sein; denn sie hatten während dessen das Christenthum und mit ihm mildere Sitten und einen menschenfreundlicheren Geist angenommen; überdies bedienten sie sich der slawischen Sprache als Geschäfts-, Gerichts- und Hofsprache; aber sie foderten zugleich, wenn die Ukrainer von ihnen ungefährdet leben wollten, sie Wolynien, Podolien, Kiew und Cernigow vor den Angriffen aller Feinde von der Süd- und Ostseite schützen sollten; denn diese Gegend war die Vormauer gegen die asiatischen Horden. Ein gleiches System verfolgten in der ersten Zeit dieser Entwickelung auch die Polen; ja, um sie noch mehr anzueifern, erlaubten sie ihnen sogar, ihre Colonien bis gegen Kiew auszudehnen. Endlich erhielten die Russiken für diese ihre Verdienste und „für die große Mannhaftigkeit in den Waffen" einige Städte am Dnjeper und jenseit desselben, ihre Angelegenheiten wurden gehörig geordnet, sie erwarben sich mancherlei Privilegien, Rechte, Titel und dergleichen. „Von da an nahm die Macht der Kosaken immer mehr und mehr zu", sagen die alten Annalen der Zaporoger.*) Dieser Übergang zu einer städtischen und Staatsgesellschaft endigte die erste Lebensperiode der Kosaken, des Burlaken- und Haidamakenthum; und nun begann eine neue, die städtisch-kriegerische Zeit, in welcher sie zwar noch keine vollkommene, unbeschränkte, als ein Staat bestehende, aber doch eine großartige, edlere, im vollen Sinne des Wortes kosakische Freiheit genossen. (Bei dieser Gelegenheit bekam auch das Wort Kosak [kozak, Ziegenmann? Ziegenbock? von koza, Ziege], früher ein Schimpfsname, mit welchem die muntern, kecken Russinen von den Tataren und ähnlichen Horden geschmäht wurden und der ihnen dann für immer verblieb, eine ganz andere, eine edlere und erhabenere Bedeutung, die des Ritterlichen.) Batory, der scharfsinnige, große Batory, „der das Wesen der Kosaken begriff", sagte ihnen eine glänzende Zukunft voraus: Einst", sprach er, „werden diese Jünglinge im ganzen Staate ein freies Wort führen" (die alten Annalen d. Zaporoger). Er bemühte sich, auf alle mögliche Weise die Kosaken an sich zu fesseln, „er schätzte und ehrte sie, gab ihnen große Geschenke" und bat, daß sie:

> Mit seinen Ljächen (Polen)
> wie mit Leibesbrüdern
> lebten;
> und ihm, dem Kön'ge Polens, wie der Gottheit,
> die oben lebt im hohen Himmel,
> mit Treue und nach Rechtens dienten.

Er kannte die Größe und die Standhaftigkeit ihres Charakters und die Macht der Freiheit; und diese großartige, unbegrenzte, ritterliche, kosakische Freiheit entfaltete sich bis zur höchsten, schönsten Blüte ihrer Vollkommenheit im 16. und 17. Jahrhundert und grub in das Herz eines Jeden mit flammenden Zeichen diese Zeit der vollendeten Entwickelung, die Erinnerungen der Nation, „wo der Kosak auf seinem tollkühnen Rosse, das (nach den Worten des Liedes) an Schnelligkeit selbst den König der Geflügelten übertrifft", wo er auf diesem „Landdurchstreicher, Alleszertrümmerer", den er mehr schätzt als Mutter, Vater, Schwester, Bruder und den er nicht für Haufen Silbers gäbe; — mit dem bogenförmigen Damascenersäbel, der „Verrath (Tod) verbreitet auf die ewigen Jahre", — mit einem Paare guttreffender Pistolen, mit dem Spieße, scharf „wie eine Nadelspitze", — wo er so „eingehüllt in den Krieg, gehärtet in Kampfesgier" — „wie eine Gewitterwolke" auf die Bisurmanen stürmte und sein Vaterland und seinen Glauben gegen ihren überschwemmenden Flutenandrang und mit ihm zugleich ganz Europa — mit eigener Brust beschützte. Das war eine Zeit des Ruhmes, der Ehre:

> Der Kosak läßt nimmer sich verlachen,
> Wirft zu Füßen stets den Feind, den jachen.

Aber diese riesenmäßige, unerschöpfliche, diamantene Kosakenfreiheit zeigte sich von ihrer schärfsten und schönsten Seite in den Kriegen für die orientalische Kirche, in der Periode der „fürchterlichen Anlockungen und Verführungen, der schicksalsvollen Stunden, des tosenden Kriegsgewirrs, wo selbst das Gras vor Wehklagen erstarrte und der Baum vor Gram zur Erde sich beugte", als, wie die ukrainischen Rhapsoden singen, „vom Westen her die Gänse geflogen kamen, die Pfaffen mit ihren Weihrauchkesseln erschienen", ein fürchterlicher Kampf in Kirche und Staat sich erhob,

*) Das ist: die Kosaken hinter dem Porog, Pròg, Pruth.

ein schwerer Krieg sich entzündete, sodaß „sich wunderten die Berge"; weil damals ein Glaube den andern verfluchte: „Glaube würgt den Glauben."

Die Wuth war auf beiden Seiten gleich heftig entbrannt. Alles Fürchterliche, was sich der Mensch im höchsten Fanatismus ersinnen kann, um sein Geschlecht auszurotten, wurde in diesem Religionskriege aufgeboten und bis auf den letzten Tropfen erschöpft.*) Vergeblich waren alle Anstrengungen des Papstes, der Jesuiten und des polnischen Adels, welche damals sehr viele Besitzungen in der Ukraine hatten; der Kosaken Wille beugte sich nicht, er bewahrte seinen Glauben, seine Freiheit und sein Vaterland.

Schwere Unglücksfälle kamen — und verschwanden,
Doch besiegt von keinem — sind wir (wieder) auferstanden.

Aber trotz aller Bemühung, trotz der Anstrengung aller ihrer geistigen und körperlichen Kraft konnten die Kosaken dennoch keine dauernde, feste Selbständigkeit von ihrem Schicksale erringen. Zu derselben Zeit kamen Nordrußland, die Türkei, Schweden und Polen, die vier Länder, von denen die Kosaken umringt waren, miteinander in nähere Berührung; sie beschlossen selbst Auge im Auge einen großen Kampf zu kämpfen um das Übergewicht im Norden und Osten Europas und um die Vertretung der geistigen und materiellen Interessen dieser Länder vor dem übrigen Europa. Die Ukraine wäre ein Spielball zwischen diesen vier Mächten geworden; und so mußten ihre Söhne am 8. Januar 1654 in das System des weißen Cares eingehen: „zufolge der ausgesprochenen Bereitwilligkeit zu einem Verein auf ewige Zeiten, als Menschen eines Glaubens, eines Blutes; auf daß kein Zwiespalt, noch eine Unruhe von einer Seite erhoben werde, um das rechtgläubige (prawoslawny) Volk zu beschützen und zu vertheidigen vor dem Feinde und dem Rächer, damit kein Feind es wage, sie zu verspotten." Und nach dieser Unterwerfung unter die „hohe Hand" beugten sich die Kosaken ihrem Schicksale.

Solch ein Leben, von so vielen Stürmen bewegt, wo durch fünf ganze Jahrhunderte das Schwert nicht in die Scheide kam, wo Tag und Nacht gekämpft ward mit äußern und innern Feinden, wo das burlakisch-haidamakische Leben mit der Kosakenfreiheit, und diese wieder unter thränenden Augen mit dem čumakisch-bäurischen**) Zustande vertauscht wurde; ein solches Leben eines Volkes, das mit ganzer Seele den Kriegsruhm glühend, ja bis zum Wahnsinn liebt, und desto mehr nach ihm dürstet, je mehr es davon getrunken; eines Volkes, bei welchem die eiserne Kraft slawischer Größe den höchsten Grad ihrer Glut, ihren Zenithpunkt, erreicht hat, und zwar ohne irgend eine fremde Hülfe und Mitwirkung, sondern durch seine eigene Kraft — ein solches flammendes Leben, das nun plötzlich, wie durch einen Blitzstrahl, auf dem Gange seiner vollendeten Entwickelung, in dem schönsten Laufe seines zu dem Lande der Verheißung sich erhebenden Schiffes durch einen Machteingriff des Schicksals aufgehalten wird; — wir fragen: was für eine Wirkung mußte ein solches Leben eines solchen Volkes nothwendigerweise in ihm selbst hervorbringen?

Nach menschlichen Dingen zu schließen, konnte es keine andere sein, als einzig und allein das vollendete Gefühl der Nichtbefriedigung, das gerade aus der Tiefe der Seele hervorgegangen, mit seiner ganzen Energie sich der Nation als Stempel aufgedrückt hat — ein vollkommener „Unwille über ihr (wie Glas) in Scherben zerbrochenes Schicksal".

Daher widerhallt denn auch diese Nichtbefriedigung, dieser Unwille, dieses Murren gegen das Schicksal (dolja) in so vollen, so schmerzlichen Accorden in ihren Liedern, blickt mit so herzzerbrechender Wehmuth aus jeder Zeile derselben hervor. Die Nation fühlte ihre Würde, sie wußte, daß sie zu einem bessern Schicksale berechtigt sei; aber da sie es trotz aller Anstrengung nicht erringen konnte, so mußte sie natürlicherweise aus ihrer Brust bittere Klagen über ihr Verhängniß ausstoßen, eine tiefe Beklommenheit, ein schwerer Gram mußte ihr Herz in seine zermalmenden Arme fassen. Daher kommt es denn, daß die Seufzer, die Klage, der Jammer nirgend so schmerzlich, so zart und mit solcher Kraft erfaßt, daß die Hoffnungslosigkeit nirgend mit so unendlicher, so niederschmetternder Verzweiflung die Fibern verzehrt, daß nirgend eine solche Leichenluft weht, nirgend ein solcher Grabesfrost schüttelt, als in den düstern, schicksalsvollen Trauerklängen der Söhne der Ukraine.

Ha! ich geh' ja schon; ich geh' aus diesem Lande,
Lasse all mein Weh' zurück in diesem Lande.
Rückwärts blick' ich ein Mal noch vom hohen Berge,
Ha! — mein Weh' — es folgt mir auf dem Tritte.
„Was verfolgst du stets mich, grauses Wehe?
Bin mit dir, o Unglücksvoller! bin mit dir verkuppelt. —
„Ha, was klammerst dich an mich, du grauses Wehe?" —
Bin mit dir, o Unglücksvoller! bin mit dir geboren.

Und in einem andern Liede heißt es:

Vor das Thor hinaus ich trete, blicke aufs Verhau hin. —
Ist so herb das Leben Allen, wie mir Unglücksvollen?
Ha! wie käm' es dann, o Menschen, daß auch ihr noch lebet? —
Ich muß fort, mich ruft das Schicksal hin in ferne Lande!
Gäb' es Gott, daß du, mein Schicksal, auf den Meeresgrund sänkest,
Wie zu solchem Sklavenjoch du meine Seele zwingst!

Der Charakter der Frauenlieder ist derselbe. Der Gram um ein entrissenes Herz, das die Pflicht, die Ukraine zu schützen, mit sich fortriß, eine Pflicht, von welcher Niemand in der Welt loszusprechen im Stande ist; — die Verwünschungen gegen die Urheber dieser Einsamkeit, und daher Klagen, Trauer, Kummer, Angst, Unzufriedenheit mit seinem Loose u. s. w.; selten, sehr selten ein Lächeln vom Glücke geboren: das ist das Thema

*) Am schönsten und vortrefflichsten schildert Gogol in seinen Novellen die Greuelscenen dieses Religionskrieges; fast alle seine Novellen handeln in dieser Zeit und das Kosakenthum ist darin am trefflichsten aufgefaßt.

**) Čumak, Knecht in einer Kirche, hier überhaupt Knecht. Hindeutungen auf diese drei Lebensperioden der Ukrainer finden wir in folgendem Couplette aus einem ihrer Lieder:

„O Fortuna, o Fortuna, Göttin!
Diene mir noch ein Mal gnädig.
Dientest dem Burlaken mir, und dientest dem Kosaken,
Diene also mir auch jetzt noch, dem Čumaken."

dieser Lieder, das sie in die Unendlichkeit variiren. Auch hier hört man neben dem Grame und dem Murren oft die hoffnungslose Verzweiflung:

O du unheilvolles Schicksal, was hast du begonnen!
Ließ'st für Stunden uns erkennen, trennst uns nun auf ewig!
Ach ihr Jahre, ach ihr Jahre, ungerechte Jahre!
Kehrt zurück, ihn zu beleben, habt mit mir Erbarmen! —
Kehrt ihr wieder, zu beleben den vom Gram Zerriss'nen? —
Doch — vernichtet mich! — 's ist besser, — dann vergeß' ich Alles. — — —
Ach ihr Jahre, ach ihr Jahre! nimmer kehrt ihr wieder? —
Wenn ihr grausam uns getrennet, — laßt uns nicht das Leben!

---

Übers Meer hin flog der Adler, schrie mit lautem Seufzer:
Schwer und leer ist's für den Armen, keck zu frein die Reiche,
Nicht so hart ist Glück, nicht Schicksal, als die grausen Reichen:
Wie die Liebe sie zerrissen — geben sie kein Glück uns.

---

Stepp' ist breit, ich sehe Wasser; — doch seh' nicht den Theuern;
Kaum hör' ich sein leises Flüstern, strömt sogleich die Thräne.
Zürne nicht, o Theurer, Einz'ger, daß ich werde Gattin,
Gib mir nur die Seelenstärke, nun dich zu vergessen —
„Ha, ich hab' wol Seelenstärke, doch sie bricht beinahe;
Wenn ich Einen Trunk dir gebe, — gleich hast du's vergessen."
Trinken werd' ich, Alles trinken — lasse keinen Tropfen:
Dann erst werd' ich dich vergessen, wann die Augen brechen.

Selbst in den heitern Liedern, in welchen eine vollkommne, unbeschränkte Lust herrscht, in den satirischen und ironischen, den burlesken und jenen Liedern, welche bei gewissen Gelegenheiten, z. B. Festen, gesungen werden; da, wo man alles Andere eher suchen würde als Trauer, selbst da bemerkt man plötzlich einen Beisatz von Schmerz, eine leise Andeutung, einen fernen Nachhall von einer bekannten Klage, einem allgemeinen Wehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Die Wünsche vieler Katholiken in Deutschland über Verbesserung des Kirchenwesens und ein zunächst zu veranlassendes Nationalconcilium. Leipzig, Michelsen. 1840. Gr. 8. 8 Gr.

Gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo! Wenn in irgend einem Verhältnisse, so ist es der römischen Curie gegenüber, wo man diesen Grundsatz des beharrlichen Ankämpfens festhalten muß. Das hat auch der Verf. des vorliegenden Schriftchens, welches wir, bei der Wichtigkeit des darin behandelten Gegenstandes für unsere und die nachfolgende Zeit, wenigstens mit einigen Worten haben in d. Bl. erwähnen wollen, nicht verkannt, indem er, geleitet von der strengsten Wahrheitsliebe, nicht blos seine individuelle Ansicht, sondern auch im Sinne vieler wahren Religionsfreunde über Das, was unserer Zeit und der katholischen Kirche, der römischen Curie gegenüber, Noth thut, sich ausspricht. Denn weniger mit gewissen einzelnen Zeitfragen, als vielmehr mit dem allgemeinen Verhältnisse der bischöflichen Gewalt zu der päpstlichen, und mit der Frage: auf welchem Wege die bisherigen kirchlichen Wirren am geeignetsten dauerhaft zu beseitigen seien und überhaupt manche Verbesserung im Kirchenwesen herbeizuführen sein möchte, hat es das Schriftchen zu thun. Und zwar erklärt sich der Verf. desselben zu diesem Zwecke, und zunächst in der Hauptsache für regelmäßige Nationalconcilien, wie dies neuerdings auch schon von anderer Seite her geschehen ist. Non vi, sed saepe cadendo! Auch ist es wol unleugbar, daß die kirchlichen Verhältnisse nur auf dem Wege solcher Concilien im Einklange mit den Zeitbedürfnissen wahrhaft geordnet werden können; es kommt nur darauf an, eben diese Bedürfnisse unbefangen zu ermessen und an den päpstlichen Stuhl keine übertriebenen Anfoderungen zu stellen, aber auch auf der andern Seite Das, was die Zeit wirklich und unumgänglich erheischt, auf dem gesetzlichen Wege der Concilien mit Vorsicht und Beharrlichkeit geltend zu machen. Eigenthümlich und neu, so viel Ref. weiß, ist der Vorschlag des Verf., daß der Papst einen Nuntius am Sitze des deutschen Bundestags habe. Angehängt sind zwei, auf den Kampf der Episcopalgewalt mit der des Papstes im vorigen Jahrhunderte sich beziehende Actenstücke. 17.

---

## Historische Forschungen in Frankreich.

Ein junger bretagnischer Schriftsteller, Aurelian v. Courson, von Guizot mit historischen Forschungen über die niedere Bretagne beauftragt, hat kürzlich das Ergebniß seiner desfallsigen Studien veröffentlicht in dem Werke: „Essai sur l'histoire, la langue et les institutions de la Bretagne armoricaine." Es ist dies ein Buch, das seines Inhalts und seiner umfassenden Behandlung wegen nicht blos für Diejenigen, die besonderes Interesse an diesem merkwürdigen und eigenthümlichen Theile Frankreichs nehmen, sondern auch für jeden Andern, der sich mit der Nationalgeschichte Frankreichs beschäftigt, von Wichtigkeit ist. Denn von allen französischen Provinzen ist wol keine, die dem Forscher reichere und für die Aufhellung der Geschichte des celtischen Elements in Frankreich bedeutendere Ergebnisse verspricht als das alte Armorica. In diesem Erdwinkel allein nämlich haben sich Überlieferungen, Gesetze und Sprache der alten Gallier bewahrt. Trotz der römischen Herrschaft, der germanischen Eroberung und dem Feudaldrucke hat sich daselbst die celtische Nationalität erhalten; so groß ist die Lebenskraft dieses Volksstammes, daß er noch heute, mitten unter der ihn umgebenden und durchdringenden fremden Civilisation, fortbesteht und Schritt vor Schritt seine Sprache, den letzten Schatz erlöschender Völker, gegen diese vertheidigt.

Dieses Fortbestehen der celtischen Nationalität nun zu constatiren, sie mitten durch alle politischen Umgestaltungen, die Frankreichs Zustand veränderten, zu verfolgen, dem Leser die Geschichte des Volksstammes wie die Beschreibung des Lebens eines einzigen Menschen vorzuführen, dies ist die Aufgabe, die sich Hr. v. Courson gestellt und mit frommer, fast möchten wir sagen kindlicher Sorgfalt für sein Mutterland erfüllt und so auf die schönste Weise das Motto seines Buchs: „Sparsa ... matris collige membra tuae", gerechtfertigt hat.

Die uns übrig gebliebenen Überlieferungen über die Gallier überhaupt und die Armoricaner insbesondere vor der römischen Unterjochung zeigen uns diese Völker in einem Civilisationsstand, der demjenigen der Germanen, wie ihn Tacitus beschreibt, analog ist. Der Boden unter Stämme oder Clans vertheilt, die Edeln von Vasallen umgeben, die Cäsar soldurii nennt, die aber in der Landessprache mactierns heißen — eine treue Gefolgschaft, die es für ehrlos hielt, den gefallenen Häuptling zu überleben —; diese Häuptlinge einer von dem andern unabhängig und nur zum Krieg unter einem freigewählten Feldherrn, penteyrn genannt, zusammentretend: dies waren die Grundlagen des social-politischen Zustandes von Armorica, wenn man Cäsar Glauben schenkt. Eine solche Ähnlichkeit mit der Organisation der Germanen läßt auf eine sehr nahe Verwandtschaft zwischen den beiden Volksstämmen schließen, welche ein genaueres Studium verdiente, als man ihr bis jetzt gewidmet hat. Diese nationale Verwandtschaft erklärt es auch, wie Armorica, während es die Herrschaft der germanischen Eroberer zurückwies, doch

die neuen Formen annahm, welche die Eroberung in den übrigen Ländern Galliens einführte. Es wurde nämlich in den celtischen Gewohnheiten, die sich unter der römischen Herrschaft forterhalten hatten und nach dem Sturze derselben mit verdoppelter Energie wieder hervortraten, durch diese germanischen Formen fast nichts geändert. Der bretagnische Clan war nichts Anderes als der germanische Cent, wie der plou die Markgenossenschaft bedeutete. Die Benennungen der persönlichen Verhältnisse endlich waren den germanischen nicht minder analog als die dinglichen. So entspricht der mactiern völlig dem fidelis oder vassus dominicus in der Latinität des Mittelalters; häufig wurde aber auch der altceltische Name angewendet, gleichsam um das Fortbestehen altceltischer Einrichtungen dadurch zu zeigen, und Hr. Courson hat die Benennung mactiern in den Urkunden bis zum 11. Jahrhundert gefunden. Neben dieser Ähnlichkeit der Formen des politischen Lebens in der Bretagne mit den germanischen tritt aber auch ein großer Unterschied hervor, der sich aus der verschiedenen Grundlage, auf der das Lehnswesen in Armorica und in den germanischen oder von Germanen eroberten Ländern beruhte, erklären läßt. In letztern nämlich gründet sich dasselbe auf den Sturz des alten mythischen Stammadels und auf Eroberung und Krieg, mit allen Folgen, die sich aus diesem Zustand ergeben. So war das Lehnswesen, welches an die Stelle des natürlichen Verhältnisses des Stammhäuptlings das willkürliche des territorialen Kriegs herrn und an die Stelle der Stammesverwandtschaft und Blutsfreundschaft das künstliche Princip der Lehenstreue und des Dienstverhältnisses setzte, recht eigentlich dazu gemacht, alle alten natürlichen Stammesverhältnisse zu vernichten. Dagegen war es gerade das Stammesverhältniß, was sich in der alten Bretagne zum Lehenswesen umgestaltete, ohne seine innere Natur zu verlieren. Letzteres war nur eine andere Form, welche das erstere in seiner weitern Entwickelung annahm, und keines dem andern entgegengesetzt. So wurde der Clan auf ganz natürlichem Wege zum Lehen und der Clanshäuptling zum Baren oder Vicecomes. Doch war damit keineswegs das persönliche Verhältniß eingeführt, welches in den germanischen oder germanisirten Ländern zwischen dem Lehnsherrn und den Vasallen bestand, vielmehr behielten die Beziehungen zwischen beiden in der Bretagne immer ihren alten freundlichen patriarchalischen Charakter, der den Clanshäuptling mit seinen treuen Stammesgenossen vereinigte. Nie fand in der Bretagne jenes drückende, nur zu oft in die härteste Knechtschaft und Sklaverei ausartende Dienstverhältniß statt, wie es das Lehnswesen anderwärts erzeugte. Daher war auch daselbst kein Ringen nach Emancipation unter den Bauern bemerklich, denn niemals lastete das harte Joch der Knechtschaft auf ihnen, welches das Volk in den übrigen feudalistischen Ländern bedrückte. Die natürliche Folge davon war, daß sich in dieser Provinz nie jener Haß gegen den Lehnsadel entwickelte, der in den übrigen Provinzen Frankreichs so tiefe Wurzeln schlug und in der Revolution von 1789 so schrecklich ausbrach. Die Gemeindeverfassung hatte ebenfalls einen eigenthümlichen Charakter im alten Armorica. Die städtischen Gemeinden entstanden nicht aus einer gewaltsamen Reaction gegen die Feudaltyrannei, wie die meisten Städte des übrigen nördlichen Frankreichs, sondern erwuchsen ganz natürlich aus der Entwickelung der Parochie und Diöcese, worin sie fast durchgängig von der Kirche begünstigt wurden, deren Einfluß in der Bretagne sich immer als eine wohlwollende und schützende Macht zeigte. Die Verwalter der Parochie, die fabriqueurs (von fabrica, womit im Latein des Mittelalters die Verwaltung des Kirchenvermögens bezeichnet wird), waren nicht allein mit der Verwaltung der Kirchengüter, sondern auch mit der Sorge für die Interessen der ganzen Gemeinde beauftragt. So kam es, daß der Adel nicht übermüthig sich gegen den Bürger überhob und sich ihm feindselig gegenüberstellte, vielmehr findet man ihn theilnehmend an den Gemeindeangelegenheiten, und die Namen der ältesten Adelsgeschlechter, wie die der Quélen, Kersauson, Kergariou :c., die es nicht verschmähten geringe Gemeindeämter, z. B. das eines miseur oder Controleur, anzunehmen, figuriren in den Bürgerverzeichnissen der Städte. Dagegen fühlte aber auch der Bürgerstand in socialer Hinsicht seine Würde und Selbständigkeit, und zeitig ist die Rede von „bourgeois de noble ancêserie qui ont accoutumé de vivre honnestement et de tenir table franche comme les gentilshommes".

Diese Verbindung zwischen dem Adel und dem Volk mußte in der Bretagne um so inniger werden und sich erhalten, als beide Theile, fortwährend von der drohenden Invasion der Franzosen in Athem gehalten, immer einander gegenseitig nöthig hatten.

Als die Bretagne sich mit Frankreich vereinigte, setzten die Stände die Bedingungen der Vereinigung fest und, frei wie früher, erlaubten sie dem Fürsten nicht, ohne ihre Zustimmung Gesetze abzuschaffen, Abgaben zu erheben und Verträge abzuschließen. In diesen ständischen Versammlungen trennte der Adel niemals seine Sache von der der Bürgerlichen, denn er suchte sich nicht, wie der übrige französische Adel, zum Hofadel zu erniedrigen und unter dem Gesinde der Könige sich zu verlieren; vielmehr blieb er auf seinen alten Schlössern und Höfen, treu seiner Heimat zugethan und von seinen Bauern umgeben und vertheidigt, die er nicht als Leibeigene, sondern als freie Leute mit Grund und Boden beliehen hatte. Einzig als Folge hiervon ist es zu betrachten, daß, während das Lehnswesen durch die Revolution abgeschafft worden, nur allein das gegen Erstattung der aufgewendeten Kosten kündbare Lehen (domaine congéable), dieser freie Vertrag zwischen zwei Partien, als ein Denkmal der alten armoricanischen Freiheit respectirt worden ist und allein das ganze feudale Verleihungswesen überlebt hat. Die Freiheit war in der That in diesem Lande der Freiungen und alten Sitten so alt, daß es allein in der französischen Revolution nichts zu gewinnen hatte, und daß sich die Gerichtsbehörden weigerten die Gesetze der gesetzgebenden Versammlung einzuregistriren, welche die alte bretagnische Freiheit vernichteten, ohne den Bewohnern dieses Landes mehr Rechte zu verleihen, als ihre Vorfahren ihnen hinterlassen. Aus allen diesen Verhältnissen, nebst dem in der Bretagne immer bedeutend gewesenen Einflusse der Geistlichkeit erklärt sich endlich der Widerstand, den die ganze Revolution daselbst fand, und die Aufstände, die daraus gleichwie in der Vendée hervorgingen. Man wird aus diesem kurzen, dem Buche des Hrn. v. Courson entlehnten Tableau sehen, welchen interessanten Inhalt dasselbe beut; wäre dabei der Verf. überall ebenso sehr Herr seines Stoffes geblieben, als er Fleiß, gewissenhaftes Studium, ausgebreitete Forschungen und Liebe zur Sache überall darlegt, so würde er ein Werk geliefert haben, das nicht nur den Geschichtsforscher, sondern auch jeden Kritiker befriedigen würde.

43.

## Anekdote.

Der 1832 verstorbene Prediger Rowland Hill, der sich trotz aller seiner Excentricitäten und oft in denselben als einen echtpraktischen geistlichen Demagogen erwies, schloß einst eine Predigt zu Gunsten einer Anstalt, für welche Beiträge gesammelt werden sollten, mit folgender Ermahnung: „Jeder ist sich selbst der Nächste. Wer also von euch, meine Freunde, baares Geld nicht leicht entbehren kann, oder wer glaubt nicht genug zu haben, um seine Schulden zu decken, der gebe nichts; ich verlange nichts, ja ich verbiete es ihm etwas zu geben, denn Ehrlichkeit gegen Gläubiger muß der Mildthätigkeit vorgehen. Wer aber in guten Verhältnissen ist, der gebe, so viel er mag." Wer hätte sich als einen Unbemittelten angeben und seinen Credit, des Kaufmanns höchstes Gut, für lange verscherzen mögen? Darum borgten selbst Die, die zufällig nicht Geld genug bei sich hatten, von anwesenden Freunden und die Spende fiel reichlicher aus als je eine zuvor.

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 251. —— 7. September 1840.

## Über kleinrussische Volkspoesie.

(Fortsetzung aus Nr. 250.)

Die Diction muß, den oben angedeuteten Umständen zufolge, dramatisch sein. Wo ein thatenreiches, stürmisches, mit Mühseligkeit und Unglück angefülltes Leben ist, bei diesem Volke ergießen sich auch die rein nationellen Erzeugnisse der Poesie unvermeidlich in dramatischer Form, selbst ohne daß die Sänger dieser Lieder es wissen; denn dieses ist dann der gerade und der einzige Weg, auf welchem man zu der Seele der Nation dringen, dies die einzige Art, auf welche sich der Geist eines solchen Volkes offenbaren kann. Es ist ja die Poesie eines Volkes der reine, der wahre Abglanz seines Geistes, sein offenherziges, unumwundenes Bekenntniß, die naive Offenbarung seiner selbst; und wäre sie dieses nicht, so wäre sie eine gewissenlose Lügnerin, die in unserm Falle die schönste Seite ihrer Nation verleugnet und sich unbarmherzig Blößen vor der Welt gibt, die sie nie verdecken kann. Aber seit die Welt steht, kannten, nach dem Zeugnisse aller Lebenden und Todten, die Nationen in diesem Punkte nie eine Verstellung, nimmer eine Lüge. Wenn das berühmte Vox populi vox Dei irgendwo seine wirkliche Anwendung findet, so ist es hier der Fall.

Die dramatische Diction zeugt aber umgekehrt auch wieder für eine starke Thatkraft, für geistige Größe des Volkes, dem solche Lieder angehören. Und in dieser Hinsicht stehen die Ukrainer — einzig in ihrer Art — hoch über allen andern slawischen Stämmen; denn bei diesen ist die dramatische Diction eine höchst seltene und deshalb auch zufällige Erscheinung, während sie bei den Russinen eine allgemeine, unbedingt nothwendige, von dem Geiste der Nation gegebene ist. Die ukrainischen Lieder stehen daher so hoch über denen der andern Slawen als das Drama über den übrigen Arten poetischer Darstellung.

Übrigens zeichnen sich die ukrainischen Lieder auch durch ihre Melodien und Weisen, dann durch ihre im hohen Grade musikalische und poetische Sprache (welche, als eine slawische, ihrer Musik wegen nur mit der griechischen und italienischen verglichen werden kann), durch die Versification, welche, ohne den Worten und Gedanken den geringsten Zwang anzuthun, immer streng ein festes Metrum einhält, endlich durch ihre große Anzahl und Mannichfaltigkeit aus.*)

Was die Mannichfaltigkeit anbetrifft, so hat in der Ukraine jeder Stand, jedes Geschlecht, jedes Fest, jede Feierlichkeit, jede Gegend, jedes Dorf beinahe seine eigenen Lieder und nicht etwa eines, sondern Hunderte. Die Liebe zu Musik und Tanz vereint sich bei ihnen unzertrennlich mit der Liebe zu Gesang und Lied, sie gehen miteinander Hand in Hand; „der Moskowite ist zum Lesen, der Ljäche (Pole) zum Springen (Tanzen) und unser Bruder Kosak zum Singen" sagt ihr Sprüchwort, indem es trefflich und wahr diese drei nebeneinander wohnenden und von einem Stamme entsprossenen Völkerschaften charakterisirt. Das Lied ist das Tagebuch des Russinen, worein er Alles einträgt, was er denkt, was er fühlt, was er thut. „In dieser Hinsicht", bemerkt der schon oben angezeichnete Schriftsteller über Kleinrußland, N. Gogol, mit vollem Recht, „sind die Lieder für den Russinen Alles: seine Poesie, seine Geschichte und das Grab seiner Väter. Sie könnten rein historisch genannt werden, weil sie nicht ein Haar breit abweichen von dem damaligen Leben und immer wahr sind für die damalige Zeit, für die damalige Art zu fühlen."

Die Beschreibungen sind in ihnen nur so im Vorbeigehen — episodisch — eingeschaltet, bei alle dem jedoch immer wunderbar übereinstimmend mit der Natur. In ihnen wird gewöhnlich die schroffste, charakteristischste Seite des Gegenstandes aufgefaßt, damit sie für den mächtigsten, stärksten Ausdruck der Seelengefühle diene, welche sich wie ein Lavastrom aus der Tiefe des Herzens ergießen und selbst nicht auf einen einzigen Augenblick durch mehre Worte oder die Länge einer Periode sich abkühlen wollen; im Gegentheil überall brauset der Sturm der Leidenschaft, überall herrscht Gedrängtheit, Bestimmtheit, Lakonismus des Ausdruckes, Einfachheit, Natur, eine eigenthümliche Zartheit und Stärke des Gefühls zugleich. Überhaupt zeichnen sich die Bilder, Vergleichungen und dergleichen immer durch gänzliche Ungesuchtheit, Ungezwungenheit, Kürze und Bündigkeit, Origi-

*) Ein einziger Sammler, Hr. Bogdjanski, den ich persönlich kenne und dessen Meinung über unsern Gegenstand ich viel benutzt habe, hat ihrer in dem einzigen Gouvernement von Poltawa auf 8000 zusammengebracht.

nalität, ursprüngliche Schönheit und treffende Genauigkeit aus, während nach der Bemerkung des Maksimowić, die auch wir theilweise unterschreiben zu müssen glauben, in den Liedern der nördlichen Russen: „mehr Kunst, eine Art von Auswahl, die Sucht zu verschönern, zu sehen ist.“ (S. sein Vorwort zu den kleinrussischen Liedern.) Die Vergleichungen dieser sind jedes Mal verneinend, dagegen die Gleichnisse der erstern — wenn man vielleicht einige Elegien und historische Lieder ausnimmt — stets positiv, bejahend. Von dieser Liebe zum Positiven, Wirklichen (meint Bogdjanski) komme es auch her, daß die Umstände, der Ort, die Zeit, welche einst Zeugen eines gewissen Vorfalls gewesen sind, durch irgend einen einzelnen Gegenstand angedeutet werden, welcher dann anstatt seiner ganzen Gattung dasteht. So heißt es nie „Eines Tages“, sondern z. B.:

Sonntags früh am Morgen schäumten auf — die Fluten:
Manchen Sohnes Herz mag in der Fremde bluten.

Oder:

Aus dem Eichwald kommen Kühe, Schafe von den Auen;
Ausgeweint die schwarzen Augen zum Kosaken schauen.

Oder:

Über'n Berg trägt Wasser schwarz der Adler:
Den Kosaken bittet sanft das Mägdlein.

Oder:

An dem Ufer sitzt die Fisch'rin, fängt die kleinen Fischchen,
Und das Liebchen nach dem Liebsten bricht die weißen Händchen.
An dem Ufer sitzt die Fisch'rin, angelt kleine Fischchen,
Und das Liebchen nach dem Liebsten irrt durch weite Länder.
An dem Ufer sitzt die Fisch'rin, faßt die kleinen Fischchen,
Und das Liebchen nach dem Liebsten seufzt im schweren Herzen.
An dem Ufer sitzt die Fisch'rin, schwatzet wie die Schwalbe,
Und das Liebchen nach dem Liebsten klagt, wie Adlers Weibchen.

Das letzte Beispiel zeigt, daß auch die Wiederholung mit Glück und zwar nicht selten angewendet wird.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Woman and her master, by *Lady Morgan*. London 1840.

Nach langem Stillschweigen hat uns die berühmte Verfasserin mit dem ersten Bande eines Werks überrascht, das seinem Titel: „Das Weib und sein Herr“ zufolge, sich den zahlreichen Schriften anreiht, welche seit einiger Zeit die Rechte des weiblichen Geschlechts der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber darzustellen und naturrechtlich zu begründen suchen. Der Titel klingt etwas processualisch, und in der That erklärt Lady Morgan in der Vorrede, daß es zwischen den Herren in der bürgerlichen Gesellschaft und dem Weibe zu einer förmlichen Rechtsklage gekommen ist und noch mehr kommen muß, und sie selbst tritt als Sachwalter des unterdrückten Theils in die Schranken. Es ist nicht das erste Mal, daß sie dies thut; sie gewann ihren Ruhm in ähnlicher Weise und tausend warme irische Herzen erkennen es dankend an, daß, wenn ihr Volk jetzt am Anfange einer glücklichern Zeit steht, dem Talente und dem edeln Enthusiasmus seiner Lady Morgan ein ehrenvoller Theil an dem höchsten Lobe gebührt, was ein Volk zollen kann. Auch diesmal werden die Worte der Lady Morgan nicht ohne Wirkung bleiben; sind hier Sachwalter nöthig, so findet man schwerlich einen bessern als diese Tochter Erins: größte Gewandtheit in Combination alles Dessen, was dem Kläger zu gute kommt, nicht minder als in der Schlauheit, mit welcher gemachte oder vermuthete Widersprüche erwähnt und parirt werden, beißende Ironie mit jedem Worte über den Gegner, geschicktes Anregen des Mitgefühls in Hauptpunkten, bei feinem Vermeiden eines eigentlichen Klagetons; Hinweisen des Sachwalters auf die Person des Klägers, selbst in dem thatsächlichsten Theile seiner Rechtsdeduction und liebenswürdig dreiste Befolgung des Spruches, „daß alle Vortheile gelten“. Selbst das Märchen, das den Ursprung der Irländer zu einer milesischen Colonie hinaufleitet, bietet unserm Sachwalter für seine Behauptungen Stützpunkte dar! Aber sind die Rechte der Frau wirklich Gegenstand eines Rechtsstreites? Schreiber dieses gesteht offen, daß er es nicht glaubt. Er gehört, und gewiß „in mächtigem Verein“, dem Glauben an, den Schiller, der Sänger der Frauenwürde und der Liebling der Frauen, so oft und in folgendem Spruche so bündig ausgesprochen hat:

Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit,
Wo sie sich zeiget, sie herrscht; herrschet, nur weil sie sich zeigt.

Wie Jedermann, der seines Glaubens selig ist, können wir die Begründung eines andern, insbesondere der Ansicht, die jetzt so laut auf Emancipation des Weibes dringt, nicht eigentlich begreifen, so unumstößlich es auch ist, daß mancher die Stellung der Weiber gefährdende Punkt in der bürgerlichen Gesetzgebung einer Verbesserung fähig ist. Willig bescheidet man sich aber, wenn man jenen entgegengesetzten Glauben in Wirklichkeit hervortreten sieht, und man hört und wägt, wie natürlich, Das, was von ihr ausgeht. Wer hörte überhaupt nicht gerne die Meinung einer geistreichen Frau und Derer, die von ihr gewonnen sind? Man wird gewiß das Buch der Lady Morgan mit Vergnügen ergreifen und wol ebenso gewiß mit Dank es aus der Hand legen. Von dem Werke, das über die Stellung des Weibes in der bürgerlichen Gesellschaft durch alle Perioden bis zur Gegenwart einen prüfenden Überblick geben soll, liegt nur die erste Hälfte vor uns, da ein hartnäckiges Augenübel, das selbst die Ausarbeitung dieses Bandes in die Länge zog, die Verf. — hoffentlich nicht lange mehr — von Vollendung des Werks abhält. Was vorliegt, gehört der alten Geschichte an. Der erste Band betrachtet zunächst die Verhältnisse des Weibes unter den Stämmen, welche die Civilisation, in diesem Punkte gewiß mit Recht, als Wilde bezeichnet und die wir, da ihre Geschichte kaum mehr als Naturgeschichte ist, aus der Gegenwart besser wie aus der Vergangenheit beurtheilen. Sodann geht es zu den ältesten geschichtlich bekannten Völkern über. Es bietet sich hier nichts besonders Neues dar, aber Einiges aus Dem, womit der Band schließt, einer Betrachtung des weiblichen Geschlechtes bei den Griechen, zeigt eine so feine Menschenkenntniß und Kunst der Situationsmalerei, wie wir sie je bei der Verf. gefunden. Man höre, was ein weiblicher Commentator über die berühmte Ehemannsrede des Ischomachus bei Xenophon zu bemerken hat. „Kurz vor Essenszeit, mögen wir annehmen, sucht Ischomachus, eben dem stärkenden Bad entstiegen und duftend von köstlichen Salben, seine Gattin auf, um bei ihr einige Minuten zu verbringen, ehe er vielleicht bei Perikles an Tafel geht. Er steigt ins Obergemach und findet da seine jugendliche Gattin, einsam, vielleicht mit einer Stickerei beschäftigt, die das Gewand einer Göttin zieren soll. Das Muster der Ehemänner sinkt bei seinem Eintritt in den Lehnsessel; ein Muster des häuslichen Wohlbehagens für die Ischomachusse des 19. Jahrhunderts, und indem er seiner Gattin irgend ein sinnbildliches Spielwerk präsentirt — etwa eine Statue der Venus, mit einer Schildkröte, als Symbol, daß eine Frau ihr Haus nie verlassen sollte — räuspert er sich bedeutungsschwer, legt die Stirne in majestätische Falten und beschenkt uns huldvoll mit jenen Sprüchen, welche von Xenophon und Sokrates bewundert und zu Nutz und Frommen der künftigen Frauen aller Länder aufbewahrt worden sind. „Eine Hausfrau, meine Liebe“, sagt Ischomachus, „sollte sein wie eine Bienenkönigin. Wie dieses Insekt ruhig im Korbe bleibt, während es die Arbeitsbienen ausschickt und die Vorräthe, welche von diesen eingebracht werden, aufspeichert, so sollte eine brave Ehefrau im Innern ihres Hauses schaffen und walten — — Wenn du, meine Liebe, fährt Ischomachus fort, außer der gewissenhaften Erfüllung der häuslichen Pflichten, noch Treue ge-

gen mich und Zärtlichkeit gegen deine Kinder zeigst, so magst du selbst über meine Dienste verfügen. Du hast dann keine Verminderung meiner Liebe zu fürchten, wenn du alt wirst, sondern kannst vertrauensvoll erwarten, daß du dir um so mehr Achtung erwirbst, je größere Aufmerksamkeit du mit mir deinen häuslichen Angelegenheiten widmest; denn das ganze Glück und Angenehme der Ehe, wie des menschlichen Lebens insgemein, besteht nicht sowol in persönlichen Reizen, welche der Böse ebenso wie der Gute besitzen kann, sondern in Tugenden, durch welche sich die Guten allein auszeichnen."

„Ischomachus hat ausgesprochen; er erhebt sich würdevoll aus dem Sessel, grüßt seine geduldige und schweigende Zuhörerin mit jener kindlichen Liebkosung, indem er ihren armen schönen Kopf und ihre niedlichen Ohren auf seine Hand herunterzieht und einen Ehemannskuß auf ihre frauliche Stirne drückt, legt dann sein reiches duftendes Gewand zurecht und schreitet majestätisch aus dem Gynäceum. Schnell ist er in der äußern Halle seiner Wohnung und ehe noch die verlassene, einsame junge Frau ihre Gedanken wieder gesammelt, vielleicht eine kleine schmerzliche Aufwallung unterdrückt hat, darüber, daß sie Tag für Tag Predigten zu hören hat und verlassen wird, ehe sie wieder von ihrer einförmigen Arbeit an den Stickrahmen in Anspruch genommen ist, hat der ernste Ehemann sich seines Ernstes entledigt und ist schon in dem Tempel der Grazien im Salon Aspasiens, im Kreise fröhlicher Nymphen — ein emancipirter Ehemann."

„Da fand Ischomachus vielleicht den Alcibiades, der soeben seine Gemahlin losgeworden, und umarmte vielleicht den Sokrates, der soeben seiner Xanthippe entlaufen war; und Perikles erwartete vielleicht, daß er ihm Glück wünsche, denn auch ihm war es gelungen sich scheiden zu lassen und der erste Mann von Athen war der Gatte Aspasiens geworden, einst der Geliebten von vielen Liebenden."

Es ist schon behauptet worden, daß ein Charakterbild, von einer weiblichen Hand entworfen, nur bei gehaßten Gegenständen individuell und deutlich, überall aber, wo das Darzustellende Zuneigung erweckt, allgemein und unkünstlerisch ausfalle. Den letztern Theil dieser Behauptung finden wir durch die Charakteristik von Agrippina, Nero's Mutter, aufs glänzendste widerlegt. Diese psychologische Darlegung, zu der weibliches Mitgefühl nicht weniger als weiblicher Scharfblick mitwirkten, scheint mir ein Meisterstück zu sein, das der Geschichte der Menschheit willkommen sein wird, da es einen glänzenden Charakter der römischen Kaiserzeit größtentheils von den Flecken reinigt, die der Gifthauch einer verderbten Zeit an ihm zurückgelassen hat. Ich hebe einige Stellen hervor:

„Als Agrippina bei Adoption ihres Sohnes Nero durch Claudius mit dem Titel Augusta die Rechte einer Kaiserin erhielt und ein Augur sie warnte, der Sohn, den sie jetzt so hoch erhoben, möge nicht das Werkzeug ihres Falles sein, antwortete sie: „Laß mich sterben, aber Nero herrsche!" In dieser Antwort haben wir das Geheimniß ihres großen Strebens und das Motiv aller der Verbrechen, die man ihr Schuld gibt. In allem ihrem kühnen Ehrgeize und unbeugsamen Stolze, ihrer scharfen Empfindlichkeit für erlittene Kränkungen und dem Bewußtsein ihrer Macht vermögen wir zu einem tiefen Gefühl der Liebe, um die ja so Vieles vergeben wird, hindurchzublicken: diesen glänzenden Herrschergeist, diese schlaueste Staatsweisheit des Jahrhunderts, wir finden sie in einem Wesen, das vor Allem, ja in Allem als — Mutter handelte. — — Früh genug mag Agrippina gefunden haben, daß Nero's Natur nur wenig von jener zarten Reizbarkeit besaß, der Quelle des höchsten Geistesgaben, der edlern Vermögen und feinern Gefühle, welche dem Menschen eigenthümlich ist und ihn über den Tiger und Geier erhebt. Dieser Sohn, den sie in der falschen Richtung ihres Muttergefühls so innig liebte, mußte, wenn er auch eine Zeit lang aus dem Gebiete ihrer Beobachtungsgabe ausgeschlossen blieb, doch bei einer oder der andern Gelegenheit die festgewurzelte Selbstsucht und Grausamkeit seines unbeugsamen Naturells entblößen. Daß dieses wirklich der Fall war, zeigt sich in dem Schutz und der Neigung, welche Agrippina Octavien schenkte, in der Zärtlichkeit, mit der sie das Leben des jungen Britannicus überwachte, und der weisen Staatskunst, mit der sie die Zeit ihrer Oberherrschaft zu verlängern wußte. Auch liegt es vor, daß sie sich gegen einen Mann, der dadurch, daß er ihr Vertrauen misbrauchte, ihren Ausspruch geschichtlich gemacht hat, äußerte: „die Regierung Nero's fing an, wie die des Augustus endete; wenn ich aber nicht mehr bin, wird sie enden, wie die des Augustus anfing"; eine schreckliche Vorhersagung, die bald eintraf. Diese wohlbegründeten Besorgnisse führen uns zur richtigen Würdigung mancher Fehlgriffe, auf die wir im Betragen Agrippinens stoßen; schwankend zwischen den Eingebungen der mächtigen Mutterliebe und ihren aufstrebenden Planen für ein großes Reich, zeigt sie uns abwechselnd die Weisheit eines großen Staatsmannes und alle die Schwäche einer zärtlichen Mutter. — — So starb Julia Agrippina nach einer rühmlichen Regierung von zehn Jahren. Die Geschichte, die den Verdacht großer Verbrechen auf sie ladet, gibt dadurch den letzten Beweis für ihre großen Eigenschaften. Während der fünf besten Regierungsjahre ihres Gatten und der fünf ersten ihres Sohnes gab sie dem Reiche durch staatskluge Verwaltung Frieden und Wohlstand und sorgte durch Ermunterung der Gelehrten für geistige Aufklärung. Nicht weniger persönlich reizend, als geistig bedeutsam, diente sie durch ihre Schönheit den besten Künstlern ihrer sowol als der neuern Zeit als Muster des Ebenmaßes und der Anmuth, und Roms größter Schriftsteller mag, indem er ihre schriftstellerische Thätigkeit nutzte, gar Manches in seinem gedrungenen Styl der Kürze ihres in Epigrammen sprechenden Witzes zu danken haben. Ihre Fehler gehören den schlechten Männern und dem schlechten Zeitalter an, in welchem sie lebte, dem schlechtesten, das die Geschichte kennt; ihre Tugenden und ihr genialer Geist gehören ihr selbst. Sie erbte sie von Agrippa, dem Freund und Rathgeber des Augustus, und von Agrippinen, der Gattin des Germanicus."

Diese Charakteristik ist zugleich für die Behandlungsweise der Verfasserin typisch. Den Insinuationen gegen Tacitus wird die Literaturgeschichte nicht unbedingt Glauben schenken; ebenso wenig wie denen gegen Seneca, dessen „Apocolocynthosis" Lady Morgan Agrippinen zusprechen will, weil die Erbärmlichkeit des Helden ja von Niemanden besser gekannt sein konnte als von seiner Gemahlin, und weil jene „Broschüre" im Vergleich mit den übrigen Schriften des „trockenen Sentenzenkrämers" viel zu witzig sei. Der Tod dieses Philosophen, den sie gleich seinem Collegen Burrhus sehr bitter beurtheilt, wird von ihr folgendermaßen beschrieben:

„Seneca starb, wie er lebte — als Egoist und Heuchler, der Tartuffe einer strengen, Selbstentsagung gebietenden Philosophie. Als das leidenschaftliche Gefühl seiner ergebenen Gattin ungeduldig in den Wunsch ausbrach, mit ihrem Gemahl zugleich zu sterben, nahm er gierig das Anerbieten an, ermunterte sie zur Aufopferung und sah ohne Gewissensbisse ihre vollen jugendlichen Adern ihre Lebensflut hinströmen, während seine eigenen so langsam bluteten, daß er sich ein warmes Bad bringen ließ, um ihre Thätigkeit zu beschleunigen. Als aber Paulina niedersank, befahl Nero, der mehr Erbarmen hatte als der Verf. des Buchs „De clementia", ihre Wunden zu verbinden und ihr Leben zu retten. Seines ehelichen Schlachtopfers beraubt, wandte sich Seneca zu seinen Dienern, die er mit Ergüssen des Selbstlobes und Redemoralität erbaute, mit der Bemerkung, daß er ihnen in Ermangelung anderer Güter das Beispiel seines Lebens vermache, dessen Unsträflichkeit sie zum Muster nehmen und so Unsterblichkeit erwerben sollten. Nachdem er so mit einer Lüge auf den Lippen seinen Freunden und Anhängern gezeigt, wie ein Philosoph sterben könne, goß dieser After-Sokrates eine Spende für Jupiter den Befreier aus und ergab sich in sein Schicksal."

Lucan, der gleich Seneca die Todesart wählte, „die damals für Stoiker von Stande Mode war", wird nur darum er-

wähnt, um ihm den Preis seiner Gemahlin vorzurücken, welcher er die „schwierigere Aufgabe stellte, ihn zu überleben, aber nur in der Absicht, das Dichterwerk, dem er seine Unsterblichkeit verdanken wollte, ins Reine zu schreiben". Die Geschichtschreiber aus der Zeit Hadrian's und der Antonine, die Verkleinerer der Faustinen und Plotinen, geben zu einer Digression Veranlassung, welche von neuem Goethe's Spruch bewährt, daß uns die Thaten mancher Jahre im Nachbar aufgehen. „In allen Zeitaltern", heißt es, „hat die Vereinigung von Geist und Schönheit in einem Weibe selten und nur mit Widerwillen bei seinen Herren Anerkennung gefunden; und wiewol es der weiblichen Geistesleerheit (wenn leichtsinnig und hübsch) ohne Anstand erlaubt wird, ihr Glück auf ihre Schwächen zu gründen, so fehlt es doch selten, daß nicht der höhern Talenten zu Theil gewordene Erfolg die Selbstliebe der selbstgenügsamen Ehrgeizigen unter beiden Geschlechtern aufreizt — vor Allem die der Kleinhändler in dem Gewerbe der literarischen Verleumdung, bei denen sich Neid und Habsucht paaren. Für einen solchen Schleichhandel literarischer Skandalkrämer waren die Zeiten Hadrian's und der Antonine sehr günstig." Zu streng ist diese Beurtheilung der Scriptores historiae Augustae freilich nicht. Ihrer Schuld müssen wir es theilweise beimessen, daß Lady Morgan in der Charakteristik späterer Römerinnen weniger plastisch ist. Auch bei Konstantin's Mutter, Helena, bei deren Beurtheilung das Werk abbricht, scheint dies der Fall zu sein. Ein besonderes Interesse hat die Verf. aber dem romantischen Charakter und Schicksale Zenobiens geschenkt und ihr Kampf gegen Aurelian erscheint in einem neuen Lichte. „Zenobia mit ihrer Geistesgröße und ihrem Mutterherzen steht da als ritterlicher Vertreter der moralischen Kraft und zarten Menschlichkeit; sie kämpft den Kampf des Geistes und des Vaterlandes für ihre Kinder und für die geistige Entwickelung; Aurelian zieht zum Kriege aus, um die Gewalt zum Rechte zu machen, die Macht auf die breitesten Grundlagen zu stützen, die Tyrannei auf die Spitze zu treiben und durch den Widerstand kriegerischer Stärke alle Bestrebungen des Fortschrittes niederzuhalten. So hing das Schicksal eines Reiches und durch dieses Reich das Schicksal der Welt von dem Ausgange einer einzigen Schlacht ab, und diese Schlacht war lang, blutig und furchtbar auf beiden Seiten. Zenobia's Anrücken war der Angriff eines Weibes, neckisch und glänzend; die schwere Reiterei im Heere des Kaisers wich, aber durch List gewann Aurelian die Schlacht."

Indem wir mit dieser Betrachtung von den persönlichen Leistungen der Verf. bis auf Weiteres Abschied nehmen, müssen wir noch eine Eigenthümlichkeit berühren, welche das vorliegende Werk mit fast allen englischen Geschichtswerken theilt, eine Art der Auffassung des Alterthums, die zu der in Deutschland üblichen einen scharfen Gegensatz bildet. Welches Volk hat ein Conversations-Lexikon der Zeitgeschichte aufzuweisen, welches Volk bedarf eines solchen Werkes als das deutsche? Und während der Deutsche selbst in der Geschichte der Gegenwart nach Objectivität ringt, stellt sich der Engländer selbst der Vergangenheit stolz und keck mit seiner Subjectivität gegenüber, richtet und sichtet durch sie allein, vergleicht und erreicht — die Ansichten und Richtungen, die ihm in der Gegenwart die theuersten sind. Middleton's „Leben Cicero's", Mitford's „Geschichte von Griechenland", Gibbon's Riesenwerk und Anderes ist längst in seiner Einseitigkeit erkannt und noch immer mit Glück studirt, und man vergleiche z. B. Bulwer's Arbeit über Athen mit seinen deutschen Vorarbeitern, oder, da sich in Jugendschriften die nationale Richtung so treu abdruckt, die Becker'sche „Weltgeschichte" mit den Geschichtswerken, welche durch die Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse herausgegeben werden, namentlich den „Historischen Parallelen"! Man möchte diese Anschauungen des antiken Lebens mit den Betrachtungsweisen der antiken Statuen vergleichen, die im Tageslicht den künstlerischsten Effect machen müssen, dieses aber, in Museen aufgestellt, nicht immer ganz so genießen können, wie es ihnen zukommt. Bei Fackelschein betrachtet, werden sie effectvoller, mehr und mehr belebt; ja, oft dünkt es uns, als wollten sie von ihren Gestellen heruntersteigen, um sich zu mischen in des Lebens bunte Reihen. 48.

## Literarische Notizen.

Von Dinocourt erschien in Paris ein Roman unter dem Titel: „Le sac de nuit de Sir Robert." Hr. Dinocourt ist ein productiver Schriftsteller und könnte dagegen protestiren, wenn man Balzac den fruchtbarsten unter den französischen Romanschreibern nennt. So nannte einer seiner Verleger den Verfasser des „Père Goriot" wirklich, indem er ihm damit der Himmel weiß, welche Schmeichelei gesagt zu haben glaubte. In seinem Buche „Le sac de nuit de Sir Robert" gibt uns Dinocourt eine Reihenfolge von zwölf Novellen oder Episoden verschiedenen Genres, im Allgemeinen Sittenschilderungen, die nicht ohne Wahrheit, aber ein wenig schwach umrissen sind und jene originellen Sprünge, jene brennenden und glänzenden Farben nicht darbieten, womit die französischen Romanschreiber häufig so vielen Unfug getrieben haben. Dinocourt speculirt auf keine heftigen Gemüthserregungen, auf keine Erschütterung des Nervensystems. Er schreibt für ein ruhiges, friedliebendes Publicum, welches in der Lecture eine einfache Zerstreuung sucht und sich für Erzählungen interessirt, in denen sich hübsche Gesinnungen, ein moralischer Zweck und einige leicht faßliche Lehren finden. Unter diesem Gesichtspunkte wird es dem Buche Dinocourt's nicht an Beifall fehlen. Jedem seiner Sujets weiß der Verf. irgend eine nützliche Lehre, eine heilsame Moral zu entlocken. So ist der „Abbé Thibault" bestimmt, das Vorurtheil von der falschen Ehre zu bekämpfen und das Duell der Verachtung ehrenhafter Leute anheimzugeben; im „Vergnügen des Fürsten" stellt er die Vortheile der Demokratie dar, indem er an die monströsen Misbräuche erinnert, wozu die Vorrechte des Adels ehemals ermächtigten; in der Erzählung „Le curé de St.-Germain-des-Prés" ist im Beispiel aufgestellt von den traurigen Folgen, welche die Irreligiosität nach sich zieht, und von den Excessen, zu denen ein Mensch hingerissen werden kann, welcher die Grundsätze vergißt, die im diesseitigen Leben der Halt des gesellschaftlichen Zustandes und seine köstlichste Gewährleistung sind.

E. Lefranc, Verf. verschiedener die Erziehung der Jugend betreffender Werke, hat einen von der königlichen Akademie zu Metz ausgesetzten Preis erhalten. Die Frage war: „Zu würdigen die Vortheile sowol als die Nachtheile, welche der Einfluß der Hauptstadt auf den Geschmack, die Sitten und den Charakter der Nation ausübt." Man sieht, daß man in den Provinzen Frankreichs den übermächtigen Einfluß von Paris wenigstens zu fühlen scheint und sich darüber Aufklärung verschaffen möchte. In den Hauptstädten der westlichen Departements, besonders in denen, welche im alten Reichsverbande waren und, bewußt oder unbewußt, noch deutsche Elemente in sich tragen, macht sich mehr und mehr das Bedürfniß nach Decentralisation und größerer Unabhängigkeit von Paris geltend.

Ein wichtiges Werk über Ägypten erschien unter dem Titel: „Aperçu général sur l'Égypte, par *A. B. Clot-Bey*" (2 Bde.), mit einem Portrait Mohammed Ali's und sieben colorirten Karten und Plänen. Clot-Bei ist bekanntlich ein Franzose, welcher seit 18 Jahren in Diensten des Paschas von Ägypten ist und das Land demnach genauer kennen muß als alle gelehrten und ungelehrten Zugvögel, die es im Fluge durchstreichen. Von Demselben erschien ein anderes wichtiges Buch: „De la peste observée en Égypte; recherches et considérations sur cette maladie", mit zwei colorirten Kupfertafeln. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 252. —— 8. September 1840.

## Über kleinrussische Volkspoesie.

(Beschluß aus Nr. 251.)

Zum Schlusse muß ich endlich gestehen, daß diese große Ansicht über die kleinrussische Volkspoesie nicht etwa ausschließlich meine Meinung ist, sondern ein solcher Werth wird ihnen auch von andern hochgebildeten und kritischforschenden Slawisten ertheilt. Ich habe diese Meinung zum Theil aus eigener Ansicht, zum Theil aus den Schriften und Aufsätzen, die ich darüber gelesen, gebildet. Um aber mein Urtheil auch vor dem deutschen Publicum zu rechtfertigen, stelle ich aus dem reichen mir unter den Händen liegenden Materiale nur einige der ersten der besten Lieder, wie ich sie übersetzt habe, vor die Augen desselben und erwarte das Urtheil der Kritik mit der heißen Sehnsucht, zu wissen, ob ich es mit Recht bedaure, daß ein so großer Schatz des Schönen nur darum noch keinem Deutschen zugänglich ist, weil man für slawische Dinge so selten einen Verleger findet.

---

### Die tatarische Gefangene.

Nacht ist's und kein Hähnchen krähet,
Nicht die Leut' im Dorfe wachen:
Weh! da steigt des Rauches Wolke
Und mit ihr Tatar'n, die jachen.
   Alles wird geraubt, geplündert,
   In die Knechtschaft weggetrieben;
   Und die schwer bepackten Rosse
   Geißeln sie mit schweren Hieben.
Der Tatar jagt durch die Wildniß,
Eine Alte fest am Riemen,
Sie verweint die alten Augen,
Blutend starrt der Fuß von Striemen.
   Tag und Nacht, durch Stepp' und Wasser
   Jagt er heim im Sturm und Regen.
   Und er steht vor seinem Hofe
   Und sein Weib tritt ihm entgegen:
„Sei gegrüßt mir! ha! da hast du
Goldne Münzen, Ohrenringe,
Und aus Polen selbst die Sklavin,
Die ich dir zum Dienste bringe.
   Dreifach sei nun ihre Arbeit:
   Mit dem Aug' die Heerde weiden,
   Mit der Hand den Rocken spinnen,
   Mit dem Fuß das Kindlein wiegen.“ —
Mit dem Aug' die Heerde wacht sie,
Mit der Hand den Rocken spinnt sie,
Mit dem Fuß das Kleine wiegt sie,
Und dem Kindlein singend sinnt sie:
   O Tatare luli! luli!
   Du mein Enkel nach der Mutter;
   Nicht mehr kennet mich die Tochter,
   Weh! sie kennet nicht die Alte.
„Sklavin, sprich, wie du mich kennest!“
Die Tatarin ruft es bange.
„„Als dich badete die Wärt'rin,
Fiel ein Funk' auf deine Wange.““
   „Mutter mein! wirf weg die Linnen,
   Nimm den Zobelpelz, nimm Seide.
   Sehn' nicht mehr dich nach Podoljen,
   Trage unser Goldgeschmeide.“
„„Mehr als euer Goldgeschmeide,
Besser ist mein grobes Linnen.
Du wohl — hast nichts zu ersehnen —
Nach Podoljen geht mein Sinnen.““

---

### Das Kampffeld.

   Ernte war's und auf den Fluren
Lag der Saaten reiche Gabe;
Sonn' erscheint, im Morgenthau liegt
Leich' an Leiche, Hauf' an Haufen.
Von Korall'n ein Meer — und Perlen
Glänzt und glüht's von Menschenblute.
Und beim nächt'gen Lager stehend
Der Kosak wacht für die Brüder;
Wischt den Thau von eis'ger Stirne,
Klaget ob dem feuchten Holzstoß,
Fraget ihn mit dürrer Lippe:
„Warum brennest du nicht, Holzstoß,
Als mit Müh' beim Graun des Tages
Ich entzündet dich?“ — „„Nicht brenn' ich,
Bin mit Jünglingsblut getünchet
Von Kosaken und von Lechen““ (Polen).
Hier entglomm der Feinde Wüthen,
Hier dreihundert Pfeile schwirrten,
Hier drei Ströme Blutes flossen,
Hier dreihundert Seel'n entflohen.
Nur Ein Hauf' hat sie gerochen,
Der Tataren Kraft gebrochen.

* * *

   Durch die Eichen schimmert Mondlicht,
Von den Eichen strömen Heere,
Lärm ertoset, Rauch erhebt sich
Rechts und links — und Glied an Gliede
Glänzt im Sonn'strahl; s' sind Kosaken
Abgetheilet in vier Züge,
Drei Husaren, — ein belanzter.
Drin die Macht tatar'scher Scharen,

Peitschen knallen, Eisen klirren,
Und der Wagen Räder knarren,
Führen reicher Güter Menge,
Was geraubt sie und erbeutet.

* * *

So umringt vom Räderknarren,
Braun die Wange, hell die Stirne,
Reitet, seine Scharen führend,
Ein Kosakensohn vor ihnen;
Trägt mit Blut bespritzte Rüstung,
Tummelt stolz das Roß des Khanes;
Kleid und Degen, Dolch und Bogen
Und die Pfeile selbst im Köcher:
Alles fiel als Theil der Beute
An der Zaporoger Führer.
Wie des Hetmans — glänzt sein Auge,
Doch das Roß des Tartarkhanes
Springt und wiehert, wie dem Khane.
Kräftig schlug er dessen Herren,
Hatt' ihn ja im offnen Felde:
Kaum sprang auf er — wie ein Teufel —
Haut den Schädel er zur Erde;
Schwarz die Seele — nahmen Teufel.

* * *

Immer größer wird das Tosen,
Froh der Hetmann, laut die Scharen,
Lärm betäubt die nahen Berge,
Wagenburg stürmt nach den Scharen.
Dort im Walde guckt der Kukuk,
Weint die Mutter, sucht den Sohn dort,
Bricht die Hände — klagt den Winden
Heiß den Schmerz mit dürrer Lippe; —
Geht, mit Blut das Herz umronnen,
Von Gefallnen zu Gefallnen;
Weit die Flur — und Leich' an Leiche.
Schwer wird's dir, zu kennen, Mutter,
Deinen Sohn; die rohen Gäste
Schändeten sein junges Antlitz,
Rissen aus dem Kopf die Augen,
Fraßen sein Gehirn im Schädel.
Unterm Felsen auf dem Berge,
Krumm geschnabelt, schwarz gefiedert
Sitzt ein Rab', entrissen seinem
Bruder, ein Stück Fleisch in Krallen,
Frißt mit Lust die leckre Speise,
Hört den Jammer, neigt sich winkend:
„Alte Mutter, geh nach Hause,
Nimm die Hand voll Sand und säe
Auf ein Beet ihn unter Blumen,
Netz' ihn täglich reich mit Thränen;
Geht er auf vom weichen Erdkloß,
Kehrt dein Sohn heim — ohne Zweifel."

---

Sind drei Brüder! Schon drei Jahre
Ist der ein' im Krieg erschlagen.
Wo die Tanne grün sich nadelt,
Liegt der Bruder todt im Sande.
Rab' am Fuße, Roß am Haupte,
Klirrt am Schwert, dröhnt mit dem Hufe,
Gräbt ein Grab, schon bis zum Knie tief —
'S ist ihm leid, den Herrn zu lassen....
Steh' nicht, Roß, klirr nicht am Schwerte;
Ach, ich seh', seh' deine Treue,
Über Schluchten, über Fluren
Fliege heim, du lieber Rappe,
Mit der Dämmrung steh' am Thore,
Klirr' am Schwert, dröhn mit dem Hufe.
In die Händ die Brüder klatschen,
Gehn aus, nehmen blanke Waffen.

Abgehärmet fragt die Mutter:
„Wo, mein Roß, hast du den Herren?" —
„„Weithin ging mein junger Herr dort —
Hin zu lust'gem Hochzeitschmause;
Dort im Haine weilt sein Liebchen,
Auf dem Hügel, an dem Bächlein;
Hochzeitkleider näht der Lenz ihm,
Hochzeitsreigen spielt die Kiefer,
Lustig, — leicht ein Chor bedient ihn,
Winde sind des Bräut'gams Führer,
Nebel sind der Braut Jungfrauen.
Unzählbar die Schar der Diener;
Raben, Dohlen, Älstern, Krähen;
Thau bereitet ihm die Bäder;
Silbersand streut ihm das Lager;
Dichter Nebel — seine Decke
Und der Hügel — ist sein Liebchen!""

---

Am Ostroger Walde
Steht der Feind im Lager;
Einen Leichnam bringt nach Ostrog
Der Kosake hager.
Wie die Menschenscharen
Ihn besorgt umringen,
Ihm den jungen Blutfluß hemmen,
Einen Arzt ihm bringen.
„Brüder, meinen Wunden
Ist ein Arzt gefunden:
Unsern in der Zelle düster
Wohnt der alte Priester."
„Winde! weht aus Polen,
Wehet aus Lithauen!
Tragt die Seufzer meiner Sehnsucht
In die heim'schen Auen."
„Sagt's den theuern Meinen,
Daß sie nicht vergessen
Mein zu denken im Gebete
Und bei heil'gen Messen."
Und die Windesboten
Schnell die Botschaft bringen.
Vater, Bruder weint, — die Schwestern
Mit dem Tode ringen.
Nur die einz'ge Mutter
Kann der Gram nicht tödten:
Jeden Tag bei heil'ger Messe
Sieht man heiß sie beten.
Die Ostroger Eb'ne
Distel reich bedecket;
Todt zu Disteln und Cyanen
Der Kosak sich strecket.
Zum Begräbniß kommen
Scharen schwarzer Gäste
Von den Feldern, von den Wäldern,
Singen wie zum Feste.
Keines Priesters Segen —
Noch der Glocken Klage —
Nächt'ger Weile krächzt die Eule
Und der Rab' am Tage.

---

Schwarz der Acker aufgeackert,
Rings mit Gärten eingeheget,
Rothes Blut hat ihn gedünget,
Menschenleichen ihn geegget.
Bei den Leichen liegt ein Leichnam,
Stöhnt mit tiefem Grabeslaute;
Reißt die Augen auf — schon sterbend —
Doch es schlafen fest die Brüder.

Hat nicht Vater, hat nicht Mutter —
Keine Thräne, die ihm falle,
Keine Hand, die ihn begrabe,
Keine Glocke, die ihm schalle.

Pferde läuten mit den Hufen,
Mit den Sporen ihm die Krieger;
Schwarzer Raben Scharen kommen,
Fressen die lebend'gen Glieder.

Und dem Kampf die Mutter fluchet;
Rings den Sohn mit Schmerz sie suchet:
„Deinen Sohn! — ich kenn' ihn, kenn' ihn,
Riß ihm aus dem Kopf die Augen."

Auf der Flur glänzt weiß die Birke,
Laut ruft dort der Kukuk traurig,
Fragt zur Flur hinauf mit Seufzern,
„Warum grünest du nicht, Birke?"
Ach! wie soll ich jetzt denn grünen;
Hier zerschlugen die Tataren
Ihre Wagen, durch die Auen
Klirrten Säbel, schnoben Rosse,
Zog die blasse Schar Gefangner;
Wild Geschrei erscholl im Schwarme,
Unter ihren scharfen Messern
Fielen Köpf' und Baumesstämme:
Mitten strahlt die Feuersäule,
Ringsumher gespießte Köpfe! —

---

### Des Kosaken Rückkehr.

Sieben Jahr ist der Kosak dem Don fern,
Kehrt zum lieben Don zurück im achten.
Finstre Nacht ereilt ihn auf der Steppe; —
Er erquickt durch Schlaf die müden Glieder,
Bindet fest sein Roß am Eichenaste,
Wirft zu schlummern hin sich auf den Hügel.
Ha, da kriecht zu ihm ein schwarzes Thier hin.
Nein — es ist die Mutter zu dem Sohne.
„Reite heim, Kosake, heim zum Donfluß,
Öd' ist Alles, wüst' in deinem Hofe;
Wehe, deine Gattin hat ein Andrer;
Deine Kinder sind verwaist, — die Diener
Blos und hungernd ohne Herren;
Nicht ein Stück ist mehr von deinen Röcken,
Abgerissen von dem Meth die Siegel..."
Der Kosake stürmt zum Don heim.
Schaut nach ihm sein junges Weib durchs Fenster,
Läuft entgegen ihm mit offnen Armen.
Der Kosake faßt sein Schwert — den Nacken
Haut er durch — ihr — weh! sie stürzt zur Erde.
Auf den Hof nun tritt er, auf den eignen; —
Rings der Hof, ein Kranz gar schön und herrlich;
Um den Tisch die kleinen Kindlein sitzen,
Schreiben mit der Feder — wissen Vieles.
Gürtel sticken treu in Gold die Diener
Für den Herrn, und — netzen sie mit Thränen
Um die Frau. — Wie er die Kammer öffnet,
Starrt der Schrank voll Linnen und Gewändern;
Wie er löst die Riegel von den Kellern,
Steht in Fässern Honig übermodert;
Und er blickt in eine andre Kammer:
Da liegt schwarz das falsche Thier — die Mutter.
„Ha! du, Mutter, warst mir einz'ge Wonne;
Jetzt mir nichts mehr — bist ein schwarzes Unthier;
Fraß'st die Sonne mir, den Mond — den hellen;
„Friß nun auch die Sternlein — friß die Kinder."

J. P. Jordan.

---

**Die Hausmusik in Deutschland in dem 16., 17. und 18. Jahrhunderte. Materialien zu einer Geschichte derselben, nebst einer Reihe Vocal- und Instrumentalcompositionen von H. Isaac, L. Senft, L. Lemlin, W. Heintz, H. L. Haßler, J. H. Schein, H. Albert u. A., zur nähern Erläuterung von Karl Ferdinand Becker. Leipzig, Friese. 1839. Gr. 4. 1 Thlr. 8 Gr.**

Die unter diesem Titel erschienene Schrift des fleißigen Hrn. Verf. bietet, ungeachtet der Neuheit des Gegenstandes, der Kritik noch keinen festen Standpunkt der Beurtheilung. Sie besteht nämlich in zerstreuten Vorarbeiten, welche später zu einem wissenschaftlich geordneten, in sich abgeschlossenen Werke vereinigt werden sollen, zu einer Geschichte der Hausmusik, von welcher sie bis jetzt aber nur Andeutungen geben. Ob überhaupt die Hausmusik, unter welcher der Hr. Verf. eine Kammermusik im engern Sinne versteht und wozu er alle kleinern Tonstücke für Gesang und für Instrumente rechnet, welche nie oder doch nur ausnahmsweise eine Stelle im Concertsaale finden; ob diese Musik des 16., 17. und 18. Jahrhunderts historisch zu verfolgen sein wird, ob es gelingt, so tief, als eine treue Darstellung es nöthig macht, in das häuslich musikalische Leben besonders der frühern Jahrhunderte einzudringen, ob endlich diese Musik hinreichenden Stoff zu einer besondern Geschichte derselben darbietet — Alles dies muß dahingestellt bleiben bis zur Herausgabe des vollständig ausgeführten Werks, welches dann der eigentliche Gegenstand der Kritik wird. Es kann hier also vorläufig nur auf die Arbeit des Verf. aufmerksam gemacht und dann angeführt werden, was er als Material und wie er dies aufgestellt hat.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Begriff „Hausmusik", wie weiter oben, festgestellt ist, folgen unter besondern Überschriften neun verschiedene Abschnitte (S. 3—70) dann von S. 72—123 mehre sehr sauber gedruckte Musikbeilagen, von denen manche vielen Lesern willkommen sein werden. Im ersten Abschnitte: „Tonstücke für den Gesang", werden deutsche Volkslieder aus dem 14. und den folgenden Jahrhunderten besprochen, einzelne Texte derselben und ganze umfassende Sammlungen angeführt; demnächst wird eine Vergleichung zwischen den Liedern des 17. Jahrhunderts und denen früherer Jahrhunderte angestellt, woraus hervorgeht, daß das einstimmige Lied mit Begleitung einer bezifferten Baßstimme erst dem 17. Jahrhundert angehört. Im zweiten Abschnitte: „Tonstücke für Tasteninstrumente", folgt, nach Erwähnung der seit dem 14. Jahrhundert gangbaren Instrumente, die Beschreibung einiger Werke fürs Clavier; aus einem derselben (von Ammerbach, Leipzig 1571) theilt der Verf. die Beschaffenheit der damaligen Claviatur, der Tonschrift (deutscher Tabulatur) und der Stimmung mit und macht die Bemerkung, daß die Compositionen der gedruckten Werke jener Zeit in Arrangements von geistlichen Compositionen, Volksliedern und Tänzen bestehen, welche erst im 17. Jahrhundert durch die sogenannte Suite (ein aus Frankreich stammendes Tonstück) verdrängt wurden. Eben diese Claviersuite wird im folgenden Abschnitte weitläufiger abgehandelt, wonach dann im vierten Abschnitte die Claviersonate — als die eigentliche Hausmusik — den Hauptgegenstand bildet. Die der neuern Sonatenform entsprechende älteste Sonate findet der Verf. in Joh. Kuhnau's, Cantors an der Thomasschule zu Leipzig (geb. 1667, gest. 1722), „Neuer Clavierübung" (Leipzig 1695). Der fünfte Abschnitt: „Tonmalerei", findet unter den Materialien zu einer Geschichte der Hausmusik einen Platz, damit „eine Reihe der verschiedenartigsten Tongemälde kund thun möge, daß es immer und zu allen Zeiten berühmte Tonsetzer gab, welche die Kräfte der Kunst öfters verkannten, die ärgsten und drolligsten Misgriffe begingen und höchstens durch ihre versuchten Tonmalereien ein Lächeln der Zuhörer hervorlocken, doch nie damit einen tiefen, bleibenden Eindruck machen konnten". Der sechste Abschnitt bespricht

die Laute als ein in Deutschland Jahrhunderte hindurch in Ehren gehaltenes Lieblingsinstrument und führt verschiedene Werke für dies Instrument an. Der siebente Abschnitt enthält eine kurze Abhandlung über Applicatur auf den Tasteninstrumenten in früherer Zeit, ein Gegenstand, der mit der Tonmalerei wol nicht direct in diese Materialien gehört, welche endlich mit dem achten Abschnitte: „Volkslied und Choral", abgeschlossen werden; in diesem letzten Abschnitte wird durch mancherlei interessante Belege dargethan, daß manche unserer Choräle durch Ummodelung weltlicher Liedermelodien entstanden sind. Als ein besonderer Anhang hierzu folgt schließlich ein Verzeichniß einiger aus weltlichen Melodien entstandener Choräle.

Im Ganzen genommen liefert das vorliegende Werk einen abermaligen Beweis, wie vielfach in neuerer Zeit die Geschichte der Tonkunst durch fleißige Nachforschungen und Arbeiten zur Aufnahme gebracht wird, besonders wenn sich einzelne Schriftsteller nicht mit einer Universalgeschichte, sondern, wie der fortwährend thätige Hr. Verf., mit einzelnen Zweigen derselben ganz speciell beschäftigen. 92.

## Literarische Notizen.

Ungeachtet der Theilnahme, welche das natürliche, dem Leiden jeder unterdrückten Nationalität zugewendete Mitgefühl in unserer Zeit auch dem unglücklichen Irland schenkt, ist doch bei uns im Allgemeinen die Kenntniß seiner Zustände nicht immer eine ins Tiefe gehende, noch die Erläuterung derselben durch den geschichtlichen Verlauf seiner Schicksale uns hinlänglich vertraut, sodaß es sicher der Mühe werth ist, auf jede Erscheinung aufmerksam zu machen, welche über einen der Beachtung so würdigen Gegenstand Licht zu verbreiten im Stande ist. Als solche ist zu bezeichnen: „Autobiography of *Archibald Hamilton Rowan*. With additions and illustrations by *W. Hamilt. Drummond*." Haftet auch an jeder Biographie — vorzugsweise aber an Selbstbiographien — der eigenthümliche Mangel, uns außer dem nur gerade die betreffende Persönlichkeit angehenden Beiwerke für die Geschichte auch noch in dem Individuum einen selten von dem Hauche der Subjectivität ungetrübten Spiegel aufzuzwingen, in welchem wir erst die objective Gestaltung der Geschichte erblicken können, so bleiben doch auf der andern Seite die Vortheile, welche dieselbe für die Erklärung geschichtlicher Motive sowie deren praktische Würdigung bietet, unverkennbar. Gerade an Rowan bestätigt sich die Wahrheit des letztern aufs augenscheinlichste: seine ganze Persönlichkeit ist das treueste Bild des Geistes, welcher die der Union von 1801 vorhergehenden Kämpfe des unterdrückten irischen Volkes hervorrief. Durch mannichfaltige Mängel und Fehlgriffe seiner Jugenderziehung bereits behindert jene moralische Stärke zu erringen, die unter allen Verhältnissen ihrer selbst Meister zu bleiben vermag, und ihn vor jugendlichen Fehltritten hätte bewahren können, wußten doch seine trefflichen Geistes- und Herzensgaben ihre natürliche Entwickelung zu finden und gaben sich in einer seltenen Aufopferung, in glühender Liebe zu Recht und Vaterland und einem unermüdlichen Eifer für seiner Mitmenschen Wohl kund, während seine Fehler fast nur in einer falschen Richtung seiner Tugenden oder in einer Erhebung über die kalten Berechnungen der gemeinen Verhältnißmoral bestanden. Es war daher nicht anders als natürlich, daß er an den Bewegungen zu Gunsten seines Vaterlandes lebhaften Antheil nahm, ohne jedoch die hinlängliche Vorsicht zum Schutze gegen verderbliche Folgen für seine Person anzuwenden. Er ward wegen des berühmten Aufrufs an die Freiwilligen zu zwei Jahren Gefängniß und 500 Pf. St. Geldstrafe verurtheilt; aber die fluchwürdige Politik, deren sich England bediente, glaubte sich dadurch noch nicht hinlänglich gerächt, oder Rowan noch nicht unschädlich genug gemacht zu haben; sie ließ ihn durch erkaufte Verräther im Gefängnisse selbst zu einer Verhandlung mit der französischen Revolutionsregierung verleiten, welche ihn unfehlbar hätte dem Henker überliefern müssen, hätte er sein Leben nicht durch rechtzeitige Flucht aus dem Gefängnisse gerettet. Es ist dies unstreitig die interessanteste Partie des ganzen Buchs, indem sie die ganze Schlechtigkeit des Macchiavellismus der damaligen englischen Regierung aufdeckt und ihn für alle Folgezeit brandmarkt, sodaß das Buch auch für die Gegenwart in dieser Beziehung, einigen in der heurigen Parlamentssitzung vorgekommenen Bemerkungen nach zu schließen, eine wichtige praktische Bedeutung hat. Rowan begab sich nach Frankreich und Amerika, kam daselbst mit den einflußreichsten Personen dieser Länder in Berührung, bis ihm endlich, nachdem man die Schändlichkeit des gegen ihn gebrauchten Verfahrens erkannt hatte, die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland zu Theil ward. Trotz der erduldeten Leiden verschmäht er es, das Publicum aus Zwecken der Rache aufzuregen, und in Betracht, daß diese Biographie zunächst mit Rücksicht für seine Kinder geschrieben war, ist er weit entfernt, die Rolle des Hamilkar zu wiederholen, und thut nicht das Mindeste, Jemanden Sympathie mit seinen Ansichten und Handlungen einzuflößen: die Thatsachen allein sind seine sprechenden Beweise.

Zu den mannichfaltigen Vereinen in England, deren ausgesprochener Zweck in der Herausgabe seltener, die alltägliche literarische Neugierde, wie das höhere wissenschaftliche Interesse befriedigender Werke und deren Verbreitung unter eine möglichst große Anzahl von Lesern zu dem möglichst niedrigen Preise besteht, wie dergleichen die Camden society, die Percy society und die Historical society of science sind, ist in der letzten Zeit eine neue getreten, eine Shakspeare society. Man darf, wie dies schon aus den gegebenen Andeutungen erhellt, sich durch den Namen nicht verführen lassen, an die verkehrten Richtungen sich zu erinnern, deren sich namentlich in frühern Zeiten ästhetische Vereine unter einem im Äußern ähnlichen Banner schuldig gemacht haben; der Zweck des in Rede stehenden Vereins ist vielmehr die Beleuchtung des Dichters durch Veröffentlichung seltener Handschriften und Werke, namentlich solcher, welche auf die zu Brauch und Sitte in Bezug stehenden Theile seiner Gedichte Licht zu werfen vermögen, sowie Veranschaulichung seines geistigen Wirkens durch Bezeichnung des ihm zu Gebote gestanden habenden Materials. Der Verein hofft durch vereinte Kräfte diese von einzelnen ehrenwerthen Bestrebungen verfehlten Zwecke zu erreichen; die jährliche Subscription beträgt 1 Pf. St. Gewissermaßen einen Gegensatz zu dem vorigen bildet ein gleichzeitig in Dublin entstehender Verein zur Sammlung und Veranstaltung des Drucks seltener auf die Geschichte und Alterthümer Irlands bezüglicher Handschriften und Werke, welcher aber die Zahl seiner Mitglieder auf 500 beschränkt, sowie auch den allgemeinen Vertrieb der von ihm herausgegebenen Schriften untersagt. Der Verein hat bereits die Billigung und Unterstützung vieler ausgezeichneten Personen erhalten.

Auch in England ist von J. Brodie ein neuer Versuch gemacht worden, die Urgeschichte der Völker und den gemeinschaftlichen Ursprung der einzelnen Völkermassen auf den sprachlichen Boden zu begründen. Das betreffende Werk Brodie's ist: „The alphabet explained, or the science of articulate sounds, in connexion with the origin and history of nations." Nicht die Etymologie ist es, welche Brodie zum Organe seiner Erklärungen macht, sondern, wie es schon der Titel des Werkes errathen läßt, ist dessen Grundgedanke: die charakteristische Aussprache der verschiedenen Völker charakterisirt ihre ethnologische Verwandtschaft; denn die verschiedenen Stämme des Menschengeschlechts nehmen in Gemäßheit ihrer Sprachorgane und deren specifischer Modification gewisse bestimmte Laute an, während sie andere verwerfen, deren beiderseitige Entdeckung das einzig sichere Kriterium für die ethnologische Classificirung der verwandten Stämme bildet. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 253. — 9. September 1840.

## Die neuesten Erscheinungen in der Literatur über Schiller.

Man hat es mit Recht als eine beachtenswerthe Wendung unserer Literaturinteressen angesehen, daß bereits seit einigen Jahren das rückwärtsblickende Janusgesicht derselben nicht mehr so ausschließlich als eine lange frühere Zeit hindurch auf den einen Heros der jüngst vergangenen Periode, auf Goethe, sondern mit einer, dem äußerlich haftenden Blicke nur gering erscheinenden, dem innerlich prüfenden Auge aber sehr bedeutend sich zeigenden Wendung auch und zum Theil noch mehr auf seinen großen Zeit- und Geistgenossen Schiller sich gerichtet hat. Diese Bemerkung konnte noch vor kurzer Zeit, wie es auch von dem Berichterstatter über eine derartige Literaturerscheinung in d. Bl. *) geschehen ist, nicht anders als mit freudiger Anerkennung ausgesprochen werden; denn man war berechtigt, den Impuls zu dieser Wendung in eben dem Grade in den Tiefen des deutschen Charakters zu finden und seine Folgen als Fortschritte zu bezeichnen, in welchem Grade er von den Höhen einer tüchtigen Weltanschauung und einer zeitgemäßen Philosophie ausging und die Schriften, in denen jene Wendung ihren Ausdruck fand, als Resultate einer gediegenen und scharfsinnigen Forschung erschienen. Leider! mischt sich aber der Betrachtung unserer neuesten Literatur über diesen erhabenen und würdigen Gegenstand ein gewisses unbehagliches Gefühl bei, das — wir müssen nochmals sagen leider! — wiederum durch eine bedauerliche Richtung literarischer Thätigkeit, die in unserer Zeit bedenklich überhand nimmt, hervorgerufen wird. Wäre, was an Erklärungs-, biographisch-kritischen und andern Versuchen über Schiller in den Kreis der Literatur tritt, auch immerhin nur auf der Stufe des Versuchs geblieben, so würde doch das alte Sprüchwort schon das Wollen hierin dankbar anerkennen heißen, und höchstens wäre die Schwachheit des Zeitalters, nicht seine Schlechtigkeit in Anklagestand zu versetzen. Wenn aber auf einem so engen Kreise, wie ihn dieser Literaturabschnitt darbietet, neben Werken wahrhaft philosophischer Betrachtung und geschichtlicher Forschung auch Bücher sich zeigen, die den wahren Grund ihrer Existenz nur in der Bezeichnung haben, daß das „beliebte Schiller-Format" und die Sucht eines Theils unserer Zeitgenossen nach encyklopädisch bequemem Wissen passende Factoren zur Erzielung eines guten Products bei der nächsten Meßabrechnung sein könnten — so ist jener unangenehme Gefühlsbeischmack wol genügend erklärt.

*) In der Anzeige über den ersten Theil von Hinrichs' Schrift über „Schiller's Dichtungen" in Nr. 271 d. Bl. f. 1837. D. Red.

So viel im Voraus als ein allgemeines Ergebniß der Lecture nachstehender Schriften, wenden wir uns jetzt mit hoher Anerkennung zu

1. Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange von H. F. W. Hinrichs. Zweiter, dramatischer Theil. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig, Hinrichs. 1839. 8. 3 Thlr. 2 Gr.

Die Auffassungsweise dieser Schrift ist bereits aus dem ersten lyrischen Theile bekannt, der in der verschiedenartigsten Weise besprochen worden ist, dem aber selbst die entschiedensten Gegner das Verdienst einer Innerlichkeit und Tiefe der Anschauung und Erläuterung Schiller'scher Poesien nicht abstreiten können. Um bei der Beurtheilung des vorliegenden zweiten Theils dem Leser wenigstens eine gewisse Garantie für das Vermeiden von Abwegen stellen zu können, wollen wir zunächst, was Hinrichs selbst über die Aufgabe des Buches sagt, erwähnen. Es heißt in der Einleitung S. LXX:

> Humboldt sagt: „Ich glaube, nie ist es einem Dichter gelungen, so bestimmt einen selbstgezeichneten Weg zu verfolgen, als Schiller. In ihm kann das Niemand verkennen, wenn man seine Stücke, wie sie nacheinander gefolgt sind, vergleicht." Dieser Weg ist kein anderer als der des Geistes und der Freiheit. Wir befanden uns gleich im ersten Theile dieser Schrift auf der Stufe des Geistes, und zwar auf der der unmittelbaren Empfindung, welche die Liebe ist. Wir sahen, wie er sich zum Bewußtsein aufschloß, zur Vorstellung, und sich in der Wirklichkeit des Lebens zur schönen Individualität erhob, wie er sich aus der unmittelbaren Natürlichkeit zur Idealität und Schönheit befreite und sich in der Gewißheit seiner selbst zur That und Handlung bestimmte. Aber zunächst willkürlich, im Widerspruch mit der Nothwendigkeit, dem Gesetz, welches der allgemein vernünftige Wille ist. Da jedoch seine wesentliche Bestimmung nicht der Gegensatz der Freiheit gegen die Nothwendigkeit ist, sondern die Einheit, so strebte er zu dieser hin und erreichte sie auch. So hatte der Dichter in lyrischer Form den Geist und die Freiheit allseitig als sein Pathos, als seines Herzens Empfindung ausgesprochen. Mit der That und Handlung tritt wegen des objectiven Interesses das Drama hervor, in welchem der Inhalt nicht mehr nur Sache der Empfindung des Dich-

ters, sondern das Subjective zugleich objectiv ist. Wir haben in diesem zweiten Theile das Schiller'sche Drama zu betrachten, wie sein Inhalt an und für sich selbst der Geist und die Freiheit ist. Es wird sich ergeben, daß derselbe sich als Freiheit und Nothwendigkeit darin entgegengesetzt, als Ideal und Wirklichkeit mit sich selbst in Widerspruch ist, aber auch, daß er dadurch zur Einheit mit sich selbst sich vermittelt, sich zu derselben als zu seiner Wahrheit und Wirklichkeit vollendet.

Wie der Verf. hier das Verhältniß von Schiller's dramatischen zu seinen lyrischen Dichtungen philosophisch entwickelt, ebenso legt er die Beziehung, in welcher der Dramatiker Schiller zu seinen Vorgängern auf der Entwickelungsbahn des poetischen Geistes in Deutschland steht, in wahrhaft philosophischem Ausdrucke dar. Wir können diese letztere, mehr der Philosophie der Geschichte angehörige Darstellung nicht ausführlich, wie sie ist, hier mittheilen, wollen aber versuchen, den Gedankengang des Verf. in Kürze wiederzugeben. Er knüpft (S. XLVIII) denselben zunächst an eine Stelle aus Goethe's „Shakspeare und kein Ende" an, worin dieser in Bezug auf das Verhältniß Shakspeare's zu den Alten auf den Gegensatz zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, Sollen und Wollen hinweist und sich dahin ausspricht, daß Shakspeare, indem er das Nothwendige sittlich gemacht habe, die alte und neue Welt verknüpfe. Wie sich dieser hier nur angedeutete, in der That aber unter den vielfachsten Gestalten hervortretende Gegensatz in der Geschichte der neuen Literatur darstelle, unternimmt nun Hr. Hinrichs näher zu zeigen, und findet ihn gleich bei Klopstock im ganzen Extrem. Indem bei diesem der Ausgangspunkt die moralische Aufklärung, deren Höchstes aber wiederum das Ideal, aller Welt und Wirklichkeit gegenüber, ist, und dieses Ideal bei Klopstock die Form des Gefühls hat, ist seine Poesie vorzugsweise lyrisch. Um das Ideal von dieser Abstraction zu befreien, bezieht es Wieland auf die Wirklichkeit, aber ohne sie zu durchdringen, indem er sie als bloße Repetition des Ideals erkennt und damit die leere Tugend sowol, wie das bloße sinnliche Leben schön ironisch zu beseitigen weiß. Wie Klopstock ernst und feierlich, ist daher Wieland anmuthig und leicht. Dieses Ideal will nun Lessing mit lebendigen Gestalten wirklich erfüllen, er will es in der Welt geltend machen, aber er zerstört alle Unterschiede derselben, weil an die Stelle des Gefühls der Verstand getreten ist und allein das moralische Handeln, weniger das Gefühl für Recht und Tugend gilt. Daher sind seine Charaktere moralische Schemen, seine Welt ist, wenngleich bedeutungsvoller als bei Klopstock, doch nur von relativem Werthe: denn das blos moralische Subject würde erst dann wahrhaft tragisch sein, wenn es über seine Ungerechtigkeit gegen Welt und Leben, deren Geist es nicht kennt, zum Bewußtsein käme. Bei Herder sollen alle menschlichen Kräfte sich zum Ideal veredeln, ihm ist das Ideal die Humanität und er sieht die Welt dazu immer weiter fortschreiten. Aber die Humanität nicht, sondern der Geist ist die durch alle Entwickelungsstufen sich fortbewegende Einheit, welche alle Unterschiede des Lebens in sich hat; die schöne Menschlichkeit ist wieder blos ein Ideal, das keine Wirklichkeit hat, ein weltverzehrendes Ideal. Aber diese Einheit ist nur möglich, wenn die Welt und das Leben selbst in die Einheit des Geistes aufgenommen werden, sowie dann erst wirkliche Individualisirung möglich ist: dies ist das Ideal Goethe's und Schiller's. Bevor zu dieser Einheit zu gelangen war, gab es Sturm und Drang in der Poesie, wodurch das Schöne von den Abstractionen gereinigt ward und dadurch die Gestalten, die der Geist producirte, Erscheinungen des Ewigen und Wahren wurden. Bei beiden Dichtern ist noch sowol Sturm und Drang, als auch noch der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit, der aber zur Einheit sich vermittelt. Bei Schiller war der Sturm anhaltender und länger als bei Goethe: beide kamen aber mit der Welt in Einheit, wenngleich von ganz verschiedenen Seiten her. Goethe verwandelt die äußerliche Welt in sein inneres Leben, Schiller macht sein Inneres äußerlich und stellt es in der Welt dar, sie mit dem Geiste und der Freiheit vermittelnd: daraus erheben beide die Welt zur Idealität und Schönheit. Daher herrscht bei Goethe ruhige Entwickelung, bei Schiller bewegte Handlung; daher sind bei jenem die weiblichen Charaktere die schönsten, während sie bei diesem nur allmälig zur Individualität sich heranbilden; hingegen sind die männlichen Charaktere bei Schiller die schönsten, während dieselben bei Goethe mehr nur Bildung zur Freiheit als That und Handlung zeigen. Beide lösen die Widersprüche des Lebens zur Einheit des Geistes mit der Welt auf; aber bei Schiller ist der Gegensatz gegen die Welt härter, die Vermittelung desselben kostet mehr Anstrengung. Indem dieser letztere Punkt namentlich im Gegensatze zu den Anschauungsweisen Lessing's und Herder's näher ins Auge gefaßt wird, gelangt Hr. Hinrichs zu dem Ergebnisse, daß der Verlauf der Schiller'schen Stücke kein anderer ist als diese Vermittelung des Gegensatzes von Ideal und Wirklichkeit zur Einheit und Durchdringung.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenznachrichten.

London, 20. Aug. 1840.

Es ist seit meinem letzten Berichte über hiesige literarische Neuigkeiten bereits eine geraume Zeit verflossen. Da ich mich in diesen Berichten nur auf Das beschränken kann, was mir die Aufmerksamkeit deutscher Leser zu verdienen scheint, und es schon der bessern Übersicht wegen angemessener ist, die hiesigen literarischen Erscheinungen nicht einzeln, sondern mehr im Zusammenhange zu besprechen, hier aber in letzterer Zeit wenig Interessantes herauskam, so hat sich hinreichender Stoff nicht früher zusammengefunden. Die folgenden drei Werke sind nun jedenfalls interessant. Zuerst sind die **Memoiren Romilly's** („Memoirs of the life of Sir *Samuel Romilly*, written by himself; with a selection from his correspondence. Edited by his sons." 3 Bände.) ein wahrer Gewinn für die englische Literatur. Da Romilly schon seit 1818 verstorben, alles in dem Buche von seiner eigenen Hand geschrieben ist und die Söhne blos Herausgeber sind, so ist auch dieses freilich eigentlich keine Neuigkeit. Was für Parteirücksichten an dieser späten Herausgabe des Buchs aber auch Schuld sein mögen, so ist dessen Interesse doch zu bleibender Art, um dadurch gelitten zu haben. Das hohe Verdienst, welches Romilly während seiner parlamentarischen Laufbahn als Gesetzgeber, namentlich um die Hu-

manisirung des strengen englischen Criminalgesetzes erwarb, seine liebenswürdige Persönlichkeit, die Eigenschaften seines Geistes und Gemüths, sein Biedersinn, seine unermüdliche Thätigkeit müssen diesen autobiographischen Bruchstücken stets Bedeutung und Reiz verleihen. Dieselben bilden jedoch mehr authentische als vollständige Materialien zu einer Biographie. Sie bestehen erstens aus einem 1796 geschriebenen und 1818 fortgesetzten Memoire, in welchem Romilly sein Leben von seiner Geburt (1757) bis zum Jahre 1789 schildert, zweitens aus seiner Correspondenz von 1781—1805, und drittens aus seinem von 1806, da er als Staatsbeamter ins Unterhaus trat, bis zu seinem Tode (1818) ununterbrochen fortgeführten Tagebuche. In dem Memoire ist seine Jugendzeit, namentlich sein Leben im älterlichen Hause mit einer Wärme geschildert, welche fast der Rousseau's in den „Confessions" gleichkommt. In der Correspondenz sind besonders die 1781 während einer Reise nach Lausanne durch Frankreich geschriebenen Briefe interessant, welche über die damaligen Verhältnisse und Männer — wie z. B. über Mirabeau — des Bedeutsamen und Neuen viel enthalten. Das parlamentarische Tagebuch ist ein historisches Actenstück, nicht nur wegen Romilly's legislativer Bestrebungen allein, sondern auch wegen vielfacher sonstiger Notizen, die es für die damalige Parlamentsgeschichte überhaupt enthält. Romilly war hinsichtlich seiner Begriffe von Gesetzreform durchaus nur ein Schüler Bentham's, nicht nur im Allgemeinen, sondern vielmehr auch im Detail seiner Argumentation. Sein aber war das Verdienst der ersten Aufstellung dieser Begriffe im Parlament durch sein Rednertalent und seine Beharrlichkeit, und zwar durch eine Beharrlichkeit, welche für seine Sache von Jahr zu Jahr und fast ununterstützt fortkämpfte, in einem Hause, das für Reden von solchen Dingen so gut wie taub war. Ein Beispiel gibt hier gleich die erste von ihm eingebrachte Bill, betitelt: „Eine Bill, das Grundeigenthum Verstorbener, für deren einfache Schulden*) haftbar zu machen." Diese Bill wurde verworfen, und hören wir Romilly's Notiz: „Einige Tage nachdem die Bill, Grundeigenthum für die Zahlung von Schulden haftbar zu machen, verworfen worden war, kündigte ich gleich eine Bill desselben Inhalts, aber auf Gewerbsleute beschränkt, an. Ich brachte seitdem die Bill ein, und sie wurde heute im Unterhause zum dritten Male verlesen und ging durch. Viele der gegen die vorige Bill gemachten Widersprüche passen auch auf diese: daß es eine Neuerung ist, daß dadurch Land ohne schriftliche Gewähr angegriffen werden kann, daß dadurch oft ein täuschender Credit hervorgebracht wird u. s. w. Es wurde jedoch nicht ein einziges Wort gegen die Bill vorgebracht. Country-Gentlemen haben nichts dawider, daß die Gewerbsleute ihre Schulden bezahlen, und zu Ehren der Gewerbsleute, deren es im Hause viele gibt, hatten diese ebenfalls keine Einwendung zu machen." Romilly brachte nachher die ursprüngliche Bill jedes Jahr von neuem ein, aber immer vergeblich. Fast unmittelbar nach der Reformbill von Romilly's Sohne, John Romilly, wiederum eingebracht, passirt sie Lords und Gemeine ohne Opposition. Der interessanteste Theil des Tagebuchs ist jedoch natürlich die Darstellung seiner schweren Kämpfe für die Strafgesetzreform, welche eigentlich seinen Ruhm begründeten und gegen welche das Verfahren des jetzigen Hauses bei Kelly's neulicher Bill einen so auffallenden Gegensatz bot. Es würde jedoch zu weit führen, auf dieselben hier näher einzugehen. Ebenso muß ich mich auch enthalten auf das vielfach Bemerkenswerthe, welches das Tagebuch sonst enthält, hier im Einzelnen weiter aufmerksam zu machen, und bemerke nur noch, daß auch dieser Theil einen besondern Reiz erhält durch manche freundliche Notiz über sein häusliches Leben, das, lange so glücklich, leider so tragisch endete.

*) Das englische Recht unterscheidet specialty debts, welche auf besiegelten Acten beruhen, und simple contract debts, welche auf unbesiegelten Acten oder auf blos mündlichen Verträgen beruhen.

Neben diesem ist „The stage, before and behind the curtain", von Bunn (3 Bde.), eins der interessantesten neuern Werke. Der Verfasser war mehre Jahre Director des Drurylanetheaters, stand auch einige Zeit dem des Coventgarden und des englischen Opernhauses vor, fallirte aber im vorigen Jahre als Director des zuerst genannten und mußte daher von der Direction abtreten. Allgemein getadelt, daß er Schaustücke, Ballet und Oper zu sehr auf Unkosten des höhern Schauspiels begünstigt und überhaupt die Bühne durch allerlei Ungehörigkeiten entwürdigt habe, war der Zweck des Buchs zunächst seine Vertheidigung, und er zeigt darin, und zwar sehr einleuchtend, daß er besonders aus Mangel an Talenten für das recitirende Schauspiel zu seinem Verfahren genöthigt war, sein Ruin aber vorzüglich durch die übermäßigen Besoldungen der Künstler herbeigeführt wurde. Er hat jedoch das Werk dem Ton und Inhalte nach über blos persönliche Verhältnisse erhoben und seine Beweisführung besteht durchgehend in der Mittheilung von Facten und Zahlen, von Briefen und sonstigen Documenten, die ihm in Fülle zu Gebote standen. Das Buch ist daher für die Statistik der englischen Bühne von der höchsten Wichtigkeit. Dennoch möchte es im Ganzen für deutsche Leser nur von geringem Interesse sein; die englische Bühne ist wirklich ein zu trostloser Gegenstand. Während der verflossenen Saison richtete sich das Interesse der Gebildeten größentheils auf die italienische und neben ihr auf die deutsche Oper. In Drurylane gab Hr. Eliesen (ein Deutscher) seine Promenadeconcerte nach dem Muster der pariser Musardconcerte und hatte hier mit einem Orchester von fast 100 Instrumenten und bei dem höchst geringen Eintrittspreise von einem Schilling einen sehr zahlreichen Besuch; er machte sich durch die Verbreitung des Geschmacks für gute Instrumentalmusik unter dem hiesigen größern Publicum verdient. Coventgarden schloß sehr frühe. Das recitirende englische Schauspiel war daher ganz auf das kleine Theater im Haymarket beschränkt, und auch hier erwarben sich nur die Komiker Power und Buckstone ungetheilten Beifall; denn Macready und sein Schweif haben, obwol ihnen Bildung und Talent keineswegs abgeht, eine zu melodramatische Manier und Charles Kean gar beleidigt allen gesunden Menschenverstand durch sein im höchsten Grade zugleich übertriebenes und kaltes Spiel. Und es scheint hier so bald sich nicht bessern zu wollen. Bei den mangelhaften Leistungen der Schauspieler und der neuern dramatischen Dichter hat sich das gebildete Publicum ganz vom Theater abgewandt. Der gemeine Haufe gibt daher allein den Ton an und hat sich unter eine große Anzahl kleiner Theater vertheilt, wo von wahrer Kunst eigentlich gar nicht die Rede sein kann. Dadurch wird, was von theatralischem Talent und Capital noch vorhanden ist, gänzlich zerstückelt. Endlich sind es noch die bessern Schauspieler selbst, welche die Theater in pecuniairer Hinsicht ruiniren. Ihre Honorare übersteigen wirklich alles Maß. Power hatte während der verflossenen Saison im Haymarket 1.0 Pf. St. die Woche, Macready und Kean 25 Pf. St. für die einzelne Vorstellung. So hatte Bunn der Malibran während ihres Engagements in Drurylane 125 Pf. St. für die einzelne Vorstellung zu zahlen, und zwar jeden Montag im voraus mit 375 Pf. St. für drei Vorstellungen die Woche. Die Taglioni hatte daselbst 100 Pf. St. per Abend für sich selbst, ferner 600 Pf. St. für ihren Vater, als Balletmeister, 900 Pf. St. für ihren Bruder und ihre Schwester, um mit ihr zu tanzen, zwei Benefizen, garantirt zu 1000 Pf. St., und ein halbes Benefiz für ihren Bruder, garantirt zu 200 Pf. St. Im Einzelnen ist das Buch sehr anziehend durch eine große Menge sehr wohl erzählter Anekdoten und Charakterzüge aus der so wunderlichen Schauspielerwelt und von sonstigen merkwürdigen Personen, mit welchen der Verf. in Berührung kam.

Das liebste Buch von allen aber, das mir ein liebes für immer bleiben wird, ist: „The rod and the gun" (Angelruthe und Jagdbüchse), von James Wilson. Es ist

zwar nichts weiter als eine Anweisung zum Fischfang und zur Jagd für Liebhaber, die sie über dieselben und über ihre Comforts sorgfältig belehrt, hier und da auch einiges Naturgeschichtliche beibringt, das selbst für die Wissenschaft neu sein mag. Es ist aber zugleich ein wahrhaft poetisches Erzeugniß. Wäre der Verf. nicht Prof. Wilson, Mitglied der königlichen Gesellschaft zu Edinburg, der Professor, der Herausgeber von „Blackwood's Magazine", so hätte ich dergleichen hier wol wenig erwartet, so wenig wie in den vielen ähnlichen Anweisungen. Aber hier ist die ganze Poesie des Fischfangs und der Jagd. Und wo ist mehr Poesie als in diesen primitiven Geschäften? Im Fischfang und der Jagd findet der in der Sklaverei anderer Gewerbe Ermüdete, Ertödtete, indem er Gehölz und Gewässer nach ihren Schätzen durchsucht, wieder die Lebensfrische der Natur, und alle Kräfte üben sich zu der Rüstigkeit, welche im Leben, diesem Kriege Aller gegen Alle, das Erste und Letzte ist. Diese Frische und Rüstigkeit ist es nun, welche in diesem Werke lebt, den Beschreibungen der Verrichtungen und denen der Naturscenen einen Glanz, wie den der Natur selbst, verleiht und uns dem Verfasser über Fluß und See, Moor und Gehölz unaufhaltsam folgen läßt. Gerne hätte ich eine Probe mitgetheilt, allein ich finde, daß, um dem Styl des Verf. Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, eine größere Sorgfalt erforderlich ist, als mir die Zeit eben jetzt gestattet. Doch führen wir folgende Anekdote an, da sie zeigt, daß Gerechtigkeit nie ausbleibt und dem Verf. selbst einmal so mitgespielt wurde, wie er gewöhnt war den Fischen mitzuspielen. Es war in Roßshire. „Wir fischten den halben Tag mit mehr Kunst als Erfolg. Die ganze Zeit beobachtete uns ein Schafhirt, der in seinen Plaid gewickelt, seinen Hund Yarrow dicht neben sich, in einem Graben saß und neugierig schien, zu erfahren, wie lange wir unsern Versuch „at sport" fortsetzen würden. Als zuletzt in Verzweiflung wir nach Hause zurückkehrten — ein gastliches und höchst angenehmes Haus war das der Mistreß Scobie — und uns unsern pastoralen Freunden in ihrem „sunny lair" nahten, begann der menschliche, ohne Kopf oder Fuß zu rühren: „Ihr werdet dort nicht viele Forellen getödtet haben?" „„Nein, wir trafen gar nichts!"" „Nun, nun, es ist wohl bekannt, es gab keine Forellen in jenem Loch seit dem Anfang der Schöpfung." Auch der Anfang des Schlusses ist charakteristisch: „Doch weshalb unsere Vorschriften verlängern — denn welche Kenntniß kann man sich von dieser oder irgend einer andern glorreichen Kunst durch Lesen erwerben? Oder, was hilft Buchgelahrtheit, wenn es dazu kommt, nicht blos vom „loupin 'ow'r a lien" zu reden, sondern es wirklich zu thun, oder seinen Fisch zu verlieren, der es bereits gethan hat — und sieh! welch ein dichter Schirm von Fels und Gestrüpp zu beiden Seiten. Wo findest du, o Angler, deine Regeln kurz und klein zurecht geschnitten, wenn du deine Stellung verändern willst an einem täuschenden Strom von unbekannter Tiefe, wo Riesenbäume den Weg gewaltsam versperren, über dir die heulenden Winde, unter dir „die Hölle der Wasser"! Kann ein Christenmensch hinter dem Ofen lernen, Schlittschuh zu laufen? Oder kann ein Seemann am Bord lernen, über ein Thor zu setzen, oder auf einem wirklichen Pferde die Sattelkrankheit zu vermeiden, indem er die Anweisung zur Reitkunst oder eine Abhandlung über Gerberei studirt? Kann ein Landbewohner der Seekrankheit dadurch entgehen, daß er sich mit der nautischen Taktik bekannt macht? Kann ein Esel dadurch ein Philosoph werden, daß er Tag und Nacht eine Encyklopädie liest? Kann ein Philosoph dadurch aufhören, ein Esel zu sein, daß er sie weder bei Nacht noch bei Tag liest? Nimmer, nimmer, nimmer!"

Lange hat hier kein Buch so bedeutende Aufmerksamkeit erregt als Ranke's „Geschichte der Päpste", welche Mistreß Austin so vortrefflich übersetzt hat. Alle Blätter und Zeitschriften widmen dem Werke sehr ausführliche Artikel und erkennen dessen hohe Wichtigkeit, selbständige Forschung und unparteiische Behandlung einstimmig an. Mit ebenso vielem Beifalle hat man die jetzt übersetzten Briefe v. Raumer's über Italien aufgenommen und das Buch für das belehrendste und unterhaltendste erklärt, das bis jetzt über Italien erschienen sei. Halm's „Griseldis" ist ebenfalls übersetzt worden und „Blackwood's Magazine" übertrug diesen Monat den „Camoens" und sagt dabei über den Dichter: „Der Name des jungen Dichters, Friedrich Halm, ist hier noch wenig bekannt, obgleich die hohe Poesie in seiner „Griseldis" und seinem „Adepten" ihm nach unserer Ansicht einen ausgezeichneten Platz unter den lebenden Dramatikern Deutschlands anweist. In Kunde des Bühneneffects und geschickter Entwickelung der Handlung ist er freilich noch mangelhaft genug, und ein gewisses ängstliches Bestreben, jedem seiner Stücke irgend eine philosophische Idee zu Grunde zu legen, gibt ihnen in der Anlage einen kältern und künstlichern Charakter, als mit der Realität und der lebendigen Bewegung des dramatischen Interesses vereinbar ist. Aber der poetische Schwung und die Beredtsamkeit einzelner Scenen stellen ihn hoch über die gewöhnlichen Theaterdichter." Schließlich mögen wir noch eines sehr anerkennenden Artikels über Passavant's „Leben Rafael's" im „Quarterly review" erwähnen, sowie eines solchen über Ranke's „Geschichte der italienischen Poesie" im „Edinburgh review". 22.

---

## Notizen.

In Paris starb in den letzten Tagen des Juli Hr. Joseph Jacotot, Verfasser mehrer Schriften und Erfinder einer neuen Unterrichtsmethode, welche während der letzten Jahre der Regierung Karl's X. die Aufmerksamkeit in Frankreich und Belgien sehr in Anspruch nahm. Fast sein ganzes ehrenhaftes Leben war der schwierigen Aufgabe der Jugenderziehung gewidmet. Im Revolutionskriege zeichnete er sich als Volontair bei der Belagerung von Valenciennes und andern Gelegenheiten aus. Im December 1794 kam er an die polytechnische Schule als Substitut und hatte als solcher besonders die Arbeiten der Zöglinge zu überwachen. Später ging er nach Dijon als Prof. der lateinischen Sprache an der Centralschule, wurde dann zum Prof. der höhern Mathematik, endlich zum Prof. des Rechts ernannt, eine Stellung, die er noch bei dem zweiten Sturze der Kaiserregierung einnahm. Während der hundert Tage war er Mitglied der Repräsentantenkammer der Departements. Man verfolgte ihn unter der Restauration seiner politischen Meinung wegen, hinderte ihn, von dem Amnestiegesetz Nutzen zu ziehen, und nöthigte ihn, Frankreich zu verlassen. Jacotot begab sich hierauf nach Belgien, wo er bis zur Revolution von 1830 blieb. In Löwen war es, wo er seine verschiedenen Werke über den Unterricht herausgab, darunter die Schrift „De la langue maternelle", welche großes Aufsehen erregte. Man hat bereits eine Subscription eröffnet, um ihm ein Denkmal zu errichten.

Der unermüdliche Balzac hat eine neue Zeitschrift unter dem Titel „Revue parisienne" gegründet, wovon der erste Band am 25. Juli erschien. Die Anzeige in öffentlichen Blättern kündigt das Unternehmen folgendergestalt an: „Die Redaction der „Revue parisienne" geht darauf aus, daß in jeder einzelnen Nummer der Werth Desjenigen enthalten sei, was andere Revuen in einem Monate geben. Diese Revue ist unabhängig, gedrängt; sie erzählt die Thatsachen der Politik so, wie sie sich vorbereitet und erfüllt haben. Die literarische Kritik wird im Genre Grimm's geübt werden. . . . . Die Revue verspricht nicht die Theilnahme der berühmtesten Federn, sondern gibt sie." Jede Nummer enthält einen Roman (doch wol nur bruchstückweise?) und literarische Fragmente, eine Abtheilung für literarische Kritik, Theater und Künste, eine politische und pariser Chronik. Balzac scheint auf einen starken Absatz zu rechnen, da er laut der Anzeige 40,000 Exemplare abziehen läßt! 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 254. —— 10. September 1840.

## Die neuesten Erscheinungen der Literatur über Schiller.

(Fortsetzung aus Nr. 253.)

Den Fortschritt dieser Vermittelung finden wir nun an den einzelnen Dramen näher dargelegt. Ist diese Deutung des Geistes aber in ihren Grundlagen so sicher und echt philosophisch, wie aus dem Angeführten hervorgeht, so kann es nicht fehlen, daß die Charakterisirung der einzelnen Dramen von diesem Standpunkte aus einer Anfechtung nicht unterliegen kann. Erhöht wird aber der Werth derselben durch die scharfe psychologische Auffassung, mit welcher Hr. Hinrichs, den Faden der Handlung und die sie belebenden Momente festhaltend, die Beziehungen der einzelnen Personen sowol zueinander als auf den Gedanken des Stücks darzulegen weiß. Gleichwol ist es gerade an diesem Punkte, wo wir auch auf einige, wie uns scheint, nicht unbedeutende Mängel stoßen, die keineswegs als äußerlich, zufällig erscheinen, sondern in dem ganzen Verhalten des Verf. zu seinem Objecte begründet sind und sich also consequent durch das ganze Werk hindurchziehen. Dieses Verhalten leidet nämlich von Anfang her an einem zu großen Schematismus. So richtig Hr. Hinrichs den Grundgedanken der Schiller'schen dramatischen Poesie aufgefaßt und in dem oben Angeführten auch nach seinen historischen Beziehungen und Gegensätzen nachgewiesen hat, so sehr irrt er doch, wenn er die Art und Weise, wie jener Gedanke in den einzelnen Dramen modificirt und im Fortschritte erscheint, bis in ihre Details auf gewisse Formeln reduciren und einen diesen Formeln angemessenen Ausdruck überall wiedererkennen zu müssen meint. Es ist fürwahr etwas ganz Anderes, jener innere geistige Zusammenhang der einzelnen Dichterwerke, und diese Beziehung jeder einzelnen Richtung, welche der Ausdruck des Grundgedankens in den verschiedenen Dramen nimmt, auf ein einzelnes Moment des allgemeinen Charakters jener Dichtungen. Wäre diese Erklärungsweise die richtige, so könnte man nicht weiter von einer künstlerischen Production sprechen, welche in ihrem geistigen Zusammenhange aufzufassen die Aufgabe der ästhetischen Kritik sei, sondern es fiele Production und Kritik, Schaffen und Verstehen in dem Erfinden einer allgemeinen Formel zusammen, die durch die verschiedenen Entwickelungsstufen der Idee wie durch ebenso viele Tonarten hindurch nur transponirt und weiter geführt würde. Dann wäre das Ganze nur eine Berechnung, nicht eine freie That des Geistes; die Individualität und alle Nuancen der concreten Bestimmungen, alle Besonderheiten des Stoffes wären Unebenheiten, die zu vertilgen fast das schwierigste und hauptsächlichste Geschäft des Dichters sein müßte, nachdem er einmal die Linie, auf welcher er fortrücken solle, erkannt hätte. Zu welchen Abirrungen aber diese Ansicht führen kann, das zeigt sich unter Anderm darin, daß Hr. Hinrichs selbst da, wo — wie es nicht anders kommen kann — ein seiner Formel entsprechender Ausdruck mangelt, sich bemüht, auch diesen Mangel auf irgend eine Weise zu erklären. So nennt er als eines der überall durchscheinenden Momente des Schiller'schen Dramas den Kampf um den Thron. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Seite des Gedankens in den historischen Stücken bei dem oben erkannten Grundprincipe der Schiller'schen Dichtung, dem Gegensatze des Ideals zur Wirklichkeit und dem Streben nach einer Vermittelung beider, auf eine ganz besondere Weise zum Ausdruck gelangt. Aber selbst in diesen Stücken kann nicht immer dieser Ausdruck vorhanden sein, so in „Don Carlos", wenn es nicht der ganzen Richtung des Gedankens, der darin vorherrscht, eine falsche Wendung geben soll. Noch viel weniger kann in den frühesten Dramen Schiller's, die der sogenannten Naturpoesie angehören, hiervon die Rede sein. Wie spricht sich aber Hr. Hinrichs aus? Es heißt Thl. 2, S. 135:

> Der Thron war schon ein leiser Wunsch des Präsidenten für seinen Ferdinand, und Fiesco strebte mit aller Kraft, Herzog zu werden. Im „Don Carlos" war dies Streben durch die Erbfolge abgeschnitten. Wallenstein strebt wieder darnach; aber sein Streben liegt wegen der monarchischen Form des Staats nicht mehr in der Entwickelung des Staats selbst, und ist deshalb von vorn herein vereitelt.

Und weiter S. 260:

> In der „Jungfrau von Orleans" wurde der fremde Stamm noch zurückgetrieben, und der angestammte König behielt den Thron. Hier (in der „Braut von Messina") ist der fremde Stamm nach vollbrachtem Kampfe um die Herrschaft eingedrungen und hat sich festgesetzt. Das fremde Geschlecht wird jedoch nur mit Neid geduldet, nachdem es das einheimische aus dem Erbe vertrieben hat.

Wir wollen noch ein anderes Beispiel geben. In den frühern Dramen, denen der eigentlich geschichtliche Hintergrund fehlt, drängt sich die Person mit ihren Neigungen nothwendig oft auf eine Weise hervor, daß man sich

geneigt finden kann, nicht den Inhalt dieser Neigung, sondern die Thatsache des Hervordrängens derselben für das wahrhaft Substantielle anzusehen, dagegen jenen blos als die farbe- oder tongebende Beimischung zu halten. Für diese Auffassung ist es ein sehr passender Ausdruck, wenn man z. B. von Karl Moor's Groß-Mann-Sucht spricht. Hr. Hinrichs geht weiter und spricht in derselben Weise von Lady Milford's Groß-Weib-Sucht; er unterscheidet hiervon eine Groß-Damen-Sucht, die er der Leonore beilegt, und eine Groß-Schwester-Sucht, die er in der Gräfin Terzky findet. Auf der männlichen Linie gelangen wir nun noch zu einer Groß-Vater-Sucht: diese wird aber dem alten Moor, dem Präsidenten und auch Wallenstein zugetheilt. Heißt das nicht den frischen Quell geistigen Lebens in wohlgeaichte Kännchen fassen und in Selterwasserverpackung in alle Welt senden! Ist es nicht, als ob die poetischen Charaktere in uniformirte Regimenter getheilt werden sollten, um den Marsch der Vernunft durch das Land einer barbarischen Nation zu decken!

Ref. hat mit Absicht diese schwachen Seiten des Hinrichs'schen Buches bei der Besprechung seines Details zuerst hervorgehoben, um nach Beseitigung dieser Unbehaglichkeiten desto unverhohlener und freier den rühmenswerthen Seiten und damit dem beiweitem größern Theile des Werkes sich zuwenden zu können. Die Auffassungsweise des Verf. führt ihn zunächst dazu, bei jedem einzelnen Drama die äußere Geschichte seiner Entstehung zu geben, welcher er gewöhnlich die Ansichten und Urtheile Schiller's über das Drama beifügt. Sodann wendet er sich zur Bezeichnung der Idee und ihres Ausdrucks in der Handlung, sowie zur Charakteristik der einzelnen Personen. Diese letztere ist es, die wir in der Regel als sehr gelungen und den Zusammenhang, die gegenseitige Beziehung ihrer Handlungen mit Hindeutung auf die eigenen Worte als sehr geschickt nachgewiesen anerkennen müssen. Aber nicht blos im positiven Satz verharrend zeigt sich Hr. Hinrichs, sondern auch negirend gegen Deutungen Anderer, Tieck's, Schlegel's, namentlich aber Hoffmeister's. Wie wenig er mit den Grundansichten des Letztern einverstanden sei, erklärt er schon, vielleicht in zu starkem Widerspruche, in der Einleitung. Hoffmeister's Schrift steht allerdings als sehr in dem Äußerlichen bleibend, in bedeutendem Misverhältniß zu der Hinrichs'schen; aber auch in dem Gegner hätte Hr. Hinrichs manches Gute nicht verkennen sollen, wie er es gleichwol, vermeintlich im Interesse der Idee, in der That aber unter Verkennung der Vortheile mehrseitiger Betrachtung, gethan hat. Dazu kommt aber, daß dieser polemisirende Ton, so sehr er einerseits zur Belebung des Ganzen beitragen mag, nicht selten durch die steten Antithesen stört und die ruhige, in gleichmäßiger Entwickelung fortschreitende Auffassung des Gedankens verleidet. Hiervon abgesehen, können wir die Methode, welche Hr. Hinrichs befolgt hat, ebenso glücklich gewählt nennen, als wir uns mit den Ergebnissen seiner Erklärung im Wesentlichen, die obenbemerkten Punkte ausgenommen, völlig einverstanden erklären. Es ist aber diese nicht blos mit der gewöhnlich sogenannten Gründlichkeit zufriedene, sondern echt innerliche und geistgemäße Interpretation für das wahre Verständniß der Schiller'schen Dramen um so bedeutender, je fremder sie unserer, das Mühevolle auch im Bereiche des Gedankens so sehr scheuenden Zeit ist, und je mehr gleichwol bei dem wiedererwachenden Interesse für Schiller an denselben in den verschiedensten Weisen und nach den verschiedensten Richtungen hin herumgedeutet zu werden pflegt — wie wir uns davon sehr bald weiter überzeugen werden. Sowol die Art der Interpretation als die Rücksicht auf den dieser Besprechung zu gönnenden Raum gestattet nicht, hier weitere Belege zu dem Gesagten auch nur durch auszugsweise Mittheilung der Entwickelung eines der Dramen zu geben. Ref. begnügt sich, die Hauptgedanken jedes Stückes, wie sie der Verf. bei den (oft geschickter als wahrer zu befindenden) Übergängen von dem einen zu dem andern angibt, zu bezeichnen. In den drei ersten Dramen, die Hr. Hinrichs als ein großes Ganze betrachtet (Thl. 1, S. 151), ist das Princip die Freiheit in der Form des Gegensatzes von Ideal und Wirklichkeit, aber von der höchsten Abstraction und Willkür („Räuber") bis zur Wirklichkeit des Staats („Fiesco") sich entwickelnd und vollendend. Don Carlos und Marquis Posa gehen für die jugendliche Freiheit der neuen protestantischen Welt unter an der Wirklichkeit der alten katholischen Welt. Aber das neue Princip erstarkt immer mehr zum Kampfe der Anerkennung. Der große Kampf um die politische Existenz des neuen Glaubens ist der dreißigjährige Krieg: der Mann an der Spitze des großen Weltkampfes ist Wallenstein (Thl. 1, S. 248). Nach gegenseitiger Anerkennung werden nun Protestantismus und Katholicismus zur Gemüthssache, zum Pathos subjectiver Empfindung und Leidenschaft: Frauen bekämpfen sich in ihren Neigungen, wie sie durch die beiden entgegengesetzten Principien der modernen Welt und ihrer Bildung bestimmt sind: der Inhalt der „Maria Stuart" (Thl. 2, S. 137); der Streit der Fürstinnen um den Thron und die Erbfolge wird zum Kampf der Völker, zum Successionskrieg: der Inhalt der „Jungfrau von Orleans" (S. 179). Die Jungfrau empfindet noch die Heimlichkeit der Schuld mitten in der Öffentlichkeit des Lebens und der Freude; das Geheimniß wird aber in der Öffentlichkeit des Lebens zum Fatalismus: der Inhalt und Vorwurf der „Braut von Messina" (S. 236). Wirklichkeit der Freiheit und Öffentlichkeit des Lebens: der Inhalt und Vorwurf des „Wilhelm Tell" (S. 277).

(Der Beschluß folgt.)

---

Das Christenthum des 19. Jahrhunderts. Zum Verständniß der Strauß'schen Grundansichten. In Briefen an eine Dame. Braunschweig, Westermann. 1839. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Gewiß muß es freundliche Anerkennung verdienen, wenn Schriftsteller die Errungenschaft des strebenden Geistes der vernachlässigten Hälfte des Geschlechts, den Frauen, zugänglich machen. Während in neuerer Zeit die Franzosen und ihre unbesonnenen Nachbeter in Deutschland den Frauen eine unnatür-

liche und unmögliche Stellung im socialen Leben zuertheilen wollen, gesteht ihnen der andere, extreme Theil der Männer allein die Küche, den Stickrahmen oder die Toilette zu und befriedigt weiblichen Geistesbildungsdrang höchstens mit zugeschnittenen Kalenderchen, blauen Märchen und wie dies charakterlose Kunst- und Literaturspielzeug heißen mag. Frauen haben nicht die Bestimmung, Gelehrte zu werden, das ist wahr; aber die glücklich gestellten unter ihnen, die Weiber von Geist und Welt müssen die Resultate des entwickelten Geistes kennen lernen und sie in ihrer Weise verarbeiten; ihnen gebührt die Begeisterung, der Enthusiasmus des Zeitalters, wenn der Mann die Arbeit hat. Aber wie sehr dem weiblichen Geschlechte eine freie und tiefe Bildung, zumal in Rücksicht auf die höchsten Interessen des Lebens, auf das Religiöse zu wünschen wäre, da es der erste und früheste Lehrer des heranwachsenden Geschlechts ist, so steht es doch in Frage, ob es möglich sei, daß die Frauen an den Resultaten der speculativen Theologie, wie sie sich namentlich in Strauß darstelle, Antheil nehmen können. Wir verneinen dieses! Unsere Ansicht geht indessen nicht aus jener beschränkten Meinung hervor, als gehöre es zur wohlgemessenen Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, daß ein Theil derselben in Vorurtheil und Befangenheit gehalten werden müsse, damit der andere das Licht, die Einsicht und die Aufklärung haben könne, sondern unsere Verneinung ist in der Natur dieser Gotteserkenntniß gegründet: die Strauß'sche Theologie ist nicht die christliche Religion, sondern näher die christliche Philosophie des 19. Jahrhunderts, und kann nur im speculativen, nicht im gewöhnlichen Bewußtsein begriffen werden. Männer und Frauen, die nicht in der Mitte des wissenschaftlichen Lebens stehen, sind von ihrem tiefern Wesen unmöglich in Kenntniß zu setzen.

Das „Leben Jesu" von Strauß hat allerdings eine anscheinend populaire und allgemein zugängliche Seite in seiner Bemühung für die Feststellung des wahren historischen Ursprungs der unmittelbaren Dogmen; es gibt hier kühne und tiefe Resultate schwerer historisch-kritischer Untersuchungen, die als solche wol dem gewöhnlichen Bewußtsein mitgetheilt werden können und aus denen es möglicherweise glauben lernen dürfte, daß die Grundlage der christlichen Religion weit weniger geschichtlichen, sondern mythischen, dichterischen Ursprungs sei. Aber durch Aneignung dieser kritischen Kenntnisse wäre für das gläubige Gemüth, wenn es anders von ihnen bleibend afficirt würde, eher Schlimmes als Gutes gethan, denn für das unfreie, subjective Bewußtsein würden mit dem geschichtlichen Boden alle Höhen und Tiefen des religiösen Lebens zusammensinken, da es außer seiner Sphäre liegt, die Form von dem Inhalte zu trennen und letztern in der Verklärung des Begriffs festzuhalten, wenn die erstere vernichtet ist; selbst das Minimum der religiösen Überzeugung würde der gläubige Sinn verlieren, das ihm die nagende Reflexion, die Bemühung unsers aufklärenden Zeitalters noch gelassen hat. Indessen ist es nicht der Zweck dieses Buches, einen solchen Raub an der unbefangenen, beschränkten Weise zu begehen, es kann und will den Massen nicht die einzige Sonne, den einzigen Trost und Stützpunkt ihres dunkeln, zweifelsvollen Daseins, ihre religiöse Vorstellung nehmen, sondern das Buch ist für Die geschrieben und kann auch nur für Die Folgen haben, denen der Inhalt jener wenigen Blätter offenbar ist, die den absoluten, philosophischen Gehalt des Mythus, des unmittelbaren Dogmas andeuten; hier ist die Stelle des Buches, auf welcher sein wahrer Accent, seine tiefe, geistbewegende Bedeutsamkeit beruht! Und wie der gewöhnliche Mensch durch eine einseitige Auffassung dieses „Lebens Jesu" sein religiöses und sittliches Gleichgewicht verlieren muß, weil ihm dessen speculativer Mittelpunkt ein Mysterium bleibt, so hat es gerade für den freien Geist, für den, welcher den logischen Proceß innerlich vollendet, die Wirkung, daß es die geschichtliche Erscheinung und Bewegung des Geistes mit seinem Denken versöhnt: es ist die höchste Bewahrheitung, das zweifelloseste Zeugniß, was die Geschichte dem Geiste gibt. Das „Leben Jesu" von Strauß ist also seinem Grundbegriffe nach aus dem freien, philosophischen Geiste und für denselben hervorgegangen, es nimmt weder, noch gibt es der gewöhnlichen Weise etwas, denn es vervollständigt seinem höchsten Zwecke nach nur die religiös-geschichtliche Seite der Philosophie unsers Zeitalters. Insofern aber die Philosophie in ihrer äußersten Spitze die Explication Gottes, und nichts als dieses ist, so ist sie auch Theologie, und es ist ein wesentlicher und einziger Vorzug der heutigen Speculation, daß sie auch Theologie ist, die alle Momente der geschichtlichen Erscheinung in sich vermittelt und wol der Form, aber nicht dem Inhalte nach vom positiven Christenthume verschieden ist. Wenn deswegen Strauß, gerüstet mit dem Muthe und dem Ernste der Wahrheit wie mit tüchtiger und umfassender Kenntniß, diese auffallenden Resultate einer neutestamentlichen Kritik geliefert hat, so unternahm er dies nicht, um aufgeklärte Ansichten unter die Leute zu bringen, um den Zweifel und die Reflexion aufzustacheln, die als ein wesentliches Bedingniß in jedem gläubigen Gemüthe liegen, sondern es sollte durch diese Arbeit allein das Factum, das psychologische Factum festgestellt werden, daß alle diese Lehren des positiven Christenthums in der That sind geglaubt worden, daß der Glaube an dieselben vorhanden war; und ob die Basis des unmittelbaren Christenthums in etwas mehr oder weniger historisch oder mythisch ist, als Strauß es gefunden hat, das ändert am Ende die Sache ganz und gar nicht, wenn nur feststeht, daß diese Lehren in der christlichen Ökonomie vorhanden gewesen sind. Beiläufig sei es gesagt, es ist deshalb stets ein vergebliches Beginnen gewesen, wenn man Strauß von Grund aus widerlegen wollte, indem man sich bemühte, ihm Unrichtigkeiten in seiner Kritik nachzuweisen; denn, um ihn vom geschichtlichen Standpunkte aus zu widerlegen, hätte man allein darthun müssen, daß der Glaube an diese Dogmen gar nicht existirt habe, wodurch die Philosophie um das historische Zeugniß, die Orthodoxie aber auch um ihren positiven Inhalt gekommen wäre.

Nach diesem Allen muß es uns ein unglückliches Bestreben scheinen, wenn Jemand die Theologie von Strauß populair zu machen sucht, denn er kann es nur von ihrer endlichen Seite aus thun, wobei der fromme Glaube Alles verlieren und Nichts gewinnen muß; erst wenn die ganze christliche Welt zum absoluten Bewußtsein käme, wenn sie begriffe, wie das ganze Leben ein großer Mythus sei, dann würde sie das Auge für die ungetrübte Wahrheit haben und den Geist freudiger umfangen als seine endliche, zufällige Schale. Aber — dahin wird es nicht kommen, die Welt soll nicht auf ein Mal absolut, frei sein, sondern es ist eine Bedingung des Lebens, daß es auch subjectiv, als Gefühl, Vorstellung, Reflexion vorhanden! Und somit hätte die philosophische Theologie unsers Jahrhunderts gar keinen Einfluß auf die religiöse Bildung des unmittelbar gläubigen Gemüths? Ihrem eigentlichen, speculativen Gehalte nach nicht, denn dieser kommt nur Denen zugute, welche nicht mehr auf der Sandbank der Endlichkeit sitzen; aber wo die Erkenntniß ist, da ist auch das Maß vorhanden, und so kann sie das unmittelbare Dogma am besten vor einer Gestaltung bewahren, die nicht selten dem Geiste des Christenthums zuwider gewesen ist; ferner hat sie die Aufgabe, auf eine höhere Erkenntniß hinzuweisen und den Einzelnen dazu anzureizen.

So viel zur Würdigung des Zweckes, den sich die vorliegende Briefsammlung gesetzt hat. Nach unserer Ansicht, daß das Unternehmen selbst unzulässig sei, müssen wir von jedem andern, besondern Maßstabe abstrahiren, und indem wir einige Erörterungen an das einzelne Gegebene knüpfen, nur darüber berichten, ob der anonyme Briefsteller in seinen Darstellungen wirklich auf dem Boden der speculativen Theologie, wie sie sich in Strauß vollzieht, Fuß gefaßt habe.

Wie sehr der Briefsteller noch selbst von dem Centrum dieser Theologie entfernt sei, beweist er dadurch, daß er die Hinweisung auf den philosophischen Ursprung derselben nicht allein vernachlässigt, sondern überhaupt die speculative Gotteserkennt-

niß verwirft und verächtlich behandelt. In der Beurtheilung des Kanon und der Geschichte Jesu hat er allerdings die Resultate der Strauß'schen Forschung benutzt, aber, wie wir schon gesagt, auf dieses Kriterium stützt sich weder die Religion des 19. Jahrhunderts, noch ist dies eine Erklärung der Strauß'schen Theologie von ihrem Grunde aus. Die Theologie des 19. Jahrhunderts ist im Allgemeinen der Verstand, die Reflexion nach allen ihren guten und bösen Consequenzen, und auch unser Briefsteller ist in dieser Sphäre gefangen, wie er es an allen Orten nur zu deutlich ausspricht. Freilich hindert ihm diese seine Bildungsstufe nicht hier und da die speculativen Wahrheiten anzuwenden und einzumischen, aber dies ändert in der Sache nichts, sondern gibt ihm und seinem Buche Charakterlosigkeit und Misverhältniß. Einzelnes Annähernde, die Geschmeidigkeit und nicht selten die hohe Kraft und Poesie der Sprache, kann diese Unzulänglichkeit wol verdecken, aber nicht heben. Die ersten beiden Briefe handeln vom Ursprunge der Religion; hinreißend dichterische Episoden und Glanz der Diction zeichnen sie besonders aus. Aber wenn wir uns, wie billig, denken, daß die philosophische Theologie expliciert wird, so befriedigt die Entwickelung ganz und gar nicht. Der allgemeine und ursprüngliche Boden der Religion ist ihm das Gefühl, wir fühlen das Ewige und Unendliche, und deshalb steht es uns unmittelbar nahe, wir glauben daran. Das ist wahr, aber auch nicht, denn das Gefühl hat an sich gar keinen positiven Gehalt, sondern empfängt, als die Reflexion auf das Subject, jeglichen Inhalt durch eine, wenn auch noch so einfache und dunkle Vermittelung: das Denken ist allein das Ursprüngliche, selbst wenn die Form des Gedankens in der Weise der Vorstellung auftritt. Gefühl hat das Thier auch, aber darum kein religiöses Gefühl, weil es vernunftlos ist, weil es nicht vernünftig denken kann. Dies hätte der Briefsteller, da er die Vernunft zu Ehren bringen und Vorurtheile in Bezug auf die Religion vernichten will, nothwendigerweise beachten und auseinandersetzen sollen. Indessen genügt ihm der unmittelbare Glaube, das religiöse Gefühl nicht, erst wo die Erkenntniß hinzukommt, meint er, da entsteht Religion. Was heißt aber Erkennen in den höchsten Dingen? Doch wol das Erfassen des Ewigen in der Vernunft, jener Proceß, jene logische Bewegung, worin sich das Endliche und Unendliche vermittelt, wo der Geist sich als Geist erkennt, seine höchste Offenbarung und, wie Strauß sagt, seine innigste Versöhnung feiert: wo der Glaube und die Vorstellung sich zum Begriffe verklärt und Religion und Philosophie ihren Coincidenzpunkt haben. So meint es aber der Erklärer der Strauß'schen Grundansichten nicht: seine Erkenntniß, auf die er hinweist, ist die des Verstandes, der Reflexion, er nimmt die Kategorien der kritischen Philosophie für das Höchste, denn er leugnet die Möglichkeit einer vollendeten Gotteserkenntniß durch die Speculation und preist allein den Kantianismus hoch, daß er endlich gefunden habe, das Ewige könne man nicht erkennen, sondern es nur voraussetzen, glauben; wenn er aber das Bestreben des philosophischen Geistes, das Endliche und Unendliche durch Schlüsse zu vermitteln, ebenfalls verwirft und es namentlich später bei den Beweisen für das Dasein Gottes thut, so widerspricht er sich nur selbst, denn die Bestrebungen dieser Art fallen alle recht eigentlich in die Sphäre seines eigenen Standpunktes. Wir sind weit entfernt, diesen Standpunkt des verständigen Geistes zu bekämpfen, diese Religion unsers gebildeten Zeitalters: er ist ein nothwendiges Moment in der Bewegung des Endlichen zum Absoluten; aber unser Briefsteller hat Unrecht, wenn er die Stufe der verständigen Erkenntniß, auf welcher die Möglichkeit der Religion da ist, feststellen will, denn eine Trennung ist ja nie vorhanden, mit dem Glauben an das Sein des Unendlichen findet sich auch gleich der Verstand, die Reflexion, sodaß selbst bei den sinnlichsten Religionsformen die verständige Thätigkeit vorhanden ist. Von den sinnlichsten Vorstellungen der Naturreligion bis zum sublimsten Subjectivismus, der sich selbst als Mittelpunkt setzt und Alles außer sich getödtet hat, ist eine ununterbrochene Reihe gleichartiger Glieder, und dann erst am Ende, wenn das Subject an seine eigene Schranke gelangt ist und den Durchgangspunkt zur Objectivität, zum Absoluten nicht finden kann, gibt es in der Verzweiflung das endliche Denken auf und begnügt sich mit dem Gefühle eines inhaltslosen Sein des Unendlichen: das ist besonders die Krankheit unsers gebildeten Zeitalters, das ist der Pietismus.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Notizen.

Die bevorstehende Absendung der nach dem Quorraflusse bestimmten Dampfboote hat dem Capitain Allen Veranlassung gegeben, das in diesem Augenblick erregte Interesse für diesen Theil Afrikas, den Schauplatz der Wirksamkeit des Vereins für Ausrottung des Sklavenhandels, zu benutzen wie zu heben durch Herausgabe einer Reihe von Ansichten dieses Flusses, die er während der Unternehmung, bei welcher Rich. Lander umkam, 1832 und 1833 aufgenommen, bis jetzt aber wegen verschiedener Umstände in seinem Portefeuille zurückgehalten hat. Der Herausgeber nimmt in künstlerischer Beziehung beschriben die öffentliche Nachsicht in Anspruch in Betracht der Schwierigkeiten, unter welchen die Zeichnungen, zum Theil vom Krankenbette aus gemacht worden sind.

---

In der Bibliothek zu Rom hat man zwei bis jetzt unbekannte Schriften des Thomas von Aquino entdeckt: „De adventu, statu et vita antichristi", und „De judicio finali", eine Erklärung der Geheimnisse der Apokalypse enthaltend. 47.

---



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 255. —— 11. September 1840.

Die neuesten Erscheinungen der Literatur über Schiller.

(Beschluß aus Nr. 254.)

Haben wir uns bei diesem Commentar zu den Schiller'schen Dramen auf einer wahrhaft erquicklichen Höhe des Gesichtspunktes befunden, so müssen wir allerdings bei

2. Schiller's Gedichte in allen Beziehungen erläutert und auf die Quellen zurückgeführt, nebst einer vollständigen Nachlese und Variantensammlung zu denselben. Für die Freunde des Dichters überhaupt und für die Lehrer des Deutschen an höhern Schulanstalten insbesondere. Von H. Viehoff. Zweiter Theil. Stuttgart, Balz. 1839. 7 Gr.

etwas tiefer herabsteigen. Hr. Viehoff hätte einen sehr wackern Commentar schreiben können, wenn er nicht auf alle nur möglichen geistigen Bedürfnisse hätte Rücksicht nehmen wollen. So wenig die Erläuterungen zu einem alten Classiker zugleich auf das Verständniß eines Quartaners und eines Professors der alten Literatur berechnet sein können, so wenig läßt sich eine Erläuterung zu Schiller schreiben, die ebenso für jeden „Freund des Dichters" als für den Schüler, der die deutsche Literatur kennen lernen soll, geeignet wäre. Was soll man zu Noten sagen, wie S. 148 zu Vers 5 des „Punschliedes, im Norden zu singen":

> Aber matt auf unsre Zonen
> Fällt der Sonne schräges Licht;
> Nur die Blätter kann sie färben,
> Aber Früchte reift sie nicht.

Bekanntlich hat der Norden (vorzüglich in Folge der häufigen Sommerregen) eine schönere Farbe des Laubes, frischern Graswuchs, grünere Wiesen als der Süden; aber an kostbaren Früchten steht er ihm nach.

Oder zu dem bekannten Räthsel: „Ein Gebäude steht da" u. s. w. (S. 184):

Die chinesische Mauer ist gemeint. „Von uralten Zeiten", sie ist über 2000 Jahre alt. Ihr Bau wurde 214 vor Chr. begonnen. — „Ein Reiter kann hundert Tage reiten", sie ist 500, nach Andern 700 deutsche Meilen lang. — „Nicht eitle Prahlsucht" u. s. w.; sie ward gegen die nördlichen Völker errichtet. Sie ist 10' breit, mit Schutt gefüllt, 30' hoch, und je nach 300 Schritten mit einem Thurme verstärkt u. s. w.

Soll denn der Schüler bei Gelegenheit der Lecture Schiller's Geographie lernen? Vorerst also würden diese Abundanzen abzuziehen sein, wenn wir den Kern des Buches herausschälen wollen. Ihnen nachsenden möchten wir die mit vollen Händen ausgestreuten Mäkeleien um Worte und Reime, die wol ein Humboldt brieflich machen kann, wenn ihm der Dichter den ersten Probeguß eines Gedichts schickt, die aber unserer Zeit, diesem Orte, diesem Zwecke nicht wohl anstehen. Von dem so reducirten Buche ist nun ferner zu sagen, daß Anordnung, historische Einleitung des Einzelnen und die ganze Beurtheilung des allgemeinen Inhalts eines Gedichts fast ohne Ausnahme Hoffmeister angehört, den der Verf. auch beinahe auf jedem Blatte nennt und anführt. Was aber dann noch übrig bleibt, das ist, abgesehen von einiger Breite für recht geeignet anzuerkennen, um die Gedichte Schiller's so sehr als möglich zu verdeutlichen. Wir sagen verdeutlichen, denn eine Interpretation im höhern Sinne ist hier nicht erzielt. Das Werthvollste ist eine recht gute Paraphrase, wobei dem Verf. sein glückliches Gedächtniß in Verbindung mit einem rühmlichst anzuerkennenden Fleiße Parallelstellen aus den Gedichten oder anklingende Stellen aus den prosaischen, namentlich philosophischen Schriften Schiller's und somit gute Wendungen und interessante Beleuchtungen an die Hand geben. Aber über dem Bestreben nach möglichster Deutlichkeit und Klarheit bleibt er stets auf dem Niveau einer oberflächlichen Betrachtung stehen, und von tieferer Auffassung ist nur selten eine Spur. Ja, man kann von dem größten Theile des Buches sagen, daß dem Leser eigentlich nichts mehr zu denken übrig gelassen sei, dem Leser nämlich, für den man überhaupt so schreiben darf oder schreiben muß, wie der Verf. schreibt.

Für wie ganz andere Leser, oder — wenn für Leser derselben Gattung, nämlich für ein großes Publicum — doch wie ganz anders geschrieben ist

3. Schiller's Leben in drei Büchern von Gustav Schwab. Erstes Buch. Stuttgart, Liesching. 1840. 8. 12 Gr.

Der vorliegende Band umfaßt nur den Zeitraum von 1759—85, denselben, welchem die drei ersten Dramen des großen Dichters entstammen. Aber so viel auch über Schiller's Jugendgeschichte veröffentlicht worden ist, in dieser anspruchslosen und doch geistreichen, inhaltschweren und doch leicht faßlichen Weise ist sie noch nicht geschrieben worden. Hr. Schwab besitzt das Talent des gewandten Erzählers, noch mehr das eines Erzählers für einen

Kreis von Zuhörern, die mit den verschiedenartigsten Anfoderungen und unter ungleichen Voraussetzungen zuhören können und doch befriedigt von ihm scheiden werden. Die Darstellung schreitet leicht beweglich in chronologischer Folge, doch unter Hervorhebung der Richt- und Wendepunkte, fort; Aussprüche Fremder, wie Worte des Dichters selbst sind geschickt in den Text verwebt, und die Einsicht in den geistigen Zusammenhang der Dichterwerke wird ebenso leicht wie die in den äußern Fortgang seines Lebens erlangt. Auf Innerlichkeit und Vergeistigung des Einzelnen macht man keinen Anspruch: darum darf hier ein höherer Maßstab gar nicht angelegt werden, und doch würde selbst ein solcher in manchen Andeutungen und beiläufigen Betrachtungen gerechtfertigt erscheinen. Neues wird, außer über die älterlichen und voränterlichen Verhältnisse Schiller's nicht mitgetheilt; für die mit Bestimmtheit (S. 15) ausgesprochene Berichtigung der gewöhnlichen Meinung, nach welcher der 10. November für seinen Geburtstag gilt, in die, daß vielmehr der 11. November es sei, wird freilich keine andere Garantie, als: „Notiz des Hrn. Oberamtsrichters Rooschütz zu Marbach" angeführt. Das Leben in Bauerbach und die manheimer Verhältnisse sind sehr gut geschildert. Am Schlusse dieser Periode und des Bändchens wirft Hr. Schwab einen Rückblick auf Schiller's bisheriges Leben und Dichten, worin er als leitende Ansicht die stete Anerkennung des Weltplans bezeichnet, den der Gang seines Gesammtlebens befolgt hat. Einfach und doch großartig spricht sich hier der würdige Sinn des Biographen aus. Sollen wir aber auch bei aller dieser freudigen Billigung seines Werkes uns nicht ganz beifällig über Einzelheiten aussprechen, so wäre es z. B. über die zu absichtliche und ausführliche Hindeutung auf gewisse theologische Richtungen der neuesten Zeit (S. 217), welche bei Gelegenheit einiger Schiller'schen Dicta in den „Räubern" gemacht werden. Der unbefangene Sinn, den Hr. Schwab durchgehends so glücklich sich und dem Leser zu bewahren weiß und dessen Bewahrung eben dem Buche die edle Objectivität bei aller Fülle des Gefühls verleiht, hätte auch von solchen Einseitigkeiten fern halten und gehalten werden sollen.

Bisher haben wir es mit Leistungen zu thun gehabt, die aus dem redlichsten Willen hervorgegangen und mit einem Fleiße ausgeführt waren, der selbst da, wo das Hauptingrediens jedes wissenschaftlichen Products, der Ausdruck geistigen Lebens, nicht in gleichem Verhältnisse vorhanden war, doch unsere volle Anerkennung hervorrief. Es hat sich aber auch ein Werk unter folgendem Titel in die Schiller-Literatur eingedrängt:

4. Schiller's sämmtliche Werke vollständig in allen Beziehungen erklärt, von Dr. Schlegel. Leipzig, Polet. 1840. 16. 12 Gr.

Schiller's sämmtliche Werke? vollständig erklärt? in allen Beziehungen erklärt? — und das auf 187 Sedezseiten? — Das ist in der That etwas viel versprochen, man sieht, die Rapidität des Verstehens scheint den andern Rapiditäten der Zeit nicht nachstehen zu wollen; vielleicht ein erklärendes Genie, das neben den vielen singenden, tanzenden, improvisirenden und andern Genies einen Platz einnimmt, ein Interpretationsvirtuos? Doch — forschen wir nach des Pudels Kern! — Das Buch beginnt also:

A.

Aachen war ehedem die Krönungsstadt und eigentliche Residenz der deutschen Kaiser, der sogenannte königliche Stuhl.
Äakos (Äacus) Sohn des Zeus und der Ägina (einer Tochter des Flusses Asopos), welcher sich Jupiter in Gestalt eines Adlers genaht und bei deren Umarmung —

„Halt! das ist ja nichts als eine Abschrift und resp. Auszug irgend eines der vielen Conversations-Lexika, die, seit dem verdienstlichen Vorangange des Brockhaus'schen zum Theil sehr unverdienstlich in die Welt hinausgeschickt worden sind, und noch dazu einer oder aus einem der erbärmlichsten."

Nein! Nicht blos das; hören wir weiter.

Abbadonna, eigentlich Abaddon, Vernichter, Todesengel.
Abbé, Abt; —

„Ah! also auch ein Auszug aus dem Petri'schen oder ähnlichen Fremdwörterbuch."

Nein! Nicht blos das; hören wir weiter.

Abend (der), 1, 225, ein so einfaches rein empfundenes Gemälde der Liebe, daß man es anzuschauen wähnt.

Das ist in der That höchst geistreich bemerkt! — Und auf diese Weise geht es 187 Seiten fort, wo das Buch mit folgendem trefflichen Artikel schließt:

Zwischenhandlung, III, 13, 39, 50, 67. Sie war eine Einrichtung der alten Tragödie, um die Zeit zwischen dem Abtreten und Wiederauftreten der Schauspieler auszufüllen. Sie enthielt meist allgemeine Betrachtungen.

Ja! zu allgemeinen Betrachtungen gibt auch dies Werklein Gelegenheit genug. Schlegel und Polet! und ihr andern Alle, Buchhändler und Schriftsteller, die ihr Bücher fabricirt oder fabriciren laßt je nach dem Curse, den eine gewisse Sorte der Literatur erlangt hat! Möchtet ihr es doch einsehen, daß in einem noch weit größern Maße, als ihr einen materiellen Vortheil daraus zieht, die literarische Cultur dadurch benachtheiligt wird, und daß der Gewinn, der euch zu Theil wird, in gar keinem Verhältnisse steht zu der Nota, mit welcher ihr bei dem Census der Literatur nicht blos von den berufenen Richtern, sondern von allen wohlgesinnten und edeldenkenden Zeitgenossen bezeichnet werdet. Und abgesehen noch von solchen Rücksichten, von denen es zweifelhaft ist, ob sie nicht bei euch geringer ins Gewicht fallen als bei den übrigen, wer — wenige der Kurzsichtigsten ausgenommen — wird sich wol von einem Aushängeschilde täuschen lassen, das, wie der Titel dieses Buches, so sehr den buchhändlerischen Fabrikstempel trägt, daß nur ein sehr geringer Grad von Überlegung dazu gehört, um zu merken, wie sich die Sache verhält. Kann also auch der materielle Gewinn nimmermehr ein so glänzender sein, daß er euch über dem Mammon die Würde eures Berufes vergessen machte, warum schreibt und druckt und verlegt ihr, was — wir müssen hier in einer andern Reihenfolge, als es sich eigentlich ziemte, sprechen — nicht blos der Literatur, nicht blos eurer Firma, sondern auch euerm Beutel verderblich ist? Rufet die Gnade des Dichters an, Verfasser und Verleger! damit er euch vergebe, was ihr an ihm gethan; vor dem Richterstuhle der Kritik könnt ihr nicht absolvirt werden!

Das Unversöhnende dieser Schlußbetrachtung muß noch gemildert werden durch einen Blick, den wir auf ein kürzlich erschienenes Werk, nicht über, sondern von Schiller werfen. Unter dem Titel:

5. Schiller's erste bis jetzt unbekannte Jugendschrift: Die Tugend in ihren Folgen betrachtet. Zweite Auflage. Amberg, Klöber. 1840. 8. 4 Gr.

hat ein Freiherr v. B. (Böhnen) in Amberg aus dem Nachlasse der Reichsgräfin v. Hohenheim, nachmalige Herzogin von Würtemberg, eine Rede: „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet", herausgegeben, welche der Eleve Schiller zur Feier des Geburtsfestes der erwähnten Dame (am 10. Jan. 1775) auf Befehl des Herzogs Karl — wie es auf dem Titel heißt — „verfertigt" hat. Sie trägt den Charakter der Sturm- und Drangperiode, einerseits gemildert, wie es scheint, nach der Lecture Addison's und Ähnlicher, deren auch mehrmals darin gedacht wird, andererseits ausgezeichnet durch rednerisches Feuer und Schwung der Phantasie. Inwiefern übrigens der Herausgeber Recht habe mit der Bemerkung, „es zeige sich am Ende des Aufsatzes, daß der Zögling der Militairakademie gegen die Reize seiner Landsmännin nicht so unempfindlich war, als der Major v. Walter gegen jene der britischen Lady", das wollen wir dahingestellt sein lassen; der Schlußsatz lautet wörtlich so:

Aber diese Ruhe der Seele, Franziska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkündet sie mir unendliche innere Belohnung der Tugend — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen! 29.

---

Das Christenthum des 19. Jahrhunderts. Zum Verständniß der Strauß'schen Grundansichten. In Briefen an eine Dame.

(Beschluß aus Nr. 251.)

Im dritten Briefe hebt der Verf. mit der geschichtlichen Entwickelung der Religion an; er berührt in Kürze das Wesen der Naturreligion, verweilt bei der Religion der Schönheit, der griechischen, und beweist deren höhern Standpunkt dadurch, daß sich aus ihr eine wahrhaft befriedigende Erkenntniß, die griechische Philosophie in Plato und Aristoteles entfalten konnte. Da diese Philosophie aber, meint er, eine einseitige Erkenntniß aus Vernunftgründen auch da verlangte, wo das religiöse Gefühl nur die Bürgschaft der Wahrheit übernehmen kann, so konnte sie nie als Religionslehre Eingang finden, obwol sich später auf diesem Wege die reinste und vollendetste Form derjenigen Religionen entwickelte, die sich nicht auf die Wahrheit eines geschriebenen Buches stützen, nämlich: die Religion des Deismus, diejenige religiöse Überzeugung, die eine Offenbarung Gottes in der Natur und dem menschlichen Geiste annimmt und Gott, Freiheit und Unsterblichkeit nicht mit Gründen der Vernunft, sondern durch den Glauben faßt. Ferner fährt er fort: dieser reine Deismus verbindet auf solche Weise das religiöse Gefühl und das Bestreben des Menschen nach eigener Erkenntniß zu einem harmonischen Ganzen, hat keine feststehende Form, sondern streift gleich der Schlange in jedem Frühlinge höherer Erkenntniß ihr altes Kleid ab, um ein neues anzulegen; sie setzt einen hohen Grad religiös-sittlicher Ausbildung voraus und den harmonischen Zusammenhang wissenschaftlicher Erkenntniß, ob sie wol daher jemals Gemeingut der Menschheit wird werden können? fragt er. Nun, so hätten wir ja das religiöse Ideal unsers anonymen Briefstellers, es ist jener Deismus, den die kritische Philosophie lehrt, der sich aber nicht, wie er behauptet, aus der griechischen Philosophie, sondern aus den Gegensätzen entwickelte, in welche Kant, obschon er den Aristoteles eifrig studirte und benutzte, die denkende Welt seiner Zeit zerrissen fand. Mit dieser Wendung schließt er also die christliche Welt mit ihren Chancen ganz aus, denn da sich nach ihm die höchste Erkenntniß, die vollendetste Religion allein an die griechische Philosophie anknüpfte, indem dieselbe nur in ihren Denkextravaganzen gleichsam beschränkt wurde, so fällt das christliche Bewußtsein ganz außerhalb der wahren Geistesbewegung und ist eine unwürdige Unterbrechung derselben. Widerlegen können und wollen wir hier diese der Philosophie der Religion und dem denkenden Geiste widersprechende Ansicht nicht, diese Aufklärungsweise kommt um ein halbes Jahrhundert zu spät; aber die Versicherung müssen wir dem Briefsteller geben, daß er von der tiefern Auffassung der Strauß'schen Theologie himmelweit entfernt ist: denn da ist kein Deismus, der aus der griechischen Philosophie hergeleitet. Gerade diese Theologie ist es, welche in der Erscheinung und historischen Entwickelung des Christenthums, ungeachtet sie das Endliche und Willkürliche der Geschichte fallen läßt, ein nothwendiges und wesentliches Moment des schreitenden Geistes findet; die christliche Geschichte ist ihr die höchste göttliche Offenbarung, die der Geist dem Geiste gibt, denn in ihr ist symbolisch, mythisch, d. h. in Weise der Vorstellung nichts als die absolute Wahrheit enthalten, die aber nicht ruht, sondern in Kampf und Arbeit ihren logischen Gang macht, um endlich rein, absolut, im Begriffe hervorzutreten. Es liegt deshalb in der speculativen Theologie ein so ungeheuerer reformatorischer und versöhnender Act, ungeachtet sie alles endliche Zeugniß des Geistes überwältigt hat, ungeachtet ihr Christus zum Genius des Geschlechts und seine Geschichte zur Geschichte der Menschheit geworden ist, daß sie dennoch jede Form der Gotteserkenntniß in ihrer Berechtigung faßt und anerkennt, daß ihr in der göttlichen Geschichte jedes Glied ein Wesentliches ist. Freilich erkennt sie in dieser Weise auch den Deismus an, aber dieser gewinnt weder positiv durch sie, wenn er in seiner Starrheit verharrt, noch verliert der fromme, subjective Glaube etwas mit derselben, denn sie liegt über beide hinaus, sie findet erst ihren Platz nach dem logischen Gange, den das Bewußtsein der Welt oder der subjective Geist gemacht hat. Wenn sie indessen mit dem Deismus das Schicksal theilt, daß sie nie populair werden kann, so geschieht es wegen dieser ihrer Geistigkeit, dem Deismus aber ist die Allgemeinheit versagt, weil er leer ist, weil er weder das denkende noch das gläubige Gemüth befriediget; Gott ist, höchstens: Gott ist groß, das ist sein ganzer Inhalt, seine ganze Offenbarung, wenn er sich getreu bleiben will.

Wir fahren fort die wesentlichen Ansichten des Briefstellers mitzutheilen. Weil aber der Deismus, die stumme Offenbarung Gottes in der äußern und in der Natur des Menschengeistes ein sehr feines und geübtes Ohr verlangt und seine Formen zu leicht dem Irrthume ausgesetzt waren, so entwickelte sich im Morgenlande, der fruchtbaren Mutter der Religionen, eine andere Art derselben: die Religion der Offenbarung, die der Hebräer, der Perser in Zoroaster, das Christenthum und der Mohammedanismus. An diesen plumpen und ungeschickten Übergang, bei dem wir nur erwähnen wollen, daß die persische Religion wegen ihres rein natur-religiösen Elements gar nicht in diese Gesellschaft gehört, knüpft der Briefsteller nun, nachdem er seine Dame vorher auf die hinkende Fabel mit den drei Ringen verwiesen, sein Thema über die religiös-geschichtliche Entwickelung des Judenthums an. Wie vorherzusehen, findet er im Judenthume nicht die nothwendige Beziehung zum allgemeinen Organismus der Wahrheit, sondern es ist ihm eine Verirrung, eine Verbildung der idealen, höchsten Religion. Deshalb tritt nun im vierten Briefe der Prophet Jesu von Nazareth auf, um den einfachen Glauben an den wahren Gott zu verkünden und nach dem Bilde hoher sittlicher Idealität das Menschengeschlecht der sittlichen Freiheit wiederzugeben.

Es ist in der Ordnung, daß in der Religion des Verstandes Christus höchstens nur in der Bedeutung eines Weltverbes-

serers auftreten kann, der einen, allerdings sehr einfachen, Glauben an das höchste Wesen lehrt und durch Lehre und Beispiel die verkannte sittliche Weltordnung aufrichtet. Es würde hier zu weit führen, wollten wir die Unzulänglichkeit dieser modernen Auffassung des Christenthums widerlegen, es ist ein Vorurtheil, das die kritische Philosophie in Umlauf gebracht hat, daß der natürliche Mensch, das Endliche im Zwiespalte mit dem Ewigen, die sittliche Weltordnung erfassen und die Idee der sittlichen Freiheit realisiren könne; erst muß die Versöhnung, die Erlösung vor sich gehen, ehe das Subject frei, selbständig und sittlich auftreten und ein Genosse des göttlichen Reiches werden kann; diese Erlösung und Versöhnung aber erkennt dieser Standpunkt nicht an. Das speculative Christenthum hingegen, dessen Grundansichten doch in diesen Briefen erläutert werden sollen, findet die Mission Christi und den Mittelpunkt des Christenthums in nichts Anderm, als in der Erlösung von der Sünde und in der Versöhnung mit Gott, nur daß die Erlösung und Versöhnung nicht allein im Individuum, auch nicht als Mysterium und als ein irdischer Act wie im unmittelbaren Dogma vor sich geht, sondern im Geiste, in der speculativen Erkenntniß, im Begriffe des Unendlichen.

Der vierte, fünfte und sechste Brief enthalten hierauf die Kritik der einzelnen biblischen Bücher, sowie die des Lebens Jesu. Hier ist allerdings, wie schon gesagt, das Resultat der Strauß'schen Forschung geltend gemacht, aber wir vermissen die Achtung und Würdigung, die gerade vom Standpunkte der speculativen Theologie aus auch der Wahrheit gezollt werden muß, wenn sie selbst im Mythus, in der endlichen Form der Vorstellung auftritt; der Briefsteller stellt hier Alles unter den Gesichtspunkt des Wahns und der Verbildung, wie es eben seine rein verständige Weise mit sich bringt. Der siebente Brief handelt von Gott, seinen Eigenschaften, der Dreieinigkeit, dem Gebete und den Engeln. Alle Bemühungen, das Dasein Gottes durch Schlüsse zu beweisen, werden bei dieser Gelegenheit durchgegangen und als nichtig verworfen, obgleich wir von einem Erklärer der philosophischen Theologie erwartet hätten, daß er ihnen doch eine Berechtigung als so vielen und nothwendigen Stufen des Geistes zugestanden hätte, von welchen aus er sich endlich zur Höhe der absoluten Gotteserkenntniß erheben konnte. Wie früher, ist ihm Gott allein im Gefühle zu erfassen, und von einem Begreifen und Erkennen Gottes kann keine Rede sein. Aber dieses leere Wissen von Gott hält ihn doch nicht ab das Verhältniß der Welt zu Gott richtig zu erkennen und die Weltgeschichte als die Selbstäußerung Gottes, des an sich seienden und unabhängigen Geistes anzusehen. So, meint er, ist das Wissen von Gott ein Sein Gottes in uns, und wir kommen mit Aufhebung unsers Willens und beschränkten Seins zum Bewußtsein des Einsseins mit Gott. Das ist ein wahrhaftiger Satz, der aber in dieser Fassung eine Wahrheit des philosophischen Erkennens ist, das er schlechthin verwirft; und wie an mehren Orten widerspricht er sich hier selbst und wird sich untreu. Nachdem die Eigenschaften Gottes als Beziehungen desselben zum endlichen Geiste auseinandergelegt worden, behandelt er die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit. Er verwirft und muß diese Lehre als ein Absurdum verwerfen; aber dies thut nur der Verstand; der vernünftigen Erkenntniß, welcher Strauß huldigt, ist sie das A und das O aller Weisheit.

Der achte Brief hat die Lehre vom Bösen zum Vorwurfe. Zuerst werden die verschiedenen kirchlichen Ansichten vom Ursprunge des Bösen entwickelt und deren geschichtlicher Boden nachgewiesen; hierauf setzt der Verfasser selbst richtig und schön auseinander, wie das Böse nichts Materielles sei, sondern eine Erscheinung in der Entwickelung des endlichen Geistes. Das Selbstbewußtsein, heißt es, ist das Erkennen der Gottheit im menschlichen Geiste und das Erfassen des göttlichen Gesetzes, welches sich uns in der Vernunft kund gibt; das Nichterkennen dieses Gesetzes ist Schwäche, das Übertreten desselben ist die Sünde; sie entsteht also nicht aus dem Bösen im Menschen, sondern veranlaßt erst das Böse in ihm, weil die Wirkung der Sünde erst das Böse ist. Der neunte Brief klärt die Dame über das Dogma von der Erlösung auf, und sie erfährt natürlich, daß im Tode Jesu die erlösende Kraft darin liege, daß er ein Beispiel und Vorbild der Liebe sei. Der zehnte Brief zeichnet sich besonders durch rücksichtsloses Auffahren gegen die Orthodoxie und durch ein gänzliches Verkennen von deren Nothwendigkeit und Berechtigung aus; zumal ist es das Capitel von der Kirche, das ihn in Harnisch setzt: hier ist ihm Alles, Kirche, Cultus, Priesterthum ein unsäglicher, fortlaufender Irrthum, dem entgegen er eine unsichtbare Kirche beantragt, die im Staate aufgehen soll. Im elften Schreiben wird die Unsterblichkeit der Seele verhandelt. Der Briefsteller nimmt eine persönliche Fortdauer in Anspruch, ohne welche nach seiner Ansicht keine Fortdauer und kein höherer Zustand möglich sei. Da die Strauß'sche Theologie näher die Hegel'sche Philosophie ist, und zwar die, welche ihren Grundriß rein und unverletzt bewahrt wissen will, so dürfte die Dame hierin am wenigsten etwas von der Theologie des 19. Jahrhunderts erfahren, denn diese hat den Muth und die Überzeugung, die persönliche Fortdauer für eine in der Endlichkeit befangene Ansicht zu erklären, und weist streng all jenen Scholasticismus zurück, durch den man nach des großen Meisters Tode die Persönlichkeit retten wollte. Die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, die eigentlich immer noch in die Geistessphäre des Briefstellers fallen, verwirft er als ungenügend, und meint, daß im Gemüthe des Menschen, in welchem wir die Bürgschaft für unsere Freiheit und Gottesverwandtschaft besitzen, auch die Unsterblichkeit der Seele gegründet sei; das ist recht wahr, aber mit dieser Wendung ist die Frage von einer persönlichen Fortdauer noch nicht gelöst, die kann nur auf dem Boden der Speculation entschieden werden.

Der zwölfte und letzte Brief gewährt einen Überblick und ein letztes Zusammenfassen Dessen, was in den frühern Schreiben war gesagt worden. In demselben erklärt der Briefsteller nochmals alles Andere, was von dieser seiner reinen Vernunftreligion im Christenthume abweiche, für Wahn und Pfaffentrug; besonders schlecht kommt hierbei die katholische Kirche weg, sie ist ein großer Schauplatz des Betruges und der Narrheit. Wir wollen ihm wegen dieser blinden Hitze nicht zürnen, denn es gibt verschiedene Stufen des Geistes, von denen aus sich die Geschichte des Geistes in seinem Kampfe und in seiner Arbeit deuten läßt: die Seinige, d. h. die der verständigen Reflexion, hat einmal das Schicksal vor lauter irdischem Tage das Ewige in der irdischen Hülle nicht zu erkennen. Aber das ist die Sünde gegen den heiligen Geist, daß dieser Briefsteller sich selbst einen Standpunkt vindicirt, den er nicht hat: er will die speculative Theologie, die Strauß'schen Grundansichten erklären und kennt sie nicht. Wenn er deshalb am Ende seines Buches sagt, daß der Rationalismus auf Abwege geirrt sei, weil er namentlich in seiner Bibelauslegung von einem einseitigen Standpunkte des Verstandes ausgegangen, und sich darum lächerlich gemacht habe; daß er blos den fünften Act des großen Dramas der christlichen Menschheit vorbereitet habe, indem nun erst die mythische Auffassung den, in den ersten Acten geschürzten Knoten löse, so kehrt er den Spieß nur gegen sein eigenes Fleisch. Sein Christenthum, das er uns so wort- und wendungsreich, mit so vielen erborgten Sprüchen und Redensarten auseinandergelegt hat, war nichts als die höchste Spitze des verständigen Geistes, der dadurch, daß er in der Geschichte des Christenthums einen Mythus anerkennt, noch gar keinen Schritt weiter gethan hat. Der Fortschritt liegt in der lebendigen Auffassung der Wahrheit, welche der Mythus verbirgt, in der philosophischen Verklärung des Bildes, aber dies kann allein die Philosophie des 19. Jahrhunderts, welche näher die Hegel'sche ist. Nur Denen, welche in dieser Sphäre wahrhaft heimisch sind, frommt und gehört jenes herrliche Buch vom Leben des Propheten von Nazareth; allen Andern, Damen und Herren, ist seine tiefere Bedeutung verschlossen, weil sie noch in der Schule des endlichen Begreifens sitzen. 86.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 256. —— 12. September 1840.

Classische Dichtungen der Deutschen. Zum Schul- und Privatgebrauch erläutert von W. E. Weber. Erstes Bändchen. Goethe's Iphigenie und Schiller's Tell. Bremen, Heyse. 1839. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verf., rühmlich bekannt durch mehre der alten und neuen Literatur wie der Ästhetik angehörige Werke, sieht es, laut der Vorrede, als den glücklichsten Fortschritt volksthümlicher Selbstbesinnung an, daß man unsern Schulen zumuthet, die deutsche Jugend mit den Meisterstücken der vaterländischen Literatur vertraut zu machen; und diese Foderung der Zeit ist es, die ihn zu Abfassung des vorliegenden Werks veranlaßte. Wenn wir bedenken, wie in unsern Tagen die materiellen Interessen die herrschenden sind, wie sie zwingend auch in die Organisation ursprünglich gelehrter Schulen eingreifen, dann müssen wir Dem danken, der auf irgend eine Weise, wenn es nur mit Verstand und Geist geschieht, diesem Streben und Trachten entgegenzuwirken sucht. Was die Gelehrtenschulen betrifft, so ist es allerdings wahr, daß ein strenges und ernstes Studium der Alten dem Geiste eine hohe Bildung zu geben, ihn über das Materielle zu erheben vermag. Abgesehen von den ausgezeichneten Geistern, die im Gebiete des Alterthums herrschen und sich dadurch auf den Gipfel der Cultur erhoben, kennt der Verfasser dieser Anzeige Männer, die durch ein fleißiges Studium der Classiker allein sich die Bildung erwarben, die Schiller im Sinne hatte, als er über die ästhetische Erziehung schrieb. Dennoch ist es unleugbar, daß die Mehrzahl der sich auf gelehrten Schulen Bildenden eines Mittels bedarf, das ihr den Sinn für das erhabene Alterthum und seine Werke aufschließe; und hier wirken die classischen Dichtungen des Vaterlandes mehr als irgend etwas anderes. Es ist wahr, wie auch Hr. Weber bemerkt, daß auf den Schulen, von denen hier die Rede, nur sehr wenige Stunden den deutschen Classikern gewidmet werden können. Um so mehr ist zu wünschen, daß junge Studirende eine Anleitung bekommen, sich in ihren Mußestunden zweckmäßig mit ihnen zu beschäftigen. Und mehr als auf gelehrte Anstalten hatte der Verf. sein Augenmerk auf Realschulen gerichtet, indem er in der Bekanntmachung mit den edelsten Erzeugnissen der vaterländischen Literatur das einzig wahre Äquivalent desjenigen Bildungsmittels erkennt, welches in den gelehrten Schulen in dem Studium der Griechen und Römer gegeben ist und welches jene durch den in der Gegenwart triumphirenden Materialismus gar zu sehr nach dem irdischen Bedarf zugeschnittenen Institute einigermaßen in einen Zusammenhang mit höherm Leben zu erhalten vermag. Eigentliche Bürgerschulen sah Rec. hier nicht gern aufgeführt. Sie sollen, nach seiner Überzeugung, den Zusammenhang mit dem höhern Leben auf eine andere Weise, durch andere Mittel gewinnen. In gleichem Maße war des Verf. Augenmerk auf weibliche Erziehungsanstalten gerichtet, wo freilich ein Gegengewicht gegen die reale Vielwisserei unserer Tage sehr nöthig. Für sie vor allem ist Goethe's Wort in den „Wahlverwandtschaften" zu beherzigen: „Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedichte erwecken kann, leistet mehr als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert." Denn warum sollten wir nicht dieses Wort auf anderes Wissen ausdehnen, womit man unsere Töchter in Pensionen und anderen Anstalten ausstattet? (Zu welchen Betrachtungen gibt dieses Wort Anlaß?)

Sehr gut begegnet der Verf. dem Einwande gegen ein Buch wie das vorliegende: der Geist der Poesie müsse durch sich selbst wirken; Bemerkungen dazu, Erläuterungen, kurz Commentare helfen dazu nichts. Sich in der Sphäre, worin ein Werk der Dichtung ruht, im Ganzen wie im Einzelnen orientiren, sagt er, die Resultate eigenen Nachdenkens mit dem eines fremden zusammenhalten, in die Werkstatt des poetischen Schaffens eindringen (was bisher nur Sache des Gefühls war, setzen wir hinzu, denkend auffassen), das kann den Genuß der Poesie nur veredeln und vervielfältigen und muß den Geist üben und stärken. Wie wahr dieses, das wird der sinnbegabte jugendliche Leser, sei es Jüngling oder Jungfrau, erkennen, wenn er mit dem Boden, auf dem Schiller's „Tell" spielt, nach des Verf. Darstellung sich vertraut gemacht hat.

Aber auch abgesehen von diesem Gewinne, ist es gerade recht zeitgemäß, an die echten classischen Werke unsers Vaterlandes zu erinnern. Auf eine Zeit herrlicher Blüte ist eine Zeit, nicht eben der Unfruchtbarkeit, sondern des Miswachses gefolgt. Was ein Kritiker vor

etwa zehn Jahren sprach: es sei gut, daß auf die Aristokratie in der Dichtkunst eine Demokratie folge, und diese komme heran, ist nur zu sehr in Erfüllung gegangen. Freilich muß Der, der die letztere als die goldene ansieht, das Gesetz statuiren, die königliche Eiche sei umgehauen, damit die Pilze an ihrem Fuße einige Höhe zu haben scheinen. Was ist in der jüngsten Zeit in Deutschland Großes erschienen? Wir haben einige im Lyrischen ausgezeichnete Dichter; aber diese Lyrik scheint Alles zu verschlingen. Welches Werk ist erzeugt, das an Reinheit, Vollendung, Adel, Harmonie auch nur einigermaßen mit einer „Iphigenia" verglichen werden könnte?

Doch es ist Zeit, auf das Werk selbst zu kommen; und da müssen wir zuvörderst die Wahl der Dichtungen, die Hr. Weber für sein Vorhaben getroffen, glücklich nennen. „Iphigenie" in ihrer Einfalt und Großheit, dieses bei seiner Verständlichkeit doch zu mannichfachen Bemerkungen und Erläuterungen Anlaß bietende Kunstgebilde; „Wilhelm Tell", diese bei ihren glänzenden Schönheiten manches Bedenkliche enthaltende, in Hinsicht auf Geschicht- und Localität geistreicher Erläuterung reichen Stoff bietende Dichtung; beide der Aufnahme in Geist und Gemüth einer bildsamen Jugend so recht geeignet, sind Werke, wie sie der Erläuterer für seinen Zweck nicht besser hätte wünschen können. Zuvörderst danken wir ihm für eine gründliche Darlegung der Heldensage des Tantalischen Hauses und deren antike Bearbeitungen, wobei natürlich der Euripideischen „Iphigenia auf Tauris" vorzügliche Aufmerksamkeit zugewandt ist. Hier muß die ehrfurchtsvolle Anerkennung des in unserer Zeit so oft geschmähten, in seinen großen Vorzügen miskannten Euripides anerkennend erwähnt werden. Der Verf. erweist sich gleichgesinnt mit dem von ihm hochgefeierten Dichter, der, als er über jenes Tragikers „Phaethon" schrieb, „ehrfurchtsvoll an so köstliche Reliquien herantrat". Der eigentlichen Erklärung der Goethe'schen „Iphigenie" sind dann drei Capitel vorausgeschickt, worin der Plan des Dramas, die Geschichte seiner Entstehung und eine ästhetische Würdigung desselben mitgetheilt wird. Wenn die ersten beiden sich durch Genauigkeit empfehlen, so dürfen wir das dritte, die ästhetische Beleuchtung (S. 60 — 108), den interessantesten und geistreichsten Theil der ersten Hälfte des Werkes nennen. Was über das Verhältniß des griechischen zu dem deutschen Drama und den Unterschied zwischen beiden, über Umgestaltung der Fabel, wie Euripides sie behandelte, über den sittlichen Geist, der in der deutschen Dichtung weht, gesagt worden, ist recht eigentlich aus der Tiefe geschöpft und verräth den Mann, der durch ein ernstes Studium des Alterthums das reine Maß für Schönheit und Kunst gewonnen hat. Hr. Weber hat auch die Ausstellung berücksichtigt, die der berühmte Philolog Hermann an der deutschen „Iphigenie" gemacht hat. Was er indeß für den Dichter derselben vorbringt, ist Entschuldigung, nicht Rechtfertigung, die, nach unserm Bedünken, gar wohl hätte eintreten können. Pylades' erfundene Erzählung, womit er vor Iphigenie tritt, scheint uns sehr gut motivirt. Von Dem, der griechische Haltung und griechisches Maß kennt, hätten wir nicht erwartet, daß er Iphigenien, nachdem Orest sich ihr kund gegeben, kalt finden würde; noch weniger, daß ein solcher an dem Abschiedsworte des Thoas Anstoß nehmen könnte. Uns scheint dieses das einzig würdige im Munde des Königs. Und welches Gewicht hat dieses Lebt wohl! nach dem vorhergehenden So geht! Wer die „Iphigenie" in Weimar in der guten Theaterzeit aufführen sah, der erwartete keine „Ausspinnung des Lebt wohl in beruhigendem Sinne".

In der sonst so vortrefflichen ästhetischen Beleuchtung haben wir ein Hervorheben zweier Stellen, auf die der Dichter ohne Zweifel großes Gewicht gelegt hat, vermißt. Wir können das Drama eine Darstellung des Triumphs der Sitte (Sittlichkeit) nennen. Ein Triumph kann nur da stattfinden, wo ein Widerstand und ein schwerer zu besiegen ist. Iphigenie hat viel zu bestehen; das Schwerste aber ist das Festhalten an der Wahrheit, der sie ihr Leben lang treu gewesen. Eine Unwahrheit kann ihr den kaum wiedergeschenkten, mit unendlicher Liebe umfaßten Bruder erhalten, ihr Vaterland und Freunde wiedergeben; die Wahrheit vernichtet ihr ein so hohes, schmerzlich ersehntes Glück. Sie bleibt ihrem Charakter treu und opfert ihr Alles der Wahrheit. — Dieser Triumph mußte in seiner Größe anschaulich gemacht werden; und das hat der Dichter auf eine höchst vortreffliche Weise gethan, indem er an eine That erinnert, die wegen des dabei bewiesenen Muthes zu den gefeiertsten der Welt gehört, die einen Sänger gefunden hat, der That würdig, an den Rosseraub des Diomedes und Odysseus. Der aus der Sitte hervorgehende Sieg erscheint in den Augen der Welt nicht so glänzend wie einer, in dem männlicher Muth und Tapferkeit sich aussprechen. In der Scene, von der hier die Rede, erscheint jene That nur als eine Folie derjenigen, die Iphigenie zu leisten hat. Darum hätte die Stelle, wo sie, nach einigem Stillschweigen, die Worte spricht:

Hat denn zu unerhörter That der Mann u. s. w.

von Hrn. W. mit der Deutung, die sie offenbar an die Hand gibt, hervorgehoben werden sollen. Er spricht von ihr (S. 84); aber die bedeutenden Verse, wo von dem Rosseraube die Rede, sind ausgelassen. So ist dem einzig schönen von Iphigenien an Thoas gerichteten Worte:

Folgsam fühlt' ich immer meine Seele am schönsten frei,

beiweitem nicht Gerechtigkeit widerfahren in der Erläuterung (S. 224): „Insofern sie in dem Gefühle des Gehorsams, als geziemender Pflichtübung, Beruhigung und Heiterkeit fand." Uns scheint Grund und Gipfel der Moral in ihm ausgesprochen. Denn wo wäre dieser zu suchen als da, wo Nothwendigkeit (Unterwerfung unter das Gesetz) und Freiheit zusammenfallen? Und war Iphigenie's Mund nicht der würdigste, ein solches Gesetz auszusprechen?

Was die zweite der erläuterten Dichtungen, den „Wilhelm Tell" betrifft, so haben wir schon angegeben, weßhalb dieser sich für des Verf. Zweck besonders eignete. Gerade bei ihr erhöht Kenntniß der Geschichte und Localität in hohem Grade den Genuß, den sie an sich gewährt; weßhalb

die Genauigkeit Hrn. Weber's in Behandlung dieser Gegenstände Anerkennung und Lob verdient. Der eigenen Anschauung der Schweiz kam ein sorgfältiges Studium der Eigenthümlichkeit des Landes, wie Andere dieses angestellt, zu Hülfe, und für das Historische wurde Alles benutzt, was in seinem Bereiche lag. Die Bemühungen desselben lassen uns zugleich erkennen, welche Studien Schiller gemacht, ehe er zu diesem Werke schritt, was dazu gehört, so viele Einzelheiten zu einem Ganzen zu verweben und zu verschmelzen. Nur dürfen wir auch nicht verhehlen, daß der Kritiker in seinen Erläuterungen etwas zu weit gegangen, hier und da zu weitläufig geworden. Er hätte wohlgethan, auf Quellen, die auch einem Schüler leicht zugänglich sind, hinzuweisen und dadurch eine Bekanntschaft mit ihnen selbst zu befördern. Müller's Schweizergeschichte, aus der wir die Geschichte des Bundes in seinem Entstehen und des Tell auf 29 Seiten (244 — 273) ausgehoben finden, braucht ja nicht weit gesucht zu werden. Öfters ist auch in den einzelnen Erläuterungen Geringfügiges, für den Ort nicht Passendes beigebracht worden; wie z. B. S. 435 zu den Worten: „Sie läuten droben auf den Bergen", wo der Gefährlichkeit des Läutens im Gewitter gedacht wird. So finden wir S. 454 eine Erwähnung der Bergstürze in der Schweiz, und mit Specialitäten, die hier gewiß nicht am Orte waren.

Das Problematische in der Anlage des Schauspiels „Wilhelm Tell" wird keinem aufmerksamen Leser entgehen. Auch Hr. W. spricht ausführlich darüber und meint, Schiller habe den Vorwurf einer doppelten Handlung nicht ganz ohne Grund auf sich geladen. Schwerlich aber wäre für die Einheit der Handlung, wie der Kritiker meint, dadurch gewirkt worden, wenn der Dichter Tell hätte im Rütli auftreten und mitwirken lassen. Hier durfte Tell nicht sein, wenn der Charakter durchgeführt werden sollte, den der Dichter darzustellen die Absicht hatte. Uns scheint, die Berathung, der Bund im Rütli sollte, dieser Absicht gemäß, eine Staffage sein für Tell, den Mann der That. Freilich ist die Staffage zu reich, zu mächtig ausgefallen; und daher der Anschein einer gedoppelten Handlung. Damit die That des Tell mehr als Hauptpunkt des Ganzen erschiene, ließ der Dichter die Brechung der Burgen und die Vertreibung der Vögte früher, als sie wirklich stattfanden, eintreten, und dies als Folge jener That. Es ist wahr, was Hr. W. (S. 326) sagt: „Tell würde den Landvogt erschossen haben, auch wenn das Landvolk keine Befreiung gesucht hätte, und die Befreiung hätte zu Stande kommen können, auch wenn des Landvogts Untergang nicht so zu guter Stunde gekommen wäre." Doch kann, nach unserer Ansicht, für den Dichter angeführt werden, daß die Befreiung der Schweiz im Drama nicht die Hauptsache, sondern Tell, der Mann der That, der durch diese Das, was lange berathen war, zu rascher Ausführung bringt. Nur das müssen wir zugeben, daß, indem der Bund im Rütli so nur zur Nebensache wird, diese ein zu großes Gewicht, eine zu große Masse im Schauspiele macht.

Der Tadel, den Hr. W. über Rudenz' Verhältniß zu Bertha ausspricht, hat seinen Grund; dies ist ohne Zweifel die schwache Partie im Drama. Schiller wollte diesem etwas Romantisches beimischen, er wollte (und das bezeugt, daß er sich über die noch im „Don Carlos" herrschende Ansicht erhoben hatte) den der Wirklichkeit angehörigen Stoff in eine poetische Sphäre spielen; dazu sollte die Eingangsscene und die Liebe zwischen Rudenz und Bertha dienen. Er hätte der letztern nicht bedurft, und wir können nicht anders als mit Hrn. W. annehmen, daß er sich hier von seiner Vorliebe für zärtliche Verhältnisse und besonders für überschwänglich empfindende Frauencharaktere hinreißen ließ (S. 329); wie denn dadurch der, wie es Hrn. W. und uns scheint, nicht passende Schluß herbeigeführt wurde.

Indem der Verf. diesen und manchen andern Tadel ausspricht, fürchten wir nur, er habe einer Hauptabsicht seines Buches geschadet. Dieser war, in Schulen die Jugend für die großen vaterländischen Dichtungen zu erwärmen, sie ihnen zugänglich zu machen, dafür zu begeistern. Durch die zu oft angewandte, oft, namentlich bei Schiller, tadelnde Kritik könnte die Jugend, namentlich unsere Jugend eher zu Kritik gereizt als zu reinem Genuß geführt werden. Wir sehen wohl ein, daß es für einen so umsichtigen Mann schwer war, die sich ihm aufdrängende Kritik abzuweisen, daß sein ästhetisches Gewissen hier ins Spiel kam. Doch gab es wol eine Weise, den Kundigen in dieser Hinsicht, wenn auch nur durch Winke, zu befriedigen, ohne das jugendliche Gemüth entweder zu verletzen, oder durch voreilige Anwendung eigener Kritik zu verstimmen. Übrigens setzt Hr. W. nie die Ehrerbietung hintan, die man so großen Genien schuldig ist. Hier und da macht er den Vertheidiger Schiller's, namentlich gegen Börne; nicht immer glücklich; wie denn S. 437 die Vertheidigung nicht gewichtiger als die Anklage. Hier war die Moralität gewiß nicht recht angebracht.

Einige kleine Verstöße in einem Buche zu finden, das eine solche Menge aus vielen und verschiedenen Schriften zusammengebrachte Einzelnheiten enthält, kann nicht befremden. Ein Irrthum ist, daß die Übersetzung der „Iphigenie" in das Neugriechische von Papadopulos eine metrische genannt wird (S. 59); sie ist reine Prosa.

Haben wir einige Bedenken gegen das von uns angezeigte Buch ausgesprochen, so betrafen diese nur Einzelnes. Das Unternehmen des Verf. bleibt ein sehr achtbares, einem Bedürfniß Vieler begegnendes. Goethe sagt sehr wahr:

Bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verstehn;
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn.

Und somit wünschen wir dem Buche, welches durch den Verleger sehr wacker ausgestattet ist, viele Leser; und der rechte Leser wird gewiß in des Rec. Wunsch einstimmen, Hr. W. möge bald im Stande, sein ein zweites Bändchen folgen zu lassen, worin wir außer den anfangs für dieses erste bestimmten Erläuterungen zu Schlegel's Elegien „Die Kunst der Griechen" und „Rom" einen Com-

mentar zu Goethe's „Tasso" und Schiller's „Wallenstein" zu finden wünschen. 14.

## Notiz.

Jules Janin erinnert gelegentlich, mit Bezugnahme auf die jetzt zwischen Frankreich und England bestehenden Zwistigkeiten an ein kleines Volkslied, welches, wie er sich ausdrückt, „aus den schönsten Zeiten unsers Hasses gegen England stammt". Einige der mitgetheilten Strophen übersetzen wir hier wie folgt:

O mächt'ger König Englands,
Wohlan, entscheide dich!
Die Erde braucht des Friedens,
Wo nicht, so schlägt man sich u. s. w.

Worauf England erwidert:

O großer Kaiser Frankreichs,
Hast du wol Schiffe auch?
So wisse, auf den Meeren
Stark sein, ist Englands Brauch.

Und Frankreich erwidert:

Georg, nur nicht so zornig,
Gar hitzig scheinst du mir!
Wir wissen Krieg zu führen,
Gern überlisten wir.

England antwortet noch einmal, aber Frankreich hat das letzte Wort und schreit aus Leibeskräften:

Mit allen meinen Truppen
Komm' ich, bei dir zu suppen,
Und dann entthron' ich dich!

„Wohlan!" ruft Janin aus, „ihr berühmten Poeten, so große Chansonniers ihr auch sein mögt, umsonst werdet ihr euch abquälen und doch kein Lied gegen die Engländer zu Stande bringen, welches so populair und so oft gesungen werden würde, als dieses. Alle Arten, wie man außer sich geräth und mit den Füßen stampft, waren damals Wirkungen dieses Gassenhauers!" 5.

## Bibliographie.

Abrantes, Madame Junot d', Die beiden Schwestern. Scenen aus dem Familienleben. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Amor, J. T. Z., Berlin und Voigtland. Komische Schilderungen aus dem Volksleben. 1stes Heft. 8. Berlin, Stackebrandt. 4 Gr.

Babel. Herausgegeben von dem Literaten-Verein in Paris. Deutsch von O. L. B. Wolff. 3ter, 4ter Band. 8. Leipzig, Weber. 2 Thlr.

Bernhard, Lebensbilder aus Dänemark in Novellen und Erzählungen. 4ter Band. Auch u. d. T.: Die Deklaration. Novelle. 8. Leipzig, Weber. 18 Gr.

Crusius, G. F., Bethanien. Ein biblisches Familiengemälde. 16. Hannover, Hahn. 12 Gr.

Du Ménil's, A. J., kleine Schriften. 2tes, 3tes Bändchen. — Auch u. d. T.: Gedanken über mancherlei Gegenstände der Welt- und Menschenkunde. 2tes, 3tes Bdchn. Gr. 12. Celle, Schulze. 1 Thlr. 4 Gr.

Engelhardt, C. M., Naturschilderungen, Sittenzüge und wissenschaftliche Bemerkungen aus den höchsten Schweizer-Alpen, besonders in Süd-Wallis und Graubünden. Mit 5 Ansichten, wie auch 1 Panorama-Karte der Visp-Thäler und mehreren kleineren Abbildungen. Gr. 8. Basel, Schweighauser. Geh. 5 Thlr. 6 Gr.

Friedrichs des Großen staatsrechtliche Grundsätze. Ein Beitrag zur hundertjährigen Feier seiner Thronbesteigung, mit einer Einleitung von C. M. Wolff. Gr. 8. Berlin, Hermann. 18 Gr.

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. Eine biographische Skizze. Mit dem Portrait des Königs. Gr. 12. Halberstadt u. Wernigerode, Lindequist u. Schönrock. 6 Gr.

Thüringisch-Erfurter Gedenkbuch der vierten Säcular-Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Erfurt am 26. und 27. Juli 1840. Mit dem Portrait Gutenberg's und 20 Kunstbeilagen. Gr. 8. Erfurt, Hilsenberg. 1 Thlr.

Gössel, K., Menzel, Gutzkow und Shakspeare's Geist oder der kleine Hamburger Gott. Komisches Heldengedicht. Gr. 8. Celle, Schulze. 6 Gr.

Der protestantische Gottesdienst und die Kunst in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. 8. St. Gallen u. Bern, Huber u. Comp. 10 Gr.

Greverus, J. P. E., Reiselust in Ideen und Bildern aus Italien und Griechenland. 1ster Theil: Italien. — Auch u. d. T.: Reise in Italien. 8. Bremen, Kaiser. 1 Thlr. 12 Gr.

Hage, J. van den, Der Schaafhirt. Historischer Roman aus den Zeiten der Utrechter Stiftsfehde 1481 bis 1483. Aus dem Holländischen übersetzt von O. L. B. Wolff. 1ster, 2ter Theil. 8. Leipzig, Weber. 2 Thlr. 16 Gr.

Hagenbach, K. R., Lehrbuch der Dogmengeschichte. 1ster Theil. Bis auf Johannes Damascenus. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr.

Hammerstein, C. v., Aristipp in Hamburg und Altona. Ein Sitten-Gemälde neuester Zeit. Gr. 8. Celle, Schulze. 1 Thlr. 8 Gr.

Heller, J., Die bambergischen Münzen chronologisch geordnet und beschrieben. Mit Abbildungen. 8. Bamberg, J. G. Sickmüller. 1839. 1 Thlr.

— —, W. R., Novellen. 3ter Band. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr.

Isidor, Gesammelte Schriften. 6ter Band. 8. Leipzig, Wunder. 1 Thlr.

Mair, W., Erinnerungen an Heidelberg. 8. Mannheim, Hoff. 9 Gr.

Dänische Novellen und Erzählungen, übersetzt von K. L. Kannegießer. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Der Pirat im Golf von Barritaria oder Nordamerika's Seeräuber. Aus dem Englischen übersetzt von L. von Alvensleben. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Radewell, F., Die Passion. Kirchliches Festspiel. Zur Stiftung eines Götheums, einer Erziehanstalt für dramatische Künstler in Weimar. 8. Weimar, Voigt. 12 Gr.

Sand, George, Pauline und die Mississippier. Aus dem Französischen übersetzt von C. Susemihl. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Sherwood, Mistreß, Der Mönch von Cimiés. Frei nach dem Englischen von Louise Marezoll. 2 Theile. Gr. 12. Reutlingen, Enßlin u. Laiblin. 1 Thlr. 9 Gr.

Söller, F. C., Kommentar zu Johann Ladislav Pyrker's Werken in der Form einer Blumenlese aus denselben. Gr. 8. Augsburg, Kollmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Spieß, A., Das Turnen in den Freiübungen für beide Geschlechter. Gr. 8. Basel, Schweighauser. 20 Gr.

Ullmann, C., Rede bei dem vierten Säcularfeste der Erfindung der Buchdruckerkunst am 24sten Juni 1840 in der akademischen Aula zu Heidelberg gehalten. Gr. 8. Heidelberg, Karl Winter. 3 Gr.

Wienbarg, L., Vermischte Schriften. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Quadriga. 9. Altona, Aue. 2 Thlr.

Zum Gedächtniß der vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Heidelberg am 24. Junius 1840. Inhalt: 1. Programm der Feier. 2. Rede des Herrn Prorector Kirchenrath Dr. Ullmann. 3. Predigt des Herrn Dekan und Stadtpfarrer Sabel. 4. Historische Nachrichten von den Buchdruckereien und Buchhandlungen in Heidelberg von Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten. 5. Bestand der Buchhandlungen und Buchdruckereien zu Heidelberg am 24. Junius 1840. Gr. 8. Heidelberg, Karl Winter. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 257. —— 13. September 1840.

Zwanzig Lieder von den Nibelungen. Nach K. Lachmann's Andeutungen wiederhergestellt von K. Simrock. Bonn, Weber. 1840. 8. 18 Gr.

So haben wir denn anstatt des Einen Nibelungenliedes deren Zwanzig, „von vielleicht ebenso vielen Verfassern"; und wir mögen uns nun den vermeintlichen Einen Dichter desselben aus seinen abgerissenen Gliedern zusammensuchen, wenn es sich der Mühe ja noch verlohnt, einen so jämmerlichen Dichter aufzubewahren. Nach den Nibelungen „in der ältesten Gestalt" gibt man sie uns hier in noch älterer Gestalt, wie sie von Volkssängern in einzelnen Liedern „unter den ersten Hohenstaufen vor Hohen und Niedern, vor Kaisern und Königen gesungen, ehe sie aufgeschrieben, gesammelt und romantisch ausgeschmückt worden". Freilich sind wir auch damit noch nicht am Ziele; und wenn uns, laut der Vorrede, hier schon „gesunder Waldgeruch anweht", so schärft diese Witterung sich gewiß noch weiter, und etwa mit Hülfe der Eddalieder von den Nibelungen dringt das Dionysiusohr der Kritik wol noch fürder bis zu der Nibelungen teutonischer Urgestalt.

Was wir bisher für das große Nibelungengedicht angesehen haben, sind einzelne Lieder, die gleich den sibyllinischen Blättern in der Luft geschwebt, bis ein Schreiber sie ergriffen, zusammengerafft und auf einen Faden gezogen hat: ähnlich dem Schreiber in Hardenberg's „Ofterdingen", oder gar dem Freiherrn von Münchhausen, wie er auf fremden Fittigen des zusammengereihten Geflügels sich durch die Lüfte tragen läßt. Den sibyllinischen Büchern ist dieses Werk auch darin gleich, daß, wie die Vorrede rühmt, die hier noch übrige „Hälfte desselben mehr sei als das Ganze"!

Aber diese ganze Vorstellung ist selbst aus der Luft gegriffen, oder eine Hypothese der sogenannten höhern Kritik, eine üble Anwendung und schriftgelehrte Überbietung der Wolf'schen Homeriden, deren übermächtiges Oberhaupt jedoch Homerus blieb und welche sich doch nur auf Titel und Einleitung beschieden und auch in der Prachtausgabe die „Ilias" ganz ließen. Freilich, wenn der gute alte Homer nur zuweilen einnickt, so muß dagegen der letzte Nibelungendichter sich hier nachsagen lassen, daß ihn „alle Augenblicke Schlaf anwandelt, ja, daß er sich einigemal förmlich hinstreckt und laut schnarcht"!

Daß einst ältere, kürzere Nibelungenlieder gesungen und gesagt worden, sowie sie in unsern Tagen mannichfaltig dramatisirt werden, wissen wir wohl; und wie jene Lieder etwa beschaffen waren, ersehen wir noch an den Eddaischen Liedern und Sagas und unserm Hildebrandsliede, an den altdänischen Heldenliedern und den noch lebenden färder Tanz- und Hochzeitliedern von den Nibelungen, an der aus norddeutschen Liedern zusammengeschriebenen Niflunga-Saga und an unserm Siegfriedsliede: sie faßten die Haupthandlung kurz, in wenigen Romanzen, oder gar nur in Einer zusammen, für Einen Vortrag. Beide Haupttheile der einigen großen Heldendichtung, „Siegfried's Leben und Tod" und „Der Nibelungen Noth", waren und sind überall beisammen, eben als ursprünglich eins und unzertrennlich: und da kann man eigentlich nach keinem Dichter fragen, so wenig als bei andern wahrhaften Sagen und Mythen, und auch bei allen den genannten alten Liedern. Wie man aber mehre altnordische Dichter und ihre kräftigen Lieder von Siegfried wohl kennt; wie unser Marner dergleichen von Siegfried und den Nibelungen sang: so darf man auch wol nach dem herrlichen Dichter fragen, der aus jenen uralten lebendigen Überlieferungen, Volks- und Heldenliedern zuletzt das große ritterlich-christliche Heldengedicht von den Nibelungen geschaffen und gebildet hat: und wer sich darüber lustig macht, möchte wol auch nur mit fremden Kinnbacken lachen. Daß in der mannichfaltigen lebendigen Fortbildung solcher Lieder zu größern Nibelungengedichten manche alte Einwirkungen und Spuren davon auch noch in der letzten Darstellung übrig geblieben, sowol in Hinsicht der Sprache, Weise und Darstellung als des Inhaltes, ist auch immer anerkannt worden seit Johannes Müller. Nunmehr aber, mit Benutzung solcher Wahrnehmungen, dieses unser großes Nibelungengedicht durch Zerstückelung auf die vermeinte ältere Gestalt zurückzuführen, ist durchaus unstatthaft, ja frevelhaft. Es offenbart sich auch hierin eigentlich jene so mannichfaltig geschäftige Misachtung großartiger selbstschöpferischer Persönlichkeit und Auflösung derselben in Gemeinwesen und undenkbare Gesammtthätigkeit. Die im Ganzen so gleichmäßige, vollständige, episch ausführliche, altredselige und jugendlich kräftige, kurz in allen Tönen meisterliche Darstellung des ganzen, gegen 10,000 Langzeilen enthaltenden Heldengedichts kann nun und

nimmermehr so, wie sie noch in der hier übrigen Hälfte geblieben, von vielen Volksdichtern herrühren, durch eine wundersame prästabilirte Harmonie; denn hier in Deutschland, wo die gallischen Barden fremd sind, kann nicht etwa ein förmlicher Sängerstand, wie die nordischen Skalden, zur Erklärung dienen; noch weniger also eine epische Meistersängerschule, nach Vorstellung der Homerischen Sängerschule oder Sängerfamilie. Auch so wie hier zwanzig Lieder herausgeschnitten sind, ließe sich nur von wenigen ein einzelner, selbständiger Vortrag denken: sie sind meist immer noch viel zu lang, indem bei den einzelnen Gesängen zwar manche einzelne Stanzen ausgestoßen, noch mehr aber ganze große Massen weggeworfen sind. Die behaltenen Stücke sind dabei zu wenig für sich verständlich, eben wegen des innigen Zusammenhanges des Ganzen, so sehr auch die ausdrücklichen Hinweisungen darauf beseitigt worden.

Wie viel nun durch vorliegende Zergliederung des lebendigen alten Gebildes (deren oft gar mislautige Modernisirung hier nicht weiter beleuchtet werden mag) beschädigt wurde, ergibt schon folgende Übersicht nur des Auffallendsten.

Meist ganz weggeschnitten oder verkürzt sind: die Zurüstungen zu Fahrten und Festen, besonders der prächtigen Kleider, die damals doch, von den Fürstinnen selbst bereitet, überhaupt durch Schönheit und Reichthum wichtiger waren als die modernen, dauernder und zugleich wechselnder, bei Festen, und als Hauptstück der Freigebigkeit den fahrenden Sängern so werth als den Rittern: man denke an Herrn Walther's Lied von getragenen Kleidern, und noch an Luther's Danksagung für ein neues Kleid. Fast ganz abgerissen sind ferner die mannichfaltigen Hin- und Herfahrten, Geleite, Botschaften und damit die mannichfaltigen örtlichen Beziehungen, die freundlichen Verbindungen der so fernab stehenden Hauptschauplätze am Rhein und der Donau, die angenehmen Ruhestellen des rastlosen stillen Zuges in die Tiefe, der ruhige Spiegel der anmuthigen Ufer über der furchtbaren unaufhaltsam fortreißenden Strömung. Um das vermeintlich Volks- und Sagenmäßige herzustellen, ist das Ritterliche überall verdrängt oder beschnitten, namentlich Siegfried's schönes Ritterfest, die Bereitung zur Islandsfahrt, Brunhildens wunderbare Ausrüstung, das den Ernst so bedeutsam vorspielende Turnier in Hrunenland. Es fehlen die ebenso bedeutsamen Schilderungen der vier Gefährten in Island und Siegfried's, des herrlichen Jägermeisters, kurz bevor er selbst gejagt wird: Schilderungen, in welchen die Schönheit des so ernsten Gedichts sich heiter selbst beschaut und gleichsam anlächelt, die zugleich so rein gegenständlich und lebhaft im Auge der Mitspielenden sich spiegeln, und wie dergleichen noch so manche vorkommen, z. B. bei Siegfried's Auftreten zu Worms, bei Hagen's und Volker's Erscheinung im Hrunenlande.

Außerdem vermißt man viele mehr und minder bedeutende Züge, oder gar ganze Abenteuer. Anstatt des ruhigen epischen Einganges und Vorgrundes zu Chriemhildens Herkunft und Königshaus werden wir sogleich, hier vielmehr kunstmäßig als volksmäßig, mitten in ihren ängstlichen Traum versetzt (was der Leonorenballade wol gemäß ist); dicht darauf beginnt es jedoch unverändert mit Siegfried's Geburt und Erziehung (warum nicht auch sogleich mit seiner Werbung?). Die so schicklich bei Siegfried's Ankunft eingeflochtene Erzählung Hagen's von Siegfried's frühern Thaten, wie er der Nibelungen Schwert, Hort und Land und die Tarnkappe gewonnen und hörnen geworden, ist ganz beseitigt. Daß der so wenig sagenmäßige, fast nur ritterliche Sachsenkrieg meist stehen geblieben, ist zu verwundern; es wird aber auch in der Vorrede bedauert, daß die genau damit verbundene erste minnigliche Zusammenkunft Siegfried's mit Chriemhilde am Pfingstfeste nicht lieber auch ausgemärzt ist, sowie die erste gegenseitige Begrüßung der beiden schönen Königinnen und Siegfried's Heimführung der errungenen Braut. Nach dem Zanke der Königinnen fehlt Siegfried's Eid, der doch ebenso wahrhaft als erheblich ist. Der rührende Abschied Chriemhildens von ihrem holden Friedel ist geschwächt durch Auslassung ihrer Träume, welche, ihren ersten verachteten Traum so schreckbar steigernd, die nahe Erfüllung drohen. Siegfried's doch vor allen so sagenmäßige Löwenjagd ist gestrichen, gleichwie das ebenso volksgläubige, um Rache schreiende Blutzeugniß des aufgebahrten Leichnams gegen den nahenden Mörder und Chriemhildens Sühne mit Gunther. Ferner fehlen: Chriemhildens ganze Fahrt zu Etzeln, ihr gastlicher Empfang beim Oheim in Passau und in Östreich und auf der Burg des milden Markgrafen. Auf der Nibelungenfahrt zu den Hrunen mangelt der schauerlich-schöne Nachtkampf in Baiern gegen Else und Gelfrat, und im gastlichen Bechelaren Gunther's und Dankwart's Beschenkung, welche doch, gleich den übrigen Geschenken, die Bluthochzeit vorbedeutet. Der letzte gewaffnete Tischgang bei Etzeln, Chriemhildens vergebliche Auffoderung Dietrich's zu ihrer Rache, ihre endliche Aufstiftung Blödel's dazu und die Darbringung ihres und Etzel's Kindes sind uns ganz entzogen. Beim Sturme im Hochzeitsaale vernehmen wir nichts von Dietrich's gewaltigem Ruhegebote, von seiner Beschirmung und Entführung Etzel's und Chriemhildens, nichts von Rüdiger's friedlicher Entlassung, nichts vom Ende der übrigen Hrunen im Saale, vom Hinabstürzen der Todten und von Volker's furchtbarem Hohne gegen die Hrunen. Dietrich und Rüdiger sind überhaupt mannichfaltig verkürzt, gleichwie mehre andere Helden, namentlich Blödel, Dankwart, Eckewart, Volker und auch Etzel's Fiedler Werbel und Swammel, welche beiden letzten doch sogar geschichtlich sind. Die meisten dieser Helden erscheinen freilich gar nicht in andern Darstellungen der Nibelungendichtung, namentlich in den eigenthümlich nordischen, wo kaum Dietrich auftritt und überhaupt das Ganze enger zusammengefaßt ist, als eine nahe, innere Familiengeschichte und Blutrache, indem Etzel, Botelung's Sohn (Atli der Budlunge), von gemeinsamem Stamme mit den Niflungen und der, nach der Schmach sich selbst opfernden Brunhild Bruder und Rächer ist. Dankwart, der selbst der ursprünglich (nord-) deutschen Nif-

lungasaga ganz abgeht, steht jedoch so fest in der „Nibelungen Noth", daß sein wunderherrlicher Heldengang in den Saal mit der auf sein geschenktes Hochzeitkleid geschriebenen ungeheuern Todesbotschaft auch in dieser Verkleinerung sich behauptet hat.

Wie das Ritterliche und das Hofeliche, ist auch das Christliche mannichfaltig zurückgedrängt: bei Siegfried's Ritterschlag, Hochzeit und Bestattung, bei Chriemhildens Vermählung mit dem Heidenkönig Etzel. Der streitbare Kirchgang der Nibelungen mit Chriemhilden bei den Hrunen — das bedeutsame Gegenbild zu dem Kirchgange der Königinnen in Worms — fehlt ganz. Insonderheit aber ist mit dem Reisekaplan einer der ergreifendsten und bedeutsamsten Züge des ganzen Gedichts ausgelöscht, nämlich die Erfüllung der Weissagung des Donauweibes gerade durch Dasjenige, was ihn vereiteln sollte: wie im „Ödipus" und in der „Braut von Messina", in den Nibelungen aber durch „die Gottes-Hand". Endlich ist durch völlige Ausscheidung des Bischofs Pilgerin von Passau eine weit verbreitete Weihe des Ganzen verwischt.

In der eigenthümlichen altnordischen Darstellung erscheint zwar das Ganze noch heidnisch-mythisch, vornehmlich Siegfried und Brunhild; und wenn diese Beiden mit ihrer wunderbaren Ausrüstung auch in unsern deutschen Nibelungen (wie im Siegfrieds- und Rosengartenliede) noch am stärksten jene uralte Bildung des Ganzen zeigen: so ist jedoch in unserm Gedichte schon durch die älteste geschichtliche Gestaltung mit den Rheinfranken und Burgunden, Gothen und Thüringen die christliche Weihe des germanischen Heldenthums und sein Gegensatz gegen die heidnischen Hunnen begründet: und natürlich ist mit der lebendigen Fortbildung der ganzen Dichtung auch dieser christliche Geist, wie das Ritterthum, und vornehmlich eben von diesem, fürder durchgedrungen; ja, es ist, zwar in der letzten alten Bearbeitung erst, ausgesprochen, daß die Christenhelden am Ende nur durch Christen besiegt werden konnten. Dieser durch die Avaren und Ugern bis in Pilgerin's Zeit lebendige Gegensatz — jenem der Trojaner und Griechen vergleichbar — ist in vorliegenden zwanzig Liedern verschwunden. Wenngleich in dem Nibelungenliede das Christenthum nicht für sich als Beweggrund heraustritt, wie etwa in jener auf alter Volkssage beruhenden Legende vom heiligen Gregor, so zeigt sich darin jedoch eine ähnliche wunderbare Verschmelzung heidnischer Weissagung mit göttlicher Vorsehung, eben in der Erscheinung des Kaplans. Selbst in vorliegender Verstümmelung hat sich das Christenthum wenigstens zum Theil bei Siegfried's Bestattung behauptet: wie es denn in dem alten Nibelungen überall als fester Hintergrund dasteht, gleich den uralten, in stetiger Fortbildung hoch in den Himmel gewachsenen Gotteshäusern der Städte und Burgen. Und so steht auch der Bischof Pilgerin in seiner Blutsfreundschaft mit den Helden fast allein, und im höchsten Sinne, als das Beruhigende, Versöhnende und Bleibende in dem furchtbaren Gedichte und Gerichte, wie die „Klage" durch die Todtenfeier und Tröstung der Überlebenden weiter ausführt: vergleichbar Bestattung, Klagen und den Leichenspielen in den letzten Büchern der „Ilias". Pilgerin wirkt so zugleich durch sein in der „Klage" erzähltes Verhältniß zur Nibelungendichtung, daß er sie nämlich aus mündlicher Überlieferung aufschreiben ließ: es weist jedenfalls auch auf die christliche Auffassung dieses Gedichts, welche allein uns übrig ist und auf die wir mithin angewiesen sind. Ist nun Pilgerin's Auftreten darin auch ein handgreiflicher Zeitsprung, so ist es bekanntlich sogar auch Dietrich, und noch mehr Rüdiger, die beide jedoch in diesen Rhapsodien bei aller Beschneidung noch eine breite Stelle einnehmen. Pilgerin stand sicherlich immer in dem letzten Nibelungengedichte, wie in der ebenso alten „Klage". Mit ihm sind in der neuesten Verarbeitung dagegen auch die vielen lichten und gastlichen Stellen in Östreich die Donau hernieder ausgelöscht, welche so lebhaft sein geschichtliches Apostelverhältniß zu Ungarn bezeichnen. Wenn schon Baiern sich bedanken kann, daß der düstere und feindselige Gegensatz zu Östreich verwischt ist, so ist dieser doch nicht minder geschichtlich begründet, in der Erhebung des östreichischen und steirischen Herzogthums durch den verwandten hohenstaufischen Kaiser Friedrich I., neben Baiern, das mit dem den Rheinfranken feindlichen Sachsen vereinigt war; und die östreichischen Städte — darunter die sagenberühmte Holkenburg — haben hier ebenso gutes Recht als die griechischen Namen im Schiffskataloge.

Auf solche Weise wird in der angeblichen Herstellung neben der ritterlich-christlichen auch die vaterländisch-geschichtliche Bedeutung unsers heimischen Hauptgedichts verletzt, welches uns nun einmal urkundlich allein in dieser letzten Gestalt, nach noch so mannichfaltigen lebendigen Verwandlungen, überliefert ist und das wir in derselben, bei allen Spuren älterer Gestaltung, zu ehren und zu bewahren haben, sowie zu erläutern: wobei vor der Hand noch genug zu thun ist. Selbst die jüngste, neben dem ältern Gedichte deutlich erkennbare Überarbeitung desselben erheischt eine solche Bewahrung, weil ihr Eigenthümliches zum Theil auch aus der neben jenem Gedichte bestehenden lebendigen Überlieferung herrührt.

(Der Beschluß folgt.)

---

Familienleben in Kopenhagen. Aus dem Dänischen mitgetheilt von L. Kruse. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Die vorliegende Erzählung ist aus den gewöhnlichsten Romanelementen, Kinderverwechselung, unerkannter Liebe und doppelter Bewerbung, zusammengesetzt und zeigt keineswegs das Gepräge von Selbständigkeit und Originalität, das wir mit so großem Vergnügen an den jüngst erschienenen Romanen aus der skandinavischen Halbinsel anzuerkennen hatten. Weit ab von der meisterhaften Charakterzeichnung in den Leistungen der schwedischen Damen Bremer und Knorring und tief unter der Erfindungsgabe dieser Schriftstellerinnen, bewegt sich das „Familienleben in Kopenhagen" nur in dem Kreise des oft Gehörten und wenig fehlt, daß wir es für völlig trivial zu erklären hätten. Die Unwahrscheinlichkeit der Charaktere kommt dazu, eine ernstere Kritik abzuschrecken; denn wer wird dem Juden Branco, wenn er auch noch so christlich ist, zutrauen, daß er

aus purer Freundschaft sein Kind einem trostlosen Vater, einem Christen, der sein Freund ist, abtritt? Einiges an diesen Fehlern wird durch eine ziemlich gewandte Diction wieder gut gemacht; indeß bleibt das Ganze doch matt und der Rede wenig werth.

Unsers Bedünkens fehlt es in der dänischen Literatur nicht an Erzeugnissen, die lange nicht genug bekannt sind und der Verbreitung weit würdiger erscheinen als die vorliegende unbedeutende Leistung. Wir sehen nicht ein, warum der schreibfähige und fertige Übersetzer derselben sich nicht lieber das Verdienst schafft, solche Leistungen zu bearbeiten. Im Allgemeinen betrachtet, mangelt dem dänischen Literaturgeiste jedoch jener kräftige und strebsame Charakter, der die junge schwedische Muse neuerdings wieder auszeichnet und mit dem sie die ältere Schwester weit überflügelt. Wir müssen die Dänen warnen! Sie haben alle Ursache, sich zu beeilen, daß sie bald einen tüchtigen, kräftigen und eigenthümlichen Geist in die literarischen Schranken stellen, widrigenfalls sie wirklich in die Gefahr kommen, ihre Sprache ganz zu einem bloßen Volksdialekt herabsinken zu sehen und den Ruhm einzubüßen, den ihnen die Holberg, Ewald, Rahbeck und Brun, die Öhlenschläger und Baggesen für eine kurze Epoche gewonnen haben. Wer in unsern Tagen nicht fortgeht, bleibt auf alle Weise hinter der Strebsamkeit der heutigen Welt bald weit zurück. Dänemark bedarf vor allen Dingen eines tüchtigen Kritikers, eines Lessing, der es allein zur Wiedergeburt erwecken kann. 39.

---

## Englische Urtheile über Deutschland.

„Blackwood's Edinburgh magazine", Juliheft, enthält unter dem Titel: „Germany, by *Charles Julius Weber*" lange Auszüge aus Julius Weber's „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen", denen eine Einleitung über die geistigen Entwickelungen der deutschen Nation, über die Gründe, warum man sich Jahrhunderte lang um dieselbe im Auslande wenig gekümmert hat, und über die Literatur des Auslandes in Bezug auf die innern Verhältnisse, Topographie, Staats-, Literatur- und Volksleben in Deutschland, vorangeschickt ist. Der Berichterstatter spielt, bei aller an den Tag gelegten Kenntniß deutscher Zustände und bei aller Anerkennung, die er uns zu Theil werden läßt, den großmüthigen und herablassenden Protector. Wenn die Deutschen gewohnt seien, sich zu beklagen, daß man sie übersehe oder gar misverstehe, so seien sie, wie der Berichterstatter sagt, zum Theil selbst Schuld daran. Ganz anders sei der Einfluß Deutschlands zur Zeit Heinrich's des Finklers, Otto's des Großen, des Hohenstaufen Friedrich II. und Luther's gewesen; da habe Deutschland noch als gebietende politische oder geistige Macht dagestanden; aber nach Luther sei es in politischer und literarischer Hinsicht in Stagnation übergegangen und habe alles Ansehen im Auslande dadurch verloren, daß es sich französirt und die Hofschranzen Ludwig's XIV. als Landesgötzen verehrt habe. Was hätte England von der deutschen Literatur halten können, wenn der größte Philosoph, welchen es in der ersten Periode des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht, Leibnitz, seine Hauptwerke in französischer und lateinischer Sprache und nicht in deutscher geschrieben habe? Auch der gelehrte und elegante Mosheim sei eher ein moderner Römer als ein Deutscher gewesen. Konnte England die Nachkommen Hermann's und Barbarossa's in jenen Leuten wiedererkennen, welche Ciceronianische Perioden wiederkäuten oder den Mund zu den glatten Niedlichkeiten von Versailles zuspitzten? Das Ansehen, welches den Deutschen jetzt im Auslande zu Theil geworden, datirt, nach der Ansicht unsers Briten oder Schotten, von dem berühmten Werke der Frau von Stael über Deutschland, und er hält es für eine große Undankbarkeit der Deutschen, wenn sie dem Buche so wenig Gerechtigkeit widerfahren ließen und es der Oberflächlichkeit beschuldigten. Gerade so, wie die Stael gethan, hätte Deutschland beobachtet und dargestellt werden müssen, um es in den Augen der Ausländer interessant zu machen. Savary habe zwar davon gesagt, das Buch sei nicht französisch, wogegen Weber behaupte, es sei auch nicht deutsch, aber hierin liege eben der große Vorzug desselben; es sei deutsch und französisch zugleich, französisch durch den Glanz der äußern Darstellung, deutsch durch den Adel und die Reinheit seines Gefühls. Es sei für die Kenntniß der modernen Deutschen ebenso wichtig wie die Schrift des Tacitus für die alten, eine Art Naturgeschichte der deutschen Nation, es sei „a work that forms an era in the great history of international appreciation". Seit 1813 habe nun das Studium und die Anerkennung des deutschen Geistes und der deutschen Nation ungeheure Fortschritte gemacht; das sei gut und man brauche deshalb das classische Edinburg oder das riesige London nicht gegen ein Cabinetsstück von Stadt wie Karlsruhe umtauschen zu wollen. Die Goethe-Wahnsinnigen und die Apostel des Kantianischen Glaubens möchten Phrasen machen, so viel sie wollten, das wenigstens sei gewiß, daß man auf britischem Grund und Boden aufrecht gehen könne; auch sei es nicht rathsam, Goethe dem Shakspeare gleichstellen zu wollen. Es wird weiterhin zugegeben, daß ein ganz genügendes Werk über Deutschland in englischer Sprache noch nicht bestehe; das beste Compendium über Deutschland sei noch „Germany, the spirit of her history" u. s. w. von Bisset Hawkins. Auch Spencer, der zugleich mehre Orte besuchte, wohin die Touristen nicht zu kommen pflegten, z. B. das grüne Rügen, habe in seinen „Sketches of Germany and the Germans, by an english resident in Germany" ein brauchbares Buch geliefert; indeß sei auch dieses zu rapid; es sei unmöglich, Deutschland in zwei kleinen Bänden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ein Engländer von ganz respectabeln Anlagen brauche fünf Jahre, um nur mit dem Geiste der deutschen Literatur vertraut zu werden, und wiederum fünf Jahre, um ihr — nicht durch alle — sondern nur durch ihre Hauptverzweigungen zu folgen. Dagegen hätten die Deutschen selbst einige Werke, worin sie trefflich portraitirt wären; sie hätten damit die Erfindung einer gewissen Daguerrotype-Manier gemacht, welche sehr zu empfehlen und weiter bei keinem Volke zu finden sei. Diese Werke sind: Menzel's „Deutsche Literatur", Menzel's „Geschichte der Deutschen" und Weber's obengenanntes Buch über Deutschland. Beide Schriftsteller werden mit einem Lobe überschüttet, worüber sie, bei ihrer gewohnten Bescheidenheit, eigentlich roth werden müßten. Aus dem „Conversations-Lexikon" („a sort of oracle in Germany") wird auch die daselbst befindliche Biographie Weber's mitgetheilt und ihm, auf Unkosten der deutschen Nation, das Compliment gemacht, er habe einen sehr gefälligen und fließenden Witz, „so weit ein Deutscher witzig sein könne". Eine Bemerkung fiel uns noch auf. Der Berichterstatter theilt die Stellen mit, worin Weber eine Parallele zwischen Süd- und Norddeutschland zieht und über letzteres den Stab seines absprechenden Urtheils bricht. Hieran knüpft er die Betrachtung: „Diese Schilderung ist unglücklicherweise wahr und wir ergreifen die Gelegenheit, zum Gebrauche künftiger Touristen eine praktische Bemerkung zu machen: wer kann, bereise Deutschland vom Norden aus." So, meint er, werde der Reisende der unangenehmen Täuschung entgehen, welche auch der Mrs. Trollope widerfuhr, als sie, das Salzburgische verlassend, in die weiten traurigen Flächen des Baierlandes übertrat. Diese Strecken liegen aber noch südlich der Donau über das noch immer anmuthig gelegene Wasserburg hinaus und können doch unmöglich zum deutschen Norden gerechnet werden. Auch hat Baiern weiter nördlich um die Donau und den Main, um Würzburg, Bamberg und im fränkischen Gebirge noch hinlänglich reizende Partien, welche des Besuchs der Touristen wohl würdig sind. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 258. —— 14. September 1840.


Zwanzig Lieder von den Nibelungen. Nach K. Lachmann's Andeutungen wiederhergestellt von K. Simrock.

(Beschluß aus Nr. 257.)

Aus dieser Darlegung wird sich schon ergeben, ob es wahr ist, was die Vorrede (S. VI) sagt: daß alles Weggeschnittene nur „Floskeln und Formen sind, die der kunstgebildete Dichter dem Sänger des Volkes borge; nur Hemmschuhe romantisirender Ausschmückung, dem raschen Gange des Vortrags angelegt"; daß der übrige „Kern des Nibelungenliedes sich dem Gefühle als echt und ursprünglich, als frische lebendige Volkspoesie bewähren werde; und daß dem Leser, wenn er zu dem Gedichte, wie es bisher vorlag, zurückkehre, die meisten jetzt ausgeschiedenen Strophen langweilig und schleppend, und selbst die schönsten überflüssig, die Wirkung schwächend scheinen werden". Es wird sich vielmehr bewähren, daß, nebst den angeführten bedeutenden Zügen der Sage und Geschichte, auch so vieles innig damit Verbundene, dem altdeutschen Gedichte so Eigenthümliche vertilgt ist, ich meine so viele schöne Züge holder Sitte, zarter Minne, tiefer Gemüthlichkeit, heitern Ernstes und furchtbaren Heldenscherzes. Der neue Rhapsode hat solchergestalt sich wol ebenso wenig den Dank und die Anerkennung des Lesers verdient, als er gewiß dem alten Gedichte und dem Vaterlande einen übeln Dienst erwiesen hat. Er hat keineswegs, wie er so zuversichtlich wähnt, den Beweis der durch gelehrte Speculation vorgespiegelten Urgestalt des Gedichts durch die That geführt; die dargebotenen Brocken des reichen Gastmahles sind nimmermehr von der Zurichtung solcher Volkssänger, wie er sie sich denkt, sondern eben nur Überbleibsel, deren Beschaffenheit durch das bloße Ab- und Ausschneiden nicht verwandelt wird. Welche Übelstände nur hierdurch entstehen, zeigt sich unter andern darin, daß mehrmals zwei, drei Strophen hintereinander mit „Er sprach" anheben, obschon es Reden desselben Mundes sind, ohne die Antwort. Freilich ist manchmal, des zu stark zerschnittenen Zusammenhanges wegen, ganz eigenmächtig geändert, auch ohne Stütze von Lesarten, empfiehlt aber das ganze Verfahren nicht besser.

Nach diesem allen gelangt man zu dem Schlusse: wer immerhin eine dergleichen Zurückführung des alten Heldengedichts auf die eingebildete Urgestalt will, der darf uns nicht das würdig Alte in einer bloßen Zerstümmelung als das Urbild bieten, für welches wir es ebenso wenig erkennen, als uns einbilden lassen, daß der Torso des Herculesgottes immerdar nur ein Torso gewesen, oder durch die abgeschlagenen Glieder erst so vollkommen geworden sei; es gilt hier kein experimentum in corpore vili. Vielmehr muß ein so kühner Unternehmer das Abenteuer als Dichter auf seine eigenen Kosten bestehen und bestreiten und in jenem Sinne alles durch und durch in Form und Inhalt neu und umdichten: etwa in der Art, wie San Marte neulich mit „Gudrun" gethan hat, an welchem alten Gedichte ein ähnliches Verfahren, wie den Nibelungen widerfahren ist, vollends die Unzulässigkeit desselben offenbaren würde. Dagegen liegt eine völlige Umdichtung schon im Gange solcher umfassenden Sagendarstellung. Nicht sowol aus einzelnen kleinern, gleichmäßig verfaßten Stücken setzte sich das größere, reichere Gedicht zusammen, sondern auf den Grund eines das Ganze in den Grundzügen umfassenden kürzern Gedichts bildete und entwickelte sich das vollendete Heldengedicht. Wir können und werden diesen Gang anderweitig durch noch vorhandene Urkunden beweisen, namentlich am „Wolfdietrich", an welchem großen Heldengedichte zugleich durch eines spätern wirklichen Volkssängers Verkürzung eine solche Rückbildung sich zeigt, freilich roh und ungeschickt aus dem größern gebildeten Gedichte für Eine bänkelsängerische Sitzung zugerichtet; auf ähnliche Weise wie so manche treffliche gebildete Lieder, schon seit Walther von der Vogelweide, zu rohen sogenannten Volksliedern verwildert sind. Dieser ursprünglich gewiß uralte „Wolfdietrich" spricht auch dadurch für ähnliche Fortbildung der Nibelungen, daß er von seinem mit den Nibelungen gemeinsamen Tone (Stanze und Sangweise) berichtet, zwei Meister haben ihn erfunden und das Gedicht darin weit und breit gesungen. Solches dient wenigstens als Zeugniß, daß diese zwar bald so allgemeine epische Stanze der heimischen Heldenlieder eben nicht älter als das vorhandene Nibelungenlied ist. Sie war gewiß auch nicht die Form jener ältern Nibelungenlieder, sondern diese waren, ursprünglich wol den Eddaliedern ähnlich, in Alliterationsstrophen von acht

(oder vier) gleichen Gliedern, jedes mit vier alliterirenden Accenten, wie noch das „Hildebrandslied" und das hochdeutsche Gedicht „Muspilli" (vom Weltende), aus der Karolingerzeit, zeigen; oder sie waren dann in den hochdeutschen Reimstrophen, deren gleiche, vieraccentige Glieder mit zwei Reimpaaren zunächst den Hälften der Alliterationsstrophe entsprechen, welche Hälften häufig auch selbständig auftreten. In solchen Reimstrophen ist nämlich nicht allein Otfried's, den Volksliedern entgegengestelltes Gedicht, nebst andern christlichen Gedichten, sondern auch das Siegeslied der Franken und andere volksmäßige Lieder jener Zeit; und aus dieser Form entwickelten sich die dann so häufigen, strophenlos fortlaufenden Reimpaare, in welche auch mehre alte Heldenlieder übergegangen sind, namentlich „Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Hunnen", „Biterolf und Dietleib", „Der kleine Rosengarten" und auch „Die Klage", die sich, wie „Biterolf und Dietleib", ausdrücklich als Bearbeitung eines ältern (deutschen) Gedichts gibt, etwa in der Art, wie Stricker's Ausbildung des ältern Rolandsgedichtes von dem Pfaffen Konrad, und die jüngere Bearbeitung von Heinrich's des Glichesers „Reinhart Fuchs". Viel stärker mußte aber in aller Hinsicht die Verschmelzung solcher ältern, aus der ursprünglichen Strophe verwilderten Gedichte in eine neue, ganz anders gebaute Stanze ausfallen, wie die Nibelungenstanze ist, welche sich von jener in den Reimpaaren nicht mehr erkennbaren Strophe völlig unterscheidet, durch die abwechselnd vier- und dreiaccentigen Versglieder, durch die Reimung, nicht der kurzen, sondern der langen Zeilen, und durch die Verbindung zweier solcher Reimpaare zur vierreimigen Strophe, worin überdies die Gleichheit der beiden Hälften dadurch aufgehoben wird, daß die letzte Halbzeile allein vieraccentig abschließt. Diese neue, ganz im ausgebildeten Systeme des 12. und 13. Jahrhunderts gebaute Nibelungenstanze, der Eschenbach's Titurelstanze, auch im Verhältniß zu den Reimpaaren des „Percival" ähnlich ist und von welcher zuvor ebenfalls durchaus keine bestimmte Spur erscheint (außer einigen gleichzeitigen Minnesingern von der Donau), bedingte ohne Zweifel auch eine ebenso eigenthümliche neue Sangweise; und wie sie in der letzten Bearbeitung und Erweiterung des ganzen „Wolfdietrich", durch stete Reimung des regelmäßigen zweiaccentigen Einschnittes der vieraccentigen Halbzeilen, umgebildet wurde (wieder auf ähnliche Weise wie die Titurelstanze in der jüngern Vollendung des „Titurel"), so ist sie frühe schon anderweit mannichfaltig fortgebildet: in der Gudrunstanze durch fünfaccentigen Schluß mit weiblichem Reimpaare, und im „Waltherslied" gar durch Gliederung der letzten Langzeile aus einer sechsaccentigen Halbzeile mit zweiaccentigem, oft gereimtem Einschnitt, und aus dem vieraccentigen Schlusse. Dies letzte, kürzlich erst entdeckte Gedicht, welches zunächst ganz in dem Kreise der Nibelungen steht, schon urkundlich nicht viel jünger scheint und nach den Bruchstücken sichtlich auch zu einem weitumfassenden Heldengedichte gehört, würde gewiß auch, wenn wir es ganz hätten, der Vorstellung, daß ältere Lieder in ihrer Form und ganzen Darstellung darin erhalten und nur durch Ansätze und Einschiebsel aufgebläht worden, ritterlich entgegentreten. 32.

---

The court and camp of Runjeet Sing. By *C. W. Osborne.* London 1840.

Jeder nur einigermaßen aufmerksame Zeitungsleser wird sofort zugeben, daß der Bericht eines, Vertrauen verdienenden Augenzeugen über „den Hof und das Feldlager Runjeet Sing's" Winke enthalten kann, wichtig für die Gegenwart und inhaltschwer für die Zukunft. Und nicht das allein ist bei obengenanntem Buche der Fall, sondern es erklärt auch die Gegenwart aus der Vergangenheit. Ein Blick auf die Karte von Hindostan zeigt, daß der Fluß Sutlege, der nach einem langen, wenig gekrümmten Laufe in den Indus fällt, die nordwestliche Grenze des britischen Indiens macht. Zwischen dem Sutlege und dem Indus liegt, in Gestalt eines Dreiecks, ein Landstrich, der außerdem von drei andern großen Strömen bewässert und deshalb das Punjab, d. h. Land der fünf Flüsse, bisweilen auch nach seiner Hauptstadt das Reich Lahore genannt wird. Hier wohnen die Sikhs, in politischer wie in religiöser Beziehung eine der merkwürdigsten Völkerschaften Indiens und bis in neuere Zeit von Runjeet Sing beherrscht, unstreitig dem fähigsten und bestunterrichteten eingeborenen Fürsten seit den Tagen Hyder Ali's. Fast jeder Tag steigert, in erster Instanz für die britisch-indischen Besitzungen, in zweiter, dritter und vierter Instanz, wer mag berechnen, für wen? die Wichtigkeit jenes Reichs. Es liegt zwischen britisch Indien und dessen neuem Bundesgenossen, dem Könige von Kabul, deckt die alleinige Seite, von welcher jenes einem Einfalle offen ist, und würde daher, sollten die Russen am Ufer des Indus erscheinen, je nachdem es ihnen Freund oder Feind wäre, ein entscheidendes Gewicht in die Schale werfen. Unter solchen Umständen kann ein gedrängter Bericht über Ursprung und Ausbildung des sikhschen Reichs und ein Blick auf Das, was vielleicht jetzt schon nicht mehr Zukunft ist, weder unpassend für die Zeit, noch der Tendenz dieser Blätter fremd heißen. Ist es doch ohne einige diesfallsige Kenntniß geradehin unmöglich, die Lage des Ostens zu verstehen. Osborne's werthvolles Werk diene hierbei als Leitfaden.

Die Sikhs waren eine Sekte und sind jetzt eine Nation. Nanac, der Gründer der Sekte, wurde um die Mitte des 15. Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Acbar geboren. Er war der Sohn eines Hindukaufmanns aus der Katri- oder Kriegerkaste und wuchs in allen Zweifeln und Vorurtheilen auf, die im Gemüthe eines Hindu meist unausrottbar wurzeln. Seine körperliche Schönheit, seine geistigen Anlagen und seine sittliche Reinheit gewannen ihm die Beachtung eines mohammedanischen Kaufherrn, der, kinderlos, ihn an Sohnesstatt annahm. Nun machte sich Nanac mit den besten Schriften des Islam bekannt und zollte bald dem Koran gleiche Achtung wie den Vedas. Kaiser Acbar hatte den Plan zu einer neuen Religion entworfen, die namentlich eine Vereinigung zwischen Hindus und Mohammedanern bezweckte, und denselben Gedanken faßte auch Nanac. Welche Moralaphorismen ihm am besten gefielen, die schrieb er sich ab und übertrug sie wörtlich in die Sprache von Punjab, und je wie seine Sammlung sich mehrte, ordnete er sie und brachte die einzelnen Maximen in Verse. Diese Compilation heißt Grunth und wird von den Sikhs ebenso hoch verehrt wie der Koran von den Muselmännern oder die Bibel von den Christen. Durch die Erklärung, daß seine Mission alle Menschen umfasse, stürzte Nanac jeden Unterschied der Stände, das ganze Kastengebäude. Auf jahrelangen Wanderungen predigte er in allen großen Städten Indiens und schiffte sogar übers Meer, um in Mekka und Medina seine Lehre zu verbreiten. In der Eigenschaft eines Guru oder geistigen Lenkers lehrte er Duldung und Nachsicht, und wie er allenthalben seinen Abscheu gegen Krieg und Gewaltthätigkeit aus-

sprach, so zeichneten auch seine Anhänger sich lange Zeit durch friedliche Gesinnung aus. Sie waren in dieser Hinsicht die Quäker des Ostens.

Beim Eintritte des letzten Jahrhunderts fing Aurengzebe an, die Sikhs als Abkömmlinge von Mohammed's Glauben zu verfolgen. Die Verfolgung wurde erst geduldig ertragen. Nachdem aber der fünfte Guru den Märtyrertod gestorben, griffen die Sikhs zu den Waffen und übten an ihren Verfolgern fürchterliche Vergeltung. Guru Govind, ein Mann von Geist und Ehrgeiz, machte seinen Anhängern das Tragen eines Schwertes zur religiösen Pflicht; sie bemächtigten sich mehrer Dörfer im Punjab, und sobald sie einen Glauben, Waffen und ein gemeinsames Ziel hatten, waren sie eine Nation. Govind kämpfte mit dem Muthe der Verzweiflung, aber ungekrönt vom Siege gegen Aurengzebe's gesammte Macht; er starb fast gleichzeitig mit dem Kaiser und sein Nachfolger hieß Banda, der erste Herrscher über die Sikhs, der, mit der weltlichen Herrschaft sich begnügend, den Titel Sut Guru nicht annahm — ein Titel, der seitdem untergegangen. Während der auf Aurengzebe's Tod folgenden Verwirrung verheerte Banda die nördlichen Provinzen des Mogulreichs und beging schauderhafte Grausamkeiten. Dafür büßte er, als er gefangen nach Delhi gebracht worden, wo Glied um Glied ihm mit glühenden Zangen abgenommen wurde.

Ihren Anführer zwar, nicht ihren Muth und nicht ihre Kraft hatten die Sikhs verloren, denn als Nadir Shah in Indien einfiel und auf dem Throne von Delhi nur einen Scheinkönig ließ, sammelten sie sich wieder und besetzten nicht blos einen großen Theil des Punjab, sondern trugen auch ihre Eroberungen bis an den Jumna. Sehr zu ihren Gunsten waren die Siege der Mahrattas, welche die prahlerische Drohung, alle Muselmänner aus Indien zu vertreiben, fast zur Wahrheit gemacht hätten. Aber der afghanische Fürst von Kandahar kam seinen mohammedanischen Brüdern zur Hülfe, und in der Schlacht von Paniput im J. 1761 wurden die Mahrattas aufs Haupt geschlagen. Auch die Sikhs, die den Heereszug des Siegers stark beunruhigt, indem sie bald seine Vor-, bald seine Nachhut angriffen, ihm die Zufuhr abschnitten und alle Nachzügler niederhieben, auch sie sollten die Schwere seiner Rache empfinden. Ihre heilige Stadt Umritsir machte er dem Erdboden gleich, erbaute von ihren Schädeln eine Pyramide und ließ die Wände der Moscheen, die sie entheiligt, mit ihrem Blute waschen. Als jedoch die Afghanen in ihre Heimat zurückgekehrt, erholten die Sikhs von den erlittenen Unfällen sich so schnell, daß sie sich bald zu Herren machten über alles Land zwischen dem Jumna und dem Indus, und es in zwölf Misuls oder conföderirte Staaten theilten, die zusammen 70,000 Reiter ins Feld stellen konnten.

Herrscher in dem kleinsten dieser Misuls war erst Runjeet Sing's Großvater, dann sein Vater, beides Männer, so hervorragend durch Geschick und Tapferkeit, daß ihr moralisches Übergewicht die Schwäche ihrer Militairmacht vergessen ließ. Runjeet wurde am 2. Nov. 1780 geboren, zu einer Zeit, wo das Ansehen seines Vaters sich täglich mehrte. Als Kind bekam er die Blattern und wurde von eingeborenen Ärzten so unklug behandelt, daß er kaum dem Tode entging, ein Auge verlor und ein abscheulich zerfetztes Gesicht davontrug. In seinem zwölften Jahre starb ihm der Vater; seine Mutter, eine liederliche und ehrgeizige Dame, erhielt die Regentschaft und wurde seine Vormünderin. Zwar beschützte sie Runjeet's Erbe gegen die Raubgier seiner Nachbarn, vernachlässigte aber seine Erziehung, um seine Unmündigkeit zu verlängern, und bot ihm Mittel und Gelegenheit zum gröbsten Sinnengenusse. So gewöhnte er sich an Ausschweifung und Völlerei, die bis zu seiner letzten Stunde die dunkeln Flecken seines Charakters blieben. Glücklicherweise durfte er jagen, denn auf der Jagd lernte er den Zustand des Landes hinlänglich und die Unzufriedenheit kennen, welche die Laster der Regentin erregt. Mit seinem 17. Jahre ergriff er die Zügel der Regierung, und so allgemein war der Haß gegen seine Mutter, ein Haß, den sie durch Tyrannei und Sinnlichkeit sich zugezogen, daß er in ihre Ermordung willigen mußte. Auch später erklärte er oft, daß nicht blos die Stabilität seines Throns, sondern selbst die Sicherheit seines Lebens das Opfer erheischt habe.

Fast unmittelbar nach seiner Thronbesteigung faßte Runjeet den Entschluß, die engen Grenzen seines Reichs zu erweitern, das Punjab zu überfallen und wegzunehmen. Unterstützt von den Muselmännern in Lahore, vertrieb er die dortigen sikhschen Häuptlinge und unterwarf sich ihre Ländereien. Zu derselben Zeit zerfleischte Bürgerkrieg das Reich der Afghanen. Hiervon Gewinn zu ziehen, wollte Runjeet die afghanischen Provinzen östlich vom Indus an sich reißen, sah sich aber durch die Engländer verhindert und auf das eroberte Punjab zurückgewiesen. 1810 feierte Runjeet die Vermählung seines ältesten, obgleich erst zehnjährigen Sohnes und lud dazu den Obersten Ochterlony, britischen Residenten zu Loodiana. Der frühern Zwistigkeiten ungeachtet empfing er den Obersten wie einen vertrauten Freund und befolgte dessen, sich erbetenen Rath, auf welche Weise sein Fußvolk zu discipliniren und Lahore zu befestigen sei. Von dieser Zeit an widmete Runjeet alle seine Bestrebungen der Bildung regulairer Truppen, organisirte mehre Bataillone, erhob namentlich englische Deserteure zu Offizieren und errichtete sogar ein Artilleriecorps. 1822 traten zwei französische Offiziere, die Herren Allard und Ventura, in seinen Dienst, mit deren Beihülfe er seine Sikhs bald zu einer Tüchtigkeit und Disciplin ausbildete, wie solche bisher einer indianischen Armee gänzlich fremd geblieben. Und das geschah gerade zu einer Zeit, wo Runjeet's Macht von den größten Gefahren bedroht wurde. Durch ganz Indien grollten die Muselmänner dem Erstehen einer, von ihrem Glauben abtrünnigen Monarchie, in einem Lande, das seit Jahrhunderten die Feste des Islam gewesen, und liehen daher um so willigeres Gehör den Vorspiegelungen Ahmed's, eines Synd oder Abkömmlings von Mohammed, der sich vom Allmächtigen für berufen erklärte, das Reich des Islam wiederherzustellen. Er fand jedoch nöthig, zuvörderst nach Mekka zu pilgern, und wie er in dieser Absicht nach Kalkutta kam, bewirkte sein Erscheinen eine solche Aufregung, daß selbst die britische Regierung nicht ohne Besorgnisse war. Bei seiner Rückkehr von Mekka im J. 1827 begann er seinen heiligen Krieg gegen Runjeet; doch aller Fanatismus seiner Anhänger kämpfte vergebens gegen die taktisch geübten Sikhs; in jedem Gefechte unterlag er, bis er, 1831, überfallen und inmitten seiner Gläubigen erschlagen wurde. Runjeet rüstete sich sofort zu einem Rachezuge gegen die mohammedanischen Staaten, die er im Einverständnisse mit dem Betrüger glaubte, namentlich gegen die Ameers von Sinde und Dost Mohammed Khan. Allein wie unzufrieden auch die Engländer selbst mit den Ameers waren, wollten sie doch einen Einfall in Sinde nicht gestatten und erboten sich zu Schiedsrichtern zwischen Runjeet und Dost Mohammed. Das Ordnen dieser Angelegenheit veranlaßte zwischen Runjeet und Lord William Bentinck jene Zusammenkunft, von deren fabelhaftem, die Dichtungen der arabischen Nächte überbietenden Pracht die Tageblätter ein Langes und Breites erzählt haben.

Im Frühjahre 1838 erweckte das offene Vorgehen der Perser wie das verdächtige Benehmen der Russen in England und Indien die lebhaftesten Besorgnisse. Dost Mohammed Khan, der früher um Anstellung eines Gesandten in Kabul gebeten, behandelte den englischen Abgeordneten so unehrerbietig, daß dieser gerathener fand, sich zu entfernen, und was das Auffallende jener Sinnesänderung steigerte, war die zwischen den Afghanen und Persern wegen ihrer Sektenverschiedenheit eigentlich bis zum bittersten Grimm bestehende Feindschaft. Offenbar hatte ein mächtiger Einfluß von außen Dost Mohammed veranlaßt, der angestammten Politik seiner Familie untreu zu werden, und er, der Soonee, trat mit den persischen Sheeahs in Verbindung. Es verdient hierbei Bemerkung, daß die veränderte Ansicht ihres Fürsten seinen Unterthanen in hohem Grade mißfiel

und daß ein sich vorbereitender Ausbruch ihrer Unzufriedenheit Lord Auckland auf den klugen Gedanken brachte, Dost Mohammed ab- und Shah Soojah einzusetzen. Hierzu bedurfte er aber Runjeet's Beistimmung, und diese war nichts weniger als gewiß. Runjeet hatte noch nicht vergessen, daß die Engländer ihn an der Wegnahme von Sinde verhindert; Afghanistan war in seinen Augen ein Land, das er sich nicht durfte entschlüpfen lassen, und außerdem hatte er Grund zu fürchten, daß die Engländer, die bisweilen Anfälle von Ehrlichkeit haben und dann bei Andern auf Restitution dringen, sich von ihm den Kah-i-noor und etliche andere Diamanten ausbitten würden, die er dem vertriebenen Shah abgenommen. Lord Auckland's Aufenthalt in Simla, einem fashionabeln Vergnügungsorte in dem Himalayagebirgen, bot zu den betreffenden Unterhandlungen sehr passende Gelegenheit; der Maharaja entsendete eine glänzende Botschaft, den Generalgouverneur zu bewillkommnen, und Lord Auckland erwiderte die Artigkeit durch eine Mission nach Lahore, zu welcher der Verf. obiger Schrift gehörte und die er darin sehr interessant skizzirt hat. Das Resultat war, daß Runjeet, wol besonders aus persönlichem Hasse gegen Dost Mohammed, sich anheischig machte, dem Vorrücken der englischen Armee nach Kräften förderlich zu sein, während die Engländer, wenn nicht ausdrücklich, wenigstens schweigend Runjeet die Succession seines Sohnes, Kurruck Sing, garantirten.

Bald nach der Einnahme von Kambul, dem Schlußsteine der englischen Siege in Afghanistan, wurde Runjeet das Opfer einer entzündlichen Krankheit. Seine vier Frauen und fünf seiner Amazonen ließen sich mit seiner Leiche verbrennen, und sein Premier — welche Anhänglichkeit! — konnte nur mit Mühe verhindert werden, dem weiblichen Beispiele zu folgen. Kurruck Sing bestieg den Thron, um wenige Wochen später wieder herabzusteigen und Raum zu machen für seinen Sohn, einen jungen Menschen ohne Talent und ohne Erfahrung, der im Augenblicke, wo diese Zeilen geschrieben werden, vielleicht ebenfalls aufgehört hat, ein Herrscher zu sein.

Nach dieser Vorlage stellt die Wichtigkeit des Reichs Lahore für die britisch-indischen Besitzungen sich von selbst heraus. Die Russen, gewitzigt durch Verlust und um eine kostbare Erfahrung reicher, rüsten sich zu einem neuen Zuge gegen Khiwa, und welches auch der Erfolg sein mag, jedenfalls werden sie mit sämmtlichen Staaten von Mawer-en-nahar in diplomatische Verbindung kommen und wahrscheinlich den Hafen und die Festung Astrabad besetzen. Von hier aus können sie, wie früher, die Perser gegen Afghanistan verschieben, während sie zu gleicher Zeit mit Beihülfe der Turkomanen sich Bahn brechen nach dem Ufer des Indus. Bleiben die Sikhs den Engländern treu, so sind sie wol Manns genug, Kosacken und Turkomanen zu schlagen, es vielleicht sogar mit regulairen russischen Regimentern aufzunehmen. Fielen sie hingegen den Fremden zu, so kämen die Russen, einmal in das Punjab eingetreten, in nahe Berührung mit den Goorkas, den alten Feinden Englands, könnten den Mahrattastämmen, die den Engländern die von ihnen wiederholt erlittenen Niederlagen nicht vergessen haben, die Hand reichen und bedrohten von diesem Punkte aus die Statthalterschaften Bombay und Bengal. Viel hängt demnach von Shah Soojah ab. Zerfällt er mit seiner Nation, so wird Afghanistan das Vorrücken der Russen begünstigen, statt es zu hindern. Das Punjab ist daher gegenwärtig der Schlüssel zu britisch Indien, und deshalb ein geschickter, kräftiger, den Engländern freundlich gesinnter Fürst diesen ein unerläßliches Bedürfniß. Leider! sehen sie sich nach einem solchen vergeblich um. Kurruck Sing's Unpopularität scheint auf seinen Sohn übergegangen. Sher Sing, Runjeet's natürlicher Sohn, ist ein guter Kopf und Freund der Engländer; auch sein Sohn Pertaub berechtigt zu guten Erwartungen; aber keiner von Beiden hat einen Anhang, stark genug, ihn ohne Bürgerkrieg auf den Thron zu heben. Herra Sing, der Sohn des Premier, schäumt von Ehrgeiz und dürfte sich leicht unbequem machen, sodaß am Ende dem Reiche nichts gewisser wäre, als von den Löwen — denn Sing heißt Löwe — in Stücken gerissen zu werden. Demnach dürfte Hr. Osborne wol recht haben, wenn er englische Einmischung unvermeidlich, sie „ein nahendes Ereigniß der Nothwendigkeit“ nennt. „Die Compagnie“, sagt er, „hat so viele Kamerle verschluckt, daß die Mücke ihr nicht im Halse stecken bleiben wird“, zumal die Eröffnung des Indus für Dampfschiffahrt jetzt ein Gegenstand der größten commerciellen Wichtigkeit ist. Das Volk von Lahore aber, meint der Brite, würde den Herrscherwechsel sehr gern sehen, „längst beneiden sie ihre Brüder auf der östlichen Seite des Sutlege um den Frieden und Wohlstand, den jene genießen, und gern würden sie ihre elende Unabhängigkeit gegen die mildere und gerechtere britische Herrschaft vertauschen, die, selbst wo sie die schlechteste, doch tausendmal besser ist als die beste unter eingeborenen Fürsten. General Allard ist todt, General Ventura sehnt sich fort von Lahore, sein Vermögen in Sicherheit zu bringen, und wenigstens das sikhsche Fußvolk, vielleicht auch die Reiterei, würde gern mit unsern Sepoys fraternisiren, denn nach ihrem eigenen Ausdrucke ist Koompanee Bahadoor, d. h. die Generalcompagnie, ein sehr guter Zahlmeister und das allerdings keine Kleinigkeit für Männer, deren Sold gewöhnlich zwei Jahre im Rückstande und, wenn er bezahlt wird, zum größern Theile in den Fingern nichtswürdiger Beamten hängen bleibt. England wird und darf eine Chance des Weltfriedens nicht verlieren. 71.

---

## Literarische Notizen.

Eine Menge Federn sind in Frankreich fortdauernd in Bewegung, die Welt über ihre Lage, besonders gegen den Orient hin, in aller Kürze aufzuklären. So gab ein vormaliger Zögling der polytechnischen Schule eine Schrift unter dem Titel „Considérations politiques à l'occasion de la question d'Orient“ heraus, und ein gewisser Lefrançois aus Nantes eine Broschüre über Rußland, Khiwa, England und Polen, worin er, wie die Journale sagen, mit Talent und Klarheit die verschiedenen Phasen erörtert, durch welche Rußland gegangen ist, ehe es zu seinem gegenwärtigen politischen Gewichte in den europäischen Entscheidungsfragen gelangte. Das progressive Wachsthum dieser Macht auf der einen Seite gegen Europa, auf der andern gegen Indien hin; die gewichtvollen Schwierigkeiten, welche aus einem feindlichen Zusammenstoße der beiden großen politischen Körper, England und Rußland, und noch mehr aus einer Allianz derselben sich ergeben könnten, die muthmaßlich beste Rolle, welche Frankreich zwischen beiden zu spielen hätte — alle diese schon oft behandelten Fragen werden hier abermals beantwortet. Und wer glaubte jetzt nicht berufen und befähigt zu sein, über die schwierigsten und verwickeltsten Fragen und Verhältnisse seine entscheidende Stimme abgeben zu können?

---

J. Lecomte gab heraus: „Folies parisiennes“ (2 Bde.); Dumas: „Les Stuarts“ (2 Bde.); J. M. Dargaud: „George ou une ame dans le siècle“; Destigny, der Verf. der „Némésis incorruptible“ eine Broschüre: „À Louis Bonaparte“; Balzac einen Roman: „Pierrette“ (2 Bde.). Erwartet werden: „Don Gigados“ und „Les secrets de famille“, von Alphonse Brot; „L'esclave des galères“, von A. de Kermainguy, und die Fortsetzung der „Mémoires d'un sans-culotte bas-breton“, von E. Souvestre.

---

Jules Simon, ein junger Gelehrter in Paris, gab heraus: „Études sur la théodicée de Platon et d'Aristote“. Es spricht sich in dieser Arbeit, neben der Kenntniß der Alten, besonders ein genaues Studium der Schriften von Clarke und Leibnitz aus. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 259. —— 15. September 1840.

Adam von Müller's gesammelte Schriften. Erster Band. Mit dem Portrait des Verfassers. München, Franz. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Adam Müller gehörte unstreitig zu den ausgezeichneten Geistern einer daran nicht armen Zeit. Eine Nachlese der Erzeugnisse eines solchen Geistes bleibt daher immer eine dankenswerthe Gabe, welche Wandlungen auch die Richtungen dieses Geistes im Verlaufe seiner Entwickelung erfahren haben mögen. Mit dem Vorwurfe der Apostasie, den eben jene Wandlungen dem Verf. zugezogen haben, wollen wir uns hier nichts zu schaffen machen. Wir wollen gern voraussetzen, es entsprang der Übertritt A. Müller's zu einem andern religiösen und politischen Glaubenssysteme aus Überlegungen, bei denen er sich viel weniger von dem kalt berechnenden Kopfe, als von einem warm fühlenden Herzen leiten ließ. Dagegen glauben wir in Betreff der von dem Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung gewählten Ordnung von vornherein bemerken zu müssen, daß es im Interesse des Mannes selbst, dessen Nachlaß er uns mittheilt, gewesen wäre, hätte er sich dabei mehr an die chronologische Reihefolge gehalten, in welcher die mitgetheilten Aufsätze aus dessen Feder flossen. Jeder Leser nämlich nimmt an dem Schriftsteller, dessen Werke ihn beschäftigen, mehr oder minder persönlich Theil. Er ergreift für ihn, besonders wenn deren Lecture ihn anzieht, gewissermaßen Partei. Sieht er sich nun veranlaßt, denselben im Verfolg dieser Lecture, zumal sofern in dem Werke ernsthafte Gegenstände behandelt werden, einer persönlichen Inconsequenz bei Darlegung seiner Ansichten, bei Entfaltung seiner Hauptgedanken zu verdächtigen, so möchte er gern, sei es nur um ihn deshalb bei sich selbst, wo nicht rechtfertigen, so doch entschuldigen zu können, den Gang der Ideenverkettung erforschen, in Folge deren er etwa vermocht wurde von einem Systeme zum andern überzutreten. Bei unserm Verf. wäre diese Befriedigung dem Leser unschwer zu gewähren gewesen, hätte der Herausgeber seines Nachlasses diesen nach der Zeitfolge geordnet. Den Keim von A. Müller's Ideenumschwunge würde alsdann der Leser schon in den größtentheils vor 1819 geschriebenen Aufsätzen über Nationalökonomie gefunden, und es würde ihn daher minder unangenehm überrascht haben, den Lobredner des theokratischen Staats, dem er in dem Hauptabschnitte der Sammlung begegnet, in dem zweiten Abschnitte als einen Anhänger der Adam Smith'schen Schule zu begrüßen.

Nach diesen Vorausschickungen gehen wir zur Besprechung des Inhalts des vorliegenden Bandes selbst über, wobei wir jedoch von einer durchgeführten Analyse um so mehr absehen, als die aphoristische Form des Werkes solche kaum gestatten würde. Anderntheils werden wir aber nicht unterlassen, die Gegensätze, die in den zu verschiedenen Epochen geschriebenen Aufsätzen am schneidendsten hervortreten, bei Gelegenheit bemerklich zu machen.

Wir haben den in der ersten Hauptabtheilung des gegenwärtigen Bandes vorwaltenden Geist schon angedeutet; die Überschrift bezeichnet ihn noch näher, indem diese lautet: „Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaften und der Staatswirthschaft insbesondere" (1819). Zu dieser Epoche war A. Müller's Apostasie schon vollendet; es darf uns also nicht befremden, wenn er sich hier also vernehmen läßt:

> Der reine Staat, das Urbild des Staats, in dem, nach den Lehren der Zeit, alle einzelnen Staaten und Stände untergehen sollten, ist ein Gegenstand nicht des Wissens, sondern des Glaubens (!); ebenso der Begriff des Gesetzes, vor dem alle Verschiedenheiten der Rechte und Freiheiten sich, nach den Lehren unserer Zeit, in eine Gleichheit Aller auflösen sollten. Die göttlichen Offenbarungen reden von einem Staate, von einem Reiche Gottes, in welchem alle Unterschiede der irdischen Staaten und Stände sich ausgleichen, und von einem Gesetze Gottes, vor dem wir alle gleich sind. Diesem Reiche des Lichtes aber und diesem Gesetze der Liebe kommen wir nicht näher dadurch, daß wir von der Finsterniß abstrahiren, die uns umgibt, oder daß wir uns der Eigenheiten und Bedingungen willkürlich entschlagen, die uns hier unten angewiesen sind. — Jedoch diese höhern Offenbarungen sind es, welche in dem dunkeln Grunde ihres rechtschaffenen Herzens alle jene Wohldenkenden meinen, die dem Streben der Begierlichen nach Einheit des Staats und nach Gleichheit Aller vor dem Gesetze beipflichten. Die deutlichen Eröffnungen des Christenthums bleiben unbeachtet, und so fodern sie von dem irdischen Staate, von dem wankenden Begriffe einer menschlichen Hirnhaut — Dasjenige, was nur das Reich Gottes gewähren kann.

Auf die Analyse des concreten oder positiven Staates übergehend, verlangt der Verf., daß es innerhalb eines christlichen Staats keinen heidnischen oder unchristlichen geben soll. Da er jedoch vorher bei der Definition des Begriffes Staat (status) anerkannt hatte, daß dieses Wort im weitern Umfange gleichbedeutend mit Lage, Zustand oder Stand sei, sohin **ein jeder Mensch einen Staat**

im Staate bilde; so würde er mit sich selbst in Widerspruch gerathen, wenn er sich nicht näher erklärte. Hiernach nun wäre ein solcher verdammlicher Staat im Staate „die sogenannte französische Republik innerhalb des Staats der europäischen Christenheit" gewesen. Es würde ferner ein solcher Staat im Staate sein „wenn den Juden die vollständigen Freiheiten und Standesrechte innerhalb der christlichen Staaten eingeräumt würden".

Im Verfolg unserer Perlustrationen begegnen wir nun dem bekannten Kernsatze eines berühmten philosophischen Systems, den Adam Müller, wie folgt, einkleidet, um die Nothwendigkeit der von ihm gefoderten Theokratie zu begründen.

Aus dem natürlichen Standpunkte — sagt derselbe — nennen wir den vorhandenen Besitzstand auf dieser Oberfläche der Erde . . . Recht. Diese Staaten-, Eigenthums- und Besitzverfassung ist recht, weil sie ist, ohne unsere Einwilligung, zufolge der bloßen Naturgewalt und ihrer Gesetze ist. Das Recht der Natur ist das Recht der Stärke und des Stärkern: die blos natürliche Erwägung leitet zur Anerkennung des Vorhandenen, und dieses Vorhandene ist vollkommener als alles Gedenkbare, Mögliche Nichtvorhandene, aus dem einfachen Grunde, weil es da ist. Die natürliche Anwendung dieses natürlichen Rechts nennen wir Klugheit: allemal wird sie im Gebrauche von Mäßigungsmitteln bestehen . . . zu denen wir durch die in uns herrschende Naturgewalt angehalten werden. — So weit die Natur!

Der Verf. entwickelt nun, oder deutet vielmehr blos an, wie sich der große Widerspruch zwischen dem Rechte und der Klugheit, der Kampf zwischen Freiheit und Unterthänigkeit entspinne, worin das Reich der Welt seit Anbeginn verwickelt gewesen. Keine menschliche Gesetzgebung oder Politik, bemerkt er dazu, vermöge diesen Widerspruch aufzulösen, diesen Kampf zu beschwichtigen; denn im glücklichsten Falle würde sie nur eine der Naturgewalt ähnliche Zwangherrschaft zu Stande bringen können, gegen die sich das menschliche Freiheitsgefühl in jedem Einzelnen ohne Ende empören würde. Es müsse uns also ein Wesen zu Hülfe kommen, welches höher sei als die Natur. Da nun der Mensch — so etwa lautet die Schlußziehung — als Haupt eines Staates (in der oben angegebenen weitern Bedeutung) gebunden-frei und als Glied eines andern Staates (in der engern Bedeutung) frei-gebunden ist, so befindet sich derselbe im Zustande des Widerspruchs und des Krieges so lange, bis zu diesen beiden Beziehungen eine dritte hinzutritt, welche die beiden andern untereinander ausgleicht und versöhnt: „dies ist die Beziehung des Menschen auf den lebendigen Gott, als einen höhern, unendlichen, alles umfassenden, liebenswürdigen Gegenstand, der an die Stelle des kalten und öden Naturbegriffs tritt".

Eine allerdings nur sehr flüchtige Erörterung „der besten Staatsverfassung" schließt die erste Abtheilung dieses Bandes.

Alle Staatsverfassungen — sagt Müller — sind gut, inwiefern sie auf dem Grundsatze beruhen, daß der Mensch Haupt eines Staats oder Glied eines Staats sei, und inwiefern die Religion die Gewährleistung dieses Grundsatzes, der wegen menschlicher Gebrechlichkeit ohne göttliche Autorität nicht bestehen kann, übernommen hat.

Von diesem Standpunkte ausgehend, erachtet der Verf. die politischen Discussionen, wie sie jetzt über allgemeine Staatsformen gepflogen werden, für ein leeres Geschwätz, für einen eiteln Luxus hoffärtiger Vernunft, halte man sie gegen den Ernst jener höhern Verhandlung über die Formlosigkeit, in welche das häusliche Leben, in welche die kleinen Staaten, die Glieder des größern Staates verfallen sind. Hier aber werde sich der eigentliche Bankrott der menschlichen Kunst zeigen, und von allen politischen Luftschlössern des Jahrhunderts keine Spur zurückbleiben als „der stille Entschluß demüthiger Rückkehr zur Religion". Sind aber alle Wunden dieses Jahrhunderts verblutet, und die Leidenschaften, welche die Urtheile verwirren, zur Ruhe gebracht,

dann wird die spätere Nachwelt in den krampfhaften Bewegungen dieser Zeit nur das Erwachen der Religion wahrnehmen: sie wird das dumpfe Geschrei nach Verfassungen, welches alle ruhige politische Untersuchung übertäubt, verstehen; erkennen wird sie, daß es allerdings eine Constitution, eine Verfassung gegolten hat, ein Hinanstreben zu jener ersten und einzigen politischen Verfassung, welche auf der Erde bestanden hat, der christlichen nämlich; ein dringendes und unwiderstehliches Verlangen nach jenem natürlichen, aber von einem gehorsamen Herzen für das unmittelbare Werk Gottes anerkannten Stande oder Staate der Menschheit, welchen die eitle Vernunft, eben weil sie überhaupt ihrer innersten Natur nach zu keiner Anerkennung irgend einer Verfassung gelangen kann, niemals erschwingen wird.

In der zweiten Abtheilung, welche Aufsätze über Nationalökonomie enthält, erscheint uns die Abhandlung „Adam Smith 1808" überschrieben, besonders beachtenswerth, weil sich darin des Verf. damalige Ansichten über diesen Gegenstand offenbaren. Müller beginnt mit Anerkennung der Verdienste „dieses großen Mannes" um den betreffenden Gegenstand. Gegen das von demselben aufgestellte System jedoch erhebt er die nämlichen Einwendungen wie andere Staatsphilosophen, die den von dem berühmten Schotten angebahnten Weg beschritten. Er nämlich findet, gleich ihnen, Adam Smith habe die Grenzen des Nationalreichthums zu eng bezeichnet, indem er die idealischen Producte, „den schönsten und erhabensten Gewinn einer Nation, die Erzeugnisse ihrer edelsten Geister" davon ausschließe und ihnen keinen ökonomischen Werth beilege. War indeß unser Verf. vielleicht nicht der Erste, der eine Erweiterung des von A. Smith aufgestellten Begriffs von Nationalreichthum zu Gunsten jener Producte in Anspruch nahm, so war er doch gewiß Einer der Ersten; und die Klarheit, mit welcher er sein Princip entwickelt, verdient Anerkennung.

Der Verstand — sagt er — welcher die sichtbaren, und das Gefühl (?), welches die unsichtbaren Schätze der Nation ästimirt, müssen einander unaufhörlich in die Hände arbeiten, und das Endresultat der erhabenen Berechnung muß auf gleiche Weise nach Ideen und nach reellen Gütern schmecken.

Die Wissenschaft der Nationalökonomie, fodert er ferner, die nicht blos auf ein speculatives Beschauen des Staatsvermögens, sondern auf eine beständige praktische Vermehrung desselben hingerichtet ist, soll alle Kräfte der Menschheit in ihr Interesse ziehen, um die große Bewegung des ökonomischen Geschäfts zu erhalten, „welches zurückgeht, wenn es nur still steht". Somit gehöre denn eine viel größere Vorstellung von ihrem Zwecke, von dem

Producte, das sie beabsichtigt, dazu, als Adam Smith ihr anweist, solle sie nicht auf jedem Schritte durch eine unedle und kleinmüthige Würdigung der menschlichen Güter gehemmt werden. Und somit gelangt denn der Verf. zu dem Kernsatze: „die Nationalexistenz selbst in ihrem ganzen Umfange sei der wahre Reichthum einer Nation". In Gemäßheit der weitern Ausführung dieses Satzes würde die Nationalökonomie alle diejenigen Gegenstände umfassen, welche eine neuere französische Schule unter der Benennung **Wissenschaft der Gesellschaft** bezeichnet; und demnach dürfen wir für den Verfasser den Ruhm in Anspruch nehmen, den dieser Disciplin zu Grunde liegenden Hauptgedanken, wenn auch nicht vollständig ausgeführt, was bei der Kürze des hier beregten Aufsatzes unmöglich war, so doch in flüchtigen Zügen bereits angedeutet zu haben. Diesen Gedanken äußert er etwa wie folgt: Im wirklichen Staate mag immerhin die Verwaltung des ökonomischen Vermögens, des juristischen Vermögens, des sittlichen und geistigen Vermögens und endlich des militairischen Vermögens in ebenso viele Departements getrennt sein:

die Wissenschaft kann in eine solche absolute Trennung der menschlichen Geschäfte nicht eingehen, denn sie ist ja eben die Gewährleisterin des nothwendigen Zusammenhanges der gesammten Geschäfte und der gemeinschaftlichen Beziehung aller auf den Einen, einfachen Staatszweck.

Ein kurzer Commentar erläutert diesen Hauptgedanken und bestimmt ihn näher für das praktische Staatsleben, als die weitläufigen Deductionen der vorberegten Schule es nur immerhin vermag.

In jedem wirklichen Staate — sagt Müller — wird freilich eine von den hier genannten vier Ideen, die eigentlich untereinander genau und wissenschaftlich balancirt sein sollten, nach Maßgabe der Lage und Umstände eine Prärogative genießen; in einem Handelsstaate, wie in England, wird der Finanzminister nothwendig Premierminister sein; in einem militairischen Staate, wie dem ehemaligen Preußen, werden alle Departements eine militairische Farbe annehmen; ein armer Staat wird sich nothwendig durch Kraft und Strenge des Gesetzes erhalten; — aber kann man sich den Staat von Europa oder das wahre Gleichgewicht unter einer erhabenern Gestalt denken als unter dem Bilde eines gesellschaftlichen Ganzen, worin der Finanzstaat, der Militairstaat, der Justizstaat und der geistliche Staat, jeder aus seinem besondern eigenthümlichen Standpunkte, sich und alle übrigen mit der hier beschriebenen Consequenz und wissenschaftlichen Universalität zu betrachten und zu behandeln vermöchte. Auf diese einzige echte Weise lebendig ergriffen, ist die einem Handelsstaate so natürliche, besondere Idee der Reichthumserzeugung, und die andere einem Militairstaate so angemessene der Krafterzeugung, segensreich für alle übrigen Staaten. Jede absolute Begrenzung der Administrationszweige, jede absolute Trennung der geistigen und körperlichen Besitzthümer ist der Tod für den Staat; alle Administrationsgeschäfte werden sich in unzählige Alternativen und Collisionen zerspalten, zwischen denen der kalt calculirende Begriff entscheiden muß, der ebenso ungeschickt zum Regimente der Völker, als die von mir beschriebene Idee dazu von Gott berufen ist.

Als besonders geistreich mögen die Erläuterungen hervorgehoben werden, die der Verf. über die Erscheinung ertheilt, daß sich in England vornehmlich bei den untern Ständen die größere Entsittlichung bemerklich macht, dagegen sich auf dem Continente, „an vielen Stellen" wenigstens die Sache umgekehrt verhält. Dort wie hier findet Müller die Ursache davon in der „Theilung der Arbeit". Die Beweisführung legt derselbe durch das Bild einer Kugel dar.

Der Mensch — sagt er — braucht ein allseitiges, ich möchte sagen kugelrundes Gebiet seines Wirkens, wie anderweit beschränkt und klein dasselbe auch übrigens sein möge. In der kleinsten Kugel ist das Gesetz wie in der größten, und in dem ärmsten wie in dem reichsten Menschen kann dasselbe Rechtsgesetz walten, wenn beiden nur gestattet wird, vollständig und nach allen Richtungen Das zu sein, was sie in ihrer Lage sein können. Wenn aber die Theilung der Arbeit in den großen Städten oder Manufacturen- oder Bergwerksprovinzen den Menschen, den vollständigen freien Menschen in Räder, Trillinge, Walzen, Speichen, Wellen u. s. w. zerschneidet, ihm eine völlig einseitige Sphäre in der schon einseitigen Sphäre der Versorgung eines einzelnen Bedürfnisses aufdringt, wie kann man begehren, daß dies Fragment übereinstimmen solle mit dem ganzen vollständigen Leben und mit seinem Gesetze — oder mit dem Rechte; wie sollen die Rhomben, Dreiecke und Figuren aller Art, die man aus der Kugel herausgeschnitten, abgesondert für sich übereinstimmen mit der großen Kugel des politischen Lebens und ihrem Gesetze?

Da nun in England diese Arbeitstheilung in allen Zweigen der Privatindustrie stattfindet, so sind dort die bei derselben beschäftigten Menschen, d. i. die untersten Stände der Gesellschaft, am tiefsten in der Moralität gesunken. Den privilegirten Ständen und allen gebildeten Classen drängt sich dagegen die große Kugel des Nationallebens so lebendig und allgegenwärtig auf, daß die schädlichen Wirkungen der Theilung der Arbeit, die überdies auch im öffentlichen Leben des Landes nicht stattfindet, wieder aufgehoben wird. Auf dem Continente verhält es sich nun ganz anders. Hier erhalten die noch bestehenden Dienstverhältnisse beim Ackerbaue und die Unmöglichkeit, ein unbedingtes Tagelöhnersystem in alle Zweige der Nationalindustrie einzuführen, die untern Classen in gewissem Grade vollständig, kugelrund und rein. Dagegen leitet die Theilung der Bildung in den höhern Ständen, sowie die Theilung der Arbeit in Staatsgeschäften, hier, wo ihr an wenigen Stellen ein vollständiges Bild nationalen oder religiösen Lebens befriedigend entgegenkommt, oft in das Verbrechen hinüber. Wir haben die im Vorstehenden in der Kürze wiedergegebenen Erläuterungen des Verf. **geistreich** benennt, wiewol wir das Paradoxe derselben nicht verkennen; auch geht ihnen, um richtig zu sein, das Kennzeichen der Allgemeinheit ab. Letzteres gewahren wir vielmehr in dem bekannten Kernsatze anderer Staatsphilosophen, daß Mangel an sittlicher Bildung und Armuth die allgemeinsten Quellen jeder unrechtlichen Willensthätigkeit sind. Und da nun die Arbeitstheilung, weil sie zur Bereicherung führt, letztere Quelle zu verstopfen strebt, mit dieser Theilung aber Unterricht und Erziehung sehr wohl vereinbarlich sind, ja selbst dazu die Mittel verschafft, so sind wir weit entfernt, den Ansichten des Verf. in dem Betreff unsere Billigung zu gewähren.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Zur Geschichte der religiösen Parteien in England.

Interessante Nachweisungen über eine Dissenter-Partei, welche in Deutschland noch nicht gehörig beachtet zu sein scheint, die Unitarier, liefert ein vor kurzem in London erschienenes

Werk von W. Turner: „Lives of eminent Unitarians with a notice of dissenting academies." Zu gleicher Zeit erschien in London eine Gesammtausgabe der Werke von W. Ellery Channing in Boston, einem der populairsten Prediger dieser Sekte, der dem Freunde der Menschheit auch durch sein muthiges Auftreten gegen die Sklaverei in Nordamerika lieb und werth ist. Channing übt in Amerika beträchtlichen Einfluß aus, der auch nach England herüberreicht; die Unitarier haben ihn, wiewol allem Dogmatismus und klerikalischem Einfluß abhold, als eines ihrer ersten Organe anerkannt. Die Richtung, in welcher sie das Christenthum betrachten, kommt der, welche durch Schleiermacher angedeutet wurde, sehr nahe und läßt sich, wie wir aus Turner's Werk und noch mehr aus Lindsey's „History of the unitarian doctrine" lernen, in den Ansichten Milton's, Locke's und Newton's klar erkennen, während der bekannte Naturforscher Priestley ihrer Ausbildung und Verbreitung fast noch mehr als seinen physikalischen Entdeckungen sich hingab, auch für sie zum Märtyrer wurde. Erst nach Cromwell weiß die Geschichte von eigentlichen Gemeinden der Unitarier in England, wenn sie auch früher mehre einzelne Personen erwähnt, welche die Trinitätslehre als unbiblisch ansahen und deshalb als Ketzer verbrannt wurden. Bis zum J. 1678 bestand im englischen Gesetze die Verordnung de haeretico comburendo, und dieselben protestantischen Geistlichen, welche wie Fox Martyrologien ihrer Glaubensgenossen schrieben, fanden gegen Irrlehrer die Todesstrafe als einziges Bekehrungsmittel. Nach der Toleranzacte bildete sich eine große Anzahl unitarischer Gemeinden und Bildungsanstalten für deren Prediger. Noch in diesem Jahre wurde ein solches Seminar in Manchester begründet, und die londoner Universität hat diesem sowol, als mehren Anstalten für katholische Priester das Recht ertheilt, ihre Zöglinge sich um akademische Grade bewerben zu lassen. Auf den beiden andern englischen Universitäten werden solche Grade nur den Bekennern der Staatskirche ertheilt. „Denn", so heißt es in der Erklärung der Professoren von Cambridge an die Regierung 1834, „eine Universität muß danach streben, die ihr anvertrauten Jünglinge nicht blos zu Gelehrten, sondern auch zu guten Menschen, nicht blos zu guten Menschen, sondern auch zu religiösen, nicht blos zu religiösen Menschen, sondern auch zu Christen, nicht blos zu Christen, sondern auch zu Anhängern der Kirche (churchmen) zu machen." 48.

## Notizen.

Die neugriechische Poesie ist in neuerer Zeit den Deutschen auf mannichfache Weise näher gerückt worden, theils in den Originalen selbst, theils in und durch Übersetzungen. Um von frühern einzelnen, für sich bestehenden Sammlungen dieser doppelten Art hier weiter nicht zu sprechen, so gehört hierher aus der neuern Zeit die, vor kurzem erschienene, in Nr. 211 d. Bl. besonders besprochene Sammlung von Firmenich, der wir nun auch die in ihr selbst bereits angekündigte größere Sammlung bald folgen zu sehen wünschen, während andererseits und überhaupt seit einigen Jahren die dem „Ausland" beigegebenen „Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes", namentlich aber ganz kürzlich auch die neugriechische Poesie besonders in ihren Bereich mit gezogen haben. Dies Letztere ist nun auch in den, uns ganz vor kurzem zugekommenen „Thee- und Asphodelosblüten", herausgegeben von Adolf Ellissen (Göttingen 1840) geschehen, insofern sich hier, neben chinesischen und andern Gedichten, auch neugriechische finden. Es sind dies Verdeutschungen theils von Volksliedern, theils nach Rhigas, Christopulos u. A., deren Originale zwar unter uns schon lange bekannt geworden, daher es auch höchst zweckmäßig, mit Hintansetzung der Urschriften, eben nur Verdeutschungen sind, Verdeutschungen übrigens, von denen im Allgemeinen, und nicht nur was den fast „unübersetzlichen" Christopulos anlangt, zu wünschen wäre, daß sie durch größere Leichtigkeit sich selbst und die neugriechische Poesie empfehlen möchten. Nicht uninteressant ist vornehmlich die hier theils in politischen Versen, theils in Prosa mitgetheilte Bearbeitung einer Geschichte von Agamemnon, die, dem Herausgeber der Sammlung auf den Ruinen Mykenäs von einem alten Phalangiten aus Argos einem „gelehrten" Archimandriten nacherzählt, als eine wunderbare, höchst lächerliche Mischung der heidnischen und unserer modernen Zeiten sich darstellt. Bei dieser Gelegenheit gedenken wir hier zugleich eines, ganz neuerdings unter uns in einer Schrift, wo man dergleichen nicht sucht, abgedruckten neugriechischen Gedichts aus einem frühern Jahrhundert, das aber noch gegenwärtig als Volksbuch bei den Griechen in einigem Werthe steht und unter andern noch im J. 1832 bei Glykys in Venedig wiederabgedruckt worden ist. Dieses neugriechische Gedicht findet sich in dem „Sendschreiben an Karl Lachmann von Jakob Grimm. Über Reinhart Fuchs" (Leipzig 1840) und ist eine dialogisirte Erzählung von Wolf, Fuchs und Esel, die hier nach einem Exemplare des oberwähnten Abdrucks mitgetheilt wird. Indeß möchten wir meinen, daß die, freilich überdies in einem nicht leicht verständlichen gemeinen Griechisch von Haus aus abgefaßte Dichtung im Einzelnen kaum ganz genau nach dem Originale abgedruckt sein könne. Ein Verdienst hat sich übrigens Jakob Grimm hierbei auch noch dadurch erworben, daß er dem Gedichte ein kleines Glossarium hat folgen lassen, welches jedoch — absichtlich oder unabsichtlich Seiten des Verf., lassen wir billig dahingestellt sein — keineswegs vollständig ist und nicht über alle Dunkelheiten, die sich in sprachlicher Hinsicht hier in Menge vorfinden, ein genügendes Licht verbreitet. Bei dem noch vorhandenen Mangel eines vollständigen neugriechischen Wörterbuchs, auch nach Ducange, Somavera, Korais u. A., ist es freilich keine ganz leichte Arbeit, sich selbst anderswoher den nöthigen Rath zu erholen. Wer wird uns nun aber diesen, oft genug fühlbaren Mangel eines solchen Wörterbuchs ersetzen — können und wollen? 17.

### Ein Minstrel der Gegenwart.

Die Eigenthümlichkeiten in Sitten und Gebräuchen bei den Bewohnern der Bretagne haben sich bis auf diesen Tag auch in einzelnen Resten der alten, dem eigenthümlichen Charakter jener Bevölkerung entsprechenden und aus ihm hervorgegangenen Volkspoesie bewahrt. Hr. v. Villemarqué, welcher der bretagnischen Poesie verdienstvolle Bemühungen gewidmet hat, fand in der Mitte von Basse Cornouaille einen armen buckligen Bauer, Namens Loiz Guivar, bei den Bauern Loiz Kam genannt, französisch Louis le boiteux, welchen er als ein getreues Abbild der Zwerge bezeichnet, welche am Hofe der französischen Könige ihre Stelle hatten. Außerdem, daß man ihn zum Theil als einen Seher betrachtet und um Rath fragt, steht er wegen der ihm zu Gebote stehenden poetischen Schätze in Ansehen, die, wenn auch nicht vollkommen volksthümlich, doch einflußreich sind, Originalität athmen oder aus Überlieferungen herfließen. Dieser gutherzige Quasimodo unternahm es vor einigen Jahren, gegen den Hauptfehler der Bretons, die Trunkenheit anzukämpfen; aber nicht wie in neuester Zeit der irische Pater Mathew, durch Gelübde und Medaillen, sondern mit einem Liede, und Villemarqué versichert, der Erfolg sei so trefflich gewesen, daß sich in seinem Canton der Besuch der Wirthshäuser sehr merkbar vermindert habe. 47.

Von Archibald Alison's „The history of Europe, from the commencement of the french revolution to the restoration of the Bourbons" ist der achte Band erschienen, welcher die Ereignisse bis zur Eröffnung des Krieges in Deutschland (1813) schildert. Der neunte Band, welcher im November erscheinen und zugleich ein umfassendes Register enthalten wird, soll, wie es in der Ankündigung heißt, alle über die Schlacht von Waterloo bestehenden Werke ergänzen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 260. —— 16. September 1840.


## Adam von Müller's gesammelte Schriften. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 259.)

Eilf Jahre später als den vorerwähnten, Adam Smith's Anerkennung gewidmeten Aufsatz, schrieb der Verf. einen „Versuch über den Credit" (1819), der eine ganz andere Färbung hat und dessen wir nur erwähnen, um die darin vorherrschende mystische Tendenz bemerklich zu machen. Nachdem der Verf. den Begriff von Credit sowol für das Individuum als für den Staat festgesetzt hat, entwickelt er ganz folgerecht die ersten Bedingungen desselben. Allein sie genügen ihm nicht: er sieht sich daher, nächst der Festigkeit des Grundeigenthums und der Unauflöslichkeit des Staatsverbandes, noch nach einer Bürgschaft für den Gläubiger des Staats, wie des Privaten, um und findet sie — in der Herrschaft der religiösen Gesinnung. „In allen diesen drei Rücksichten, insbesondere aber der letztern", sagt er, „muß ich an meinen Nebenmenschen gefesselt sein, wenn ich wahres Eigenthum, dauerhaften Besitz und echten Credit verdienen und genießen will." Im Verfolg der Beweisführung erhält die bekannte Lehre von der Staatssouverainetät einen Seitenhieb:

Wir haben — sagt Müller — noch Niemand gefunden, der nicht lieber der Gläubiger eines wirklichen Kaisers, Königs, Standes oder einer wirklichen Körperschaft oder einer Gemeinde, oder eines bloßen reellen Eigenthümers, als der Gläubiger jenes allgemeinen Gedankenwesens, welches unsere Theorien Staat nennen und dem sie fast göttliche Ehre erweisen, sein möchte.

Man braucht wol nur auf den Aufschwung hinzuweisen, den, seitdem Vorstehendes geschrieben wurde, der Staatscredit, namentlich in den constitutionnellen Staaten Deutschlands, die zu jener Epoche erst in der Ausbildung begriffen waren, genommen hat, um den Irrthum, worin unser Verf. befangen ist, darzuthun. Er geht noch weiter; seine Befangenheit verleitet ihn zu Declamationen, wie beispielsweise folgende:

Seitdem die Religion aus den irdischen Angelegenheiten förmlich hinausgewiesen worden und die bürgerliche Gesellschaft zu einer großen Zwangsanstalt, zu einem eiteln Waarenmagazine und Markte herabgesunken ist, auf dem nur die Sachen gelten, die Persönlichkeit des Menschen aber, da sie mit der höhern Bestimmung des Menschen allzu genau zusammenhängt, keinen Credit genießt, ist aller Segen und alles wahre Gedeihen verschwunden. Je mehr Sachen producirt werden, je mehr der dingliche Reichthum wächst, um so größer wird der Widerstreit dieser Sachen mit den nunmehr ungezügelten Bedürfnissen und Begierden der Menschen. Das gerade gegenwärtige Geschlecht reicht mit den ihm von der Natur angewiesenen dinglichen Gütern nicht aus; die ganze Vergangenheit muß herbeigezogen, ihre gesammte Erbschaft veräußerlich gemacht und die Zukunft muß auf so weit hinaus als möglich in Beschlag genommen werden, um die dürftige Gegenwart zu befriedigen. Dies ist nun das innerliche Wesen der Creditoperationen unserer Theorien.

Am Schlusse der Abhandlung endlich faßt Adam Müller seine Gedanken über diesen Gegenstand zusammen. Er verbessert sich gewissermaßen, wobei wir gern annehmen wollen, daß keine äußern Rücksichten, sondern innere Überzeugungen seine Feder leiteten. Zuvörderst erklärt derselbe, er sei weit entfernt, „den ganzen Apparat des modernen Credits" zu verdammen. Vielmehr erkenne er an, daß, je größer die Expansivkraft oder Elasticität des gegenwärtigen Augenblicks, je mehr der einzelne Mensch oder der einzelne Staat vermögen werde, Vergangenheit und Zukunft zu der hülfsbedürftigen Gegenwart heranzuziehen, für um so vollkommener werde er die beiderseitige häusliche Einrichtung finden, um so größern Credit werde auch er ihnen beimessen. Allein es müsse eine wahre Elasticität sein: das ausgedehnte Wesen müsse sich, wenn die Bedrängniß vorüber, in die natürlichen Grenzen der Gegenwart zurückziehen können; diese Gegenwart müsse nicht Vergangenheit und Zukunft überschwellend verschlingen wollen; das Vermächtniß und die Rechte der Vergangenheit, sowie die Aussaat für die Zukunft müßten geschont werden können. Damit aber ein solcher Credit möglich werde, dies knüpft der Verf. zum ersten an die Bedingung, daß man „Achtung vor den Satzungen unserer Vorfahren" habe, was „die einzige Bürgschaft, die wir unserm Gläubiger dafür leisten können, daß auch unsere Nachkommen die gegen ihn übernommenen Verpflichtungen erfüllen werden". Zum andern aber müsse „eine wahre und sichtbare Gemeinschaft des Glaubens und der Treue" unter den Menschen bestehen. Und nun am Schlusse fragt er: „Hätten wir nicht ein Recht, zu bezweifeln, daß die beiden Grundlagen unsers Daseins, Haus und Staat, auch in blos irdischer Rücksicht dauerhaft und nachhaltig bestehen könnten, ohne die dritte beiden gemeinschaftliche Grundlage einer solchen sichtbaren Glaubensgemeinschaft oder Kirche?"

Die dritte Abtheilung des vorliegenden Bandes ist, wie schon die Überschrift andeutet, ein Corollarium zur

ersten. Sie ist nämlich überschrieben: „Die innere Staatshaushaltung systematisch dargestellt auf theologischer Grundlage" (1820). Müller beabsichtigte, wie er am Schlusse verkündigt, seinen Gegenstand in drei Versuchen zu behandeln; wovon dieser Band nur den ersten liefert. Seinem staatswirthschaftlichen Systeme drei Elemente zu Grunde legend, beschäftigt sich der Verf. in gegenwärtigem Versuche mit der **Arbeit**; in einem zweiten soll das **Capital**, in dem dritten Versuche aber die **Kraft** an die Reihe kommen. Genöthigt mit den uns in diesen Blättern gestatteten Raume haushälterisch umzugehen, beschränken wir uns auf **eine** Anführung, die genügen wird, um den in diesen Versuchen waltenden Geist zu bezeichnen. Einen Rückblick auf die bestehenden Theorien der Haushaltung werfend, erscheinen sie ihm alle, sofern darin die lebendige Haushaltung der Staaten als ein Ideal der Vernunft, oder als eine Aufgabe dargestellt werden, welche eben diese Vernunft aus eigener Machtvollkommenheit zu lösen habe, als „ein Traum, der außer aller praktischen Beziehung mit dem in Elend und Sünde befangenen Geschlechte steht". Diesem Anathem, in das die geachtetsten Staatsphilosophen, Adam Smith, Lueder, ja selbst Schmalz, dem sonst der Verf. in mehren Punkten beipflichtet, mit inbegriffen sind, fügt derselbe eine fürs Erste nur flüchtige Andeutung seines eigenen Lehrgebäudes bei, die mit seinen eigenen Worten wiederzugeben für unsern Zweck hinreicht:

Ganz anders aber ist es — heißt es in dem Gegensatze — wenn die lebendige Haushaltung der Staaten als das **Werk Gottes** in demüthiger Unterwerfung und unter der strengen Zucht der positiven göttlichen Offenbarungen dargestellt wird, wenn das Factum der Verderbniß nicht nur überhaupt im leichten Sinne der Zeit, sondern positiv, als Sündhaftigkeit in dem uralten strengen Sinne der christlichen Kirche und als Folge der ersten Sünde vorausgesetzt und die unbedingte Unfähigkeit der menschlichen Vernunft nicht nur zur Herstellung des Guten, sondern auch zu aller Bändigung des Verderbens behauptet wird. Dann erscheint das ganze Unternehmen, aus dem Schoose dieser Verderbniß heraus irgend ein politisches Problem zu lösen, welches doch nur die Beschwichtigung des Bösen oder die Herstellung des Guten bezwecken kann, so thöricht als nichtig; alles beruht dann auf der Frage, ob das Herz den von Gott unmittelbar durch die christliche Religion angewiesenen Weg der Rettung einschlagen, ob es das dargebotene Mittel der Wiedervereinigung des Irdischen mit dem Überirdischen ergreifen, kurz, ob es sich bekehren will oder nicht. Selbsterkenntniß, d. h. die Erkenntniß des eigenen Nichts, Reue und Bekehrung sind unerläßliche Vorbedingung der eigenen Wissenschaft.

Unter den vermischten Aufsätzen allgemeinen politischen Inhalts, welche die vierte Abtheilung bilden, enthält derjenige, welcher von der Nationalrepräsentation handelt, manche Gedanken, die Beherzigung verdienen und wovon wir einige kürzlich in nähere Betrachtung ziehen wollen. Den Zweck aller organischen Gesetze oder Institutionen bezeichnet der Verf. etwa wie folgt. Es sollen dieselben die verschiedenen Hauptclassen der Bevölkerung eines Landes zum Worte kommen lassen, sodaß die unter ihnen bestehenden und einander entgegengesetzten Einseitigkeiten sich recht gründlich beschränken und keine die andere unterdrücke; sodann aber auch, daß jede einseitige Staatsbürgerclasse die andere kennen und respectiren lerne, damit sie einsehe, wie alle andern zum Ganzen des Staats wesentlich gehören und dieses Ganze des Staates in dem Conflicte seiner Theile empfinden lerne. In Folge dieser Erkenntniß würde sich endlich, als letzter Zweck, ein so mächtiges Interesse an dem Wohlsein und Gedeihen des Ganzen einstellen, daß jenes Classeninteresse gezügelt und geregelt werde, durch ein ebenso mächtiges Interesse des abgesonderten Standes an den ganzen Staat, und sich ein gerechtes Verhältniß bilde zwischen den verschieden gestalteten Staatsbürgerclassen und dem sie alle umfassenden Souverain, welcher die Idee des ganzen Staats äußerlich darstellt. Es nennt dies der Verf. die **Organisation des Volks**, der er die Organisation der Regierung gegenüberstellt, deren Zweck und Wesen er dahin bestimmt, daß sie mit derselben Vollständigkeit und Gerechtigkeit, womit durch die Ständeverfassung alle Classen des Volks auf die Bildung, Belebung und Befestigung des Ganzen einwirken, auf alle einzelnen Classen von dem Standpunkte dieses Ganzen aus zurückzuwirken habe. Die wichtigste Folgerung aus dieser Prämisse nun wäre wol, daß es bei der Volksrepräsentation, um zweckmäßig zu sein, weniger auf die richtige Vertretung der Staatsbürger nach ihrer Kopfzahl, als nach ihrer Qualität, d. i. der Classeneinseitigkeit ankomme, „weil ohne den Widerstand aller Hauptclassen an keine vollständige Wechselwirkung, also auch an keine Erzeugung eines Nationalwillens zu denken ist". Gibt nun auch der Verf. zu, daß in jedem gegebenen Staate, je nachdem derselbe mehr ackerbauender, Kriegs-, Industrie- oder Handelsstaat ist, die Volksrepräsentation verschiedenartig gemischt sein soll, so nimmt er gleichwol einen Vorzug für die Repräsentation des Grundeigenthums in Anspruch, weil dasselbe, sowol was seinen Besitz, als seine Bewirthschaftung anbetrifft, nicht ein Gegenstand menschlicher Wahl, wie die übrigen Besitzthümer und Gewerbe ist. Geht er aber noch weiter, indem er fodert, es solle „das Grundeigenthum auch noch durch Majorat und erbliche Repräsentation, die von der Wahl geldsüchtiger Zeitmenschen völlig unabhängig ist, über alle Verunstaltung eines möglichen künftigen flatterhaften Zeitgeistes erhoben werden", so möchte diese Foderung von der großen Mehrzahl der neuern Staatsphilosophen kaum als statthaft eingeräumt werden.

Das „Etwas, das Goethe gesagt hat" gibt Müller Veranlassung, seine Gedanken über Kirchenverbesserung 1817, bei Gelegenheit des damals feierlich begangenen dritten Säcularfestes der lutherischen Reformation, niederzuschreiben. Goethe's „Etwas u. s. w." nämlich liest man in dem zweiten Bande seiner „Briefe aus Italien". Dasselbe betrifft den heiligen Philipp von Neri, einen Zeitgenossen Luther's, der ebenfalls eine Kirchenverbesserung wollte, allein freilich in einem andern Sinne, und der deshalb auch kanonisirt wurde. An diese Thatsache nun knüpft unser Verf. eine Folgereihe von Betrachtungen, die im Wesentlichen gegen das zum Theil misverstandene Lutherthum gerichtet sind und deren Klimax die Schlußworte enthalten:

Wo ein Funke des Glaubens an die Menschwerdung Gottes zurückgeblieben — heißt es hier — da sehnt man sich, ohne zu wissen, nach derjenigen Reformation, welche die Heiligen aller Jahrhunderte meinten, nämlich nach der nie vollzogenen aber immer festern „Verbindung des Himmlischen mit dem Säculum", also der häuslichsten, liebsten, nur vom Zeitgeiste, von einer falschen Lebenskunst und Philosophie verstrickten Gedanken und Werke — mit der sichtbaren und unvergänglichen Kirche Jesu Christi.

Der sechste und letzte Aufsatz dieser Sammlung endlich wurde 1816 geschrieben und betrifft den „Kaiser Franz I. von Östreich". Die vorzüglichen Eigenschaften dieses Monarchen werden anerkannt und in das gebührende Licht gestellt. 93.

---

## Die Verbrechercolonien auf Neuholland, Vandiemensland und der Insel Norfolk.

Ein französisches Journal enthält eine gute Zusammenstellung von Notizen über die englischen Verbrechercolonien in Australien; der Zusammensteller stützt sich dabei auf die neuesten authentischen Angaben des Missionnairs Ullathorne.

Man kann — heißt es darin — Neuholland die umgekehrte Welt nennen. Natürlich ist der Nordwind hier warm, der Südwind kalt; der Westwind der Gesundheit nachtheilig, der Ostwind heilsam. Der Barometer steigt im Allgemeinen vor dem Regen, und wenn er fällt, so bedeutet es schönes Wetter. Die Thäler sind kalt und unfruchtbar in denselben Gegenden, wo der Gipfel der Berge warm und fruchtbar ist. Die Schwäne sind in Australien sämmtlich schwarz und die Adler weiß; man findet dort eine Gattung des Maulwurfs, welcher Eier legt, die Jungen säugt und eine Art Schnabel hat wie eine Ente; dort haust auch das Känguru, welches mit Hülfe seines Schwanzes läuft und die Jungen in einer Tasche mit sich trägt. Die Hunde in Neuholland haben den Kopf eines Wolfs, den Leib eines Fuchses und bellen nie. Es gibt hier geflügelte Schlangen, Fische, welche fliegen wie die Fledermäuse, Nesseln, die baumhoch wachsen, während die Pappel nur die Höhe eines kleinen Strauches erreicht; das Farrenkraut wächst zu 20—25 Fuß Höhe und breitet seine Zweige horizontal bis auf funf oder sechs Fuß in Form eines Sonnenschirms aus; der Kasuar, ein riesenhafter Vogel wie der Strauß, ist statt der Federn mit einer Art Haare bedeckt. Die meisten Bäume verlieren jährlich ihre Rinde, aber die Blätter bleiben immer auf den Zweigen. Der Himmel ist fast das ganze Jahr hindurch wolkenlos, und die Wohnungen der ärmsten Leute sind aus Cedernholz gebaut wie das Schloß Salomon's; der Sommer beginnt mit dem 1. November und endet mit dem 1. März, der Winter umfaßt die Monate Juni bis Ende August; endlich findet man hier Bäume, die nie Früchte tragen, Blumen ohne Duft und Vögel ohne Stimme. Viele Erscheinungen dieser und anderer Art sehen wirklich wie eine Ironie auf die sonst geltenden Normen der Naturgeschichte aus. Neuholland hat äußerst wenig Flüsse, und noch weiß man nicht einmal, ob die noch unbekannten Gegenden im Centrum von einem Binnenmeere gebildet werden. Die elende Urbevölkerung des Landes kennt nur eine Beschäftigung, die Jagd, verzehrt Menschenfleisch und hat noch kaum eine Spur religiösen Glaubens blicken lassen.

Dieses Land ist nun bestimmt, durch Verbrecher seine Civilisation zu erhalten, mitten in dieser Wildniß weist Sidney einen Luxus auf, der mit dem der europäischen Hauptstädte wetteifert, ja, es ist das einzige Land, wo verurtheilte Verbrecher das Privilegium haben, angesehen und reich zu werden und es in den Künsten des Luxus den vornehmsten Europäern gleich zu thun. Es war im J. 1788, als in Botanybai eine kleine Flotte anlangte, welche 600 Männer und 200 Weiber an Bord hatte, die zur Deportation verurtheilt waren. Alles in Allem konnte man damals die Einwohnerzahl der Colonie auf 1000 Köpfe anschlagen, jetzt zählt man deren 100,000, die auf 600 Meilen längs der Küste zerstreut sind; doch erstreckt sich die Colonie nirgend tiefer in das Innere des Landes als auf drei Meilen, obgleich sie immerwährend auch nach dem Centrum im Vordringen ist, um Weideplätze für ihre zahlreichen Heerden zu gewinnen. Vandiemensland, fast so groß wie Irland und von Neuholland durch eine Meerenge von 120 englischen Meilen getrennt, zählt gegenwärtig 40,000 Seelen.

Die Behandlung der Verbrecher hat manches Eigenthümliche. Man theilt sie, kaum angekommen, den Colonisten oder Manufacturisten zu. Sind ihre Herren mit ihnen zufrieden, so bleiben sie bei ihnen ihre ganze Strafzeit hindurch; im Gegentheile werden sie bei dem Straßenbau verwendet und oft, wenn über sie keine Klage geführt wird, ihren ersten Herren zurückgegeben. Einen solchen Arbeiter nennt man einen Convict. Ist sein Herr mit ihm zufrieden, so erhält der Convict nach einer gewissen Zeit einen Urlaubsbrief, und ist dieser für mehre Jahre ausgestellt, so gilt er für eine bedingte Freisprechung; die absolute gibt dem Convict alle Rechte und Vorrechte eines englischen Unterthans, er kann nun treiben, was er will, und selbst als Richter fungiren. Daß der Zustand, der sich hieraus ergibt, etwas Antisociales haben musse, ist klar. Diejenigen, welche als Bedienten und Kammerdiener einem Stadtbewohner zugetheilt werden, führen ein ziemlich erträgliches Leben; viel härter ist das Loos Derjenigen, welche als Feldarbeiter gebraucht werden. Einmal einem Eigenthümer zugetheilt, dessen Grundbesitz 50, 100, auch wol 200 Meilen von Sidney entfernt ist, bedient sich ihrer der Farmer nur, um sich zu bereichern, nicht um sie zu bessern. Hieraus entspringt ein heftiger Kampf zwischen dem Herrn, welcher bemüht ist, den Sklaven zur größtmöglichen Arbeit zu zwingen, und dem Sklaven, welcher sich der Arbeit, deren Früchte ihm nicht zugute kommen, auf alle mögliche Weise zu entziehen sucht. Aber die Strafe ist da, um den Elenden zu zügeln. Bei dem geringsten Vergehen wird der Schuldige dem Gericht überliefert. Seine Vertheidigung wird gar nicht gehört. Man entkleidet den Unglücklichen und bindet ihn an. Die Peitsche wird geschwungen, jeder Schlag verursacht neun Wunden auf einmal; das Blut rieselt. Im Wiederholungsfalle noch 50 Schläge. Trotzt er zum dritten Mal, so wird er für unverbesserlich erklärt und zu den Ketten verurtheilt. Die Deportirten dieser letztern Kategorie arbeiten mit ihren Ketten, von einer militairischen Wache beaufsichtigt. Verwendet man sie im Innern, so schließt man sie, wie ebenfalls Ullathorne versichert, in eine Art großer und tragbarer viereckiger Kasten ein, wo jeder von ihnen kaum einen Raum von zwei Fuß ins Gevierte für sich gewinnen kann. Am Bord des Schiffs „Der Sidney" schließt man sie zu 10 und 12 in ein so enges Behältniß ein, daß, wenn die einen liegen wollen, die andern aufrecht stehen müssen. Die Rolle, welche die Frauen in dieser seltsamen Colonie spielen, ist nicht minder außerordentlich. Hat der Convict eine Frau in England zurückgelassen, so ist sein Glück bald gemacht. Die Frau kommt auf dem nächsten Schiffe an, nimmt eine Wohnung und wendet sich an den Gouverneur mit der Bitte, ihren Mann, der Familienvater sei, zum Diener annehmen zu dürfen. Hat sie keine Kinder, so ist bald eine Aushülfe getroffen, sie dingt ein paar Buben in Sidney und gibt sie für ihre Kinder aus. Mit diesen begibt sie sich zum Gouverneur, der weiblichen Bitten nicht zu widerstehen vermag. Ihr Mann wird ihr übergeben, und der Convict, nun Herr in seinem Hause, lebt von den Früchten seiner Diebstähle und Betrügereien, die er in England begangen und deren Ertrag seine Frau gesammelt hat, herrlich und in Freuden. Man erzählt Folgendes: Ein Offizier, eben in Sidney angekommen, erblickt einen glänzenden und reichen Wagenzug. „Wem gehört dieser schöne Wagen?" fragt er. „„Einem alten Convict"", antwortet man. „Und dieser?" „„Einem andern Convict, dessen Frau einen Tuchhandel treibt und ihren Mann zum Diener angenommen hat."" „Und jener dort?" „„Einem Convict, welcher kaum nach seiner Ankunft einen Abschiedsbrief er-

hielt.‟‟ „Nun‟, äußerte lachend der Offizier, „so will ich sogleich nach Indien zurückkehren und ein Verbrechen begehen, weil dies das Mittel scheint, sein Glück zu machen.‟ Die verurtheilten Weiber werden als Dienstboten Leuten der verschiedensten Classen zugetheilt, die übrigen befinden sich im Correctionshause von Paramatta. Hier sollen sie die Vergehungen büßen, die sie im Dienste ihrer Herren begangen haben; aber sie erhalten reichlich Fleisch, Brot und Gemüse, manchmal auch Thee und Zucker. Zur Arbeit werden sie nicht angehalten, dagegen dürfen sie in dem großen Garten des Correctionshauses spazieren gehen. Dieser Aufenthaltsort hat für sie so großen Reiz, daß verurtheilte Weiber oft ihre Herren bitten, sie nach dem Correctionshause zu schicken. Thut man dies nicht, so enthalten sie sich aller Arbeit, bis man sie nach Paramatta schickt. Auch haben sie hier die gewisse Aussicht, einen Mann zu bekommen, denn hier suchen sich die in Freiheit gesetzten Convicts ihre Frauen. Kommt eine Verurtheilte in Sidney an, so wirft sie sich dermaßen in Staat, daß der Herr, dem sie zugetheilt wird, eine Prinzessin statt einer Dienstmagd vor sich zu sehen glaubt, ihre zarten Hände sind durchaus nicht gemacht, zu arbeiten. Was thun? Man schickt sie nach Paramatta, das ist Alles, was sie verlangt. Diese Einrichtungen sind wenig gemacht, die Sittlichkeit in dieser Verbrechercolonie zu fördern. Die Consumtion von Rum und Liqueur in dieser Colonie verhält sich zu der in England wie 17 zu 5. Im J. 1835 verurtheilte der Gerichtshof zu Sidney 116 Individuen zum Tode für das Verbrechen des Todschlags; die Zahl der Verurtheilungen für geringere Verbrechen belief sich aber auf nicht weniger als auf 22,000. Meineid ist hier so gemeinsam wie Luft und Sonnenlicht. Man ist daher auf eine Strafart bedacht gewesen, welche mehr gefürchtet wird als die Todesstrafe selbst, und das ist die Verbannung nach der Insel Norfolk. Norfolk ist ein mit Klippen umgebenes Eiland, und wie ein katholischer Missionnair sagt, der letzte Kreis der Dante'schen Höllen, von denen jeder Grad den Schrecken verdoppelt. Norfolk liegt von dem Hafen Jackson ungefähr 100 Meilen entfernt, die Überfahrt ist sehr gefährlich; nur die Wächter der Gefangenen dürfen auf dieser Insel wohnen und kein Schiff an ihr anlegen. Die hierher Verwiesenen tragen Ketten, die ihnen nie abgenommen werden. Im J. 1835 betrug die Zahl der auf der Insel befindlichen Verbrecher 1200, worunter 450 Katholiken, seitdem ist die Zahl in jedem Jahre um 200 gestiegen. 1833 und 1836 wurde die Insel von einigen katholischen Missionnairen besucht, welche die Regierung um die Erlaubniß angingen, in diesen traurigen Orten ihren Sitz aufschlagen zu dürfen; kein protestantischer Geistlicher hatte sich dazu entschließen können. 70.

## Literarische Notizen.

Amédée Thierry hat den ersten Theil seiner „Histoire de la Gaule sous l'administration romaine‟ herausgegeben. Dieselbe bildet eine Fortsetzung der „Histoire des Gaulois‟, die vor 12 Jahren zuerst herauskam. In dem letztern Werke hatte A. Thierry auf eine ebenso neue als kühne Weise alle Probleme gelöst, welche den Ursprung, die Wanderungen und Kämpfe der alten gallischen Völkerschaften betreffen. In dem jetzt erschienenen schildert er dagegen die Geschichte Galliens von der römischen Eroberung an bis zum Sturz der Herrschaft der Cäsaren und zur Begründung neuer germanischer Reiche. Während dieses Zeitraums, der sich vom 1. bis zum 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erstreckt, hat Gallien seine ganze früh.re Unabhängigkeit verloren, ist ganz römische Provinz geworden und seine ganze Geschichte beruht auf der Grundfrage: Was ist das Wesen einer römischen Provinz im ersten und zweiten Jahrhundert? Was hatte damals das Wort Provinz in politischer und socialer Hinsicht zu bedeuten? Es ist dieses eine sehr weitschichtige Frage, die A. Thierry in allen ihren Beziehungen in der Einleitung des in Rede stehenden Buches behandelt hat. Indem er bis zu dem Ursprung und den ersten Jahrhunderten Roms zurückgeht, zeigt er, wie die selbstsüchtige Politik dieser Stadt das Princip einer socialen Einheit Italiens ward, und dann, wie diese sociale Einheit Italiens die folgende Einheit des ganzen Weltreichs der Römer vorbereitete. Mit der fortschreitenden Gründung dieses letztern beginnt auch das Streben desselben, die römische Welt immer mehr zu einer Einheit zu gestalten. Diese Tendenz spricht sich aus in politischer Hinsicht durch den immer mehr wachsenden Einfluß der Provinzialen, im geistigen Leben durch die Verbreitung des Princips der Gleichheit unter den Völkern und die Brüderschaft unter den Menschen, in der Jurisprudenz durch die Lehren von der Billigkeit und die Veränderungen im bürgerlichen Rechte, das sich immer mehr und mehr dem jus gentium näherte, in der Religion durch die Bestrebungen der Staatsgewalt, eine Verschmelzung aller Religionen zu bewerkstelligen, sowie durch das Streben der Philosophie, alle Dogmen derselben zu einem Ganzen zu vereinigen. Dem Christenthum war der Ruhm vorbehalten, dieses Ziel zu erreichen, und die christliche Kirchengemeinschaft bildet auf diese Weise die Fortsetzung der römischen Staatsgemeinschaft. Dies ist der Gedankengang, den A. Thierry in seinem neuesten Werke entwickelt und durch vielfache Beweise zu stützen sucht. Wir können hier nicht weiter auf die Neuheit und Eigenthümlichkeit seines Standpunktes eingehen, und bemerken nur noch soviel, daß, während seine Vorgänger in der gallischen Geschichtschreibung immer von Rom ausgingen, er sich, um die römische Welt zu studiren, außerhalb Roms, in einer anfangs eroberten, dann durch Bewilligung von Rechten zu einem integrirenden Theil des römischen Staats gemachten Provinz seinen Standpunkt wählt. Außer der Einleitung enthält der erste Theil des Werks des Hrn. Thierry die Geschichte der Provinz Gallien von der Regierung Antonin's bis zu der des Severus.

---

Vor kurzem ist der dritte Theil von J. J. Ampère's „Histoire littéraire de la France avant le douzième siècle‟ erschienen, eines Werks, das größere Beachtung verdiente, als ihm innerhalb und außerhalb Frankreichs zu Theil geworden ist, indem hier zum ersten Male eine bisher arg vernachlässigte Periode der französischen Literaturgeschichte von einem umfassendern Standpunkte aus und mit gründlichern Kenntnissen gewürdigt wird, als es bei den beschränkten Ansichten und den unzulänglichen Kenntnissen der Mehrzahl der zeitherigen französischen Literarhistoriker möglich war. Den Classikern galt diese Periode für reine Barbarei und die Romantiker wußten ihr blos die belletristische Seite abzugewinnen, und beiden zusammen fehlten die nöthigen Vorkenntnisse, vorzüglich die Kenntniß der germanischen Sprachen, die zur Erforschung dieser Periode unumgänglich nöthig sind. So kam es, daß eine freie, von keinem Vorurtheil getrübte Auffassung dieses Zeitabschnitts der französischen Literaturgeschichte bis jetzt noch mangelte. Hr. Ampère hat diesem Mangel auf eine erfreuliche Weise abgeholfen, wozu ihm ebenso sehr seine Unbefangenheit des Urtheils, seine gründliche Kenntniß der damaligen Zeitgeschichte und der altfranzösischen Literatur sowie seine Bekanntschaft mit den germanischen Literaturen und den Resultaten der historischen Forschung der neuern Zeit überhaupt befähigten. Mit Vergnügen bemerkt man in diesem Theile, der den Zustand der Literatur von Karl dem Großen bis zum 12. Jahrhundert behandelt, wie die interessanten Erscheinungen und die geistreichen Ein- und Überblicke, die uns Hr. Ampère in das Wesen der damaligen Literatur thun läßt, in eben dem Maße sich mehren, als der Verf. in seinem Werke vorwärtsschreitet. Unter den Capiteln dieses Theils heben wir als vorzüglich beachtungswerth diejenigen hervor, welche über Karl den Großen, Hinkmar, Alcuin und Agobard handeln. Möchte doch Hr. Ampère auch den andern Perioden der französischen Literatur seinen Fleiß widmen und ihnen sein umfassendes und gesundes Urtheil zugute kommen lassen. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 261. —— 17. September 1840.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's herausgegeben von seinem Bruder John Davy. Deutsch bearbeitet von Karl Neubert. Eingeleitet von Rudolf Wagner. Vier Bände. Leipzig, Voß. 1840. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

Wenn für den Bildungszustand und die geistige Regsamkeit eines Zeitalters ein charakteristisches Merkmal darin liegt, wo sich die vorherrschenden Richtungen des Denkens und Strebens begegnen, in welchen Vereinigungspunkten sie den größten Grad der Concentration erreichen und von wo aus sie sich über das Ganze der Gesellschaft hemmend oder fördernd verbreiten, so gehört die Stellung und Bedeutung, welche die Pflege der Naturwissenschaften für die Gegenwart erlangt hat, zu den wichtigsten und einflußreichsten Momenten unserer wissenschaftlichen und socialen Entwickelungsperiode. Jahrhunderte lang an die engen Grenzen dürftiger Erfahrungen gefesselt, durch voreilige Theorien gehemmt, durch Vorurtheile aller Art zurückgehalten, bald in die Mysterien, die sie erklären sollten, mit grüblerischem Brüten sich versenkend, bald in dem Streben, sich zum Lichte emporzuarbeiten, durch die Bannstrahlen einer kirchlichen Diplomatie zurückgeschleudert, die die Aufklärung, wo sie sich auch zeigen mochte, anathematisirte, — sind die Naturwissenschaften endlich im Laufe der letzten drei Jahrhunderte erstarkt und haben sich, durch eigene Kraft, mitten durch alle Hindernisse, Verirrungen und Schwierigkeiten hindurch eine Bahn gebrochen, auf welcher sie mit unaufhaltsamer Gewalt, ihres Berufs sich vollkommen bewußt, und mit der zwar vorsichtigen, aber unerschrockenen Kühnheit eines vielfach gewitzigten, sich selbst mehr als unsichern Bundesgenossen vertrauenden Eroberers vorwärtsschreiten. Sie genießen dabei die für ihre gedeihliche Entwickelung kaum hoch genug anzuschlagenden Vortheile, daß sie, unberührt von den Veranlassungen, die auf andern Gebieten der Forschung die wissenschaftliche Unbefangenheit so leicht beeinträchtigen, einen Gegenstand besitzen, welcher dem Auge des Betrachters in dem unerschöpflichen Reichthume seiner Erscheinungen eine ewige, stillwaltende Gesetzmäßigkeit darstellt; daß sie sich überall zurückgewiesen sehen auf bestimmte Thatsachen, über welche der Streit der Meinungen unmöglich lange fortdauern kann und welche für jeden Versuch einer Theorie einen unabweislichen Richter in letzter Instanz darbieten; daß sie, obwol in der möglichen Lösung ihrer Aufgaben dem größten Theile nach beschränkt auf einen unermeßlich kleinen Theil des Universums, durch die Aussicht auf ein unabsehliches Gebiet möglicher Fortschritte angespornt werden, und doch, wie Antäus in der Berührung mit dem Theile der Natur, der der mütterliche Boden und das Wohnhaus des Menschengeschlechts ist, immer von neuem erstarkend, keine Ermüdung zu fürchten haben; daß sie endlich, während sie auf der einen Seite durch ihren Einfluß auf die materiellen Verhältnisse, das Bedürfniß, die Bequemlichkeit und den Schmuck des Lebens dem sinnlichen Menschen ihre Wichtigkeit fühlbar machen, andererseits dem denkenden Geiste nicht blos Aufschlüsse, sondern auch Probleme vorlegen, die sie mit den höhern geistigen Bedürfnissen in Verbindung erhalten und sie vor der Einseitigkeit bewahren, ihre eigenen, durch die Beobachtung, das Experiment und die Rechnung gewonnenen Resultate für die letzten Grenzen der Forschung zu halten. So in die Mitte beinahe aller wesentlichen Interessen des Einzelnen und der Gesellschaft gestellt, durchkreuzt das Studium der Naturwissenschaften ebensowol die höhern speculativen Aufgaben des Wissens als die Technologie und die Volkswirthschaftslehre nach dem ganzen Umfange ihrer möglichen Anwendungen; und mögen auch immerhin für eine, in allen speciellen Fällen probehaltige Durchdringung der empirischen Naturforschung mit der eigentlichen Speculation, in Beziehung auf welche die erstere den warnenden Zuruf Newton's: Physica, cave metaphysicam, zu vergessen, jetzt weniger als jemals geneigt scheint, kaum noch die allerersten Vorarbeiten ausgeführt sein, so ist doch die, nicht theoretische, sondern unmittelbar sociale Bedeutung derselben jetzt mehr als jemals in das Bewußtsein der Zeit allgemein eingedrungen. Einsicht ist Macht: dieses Wort hat sich nirgend in einem solchen Umfange bewährt als in der Anwendung der Mechanik, der Physik und der Chemie auf die Bedürfnisse, die Arbeiten, die Genüsse des täglichen Lebens; ganz anders als früher steht die Natur dem Menschen jetzt gegenüber, seitdem er, eindringend in ihre Gesetze, gelernt hat sie zu beherrschen, indem er sich ihr unterwirft; ja, selbst die Hoffnung ist nicht allzu verwegen, daß mit dem Wachsthume dieser Einsichten für die mancherlei drückenden Verhältnisse, welche aus der Masse der zunehmenden Bedürfnisse,

aus den mit der Verdichtung der Bevölkerung sich vermehrenden gesellschaftlichen Collisionen und aus dem immer höher anschwellenden Aufwande der Staatsverwaltung der europäischen Menschheit drohen, mehr als eine wirksame Abhülfe wird gefunden werden können. Und eben dadurch bekommen die Naturwissenschaften und die Beschäftigung mit ihnen neben dem rein theoretischen und socialen Interesse auch noch eine höhere ethische Bedeutung; sie werden ein Instrument einer dem Gedeihen des gesellschaftlichen Ganzen, dem öffentlichen Wohle sich widmenden Gesinnung und treten, scheinbar vorzugsweise dem blos Materiellen zugewendet, als ein wirksames Glied in eine moralische Ordnung der Dinge ein, an welcher sie unter Voraussetzung des richtigen sie beseelenden Geistes mitzuarbeiten bestimmt sind.

Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet erregen Männer, die einen besondern Theil der Naturwissenschaft mit ausgezeichnetem Erfolge cultivirt haben, schon vermöge der allgemeinen Richtung ihrer Arbeiten ein besonderes Interesse, und dieses Interesse überschreitet die Grenzen der bloßen Fachgelehrsamkeit, wenn die Individualität eines solchen Naturforschers den Ruhm in Anspruch nimmt, seine Wissenschaft nicht blos mit dem Geiste, oder vielmehr mit der Geistlosigkeit einer das Einzelne zum Einzelnen haufenweis aufspeichernden Empirie, sondern eben aus einem jener höhern Standpunkte aufgefaßt und erweitert zu haben, die den Naturwissenschaften überhaupt ihre allgemeine Bedeutung sichern. Ein solcher Fall liegt bei dem Manne vor, dessen aus der Hand seines Bruders hervorgegangene, mit der treuen Sorgfalt einer durch wahre Verehrung veredelten Bruderliebe ausgearbeitete Biographie hier dem deutschen Leser dargeboten wird, und mit vollem Rechte sagt Hr. Prof. Rud. Wagner, der die deutsche Bearbeitung mit einem kurzen Vorworte begleitet hat:

Humphry Davy's Lebensgeschichte gehört für einen größern Kreis als den, für welchen der edle Brite so bleibende Verdienste sich erworben. Seine großen Entdeckungen in der Chemie kennt und preist die wissenschaftliche Welt, und seine gemeinnützigen Erfindungen, für die ihm die ehrende Anerkennung von Kaisern und Königen geworden, werden mehr noch in den Schachten der Bergwerke unter Tausenden von Knappen und Grubenarbeitern seinem Namen ein bleibendes Andenken sichern. Hier ist aber noch etwas Anderes, was Davy's Persönlichkeit so anziehend, was die Schilderung dieses reichen Lebens so lebendig macht. Es ist jene seltene und wunderbare Mischung einer sinnigen, zarten, dem Übersinnlichen so sehr zugewandten Natur, mit dem kräftigsten und offensten Sinn für eine klare Methode in der empirischen Forschung und mit jener überaus glücklichen praktischen Tendenz, welche der britischen Nation eigenthümlich ist. Wo wäre in Deutschland so leicht ein Naturforscher zu finden, in dem eine solche harmonische Verbindung mehrfacher Richtungen sich fände, welche der Irrthum der Zeit als sich völlig entgegenstehend zu betrachten geneigt ist?

Versuchen wir daher an der Hand dieser Denkwürdigkeiten ein kurzes Bild von dem Leben, der Entwickelung, dem Charakter und der Wirksamkeit Davy's zu entwerfen, ohne dabei auf die besondere Wichtigkeit seiner Entdeckungen für die wissenschaftliche Chemie in einem höhern Grade einzugehen, als zur Andeutung jenes Bildes nöthig ist. Zuvor aber erfüllen wir mit Vergnügen die Pflicht, dem Bearbeiter des englischen Originals nicht nur dafür, daß er diese Bearbeitung unternommen, sondern auch für die Art, wie er der gewählten Aufgabe genügt hat, die verdiente Anerkennung zu zollen. Ref. kann sich auch hier auf das Urtheil des Hrn. Prof. Wagner (Bd. I, S. 4) berufen:

Nur wer die eigenthümliche Schwierigkeit kennt und von der Leichtfertigkeit weiß, mit welcher sonst dergleichen Arbeiten unternommen und dem deutschen Publicum geboten werden, vermag den Werth einer solchen Übersetzung zu beurtheilen, wozu außer einer vollkommenen Kenntniß der Sprache jener Sinn gehört, welcher unter den mannichfaltigen Seiten, die das Leben eines der größten und gründlichsten Naturforscher des Jahrhunderts darbietet, auch die Zartheit und Lieblichkeit einer edeln Natur und eines tiefpoetischen Gemüthes treu und lebendig wiederzugeben wußte.

Zum Belege, daß sich der Bearbeiter seine Aufgabe nicht leicht gemacht hat, verweist Ref. nur in aller Kürze auf die Grundsätze und leitenden Gesichtspunkte, über die er sich in seiner eigenen Vorrede ausspricht. Das englische Original („Memoirs of the life of Sir Humphry Davy etc., by his brother *John Davy*") ist zu London 1836 in zwei Bänden erschienen; und J. Davy, im Besitze aller nachgelassenen Papiere seines Bruders und mit der innern und äußern Geschichte desselben der Natur des Verhältnisses nach vertrauter, als ein Anderer sein konnte, hatte sich zur Abfassung dieser, schon 1832 vollendeten, in der Herausgabe durch äußere Umstände verzögerten Biographie vorzüglich durch die sehr bald nach seines Bruders Tode 1830 von Dr. Ayton herausgegebenen Lebensbeschreibung Davy's veranlaßt gefunden. Als der Ausdruck einer Polemik gegen dieses übrigens nicht werthlose Buch, welches aber nicht ganz frei ist von Ungenauigkeiten und Verunglimpfungen des persönlichen Charakters Davy's, finden sich nun im Original manche Partien, deren unmuthige Bitterkeit für den unbetheiligten Leser nicht erfreulich sein kann, und deshalb hat sie der deutsche Bearbeiter, ohne etwas zu übergehen, was zur Feststellung der Thatsachen dienen kann, größtentheils weggelassen. Besondere Mühe ist auf die zahlreichen Poesien Davy's auch in der Nachbildung der Form verwendet worden. Überhaupt trägt die ganze Arbeit das Gepräge einer vorzüglichen Sorgsamkeit und Liebe zum Gegenstande, deren glücklichen Erfolg die genauere Bekanntschaft mit dem Werke nicht wird vermissen lassen. Eine dankenswerthe Zugabe sind nicht nur die, wenn auch nicht sehr zahlreichen, aber zum Theil sehr interessanten Anmerkungen des Bearbeiters, sondern auch das der Zeitfolge nach geordnete Verzeichniß der größern und kleinern Schriften Davy's, sowie die in Form eines alphabetisch geordneten Registers beigefügte Übersicht des Inhalts, welche einzelne besonders interessante Partien leicht wiederfinden läßt.

Wenden wir uns nun zu Humphry Davy selbst. Er war geboren den 17. Dec. 1778 zu Penzance, einer damals ziemlich unbedeutenden Mittelstadt an der romantischen Mounts-Bai auf der äußersten südwestlichen Landspitze Englands in der Grafschaft Cornwallis. Sein Vater,

ein Holzschneider, der durch allerhand Speculationen im Bergbau mehr zusetzte als gewann, starb schon 1794 und hinterließ seiner Witwe nebst einem äußerst geringen Vermögen fünf Kinder, von denen vier noch ganz unerzogen waren. Davy war somit von seinem 16. Jahre an lediglich an sich selbst und seine eigene Kraft gewiesen. Er hatte bis dahin den gewöhnlichen Schulunterricht genossen, dessen pädagogische Unzweckmäßigkeit in diesem wie in so vielen andern Fällen wenigstens den negativen Nutzen hatte, den Zögling in seiner Selbstentwickelung nicht zu beschränken, und Davy selbst erklärte es später für ein Glück, daß er sich als Kind meist selbst überlassen war und in Mr. Coryton's Schule viel Muße übrig behielt. „Diese Umstände sind es vielleicht, denen ich die geringen Talente, die ich besitze, und deren eigenthümliche Ausbildung verdanke. Was ich bin, bin ich, das sage ich ohne Eitelkeit und ganz frei heraus, durch mich selbst geworden." (Bd. I, S. 20.) Ohne sich in der Schule, wo er keine Anregung fand, besonders hervorzuthun, hatte er doch bei seinen Gespielen Einfluß und Ansehen; er war der Secretair ihrer geheimen Herzensangelegenheiten, und die poetische Erregbarkeit, welcher sich der gereifte Mann später in dem Umgange mit der Natur so gern überließ und welche in der reizenden, durch die Nähe des Meeres und die mannichfaltigsten Gebirgsformationen großartigen Umgebung seiner Vaterstadt vielfältig genährt werden mußte, verräth sich frühzeitig durch seine Vorliebe für Märchen, Wunder und Spukgeschichten, denen er bei alten Leuten gern nachforschte, um, ein kindlicher Rhapsode, sie seinen Gespielen wiederzuerzählen. Die gefährliche Periode des angehenden Jünglingsalters, in welcher gerade die kräftigsten und reichsten Naturen sich so leicht verwüsten oder zersplittern, kündigte sich zwar auch bei Davy durch ein mehre Monate dauerndes, haltungslos herumschweifendes Vielerleithun und Nichtsthun an; allein der Tod seines Vaters und die dadurch doppelt nothwendig werdende Wahl eines Berufs rüttelten ihn aus seinem Schlummer auf, und von diesem Zeitpunkte an entwickeln sich sein Streben und sein Wissen mit einer wahrhaft staunenswürdigen Schnelligkeit. Wir finden ihn bald nach Ablauf seines 16. Jahres als Apothekerlehrling bei Mr. Bingham Borlase, zunächst mit der Absicht, sich für Pharmacie und Medicin auszubilden. Von der Breite jedoch, in welcher er seine Studien anlegte, geben sogleich seine frühesten Tagebücher Zeugniß (I, 32 fg.); es wechseln in ihnen Aufsätze über metaphysische, politische, theologische, psychologische und anthropologische Fragen mit Gedichten und Entwürfen zu größern poetischen Arbeiten; und wenn auch dahingestellt bleiben muß, ob die hier mitgetheilten Auszüge aus den frühern, wie aus den spätern Tagebüchern immer mit der wünschenswerthen Umsicht ausgehoben sind, so zeigen sie doch jedenfalls einen von dem Drange selbständiger Forschung nach allen Richtungen hin im Innersten aufgeregten Geist. Besonders charakteristisch ist dabei die Beweglichkeit, mit welcher Davy bereit ist, seine frühern Ansichten gegen andere, die ihm besser begründet schienen, wieder aufzugeben. „Diese Betrachtungen", heißt es am Schlusse einer Abhandlung zu Gunsten des Materialismus (I, 37), „wurden geschrieben, als ich sechzehn und ein halbes Jahr alt war; welche gänzliche Umwälzung seitdem in meinen Ansichten, jetzt, mit neunzehn und einem halben Jahre." Einzelnes in diesen frühesten Productionen ist sehr schön, so z. B. die Bruchstücke aus dem Versuche über die Freundschaft (I, 44); auch mag der Art Erwähnung geschehen, wie Davy die Hypothese, daß der Fötus schon im Mutterleibe psychische Eindrücke und Vorstellungen erlangen könne, zu begründen und auf Metaphysik und Psychologie anzuwenden suchte (I, 55). Überhaupt herrscht das philosophische Element in dieser Zeit bei ihm offenbar vor, und je ursprünglicher diese speculative Aufregung seines Denkens im Gegensatze zu der spätern Resignation auf die sogenannten „Metaphysics" ist, desto mehr wird man verlockt sich zu fragen, welche andere Richtung er vielleicht genommen haben würde, wenn er z. B. in Deutschland gelebt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Kur-Mainz in der Epoche von 1672. Von G. E. Guhrauer. Zwei Theile. Hamburg, F. Perthes. 1839. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.

Man ist so gewohnt, die Geschichte nach größern Zeiträumen, Epochen, Jahrhunderten, Menschenaltern, folgenreichen Begebenheiten aufzufassen, daß es einen ganz eigenen Eindruck macht, wenn etwas vorgeführt wird, welches sich auf den engen Raum eines Jahres beschränkt und wovon gar kein Erfolg wahrnehmbar geworden. Dennoch fodert die genaue Feststellung dieses Engsten oft ebenso viele Mühe der Untersuchung als diejenige des Weitesten, ja das letztere ist gemeinhin leichter zu erkennen durch seine offen vorliegende Beschaffenheit und die Menge der Zeugnisse, während für jenes der eigentliche Vorgang sich leicht verbirgt und aus wenigen, nicht immer leicht zu vereinigenden Zeugnissen erhellt werden soll. Verdienst aber um Geschichte erwirbt sich Jeder, der Großes oder Kleines, Weites oder Enges, Erfolgreiches oder Erfolgloses auf den wahren Bestand des Geschehens zurückführt.

Solchen Eindruck macht die vorliegende Schrift. Ihr Hauptgegenstand ist ein Aufsatz, der Ludwig XIV. über die Eroberung Ägyptens zugekommen sein solle. Im J. 1803, kurz vor dem Kriege zwischen England und Frankreich, ward in England ein Auszug derselben gedruckt und Leibnitz als Verf. genannt, auch behauptet, Bonaparte habe diesen Aufsatz unter den Staatspapieren zu Versailles gefunden und mit seinem Zuge nach Ägypten den darin angegebenen Plan ausgeführt. Gegen die Echtheit der Denkschrift erheben sich manche Zweifel, auch ob Bonaparte sie gekannt, wenn anders der Plan für Ägypten (nach Thiers) von ihm ausging, und nicht vom Directorium. Michaud in seiner „Geschichte der Kreuzzüge" bezieht sich darauf, inzwischen hat Niemand das Manuscript gesehen, und Talleyrand gab in seinen letzten Lebensjahren die Versicherung, daß zwischen ihm und Napoleon, weder vor noch nach der Expedition gegen Ägypten, Leibnitz' Name jemals ausgesprochen worden. In den pariser Archiven hat sich diese Schrift nie gefunden, die Franzosen haben sie erst mit der Eroberung von Hanover (1805) kennen gelernt.

Wie ist nun diese Schrift entstanden? Leibnitz war mit dem Baron von Boineburg, eine Zeit lang erstem Minister des Kurfürsten von Mainz, in naher Verbindung, ward nach Paris gesandt und kam später nach Hanover. Der Kurfürst galt nach Pufendorf's Bericht für einen Anhänger Frankreichs, unser Verf. rechtfertigt ihn aus archivalischen Quellen und Urkunden, er glaubte aber aus politischen Gründen ein freund-

schaftliches Verhältniß mit Frankreich nicht abbrechen zu dürfen. Pufendorf ist ungerecht. Vor dem Jahre 1672 rüstete Ludwig XIV. gegen Holland, man fürchtete Frankreichs Universalherrschaft. Leibnitz sah Deutschland bedroht und fand als Mittel, die Gefahr abzuwenden, nur Eins — Frankreich in eine außereuropäische Unternehmung zu verwickeln. So entstand sein Aufsatz.

Als 1671 der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Ludwig's XIV., Hugo von Lionne, starb, ermunterte Boineburg seinen jungen Freund, mit dem Vorschlage zur Eroberung Ägyptens hervorzutreten. Leibnitz' Entwürfe dafür von eigener Hand befinden sich in der königlichen Bibliothek von Hanover. Motive waren die Zerstörung des türkischen Reichs, Herrschaft auf dem Mittelmeere, Befreiung der Christenheit von den nordafrikanischen Piraten. Dem französischen Könige und seinem Minister mußte man sich als ergebene Anhänger Frankreichs zeigen. Leibnitz sagt: „Den Stein der Weisen ausgenommen, könne nichts Wichtigeres als die Eroberung Ägyptens gedacht werden." Boineburg und Leibnitz fanden am Ende gut, sich in eigener Person zu einer Conferenz mit einem Deputirten Ludwig's XIV. in Paris anzubieten, dadurch blieben die Denkschriften über jene Eroberung bloße Entwürfe und kamen in keinen Gebrauch. Die Reise verschob sich, bis Leibnitz 1672 auch in Privatangelegenheiten Boineburg's sie antrat und mit den nothwendigen Empfehlungsschreiben ausgerüstet wurde. Während derselben starb Boineburg plötzlich und Alles kam zu spät. Darum äußert sich Leibnitz in seinen Briefen über die Sache nur obenhin. Als einige Monate darauf der Kurfürst von Mainz selbst durch den französischen Gesandten jenen Vorschlag wiederholte, antwortete Ludwig XIV.: „er sage nichts über die Vorschläge eines heiligen Krieges, aber er wisse, daß sie aufgehört hätten Mode zu sein seit der Zeit Ludwig's des Heiligen".

Man hat wegen Verwerfung des Vorschlags bald den Erfinder, bald den König getadelt, auch wol die Eroberung Ägyptens durch Bonaparte als Maßstab der Beurtheilung angewandt. Thiers in seiner „Geschichte der französischen Revolution" glaubt Bonaparte zu ehren, wenn er ihn mit Leibnitz in Parallele stellt, Michaud in seiner „Geschichte der Kreuzzüge" hat Ludwig XIV. in Schutz genommen, so auch Mignet auf Veranlassung einer der französischen Akademie vom Verf. über diesen Gegenstand vorgelegten Denkschrift. Klagen genug hatte Frankreich über Behandlung französischer Unterthanen gegen die Türkei, auch ward Ludwig's Gesandter in Konstantinopel mit Ohrfeigen und Sesselschlägen bedient; aber derselbe Ludwig, welcher wegen einer Beleidigung seines Gesandten in Rom mit dem Papste brechen wollte und für seine Ehre kämpfen zu müssen glaubte, weil der Wagen des spanischen Gesandten in London dem des seinigen voranfahren sollte, hatte hierfür kein Gefühl und war eines großartigen Entschlusses nicht fähig. Auch hinderte ihn wol seine Politik gegen Östreich, verbunden mit einer Schonung der Türkei; Hollands Demüthigung war bewirkt, die Friedensboten nahten sich bittend seinem Lager. Hätte Ludwig XIV. 1672 den Türken Ägypten weggenommen, so würden die Geschichtschreiber heutigen Tages diese Unternehmung in vollkommenster Harmonie mit der Hülfe gegen die Türken, vor allem mit den Unterhandlungen zu Rom 1667 zu einer Ligue zum Umsturz des türkischen Reichs, und zuletzt mit den Reibungen zwischen Ludwig und der Pforte, bis ins Jahr 1672 hinein, gefunden haben. Alsdann wäre freilich kein Krieg gegen Holland, kein Reichskrieg gewesen, welcher Ludwig XIV. die Verwünschungen Europas zuzog. Alsdann würde man die hohe und scharfsinnige Politik des Kurfürsten von Mainz, den heroischen Muth Ludwig's und die neue Ära in der Geschichte der Christenheit in Folge der Eroberung von Ägypten gepriesen haben.

Noch einen zweiten Eindruck macht das sorgfältig gearbeitete und mit vielen Einzelnheiten reich ausgestattete Werk des Verf., nämlich, von der traurigen Lage einer kleinern Macht neben einer größern und der eigenen Art des Geschicks, die erfodert wird, sich vor Schaden zu hüten. Mit Gründen der Gerechtigkeit, weiß man, wird nichts gewonnen, also bleibt die Hauptsache, gute Freundschaft zu halten und in den Vortheil des gefährlichen Nachbars einzugehen, wo möglich ihm Gedanken ganz besonderer Größe einzuflößen, die nicht auf den Besitz von Städten und Provinzen, sondern auf die Bezwingung eines Welttheils gerichtet sind. Doch der Mächtige schüttelt sein Haupt und streckt seine Hand aus nach dem Nächsten. Wenn mehr als ein Jahrhundert später die Sieger Italiens nach Ägypten und Palästina ziehen, so durften jüngere Leibnitz und Boineburg sich freuen über abgewendete Gefahr ihrer Fürsten und Gönner; allein das Mittel verfehlt seine Wirkung, die Sieger kommen zurück von Demjenigen, was zu groß für sie gewesen, und begnügen sich mit dem Kleinern — die Kleinern sind verloren trotz ihrer Freundschaftsgesinnungen und zärtlicher Anhänglichkeit für große Gedanken. 23.

---

## Notiz.

### Volksglauben in der Normandie.

Miß Costello's schätzenswerthes Werk: „A summer amongst the bocages and the vines", enthält zahlreiche Andeutungen über den in der Normandie unter dem Volke herrschenden Aberglauben, welcher bei allen Lächerlichkeiten eines gewissen poetischen Reizes nicht entbehrt, bei aller Gemeinschaftlichkeit mit dem anderwärts herrschenden Volksglauben sich in eigenthümlichen Sitten und Erzählungen ausgeprägt hat. „Man glaubt, daß, wenn ein Todesfall in einem Hause vorkommt, die einzige Weise, die Bienen am Leben zu erhalten, darin bestehe, daß man einen schwarzen Lappen über ihren Behälter hängt, sonst sterben sie in neun Tagen. In der Christnacht, wähnt man, haben Thiere die Kraft, miteinander zu reden. Noch herrscht in der Nachbarschaft von Bayeux in den zwölf Nächten folgender Brauch: ein Kind wird unter den Tisch gesteckt, auf welchem der Kuchen geschnitten wird; dieses fragen die Gäste: „Wessen Stück ist dies?" — es nennt in seinen Antworten nach und nach die ganze Gesellschaft und vergißt auch das Stück nicht, welches Gott gehört und für den ersten erscheinenden Armen aufgehoben wird. Ist Jemand von der Familie abwesend, so wird sein Stück mit Sorgfalt aufbewahrt; bleibt er wohl, so erhält sich der Kuchen frisch; wird er krank, so fängt er an zu schimmeln; stirbt er, so verdirbt der Kuchen. Nicht viele Jahre ehedem war es unter der Bourgeoisie noch Sitte, unter dem Klange der Violine von Haus zu Haus bei ihren Freunden umherzugehen, „la part à Dieu" zu verlangen und Verse abzusingen, die für diese Gelegenheit gedichtet waren." Zu Bayeux geht des Mitternachts in der Straße St.-Quentin „la dame d'Apugny" um, ein weibliches Seitenstück zum englischen Robin Goodfellow: Jeden zufällig Vorbeigehenden ladet sie freundlich ein, einen Spaziergang mit ihr zu machen: willigt er ein, so reicht sie ihm die Hand, tanzt wenige Minuten lang anständig an seiner Seite her und verschwindet dann unter höflicher Verbeugung; schlägt er es ab, so ahndet sie seinen Mangel an Galanterie damit, daß sie ihn in den anstoßenden Graben taucht, welcher, um die Strafe noch härter zu machen, vordem tief und reichlich mit Dornen und Sträuchen umkränzt war. Die Fee von Argouges beschützte einen mächtigen Baron und willigte sogar ein, seine Braut zu werden, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß das Wort „Tod" nie in ihrer Gegenwart ausgesprochen werde. Bayeux ist reich an Überlieferungen, es hatte, wie Miß Costello erzählt, noch 1827 seine Schatzgräber; man glaubt dort noch an das Letiche, die übernatürliche Erscheinung der Seele eines ungetauften Kindes, und beschwört den Währwolf noch, um die widerspenstigen kleinen Kinder der Normandie zu schrecken. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 262. —— 18. September 1840.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's herausgegeben von seinem Bruder John Davy. Deutsch bearbeitet von Karl Neubert. Eingeleitet von Rudolf Wagner. Vier Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 261.)

Vom Ende des J. 1797 an begann jedoch die Mannichfaltigkeit dieser Studien, die eine Zeit lang neben der Beschäftigung mit der Mathematik hergingen, vor der Chemie entschieden zurückzutreten. Lavoisier's „Cours de chemie" und Nicholson's „Dictionary of chemistry" waren die einzigen Bücher, die ihm anfangs zu Gebote standen; aber das Merkwürdige ist, daß er fast zu derselben Zeit, wo er dieses Gebiet zu betreten anfing, es auch schon durch Entdeckungen erweiterte. Eine Zeit, wo er bloßer Lehrling war, scheint er fast gar nicht gehabt zu haben; selbständige Versuche gingen von Anfang an Hand in Hand mit der Lecture; und mit einem aus Phiolen, Weingläsern, Theetassen, Tabackspfeifen und thönernen Tiegeln bestehenden Apparate, der in einem Schlafzimmer aufgestellt war und zu dessen Benutzung er sich das Feuer erst aus der Küche heraufholen mußte, brachte er es in Zeit von vier Monaten soweit, daß er sich mit Dr. Beddoes über die Lehre von Wärme und Licht in Briefwechsel setzen konnte. So sehr sich auch günstige Umstände vereinigten, um diese und seine spätern schnellen Fortschritte zu fördern, — die vielseitigen Vorstudien, die er schon gemacht hatte, die Möglichkeit, einige Privatbibliotheken zu benutzen, die Bekanntschaft mit Gregory Watt, dem Sohne des berühmten Verbesserers der Dampfmaschinen, und Davies Gilbert, nachmaligem Nachfolger Davy's auf dem Präsidentenstuhle der Royal society, der Reichthum der Gegend um Penzance an Mineralien und Vegetabilien, die zur Untersuchung einluden, der Bergbau von Cornwallis, der ihn auf die Resultate geheimnißvoller Naturprocesse in lebendiger Anschauung hinwies, endlich und vorzüglich die allgemeine Umwälzung, welche die Chemie kaum ein Jahrzehnd vorher durch die französische Schule erfahren hatte und auf welche nothwendig eine Periode der Gährung folgte, die dem Geiste der Untersuchung die reichste Nahrung zuführte, — trotz aller dieser sehr günstigen Verhältnisse bleibt von den raschen und glänzenden Erfolgen, die Davy im Laufe weniger Jahre erreichte, immer noch ein großer und gerade der wichtigste Theil übrig, für den man nur in seinem Eifer, seiner Thätigkeit, seinem Scharfsinn, seiner Begeisterung für die Wissenschaft den erklärenden Grund wird finden können. Die mit Dr. Beddoes, einem Manne, der nach Davy's Urtheile Talente besaß, die ihn auf den höchsten Rang als Naturforscher erhoben haben würden, wenn er sie mit Besonnenheit und Umsicht angewendet hätte, angeknüpfte Bekanntschaft verschaffte ihm sehr bald (Ende 1798) die Stelle eines Oberaufsehers in der Pneumatic institution zu Clifton bei Bristol, einem Institute, welches hauptsächlich zu dem Zwecke gestiftet und von der Liberalität uneigennütziger Freunde der Wissenschaft unterhalten wurde, um Versuche über die Heilkräfte der verschiedenen Gasarten zu machen.

Wäre — sagt John Davy (I, 87) — dieses Amt ausdrücklich für ihn gestiftet worden, es hätte nicht förderlicher für seine Anlagen, nicht geeigneter sein können, alle Kräfte seines Geistes zu wecken und zu entwickeln; und die übrigen Verhältnisse waren im Allgemeinen nicht weniger günstig. Die gesellschaftlichen Verbindungen, Dr. Beddoes' Familie, selbst die äußern Umgebungen, in welchen er sich befand, alles trug dazu bei auf das günstigste auf ihn einzuwirken.

Unter die erstern gehört namentlich sein freundschaftlicher Umgang mit den Dichtern Southey und Coleridge; und wie hoch Davy das Verhältniß zu der Familie des Dr. Beddoes, vorzüglich zu dessen liebenswürdiger Gattin anschlug, beweisen nicht nur die Schilderungen des Verf., sondern auch die beiden Gedichte, die Davy an die Gattin und die kleine Tochter Beddoes' noch 1806 richtete (I, 90), und die wegen der sittlichen Zartheit, Innigkeit und edeln Einfalt der Empfindung leicht zu dem Besten gehören dürften, was diese Denkwürdigkeiten in poetischer Hinsicht darbieten. Kurze Zeit nach seiner Ankunft in Clifton führte Dr. Beddoes die Erstlinge seiner Untersuchungen, die Abhandlungen über Wärme und Licht nebst einer neuen Theorie des Athmens, und über die Erzeugung des Sauerstoffgases und die Ursachen der Farben organischer Wesen in die literarische Welt ein; die Forschungen über das Vorkommen des Kiesels in der Epidermis gewisser Pflanzen, auf die er durch die Wahrnehmung eines Knaben geführt wurde, die noch wichtigern über das oxydirte Stickgas und das Einathmen desselben, durch die er die Grundlage seines Ruhmes legte, und andere mehr fallen in dieselben Jahre 1799 und 1800; und noch ehe er zu Anfang 1801 seine Stelle zu Clifton mit der eines

Lehrers der Chemie an der (durch Graf Rumford und andere hochgestellte Freunde der Naturwissenschaften kurz vorher in London gestifteten) Royal institution unter den ehrenvollsten Bedingungen vertauschte, hatte die glückliche Entdeckung Volta's in ihrem ganzen Einflusse auf die Chemie, deren Verfolgung er wenige Jahre darauf seine glänzendsten Entdeckungen verdankte, seine Aufmerksamkeit in vollem Maße auf sich gezogen und die Richtung seiner Arbeiten zum Theil mit bestimmt. Die zwei Jahre, welche Davy zu Clifton verlebte, sind für seine wissenschaftliche Entwickelung jedenfalls die wichtigsten. Hier entschied er sich an dem Scheidewege zwischen Speculation und Induction; und wie sehr auch die erstere in einer ganz individuellen Verschwisterung mit einer dichterischen Naturanschauung ihn gleichsam verstohlen fortbegleitet, um gegen das Ende seines Lebens sich wieder geltend zu machen, so beweisen doch viele Stellen seiner Tagebücher aus dieser Zeit, daß er für die eigentliche Naturforschung Alles, was bloße Begriffstheorie sei, entschieden von sich zu weisen, den Entschluß gefaßt hatte.

Mit Speculationen und Theorien — sagt er — begann ich das Studium der Chemie, reiferes Nachdenken überzeugte mich, daß ich auf falschem Wege sei, zeigte mir die Gefahr falscher Verallgemeinerungen und die Schwierigkeit, irgend eine haltbare Grundlage bei solchem Verfahren zu gewinnen. Wenn ich die Menge von Hypothesen bedenke, die man auch nur zur oberflächlichen Begründung von einer oder zwei Thatsachen aufstellen kann, so werde ich überzeugt, daß es die Aufgabe des echten Naturforschers sei, sie alle miteinander zu vermeiden. Es ist mühsamer, Thatsachen zu sammeln, als über sie zu vernünfteln; aber Ein gutes Experiment ist mehr werth als der Scharfsinn eines Kopfes wie Newton (I, 116 — 118).

Stärker kann man sich in dieser Beziehung schwerlich ausdrücken! Aber in demselben Maße wächst allerdings auch die Weite seines Blickes über das Feld der Empirie; der Prospectus von Experimenten von 1799 (I, 132) ist im großartigsten Style entworfen; seine Versuche werden umsichtiger, sinnreicher, genauer, kühner; und in dem Gefühle seines Wollens und Könnens, getragen von den freundlichsten Verhältnissen, in der Mitte ausreichender wissenschaftlicher Hülfsmittel, jetzt schon ermuntert von der dankbaren Anerkennung anderer Naturforscher, und begeistert für die Größe Dessen, was die Naturforschung zu leisten habe, spricht er in den Selbstgesprächen, die sein Tagebuch enthält, die Ahnung seiner Leistungen mit der ganzen Lebendigkeit einer energischen, intellectuell und moralisch in sich festbegründeten Natur aus. Daß diese Ahnung durch seine Berufung an die Royal institution sehr bald erfüllt wurde, ist schon bemerkt worden; und von seinem ersten Auftreten in London bis zu der Zeit, wo körperliche Leiden seine fruchtbringende Thätigkeit zu unterbrechen anfingen, bietet sein Leben das schöne Schauspiel eines immer wachsenden Erfolges dar, den die reinste Liebe zur Wissenschaft und zu der Menschheit in Verbindung mit dem ausgezeichnetesten Talente und der unermüdlichsten Thätigkeit nur immer haben kann. Er kam an die Royal institution zuerst als zweiter Docent der Chemie und als Dirigent des Laboratiums, aber schon am 31. Mai 1802 wurde ihm nach Dr. Garnett's Rücktritt die Professur der Chemie förmlich übertragen. Seine Functionen an derselben bestanden in der Verpflichtung, eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Vorlesungen zu halten; dagegen bot ihm die Anstalt zu seinen Untersuchungen die trefflichsten, später von der Gesellschaft durch freiwillige Subscription auf das großartigste vermehrten Hülfsmittel dar, indem sie ihm die bekannte Volta'sche Batterie von 2000 Plattenpaaren, die zusammen 128,000 Quadratzoll Oberfläche enthielten, aufstellen ließ. Den rauschenden Beifall, die „enthusiastische Bewunderung", die seine Vorlesungen erregten, schildert ein gleichzeitiger Bericht im „Philosophical magazine":

Männer vom ersten Rang und Talent, Männer der schönen und strengen Wissenschaften, Praktiker und Theoretiker, Blaustrümpfe und Modedamen, Alt und Jung, Alles drängte sich in den vollgepfropften Hörsaal. Aus allen Theilen der Stadt regnete es Complimente, Einladungen, Geschenke in Masse, man riß sich um seine Gesellschaft, jeder war stolz auf seine Bekanntschaft (I, 202.).

Obgleich an diesem Erfolge Davy's einnehmende Persönlichkeit, welche die londoner Damen gleich anfangs veranlaßte ihre Kennerschaft durch das Urtheil zu bewähren: diese Augen seien noch zu etwas Anderm gemacht als in den Schmelztiegel zu gucken, — und der Umstand, daß der Besuch der Vorlesungen in der Royal institution damals zum guten Theile Modesache war (I, 226), auch Einiges beigetragen haben mag, so blieben doch diese Vorlesungen bei dem wachsenden Ruhme Davy's, bei seiner Geschicklichkeit im Experimentiren, bei der Klarheit und Bestimmtheit seiner Darstellung, und bei der gewissenhaften Sorgfalt, mit welcher er sich nicht nur auf den Inhalt, sondern auch auf die Form Dessen, was er sagen wollte, vorbereitete (I, 365), unausgesetzt einer der stärksten Anziehungspunkte für alle Freunde der Naturforschung; und zwei Mal, 1810 und 1811, wurde er sogar von der Dublin society eingeladen, in Dublin Gastvorlesungen zu halten, die ihm das erstemal mit 400, das zweitemal mit 750 Pfund Sterling honorirt wurden. Seit seiner Verheirathung mit Mrs. Appreece 1812, durch welche er in den Gebrauch eines bedeutenden Vermögens kam, gab er die Vorlesungen auf, um desto ungestörter der Erweiterung der Wissenschaft sich hingeben zu können; zu derselben Zeit wurde er zum Ritter (knight) ernannt; die darauf folgenden Jahre 1813 — 20 brachte er zum größten Theile im Auslande, namentlich in Italien zu, wo er bekanntlich auch Versuche, die herculanischen Manuscripte aufzurollen, und Untersuchungen über die Malerfarben der Alten anstellte. Seine erste Reise auf das Festland durch Frankreich nach Italien, für welche ihm sein wissenschaftlicher Ruhm Pässe von der Napoleonischen Regierung verschafft hatte, führte ihn mit den ausgezeichnetesten Chemikern und Naturforschern Frankreichs und Italiens zusammen; und 1820 erfuhr er die größte Auszeichnung, die einem Gelehrten in England zu Theil werden kann, indem er zum Präsidenten der Royal society erwählt wurde, welches Ehrenamt er nicht eher verlor, als bis er es, nicht wegen der mancherlei Abhaltungen

und Unannehmlichkeiten, die es für ihn herbeiführte (III, 190 fg.), sondern wegen seiner zunehmenden Kränklichkeit freiwillig niederlegte. Kurze Zeit aber, nachdem er durch diese und noch viele andere Ehrenbezeigungen auch äußerlich auf die Höhe einer vorzüglich hervorragenden Stellung in der Gesellschaft gehoben worden war, stellten sich 1823 auch schon die ersten Vorboten seiner spätern körperlichen Leiden ein, denen er in seinen letzten Lebensjahren durch den Aufenthalt in Italien und Steiermark vergeblich zu begegnen suchte und die am 29. Mai 1829 seinem Leben in der vollen Kraft des Mannesalters zu Genf ein frühzeitiges Ende machten.

Sollte sich nun an diesen flüchtigen Umriß des äußern Lebens die Auseinandersetzung seiner wissenschaftlichen Verdienste schließen, so würde darin eine Aufgabe liegen, deren Lösung, ohne specielle Berücksichtigung der Geschichte der neuern Chemie nicht möglich, an diesem Orte nicht einmal zweckmäßig sein würde. Diese Seite der Betrachtung bleibt billig dem Chemiker von Fach überlassen. Obwol Davy eine zahlreiche Reihe von Schriften veröffentlicht hat, so enthalten doch diese Denkwürdigkeiten über seine Methoden der Untersuchung viele sehr belehrende Fingerzeige, die mehr als einen Blick in die Werkstätte seines erfinderischen Geistes thun lassen; und wer es weiß, wie sehr bei Entdeckern ersten Ranges nicht blos Das belehrend ist, was sie selbst am Ende für baaren Gewinn ansehen, sondern welche Beachtung auch ihre Vermuthungen, ihre versuchsweise ausgebildeten Ansichten, die sie dann wieder fallen lassen, verdienen, für den bietet sich hier ein reicher Stoff der Anregung zum Nachdenken dar. Im Allgemeinen geht aus Vielem, was hier im Einzelnen mitgetheilt wird, hervor, daß Davy gerade seine wichtigsten Entdeckungen nicht einem glücklichen Ohngefähr, einem zufälligen Zusammentreffen von Umständen, die ihn auf die richtige Bahn leiteten, sondern dem absichtlichen Nachdenken, der vielseitigsten und beweglichsten Combination und einem vergleichenden Scharfsinne verdankt, welcher dem schon Bekannten die Präsumtion gewisser Wahrscheinlichkeiten abzugewinnen verstand, die dann der Leitfaden für den Versuch wurden, dem es überlassen blieb die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit zu erheben. Statt darauf im Einzelnen einzugehen, ist es hier von allgemeinerm Interesse, zu zeigen, wie in der Art und Weise, in welcher Davy die Naturwissenschaften behandelte, eine Gesinnung, ein Charakter sich ausprägt, der seine Persönlichkeit in einer individuellen sittlichen Bestimmtheit erscheinen läßt. In dieser Beziehung ist es vorzüglich dreierlei, was unwillkürlich an ihn fesselt: seine Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur, sein Eifer, die Wissenschaft gemeinnützig zu machen, und sein Bedürfniß, in dem Übersinnlichen eine religiöse Ergänzung des Sinnlichen zu suchen.

Wer sein letztes Werk, die durch die Übersetzung des Herrn v. Martius auf deutschen Boden verpflanzten „Tröstenden Betrachtungen eines Naturforschers" kennt, wird sich der schönen Stelle am Anfange der dritten Betrachtung erinnern, die auch hier (I, 174) angeführt wird.

Heute, zum ersten Male in meinem Leben, fühlte ich so recht deutlich meine Liebe zur Natur. Ich lag auf dem Gipfel eines Felsens, vor mir das Meer; der Wind ging hoch, Alles war in Bewegung; die Äste einer Eiche bogen sich und rauschten; goldene Wolken, unten mit einem tiefern Grau, flogen schnell über die westlichen Hügel; der ganze Himmel war in Bewegung; der Wind peitschte den gelben Strom da unten; Alles lebte und ich selbst gehörte in die Reihe Dessen, was ich schaute; es würde mir wehe gethan haben, wenn auch nur ein Blatt von einem der Bäume hätte abgerissen werden sollen.

Dieses Gefühl des Zusammengehörens mit der Natur, dieses Anschließen an sie, dieses liebevolle Eingehen auf ihre Erscheinungen begleitet Davy sein ganzes Leben hindurch und tritt gegen das Ende desselben immer stärker hervor. Viele seiner Gedichte sind geradezu nichts weiter als der Ausdruck der Beziehungen, in welchen er sich zur Natur fühlte; und wenn auch seine dichterischen Erzeugnisse allgemein durch eine sehr lebendige Einbildungskraft mitbedingt sind, die sich früherhin durch mancherlei Entwürfe*) kundgegeben hatte und seinem Freunde Coleridge das Urtheil aussprechen ließ: „Wäre Davy nicht der erste Chemiker seiner Zeit gewesen, so wäre er vielleicht der erste Dichter geworden", so sind doch Naturscenen und Naturereignisse der Gegenstand, auf den er in seinen Gedichten am liebsten und am häufigsten zurückkommt. Es scheint ihm Bedürfniß gewesen zu sein, auch abgesehen von seinen größern Reisen, durch kleine, häufig wiederholte Ausflüge nach Schottland oder in die schönen Gegenden seiner Heimat sich in beständigem Verkehr mit der lebenden Natur zu erhalten; und selbst seine echt nationale Passion für das Jagen und Angeln, die ihm das dazu gehörige Geräth auf Reisen zu einem ebenso unentbehrlichen Begleiter machte als einen portativen chemischen Apparat, wird dadurch in einer Weise veredelt, daß man Swift's beißende Definition, ein Angler sei eine Stange, an der vorn ein Wurm und hinten ein Narr hänge, auf ihn seiner „Salmonia" gegenüber anzuwenden billig Bedenken tragen wird. Aber niemals durchstreift er die Natur als Empfindler, sondern immer zugleich auch als Forscher; und die Reisetagebücher, aus denen hier zum Theil sehr weitläufige Auszüge gegeben werden, sind voll der verschiedenartigsten Beobachtungen über meteorologische, geologische und naturhistorische Thatsachen aller Art.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Zur polnischen Literatur.

Bei dem Mangel aller öffentlichen Bibliotheken im Königreiche Polen macht ein polnisches Blatt auf die bisher wenig beachtete Privatbibliothek in dem Schlosse zu Willanow bei Warschau aufmerksam. Sie ist das Eigenthum der Familie Potocki. Ihr Stifter ist Graf Stanislaw Potocki, der aber schon eine bedeutende Büchersammlung mit Willanow von seinem Schwiegervater, dem Fürsten Lubomirski erbte. Sie ent-

*) Vorzugsweise heben wir den Entwurf zu einer Epopöe „Moses", deren Gegenstand die Befreiung der Israeliten aus Ägypten sein sollte (I, 182 fg.), hervor. Der ganze Plan, sowie die Bruchstücke der Ausführung verrathen keine geringe dichterische Kraft und rechtfertigen wenigstens zum Theil Coleridge's Urtheil.

1

hält jetzt 18,000 Bände und 50,000 Autographa und Manuscripte. Für die polnische Literatur ist sie von besonderer Wichtigkeit. Es befinden sich in ihr sämmtliche polnische Chroniken, viele polnische Bibelübersetzungen in den ersten Ausgaben, viele Drucke von Haller in Krakau und seltene Werke aus den Zeiten der Sigismunde. Besonders zu erwähnen ist die fast vollständige Sammlung der Schriften, welche im Laufe des vorigen Jahrhunderts in Polen und über Polen erschienen sind. Unter den Autographen befinden sich sowol zahlreiche ältere Briefe polnischer Könige und ausgezeichneter Männer, wie auch die ausgedehnte Correspondenz des in der gelehrten Welt bekannten Grafen Stanislaw Potocki. Auch verdient das Tagebuch des Fürsten Stanislaw Lubomirski hervorgehoben zu werden, das vom J. 1762—73 reicht und für den Geschichtschreiber jener Zeit von Werth ist, da Lubomirski als Großmarschall der Krone eine der obersten Stellen im Staate bekleidete, also über viele Thatsachen genauen Bericht zu erstatten vermochte.

Es erscheinen in diesem Jahre 33 periodische Schriften in polnischer Sprache, davon 15 in Warschau, fünf in Lemberg, drei in Krakau, sechs im Posenschen, zwei in Wilna, eine in Petersburg und eine in Przemyśl in Galizien. Unter diesen dürften nach einigen politischen Zeitungen die Nachbildungen der Pfennig-Magazine die verbreitetsten sein. Mit ausnehmendem Geschick sorgt für die Bedürfnisse des lesenden polnischen Publicums der in Lissa im Posenschen erscheinende „Przyjaciel ludu" (Volksfreund). Er wird jetzt von dem Bibliothekar Łukaszewicz redigirt, der sich durch mehre treffliche kirchenhistorische Werke einen Ruf erworben hat. Das Blatt gewährt nicht blos gewöhnliche Unterhaltung, sondern es verdient auch wegen der darin enthaltenen gründlichen historischen und literargeschichtlichen Aufsätze für jeden Geschichtsforscher und Literaturfreund Polens Beachtung. Ansprechend ist auch der in Lemberg erscheinende „Lwowianin", der Beschreibungen von Gegenden Polens, Erzählungen aus Polens Vorzeit, mitunter auch Berichte über neuerschienene Werke enthält. Eine höhere wissenschaftliche Tendenz hat der „Tygodnik literacki" (Literarisches Wochenblatt), der seit drei Jahren unter der Redaction von A. Woykowski in Posen erscheint. Er gilt für eins der besten polnischen Blätter der Gegenwart, und die ersten polnischen Literaten, Czaykowski, Kraszewski, Prof. Maciejowski sind Mitarbeiter an demselben. Er enthält unter der stehenden Rubrik „Ausländische Literatur" Übersichten und Berichte über die vorzüglichsten literarischen Erzeugnisse des Auslandes, besonders solcher, die auf Polen Bezug haben; in einer zweiten Rubrik „Vaterländische Literatur" hat er viele ausgezeichnete Gedichte von den ersten lebenden polnischen Dichtern, Erzählungen, Auszüge aus interessanten Memoiren, Abhandlungen über Polens politische und literarische Zustände, ferner ausführliche Recensionen und kurze Anzeigen neuer polnischer Werke mitgetheilt. Diesem Blatte hatte sich in diesem Jahre das „Dziennik domowy" (Hausjournal) beigesellt, ein bloßes Unterhaltungsblatt und zugleich Modenzeitung. In Warschau erscheint seit kurzem eine neue Zeitschrift: „Przegląd warszawski", welches sich ebenfalls über die Literatur und Geschichte Polens verbreitet und Unterhaltung gewähren will. Sie verspricht nach den ersten Heften einen höhern Rang einzunehmen als die während der letzten Jahre erschienenen warschauer Zeitschriften, und ist eine um so erfreulichere Erscheinung, als dem warschauer Journalismus der neuern Zeit gerade die unterste Stelle zugesprochen wurde. Das in Petersburg erscheinende polnische Blatt ist der „Tygodnik petersburski", in dem häufig gute und zuverlässige Nachrichten über die neueste polnische Literatur zu finden sind. Einige Journale suchen die Landwirthe mit den neuesten Erfindungen u. s. w. bekannt zu machen, mehre sind religiösen Inhalts.

Für das Jahr 1840 ist uns nur ein polnisches Taschenbuch zu Gesicht gekommen, nämlich der „Pierwiosnek" (Primula veris), herausgegeben von Pauline K(orwel), die nur Beiträge von Damen angenommen hat. Die Herausgeberin wachte über dem Vorrechte der Frauen, zu diesem Taschenbuche beizusteuern zu dürfen, mit solcher Strenge, daß sie in einem Nachworte sagt, sie habe in Erfahrung gebracht, daß zwei von den Gedichten von Männerhand herrühren, der Betrug sei aber erst nach dem Abdrucke entdeckt worden, und sie erkläre hiermit, daß diese Gedichte in dem Taschenbuche keinen Platz verdienen. Das Ganze ist ein rechter Almanach, für ein kurzes Dasein bestimmt, unterhaltend, gemüthlich. Es sind Erzählungen, Skizzen aus dem Frauenleben, Poesien, theils Übersetzungen, theils Originale. Auszuzeichnen wäre eine, freilich auch nur leicht hingeworfene Erzählung der Herausgeberin: „Flis", in der die Liebeswehen eines armen Flößers geschildert werden, der zwischen einer Deutschen in Danzig und seinem Liebchen in der Heimat zu wählen hat und dessen Kampf dadurch zu Ende gebracht wird, daß ihn die Deutsche verläßt. Ein zweiter polnischer Almanach war in Petersburg angekündigt, er scheint aber noch nicht ans Licht getreten zu sein.

Nachdem in den polnischen Zeitschriften Proben von Übersetzungen der Shakspeare'schen Trauerspiele oftmals und selbst von ausgezeichneten Dichtern zu finden gewesen sind, ist nun der Kanonikus und Professor an der Universität zu Kiew, Ignacy Holowinski (Pseudonymus Kefalinski) mit einer vollständigen Übersetzung der Shakspeare'schen Dramen hervorgetreten. Der erste Theil derselben, erschienen Wilna 1840, enthält „Hamlet", „Romeo und Julia" und „Sommernachtstraum". Die Übersetzung kann im Allgemeinen gelungen genannt werden, sie findet vielen Beifall und einen ziemlich bedeutenden Absatz, wie aus der zahlreichen Pränumerantenliste zu ersehen ist. Der eben erscheinende zweite Theil enthält den „Macbeth", „König Lear" und den „Sturm".

Der Prof. Maciejowski in Warschau, bekannt durch seine „Slawische Rechtsgeschichte", arbeitet jetzt an einer Geschichte der polnischen Literatur. Um seine Materialien zu diesem Werke zu vervollständigen, macht er diesen Sommer eine Reise durch Galizien und andere altpolnische Provinzen. Proben aus dieser Geschichte sind schon in mehren Zeitschriften zu finden gewesen. 7.

---

## Notiz.

### Archäologische Entdeckungen in Kleinasien.

Von dem Reisenden Charles Fellows, der im letzten Jahre die gelehrte Welt mit den Resultaten eines kurzen Ausflugs in Kleinasien überraschte und der zu Anfang dieses Jahres eine weitere Reise dahin antrat, um in Begleitung eines Ingenieurs und eines Zeichners seine Entdeckungen zu verfolgen, sind im Juli sehr freudige Nachrichten angelangt. Hauptsächlich im Thale des Xanthus hatte er fleißig nachgeforscht und die Ruinen von sechs Städten gefunden, deren Namen sich durch aufgefundene Denkmäler und Münzen authenticiren ließen. Sie fehlen bis jetzt in der Geographie, ebenso wie die Umgebungen der Städte auf unsern Karten. Mit Hülfe seiner Begleiter hat Hr. Fellows die geeigneten geographischen Beobachtungen und Aufnahmen gemacht. Seine Mappen, schreibt er, sind voll der interessantesten Zeichnungen, die er kaum noch Zeit hatte, gehörig zu classificiren, deren Gegenstände aber zur Erläuterung mythologischer und historischer Punkte wichtige Data liefern. Von seiner ersten Reise hatte Fellows mehre Inschriften in einer noch unbekannten Schrift und Sprache mitgebracht, deren Entzifferung in England wegen Mangelhaftigkeit der Data verschoben wurde. Fellows glaubt jetzt genug derselben gesammelt zu haben. Mehre Inschriften hat er in einer weichen Papiermasse en relief von den Ruinen abgedruckt, in dieser Art also die authentischsten Documente, die ein künftiger Dechiffreur verlangen kann. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 263. —— 19. September 1840.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's herausgegeben von seinem Bruder John Davy. Deutsch bearbeitet von Karl Neubert. Eingeleitet von Rudolf Wagner. Vier Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 262.)

Der zweite, noch mehr bezeichnende Zug in dem Charakter Davy's ist der Geist des Wohlwollens, des Gemeinsinns, der seinen Stolz darein setzte, die Ergebnisse der Wissenschaft zur Förderung des öffentlichen Wohles zu verwenden. Nicht als ob alle seine Anstrengungen auf diese Quelle allein zurückgeführt werden sollten; der bloße Durst nach Erkenntniß, die Verehrung der Wissenschaft an sich war von früh an der Sporn, der ihn trieb, sodaß er zu der Zeit, wo er sich mit der Zerlegung der Alkalien und alkalischen Erden mittels der Volta'schen Batterie beschäftigte und somit einer seiner größten Entdeckungen entgegenging, durch unausgesetztes Experimentiren seine Körperkraft bis zum Übermaße erschöpfte und in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel. Wie weit sein Eifer in dieser Hinsicht ging, belegen schon frühzeitig die von ihm in Clifton an sich selbst angestellten Versuche über die physiologischen und psychischen Wirkungen des eingeathmeten Stickgases, deren Ergebniß zugleich als prägnantes Beispiel, wie unsere Auffassung der uns umgebenden Erscheinungswelt durch ein System von Beziehungen bedingt ist, dessen Abänderung die ungeheuersten Unterschiede in unsern Empfindungen und Zuständen nach sich zieht, zu interessant ist, als daß wir nicht Einiges aus der entsprechenden Stelle ausheben sollten. Trotz der möglichen Gefahr nämlich, die mit dem Versuche, ein in seinen Wirkungen noch ziemlich unbekanntes Gas selbst zu prüfen, verbunden war, athmete es doch Davy ein, erst in kleinern Partien zu vier Quart, dann, als die Wirkungen keine Gefahr drohten, in einem Volumen von zwanzig Quart.

Es entstand sofort ein Rieseln von der Brust bis zu den Gliedmaßen. Ich bekam ein Gefühl merklicher Ausdehnung in jedem Gliede, das höchst angenehm war; meine Gesichtseindrücke wurden blendend und offenbar vergrößert, deutlich hörte ich jeden Schall im Zimmer und war mir meines Zustandes vollkommen bewußt. In dem Maße, als die angenehmen Empfindungen zunahmen, verlor ich allen Zusammenhang mit den äußern Dingen; ganze Reihen der lebhaftesten Gesichtserscheinungen schossen mir durch die Seele, begleitet von Worten, die ganz neue Wahrnehmungen in mir hervorbrachten. Ich befand mich in einer Welt neu verknüpfter und neu gestalteter Vorstellungen; ich schuf Theorien, ich bildete mir ein, daß ich Entdeckungen machte. Als ich von Dr. Kinglake, der den Schlauch von meinem Munde wegzog, aus diesem fast bis zum Delirium gesteigerten Taumel gerissen wurde, waren Zorn und Verachtung die ersten Gefühle, die bei dem Anblicke der Personen um mich her in mir aufstiegen. Voll Entzücken und in höchster Aufregung lief ich eine Minute im Zimmer umher, vollkommen unbekümmert um Das, was man zu mir sagte. Als ich wieder zu mir selbst gekommen war, empfand ich das Verlangen, die während des Experiments gemachten Beobachtungen mitzutheilen. Ich bemühte mich meine Vorstellungen wieder zu sammeln; sie waren schwach und verwirrt; eine Anzahl Worte boten sich jedoch dar und mit der innigsten Überzeugung, wie ein Seher, rief ich Dr. Kinglake zu: Nichts existirt als der Gedanke! Aus Empfindung, Vorstellung, Vergnügen und Schmerz besteht das Weltall! u. s. w. (I, 148 fg.)

Daß aber nicht blos dieser Durst nach Erkenntniß, sondern eben auch das Wohlwollen in seiner reinsten Gestalt ein mächtiges, klar gedachtes Motiv seiner Bestrebungen war, dafür möge unter vielen andern nur folgende Stelle (I, 181) aus seinen frühern Tagebüchern angeführt werden:

Sollten diese Künste, die tausenderlei Werkzeuge erfanden, um dem civilisirten Menschen Schmerz und Leiden zu bereiten, sollten sie nicht auch neue Mittel für sein Wohlbefinden entdecken? Soll die Frucht von dem Baume der Erkenntniß immerfort bitter schmecken? Soll sie niemals in den Strahlen der Sonne des Wohlwollens reifen? Wer kaltherzig genug ist, das zu glauben, der mag unthätig bleiben;

und zwanzig Jahre später trägt er kein Bedenken zu sagen:

Die Ergebnisse dieser Arbeiten werden, das bin ich überzeugt, auch der Sache der Wissenschaft dienen, indem sie darthun, daß selbst die scheinbar abstractesten Wahrheiten ihre Anwendung und Brauchbarkeit für die Bedürfnisse und den Verkehr des gemeinen Lebens finden können. (III, 3.)

Hier haben wir also den Ausdruck der Gesinnung, welche die ethische Beziehung der Wissenschaft auf das Leben vermittelt; eine Gesinnung, die man allerdings an vielen eminenten Forschern vergeblich sucht und deren eigenem Werthe kein scheeles Urtheil, kein supercilіöses Jammern über eine der Wissenschaft unwürdige Herrschaft der materiellen Interessen Eintrag thun kann. Zwar der sogenannte praktische Sinn, welcher der Wissenschaft die möglichstnützliche Anwendung abzugewinnen strebt, mag immerhin oft nur ein schlecht verkleideter Egoismus sein; bei Davy ist er etwas Höheres und Edleres, und die diesen praktischen Sinn veredelnde Gesinnung ist eine selbst

von dem Erfolge seiner Arbeiten ganz unabhängige Zierde seines Charakters. Daß es ihm tiefer Ernst war mit dieser Gesinnung, beweist nicht nur der Eifer, mit welchem er jede Gelegenheit, sie zu bethätigen, ergriff, sondern noch mehr die vollkommene Uneigennützigkeit, mit welcher er bei der Bekanntmachung seiner Erfindungen verfuhr. Bei der Erfindung der bekannten Sicherheitslampe, in Beziehung auf welche der Leser hier zu Anfang des dritten Bandes nebst einer auch dem Laien vollkommen verständlichen Beschreibung ihrer Einrichtung alle Actenstücke zusammengestellt findet, veröffentlichte Davy den ganzen Gang seiner Beobachtungen bis zu dem Punkte der entscheidenden Gewißheit sogleich und ohne alle Zurückhaltung und Geheimnißkrämerei in den „Philosophical transactions". Als ihm später Jemand sagte, es wäre wol gut gewesen, wenn er sich seine Erfindung durch ein Patent gesichert hätte und nun seine 5 — 10,000 Pfund jährlich als Einnahme davon zöge, antwortete er:

Nein, an so etwas habe ich nie gedacht; mein einziger Zweck war, der Menschheit zu dienen; ist mir das gelungen, so habe ich Belohnung genug an dem erhebenden Bewußtsein, daß ich so gehandelt habe. — Ich stritt mich — fährt die Erzählung (III, 73) fort — mit ihm darüber und meinte, daß dieser Gedanke für einen solchen Fall viel zu philosophisch und hoch sei. Er aber antwortete: Ich besitze genug für alle meine Zwecke und Angelegenheiten; größerer Reichthum könnte weder meinen Ruf noch mein Glück erhöhen. Ich könnte dann freilich mit Vieren fahren; was hilft es mir aber, wenn die Leute sagen: Sir Humphry fährt mit Vieren?

Ebenso, als er sich später damit beschäftigte, den Kupferbeschlag der Schiffe durch eine äußerst einfache und sinnreiche Anwendung des Elektrochemismus gegen die schädliche Einwirkung des Seewassers zu schützen, schreibt er unmittelbar, nachdem er die Überzeugung von dem Erfolge seiner Versuche gewonnen hatte, an seinen Bruder John (III, 254):

Nähme ich ein Patent auf meine Entdeckung, so könnte ich wol ein ungeheueres Glück machen, aber ich habe sie meinem Vaterlande zum Geschenk gemacht. Denn mein Vorsatz ist, in allen Dingen wenigstens, wo der Eigennutz ins Spiel kommen könnte, zu leben und zu sterben sans tache.

Solcher Gesinnung gegenüber thut es aber auch wohl, neben kleinlichen Versuchen, ihm den Ruhm seiner Entdeckungen zu schmälern, auch Beweise einer aufrichtigen und ehrenvollen Dankbarkeit zu begegnen. Zwar das Parlament und die Regierung, die dem Erfinder der verwüstenden Brandrakete einen Jahrgehalt von 1200 Pfund ausgesetzt hatte, votirte ihm für seine rettende Lampe weder Dank noch Belohnung; auch seine drei Jahre später erfolgte Erhebung zum Baronet scheint trotz der Andeutungen seines Bruders, der überhaupt hier fast mit zu großer Discretion verfährt, nicht als Ausdruck öffentlicher Dankbarkeit angesehen werden zu können; dagegen aber beeiferten sich Kaiser Alexander von Rußland, die Royal society, die Besitzer der Kohlenminen, ganze Gewerk- und Knappschaften ihm ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen; und die Art, wie ihm unter andern die Gewerkschaften von Newcastle-upon-Tyne am 11. Oct. 1817 ein silbernes Tafelservice von 2500 Pf. St. an Werth durch Lambton, den verstorbenen Grafen von Durham, überreichen ließen, hat etwas so Würdiges, daß Davy dafür wol den Mangel einer officiellen Belohnung verschmerzen konnte. Beiweitem nicht so wohl wurde es ihm jedoch in Beziehung auf seine Versuche, den Schiffsbeschlag vor Verderbniß zu bewahren. Obwol diese Entdeckung von Laplace für die größte erklärt wurde, die er gemacht habe, und ihr Princip auf eine Menge anderer Gegenstände mit Erfolg angewendet worden ist, so war sie doch für Davy durch die Art, wie man seine Vorschriften mangelhaft auszuführen für gut fand, um dann über den schlechten Erfolg klagen zu können, eine Quelle der tiefsten Kränkungen; er wurde dadurch, wie der deutsche Bearbeiter richtig bemerkt (III, 341), an der Stelle verwundet, wo er am verwundbarsten war, in dem Ehrgeize, der ihm am höchsten galt, nützliche Erfindungen gemacht zu haben, und die Wirkung, die das Benehmen der Regierung und des Landes auf seine Gemüthslage hatte, dürfte, obgleich der Biograph auch hier schweigt, auf die Zerstörung seiner Lebenskraft den nachtheiligsten Einfluß gehabt haben. Im September 1828 gab die Admiralität den Befehl, die Anwendung der von ihm vorgeschlagenen Protectors wieder aufzugeben; in neuerer Zeit hat, nachdem schon früher in England gewichtige Stimmen gegen das Verfahren der Regierung sich ausgesprochen hatten, Professor Schönbein zu Basel den Gegenstand in England wieder angeregt und die Acten darüber sind wol noch nicht dergestalt geschlossen, daß man Davy's Vorschläge, die, selbst wenn sie ihrem Zwecke nicht vollkommen entsprächen, seinem Scharfsinne dennoch die größte Ehre machen würden, schlechthin für einen Misgriff zu erklären genöthigt wäre.

Mit dieser sittlichen Freiheit von individuell beschränkten Interessen hängt nun auch ebenso die Bereitwilligkeit zusammen, mit welcher Davy die Resultate der Wissenschaft in allgemein faßlichen Darstellungen mitzutheilen sich beeiferte, als die liberale Denkungsart, mit welcher er fremdes Verdienst würdigte. In der ersten Beziehung sind nicht nur die Verdienste, welche er sich durch seine Agriculturchemie um die Verbesserung des Landbaues erworben hat, bekannt, sondern wir dürfen den Leser auch auf die Proben verweisen, welche hier im zweiten und dritten Bande aus den in der Royal institution über Chemie der Natur, Geologie, Agriculturchemie, Geschichte der Wissenschaft der Elektricität u. s. w. gehaltenen Vorlesungen mitgetheilt sind. Sie zeichnen sich durchgängig durch jene durchsichtige Klarheit und Bestimmtheit, durch jene wahre Popularität aus, die den mangelhaften Vorkenntnissen der Zuhörer den Ernst der Wissenschaft nicht aufopfert, sondern sie durch die vollständige Herrschaft über den Stoff in den Stand setzt, die Untersuchung selbst mitzumachen und in ihren Resultaten entstehen zu sehen; eine Art des Vortrags, welcher zwar nicht alle Gegenstände gleich zugänglich sind, für welche man aber, auch wo sie möglich ist, immer noch die deutschen Gelehrten bei den Ausländern in die Lehre schicken möchte; denn nur dadurch kann die Wissenschaft aufhören, der aus-

schließende Besitz einer abgesonderten Kaste zu sein, und zum wesentlichen Bestandtheile der Nationalbildung werden, die außerdem nur zu leicht aus den flüchtigen Erzeugnissen eines veränderlichen Geschmacks ihre Nahrung entlehnt. In der andern Beziehung sind diese Denkwürdigkeiten überaus reich an treffenden, von der Selbständigkeit eines gebildeten Urtheiles Zeugniß ablegenden Charakteristiken anderer berühmter Gelehrten. Wir erwähnen hier beispielsweise die Art, wie Davy Cavendish's und Dalton's Verdienste um die Chemie entwickelt (I, 324; II, 269), die Charakteristik Baco's von Verulam und Newton's (I, 335 fg.), und die an verschiedenen Orten vorkommenden längern oder kürzern Urtheile über Banks, Cuvier, Guyton de Morveau, Alexander v. Humboldt, Gay Lussac, Scheele, Oersted, Berzelius, Priestley, Vauquelin, Volta und viele Andere. Davy's Ruhm verschaffte ihm Gelegenheit, auf seinen Reisen mit den meisten dieser Männer in persönliche Berührung zu kommen, und die Art, wie er sich über sie ausspricht, verräth neben der achtungsvollen Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Leistungen zugleich ein würdevolles Selbstgefühl und eine scharfe Auffassung ihrer persönlichen Eigenthümlichkeiten. Als Probe diene Das, was sich Bd. II, S. 309, über Laplace findet:

Laplace, als Minister Napoleon's, war in seinem Benehmen förmlicher und vornehmer (als Berthollet) und trat mehr mit dem Air von Protection als mit Höflichkeit auf. Er sprach wie Jemand, der nicht nur seine Macht fühlt, sondern auch wünscht, daß Andere derselben eingedenk seien. Ich habe von guter Hand vernommen, daß er sehr stolz auf seine Orden war und daß er den Stern der Reunion auf seinem Schlafrocke getragen habe. So war er 1813. Als ich ihn 1820 wiedersah, war sein Gebieter gestürzt. Sein Benehmen war jetzt ganz verändert; er war sanft und verbindlich geworden; der Ton seiner Stimme war milder, er grüßte artiger. Ich denke noch des Tages, wo ich ihn das erste Mal sah; es war, glaube ich, im November 1813. Ich sprach mit ihm über die Theorie der chemischen Atome und gab meine Ansicht zu erkennen, daß sich die Chemie endlich würde ebenso auf mathematische Gesetze gründen lassen, wie man sie so tiefsinnig und glücklich für die mechanischen Eigenschaften der Materie aufgefunden habe. Er behandelte diese Idee in einem Tone, der an Verachtung grenzte, als fürchte er, daß irgend welche Ergebnisse in der Chemie, auch nur in ihren zukünftigen Möglichkeiten, mit seinen Arbeiten verglichen werden könnten. Als ich aber 1820 bei ihm speiste, behandelte er denselben Gegenstand mit Scharfsinn und gutem Willen und ließ Dalton's Verdiensten alle Gerechtigkeit widerfahren. Gewiß, unsere beiderseitige Position hatte sich verändert. Er stand jetzt unter der altfranzösischen Aristokratie und war nicht mehr der geistige Koryphäe der neuen; ich, einst ein junger demüthiger Aspirant zu einiger Berühmtheit als Chemiker, stand jetzt im Begriff, auf den Ruf meiner Collegen einen Sitz einzunehmen, den Newton in seinen letzten Tagen geziert hatte.

(Der Beschluß folgt.)

---

Sittenbuch der englischen Gesellschaft aus den Papieren Gunter's, von P. Q. O., Aufwärter bei Almack's. Stuttgart, Hallberger. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. dieses Buchs ist ein braver Deutscher; er heißt Grund, hat sich lange in England aufgehalten und ist jetzt Bürger in Nordamerika; sein Werk über Amerika, in englischer Sprache geschrieben, hat allgemeine Anerkennung gefunden. Die Lebensgeschichte des Verfassers, die außerhalb der Grenzen des in Rede stehenden Buchs liegt, ist gewiß in mancher Rücksicht interessanter als dies „Sittenbuch" selbst. Gegen die Professoren, insonderheit die deutschen, hat der Verf. eine tiefe Malice; vielleicht denkt Hr. Grund nie an Professoren, ohne an Hrn. v. Raumer sich zu erinnern, und dem ist er nun einmal nicht gewogen. Auch gegen Pückler und sein Buch über England bildet er eine scharfe Opposition, vornehmlich bestreitet er Pückler's Ansichten über die englische Noblesse. So viel ist auch gewiß, daß unser vorbezeichnetes Buch wenigstens vielseitiger ist als Raumer's und Pückler's Werk. Indeß die Darstellung ist breit, oft unbeholfen, nicht systematisch, ohne Perspective, und jetzt, wo man auf die Darstellung so viel gibt, ist dies dem Buche doppelt hinderlich. Diejenigen, welche sich für die englische Gesellschaft interessiren, lernen dieselbe hier gründlich kennen. Es ist wirklich auffallend, daß das englische Wesen, der englische Ton und die englische Mode in Deutschland immer mehr Terrain gewinnen. Man hat sich lange darüber beklagt, daß wir Deutschen unter dem Einflusse französischer Formen und französischer Etikette ständen, und nun fängt man an, die englische sich anzueignen! Wenn in jedem geselligen Zusammenleben eine Etikette sich bildet, wenn wir Deutschen unfähig sind, unsere eigene deutsche Etikette auszubilden, so halte ich die französische immer noch für besser als die englische. Denn die Franzosen stehen doch Allem, was menschlich ist, menschlich näher, während die Engländer in ihrer öden, todten Selbstgenügsamkeit ernst vor sich hingehen und für die höhere Blüte der Humanität unempfänglich sind.

Wir geben eine kurze Relation über den Inhalt des Buches. Im ersten Capitel spricht der Verf. über die Engländer in ihren häuslichen Verhältnissen, insonderheit von der Stellung der Weiber gegen die Männer. Da ist zuerst die Rede von der marriage in high life, das ist von der adligen Heirath; man versteht darunter die Verbindung eines edeln Lord oder des ältesten Sohnes eines solchen mit gleichviel welchem Frauenzimmer, wenn die Verbindung nur nach dem Gesetz des Staats und der Kirche geschlossen ist. Es ist wol nicht unwahr, daß der englische Adel sich dadurch so frisch erhält, daß er die Frauen wählt, wo er will. Hiernächst geht der Verf. auf die Ehen des Mittelstandes über, und wir erhalten eine Erklärung davon, was eigentlich ein gentleman sei. Im gewöhnlichen Leben erkennt man einen solchen daran, daß er weiße Handschuhe trägt und lange Fingernägel hat, um zu beweisen, daß er für seinen Unterhalt nicht arbeite. Außer diesen reichen gentlemen gibt es auch noch gentlemen in manners, und die literarische Welt erkennt auch einen gentleman at heart an. Dem gentleman entgegengesetzt ist der fellow, in mehren Abstufungen. Das Wort fellow mit Emphase bezeichnet schlechtweg einen gemeinen Kerl; a pretty fellow ist ein liebenswürdiger Bösewicht; a fine fellow ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften, aber ohne Rang in der Gesellschaft; a good fellow ist so viel wie un bon enfant; a fellow of the Royal society ist ein Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften. Nach diesem Abschweif kommt der Verf. wieder auf die Ehen zurück, und zwar auf die der arbeitenden Classe; man könnte diese Ehen marriages de tolérance nennen; kein Land legt der Ehe so wenig Hindernisse in den Weg wie England. Ein Hauptzug im Charakter der Engländer ist die Häuslichkeit, und der Verf. meint, daß nirgend, besonders unter den Landbewohnern, so viel eheliche Treue herrsche wie in England. In der höhern Gesellschaft Englands scheint in dieser Rücksicht der Grundsatz zu gelten: „Ce n'est pas pécher que de pécher en silence."
In diesem Abschnitt bekommt der Leser auch ein Stück der Lebensphilosophie des Verfassers; dieser sagt nämlich: „Ein weiser Mann darf gar nicht hoffen glücklich zu werden, am allerwenigsten in der Ehe; denn diese Hoffnung selbst drückt ein Begehren, ein Verlangen aus und ist der sicherste Beweis von Mangel an Befriedigung. Man mache nur so wenig Ansprüche

als möglich an die Weiber, gewinne eine männliche Herrschaft über sich selbst, und man müßte eine sehr bizarre Wahl getroffen haben, wenn man nicht jede Ehe, die von den drückendsten Nahrungssorgen frei bleibt, erträglich finden sollte."

Das zweite Capitel schildert den Engländer in der Gesellschaft. Dieses Capitel ist mit den Anmerkungen eines göttinger Professors durchflochten und sehr systematisch angelegt; es handelt von der Nothwendigkeit guter Manieren, von der Vorstellung, von Empfehlungsbriefen und vom Mittagessen. Der Artikel über die Speisen ist mit Gründlichkeit behandelt; man erfährt darin den Unterschied von beaf-steaks und pork-steaks, veal-, venison-, und turtle-steaks; auch über plum-pudding, über Schildkrötensuppe und Ragout werden Belehrungen gegeben. Hieran schließt sich ein langer Artikel über die Etikette bei Tisch; man erfährt die Grundsätze, nach denen tranchirt wird, entweder beaf, oder Enten oder Hühner, oder Schinken oder Gänse; man erfährt genau, was man mit dem Löffel und der Gabel zu essen habe. Dann kommt die Rede aufs Gesundheittrinken, daß nie ein Herr dem andern einschenken dürfe, sondern daß er ihm die Flasche zuschieben müsse. Vielleicht hielt der Verf. sich deshalb so lange beim Diner auf, weil ein altes Sprüchwort sagt: „The English can do nothing without a dinner."

Drittes Capitel. Englischer Zeitvertreib. Der Zeitvertreib heißt im Englischen killing of time (Zeittödtung), und man darf, um dies zu lernen, in die Gesellschaft Alles, nur kein Herz mit hineinbringen. Ein fashionabler Lord fragte einst einen andern: „Heart, what's that?" — da antwortete der andere: „„A thing that servant maids have, and with breaks for John, the footman."" Wenn man aber fragt, was ist der Gegenstand des Zeitvertreibs in der höhern englischen Gesellschaft, so ist es zuerst die Liebe, dann die Fashion oder Mode. Außerdem ist in diesem dritten Abschnitt die Rede von Concerten, Bällen, vom Theater und Theaterdichtern. Die letztern sind in England vielleicht ebenso schlecht daran wie in Deutschland. Gewöhnlich erhalten sie 20—40 Guineen für ein neues Stück, oder 10—15 Guineen und eine Guinee für jeden Abend, wo es wiederholt wird. Das verhältnißmäßig größte Honorar beziehen in England die Zeitungsschreiber. Der pariser Correspondent des „Morning herald" erhält jährlich 600 Pfund für seine Beiträge. Die Redactionen des „Edinburgh review", „Quarterly review", „Blackwood's magazine", geben 12 Guineen, gefeierte politische Schriftsteller erhalten jedes Honorar bis auf 50 Guineen per Bogen. In England haben die Modeschriftsteller allerdings Zutritt in der fashionablen Gesellschaft, rein-wissenschaftlich gebildete Männer finden dort selten solchen; eine Einladung zum Mittagessen bei einem Herzog oder Lord, der in Mode ist, ehrt einen Professor von Orford mehr als ein Orden, der ihm den Eintritt in die fashionable Gesellschaft noch nicht öffnet.

Das vierte Capitel schildert die Clubs und Spielhäuser so lebendig und anschaulich, wie wir sie aus den englischen Romanen kennen.

Das fünfte Capitel, die Engländer auf Reisen, beginnt mit einer sehr instructiven Übersicht. Unter 1000 Engländern, welche jährlich den Continent besuchen, sind 333 Offiziere auf halbem Sold, 100 zu Grunde gerichtete Spieler, 60 Kranke, 52 Handwerker und Krämer, welche ihre Landsleute zu bestehlen suchen, diese gehen gewöhnlich nach Frankreich und Italien; ferner 48 Griechen, d. h. Leute, welche vom Spiele leben, 50 dem Schulbarrest entflohene Bonvivants, 40 nicht mehr neue Mädchen, 26 Mädchen aus dem vermöglichen Mittelstande, die gern einen deutschen Baron, einen französischen Grafen oder einen italienischen Herzog heirathen möchten; 100 Bediente, Stalljungen, horse-jokeys und Erzieher, 100 Kammermädchen und Gouvernanten, 20 verabschiedete Maitressen, 20 geschiedene Weiber, 10 Personen aus altem Adel, die zu arm sind, um ein Haus zu machen, 10 wirklich vornehme Engländer, um sich auf dem Continent ebenso zu langweilen wie in ihrem Vaterlande, 30 junge Leute, um ungenirt zu leben —, und ein Einziger unter dem Tausend, um seinen Geist und sein Herz auszubilden. Sehr wahr ist, was der Verf. sagt, daß die Deutschen sich doch nur ja nicht einbilden möchten, daß die Engländer irgend ein tieferes Interesse an Deutschland hätten. „Die Engländer", sagt er, „werden in keinem Lande anders, sie nehmen von den Eigenthümlichkeiten der Länder nichts an, sie bleiben selbst in der Hölle sich gleich."

Das sechste Capitel spricht von Engländern, insonderheit auch von Engländerinnen, die sich in Bädern aufhalten; vielleicht ist Manches, was der Verf. von den Ränken dieser Damen, von ihren Planen und ihren succès sagt, übertrieben. Im Gefolge dieser soi-disant Heilbedürftigen erscheinen die englischen Geistlichen an großen Badeorten, Männer, die als Geschäftsleute, Speculanten, als bedeutende roués und als sanfte Homilienprediger gleich ausgezeichnet erscheinen.

(Der Beschluß folgt.)

---



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 264. — 20. September 1840.

**Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's herausgegeben von seinem Bruder John Davy. Deutsch bearbeitet von Karl Neubert. Eingeleitet von Rudolf Wagner. Vier Bände.**

(Beschluß aus Nr. 263.)

Endlich muß, um die flüchtige Skizze von dem Charakter Davy's von einer wesentlichen Seite nicht ganz unvollendet zu lassen, noch der tiefen, aber vollkommen prunklosen Religiosität gedacht werden, die ihn beseelte. Der Zusammenhang des Sittlichen und des Religiösen liegt bei ihm, wie aus vielen Stellen dieser Denkwürdigkeiten hervorgeht, ganz offen zu Tage, und zwar um so offener, da er Speculationen, die sich bei dem religiösen Glauben ohne eine sogenannte Erhebung desselben in das Gebiet des Wissens nicht beruhigen zu können meinen, schlechterdings unzugänglich war. Seine Frömmigkeit ist der schlichte und ehrliche Ausdruck eines von der Größe, Ordnung und Schönheit des Weltganzen und von der höhern Bestimmung des Menschen innigst durchdrungenen Gemüths, dem es ein inneres Bedürfniß ist, durch die Betrachtung der Natur auf ihren Urheber, durch das Bewußtsein der Aufgabe des irdischen Lebens auf die Hoffnung eines künftigen bessern sich hinleiten zu lassen. Charakteristisch ist dabei ein Vorfall aus seinem frühern Leben (II, 26.). Davy befand sich einmal mit einem englischen Edelmann aus der Schule Voltaire's in der Gesellschaft zweier Geistlichen. Der skeptische Freigeist dachte seinen Witz und seine Weisheit an den Mann zu bringen, schon im voraus seines Triumphs genießend, den er mit der mächtigen Beihülfe eines so berühmten Naturforschers über die christliche Religion und über die beiden geistlichen Herren erfechten wollte. Sobald die Damen das Zimmer verlassen hatten, ging er mit der Sprache gerade heraus und wurde ganz keck durch das tiefe Schweigen und die Aufmerksamkeit, mit welcher der Naturforscher ihm zuhörte. Endlich hielt er inne, voll triumphirender Erwartung; da fing Davy an das Christenthum in dem feinsten Tone der Beredtsamkeit und mit so warmer Frömmigkeit zu vertheidigen, daß der anwesende Bischof unwillkürlich aufstand, weil er gleich anfangs die Regungen empfand, welche eine ganze Gemeinde bei dem glänzenden Ergusse religiösen Eifers in einer Predigt Bourdaloue's oder Massillon's dazu bringt sich zu erheben.

In Folge dieses Ereignisses wurde Davy von dem Bischofe von Durham unter Eröffnung glänzender Aussichten aufgefodert, Theolog zu werden, weil er überzeugt sei, seine Beredtsamkeit werde der Sache der Religion die größten Dienste leisten; Davy lehnte aber diesen Antrag mit der Erklärung ab, er hoffe durch die Fortsetzung des Naturstudiums hinlängliche Gelegenheit zu finden, die Gefühle religiöser Verehrung und Demuth zu erwecken und den Sinn für die Natur mit dem Sinn für Sittlichkeit zu verknüpfen. Der Bruder Davy's erachtet es seinen Landsleuten gegenüber für nothwendig, die religiösen Ansichten desselben, namentlich seine Überzeugung, daß die Religion auf einem instinctartigen Gefühle beruhe und daß es einen Sinn für Religion gebe, wie man einen Sinn für Töne, Farben u. s. w. habe, gegen den Materialismus zu vertheidigen (III, 130 fg.); in Deutschland würde die Apologie vielleicht anders ausgefallen sein; wie man aber auch über jene Annahme eines besondern Sinnes für Religion denken möge, Davy ist wenigstens ein ausgezeichnetes Beispiel, daß echte Religiosität mit der Voraussetzung, daß die Natur ein in ihrer *eigenen* Gesetzmäßigkeit festbestimmtes Ganze ist, und mit dem Streben, diese Gesetze unabhängig von jeder andern Rücksicht zu ergründen, sehr wohl bestehen kann. Wie sehr freilich dabei die ganze Gemüthsrichtung des Individuums in Anschlag zu bringen ist, beweist von neuem das von dem deutschen Bearbeiter beigebrachte Gegenstück eines religiösen Glaubensbekenntnisses (III, 336), welches Broussais am Rande des Grabes aussprach, durch dessen Gegensatz zu Davy man lebhaft an ähnliche Unterschiede zwischen Lalande und Newton u. a. m. erinnert wird.

Es wäre nun noch übrig, von den Privatverhältnissen Davy's zu seiner Familie und seinen Freunden zu sprechen, zumal der Biograph darauf mehrmals zurückkommt, um den Tadel abzulehnen, den Dr. Paris gerade in dieser Hinsicht gegen Davy ausgesprochen hatte. Nach den Mittheilungen des Bruders zeigt Davy in seinen Briefen u. s. w. überall eine innige Anhänglichkeit an seine Mutter und Geschwister; und wenn er in spätern Jahren nicht allen Anmuthungen früherer Bekannten mit gleicher Bereitwilligkeit entgegenkam, so wird man billig sich erinnern, wie leicht Ansprüche dieser Art für Männer von Davy's Ruhm und Stellung unbequem und lästig werden können. Die meisten Privatbriefe, die sich hier finden, sind in der Absicht aufgenommen, um Davy's Charakter von Seiten seiner Verhältnisse zu seiner Familie

und seinen Freunden in das rechte Licht zu stellen; außerdem ist seine Correspondenz, ganz verschieden von der Art, wie man in Deutschland nach jedem flüchtigen Billet eines bedeutenden Mannes hascht, um es abdrucken zu lassen, nur sehr wenig benutzt. Von allgemeinerm Interesse sind nicht nur die Gedichte, sondern auch diejenigen Auszüge aus seinen Tagebüchern, die ihn nicht blos als Naturforscher, sondern als gebildeten Geist von vielseitiger Urtheilskraft darstellen. Diese Aphorismen erinnern oft an Baco, Montaigne, Lichtenberg;

sie stellen — sagt J. Davy darüber (III, 123) mit Recht — die Natur seines Geistes dar; wie die Zweige, Blätter, Blüten, Früchte lehren sie die besondere Beschaffenheit des Gewächses kennen, das sie hervortrieb. Sie entfalten die Selbständigkeit und den hohen Schwung des Geistes, den Reichthum und die Mannichfaltigkeit seiner Ansichten, seine glühende Einbildungskraft und das poetische Gewand, in welches er seine Ideen zu kleiden liebte; seine Stärke im Gebrauche der Analogien für Erörterungen und Erläuterungen; . . . sie zeigen die merkwürdige Verbindung eines solchen hohen Schwunges mit Zurückhaltung und Bescheidenheit, mit dem Mistrauen gegen die menschliche Vernunft, sie legen das Bekenntniß ab, wie sehr beschränkt und vergleichungsweise gering deren Kräfte seien; und überall verknüpft sich damit ein unbegrenzter Glaube an die Macht und Güte des höchsten Wesens.

Daß Davy in seinem frühern Lebensalter von philosophischen Bedürfnissen vielfach bewegt wurde, ist schon oben angedeutet worden; zugleich aber auch, daß er diese Richtung sehr bald mit Entschiedenheit verwarf. Philosoph in dem deutschen Sinne ist er nicht gewesen. Zwar die Grenzen des Wissens, an welche die inductive Methode der Naturwissenschaft sehr bald stößt, sind ihm vollkommen klar; auch das Bedürfniß über das dem Experimente, der Analogie und der Induction zugängliche Gebiet hinausgehen, geht in ihm nicht unter und wird gegen das Ende seines Lebens besonders lebendig; aber er erhebt sich über das Gegebene viel mehr auf den Flügeln der Einbildungskraft, in der Form geistreicher und zum Theil großartiger Anschauungen, als in der Form strenger Schlüsse und speculativer Gedankenreihen; und nicht selten verläßt ihn dann die Behutsamkeit, die ihn als Naturforscher wenigstens in den Jahren seiner Reife auszeichnet. Wir sind weit entfernt, ihm daraus einen Vorwurf zu machen; aber die Andeutung des deutschen Bearbeiters, der sich (I, XIV) versucht fühlt, ihn zum Johannes dieser oder jener neuern Schule zu machen, kann nur unter sehr großen Beschränkungen zugestanden werden. Am frappantesten sind Davy's frühere psychologische Ansichten (z. B. I, 169); aber gerade diese scheinen später eine große Umgestaltung erfahren zu haben, indem, während er früher immer auf die Nothwendigkeit hindeutet, das geistige Leben in seine Elemente zu zerlegen und von da aus die Genesis desselben zu erklären, er es später vorzog, namentlich die höhern geistigen Zustände und Thätigkeiten als Ausdruck angeborener Kräfte, Gefühle u. s. w. zu betrachten; ganz analog dem Beispiele so vieler andern Naturforscher, die vollkommen damit einverstanden sind, die Erscheinungen der äußern Natur als das Resultat sehr vieler concurrirender Bedingungen anzusehen, die man so weit immer möglich rückwärts ins Einzelne zu verfolgen habe, während sie bei der Auffassung des geistigen Geschehens sehr bald bei besonders hervorstechenden Allgemeingebegriffen stehen bleiben, denen sie besondere Kräfte und Wirkungsarten eines geistigen Princips unterschieben, welche sich dann nicht weiter rückwärts verfolgen lassen sollen.

Ref. würde sich freuen, wenn er durch diese Anzeige etwas dazu beigetragen hätte, die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf diese Denkwürdigkeiten, deren Reichthum hier nur flüchtig angedeutet werden konnte, zu lenken. Die Pfleger und Freunde der Naturwissenschaften werden sie ohnedies nicht unbeachtet lassen; dem Jünger derselben können sie ein ermuthigendes und erhebendes Beispiel eines Mannes darstellen, der durch eigene Kraft von einem kleinen Anfange zu dem größten Verdienste und Ruhme gelangt ist; aber auch Jedem, der an der Entwickelung der Wissenschaft im Allgemeinen Antheil nimmt, bieten sie so viel Anregendes, Belehrendes und Erfreuendes, daß man ihnen auch außer den Männern vom Fach viele Leser versprechen darf. Dieselbe Verbreitung, deren sich die „Tröstenden Betrachtungen", über deren Scenerie sich übrigens hier im vierten Bande viele specielle Aufschlüsse finden, in der Übersetzung des Herrn v. Martius erfreuen, verdienen auch diese Denkwürdigkeiten; ja, sie verdienen sie noch mehr, insofern jede kräftig und edel ausgebildete Individualität in ihrer Entwickelung und Wirkungsweise mit Recht einen besonders starken Anziehungspunkt für die Auffassung darbietet und diese Denkwürdigkeiten die Darstellung der Individualität Davy's zum ausdrücklichen Zwecke haben. Das der deutschen Bearbeitung beigegebene Portrait, ein gelungener Stahlstich, ist eine, obwol nur mittelbare Copie des von Sir Thomas Lawrence in den J. 1810 oder 1811, also in dem kräftigsten Lebensalter Davy's gemalten Originals, welches in dem Sitzungssaale der Royal society hängt.

Und so möge denn als Ausdruck der Empfindung, mit welcher Ref. diese Anzeige schließt, nur noch der Wunsch auch hier eine Stelle finden, welchen Hr. Prof. Wagner am Schlusse seines Vorworts ausspricht:

Sollten diese Blätter einem Bewohner des blühenden, durch Sinn und Achtung für Wissenschaft und Kunst hochberühmten Genfs in die Hände fallen, so habe ich eine Bitte. Als ich Davy's Grabmal besuchte, fand ich die Inschrift dem Verlöschen nahe; sie bedarf der Erneuerung, und irre ich nicht, so hat Lady Davy ein Legat zur Erhaltung gestiftet, aus dessen Überschüssen wissenschaftliche Preise ertheilt werden, wodurch Davy's Gedächtniß freilich lebendiger fortwirkt als durch Denkmale in Stein und Erz. Aber doch erregt es eine wehmüthige Empfindung, die Spuren der Verwitterung an diesem frischen Denkstein kaum verblühter menschlicher Größe wahrzunehmen. Oder war es die Gewalt der einsamen Umgebung und der großartigen Natur, welche diese Empfindung hervorrief? Als ich durch das sonntägliche Gewühl zu dem Grabe des englischen Naturforschers vor den Thoren Genfs ging und auf das prachtvolle Alpenthal und den blauen See hinblickte, da ward es mir klar, was Davy in jener wunderbaren Natur so mächtig angezogen und zu seinen sinnigen Betrachtungen erweckt hat. Ich meine, es wird auch dem Leser ein Mitgefühl bleiben für Das,

was den einsamen Angler an den Seen und Bächen der Alpenwelt in der sinnenden Seele bewegte. Wer sollte nicht eine Empfindung haben für Das, was im Innern schafft und lebt, wenn es stille geworden ist mitten in einer großartigen Umgebung. 94.

## Sittenbuch der englischen Gesellschaft aus den Papieren Gunter's, von P. Q. O., Aufwärter bei Almack's.

(Beschluß aus Nr. 263.)

Das siebente Capitel. Der Engländer als Staatsbürger. Natürlich kann dies Thema hier nur sehr leichthin behandelt sein. Der Verf. sagt, er habe die Politik von jeher als eine Kunst, nicht als eine Wissenschaft betrachtet, wobei es mehr als bei jeder andern auf natürlichen Geschmack ankomme, und in welcher kein Manierismus den Mangel an Genie auch nur auf einen einzigen Augenblick verbergen kann. Zuerst wird nun gesprochen von der großen Achtung für das Gesetz, die man in England findet. Darin bilden die Franzosen den wahren Gegensatz gegen die Briten; denn in Frankreich setzt man ein eigentliches Verdienst in die Übertretung der gesetzlichen Norm, weil die öffentliche Meinung das Gesetz für eine Grausamkeit erklärt, der man sich nur im schlimmsten Fall unterwerfen müsse, um größere Übel zu verhüten. Merkwürdig ist in England die so allgemein verbreitete Kenntniß der Gesetze; sogar über die Form und den Gerichtsgang werden, durch die Geschworenengerichte, selbst die niedersten Stände belehrt. Der Verf. geht dann auf das Leben der arbeitenden Classe über und schildert die Genügsamkeit und Selbstbeherrschung derselben. Kein Volk beneidet weniger den Reichthum und den Luxus seiner Großen, oder ist darauf vielmehr stolzer als die Engländer; kein anderes Volk ist so sehr von der Wahrheit der nicht genug zu beherzigenden staatswirthschaftlichen Regel überzeugt, daß die gleichmäßige Vertheilung des Vermögens, obwol einem gewissen Grad von wahnsinnigem Republikanismus günstig, dennoch alle größern Unternehmungen unmöglich macht, und daß in einer vollkommnen, sowol moralischen als materiellen Gleichheit aller Stände das Gefühl des Comfort gänzlich verschwinden müßte. Hiermit hängt der Gedanke sehr nahe zusammen, daß die Stärke der Aristokratie nicht sowol im Adel selbst als im Volke liegt. Whigs und Tories waren, seit ihrer Entstehung unter Karl II., von jeher nur Parteien des Adels, die sich nur, wie einst die Ritter der rothen und der weißen Rose, um die Herrschaft stritten; von einer eigentlichen Volkspartei im Sinne der Nationen des Continents war und ist in England, selbst jetzt noch immer nicht, die Rede. Der Patriotismus der Engländer besteht nicht, wie sie selbst behaupten, in der Liebe zu ihrer Heimat, sondern in der Verachtung aller andern Länder und Völker. Dieser Patriotismus war das cheval de guerre der Pitt'schen Verwaltung, mittels dessen er die Nation zu den ungeheuersten Opfern vermochte, ohne daß sein Nachfolger Fox, trotz seines ungezähmten Liberalismus, im Stande gewesen wäre, ein anderes zu besteigen. Indeß man würde irren, wenn man glaubte, es gäbe in England gar keine Opposition gegen die bestehende Gewalt; im Gegentheil, diese ist in keinem Lande thätiger als dort; aber sie hat es blos mit den verschiedenen Interessen zu thun, nicht mit den Ständen, außer insofern diese durch die Interessen selbst vertreten werden. Die Engländer sind ein Kaufmannsvolk, oder wie Napoleon sie nannte, a nation of shop-keepers. Das Losungswort der Nation ist daher a cheap government, eine Foderung, von der die ganze Nation in allen Richtungen aufs Tiefste durchdrungen ist.

Was die Volkserziehung betrifft, so hat man dafür in neuester Zeit die Summe von 30,000 Pf. St. verordnet, eine Summe, die sehr unbedeutend ist im Verhältniß zu Dem, was deutsche Staaten zu diesem Zweck aufwenden. Lord Brougham, dieser Vorkämpfer des englischen Erziehungswesens, ist zu der Einsicht gelangt, daß es thöricht sei, der großen Masse der Bevölkerung Künste und Wissenschaften einzubläuen, die es um kein Haar breit weiter bringen. Es läßt sich viel streiten über die Sentenz, welche sagt:

Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod!

In demselben Capitel kommt der Verf. auch auf die Nationalbewaffnung, welche in England bekanntlich größtentheils vom Adel, oder doch von den demselben zunächst stehenden Familien ausgeht; eine Conscription gibt es in England nicht, die Offizierstellen in der Armee sind noch immer verkäuflich, und das Sonderbarste ist, daß fast alle gebildete Engländer darin übereinstimmen, daß dies die einzig mögliche Nationalbewaffnung ist, und daß im Wege der Conscription nur ein zusammengelaufenes Gesindel ohne physische und moralische Kraft dem Feinde und vielleicht der Hefe des Volks selbst gegenübergestellt werden könnte. Die gemeinen Soldaten werden daher meist in den Agriculturdistricten, in Schottland und Irland, geworben; die Manufacturdistricte würden, im Fall einer Conscription, nur elende, abgezehrte, verkümmerte Soldaten liefern, und die Zahl der Manufacturdistricte ist die größere. Nur wenn die Offiziere der Armee, behaupten die Engländer, derselben Classe der Gesellschaft entspringen, aus welcher die geborenen und die erwählten Gesetzgeber hervorgehen, kann man der unbedingten Übereinstimmung zwischen der legislativen und executiven Gewalt und des Fortbestandes des status quo versichert sein. Jede andere Nationalbewaffnung bedroht, als eine demokratische, den ganzen Staat, wie die einzelnen Classen der Gesellschaft. Als die unmittelbare Folge dieses Raisonnements erscheint das von Lord Wellington vertheidigte Prügelsystem; denn rohe Kräfte können nur durch physische Mittel zusammengehalten und beherrscht werden. Man mag von der Menschenwürde, von dem Gefühl der Ehre noch so viel sprechen, die Tagelöhner der Menschheit, meint der Verf., begreifen nur, was sie fühlen. Was von der Armee gesagt ist, läßt sich auch auf die Marine größtentheils anwenden, nur erfodert der Dienst der letztern etwas mehr Geschicklichkeit und längere Übung; indeß auch im Seedienst gilt der Grundsatz, daß nur die Söhne alter, reicher, um den Staat verdienter Familien Aussicht auf Beförderung haben. Wie sehr übrigens die Engländer auf der See zu Hause sind, das sagt Campbell in folgenden Versen:

Her march is o'er the mountain waves,
Her home is on the deep.

Das achte Capitel. Die Engländer und die englische Kirche. In England geht die Politik mit der Religion Hand in Hand. Wohl dem Lande, das wie England und Rom das geistliche und weltliche Oberhaupt in einer Person vereinigt und hierdurch die weltliche Macht mit der geistlichen und die geistliche mit der weltlichen unterstützen kann. Wohl ihm, wenn seine religiösen Formen mit seinen politischen übereinstimmen. Da gibt es keinen Streit, den man nicht jeden Augenblick entscheiden, keine politische und religiöse Wirren, denen man nicht von Seiten der executiven Gewalt ein Ziel setzen könnte. Der Adel geht dem Volke mit dem guten Beispiele der Achtung der Geistlichkeit voran. Nichts hat den Presbyterianern so sehr geschadet als die Äußerung Karl's II., der von ihrer Kirche sagte, daß sie nicht die eines Gentleman sei.

Das letzte und neunte Capitel gibt noch einiges Raisonnement über das Verhältniß der Engländer, Deutschen und Franzosen und geht von dem Gedanken Voltaire's aus, daß die Franzosen die Kinder Europas, die Engländer die Männer und die Deutschen die Greise sind. Den Schluß des Ganzen macht ein bescheidenes Wort des Verfassers, worin er vornehmlich wünscht, den Leser unterhalten zu haben, und eine Aussicht auf die Fortsetzung seines reichen Themas gibt. 24.

## Historische Notiz.

Folgende Charakteristik des Herzogs von Ripperda, welcher 1726 erster spanischer Minister war, findet sich Thl. III,

S. 17 u. 46, der „Denkwürdigkeiten des Don Joseph del Campo-Raso" und könnte von einem heutigen Plutarch in vergleichenden Lebensbeschreibungen benutzt werden:

„Alle seine Reden zeigten die Eitelkeit und Anmaßung, welche von einem schnellen Emporkommen untrennlich zu sein scheinen. Er kümmerte sich weder um die Folgen, welche aus seinem Benehmen entstehen konnten, noch um die Feinde, welche es erwecken mußte, und sprach ohne alle Achtung von Denen, deren Güter und Stellen er sich soeben zueignete. Vor seinem Verstande (dies wähnte er) weiche jede Schwierigkeit zurück, und seine Selbstliebe ebnete ihm alle Wege, während Unklugheit und Leichtsinn ohne Grenzen seine Mittel in Wahrheit vernichteten. Trunken von seiner Stellung, that er sich etwas darauf zu gute, gegen Diejenigen die höchste Verachtung zu zeigen, die sich ihm widersetzen könnten rc. — — Vorwürfe, er sei ein Hochverräther, schwanden später zugleich mit seiner Macht und man kam allmälig zu der allgemeinen Überzeugung: er sei ein Mann, durch Leichtsinn und Unverstand nicht blos unfähig, einen Staat zu regieren, sondern auch unfähig, das kleinste Geschäft angemessen zu behandeln." 95.

---

## Bibliographie.

Allioli, J. F., Leben Jesu, eine Evangelien-Harmonie. Gr. 8. Landshut, Palm. 15 Gr.

Bernoulli, C., Populationistik oder Bevölkerungswissenschaft. 1ste Hälfte. Allgemeine Bevölkerungsstatistik oder Verhältnisse der Lebenden, Geborenen, Verehelichten und Sterbenden. Gr. 8. Ulm, Stettin. 1 Thlr. 21 Gr.

Bose, C., Ueber Arabisch-Byzantinische Münzen. Sendschreiben an Herrn F. de Saulcy in Metz. Gr. 8. Grimma, Gebhardt. 8 Gr.

Coston, Baron v., Napoleon Bonaparte's erste Jahre; von der Geburt bis zu seiner Ernennung als commandirender General von Italien. Mit einem Anhange noch nicht bekannter Documente über seine Person. Uebersetzt durch C. Herrmann. 3 Theile. Gr. 12. Leipzig, P. Baumgärtner. 3 Thlr.

Dante Alighieri's göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von *Philalethes*. 2ter Theil. Das Fegefeuer. Nebst 1 Titelkupfer von H. Hess, 1 Skizze von M. Retzsch, 1 Karte, und 1 Grundriss des Fegefeuers. Gr. 4. Dresden u. Leipzig, Arnold. 6 Thlr. 16 Gr.

Fries, J. F., Die Geschichte der Philosophie dargestellt nach den Fortschritten ihrer wissenschaftlichen Entwickelung. 2ter Band. Gr. 8. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 4 Thlr.

Gay, Sophie, Maria von Mancini. Uebersetzt von Fanny Tarnow. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Grotefend, G. F., Neue Beiträge zur Erläuterung der babylonischen Keilschrift nebst einem Anhange über die Beschaffenheit des ältesten Schriftdrucks bei der vierten Secularfeier der Erfindung des Bücherdrucks von Gutenberg herausgegeben von etc. Mit 1 Steintafel und andern belehrenden Zugaben. Gr. 4. Hannover, Hahn. 1 Thlr.

Hofacker, L., Neusalemiten und Freimaurer; ein Bruder-Ruf. Gr. 8. Tübingen, Buchh. Zu-Guttenberg. 4 Gr.

Der Missionair. Romantische Darstellungen und Abentheuer aus Süd-Amerika. Aus dem Holländischen von C. Heine. 8. Halberstadt, Helm. 1 Thlr.

Kopisch, A., Erinnerungen aus den ersten Tagen des Juni 1840. Drei Gedichte. Die Grundsteinlegung zum Denkmal Friedrich's II. am 1. Juni 1840. Des Königs letzte Ladung. Die Überführung der Königlichen Leiche von Berlin nach Charlottenburg in der Nacht vom 11—12. Juni 1840. Gr. 8. Berlin, Schroeder. 4 Gr.

— —, Ode an Seine Majestät den Konig Friedrich Wilhelm IV. Abdruck einer Allerhuldreichst entgegengenommenen Handschrift. Juni 1840. Gr. 4. Berlin, Schroeder. 4 Gr.

Müller, F. H., Die deutschen Stämme und ihre Fürsten oder historische Entwickelung der Territorial-Verhältnisse Deutschlands im Mittelalter. 1ster Theil. Vorgeschichte der deutschen Stämme bis zur Bildung der fränkischen Reichs der Merowingen. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 2 Thlr.

Niemeyer, Chr., Falkenstein. Freunden der Geschichte, Kunst und Natur gewidmet. Mit 1 Ansicht und 1 Grundriß vom Schlosse Falkenstein. Gr. 8. Halberstadt, Helm. 8 Gr.

— —, Huysburg. Freunden der Geschichte, Kunst und Natur gewidmet. Mit 1 Ansicht und 1 Grundriß der Huysburg. Gr. 8. Halberstadt, Helm. 8 Gr.

— —, Ilsenburg. Freunden der Geschichte, Kunst und Natur gewidmet. Mit 1 Ansicht und 1 Grundriß des Schlosses Ilsenburg. Gr. 8. Halberstadt, Helm. 8 Gr.

Odeleben, O. Freiherr von, Napoleon's Feldzug in Sachsen im Jahre 1813. Eine treue Skizze dieses Krieges, des französischen Kaisers und seiner Umgebungen, entworfen von einem Augenzeugen in Napoleon's Hauptquartiere. 3te, neu durchgesehene und vermehrte Auflage, nebst 1 Plane von Dresden mit den Feldbefestigungen vom 26. und 27. August 1813. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 18 Gr.

Petzholdt, J., Literatur der sächsischen Bibliotheken zusammengestellt und bevorwortet. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 9 Gr.

Preußens Huldigung an Seine Majestät den König Friedrich Wilhelm IV. 8. Leipzig, Lauffer. 10 Gr.

Reybaud, Ch., Die Raben und das Gespenst. Aus dem Französischen von St. Friedrich. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 1 Thlr.

Riedel, Nachricht von der Auffindung alter Handschriften des ehemaligen Domcapitels zu Havelberg. Mit 4 lithographirten Facsimile's. Gr. 8. Leipzig, T. O. Weigel. 1 Thlr. 8 Gr.

Schmid, G. V., Clavis numismatica oder encyklopädisches Handbuch zum Verständniß der auf Münzen und Medaillen in lateinischer und teutscher Sprache vorkommenden Sprüche, Namenschiffern und Abbreviaturen, für Freunde der Numismatik und Geschichte, Kauf- und Geschäftsleute u. s. w. bearbeitet. 1ster Theil: Spruchmünzen. 2ter Theil: Namenschiffern und Abbreviaturen. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 8 Gr.

Schreiter, Eine Abhandlung über den tragischen Chor bei Sophokles. 8. Rendsburg. 10 Gr.

Trauer-Kränze auf den Sarkophag Seiner Hochseligen Majestät König Friedrich Wilhelm des Dritten ehrfurchtsvoll niedergelegt von F. Harth und W. Möser. 2te bedeutend vermehrte Auflage. 8. Berlin, Schroeder. 8 Gr.

Ueber die Wiedervereinigung der Uniaten mit der rechtgläubigen Kirche im russischen Reiche. Aus dem Russischen übersetzt von August v. Oldekop. Gr. 8. Stuttgart, Köhler. 6 Gr.

Deutsche Volkslieder. 8. Arolsen, Speyer. 4 Gr.

Wachsmann, C. v., Erzählungen und Novellen. Neue Folge. 7ter bis 10ter Band. Auch u. d. T.: Erzählungen und Novellen. Zweite Folge. 1ster bis 4ter Bd. 8. Leipzig, Focke. 6 Thlr.

Wiest, F., Rococo. Gesammeltes in Bildern, Skizzen, Humoresken und Phantasiestücken. 2tes Heft. 16. Leipzig, P. Baumgärtner. 12 Gr.

Zinkeisen, Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage. 4ter Theil. Die Geschichte der griechischen Revolution vom Jahre 1823 bis zur Thronbesteigung des Königs Otto im Jahre 1835. — Auch u. d. T.: Geschichte der griechischen Revolution u. s. w. 2ter Theil. Ereignisse vom Anfange des Jahres 1823 bis zur Thronbesteigung des Königs Otto im Jahre 1835. Gr. 8. Leipzig, Barth. 4 Thlr. 12 Gr.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 265. —— 21. September 1840.

**Blicke in das düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben von Friedrich v. Üchtritz. Erster Band. Düsseldorf, Schreiner. 1839. 8. 2 Thlr.**

Der Verf. sagt in der Einleitung oder Vorrede zu diesem, durch ernste Gesinnung und gründliche Darlegung ausgezeichneten Buche:

Der Mode und dem während einer langen Friedenszeit gestiegenen Luxus unserer Tage, verbunden mit der glücklichen Erfindung der Kunstvereine, die die Kunstliebe gleichsam in die Kategorie der Handels- und Papierspeculationen, des großen Triebrades unserer Tage, zu bringen gewußt haben, möchte ein großer Theil des heutigen Kunstenthusiasmus zuzuschreiben sein. Auch dürfte der Umstand nicht wenig dazu beitragen, daß der Kunstgenuß, den ein Bild gewährt, uns nur wenige Minuten hindurch in Anspruch nimmt, während ein Buch die unbequeme Anfoderung macht, ihm einige Stunden oder wol gar Tage unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Unsere Zeit der Dampfwagen und Dampfschiffe ist so überaus eilig geworden, daß sie auch den Kunstgenuß fast nur nach seiner intensiven Gedrängtheit würdigt. Ihre Vorliebe für lyrische Poesie, für kleine, rasch hinunterzuschlürfende Gedichte möchte mit daher zu erklären sein. Blos bei gewissen breiten Romanen der Engländer, die sich freilich im halben Schlafe bewältigen lassen und die schönsten, lang hingestrecktesten Flächen für ein dampfschnellhuschendes Leserauge der Gegenwart bieten, macht sie eine huldreiche Ausnahme. Doch zeigt sich gerade hier die Zeit durch den maschinen- und fabrikmäßigen Übersetzungsbetrieb in ihrer ganzen sich selbst überstürzenden Eilfertigkeit und materiell mercantilischen Herrlichkeit.

Wir haben die ganze Stelle mitgetheilt, einmal weil sie so wahr ist und allen aufgedunsenen Phrasen gegenüber, womit man sich selbst zu dem Kunstleben der Gegenwart wie etwa zu einer in Deutschland wiedergeborenen florentinischen Kunstblüte unter den Mediceern Glück wünscht, einen unableugbaren wunden Fleck trifft und die hauptsächlichste Schattenseite an der Kunstentwickelung und dem Kunstenthusiasmus der Gegenwart enthüllt, sodann weil sie uns von vorn herein die Gewährleistung verschafft, daß wir es hier mit einem Manne zu thun haben, welcher, obgleich selbst in düsseldorfer Verhältnissen wurzelnd, kein einseitiger Enthusiast, sondern ein unparteiischer Geschichtschreiber ist, der den Gegenstand seiner Beobachtung und Darstellung nicht zu verklären, sondern nur zu erklären sich bestrebt.

Die Unparteilichkeit, womit der Verf. alle Richtungen zu würdigen weiß, zeigt sich auch sogleich auf der folgenden Seite, wo er von der münchner Malerschule spricht, deren Werke er übrigens nicht an Ort und Stelle gesehen hat. Er rühmt im Allgemeinen ihre auf das Ernste und Erhabene gerichtete Tendenz, wodurch es ihr möglich geworden zu sein scheine, sich allen zweideutigen Richtungen und Bestrebungen des Zeitgeschmacks ferne zu halten. Aber er fragt mit Recht, ob diese münchner Schule nicht etwa eine bloße Nachblüte sei, ein verhallendes Echo frühern Lebens, da ihr Dasein sich nur an die Begeisterung des jetzt regierenden Königs knüpfe; und er setzt mit ebenso großem Rechte hinzu, diese Frage sei andererseits eine ungerechte und müßige, weil da, wo so viele bedeutende Werke bereits entstanden seien, ein Mehres und immer Mehres wol gewünscht, aber nicht gefodert werden dürfe. Ref. ergreift auch hier wie immer gern die Gelegenheit, sich über die Vorurtheile, welche gegen die münchner Schule, besonders in Norddeutschland aus übertriebener protestantischer und puritanischer Strenge sich gebildet haben, tadelnd auszusprechen, da er wohl weiß, daß innerhalb der glaubens-, freude-, liebe- und lebenslosen Gegenwart das Ernste, Religiöse und Erhabene einen viel schwerern Kampf zu bestehen hat als das Schwülstige, Weiche, Zarte, Sentimentale, selbst Schwächliche, wenn es sich nur in ein buntes, schillerndes Gewand zu hüllen versteht. Es gibt jetzt zwei der Entwickelung der Kunst oder ihrer Anerkennung vorzüglich feindliche Parteien, die eine, welche Kunstwerke, auch poetische, nur als Mittel zur Ausfüllung müßiger Stunden, als Conversationsstoff, woran überkluges Raisonnement sich sein Müthchen kühlt, und als Prunk- und Luxusartikel gelten läßt; die andere, welche vom Standpunkt der Übersättigung und der Kunst- und Lebensverzweiflung aus behauptet, die Zeit der Production läge gänzlich hinter uns und es sei eitel erfolglose Anstrengung, fernerhin auf dem Gebiete der Poesie, der Malerei, der Sculptur und Musik noch etwas Großes und Ganzes schaffen zu wollen. Eine Ansicht dieser Art kann nur zu einer kränklichen Zeit von kränkelnden und darum neidischen und griesgrämigen, oder durchaus handwerksmäßigen und hausbackenen Gemüthern aufgestellt werden. Diese Leute sagen wol, man müsse sich von der Kunst gänzlich ab- und den einseitigen Interessen des Staats zuwenden; aber sie übersehen dabei, daß jeder Staat, der nicht jede Richtung in sich aufnimmt und fortbildet und sich nur als ein Abstractum seiner selbst entwickeln will, ein gar

verzwicktes und verzweifeltes Ding ist. Das lehrt die Geschichte. Oder will man etwa die einfärbige, nur auf das Materielle und Praktische gerichtete Entwickelung der nordamerikanischen Freistaaten, die zwar im Besitze aller nur möglichen Freiheiten, aber auch ohne alle künstlerische und poetische Productionskraft sind, als das Ideal staatlicher Entwickelung preisen?

Die beiden eben charakterisirten Parteien haben gegen die münchner Schule, die erste ein mindestens gleichgültiges, die zweite ein negatives Verhältniß; eine dritte aber, bestehend aus ultraprotestantischen Bilderstürmern, aus dem jungen Zuwachs Derer, welche an die Stelle der Religion den reinen philosophischen Begriff setzen wollen, und endlich aus der Unzahl Derjenigen, welche in ihrer Gemüthstrockenheit alles Kirchliche und zugleich den philosophischen Begriff verwerfen, verhält sich zu ihr durchaus feindselig. Als ob man in München nur Legenden und Heiligenbilder, oder diese in einer Weise malte, welche alle durch den Geist der aufgeklärten Künstler selbst und durch die Zeiteinflüsse gefoderten Modificationen von sich abwiese! Wir unsererseits billigen es keineswegs, wenn in einem Staate irgend ein Element auf Kosten anderer gleich- oder noch höher berechtigten Elemente zu einseitig ausgebildet wird; aber wir wollen doch anerkennen, daß in München genialen Künstlern Gelegenheit geboten ist, ihren Genius bethätigen zu können und ihr Leben sicher gestellt zu sehen, während sie sonst vielleicht — es fehlt leider in Deutschland an Beispielen nicht — in mehr als einer Hinsicht erlahmen würden, und daß dort in der That Werke geschaffen werden, welche den Ruhm der deutschen Kunst über alle Welt verbreiten und bei der Nachwelt sichern werden. Und da man einmal den allerdings praktischen, wenn auch engherzigen Vorwurf erhoben hat, die münchner Kunst verzehre zu viele Staatseinkünfte, so wollen wir bemerken, daß — auch abgesehen von unserer Ansicht, für das Genie könne nicht zu viel aufgewandt werden — je höher der Ruhm Münchens steigt, auch um so mehr Fremde diese Stadt der Kunst besuchen und den Aufwand in etwas compensiren werden. Es fällt uns jedoch nicht ein, zu behaupten, in München sei ein Kunstleben erzielt worden wie etwa vordem in Altathen oder in Florenz; dazu fehlt in München vor Allem ein kunstgebildetes, gewecktes, geistreiches oder wenigstens geschultes und mit umfassendern Vorkenntnissen ausgerüstetes Volk, dies als Masse genommen.

Einer andern Hauptrichtung der deutschen Kunst, wie sie sich gegenwärtig entwickelt hat, begegnen wir in Düsseldorf. Die Werke, die aus ihr hervorgegangen, können leichter genossen werden als die aus der münchner Kunstschule hervorgegangenen, in dem Verhältniß etwa, wie ein Lied leichter und rascher genossen wird als ein Epos oder Drama. Die düsseldorfer Schule ist wesentlich lyrisch, selbst im Humoristischen, oder lyrisch-musikalisch, denn die Lyrik ist mit der Musik näher als irgend eine andere Dichtungsgattung verschwägert. Es ist aber in ihren Schöpfungen eine ziemlich reflectirte Lyrik vorwaltend, und wenn Üchtritz mit Recht den instrumental-musikalischen Zauber mancher düsseldorfer Bilder rühmt, so preist er an andern, daß sie eine würdige Auffassung mit der portraitwahrsten Individualisirung der Formen und des Ausdrucks verbänden. Aber diese Individualisirung hat bei den Düsseldorfern meist etwas Subjectives, Lyrisches, nichts Dramatisches, wodurch allein zu bewirken ist, daß die Figur gleichsam auf Wort und That zugleich ertappt wird. Man betrachte Lessing's Hussitenpredigt, und man wird zugeben müssen, daß jede Figur, einzeln genommen, der Ausdruck eines lyrischen Gemüthszustandes sei; keine schreitet aus sich oder aus dem Maler — denn alle diese Figuren sind nur Reflexionen des Malers selbst — in objectiver Weise heraus, sondern jede verharrt in ihrem Gemüthszustande unverbrüchlich, träumerisch, in und über sich selbst brütend. Daher fehlt es der Composition — so schön die einzelnen Figuren auch sind — an Leben und Bewegung, an dramatischer Handlung; auch sind die Figuren zu absichtlich rund herum aufgestellt, als Repräsentanten der Gefühle, in welche sich der Künstler bei der Behandlung des Gegenstandes hinein empfand. Das wilde Durcheinander, die großartigen Verwickelungen und Verschlingungen, die wir bei Cornelius und Kaulbach finden, und worin sich die schöne Unordnung dem Blicke des Kenners in die bewundernswertheste Ordnung auflöst, finden wir bei den Düsseldorfern nicht oder nur in untergeordnetem Grade. Meist begnügen sie sich mit zwei oder drei Figuren, wo Andere deren doppelt oder dreimal so viel brauchen würden. Hübner malt einen Simson, wie er die Säulen neigt. Er braucht dazu zwei portraitähnliche Figuren, einen muskelkräftigen Mann und ein Kind — denn die Düsseldorfer stellen gern den Gegensatz zwischen Alter und Jugend dar und malen mit Vorliebe Kinder — und zwei Säulen, die er faßt. Man sieht hier, in der Weise der Düsseldorfer, nur den Beginn der That, nicht die That in ihrem ganzen Umfange, ihren Folgen und schrecklichen Wirkungen. Diese stellt ein Maler des 17. Jahrhunderts, Gerard Hoët, dar; Steinmassen und Säulenkapitäle stürzen wirr und wild durcheinander, untermengt mit einzelnen ringenden, aufschreienden und todten Menschen, und schon beginnt auch Simson der über ihn zusammensinkenden Last zu erliegen. Solche Vergleiche ließen sich, nicht zum Vortheile der Düsseldorfer, noch sehr viele anstellen. Ihre Hauptvorzüge sind ihre delicate Detaillirung, ihr glänzendes Colorit, worin die Münchner im Allgemeinen nicht mit ihnen concurriren können, ihre zarte Naturliebe und eben jene tief innerliche Gemüthlichkeit, die sie aber auf dieselben Abwege gebracht hat, wohin viele unserer allzu gemüthlichen und schwermüthigen Dichter und Componisten gerathen sind. Daher sagt Üchtritz mit rühmlicher Unpartrilichkeit selbst:

Was das Bedenklichste ist, in den Kunstarbeiten dieser Schule selbst zeigt sich eine nicht abzuleugnende Hinneigung zu den Schwächen der Zeit, ein Charakter, den man im schlimmen Sinne einen modernen nennen muß. Die geleckte Sentimentalität so vieler Heiligen und Nichtheiligen, die zum Himmel verdrehten oder mattherzig (wenn nicht gar kokett) gesenkten Augen derselben, die graziöse Andacht, das zierliche Innig- und Minnigthun, die charakterlosen idealisirten Mädchengestalten, kurz die ganze geist-, kraft- und saftlose Idealwelt eines einer schwäch-

lichen Sinnlichkeit verfallenen Gefühls, der wir auf den Ausstellungen düsseldorfer Bilder mehr oder weniger begegnen, gehören hierher.

Einem Manne, der gegen die Untugenden der düsseldorfer Schule so starke und scharfe Worte zu brauchen weiß, werden wir uns als einem unparteilichen Führer durch die düsseldorfer Kunstwelt ohne Bedenken anvertrauen dürfen.

Der erste der in diesem Buche mitgetheilten Aufsätze trägt die Überschrift: „Düsseldorf und die Künstler.“ Der Charakter der Stadt, ihrer Bewohner und Umgebungen wird geprüft und behauptet, daß seine Rückwirkung auf die Künstler nur ein günstiger genannt werden könne.

In einer Stadt z. B. — sagt der Verf. — welche einen so lebhaften kritischen Verkehr, einen so überfüllten geistigen Markt mit seinen tausend Meinungen des Tages, wie etwa Berlin, enthalten hätte, möchte jenes stille, sich absondernde, blos mit sich selbst beschäftigte Kunstleben schwerlich zu der Blüte seines Wesens, zu der es sich in Düsseldorf entfaltet hat, gediehen sein.

Das katholische Element, welches in Düsseldorf hervortritt, und zwar nach des Verf. Behauptung markirter als z. B. in Trier, wird hierbei in nähere Betrachtung gezogen. Dieses Element sei, wie der Verf. meint, nicht ohne Einwirkung auf den Entwickelungsgang der düsseldorfer Schule geblieben und verspräche für die Zukunft noch mehr Bedeutung zu erlangen, da die jüngern Künstler beinahe sämmtlich aus katholischen Ländern stammten und der römischen Kirche anhingen. Üchtritz fährt fort: er huldige zwar mit inniger Überzeugung dem tiefsten Principe des Protestantismus, aber er sei doch der Ansicht, daß die Kunst der Malerei ihrem tiefsten Wesen nach auf ähnliche Weise wie die Sculptur eine Kunst der antiken Welt, eine vorherrschend katholische sei, und daß man nicht so leicht einen protestantischen Rafael erwarten dürfe. Die katholische Kirche komme der Kunst aufs freundlichste entgegen, die protestantische zeige sich ihr spröde und feindlich, lasse die Bilder von den Wänden verschwinden oder zur bloßen Decoration herabsinken. Da irre die verstoßene Kunst in die Wirklichkeit hinaus, vertiefe sich in das bunteste Treiben der Menschen, vergesse dabei aber leider zuweilen, zu welchem erhabenen Ziele sie berufen sei. Jetzt zumal sei der Protestantismus durch rationalistische Verödung und Nüchternheit auf der einen und pietistische Beschränktheit auf der andern Seite ein höchst unerfreulicher Zustand geworden. Die katholische Kirche habe niemals die ascetische Ansicht des Lebens als eine allgemeingültige aufgestellt, sie lasse dem Leben, was des Lebens ist, ja sie habe das Weltliche und Irdische, so viel nur irgend möglich, durch ihren gestalten- und farbenreichen Cultus in ihren Kreis zu ziehen gesucht. Ebenso wenig sei es der lebenskräftige Luther, auf den wir die Halbheit des gegenwärtigen farb- und gestaltlosen, ascetisirenden Pietismus zurückführen dürften. Dieser Pietismus gestatte wol die Freuden der Tafel, Neigung zu Gewinn und Verdienst, elegantes Hauswesen, bequeme Betten u. dgl.; aber er hege nur gegen Kunst und Wissenschaft, gegen das Schöne, gegen Freude, Witz und Scherz einen frommen Abscheu, den er als allgemeine, für Alle, so Geistliche als Laien geltende Pflicht fodere. Wer ins Theater geht, eifert er, ist verflucht vor dem Herrn! u. s. w. Von dieser Abschweifung geht der Verf. auf eine Darstellung der Lebensweise und der Vergnügungen über, deren sich die Düsseldorfer befleißigen. Er widerlegt die Schilderung des Grafen Raczynski, worin die düsseldorfer Künstler als gemüthliche, aber auch spießbürgerliche Leute erscheinen, die Bier oder saure Milch trinken, Kegel schieben und zwischen den Gemüsefeldern des Gartens auf- und abspazieren. Üchtritz meint, es scheine, daß dem Grafen bei dieser Stelle kein geringeres Muster als Tacitus vorgeschwebt habe, er habe, wie dieser in der „Germania“ den Römern, der fashionabeln, in die Eleganz des modernen Luxus versunkenen großen Welt eine Schilderung tugendhafter deutscher Barbarei vor die Seele halten wollen. Hierauf gibt uns Üchtritz von den Vergnügungen der düsseldorfer Künstler Nachricht, von ihren heitern und sinnreichen Maskenscherzen, von ihrer Liebe zu musikalischen Aufführungen in den Winterconcerten, die sich besonders seit der Anwesenheit Felix Mendelssohn-Bartholdy's gesteigert habe; und es ist wahr, daß die Compositionen dieses Meisters fast ganz der gemüthvollen, innigen und zart naturmalerischen Richtung angehören, welcher auch die düsseldorfer Malerschule ihren charakteristischen Grundzug verdankt. Im Winter findet an jedem Sonnabend eine Versammlung der ältern Künstler mit Einschluß des Directors statt, deren Zweck ein künstlerischer, aber zugleich auch ein literarischer ist. Üchtritz selbst ist in diesem Kreise Vorleser; er hat die Künstler nicht blos mit Tieck's Werken, mit den Dramen der alten Griechen und der Spanier bekannt gemacht, sondern er theilt ihnen auch historische Bruchstücke über die Kreuzzüge, die deutsche Kaiserzeit, die hussitischen Unruhen u. s. w. mit, Fragmente aus Livius und Herodot, die Annalen des Lambertus von Aschaffenburg, die Memoiren Joinville's u. s. w. An gewissen dazu bestimmten Sonnabenden sind die dem Verein bildenden Künstler verpflichtet, jeder eine Zeichnung mitzubringen, die dann gemeinschaftlich betrachtet, geprüft und beurtheilt werden. Dagegen liest man die deutschen Kunstblätter fast gar nicht und für die Geschichte der Kunst zeigt sich auch kein Interesse. Diese Abgeschlossenheit, dies Insulanerleben auf dem kleinen Eilande, das mit der eigenen Subjectivität und der Subjectivität Gleichgestimmter und Gleichgesinnter seine Grenze hat, können wir durchaus nicht billigen; die großen Meister der Kunst, ein Leonardo da Vinci, ein Michel Angelo, ein Albrecht Dürer sind auf einem ganz andern Wege groß geworden; und wenn man auch eher loben als tadeln mag, daß die düsseldorfer Künstler sich in der Lecture politischer Zeitungen und Broschüren nicht zersplittern, so wäre doch zu wünschen, daß sie an der Zeitgeschichte und an den Fortschritten und edlern Bestrebungen der Gegenwart mehr Theil nähmen, als geschieht. Der echte Genius, wie bei den eben Genannten, wie bei Rubens, der zugleich Staatsmann war, und unter den Dichtern bei Goethe, bewährt sich in der Vielseitigkeit seiner Richtungen und Entwickelungen. Es scheint fast, als schlössen sich die Düsseldorfer ab und zögen sich in sich selbst zurück, aus Furcht, sich von der Zeit über-

flügelt zu sehen; und so hat sich denn allerdings Vieles um sie her geändert, während sie wesentlich die Alten geblieben sind. Folgende Stelle schreiben wir aus dem Buche von Üchtritz ab:

Wenn wir aber auch den eisigen, gestalt- und farblosen Äther der Abstraction, zu welchem die Philosophie der letzten Jahrhunderte emporgestiegen ist und ihrer Natur nach emporsteigen mußte, für eine dem bildenden Künstler geradezu tödtliche Luftschicht anzuerkennen hatten, so sahen wir uns doch zugleich darauf hingewiesen, daß es noch ein anderes, in der Lebendigkeit der bloßen Vorstellungen verharrendes, noch mit Gefühl und Phantasie erfülltes Gebiet des Gedankens gibt. Diese gleichsam auf der Mitte des Berges liegende Region, die schon eine hinreichend weite Aussicht gewährt und dabei doch noch mit grünen Kräutern, Gewächsen und Bäumen farbig und üppig geschmückt bleibt, ist offenbar auch eine dem bildenden Künstler zugängliche und wohlthätige. Große Beispiele aus unsern Tagen (ich erinnere an so manches in München Geleistete, besonders den dortigen Göttersaal und die genialen für das berliner Museum bestimmten Compositionen Schinkel's) bewähren das Recht der Malerei, auch den philosophischen Gedanken in diesem weitern Sinne zu einem Diener oder Gehülfen ihres Wirkens zu machen. Es scheint hiernach, daß wir einen wesentlichen Mangel des hiesigen (düsseldorfischen) Künstlerkreises zugestanden haben, indem wir einräumen mußten, daß in dem philosophirenden Denken und der Handhabung des Allgemeinen nicht gerade die Stärke der hiesigen Künstler liege.

Von S. 92—102 kommt Üchtritz, der sich überhaupt bisweilen wiederholt, abermals auf kirchliche Dinge zu sprechen, die mit Art und Wesen der Künstler in Düsseldorf gar keinen Zusammenhang haben. Aber merkwürdig sind seine Äußerungen am Schlusse, wo es heißt:

Allerdings sehne ich mich nach einer Kirche von äußerer Gestaltung, einer äußern Stütze des innern Lebens. — Der Geistliche darf nicht lehren, was ihm beliebt. — Wenn sein Gewissen es ihm nicht zuläßt, die Lehrsätze der Kirche vorzutragen, oder wenigstens in der oder jener Hinsicht zu verschweigen, die Differenzpunkte zwischen seiner Überzeugung und der kirchlichen Lehre nicht geflissentlich hervorzuheben, muß er ausscheiden. Es ist durchaus nicht zulässig, daß der Gemeine des einen Dorfes Christus als der Sohn Gottes, der des nächsten Fleckens als eine bloße Art von Sokrates, in der benachbarten Stadt endlich wol gar als ein mythisches Product der Gläubigen von der Kanzel verkündet werde. Die Bestimmung des Predigers und Seelsorgers ist nicht die, die Wissenschaft zu fördern; er repräsentirt das Feste und Bestehende in der Kirche u. s. w.

Zuletzt weiß Üchtritz sich selbst aus dem Wirrsal nicht mehr herauszufinden und er ruft deshalb mit Leo: Wir sitzen an den Wassern Babels und weinen, wenn wir an Zion gedenken.

(Der Beschluß folgt.)

## Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprachforschung in England.

Wie in so manchen Andern haben die Engländer in dem Felde der Sprachforschung freie Bahn gebrochen. Als Herder seine unsterbliche Abhandlung über den Ursprung der Sprache schrieb, hatte er nur englische Vorgänger. Bacon und Locke nützten der Sprachwissenschaft mehr als vielleicht alle eigentliche Grammatiker unter den Engländern ihrer Zeit zusammengenommen; einer der ältesten von diesen, Ben Jonson, kein anderer als der Rival Shakspeare's, gibt aber in seinem Werkchen sehr gute Winke. Auf den geistreichen, feingebildeten Schüler der Griechen, Harris, folgte das originelle Werk des Lord Monboddo. Es wurde von seinen Landsleuten nicht besonders beachtet; Harris aber wurde von Horne-Tooke wahrhaft wild angefallen. Dessen „Diversions of Purley", die durch Hinweisen auf die historische Forschung in der eigenen Muttersprache eine neue Epoche begründeten, sind im vorigen Jahre wieder herausgegeben werden, was bei dem jetzigen Standpunkte der Philologie kaum zeitgemäß sein mag. Vergleichen wir Tooke's Werk mit denjenigen, welche wir der neuern Schule, vor Allem Grimm, verdanken, so möchten wir den Unterschied der Betrachtungsweise mit Dem vergleichen, was ein Jäger, und was ein Naturforscher über das Treiben der Thiere melden mag. Kühn und mit scharfem Blick drang Tooke durch Gegenden vor, die vor ihm Niemand betreten hatte; er suchte und war im Finden zwar manchmal voreilig, doch in der Regel glücklich; aber was er suchte, war nicht die Spur zum Erfassen des Ganzen, ebenso wenig wie die ruhige Beobachtung Zergliederung eines Einzelnen, sondern nur mancherlei Wild, das er auf seines Gegners wohlgeregelten Garten loslassen konnte. Käme er jetzt wieder, so würde der Radicale — denn das war er — sich wahrscheinlich in der literarischen wie der politischen Welt so unheimisch fühlen als Cooper's Lederstrumpf bei den Ansiedlern. Die literarische Welt wird aber gerecht gegen sein bedeutendes Verdienst sein und ihm auch dafür danken, daß er die Aufmerksamkeit wieder auf das überaus scharfsinnige Werk des Bischofs Wilkins über Pasigraphie gelenkt hat.

War Tooke gegen Harris unsanft verfahren, so wurde ihm und seinem Buche vergolten durch des tieftauchenden Fearn „Anti-Tooke" (2 Bde., 1824), ein Buch, das ein anhaltendes Studium fodert und trotz der übergroßen Polemik und Dogmatik belohnt. Tooke, der geglaubt hatte, das Wesen der Sprachforschung sei, die Sprache bis zu ihren Fossilien durchzustöbern, findet ebenso wenig Gnade vor Fearn, als Condillac und die ihm nachsprechende schottische Philosophie, mit der Meinung, daß jede Sprache nur eine analytische Methode sei und umgekehrt. In Edinburg erschien 1823 ein nachgelassenes Werk von H. Murray: „History of the european languages" (2 Bde.); 1836 Pritchard's „The eastern origin of the celtic nations". Jetzt scheint sich die englische Philologie, neben gründlichem Studium des Angelsächsischen, eng an die deutschen Forschungen Grimm's, Bopp's, Pott's u. A. anzuschließen. Dies zeigt A. Winning, „A manual of comparative philology" (London 1838) und Allen, „An etymological analysis of latin verbs" (1836). 48.

## Literarische Notizen.

Das Augustheft des „Journal des savants" erstattet einen ausführlichen Bericht über die Bereicherung der Geschichte Frankreichs durch viele Details von den Jahren 888—898 aus dem bisher unbekannten Werke des Benedictiners Richer aus dem Kloster St.-Remigius zu Rheims, welches Dr. Pertz im vorigen Jahr in die „Monumenta Germaniae" einwebte und auch in einer kleinern Ausgabe erscheinen ließ, von welcher schon eine neue Auflage und zugleich eine französische Übersetzung veranstaltet wird. Von diesem Werke ist keine Handschrift in Frankreich und Italien bekannt, daher jene der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg als das einzige Original zu betrachten ist. 89.

Von Ch. Romey's Werk: „Histoire d'Espagne depuis les premiers temps jusqu'à nos jours", sind bereits vier Bände fertig. Das Ganze soll deren acht umfassen und mit 80 Vignetten, Portraits und Ansichten der vorzüglichsten Monumente Spaniens, nach Raffet's Zeichnungen, ausgestattet sein. Die bisher erschienene Partie ist bereits ins Spanische übersetzt und von allen Einsichtsvollen jenseit der Pyrenäen als trefflich anerkannt worden. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 266. —— 22. September 1840.

Blicke in das düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben von Friedrich v. Üchtritz. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 265.)

Der zweite Aufsatz trägt die Überschrift: „Die düsseldorfer Akademie", der zuerst viele gute Bemerkungen über das Verhältniß zwischen Meister und Schüler im 15. u. 16. Jahrhundert, dieser Zeit der größten Blüte der Kunst, über die Einrichtung der Kunstakademien und das Studium der Antike enthält. Bei der neuern Weise der Lehrart, sagt Üchtritz, herrsche das kritische Talent statt des schaffenden vor, der Meister unterrichte mehr theoretisch, als daß er praktisch anleite. So auch in Düsseldorf; aber es habe sich hier ein Verhältniß zwischen Meister und Schülern gebildet, welches in mehr als einer Beziehung an die alten ruhmvollen Malerschulen des 15. und 16. Jahrhunderts erinnere, in mancher andern jedoch ebenso scharf von diesen abweiche. Früher habe der absolutmonarchisch herrschende Meister nothwendig seinen Schülern den Stempel seiner eigenen künstlerischen Eigenthümlichkeit aufgedrückt; bei Schadow aber besteht oder bestand wenigstens früher sein großes und größtes Verdienst gerade umgekehrt in der Fähigkeit, sich selbst und die Bedürfnisse seines eigenen Wesens der Individualität seiner Schüler gegenüber zu vergessen und wie ein liebevoller Gärtner jede Blume und Pflanze in Gemäßheit der ihr von Gott eingeschaffenen Natur zu erziehen. In den letzten Jahren und seit seiner italienischen Reise im J. 1830, fährt Üchtritz fort, hat nun freilich die immer vorhandene katholisch-religiöse Tendenz desselben ihn von dem früher betretenen Wege abgeführt und die ihm angeborene Vielseitigkeit und Empfänglichkeit geschmälert. Die Schüler, die dieser Richtung folgen, haben sich auffallend vermehrt und arbeiten, von ihm mit vorzüglicher Sorgfalt gepflegt und behütet, in der nächsten Umgebung des Meisters. Diese Äußerung rührt vom October 1837 her; im Februar 1838 schreibt Üchtritz, daß einige andere Schüler Schadow's jede Umänderung von Seite desselben in Abrede stellten. Vielmehr sei er nach dem Abgange der talentvollern unter den düsseldorfer Heiligenmalern nach Italien, sowie durch die Nachrichten über das großartige Kunsttreiben in München wieder andern Sinnes geworden. Er sei so zu der Überzeugung gelangt, daß man Ursache habe, in Düsseldorf zusammenzuhalten und mit vereinten Kräften den großen Wettkampf zu bestehen, sowie, daß man wohl thue, bei diesem Kampfe das Hauptgewicht seines Steigens nicht auf diejenige Seite zu legen, wo man von dem Nebenbuhler überflügelt zu werden befürchten müsse, sondern auf diejenige, wo man ihm überlegen sei, also mehr auf Colorit, Tiefe der Ausführung, Naturwahrheit, Correctheit. Auch der Spaltung zwischen den Ost- und Rheinländern, die einmal einiges Geräusch erregte, wird Erwähnung gethan und Schadow entschuldigt, wenn er nicht auch die jüngern Zöglinge, meist Rheinländer, in sein Haus und seinen Familiencirkel gezogen hat. Ref. glaubt gern, daß es den Rheinländern zwar nicht an Freimuth und Selbstbewußtsein, auch nicht an Anstand und natürlichem Takt fehlt, daß ihnen aber jene selbstverleugnerische Schmiegsamkeit abgehen mag, wodurch es den Norddeutschen eher möglich wird, sich nicht blos unter das Gesetzesjoch einer salonähnlichen Gesellschaft zu beugen, sondern sich darin auch wahrhaft befriedigt zu fühlen. Übrigens sind in dieser Partie des Buches neben vielen trefflichen Ansichten auch viele Breiten, unnöthige Ausläufer und ermüdende Raisonnements über allerlei Kleingegenstände des düsseldorfer Kunstlebens.

Der dritte Aufsatz führt die Aufschrift: „Das düsseldorfer Theater unter Immermann's Leitung." Man ist erstaunt, statt über das bemerkte Thema, eine lange ästhetische Abhandlung über das Drama im Allgemeinen und über Shakspeare, Calderon, Goethe's „Wahlverwandtschaften" und das deutsche Familiendrama im Besondern zu lesen, eine Abhandlung, deren Fäden hier erst nur angelegt sind, denn der Schluß oder die Fortsetzung soll erst in dem zweiten Bande dieses Buchs zu unserer Kenntniß gelangen. Abgesehen davon, daß die Abhandlung nicht hierher gehört, wird uns ein reicher Schatz feiner Beobachtungen und tüchtiger Ansichten dargeboten, die auf einer festen und sittlichen Grundlage beruhen, von einer gründlichen philosophisch-ästhetischen Durchbildung des Verf. Zeugniß ablegen und den Nachweis über die Ursachen, welche den Verfall der deutschen Bühne veranlaßten, führen sollen. Was die Aufschlüsse über die treffliche, leider nur zu kurze Verwaltung Immermann's betrifft, unter welcher die Düsseldorfer noch einmal, „wie ein letztes Abendroth, eine Bühne im guten alten Sinne, oder doch im besten Sinne, in dem ihr gegenwärtig zu existiren vergönnt ist, gesehen haben", so sind diese nur gering und bezwecken

im Allgemeinen eine Apotheose der Immermann'schen Leitung, die er zugleich von einigen ihr gewordenen Anklagen zu reinigen sucht. So wurde Immermann hämisch verleumdet, wenn man zu verbreiten gesucht hat, daß er wer weiß was für Vortheile, und namentlich einen großen Jahrgehalt in seiner Stellung als Director des düsseldorfer Theaters bezogen habe, wogegen Üchtritz behauptet, daß die pecuniairen Nachtheile von Immermann nach langer Zeit noch nicht ganz verwunden worden sind. Immermann hat der Bühne viele Opfer an Geld und Zeit gebracht und es ist daher in hohem Grade unbillig, wenn von mehren Seiten her behauptet wurde, er hätte nicht blos Grabbe's Dramen zur Aufführung bringen sollen, wofür sie keinesfalls geeignet sind, sondern er hätte ihm und andern dramatischen Dichtern auch tüchtige Honorare zahlen sollen, was bei der Finanznoth, in welcher sich Immermann und das düsseldorfer Theater befanden, gar nicht möglich war. Immermann hat nach Üchtritz's Meinung für Grabbe gethan, was in seiner Lage für ihn zu thun das Beste war.

Der vierte und letzte Aufsatz des vorliegenden Buches enthält eine gründliche, fast zu umfassende biographische und kritisch-ästhetische Arbeit über den berühmten Maler Lessing, welche mit außerordentlicher Liebe in den Dargestellten, seine Werke, seine verschiedenen Lebensmomente, seinen Bildungsgang, seine Psyche und seine ganze Art zu sein eingeht und viele interessante Punkte darbietet. Möglich, daß Üchtritz den liebenswürdigen Künstler im Allgemeinen zu hoch stellt, nicht im Verhältniß zu seinen düsseldorfer Kunstgenossen, aber vielleicht zu den Heroen der Kunst in andern Zeiten und an andern Orten; doch bleibt sein Urtheil im Einzelnen immer ruhig, besonnen, bemessen, und wenn wir die Wahl haben sollen zwischen der pikanten, immer sich verwahrenden, immer prickelnden und mäkelnden, sich hin und her windenden und gespendetes Lob durch gleich darauf gesetzten Tadel verdrängenden Weise der neudeutschen — nicht „jungdeutschen", was einen ungehörigen politischen Beigeschmack erhalten hat — kritischen Schule und der hingebenden liebevollen Weise, wodurch sich Üchtritz charakterisirt, so gestehen wir offen, daß wir unbedingt der letztern den Vorzug geben und ihr, in Bezug auf unsere heils- und erlösungsbedürftige Zeit, etwas Heils- und Erlösungskräftiges zugestehen. Wir müssen indeß auch diesen Aufsatz breit nennen, Üchtritz ist fast zu deutsch peinlich und umständlich, und versteht sich zu wenig auf Verkürzungen und Zusammenziehungen der sprachlichen Einkleidung, er motivirt zu viel, er beschäftigt sich zu emsig mit dem Kleinsten und Allerkleinsten, was nicht einmal auf seinem Wege, sondern auch oft außerhalb desselben liegt und mühsam herbeigezogen wird, und so ist allerdings der Übelstand eingetreten, daß wir hier eine Abhandlung von mehr als 150 Seiten vor uns haben, deren Fortsetzung im nächsten Bande geliefert werden soll. Um seine Abhandlung zu popularisiren, hätte sich der Verf. um Vieles kürzer fassen müssen, da gegenwärtig, wie er selbst recht gut weiß, die große Leserwelt keine Zeit hat oder zu haben glaubt, oder, von den Zersplitterungen des modernen Lebens hin- und hergewirbelt, keine sich abzumüßigen versteht, um über eine einzelne künstlerische Erscheinung, mag sie auch immerhin so bedeutend wie Lessing sein, ein ganzes Buch durchzulesen. Und werden die Münchner nicht mit Recht ihre alte Klage wiederholen, daß man zu Ehren der Düsseldorfer, als gäbe es in Düsseldorf nur Rafael und Michel Angelo, in Norddeutschland zu viel Tinte und Papier verbrauche und Federn abnutze? In der That, wie viel Bände müßte, im Verhältniß zu dieser Abhandlung über Lessing, eine Monographie über Cornelius umfassen, der, seiner kolossalen Bilder nicht einmal zu gedenken, eine viel inhaltreichere Künstlerlaufbahn durchgemacht hat, eine viel eingreifendere Richtung nahm und mir auch als Mensch, als Charakter und als Denker bedeutender zu sein scheint, als der mehr in sich träumerisch verlorene und gewissermaßen dem Naturleben innig hingegebene Lessing? Wir sehen übrigens mit Erwartung und Vergnügen der Fortsetzung des liebenswürdigen Aufsatzes und dem zweiten Bande des Werkes entgegen, um dann, wenn der Verf. seinen Artikel über Lessing vervollständigt und sein Gemälde abgerundet haben wird, näher in die Details einzugehen und auch wol hier und da einen kritischen Einwurf gegen des Verf. Einzelurtheile zu erheben.

Jedenfalls ist das Üchtritz'sche Buch ein sehr dankenswerthes, da es dazu beitragen wird, das Chaos der über die düsseldorfer Schule verbreiteten Ansichten zu lichten, zu deren Verdickung und Verfinsterung jüngst noch Püttmann in seinem Buche: „Die düsseldorfer Malerschule", auch seinerseits ein Weniges beigetragen hat. Üchtritz bewährt sich hier als ein selbständiger Denker, der nicht auf die Meinungen des Tages schwört und in typischen Allerweltsphrasen das Heil der Kritik sucht, sondern vielmehr oft tapfer gegen sie operirt, ohne deshalb irgendwie verjährten Ansichten Vorschub zu leisten. Was in ihm der philosophischen Durchbildung angehört, drängt sich nirgend eigenmächtig hervor als ein Moment, was für sich allein gelten und alles Übrige beherrschen will, auch ist es keinem System knechtisch verfallen, aber es durchdringt seine Ansichten als secundaires Princip, welches seiner Kritik Leben und Athem verleiht, überall Humanität predigt und somit der Sphäre der echten Weltweisheit angehört, die, unter den fortdauernden Reibungen so vieler einseitig verharrender und einander bekämpfender, oder mit Haut und Haar verschlingender Systeme und Systemchen einerseits wie beschränkter und zügellos willkürlicher Einzelmeinungen andererseits, immer seltener zu werden droht. H. Marggraff.

---

1. Die Aristokratie in Amerika, aus dem Tagebuche eines deutschen Edelmanns herausgegeben von Francis J. Grund. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1839. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Amerikanische Reisen von M. Beyer und L. Koch. Zwei Theile. Leipzig, Müller. 1839. 8. 2 Thlr.

Die Urtheile des Hrn. Grund, wie sich der Verf. des ersten Werks auf seinen Schriften zu nennen beliebt, gelten in der deutschen Literatur für so tiefbegründete Orakel, daß man

nicht ohne eine gewisse Prädestination des eigenen Urtheils einer neuen Session dieser modernen Pythia auf ihrem Dreifuße beiwohnen kann. Obgleich der Hr. Verf. vielleicht nie, auch ehe er nach Amerika ging und dort Anglicismen und Yankismen erbeutete, correct deutsch geschrieben hat, so schreibt er doch fließend und erzählt gut, hat eine reiche Quelle an Conversationswitz, ein scharfes rasches Urtheil, und jene Gabe, immerfort erzählen und sich reden hören zu können, ohne zu ermüden und ohne zu ahnen, daß er seine Zuhörer ermüde. Ohne die Zugabe einer echt aristokratischen Arroganz hätte Hr. Grund wahrscheinlich dieses Werk nicht auf sein früheres: „Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen", folgen lassen. An letzterm hat man getadelt, daß Hr. Grund nur mit dem Osten, d. h. mit einigen der großen Städte an der, Europa zugewendeten Küste der Vereinigten Staaten, bekannt, nicht aber mit dem Leben im Innern vertraut sei. Daß er, wie deutsche und englische Recensenten ihm vorgeworfen haben, sich zum unbedingten Vertheidiger der Vereinigten Staaten Europa gegenüber aufgeworfen habe, ist uns nicht aufgefallen und lag wol auch nicht im Interesse des Hrn. Verf. Genug, wir lernten die Amerikaner nach Hrn. Grund's Auffassungen und in den Gegenden kennen, welche am meisten dem Einflusse europäischer Cultur ausgesetzt sind, sahen eine Menge socialer Begriffe unsers Welttheils, durch das zwischenliegende Seewasser in eine unbrauchbare Verfassung gerathen, dort ankommen und erst nach gehöriger Umarbeitung in neuen Gebrauch genommen werden; ja, wir fanden, daß eine sehr bedeutende Anzahl derselben gleichsam mit den Zweigen in die junge Erde gepflanzt, an den Wurzeln grüne und üppig gen Himmel treibe, und entdeckten, daß die Sonne der Freiheit das Leben von oben nach unten zu bilden trachte, während in der alten Welt alle Entwickelungen von unten nach oben gehen.

Diese Schilderungen waren vielfach belehrend und interessant. Eine Bewegung der Kräfte in den jugendlichsten, abenteuerlichsten, sanguinischsten Evolutionen des Menschengeistes, wie wir Deutschen sie nur dichten, nicht denken, am wenigsten ausführen dürfen, entfaltete sich vor unsern Blicken, und wenn uns auch dabei schwindeln wollte, so sahen wir doch eine gewisse höhere Ordnung, eine unverkennbare Nothwendigkeit diese Bewegungen leiten und lenken, und versprachen uns davon irgend eine Zukunft der Beruhigung, gleichsam als fühlten wir, daß nur in der Ruhe die Menschheit zu Verstande kommen könne und mithin auch die amerikanische an dieses Ziel gelangen müsse.

Was aber gibt uns der Hr. Verf. hier? Seinem Scharfblick entging es nicht, daß dem jungen Leben Amerikas etwas mangele, was Europa im Überflusse besitzt, und was, wir mögen uns zu Zeiten darüber erbosen, wie wir wollen, dennoch ein höchst wichtiges, alle überschnelle Gährungen verbietendes und hinderndes Element unsers socialen Lebens ist — wir meinen die feudale Geburtsaristokratie.

Hr. Grund versteht es aus dem Grunde, die amerikanische jugendlich-unbeholfene, ja plumpe Hinneigung zur europäischen Aristokratie und ein gewisses, höchst verkehrtes Suchen nach einem völlig abgeschmackt gewählten Mittel, den Wechsel der Glücksgüter zu hemmen und Standesunterschiede zu begründen, zu schildern. Er hat die Gabe, vortrefflich zu medisiren, aus der sogenannten höhern Gesellschaft Europas mit in die neue Welt gebracht und dort Gelegenheit genug gefunden, sie zu üben. Diese Lords von Neuyork und Boston — er hat sie unübertrefflich gezeichnet! Ein Gesindel ihrer humanen Bildung nach, messen sie alles Verdienst nach Biddle's Maßen und sehen in jedem einen Lumpenhund, der kein Geld zu machen verstand. Flach und schal schwimmt ihr Leben wie das Öl auf dem großen Element, dem urkräftigen, reinen Wasser und — wer möchte diese Charakterzeichnungen lesen, ohne daß ihm diese ekelhafte Fettigkeit Übelkeiten erregte. Aber so höchst abgeschmackt dieses Treiben nach unsern Begriffen sein mag — wie wenig unterscheidet sich dieser Geldstolz von dem Bettelstolz unserer Kasten, von dem leeren Leben und Treiben unsers Adels an den Höfen, von der Scheidung der Stände in den Städten? Finden wir nicht Alles bei uns auch und noch manches Andere dazu, was dem Fremden ebenso lächerlich ist? Der Unterschied liegt in der That nur darin, daß diese Lächerlichkeiten in Europa eine uralte Geschichte haben, in Amerika aber sich erst eine Geschichte bilden wollen.

Der erste Band schildert „einen Tag unter dem Adel von Neuyork zugebracht". Neuyork, die größte amerikanische Stadt, hat den größten Handel, zählt die größte Menge durch den Handel emporgetriebener und emporstrebender Aventuriers, enthält die größte Flachheit der Bildung, den mehrsten Scheinreichthum und daher den hohlsten und aufgeblasensten Aristokratismus. Die Männer sind Zahlenhelden und haben alle nur das Einmaleins im Wappen: eine armselige Heraldik! Die Mädchen, meist den ungebildeten Müttern überlassen, während die Väter von früh bis Abends im Comtoir zubringen, um sich zu den ersten Geldgrößen hinaufzuarbeiten, werden in Erziehungsanstalten gethan und kommen mit einer höchst oberflächlichen Kenntniß der freien Künste zurück, um einen Mann zu fischen. Die jungen Leute sind liederlich und geben sich das Ansehen, als sei ihnen nichts gut genug. Gegen Europäer aus adeligen Familien sind beide Geschlechter gemein und zudringlich; die übrige fleißige Einwanderung wird verachtet. In Europa trachtet der Amerikaner überhaupt nach Art der jungen Engländer der Aristokratie anzugehören und den Fürsten vorgestellt zu werden; ja, sie verleugnen, wenn sie können, ihr Vaterland und geben sich für Engländer aus. Bekanntlich ist in europäischen Hofstädten jeder Brauers- und Krämerssohn aus England ein geborener Edelmann und courfähig. Der Europäer lacht über diese Schwachheit der Republikaner, und diese kommen daher mit dem ernstern und gebildetern Leben in keine nahe, bildende Beziehung. Dieser Tag in Neuyork enthält die Quintessenz der amerikanischen Leerheit.

Im zweiten Bande ist „eine Reise durch die vorzüglichlichsten atlantischen Städte" beschrieben. Boston ist als das Athen der Amerikaner im Gegensatze von Neuyork am ausführlichsten behandelt und grell in seiner echt englischen Suffisance gezeichnet. Sicherlich verräth jedoch das Leben dort einen festern, stärkern, wenn auch, was natürlich ist, weniger excentrischen Charakter und die Gründlichkeit der Gesetzgebung von Massachussets gegenüber der argen, voreiligen Flüchtigkeit der Gesetzgebung des Staats Neuyork gibt dem Kenner den Beweis, daß der Hr. Verf. scharf und richtig aufgefaßt habe.

Philadelphia, Baltimore und Washington schließen den Chorus. Jene beiden sind nur leicht, letztere, wo eben der Congreß versammelt ist, schärfer gezeichnet. Wir erlauben uns über die Nuancen der politischen Körper, des Senats und des Repräsentantenhauses kein Urtheil; der Hr. Verf. hatte jedenfalls Portraits vor Augen, als er schrieb, und wir müssen annehmen, daß die Männer, die er einführt, wirklich sind und leben. Höchst anziehend sind die Portraits Jackson's und van Buren's, welche auch den beiden Bänden in Stahlstich zugegeben sind. Wir fühlen uns genöthigt, die Partei dieser Staatsmänner zu vermehren; es ist etwas unwiderstehlich Großartiges und Vertrauen Gebietendes in ihnen.

Im Ganzen möchte bei dem allgemeinen Interesse, welches man in Europa und besonders in Deutschland an dem jungen Staate nimmt, dieses Werk ein nützliches und belehrendes zu nennen und als Commentar der vielen, über das high life der Städte Amerikas vorhandenen Skizzen zu betrachten sein. Ob es durchgehends angenehm zu lesen sei, wollen wir dahingestellt sein lassen; uns fatiguirte es sehr oft.

Unwiderstehlich zieht dagegen das letzte Werk: „Amerikanische Reisen", von Anfang bis zu Ende den deutschen Leser an. Zwar ist es, wie auch Titel und Vorrede ankündigen, nicht aus einer Feder; allein es ist ziemlich genügend zusammengestellt und redigirt. Der erste Theil enthält eine ganz ausgezeichnete Beschreibung der Seereise von Bremen aus, und jedem Auswanderer ist sie zu empfehlen, da die

Details ganz meisterhaft und genau erzählt sind. Von Newyork, welches die Verf. flüchtig aber aufmerksam genossen, führen sie uns den Hudson aufwärts an die nordamerikanischen Ufer der Seen, besonders des Eriesees. Die Beschreibung des Niagarafalls gehört zu den besten, die wir kennen. Nachdem wir vor kurzem der geistreichen Mrs. Jameson dahin gefolgt waren, schien uns kaum noch etwas Genießbares darüber gesagt werden zu können; allein wir haben hier wieder den deutschen Sinn recht hoch schätzen lernen, denn jedenfalls ist seine Auffassung kräftiger, kernhafter, gediegener.

Höchst anmuthig und originell ist die Zeichnung des Lebens eines jungen deutschen Jägers an den Seen, dem ein seltener Vogel, ein seltenes Wild, das er erlegen und ausstopfen kann, über Alles geht. Dabei lebt er so recht der Natur und Alles erfreut ihn, was sie bietet. Die Menschen lieben ihn, selbst die Wilden werden seine Freunde; er tritt Allen mit jedem Tage näher, und sie ihm.

Es wäre zu wünschen, daß diese Mittheilungen, die nur bis Detroit in Michigan führen, weiter fortgesetzt würden. Wir erwarteten weniger nimrodische Schilderungen von Hrn. M. Beyer und würden ihm gern zu den agriculturischen über den Westen des Landes gefolgt sein. Sowie der zweite Theil endet, muß das Werk unbefriedigt lassen. Die Mühen des amerikanischen Landbaues und Landlebens sind noch nicht von solcher Hand geschildert. Auch ist die Bedeutung des Landbauers der nördlichen Staaten der Union noch nicht gehörig gewürdigt. Weder Hr. Grund noch einer der frühern Reisenden hat uns genügend über die politischen Richtungen des amerikanischen Republikaners auf dem Lande, über seine fortschreitende Vermöglichkeit und seinen Einfluß auf die dermaligen Verwirrungen, in welche die Städte des Ostens der Union hauptsächlich durch seine zunehmende Intelligenz gerathen sind, aufgeklärt. Die Masse der Demokratie, besonders vom reindeutschen Stamme gebildet, ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, die erst mit Jackson's zweiter Wahl zum Präsidenten, mit der Wahl van Buren's und gegenwärtig wieder bei der zwischen ihm und Harrison schwankenden Wahl hervortritt und jedenfalls in wenigen Jahren dem deutschen Leben einen gleichen Rang neben dem englischen sichern wird. Die Gründlichkeit, welche der Deutsche mit sich in alle Welttheile trägt, entwickelt sich auch hier, natürlich langsamer, aber eben deshalb auch ohne jene Übereilungen, wir möchten sagen, conservativer als das englische und irische Leben. Pennsylvanien, Ohio und mehr und mehr Missuri sind die Leiter und Träger deutschen Lebens. Auch hier wie in Europa nimmt es Besitz von der Mitte und breitet sich von da aus nach allen Seiten.

Wir können beide Werke nicht weglegen, ohne auf die auffallende Charakterverschiedenheit ihrer Verfasser aufmerksam zu machen. Hr. Grund, ganz voll von europäisch-vornehmer Bildung, höchst gewandt, überlegen, diplomatisch und verschlagen, tritt neben den einfachen, bürgerlich, humangesinnten Naturmenschen, die im letzten Werke eingeführt sind, in einen auffallenden Hintergrund; wenn wahre Bildung und Weltbildung in Collision kommen, erkennt man die Geschmacklosigkeit der letztern um so deutlicher, und wir können uns nicht bergen, daß, trotz aller glänzenden Eigenschaften des Hrn. Grund, davon ein gut Theil in das erstere Werk übergegangen sei, müssen aber auch hinzufügen, daß sie, leider, ein integrirender Theil unserer modernen, mehr medisirenden als satirischen jungen Literatur ist und um so unangenehmer wird, je mehr diese Literatur an Gehalt sonst gewinnt. 6.

---

## Literarische Notizen.

Der in diesen Blättern schon oft erwähnte Ph. Chasles, der für kritische Handleistungen allerlei und verschiedensterlei Art bei dem „Journal des débats" Angestellte, zeigt in einer Augustnummer ein interessantes Werk an, welches unter dem Titel: „Mémoires du feld-maréchal comte de Mérode-Westerloo, chevalier de la Toison-d'Or, capitaine des trabans de l'empereur Charles VI; publiés par M. le comte de Mérode-Westerloo, son arrière-petit-fils" (Brüssel 1840) erschienen ist. Über den Inhalt des zweibändigen Werkes erfährt man aus des Berichterstatters langem Aufsatz nur wenig, desto ausgedehnter beschäftigt sich Chasles mit dem Style und der Darstellung, worin diese Memoiren geschrieben sind, mit den Memoiren St.-Simon's, indem er von dem letztern behauptet, daß er nur Tacitus, Thucydides und — sonderbar genug Shakspeare zu Rivalen habe, mit Cäsar, Bossuet, Molière, Corneille, mit Ludwig's XIV. Moi-Politik u. s. w. Man erfährt indeß, daß der Feldmarschall in seiner Jugend im Dienste des Oraniers Wilhelm III. stand, später aber, als Philipp, Herzog von Anjou, den spanischen Thron bestiegen, dem französischen Banner sich zugewiesen sah. Er haßte ebenso wenig die Franzosen, als er den Spaniern zugethan war; eigentliche Liebe, weil sie seine erste war, trug er nur zu dem Hause Östreich. Nach dem für die französischen Waffen so entscheidend ungünstigen Tage von Hochstädt zog sich der Marschall mit den Resten der zertrümmerten Reiterei nach dem Elsaß zurück. Seine Vorliebe für Östreich konnte seinem Heldenmuthe, den er für die Sache Frankreichs bewies, keinen Abbruch thun; er war vor Allem Soldat und hatte in der von Tallard übel angeordneten und geleiteten Schlacht wie ein Löwe gefochten, sodaß er in Lebensgefahr gerieth. Von diesem Kriegsmuthe zeugen auch seine schlicht, aber feurig und lebendig geschriebenen Memoiren. Er beschreibt die äußere Erscheinung einer Schlacht mit demselben Enthusiasmus, wie etwa jetzt ein Journalist ein Feuerwerk oder die prachtvolle Ausstattung einer Oper beschreibt. Von der Schlacht von Hochstädt sagt er, daß man sich kein schöneres Schauspiel habe denken können. „Die kämpfenden Armeen", sagt er, „waren einander so nahe, daß die Fanfaren der Trompeten und Pauken von hüben und drüben einander ablösten. Hörten die unsrigen auf, so fingen die ihrigen wieder an. Das dauerte so lange, bis die Feinde ihren Marsch auf der Rechten vollendet und auf ihrer Linken ihre Dispositionen zu dem Angriff auf das Dorf gemacht hatten. In der herrlichsten Sonne von der Welt glänzten die Waffen der beiden in der Fläche aufgestellten Heere. Beiderseits konnte man die Farben der Regimenter unterscheiden. Eine Menge Generale und General-Adjutanten sprengten und liefen hin und wieder; das war ein Anblick, zu herrlich, als daß man ihn beschreiben könnte. . . . Wer das Schauspiel von einem Thurme hätte betrachten können, hätte gesehen, wie die Heere gegeneinander stießen, gleich Meereswellen, handgemein wie man war, von einem Ende der Schlachtreihe bis zum andern, was selten genug der Fall ist" u. s. w. Es gibt, sagt Chasles, in der Welt epische Gemüther; so eins war der Graf von Mérode — womit der Graf freilich verzweifelt unbestimmt charakterisirt ist.

---

Lessing's Fabeln erschienen übersetzt in dem Buche: „Fables traduites de Lessing et poésies morales, dédiées à la jeunesse, par *Paul Chareau*, du Havre, maître de pension de l'académie de Paris." Die Herzogin von Orleans hat hierauf subscribirt.

---

Erschienen oder als nächstens erscheinend angekündigt sind: „Memoirs of Beethoven, by his friend *A. Schindler*", mit Noten herausgegeben von J. Moscheles (2 Bde.); „Queen Victoria, from her birth to her bridal" (2 Bde.), mit Portraits; der dritte Band von der Agnes Strickland „Lives of the queens of England", mit Illustrationen; „The principles of the population, and their connection with human happiness", von Archibald Alison, Verfasser der „History of Europe during the french revolution"; „The poems of Schiller explained, by *E. Back*", und eine neue Ausgabe der „Lectures on the history of literature, ancient and modern, from the German of *Frederick Schlegel*" (2 Bde.). 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 267. —— 23. September 1840.


Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive von Friedrich v. Raumer. Dritter bis fünfter Theil. — A. u. d. T.: Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges. (1763—83.) Drei Bände.

Zweiter Artikel.*)

Als wir die zahlreichen und zum Theil wirklich merkwürdigen Actenstücke lasen, die der Verf. im vierten Theile des vorliegenden Werkes rücksichtlich der Theilungsgeschichte Polens aus dem großen Schatze seiner gesandtschaftlichen Berichte mitgetheilt hat, so drängte sich uns die Frage auf, woher es komme, daß man trotz des tiefen Abscheus, den die menschliche Natur über Rechtsverletzungen empfindet, dennoch gewissen geschichtlichen Ereignissen, deren Dasein und eigenthümlicher Charakter mit der schmählichsten Ungerechtigkeit verbunden ist, mit dem größten Interesse folgt und dieses letztere sich immer wieder erneuern sieht, wenn Neues, das die Sache aufklärt und wol in ihrer ganzen Blöße darstellt, ans Licht gezogen wird; daß man selbst dann dieses Interesse in seiner ganzen Stärke an den Tag legt, wenn weder stammverwandtschaftliche, noch kirchliche, noch politische Sympathien dabei ins Spiel kommen. Sollte man nicht vielmehr die Geneigtheit voraussetzen, ja es selbst natürlich finden, von dergleichen Ereignissen die Augen für immer abzuwenden und sie zur Ehre der Menschheit lieber der Vergessenheit zu übergeben? Woher also die beim ersten Anblicke so sonderbare Erscheinung, daß man mit Rastlosigkeit in den Archiven der Geschichte forscht, um durch neue Acten und beglaubigte Beweise die Frevel und Ungerechtigkeiten, die gewissen Thatsachen zum Grunde liegen, außer allen Zweifel zu stellen und sich darüber zu freuen, ein solches Resultat erreicht zu haben, da ja die Möglichkeit, Geschehenes ungeschehen zu machen, auch in derartigen Fällen am allerwenigsten durch reinwissenschaftliche Mittel nicht gegeben ist? Mit einem Worte, woher der scheinbare Widerspruch in dem menschlichen Wesen zwischen dem Vernunftgebote: sei gerecht, und dem Intelligenzinteresse zu zeigen: siehe, wie ungerecht du bist? Die Geschichtschreibung der alten Welt und ihre Grundsätze, des Tacitus kosmopolitische Geistesrichtung ausgenommen, kennen diesen scheinbaren Widerspruch nur innerhalb der Sprach- und Stammverwandtschaft und des Staatsverbandes. Dem sogenannten Barbaren gegenüber kannte der Grieche und Römer eigentlich keine politische oder das Völkerrecht beleidigende Ungerechtigkeit. Die Alten urtheilten in dergleichen Fällen nach Maßgabe der Umstände, aber nicht nach den höhern und allgemeinen Gesetzen des Völkerrechtes, noch weniger aus dem Gesichtspunkte eines abgeschlossenen Staatensystems, wovon sie überhaupt nichts wußten. Die Philosopheme der sokratischen Schulen, bei denen sich allerdings die ersten Anfänge einer Völkerrechtswissenschaft finden, haben in dieser Beziehung auf das Alterthum in seiner Allgemeinheit keinen Einfluß geäußert, die classische Geschichtschreibung ist arm an völkerrechtlichen Erörterungen und universalistischen Auffassungen der Begebenheiten, und die politische Beredtsamkeit Athens geht über die griechischen Interessen nicht hinaus. Daß man übrigens schon frühzeitig wenigstens einige völkerrechtliche Beziehungen selbst zu Barbaren anerkannte, beweist die Unverletzlichkeit fremder Gesandten; eine weitere Abhülfe der in dieser Hinsicht obwaltenden Mangelhaftigkeit bildeten die Gastfreundschaften, die theils staatsrechtlicher, theils privatrechtlicher Natur waren; in Griechenland, besonders in Athen, knüpften sich daran nicht selten mercantilische Interessen, in Rom dagegen herrschten sehr häufig politische Absichten dabei vor.

Ein ganz anderes Bild gewähren nun dem Beobachter die neuern Jahrhunderte. Der sociale und kosmopolitische Geist des Christenthums hat die Menschheit zu einer einzigen großen Familie erhoben: in der Theorie gibt es keine Barbaren, keine Rechtlosen mehr. Die allmälige Gestaltung eines europäischen Staatensystems, das aber auch die civilisirten Staaten anderer Erdtheile in sich aufzunehmen strebt, hat, da es durchaus von christlichen Grundsätzen durchdrungen und belebt wird, eine Gemeinschaftlichkeit der Interessen und in Folge dessen eine immer steigende Empfindlichkeit über Rechtsverletzungen und eine Folgenentwickelung sich ausbilden sehen, daß völkerrechtswidrige Gewaltstreiche gleich den Verwundungen des physischen Körpers an dem Staatenkörper der civilisirten Welt empfunden werden und daß eine Gereizt-

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 234 u. 235 d. Bl. D. Red.

heit in ihm zurückbleibt, die sich der steten Erinnerung an die geschlagene Wunde nicht erwehren kann. Diese neue Richtung und Bildung des öffentlichen Geistes hat nothwendig auch den Charakter der Geschichtschreibung bestimmen müssen. Von der Überzeugung durchdrungen, daß sie nur dann ihren hochwichtigen Beruf einer Lehrerin der Menschheit würdig auszufüllen vermöge, wenn sie der Wahrheit stets die Ehre gebe und rücksichtslos selbst gegen den Mächtigsten Gerechtigkeit übe, und sie auch Dem nicht versage, der außerhalb des Kreises stammverwandtschaftlicher, politischer und kirchlicher Sympathien sich befindet, gräbt sie selbst auf die Gefahr hin, höchst Ungerechtes und Betrübendes zu entdecken — das Interesse der Menschheit, die Wahrheit und die Gerechtigkeit stehen ihr höher als der Schmerz — rastlos in den Todtengrüften der Vergangenheit, in den Archiven der Staaten und Familien, um durch das Entdeckte zu belehren, zu warnen und zu schützen; daher die Theilnahme, die die Geschichte dem Schicksale Polens schenkt und stets schenken wird. Die Polen sind Slawen; allein das Christenthum kennt keine Stammverschiedenheiten, vor seinem Forum gibt es nur eine Menschheit und das Völkerrecht hat wenigstens in der Theorie seine Aussprüche adoptirt. Die Polen gehören im Ganzen der römisch-katholischen Kirche an; allein weder das Christenthum noch das Völkerrecht und die Geschichte wissen an sich etwas von Confessionsunterschieden und ihre gemeinschaftlichen Confessionssymbole sind **Gerechtigkeit** und **Wahrheit**. Die politischen Institutionen der Polen waren verderbt und ihre Reichstage zum spottenden Sprüchworte geworden; allein ihre Republik bildete ein starkes Glied an dem Staatenkörper, der im Laufe der Zeit als Resultat und zum Vortheile politischer Civilisation herangewachsen war, und als ein völkerrechtswidriger Gewaltstreich dieses Glied abschlug, entstand eine klaffende Wunde an jenem Körper, der schon Ströme Blutes entquollen sind, und noch ist keine Aussicht vorhanden, daß sie vernarben werde; über die Eingangspforten aller Nachbarstaaten aber hat die Geschichte die Worte eingraben lassen: jam tua res agitur, paries cum proximus ardet. Und überhaupt wird sie jetzt dem russischen Grafen Panin, der bei der ersten Theilung Polens eine Rolle spielte, schwerlich Recht geben, wenn er nach unserm Verf. äußerte:

Wer dereinst die Geschichte unserer Zeit lieset, wird sehen, man konnte nicht anders verfahren, ohne Europa in einen allgemeinen Krieg zu verwickeln. Nur die Theilung Polens hielt Östreich ab, das Schwert zu ziehen, und erzeugte eine Kälte zwischen dieser Macht und dem Hofe von Versailles.

Ebenso wenig wird man geneigt sein, sich mit der Gesinnung zu befreunden, die 1772 bei Gelegenheit einer Erklärung der drei theilenden Mächte sich aussprach, als diese die polnische Regierung mit der Annahme des Theilungsvertrages bedrängten:

Es gibt eine Grenze der Mäßigung, welche Gerechtigkeit und Würde den Höfen vorschreiben!!

Doch auch in dieser weltberühmten Ungerechtigkeit hat das Schicksal zwischen den mehr und minder Schuldigen, wir möchten beinahe sagen, einen zarten Unterschied gemacht. Denn während Rußland und Preußen ihrer polnischen Erwerbungen (sit venia verbo) sich noch wenig erfreut haben, sind die polnischen Provinzen, die an Östreich fielen, nicht ohne Dankbarkeit gewesen; fast scheint es, als habe das Schicksal dadurch die Aufrichtigkeit des Schmerzes der Maria Theresia und der Thränen des Fürsten Kaunitz beglaubigen wollen, als sie in Rußlands und Preußens Politik sich fügen zu müssen erklärten. Wir lesen in dieser Hinsicht bei dem Verf. Folgendes:

Fürst Kaunitz sagte: ich würde mein Herzblut hergegeben haben, wenn ich diese Nothwendigkeit hätte vermeiden können. — Ohne dem französischen Gesandten etwas Bestimmtes mitzutheilen, wiederholte Kaunitz seine gewöhnlichen Klagen über die Nothwendigkeit, welcher der wiener Hof unterlegen habe. Er sprach mit größtem Gefühle und Thränen in den Augen über die Unannehmlichkeiten seiner eigenen Lage und über den Schmerz, welchen er empfinde, daß er vor einigen Jahren seinen Entschluß, sich zurückzuziehen, nicht ausgeführt habe, ehe er in diese grausamen und jammervollen Scenen verwickelt worden. Er fügte hinzu: es sei sehr zu wünschen, daß Rußland sich dem Bemühen zugesellen möge, des Königs von Preußen Ehrgeiz zu hemmen und seine Absichten zu kreuzen, obgleich er sehr zweifle, daß man es hierzu bringen werde. Er schloß mit der Bemerkung: wenn Rußland und Preußen ihre Macht durch große und werthvolle Erwerbungen erhöhen, so muß die Kaiserin Maria Theresia, ihrer Sicherheit wegen, diesem Beispiele folgen.

In derselben Quelle, aus welcher der Verf. die vorstehenden Worte entlehnt hat, lesen wir folgende Äußerung:

Die Kaiserin Maria Theresia sagte: die ganze Sache ist mir so unangenehm, so meinen Grundsätzen und dem ganzen Inhalte meiner Regierung zuwider, daß ich es nicht ertragen kann, auch nur daran zu denken, und daß ich die gesammte Führung dem Kaiser, dem Fürsten Kaunitz und dem Marschall Lascy übergeben habe.

Und so hat Hr. v. Raumer noch mehre und längere Stellen aus seinen gesandtschaftlichen Quellen mitgetheilt, welche den Schmerz und den Unmuth Maria Theresia's und ihres ersten Ministers über die Nothwendigkeit, sich in das Unabwendbare fügen zu müssen, laut und unzweideutig an den Tag legen. Die mitgetheilten Stellen bilden in der That einen schönen Lichtpunkt in den Schattenseiten der damaligen Politik und gewähren Trost, wenn man sich das Herz des Unmuthes voll gelesen hat, den man über Verrath, Heuchelei und schreiende Ungerechtigkeiten empfinden muß. Übrigens erhalten die von Hrn. v. Raumer bekannt gemachten Berichte noch einen besondern Werth dadurch, daß die Geschichte jetzt mehr noch als früher in den Stand gesetzt ist, den Schuldigen von dem Unschuldigen zu unterscheiden und der Wahrheit zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen. Und der Segen der Wahrheit darf nicht blos von der intellectuellen, sondern auch von der moralischer Seite betrachtet werden. Wenn daher der greise Kaunitz zu dem französischen Gesandten sagte:

Wer mich als Menschen liebt, muß mich als Staatsmann beklagen. Ich glaubte nicht, daß meine Laufbahn so enden würde —

so hat diese Äußerung, die gewiß eine aufrichtige war,

nachdem sie ein Eigenthum der Geschichte geworden ist, insofern unstreitig einen moralischen Werth, als sie über eine Persönlichkeit ein gerechtes Urtheil möglich macht, die, abschon in eine beklagenswerthe Ungerechtigkeit mit verwickelt, nun weit über die Urheber und Mitwisser der Schuld erhoben werden kann: Kaunitz unterscheidet sich in den Augen der Geschichte von den übrigen Mitschuldigen wie der tragische Held von den Opfern der Leidenschaft.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Zur Statistik Schwedens.

Nachfolgende statistische Angaben sind aus einer im Monat December 1839 erschienenen Schrift des Obersten Karl von Forsell: „Bemerkungen und statistische Erläuterungen über Schweden", entlehnt. Da der Verf. dem Publicum schon durch seine „Statistik von Schweden" rühmlich bekannt ist, so werden auch diese neuen Ergänzungen derselben Freunden der Länder- und Völkerkunde gewiß willkommen sein.

Der Flächenraum Schwedens enthält 88,920,172 schwedische Morgen *) trockenes Land. Dazu kommen noch: 7,992,851 Morgen, welche von Seen, Flüssen und Morästen bedeckt sind. Von den größern Seen enthält Mälaren 12,16, Hjelmaren 4,25, Wettern 17,10 und Wenern 47,13 schwedische Quadratmeilen. In den sechs nördlichen Lehen oder Landeshauptmannschaften sind nur 48 schwedische Quadratmeilen angebaut, in den 18 südlichen aber beinahe 200 Quadratmeilen, d. h. in den erstern nur 1/32, in den letztern 1/7 der Oberfläche des Bodens. Die Anzahl sämmtlicher Höfe oder Hufen (Hemman) beläuft sich auf 65,219 1/2, deren Werth 1836 zu 396,193,766 Thlr. Banco geschätzt wurde. Der Werth Stockholms wird höher als der irgend einer andern Landeshauptmannschaft in Schweden, nämlich zu 31,519,628 Thlr. Banco, angegeben. Ihm zunächst kommt der Werth Oestergöthlands, welches zu 31,127,072 geschätzt wird.

Die Bevölkerung Schwedens ist im beständigen Steigen. Im J. 1805 hatte es 2,412,975, 1830 2,888,032 und 1839 3,109,772 Einwohner. Doch ist bei der letztern Zahl zu beachten, daß dieselbe als nur annäherungsweise richtig angesehen werden kann; die nächsten Quinquennientabellen werden die Zahl bestimmt angeben. Übrigens bemerken wir, daß Einlieger und Armenhäusler darin nicht mit einbegriffen sind. Die Volkszahl hat sich in den letzten 30 Jahren um 760,000 Menschen vermehrt. Am stärksten wuchs dieselbe in Schonen, wozu besonders die Vertheilung der Gemeinheiten, sodaß jeder Bauer sein Feld abgesondert für sich bekam, sehr viel beitrug. Im nördlichen Schweden waren die in Lappland immer mehr zunehmenden Niederlassungen von Colonien der Bevölkerung günstig. In einigen Landschaften, z. B. Upland, schreitet die Volksvermehrung fast gar nicht vorwärts. Stockholm hatte schon 1805 72,652, 1825 79,473, 1830 80,621 und 1839 83,889 Einwohner.

Eine im Auslande viel Aufsehen erregende Frage hat der Oberst von Forsell in der Vorrede zu seiner obengenannten Schrift besprochen. Nachdem er einerseits gezeigt, daß das Land jetzt ohne alle Vergleichung besser angebaut ist, als es vor 30 Jahren war, daß die Production immer steigt, der Kunstsinn und der Gewerbfleiß größer sind und ein verständiger und thätiger Associationsgeist jetzt mehr wie je die öffentlichen und Privatunternehmungen leitet; daß die Leute im Allgemeinen gegenwärtig besser wohnen, sich besser kleiden und mit den Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des Lebens viel besser versehen sind als ehemals; andererseits zugegeben, daß Armuth und Verbrechen, besonders solche, welche die allgemeine Sicherheit gefährden, sich vermehrt haben, äußert er sich folgendermaßen: „Ein Ausländer, Hr. Laing, der 1838 das Land bereiste und seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf den sittlichen Zustand der Nation richtete, hat uns besonders in Bezug auf die Moralität und die Achtung für das Gesetz sehr streng, aber auch sehr ungerecht beurtheilt. In Ansehung der Verbrechen stellt er die Schweden hinter die so schlecht verrufenen Irländer, indem er sich dabei auf amtliche Documente beruft. Diese sind ganz richtig, aber der Fehler besteht darin, daß Hr. Laing es nicht verstanden hat, sie richtig zu benutzen. Er hat nämlich gar nicht bemerkt, daß unsere Criminalstatistik eine große Menge kleiner polizeilicher Vergehen und Übertretungen ökonomischer Verfügungen zugleich aufnimmt, welche von ausländischen Statistikern nicht mit in Anschlag gebracht werden." Dazu kommt eine Anzahl anderer Misverständnisse, die sich jener Engländer hat zu Schulden kommen lassen und welche Professor Geijer in seinem Literaturblatt näher beleuchtet hat. Überdies widerlegt Hr. Laing sich selbst, wenn er S. 138 sagt: „Wie es sich auch mit der Sittlichkeit in diesem Lande verhalten mag, so ist darin wenigstens kein Mangel an Sitten. Man findet hier keine gemeinen Pöbelstreiche, keine Rohheit, keine das Gefühl empörenden Handlungen. Wollt ihr das Land durchkreuzen, so werdet ihr zu der Überzeugung gelangen, daß die Schweden zu den tugendhaftesten Nationen gehören." Diese Erfahrung, die er selbst gemacht, hätte ihn doch eines Bessern belehren sollen. Aber freilich läßt sich nicht leugnen, daß selbst nach Beseitigung dieser Misverständnisse eine wahrlich betrübende Menge wirklicher Verbrechen noch übrig bleibt. Wie es sich damit verhält, darüber gibt der Bericht des Justizministers von 1837 folgende Auskunft: Angeklagt waren 24,145 Personen, darunter 3241 Weiber. Rechtsfällig wurden 22,230. Auf dem Lande wurden 80 grobe Verbrechen oder Verbrechen erster Classe, oder ein Verbrechen auf 34,192 Individuen begangen. Die Zahl der Verurtheilten verhielt sich wie 1 zu 28,794. Verbrechen zweiter Classe waren 1851. Die Rechtsfälligen verhielten sich wie 1 zu 1368. In den Städten wurden 11 Verbrechen erster Classe begangen. Die Verurtheilten verhielten sich wie 1 zu 20,714 Einwohnern. 1239 Verbrechen zweiter Classe. Die Rechtsfälligen verhielten sich wie 1 zu 217. Wegen größerer oder kleiner Diebereien wurden auf dem Lande 1 von 1793, in den Städten 1 von 265 bestraft. Verbrechen dritter Classe (polizeiliche oder ökonomische Vergehungen) wurden auf dem Lande 12,852, in den Städten 6197 begangen. In der Hauptstadt und in sämmtlichen Provinzialgefängnissen befanden sich 12,811 Verhaftete. Auf den Festungen und in den Strafgefängnissen saßen 615, die lebenslänglich, 645, die auf gewisse Jahre zu dieser Strafe verurtheilt waren, 12 auf deren Geständniß man wartete; zusammen: 1273. In den Besserungsanstalten waren 2257 Personen, darunter 301 Weiber. Etwa 17 Personen werden jährlich hingerichtet. Die Anzahl der Civilprocesse, welche bei den Gerichten anhängig gemacht wurden, belief sich auf 73,744. Darunter waren 43,563 Schuldfoderungen.

Auf dem Lande war jedes zwanzigste, in den Städten, außer Stockholm, beinahe jedes sechste Kind unehelicher Geburt; in der Hauptstadt aber 1 gegen 1 1/3. Diese Angabe der unehelichen Geburten für 1837 weicht von der der Tabellencommission auf eine ungünstige Weise ab. Diese gibt die Mittelzahl derselben für die vorhergehenden Jahre auf folgende Weise an: ein uneheliches Kind gegen 32 ehelich geborene im ganzen Reich überhaupt. Auf dem Lande war jedes 15. bis 16. Kind unehelich; in der Hauptstadt jedes 2 1/3, in den übrigen Städten etwas mehr als jedes sechste. Indeß ist das Verhältniß noch immer etwas besser als in Frankreich, wo, nach Martin's „Statistique de la France", 1837 jedes 12 1/3 Kind unehelich war.

Im ganzen Reich stirbt jährlich jede 44. Person, aber in einem so ungleichen Verhältniß, daß in der Hauptstadt 1 von 21, in den übrigen Städten 1 von 33 und auf dem Lande nur 1 von 47 1/3 stirbt. Jedes Jahr sterben also im Durchschnitt

*) Der schwedische Morgen (Tunnland) ist zu 56,000 Quadratfuß festgesetzt.

67,868 Menschen in Schweden. In den fünf Jahren von 1830—35 starb beinahe jedes vierte Kind im ersten Jahre seines Lebens, jedes sechste vor seinem funfzehnten Jahre, jedes achte über 15 Jahre. Durch Unglücksfälle (darunter sind Pocken, böse Wochenbetten, Selbstmord u. s. w. mit einbegriffen) kam jede zwanzigste Person ums Leben (?). Die größte Mortalität herrscht gewöhnlich im Monat März. In der Hauptstadt ist die jährliche Zahl der Geburten 2658, wovon 1032 unehelich sind; der Sterbefälle 3884. Im ganzen Reich sterben täglich 186 Menschen.

Von 137 Personen heirathen jährlich ein Paar. Von 118 Ehen werden 88 zwischen noch ledigen Personen, 18 zwischen Witwern und Mädchen, 8 zwischen unverheiratheten Männern und Witwen und 4 zwischen Witwern und Witwen geschlossen.

Von 100 Müttern gebären kaum 2 vor dem 20. Jahre: 14 zwischen dem 20.—25., 25 zwischen dem 25.—30., 26 zwischen dem 30.—35., 21 zwischen dem 35.—40., 10 zwischen dem 40.—45., kaum 2 zwischen dem 45.—50. Nur ein Weib von 2950 kann noch gebären, nachdem es sein 50. Jahr Jahr erreicht hat. Jede 67. Wöchnerin gebiert Zwillinge; jede 5353. Drillinge, jede 150,000. Vierlinge. Jedes 35. Kind wird todt geboren; jedes achte Ehepaar erzeugt keine Kinder. Als ein Beweis von den traurigen Wirkungen der Unsittlichkeit verdient die von der Statistik bestätigte Thatsache bemerkt zu werden, daß in Stockholm jedes dritte, auf dem Lande jedes sechste uneheliche Kind ein todtgeborenes ist. Von 96,720 Weibern, die jährlich Kinder zur Welt bringen, befinden sich 12,551 in guten Glücksumständen, 50,796 haben ihr mäßiges Auskommen, 33,373 leben mehr oder weniger in Dürftigkeit. Im J. 1780 bestand jede Haushaltung im Durchschnitt aus 7 Personen, gegenwärtig aber gewöhnlich nur aus 5 1/3, ein Beweis, daß man jetzt mehr eilt, Ehen zu schließen, um Kinder zu zeugen, die man nicht hinlänglich versorgen kann.*)

Von den auf dem Lande wohnenden Familien leben 8 vom 100 in Wohlstand, 69 können sich aus eigenen Mitteln ernähren, aber 23 bedürfen fremder Unterstützung. Jedes 280. Individuum lebt in einem Armenhause; jedes 82. wird von seinen Kindern, Verwandten u. s. w. ernährt, oder erhält Unterstützung aus der Armenkasse; jedes 186. Kind ist ein angenommenes oder aus dem Waisenhause; überhaupt ist jede 25. Person blutarm.

Mit andern Ländern verglichen, ist die Sterblichkeit in der Schweiz am geringsten; darnach kommt Frankreich; nächst ihm Schweden; hierauf folgt Wien und endlich Stockholm, obgleich weder seine Lage noch sein Klima ungünstig ist.

Der Mittelertrag der Getreideproduction für 10 Jahre (von 1823—33) wird, nach Abzug der Aussaat, so angegeben:

| | Weizen | Roggen | Gerste | Hafer | Mengekorn | Erbsen | Kartoffeln |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Auf dem Lande | 6 1/3 | 5 5/6 | 4 5/8 | 3 5/8 | 4 | 4 3/4 | 6 7/8 |
| In der Nähe der Städte | 6 3/4 | 6 1/3 | 6 1/8 | 4 1/3 | 5 | 5 1/6 | 8 1/2 |

Doch zweifeln wir etwas an der Genauigkeit einiger dieser Angaben, welche auf die alle fünf Jahre gemachten Berichte der Landshauptmänner gegründet sind. So wird der Ertrag des Roggen in Umeå-Lehn zu 8 1/3, in Piteå-Lehn zu 11 2/3, was wahrscheinlich zu hoch, in Calmar-Lehn zu 6 1/3, in Ostergöthland zu 5 1/3, was wol zu niedrig angeschlagen ist, angegeben.

Bei nachfolgender Angabe der Mitteltemperatur verschiedener Punkte von Schweden ist zu bemerken, daß die Beobachtungen über dieselbe nicht an allen Orten in demselben Zeitraum angestellt worden sind. Einige umfassen die Zeit von 4—5 Jahren, andere über 50 Jahre.

| | Gothenburg | Lund | Wexiö | Carlstad | Stockholm |
|---|---|---|---|---|---|
| Breite | 57° 42′ | 55° 42′ | 56° 53′ | 59° 23′ | 59° 20′ |
| Höhe | 0 Fuß | 60 Fuß | 500 Fuß | 180 Fuß | 128 Fuß |
| Lufttemperatur | + 7,97 | + 7,28 | + 6,98 | + 6,27 | + 5,66 |
| Größte Wärme | +17,32 | +17,36 | +18,91 | +17,46 | +17,48 |
| Größte Kälte | — 1,12 | — 1,94 | — 2,30 | — 3,56 | — 4,27 |
| Jährl. Niederschlag | | | | | 17 1/2 Zoll |

| | Falun | Hernösand | Östersund | Ume | Enontekis |
|---|---|---|---|---|---|
| Breite | 60° 39′ | 62° 38′ | 63° 24′ | 63° 50′ | 68° 36′ |
| Höhe | 400 Fuß | 0 Fuß | 1050 F. | 0 Fuß | 1467 Fuß |
| Lufttemperatur | + 4,40 | + 2,42 | + 2,11 | + 1,90 | — 2,76 |
| Größte Wärme | +15,75 | +14,80 | +14,39 | +16,24 | +14,50 |
| Größte Kälte | — 7,40 | — 8,72 | —12,64 | —11,33 | —17,77 |
| Jährl. Niederschlag | 15,2 Z.*) | | | | |

Es ist nämlich hier von der monatlichen Mitteltemperatur die Rede. Die größte Hitze tritt gewöhnlich im Monat Juli, die größte Kälte im Januar ein. Dies hindert jedoch nicht, daß, was einzelne Tage betrifft, die Extreme der Kälte und der Wärme auch in andern Monaten, z. B. Februar und August, eintreten können. 66.

*) Die Volkszählungen, sowie überhaupt alle andere statistische Angaben sind in Schweden genauer und zuverlässiger als in den meisten übrigen Ländern Europas, indem sie einer doppelten Controle unterworfen sind.

*) Der Niederschlag ist indeß so verschieden, daß er in den sechs Monaten Mai bis October 11,6 Zoll, in den übrigen sechs Monaten aber nur 3,94 Zoll beträgt.

## Notizen.

Ein römisches Blatt nimmt sich die Mühe, der höchstunwahrscheinlichen Nachricht zu widersprechen, welche sich in den Salons und von da aus in den Zeitschriften von Paris verbreitet hat, daß nämlich der Papst den Laokoon und den Apollo von Belvedere an den Kaiser von Rußland für den — in jedem Fall annehmlichen — Preis von 9 Millionen Francs verkauft habe. Es beruft sich, zur Erwiderung auf diese Verleumdung, auf die zwei neuerdings von dem Papste gegründeten Museen, das etruskische und das ägyptische, sowie auf die Ermunterung, welche derselbe im Allgemeinen der Kunst in jedem ihrer Zweige zu Theil werden lasse. Hieran knüpft sich zugleich die Berichtigung der durch die „Quotidienne" verbreiteten brieflichen Mittheilung aus Florenz, daß durch das Herabfallen eines Portraits von van Dyk, welches sich in der dasigen Nationalgalerie befindet, der Apollo von Belvedere umgeworfen und bedeutend beschädigt worden sei; dieser befindet sich eben zu Rom, nicht in Florenz, wol aber am letztern Orte ein gleichfalls höchst bewundernswerther Apollo, der sogenannte Apollino, mit welchem sich ohne Zweifel jener beklagenswerthe Unfall zugetragen hat.

Das Verfahren im Verfertigen von Abdrücken von daguerreotypischen Platten macht in England ununterbrochene Fortschritte. Der Redaction des „Athenaeum" ist eine neue Probe nach dem Verfahren von Ibbetson mittels des Apparats des polytechnischen Instituts vorgelegt worden, welche sie bestimmt für einen großen Fortschritt erklärt. Dabei findet sie sich aber zu der Bemerkung veranlaßt, daß alle diese Proben von Dr. Berres sowol als Andern, von daguerreotypischen Productionen nach frühern künstlichen Darstellungen sind, daß zwar auch diese Kunst ihren Nutzen haben möge, aber doch sehr von der Kraft der Abdrücke von Gegenständen direct aus der Natur abstehe. Ein einmal gemachter Abdruck könne mit größerer Leichtigkeit und vollkommener Genauigkeit mittels Elektromagnetismus vervielfältigt werden, wie man es an Palmer's trefflicher Copie von Finden's Abdruck gesehen habe. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 268. —— 24. September 1840.


Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive von Friedrich v. Raumer. Dritter bis fünfter Theil.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 267.)

Rücksichtlich der Frage, wer zuerst den Gedanken an eine Theilung Polens gehabt habe, lesen wir in einem gesandtschaftlichen Berichte vom 30. Sept. 1772 aus Warschau folgende Worte:

Der russische Botschafter sagte: die Haupturheber und Beförderer der Theilung Polens waren in Rußland der Prinz Heinrich von Preußen und der General Graf Czernichew, welcher vom Könige Friedrich II. theuer erkauft worden ist.

Unser Verf. erinnert nun allerdings mit Recht, daß es dabei weniger darauf ankomme, wer diesen Gedanken zuerst gehabt, als wer die Möglichkeit oder Nothwendigkeit einer solchen Theilung herbeiführte. Und diese Schuld fällt unleugbar vorzugsweise auf Rußland. Der Gang und Charakter der russischen Politik seit Peter I., das Benehmen Rußlands gegen Polen und seine nur schlecht verschleierte Absicht, diesen ganzen Staat allmälig an sich zu reißen, veranlaßten Friedrich II., der scharfsichtig genug war, um Rußlands Plane zu durchschauen, die Initiative zu ergreifen und das Unrettbare lieber zu theilen, als das große Ganze in die Hände einer Macht gerathen zu lassen, die ohnehin schon ein so schweres Gewicht in die Wagschale der europäischen Mächte legte. Was Frankreich und England betrifft, die doch unmöglich eine Theilung Polens in ihrem Interesse finden konnten und gleichwol keine energische Thätigkeit dagegen entwickelten, so muß man erwägen, daß der erstere dieser Staaten schwer getroffen aus dem Kampfe mit England und Preußen davongegangen war, daß in seinem Innern sich schon die Bewegungen einer bevorstehenden Auflösung zeigten, und daß endlich, wie Fürst Kaunitz sagte, „an der Spitze Frankreichs keine Männer standen, welche ihre Absichten durch Geschicklichkeit furchtbar machen konnten". Die Franzosen besaßen in der That Niemanden von wahrhaft großen Eigenschaften. England hatte allerdings, wie unser Verf. wol richtig bemerkt,

weniger Grund, sich in die Angelegenheiten des Festlandes einzumischen, als Frankreich; doch benahm es sich nicht im großen Style und ermangelte der Gewandtheit und Beweglichkeit, welche Einfluß gibt, ohne zu materiellen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Friedrich II. hatte nach allgemeinem Zugeständnisse in diesen Jahren meisterhaft gezeigt, was sich auf diesem Wege erreichen lasse.

Überhaupt hat England erst gegen Napoleon in der Continentalpolitik Energie und Sachkenntniß an den Tag gelegt, und erst in den neuesten Zeiten die Überzeugung ausgesprochen, daß durch Polens Untergang ein unausfüllbarer Riß in dem europäischen Staatensysteme erzeugt und die Idee des europäischen Gleichgewichts, die einstens von England selbst ausging, bei Lichte betrachtet, eine illusorische geworden sei. Übrigens erinnert die heutige Stellung der fünf sogenannten Großmächte der Türkei gegenüber nicht blos aus dem Grunde an die Geschichte Polens, weil damals dieselben Mächte sich über das Sein oder Nichtsein eines Staates in diplomatischen Verkehr gesetzt hatten, sondern es liegen noch manche andere Gründe vor, die den Kenner der Vergangenheit und Gegenwart zu einer Vergleichung auffodern. Die Leidenschaften, die Begierden, die Interessen sind im Ganzen unverändert geblieben, aber der Zügel derselben, der völkerrechtliche Sinn, ist unleugbar stärker geworden.

Jedes Zeitalter hat seine Tugenden und Sünden. Das vorige Jahrhundert ging ziemlich leichtsinnig und rücksichtslos mit Völkern und Staaten um. Beweise dafür im Großen sind Spanien und Polen, im Kleinen die Insel Corsica. Wir wollen dem Schicksale dieser Insel, die 1768 durch einen Gewaltstreich an Frankreich kam, nach den gesandtschaftlichen Actenstücken, die sich bei dem Verf. finden, einige Aufmerksamkeit schenken; wir glauben dies um so eher thun zu dürfen, weil die Sache weniger bekannt ist. Die Genuesen hatten sich bereits im 13. Jahrhundert dieses Eilandes bemächtigt, waren aber nie zu einem ungestörten Besitze desselben gelangt. Die freiheitsliebenden Corsen sträubten sich stets gegen die Herrschaft der stolzen Republikaner. Was diesen in der Zeit ihrer blühenden Macht nicht gelungen war, das bot noch geringere Aussicht auf Erfolg dar, als sich die Corsen unter ihrem hochherzigen Paoli 1767 abermals gegen die Genuesen erhoben. Frankreich, gewiß schon längst auf die militairische Wichtigkeit Corsicas aufmerksam, ließ sich durch abgesendete Hülfsmannschaft in den Kampf ziehen, und da dieser hartnäckiger war, als daß ihn die Genuesen bei ihren geringen Kräften mit der Hoffnung auf einen endlichen Erfolg fortzusetzen vermocht hätten, boten

sie die ganze Insel, wie wenigstens der damalige französische Minister Choiseul angibt, den Franzosen an. Diese zeigten anfangs zum Scheine einige Sprödigkeit, wohl wissend, daß sie darüber leicht mit England in einen Krieg verwickelt werden könnten. Denn abgesehen von der reizbaren Eifersucht Englands auf Frankreich ließ sich aus dem 15. Artikel des Friedens von Aachen (1748) füglich ein Grund zum Kriege ableiten. Dieser Artikel lautet:

Die acht hohen Mächte sind übereingekommen und haben festgesetzt, daß für das Wohl und die Befestigung des Friedens im Allgemeinen, sowie für die Ruhe Italiens insbesondere alle Dinge daselbst in dem Zustande verbleiben sollen, wie sie vor dem Kriege waren, nur mit Ausnahme desjenigen, was zufolge dieses Friedens zur Vollziehung kommen soll.

Allein Östreich und Spanien waren bereits gewonnen und England ward dadurch im Schach gehalten, daß Frankreich sich der Amerikaner, die damals schon in Bewegung waren, anzunehmen drohte. An diplomatischen Noten, an Vorstellungen und Drohungen fehlte es nicht; aber dabei blieb es auch. Frankreich gelangte in den Besitz der Insel. Das Mitgefühl, welches die heldenmüthige Gegenwehr der Bewohner in ganz Europa erweckte, vermochte sie nicht zu retten: sie fiel als ein Opfer der Übermacht, der politischen Conjuncturen und der Grundsätze der damaligen Diplomatie. Die Betrachtungen, die Herr v. Raumer an diese Begebenheit anknüpft, müssen wir im Buche selbst nachzulesen bitten, weil sie zu lang sind und uns zu sehr auf das Gebiet der Politik führen würden. Nur das Ende derselben erlauben wir uns zum Nutz und Frommen unserer Leser mitzutheilen:

Die Thatsachen begründen Rechte, und die Rechte erzeugen Thatsachen. Es findet hierbei ein so eigenthümliches, mannichfaltiges, geheimnißvolles, tiefsinniges Ineinandergreifen, eine so lebendige Wechselwirkung statt, daß nichts oberflächlicher ist, als über dies Alles mit einer abstracten Formel abzuurtheilen und es über denselben Leisten zu schlagen. Wer dies leugnet, der muß über Karl den Großen und Dsingischan, über Friedrich den Großen und Timur, er muß über Wilhelm von Oranien, Paoli, Washington, Kosciuszko und den Befreiungskrieg von 1813 das gleiche Verdammungsurtheil aussprechen.

In den vorliegenden drei Bänden der gesandtschaftlichen Berichte tritt uns überall Friedrich der Große entgegen. Die Fäden der damaligen Politik führen zum größern Theile auf ihn zurück, oder gehen von ihm aus. Er kann mit Recht die Seele des politischen Systems jener Zeit genannt werden. Aber es gab nur einen fürstlichen Zeitgenossen, der Friedrich's Charakter und sein Verwaltungssystem wirklich studirte und zugleich auf den unglücklichen Gedanken gerieth, das letztere zu copiren. Joseph II., der in mancher Beziehung mit Maximilian II. verglichen werden kann, beging aber den großen Fehler, das Gelingen der Plane des preußischen Königs lediglich in der hervorragenden Persönlichkeit ihres Urhebers zu suchen, während sowol die Plane selbst als deren Gelingen ein Ergebniß der besondern längst vorbereiteten Verhältnisse waren. Es ist schwer zu beklagen, daß dieser edle Monarch aus seiner durch Natur und Erziehung trefflichen Individualität heraustrat und dadurch verleitet ward, um es kurz zu sagen, statt mit östreichischen mit brandenburgischen Augen zu sehen. Die Geschichte darf in ihm ein Aller Augen auf sich ziehendes Meteor erkennen, sie darf ihn als einen Vorboten der Dinge ansehen, die da kommen sollten. Und den Schmerz, den er am Ende seines Lebens über das Verkennen und Mislingen seiner Plane empfand, sucht sie ihm dadurch zu vergelten, daß sie so gern bei ihm verweilt. Auch wir wollen etwas länger bei ihm verweilen, da uns Hr. v. Raumer den Bericht des englischen Gesandten über den damals noch jungen Kaiser vorgelegt hat, der nicht nur dem Scharfsinne seines Urhebers, sondern auch der Gerechtigkeitsliebe desselben alle Ehre macht. Der Bericht ist zwar von ziemlichem Umfange und wir möchten deshalb fast Bedenken tragen, ihn hier mitzutheilen; allein wenn es gilt, die öffentliche Meinung über Recht und Wahrheit und Tugend aufzuklären, darf man nicht wortkarg sein. Die Hauptstellen jenes Berichtes sind nun folgende:

Stellt sich der Kaiser auf seinen eigenen Boden, folgt er den Eingebungen seines eigenen Geistes und Herzens, so wird er in den Augen der Vernunft und Wahrheit viel größer sein als der König von Preußen; läßt er sich zur Nachahmung herab, muß er unvermeidlich der Geringere werden. Der allgemeine Glaube an des Kaisers Geschicklichkeit steigt mit jedem Tage. Ich maße mir nicht an, von ihm oder irgend einem Manne mit Gewißheit zu sprechen, bevor er vollständig erprobt ist. Man kann unmöglich über seine Fähigkeiten und seine wahre Kraft urtheilen, ehe die ganze Last auf seine Schultern gelegt wird. Doch wage ich so viel zu sagen: entspricht er der von ihm hervorgerufenen Erwartung, ist die Frucht der Blüte gleich, so wird er einer der ausgezeichnetsten Fürsten sein, welche je den kaiserlichen Thron einnahmen. Er zeigt rasches Urtheil und Scharfsinn, und dem zufolge Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks, ohne viel von den Kenntnissen zu besitzen, welche man durch Fleiß und abstractes Forschen erwirbt. Er hat (was unendlich vorzuziehen ist) einen gesunden, gewandten und praktischen Verstand. Er besitzt die Kraft und zugleich Beweglichkeit des Geistes, welche sich mit einem Male auf einen Gegenstand richtet, ihn in voller Ausdehnung ergreift und dann ein entschiedenes (sowie im Allgemeinen ein richtiges und wohlbegründetes) Urtheil fällt. Ihn scheint keine Gefahr von den Felsen zu bedrohen, an denen so Viele scheiterten. Er hat kein überwiegendes Laster, keine Leidenschaft, der er nicht Herr wäre. Er ist durch Geschmack und Grundsatz ein Feind alles Staates, Pompes und aller Pracht, während er die wahrste und natürlichste Einfachheit der Sitten zeigt. Oft geht er aus, nur von einem einzigen Diener begleitet, spricht gern mit Leuten aus allen Ständen, weiß Jeden, mit dem er redet, in angenehme und bequeme Stimmung zu versetzen, liebt leichten, freundschaftlichen Umgang so sehr, als er feierliche Kreise haßt — zeigt überall in Sprache, Bewegung und Benehmen die außerordentlichste Leutseligkeit. Zu gleicher Zeit besitzt er aber solche Würde, daß selbst in den vertrautesten Augenblicken Niemand die Achtung vergessen kann, welche ihm zukommt, fast hätte ich gesagt, die man noch mehr dem Manne schuldig ist, als der Krone, die er trägt.

Nachdem der Gesandte über die kleinen Mishelligkeiten zwischen Joseph und seiner Mutter Maria Theresia gesprochen hat, die aus der Verschiedenheit der beiderseitigen Grundsätze entsprangen, aber immer durch die gegenseitige Liebe und Achtung wieder ausgeglichen wurden, fährt er fort:

Der Kaiser hegt strenge und feste Grundsätze über Gerechtigkeit und Billigkeit. Kein Herrscher kann ein größerer Feind der Unterdrückung sein. Es ist jedoch eine gewisse Steifheit und

Härte in ihm, welche erst die Reife des Alters und der Erfahrung mildern kann, und welche ihn jetzt zu schnell und zu oft zu dem Schlusse verleitet: dies ist recht, also soll und muß es sein! Er achtet nicht genug auf die allgemeinen Vorurtheile und Schwächen der Menschen, räumt ihnen zu wenig ein, und bedenkt zu wenig, mit welcher außerordentlichen Vorsicht allgemeine Neuerungen, selbst wenn sie weise sind, eingeführt werden müssen. Er fühlt nicht genug, daß der geringste Schein der Unterdrückung ein wahres Übel ist: ein Übel sowol für Die, welche durch das Trugbild erschreckt werden, als ein Übel für das ganze Land, weil die Menge ebenso vor dem Scheine fliehet, wie sie vor wirklicher Unterdrückung fliehen würde.

Die Anmerkungen, die unser Verf. hinzugefügt hat, sind uns wie aus der Seele geschrieben, und wir müssen denselben im Interesse der Geschichtswissenschaft recht viele Leser wünschen. Schließlich machen wir nur noch auf die zahlreichen Beiträge aufmerksam, die der Verf. zur Charakteristik des russischen und französischen Hofes unter Katharina II. und unter Ludwig XV. u. XVI., sowie der berühmtesten Persönlichkeiten jener Zeit der wissenschaftlich gebildeten Welt vorgelegt hat. Wir dürfen den Geschichtskenner nur an Potemkin und Orloff, an Turgot, Malesherbes, Necker und Lafayette erinnern, um sein Interesse rege zu machen. Er wird es dem Hrn. v. Raumer gewiß danken, daß er keine Zeit und Mühe gespart hat, die Gesandtschaftsberichte in Paris und London zur Erweiterung oder Berichtigung der historischen Kenntnisse auszubeuten. Karl Zimmer.

## Romanenliteratur.

1. Die Perle von Zion. Von F. Th. Wangenheim. Zwei Bändchen. Leipzig, Weber. 1839. 8. 2 Thlr.

Die nächste Veranlassung zu diesem Buche mag ein demselben vorgedrucktes Gedicht von L. Wihl „Ahasver" gegeben haben, aber es ist eben nicht leicht, über das Buch etwas zu sagen, besonders wenn man etwa fürchtet, vom Verf. für einen Splitterrichter, einen Recensentler, z. B. einen Hrn. Leo angesehen zu werden (Bd. 1, S. 25).

Glücklicherweise kennt Ref. weder Furcht, noch den Hrn. Leo, sondern nur seine Pflicht, und diese will doch nicht erlauben, das Buch besonders zu loben. Zunächst weiß man nicht, was der Verf. eigentlich will. Emancipation der Juden will er nicht, vielmehr soll die christliche Kirche als solche sich auflösen; vom Mohammedanismus, unter dessen Halbmond so viele Juden seufzen und Geschäfte machen, spricht er nicht. Wenn nun wirklich die Träger der christlichen Kirche sich dazu verständen, ihre Last fallen zu lassen, und dann die Talmudisten ihnen freundlich die Hände reichten, so wäre freilich der religiöse Differenzpunkt ziemlich beseitigt. Allein die Einen wie die Andern geben sich aus guten Gründen nicht so leicht, und wenn auch, so würde doch immer der Staat noch ein Wort mitzureden haben. Kann und will dagegen dieser bürgerliche Freiheit einräumen, so bleibt selbst in dem Falle, wo man eine sogenannte Staatsreligion beliebt hat, das Kirchenwesen möglichst unbetheiligt. Will man Staat und Kirche ganz aus dem Spiele lassen und eine Annäherung, eine Verschmelzung aus dem Leben sich entwickeln lassen, so ist das wahrscheinlich der sicherste Weg, obgleich dann beide Partien ein sehr großes Arbeitsfeld vor sich haben. Von dem Allen spricht der Verf. ein wenig, von Umwandlung des kirchlichen Systems am meisten: ein Beweis, wie wenig er die Kraft des Glaubens, die Macht der auf dem Felsen des Staates ruhenden Kirche kennt, eine Macht, die bekanntlich so groß ist, daß eine bekannte Kirche sich selber für den Felsen hält, der Staaten trägt und hegt.

Die mislichste Figur im Buche ist Ahasver. Der Verf. hat Symbol und Wirklichkeit so ineinander gezerrt, daß er sich selber nicht herausfinden kann und der Ahasver ein wahres Unding geworden ist. Anlangend die „Perle von Zion", so ist das ein Gedicht, welches ein Sohn des reichen David verfaßt, der andere Sohn gemalt hat; der dritte ist Componist, und die Tochter Viola ist der moderne Impuls zu jener Perle, die zu Christi Zeiten in Jerusalem als heimliche Christin lebte und in dreien Männern verschiedenen Glaubens die Flamme der Liebe anfachte. Das Gedicht ist ein unklares Bruchstück und das läßt sich von dem ganzen Buche sagen. Der Verf. hat manche gute, manche recht poetische Idee, aber einen Körper weiß er ihnen nicht zu geben, man müßte denn ein Chaos auch für einen genügenden Körper halten, und wenn, wie Ref. irgendwo gelesen zu haben glaubt, das Buch als eine Art Festgabe zum neuen jüdischen Jahrhundert betrachtet werden soll, so hat Ref. für dieses Jahrhundert keinen bessern Wunsch auszusprechen, als daß dem Verf. vergönnt sein möge, weniger zu schreiben, aber durchdachter und gegliederter.

2. Der natürliche Sohn. Psychologisches Nachtgemälde aus den Papieren eines Todten. Von W. M. Nebel. Zwei Theile. Manheim, Löffler. 1839. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Es gibt Bücher, Romane genannt, über die sich mit dem besten Willen, der redlichsten Absicht eigentlich gar nichts sagen läßt. Zu diesen Büchern gehört auch „Der natürliche Sohn", und zwar aus zwei Gründen. Erstlich ist an eine klare Entwickelung der Grundidee, nach der Vorrede „Schuld und Buße", um so weniger zu denken, als mit dieser Schuld und Buße ein genügender Begriff nicht verbunden ist; zweitens steht einer ruhigen Besprechung des Buches das „Vorwort" des geharnischten Verfassers im Wege, wenigstens läßt sich aus demselben sehr einfach deduciren, daß mit dem Verf. überhaupt gar nicht zu reden, also noch weniger zu disputiren ist. Übrigens ist das Buch für Sprachforscher wol nicht ganz ohne Interesse, denn es zeigt gar viele neue Wortbildungen, und da dasselbe in einem höchst anständigen Gewande auftritt, so wird es außerdem in den Händen der Kammerfräulein einen hübschen Effect machen.

3. Novellen und Skizzen. Von Franz Freiherrn Gaudy. Berlin, Morin. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das war wol der letzte Gruß, nicht allein an den Freund Ferrand, welchem das Büchlein von Rom aus dedicirt ist, sondern an Alle, die dem Streben des Dahingeschiedenen mit Antheil gefolgt sind, und deren sind gewiß gar Viele. Ref. ist durchaus nicht der Meinung, daß man von den Todten nur Gutes reden müsse, denn mag auch eine solche Pietät in der edelsten Gesinnung wurzeln, so bringt sie uns um keinen Schritt weiter auf der Bahn unsers Strebens, vielmehr vermag dieses nur die Gerechtigkeit in unserm Urtheil, die zugleich am ehrenvollsten für den Todten ist. Gleichwol hält Ref. es nicht angemessen, tiefer in die Einzelnheiten der im vorliegenden Buche gebotenen Erzählungen einzugehen, da über die nicht große Zahl novellistischer Productionen theils ein Gesammturtheil sich schon gebildet hat, theils ein besonderer Artikel, der hier nicht am Platze wäre, nothwendig ist. Ref. deutet daher nur kurz an, daß unter den vier gegebenen Erzählungen: „Ludwiga", „Jugendliebe" und „Der moderne Paris" allerdings höchst gelungene Einzelnheiten darbieten, eine dem Leben genügendere Ausrundung derselben jedoch nur im „Schweizersoldaten" gefunden werden möchte. Am meisten „gemacht", wenngleich höchst ergötzlich ist Ref. „Der moderne Paris" erschienen; nicht gemacht, sondern so recht aus dem Leben gegriffen ist darin aber die Hundehetze, und trefflich ist der Zug, daß eben diese grandiose Balgerei dem Erzähler derselben ein längst ersehntes Glück öffnet, nämlich das Haus einer Generalin.

4. Herbstrosen. Erzählungen und Novellen von M. Wiener. Breslau, Korn. 1840. 8. 1 Thlr.

Die fünf mitgetheilten Erzählungen dürfen zwar auf eine besonders künstlerische Auffassung und Behandlung des Gegenstandes, auf befriedigende Charakteristik, überhaupt auf Zeichnung und Färbung nicht eben große Ansprüche machen; doch verdient es Anerkennung, daß sie jedem Geschlecht und Alter anvertraut werden können.

5. Der Neuromantiker. Musikalischer Roman von Julius Becker. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1840. 8. 2 Thlr.

An dem Aufschlusse über das Geheimniß des Schönen in abstracto und in concreto haben sich so manche Köpfe versucht, und es sind, dieses Räthsel zu lösen, so verschiedenartige Wege betreten, daß wir fast glauben sollten, es bleibe nun nichts weiter übrig. Das Geheimniß des Schönen ist mit dem Geheimniß unsers innersten geistigen Daseins gleich, und wie dürftig wir dieses bis jetzt ergründet haben, ebenso mangelhaft steht unsere Einsicht in das Wesen des Schönen da. Unermüdlich aber und mit ungeschwächter Hoffnung suchen wir neue Bahnen nach dem Ziel der Erkenntniß, und eben dieses Suchen, ob auch nimmer ein Ödipus komme, ist selbst ein Kunstwerk vom edelsten tragischen Charakter: es ist das Schibolet Europas. Auch der vorliegende Roman beschäftigt sich mit Lösung der großen Frage. Wenn es ihm, nach des Ref. Ansicht, auch nicht eben gelungen ist, irgend Zulängliches ausgesprochen zu haben, so darf man ihm doch das Verdienst nicht geradezu absprechen, das Leben und Meinen unter einer nicht kleinen Künstlerzahl der Gegenwart widerzuspiegeln. Die Menschen kommen im Laufe ihres Lebens auf Principien und Ansichten — sie sind überall gesperrt gedruckt —, von deren Mehrzahl Ref. bisher glaubte, sie seien längst so ziemlich Gemeingut; daneben aber bewegen die Leute sich in Verhältnissen, wie sie das künstlerische Kleinleben, zusammengewebt aus Gewöhnlichem und Abenteuerlichem, wol zu zeigen pflegt. Waldau, die Hauptperson, vermag es nicht, die Fesseln der Liebe abzuschütteln, in die Misverständnisse der Liebe sein Künstlerstreben verwickelt. Er ist befangener Poet, nicht Musiker, und da er doch Letzteres sein will, so wird ihm reine, kräftige Erhebung unmöglich. Er ist somit ein Bild Aller, denen ihre Kraft und das Verhältniß derselben zur Zeit nicht zu klarer Anschauung kommt. Als Roman betrachtet, darf das Buch nur sehr bescheidene Ansprüche machen: es fehlt gar Vieles zu einem befriedigenden Organismus, so viel, daß unser Antheil an den Personen und Begebenheiten sehr beschränkt ist, und nur einige der eingestreuten Gedichte lächeln uns freundlich fesselnd an. 84.

---

## Notizen.

### Adel in der Natur.

Die Verfechter des historischen Rechts müssen sich oft von ihren Gegnern vorwerfen lassen, daß ihr System eine Ausgeburt der Willkür, und daß es der Natur ganz entgegen sei, eben derjenigen Classe, welche am wenigsten arbeite, den größten Besitz und Genuß zuzugestehen. Ich weiß, daß das historische Recht einen angeblichen Naturzustand und Gesellschaftsvertrag, das Bollwerk seiner Gegner, für eine Chimäre erklärt; indessen scheinen seine Verfechter doch diesen Gegnern eine gewisse Natürlichkeit als ein Vorrecht zuzugestehen, in Folge deren z. B. die Köpfe vom Schwindel erfaßt werden, die öffentliche Meinung erkrankt, Krisen eintreten u. dgl.: alles Dinge, welche durchaus natürlich, beim historischen Recht aber doch unerhört sind. Daß das historische Recht aber keineswegs jene Natürlichkeit als ein Monopol der Gegner anzuerkennen hat, daß ein „tiefer Blick in die Natur" auch hier Wunder zeigt, dafür lassen sich unter Anderm die Worte des englischen Naturforschers Swainson anführen („A preliminary discourse on the study of natural history", 1834, S. 110), welche klar nachweisen, daß nach den Naturgesetzen die Unthätigkeit im Leben einen wahren Vorzug begründet. „Der Mensch ist, wiewol er das edelste Werk der Natur ist, doch für ihre Operationen so unnöthig und so ohne alle Beziehung auf die Zwecke, welche sie fortwährend in der materiellen Welt verfolgt, daß seine Abwesenheit auf der Erde gar nicht bemerkt werden würde. In die Entwickelung ihrer Thätigkeit greift er eher hindernd als fördernd ein. In dieser Beziehung steht er selbst unter dem Wurme, den er mit Füßen tritt; würde dessen Geschlecht ausgerottet, so würde die Erde unfruchtbar werden und Hungersnoth und Tod würde ihre Bewohner treffen. Vom Menschen aber hängt kein Theil der Natur ab. Die Früchte des Feldes erfodern seine Sorgfalt nicht, die Thiere des Waldes ebenso wenig. Es bedarf seiner Stärke nicht, um das Zunehmen der reißenden Thiere in Schranken zu halten; denn der Schöpfer hat sich andere und niedrigere Werkzeuge gewählt, um dieses unrühmliche Werk zu verrichten. Die fleischfressenden Ordnungen unter den Säugethieren, Vögeln und Insekten halten ihre Reiche in Ordnung, und hinsichtlich dieser Mörder selbst ist verfügt, daß sie sich nur langsam und spärlich vermehren. Auch finden wir, daß in Gegenden, die wenig bevölkert sind, kein Misverhältniß zwischen den reißenden Thieren und den pflanzenfressenden stattfindet. In jedem Theile der Naturreiche vermögen wir weise Plane zu erkennen; Alles hängt gegenseitig voneinander ab und diese Abhängigkeit bringt die unbegreiflichste Harmonie hervor. Kommen wir aber zu dem Menschen, ihm, der das Ganze beherrscht, fragen wir, für welchen sichtbaren Zweck, für welchen Plan er ins Dasein gerufen wurde, so vermag unsere natürliche Vernunft keine Auskunft zu geben." Dem Verf. nicht Unrecht zu thun, will ich auch den Schluß seines Raisonnements hersetzen: „In einer höhern Offenbarung erkennt der Mensch, daß es der Hauptzweck seines Daseins ist, in höhern Regionen ewiger Seligkeit theilhaftig zu werden; daß er auf der Erde ist, nicht weil er zu deren Erhaltung nöthig ist oder damit er in ihrem Wirken seine Aufgabe löse, sondern als einer, der seine Prüfungszeit aushält, der da reist wie ein Fremder und Pilgrim, aber der versehen ist mit den Mitteln und unterstützt durch den Beistand, welche dereinst die großen, glorreichen Zwecke seines Schöpfers erfüllen werden. Dieses ist die Überzeugung, welche sich dem redlichen Forscher in der Natur aufdringt."

---

### Die Idee vom Satan.

Der geniale Carlyle hat im Monat Mai sechs Vorlesungen über die verschiedenen Gestaltungen der Heroenidee und des Heroencultus gehalten. Um dieselbe Zeit ging eine Reihe ähnlicher Vorlesungen zu Ende, die W. Fox, früher unitarischer Prediger und einer der Redacteurs des „Morning chronicle", über die geschichtliche Entwickelung und die menschliche Geltung der Idee vom Satan hielt. In der echt philosophischen Weise, die wir durch Schleiermacher's und Baur's Natursymbolik aufs vollste bewährt finden, sucht er die Data erstens kritisch zu sichten und dann im Einklange mit den allgemeinen Ergebnissen der Natur- und Culturgeschichte der geistigen Bestrebungen zu combiniren und eins aus dem andern zu entwickeln. Die vorletzte Vorlesung brachte ihn, „da man die Phänomene des menschlichen Geistes besser im Spiegelstrome der Dichtung als durch die Augengläser der Theologie erkenne", auf die poetischen Verkörperungen jener Idee, wie sie in Milton's Satan, Byron's Lucifer und Goethe's Mephistopheles uns entgegentritt. Der tiefreligiöse, willensfeste Milton macht Satan zu einem Rebellen, der von der englischen Dogmatik unterrichtete und gepeinigte Byron seinen Lucifer zum schlauen, casuistischen Polemiker, der etwa von jenem Satan so viel gelernt haben mag als Wagner von Faust; der tiefphilosophische Goethe zeigt uns in Mephistopheles „the gentleman politician of the 19th century". 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 269. — 25. September 1840.

## Bericht über eine Poeten-Centurie aus dem Jahre 1839.

### Zweiter Artikel.*)

Indem wir uns von den Originalproductionen zu den Übersetzungen und Nachbildungen wenden, fällt uns zunächst ein Mann in die Augen, den man den lyrischen Aristophanes unsers Jahrhunderts nennen könnte, und der vorzugsweise mit der Benennung des pariser Chansonnier geehrt worden ist. Der Kundige wird errathen, daß die Rede von Jean Pierre de Béranger ist, dem mehr als eine Hand das gallische Gewand auszuziehen und den deutschen Rock anzulegen versucht hat. Eine alte Dame war es, die unsers Wissens zuerst ihn mit dem vaterländischen, germanischen Gewande zu bekleiden versuchte: Frau Philippine Engelhard, geb. Gatterer. In der Zeit, wo ihre Übertragung erschien, sprachen wir in diesen Blättern unser mirabile — ja horribile dictu aus, indem wir ihr Unternehmen als ein unweibliches, undelicates, unziemliches bezeichneten, und gestehen unumwunden, daß wir noch heute derselben Meinung und Ansicht sind. Da hat nun ein Enkel dieser Frau in einem 1839 erschienenen Buche, correct gedruckt, von überaus gefälligem Äußern, die nachbildende Feder da aufgenommen, wo die ermattende Hand der Großmutter sie liegen ließ. Das Buch hat den Titel:

17. Hundert drei Lieder des pariser Chansonnier Jean Pierre de Béranger gibt hier im Deutschen wieder mit seinem wohlgemeinten Gruß Philipp Engelhard Nathusius. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1839. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Er dedicirt es dem Andenken der Großmutter; doch die Strophen in dieser Dedication:

Den flücht'gen Augenblick hast du
Wie er im Lied gebunden,
Des Schicksals Haß mit Dichterruh
Zum leichten Kranz gewunden.
So fandst du dich zu ihm. Und hast
In zarter Frauen Weise
Gelenkt, geschlichtet, wo du sahst
Wild springen ihm vom Gleise —

athmen mehr Pietät als Wahrheit; richtiger ist wol dagegen, was die letzte Strophe sagt:

So ziemt es dir. Doch anders mir:
Dem Mann gilt's volle Wahrheit!
Sie führt durch Kampf- und Dunstrevier
Ins Reich der ew'gen Klarheit.

Die meisten kritischen Blätter haben sich wirklich auch über des Enkels Leistungen günstig und anerkennend ausgesprochen und rühmen, daß es wol kaum einen deutschen Jüngling gebe, der die weinerlich-komische Physiognomie des berühmten Parisers so studirt habe wie unser jugendlicher Nachbildner. Wir müssen dieses Urtheil unterschreiben, und Jeder wird das thun müssen, der die 103 übersetzten Lieder selbst, die Geschichte der Entstehung der Übersetzung, die gesunden Ansichten über die Eigenthümlichkeiten der Melodie, des Rhythmus, des Refrains und der Reime des Dichters und den frischen blühenden Styl aufmerksam gelesen, die Lieder mit dem Original verglichen hat und ohne splitterrichterlichen Eigensinn urtheilt.

Eine ebenso willkommene als schätzenswerthe Zugabe sind 48 ältere französische Lieder, deren Übersetzung gelegentlich und mühelos bei Durchlesung der kleinen Sammlung französischer Volkslieder von O. L. B. Wolff (1831) entstand, und die er einführt durch ein historisch-kritisches Vorwort, welches kein Freund der ältern französischen Liederkunst ungelesen lassen sollte. Unter den hier mitgetheilten Liedern von Chansonniers aus dem vorigen Jahrhundert ist Eins für uns nicht ohne besonderes Interesse gewesen. Es ist überschrieben: „Seltenheiten" (S. 453), und beginnt:

Viel Gesellschaft, sagt man mir,
Kommt hieher noch heute,
Bessere, als diese hier,
Auserwählt're Leute.
Geh', sieh', ob sie kommen, Hans.
Geh', sieh', ob sie kommen.

Nach diesem Liede nämlich hat Goethe offenbar sein „Offene Tafel", gedichtet, eine Entdeckung, die wir Hrn. Nathusius verdanken. Eine zweite ebenso schätzenswerthe Zugabe ist der Nachtrag: „Zum politischen Charakter des französischen Volksliedes", wo der Verf. auch andere Ansichten des Gegenstandes mit anführt und anzieht; eine dritte und letzte gibt einen Beitrag zu Béranger's Lebensgeschichte, die zwar nichts Neues enthält, aber gut geschrieben ist.

Nun ist vielleicht einige Monate später 1839 der erste Band einer zweiten Übersetzung Béranger's erschienen, deren Titel ist:

18. Béranger's Lieder in den Versmaßen des Originals verdeutscht durch L. S. Rubens. Erster Band. Mit des Dichters Portrait. Bern, Fischer. 1839. 8. 18 Gr.*)

Ebenso anständiges Äußere wie das vorige Buch. Die Vorrede beginnt mit einer Invective gegen die neuere deutsche Lyrik, die hier eine etwas duselig (?) gewordene genannt wird; eben deshalb, meint nun der Übersetzer, „müsse man etwas guten, derben Pfeffer in die breite fade Sauce werfen, womit sich die Deutschen den Magen verschlammt haben", mit andern Worten also, man müsse den Béranger übersetzen. Er beruft sich dabei auf Friedrich Rückert's Wort:

---

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 183—186 d. Bl. D. Red.

*) Auch der zweite Band ist seitdem erschienen. D. Red.

Was ein Dichter nöthig hat,
Um wie Béranger zu singen,
Kann ein Deutscher nicht erzwingen:
Hauptstadt, Volk, Gesellschaft, Staat.

Wie verschieden sind mithin die Motive beider Übersetzer. Hr. Philipp Nathusius übersetzt gelegentlich, hier und da kostend und naschend, aus lauter Lust und Liebe zu den Sachen und aus großmütterlich angestammter Zuneigung zum frivolen Sänger; Hr. L. S. Rubens aus dem löblichen Bestreben, der duselig gewordenen neudeutschen Lyrik unter die Arme zu greifen oder sie zu curiren; Hr. Nathusius gibt zunächst nur 105 Lieder, versprechend, die übrigen gelegentlich nachzuliefern; Hr. Rubens gibt den Dichter ganz in der chronologischen Reihenfolge des Originals, nur das Schlüpfrige weglassend. Hr. Nathusius schließt Vieles aus, was den feinern germanischen Gaumen anwidert, oder nach gallischer Frivolität und Indecenz schmeckt; Hr. Rubens ist weniger skrupulös darin, besorgend, er möge durch allzu vieles Bürsten und Reiben mit Fleckenseife dem Volkspoeten den alten ehrlichen Rock zu Schanden richten. Hr. Nathusius vernachlässigt in vielen Gedichten das treue Wiedergeben des Reims, sich selbst entschuldigend, daß sich dabei die Treue des Sinns und die Leichtigkeit der Construction sehr gut stehe; Hr. Rubens bleibt dem Reime überall getreuer, bewegt sich aber eben deshalb oft ein wenig genirt. Hr. Nathusius behandelt die dem Originaldichter eigenthümlichen Kehrzeilen oder Refrains mit großer Zierlichkeit; Hr. Rubens mit größerer Treue, wie er denn auch die französischen Taufnamen überall beinahe beibehält — und da wir denn so, fast wider Wissen und Willen, ins Parallelisiren hineingerathen sind, so stellen wir hier, damit der Leser selbst prüfe, die Übersetzung eines Stückes von Beiden nebst dem Original zusammen. Wir wählen dazu „Roger Bontems".

### Béranger:

Aux gens atrabilaires
Pour exemple donné,
En un tems de misères
Roger Bontems est né.
Vivre obscur à sa guise,
Narguer les mécontens;
Eh gai! c'est la devise
Du gros Roger Bontems.

Du chapeau de son père
Coeffé dans les grands jours
De roses ou de lierre
Le rajeunir toujours:
Mettre un manteau de bure,
Vieil ami de vingt ans;
Eh gai! c'est la parure
Du gros Roger Bontems.

Posséder dans sa hutte
Une table, un vieux lit,
Des cartes, une flute,
Un broc, que Dieu remplit,
Un portrait de maitresse,
Un coffre et rien dedans;
Eh gai! c'est la richesse
Du gros Roger Bontems.

Aux enfans de la ville
Montrer de petits jeux;
Etre un faiseur habile
De contes graveleux;
Ne parler que de danse
Et d'almanachs chantans;
Eh gai! c'est la science
Du gros Roger Bontems.

Faute de vins d'élite,
Sabler ceux du canton;
Préférer Marguérite
Aux dames du grand ton;
De joie et de tendresse
Remplir tous ses instans;
Eh gai, c'est la sagesse
Du gros Roger Bontems.

Dire au ciel: Je me fie,
Mon père, à ta bonté;
De ma philosophie
Pardonne la gaité;
Que ma saison dernière
Soit encore un printems;
Eh gai! c'est la prière
Du gros Roger Bontems.

### Rubens: Rochus Lebemann.

Den rappelköpf'schen Leuten
Zum Muster hingestellt,
In diesen schlimmen Zeiten
Kam Rochus in die Welt.
Verlacht des Glückes Lotto,
Leb' Jeder, wie er kann!
Nun seht, das ist das Motto
Von Rochus Lebemann.

Des Vaters altes Hütchen
Zum Galla aufgemutzt,
Allzeit mit Rosenblütchen
Und Nelken frisch geputzt;
Den zwanzigjähr'gen Kragen,
Den groben, umgethan:
Nun seht, so liebt zu tragen
Sich Rochus Lebemann.

Im Hüttchen ein Paar blöde
Bettlaken, Tisch und Bank,
Das Kartenspiel, die Flöte,
Den Weinkrug, Gott sei Dank!
Das Bild der hübschen Käthe,
Den Schrank, darin kein Span:
Nun seht das Hausgeräthe
Des Rochus Lebemann.

Zu Streichen abzurichten
Die Buben auf der Gass',
Und Märchen zu erdichten
Mit hübschem Liebesspaß,
Nichts plaudern als vom Tanze,
Ein Liedchen dann und wann,
Nun seht die Kunst, die ganze
Von Rochus Lebemann.

Im Landwein sich bezechen,
Weil anderer rar wie Gold,
Den Dirnen mit dem Rechen
Mehr als den Damen hold,
Verliebt in frischer Jugend
Mit Lust die Zeit verthan,
Nun seht, das ist die Tugend
Von Rochus Lebemann.

Zum Himmel beten: „Schenke
Mir gnädig deine Huld!
Und meine tollen Schwänke
Verzeih mir in Geduld,
Laß grün mich noch im Alter,
Wie einst mein Lenz begann."
Nun seht, das ist der Psalter
Von Rochus Lebemann.

### Nathusius: Hans Fröhlich.

Den schwarzgalligen Leuten
Zum Muster aufgestellt,
Kam diese Elends-Zeiten
Hans Fröhlich auf die Welt.
Still für sich selber leben,
Die Druckser narrethein,
Heißa! Das ist des dicken
Hans Fröhlich Sprüchelein.

An hohen Feiertagen
Mit Vaters Hut geziert,
Den er mit Ros' und Eppich
Stets wieder jung staffirt;
Dazu den Flausrock, der sich
Zwölf Jahr' bewähret hat,
Heißa! Das ist des dicken
Hans Fröhlich ganzer Staat.

In seiner Hütte hat er
Ein Bett und einen Tisch,
Ein Spiel, ein' Flöt', ein Krüglein,
Das Gott füllt immer frisch,
Ein Koffer, wo nichts drinnen,
Sein Schätzchen fein im Rahm,
Heißa! Das ist des dicken
Hans Fröhlich ganzer Kram.

Den Nachbarskindern lehren
Manch lust'ge Spielerein,
Ergötzliche Geschichten
Sich auszudecken fein,
Vom Reimkalender sprechen
Von Kirms und Rebensaft,
Heißa! Das ist des dicken
Hans Fröhlich Wissenschaft.

Den Landwein auszupicheln,
Weil bessern er nicht hat,
Sein Gretchen lieber sehen,
Als Damen aus der Stadt,
Mit lauter Lust und Liebe
Zu feiern seine Zeit,
Heißa! Das ist des dicken
Hans Fröhlich Weltweisheit.

Zum Himmel sprechen: Vater,
Auf deine Güt' ich bau;
Auf meine lust'ge Standart
Nicht böse niederschau';
Und daß mein letztes Stündchen
Doch noch im Frühling steht!
Heißa! Das ist des dicken
Hans Fröhlich sein Gebet.

| | | |
|---|---|---|
| Vous, pauvres, pleins d'envie, | Ihr Armen, ew'gen Neider, | Ihr Armen, neid'schen Blickes |
| Vous riches désireux; | Ihr Reichen nimmersatt, | Ihr Reichen nimmer satt, |
| Vous dont le char dévie | Verirrte Hungerleider | Ihr, deren Rad des Glückes |
| Après un cours heureux; | Nach kurzer Fahrt schon matt, | Gleis übersprungen hat, |
| Vous, qui perdez peut-être | Hat Einer Schloß und Riegel | Ihr, die vielleicht verlieret |
| Des titres éclatans, | Und hält das Glück im Bann? | Der eiteln Titel Glanz: |
| Eh gai! prenez pour maître | Nun seht, so nehmt zum Spiegel | Heißa! nehmt Euch zum Muster |
| Le gros Roger Bontems. | Euch Rochus Lebemann! | Den dicken lust'gen Hans. |

Nach der Nebeneinanderstellung dieser Couplets will es uns fast bedünken, als ob — um ein Rubens'schen Bild zu gebrauchen — Hr. Nathusius beim Umwenden des Béranger'schen Rockes bessere Zuthat genommen und feiner genäht habe als Hr. Rubens; doch sind wir weit entfernt, über des Letztern Übertragung den Stab zu brechen; wir sehen im Gegentheil der Fortsetzung von Beider Arbeit erwartungsvoll entgegen und betrachten die Übertragung, wenn auch nicht eben als belebendes Ferment in der vaterländischen Lyrik, doch aber als einen neuen Beweis, welcher Beweglichkeit, welches Formenreichthums und welcher Euphonie sich unsere Sprache erfreut, wenn sie von einem gewandten Geiste beherrscht wird.

19. Junkherrn Harold's Pilgerfahrt. Aus dem Englischen des Lord Byron ins Deutsche übersetzt von Hermann von Pommer-Esche. Stralsund, Löffler. 1839. Gr. 8. 1 Thlr.

Seitdem A. W. Schlegel es unternahm die lyrischen Werke der italienischen, spanischen und portugiesischen Dichter in Rhythmus, Metrum, Reim und Assonanz getreu und streng wiederzugeben, haben ihm mehre Übersetzer der Neuzeit nicht blos in Bezug auf die Italiener, Spanier und Portugiesen nachgeeifert, sondern sich auch einer gleichen Treue hinsichtlich der Übersetzung der Werke englischer Dichtkunst befleißigt. Bietet nun auch die Spenser'sche Stanze, in welcher Byron „Harold's Pilgerfahrt" abgefaßt hat, dem Übersetzer weniger Schwierigkeiten, als z. B. die Sonette, Canzonen und Sestinen Petrarca's, so ist es doch nicht leicht, mit Beibehaltung ihrer Reime den metrischen Rhythmus, die sprachliche Färbung und den Geist nicht zu beeinträchtigen, der darin weht, was allerdings von einigen Übersetzern dieser Dichtung Byron's geschehen ist. Hr. Dr. v. Pommer-Esche hat sich in Folge dieser Wahrnehmung eine Abweichung von der englischen Urschrift erlaubt; nicht genug, daß er nach der Sitte der meisten deutschen Übersetzer weibliche Reime mit männlichen hat abwechseln lassen, hat er sich auch gestattet, den vierzeiligen der Spenser'schen Stanze zukommenden Reim in zwei zweizeilige umzugestalten. Für Den, der das Original mit den Reizen seiner Reimverschlingung nicht kennt, kann dieses Verfahren nichts Anstößiges oder Störendes haben, und daß der Übersetzer weibliche mit männlichen Reimen wechseln läßt, billigen wir sogar, da das variatio delectat wol nirgend mehr als hier Stelle und Geltung hat. Außerdem erlaubt sich der Übersetzer veraltete, mundartliche, neugebildete Wörter, sowie ungewöhnliche Wortstellungen zu gebrauchen, die, nach seinem eigenen Ausdruck, bis dicht an die Grenzen des Unerlaubten streifen. So haben wir Wörter hier gefunden, die wir früher nie gehört, deren Sinn wir nicht kannten und bei denen uns auch Adelung im Stiche ließ; dahin gehört das Zeitwort olmen, verolmen, oder das Adjectiv olmig, dessen Bedeutung uns erst aus einer Vergleichung mit dem englischen Original (witherd steht da) klar wurde. Siehe Gesang IV, Stanze 114. An andern Stellen steht jug statt jagte, Kuppe st. Gipfel, Mittnacht st. Mitternacht, Oin st. Insel, erfäßt st. erfaßt, beust st. bietest, durchstiebet st. durchstoben; andere unerhörte Worte sind Briese, Kuhlte, Liebsfiedel, Gebresten, nied(?) Gühheit, Mümmelein u. s. w. Dessenungeachtet finden wir nichts Kakophonisches in den Stanzen; ja, diese sprachlichen Wagnisse geben sogar der ganzen Übersetzung einen eigenthümlichen Reiz und scheinen bei Byron ganz an ihrer Stelle, der selbst die Sprache überall mit großer Keckheit handhabt. Die Gedichte, wo Byron die Spenser'sche Stanze wegwirft, z. B. die Verse an Inez, das Lied beim Scheiden aus der Heimat, das Nationallied der albanesischen Muselmänner im zweiten Gesange, sind dem Übersetzer in der That weniger gelungen und das letztere hat selbst etwas Kakophonisches. Läuft auch mitunter ein Trochäus statt des Jambus in die Stanzen, so läßt sich über solche kleinere Flecken und Schattenpartien bei der Glätte, der Klarheit und Zierlichkeit der ganzen Übersetzung leicht wegsehen, und wir gestehen, daß wir „Childe Harold" bis heute noch nicht besser übersetzt gesehen haben als hier. Wie gelungen erscheint im ersten Gesange Stanze 19, wo er Portugal schildert, Stanze 51, Stanze 88; im zweiten Gesange, was Byron Stanze 87 über Griechenland hinseufzt; dann mehre Stanzen, wo der Dichter den Blick von den Objecten um sich her ab und in die Tiefen der eigenen sternenlosen Brust wendet; vor allem die hochtragische und pathetische Apostrophe an Rom und seine versunkene Herrlichkeit im vierten Gesange Stanze 78 — 80, die wir hier geben:

O Rom! Du Port und Seelenheimat mir!
Zu kehre sich, wer ist verwaist im Herzen,
Verlass'ne Mutter todter Reiche, dir,
Und zähm' im Busen seine winzgen Schmerzen!
Was ist denn unser Leid und Weh? Kommt mit,
Schaut die Cypresse, hört die Eul' und lenket
Durch Thronentrümmer, Tempelschutt den Schritt,
Ihr, deren Qualen Tagesfrist umschränket! —
Dort morsch, wie unser Staub, liegt eine Welt versenket.

Die Völkerniobe! Dort ist ihr Stand,
Dort kronlos, kinderlos, voll stummer Qualen,
Hält sie die leere Urn' in welker Hand,
Draus längst den heil'gen Staub die Zeiten stahlen
Das Grab der Scipionen stehet leer!
Die Heldenasche ist schon längst entflogen
Der Gruft; kommst, alter Tiber, du daher
Durch eine Marmorwildniß trüb gezogen?
Auf! hüll' ihr Elend ein mit deinen gelben Wogen!

Zeit, Krieg, Flut, Feuer, Christ und Gothe drangen
Ein auf den Stolz der Siebenhügelstadt;
Verlöschen sah sie Stern bei Stern ihr Prangen,
Und sah barbar'scher Herrscher Wagenrad
Zum Capitole klimmen; rings in Stücke
Fiel Thurm und Tempel, Alles ward zerkracht.
Gewirr von Schutt! o wer ermißt die Lücke,
Wirft Mondlicht in den düstern Trümmerschacht,
Und spricht: „Hier war, hier ist", wo zwiefach waltet Nacht?

Wie schön die Reflexion in demselben Gesange Stanze 124:

Von Kind auf welken wir und keuchen fort,
Krank — krank! stets dürstend, nie und nie erquicket,
Wenn auch zuletzt, an unsers Grabes Bord,
Solch Wahnbild, wie zuerst wir suchten, blicket,
Zu spät! und so sind doppelt wir verflucht.
Lieb', Ehrgier, Geiz, Ruhm sind aus gleichem Samen,
Jedwedes nichtig, alle gleich verrucht,
Elmsfeuer sämmtlich von verschiednen Namen,
Der Tod, der schwarze Rauch, wo sie zu glühn erlahmen.

Man sieht, es ist hier keine Spur von etwa bestellter Arbeit aus einer Übersetzfabrik; Alles ist con amore und nicht ohne Beherrschung des Sprachschatzes beider Idiome gebildet. Ein Irrthum früherer Übersetzer ist Stanze 29 im vierten Gesange berichtigt, wo das Original die Worte hat: Dies like the

Dolphin, welches übersetzt ward: stirbt wie der Delphin; aber unser Übersetzer weist aus Blumenbach nach, daß hier der Goldkarpfen gemeint sei, ein prachtvolles Thier, das besonders im Sterben in wunderschöne Farben spielt. Die Anmerkungen, die Byron zu seinen Gedichten gegeben hat, sind hier theils verkürzt, theils erweitert, für die Bedürfnisse der jetzigen Lesewelt. Wäre hier der Ort eine sprachliche Kritik, zu geben, so würden wir dem Übersetzer unser günstiges Urtheil über seine Arbeit leicht motiviren können; doch wird der Unparteiische, wenn er obige Proben mit dem Originale vergleicht, nicht gut entgegengesetzter Ansicht sein können.

20. Don Juan. Aus dem Englischen des Lord Byron. Im Versmaße des Originals übersetzt von Adolf von Marées. Essen, Bädeker. 1839. Gr. 12. 1 Thlr.

Sonderbar, alle Deutschen schreien: Lord Byron ist unübersetzbar! und dabei erscheint eine Übersetzung nach der andern von ihm. Wie gegenwärtige entstanden ist, können wir uns recht gut denken. Man macht einen Versuch — ein glücklicher Wurf — man theilt es einem Freunde, einer Freundin, einer Gattin mit — „Vortrefflich", ruft Alles, „das mußt du drucken lassen; wer kann es treuer wiedergeben!?" Und ist die Treue das erste und einzige Kriterion der Vortrefflichkeit einer Übertragung aus dem Englischen, so läßt vorliegende nichts zu wünschen übrig. Der kundige Leser vergleiche nur folgende drei Stanzen aus dem ersten Gesange mit dem Original (Stanze 12, 13 u. 14):

Ihr Lieblingsstudium ist das mathematische,
Hochherzigkeit der Tugenden vorzüglichste;
Ihr Witz, oft macht sie Witz, der attische,
Sublim erdunkelts, redet sie aufs klüglichste.
Ein Wunder nenn' ich sie, liebt Ihr 's Emphatische;
Zum Morgen deucht ihr Dimity das Füglichste,
Zum Abend Tafft, Mußlin an Sommertagen,
Und anderer Stoff, doch das soll mich nicht plagen.

Sie kann Latein — des Herrn Gebet, das Ganze:
Griechisch, — das Alphabet, irr' ich mich nicht:
Französisch liest sie, — die und die Romanze,
Obgleich sie es nicht eben rein ausspricht;
Schlecht wartet sie der Muttersprache Pflanze,
Denn ihrer Unterhaltung fehlt's an Licht.
In Theoremen denkt, Probleme sagt sie,
Damit, so scheint's, das Dunkel Würde nachzieh'.

Sie liebt Hebräisch, Englisch, es verbindet,
Bemerkt sie, beide Sprachen viel Verwandtschaft,
Was irgendwo sie auf im Psalter findet,
Mag's prüfen, wer mit diesem hat Bekanntschaft!
Sie sagen hört' ich, folglich ist's gegründet,
Und sehe Jeder, wie er's von der Hand schafft:
S' ist seltsam, was vor dama der Brite setzet,
Das heißt: ich bin, Hebräisch übersetzet.

So holpert und stolpert der Übersetzer vier Gesänge durch (mehr hat er nicht und will er nicht geben) und thut sich auf die schwergereimten Stanzen (sie erinnern gar lebhaft an J. H. Voß's schwergereimte Ode) nicht wenig zugute, meinend, es würde zu nichts führen, die Schwierigkeiten auseinanderzusetzen, welche das hier versuchte Wiedergeben aller Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks, des Tons und der Form, bei dem Wortreichthume und der Klang- und Silberarmuth der englischen Sprache, sowie bei dem kecken Umspringen des Dichters mit dieser Sprache gehabt habe; auch fügt er hinzu, die nicht selten verkommenden, zerbröckelten, harten und holprigen Verse seien nicht ganz dem Ungeschicke des Übersetzers beizumessen; sie seien vielmehr Nachahmung des Originals, welches dann auch den Rhythmus ganz aufgebe. Des Ungeschicks ist übrigens der Übersetzer nicht zu zeihen; er geht blos von einem falschen Principe aus und verhunzt nun wohlbedächtlich und geflissentlich das ganze Werk.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

### Ein englisches Urtheil über einige Zeichen des geistigen Lebens in Deutschland.

Auch in England betrachtet man die Aufhebung der Suspension Arndt's (Arnolt schreibt das „Athenaeum" vom 8. August den Namen) als ein erfreuliches Kennzeichen der Politik, die man wahrscheinlich unter der neuen Regierung in Preußen in Bezug auf den freien Verkehr der Meinungen befolgen werde. Dagegen hegt dieselbe Zeitschrift noch einigen Zweifel, daß das vielfach besprochene Project der Errichtung einer Akademie der Wissenschaften zu Wien unter Protection der östreichischen Regierung „ohne Zweifel", wie einer ihrer Correspondenten berichtet, zu Stande kommen werde. Es sei wenig Zweifel an der Verwirklichung eines solchen Planes vorhanden gewesen, als Leibnitz die Errichtung einer solchen Anstalt betreiben geholfen habe; wenig Zweifel 60 Jahre später, 1773, Mistreß Trollope, die „nach Mittheilungen von hoher Autorität" darüber gesprochen, habe 1838 wiederum wenig Zweifel daran gehabt, und doch sei die über diesen Gegenstand von den ausgezeichnetsten Männern der Literatur und der Wissenschaft im Reiche überreichte Petition ohne Antwort geblieben. Deshalb werde man den Erfolg geduldig abwarten müssen, ohne irgend welche Meinung über den Gegenstand zu äußern.

---

Der Ausschuß des glasgower Wellingtonvereins hat in seiner Verlegenheit um einen Künstler für die Ausführung seines Planes jetzt einen Unterausschuß von 21 Personen mit der Untersuchung in Betreff der ausgezeichnetsten europäischen Bildhauer, der besten Weise der Auswahl unter ihnen, der von ihnen zu stellenden Preise und der Zeit, in welcher jeder derselben die Vollführung des Werks unternehmen will, beauftragt. Dieser hat damit begonnen, seine Anträge an Chantrey, Baily, Westmacott, Campbell, Steel, Wyatt, Marochetti, Rauch und Schwanthaler zu stellen, in welchen er Zeichnungen und Lithographien der von denselben bereits hergestellten oder entworfenen Reiterstatuen eingesandt zu erhalten wünscht und die Erklärung verlangt, ob man sich mit der gezeichneten Summe der besten Leistung des zu beauftragenden Künstlers versichert halten, und ob ein Theil derselben auf ein Piedestal mit historischen Basreliefabbildungen verwendet werden könne. Der edinburger Wellingtonverein hat seinen Auftrag an Steel ertheilt, einen jungen Künstler, dem man das Denkmal Scott's für dieselbe Stadt früher übertragen hatte; auch befand sich eine Büste der regierenden Königin von ihm bei der Ausstellung der Akademie des vorigen Jahres.

---

Am 23. Juli hat man in der Kapelle des Palazzo del Podestà, jetzt del Bargello, das lange Zeit verloren gewesene Portrait Dante's von Giotto wiederaufgefunden, nachdem auch das einzige andere Conterfei des Dichters, welches sich in Santa Croce befand, unwiederbringlich verloren gegangen ist. Es scheint, daß ein Signor Bozzi, durch eine Bemerkung Moreni's zu der „Vita di Dante" von Filelfo, wo das Portrait, wie auch in dem Werke von Vasari erwähnt ist, aufmerksam gemacht, sich mit manchen Schwierigkeiten die Erlaubniß zur Wiederherstellung der Frescogemälde in der Kapelle des Bargello erwirkt habe, nachdem bereits vor 50 Jahren von dem ausgezeichneten florentiner Chemiker, Dr. Gioni, ohne Erfolg, Versuche angestellt worden waren. Der Bildhauer Bartolini und der Marchese Ferani waren ebenfalls mit dem Geschäfte beauftragt, und Letzterer hat zuerst dem Signor Bezzi, der sich jetzt in England aufhält, die Nachricht von dem Erfolge mitgetheilt. Dante's Gestalt ist in Lebensgröße; in der einen Hand hält er ein Buch, in der andern einen Granatapfelzweig. Zugleich hat man noch Portraits von Brunetto Latini und Corso Donati, wie mehrer anderer unbekannter Personen aufgefunden. Die Wand, auf welcher sämmtliche Portraits sich befinden, ist dem Haupteingange gerade gegenüber. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 270. —— 26. September 1840.

## Bericht über eine Poeten-Centurie aus dem Jahre 1839.

### Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 269.)

21. Ossian's Gedichte. Rhythmisch bearbeitet von Eduard Brinckmeier. Braunschweig, Oehme und Müller. 1839. Kl. 4. 1 Thlr. 12 Gr.

Schon ehe wir dieses splendid gedruckte, innerlich wie äußerlich gut ausgestattete Buch erblickten, lasen wir in Zeitschriften hier und da manches billigende und lobende Wörtchen über den neuen Übersetzer. Wir sind auch weit entfernt, die Verdienste und Geschicklichkeit desselben zu schmälern, und stellen uns gern in die Reihen der Anerkennenden. In einer wohlstylisirten, die bekannten Fata libelli berührenden Einleitung stellt der neue Bearbeiter die früher oft bestrittene Meinung auf, die fraglichen Gesänge rührten wirklich von dem alten caledonischen Barden Ossian her, der Brite Macpherson habe blos das Verdienst, sie aus Volkstraditionen gesammelt, das Zerstreute verbunden, die Lücken ausgefüllt und den längern epischen Stücken ihre gegenwärtige Gestaltung gegeben zu haben. Andere sind anderer Ansicht, und will Hr. Brinckmeier, sowie Jeder, den Literarhistorisches interessirt, diese kennen lernen, so schlage er darüber „Transactions of the Royal Irish academy" (Bd. 16, Th. 1 u. 2, 1830) nach, wo die Beantwortung einer von genannter Akademie neu aufgestellten Frage: ob Ossian oder Macpherson Verfasser jener Gesänge seien? sich befindet. Die erste und ausführlichste Beantwortung ist von William Hamilton Drummond, der den Macpherson als einen Betrüger, Ossian als eine erdichtete Person, und Toland's „History of the Druides" als Hauptquell, aus welchem Macpherson geschöpft habe, klärlich darstellt. Die zweite, denselben Gegenstand betreffende Preisschrift ist von Edward O'Reilly, führt zu ähnlichen Resultaten und beweist, daß Ossian kein Schotte, sondern ein Ire gewesen sei. Dem Leser kann es freilich gleich sein, ob Ossian wirklich gelebt, ob er ein Schotte oder Ire sei, oder ob Macpherson das Publicum damals mystificirt habe, da die Gedichte selbst schön sind; nicht aber dem Übersetzer, der namentlich die Urschrift, aus der er übertragen will, wohl prüfen muß. Hr. Brinckmeier hat aus Macpherson, also aus dem Englischen und nicht aus dem Gälischen übersetzt, also aus einem Übersetzer, den nicht blos die englischen Kritiker zu jener Zeit, wo der Streit am hitzigsten war, sondern auch bei uns Ahlwardt der Unkunde des gälischen Idioms, des Mangels an Geschmack und des echten Dichtergefühls beschuldigt haben. Den Effect der Ossian'schen Lieder wohl fühlend, haben deutsche Kritiker und Schöngeister ihre Stimmen über ihn abgegeben und seine Verse als Hebel in der Gestaltung ihrer eigenen poetischen Bild- und Bauwerke gebraucht. So spricht Herder ein beherzigenswerthes Wort über ihn, Schlegel desgleichen, mehr historisch aber; Goethe legt seinem Werther eine Stelle voll hohem Pathos in den Mund, und bei H. Heine wird gar die Stelle: „Schön bist du, Tochter der Nacht rc." in seiner „Harzreise" von burlesk-schlagendem Effect, indem er sie einem sentimentalen halbtrunkenen Jünglinge in den Mund legt, der in einem Kleiderschranke eine gelbledeerne Hose für den Mond ansieht.

Sagt nun Hr. Brinckmeier, sämmtliche bisher erschienene Übersetzungen, so weit sie ihm bekannt geworden, seien mehr oder minder freie Bearbeitungen, die zwar wol den Sinn wiedergäben, aber das ganze Colorit verwischt hätten, und nur die Rhode'sche Übersetzung mache davon eine rühmliche Ausnahme, so hat er eine Übertragung Ossian's übersehen, die neben größter Treue ein fleißiges Studium des gälischen Originals beurkundet und mit wahrer Liebe gearbeitet ist. Wir reden von der 1811 bei Göschen in drei Bänden erschienenen Übersetzung der Gedichte Ossian's von Christian Wilhelm Ahlwardt. Wir halten diese Übertragung aus gälischen Originalen für die gelungenste und können nicht begreifen, warum Hr. Brinckmeier sie so vornehm ignorirt. Der Leser beurtheile selbst die Leistungen Beider, indem wir den Anfang der Lieder von Selma, die wol am bekanntesten sind, nebeneinanderstellen.

Brinckmeier:

Stern der sinkenden Nacht,
Schön ist dein Licht im Westen,
Du erhebst dein lockiges Haupt aus deinen Wolken.
Deine Schritte sind stattlich an deinem Berg.
Was schau'st in der Ebene du?
Der stürmische Wind hat sich gelegt.
Das Gemurmel des Bergstroms kommt aus der Ferne,
Brausende Wogen erklimmen den fernen Fels,
Die Abendfliegen schweben auf ihren zarten Schwingen,
Das Gesumm ihres Fluges ist auf dem Gefild:
Sag, was schauest du, schönes Licht?
Aber du lächelst und ziehst vorüber.
Die Wellen umringen mit Freuden dich,
Sie baden dein liebliches Haar.
Fahre wohl, du schweigender Strahl,
Laß das Licht in Ossian's Seele sich erheben.

Und es erhebt sich in seiner Macht!
Ich sehe meine geschiedenen Freunde.
Sie versammeln auf Lora sich,
Wie in den Tagen anderer Jahre.
Fingal erscheint gleich einer feuchten Nebelsäule!
Seine Helden umgeben ihn,
Ich sehe die Barden des Lieds,
Ullin mit grauem Haar, den stattlichen Rym,
Alpin, mit den tonvollen Stimm',
Und die sanfte Klage Minona's!
Wie seid ihr verändert, meine Freunde,
Seit den Tagen von Selma's Fest,
Als wir kämpften gleich Frühlingslüftchen,
Wie sie am Berge dahinziehn
Und beugen das säuselnde Gras!

Minona trat vor in ihrer Schönheit,
Den Blick gesenkt und Thränen im Auge.
Ihr Haar flog leis in dem Wind,

Der unstät über den Berg dahinfuhr.
Die Seelen der Helden waren traurig.
Als sie die tonvolle Stimme erhob.
Oft hatten sie Salgar's Grab gesehen,
Und der weißbusigen Colma schwarze Wohnung —
Colma, allein an dem Berge gelassen,
Mit all ihrer tonvollen Stimme.
Salgar versprach zu kommen.
Doch rings sank nieder die Nacht.
Höret die Stimme Colma's,
Da sie allein an dem Berge saß u. s. w.

Ahlwardt:

Stern der sinkenden Nacht,
Schön funkelt im Westen dein Licht.
Du hebst dein Strahlenhaupt aus Wolken,
Wallst stattlich hin an deinen Höhn.
Warum blickst auf die Ebene du?
Vertobt ist der Stürme Gebraus.
Fernher kommt das Murmeln des Bergstroms;
Den fernen Fels umspielt die Brandung.
Die Abendfliege schweift umher,
Es summt ihr Flug durchs Gefild.
Wonach blickst du, schönes Licht?
Doch du lächelst und schwindest hinweg.
Voll Freud' umkreisen dich die Wellen,
Sie baden dein liebliches Haar.
Lebe wohl du schweigender Strahl;
Du Licht in Ossian's Seel' erwach'.

Es erwacht in seiner Kraft;
Ich seh' die geschiedenen Freunde,
Sie sammeln sich wieder am Lora,
Wie sonst in den Tagen der Vorzeit.
Held Fionnghal schwebet heran,
Gleich thürmendem Nebelgewog,
Von seinen Helden umkreist.
Sieh dort die Barden des Liedes,
Ullin den Greis und den stattlichen Raonine!
Sieh' Alpin, melodischer Stimm',
Und Minnshonn sanfter Klage!
Wie seid ihr verändert, ihr Freunde,
Seit Selma's Tagen des Festmahls!
Als wir stritten im Wechselgesang,
Den Lüftchen des Frühlings vergleichbar,
Die, längs dem Hügel entschwebend,
Wechselnd beugen das flisternde Gras!

Minnshonn trat hervor in Schönheit,
Gesenkt den Blick, das Auge bethränt.
Ihr Haar floß schwer in dem Windstoß,
Der unstät sauste vom Hügel.
Die Seelen der Tapferen trau'rten,
Als des Lauts Melodien sie erhob.
Oftmal sahn sie Sealgair's Grab,
Das enge Haus der schönen Culmath;
Culmath, einsam, verlassen am Hügel,
Mit all der melodischen Stimme.
Sealgair hatte versprochen zu kommen,
Aber ringsum senkte sich Nacht.
Hört die Stimme der reizenden Culmath,
Als sie einsam am Hügel saß u. s. w.

Steht Ahlwardt Hrn. Brinckmeier hier nach? Das Buch tritt übrigens äußerlich in einer würdigen Gestalt auf. Schon das Großquartformat imponirt und sticht vortheilhaft gegen die Duodezröcklein ab, in die man heutzutage unsere größten Geister einzunähen pflegt. Der farbige Umschlag zeigt auf beiden Seiten in reinlichem Golddruck den alten Barden, Minona (von Herrn Ahlwardt Minnshonn auf gut gälisch genannt), eine Heldengestalt, sowie die deutsamen Embleme Schild, Harfe und Epheu. Dieser Umschlag ist noch besser gerathen als die Lithographie vor dem Titel, auf welchem alle luftigen Bilder der Ossian'schen Geister- und Heroenwelt zusammengedrängt sind, umwallt von den Nebeln der Haide, umrauscht von stürzenden Bergwassern und umleuchtet von den leuchtenden Strahlen des Vollmonds.

22. Schwedens Ahnen, von Bernhard von Beskow. Lübeck, v. Rohden. 1838. Gr. 8. 10 Gr.

Das Büchlein, auf etwas grauem Papier gedruckt, enthält die Übersetzung eines mit dem großen Preise von der schwedischen Akademie belohnten Lobgedichts auf des Landes historische Notabilitäten, vom schwedischen Hofprediger Dunkel zu Gothenburg, der den schwedischen Originaltext beigefügt, und das Ganze mit weitläufigen historischen Anmerkungen versehen hat, übersetzt. Die Sprache ist edel, voll Pathos, die Verse gedankenreich und wohlklingend, und die darin vorkommenden Heldennamen: Engelbrecht, Birger Jarl, Torkel Knutson, Sture, Christian Gyllenstjerna, Gustav Adolf, Axel Oxenstierna, Wrangel, Torstenson, Banér, Karl X., XI. u. XII. haben einen guten Klang. Zu loben möchte noch sein, daß Hr. v. Beskow die altskandinavischen Gottheiten nicht über die Gebühr figuriren läßt.

---

Wir lassen jetzt in sieben Nummern einige Erzeugnisse der poetischen Ascetik aus vorigem Jahre folgen.

23. Kreuz und Harfe. Eine Sammlung geistlicher Dichtungen von Heinrich Alexander Seidel. Rostock, Oeberg. 1839. 8. 12 Gr.

Ohne entschiedene dogmatische Färbung, ohne Gedankenreichthum, bei viel Declamation und hohlen Phrasen treiben diese Lieder auf der breiten Alltagswelle der Zeit dahin und werden bald verschlungen sein. Man liest sie ohne Anstoß von Anfang bis zu Ende, aber auch ohne für das Heilige und Das, was droben ist und ewig währt, im geringsten erwärmt zu werden. Nicht eine Nummer konnten wir notiren.

24. Religiöse Dichtungen von Christian Schreiber. Hersfeld, Schuster. 1839. 8. 1 Thlr.

Hier ist mehr Licht und Wärme als im vorigen Buche. Mit den auf dem Titelblatte befindlichen Worten: „Andachtsbuch für Gebildete", gibt der Verf. des Buches Tendenz an; indessen halten wir das für überflüssig; denn sind die Lieder wirklich erwecklich und erbaulich, wird das Buch von selbst zum Andachtsbuche; sind sie es nicht, so wird es doch keines. Die Klarheit der Ideen, die Glaubensfreudigkeit, die fromme Ruhe, die durch die klangvollen Lieder zieht, die entschieden dogmatische Färbung, die sie tragen, machen sie zur Erbauung geeignet; nur ein Mal wird man an Witschel und ein anderes Mal an des Verf. Namensvetter, der vor etwa dreißig Jahren recht artig sang, gemahnt. Das soll kein Tadel sein. „Der Welterlöser" in vier Oratorien bildet die erste Abtheilung, worin die an passenden Stellen eingewebten Bibelworte zu loben sind. Zweitens werden religiöse Betrachtungen geboten, wobei wir blos erwähnen, daß in der Herbstbetrachtung, die Hinweisung auf Colombo, der im Spätsommer seines Lebens noch Großes vollbrachte, unpassend erscheint; eine biblische Persönlichkeit wäre passender gewesen. In der dritten Abtheilung: „Vermischte Gedichte", sind artige Sachen, von denen einige selbst, nur daß sie populairer sein müßten, in unsere Gesangbücher übergehen könnten. S. 84 das freundliche und wahre Bild:

Wie die Schwalbe, wenn sie zieht
In das wärmre Land,
Sie weiß nicht, wie ihr geschieht,
Folgt der höhern Hand,
Kommt glücklich an.
Herz, so trau' dem innern Zug,
Himmelssehnsucht: Glaubensflug,
Das ist kein Wahn.

Außerdem notiren wir „Lebensmuth" (S. 97), und unter den

Sprüchen „Das menschliche Herz“ (S. 99), „An eine Entschlafene“ (S. 147) theilen wir ganz mit:

Sie starb. In meinem Herzen starb sie nicht.
  Ihr Dasein konnte wol das Grab entrücken,
  Die zarte Blume grausam mir zerdrücken.
Doch ihres Daseins Seele nicht.
  Noch theil' ich meine Schmerzen, mein Entzücken
Mit ihr, ihr süßes Angedenken spricht
Mich liebend an, folgt, wie ein heitres Licht,
  Mir überall, gewohnt mich zu beglücken.

Ich weiß, sie ist mir nah, obgleich den Sinnen
  Die himmlische Gestalt, ihr Wort und Blick entgeht.
  Doch wenn ein stiller Friede mich umweht,
Ein sanfter Ton durch meine Seele klingt,
Ein schöner Traum vergangne Zeiten bringt:
  Dann seh' im Geist ich sie Gestalt gewinnen,
  Und hold Gespräch, wie sonst, mit mir beginnen.

Die individualisirenden Grabschriften hätten wegfallen können. Der vierte und letzte Abschnitt gibt etwas magere Cantaten im Geist und Ton der Psalmen.

25. Des Pfarrers Harfenspiel von J. H. C. Nonne. Essen, Bädeker. 1840. Gr. 12. 12 Gr.

Wir wünschen, daß jedes geistliche Harfenspiel einen so reinen und bestimmten Klang habe wie das uns eben ertönende. Man kann nicht sagen, Hrn. Nonne's Harfe klinge wie die des David oder Assaph, obwol er überall in reimlosen Jamben oder Trochäen singt und, wie jene Ursänger, den Reim gänzlich zu verschmähen scheint, sondern wir finden hier unter der etwas schwankenden Begriffsbestimmung „Festreigen“ einen Cyklus religiöser Betrachtungen an Festtagen der Kirche und Christenheit voll Salbung, frommen Gefühls, mit mäßiger Herbeiziehung orientalischer Bilder in der Sprache der Jetztwelt, unter denen sich S. 20 „Die Betrachtung am Sylvesterabend“ auszeichnet, und welche, da einige logisch wie Predigten disponirt sind, klar bekunden, welchem Stande der geist- und gemüthreiche Verf. angehöre. Siehe z. B. „Charfreitagsgefühle“ (S. 37) u. a. m. Die zweite kürzere Abtheilung bildet einen Bildersaal auf biblischem Grunde und enthält eine Reihe von Seelengemälden, die durch ein weiches Colorit, psychologisch-richtige Zeichnung und mitunter durch wahre Plastik charakterisirt werden. Drei Nummern heben wir heraus: „Die ersten Sünder“, „Moses in Midian“ und „Daniel (nicht, wie es im Inhaltsverzeichniß fälschlich steht, David) am offenen Fenster“, ein Fenster, an welches sich ja auch Dräseke gestellt hat.

26. Gesichte. Christlich-prophetische Gesänge von Moritz Alexander Zille. Leipzig, Fritzsche. 1840. Gr. 12. 15 Gr.

Man suche hier keine Visionen im Ezechiel'schen Geist und Sinn, noch auch symbolisch-hieroglyphische Poesien, wie sie Joh. Friedrich v. Meyer in den 1836 erschienenen „Hesperiden“ (Nr. 114 d. Bl. f. 1837), in Jakob Böhme'scher Theosophie sich ergehend, gab. Den hier aufgestellten Bildern und Gesichten liegt hin und wieder keine klare Idee zum Grunde, daher sind sie vag, verschwommen und unverständlich. Das beweist schon das erste Stück „Die Mutter“, worunter die Kirche zu verstehen ist, wo das frostige Bilderspiel mit der Kette höchst unklar und eben deshalb effectlos ist. Die Antithesen in „Das Leben“ (S. 16) sind sehr gesucht und schwülstig, ein Urtheil, welches man auch über das folgende Stück: „Der Maskenball“, fällen muß, der hier weitläufig beschrieben und über welchem ein zelotisches Anathem ausgesprochen wird. Besser gehalten und charakteristischer sind die folgenden Nummern bis zum Schluß; z. B. „Der Kirchhof“, woraus der Schluß lautet:

Liegt, Embryonen künft'ger Zeiten,
Geburtswehkündend ihr (der Erde) im Leib?
Wie werdet ihr der Erd' entgleiten,
Voll Pracht dem starken, schönen Weib!
Ihr werdet wunderbar erstehen,
Mit Herrlichkeit und Kraft geziert:
Die Erde selbst stirbt an den Wehen,
Die Mutter, wenn sie euch gebiert.

Gleichfalls besser ist „Der Abend“ (S. 45), wo die Klagen über Lauheit, Unkirchlichkeit und Dunkelheit klarer, mithin ergreifender ertönen. Diese Klagen wiederholen sich in „Ruine“, womit wahrscheinlich die Kirche gemeint ist, und in den „Eulen“ wahrscheinlich die Zeloten, Lichtscheuen und Dunkelmänner. S. 63 wird die „Geißel“ geschwungen über Laue, Saumselige und Unthätige im Weinberge des Herrn, nicht unkräftig. „Die Sonne“ soll die dunkeln Herzenstiefen der Christenheit erhellen, und in der letzten Nummer: „Die Hochzeit“, wird die Vermählung der Christenheit, „der mannbaren Jungfrau“ mit dem Herrn besungen. An ernstem Studium von Vorbildern und an einem Blick in das Buch der Bücher scheint es zu fehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Italienische Erinnerungen an den Zug Heinrich's VII.

Der Römerzug Kaiser Heinrich's von Lützelburg hat in Italien wenig bedeutende Spuren zurückgelassen. Die literarischen abgerechnet, wie sie in Dante Alighieri's beredten Briefen, in den Geschichtswerken des Paduaners Albertino Mussato, des Giovanni da Cermenate, des Vicentiners Ferrero und in den gleich vortrefflichen wie lebenvollen florentinischen Chroniken sich vorfinden, treten uns nur wenige anderer Art entgegen. Wenigstens in Mittelitalien. Bei der Abtei San-Salvi überschaut man die Ebene, in welcher der Kaiser lagerte, vergeblich das widerspenstige Florenz herausfodernd zum Kampf. Was auf dem Hügel, der das Städtchen Poggibonzi beherrscht, von Trümmern zu sehen ist, gehört wahrscheinlich späterer Zeit: aber noch im 16. Jahrhunderte hatte der Ort den Namen Poggio imperiale von der Burg, welche Kaiser Heinrich im Winter von 1313 hier, im Nabel Toscanas, erbaute. Nachmals ward dann der ältere Name, Bonizo's Hügel, von neuem vorherrschend. Buonconvento, der Ort an der römischen Straße, wo der Kaiser am 24. Aug. 1313 verschied, hat kaum etwas Alterthümliches mehr aufzuweisen. Bekanntlich wurde die Leiche erst nach Severeto in der Maremma, dann nach dem treuen Pisa gebracht und im dortigen Dome beigesetzt.*) Das Grabmal befand sich ursprünglich in der Tribune des Hochaltars. Im J. 1494 wurde es in der Kapelle des heiligen Rainer aufgestellt, 1727 über der Thüre zur Sacristei der Domherren. Ein Theil der Verzierungen ging bei dieser Gelegenheit zu Grunde. Im J. 1830 endlich, als im Dom verschiedene Umänderungen vorgenommen wurden, brachte man das Monument in die Hallen des Camposanto, wo man es jetzt an der schmalen Wand der Westseite sieht, in der Nähe des Denkmals der drei Grafen von der Gherardesca, von denen der ältere, Bonifaz, ebenfalls 1313 starb, einem Geschlechte angehörend, das, wie in der Geschichte Pisas überhaupt, so auch in jener der Beziehungen dieser Stadt zu den Kaisern eine wichtige Rolle spielt. In diesem mehrfachen Ortswechsel, den des Kaisers Grabmal erfuhr, liegt ein Mangel an Pietät, namentlich aber in dessen Wegräumung aus dem Dome. Nicht etwa, als ob das Camposanto nicht eine würdige Stelle wäre. Eine schönere zu finden wäre schwer: aber der Umstand, daß diese wundervollen Hallen jetzt eine Art Museum geworden sind, wo Werke heidnischer Kunst neben denen der christlichen aufgestellt sind, hätte es wünschenswerth gemacht, die kaiserlichen Reste an dem Orte gelassen zu sehen, wo sie ursprünglich beigesetzt worden waren.

*) Wann dies geschehen, scheint zweifelhaft, die Einen sagen am 2. September desselben Jahres (s. Barthold's „Römerzug Heinrich's von Lützelburg“, II, 457); die Inschrift des Denkmals nennt den 25. August 1313.

Das Grabmal ist ein länglicher viereckiger Kasten von weißem Marmor, auf einem doppelten breitern Untersatze stehend. Den obern Theil desselben nimmt die folgende Inschrift ein:

Hoc in sarcophago non quidem spernendo Henrici olim Lucemburgensis comitis et posthec septimi eius nominis Romanorum Imperatoris ossa continentur que secundo post eius fatum anno videlicet MCCCXV die vero XXV sextilis Pisas translata summo cum honore et funere hoc in phano adhūc usq. diem collocata permansere.

Auf dem untern Theile sieht man in der Mitte den kaiserlichen Adler, mit dem Motto: Quid quid facimus venit ex alto; links ein Kreuz, rechts das Wort OIPE, alles in halberhobener Arbeit. Die Vorderseite der Lade nehmen zehn Heiligengestalten ein, mit architektonischer Verzierung. Zu den Seiten zwei kleine Statuen, von Klagenden oder Leidtragenden. Auf dem Deckel liegt die Gestalt des Kaisers, das unbedeckte Haupt auf einem Kissen ruhend, im kaiserlichen Mantel, auf dem man Löwen und Adler, die Sinnbilder der Ghibellinischen und Guelfischen Parteien, erblickt. Man schreibt dies Werk einem Maestro Tino zu. *)

Bei dieser verhältnißmäßigen Dürftigkeit der Erinnerungen an den ritterlichen Kaiser, welche wir in dem heutigen Italien gewahren**), glaube ich, daß einige Inschriften nicht ganz ohne Interesse sein werden, die sich auf Theilnehmer am Römerzuge beziehen. Ich fand sie zu Rom, in der auf der östlichen Spitze des Capitolinischen Berges gelegenen Kirche Sta.-Maria Araceli und theile sie um so lieber mit, als die Steine, auf denen sie eingegraben sind, in den Fußboden eingefügt und schon jetzt ziemlich abgetreten sind, sodaß es immer schwerer werden wird, sie zu lesen. Die Steine mit vollständigen Inschriften sind viere an der Zahl und liegen ziemlich in einer Reihe dicht an der rechten Säulenreihe des Langschiffs. Sie sind vom Monat Juni 1312, also nicht gar lange vor des Kaisers Auszug nach Tivoli, der am 20. Juli stattfand. Die Kämpfe mit der orsinisch-neapolitanischen Partei, welche die Engelsburg und die Leostadt besetzt hielt, hatten stets gewährt. Bösartige Krankheiten, das alte Erbe der Weltstadt, waren schon unter dem Heere ausgebrochen und verringerten die Masse, was denn endlich Heinrich bewog, Rom zu verlassen. Zwei Grabsteine decken die Gebeine von Rittern aus dem Gefolge des Pfalzgrafen Rudolf, Herzogs von Baiern, welcher, ein später Theilnehmer, zu Genua Anfang 1312 zum Heere gezogen war. Der erste hat folgende Inschrift unter einem mit Helm und Decke geschmückten, jetzt nicht mehr erkennbaren Wappen:

† Anno Dni MCCCXII VII Kal Junii die veneris post Urbani obiit Dns Eberhardus miles de Erlach magister camere illustris Dni Rodulfi comitis palatini Reni et ducis Babarie. Requiescat in pace Amen.

Bei dem zweiten ist die Form ganz dieselbe. Die Inschrift lautet:

† Anno Do MCCCXII VII Kal Junii obiit Ill Ekebert Crecil miles marescal Illustris Dni Rudolfi comitis palatini Reni et Ducis Babarie.

Die beiden andern Inschriften nennen Schreiber der kaiserlichen Kanzlei, deren Gestalten man auch auf den Steinen sieht, mit bloßer Andeutung der Formen durch eingehauene Umrisse. Das Ganze umgeben von architektonischer Verzierung, mit einem Spitzbogen oben, wie sehr häufig vorkommt. Die herumlaufenden Inschriften heißen:

† Hic iacet Sanctus Andree Lutii de Callio notari aule et scriptor cancellarie Dni Heinrici Romanorū Imperatoris ob anno Dni MCCCXII die VI Junii.

† Hic iacet Franciscus de Imola notarius aule et scriptor cancellarie Dni Henrici Romanorū Imperatoris 9 obiit A D MCCCXII (Rest unleserlich).

In derselben Linie liegt der Grabstein eines Bischofs, der vielleicht aus der nämlichen Zeit ist. Es fehlt ihm aber die Inschrift. Auf einem andern in der Nähe der oben bezeichneten eingefügten Steine sind nur noch folgende Worte zu lesen — — — miles magister — — Joannis comitis forensis — — MCCCXII.

Wer weiß, ob unter den nicht beachteten Grabsteinen anderer römischen Kirchen nicht mehre noch sich finden, welche die Namen solcher Mannen enthalten, die entweder bei des Kaisers Anwesenheit oder nachmals im Sommer starben, als der Herr von Savigney und der Graf von Buchect zur Bewachung der Stadt zurückblieben.

Florenz, August 1840. Alfred Reumont.

*) Bei Gelegenheit der beiden jüngsten Ortsveränderungen wurde die Lade geöffnet. Man fand neben den Gebeinen Krone, Scepter und Weltkugel von Silber und Reste des goldgestickten Kaisermantels. Alles blieb, wo und wie man es gefunden. Vgl. Grassi's „Descrizione di Pisa" (1836), I, 162; II, 148.

**) In Sta.-Maria del Fiore zu Florenz sieht man das Denkmal des Bischofs der Stadt, Antonio d'Orso, welcher bei dem Angriff, den der Kaiser unternahm, durch Beispiel und Ermahnung die Bürger zur Vertheidigung ermunterte. Neben des Bischofs Wappen sieht man daran dasjenige Papst Bonifaz VIII.

## Literarische Notizen.

Man erfährt, daß Spanien gegenwärtig 46 dramatische Dichter besitzt, wovon 22 in Madrid leben. Überhaupt ist die dramatische Poesie das einzige literarische Genre, welches in Spanien jetzt einigermaßen in Blüte steht. Der fruchtbarste unter ihnen ist Breton de la Herreros, der mehr als 50 Lust-, Schau- und Trauerspiele verfertigt hat, welche bei der Darstellung Beifall fanden. Martinez de la Rosa hat ein Lustspiel unter dem Titel „El Español en Venecia, o la cabeza encantada" vollendet, welches bestimmt ist, aufgeführt zu werden, wenn die Königin bei ihrer Rückkehr nach Madrid zum erstenmal das Theater besucht. Das Stück soll geistvoll sein, ist bereits von Liebhabern auf Privattheatern dargestellt worden und hat großen Beifall gefunden. Wie überall zehren jedoch auch die spanischen Bühnen vom Repertoire der pariser Theater.

Der 26. Band der „Encyclopédie des gens du monde", ist vor kurzem in Paris erschienen und enthält mehre Artikel, welche für deutsche Leser von speciellerm Interesse sind, so die Artikel Herder und Hebel, von Spach bearbeitet, der auch einen Artikel über Lady Hamilton lieferte; Matter schrieb über L. von Haller, Hermes und den Orientalisten von Hammer, den er auf eine sehr geschmackvolle Art zu würdigen gewußt hat. Bemerkenswerth ist der Artikel über Hébert und seine Faction von Vieillard, einem Schriftsteller, der sich durch Geist und eine leichte und geschickte Feder auszeichnet. Gelehrt sind Guigniaut's Arbeiten über Hecatäus, Herodot, Hesiod und Heraklit. Außerdem finden sich hier Arbeiten von dem Hauptredacteur des Werks, Hrn. Schnitzler, von Walckenaer, Wilnar, dem Vicomte Santarem, dem Deputirten Taillandier, Mollevaut, Golbéry u. s. w.

Die Bemühungen der Gesellschaften, welche die bisher so unfruchtbaren Haidestrecken (Landes) der Gascogne für die Industrie zu gewinnen suchten, haben schon lange Zeit die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen. Gegenwärtig hat der Baron de Mortemart de Boisse eine Schrift unter dem Titel „Voyage dans les Landes" herausgegeben, worin er der Wirksamkeit dieser Gesellschaften den Tribut gerechten Lobes zollt und von den Fortschritten, welche die Colonie von Arcachon realisirt hat, Rechnung ablegt. Mit Neugier und Interesse betrachtet man das Gemälde, welches der Verf. von den reichen Wiesen entwirft, die vordem mit Sand und Haidekraut bedeckt waren. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 271. —— 27. September 1840.


## Bericht über eine Poeten-Centurie aus dem Jahre 1839.

### Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 270.)

27. Sonnenblicke der Gottheit. In Gesängen und Liedern von Karl Gottlieb Ernst Weber. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 21 Gr.

Hier begegnen wir einem ascetischen Schriftsteller, dessen Bekanntschaft wir bereits vor fünf Jahren gemacht haben, indem er 1834 in demselben Verlage unter dem Titel „Die Herrlichkeit Gottes" christliche Hymnen herausgab, die wir in Nr. 150 d. Bl. f. 1835 anzeigten. Diese Anzeige überhebt uns jetzt der Mühe, vorliegende Gesänge und Lieder zu charakterisiren, da ihr Geist und Ton der frühere geblieben ist. Der Titel wird in einer ihnen voranstehenden „Deutung" motivirt.

Was in des Lebens oft umwölkten Auen
Die Seelen, voll von heiliger Begier,
Vom hocherhabnen Unsichtbaren schauen,
Von seiner Gottheit Offenbarung hier,
Das können wir nur Sonnenblicke nennen,
Uns lächelnd, wenn sich düstre Wolken trennen.

Der Verf. bietet uns seine Gaben in drei mit besondern Aufschriften bezeichneten Abtheilungen; doch sind sie nicht in dieser Reihenfolge, sondern zu verschiedenen Zeiten entstanden. Der erste Abschnitt „Gott und die Natur" hat 14 Nummern, worunter ein längeres: „Die Reiche der Natur", zur Classe der lyrisch-didaktischen Gedichte gezählt werden muß; „Jubal" (S. 41) dagegen könnte als Cantate oder Oratorium in nuce bezeichnet werden. Beide Sachen gehören zu den bessern Gaben. Die zweite Abtheilung „Vorsehung und Schicksal" hat 21 Nummern, worunter wir nicht eins als ausgezeichnet notiren konnten. Unter III.: „Christus und das Reich Gottes", gibt es einige Lieder, die wol in die Gesangbücher unserer Gemeine übergehen könnten, aber von Rudolf Stier das Imprimatur wol schwerlich erlangen möchten. Als ein Lied voll Milde und Feuer zugleich bezeichnen wir indessen „Das Osterfest" (S. 219). Sonst gilt hier Alles, was wir vor fünf Jahren in d. Bl. über Hrn. Weber sagten, worauf wir verweisen.

Von demselben Verfasser, aus demselben Jahre, in derselben Buchhandlung ist erschienen: „Echostimmen des Lebens", die wenigstens Kunde und Zeugniß von seiner Productivität ablegen. Es sind größtentheils nach der Zeitfolge ihres Entstehens geordnete Gelegenheitsgedichte. Auch hier finden wir hinsichtlich der Wahl des Titels Auskunft in der ersten Nummer: „An meine Lyra", wo es heißt, was der Dichter einst gesungen in Jugendglut, Sehnsucht, Liebe u. s. w.

Es sind des Lebens Echostimmen
Aus tief geheimer Einsamkeit,
Wo noch des Herzens Flammen glimmen,
Voll Lieb' und Lust, voll Schmerz und Leid.

Daß Siona die Muse des Verf. von je gewesen und noch sei, sagt er uns S. 35, 36 u. 37 in einem ganz artigen Liede.

28. Die Verfinsterung der Welt. Von J. P. Lange. Berlin, Oehmigke. 1838. 8. 16 Gr.

Auch hier stoßen wir auf einen alten Bekannten aus Siona's Gebiet. Schon 1832 erschien von ihm ein Bändchen „Biblische Dichtungen", denen zwei Jahre später ein anderes folgte. Ersteres besprachen wir in Nr. 188 d. Bl. f. 1832, das andere Nr. 150 f. 1835. Im J. 1834 erschienen dann „Gedichte und Sprüche aus dem Gebiete christlicher Naturbetrachtungen", und „Kleine polemische Gedichte". Beides besprachen wir im letztgenannten Blatte. Vorliegender Cyklus von Lehrgedichten und Liedern in mannichfach abwechselnden Formen hat den Zweck, zu zeigen, wie sich die Welt dem Menschen verfindert habe, wie sie ihm objectiv verfinstert worden sei durch das strafende Walten der göttlichen Gerechtigkeit in der durch die Sünde gekränkten Natur, und wie sie ihm subjectiv verfinstert sei durch seine eigene innere Verdüsterung. Der Verf. betrachtet hier die Natur als ein Analogon des psychischen Menschenlebens, und als einen augenscheinlichen Beweis des Vorhandenseins unsichtbarer Güter und Übel. In der Vorrede sagt er: „Es gibt eine christliche Philosophie, eine christliche Weltbetrachtung, eine factische Versöhnung der Wissenschaft, der Naturkunde, der Kunst und ästhetischen Weltanschauung mit dem tiefsten und innerlichsten Ernst des christlichen Glaubens, wenn auch erst in werdender Entwickelung. Dieser Richtung gehört die Zukunft an, wenn auch ihre Organe noch eine stille Minorität in der Gegenwart bilden." Er theilt nun die Bestrebungen dieser Richtung, und die Auffassung des typischen christlichen Charakters der Natur ist ihm Bedürfniß. Aus eben diesem Bedürfnisse und Triebe ist gegenwärtiges Werkchen entstanden, welches mit den obenerwähnten „Gedichten und Sprüchen" in Verbindung steht, oder welches man als eine Fortsetzung desselben betrachten kann. „Die Welt des Herrn" (Essen 1835) behandelt in einem größern panegyrischen Gemälde das Ganze. Dieser „Verfinsterung der Welt" soll nach des Verf. Plan ein zweiter Theil unter dem Titel „Die Verklärung der Welt" folgen, wodurch allerdings das Werk zu einem Ganzen gerundet wird. Zuerst werden wir ins Paradies geführt und lassen uns vom Verf. die Bilder darin deuten. Im zweiten Abschnitte „Die Verfinsterung" (S. 16) heißt eine Stelle:

Ins kleine Sinnkraut, das die Erde trägt,
Hat Gott ein Sinnbild ihrer Art gelegt;
So leise man das kleine Kraut berührt —
Ein Krampf durchzuckt's, der es zusammenschnürt;
So drang ein Krampf des Fluchs durch ihre Gründe,
Als sie berührt ward von der ersten Sünde.

Vom Baume der Erkenntniß des Guten und des Bösen heißt es S. 18:

Ein Sinnbild war's, doch drum kein bloßes Bild,
Von dem der Mensch die Frucht des Todes brach;

Wenn auch die Sünde erst im Herzen lag,
Hat doch sie eine ernste That enthüllt.
Was war die erste Schuld im Gartenraum,
Wenn nicht ein Essen vom verbotnen Baum?

Der Erkenntnißbaum des zweiten Stammvaters (Noah) ist der Weinstock.

Als später Noah aus der Arche trat,
Der Menschheit Haupt, bewährt in frommer Kraft,
Da war Berauschung in des Weines Saft
Des zweiten Ahnherrn erste sünd'ge That.
Hier spiegelt sich der erste Fall, doch mild,
Und so im Weinstock jenes Baumes Bild.

Sonach ließe sich sagen, der Erkenntnißbaum der Jetztwelt sei der Branntwein und bei den Orientalen das Opium. Schön sind übrigens S. 36 die Bilder aus der Apokalypse. Im dritten Abschnitte lassen sich die Gemeinen (die Verfinsterten) S. 64 also vernehmen:

Jene Sonne allda,
Er (der Gemeine) kennt sie beinah.
Schien sie gestern doch wie heute,
Plagte oft die armen Leute;
Manchmal schien sie zu heiß,
Und sie kochten im Schweiß:
Es war zu arg!
Manchmal war sie so karg,
Als wenn sie nicht könnte,
Oder nicht wollte mehr scheinen,
Als ob sie den Schnupfen gönnte
Großen und Kleinen.
Überhaupt war das Wetter
Doch meistens schlecht;
Niemals war es so recht
Für den Spaziergang der Städter,
Für die Arbeit der Frauen
Mit Sonnenschein und Regenschauern.
Manchmal, wie sie wol wagen,
Als Recensenten zu sagen,
Ward es doch ganz und gar
Zu schlimm, zu abscheulich,
Häßlich und gräulich;
Und wenn es besser war,
Passabel, hübsch und einmal schön,
So lobte man die blauen Höhn:
„Man kann nicht mehr verlangen,
Der Himmel thut einmal seine Pflicht,
Aber nun hat man das Bangen:
Das Wetter hält sich nicht."

Acht Tage Sonnenschein —
Alles fängt an zu schrein:
Welch eine Dürre droht!
Acht Tage Regen —
Alles jammert: wir sehn entgegen
Der größten Wassersnoth!

Wär' nur nicht immer so grandios
Der Sonne Feuerschein!
Wär' nur nicht immer so ungemein
Der Guß aus dem Wolkenschoos!
Erst ein Bischen Hitze
Wie vom Feuerherde,
Dann ein Gäßchen, wie aus der Spritze
Auf die durstige Erde,
Immer manierlich, begreiflich, klein
Müßte das gute Wetter sein.
Dort steht der Mond,
Die kalte, feuchte,
Wohlfeile Leuchte —
Man ist sie gewohnt.

Etliche Sterne
Etwas äußerst ferne
Geben auch im Verein
Ein Bischen Schein.
Man fühlt ein schmerzliches Knacken,
Wenn man den starren Nacken
Will grausam knicken und drehn,
Um nach den kleinen Sternen zu sehn.

Hier dieser Pappelbaum
Wiegt die zappelnden Blätter
In Wind und Wetter,
Und nützet kaum.
Sein Holz ist nicht gut,
Um etwas Festes daraus zu zimmern,
Und kann mit matter Feuersglut
Nur schwächlich flimmern u. s. w.

So recensirt der Gemeine, der Verfinsterte weiter über Singvögel, Bäume, Berge u. s. w., und charakterisirt sich als engherzig. Ebenso engherzig ist die Naturanschauung der Eiteln und der Habsüchtigen. Lebendig dargestellt wird die Weltansicht der verschiedenen Völker der Erde (S. 79). Der vierte Abschnitt ist schwächer, weniger markig und frisch. Der letzte Abschnitt „Dämmerung" gibt eine Ahnung vom Morgenrothe der Wahrheit, wie es aufging in der Seele der verschiedenen Erdvölker. Durch das ganze Büchlein, das hier unvollendet erscheint, webt eine schöne Sprache, eine klare Ansicht, Gedankenfülle und eine reiche Phantasie. Möge es dem Dichter gefallen, wie er es verheißen, der Verfinsterung bald die Verklärung folgen zu lassen.

29. Lieder eines heimgegangenen Freundes. Elberfeld, Hassel. 1839. Gr. 12. 6 Gr

Weß Geistes der Heimgegangene sei, ergibt sich schon aus dem ersten Liede, worin die Strophe: „Dort, dort sind keine Leiden, Das Stückwerk ist verschwunden, Ein Born der ew'gen Freuden Sind die Versöhnungswunden, Die unsre Schuld bezahlten"; oder S. 5: „Bespreng' mit deinem Blute, Du Hoherpriester mich"; oder S. 8: Schließ in deine Wundenhöhle fest mich ein"; oder S. 12: „So kehre du denn bei uns ein, Mach' uns zu armen Sündern, Die gar nichts wollen thun und sein (sic!);" oder aus: „Der Pilger und das Schäflein" (S. 18); oder aus „Heimweh" (S. 25); „Missionslied" (S. 29); „Innige Liebesglut des Herzens" (S. 42) und vielen andern frommen Überschwänglichkeiten. Zu bemerken ist nur noch, daß der fromme Sänger ein paar Mal Seraphimen und Cherubimen sagt, welches falsch ist.

30. Das heilige Jahr von Wilhelm Freiherrn von Kleudgen. Frankfurt a. M., Boselli. 1839. Gr. 12. 16 Gr.

Ein Cyklus von 130 regelrechten Sonetten, nicht blos auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres vom ersten Advent an, sondern auch auf viele Wochentage, die von irgend einer kirchlichen Bedeutung und Wichtigkeit sind. Das Sonett auf den Frohnleichnamstag läßt fast schließen, der Verf. bekenne sich zur römisch-katholischen Kirche, obwol keines Marien- oder eines andern Heiligentags Erwähnung geschieht. Aus der sonntäglichen Perikope besteht der Inhalt jeden Sonetts, und man kann durch Quadernarien und Terzinen hindurch sich lesen, ohne daß man eben erwärmt oder erkältet werde.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

---

Das alte und das neue Griechenland. Eine Parallele, gezogen auf einer Reise nach Athen und der Morea. Von Adolf Strahl. Wien, Mösle's Witwe und Braumüller. 1840. Gr. 12. 1 Thlr.

Mag auch für den vielfach verwöhnten Europäer eine Reise in und durch Griechenland mit manchem Mangel und manchen Unbequemlichkeiten, auf den Landstraßen und in den Gasthäusern, in Betreff der Art zu reisen u. s. w. verbunden sein, so

hat doch auch dieser Mangel selbst und haben diese Unbequemlichkeiten ihre romantische und interessante Seite, wenigstens für Denjenigen, der das Eigenthümliche in den Verhältnissen und Zuständen hierbei aufzusuchen und aufzufassen vermag und sich durch diese äußern Unbequemlichkeiten nicht verstimmen läßt. Die Art zu reisen in Griechenland, auf den nicht gepflasterten, unebenen, oft ziemlich unwegsamen Landstraßen, nicht in Postwagen und auf Eisenbahnen, sondern auf schlechten Pferden und Maulthieren, hat etwas Antikpoetisches, etwas Patriarchalisches und paßt zu dem Lande und seinem Himmel, wie zu den Menschen selbst und ihren einfachen Sitten; es liegt darin eine Art erquickender und ergötzender Abenteuerlichkeit, wie sie sich uns beim Reisen mit dem Dampfwagen und auf Chausseen unmöglich darbieten kann. Diese und ähnliche Betrachtungen haben sich uns beim Lesen schon anderer Reisebeschreibungen durch Griechenland aufgedrängt, und nun auch wieder bei der vorliegenden sich geltend gemacht. Der Verf. dieser Reisebeschreibung, ebenso vertraut mit dem alten Griechenland, als er für dasselbe begeistert ist, macht seine Reise, mit dem treuen Pausanias in der Hand, und mehr oder weniger dem alten Griechenland zugewendet, dabei nur um so mehr mit dem lebendigsten Interesse an den Erscheinungen der Gegenwart, die er sodann in ihren Beziehungen auf das Alterthum um so richtiger und in ihrem wahren Lichte aufzufassen sich bemüht. Man wird es auch hier inne, daß die gegenwärtigen Zustände Griechenlands zunächst nur aus sich selbst heraus erklärt und gedeutet werden müssen, und daß sie nur dann richtig und mit Erfolg behandelt werden können, wenn man sie nicht einseitig nach europäischen Theorien moderner Politik zu nivelliren und nach andern vielleicht erprobten Mustern zu gestalten sucht.

Was die historisch-geographisch-literarischen Beziehungen des neuen Griechenlands zum Alterthume anlangt, in deren Lichte der Verf. das Griechenland der Gegenwart betrachtet, so ist hierbei für Manchen gar Manches aus dem Buche zu lernen, das, wennschon es, der ganzen Wendung nach und nach dem genommenen Zuschnitte, zunächst belehren will, doch gleichwol auch durch die Unterhaltung, welche es gewährt, anzieht, zumal die Art der Darstellung, bis auf eine gewisse Dosis von Rhetorik, eine gefällige und nichts weniger als lästige auch da ist, wo sie gleichsam mit unangenehmen Reiseerlebnissen sich zu befassen und zu kämpfen hat. Der Verf. machte übrigens — wenn wir nicht irren, da er es nirgend bestimmt sagt, im J. 1834 — seine Reise von Korfu (er bestreitet dessen Identität mit der Insel des Alcinous) nach Patras, von da über den korinthischen Meerbusen nach Salona, Kastri (das alte Delphi), Korinth, Athen, Nauplia, Tirynth, Mycenae, Argos, Tripolizza, Messene*), Mistra (mit den Ruinen Spartas), Navarin und Olympia. In Athen erkennt der Reisende mit Freuden die große Sorgfalt für Erhaltung der Alterthümer und die strenge Aufsicht in dieser Hinsicht auf Fremde an, die etwa à la Elgin daran sich zu vergreifen Lust verspüren möchten; und er hat an sich und hiernach nur um so vollkommener Recht, wenn er geradezu verlangt, daß die Museen Europas die Fragmente, die sie vom Parthenon in Athen besitzen, auf den zu hoffenden Fall dessen Wiederherstellung, zurückgeben sollten. Interessant ist Dasjenige, was für und wider die Erwählung Athens zur Hauptstadt Griechenlands gesagt wird, wenngleich sich der Verf. aus politischen Gründen gegen diese Wahl selbst erklärt. Wie dieser übrigens die Wiederherstellung des Parthenon, wenigstens in der Hauptsache und nach dem Vorgange des wiederhergestellten Niketempels, hofft, so ist er auch der Meinung, daß Argos eine reiche Fundgrube für den antiquarischen Forscher sein werde, obschon im übrigen diese Stadt keinen besondern Eindruck auf ihn gemacht hat. Als die beste Jahreszeit, um in Griechenland zu reisen, bezeichnet der Verf. nach Dem, was er dort gehört hat, den Anfang Mai; im Februar, wo er selbst in den Bergen Moreas reiste, fand er es dort ziemlich kalt; er hatte Nachtfröste und traf tiefen Schnee. Von den Männern in Griechenland wird hier bemerkt, daß sie in der Regel schön seien und ohne Bedenken für den schönsten Menschenschlag gelten müßten, den man sehen könne; ihre Schönheit beschränke sich aber nicht blos auf die Gesichtszüge, auch ihre ganze Gestalt trage das Gepräge der vollkommensten Bildung und jener edeln Verhältnisse, die wir so sehr an den alten Meisterwerken der Bildhauerkunst bewundern. Anders urtheilt der Verf. über das weibliche Geschlecht in Griechenland; die einzige wahrhaft schöne Griechin aus den untern Ständen, die er auf seiner Wanderung durch Griechenland traf, war Helenaja, ein Mädchen von 15 Jahren, das er in einer elenden Hütte Arkadiens sah und als ein Ideal weiblicher Schönheit schildert, mit einem dem altgriechischen mehr, als es der Verf. bei irgend einer andern Griechin zu beobachten Gelegenheit gehabt, sich nähernden Profile, übrigens voll Grazie in allen ihren Bewegungen und nicht ohne glückliche geistige Anlagen. So nannte sie z. B. den Zucker „versteinerten Honig“.

Mit Olympia beschloß der Reisende seine Wanderung in Griechenland; aber nur mit Mühe konnte er einige Spuren dieser einst so hochberühmten Stadt auffinden. Die Ruinen lagen beinahe ganz unter der Erde begraben; nur einen Theil derselben hatte man damals hervorgegraben, zu dem Zwecke, um — Steine zu gewinnen. Indeß meint der Verf. auch hier, daß (wie denn dies überhaupt von dem neuen Griechenland im Allgemeinen und in manchen einzelnen Beziehungen, theils im Physischen und Materiellen, theils in moralisch-geistiger Hinsicht gilt) auch in der Ebene Olympias Vieles zu finden sei. 17.

*) Vom großen Thore zu Messene hat Fiedler seiner „Reise durch alle Theile des Königreichs Griechenland“ (Th. 1, 1840) eine interessante Abbildung beigegeben. Wir kommen nächstens auf diese Reise selbst zu sprechen.

---

## Bibliographie.

Abel und Wallerstein. Beiträge zur neuesten Geschichte bayerischer Zustände. Nach authentischen Quellen bearbeitet. 8. Stuttgart, Griesinger u. Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Antistes Hurter von Schaffhausen und sogenannte Amtsbrüder. Gr. 8. Schaffhausen, Hurter. 1 Thlr. 4 Gr.

La Beaume, J., Heinrich Fremond. Psychologisches Bild des Priesters. Aus dem Französischen übersetzt von A. v. F. geb. v. K. 2 Theile. 8. Berlin, Voß. 2 Thlr.

Bibliotheca orientalis. Pars I. Libros continens arabicos persicos turcicos inde ab arte typographica inventa ad nostra usque tempora impressos. Edidit *J. T. Zenker*. Fasc. I. Libri arabici. 8maj. Lipsiae, Engelmann. 18 Gr.

Das Blutgericht im Thurme Daliborka am Hradschin zu Prag. Historisch-romantischer Beitrag zur ältern Geschichte Böhmens. Vom Verfasser des Waldraf. 8. Wien, Bauer u. Dirnböck. 1839. 16 Gr.

Braun, J., Deutsche Balladen, Romanzen und Erzählungen. Mit historischen, literar-historischen und ästhetischen Anmerkungen herausgegeben. Gr. 12. Frankfurt am Main, Sauerländer. 1 Thlr.

Dellarosa, L., Amalie von Burgau oder Schauerscenen in unterirdischen Klüften. Eine Wundergeschichte natürlichen Inhalts aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. 8. Wien, Bauer u. Dirnböck. 12 Gr.

— — Howora der Träumer, oder die Schauernächte im Schlosse Krakow. Historisch-romantischer Beitrag zur Geschichte Böhmens. 8. Wien, Bauer u. Dirnböck. 1839. 16 Gr.

— — Die Nymphe von Teplitz, oder die Geisterglocke im Räuberthurme zu Riesenberg. Volkssage aus Böhmens Vorzeit. 8. Wien, Bauer u. Dirnböck. 16 Gr.

Döring, H., Richard Savage. Ein Genrebild. 8. Jena, Mauke. 9 Gr.

Frauenstaedt, J., Studien und Kritiken zur Theologie und Philosophie. Gr. 8. Berlin, Voss. 2 Thlr. 8 Gr.

Gautier, Th., Fortunio, der Indier in Paris. Aus dem Französischen von A. Hippolit. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 1 Thlr.

Gedanken über Censur und Pressfreyheit in Beziehung auf Herrn Professor D. Gottfried Hermann's, am Buchdruckerfeste zu Leipzig gehaltene Festrede und deren durch die Leipziger Allgemeine Zeitung vom 25. Juli 1840 gegebene Beurtheilung. Von einem Freunde der wahren Freyheit. Gr. 8. Leipzig, E. Fleischer. 6 Gr.

Görres, J. v., Die christliche Mystik. 3ter Band. Gr. 8. Regensburg, Manz. 2 Thlr. 12 Gr.

Gräße, J. G. T., Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 2ter Band. 2te Abth. 1ste Hälfte. — Auch u. d. T.: Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker des Mittelalters oder Geschichte der Literatur der Araber, Armenier, Perser u. s. w. 2te Abth. 1ste Hälfte. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 20 Gr.

Die Günderode. 1ster, 2ter Theil. Gr. 12. Grünberg, Levysohn. 4 Thlr. 12 Gr.

Halm, F., Griselda. A drama in five acts translated from the German by Sir *Ralph A. Anstruther*. Gr. 8. Dresden and Leipsic, Arnold. 1 Thlr.

Hänle, S., Eine Pariser Familien-Geschichte. 8. Würzburg, Stahel. 1 Thlr.

Heller, R., Eine Sommerreise. Gr. 12. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1 Thlr. 18 Gr.

Die Höllenbraut, oder die gespenstigen Rächer im Riesengebirge. Historisch-romantische Sage aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Vom Verfasser des Waldraf. 8. Wien, Bauer u. Dirnböck. 1839. 16 Gr.

Jaup, Die Abstammung des Gesammthauses Hessen von Kaiser Karl dem Grossen; und die Abstammung aller jetzo regierenden christlichen Dynastieen, deren Häupter die königlichen Ehren besitzen, von dem Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt. Zur Feier der Verlobung Seiner Kaiserlichen Hoheit des Thronfolgers, Zesarewitsch und Grossfürsten Alexander Nikolajewitsch von Russland mit Ihrer Hoheit der Grossherzoglichen Prinzessin Marie von Hessen und bei Rhein. Fol. Mainz, v. Zabern. 1 Thlr.

Jeschurun. Taschenbuch für Schilderungen und Anklänge aus dem Leben der Juden. Auf das Jahr 5601 israelitischer Zeitrechnung. Herausgegeben von C. Maien und S. Frankenberg. 16. Leipzig, Fort. 1841. 2 Thlr.

Immergrün. Taschenbuch für das Jahr 1841. 5ter Jahrgang. Gr. 16. Wien, Haas. 2 Thlr. 20 Gr.

Knüttell, A., Die Dichtkunst und ihre Gattungen. Ihrem Wesen nach dargestellt und durch eine nach den Dichtungsarten geordnete Mustersammlung erläutert. Kl. 4. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1 Thlr. 8 Gr.

Konrad's von Würzburg goldene Schmiede von *W. Grimm*. Gr. 8. Berlin, Klemann. 1 Thlr. 12 Gr.

Lüdde, Joh. Gottfr., Die Geschichte der Erdkunde. Eine Abhandlung über ihr Wesen und ihre Literatur; mit einem beurtheilenden, ausführlichen Verzeichnisse der methodologischen Schriften über die Erdkunde. Gr. 8. Berlin, Stackebrandt. 15 Gr.

Magazin der neuesten Reise- und Länderbeschreibungen. Eine Sammlung des Interessantesten über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung von Freunden der Geographie herausgegeben von Tr. Bromme. 1ster Band. Parkers Reise über das Felsengebirge. — Auch u. d. T.: Tagebuch einer Reise über das Felsengebirge nach dem Oregongebiet von Samuel Parker. Nach dem Englischen. Gr. 12. Dresden, Walther. 21 Gr.

Mathilde von Rapperschwyl, oder das Rachegespenst. Eine Geistergeschichte aus den Zeiten Kaisers Otto des Großen. 8. Wien, Doll. 16 Gr.

Der italienischen Dichtkunst Meisterwerke. 1ste Abtheilung Ariosto. — Mit d. T.: Ariosto's Rasender Roland und dessen Fünf Gesänge. Uebersetzt von Karl Streckfuß. 2te umgearbeitete Ausgabe letzter Hand. Schmal gr. 4. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1839, 40. 3 Thlr.

— — 2te Abth. Dante und Tasso. — Mit d. T.: Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Uebersetzt und erläutert von Karl Streckfuß. 3te Ausgabe letzter Hand. Schmal gr. 4. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1 Thlr.

Mühlböck, R., Gabriele, die Todtenbraut, oder das Bekenntniß in der Ahnengruft. Eine tragische Geschichte aus den Zeiten König Philipps II. von Spanien. 8. Wien, Bauer u. Dirnböck. 16 Gr.

— — Hadamar von Chuenringen oder die Gründung des Klosters Zwettl in Unterösterreich. Ein historisches Gemälde aus dem Mittelalter vaterländischer Begebenheiten. 8. Wien, Bauer u. Dirnböck. 1839. 16 Gr.

— — Die Teufelsbrücke bei Zwettl, oder: Heinrich von Seeburg. Eine historisch-romantische Geschichte aus den Zeiten der ersten Markgrafen von Oesterreich. 2 Theile in 1 Bande. 8. Wien, Bauer u. Dirnböck. 12 Gr.

Oglenski, J., Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie. Gr. 8. Trzemeszno, G. Olawski. 10 Gr.

Pia Desideria für Ungarn. Ergänzt und mit Noten versehen. Gr. 12. Leipzig, O. Wigand. 16 Gr.

Hannoversches Portfolio. Sammlung von Actenstücken zur Geschichte des Hannoverschen Verfassungskampfes. 3ter Band, enthaltend die Verhandlungen des Bundestages und die neuesten demselben übergebenen Vorstellungen. — Auch u. d. T.: Verhandlungen des Bundestages, betreffend die Hannoversche Verfassungsangelegenheit. Gr. 8. Stuttgart, Krabbe. 1 Thlr. 8 Gr.

Raupach, E., Der Prinz und die Bäuerin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1839, 40. 20 Gr.

— — dramatische Werke ernster Gattung. 14ter Bd. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Robe, Kobold Pirusch. Mährchen in 5 Aufzügen. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 18 Gr.

Altfranzösische Sagen gesammelt von H. A. Keller. 2ter Band. 8. Tübingen, Osiander. 1 Thlr.

Schubert, G. H. von, Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft. 4te großentheils umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 12 Gr.

Schuselka, F., Weltgedanken. Gr. 12. Wien, Gerold. 12 Gr.

Shelley's, Percy Bysshe, poetische Werke in Einem Bande. Aus dem Englischen übertragen von J. Seybt. 1ste Lief. Königin Mab. Alastor. Der entfesselte Prometheus. Schmal 4. Leipzig, Engelmann. 16 Gr.

Sigwart, H. C. W., Das Problem des Bösen oder die Theodicee. Gr. 8. Tübingen, Osiander. 1 Thlr. 3 Gr.

Stolterfoth, A. von, Alfred. Romantisch-episches Gedicht in acht Gesängen. 2te durchgesehene Auflage. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr.

Trendelenburg, A., Logische Untersuchungen. 2 Bände. Gr. 8. Berlin, Bethge. 3 Thlr. 4 Gr.

Wachsmann, C. v., Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1841. 4ter Jahrg. Mit 6 Stahlstichen. Gr. 16. Leipzig, Focke. 2 Thlr. 8 Gr.

Zachariä, J. F. W., Der Renommist. Ein scherzhaftes Heldengedicht. 2ter Abdruck mit erweitertem Vorworte von J. Zachariä und 8 sarkastischen Federzeichnungen von Hosemann. Gr. 12. Berlin, Bethge. 10 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 272. —— 28. September 1840.

## Bericht über eine Poeten-Centurie aus dem Jahre 1839.

### Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 271.)

Indem wir uns anschicken die poetischen Producte einiger Damen aus dem J. 1839 ins Auge zu fassen, können wir eine kleine Reflexion, wie sie sich bei Erblickung der sechs vor uns liegenden Sammlungen uns aufdrang, nicht unterdrücken. Es will uns nämlich bedünken, als fühlten die schönen Sängerinnen und Aspirantinnen nach dem Lorber, die Strickstrumpf und Küchenschürze mit Feder und Lyra vertauschen, es selbst, daß sie, solchen Bestrebungen sich hingebend, aus der Sphäre treten, die ihnen Mutter Natur angewiesen. Friederike Brun, geb. Münter, betrieb das Dichten ganz heimlich und verbarg die mit Versen beschriebenen Blättchen sorgfältig vor jedem Auge; Philippine Engelhard, geb. Gatterer, gestattete sich nur dann Verse zu machen, wenn die Kinder besorgt und alle Haus- und Küchenarbeiten vollbracht waren; Therese Huber zögerte lange, ehe sie ihre poetischen Producte auf dem literarischen Markte ausstellte und preisgab; Adelheid v. Stolterfoth in ihrem jüngsten Werke sagt: „Ich zitt're fast, seh' ich Papier in weißen Frauenhänden." „Du Rosenangesicht (fügt sie warnend hinzu) mit träumerischen Augen, Begehre du des Lorbers nicht; Dir soll die Myrte taugen", und wenn Minna Fischer sich entschuldigend sagt: „O schmälet nicht und wähnet, ich fülle die Stunden all mit Dichten aus — Glaubt mir, ich kann ein Liedchen singen, Ohn' ein Verbrechen zu begehn; Man kann den Musen Opfer bringen Und doch dabei das Haus versehn", so scheint sie ein dunkles, richtiges Gefühl von Dem zu haben, was dem Weibe geziemt. Glücklicherweise scheint unter den sechs Aspirantinnen nach diesem Plätzchen keine zu sein, die ohne allen Beruf und Weihe die Lyra zur Hand genommen hätte; auch ist keine unter ihnen, die sich gefiele moderne Zerrissenheit, gemachten Weltschmerz und andere Ingredienzen Heine'scher Dichtweise aus den neuesten Rüstkammern vaterländischer Poesie zu holen. Dies gilt zunächst von **Adelheid von Stolterfoth** in

31. Rheinische Lieder und Sagen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1839. Da das Buch jedoch schon in Nr. 165 d. Bl. f. 1839 von einem andern Mitarbeiter besprochen ist, so werden wir der Mühe überhoben, uns hier weitläufiger über sie auszusprechen, rühmen ihren heimatlichen Sinn, ihre gesunde Lebensansicht und den Wohlklang ihres Verses, bemerken indessen dabei, daß Damen solche Lieder wie: „Den Kriegern, die nach Hellas ziehen" (S. 92), „Sängergruß an der Küste von Hellas" (S. 97) und „König Ludwig" (S. 99) nicht machen müssen. An Adelheid schließen wir

32. Gedichte von **Minna Fischer**. Arolsen, Speyer. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Schon das versificirte Vorwort, worin sie sagt, sie habe ihre kleinen Lieder früher immer ganz heimlich gesungen, als hätte sie sich ihrer geschämt, und nur erst, nachdem sie im Hain neben der Nachtigall anderer Vöglein schwächere Stimmen gehört, habe sie gewagt in die Welt hinauszusingen, nimmt für sie ein. Der erste Cyklus trägt den Namen „Frühlingskranz" mit dem Motto: „So bunt wie Blumen auf im Frühling blühn, Laßt Lied an Lied vor euch vorüberziehn." Als ein gar liebliches Bildchen daraus bezeichnen wir „Schneeglöckchen" (S. 4); aus „Morgenempfindungen" (S. 17) und dem „Charfreitagsliede" (S. 39) athmet tief frommer Sinn, und „Die Linde" (S. 26) bekundet Innigkeit des Gefühls. Die Natur, welche sie in „Stimmen im Walde" (S. 60) belauscht, ist dankbar gegen sie und gestattet ihr, daß sie manchen Blick in ihre geheime Werkstatt thut. Aus dem zweiten Cyklus „Sommerblüten" notiren wir „Der todte Schmetterling", worin zugleich eine ansprechende Blumencharakteristik. Der dritte Cyklus „Herbstblätter", enthält treffliche Sachen. Hören wir, wie der Dichterin über Leben und Tod denkt (S. 129):

Ach! Ist's nicht süß, an warmer Liebesbrust,
Im vollsten Glück das Leben auszuhauchen?
Sich mit der frischen, ungeschwächten Lust
Schnell in des Todes kühles Meer zu tauchen?
Da wo der Becher schäumt, da ist der bleiche,
Der stille Engel segensvoller Retter!
Er schützt uns vor der schalen, bittern Neige,
Er birgt die Blüte, eh' noch Sturm und Wetter
Sie rauh entblättern! — Eh' des Mittags Gluten
Sie müde sengen, stirbt sie an dem Herzen,
Das ihre Seligkeit, das um sie bluten
Nun wird, in treuer Liebe heil'gen Schmerzen.
Sie hat geblüht, geliebt! — was hat das Leben
Nun noch für sie als tiefverborgnes Leiden?

Wie schön ferner, wenn sie (S. 131) den Schmerz also anredet:

Mir bist du lieb und traut geworden,
Du Engel mit dem feuchten Blick!
Ich lasse nicht von dir, bis dorten
Mich einst umstrahlt ein schmerzlos Glück.

Gleich innige Gemüthlichkeit athmen „Der Friedhof" (S. 137) und „An die Nacht in der Fremde" (S. 150). „Wintergrün", der vierte Cyklus, wird durch das Motto eingeleitet: „Unter Eiseshülle grünt es fort und welket nimmer! Es leuchten die Sterne, die hellen jede Nacht mit ihrem Schimmer!" Hier ist

viel Religiöses, warmes Muttergefühl, und ihr selbst, wie es scheint, unbewußt, gestaltet sich ihr häuslich-mütterliches Walten zu Gedichten. Die Erinnerungen aus der Kindheit umspielen sie und hauchen ihr Herz mit leisen Ahnungen an. Siehe namentlich „Bilderschau" (S. 200), eine kleine Galerie von Genrebildern aus dem Lande der Kindheit, zart, naiv und innig. Im Anhange finden sich größtentheils Gelegenheitsgedichte, und unter ihnen jenes oben angedeutete apologetische Wörtchen (S. 262): „Laßt mich dichten. An die Schmäher." Daß sie, sich in der Bilderwahl vergreifend, Anastasius Grün einen Glaser nennt (S. 268) mußten wir belächeln. Ausgezeichnet ist hier „Für Corneliens Polterabend", eine geistreich gehaltene Allegorie, die nicht immer gelingt, indem mancher sonst geist- und gemüthreiche Dichter bei solcher Gelegenheit am falschen Pathos, an den Gemeinplätzen, oder an herkömmlicher Scherzmacherei scheitert. Die Feen, die hier auftreten, in deren Gefolge Unschuld, Liebe, Hoffnung, Erinnerung, Jugend, Schönheit, Anmuth, Poesie, Musik, Verstand, Frohsinn, Güte, Wohlthätigkeit, Vertrauen, Freundschaft, Treue, Großmuth, Bescheidenheit, Fleiß und Häuslichkeit sind, sagen fast alle der Braut eine Feinheit ohne Schmeichelei und Überschwänglichkeit, und bei jedem Bilde läßt sich etwas denken. Das letzte Liedchen setzt dem Ganzen einen nicht unwürdigen Schlußstein. Wenn Minna Fischer fortfährt zu dichten (und wer könnte nach diesen Proben daran zweifeln?), so wird sie unfehlbar die kleinen Härten fliehen, mit denen sie hin und wieder das Ohr kränkt, und die sie sehr leicht vermeiden kann, wenn sie nur die Worte anders stellt und das eigene Ohr der Seele mehr an Euphonie gewöhnt.

33. Gedichte von **Julie von Großmann**. Breslau, Kern. 1839. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein feines Ohr für Rhythmus und Reim, ein leises, frauliches Auftreten, ein tiefes Gefühl für Freundschaft und das Heilige lassen sich dieser Sängerin nicht absprechen. Hören wir, wie sie zur Dichterin geworden (S. 5):

Sie waren treulos alle mir gebrochen,
Des Lebens Stützen auf der Wanderschaft,
Und matt geworden schien die eigne Kraft,
Und meiner Tage Urtheil schon gesprochen.
Da wollte einmal ich noch rückwärts sehn,
Ein Lebewohl der Hoffnung nur noch sagen,
Die ich verborgen in der Brust getragen,
Und einsam dann die letzten Schritte gehn.

Und in die Ferne schweiften meine Blicke,
Und tieften sich in die Erinnerung,
Und alte Bilder wurden wieder jung,
Und führten mich in ihren Kreis zurücke,
Und in der Kindheit süßen Morgentraum,
Und von dem Felde ihrer heitern Spiele,
Ins weite Reich erwachender Gefühle,
In meines Busens heilig stillen Raum.

Und tiefe Saiten hier mir hell erklangen,
Und in den Tönen sah' ich Rosen blühn,
Und ihre Farben in Gesängen glühn,
Und reiche Bilder an den Wänden prangen
Der zaubervollen Jugendphantasie;
Und als sie meine Sinne so umwoben,
Ätherisch mich der Wirklichkeit enthoben,
Erschien die Göttertochter Poesie.

Und als mein Engel sah sie zu mir nieder,
Und aus dem Blicke strömte Himmelslust
In die verjüngte, ihr geweihte Brust;
Und die verschloßnen tiefen Frühlingslieder
Sie drängten aus der Quelle sich empor,
In der ein langer Zauber sie gehalten,
Und als die Kinder höherer Gewalten
Zerrissen sie des Grames schwarzen Flor.

Und zu dem Himmel hoben sich die Blicke,
Und von dem Herzen sank der Erde Last,
Und freudig fühlt' ich, daß ich nur ihr Gast,
Und maß die schweren Schritte nicht zurücke.
„Nur vorwärts!" klang die innre Melodie,
Zum Lichte, auf des Geistes freien Schwingen!
Der hohe Flug, er wird sein Ziel erringen,
Verliert er nur die Himmelsrichtung nie!

In der That verliert ihr Flug auch diese nie; das zeigt sich durch alle vier Abtheilungen, deren erste vermischte Gedichte enthält. Gar Vieles möchte man hier Reflexion des Herzens nennen, z. B. lese man „Festhaltung" (S. 17), „Schmerzliebe" (S. 32), wie sie denn besonders gern über Lust und Schmerz reflectirt, „Besitzthum" (S. 38) und viele andere. Ebenso oft und gern gibt sie Rath, Ermunterung, Lehre; man lese „Glücksversicherung" (S. 42), „Bedingung" (S. 68), „Gottesgabe" (S. 122) u. a. m. Sie weilt gern in der Natur, deren Bilder sie anregen und begeistern. Ein sinniges Lied ist: „Die beiden Tropfen" (S. 60) und erinnert mit andern hier gebotenen Gaben an Goethe's „Zart Gedicht wie Regenbogen, Wird auf dunkeln Grund gezogen; Darum behaget dem Dichtergenie Das Element der Melancholie." Wenn sie der Lieder zweite Abtheilung „Herzensfrühling" nennt, so ist das Wort bezeichnend und wohlgewählt, und wir nennen „Stillleben" daraus charakteristisch, wo sie ihr Dichterglück zwar kurz, aber treu schildert. Doch würden wir, wenn wir hier nicht eine Dame vor uns hätten, uns nicht entbrechen, wegen der Form der hier gebotenen Sonette eine Lanze mit ihr zu brechen, obwol wir überzeugt sind, daß hundert und aber hundert Leser und viele ihrer Subscribenten nicht den geringsten Anstoß an diesen nehmen und wir überhaupt dabei in den Ruf der Splitterrichterei kommen könnten; also schweigen wir darüber. Der dritten Abtheilung entblühen „Bundesblüten", aber nicht des Liebes- sondern des Freundschaftsbundes; die Verfasserin hängt nämlich mit ganzer Seele an ihrer Schwester in Apollo, der gemüthlichen Agnes Franz, der sie auch in einem wohlklingenden Sonette die ganze Sammlung dedicirt hat, und macht so die Bemerkung, daß unter Frauen keine wahre Freundschaft stattfinden könne, zu nichte. „Sängers Frühlingsseligkeit" ist hier besonders zu beachten. Die vier Nummern der vierten Abtheilung sind gereimte Erzählungen und können füglich auf den Namen Gedichte nicht Anspruch machen. Wenn wir schließlich bemerken, daß vieles hier Gebotene uns nichts zu denken gibt, manches Bild verfehlt sei (vergl. den Schluß des Liedes S. 23), daß es mitunter scheine, als versiege der Quell ihrer Phantasie leicht und man werde hin und wieder an antiquirte Gesangsmanieren erinnert, so würden wir solche Behauptung nicht auszusprechen gewagt haben, wenn nicht die bescheidene Dichterin mit den Worten: „Fürchte nicht Tadel, mein Herz, laß deine Leier erklingen!" den Reigen eröffnete. Und möge sie noch recht oft klingen und zum Echo sympathetischer Gefühle in verwandten Herzen werden!

34. Zwei Tage in Dänemark, von **Gustava von Haselberg**. Stralsund, Löffler. 1839.

Zwar nur auf 24 Blattseiten, aber zart und innig haucht diese Gustava ihre Empfindungen und Gedanken auf einem kurzen Ausfluge von Stralsund nach Dänemark aus. Ihr Athem ist rein und warm. Sie hat ein Auge für die Schönheiten der Natur, ein Herz, sie zu empfinden, und Geist genug, auch durch historische Bilder und Momente das Lied zu beleben. Wie schön und traulich ist es, daß häuslicher Sinn und Heimatsliebe das Reisevergnügen in Schatten stellt; denn wie sie nach der Vaterstadt zurückgekehrt ist und sie von der Marienkirche überschaut, bricht sie entzückt in die Worte aus, die sie auch theilweise zum Motto ihres Büchleins gewählt:

Dies Entzücken, sei es immer
Nur der Seele holder Traum;
Mir verklärt der Freude Schimmer
Freundlich diesen kleinen Raum.

Hier sind meines Daseins Sterne
Aufgegangen hell und rein;
Reizender kann wol die Ferne,
Aber nie mir theuer sein.

35. Astralion. Eine Arabeske von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, A. Duncker. 1839. 16. 10 Gr.

Die dichterische Persönlichkeit der Gräfin Ida ist in diesen Blättern sowol als anderwärts bereits so oft besprochen, daß wir der Mühe überhoben werden, sie ins Licht zu stellen. Vorliegende Arabeske bezeugt die Rüstigkeit ihrer Feder und ist auch wirklich eine bravgezeichnete Arabeske, geistreich erfunden, mit leichter Hand angelegt und farbig ausgemalt.

Tauben und Sperlinge finden vor einem Hause reichliche Atzung und die Schwalben erzählen ihnen, in dem Hause drin sei über Nacht ein kleiner Mensch geboren, und der Vater desselben habe nicht nur alle Hausbewohner beschenkt, sondern auch Weizen für die Vöglein hier gestreut. Die dankbaren Hausvögel beauftragen nun den Storch, alle Vögel herbeizuklappern, die auch wie ein schwebendes Meer herbeischwimmen und ersucht werden, den kleinen Erdenbürger mit Gaben zu erfreuen. Der Adler will ihm den Flug zur Sonne der Wahrheit, die Eule das Vermögen, Nachts zu sehen, der Falke ein scharfes Auge, die plappernde Elster eine geläufige Zunge und die Nachtigall harmonischen Gesang verleihen. Nach manchem Widerspruche von Seiten des Gimpels und einiger andern Vögel kommen endlich alle darin überein, dem Kindlein Gesang zu geben, was Lerche, Fink und Drossel noch näher bestimmen, namentlich soll er ein Dichter sein. Dagegen protestirt der Schwan: Ihr wißt nicht, welch' ein trauriges Geschenk ihr ihm mit der Dichtung Gabe macht,

Der Mensch ist längst dem Zwiespalt heimgefallen,
Als Kind der Ewigkeit und Kind der Zeit;
Der Dichter fühlt und singet es vor allen,
Welch tiefen Jammer dieser Zwiespalt beut.

Und wenn es ihm gelingt, ihn auszusöhnen
In seinem Lied, so wird die Wirklichkeit,
So wird sein eignes Herze ihn verhöhnen —
Die Erd' ist nah', der Himmel ist so weit!

— — — — — —

Was wißt denn ihr von jenem Weltenschmerze,
Den auch die Pöbelmenge nie begreift,
Und der doch ewig in des Dichters Herze,
Wie eine Perle in der Muschel reift?
Was wißt ihr denn von jenem Nebelschleier,
Der sich um ihn wie um Gebirge legt,
Und den nur der durchschauet, der da freier
Als Menschensatzung forscht und prüft und wägt?

Was wißt ihr denn in euren grünen Hallen
Von jenem furchtbar harten Schicksalshohn,
Daß selbst die Sterne aus dem Himmel fallen,
Der Dichter von dem goldnen Sonnenthron?

— — — — — —

Und dann, Ihr Thoren, was kann jetzt ein Dichter
Für diese spöttisch kalte Welt noch sein,
Die nur beklatscht, wenn grelle, scharfe Lichter
Beleuchten ihres Katzengoldes Schein.

Dann fügt er noch hinzu, wie in frühern, bessern Zeiten der Dichter heilig gehalten wurde, aber jetzt beachte man ihn nicht. Aber die übrigen Vögel, seinen Rath und seine Ansicht nicht beachtend, bleiben dabei, er solle ein Dichter werden. Noch einmal warnt der Schwan, sein Loos sei kein beneidenswerthes; denn was könne er jetzt mehr thun, als S. 27:

Statt das Erhabene freudig zu verklären,
Es zeigen von der Narrenkapp' umschellt,
Und statt die ew'ge Weltweisheit zu lehren,
Sich üben in der Weisheit dieser Welt?
Sich in die Schulen drängen, wo der Meister
In altersschwacher Aufgeblasenheit,
In unreif junger Frechheit für die Geister
Ein abgeschmeichelt Monopol verleiht?

Auch das hilft nicht, Kukuk, Elster, Rabe und selbst Adler bringen den Schwan zum Schweigen und alle Vögel singen dem Neugeborenen das Weihelied. Jetzt schweben die Wolken herbei, verlachen die Vögel und möchten das Kindlein in die luftigen Regionen hinaufziehen, aber nur um Phantomen und Schattengestalten nachzujagen. Dann naht die Sonne, ihn zu erleuchten und zu erwärmen mit ihrem lebendigen Lichte, und ihn anzureizen, daß er mit dem Lichtschwerte immer weiter dringe. Die Elemente gesellen sich zu ihr, das Wasser will ihm die Seele von Überdruß rein waschen, die Luft ihn als ewige Freiheit umweben, das Feuer ihn mit seiner Aureole kränzen, und die Erde sagt:

— Mein armer Knabe,
Wirst von mir empfahn
Nur eine schlichte Gabe —
Dereinst nimmst du sie an!
Bist du von Herzen müde,
Und gibt dein Zauberstab
Nur Andern, dir nicht, Friede —
Dann schenk' ich dir ein Grab.

Zuletzt spricht der Weltgeist und schließt mit den Worten:

Beginne jetzt die kurze Pilgerreise,
Und halte fest im Wollen und im Streben,
Am Tag der Schmach, im Ruhm- und Glückeskreise —
Daß du mir wieder bringst, was ich gegeben.

Da erwacht die Mutter des Kindleins, des hochbegnadeten und hochbegabten. Ein Traumgebild hat ihr vorgespiegelt, welche Zukunft des Lieblings harre, welche Sterne ihm leuchten werden, und sie nennt ihn deshalb Astralion.

Der Eindruck, den das Ganze auf uns machte, war ein wohlthätiger und anregender — aber leider zerstört die Dichterin das ganze künstliche Gewebe dadurch, daß sie den Arzt am Wochenbette zuletzt sagen läßt:

Mit Phantasiren und mit starkem Fieber
Ist jetzt die böse Krisis hier vorüber.

Fehlten doch diese Worte hier!

36. Gedichte von Annette Elisabeth v. D.... H... Münster, Aschendorf. 1838. Gr. 12. 20 Gr.

Es erweckt gewöhnlich kein günstiges Vorurtheil, wenn sich eines Buchs Verfasser nicht nennt; mit solchem ungünstigen Vorurtheile nahmen wir auch gegenwärtiges zur Hand, und leider ward es uns nicht benommen. Annette Elisabeth ist weder eine Ida noch eine Minna. Im Gebiete der erzählenden Poesie sich ergehend, gibt sie zuerst in zwei Gesängen etwas breit und langweilig die Geschichte eines auf dem St.-Bernhard erfrierenden Mannes, dann in gleicher Weise „Des Arztes Vermächtniß", welches wol spannen könnte, aber in der Behandlung ganz verfehlt ist, und zuletzt in Herzog Christian von Braunschweig ein Charakterbild aus dem dreißigjährigen Kriege unter dem Titel „Die Schlacht im lorner Bruch". Da ihre Phantasie in Sprüngen geht und sie nicht im Stande zu sein scheint, ein Bild festzuhalten oder kunstrecht zu gestalten, so sind auch die Naturbilder, die sie in einigen nachfolgenden Liedern aufstellt, nicht besser als die gereimten Anekdoten. In einigen geistlichen Liedern, die den Beschluß machen und Proben aus einem größern Ganzen geben sollen, steigert sich die Mystik in Gedank' und Ausdruck manchmal bis zum Nonsens. Man erlasse uns die Belege für diese Behauptung.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Zugvögel. Novellen und Skizzen von L. Mühlbach. Zwei Bände. Altona, Hammerich. 1840. 8. 3 Thlr.

Im Allgemeinen spricht sich in diesen Novellen und Skizzen ein recht warmes, keckes, seinen weiblichen Ursprung verra-

thendes Talent aus, besonders in der ersten Erzählung „Der Armuth Kind", worin sich Empfindung und Darstellung oft bis zum Poetischen erheben. Die zweite Hälfte spielt unter den Anwohnern der Karpaten, unter Goralen und Zigeunern; der wildfremde Hintergrund von Localität und Nationalität ertheilt dieser Partie einen besondern Reiz. Die Erfindung ist im Ganzen nicht bedeutend, aber der rührende Schluß recht geschickt herbeigeführt. Es scheint, als ob eine männliche Hand an dem Style nachgebessert und sogar einige Reflexionen, die hier nur störend sind, eingeschoben habe. Man erinnert sich an Mundt, wenn man Folgendes liest: „Philosophie ist die höchste Wissenschaft, sie ist die verkörperte göttlich menschliche Kraft, die, das Irdische, Reale durchdringend, sich erhebt zur Idee, vom Begriff zum Wesenhaften, die in dem Irdischen, Vergänglichen das Ewige, Unvergängliche erkennt. Philosophie ist Religion, aber nicht die Religion des Glaubens, sondern des Wissens" u. s. w. So schreibt ein Weib, so schreibt Luise Mühlbach nicht. Dieses Vereinsliteraturgeschäft, dessen Verstand Mundt zu sein scheint, sollte sich auf keine langweilige philosophische Einschaltungen, sondern nur auf stylistische Nachbesserungen einlassen; denn es ist wahr, daß der Styl in diesem Buche viel gerundeter und präciser ist als in den frühern Schriften der Verfasserin, wo sie noch allein stand, fühlte und schrieb. Die zweite Novelle „Reich durch Wind" ist keck hingeschleudert und sinnreich erfunden, ohne deshalb von bedeutendem Werthe zu sein. Die dritte entsetzliche Geschichte behandelt die Greuel, welche an dem mecklenburgischen Gutsbesitzer Haberland, hier Armbruster, von seinen Untergebenen verübt worden sind. Die Erzählung trägt den Titel „Naturverirrungen" und kann, obgleich sich auch in ihr Talent ausspricht, an sich als eine Naturverirrung angesehen werden. Novellistisch mögen wir uns dergleichen Scheußlichkeiten, die hier bis ins Einzelnste mit einem wahrhaft abschreckenden Behagen erzählt werden, weder von einem Manne und noch weniger von einem Weibe erzählen lassen. Dergleichen Referate gehören in die Criminalacten, in eine trocken historische Darstellung menschlicher Verirrungen, in ein gerichtliches Gutachten, nur nicht in eine Novelle; denn die Kunstform wird durch einen so gräßlichen Inhalt immer geschändet, und diese Gräßlichkeit tritt im Gegensatz zur Kunstform nur um so greller und schneidender hervor. An den Schluß ist eine Reflexion gehängt worden, welche abermals Spuren einer männlichen Hand verräth. Die in dramatische Form aufgelöste Novelle „Bianca" ist mit vieler Leidenschaft und Glut geschrieben; Erfindung und Charakteristik sind aber weder originell noch naturwahr und die Composition sehr willkürlich. Ein Doge, der sein Weib quält, ist aus G. Sand'schen Ansichten hervorgegangen; auch der brutale Kniff in den Arm des gepeinigten Weibes, womit Schriftstellerinnen die Grausamkeit der Ehemänner zu charakterisiren lieben, fehlt hier ebenso wenig als in der Novelle „Naturverirrungen". Die „Wanderungen im Süden" sind leicht hingeworfene Skizzen, von lebendigem Farbenauftrag. Daß L. Mühlbach am Königssee eine Menge Gletscher gesehen hat — man sieht dort höchstens Schneelager auf den erhabensten Berggipfeln und in den Schluchten — darf uns nicht Wunder nehmen; wo sähe eine moderne Schriftstellerin nicht Gletscher? Die letzte novellistische Skizze „Die Verlobung" hätte ihres unbedeutenden Inhalts wegen immerhin ungedruckt bleiben können. 16.

## Notizen.

Ein neuerer französischer Reisender, Commandeur der Fregatte Venus, entwirft von dem sittlichen Zustande der Marquisas-Insulaner ein abschreckendes Bild. Die Ehe ist bei ihnen weder eine religiöse noch bürgerliche Institution, sondern bloße Gewohnheitssache; sie hängt rein von einer gegenseitigen Übereinkunft ab, verpflichtet zu keiner Dauer, noch weniger zur Treue, so lange sie dauert, und löst sich so schnell, wie sie sich bildet, ohne alle Ceremonie, oft nur nach dem Willen eines Einzelnen von den Betheiligten. Einige Männer haben wol zwei oder mehre Frauen, die in Gemeinschaft leben, aber diese Beispiele sind selten; dagegen gibt es keine Frau, welche es nicht, selbst mit Wissen des eigentlichen Ehemannes, mit mehren Männern hielte; gewöhnlich ist es ein Bruder, ein Verwandter oder ein Freund, welche diese traurige Begünstigung theilen. Ja, je mehr Liebhaber ein Weib hat, desto mehr Ehre bringt es dem Manne, der deshalb diese Zügellosigkeit eher befördert als hindert, wie es bei uns einem vornehmen Hause Ehre bringt, mit recht vielen Gästen prunken zu können. Zuweilen warten die jungen Mädchen nicht einmal, bis sie heirathsfähig sind, sondern entlaufen der väterlichen Hütte, leben für sich und überlassen sich ihren Launen und dem zügellosesten Leben. Gefällt ihnen Einer etwa mehr als die Andern, so werden sie dessen Weib und bleiben es, so lange es ihnen gefällt. Diese Insulaner haben viele Feste und Orgien und ergeben sich dem Vergnügen mit wahrhafter Wuth. Zuweilen trifft es sich, daß sie an ihren Vergnügungsplätzen mit andern Abtheilungen von den benachbarten Inseln oder aus feindlichen Thälern zusammenstoßen, was stets zu einem blutigen Kampfe und sodann zu abscheulichen Gastereien führt. Diejenigen Frauen, welche ausgewählt werden, um bei diesen Festlichkeiten gegenwärtig zu sein, sind auf diese Auszeichnung äußerst stolz, doch dürfen sie von dem Fleische der gerösteten Feinde nicht essen; man hegt nämlich den Aberglauben, daß, nähme ein Weib an dieser schauderhaften Mahlzeit Theil, die erste Schlacht verloren gehen würde. Einige haben die Einwohner der Marquisas-Inseln für tapfer ausgegeben, sie beweisen aber nur dann einige Bravour, wenn ein Krieger ihrer Partei in die Hände der Feinde geräth; in diesem Falle gebietet die Ehre, den Gefangenen todt oder lebend den Händen der Gegner wieder zu entreißen. Gegen Fremde bezeigen sie sich sehr wohlwollend, aus Furcht und weil sie hoffen Geschenke zu erhalten; wo nicht, so ergreifen sie jede Gelegenheit, die Fremden zu betrügen oder zu bestehlen.

Aus den officiellen Berichten über die öffentliche Erziehung in den Provinzen Bengalen und Behar geht hervor, daß etwa nur ein Neuntheil oder Zehntheil der gesammten Bevölkerung etwas von den ersten Regeln des Zählens und Lesens versteht. In den Städten sieht es nur wenig besser aus, und die Stadt Mourchidabad zählt unter ihren 97,818 Einwohnern 90,463 Individuen, welche allen Unterrichts beraubt sind, und unter 15,092 Kindern von 5—14 Jahren 13,333, welche keinen Unterricht irgend welcher Art erhalten. Die vornehmen Classen und die kleine Zahl von Gelehrten sind wol gelehrter, aber nicht aufgeklärter. Ihr Kopf bewahrt eine unverdaute Masse von nutzlosen Thorheiten, geheiligten Verschrobenheiten und lächerlichen Überlieferungen. Sie wissen tausend unnütze oder abgeschmackte Dinge, die Verse, woraus die heiligen Bücher bestehen, die Spitzfindigkeiten der Grammatik, die kleinlichen Untersuchungen der Prosodie. Von einer praktischen Anwendung der Wissenschaft kann schon ihrer Natur nach bei den Indiern nicht die Rede sein. Alles, was die ehemalige hindostanische Civilisation war, ist Staub und Fäulniß geworden.

Man hat in England eine neue Erfindung gemacht, um das unfreiwillige Ertrinken zu verhüten; sie besteht in nichts als in einem Hute, der den gewöhnlichen Hüten gleicht und auf den Kopf gestülpt werden kann. Man bedient sich seiner wie eines Rettungsbootes und kann ihn so weit ausdehnen, um zwei oder drei Personen damit zu retten. Er ist sehr leicht und nicht theuer. Die Erfolge dieser Erfindung sollen außerordentlich sein und die Versuche, die man damit unter der Leitung des Herrn Williams anstellt, ziehen jedesmal eine große Menge Zuschauer herbei. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Hut auf der Handelsmarine sowol als auf der Kriegsmarine eingeführt wird. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 273. —— 29. September 1840.


## Bericht über eine Poeten-Centurie aus dem Jahre 1839.

### Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 272.)

37. Der Besuch in Hainthal. Von G. F. Eduard Crusius. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1839. 16. 1 Thlr.

Solche dem Prototypus der Voß'schen „Luise" nachgeformte Idyllen verlieren mit der Zeit doch allen Reiz. Noch mehr ist dies der Fall, wenn, wie hier, die Invention so ärmlich ist, daß es an jeglicher Überraschung fehlt. Das Beste am Büchlein sind sechs nett gezeichnete und sauber gestochene Stahlstiche.

38. Gedichte von Wilhelm Ribbeck. Leipzig, Kirchner u. Schwetschke. 1839. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Laut Vorwort will der Verfasser diese Gedichte als Denkblätter seiner Lebensreise angesehen wissen. Die frühesten sind von 1809, aus seinem sechszehnten Lebensjahre, die letzten aus dem J. 1839. Es spricht schon für die Denkweise des Verf. vortheilhaft, daß er sie so lange unter Verschluß gehalten, sowie sein Geständniß, daß sie sich besser zu einem Manuscripte für Freunde als zu einem offenen Beitrage für die poetische Literatur unsere Tage eignen. Ebenso witzig als wahr sagt er ferner in dem Vorworte, daß es ihm wünschenswerth sein mußte aus seinem bisherigen Phantasieleben eine Art von Resultat durch den Druck derselben zu ziehen, das er seinen Kindern und Freunden hinterlassen möchte. „Die Kosten", fügt er hinzu, „die mit der Befriedigung dieses Wunsches verknüpft sind, werden Verfasser, Leser und Verleger, jeder in seiner Weise, gemeinschaftlich zu tragen haben: der Erste bei der ihn treffenden Kritik, der Zweite durch getäuschte Erwartung, die Letzten bei der nächsten Meßabrechnung." Gerade durch diese Bemerkung wird er der Kritik den Stachel stumpfen und die Erwartung des Lesers befriedigen. Denn wenn sie auch nicht den überreizten Gaumen der durch den erheuchelten Weltschmerz heinisirender Apollojünger höchst verwöhnten Leser zu kitzeln vermögen, so offenbart sich durchgängig aus ihnen eine kerngesunde Phantasie, eine patriotische Gesinnung, ein warmes Herz und eine ansprechende Jovialität. Aus den bessern heben wir als bestes Stück die treffende Allegorie S. 319 aus: „Wes ist das Bild und die Überschrift?" wo der Verf. sich als einen Mann bekundet, dessen Phantasie mit dem Verstande Hand in Hand geht; und solcher Glücklichbegabten gibt es heutzutage wenige.

39. Gedichte von Karl Sternberg. Marburg, Elwert. 1839. Gr. 12. 1 Thlr.

So wenig der Mensch seine moralische Persönlichkeit zu beurtheilen im Stande ist, so wenig fällt ein richtiges Urtheil der Künstler über seinen ästhetischen Werth. Vorgenannter Hr. Sternberg erbittet sich in einer Vorrede zu dem, dem Consistorialrath Justi in Marburg dedicirten Buche die Aufmerksamkeit der Kunstkenner auf ein Oratorium „Christi Auferstehung", welches wir weder hinsichtlich der Sprache noch hinsichtlich des Geistes ausgezeichnet nennen dürfen; nicht besser ist's mit den in Herametern geschriebenen „Siegeshymnen auf Friedrich den Großen", in denen mehre bedeutende Schlachten mit erzwungenem Pathos besungen werden. Eine freie Bearbeitung von Ossian's „Cathloda" in Herametern müssen wir ebenfalls verunglückt nennen. Unter den andern Gedichten von mannichfaltigem Inhalte und verschiedenen Formen sind die patriotischen die erträglichsten, die Epigramme die mattesten, die Naturgemälde die geschraubtesten. Preußen heißt einmal das Land der gelben Locken. Die Weihe Apollo's fehlt diesem Sänger.

40. Gedichte von R. Th. Werwill. Breslau, Hirt. 1839. Gr. 12. 20 Gr.

Wir durchblätterten das äußerlich recht sauber ausgestattete Buch, um uns ein Bild für die Persönlichkeit seines Verfassers zu entwerfen. Das gelang aber nicht. Sein Geist bewegt sich so sehr im Train der Alltäglichkeit, daß sich sein Standpunkt in ästhetischer Hinsicht gar nicht feststellen läßt. Er ist auch nicht einmal ein entschiedener Nachahmer, und was das Schlimmste ist, es findet sich keine Spur, daß er mit der Zeit aus der Sphäre der Versemacherei heraustreten könne; denn selbst in der Ballade, wozu er noch am meisten Talent zu haben scheint, fehlt ihm die Energie und rasche Bewegung.

41. Gedichte von Wilhelm Gabriel. Breslau, Weinhold. 1839. 8. 1 Thlr.

In diesem Opitz' Vaterlande entsprossenen Sänger ist beiweitem mehr geistige Beweglichkeit als in den beiden Vorigen. Auf 288 Octavseiten versucht er sich im Humor und in der Sentimentalität. Was seinen Humor anbetrifft, so ist es nicht der, welchem Jean Paul mit dem Vogel Merops vergleicht, der bei seinem Aufschweben immer dem Himmel seinen Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung dem Himmel zufliegt, oder der sich in den Shakspeare'schen Rüpeln regt, sondern er bleibt hübsch auf der heitern Erde und nöthigt uns doch dann und wann ein Lächeln ab. Gleich im ersten Liede „Das Concert des Lebens" entfaltet sich ein sinniges Witzspiel, und in „Weinphilosophie" (S. 187), „Die Folgen von Noah's Testament" (S. 260), und „Die Kunst zu trinken" (S. 263) bekundet er sich uns als theoretischer Trinker. Minder glücklich ist er im erotischen Gebiete; seine Liebeslieder sind matter. In dem Gedichte „Der Selbstzufriedne" (S. 258) finde Hr. Gabriel Ersatz und Trost, wenn vielleicht Kritiker und Kritikaster ihn anfallen. Er sagt da:

Spiel' ich noch so wunderschön,
Was ich exerciret,
Muß ich Ärmster dennoch sehn:
Niemand applaudiret.

Mein Gedicht, so meinen sie,
Klinge matt und ärmlich;
Meines Liedes Harmonie
Wäre ganz erbärmlich.

Ach! wie oft ich hören muß:
„Treibt die Kunst mit Sünden,
Und es ist der Genius
Bei ihm nicht zu finden."

Doch der Neid regiert allein
  All' die Lästerungen.
Weil manchmal im Musenhain
  Preislos ich gerungen.

Mag auch schimpfen die Kritik,
  Soll mich nicht verdrießen:
Muß doch ob dem Meisterstück
  Ihre Gall' ergießen!

Hüll' in mein Verdienst mich ein,
  Trotz den Krittlern allen:
Kann ja selbst genug mir sein,
  Will mir selbst gefallen.

42. Etwas zum Lachen. Von Friedrich Lennig. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 1839. 8. 20 Gr.

Besorglich nahmen wir das Büchlein zur Hand, vermeinend, ob wir Leute aus Ober- und Niedersachsen, oder gar die berliner Damen am Theetische etwas zum Lachen darin finden würden, wie das Publicum zu Mainz, der Vaterstadt des Verfassers, welches die dritte Auflage hat drucken lassen? Indessen ist sein Buch besser als sein Titel. Der bereits 1838 verstorbene Verf. zeigt sich hier als ein Mann, der mit scharfem Blicke die Erscheinungen der Außenwelt und die socialen Verhältnisse aller Stände der Jetztwelt auffaßte, weshalb seine Poesie einen rein objectiven Charakter hat. Trefflich stellt er den pfälzer Bauer (und zwar in dem ihm eigenen Dialekt) in seinen verschiedenen Lebensstufen und Verhältnissen dar, weshalb sein „Jergel" (S. 23—44) unsern bessern Volksdichtungen an die Seite gesetzt werden kann. Viele Pointen gehen uns aus Unkunde jenes Dialekts verloren und das angehängte Glossarium ist ein ärmlicher Nothbehelf für uns. Wir haben daher den Gedichten in hochdeutscher Mundart eine größere Aufmerksamkeit und Theilnahme zugewendet, und da strahlt „Der Theatersouffleur" (S. 91) hervor, der die Scene aus seinem Kasten betrachtet und mit witzigem Humor reflectirt und parallelisirt. In „Der Zopfträger und der Tituskopf" treiben zwar Scharfsinn und Witz auch ihr reges Spiel, doch wird dessen Lebhaftigkeit durch den dazukommenden Glatzkopf gemindert. „Der Schnupfer" (S. 103) recht geistreich. Einige leicht versificirte Anekdoten, als „Die Predigt" (S. 124), „Die dreifache Wahl" (S. 127), wo die armen Juden herhalten müssen, und „Der entlarvte Franziskaner" (S. 132) sind für die große Menge und geben dem Verf. weniger Gelegenheit, seine Antithesen, sprachlichen Wortspiele und Allegorien geltend zu machen. Vor allen ausgezeichnet erscheint uns die letzte Nummer: „Zur Feier des Stiftungsfestes der rheinisch-naturforschenden Gesellschaft zu Mainz", wo er Mama Natur zum Gegenstande seiner jovialen Reflexionen macht. Kurz, es gedeiht oder gedieh bei ihm die fröhliche Kunst (l'art joyeuse) des Dichters, die sich gleich weit von ekelerregenden Scherzen und liederlichen verblümten Zoten fern zu halten weiß, und in einer den Gedichten vorangehenden „Verständigung" erklärt er sich über das Wesen des Spaßes, den er hier zum Besten gibt, folgender Weise, woraus der Leser zugleich den Geist und Ton des Ganzen beurtheilen wolle:

  Es ist der Spaß ein komisches Gewebe,
Worin die Farben lächerlich erscheinen;
Dies ist die kurze Antwort, die ich gebe.
Nicht Seide brauchet man dazu, nicht Woll' und Leinen;
Von Laune muß der Zettel sein,
Und Witzesfäden dicht als Einschluß dran sich reihn.
Oft wird's, hat man die Fäden eingeschossen,
Mit Schlichte von Satyre übergossen.
Wenn grobe Fäden unterlaufen,
So kann mit Recht man groben Spaß es taufen.
Der Spaß ist schmuzig und misfällt geschwind,
Wenn seine Fäden zottig sind.
Von dummem Spaße hab' ich nicht vonnöthen,
Mit Leuten, klug wie ihr, zu reden.
Ihr sprechet, merk' ich, meinem Gleichniß Hohn
Und haltet meine Ansicht für verkehrt,
Und habt, ich wette drauf, doch alle schon
Vom Fabrikate spaßig Zeug gehört.

  Wie am Gebilde, das der Leinenweber webet,
Sich bald ein Sternchen, bald ein Kreuzchen hebet,
So läßt der Künstler, der mit Witz zu weben
Versteht, nachdem's für Zeit und Ort sich paßt,
Der Menschen hundertfache Thorheit in Damast
Von spaßig Zeug auf bunter Decke schweben;
Da sieht man Wucherer, die arme Bauern retten,
Sieht Spieler, Knicker, Säufer, Hochmuthsnarren, Koketten,
Gestutzte Laffen, spröde Jungfern alter Zeit,
Und hagestolze Männer conterfeit.
Manch aufgeblas'nem aber dummen Kopfe
Sind dort, nicht ferne von dem Zopfe,
Zwei Eselsohren angeschoben,
Und manchem Eh'mann Hörner angewoben.
Mit einem Wort, das Ganze zeiget nur,
Die Menschheit in Caricatur u. s. w.

43. Die europäischen Lieder von Maximilian Langenschwarz. Leipzig, P. Baumgärtner. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein prachtvoller, ein imposanter Titel! So prachtvoll und imposant wie die Vorrede, die sich nicht an das Publicum von 1839, sondern an das Jahrhundert wendet. Eine Masse von Mitlebenden, so sagt das Vorwort, habe mit Sehnsucht den Zeitpunkt herbeigewünscht, in welchem sie dem berühmten Manne etwas tiefer in die Seele zu blicken vermöchten; sie hätten ihn mit Namen belegt, die sie gewissermaßen berechtigten sein Portrait zu fodern, und die ihn gewissermaßen zwängen, ihnen solches in seinen Liedern darzubieten! So dürfe „das Teufels-Original", oder „der eherne Geist", wie sie ihn freundlich betitelt hatten, unmöglich länger auf sich warten lassen, und da sie ihn als einen Menschen von ganz eigenem Thon betrachteten, so halte er sich für verpflichtet, die aus dem neuen Thon gebildeten Figuren nicht länger vorzuenthalten. Daß dem Manne, der sich solche Äußerungen erlaubt, die Kritik ein kleines Donnerwetter über den Hals schicken werde, wollen wir ihm prophezeien; einiges Wetterleuchten haben wir bereits hier und da gesehen. Gewiß würde sie milder ausfallen, wenn der Verf. nicht mit jener Adeptenmiene und Boscosprache aufgetreten wäre, die uns klar bekundet, er überschätze seinen ästhetischen Werth und der dicke Rauchfaßqualm seiner großäugigen Bewunderer habe ihn berauscht, betäubt und alle seine Bescheidenheit zu Tode geräuchert. Ref. glaubt ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen durch nachfolgende kurze Andeutungen über das hier Gebotene, welches „europäische Lieder" nur aus dem Grunde genannt werden kann, weil es in verschiedenen Ländern und Städten Europas entstanden ist, nicht aber, weil der Verf. eine europäische Celebrität hat. Einen „ehernen Geist" kann er sich zwar wegen derselben nennen lassen, aber weder „Teufels-" noch ein anderes „Original"; denn dann müßte er weniger an den Brüsten der jungen französischen Romantik gesogen, den deutschen Heine weniger copirt haben und weniger beim pariser Chansonnier Béranger in die Schule gegangen sein. Die Belege zu dieser Behauptung wird der Leser in folgenden Stücken finden: „Der Scharfrichter" (S. 73), „Der lustige Tanz" (S. 97), „Die Komödie im Sarge" (S. 210), welche der Sphäre der neufranzösischen Romantik entnommen sind; dagegen spukt Béranger in „Im" (S. 123), welches beginnt:

  Ich sah sie jüngst im Bade,
So ganz von ohngefähr,
Ich sah die runde Wade,
Das Kniechen — und noch mehr.
Kurz, was man nur kann sehen,
Das sah' ich ohne Zwang —
Ich wollte schier vergehen
Vor Lust und Liebesdrang u. s. w.

Ebenso bérangerisch ist es, wenn er dem Theaterdirector S. 292 sagen läßt: „Wir engagiren jetzt nur Mädchenleiber.“ Heinisch geberdet sich das „Hochzeitlied“ (S. 168), „Ein todter König“ (S. 178), „Um eine Theegesellschaft zu unterhalten“ (S. 200). Nicht ohne Originalwitz ist dagegen „Krabbierei“ (S. 18), „Die Spielpartie“ (S. 220) und „Der schwimmende Sarg“ (S. 228). Die Sonette haben sämmtlich epigrammatische, auf Effect berechnete Spitzen, wie man sie jetzt liebt. Höchst arrogant tritt er in dem französischen Gedichte auf „Au tombeau de Rousseau“ (S. 122), woraus die Stelle:

Je suis poëte aussi! (wie Jean Jacques nämlich) quel plaisir! quel bonheur!
Je veux te regarder comme un divin symbole,
Qui m'a touché l'esprit, pour élever mon coeur!
Peut-être, si mon corps succombe à la misère
La justice ouvrira ses bras à mon talent! —
Et quand pour l'estomac on n'aura rien à faire
On payera l'esprit avec un monument.

In „Mein Portrait“ (S. 344) kommt auch die Stelle vor: Sein Hirn

Hat zerhaun manch starken Kopf.
Und hat improvisirt,
Bis ich und mein Hirn und mein denkender Kopf
Vor Ärger sind crepirt

Wollen wir ganz unparteiisch sein, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich bisweilen ein leidliches Talent für Fabel und Apolog bekundet, das an Pfeffel mahnt; außerdem ist Manches so plastisch-frisch, daß man es betasten möchte, und Manches so sinnig und gedankenschwer, daß es uns fesselt. Hören wir das Stück „Sie wiegt schwer“ (S. 173):

Ein Armer brachte den letzten Dukaten
Zu einem Wechsler hin.
Der nahm aus dem Pult die Wageschale
Und wog den Dukaten drin.
Und sprach mit eisigem Angesichte:
„Dem mangelt ein gutes Stück.
Wollt Ihr nicht einen Thaler verlieren,
So geb' ich ihn Euch zurück!“
Der Arme hebt mit erschütterndem Weinen
Die Hände zum Himmel empor:
„Es ist der letzte, mein Gott im Himmel!
Du weißt, daß ich Alles verlor!“
Da plötzlich spricht der Wuchrer wieder:
„Nein, nein! ich sah ihn nicht ganz recht!
Die Waageschal' ist niedergesunken!
Das Gold ist gewichtig und echt!“
Und nimmt heraus den schweren Dukaten,
Und zahlt das volle Gewicht!
Es war — eine Thräne darauf gefallen,
Die sah der Wuchrer nicht.

Kurz, wir sehen aus dem Ganzen, Hr. Maximilian Langenschwarz ist ein Mann für die ästhetische Jetztwelt; wie Er sich gibt, will man den Autor heutzutage haben. Unermeßliche Arroganz, reizende Zerrissenheit, aufregende Frivolität, kühnes Einhauen auf die Recensenten, politische Seitenhiebe, Grausen, Ekel, Entsetzen erregende Phantasiestücke, schlagende Contraste, Alles kurz, leicht, keck hingehaucht, das erhält in Spannung und gewährt eine Lust, der ähnlich, die der Roué bei einem lucullischen Mahle, oder gar bei einer cara mama findet. Der kritische Zionswächter kann schon ex officio zu solchen Dingen nichts Anderes sagen, als den Vers, den wir S. 320 finden, und welcher lautet:

Kurzum, ich liebe nicht dergleichen Schnurren!

44. Lyrisches. Von E. Ferrand. Berlin, Krause. 1839. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Verf., dessen lyrische Leistungen wir schon früher in d. Bl. würdigten, ist ein echter Damoiseau; deshalb theilten wir das Büchlein einer jungen Dame mit und baten sie uns ihr Urtheil darüber gefälligst zukommen zu lassen. Solches erhielten wir auch in brieflicher Mittheilung und geben aus demselben einen aphoristischen Auszug, da es, in seiner Totalität mitgetheilt, die Grenzen, die uns hier gesteckt sind, überschreiten möchte. Sie läßt sich also vernehmen: „So unbedeutend das kleine Bändchen dieser Gedichte erscheinen mag, so kann ich mich nicht enthalten, einige, d. h. mehre lobende Worte darüber zu sagen. Schon nach seinem ersten Auftreten wurde mir der Verf. von einer Freundin als ein sinniger und zarter Dichter gerühmt, und nachdem ich selbst gelesen, mußte ich ihr beistimmen. Gegenwärtige Gedichte scheint Hr. Ferrand neu gesammelt und gesichtet zu haben(?). „Sie“ spielt in allen Beziehungen die Hauptrolle darin. Die unbedeutendste Kleinigkeit, die gewöhnlichste Situation, die geringfügigste Zufälligkeit wird zu einem lieblichen Bildchen, das er mit Ätherfarben malt und bei welchem entweder Ahnung oder Sehnsucht den Schatten bildet. Alles ist in gewöhnliche Verschen eingerahmt, die keine Ansprüche an Kunstformen machen wollen. Er klagt; aber nicht so raffinirt-zerrissen wie H. Heine. Das Religiöse habe ich darin vermißt; indessen ist das Büchlein vollkommen geeignet, uns eine lärmende Umgebung vergessen zu machen, und es wird Einem recht behaglich, wenn man in einem einsamen Eckchen mit ihm schwärmt. Da man beständig bei ihm auf Selbsterlebtes stößt, so verfehlt die Lecture um so weniger die Wirkung auf die Phantasie und das Herz. Viele werden zwar meinen, daß man in hundert andern Büchern der Neuzeit dasselbe und noch Schöneres findet; aber ich meine, daß er im Auffassen und Fühlen einer poetischen Situation(?) einzig dasteht. Überaus schön ist das Gedicht (S. 16) „Ein Wiedersehn“. Der Dichter sieht die zur Jungfrau erblühte Schwester seiner ehemaligen Geliebten wieder, die schon

Schlummert unterm grünen Hügel
Von Ros' und Flieder überhüllt;
Des Grabes duft'ges Blumensiegel
Hält lange schon das süße Bild.

Ihre Ähnlichkeit mit der Frühverwelkten führt ihn in jene Zeit zurück, wo sein Herz im ersten Liebestraume für sie glühte, und er malt nun mit leichter Hand jene glückliche Zeit. In „Abendtraum“ ist jeder Zug anschaulich. „Maiglöckchen“ und „Im Walde“ bekunden ein heiteres, gesanglustiges Gemüth, und in „Morgenträumen“ fühlt man sich unwillkürlich emporgehoben durch die letzte Strophe:

Hoch über der fernen Erde
Verschwimmender Blütenau
Wiegt lustig, ein singender Vogel,
Mein Herz sich im sonnigen Blau

Mitunter gibt's recht artige Wortbildungen, als maienmorgenfreundlich, sonnensehnsuchtsvoll, maienblütenschön, wandersehnsuchtkrank, thränenregenschauernd, Frühlingslebenslust, Erinnerungsperlen u. s. w., und solche Worte haben mir ihn anziehender und lieber gemacht; ja, er bliebe gar nicht mehr Ferrand, wenn er nicht mehr in dem „ahnungsbangen, herzumdüsternden und wehmuthbangen Labyrinthe seines Schmerzes“, seines Sehnens und Liebeswehs umherirrte, oder sich nicht in die „freudestürmischen, süßmächtigen und wunderwonnigen Frühlingsduftgewalten seines Liebeslenzes“, oder „in die liebwonnig-umschlingenden Arme seiner Liebsten“ versenkte. Wie schön sind ferner die sanften ahnungsgläubigen Todesgedanken! Ist's nicht, als träumte man am Bache? (S. 102) Ist's nicht (S. 118), als schaute man selbst sehnsüchtig mit dem Dichter hinter dem Wagen her? Ist's nicht, als müßte man Das, was S. 160 steht, selbst erlebt haben? Von S. 167 an ruht ein Flor der Schwermuth über dem Ganzen. Einmal wurde ich an Heine erinnert in dem romanzenartigen „Auf der Reise“, wo man an die Worte im Buche der Lieder denkt:

Sie liebten sich Beide; doch Keiner
Wollt' es dem Andern gestehn.

„Eine alte Frau" ist eines seiner besten Gedichte; würde es sonst auch Hr. Glaßbrenner in sein „Taschenbuch" aufgenommen haben? Es erinnert jedoch an Chamisso in dessen „Wäscherin". Das letzte Stück spricht durch sein Gefühl das Herz höchst wohlthätig an und scheint ganz für weibliche Gemüther geschrieben zu sein. Möge der Verf., der in der „Gasthofszeitung", wo jeder Dichter sich eine Vergleichung gefallen lassen muß, mit Spargel verglichen wird, uns bald wieder ein so wohlschmeckendes Gericht auftischen. Auf den Dank der Damen kann er rechnen." So weit unsere junge Correspondentin, deren Ansicht wir hier mitgetheilt, um etwas mehr Farbe in den Bericht zu bringen. Glossen dazu zu machen, wagt kein galanter Referent.

(Der Beschluß folgt.)

## Leibnitz und einige andere wilde Revolutionnaire.

In einer der Recension des sechsten Bandes von Raumer's „Geschichte Europas", in Nr. 200 S. 807 d. Bl., eingeflochtenen Bemerkung über einen Brief Leibnitzens, worin dieser dem leidenden Gehorsam im Sinne der Stuarts für äußerste Nothfälle eine Grenze setzt, hatte ich das „Berliner politische Wochenblatt" deutlich als die Zeitschrift bezeichnet, welche diese Gesinnung die der zahmen Revolution nennt, Leibnitz folglich zu den zahmen Revolutionnairen rechnen müsse.

Das Wochenblatt erwidert in Nr. 35: ich sei in bedeutendem Irrthum, jene Worte gehörten nicht der zahmen Revolution an, sondern der wilden. Leibnitz habe es aber so ernst eben nicht gemeint, es sei ihm mit dieser Äußerung etwas Menschliches begegnet, zumal mit Rücksicht auf den Bischof Burnet, diesen politischen Renegaten, an den der Brief gerichtet ist.

Wie? Leibnitz soll über einen Gegenstand von so hoher Wichtigkeit anders gedacht und anders geschrieben haben? Er soll die entschiedenste, unzweideutigste Veranlassung gegeben haben, daß man ihm die entgegengesetzte Ansicht von der, die er wirklich hatte, beilege. Welch' eine Idee muß man von Leibnitz gefaßt haben, um ihm einen solchen Leichtsinn — um mich gelinde auszudrücken — zuzutrauen! Wahrlich einem Philosophen wie Leibnitz entschlüpft eine solche Äußerung nicht. In ihrer ganzen Fassung liegt etwas so Überdachtes, so wohl Erwogenes, daß sie seine volle Überzeugung über den Revolutionsfall enthalten muß. Wenn man aus so klaren, schlichten, einfachen Ausdrücken eines Mannes, der sich auf die Bedeutung und das Gewicht der Worte so gut verstand wie irgend Jemand, nicht mehr auf seine wahre Gesinnung soll schließen dürfen, so möchte ich wissen, woraus man unbedenklicher schließen darf. Weit eher wird anzunehmen sein, daß dem Wochenblatte die Entschuldigung, die es für Leibnitz in Bereitschaft hat, entschlüpft sei. Denn überlegt ist die Behauptung schwerlich, daß Leibnitz sich vor dem Publicum anders geäußert haben würde, als in einem Privatbriefe. Wußte Leibnitz aus so vielen seit zwei Jahrhunderten vorgekommenen Beispielen etwa nicht, daß die Briefe berühmter Männer selten ungedruckt bleiben? Und wenn er einen Unterschied gemacht haben sollte, würde man seine unumwundenere, rücksichtslosere Meinung nicht eher in einem vertrauten Briefe suchen, als in einer Druckschrift? Noch unüberlegter aber ist die Vermuthung, daß Leibnitz dem Bischof zu Gefallen die Billigung von Grundsätzen, die die seinigen nicht waren, ausgesprochen habe. Denn überlegt würde eine Insinuation gegen Leibnitzens Charakter darin liegen, die das Wochenblatt in allem Ernst wol nicht hat machen wollen.

Das Wochenblatt wird also vor der Consequenz nicht zurückschrecken dürfen, den ganzen Leibnitz nicht, wie ich allerdings unrichtig vorausgesetzt, zu den zahmen, sondern zu den wilden Revolutionnairen zu rechnen. Und ihn unter den antiliberalen Schriftstellern wahrhaftig nicht allein.

Es wird ihm z. B. Niebuhr zugesellen müssen, welcher seiner Aussage nach („Lebensnachrichten", Bd. III, S. 29), nicht in vertrauten Briefen, sondern in officiellen Berichten, die Überzeugung nicht verleugnet hat, „daß es, ehe der liberale Despotismus Alles verschlang, vollkommen rechtmäßige Revolutionen gegeben, in denen eine Gewalt im Kampf gegen die Usurpation der andern siegte, wie in England und in den Niederlanden."

Doch Niebuhr steht als Ehrenretter des römischen Plebejerstandes vielleicht schon in keinem guten Geruche bei den Publicisten des Wochenblatts. Es sei also ein Dritter als Zeuge aufgerufen, der wie Wenige den Haß des falschen Liberalismus in ganz Europa gegen sich aufgerufen hat — Burke.

Da, wo dieser große Schriftsteller in den „Betrachtungen über die französische Revolution" sich mit aller Stärke seiner Beredtsamkeit gegen die Behauptung erhebt, daß dem englischen Volke das Recht zustehe, seine Herrscher selbst zu wählen und sie wegen Vergehungen abzusetzen, sagt er in Beziehung auf die Revolution von 1688: „Die Anführer dieser Revolution legten dem Könige Jakob nichts Geringeres zur Last, als einen durch eine Menge offenbarer, gesetzwidriger Unternehmungen erwiesenen Plan, die protestantische Kirche und den Staat sammt allen fundamentalen, unbezweifelten Rechten und Freiheiten der Bürger umzustürzen; sie beschuldigten ihn, den Grundcontract zwischen König und Volk gebrochen zu haben. Dies war mehr denn Vergehung. Eine strenge und gebieterische Nothwendigkeit, das unerbittlichste aller Gesetze, zwang sie zu dem Schritte, den sie thaten, mit unendlichem Widerstreben thaten." (Übersetzung von Gentz, Th. I, S. 34.)

Also auch Burke. Trotz alles seines Feuereifers gegen die Männer von 1789, wird er der Verdammniß nicht entgehen können, mit ihnen zu den Böcken der wilden Revolution gestellt zu werden.

Warum ist er auch so inconsequent, für die Revolution von 1688 Partei zu nehmen! Denn freilich ist er hier in Gesellschaft von Leibnitz und Niebuhr in eine Inconsequenz verfallen, aber nur in eine scheinbare. Diese Männer haben dafür gehalten, daß ein Recht, welches alle andern Rechte aufheben und vernichten will, eben dadurch aufhört, ein Recht zu sein; sie haben für das wahre Princip und Fundament der Staaten nicht den Buchstaben gehalten, sondern den Geist, nicht eine dürre Abstraction, sondern das Leben. Sie haben gemeint, daß es dieser Abstraction, in deren Namen der Fanatismus auf beiden Seiten so viele Opfer geschlachtet hat, nicht zukomme, höhnisch zu fragen: „Wo ist die Grenze zu finden? wo beginnt die Nothwendigkeit?" sondern sich bei der Überzeugung beruhigt, daß das Gefühl und die Gesinnung der Verständigen und Redlichen unter einem Volke, bei welchem der Faden der historischen Rechtsentwickelung nicht abgerissen ist, hierüber nicht irren und als echte Stimme des politischen Gewissens wirken werde. Gerade dadurch, daß in den Gott Lob höchst seltenen, so verzweifelten Lagen wie die, worin die Thorheit Jakob's II. England versetzte, eine Staatsveränderung wie die, welche Wilhelm III. auf den Thron hob, als ein möglicher Ausweg erscheint, wird das Königthum, dieses nothwendige, unersetzliche Palladium der bürgerlichen Freiheit in Europa, gerettet gegen Die, welche durch starres Festhalten an dem bloßen Begriffe dem Republikanismus die schärfsten Waffen in die Hände geben.

Es würde nicht schwer sein zu beweisen, daß ein Königthum nach der Beschreibung und den Wünschen des Wochenblatts ebenso wenig existirt oder existiren gekonnt hat, wie die Demokratie, welche der falsche Liberalismus träumt. Aber dies gehört nicht hierher, und so schließe ich denn diese Bemerkungen mit der einfachen Frage: Welches sind die bessern und echtern Royalisten, die Politiker des Wochenblatts, oder jene Inconsequenten?

Der Recensent von Raumer's Geschichte Europas.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 274. —— 30. September 1840.


## Bericht über eine Poeten-Centurie aus dem Jahre 1839.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 273.)

45. Krystalle. Gedichte von J. A. Pangkofer. Regensburg, Manz. 1839. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

In der Seele dieses Versifex lebt eine Fülle von Bildern; eine gewaltige Phantasie regt hier die Schwingen; aber er vermag nicht aus diesem Bilderchaos etwas angenehm und klar zu gestalten, und seine Phantasie geht mit ihm durch wie ein nicht zu bändigendes Roß, dessen Reiter Steigbügel, Hut und Haltung verliert. In seinem dicken Buche (464 Seiten), welches in zweiter, vermehrter Auflage erscheint, treibt er ein gar tolles Spiel mit unsaubern, ohrzerreißenden Reimen und wunderlichen, falschgeschriebenen Worten (lobebärren, Cataver, Douseur, plessirt, Quardett, hollen st. holen u. s. w.). Es gibt fast kein Lied darin, in welchem nicht unreine Reime wären. Es geht ihm, wie er S. 5 sagt:

Ach, mancher in der Heiden Dienst
Muß sich erbärmlich scheren,
Und treibt er's hoch, ist sein Gewinst,
Todt Kindlein zu gebären;
Wie sich der Affe fangen läßt,
So steckt er in den Formen fest,
Und kann sich draus nicht heben,
Drum schafft er auch kein Leben.

Krystalle nennt er die Sammlung; denn

Wie im Gebirgesschacht sich die Krystalle
Durch der Natur geheime Kraft gestalten,
Der Hand des Glücks verborgen aufbehalten,
Selbst regelvoll in regelloser Halle:

So in des Dichters Busen sich entfalten
In Liederformen sich die Ideale;
Was jene sind im Reich der Minerale,
Im Reich des Wissens sie durch Geisteswalten.

Das Bild ist recht schön; wenn der Bildner nur die Kraft hätte, das Ideal in Liederformen zu gestalten. Diese Krystalle sind wiederum in sechs Drusen eingetheilt, und da finden wir neben reizenden Bildungen verkrüppelte Gestalten und Misgeburten. So sagt er S. 25 von einem Berge:

Deiner Lenden
Schattenkühle,
Dicht grünlaubig,
Barg des Mittags
Versengender (?) Sonne
Tief mich im Dunkel,
Bot aus gebeugten
Fruchtreichen Zweigen
Goldrosenfleckige,
Erquickende Labe.

S. 33 die letzte Strophe eines „Der Hühnerhof" benannten Stückes:

Leicht unterscheidbar ist,
Wie Federvieh am Mist,
Herrnhuter, Calvinist,
Luthraner und Papist;
Doch schwer vom Christ der Christ,
Bis All' das Grab umschließt.

S. 51: „O, mein Schmerz ist unverderblich; Denn mein Herz es ist unsterblich!" Es würde uns leicht sein, diese Blumenlese fortzusetzen; indessen sei es genug. Wir erwähnen blos noch eines Wüstenbildes „Die Flucht nach Ägypten" (S. 316), nach arabischen Sagen gebildet voll plastischer Lebendigkeit und Phantasiefrische, niedriger Plattheit, unreiner Reime und Geschmacklosigkeit.

46. Dichtungen von Hermann Neumann. Erster, zweites Dichterjahr. Düsseldorf, Schreiner. 1839. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Die poetische Ader dieses Jünglings (denn einen Jüngling nennt er sich selbst in einem Dedicationsworte an Chamisso) strömt sehr reich und üppig, und zwei Bände Dichtungen, die er erstes und zweites Dichterjahr benennt und nach den vier Jahreszeiten eintheilt, liegen als sprechende Zeugen seiner Productivität vor uns. Wir müssen uns indessen hier auf die Anzeige des ersten Dichterjahres beschränken, da uns nur in demselben das zu unserm Ressort gehörige Lyrische geboten wird. Das zweite Dichterjahr, vulgo der zweite Theil, gibt Dramatisches; ein Märchen, das an das Lyrische blos anstreift, duftvoll, sinnig, tändelnd, an den „Sommernachtstraum" mahnend, unter dem Titel „Die Frühlingsfeier der Elfen"; dann ein fünfactiges Trauerspiel „Althäa und Aithone", welches in Syrakus spielt. Des ersten Dichterjahrs Frühlingsgabe ist ein artiges lyrisch-episches Gedicht: „Irisholdlein und Rosalieb", in sieben Gesängen, wo die Phantasie des Dichters, wie in der obenerwähnten Frühlingsfeier der Elfen, in Blumendüften, Käfergesumme, Libellentänzen und in der Gnomen- und Elfenwelt schwelgt, und welches beim Lesen die eigenthümliche Wirkung auf uns hatte, daß es uns geneigt machte das Buch wegzulegen, und daß wir uns dennoch so angezogen fühlten, daß wir bis zu Ende lasen. Ihm folgt „Die Wunderperle", eine gutgedachte Allegorie auf die Läuterung der Menschenseele durch Freud' und Leid im Leben in sechs Gesängen, mit mannichfach abwechselnden Rhythmen, bei der es uns in der That schwer wurde, die Geduld bis zum Schlusse zu bewahren, da es in unseliger ermüdender Breite dahinfließt und das Auge nur selten auf einer grünen Oase voll freundlicher Naturschilderung ruht. Dieser „Wunderperle" folgt „Des Dichters Reich", in drei Gesängen; transeat cum caeteris etc. In „Glück und Ehe" herrscht eine schöne Sprache und viel Gefühlswärme, aber es läßt dennoch kalt. Sodann treffen wir den Sänger auf einem ganz andern Gebiete, nämlich auf dem der Idylle. „Johannes" ist der Titel derselben. Sie schildert uns die Liebe, Hochzeit

und die Unfälle eines Landmanns, und ist insofern originell zu nennen, da sie an keinen andern Idyllendichter oder an ein Vorbild erinnert; und weil man eigentlich nicht weiß, ob es ein humoristisches Idyllion oder ein schaudererregendes Epos ist, so macht es einen eigenthümlichen Effect. Wir sind darin auf plastische Stellen voll Wahrheit und Empfindung gestoßen; aber mitunter verirrt sich die Phantasie, oder sie schillert chamäleonartig und entzieht dem Ganzen das charakteristische Gepräge der Idylle. Das letzte Stück heißt „Des Dichters Herz", worin er schildert

den sanften Schmerz
Des Dichtergreises, der an seinem Grabe
Mit festem Hoffen schauet himmelwärts.

Durch alle Theile Geniusblitze; ein os magna sonaturum.

47. Gedichte von C. G. Mehlhose. Magdeburg, Creutz. 1839. Gr. 8. 16 Gr.

Es sind die alltäglichen Gefühle, die viel besungenen Gegenstände, die gebrauchtesten Bilder, die gangbarsten Reime, als Brust und Lust, Herz und Schmerz, und Sonne und Wonne, was auf allen diesen Blättern schlafweckend widertönt; nun haben wir wol schon hin und wieder in ähnlichen Sammlungen ein Stück, eine Liebesperle gefunden — hier aber leider gar nichts.

48. Dichtungen von S. Zirndorfer. Frankfurt a. M., Küchler. 1840. 8. 12 Gr.

Die Leser sollen sich diejenigen aus diesen Dichtungen auswählen, die sie am meisten ansprechen, will der Verfasser. Wir versuchten es mit den „Kaiserliedern": es wollte nicht gehen; mit einem Gedichte auf die Rothschild, die Geldkaiser: es wollte nicht gelingen; mit den romanzenartigen Klängen: sie klangen uns nicht ins Gemüth; mit den moralischen und sententiösen Sächelchen: wir fanden eine laxe Moral, eine leichtwiegende Weisheit, eine Weltkinder-Philosophie; mit den Genrebildern, wie der „Weihnachtsabend": ein verbrauchtes Sujet; mit „Wallenstein" (S. 113): es ließ uns matt. Eins aber wollen wir mittheilen, ein Lied in Heine's poetischer Manier, überschrieben „Heine in Hamburg". Das ist ein Bild nicht ohne Lebendigkeit und Farbenfrische.

Da sitzt er in seidenem Schlafrock
Und schreibt ein verliebtes Gedicht,
Er fühlt wol, ob richtig das Versmaß,
Doch Liebe fühlet er nicht.

„Ich will 'mal schaun aus dem Fenster,
Was drunten stört meine Ruh?"
Es stolpert der Setzerlehrling
Dem kleinen Häuschen zu.

„Ein Compliment von Herrn Campe,
Er wartet auf das Gedicht,
Sie haben's schon gestern versprochen,
Und heute noch haben wir's nicht."

Da ergreift Herr Heine die Lampe,
Und es lockt ihn hervor aus dem Haus,
Und er geht zu Hoffmann und Campe,
Der Kleine schreitet voraus.

Und als er sich dort entschuldigt,
Da kehrt er ins Zimmer zurück,
Und ist poetisch begeistert
Und fühlet der Liebe Glück.

Und um seine Lippen zieht sich
Ein Lächeln wunderbar,
Und als hätt' er Champagner getrunken,
Erglänzt sein Augenpaar.

Und er setzt sich dann in den Lehnstuhl
Und vollendet sein Liebesgedicht,
Und ist er zum Schlusse gekommen,
Dann gefällt es ihm selber nicht.

Sie hängt ihm dann einen Klecks an
Eine seltsame Selbstironie;
Vertraulich sagt er dem Leser:
„Was ich schreibe, das fühle ich nie."

So entstand „das Buch der Lieder",
Und Heine's liebende Pein;
Sie trugen Hoffmann und Campe
Ein rundes Sümmchen schon ein.

Und brauchte Herr Campe ein Werkchen,
Dann ging er zu Heine betrübt,
Und sprach: „Mein theuerer Heine,
Sein Sie 'mal wieder verliebt."

Herrn Heine ist das was Leichtes,
Der schüttelt die Verse heraus,
Er beginnt hoch auf dem Parnassus
Und endigt im Freudenhaus.

Das ist die grausige Mähre
Von Heine, dem großen Genie,
Das ist die alte Geschichte
Von der Heine'schen Poesie.

Sie hat ganz Deutschland bezwungen,
Und wenn Einer im Wahnsinn liegt,
Da nimmt er die Feder und sudelt,
Und nennt es — ein Heinisch Gedicht.

49. Gedichte von C. Blessig. Nürnberg, Campe. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Mehr als ein enthusiastischer Bewunderer Petrarca's hat es widernatürlich gefunden, daß dieser Sänger mehr als dreihundert Sonette und über funfzig Canzonen auf die eine Laura gedichtet hat; noch widernatürlicher und von Flattersinn zeugend möchte es dann aber sein, wenn ein Sänger dreißig bis vierzig Schönen in erotischen Liedern den Hof macht, wie es hier geschehen. Da sind vier Liebeslieder an Alexandrine, sechs an Emma, fünf an Sappho, vierzehn an Cilla, vier an Bianca, drei an Malwine und ebenso viele an Ida. Dann folgt ein Sonettencyklus, dessen einleitendes Motto sich so vernehmen läßt:

Ich muß der Lieb' in jeder Lebenslage,
Auch in der unbequemsten, fröhnen;
Drum mag in jeder Form die Liebesklage,
Auch in der schwierigsten, ertönen.

Er scheint darin Petrarca zum Vorbilde genommen zu haben, wie denn eines völlig diesem Florentiner und sehr glücklich nachgebildet ist; alle sind gut gedacht in Bild und Situation. Ihnen folgt ein Sonettencyklus nach Shakspeare. In den hierauf abgedruckten „Herzensanklängen und Liebesanfängen", flattert der Dichter um folgende Schönen: Gustchen, Stephanie, Blondetta, Lili, Babette, Dascha, Cäcilie, Mascha, Donna Diana, Florentine, Marie, Lottchen, Clara, Natalia, Estrella, Angiolina und Sophie. Die „Mädchenlieder" haben die Überschriften: Emilie, Betty und Emelina; das an Sappho ist Matthissonisch, an Emma Schillerisch, an Cilla Goethisch, und „Der Rabenzug" (S. 72) erinnert an Heine. Nicht wahr, es sind der Schönen zu viel, des Dichters Herz zu groß, sein Sinn zu flatterhaft, indessen ist es so arg nicht, man muß beim Dichter es nicht cum grano salis nehmen. Die verschiedenen Namen sind nur Blitzableiter für einen Gefühlsblitz. Am ansprechendsten von allen Stücken der Sammlung bezeichnen wir das S. 25 befindliche Gedicht „Phantasie innerhalb der vier Wände", welches Dutzende der erotischen Lieder aufwiegt und ihn fast würdig macht aus den Propyläen in das Allerheiligste der Poesie zu treten.

50. Gedichte von Eduard Vogt. Stuttgart, Hallberger. 1839. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Immer noch erschließt sich in Schwaben die Wunderblume der Poesie und haucht ihre würzigen Düfte weit hin durch die germanischen Fruchtauen und Eichenwälder; ja, rein, lieblich und duftreich erschließt sie sich hier in einem, wie es scheint,

nach jungen Talente. Es fällt kein Lied aus. Die Harmonie ist regelrecht und die Melodie anmuthig. „Der Liedergeist“, die erste einleitende Nummer, läßt uns gleich einen Blick in die Seele des Dichters thun:

Es wohnet aller Orten
Ein wunderbarer Geist,
Er klopft an alle Pforten
Und Niemand ihn verweist.
Es lächelt ihm willkommen
Das Aug', das eben weint,
Und wo er hingekommen,
Nennt man sich seinen Freund.

Er wohnt aller Orten, im Walde, in der Einsamkeit, in den Städten, in den Hütten, in den Palästen, am Krankenbette, an der Bahre, im Kreise kämpfender Männer:

Du Menschenherz, du bist es,
Drin wohnt der Liedergeist. — —
Ich will dich heilig wahren
Und bauen deinen Thron,
Und du magst offenbaren
Mir manchen Liederton.

Dieser Thronesbau gelingt ihm und das Herz offenbart ihm wirklich den echten Liederton. Gern tauchen wir uns mit ihm in die Wonnen des Frühlings und ziehen mit ihm am Wanderstabe aus. Wie wehmüthig zart ist der elegische Erguß (S. 119) „Nach P's Tod“, und der darauf folgende „Gruß“. Welch ein frommer Sinn offenbart sich im „Morgenlied“ (S. 129) und in dem ihm folgenden „Sylvesterabend“. Schön und psychologisch wahr ist die „Bitte“. Mit warmem Herzen verbindet der Dichter einen hellen Blick, den er der modernen Poesie zuwendet in „Lieder der Zeit“. Man hört's, klagt er, überall klingen, aber es tönt nicht wie der Vögel Morgenlied, sondern

Jetzt hört man viele Lieder schallen,
Doch fehlt der Herzschlag, der sie treibt,
Und von dem mannichfachen Hallen
Wird müd' das Ohr, der Sinn betäubt.

Es ist ein künstlich Moduliren
Und eine hohe Dudelei,
Man will entzücken, man will rühren
Und schämt sich echter Melodei.

Der singt in schmelzenden Accorden
Von seiner Lust, von seinem Leid,
Wie er verschmäht, begünstigt worden,
Von Liebchens Locken, Brust und Kleid.

Ein Anderer zerfließt in Thränen; dann rauscht der Schmerzen wildes Klagen, dann knirschet der Verzweiflung Hohn,

Das Herz wird blutig erst geschlagen,
Ein grelles Lied ist dann sein Lohn.
— — — — — —

Habt keine Heimat ihr im Herzen?
Gibt's nimmer mehr ein deutsch Gemüth,
Das aus sich selbst in Lust und Schmerzen
Der Lieder langen Faden zieht?
— — — — — —

Aus dem Zusammenklang der Lieder
Tönt es heraus wie kalter Spott,
Wie Eis durchrieselt es die Glieder —
Es fehlt in eurem Liede — Gott!
— — — — — —

O reißet nieder die Kapellen,
Die jeder baut dem eignen Ruhm,
Auf, Dichter, schwinget eure Kellen,
Baut auf der Dichtkunst heil'gen Dom.
— — — — — —

Da wird es um das Auge helle,
Die Seele bleibet frisch und jung,
Und unversiegbar strömt die Quelle
Der ewigen Begeisterung.

Solche Ansichten sprechen für die Gesundheit seines Geistes und bekunden seine tüchtige Gesinnung. Unter den Lebensbildern heben wir „Philisterus“ heraus, unter den Romanzen „Das Ringlein“ (S. 264), und ein schönes und wahres Wort ertönt aus dem letzten Liede der Sammlung: „Der Dichter“, wo eine Octave so sich hören läßt:

Es weht der Wind; wohl hörest du sein Wehen,
Von wann er ausgeht aber weißt du nicht,
Und kannst nicht sagen, wo er hin wird gehen,
So senkt sich in die Seele das Gedicht.
Man sieht das Wunderbare auferstehen,
Wie Blät' an Blät' aus vollen Knospen bricht,
Es flammt das Aug' — die Töne sind verklungen —
Der Dichter weiß nicht, wie der Mund gesungen.

Mögen diese Töne nicht als die letzten verklingen — möge ihm Gott die hebende Stunde noch oft senden und in das Herz einziehen, „das er zum Altar erkor“.*) 82.

## Aus Karl Immermann's Leben.

Ein reichbegabtes, schönes Talent, ein deutscher Mann und Dichter im besten Sinne des Wortes ist am 25. Aug. aus unserer Mitte geschieden. Die Literatur unsers Vaterlandes wird Immermann's Schriften stets zu ihren tüchtigsten und gediegensten Erzeugnissen zählen und es nur zu beklagen haben, daß einer größern Anzahl ein überraschend schneller Tod ein zu frühzeitiges Ziel gesteckt habe. Hoffentlich wird es dem geschätzten Dichter mit der Zeit nicht an einem wackern Biographen fehlen; bis dahin werden Aufsätze, wie der in der Beilage zu Nr. 248 der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ und der unserige, als einzelne Manifestationen des gerechten Schmerzes anzusehen sein, der so viele edle Männer und Frauen im deutschen Lande bei der betrübenden Nachricht von Karl Immermann's frühem Abscheiden ergriffen hat.

Der Verfasser jenes Aufsatzes hat sich vorzugsweise über Immermann's glänzende Thätigkeit in seinem letzten Lebensjahre ausgesprochen; der gegenwärtige Aufsatz eines Mannes, den jahrelange Freundschaft mit Immermann verbunden hat, wird mehr in die frühere Zeit seines Lebens zurückgehen.

Ich lernte Immermann auf der Universität Halle im Winter 1816 auf 1817 kennen. Er hatte dieselbe nach Beendigung des Feldzugs 1815, den er als freiwilliger Jäger im Leibregiment mitgemacht hatte, zum zweiten Male bezogen, um seine juristischen Studien zu vollenden. Die Universität war zahlreich besucht, vielleicht die Hälfte der Studirenden waren frühere Theilnehmer an den Feldzügen, der Geist war gut zu nennen, es herrschte im Ganzen genommen viel Fleiß, der religiöse Sinn war sichtbarer als früher, offenbar unsittliche Handlungen wurden selten und nur von Wenigen begangen. Im Winter 1817 wurden diese Verhältnisse getrübt, als die Verbindung Teutonia sich die alleinige Leitung aller Studentenangelegenheiten anmaßte und ein Sechszehntel der akademischen Bevölkerung ein strenges Regiment über die übrigen Studirenden auszuüben begann. Immermann gehörte durchaus nicht zu ihr, er lebte nur einem Kreise engerer Freunde und seinen Studien, wohnte in einer wenig belebten Straße, mied den Fechtboden und die Trinkstuben. Ich erinnere mich sehr deutlich seiner Sammlung englischer und italienischer Werke und seiner lebhaften Beschäftigung mit denselben (namentlich mit Shakspeare), die zu jener Zeit in Halle bei einem Studirenden um so ungewöhnlicher war, da die meisten der ältern durch ihre Verhältnisse genöthigt waren, die Versäumnisse der Kriegsjahre schnell nachzuholen und sich ausschließlich für die Staatsprüfungen vorzubereiten.

Es wird den halleschen Studirenden aus jener Zeit noch in lebhafter Erinnerung sein, wie die Teutonen am 28. Febr. 1817 früh um 10 Uhr die unwürdige Handlung begingen, ei-

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im November. D. Red.

nen Studiosus der Theologie (Knaust) auf dem großen Berlin vor den Wohnungen der Professoren Niemeyer, Knapp und Meckel mit Hetzpritschen jämmerlich zusammenzuhauen und ihn vor der Thüre zum Niemeyer'schen Hause, in welches er sich flüchten wollte, fortwährend auf das roheste zu mishandeln. Dieser Exceß erregte in Halle allgemeine Misbilligung, Knapp und Niemayer sprachen sich in ihren Auditorien auf der Stelle mit höchster Misbilligung aus*), andere angesehene Professoren theilten die Entrüstung, während die Häupter der Teutonia und die Theilnehmer am Excesse sich nicht scheuten, an demselben Abende in einer großen Gesellschaft im Hause eines der würdigsten Lehrer der Universität ohne Rückhalt von der Sache zu sprechen, als hätten sie etwas Löbliches gethan.

Die stille Opposition, welche schon seit einiger Zeit gegen die Teutonia geherrscht hatte, trat bei dieser Veranlassung öffentlich hervor. Eine Anzahl in Halle studirender Magdeburger und anderer, an ihrer Spitze Immermann und Herzbruch (jetzt preußischer Justizcommissarius zu Burg), erklärten schriftlich ihr Misfallen an dem Geschehenen und sagten sich dadurch factisch von der Unterordnung unter die Teutonia los. Man weiß, was das auf Universitäten zu bedeuten hat. Die Ausfoderungen der Teutonen wurden nicht angenommen, wir wollten uns in dieser Sache aus Grundsatz nicht schlagen, ohne daß etwa die Person des so unschuldig Gemishandelten auf diese Entschließungen den geringsten Einfluß gehabt hätte. Auch waren viele, die auf dem Schlachtfelde dem Tod ins Angesicht geschaut hatten, zu ernst geworden, um mit der tödtlichen Waffe zu spielen.

Es fehlte nicht von Seiten der stärkern Partei an Anfechtungen, Schimpfreden, Beleidigungen, ja sogar an nächtlichen Überfällen und Auflauerungen, die Zeit war damals in Halle sehr unruhig und wenig passend für solide Studien. Die akademische Behörde ließ Alles geschehen; die der Zahl, nicht der Gesinnung nach schwächere Partei blieb von ihr unbeschützt. Da schrieb Immermann, um seiner Sache die möglichste Öffentlichkeit zu geben, vor Ostern 1817 eine kleine Schrift „Über die Streitigkeiten der Studirenden in Halle", die mit dem Motto aus Wilhelm Tell:

Es kann der Beste nicht in Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt

den Streitpunkt gründlich und klar erörterte und sich den Beifall competenter Richter erwarb, weit mehr als die als Gegenschrift erschienene, voluminöse Vertheidigung der Teutonia, aus der Feder eines jetzt sehr geachteten Professors der Medicin auf einer preußischen Universität. Immermann sah sich darauf noch zu einem Nachworte genöthigt. Beide Schriftchen sollte ein künftiger Biograph des Dichters dereinst seinem Buche wörtlich einverleiben, da sie ein sprechender Beweis für Immermann's tüchtige und edle Grundsätze sowie für die Klarheit seiner Darstellung sind. Ob er auch der Verfasser einer Vorstellung an den König von Preußen war (wie es im „Conversations-Lexikon der Gegenwart" angegeben ist), durch welche wir am Throne Schutz suchten, der uns in Halle nicht gegönnt wurde, entsinne ich mich nicht mehr genau. Jene Absendung dreier Studirender aus unserer Mitte nach Berlin, wo sie der verstorbene Cabinetsrath Albrecht auf das gütigste empfing, fand — wenn mich mein Gedächtniß nicht ganz trügt — erst zwischen Ostern und Johannis 1817 statt.

Ehe noch die halleschen Angelegenheiten durch die energischen Maßregeln des allerhöchsten Orts beauftragten Staatsraths von Jakob wieder beigelegt und beruhigt worden waren, hatte Immermann die Universität verlassen. Ich sah ihn, als ich ebenfalls im preußischen Staatsdienste angestellt war, zuerst wieder in Magdeburg, wo er als Criminalrichter fungirte, aber ohne sonderliche Liebe zu diesem Geschäfte. Seine Neigung, mehr andern Arbeiten leben und seinem Sinne für Kunst und Literatur durch Anschauung und eigene Productionen besser genügen zu können, ward 1827 durch die Versetzung als Rath an das Landgericht zu Düsseldorf erfüllt. Denn ein rheinpreußischer Jurist ist weit weniger beschäftigt als ein solcher in den ältern Provinzen, außerdem gestatten ihm die längern Gerichtsferien vortreffliche Muße zu Reisen oder eigenen Arbeiten. Ich war schon ein Jahr früher nach Köln berufen worden und bei der Nähe beider Städte fand sich hinlängliche Gelegenheit zum öftern Sehen und Sprechen. Immermann's Umgang in Düsseldorf beschränkte sich damals nur auf einen kleinen Kreis ausgezeichneter Männer und Frauen, von denen wir hier nur Schadow und den jetzigen Geheimrath Kortüm in Berlin nennen. Mit den übrigen Literaten Düsseldorfs sah er sich nur sehr wenig, ebenso hatte er auch in den Jahren 1826—29 noch keine besondere Neigung, dem dortigen Theater aufzuhelfen. Mir blieb er stets der alte, treue Freund, die Gegenwart gab uns, die wir von der Saale und von der Elbe an den Rhein versetzt waren, hinlänglichen Stoff, ihre bunten Erscheinungen zu besprechen, doch wurde auch der frühern Zeit stets mit behaglicher Zufriedenheit gedacht. Damals interessirte er sich besonders für das alterthümliche Köln, seine Kirchen, seine Monumente, sein Carneval, das eigenthümliche Gepräge seiner Einwohner ließen ihn nicht selten den Wunsch äußern, in Köln wohnen zu können. Die Erzählung „Der Carneval und die Somnambule" in den „Miscellen" (Stuttgart 1830) zeigt diese Vorliebe sehr deutlich. Später mag das anders geworden sein.

Nach dem Jahre 1831, wo mir ein anderer Wirkungskreis angewiesen wurde, habe ich Immermann nicht wiedergesehen, aber stets mich liebevoller Gesinnung von seiner Seite zu erfreuen gehabt. So erhielt ich von ihm mit sehr freundlichen Worten den von ihm für Goethe's Todtenfeier verfaßten Epilog, dann mit einer scherzhaften Zuschrift ein Exemplar des Doctordiploms, mit welchem ihn die philosophische Facultät der Universität Jena aus freiem Antriebe geehrt hatte, endlich auch die vortreffliche Beschreibung des Festes, welches die ehemaligen Freiwilligen zu Köln am 3. Febr. 1838 gefeiert hatten, das würdigste Denkmal von Immermann's echt vaterländischer Gesinnung. Die historische Einleitung sowie das Nachwort verdienen von Allen, die über Immermann schreiben wollen, besonders berücksichtigt zu werden. In dem angeführten „Conversations-Lexikon der Gegenwart" fehlt die Erwähnung dieses Schriftchens (Köln 1838), sowie der von ihm über den „Rasenden Ajax" des Sophokles verfaßten Abhandlung (Magdeburg 1826), die von hoher Achtung für den griechischen Dichter voll ist. Immermann hat sich späterhin über keinen Gegenstand des classischen Alterthums so ausführlich ausgesprochen, ohne deshalb von der Liebe zu lassen, von der er in Halle wie in Düsseldorf für die unsterblichen Werke desselben durchglüht war.

Als Immermann sich am 3. October v. J. zu Halle mit der geistvollen Mariane Niemeyer, einer Enkelin des unvergeßlichen Kanzlers Niemeyer, verheirathet hatte und nun im Begriff stand, an den Ufern des schönen Rheins sich ein neues Glück zu begründen, war mir von ihm ein Besuch zugesagt. Aber ein veränderter Reiseplan brachte mich um diese Freude: ich konnte also den Freund nur mit meinen besten Wünschen begleiten. Sie sind leider! nur für wenige Monate in Erfüllung gegangen und das Grab deckt jetzt die theuern Überreste des Mannes, dessen Freundschaft mich in den besten Zeiten meines Lebens innig beglückt hat. Sit illi terra levis!

K. G. Jacob.

*) Ein Mitlebender, jetzt evangelischer Geistlicher, hat diese Vorgänge in der lesenswerthen Schrift: „Wanderung durch Vaterhaus, Schule, Kriegslager und Akademie zur Kirche" (Magdeburg 1832), S. 125—128, beschrieben. Aber wie konnte er Immermann's Theilnahme ganz unerwähnt lassen?

Hierzu Beilage Nr. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 3. 30. September 1840.

**Die Mediatisirung der deutschen Reichsstädte. Von Gustav Wilhelm Hugo. Karlsruhe, Braun. 1838. Gr. 8. 2 Thlr.**

Der Titel dieses Buches dürfte wol Manchen, der es zur Hand nimmt, hinsichtlich des betreffenden Inhalts irreführen, wie es dem Berichterstatter selbst begegnete. Der Titel nämlich veranlaßt die Erwartung, in dem ziemlich dickleibigen Bande eine historisch, wo nicht durchgeführte, doch den Hauptzügen nach skizzirte Monographie der Reichsstädte zu finden; dieser Erwartung jedoch entspricht der Inhalt nicht. Es beschränkt sich nämlich der Verf. darauf, nachdem er auf wenigen Seiten dem Begriff und Ursprung der Reichsstädte, sowie die Veranlassung ihres allmäligen Verschwindens im Allgemeinen angedeutet, ein alphabetisches Verzeichniß derselben aufzustellen, das wenig mehr als ein chronologisches Zahlen- und Namenregister, mit Bezugnahme auf die Wandlungen ihrer Schicksale, besagt. Sodann folgt eine flüchtige Controverse in Betreff derjenigen Städte, deren Reichsunmittelbarkeit noch nicht ermittelt oder irrthümlich unter die Kategorie von Reichsstädten begriffen wurden, und endlich eine Sammlung von Urkunden, im Originaltexte ihrer Zeit abgedruckt, die mehr als die Hälfte der Seitenzahl des Bandes füllt. So wenig anziehend für die Lecture hiernach das Buch auch immerhin ist, so beabsichtigen wir mit dieser vorläufigen Inhaltsangabe doch keineswegs den Werth der Arbeit des Hrn. Hugo herabzusetzen. Er wollte, wie wir ihm gern glauben, einem spätern Geschichtschreiber mittels Abfassung dieses Buchs nur Mühen ersparen und ihm einen Leitfaden an die Hand geben, um sich in dem Irrgarten der Quellen für 135 Particulargeschichten zurechtzufinden; denn bis zu diesem Belauf gibt das Verzeichniß die Zahl der ehemaligen deutschen Reichsstädte an: für diesen Zweck aber ist das Buch ganz geeignet. Dabei lassen wir dem Verf. sehr gern die Gerechtigkeit widerfahren, daß er es an echt deutschem Fleiß und Ausdauer nicht hat fehlen lassen, um die ihm nur irgend zugänglichen Quellen auszubeuten. Was ihm aber, sollte der Titel seines Buchs, wie wir andeuteten, nicht den dadurch erregten Erwartungen entsprechen, noch ganz besonders zum Verdienste anzurechnen ist, dies wäre, unsers Dafürhaltens, der Umstand, daß die betreffende Materie vor ihm noch gar nicht bearbeitet wurde, er sohin einen gewissermaßen jungfräulichen Geschichtsboden zuerst betrat und zu erforschen suchte. Wir wollen ihm endlich, fielen auch die Ergebnisse seiner Forschungen nicht überall, selbst für den bezeichneten Zweck, gleich glänzend aus, die deshalb vorgebrachte Entschuldigung, es seien ihm die zu dem Behufe benöthigten Quellen nicht immer zugänglich gewesen, recht gern als statthaft einräumen, da es nur allzu bekannt ist, wie sehr oft theils pedantische Geheimnißkrämerei, theils Gemächlichkeitsliebe ihrer Hüter den Zutritt zu denselben erschweren.

Bei der Ausführung seines Vorhabens hat das erwähnte Verzeichniß gewiß am meisten Zeit- und Müheaufwand dem Verfasser gekostet. Bevor wir jedoch dasselbe besprechen, wollen wir noch in kurzen Worten die Rücksichten angeben, die ihn bei dessen Aufstellung leiteten, weil daraus im voraus ersichtlich, ob und wiefern Hr. Hugo mit wahrhaft historischer Kritik zu Werke ging. Er selber bemerkt in dem Betreff, daß er, sich auf den Gegenstand seines Werkes (die Mediatisirung nämlich) beschränkend, bei jeder Reichsstadt folgende drei Punkte zu ermitteln bemüht gewesen sei. Diese sind: zu welcher Epoche zuerst einer Reichsstadt Erwähnung geschieht —; welches das älteste ihr von den römischen Kaisern und Königen ertheilte Privilegium ist; und endlich, ob und wann, von wem und an wen sie verpfändet worden und wann sie in Folge davon, oder auf andere Veranlassung, ihre Reichsunmittelbarkeit verloren habe.

In Betreff des ersten Punktes nun nimmt der Verf. an, daß, hätten auch schon mehre Städte um das J. 1180 und auch wol früher kaiserliche Privilegien bekommen, man doch behaupten dürfe, es hätte vor dem 22. Juli 1218 eine anerkannte Autonomie der Städte nicht bestanden, d. h. vor diesem Zeitpunkt wäre ihnen der Besitz der Landeshoheit noch nicht zuerkannt gewesen. An diesem Tage nämlich unterfertigte Kaiser Friedrich II. eine Urkunde, wodurch der Rechtsspruch der Fürsten, daß an Orten, denen das Reichsoberhaupt einen Jahr- oder Wochenmarkt verliehen, der Graf oder Richter einer Provinz keine Gerichtsbarkeit habe, zur allgemeinen Kenntniß gebracht wurde. Denn, fügt er hinzu, setzt diese Urkunde auch nichts Neues fest, sondern spricht sie vielmehr nur das Ergebniß einer zu einer gewissen Reife gekommenen Landeshoheit aus, so dürfte sie doch für uns das äußerliche Zeichen des Wendepunktes sein, da sich bekanntlich die Landeshoheit aus der Gerichtsbarkeit entwickelte. Beiläufig erwähnt Hr. Hugo auch noch des Unterschiedes, der zwischen Reichsstädten und Freistädten bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts bestanden habe. Von letztern habe es jedoch überhaupt nur sieben gegeben: Regensburg, Basel, Strasburg, Speier, Worms, Mainz und Köln; ihre Vorrechte aber waren im Wesentlichen folgende: sie schworen nie einem Kaiser oder König den Eid der Treue; sie machten keinen Römerzug mit; sie trugen nie des Reiches Bürden, oder steuerten zum Reiche; sie wurden nie Pfand für das Reich noch für einen Fürsten; sie hatten allenthalben zu Wasser und zu Lande große Freiheiten an Mauthen und Zöllen. Einige dieser Vorrechte standen jedoch ausschließlich der Stadt Regensburg zu.

Mit Bezugnahme auf das nachstehende Verzeichniß räumt der Verf. ein, daß sich die Zahl der Reichsstädte nicht mit apodiktischer Gewißheit bestimmen lasse und daher auch jenes Verzeichniß nicht als ganz vollständig zu betrachten sei. Selbst die Reichsmatrikeln könnten zu dem Behufe nicht als Beweisstücke angeführt werden, indem viele Städte bereits ihre Unmittelbarkeit eingebüßt, als die erste Matrikel im J. 1422 zu Stande kam. Auch sei bei Ausfertigung der betreffenden Matrikeln nicht mit der gehörigen Genauigkeit verfahren worden, da viele Städte darin aufgeführt werden, die niemals reichsunmittelbar gewesen seien. Sogar einzelne kaiserliche Privilegien oder Verleihungen genügen ihm zu dem Behufe nicht, weil diese oft nur auf die Burg oder theilweise Rechte Bezug haben und meist in eine Periode fallen, wo die Landeshoheit selbst noch ein schwankender Begriff war. Dagegen sieht er als Kriterien für die Reichsunmittelbarkeit einer Stadt folgende Umstände an, von denen er sich denn auch bei Aufstellung seines Verzeichnisses leiten ließ; nämlich: 1) die Erwähnung des kaiserlichen Voigts oder Schultheißen; 2) die Erlassung oder Verpfändung der Reichssteuer; 3) das Versprechen, eine Stadt nicht vom Reiche veräußern zu wollen, und 4) die Verpfändung einer Stadt durch den Kaiser oder König an einen geistlichen oder weltlichen Fürsten. Beträgt aber die Zahl derjenigen Städte, auf welche diese Kriterien angewendet werden können, überhaupt 135, so waren ihrer nur noch 51, die bis zur Epoche des luneviller Friedens der Reichsunmittelbarkeit genossen, von denen bekanntlich vier durch den betreffenden Vertrag selber an Frankreich abgetreten und 41 andere durch den Reichsdeputationsschluß vom 25. Febr. 1803 von den erblichen Fürsten Deutschlands in Besitz genommen wurden. Zwei andere, Nürnberg und Frankfurt, aber wurden durch die rheinische Bundesacte mediatisirt, nachdem kurz zuvor Augsburg in Folge des presburger Friedens Baiern zugetheilt worden war. Bremen, Hamburg und Lübeck endlich traf zwar nicht das Schick-

fal der Mediatisirung als Reichsstädte; jedoch kamen sie nach Auflösung des deutschen Reichs zeitweilig unter Frankreichs Botmäßigkeit.

Über die Schicksalswandlungen, welche die Reichsstädte überhaupt während der Zeit ihres Bestehens erfuhren, enthält das Buch noch mehre recht interessante, freilich aber sehr flüchtige historische Notizen, wovon wir hier noch einige mittheilen wollen. Mehre Reichsstädte waren schon zu einer sehr frühen Epoche freiwillig ausgetreten; dahin gehörten namentlich die helvetischen, die aus dem Reichsverbande schieden, sobald sie sich stark genug fühlten, unabhängig zu stehen, wie beispielsweise Zürich 1351, Bern 1353 u. s. w. Gleichwol war dieser Austritt blos factisch, denn de jure traten sie erst mit dem westfälischen Friedensschlusse aus jenem Verbande. Was nun die im Verlaufe der Zeiten allmälig bewirkte Mediatisirung anbelangt, so geschah dieselbe auf mehrfache Weise. So namentlich durch Verpfändung von Seiten des Kaisers. Wie häufig aber Reichsstädte verpfändet wurden, wennschon sonst die Kaiser es nicht wagten, das Gebiet auch nur des kleinsten Dynasten zu verpfänden, davon zeugen die von Hrn. Hugo namhaft angeführten Ausnahmen, deren Zahl sich auf nur 30 beläuft, die niemals dieses Schicksal betraf. Merkwürdig dabei ist, daß sich unter diesen nicht verpfändeten Städten sämmtliche Freistädte befinden. Dagegen büßten 31 Reichsstädte die Reichsunmittelbarkeit durch Verpfändung ein, entweder weil sie nicht so klug und freiheitsliebend wie andere waren, die Pfandschaft einzulösen, oder aber weil der Pfandherr ihnen solches nicht gestattete. Des soeben gedachten Mittels, sich Geld zu verschaffen, bediente sich schon Kaiser Friedrich II., und die erste von ihm verpfändete Reichsstadt ist Düren. Das von demselben gegebene Beispiel aber war zu verführerisch, als daß nicht alle seine Nachfolger bis auf Kaiser Siegmund, dasselbe befolgt hätten. Indeß blieben sie bei der einfachen Verpfändung nicht stehen; sie erhöhten später die ursprüngliche Pfandsumme, oder knüpften die Einlösung der Pfandschaft an lästige oder schwer zu erfüllende Bedingungen, z. B. daß kein Pfand allein ohne die andern solle eingelöst werden dürfen. Bei dem Allen trieb kein Kaiser das Verpfänden der Reichsstädte weiter als Ludwig der Baier und Karl IV., die dasselbe als eine sichere Einnahmsquelle betrachteten. Mit Siegmund, der zehn Reichsstädte auf einmal verpfändete, versiechte jedoch diese Quelle, nachdem sie volle zwei Jahrhunderte benutzt worden war, wiewol es während dieses Zeitraums nicht an wiederholten Versicherungen fehlte, es sollten die Reichsstädte nie verpfändet noch veräußert werden. Zu einem wirklichen Reichsgesetz kam es jedoch in dem Betreff nie, ohne Zweifel, weil sowol die Kaiser als die geistlichen und weltlichen Fürsten, deren Vergrößerungssucht dadurch ein Ziel gesetzt worden wäre, ein Interesse hatten, es nicht dahin kommen zu lassen. Seltener wie durch Verpfändung ging die Reichsunmittelbarkeit der Städte durch Belehnung eines geistlichen oder weltlichen Fürsten verloren, unstreitig weil das Reichsoberhaupt dabei weniger seine Rechnung als bei der Verpfändung fand. Macht nun der Verf. noch einige Reichsstädte namhaft, die durch freiwillige Unterwerfung ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, so bemerkt derselbe dazu doch sehr richtig, daß es zu bezweifeln stehe, ob diese Unterwerfung wirklich so ganz freiwillig und ob solche nicht vielmehr, wie beispielsweise hinsichtlich Strasburgs, durch Drohungen, Zureden und Bestechung einflußreicher Magistratspersonen erlangt worden sei. Was nun endlich die Abtretung der Reichsstädte von Seiten des Kaisers und Reichs durch formellen Act anbetrifft, so ging demselben gemeinhin Occupation durch fremde Mächte oder eigene Mitstände voran, denen jener Act nur die Genehmigung ertheilte, weil man zu schwach war, denselben zu hintertreiben. So kamen, wie zu einer frühern Epoche Metz, Toul und Verdun und die zehn Vereinstädte im Elsaß, in neuerer Zeit Aachen, Köln, Speier und Worms und endlich diejenigen 41 Reichsstädte um ihre Unmittelbarkeit, welche Deutschlands erbliche Fürsten 1802 in Besitz nahmen und deren Abtretung der vorerwähnte Reichstagsbeschluß sanctionirte.

Nach Dem, was wir vorausgeschickt haben, bildet das zum öftern beregte Verzeichniß den Kern des Werkes. Dasselbe ist in lexikographischer Form abgefaßt und demselben unmittelbar eine chronologische Übersicht der Epochen beigefügt, zu welchen die Mediatisirung erfolgte. Zur Probe von der Behandlungsart des Verfassers entlehnen wir dem Verzeichnisse die freie Stadt Bremen. Hr. H. beginnt mit den Uranfängen der Stadt, deren älteste Urkunde vom 12. Jul. 1788 datirt, wo Karl der Große daselbst ein Bisthum errichtete. Indeß standen die Stadt und Diöcese Bremen, nebst den dazu gehörigen Klöstern mehre Jahrhunderte hindurch unter dem Erzstifte Hamburg, dem namentlich 965 das Recht ertheilt wurde, zu Bremen einen Markt anzulegen, „wo die einwohnenden Handelsleute gleiches Schutzes und gleicher Gerechtsame genießen sollen wie die der königlichen Städte". Ferner wurde noch den Erzbischöfen von Hamburg Bann, Zoll und Münze in Bremen zugetheilt; alle dem königlichen Schatze gebührenden Gefälle wurden ihnen zugewiesen und dabei ausschließlich erklärt, daß Niemand anders zu Bremen eine Gewalt zustehe als dem Erzbischofe und seinem Delegaten. Ein 1111 vom Kaiser Heinrich V. ertheiltes Privilegium, wodurch die Stadt von fremden Gerichten befreit wird, hält der Verf. für unecht, wie vielfältig sich auch dieselbe darauf berufen habe. Denn in den Archiven von Bremen selbst befände sich keine frühere zu Gunsten seiner Stadtgemeinde lautende Kaiserurkunde als das Privilegium Friedrich's I. von 1186, dessen wesentlichstes Recht in der Verjährung zu Gunsten der Freiheit eines Jeden besteht, welcher sich Jahr und Tag unangesprochen in Bremen aufgehalten. Behauptete nun gleichwol die Stadt unmittelbar unter Kaiser und Reich zu stehen, so entstanden daraus mit dem Erzbischofe, der sich als Herrn der Stadt ansah, viele Streitigkeiten, welche durch die darüber abgeschlossenen Verträge niemals völlig beigelegt und die besonders lebhaft wurden, als nach der Reformation die Erzbischöfe ihren gewöhnlichen Sitz nicht mehr in Bremen hatten und dahin strebten, den erzbischöflichen Stuhl in erblichen Besitz zu übertragen. Karl V. nahm, wie sich leicht denken läßt, die Stadt gegen diese Ansprüche in Schutz. Gleichwol wurde sie erst 1640 zum ersten Male auf den Reichstag zu Regensburg berufen, fünf Jahre später aber aufgefodert, Abgeordnete auf den Friedenscongreß nach Münster und Osnabrück zu senden. Gegen die deshalb erhobene Beschwerde vom Erzbischof erklärte Ferdinand III., nach Einvernehmung beider Theile, daß die Stadt Bremen von uralter Zeit her eine Reichsstadt gewesen und noch gegenwärtig sei. Wurde nun durch den westfälischen Friedensschluß Bremens Reichsunmittelbarkeit ausdrücklich anerkannt, so währte es dessenungeachtet noch 80 Jahr, bis die Stadt zu deren unbestrittenen Besitz gelangte. Die Krone Schweden nämlich, an die bekanntlich die Bisthümer Bremen und Verden unter dem Titel von Herzogthümern kamen, protestirte 1654 gegen die Zulassung der Stadt Bremen in das reichsstädtische Collegium; und durch einen noch in dem nämlichen Jahre abgeschlossenen Vergleich wurde die Frage der von dieser Stadt angesprochenen Reichsunmittelbarkeit bis zu einer anderweitigen Übereinkunft ausgesetzt, dagegen bedungen, daß die Stadt der Krone Schweden huldigen solle. Zwölf Jahre später, wo dieser Vergleich bestätigt wurde, mußte die Stadt versprechen, sich nach Beendigung des noch währenden Reichstags, der aber glücklicherweise permanent blieb, bis 1700 des Sitzes und der Stimme auf dem Reichstage zu enthalten und Sitz und Stimme auf den niedersächsischen Kreistagen nicht mehr suchen zu wollen. Endlich im Mai 1731 erkannte das Kurfürstenthum Braunschweig-Lüneburg, das inmittels zum Besitz der Herzogthümer Bremen und Verden gelangt war, die Reichsunmittelbarkeit der Reichsstadt Bremen an.

Um nun noch schließlich einige Auskunft über die subjectiven Tendenzen unsers Geschicht- oder vielmehr Chronikenschreibers zu ertheilen, mag die Anführung einiger Betrach-

kungen genügen, zu denen ihn die Mediatisirung der Reichsstädte veranlaßt und worin er dieses Ereigniß beklagt. Gleichzeitig mit der deutschen Reichsverfassung, sagt Hr. Hugo, ging das Institut der Reichsstädte unter, nachdem es über fünf Jahrhunderte wehrlos der Mediatisirung, welche unter den verschiedensten Formen ihnen drohte, preisgegeben gewesen. Verhältnißmäßig wenige Reichsstädte wurden von fremden Staaten ihrer Reichsunmittelbarkeit beraubt; beiweitem der größere Theil fiel als das Opfer der kurzsichtigen Politik der Kaiser und der Vergrößerungssucht der eigenen Mitstände, welche hierbei gewöhnlich Hand in Hand gingen. Die treuen Dienste zu belohnen, das war gewöhnlich der Vorwand, dessen sich die römischen Könige und Kaiser bedienten, wenn sie einem Dynasten eine Reichsstadt verpfändeten. Nachdem mit Siegmund das unselige Verpfänden der Reichsstädte aufgehört hatte, blieben die demselben entgangenen Reichsstädte lange Zeit unangefochten und nur wenige wurden in dem langen Zeitraum von 1437—1802 mediatisirt. Selbst der westfälische Friede, der in dem Besitzstande der deutschen Staaten so Vieles änderte, ließ die Reichsstädte in dem Zustande, in dem sie vor dem Anfange des dreißigjährigen Kriegs gewesen, und auch nicht Eine büßte die Reichsunmittelbarkeit ein. Um so nachtheiliger war das Jahr 1802 für dieselben. Als Opfer des damals aufgestellten Entschädigungssystems fielen 41; sie büßten ihre Reichsunmittelbarkeit ein, um die von Frankreich begünstigten erblichen Fürsten für unbeträchtlichen Verlust auf dem linken Rheinufer übermäßig zu entschädigen. 93.

---

Friedrich der Große und sein Hof, oder So war es vor hundert Jahren. In vertrauten Briefen des Freiherrn von Bielefeld, geschrieben von 1738—60. Zwei Theile. Breslau, Max u. Comp. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Freiherr von Bielefeld, der als Gesellschafter, Legationsrath, Oberaufseher der Universitäten und Prinzenerzieher am Hofe Friedrich's des Großen lebte und auch häufige Gelegenheit hatte, um die Person des Königs zu sein, kann in vieler Beziehung als das Muster eines Cavaliers aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gelten. Er besaß die ganze literarische Bildung jener Zeit, huldigte den Wissenschaften gern und in jeder freien Zeit, war in den alten und neuen Dichtern und Historikern wohl belesen und vor allen ein großer Freund und Verehrer der französischen Literatur. Ferner war er ein eifriger Diener seines Königs, treu, verschwiegen über Staatsangelegenheiten, von denen er nicht einmal an seinen Vater schreiben will, folgsam und pünktlich, ohne zu grübeln, und voll aufrichtiger Bewunderung alles Dessen, was der König that und anordnete. Endlich war er auch häufig verliebt, wie es sich für einen Cavalier ziemt, und berichtet ganz offenherzig, daß ihn in England eine schöne Engländerin entzückte, daß er in Breslau den Reizen eines Fräulein Warkotsch huldigte, sie aber schnell verließ, um sein Herz einer Frau v. C. zu Füßen zu legen, und daß ihn wiederum das schöne schwedische Fräulein v. Sparre ganz außerordentlich gefiel — Alles aber in Züchten und Ehren, denn von Ausschweifungen oder Liederlichkeiten findet sich im ganzen Buche nicht die geringste Spur. Ebenso schließt er auch seine Verbindung mit Fräulein v. Reich in Halle ganz nach Betrachtung äußerer Vortheile. Nachdem er einen ganzen Morgen der Toilette gewidmet hatte, ging er vollkommen tiré à quatre épingles zur Gesellschaft, saß beim Spiel seiner Erkorenen gegenüber und eröffnete am folgenden Tage ihrem Schwager ganz ruhig seine Absichten. Dabei blieb es aber auch zuerst. Nach ein paar Jahren begannen die Unterhandlungen von neuem und hatten im Februar 1748 den glücklichsten Ausgang. In einem Briefe an einen hohen Gönner will er von seiner Braut nicht zu viel sagen, da ein jeder, der eine Heirath aus eigenem Antriebe schließt, seine Braut stets in das freundlichste Licht stellen wird. Die Ehe sei aber ganz geeignet, den Firniß abzuschleifen, die Larve fällt, die Schönheit vergeht und die Gattin bleibt. Um nun also nicht unangenehmen Folgen bei dem etwaigen Mangel äußerer Schönheit ausgesetzt zu sein, habe er auch auf das Gründliche gesehen, welches bliebe, wenn alle andere Vorzüge verschwänden. Seine Braut habe außer einem sehr guten Charakter auch ein großes Vermögen, das ihn dereinst entschädigen würde, wenn er vielleicht später bemerken sollte, daß er sich in Hinsicht des Charakters getäuscht habe. Indessen können wir nach diesen Briefen nicht anders annehmen, als daß die Ehe glücklich und zufrieden gewesen sei. Mit derselben Offenheit spricht Bielefeld auch über die Annehmlichkeiten der glänzenden Assembléen, des Ceremoniels bei großen Festen, vor Allem aber ist er ein Freund einer wohlbesetzten Tafel, guten Weins, einer heitern Unterhaltung und aller häuslichen Bequemlichkeiten. Wir denken aber darum von dem guten Manne, wenn er sich in seinem russischen Schlafwagen sehr behaglich fühlt, ebenso wenig schlecht als von Goethe, der hinter den Lederumhängen eines Schlafwagens gleichfalls ein trockenes, sicheres Asyl gefunden hatte, und tadeln ihn wegen seiner Lust an den Freuden der Tafel ebenso wenig als jenen edeln deutschen Freiherrn, dessen Bild uns Rumohr mit meisterhafter Hand in seinen „Deutschen Denkwürdigkeiten" gezeichnet hat. Ein Jahr vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges zieht sich Bielefeld auf seine Güter im Herzogthume Altenburg zurück, und diese Partie von seinem dasigen Leben, Treiben und Wirthschaften in Reichthum und Behagen halten wir für eine der interessantesten im Buche. Die Kriegsunruhen treiben ihn von dort auf einige Zeit nach Hamburg, wo er seine „Anleitung zur Staatskunst" verfaßt und in seiner bescheidenen Weise über die Sitten des republikanischen Hamburgs reflectirt. Der letzte Brief an seine Söhne, Heinrich und Ferdinand, zeigt ihn durchaus als einen Mann von bravem, rechtlichem und höchst loyalem Charakter.

So viel über den Verfasser dieser Briefe. Die Briefe selbst sind nun von Fr. Förster, Preuß und andern Geschichtschreibern des großen Königs viel benutzt worden und bedürfen daher keiner ausführlichern Charakteristik. Wichtige diplomatische Verhandlungen hat Bielefeld nicht geleitet: sein Dienst im Departement des Auswärtigen beschränkte sich eigentlich blos auf zwei Gesandtschaftsreisen nach Hanover und London im Gefolge des Grafen Truchseß-Waldburg. Diesen verdanken wir einige ergötzliche, wenn auch einseitige Schilderungen des Lebens im damaligen London, und eine Erzählung von Reiseabenteuern auf schlechten Wegen in Deutschland, die wir um so mehr zum Lesen empfehlen, da solche Dinge nachgerade zu den fast märchenhaften Sagen gehören. Ein Kriegsheld war Bielefeld nicht. Friedrich ließ ihn zwar im ersten schlesischen Feldzuge nach Schlesien kommen, aber er gefiel sich in den breslauer Assembléen besser als in den Feldlagern, wo er sogar einmal auf einer Streue schlafen mußte, und wenn er uns sehr naiv von den Schrecken erzählt, die er empfand, als ihn sein unbändiges Pferd fast unter die Kanonen der Festung Neiße und in die Schußlinie trug, so können wir dem Briefschreiber nicht wohl glauben, daß „er sich in kurzer Zeit ganz mit dem Kriegshandwerke vertraut gemacht habe". Als den bedeutendsten Theil der Briefe betrachten wir die Erzählungen aus dem Leben Friedrich's als Kronprinz in Rheinsberg, wo Bielefeld überall als Augenzeuge spricht, sowie auch von Friedrich's Aufnahme in den Freimaurerorden in der Nacht vom 14. auf den 15. Aug. 1738. Die Schilderung des Bacchusfestes, wo der Kronprinz mit seiner Umgebung allerhand Scherz mit Bielefeld trieb, erinnern wir uns nicht in größern Werken gelesen zu haben, und doch ist sie um so merkwürdiger, da sie nach Bielefeld's Versicherung fast die einzige in ihrer Art gewesen ist. Denn sonst heißt Rheinsberg „ein feenhafter Palast, wo sich eine königliche Tafel, ein Götterwein, eine himmlische Musik, köstliche Spaziergänge, sowol im Garten als im Walde, Wasserfahrten, Zauber der Künste und Wissenschaften, angenehme Unterhaltung,

kurz Alles vereinigt, um das Leben zu verschönern." Auch das ist für jene Zeit bemerkenswerth, daß in demselben Augenblicke, wo der Kronprinzessin von Preußen gemeldet wird, daß ihr Gemahl König geworden sei, die Oberhofmeisterin mit einem niederschlagenden Pulver an ihr Bett tritt.

In den Briefen aus Berlin beschäftigt sich Bielefeld vorzugsweise mit den Hoffesten, namentlich schildert er mit großer Ausführlichkeit die Vermählungsfeier des Prinzen August Wilhelm von Preußen, bei welcher Gelegenheit er nach dem Willen des Königs eine Strohkranzrede und zwar nicht „ohne einige schlüpfrige Scherze" halten mußte, der Prinzessin Ulrike und des Prinzen Heinrich, ebenso den Einzug des Königs in Berlin nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges. Daß ihn Friedrich wirklich schätzte und seine große Anhänglichkeit an sich und sein Haus erkannte, beweist auch die Ernennung Bielefeld's zum zweiten Gouverneur des Prinzen Ferdinand, der ihm die ganze Zeit ihres gegenseitigen Verhältnisses hindurch jenes aufrichtige Wohlwollen bewies, welches bis auf unsere Zeit ein so schöner Charakterzug aller Prinzen des preußischen Hauses gewesen ist.

Die Übersetzung aus dem Französischen (denn in dieser Sprache sind die Briefe geschrieben) liest sich leicht und fließend. Nur misbilligen wir es, daß die meisten Namen nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet sind. Wozu bei einem, vor hundert Jahren geschriebenen Werke eine so ängstliche Zurückhaltung? Überdies sagt Bielefeld von Niemand etwas Schlechtes oder Nachtheiliges. 11.

---

Schilderung des Mississippithales oder des Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nebst Abriß meiner Reise dahin. Von Friedrich Arends. Hamburg, Herold. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. dieses Buchs ist nichts weniger als ein Gelehrter. Er ging im 50. Jahre mit drei Kindern nach Missuri, kaufte und baute sich an und genoß nach einigen mühseligen Jahren die beruhigende Gewißheit, seine Kinder versorgt und sich selbst ohne Noth im Alter zu sehen. Stocktaub, war er vorzugsweise an sein eigenes gesundes Judicium gewiesen, und obwol er vielleicht Manches mit seinen Augen sah, was er bei offenen Ohren anders gesehen haben würde, so zeichnet sich seine Wahrnehmung doch höchst vortheilhaft vor derjenigen Anderer aus, die vor ihm diese Gegenden beschrieben und wie Duden, mit einer strafbaren Überspanntheit und Phantasie über dem Guten das Schlimme, über den Vortheilen die Nachtheile vernachlässigten und verschwiegen. Wem es um einen gründlichen Unterricht über die Staaten Missuri, Illinois, Indiana und Ohio zu thun ist, der lege, was bisher über diese Regionen bekannt worden ist, getrost bei Seite und halte sich lediglich an diesen wackern ehrlichen, nichts verschweigenden, nichts übertünchenden Landmann, der zwar viel gelesen hat, aber weder gelehrt, noch gewandt, noch grammatisch schreibt, allein gerade so, daß man Land, Leute und Leben vor sich sieht und sich selbst unbefangen sagen kann, welche Vorzüge das schöne Vaterland, welche die neue Welt biete. Das einfache Resultat ist: Der nüchterne, fleißige, nicht ganz mittellose Mann gelangt in wenigen Jahren in den westlichen Staaten zu einem sichern, unabhängigen Wohlstand; der unbemittelte, tüchtige Arbeiter bei dem hohen Arbeitslohne und der völlig von der deutschen Weise verschiedenen Art zu arbeiten einige Jahre später; der träge, unordentliche niemals. Bei alledem entbehrt er und muß er entbehren lernen die Annehmlichkeiten europäischer Civilisation und eine Menge kleine in Europa angewöhnte Bedürfnisse. Dagegen tritt nach und nach ein Gefühl der Sorgenfreiheit, das der Europäer und besonders der Deutsche nicht kennt, und ein ebenso neues Behagen in einer völligen Unabhängigkeit ein, welches, wenn wir dem aufmerksamen, dankbaren und gnügsamen Verf. trauen dürfen, allgemach Ersatz für den Verlust der Heimat bietet.

Die Staaten Michigan und Arkansas und das Gebiet Wisconsin scheint der Verf. nicht selbst gesehen zu haben, doch fanden wir bei Vergleichung seiner Nachrichten mit dem bereits über jene Gegenden Bekannten manches Gute und Bessere, welches der Verf. durch Erkundigungen bei Solchen, die jene Gegenden gesehen, sich angeeignet hat; Anderes war jedoch auch lückenhaft.

Recht wacker ist der Abschnitt „Auswanderung und Ansiedelung" (S. 568). Der Verf. verschmäht Fremdes nicht; wer sich auf den Styl versteht, sieht oft, daß er nicht mit eigener Zunge redet. Aber überall schlägt er die fremden Redner zur rechten Zeit auf den Mund, wenn sie von dem Feuer der Rede im Loben oder Schmähen zu weit geführt werden.

Wir wüßten unter den vielen, uns bekannt gewordenen, kein empfehlenswertheres Buch für die Wanderlustigen. Mancher goldene Traum wird hier zerstört und die nackte, ganz nackte Wirklichkeit hergestellt. Nirgend findet man zugleich so praktische Anleitung zur Einrichtung für die Reise und auf der Reise. Der Preis dieses Buches wird es leider nicht unter das rechte Publicum kommen lassen. 6.

---

## Miscellen.

Das 10. Jahrhundert wird gewöhnlich wegen seiner Barbarei und Unwissenheit unter den Gelehrten Saeculum plumbeum, obscurum, infelix, sterile et scriptoribus insignibus destitutum genannt. Als Beleg dafür werden unter andern folgende Anekdoten gegeben, welche übrigens auch wol nur zur Belustigung erdacht sein könnten:

1) Ein Priesterexamen vor dem Bischof.

Frage: Quot sunt septem sacramenta? Antwort: Tres. Frage: Quas? Antwort: Sunt fides, spes et charitas.

2) Lesegewandtheit eines Geistlichen.

Ein gewisser Bischof Otto hatte einem Collegen einen Geistlichen zum Diakonus vorgeschlagen und sich in dem Empfehlungsschreiben nachstehender räthselhafter Abkürzungen bedient: Otto Dei gram, rogat vestram clm ut velit istum clcmdem, conducere in vvm diam. Der Überbringer, an Ort und Stelle zur Lesung aufgefodert, las nun: Otto Dei gram, rogat vestram clam, ut velit istum clincum clancum convertere in vivum diabolum.

3) Muster von einem Testament.

Ein Geistlicher hatte ein Testament für einen Laien verfaßt, das so lautete: „In Deus nomine, amen. Deus animam, corpus terram, bos super ecclesiam, altare vitulus, et tibi titulus, viginti par sotularibus dispersit, dedit pauperibus. Reliquis et reliqua, intus et extra, uxore et filia."

---

Der Cardinal Granvella, Kaiser Karl's V. Minister, welcher auf die deutschen Fürsten mit Verachtung herabzusehen pflegte und, namentlich in späterer Zeit, den einen oder den andern für einen Dummkopf und Trunkenbold halten zu müssen glaubte, hegte, dem Anschein nach, eine besondere Zuneigung ausnahmsweise gegen den Landgrafen Philipp von Hessen, über welchen er zu Boyneburg sagte: „Ich weiß nicht, ob es von Gott also ersehen, oder ob mich seine Gestalt dahin gereizt hat, alsbald da ich ihn zu Augsburg ansah, gewann ich zu ihm eine herzliche Liebe und Gefallen, und dachte, wenn du dem Fürsten deines Vermögens dienen kannst, so wolltest du es gerne thun." Und dennoch steht Granvella in Verdacht, sich nach der Gefangennehmung des Landgrafen (1547) auf eine nichts weniger als ehrenvolle Weise gegen denselben benommen zu haben. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 275. —— 1. October 1840.


## Zur Nachricht.


Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.


Personalien. Gesammelt von Friedrich Jacobs. Mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse des Verfassers. — A. u. d. T.: Friedrich Jacobs vermischte Schriften. Siebenter Band. Leipzig, Dyk. 1840. 8. 2 Thlr. 12 Gr. *)

Es kann nicht leicht ein angenehmeres und würdigeres Schauspiel geben als das eines Greises, der, nachdem er in einer langen Reihe von Jahren die Verehrung und das Wohlwollen der Edelsten seiner Zeit genossen hat, sich entschließt, die wichtigsten Ereignisse seines Lebens und den Gang seiner Schicksale zum Gegenstande einer ausführlichern Schilderung zu machen. Eine solche biographische Schaustellung kann entweder die Erlebnisse des äußern Lebens, Kriegsthaten, Reisen, industrielle Unternehmungen und ähnliche Dinge mit besonderer Vorliebe behandeln, oder die geistige Entwickelung, das innere Leben, die Wirksamkeit durch literarische Arbeiten mit prüfendem Auge verfolgen und durch die aufrichtige Enthüllung eines reichen Geistes für den psychologischen Forscher von dem größten Interesse sein. Werden nun Biographien der erstern Art mehr von Diplomaten, Militairs und Geschäftsmännern aller Art verfaßt, die am Abend eines bewegten Lebens sich und Andern zur Freude noch einmal die Vergangenheit wollen bei sich vorübergehen lassen, so gehören zu den Biographien der zweiten Classe besonders die der Gelehrten, über die freilich in unserer, auf materielle Zwecke nur zu sehr gerichteten Zeit nicht wenige Stimmen sich ungünstig aussprechen. Denn man hält die deutschen Gelehrten jetzt gar zu gern für unpraktische Leute, die über ihren Papieren und Büchern die Welt, in der sie leben, vergessen hätten, und also eines lebendigen Interesse für die Bewegung der Zeit und für die Lebensfragen der Gegenwart fast immer ermangelten. Solche harte Worte beruhen aber nur zu oft auf der Unkunde solcher Gegner, die keine Lust haben, sich zu unterrichten. Sonst würden sie einen Unterschied zu machen wissen zwischen den schwerfälligen Productionen deutscher Gelehrsamkeit bis auf die Zeit Lessing's und Winckelmann's und der deutschen Gelehrtenwelt, wie sie sich seit jener Zeit und unter den Einwirkungen der großen politischen Erschütterungen am Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts gebildet hat. Deutsche Gelehrte mögen immerhin oft wenig Leichtigkeit zeigen, sich anstatt ihres eigenen, gewohnten Bodens auf einem allgemeinen, ihnen fremd gebliebenen zu bewegen, wo ihnen die Unsicherheit des persönlichen Benehmens oft ganz irrig als Mangel praktischen Talents ausgelegt wird. Aber in denselben Männern (wir erinnern nur an die großen Verstorbenen, Leibnitz, Lessing, Heyne, Spittler, Dohm, Hegel, Wieland, Kant, Fichte, Schlözer, F. A. Wolf) wohnt nicht selten ein ausgezeichnetes Talent, ihr eigenstes, scheinbar nur auf abgeschlossenes Sinnen und Forschen beschränktes Gebiet von innen heraus so zu erweitern, daß dieses zuletzt nach allen Seiten eine selbstgeschaffene, lebensthätige Wirksamkeit erhält. Solche Gelehrte sind auch praktische Männer, freilich nicht im Sprachgebrauche des gewöhnlichen Lebens, welches unter praktischen Männern solche Leute versteht, die, wie Bulwer *) sagt, irgend einem besondern Berufe lebend, alle engherzigen Ansichten und eigennützigen Interessen desselben eingesogen haben, sondern vielmehr in einem höhern, bessern Sinne. Es ist daher ein großer Gewinn, die Geschichte eines solchen innern Lebens aus

*) Über den sechsten Band der Vermischten Schriften haben wir in Nr. 16 d. Bl. f. 1838 gesprochen, und zugleich eine Übersicht des in den frühern Bänden Enthaltenen gegeben, sodaß also unsere Blätter die Schuld der Vernachlässigung nicht trifft, über welche der Verf. auf S. 185 mit Recht sich beklagt hat. Wir bemerken hier zugleich, daß unsers Verf. Name nicht mehr „Jakobs" geschrieben werden darf, da er auf S. 8 erklärt, daß dies eine unverständige Puristerei gewesen, die er schon längst aufgegeben habe.

*) England, I, 86.

eigener Schilderung kennen zu lernen, wie wir sie in Reiske's und Semler's Autobiographien, in Büsching's und Scheffner's Lebensgeschichte, in Cramer's „Hauschronik", in Dinter's Selbstbiographie, in Büsch' „Gang seiner Thätigkeit" und vor allen in Goethe's und Jung-Stilling's vortrefflichen Büchern wiederfinden.

In diese Classe von Schriften deutscher Gelehrten, welche eine so bedeutende Stellung einnehmen, um die Denkwürdigkeiten des Individuums auch für die weitere Umgebung belehrend und anziehend zu machen, gehört die vorliegende Schrift eines Mannes, den Deutschland schon längst zu seinen Würdigsten zählt und den das gebildete Ausland als eine literarische Notabilität ersten Ranges achtet. Friedrich Jacobs, ein körperlich und geistig noch rüstiger, 76jähriger Greis, ist seit 56 Jahren durch seine philologischen Werke, die Bearbeitung der griechischen Anthologie, der Philostrate, des Achilles Tatius und Älianus, seine Übersetzung des Demosthenes, seine griechischen und lateinischen Elementarbücher und zahlreichen Schriften philologischen, literarischen und bibliographischen Inhalts auf das rühmlichste bekannt. Aber er hat sich auch neben diesen größern Arbeiten in den sechs Bänden seiner „Vermischten Schriften", in den sieben Bänden seiner „Schule der Frauen" und in den für die zarte Jugend bestimmten Büchern als einen Mann von ehrenwerther echt evangelischer Gesinnung, als einen unbestechlichen Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit, und als einen Freund des Guten und Schönen, wo es ihm immer entgegentritt, gezeigt, dabei Alles so schön und in classischer Form geschrieben, daß sein Name in solchen Kreisen, wo man der philologischen Gelehrsamkeit und ihren Vertretern sonst keinen Platz gönnt, ebenfalls heimisch und werth geworden ist.

Haben nun die ebengenannten Eigenschaften unserm Verf. in einem hohen Grade Liebe und Verehrung erworben, so erhalten diese biographischen Nachrichten einen ganz besondern Reiz durch die Mäßigung und Bescheidenheit, welche nicht gerade immer ein Vorzug der Autobiographien ist. Hr. Jacobs spricht, wie natürlich, viel von sich und von den Seinigen, aber es ist auch nicht der mindeste Schatten von Ruhmredigkeit, von Ostentation oder eine einzige Klage über nichterfüllte Hoffnungen, übel belohnte Dienste oder eine zu geringe Anerkennung seiner schriftstellerischen Wirksamkeit in diesem Buche. Im Gegentheil Alles ist Zufriedenheit und Dank. Wir können uns daher nicht enthalten die Worte herzusetzen, welche den Beschluß der biographischen Nachrichten machen, weil sie auf das Beste den Geist charakterisiren, in welchem dieses lesenswerthe Buch abgefaßt ist.

Ich beschließe diese Nachrichten mit tiefgefühltem Danke gegen die göttliche Vorsehung für das viele Gute, das sie mir auf meiner langen Laufbahn beschieden hat; für die wohlthätige Wendung, die auch Das, was böse schien, durch Gottes weise Fügung genommen; für die Gesundheit, die ich noch jetzt in meinem 76. Jahre genieße; für die Liebe, die mir die Meinigen beweisen; für die Freude, die meine wohlgerathenen Enkel mir machen; für den heitern Sinn, den ich auch im Alter nicht verloren habe; für das Wohlwollen so vieler nahen und fernen Freunde; für die Huld endlich, die mir von den Fürsten, in deren Diensten ich gestanden habe und noch stehe, zu Theil geworden ist. Der mir beschiedenen Tage können nicht mehr viele sein. Möge Gott mir verleihen, daß sie ruhig und ohne schmerzlichen Anstoß verlaufen, und wenn ich von hinnen gerufen werde, ich mit einem guten und unbefleckten Rufe bei den Zurückbleibenden und mit heitern Hoffnungen für die Zukunft scheide. Mögen endlich alle Diejenigen, die mir Gutes erwiesen haben und noch nicht in die Wohnungen des ewigen Friedens eingegangen sind, wenn ihnen diese Zeilen vor die Augen kommen, den Ausdruck der Liebe und Dankbarkeit darin erkennen, die mein Herz bewahren wird, so lange es noch nicht in Asche zerfallen ist.

Man kann diese Stelle nicht lesen, ohne auf das innigste erwärmt zu werden und besonders in einer Zeit, wo wie in der unserigen stürmisches Forteilen, Umwerfen des Bestehenden, Nichtachtung stiller Häuslichkeit und Anpreisung einer oft nur wenig erfreulichen Öffentlichkeit an der Tagesordnung ist.

Jacobs ist zu Gotha am 6. October 1764 geboren. Sein Vater gehörte dem Mittelstande an, das einfache Leben in demselben zu jener Zeit, der Mangel an Zerstreuungen und gesellschaftlichen Genüssen, die Erziehung der Kinder, bei welcher der Gehorsam die Grundlage war — Alles dies ist auf das anschaulichste geschildert und wird von großem Nutzen für alle Jüngere sein, die sich jetzt kaum mehr ein Bild jener Zeit in Deutschland entwerfen können. Der fromme, pflichteifrige, rastlos thätige Vater ließ sich die Erziehung der Kinder sehr angelegen sein, bis Jacobs im zehnten Jahre dem Gymnasium seiner Vaterstadt übergeben wurde. Geißler, Stroth, Kaltwasser waren hier die vorzüglichsten Lehrer, und wie mangelhaft auch der Unterricht und wie gering die Hülfsmittel waren (mit einem griechischen Wörterbuche von 1566 behalf sich Jacobs während seiner ganzen Schulzeit), so war doch das Schulleben jener Zeit dem Studiren und der wissenschaftlichen Ausbildung günstig. An Gesellschaften nahmen Schüler keinen Antheil und sie gewannen also die Schule um so lieber, da sie allein ihnen Gesellschaft bot. „Bis in mein 17. Jahr", sagt der Verf., „wo ich die Schule verließ, erinnere ich mich keiner Vergnügung der Art, wie sie die Jugend jetzt zu genießen gewohnt ist. Die Zeit war so still, die unselige Politik lag uns so fern, aber da uns die äußere Welt um so weniger anzog, waren wir desto geschäftiger, unsere innere Bildung zu fördern." Lessing's „Laokoon", Herder's „Kritische Wälder" und Winckelmann's Schriften waren von besonderm Einflusse auf den Jüngling.

Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Jena, besonders unter Griesbach's Auspicien, gestattete der Vater, daß Jacobs nach Göttingen ging, um Heyne zu hören. „Die Theologie", sagt er, „war nicht aufgegeben, aber in Schatten gerückt, und die Philologie war, ich weiß nicht wie, in den Vorgrund getreten." Heyne's wohlwollendes Betragen und sein geistreich anregender Vortrag fesselten den lernbegierigen Jüngling, der aber schon nach einem Jahre den geliebten Lehrer verlassen mußte, um eine Lehrstelle am gothaischen Gymnasium anzunehmen. Die gegenseitige Verbindung nahm in der Entfernung an Innigkeit

und Festigkeit zu, wovon die Nachrichten über Heyne im sechsten Bande der „Vermischten Schriften" das vollgültigste Zeugniß und eine würdige Ehrenrettung des auch noch in unsern Tagen oft verkannten Mannes sind. Im vorliegenden Buche sind auch eine Anzahl sehr interessanter Briefe Heyne's abgedruckt, aus denen das große Interesse des Mannes an echter Wissenschaft und Gelehrsamkeit, sein besonnenes Wesen, seine Theilnahme an allem rein Menschlichen und seine würdige Vertretung der Georgia Augusta in der westfälischen Zeit auf das bedeutendste hervortritt. S. 472 heißt es:

Möge sich doch nie der Sinn des Publicums so verwirren, daß es den Ruhm des Mannes nicht nach Dem, was er durch Charakter und Geistesstärke vollbracht, sondern nach der Vermeidung geringfügiger Fehler schätze, großes Verdienst um geringer Übereilungen willen zurückstoße und den fehlerlosen Grammatiker höher als den Menschen achte!

Die steigende Berühmtheit unsers Verf. in der philologischen Welt zu schildern, oder die lehrreichen Mittheilungen über den Gang seiner Studien zu verfolgen, die Bescheidenheit im Urtheil über seine Leistungen oder die zarte Bedenklichkeit, welche ihn abhielt, ein akademisches Lehramt in Berlin oder Göttingen, trotz der ehrenvollsten Auffoderungen zu übernehmen — Alles dies gebührend anzuerkennen, muß den philologischen Blättern überlassen bleiben. Für den gegenwärtigen Zweck ist es passender, bei Begebenheiten von allgemeinem Interesse zu verweilen, deren Zeuge und Theilnehmer Jacobs gewesen ist.

Die ausgezeichnet schöne Jubelschrift, mit welcher der Verf. am 2. Nov. 1839 das Amtsjubiläum des Prof. Kries in Gotha begrüßt hatte, gedenkt auch in einer geistreichen Skizze der Anfänge der französischen Revolution und der Empfindungen, unter welchen man in Deutschland dieselbe entstehen sah. Ausführlicher ist dies in der vorliegenden Schrift geschehen, sodaß Viele unter den Jüngern, die Bastillenfeste feiern und Marseillaisen singen, hieraus Nützliches lernen könnten. „Ich habe", sagt der Verf., „vor allen Dingen der Sophrosyne gehuldigt, und diese hat mich immer von ungestümem Handeln und extremen Meinungen entfernt gehalten." Indem sich Jacobs nun zunächst an die gothaischen Begebenheiten hält, weiß er viel Interessantes aus eigener Anschauung von den französischen Ausgewanderten, besonders vom Baron Grimm, von der Gräfin v. Bueil, von Frau v. Stael zu erzählen; der Fortgang der Ereignisse führt ihn auf Napoleon's Plane und Absichten, der Gefahr für Deutschland und den preußisch-französischen Krieg von 1806. Mit der Lebendigkeit des Augenzeugen ist die barbarische Behandlung der Gemeinen, der Übermuth der Führer im preußischen Heere und die geringe Rücksicht auf Schicklichkeit und Achtung im gothaischen Lande geschildert. Von dem hochfahrenden General Rüchel, der den Bürgerstand verachtete und vom Militair gehaßt wurde, erzählt Jacobs (S. 365 fg.) Folgendes:

Während der preußische Cordon das gothaische Land besetzt hielt, nahm der Generalsuperintendent Löffler aus Achtung und Vorliebe für das preußische Militair den General Rüchel in sein von Einquartierung freies Haus auf, in Erwartung anständiger Behandlung und der einer geistlichen Wohnung schuldigen Rücksichten. Da es nun aber nicht selten geschah, daß Soldaten auf der Hausflur auf Stroh gelegt und durchgehauen wurden, solche Executionen aber ein Zusammenlaufen des Volks verursachten, so bat Löffler den General in einem höflichen Billet, doch einen andern schicklichern Ort als diesen für solche militairische Bestrafungen zu wählen. Die Antwort, die er erhielt, war: „Schuster, bleibe bei deinem Leisten." Jedermann war empört, Löffler aber räumte sein Haus und überließ es der Obmacht.

Je charakteristischer dieser Zug für den traurigen Geist der damaligen Zeit ist, um so ehrenvoller ist die lobenswerthe, herzliche Eintracht, welche sich seit 1813 im Königreiche Preußen zwischen dem Bürger- und Kriegerstande entwickelt hat.

Auch für die folgenden Jahre bleibt die Berücksichtigung politischer Zustände neben den literarischen Beschäftigungen. Hier ist die Verhaftung Rud. Zach. Becker's, den Napoleon 17 Monate lang in ungerechter, strenger Gefangenschaft gehalten hatte, und die Art, wie derselbe der flehenden Gattin die Befreiung ihres Mannes verkündigte, ausführlich erzählt, weil sie nach den Worten des Verf. den unsichern Zustand der Zeit in einem Beispiele darstellt und zugleich ein ehrenvolles Zeugniß der Achtung der öffentlichen Meinung von Seiten eines nach seinem Fall moralisch allzu tief herabgewürdigten Mannes gibt. Sein Verfahren, urtheilt Jacobs, gegen die Fürstin Hatzfeld und gegen die Frau Becker's wird ihn stets gegen den Vorwurf gemüthloser Härte sicher stellen. Ein get away, wie bei dem Jubiläum von Göttingen Seidenstücker's Frau, vernahmen jene aus dem Munde Napoleon's nicht. Wir wollen ganz und gar nicht das letztere, unkönigliche Wort in Schutz nehmen, aber wir können auch bei Napoleon in den beiden genannten Fällen nur eine augenblickliche Aufwallung und Erregung der menschlichsten Gefühle, zweien unglücklichen Gattinnen gegenüber, annehmen. Denn, wie bewunderungswürdig Napoleon auch für alle Zeiten ist, so hatte doch das königliche Öl der Gnade und Milde seine Stirne nicht gesalbt, und seine Achtung für die öffentliche Meinung war nur zu oft blos von den Interessen des Augenblicks bedingt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Vierter Band. Berlin, A. Duncker. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr. *)

Der Herausgeber — es wird wol, wenn er sich auch auf dem Titel nur mit einer Namenschiffre bezeichnet hat, die man für Albrecht Dürer's halten könnte, kein Geheimniß sein, daß es Hr. Hofrath Dorow ist — fährt fort uns interessante Documente seiner Sammlung mitzutheilen. Die verschiedenen Fragen der Berechtigung dazu sind mehrfältig in den ersten Anzeigen über dieses Werk besprochen worden und können daher hier ganz übergangen werden, zumal da der Herausgeber sich meist in den angemessenen Grenzlinien des Erlaubten hält. Wir gehen auf den Inhalt. Es werden uns Briefe von verschiedenen mehr oder minder berühmten Personen mitgetheilt, von denen einige z. B. kaum dieses letztere Epitheton verdienen, sondern nur durch Geburt oder hohen Rang ausgezeichnet sind. Mit den Publicationen solcher Briefe dürfte man spar-

*) Vgl. über die frühern Bände Nr. 343 d. Bl. f. 1838 u. 349 f. 1839. D. Red.

samer sein. In der Literatur sollte nur Das eine Stelle gewinnen, was für sich, ohne auf Lebensverhältnisse Rücksicht zu nehmen, eine Geltung hat. Mit Freuden wird man aber Briefe von Hegel, Humboldt, Cousin, Frau von Récamier, Goethe, Gentz, Joh. Reinh. Forster, Chamisseau u. A. m. lesen. Andere Briefe von durch ihre Lebensverhältnisse bedeutenden Personen, wie Sir William A'Court (Lord Heytesbury), Beyme (der preußische Großkanzler und früher lange Jahre erster Cabinetsrath des Königs Friedrich Wilhelm III von Preußen), enthalten oft thatsächlich Merkwürdiges, weshalb ihre Publication von großem Interesse ist. Wir bleiben hier gleich bei den Briefen von Beyme stehen, die, in Verbindung mit Varnhagen's Lebensgeschichte Blücher's, und des Prof. E. Gans interessantem Aufsatz über sein Zusammentreffen mit Jeremias Bentham *), mehre historische Facta (unter denen uns von größter Wichtigkeit die Unterhandlungen des Grafen Haugwitz mit Napoleon nach der Schlacht von Austerlitz) in ein ganz anderes Licht setzen, als dasjenige, in welchem sie bisher gestanden.

Ein Berichterstatter ist eigentlich in großer Verlegenheit einem solchen Mosaikbuche gegenüber. Er möchte dem Leser ein Bild des Ganzen geben, und es ist kein Ganzes, sondern nur Theile; die Theile aber einzeln kritisch, oder auch nur historisch zu besprechen, könnte leicht zu einer Beurtheilung führen, die das Buch selbst an Umfang überträfe. Wir blättern daher hin und her und lassen Zufall und Willkür schalten.

Dorothea von Schlegel. Eine Anzahl Briefe, deren Anspruchslosigkeit ihr Hauptverdienst bildet. Sie entwickeln weibliche Bestimmung und Zustände in angenehmer Natürlichkeit. Man würde indessen, wenn ein minder glänzender Name davor stände, vielleicht wenig Gewicht darauf legen. Misfallen hat uns die Einleitung des Herausgebers zu diesen Briefen. Sie spricht in einer derbern Weise, als die gebildete Büchersprache überhaupt sollte, von einem aus echt weiblicher Seele geflossenen Aufsatze in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", der eine sehr beherzigenswerthe Stimme gegen die Überverehrung einiger weiblichen Notabilitäten, die man am besten Afterweiblichkeiten nennen könnte, erhoben hat. Eine Zeit, in der Gutzkow's, Mundt's und Ähnlicher Grundsätze über Weiblichkeit, als übelschmeckender zweiter Aufguß einer Friedrich Schlegel'schen Lucinden-Philosophie, einige Augenblicke stimmführend zu werden den Anschein hatten, bleibt sich ganz consequent auch in diesen Personalanwendungen und Folgerungen. Der Tag der Wahrheit und des ruhigen Urtheils wird aber auch hier nicht ausbleiben und leuchtet, wie uns däucht, schon ziemlich nahe.

Goethe's Briefwechsel mit Spontini dreht sich, schon seit 1830 und 1832, um eine große Oper des Letztern, ein Gedicht von Jouy „Die Athenerinen", die noch heute nicht in Scene gegangen ist. Es würde interessant gewesen sein, ein näher eingehendes Urtheil Goethe's über einen Operntext zu lesen; doch er dreht sich gegen Spontini in ganz allgemeinen Phrasen herum, die zugleich auch bekunden, daß der Briefstyl nicht seine Stärke war. Es ist ein Kanzleihabitus des vorigen Jahrhunderts darin, der vielleicht vornehm aussehen sollte, aber, jetzt wenigstens, nur steif erscheint. Besonders ist dies der Fall in den Briefen an den Herausgeber. Spontini's Briefe an Goethe sind ein Problem schwülstiger Ausdrucksweise. Interessant ist ein Brief von Seydelmann (dem Schauspieler), der zwar kein eigentlich festes Thema hat, aber doch im Vorbeigehen viel Gedachtes, oft auch Geistreiches über die Schauspielkunst, und zumal die unserer Tage sagt. Das Urtheil der Mde. Crelinger über Mlle. Mars und Talma, welches sie in einem Briefe an den Herzog Karl von Mecklenburg ausspricht, muß man geistvoll und eigenthümlich nennen. Der Brief von Hegel an Prof. Gans wird vielleicht als ein pikantes Document von den Meisten besonders gern gelesen werden, doch uns däucht, er wäre besser weggeblieben. Und was auch der Herausgeber in seinem Eingange dazu sagen möge, um das heftige Billet und die Publicirung desselben zu entschuldigen, so fühlt man doch auch, daß er nur dem Reiz, eine scharfe Persönlichkeit mitzutheilen, nicht widerstehen konnte. Hegel würde entschieden die Veröffentlichung verneint haben. Der Brief von Gentz an A. Müller ist ein Meisterstück von klarer Darlegung von Seelenzuständen und sicherer Entwickelung verschiedenartigster, ineinandergreifender Verhältnisse.

*) Ein Aufsatz, der zuerst 1835 in der Zeitschrift „Berlin" von L. Rellstab erschien.

Doch genug von den Briefen. Auch ein Wort über die mitgetheilten Denkschriften. Hier scheint der Herausgeber uns nicht mit glücklichster Hand gewählt zu haben. Denn das Beste, was wir davon sagen können, ist, daß einige dieser Denkschriften Curiositäten sind, etwas Höheres aber gewiß nicht. Es mag sein, daß die Briefe über die Familie Rayin-Theyras bei einer Special-Geschichtforschung ihren Werth haben; doch in dieser Lectüre fesseln sie schwerlich. Das Memoire des Grafen Haugwitz über die Freimaurerei ist allerdings merkwürdig; doch es gibt Merkwürdigkeiten in verschiedenem Sinne. Was der Verf. so Außerordentliches in Bentham's Satire auf die historische Rechtsschule gelesen, das ist uns aus dem Aufsatz selbst nicht klar geworden. Er liest sich allerdings englisch etwas angenehmer als deutsch, doch wäre es traurig um die englische Literatur bestellt, wenn man den Standpunkt ihrer Humoristen nach diesem Beispiele beurtheilen wollte. Der Herausgeber sagt wol überhaupt etwas zu viel von Bentham, dessen Bedeutung allerdings eine große ist, aber doch nicht eine solche, die nicht auch zu dem entschiedensten Entgegentreten herausfoderte.

Das letzte Document, welches das Buch enthält, erzählt uns ein in der That sehr seltsames Factum. Ein Lieutenant des Regiments Kinski, 21 Jahre alt, Le Breux mit Namen, hat der Weltgeschichte einen Dienst erwiesen, wie sich dessen kein Zweiter rühmen kann. An ihm nämlich lag es, ob der ganze östreichische Krieg von 1804, der preußische von 1806, die spanischen und östreichischen Kriege von 1808—10, die Feldzüge von 1812—15, kurz das Großartigste, was die Weltgeschichte darbietet, sich begeben sollte oder nicht. Glücklicherweise hat Lieutenant Le Breux die Dinge zugelassen. Wie das zusammenhängt? Er konnte beim Übergang über den großen Bernhard mit leichtester Mühe Napoleon gefangen nehmen, ja er hatte ihn schon in der Hand, tauschte jedoch die Rolle und ließ sich selbst zum Gefangenen machen. Im andern Falle gab es keine Schlacht von Austerlitz, Leipzig und Waterloo! Man sieht, die Welt ist diesem Lieutenant etwas schuldig geworden. Etwas Schauerliches hat diese Geschichte aber in der That. Man wird zweifelhaft, ob größeres Glück, größeres Genie, oder größere Dummheit die Weltgeschicke hindert oder fördert.

So viel über den vierten Band der Dorow'schen Sammlung. Man sieht, sie bietet dem Leser mannichfaltiges Interesse dar, und doch konnten wir vielleicht kaum den dritten Theil Dessen erwähnen, was sie enthält.

Allein wir wollen nicht ohne Postscriptum schließen, und dies soll den geistreichen, gemüthlich witzigen Mittheilungen von Chamisseau gelten, die den Leser ganz ungemein erfreuen werden. 71.

## Literarische Notizen.

Von A. Floquet's auf sechs Bände berechneter „Histoire du parlement de Normandie" ist der erste Band erschienen, welcher die merkwürdigsten parlamentarischen Ereignisse unter Ludwig XII. und Franz I. umfaßt. Zugleich machen die Journale aufmerksam auf die „Annales du parlement français", worauf die Deputirtenkammer bereits mit 460 Exemplaren subscribirt hat.

Unter dem Titel „Myosotis" hat Paul Masgana den literarischen Nachlaß des durch sein Unglück und seinen Tod bekannt gewordenen Hegesippe Moreau gesammelt und herausgegeben. Auch abgesehen von dem persönlichen Interesse, welches man an diesen Dichtungen nimmt, muß man ihnen auch dichterischen Werth zugestehen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 276. —— 2. October 1840.

## Personalien. Gesammelt von Friedrich Jacobs.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

Für den lebendigen Antheil, mit dem Jacobs das größte Ereigniß des Jahrhunderts, die Befreiung Deutschlands, feierte, sprechen außer vielen einzelnen Stellen die in Beilage Nr. 42 abgedruckte Anrede eines Thüringers an seine Landsleute und die Schrift an Germaniens Jugend: „Deutschlands Gefahren und Hoffnungen“, die, sowie der Aufsatz: „Deutschlands Ehre“ (Vermischte Schriften, Thl. 1), nicht blos die edelsten Gesinnungen athmen, sondern auch in einer musterhaften Sprache geschrieben sind. Die nächsten Jahre boten wenig Merkwürdiges dar, über die neuen Constitutionen und über das gewaltige Streben der Völker nach solchen hat der Verf. schon früher, im ersten Bande der „Vermischten Schriften“, offen und freimüthig sein Glaubensbekenntniß abgelegt, ebenso die religiösen Zustände an mehren Stellen und zuletzt in der Vorrede zu den „Personalien“ besprochen.

Europa — sagt er S. 183 — genoß der Ruhe nach den Anstrengungen des Krieges, und wir, in unserm kleinen Ausschnitte Deutschlands, führten ein stilles und harmloses Leben unter der wohlgeordneten väterlichen Verwaltung gebildeter und gerechter Minister, während der Fürst, in dessen Namen regiert wurde, durch ein unheilbares Übel gänzlich willenlos geworden war.

Die Liebe und Verehrung der glücklichen Gothaner hatte Jacobs in einer besondern kleinen Schrift: „Gothas Dank am Schlusse der Zwischenregierung“, im J. 1826 gegen die abgehenden Minister, die Freiherren v. Trützschler, v. der Becke und v. Lindenau ausgesprochen: wir freuen uns diese, im Auslande wenig bekannt gewordene Schrift hier unter den Beilagen wiederzufinden. Sie ist in ihrer klaren und schönen Sprache ein Muster politischer Beredtsamkeit.

Mitten unter die heitern Erzählungen aus den Reisetagebüchern des Verf. und die Ergüsse seines dankbaren Herzens gegen ältere und jüngere Freunde tritt als ein finsterer Geist die göttingische Angelegenheit. Der Verf. gedenkt der Todesfälle Dissen's und Göschen's, von denen der Erstere ihm eng befreundet war, und vergleicht diese Euthanasie mit dem schönen Tode des thebanischen Pindarus, der während des großen Festes der Pythier in den Armen seines Theoxenos starb.

Kaum war — fährt Jacobs fort — der Jubel der festlichen Tage von Göttingen verhallt, als die willkürliche Aufhebung des von dem Volke beschworenen Grundgesetzes von 1833 und die nicht minder willkürliche Verweisung von sieben Professoren, die sich weigerten, einen freiwillig geschworenen Eid gegen einen andern anbefohlenen zu vertauschen und zu brechen, erfolgte. Sieben Männer, für die ein schuldloses, wissenschaftliches Leben bürgt, an denen kein Verdacht illoyaler Gesinnungen haftet, werden von einem Throne herab, der durch das Blut der Vertheidiger des Rechts und die Heiligkeit der Verheißungen, für die es in jenen schönen und glorreichen Tagen vergossen wurde, wiederhergestellt war, aus ihren Stellen geworfen, weil sie die Heiligkeit des Eides ehren und keine Stimme der Mächtigen, vom Rhein bis zur Weichsel, von der Nordsee bis zu den Alpen hin, erhebt sich für sie.

Ref. kann die ganze Stelle hier nicht ausschreiben, aber sie ist ein sprechender Beweis für die jugendliche Theilnahme, mit welcher Hr. Jacobs selbst im hohen Alter die Begebenheiten der Tages verfolgt und ohne Scheu sie von der sittlichen Seite zu würdigen unternimmt.

Es mochte wol diese göttingische Angelegenheit den Verf. um so tiefer ergreifen, da er sich aus seinem eigenen Leben erinnerte, wie ihm fürstliche Huld so oft wohlgethan, und wie namentlich der allgeliebte Maximilian Joseph von Baiern und sein Sohn, der jetzt regierende König, ihm in schlimmen Tagen seines Lebens die gnädigsten Gesinnungen gezeigt hatten. Wir meinen die Geschichte seines dreijährigen Aufenthalts in Baiern (1807—10) und die widrigen Aretin'schen Händel, in die Hr. Jacobs weniger durch persönliche Verhältnisse als durch Verbindungen der Freundschaft verwickelt worden war. Das Meiste derselben ist außer der Grenze von Baiern nur sehr unvollständig, zum Theil durch verfälschte Nachrichten bekannt geworden, auch waren die Gemüther allzu sehr mit den großen Ereignissen der Zeit beschäftigt, um an den Händeln gelehrter Parteien Theil zu nehmen. Daher erschien es jetzt, wo „die Urheber des unseligen Krieges die Erde bedeckt und von den Theilnehmern die meisten“, ganz unverfänglich, ja in einer Autobiographie nothwendig, diese Vorgänge wahr und aufrichtig zu erzählen und mit schriftlichen Documenten zu bekräftigen. Niemand, der den Zeichen der Zeit einige Aufmerksamkeit schenkt, wird diese Blätter in den „Personalien“ überschlagen wollen: einzelne Vergleichungen mit der jüngsten Vergangenheit desselben Landes dürften sich ganz ungesucht darbieten.

Als nach dem tilsiter Frieden Baiern jeden heilsa-

men Gedanken, den die französische Revolution in Gang gesetzt hatte, mit weiser Auswahl und Mäßigung in sich aufzunehmen schien, ward Jacobs als Mitglied der Akademie und Professor am Lyceum nach München berufen. Die äußern Vortheile waren für einen Familienvater sehr lockend, und obwol der damalige Herzog von Gotha, August Emil, sehr freundliche Gesinnungen gegen ihn hegte, so war es ihm doch drückend und für sein Schulamt in Gotha sehr nachtheilig, daß der Herzog bei seinem weitläufigen Briefwechsel (er führte ihn unter andern mit Mr. Michalon in Paris über Perücken und mit Mr. Kreusler über Kleider) und bei seinen poetischen Compositionen seine Hand zu gebrauchen anfing. Eine Abänderung stand nicht in Jacobs' Macht: nur Verstimmungen konnten bewirkt werden, die in seiner Lage nichts besserten. Also folgte er seinem Freunde Schlichtegroll nach München. Dort ehrenvoll empfangen, namentlich vom Könige, vom Kronprinzen und vom Minister Montgelas, begann er seine Arbeiten in der Akademie und im Lyceum mit gutem Erfolge, es bildete sich ein schönes geselliges Verhältniß zwischen ihm und zwischen den Familien Jacobi, Schlichtegroll, Niethammer und Wiebeking, er erhielt den ehrenvollen Auftrag, dem Kronprinzen über griechische Geschichte und Literatur Vorlesungen zu halten und mit ihm lateinische Classiker zu lesen.

Ich hatte Gelegenheit — sagt Jacobs — das edle Blut des Wittelsbachischen Stammes in ihm zu erkennen, seinen Eifer, Kenntnisse zu sammeln, seinen Ernst in wissenschaftlichen Beschäftigungen, die lebendige Achtung, welche er gegen alles Große und Schöne hegte, sein Streben nach Großem und Ruhmwürdigem, seinen Haß gegen Gewaltthätigkeit und Unrecht zu lieben und zu bewundern.

Bald aber schwanden die schönen Aussichten. Die Altbaiern gestatteten sich ironische Reden über die Wirksamkeit der aus Norddeutschland berufenen Akademiker, und die mehren derselben von der Regierung verliehenen Ehren und Orden (auch an Jacobs) wurden, wenn auch nicht das erste, doch eines der wichtigsten Momente des Hasses gegen die Fremden. Weniger wirkte die Verschiedenheit des Glaubens auf den Zwiespalt ein, weit mehr schadete den Fremden der Umstand, daß sich schon seit langer Zeit in den altkatholischen Ländern Deutschlands die Meinung festgesetzt hatte, die Protestanten verachteten die Katholiken, glaubten sich an Bildung und Kenntnissen ihnen weit voraus und hielten in Folge dieses Wahns nicht blos ihren Glauben, sondern Alles, was sie thäten, für besser und vorzüglicher. Da nun die jetzige Regierung alle Schranken niedergeworfen hatte, die so lange Zeit Baierns geistigen Verkehr mit dem übrigen Deutschland gehemmt hatten, so glaubte auch der Baier sich selbst genug sein zu können. Da nun aber der helle Geist des Königs und der scharfe Blick seines Ministers Montgelas diese patriotische Selbstschätzung nicht anerkannte, im Gegentheil fremde, protestantische Gelehrte herbeizog, so kehrte sich der Unwille gegen diese. Der alte Parteiname der Ketzer war außer Gebrauch gekommen, man vertauschte ihn also mit dem der Norddeutschen, unter die man sogar Fr. H. Jacobi, einen Pfälzer nach Abkunft und früherm Dienste, sowie alle Würtemberger begriff, und häufte auf diesen Namen alles Böse, vor Allem Gemüthlosigkeit, Frost, Unbehülflichkeit und Verachtung des gemüthlichen Süddeutschen. Wie weit der Haß ging, möge nur eine Stelle aus einer bairischen Zeitschrift „Der Morgenbote" vom J. 1809 bezeugen:

Der Grundzug des süddeutschen Charakters ist Kraft, der des norddeutschen Schwäche. Daher bei jenen: Ausschweifungen im Genuß der Liebe und andere sinnliche Vergnügungen, kriegerischer Geist, Herzensgüte, Offenheit. Bei diesen: Onanie (!), Hypochondrie, Falschheit, Feigheit, Ränkesucht.

Bei den Einzelnen blieben auch Privatinteressen nicht ohne Einfluß; als ein solches bezeichnet Hr. Jacobs die Berufung Hamberger's an die Centralbibliothek, wodurch sich Aretin, der Oberbibliothekar, gekränkt glaubte und von jetzt an allen Verunglimpfungen der norddeutschen Gelehrten den thätigsten Antheil nahm.

Der innere Krieg begann mit allerhand Neckereien, eine gedruckte Satire veranlaßte den Präsidenten Jacobi und mehre Akademiker, denen auch Jacobs „aus Liebe zu dem tiefgekränkten edeln Greise" gegen seine Überzeugung an dem guten Erfolge sich anschloß, zu einer Diffamationsklage; aber der Proceß ging in allen Instanzen verloren. Darauf erschien (nach Ostern 1809), fast gleichzeitig mit dem Eindringen der östreichischen Heere in Baiern, in München eine anonyme Schrift, unter dem Titel „Die Plane Napoleon's und seiner Gegner, besonders in Deutschland und Östreich". In derselben wurden die fremden protestantischen Gelehrten der feindseligsten Gesinnungen gegen den französischen Kaiser, den Verbündeten des Königs von Baiern, angeklagt, es wurde behauptet, daß sie den siegreichen Napoleon ohne Bedenken ermorden würden, wenn sie dazu nicht zu feig wären, der Protestantismus wurde unverhohlen als eine heimtückische Liga bezeichnet. Die Zeit zur Verdächtigung bei Davoust und andern französischen Machthabern war wohl gewählt, Palm's trauriges Schicksal noch in frischem Andenken, und so konnten die Angegriffenen nicht schweigen, zumal da die Schrift überall vertheilt und sogar ins Französische übersetzt wurde. Jacobs schrieb dagegen, nachdem das Manuscript der höchsten Stelle vorgelegt und von dieser gebilligt war, ein Werkchen: „Über Sinn und Absicht einiger Stellen der zu München erschienenen Flugschrift: Die Plane Napoleon's" u. s. w., die er in den Beilagen hat abdrucken lassen, und die durch die Art der Anklagen, die man jetzt für unglaublich halten wird, am deutlichsten beweist, wie peinlich damals die Stellung der Fremden in München war.

Da sich aber die bairische Regierung hierdurch nicht irren ließ, so versuchten die Gegner einen andern Angriff. Am 7. Nov. 1809 erhielt Jacobs von unbekannter Hand eine Schrift, die, in Form eines an den König gerichteten, von dem Präsidenten Jacobi und den Akademikern Jacobs, Sömmerring, Schlichtegroll, Breyer, Feuerbach und Niethammer unterzeichneten Schreibens alle Beschuldigungen zusammenstellte, die man gegen sie gemeinsam und gegen jeden Einzelnen herumtrug, mit der Bitte, es möge der König geruhen, dem schwarzen Verleumder ein

ewiges Stillschweigen aufzuerlegen und sie selbst wieder zu Gnaden aufzunehmen. Gegen Jacobs war namentlich vorgebracht, er habe den Kronprinzen auf die Seite Östreichs zu lenken gesucht, über die bairische Nation geschimpft, in München Papier bestellt, um die östreichischen Aufruhrslibelle drucken zu lassen u. dgl. m. Der so hart Beschuldigte wendete sich in einem, mit echt männlicher Würde geschriebenen, hier abgedruckten Briefe nebst Abschrift der ihn betreffenden Stellen an den Kronprinzen und hatte gleich am folgenden Tage die Genugthuung, von diesem Fürsten ein Schreiben zu erhalten, welches in energischen Ausdrücken die gänzliche Unschuld an Allem, was ihm in der „namenlosen Schmähschrift" angesonnen war, bezeugt. Die Bitte um strenge Untersuchung konnte selbst der allmächtige Montgelas in dieser Zeit der Aufregung nicht erfüllen, um nicht eine große Partei sich auf den Hals zu laden; also gingen die Umtriebe ungestraft fort, mehr als hundert Pasquille wurden verbreitet und angeschlagen und im Lyceum Jacobs geflissentlich Verdruß bereitet. Man wird diese Erzählung um so glaubhafter finden, wenn man sich erinnern will, wie in ähnlicher Weise in den J. 1837 u. 1838 während der katholischen Wirren in Rheinpreußen und Westfalen durch Pasquille und niederträchtige Umtriebe das Publicum bearbeitet worden ist, und wie gerade in den Gymnasien es öfters ehrliebende Katholiken gewesen sind, welche die evangelischen Schüler gegen die Fanatiker des 19. Jahrhunderts in Schutz genommen haben.

Unter solchen Verhältnissen konnte sich Jacobs in München nicht wohl fühlen und zog den Antrag des Herzogs von Gotha, die Stelle eines Oberbibliothekars und Aufsehers des Münzcabinets zu übernehmen, einer Auffoderung aus Berlin, eine Professur und Stelle in der Akademie der Wissenschaften daselbst zu bekleiden, vor. „Denn", so sagt er selbst, „die Erfahrungen, die ich in München gemacht hatte, waren nicht geeignet, mich zur Verpflanzung auf einen fremden Boden zu reizen." Der König Max unterließ nichts, um Jacobs in München zu halten, Dasselbe that Montgelas und Geheimerath Schenk im Auftrage des Königs. Aber Jacobs blieb fest und, als ob die Gegner es darauf abgesehen hätten, ihn noch mehr zu bestärken, setzten sie ihre Neckereien fort, ja, Aretin*) verklagte ihn bei dem Stadtgerichte in München wegen der obengenannten Schrift (gleichsam als ob sie gegen ihn gerichtet sei), foderte eine Caution von 1000 Thalern für den Fall seines Wegganges und ließ ihm Stadtarrest auflegen. Denn er war gegen Jacobs höchlich erbittert, da derselbe die ihm von der Akademie übertragene Recension des Hardt'schen Katalogs der griechischen Handschriften so ausgeführt hatte, daß die lächerlichen Schnitzer und die vielen Versehen, von denen derselbe wimmelt, jetzt an den Tag gekommen waren. Dieser Katalog war früher von Aretin herausgegeben worden, und die freimüthige Kritik des gelehrten Philologen hatte die Ehre des Oberbibliothekars zu sehr angegriffen, als daß er nicht jede Gelegenheit ergriffen hätte, um jenem zu schaden und seinerseits sogar eine Klage gegen Jacobs einreichte, worin er bat, denselben pro satisfactione publica recht nachdrücklich und scharf zu bestrafen. Das Weitere über diese Händel, namentlich über die Entwendung zweier Bände des Katalogs mit Jacobs' Randbemerkungen, über deren Urheber wol kein Zweifel stattfinden kann, nebst andern Unwürdigkeiten muß in den Beilagen nachgelesen werden. Der König machte endlich Allem ein Ende, indem er dem Stadtgerichte, welches bereits die Aretin'sche Klage und den Antrag einer zu stellenden Caution abgewiesen hatte, andeuten ließ, es solle der Abreise von Jacobs kein Hinderniß in den Weg gelegt werden, er stehe für ihn ein. Und beim Abschiede sagte der wohlwollende Regent: „Wenn es Ihnen in Gotha nicht mehr gefällt, so kommen Sie zurück, meine Arme sollen Ihnen immer offen stehen." *)

(Der Beschluß folgt.)

*) Im Buche ist der Name zwar nicht genannt, aber wol in einem Briefe des Verf. an Schütz, der in „Schütz's Leben und Charakter" (1, 211) steht.

*) Ebendaselbst S. 210 und in der Dedication des sechsten Bandes der „Vermischten Schriften", S. XVII. Wir haben ungern dieses echt fürstliche Wort in den „Personalien" vermißt.

## Zur Geschichte von Polen.

1. Starożytności historyczne Polskie, czyli pisma i pamiętniki do dziejów dawnéj Polski. Z rękopismów zebrał *Ambrozy Grabowski*. (Historische Alterthümer von Polen, oder Denkschriften zur Geschichte des ehemaligen Polens. Nach Handschriften herausgegeben von Ambrosius Grabowski.) Zwei Theile. Krakau 1840. Gr. 8. 5 Thlr.

Eine umfangreiche Sammlung von Documenten zur polnischen Geschichte, um deren Erhaltung nun, nach der Vernichtung so vieler, sich die Polen besorgter zeigen denn je. Die vorliegenden Documente sind fast ausschließlich nach alten Manuscripten abgedruckt, es ist die alte Sprache und bei manchen auch die sehr verschieden und noch ohne alle Grundsätze ausgeübte Schreibart beibehalten. Sie bestehen theils in Beschreibungen von Kriegsthaten, solennen Gesandtschaften, Hoffeierlichkeiten, z. B. bei Begräbnissen der Könige u. s. w., die von den Theilnehmern selbst herrühren, theils in Briefen, welche von polnischen Königen und Königinnen und andern historisch wichtigen Personen ausgegangen, oder an diese gerichtet sind. Von rein historischer Bedeutung sind unter Anderm: ein aus dem krakauer Stadtarchive entnommenes Edict des Königs Wladislaw Jagiello über ein mit dem Pfalzgrafen von Sachsen, Wilhelm, abgeschlossenes Schutz- und Trutzbündniß von 1403; ferner eine Beschreibung der Schlacht bei Tannenberg im J. 1410 von Sarnicki, eine von dem berühmten Hetman Johann Zamoyski selbst herrührende Beschreibung der im J. 1600 dem Wojewoden der Moldau, Michael, gelieferten Schlacht, dann eine Rechtfertigungsschrift des nachher bei Cecora gefallenen Hetmans Zolkjewski über seinen Zug gegen die Tataren vom J. 1618; außerdem eine Beschreibung der Kriegsthaten des Fürsten und Hetmans Christoph Radziwill bei Gustav Adolf's Einfall in Polen und ein sehr umständliches Diarium aus dem Kosacken- und Tatarenkriege von 1651. Von ganz besonderm Interesse sind die sehr zahlreichen Briefe des Cardinals Hosius, die derselbe von Rom aus an die Königinnen Anna Jagiello und Katharina von Schweden, sowie an einige polnische Große geschrieben hat. Hosius war bekanntlich einer der heftigsten Feinde der Reformation und einer der ersten und eifrigsten Anhänger des Jesuitenordens, er war es, der diesen Orden zum größten Schaden der Reformation in Polen einführte. Wie blind sein Eifer gewesen, ist aus den hier mitgetheilten Briefen ersichtlich.

Den vornehmen Polen, welche er der gereinigten Lehre gewogen glaubt, gegenüber, nennt er diese nicht anders als „die teuflische Lehre", zu deren Unterdrückung alle Mittel angewandt werden dürfen. „Daß es nicht die Sache des Königs wäre", schreibt er, „die Häretiker zu strafen, das habe ich nirgend gelesen, denn größere Übelthäter als die Häretiker kann es in der Welt nicht geben, und wir lesen, welche strengen Edicte gegen sie von christlichen Kaisern seit 1200 Jahren erlassen worden sind." „Wahrlich", sagt er an einer andern Stelle, „die Götter des Luther, Zwingli, Calvin, Blandrat, Gentilis u. A., deren kein Ende ist, sind nichts als dii alieni, es sind Götzen, vor denen Gott der Herr gewarnt hat." Mehrmals äußert er seine Besorgniß darüber, daß König Sigismund August, der sich der neuen Lehre zuzuneigen schien, wirklich zum förmlichen Übertritt gelangen könnte, und eine ähnliche Besorgniß veranlaßte den Papst, den schlauen Commendoni an den König abzusenden. Wie solche Briefe noch besonderes Interesse deshalb erregen, weil sich durch sie die tiefsten Blicke in die persönliche Eigenthümlichkeit der Correspondirenden thun lassen, so ist es auch hier für den Prälaten, der im befangensten Eifer für die Kirche streitet, höchst bezeichnend, daß er sich in seinen Briefen an die Königin Anna bei den verwickeltsten Geldgeschäften als überaus brauchbar und in allen weltlichen Intriguen als höchst bewandert zeigt, dabei zugleich mit Schlauheit sich zu wenden weiß. Außerdem finden wir Briefe von manchen andern polnischen Jesuiten, neben ihnen aber auch einige von dem edeln, alles heimliche Wesen verachtenden, freisinnigen Johann Zamoyski.

Von literar-historischem Interesse sind besonders einige Lebensbeschreibungen, welche der Herausgeber, durch mancherlei handschriftliche Nachrichten unterstützt, beigefügt hat. Er gibt über die Lebensverhältnisse einiger berühmten Polen nicht wenige neue Aufschlüsse. Man findet unter Anderm die Biographie des noch immer nicht genügend anerkannten Dichters Vespasian Kochowski, die des vorzüglichsten polnischen Botanikers Simon Syrenius, geboren um 1540 zu Krakau, gestorben als Professor und Doctor der Medicin an der Akademie zu Krakau 1611, dessen großer „Zielnik" (d. i. Herbarium, Krakau 1613, Fol.) Beschreibungen und Abbildungen von 700 Pflanzen enthält. Ferner die des Hofmalers König Sigismund III., Thomas Dolabella, von dem in Krakau noch jetzt viele Gemälde befindlich sind, dann die des berühmten Bildschnitzers Wit (Veit) Stoß; in Krakau geboren, vollendete er hier den großen Altar in der Marienkirche und das Cenotaphium des Königs Kasimir Jagello in der Kathedralkirche, erst um 1500 schlug er seinen Wohnsitz in Nürnberg auf. Die Biographie des Swientopelk Fiol gibt einen erwünschten Beitrag zur Entscheidung der Frage, ob Fiol oder Haller der erste Begründer einer Buchdruckerei in Krakau gewesen; viele Gründe sprechen überwiegend für den Ersten.

Das ganze, übrigens sehr gut ausgestattete Werk enthält demnach sowol zum Studium der politischen wie auch der Literargeschichte Polens sehr brauchbare Materialien, für deren sorgfältigen Abdruck dem Herausgeber noch besonderer Dank gezollt werden muß.

2. Zbiór pamiętników historycznych o dawnej Polszcze, przez *J. U. Niemcewicza*. (Sammlung historischer Denkschriften über Altpolen.) Neuer Abdruck. Fünf Theile. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1838—40. Gr. 8. 7 Thlr. 12 Gr.

Der edle greise Patriot Niemcewicz, jetzt verbannt in Paris, benutzte die Jahre, die er vor dem Ausbruche der letzten Revolution in Muße auf seinem Landhause Ursinow bei Warschau verlebte, unter Anderm auch dazu, aus den ihm zugänglichen handschriftlichen Sammlungen, die für Polens Geschichte wichtigsten Documente zu veröffentlichen und dabei zugleich auf vergessene und unbeachtete, fremde wie einheimische Quellen dieser Geschichte von neuem hinzuweisen. Auf diese Weise entstand die gegenwärtige neu abgedruckte Sammlung von Denkschriften, deren Werth jetzt um so größer geworden ist, als die noch von Niemcewicz benutzten überaus reichhaltigen Archive in Pulawy und Warschau wirklich vernichtet oder weggeschafft und für die Polen so gut wie untergegangen sind. Es war die erste Sammlung der Art, die in Polen ans Licht trat, daher sagt der Herausgeber, um seine Mitbürger für ein solches Unternehmen zu gewinnen, in der Vorrede: „So vieler Einfälle und Beraubungen ungeachtet sind uns noch zahlreiche Handschriften von Landsleuten, die Diarien der Reichstage, Feldzüge, Negotiationen, Beschreibungen von Begräbnissen, Hochzeiten, Reisen, endlich Originalbriefe der Könige, Feldherren, Commissarien und vieler anderer wichtiger Personen geblieben. Wie traurig wäre es, wenn diese theuersten Schätze länger den Motten oder wiederholten Unfällen blosgestellt werden sollten. Alles dies zu sammeln, zu ordnen, zu übersetzen habe ich mir als eine liebe Beschäftigung meines Alters ausersehen. Ich verhehle es nicht, so viel Freude mir die Bilder des Ruhmes meiner Vorfahren gemacht haben, ebenso viel Schmerz bereitete mir die Kundmachung unserer Gebrechen und Fehler. Aber nach dem Beispiele des Sueton und späterer Memoirenschreiber habe ich auch sie nicht übergehen mögen. Da ich zugleich im Sinne hatte, Denen, welchen die Loose der Völker anvertraut sind, zu zeigen, daß auch die geheimsten Fehler den Nachkommen nicht entgehen und daß die Zeit jeden von der Schmeichelei und von der Furcht gewebten Vorhang herabreißt, so ward ich vornehmlich zur Aufrichtigkeit verpflichtet. Dank dem Himmel, daß in unserer Geschichte von jenen Grausamkeiten und Verbrechen, durch welche sich andere Völker befleckt haben, nichts zu berichten ist, der Leser wird in unsern Historien wol die größten Misbräuche der Freiheit, schwergebüßte Fehler entdecken, aber ihre Blätter sind nicht durch Blut und Verbrechen geschändet." Die Denkschriften selbst sind von zweierlei Art. Die einen sind Übersetzungen aus fremdländischen gedruckten und handschriftlichen Werken, die auf Polen Bezug haben. Darunter sind Auszüge aus Gratian's Lebensbeschreibung des päpstlichen Nuntius Commendoni, aus den Relationen des Vanozzi vom J. 1596, die in der Albani'schen Bibliothek in Rom handschriftlich sich befinden, aus der französischen Chronik Polens von Vigenere, der zur Zeit Heinrich's III. Anjou schrieb, aus Wassenberg's Beschreibung der französischen Gesandtschaft Johann Kasimir's, aus den Memoiren O'Connor's u. s. w. Von der größten Bedeutung für Polens und auch für Preußens Geschichte sind die vielen Originaldocumente, die von dem 11. Jahrhunderte bis zum J. 1792 reichen; die meisten beziehen sich auf die Zeiten Sigismund's I., Sigismund August's und der Könige aus dem Hause Wasa. Auch nur auf die vorzüglichsten und wichtigsten besonders hinzuweisen, würde zu weit führen, daher theilen wir lieber einige kürzere vollständig mit.

(Der Beschluß folgt.)

## Literarische Notizen.

Französische Blätter bringen die Nachricht, daß der berühmte Verfasser der „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter", Hr. v. Savigny, sein großes neues Werk über das römische Recht, die Frucht einer 40jährigen Arbeit und Erfahrung, unter seinen Augen von Ch. Guenoux übersetzen lasse. Der erste Band dieser Übersetzung erscheint bei Firmin Didot, der zweite wird im November ausgegeben werden. Dieselben französischen Blätter, welche diese Nachricht enthalten, nennen Savigny den größten Rechtskundigen der neuern Zeit.

Unter den novellistischen und belletristischen Erscheinungen in Paris sind zu nennen: „Cécile, histoire contemporaine; nouvelles diverses", von Mlle. Leroyer de Chantepie; „Les deux maitresses" und „Frédéric et Bernette", von Alfred de Musset (2 Bde.); „Le fruit défendu", von der Gräfin Dash, E. Durliac, R. de Beauvoir, A. Esquiros, Th. Gautier (2 Bde.), und „Suzanne et la confession de la Nazarille", von E. Durliac (2 Bde.). 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 277. —— 3. October 1840.

Personalien. Gesammelt von Friedrich Jacobs.
(Beschluß aus Nr. 276.)

Wir glaubten, über diese Begebenheiten nicht ganz kurz hinweggehen zu dürfen, da wenigen unter unsern durch Verdienst und persönliche Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Gelehrten solche Anfeindungen begegnet sind, als damals Jacobs und seinen Freunden in München. Auch solche Dinge gehören zur Charakteristik des deutschen Gelehrtenstandes. Dann aber sind diese Erzählungen auch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte Baierns während seiner Reorganisation durch den König Maximilian Joseph. Von diesem werden sehr anziehende Züge erzählt. Am Morgen des 4. Februar 1818, wo die erste Ständeversammlung eröffnet ward, kam er zu den Prinzessinnen, wo eben der Cantor Bär Schreibstunde hielt. „Nun", sagte er, „das ist brav, daß ihr eure Lection fleißig treibt. Da will ich euch doch auch einmal meine Lection sagen." Und nun zog er die Eröffnungsrede hervor und las sie ihnen vor. Als im November desselben Jahres ein päpstlicher Nuntius in München eingetroffen war, sprach man am Hofe überall im Scherz von ihm. Als er im Isarthor einfuhr, ging dem examinirenden Unteroffizier das Licht aus, an dem Wagen aber waren keine Laternen. „Das ist halt lustig", sagte der König, als er dies hörte: „der Herr Nuntius kommt kaum hierher, so löscht er uns das bischen Licht aus und bringt selbst keins mit."

Bei solchen Erinnerungen aus Baiern verweilt Jacobs gern, wie schon die Zuschrift vor dem sechsten Theile seiner „Vermischten Schriften" an den bairischen Geheimenrath v. Moll gezeigt hat. Wie Trübes ihm auch in den J. 1809 u. 1810 widerfahren war, so begrüßte er doch München in den J. 1818 u. 1825 mit der herzlichsten Freude wieder und fand sich durch die herrliche neue Schöpfung, über der Maximilian Joseph wie eine sichtbare Providenz waltete, durch die gehobenen Anstöße, durch die zu den edelsten Zielen gebahnten Wege, durch die Gleichstellung der Confessionen, durch die Blüte der wissenschaftlichen und Kunstanstalten zu den freudigsten Betrachtungen angeregt. Vor Allem rührte ihn des greisen Königs herzliche Aufnahme: sein Gruß war der eines vertrauten Freundes.

Die Beschreibung seiner Reisen, wie der soeben erwähnten nach München, oder der an dem Rheine, nach Hamburg, Dresden, Prag, Heidelberg und zum zweiten Philologenverein nach Manheim, wo seine Erscheinung von der Versammlung als ein Fest gefeiert wurde, ferner die Reisebriefe aus Oberitalien im J. 1825 unterhalten den Leser auf das angenehmste, besonders durch wichtige und interessante Persönlichkeiten. Denn bei den Natur- und Städtebeschreibungen, wie sie von so Vielen gegeben sind, hat, mit Ausnahme Italiens, Jacobs nicht zu lange verweilen wollen. So begegnen uns sowol auf diesen Reisen als in dem Wohnorte des Verf., dem freundlichen Gotha, eine große Anzahl deutscher Namen von dem besten Klange, die gothaischen Fürsten Ernst II. und August Emil; Geschäftsmänner wie Montgelas, v. Hoff, v. Trützschler; Geistliche wie Löffler; Gelehrte wie Schlichtegroll, Schatz, Sömmering, Heeren; Philosophen wie F. H. Jacobi; Philologen und Schulmänner wie Wunderlich, Manso, Dissen, Beck, Hermann, Böttiger (S. 156 ein sehr richtiges Wort über ihn), F. A. Wolf, Passow, Reisig, Thiersch, Döring, Schütz, Creuzer, Heyne, Rost, Stroth, Huschke; Künstler wie Langer, Tischbein und Emil Jacobs; Dichter wie Tieck und Ernst Schulze; Buchhändler wie Frommann — und viele Andere, denen die Dankbarkeit des Verf. hier in kürzerer Erwähnung oder in längern Aufsätzen in den Beilagen einen ehrenden Denkstein gesetzt hat. Und da von ihm die Schicksale des eigenen Lebens erzählt wurden, so fand auch der rührende Erguß herzlicher Liebe gegen die Seinigen hier eine gebührende Stätte. Des würdigen Vaters Andenken ist gleich auf den ersten Seiten gefeiert, seinen vier noch lebenden Kindern ist die Schrift zugeeignet, das Lob der beiden vor ihm gestorbenen Gattinnen ist mit rührender Einfachheit niedergeschrieben („was sie mir gewesen zu beschreiben, will ich nicht versuchen"), den am 29. Juli 1833 in der Blüte seiner Jahre verstorbenen Erstgeborenen, Friedrich Josias, ehrt ein vortrefflicher Nekrolog.

Dieser Liebe zu den Seinigen und zur stillen Häuslichkeit verdanken auch die Schriften von Jacobs für Kinder und Frauen ihre Entstehung. Über diese wollen wir zum Schlusse unserer Anzeige sprechen, da auch sie dem Verf. viele Freunde in der lesenden Welt erworben und gezeigt haben, daß ein Philolog auch über andere als philologische Gegenstände gut schreiben kann. Die erste Gabe dieser Art war „Allwin und Theodor", dann folg-

ten „Die Feierabende zu Mainau", „Die Ährenlese" u. a. m., keineswegs in der Absicht, die Anzahl der Kinderschriften zu vermehren, welche damals in großer Menge mit und ohne Kupfer zum Vorschein kamen, sondern ihnen entgegenzutreten. Neun Jahre später entstanden fast am Bette der schwerleidenden Gattin „Rosaliens Nachlaß" und „Die Denkwürdigkeiten der Gräfin Katharina v. Sandoval", denen sodann eine Anzahl anderer Schriften folgten, welche Jacobs späterhin unter dem Titel „Die Schule der Frauen" vereinigt hat. Diese Bücher zeichnen sich durch den Geist echter Frömmigkeit und Sittlichkeit, der in ihnen weht, die zweckmäßige Schilderung des wirklichen Lebens und die Schönheit der Schreibart so vortheilhaft aus, daß ihnen in der neuern Literatur wenige an die Seite gestellt werden können. „Er sei darin", urtheilte F. A. Wolf, *) „der deutsche Gellert; ganz so würde dieser Ehrwürdige schreiben, wenn er jetzt und in der vollendeten Anschauung des classischen Alterthums lebte." Von den Novellen und Erzählungen, die innerhalb der J. 1824—27 in sieben Bänden erschienen sind, lassen wir den bescheidenen Verf. selbst sprechen:

Es hat mich nicht gereut, diesen Spielen der Phantasie einige Zeit gewidmet zu haben. Sie haben zu meiner Erheiterung beigetragen; auch haben sie mir in der lesenden Welt Freunde erworben, ohne mir die Freunde zu entziehen, die ich unter den Philologen hatte. Wie viel von dieser Gunst dem poetischen Werthe dieser Arbeiten angehört, kann und will ich nicht beurtheilen; gewiß aber haben die Gesinnungen, welche ihnen zu Grunde liegen, daran Antheil gehabt. Es ist übrigens nicht ohne Absicht geschehen, daß sich in einigen derselben Menschen zusammenfinden, die durch die verschiedenartigsten Formen des Cultus getrennt, durch eine wahrhafte und tiefe Frömmigkeit, als den Kern aller Religionen, ohne Nachtheil für diese zu einer schönen und edeln Liebe verbunden werden.

In gleicher Weise spricht sich der ehrwürdige Jacobs in der Vorrede über die Religion aus, manchen unter den Neuprotestanten und Altlutheranern zum Ärger, Allen aber, die sich, wie der Apostel Paulus sagt, der thörichten und unnützen Fragen entschlagen, da sie nur Zank gebären, gewiß zur Freude.

Frömmigkeit — sagt er — und Glaube an schwankende Lehren sind verschiedene Dinge und die Seligkeit, d. i. das Bewußtsein von dem Frieden mit Gott durch ein sittliches und reines Handeln, wird nicht durch das Bekenntniß dieses oder jenes Symbols gewonnen. Dieser Glaube hat mich mein ganzes Leben hindurch begleitet; und je besser ich die Geschichte des Christenthums und der Menschheit kennen gelernt habe, desto mehr bin ich überzeugt worden, daß man den wahrhaft christlichen Sinn nicht bei Denen suchen müsse, die den größten Eifer in Behauptung der Lehre zeigen, mag dieses die alte rechtgläubige oder die rationalistische sein. Der Vorwurf des Hochmuths, den man bisweilen den Altgläubigen gemacht, gereicht diesen, wenn er gegründet ist, gewiß nicht zur Ehre; ist aber darum der Dünkel der sich aufgeklärt Nennenden lobenswerth? Wie in den Tagen politischer Aufregung die von Freiheit Berauschten die Freiheit in Verruf brachten, so hat die Prahlerei der Aufgeklärten die Aufklärung selbst zu einem Kennzeichen der Seichtigkeit und bequemen Unglaubens herabgebracht. Wo Hochmuth ist, bleibt auch der Haß nicht fern.

Klar und schön spricht der Verf. weiter hierüber, er zeigt, wie die protestantische Kirche jetzt eine ganz andere geworden sei als zur Zeit der Reformation, er warnt vor den Gefahren nicht äußerer Gewaltthätigkeit und strenger Orthodoxie, sondern vor der Gefahr, die ihren Anspruch auf Wahrhaftigkeit und sie selbst in der bedenklichsten Weise bedroht. Denn da der protestantische Lehrbegriff zum großen Theile metaphysischer Art und an den Glauben an diese Lehren nach dem lutherischen Katechismus die Hoffnung der Seligkeit geknüpft ist, so wird es nur zu leicht geschehen, daß durch Verwerfung der metaphysischen Glaubenslehren bei Vielen auch gegen den eigentlich religiösen und ethischen Theil der Religionslehre Gleichgültigkeit entstehe.

Wer möchte aber — fährt der wohlmeinende Verf. fort — eine solche Folge herbeiführen wollen? Sie wird aber unvermeidlich herbeigeführt, wenn von der Kanzel herab, oder aus populairen Schriften geachteter Theologen eine andere Lehre erschallt, als in den Schulen gelehrt wird; wenn die Anhänger der letztern der Verachtung, und im Fall sie sich zu Vertheidigern des ihnen früher empfohlenen und als Weg zum Heil gezeigten Glaubens aufwerfen, dem Vorwurfe der Frömmelei, der Verfinsterungssucht und des Mysticismus blosgestellt werden. Dieser Zwiespalt ist gegenwärtig auf den Gipfel getrieben. Der Kirchen- und Schulglaube ist ein anderer, der Glaube der aufgeklärten Geistlichkeit auch ein anderer; von Grenze zu Grenze wechselt er. Während sich aber die protestantischen Gemeinden entzweien, und die Gemeinden an der Isar den Gemeinden an der Gera und Ilm Unglauben verrücken, und Niemand aus dem Irrsal einen Ausweg finden kann, tritt die römische Kirche, immer aufmerksam auf die Schwäche ihrer Gegner, festen Schrittes hinzu, gewinnt jenen einen Vortheil nach dem andern ab und verstärkt ihre Reihen mit Denen, die sich nach einem positiven Glauben sehnen und, selbst nicht vermögend, die im Wirrwarr der Meinungen versteckte Wahrheit aufzusuchen, sich dahin wenden, wo ihnen Das, was sie suchen, als baare und echte Münze zugezählt wird.

Möge eine solche Warnung, ein so gewichtiges Wort eines scharfen Beobachters nicht ungehört verhallen! Derjenige, welcher es sprach, ist sein ganzes Leben lang frei von Parteisucht und Kastengeist gewesen, er ist ein sacerdos vivumque exemplar sincerae humanitatis, wie ihn das Decret der manheimer Philologenversammlung aus der gewandten Feder des marburger Professor Hermann so richtig genannt hat, bis auf den heutigen Tag geblieben. Deshalb verdient Jacobs, daß man ihn überall höre, wo sich in unserm Vaterlande der Sinn für fromme Pflichterfüllung, christliche Tugend und edle Wissenschaft noch lebendig erhalten hat. 11.

*) In Passow's Leben und Briefen, S. 290.

## Zur Geschichte von Polen.

(Beschluß aus Nr. 278.)

Sigismund I. schreibt an die Königin Bona Sforza: „Wir danken Ew. Majestät inständigst, daß Sie uns in Betreff der unerhörten Neuerung bei Besetzung des durch den Tod des Erasmus Ciolek erledigten plocker Bisthums Ihre Warnung haben zukommen lassen. Wir haben dem heiligen Vater selbst einen Candidaten vorgeschlagen und zugleich erklärt, daß wir keinen andern annehmen würden. Wir warten also der Nachricht, daß der heilige Vater unsern Nominaten bestätigen werde; will er dies nicht thun, so werden wir nach dem Beispiele anderer Monarchen, und zumal nach dem Beispiele unserer Vorfahren mit Kraft auf unserm und unsers Königreichs Rechte bestehen. Denn es wäre die gefährlichste Sache, wollten wir in unser Königreich einen von Denen einlassen, die gegen uns alle mögliche

Ränke schmieden, und deren sind nicht wenige; selbst wenn der Bruder des Hochmeisters von Preußen, wie es seine Pflicht ist, uns gehorsam wäre, so wäre es doch ein übles Beispiel, wenn Jemand anders und nicht wir selbst uns mit Rathsherren versähe. Es sei daher Ew. Majestät versichert, daß wir unserer Würde und unsern Rechten nichts vergeben werden. Wilna den 16. November 1522."

Derselbe König ertheilt dem Franz Tege, Gesandten des Herzogs Albrecht von Preußen, folgenden Bescheid: „Se. Majestät hat, was in der Zuschrift des Herzogs von Preußen enthalten war, mit Fleiß erwogen. Sie hätten aber gewünscht, daß diese Bitten mit größerm Bedacht abgefaßt wären. Denn obgleich es der Herzog anerkannt, daß er in doppelter Rücksicht ein Unterthan Sr. Majestät sei, zuerst als Lehnsmann, dann als nächster Verwandter und Sohn, so scheint er in seiner Schrift doch außer Acht gelassen zu haben, sowol was der Lehnsmann seinem Herrn, als auch was der Sohn dem Vater schuldig ist. Se. Majestät konnte diese Vergeßlichkeit bestrafen, sie zieht es aber vor zu verzeihen. Niemals hat Se. Majestät etwas gethan, was den eingegangenen Verträgen zuwider gewesen wäre. Es besteht gegenseitige Handelsfreiheit zwischen beiden Ländern, polnische wie preußische Kaufleute kaufen und verkaufen ihre Waaren in beiden Ländern ohne das geringste Hinderniß. Wenn es der Herzog so übel aufgenommen hat, daß ihm auf dem Reichstage verboten worden, Geld zu schlagen, so mag der Herzog wissen, daß auf diesem Reichstage über nichts so viel geklagt und gemurrt worden wie über dieses Geld, und daß Se. Majestät dem Verlangen des Reichstags sich nicht widersetzen konnte. Doch kann der Herzog seine Vermittler auf den künftigen Reichstag senden, damit die Sache noch einmal verhandelt werde. Nochmals ermahnt Se. Majestät den Herzog von Preußen, es nie aus seinem Gedächtnisse zu lassen, daß er ein Unterthan und Sohn des Königs von Polen sei, und sich nie anders zu benehmen, als wie es dem Unterthan gegenüber dem Herrn, oder dem Sohne gegenüber dem Vater zukommt. Alle Hochachtung, die der Herzog dem Alter und der Würde des Königs erweiset, wird zu seiner eigenen Ehre gereichen."

Im J. 1730 wurde durch den Bischof von Krakau, Szaniawski, und den Schatzmeister Ossolinski im Beisein vieler anderer Magnaten eine Visitation des in Krakau befindlichen polnischen Kronschatzes unternommen. Die Grundlage dieses Schatzes mag die bei der Erstürmung von Kiew durch Boleslaw Chrobry gemachte unermeßliche Beute gewesen sein, bis auf diesen König wurde wenigstens die Krone, mit welcher die polnischen Könige gekrönt wurden, zurückgeführt. Der Schatz war in ältern Zeiten sehr reich an goldenen Schmucksachen, Edelsteinen und Perlen. Seit Sigismund III. mußte bei hereinbrechender Noth vieles daraus verpfändet werden; die letzte Verpfändung geschah 1699, da der Kurfürst von Brandenburg gegen eine Anzahl Kleinodien 300,000 Thlr. lieh. Die Visitation von 1730 ergab, daß in dem Schatze sich fünf schwere goldene, mit kostbaren Edelsteinen besetzte Kronen, darunter die von Boleslaw Chrobry, ferner drei goldene und ein silbernes Scepter, fünf Reichsäpfel aus purem Golde, zwei kostbare Reichsschwerter, vier goldene Ketten und andere Kostbarkeiten, wie Crucifixe, Gürtel u. s. w. befanden. Durch die Einfälle der Schweden war Vieles verloren gegangen, insbesondere waren eine kostbare Krone, die sogenannte moskowitische, welche Wladyslaw IV. dem Reichsschatze legirt hatte, und ein Diamant von 95 Karat, der auf mehr als 500,000 Dukaten geschätzt wurde, spurlos verschwunden. Seit 1794 hat man von diesem ganzen Schatze gar keine weitere Nachricht, wahrscheinlich ist auch die Krone des Chrobry schon längst eingeschmolzen.

3. Kodex diplomatyczny wielkiéj Polski. Codex diplomaticus Majoris Poloniae, collectus a *Casimiro Raczyński*, Capitaneo generali Majoris Poloniae et Mareschalco aulae regiae. Edidit *Eduardus Raczyński*. Posen 1840. 4. 6 Thlr.

Der Nutzen solcher diplomatischen Codices liegt am Tage. Sie sind das Fundament, auf welchem das Gebäude der Geschichte gegründet ist und sich erhebt, und für das Mittelalter fast das einzige Licht, bei dem der Historiker seine Schritte mit Sicherheit thun kann. Indem sie die Angaben der Chroniken ergänzen und berichtigen, sind sie eine reiche Quelle, aus der der Diplomat, Gesetzforscher, Historiker, Heraldiker und Geograph unaufhörlich zu schöpfen verpflichtet ist, sie sind zugleich ein Spiegel der Jahrhunderte, in welchen die Geschichtsforscher fleißig zu schauen haben, um nicht nur die volle Wahrheit, sondern diese auch in ihrem eigenthümlichen Colorit zu erkennen und darzustellen. Deshalb sind diplomatische Codices bei allen gebildeten Völkern hochgeachtet und sie besitzen viele Sammlungen der Art. Bei den Polen hat sich ganz besonders der Geistliche Dogiel durch Herausgabe seines „Diplomatischen Codex des Königreichs Polen und des Großherzogthums Lithauen" verdient gemacht, sein Werk ist aber in mancher Rücksicht ungenügend, weil es sich nur auf die Verhältnisse Polens zum Auslande bezieht. Dagegen ist das weite Feld der innern Zustände der Republik in legislativer und moralischer Hinsicht noch wenig bebaut. Nun ist zwar die Bearbeitung der Brachfelder schwierig, aber wie groß ist auch der Nutzen, den diese hier verspricht. Erst diplomatische Codices können die polnischen Geschichtschreiber in den Stand setzen, die wahren Verhältnisse der polnischen Fürsten zu der Geistlichkeit und zum Adel, der Städte zur Regierung, der Bauern zu den Besitzern der Landgüter aufzuhellen. In dieser Weise weist der Herausgeber des vorliegenden Werkes auf ein überaus wichtiges und ersprießliches Ziel hin. Ein Hauptmittel, es zu erreichen, ist ein fleißiges Durchforschen der Provinzialarchive, in denen noch viele unangetastete Schätze zur polnischen Geschichte verborgen sind. Das wird Niemand leugnen, der in Polen jemals Acten der Grodgerichte oder die Archive der Städte, Consistorien, Domcapitel, Klöster und angesehenen Häuser durchstöbert, oder sich überhaupt mit der Geschichte Polens aus dem 13.—16. Jahrhunderte befaßt hat.

Als General von Grospolen und Hofmarschall der Krone brachte Graf Kasimir Raczyński im vorigen Jahrhunderte vorliegenden Codex zusammen, welchen aus Familienarchiven vervollständigt nun dessen Enkel, Graf Eduard Raczyński, dem die polnische Literatur schon so viele wichtige historische Werke verdankt, der Öffentlichkeit übergibt. Die Sammlung enthält 170, meist lateinische Documente, darunter päpstliche Bullen, königliche Privilegien der Städte, Klöster u. s. w. Das älteste Document vom J. 1136 ist eine Bulle des Papstes Innocenz, in der die höchst bedeutenden Besitzungen des Erzbischofs von Gnesen aufgezählt werden. Die meisten Documente sind von speciellem Interesse für Grospolen, viele beziehen sich auf kirchliche Verhältnisse. Unter denen allgemeinern Inhalts ist ein Privilegium des Königs Wladyslaw Jagiello vom J. 1390, durch welches derselbe alle fremden Kaufleute in Schutz nimmt; durch ein anderes vom J. 1455 bestimmt König Kasimir die Handelstraßen durch ganz Polen. Nicht ohne Interesse sind auch die beigegebenen Facsimile der Handschriften aus verschiedenen Jahrhunderten, sowie die Abbildungen einiger Siegel. Das neueste Document ist vom J. 1597. 7.

---

## Literarische Notizen.

Ein sehr verdienstvolles Werk ist das im vorigen Jahr in zwei Bänden zu Paris erschienene „Manuel des prisons, ou exposé historique, théorique et pratique du système pénitentiaire par *Grellet-Wammy*." Dies ist wieder einmal ein Buch, das gerade auf die Sache geht. Seit einiger Zeit nimmt das Besserungssystem der Sträflinge die allgemeine Aufmerksamkeit der Franzosen in Anspruch; es ist der Gegenstand zahlreicher Erörterungen geworden. Aber dieselben haben sich fast ausschließlich nur mit der Frage beschäftigt, welche Art von Gefängnißeinrichtung vorzuziehen sei. Das Auburn'sche und das pennsylvanische Besserungssystem, oder, um deutlicher zu reden, das absolute Ab-

sonderungssystem der Gefangenen voneinander und das Absonderungssystem blos des Nachts in einsamen Zellen mit gemeinsamer Arbeit bei völligem Stillschweigen des Tages, stehen einander gegenüber; nur über den Vorrang des einen dieser Systeme vor dem andern streiten sich die Anhänger des Besserungssystems. Da nun dies der gegenwärtige Stand der Frage ist, so mußte die Schrift des Hrn. Grellet, nach Beschaffenheit der Leser, sehr verschieden aufgenommen werden. Die Streitenden, welche wenig oder nichts darin finden, was mit ihren vorgefaßten Meinungen in Verbindung steht, werden ihr nur ein mittelmäßiges Interesse schenken; vielleicht werden sie später auf dieselbe zurückkommen. Aber die wahren Freunde der Reform der Gefängnisse, die Freunde der Gefangenen, welche, ohne den Grad von Wichtigkeit, der mit der Streitfrage verknüpft ist, zu verkennen, das ganze Verbesserungssystem nicht darein setzen und keine Parteifrage daraus machen, werden die obgedachte Schrift aus einem ganz andern Gesichtspunkt betrachten. Was Hr. Grellet vor Allem studirt, was ihn interessirt, ist der Mensch in dem Gefangenen und nicht blos der Gefangene, noch weniger der Gefangene von Auburn oder von Cherry-Hill. Er verliert nie den Zweck des Penitentiairsystems aus den Augen. Dieser Zweck ist die Wiedergeburt des Verhafteten. Aber um den Gefangenen wiederzugebären, sagt Grellet, muß man den Menschen wiedergebären. Das Einzige, was dieses Werk der Menschenliebe von jedem andern unterscheidet, sind die besondern Umstände, worin der Gefangene sich gestellt findet; aber der Grund bleibt derselbe. Vorstellungen, Gefühle, Neigungen, Gewohnheiten müssen bei dem Gefangenen, wie bei jedem andern Menschen, den man bessern will, verändert werden. Aber welche auch die Einrichtung der Besserungsanstalt sein mag, so bleiben die Mittel der Besserung noch immer dieselben. Hr. Grellet zeigt sich indeß keineswegs gleichgültig gegen die Art und Weise, wie das Gefängniß eingerichtet ist. Er hat sich für das System der einsamen Einsperrung zur Nacht und der gemeinschaftlichen Arbeit bei völligem Stillschweigen am Tage erklärt. Aber er hat sich dafür mit der Unabhängigkeit und Behutsamkeit, die ihn charakterisiren, ausgesprochen. Er erzählt die Beobachtungen, Reflexionen und Thatsachen, die ihn bestimmt haben. Er hat sich nie von der aufrichtigsten Unparteilichkeit entfernt. Auf die günstigste Weise gestellt, um seinen Gegenstand zu studiren, richtet er sich nach den Thatsachen, den Beobachtungen, die nicht von gestern sind, und nach den behutsamen und begründeten Folgerungen, die er aus ihnen zieht. Der erste Band seines Werkes ist wesentlich dazu bestimmt, die Organisirung einer Straf- und Besserungsanstalt zu beschreiben; er erklärt darin den Zweck einer solchen Anstalt und schlägt dann die nothwendigen Bedingungen zur Erreichung dieses Zweckes nach und nach vor. Hier ist er noch in der Theorie und steigt nur zu allgemeinen Anwendungen herunter. Im zweiten Bande wendet er sich ausschließlich zu der Ausübung. Wir empfehlen dieses wichtige und lehrreiche Werk allen Menschenfreunden, welche auch mit ihren gefallenen Brüdern Mitleid haben und zu deren Aufrichtung und Besserung gern beitragen möchten, zum ernsten Studium.

---

In Paris erschien 1839 ein höchst interessantes Werk vom Baron Degérando: „De la bienfaissance publique“, (4 Bde.), welches allgemein bekannt zu werden verdient. In einem frühern Werke: „Le visiteur du pauvre“, hatte der edle Verf. die Regeln der Privatwohlthätigkeit aufgestellt, in diesem handelt er von der öffentlichen Wohlthätigkeit und zeigt die Verbindung, welche zwischen diesen beiden Arten von Wohlthun stattfinden muß. Aber gleich im Anfang seines Werkes bemerkt er, daß diese Eintheilung nicht erschöpfend sei, sondern daß es noch eine dritte Art von Wohlthätigkeit gibt, nämlich die der freiwilligen Vereine von bloßen Privatpersonen. In einer inhaltreichen Einleitung führt er die wichtigsten bisher über die öffentliche Wohlthätigkeit erschienenen Schriften an, analysirt sie mit Wohlwollen und spricht mit Achtung von den guten Absichten ihrer Verfasser. Im ersten Band des Werkes handelt er von der Dürftigkeit überhaupt, weist ihre Quellen nach, würdigt ihre Verhältnisse zu den Gesetzen, den Sitten und dem Zustande der Gewerbthätigkeit eines Landes, zeigt die Rechte der Armuth auf Unterstützung und die Grenzen dieser Rechte und stellt endlich den Umfang des Übels dar, welchem die öffentliche Wohlthätigkeit abzuhelfen bestimmt ist. Der zweite Band ist den Anstalten gewidmet, die zum Zweck haben, der Verarmung vorzubeugen. In dem dritten prüft er die öffentlichen Heilmittel gegen die Armuth und kommt im vierten Bande auf allgemeine Betrachtungen über das Ganze der Unterstützungsanstalten zurück. Er geht die Geschichte der verschiedenen Gesetzgebungen sowol des Alterthums als der neuern Zeit über das Armenwesen durch, würdigt ihren Geist und ihre Ergebnisse u. s. w. Der Verf. hat eine große Anzahl der Armen- und Wohlthätigkeitsanstalten, die er beschreibt, selbst besucht. In dieser Statistik der Armuth folgt man mit Interesse seiner Beschreibung der Armen- und Wohlthätigkeitsanstalten Frankreichs, Englands, der Schweiz, Italiens, Spaniens und der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Überhaupt ist dieses Werk nicht allein ein gutes Buch, sondern auch eine gute That. Der einfache und klare Styl, die strenge methodische Ordnung der Ideen und die edeln Gesinnungen des Verfassers werden allen Denkenden und Fühlenden das Lesen dieses Werkes interessant machen; aber insbesondere empfehlen wir dasselbe allen Mitgliedern von Wohlthätigkeitsanstalten und den Dienern der Religion, deren heilige Pflicht es ist, die Armen zu besuchen und zu trösten, zum ernsten Studium. 13.

---

## Deutsche und französische Literatur in Nordamerika.

Auch in ihrer Theilnahme für die ernstere Literatur des Auslandes scheinen die Bürger der Vereinigten Staaten, ihrem Wahlspruche „Go ahead!“ getreu, die des Mutterlandes überbieten zu wollen. Besonders zeigt sich dieser Geist in Boston, das man überhaupt mit Bezug auf geistige Regsamkeit die erste Stadt der Freistaaten nennen darf, und wo, für größere Theilnahme an dem literarischen Treiben Deutschlands, wol auch das Wirken zweier trefflicher Landsleute, des zu frühe uns entrissenen Follen und des Herausgebers des amerikanisch umgeformten „Conversations-Lexikon“ nicht ohne Folgen geblieben ist. Unter dem Titel „Specimens of foreign standard literature“ gibt George Ripley eine Reihe von Übersetzungen der Werke von Cousin, Jouffroy, Guizot, Benjamin Constant, Herder, Schiller, Goethe, Wieland, Lessing, Jacobi, Fichte, Schelling, J. P. F. Richter, Novalis, Uhland, Körner, Hölty, Menzel, Neander, Schleiermacher, de Wette, Olshausen, Ammon, Hase und Twesten heraus. Seit zwei Jahren sind etwa 40 Bände erschienen. Jede Übersetzung ist von Einleitungen und erläuternden Anmerkungen begleitet, die in mehr als einer Beziehung höchst werthvoll sind. An eine solche Unternehmung würde sich in England kein Buchhändler wagen; daß der, wenigstens ebenso vorsichtige Amerikaner sich einließ, gibt den sprechendsten Beweis dafür, daß diese Übersetzungen einem wahren Bedürfnisse seiner Zeitgenossen entsprechen. In der Namenliste, die übrigens noch nicht definitiv festgestellt ist, mag uns manche Lücke auffallen; Vieles aber, z. B. Kant, ist schon übersetzt. In dem theologischen Zweige mag es uns, bei der großen Vielseitigkeit, die hierfür in den Vereinigten Staaten herrscht, billig wundern, daß Paulus und Strauß vergessen wurden. Eine englische Übersetzung des Hauptwerks des Letztern würde gewiß zahlreiche Leser finden; die meisten Engländer, welche dieses Buch jetzt beurtheilen, kennen es nur aus der noch unvollständigen französischen Übersetzung, welche viele Abnehmer in England gefunden hat. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 278. — 4. October 1840.


Vittoria Accorombona. Ein Roman in fünf Büchern. Zwei Theile. Von Ludwig Tieck. Breslau, Max u. Comp. 1840. 8. 3 Thlr.

Die Kritik sollte den Werth Dessen, was in Staat, Kirche, Philosophie, Poesie u. s. w. geschieht und zu Tage gefördert wird, für die Gegenwart und Zukunft festsetzen. Sie ist aber nur zu oft in Lob und Tadel befangen und parteiisch, oder sie verhält sich auch ganz gleichgültig, sodaß ihr Geschäft lediglich der Geschichte anheimzufallen und diese, wie man gesagt und oft wiederholt hat, das Weltgericht zu bilden scheint. Aber abgesehen davon, daß die Geschichte immer nur hintennach kommt und nur selten das Gegenwärtige aus dem Vergangenen beurtheilen lehrt, hat sie oft dem Unbedeutenden, ja Schlechten eine künstliche Dauer verliehen, während das Edelste und Schönste völlig zu Grunde gegangen und verloren ist. Zum Theil haben diese Verhältnisse wol zu der Ansicht Veranlassung gegeben, in Staat, Kunst und Wissenschaft sei jedes Vergangene eben das Unvollkommenere, und zufolge des a priori nothwendigen, steten Fortschreitens der Menschheit müsse man den neuesten Entwickelungen und Erscheinungen immer den höchsten Werth beilegen. So sei z. B. nicht blos die classische, sondern auch die romantische Dichtkunst vorbei und abgethan, und es stehe eine neue in der Geburt, welche von allem Frühern ganz abweichend und ohne Vergleich nach Form und Inhalt weit vortrefflicher sein werde und sein müsse.

Sind wir auch keineswegs der niederschlagenden Lehre des römischen Dichters zugethan: das spätere Geschlecht stehe an Geist und Tugend stets dem frühern nach, räumen wir auch gern ein, daß die Menschheit im Ganzen und Großen wesentlich fortschreite, so folgt doch daraus nicht, daß jedes Geschlecht, oder gar jeder Einzelne und sein Werk in jeder Beziehung höher zu stellen sei als alles Frühere. Darnach gäbe der Kalender die Hauptgrundlage jeder Beurtheilung und Kritik.

In dem Sinne, wo alles Vergangene abgethan ist, hat auch das Gegenwärtige nur das Leben eines Tages und culminirt seinem Untergange entgegen. Sowie aber die ewigen Sterne trotz scheinbaren Unterganges immer wieder mit gleichem Glanze aufsteigen und in ihrem sichern Dasein schon manche Betrachtungsweise überdauerten, so auch die Heroen der Kunst und Wissenschaft, obwol sie bisweilen dem vorsätzlich beschränkten Gesichtskreise entschwanden. Sophokles und Euripides, die Nibelungen und Tristan, Shakspeare und Calderon, Rafael und Michel Angelo, Bach und Händel wurden verkannt, vergessen, oder den elendesten Erzeugnissen des letzten Tages nachgestellt. Desto glänzender war ihre Auferstehung, desto augenscheinlicher trat die Wahrheit hervor, daß falsches Lob und einseitiger Tadel weder zu beleben noch zu ertödten im Stande sind. Allgemeiner Beifall ist oft Zeichen der Mittelmäßigkeit, anmaßliches Verdammen vom kritischen Throne herab Beweis für ein eigenthümliches Leben des beurtheilten Werkes. Alle Kritik ohne Liebe und Begeisterung bleibt unfruchtbar, und wer nichts erzeugen kann, versteht sehr selten zu erziehen.

Wie oft hat man hören müssen: die Zeit der Poesie und Philosophie sei vorüber und die der Praxis gekommen — ein Satz, den man mit gleicher Thorheit umkehren und das Auseinandergerissene, Halbe für das Ganze halten und götzendienerisch anbeten könnte. Gibt es deshalb keine Philosophie, weil Jemand, der sich nicht den langlebenden Äthiopen beizählen darf, in Deutschland (die Nebensprossen ungerechnet) schon fünf Hauptsysteme an sich vorübergehen sah? Ist diese Bewegung nicht Zeichen und Beweis des Lebens, und ist es nicht höchstes Unrecht, alle frühere Erstgeburt umzubringen, um das jüngste Kind als das allein legitime auf den Thron zu setzen?

Im Gefühle ihrer jugendlichen Kraft und höhern Stellung erklärten Manche in neuester Zeit: Ludwig Tieck sei ein todter Mann und geistig längst gestorben. Um jedoch ihre Leichenpredigten nicht nach herkömmlicher Weise mit übertriebenem Lobe anzufüllen, haben sie den alten Spruch umgekehrt und sprechen de mortuis nil nisi male. Für dies Verfahren, oder diesen Hergang, findet sich im Alterthume ein lehrreiches Vorbild: die Anklage der Unfähigkeit und Abgestorbenheit, welche Sophokles so glänzend mit dem „Ödipus in Kolonos", wie Tieck mit der „Vittoria Accorombona" widerlegte.

In neuester Zeit hat man die Poesie hauptsächlich in zwei entgegengesetzten Richtungen gesucht und zu finden gemeint. Die erste stellt das Kranke hinauf über das Gesunde, die Caricatur höher als das Maß, die Leidenschaft höher als die Begeisterung, die verbissene oder laute Unzufriedenheit und Zerrissenheit höher als die heitere Har-

monie des edelsten Seins, ja kurzweg Laster und Verruchtheit über Sitte und Tugend. Allerdings gibt es auch Riesen in dieser Richtung, wie Lord Byron; aber welch ein Drachenschwanz hat sich ihm angehangen, von nahverwandten Geistern an bis hinab zu dem Gesindel, was unter dem Hochgerichte mit emancipirten Weibern seine Orgien feiert.

Die zweite Reihe nimmt gerechten Anstoß an diesen Greueln, meint aber homöopathisch, mit der allerkleinsten Dosis Poesie, die Poesie ausheilen zu können. Gottlosigkeiten werden nur erzählt, um den Lesern Gelegenheit zu geben, sich ihrer eigenen Trefflichkeit zu erfreuen; die Tugend wird in plattirter, verzuckerter Mittelmäßigkeit hingestellt, damit Jeder glaube, er dürfe nur die Hand darnach ausstrecken, um sie bequem in die Tasche zu stecken. Caquetage gilt für Styl, überflüssiges Detail für scharfe Beobachtung, Salongeschwätz für feine Charakteristik, psychologische Trivialitäten für tiefsinnige Entwickelung geistiger Zustände, aufgebauschtes Wortgeklingel für echte Größe und Nullität für Tugend!

Jene erste Schule wühlt mit blutigem Messer in den Herzen der Menschen; diese kratzt mit oberflächlicher Anatomie nur da, wo es den Leuten zu jucken pflegt. Jene hat nur Verbrecher und Schufte als prima sorte auf dem Lager; diese spielt alle lieben Vettern, Muhmen und Basen als Trumpf aus und meint alle zu veredeln, wenn sie dieselben an den Hof versetzt und die Dutzendwaare Grafen und Marquis betitelt. Bisweilen findet sich ein unendlicher Hintergrund, zu dem die kleinen im Vordergrunde spielenden Personen nicht passen, oder ein kümmerlicher Hintergrund mit schwülstigen Reflexionen bevölkert, welche angeblich die Welt erleuchten sollen. Alle diese Bestandtheile liegen so zur Hand, sind wie nürnberger Tand so leicht zu handhaben, daß man gewöhnliche Romane zusammenwürfeln kann wie Tänze und Musikstücke nach Kirnberger's spottendem Recepte, oder Gedanken nach des Raymundus Lullus Drehmaschine. Wie oft hört man nicht das Urtheil: „Der Roman ist vortrefflich, nur müssen sie keine Poesie darin suchen"; und solcher Ablaßkram heißt Kritik! Freilich, die wahre Dichtkunst hat andere Quellen, Grundlagen, Bestandtheile, Dimensionen, und die bezeichnete Literatur wächst ganz außerhalb des Bodens, auf welchem Sophokles, Cervantes, Shakspeare erwuchsen. Die Duldsamkeit für das Schlechte, die Angewöhnung an das Schlechte macht allmälig ganz unfähig, das wahrhaft Große zu begreifen und zu lieben.

Neben dem Irrthum: man könne aus bloßem Laster, oder aus der gewöhnlichen Ordnung des bürgerlichen Lebens die Poesie auferbauen, läuft sonderbar ein anderer: als müsse man, um sich, seine Umgebungen und sein Leben zu steigern und zu verklären, die natürlichen und von Gott angewiesenen Kreise verlassen, als habe jeder junge Mensch und jedes junge Mädchen ein Recht und eine Pflicht, Romanhelden zu spielen.

Auf einer großen geschichtlichen Grundlage hat Tieck frei und erfindungsreich fortgebaut; er hat nicht blos Familienverhältnisse an einem Faden aufgereiht, sondern die ganze Zeit erleuchtend vorübergeführt. Selbst die kleinste Nebenfigur greift in das Ganze ein, bildet und erläutert dasselbe. Räuber und Kinderfrauen, Dichter und Cardinäle, Herzöge und Päpste, Schwäche und Kraft, Liebe und Rachsucht, Alles wächst aus eigenthümlichen innern Zuständen und äußern Verhältnissen angemessen und dichterisch hervor. Wir werden in eine Zeit geführt, wo selbst die Edelsten nicht in ganz reine Kreise eingeschlossen waren, sondern drüber hinausschweifend sich ihr eigenes Gesetz und ihre eigene Lossprechung gaben, bis Sixtus' V. Herrschergeist die allgemeine Regel und ein durchgreifendes Gesetz in furchtbarer Heiligkeit hinstellte und aufzwang.

Vittoria ist die glänzendste eigenthümlichste Gestalt, ohne jedoch den Andern zu nahe zu treten und sie übermäßig zu verkürzen. Ihre Ansicht der Welt, Kunst, Liebe, Ehe ist so noch nicht dagewesen und für sie vollkommen natürlich und gerechtfertigt. Die gewöhnliche Form der Ehe konnte ihrem Geiste nicht genügen, und doch bleibt ihre Denkungs- und Handlungsweise wesentlich von Dem verschieden, was man jetzt wol Emancipation der Frauen genannt hat. Deshalb ist ihre Liebe zu Bracciano eben auch eine andere, und was die meisten Frauen abgeschreckt hätte, zieht sie vielmehr an. In ihren bewundernswerthen Gedichten zeigt sich Alles schön und verklärt, wogegen die Wirklichkeit nothwendig den Gesichtskreis trübte. Ja, schon anfangs, in den sonnenhellen Tagen der sich eröffnenden Liebe fliegen dunkle Wolken schreckhaft vorüber, und allmälig mußte sich Alles zu einer geschichtlichen und dichterischen Nemesis steigern. Die höchste Reinigung, Katharsis, konnte ohne Unglück und tragische Mächte nicht zu Stande kommen. Auch die Mutter, Ottavio, Marcello, Pepoli können den Schmerzen nicht entgehen; wohl ist aber Jedem mit künstlerischer Weisheit und tiefem Gefühle eine andere Sühne und Erlösung bereitet.

Dem dichterischen Inhalte steht Form und Sprache in gleicher Eigenthümlichkeit und Vollendung gegenüber, von heiterm Scherze bis zu furchtbarer Erhabenheit. Unser Zweck ist nicht, hiervon im Einzelnen zu berichten; wir wollten nur ein Werk ankündigen, welches ohne fremde Hülfe auf eigenen Beinen steht und durch fremde Angriffe nicht zu Falle kommen wird. *)

Es gibt in Deutschland noch eine Gemeinde (wenn sie auch nicht die lautesten Wortführer in sich begreift), welche echte Dichter von denen zu unterscheiden weiß, die es gutmüthig zu sein wünschen, oder eitel zu sein wähnen. An ihre Spitze ist jetzt ein König getreten, welcher in seltener Weise Ehrfurcht vor den bestehenden Rechten der Gegenwart, Kraft zur Bildung einer neuen Zukunft, Nachsicht gegen Irrthümer und Begeisterung für das Edle und Schöne zu vereinen weiß. Er hat den schon bejahrten, und doch in diesem Werke so jugendlich kräftigen Dichter in einer Weise behandelt und belohnt, die nicht minder Herz und Gefühl als königliche Freigebigkeit zu Tage legt.

95.

*) Wir werden noch in einem größern Bericht auf Tieck's Roman zurückkommen. D. Red.

## Neue Bekenntnisse von Silvio Pellico.

Nächstens erscheint eine neue Ausgabe der französischen Übersetzung von Silvio Pellico's „Le mie prigioni“, als Bestandtheil der „Bibliothèque Charpentier“, vermehrt mit mehren bisher ungedruckten Zusatzcapiteln, von denen einige in französischen Journalen mitgetheilt werden. Diese Capitel sind naive und sehr bescheidene Selbstbekenntnisse, voll Resignation und religiöser Stimmung. Er beklagt sich zwar über die vielen Gegner, die sein Buch über sein Kerkerleben gerade unter seinen frühern Freunden und politischen Glaubensgenossen gefunden habe, indem sie sagten, er habe ein Meisterstück von Bigoterie geliefert und spiele mit der Religion Komödie; aber er bemitleidet sie mehr als Solche, welche nicht wissen, was sie thun, und tröstet sich mit den großen Erfolgen, welche seine Schrift bei dem unparteiischen Publicum gehabt habe. Diese Erfolge gelten ihm als Beweis, daß das Jahrhundert nicht so irreligiös sei, als er früher geglaubt; er betrachtet schließlich die unseligen Ungläubigen, welche ihm beleidigende Briefe schrieben, als den Rest einer jetzt aussterbenden Schule des Cynismus und des Spottes. Merkwürdig sind seine Bekenntnisse über seine literarischen Leistungen, wenn er sagt: „Nachdem ich zwölf Tragödien verfertigt, von denen ich indeß nur acht veröffentlicht habe, hörte ich auf für die Bühne zu schreiben, indem ich mich nicht hinlänglich reich begabt fühlte, Charaktere zu zeichnen. In meiner Jugend war ich närrisch genug zu hoffen, ich könne einst einen Platz nahe bei Alfieri einnehmen, aber später kam ich, ungeachtet des mir gewordenen Beifalls, von dieser Täuschung zurück. Jetzt habe ich nur noch Lust zum lyrischen Genre und zur epischen Erzählung. Nicht als ob ich mich auf diesen Gebieten zu einer großen Höhe erhöbe; aber diese Poesie hat für meine Seele etwas Anziehendes; es freut mich, darin alle meine Gefühle, besonders meine religiösen darlegen zu können. Oft nöthigt es mich, Verse zu machen, um zu beten, und so entsteht bald eine Ode, bald eine Elegie, worin ich mein Herz vor Gott ausschütte, und das reicht hin, um mich wieder heiter zu stimmen. Ich wünschte, es erhöben sich bessere Poeten als ich, welche das religiöse Gebiet der Poesie anbauten und die Liebe zu Gott und der Tugend verbreiteten — — wir haben auch deren einige, aber nur in geringer Anzahl, und nur zu oft wird die göttlichste Kunst frivolen oder, schlimmer als das, nichtswürdigen Gegenständen gewidmet. Eine Zeit lang arbeitete ich auch an einem historischen Romane, dann an einem andern; aber ich war kaum zur Hälfte, als mein Eifer erkaltete; denn ich sah, wie unendlich weit ich hinter den Meisterwerken zurückblieb, die wir in diesem Genre besitzen, besonders hinter den „Verlobten“ des unnachahmlichen Manzoni. Nach meiner Abhandlung über die Pflichten der Männer setzte ich mehrmals zu einer Abhandlung über die Pflichten der Frauen an, aber diese Versuche genügten mir nicht; ich stieß auf meinem Wege auf unermeßliche Schwierigkeiten und lernte endlich einsehen, daß nur eine Frau im Stande sein könne, ein solches Werk mit der Vollendung, die ich beabsichtigte, zu realisiren. Alles in Allem, ich schrieb viel; aber nur selten beendige ich eine Arbeit, und so schrieb ich mehr zu meiner eigenen Genugthuung, als in der Hoffnung, ein Werk von irgend einigem Werthe hervorzubringen“ u. s. w. Man kann nicht leugnen, daß in diesen Selbstbekenntnissen noch ein Rest von dumpfer Kerkerluft athmet, aber vielen unserer Autoren wäre etwas, auch nur ein Zehntheil von dieser reinen Gesinnung und liebenswürdigen Bescheidenheit zu wünschen. 5.

---

## Notizen.

### Die Ermordung des Geographen Schulz.

Seit der Ermordung des Geographen Schulz in Kurdistan haben nur wenige Reisende es gewagt, ihren Weg in dieses Land zu lenken. Zu diesen Wenigen gehört der amerikanische Missionnair Southgate, der in der Beschreibung seiner Reise durch Armenien, Kurdistan u. s. w. über jenes traurige Ereigniß folgende Specialitäten nach der Erzählung des Paschas zu Van mittheilt: „Schulz hatte Van mehre Jahre vor mir besucht und einen Monat auf seine Nachforschungen in dieser Stadt und deren Umgebung verwendet. Der Pascha beschrieb ihn seiner Gestalt nach als den längsten Mann, den er je gesehen habe. Er reiste im Lande wie ein Lord und machte allenthalben glänzende Geschenke. In dieser Weise ging er nach Kurdistan, wo Das, worauf er seine Sicherheit baute, gerade sein Verderben herbeiführte. Die Entfaltung seines Wohlstandes reizte die Habgier eines kurdischen Beis, der ihn beherbergte. Sein Wirth entließ ihn bei seiner Abreise mit einer starken Wache, dem Anscheine nach als Zeichen der Hochachtung und Ehre; allein im Geheimen hatte er dem Geleite Auftrag gegeben, ihn unterwegs zu ermorden. Am zweiten Tage der Reise lud ihn der Anführer des Zuges ein, seitwärts abzulenken, unter dem Vorwande, einige naheliegende Ruinen zu besichtigen. Sobald man einen passenden Platz erreicht hatte, fiel die Wache unerwartet über ihn her und streckte ihn zu Boden, ohne daß er irgendwie Widerstand zu leisten vermochte.“

---

Für den 20. August war zu London im Auftrage des Prinzen Ludwig Napoleon die Versteigerung mehrer in England von ihm zurückgelassenen Effecten angekündigt, unter denen sich außer einigen guten italienischen Gemälden ein Kistchen mit Cameen befand, welches früher Eigenthum der Kaiserin Josephine und zum Theil ein Geschenk Pius' VI. an den General Bonaparte zur Zeit seines ersten Feldzugs in Italien gewesen war. In einer andern auf den 27. desselben Monats anberaumt gewesenen Versteigerung sollte zu Gyon in der Grafschaft Flint in Nordwales die Gemäldesammlung des verstorbenen John Douglas veräußert werden, eine der ausgezeichnetsten Privatsammlungen in Großbritannien, die Werke von Meistern aller Länder und Zeiten enthält. Der verstorbene Besitzer hatte 40 Jahre lang deren Herstellung sich angelegen sein lassen. 47.

---

## Bibliographie.

Arago, D. Fr., Unterhaltungen aus dem Gebiet der Naturkunde. 4ter Theil. Aus dem Französischen übersetzt von C. F. Grieb. Gr. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1 Thlr. 18 Gr.

Bäge, L., Fürstengröße. Einige Züge aus dem Leben des Hochseligen Herzogs Leopold Friedrich Franz zu Anhalt. 8. Dessau, Fritsche und Sohn. 2 Gr.

Benzel-Sternau, C. E. von, Die jüngsten Feigenblätter. Schauspiel in fünf Acten. 8. Zürich, Höhr. 1 Thlr. 6 Gr.

Bermoth, F., Karl der Erste, König von Großbritannien. Trauerspiel in 5 Acten. 8. Magdeburg, Fabricius. 15 Gr.

Bezerédy, Frau A., Novellen und Erzählungen. Aus hinterlassenen Papieren. 1ster und 2ter Band. Gr. 12. Pesth, Heckenast. 3 Thlr.

Bornschein, E., Des Pfarrers Tochter von Taubenhain. Eine wahre Geschichte nach Bürgers Ballade, neu bearbeitet. 6te, sehr verbesserte Auflage. Mit 2 Kupfern. 8. Eisenberg, Schöne. 1 Thlr. 6 Gr.

Bube, A., Neue Gedichte 8. Jena, Mauke. 12 Gr.

Die deutsche Bundesacte vom 8ten Juni 1815 mit Nachweisungen auf die Wiener Schlußacte vom 15ten Mai 1820 nebst der Wiener Schlußacte vom 15ten Mai 1820 herausgegeben von J. H. C. Meyn. Kl. 4. Ploen. 6 Gr.

Bybilakis, E., Neugriechisches Leben, verglichen mit dem Altgriechischen; zur Erläuterung beider. 8. Berlin, Besser. 12 Gr.

Camerer, J. W., Johannes Brenz der Württembergische Reformator. 8. Stuttgart, Köhler. 1 Thlr.

Cosmar, A., Dramatischer Salon. 1841. Mit dem colorirten Kostümbilde Seydelmanns als Molière, gezeichnet von Hosemann. 16. Berlin, Klemann. 1 Thlr. 8 Gr.

Spanen. Taschenbuch für 1841. 3ter Jahrgang. Mit Kupfer- und Stahlstichen. Gr. 16. Wien, Pfautsch. 2 Thlr. 6 Gr.

Fabre d'Olivet. Theophrastus Paracelsus oder der Arzt. Historischer Roman aus den Zeiten des Mittelalters. Nach dem Französischen von C. Liber. 3 Bände. 8. Magdeburg. Rubach. 3 Thlr.

Fragmente über Deutschlands und insonderheit Bayerns Welthandel und über die Wichtigkeit des einzigen, ganz deutschen Stromes, der Weser. Gr. 8. München, Franz. 4 Gr.

Francke, C. L., Biblische Gedichte. 8. Berlin, Besser. 20 Gr.

Gedenk-Buch der vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst begangen zu Frankfurt am Main am 24ten und 25ten Junius 1840. Eine Festgabe, herausgegeben von den Buchdruckern, Schriftgießern und Buchhändlern. Schmal gr. 4. Leipzig, Fr. Fleischer. 1 Thlr. 12 Gr.

Gedenke Mein! Taschenbuch für 1841. 10. Jahrg. Mit Kupfer- und Stahlstichen. Gr. 16. Wien, Pfautsch. 2 Thlr. 6 Gr.

Gedichte zur Feier des Johannistages 1840. Gr. 8. Basel, Seul u. Mast. 9 Gr.

Gensler, F., Beiträge zur Einleitung in die Newton'sche oder mathematische Naturphilosophie. 1stes Heft. 8. Bern, Jenni, Sohn. 12 Gr.

(Göthe.) Das Schönste, Erhabenste und Lehrreichste aus von Göthe's poetischen Werken, zur Beförderung einer näheren Bekanntschaft mit den Geistesproducten des großen Dichters, und zur Erweckung edler Gefühle für das Große und Schöne herausgegeben von A. C. vom Harze. Kl. 8. Quedlinburg, Ernst. 12 Gr.

Halirsch's, L., literarischer Nachlaß. Herausgegeben von J. G. Seidl. 2 Bändchen. Gr. 12. Wien, Gerold. 1 Thlr. 12 Gr.

Harless, Chr. Fr., Die Litteratur der ersten hundert Jahre nach der Erfindung der Typographie, in den meisten Hauptfächern der Wissenschaften, mit besonderer Rücksicht auf klassische Philologie, Geschichte und Chronik, Erd- und Länderkunde, Reisen, Naturgeschichte, Medicin und ihre Zweige, Dichtkunst und Romantik. Ein Beitrag zur Geschichte dieser Wissenschaften im Mittelalter und seinem Uebergange zur neuern Zeit. Gr. 8. Leipzig, Fest. 1 Thlr. 8 Gr.

Hense, C. C., Friedrich der Große. Kurze Darstellung des Lebens, Charakters und der Thaten des großen Königs. Eine Volksschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Thronbesteigung desselben. Mit dem Portrait Friedrichs des Großen. 8. Sangerhausen, Rohland. 12 Gr.

Herloßsohn, C., Böhmen von 1414 bis 1424. Historisch-romantisches Gemälde in zwei Abtheilungen. 1ste Abth.: Johannes Huß. — Auch u. d. T.: Johannes Huß. Historisch-romantisches Gemälde. 2 Bände. 8. Leipzig, Taubert. 3 Thlr. 21 Gr.

Hermann, F. B. W., Die Industrieausstellung zu Paris im Jahre 1839, mit Angabe der Producte und Adressen der vorzüglichern Aussteller, Nachweisungen über den Zustand der verschiedenen Zweige der Fabrication, so wie über Ein- und Ausfuhr an Rohstoffen und Manufacten in Frankreich seit 1815 und einem Anhange über technische Unterrichtsanstalten zu Paris. Gr. 8. Nürnberg, Schrag. 1 Thlr. 12 Gr.

Huschke, Ph. E., Ueber den zur Zeit der Geburt Jesu Christi gehaltenen Census. Gr. 8. Breslau, Hirt. 22 Gr.

Iduna. Taschenbuch für 1841. 21ster Jahrg. Edlen Frauen und Mädchen gewidmet. Kl. 16. Wien, Pfautsch. 1 Thlr.

Klopstocksfeier in Leipzig am 6. November 1839, als dem Hundertsten Jahrestage der Aufnahme des Dichters in Schulpforta durch eine Anzahl ehemaliger Zöglinge dieser Anstalt. Gr. 12. Leipzig, W. Vogel. 8 Gr.

Köhler, L., Der Aufstand in Maina. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit. 8. Jena, Mauke. 1 Thlr.

Köstlin, W., Beiträge zur Statistik der Geistes-Krankheiten in Württemberg. Gr. 8. Stuttgart, Köhler. 6 Gr.

Krauß, A., Zur Reform des öffentlichen Unterrichts. Vom Standpunkt der Physiologie und Psychologie. Eine pädagogische Abhandlung. Gr. 8. Stuttgart, Köhler. 1 Thlr.

Krug, F. W., Lotosblumen. Bonn, Habicht. 1 Thlr.

Die Kunitzburg oder Frauenliebe und Frauenheldenmuth. Eine historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten des deutschen Kaiser Heinrich's IV. Von Dr. E. A. H...e. 8. Eisenberg, Schöne. 1 Thlr.

Die evangelische Landeskirche Preußens und die Wissenschaft. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 21 Gr.

Michelet, C. L., Anthropologie und Psychologie oder die Philosophie des subjectiven Geistes. Gr. 8. Berlin, Sander. 2 Thlr. 12 Gr.

Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 2ter Band. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

(Müller.) Zu Johann von Müllers sämmtlichen Werken Supplement. 3ter bis 5ter Band. Herausgegeben von Maurer-Constant. — Auch u. d. T.: Briefe an Johann von Müller. 3ter bis 5ter Band. 8. Schaffhausen, Hurter. 5 Thlr.

Neigebaur's, Handbuch für Reisende in der Schweiz. Herausgegeben von H. Berghaus. 1ster Theil. Die allgemeine Beschreibung der Schweiz und die Anleitung zum Bereisen derselben enthaltend. 8. Berlin, Reimer. 1 Thlr. 20 Gr.

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1841. Herausgegeben von Th. Hell. 30ster Jahrg., oder Neue Folge, 1ster Jahrg. Mit Stahlstichen. Gr. 16. Leipzig, Hinrichs. 2 Thlr.

Ranke, L, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 3ter Band. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 3 Thlr.

Raudnitz, L., Die Musik als Heilmittel, oder: Der Einfluß der Musik auf Geist und Körper des Menschen, und deren Anwendung in verschiedenen Krankheiten. Gr. 12. Prag, Haase Söhne. 14 Gr.

Ravensberg, Otto vom, Gustav Adolph und Wallenstein. Tragödie in 5 Akten. 8. Berlin, Reimer. 16 Gr.

— — Mansfeld und Tilly. Tragödie in 5 Akten. 8. Ebendas. 16 Gr.

Ritter. Kleine philosophische Schriften. 3tes Bändchen. — Auch u. d. T.: Psychologische Abhandlungen. Gr. 8. Kiel, Universitäts-Buchh. 1 Thlr. 12 Gr.

Salon der schönsten Briefe aus der Literatur aller gebildeten Nationen ausgewählt von Louise v. S... — Auch u. d. T.: Die schönsten Briefe der Liebe und Freundschaft. Eine Mustersammlung und ein Roman. Zusammengestellt von Louise v. S... Eingeleitet von W. Zimmermann. Kl. 8. Stuttgart, Etzel. 1 Thlr. 6 Gr.

Scherrer, J., Johannes Wolf. Ein Schweizerischer Studirender der Theologie, in seinem Bildungsgange dargestellt. 8. Zürich, Höhr. 22 Gr.

Smets, W., Gedicht. Vollständige Sammlung. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 8 Gr.

Spaun, A., Ritter von, Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied. Ein Versuch den Dichter und das Epos für Oesterreich zu vindiciren. Mit einem Anhange: Proben österreichischer Volksweisen im Rhythmus des Nibelungenliedes. Gr. 8. Linz, Haslinger. 18 Gr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1841. Herausgegeben von Dr. Adrian. Mit 7 Stahlstichen und 1 Ansicht des v. Launitz'schen Monumentes für die Erfindung des Buchdrucks. Gr. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr. 12 Gr.

Wrangel, L. v., Flüchtige Skizzen aus Ost und Süd, gesammelt auf einer Reise nach Wosnesensk, Odessa, Constantinopel, Smyrna, Athen und Corfu. Mit 8 lithographirten Ansichten und Plänen. Gr. 8. Danzig, Gerhard. 1839, 40. 3 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 279. —— 5. October 1840.

Völkerschau auf Reisen. Von Theodor Mundt. Erster Band. Stuttgart, Krabbe. 1840. 8. 2 Thlr.

Dem Verf. des vor uns liegenden Buches kann man nicht nachsagen, daß ihn die Kritik verhätschelt habe. Theodor Mundt ist von seinen Gegnern nicht geschont und von seinen Freunden nicht verwöhnt worden. Ein Schriftsteller von so lebhafter Anerkennung fremder Leistungen hat für die seinigen noch wenig gründliche Schätzung, noch wenig gemessenes Lob gefunden. Als Redacteur verschiedener journalistischer Unternehmungen — des „Zodiakus", der „Dioskuren", des „Freihafen", des „Piloten" — ist er immer so glücklich gewesen, gute Gesellschaft zu versammeln; achtbare Männer, Männer zum Theil von bedeutendem Namen, haben ihm Vertrauen geschenkt und gediegene Beiträge geliefert. Daraus folgt freilich nicht, daß er, ein glücklicher Journalist, bei andern Journalen als Schriftsteller mit Posaunenstößen empfangen werde; wol aber darf es befremden, daß aus dem Kreise jener Männer, die ihn schätzen, so wenig Stimmen für ihn laut werden. Soll damit gesagt sein, daß man ja doch heutiges Tags in den kritischen Wäldern den Kukukruf kaum mehr zu zählen und nie hoch anzuschlagen pflege?

Indem ich nun über Mundt's jüngste Schrift berichten will, muß ich wol, dem Publicum zu Liebe, welches bis jetzt fast nur an Tadel dieses Schriftstellers gewöhnt ist, mit Tadel anfangen, um die Leser nicht gleich zu verblüffen. Ich will es daher entschieden heraussagen, daß mir der Titel des Buches nicht gefällt: „Völkerschau auf Reisen." Eigentlich müßte es heißen: „Theodor Mundt auf Reisen, um Völker zu schauen." Aber das Zweideutige und das Gesuchte des Titels möchte noch hingehen; wenn nur der fürchterliche Hiatus des au au (Schau auf) nicht wäre! Früher hat Mundt drei Bände „Spaziergänge und Weltfahrten" herausgegeben, und man hat auch diesen Titel gesucht gefunden. Was ist am Ende aber ein Titel? Ich meine an einem Buche; denn an einem Manne ist er oft das Beste, was sich an ihm findet. Indeß hat man nicht blos die Büchertitel Theodor Mundt's — man hat die ganze Richtung seines Weltfahrens und Spazierengehens in der Literatur nicht billigen wollen. Ein echter Dichter, hat man gesagt, fände in und um sich her die Fülle poetischen Stoffs; es sei Thorheit, den Gegenständen nachzujagen, die man bearbeiten wolle; ja, es verrathe sich durch diese Jagd ein Mangel poetischer Erfindung, eine Schwäche poetischen Gestaltungstriebes.

Solche Behauptungen können vielleicht so wahr sein, als sie unwahr sind. Dieselben Kritiker haben vielleicht hundert Mal unsere Gegenwart eine unpoetische Zeit genannt und es nicht getadelt, wenn der Stoff zu poetischen Werken aus der geschichtlichen Vergangenheit geholt wurde. Sie bezeichnen unsere Gegenwart als eine Periode des Übergangs — zu neuen und großen Entwickelungen. Wie? Muß man denn bei solchem Glauben, bei solcher Erwartung die neuen Triebe der Zeit nicht lieber beobachten als verwerfen? Was irgend einmal groß geworden ist, hat sich zuerst blos geregt. Auch in der Natur gibt es Übergangsstufen in der Reihenfolge der Geschöpfe, und die Naturforscher beobachten an solchen Wesen oft unvollendete, unnütz scheinende Körpertheile oder Ansätze, die sich erst auf der folgenden Stufe als vollendete, charakteristische Organe entwickelt zeigen.

Nun müssen wir vor Allem anerkennen, daß Theodor Mundt die Richtung seiner Productionen, die er jetzt in einer neuen Folge von Reisen fortsetzt, nicht auf Gerathewohl genommen hat, sondern daß ihn eine großartige Ansicht bewegt, eine edle Absicht dahin treibt. Unsere Zeit soll, wie gesagt, eine unpoetische sein. Dann ist sie es aber nicht blos für Diejenigen, welche poetische Werke hervorbringen, sondern auch für Jene, die solche genießen. Aber ohne Poesie ist eigentlich keine Zeit, die nicht etwa geistig schläft, und selbst diese braucht etwas Poesie zu ihren Träumen. Man sollte also eher glauben, die Zeit, die gewachsene, in ihrem Sinn, in ihren Interessen verwandelte, bedürfe nur einer andern Poesie, oder der poetische Geist der Zeit suche nach andern poetischen Gegenständen und Aufgaben. So hat es uns Deutschen vielleicht darum weniger poetische Werke ertragen, weil ein Theil unserer besten Kräfte sich auf die Gestaltung de Historie und Speculation geworfen und diese großen Weltstoffe zu Kunstwerken verarbeitet hat. Diese schaffende, ideellbildende Richtung des deutschen Geistes entwickelte sich gleichzeitig mit der politisch zerstörenden, umgestaltenden Thätigkeit der Franzosen und der auf Handel und Gewerb gerichteten der Engländer. Diese verschiedenen Bestrebungen der drei, eigentlich schöpferischen Nationen Eu-

ropas dauern noch fort, nur daß sie jetzt mehr einander zu durchdringen suchen und ihre Ideen und Stoffe gegeneinander austauschen. Daß mit solcher Umgestaltung der politischen und civilisirten Welt, sowie der ganzen geistigen Anschauungsweise sich auch andere Aufgaben, andere Vorwürfe für die Poesie der europäischen Völker bilden — wer möchte es zweifelhaft finden? Ebenso natürlich ist es aber auch, daß diese neue, noch verhüllte Poesie des europäischen Geistes für seine neuen Aufgaben vor Allem die entsprechenden Organe bilde, nämlich die Dichter. So ist es gewiß eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß alle unsere jüngern Talente aus dem Jahrzehnd vor der politischen Erhebung Deutschlands eine eigenthümliche Mischung kritischer und productiver Kräfte besitzen und in ihrer Thätigkeit eine gewisse Hast und Unruhe zeigen. Sie tragen das lebendige Gepräge der Übergangsperiode an sich — ein Geschlecht, das noch das Veraltete, Verfallende absorbiren helfen, und doch auch schon die neuen Richtungen versuchen soll. In dieser Mischung und Unruhe der Kräfte liegt ein gewisser Unfriede, in welchem etwas Vollendetes entweder noch gar nicht oder nur langsam und spät zu Stande kommen kann, und aus welchem die Literaturkräfte von gleicher Genesis leicht gegeneinander selbst feindselig gestimmt sind.

Um aber auf diesem Standpunkte eines der bedeutendsten dieser Talente im Besondern zu betrachten, so läßt sich nicht verkennen, daß Theodor Mundt sich immer bedeutender entwickelt hat und zwar, wie es scheint, ganz in der Richtung der Zukunft. Sein erstes literarisches Auftreten mit Kritiken und Novellen zeigte gleich den Doppelkeim der Generation seit 1806. Das Element der Kritik schien sogar in Mundt's Begabung vorherrschend zu sein; wenigstens gewann er sich durch seine Kritiken zuerst eine bedeutende Anerkennung. Allein Kritik und Production gingen in ihrer Entwickelung nicht auseinander, sondern näherten sich immer mehr. Die Kritik wurde selbst productiv, indem sie sich zur biographischen Charakteristik und zur lebendigen Anschauung geistiger Persönlichkeiten steigerte. Mundt's Betrachtungen über Hippel, die Schilderung Knebel's, das Denkmal der Charlotte Stieglitz gelten für vortrefflich. Mit der Charakerisirung des Fürsten Pückler, des Weltgängers, mündet diese Kritik in die Strömung ein, die inzwischen sein productives Talent in den „Weltfahrten" genommen hatte.

Dieses befreite sich nämlich immer mehr aus der trüben Gährung und unsichern Gestaltung, die wir in Mundt's „Modernen Lebenswirren" und in der „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen" finden. Die Conflicte des politischen und socialen Lebens bewegen sich in jenen Schriften noch in den engsten menschlichen Verhältnissen und füllen — so zu sagen — aus der Sündflut der Welt den hölzernen Becher einer ländlichen Hütte. Doch die Anschauungen des Autors, die im engen Gesichtskreis oft wie Täuschungen und Irrthümer aussehen, berichtigen sich schnell, sobald sie das Völkerleben erfassen und sich über Weltverhältnisse ausbreiten. Dort zogen sich die großartigsten Ansichten ins Schiefe; hier weiß der Dichter auch die unbedeutendsten Verhältnisse unter großartige Gesichtspunkte zu erheben. Die Charakteristik von Personen, wie George Sand, Ballanche, Troxler, der Dejazet, Chateaubriand, Edgar Quinet u. s. w. verbindet sich mit der Darstellung großer Völkerzustände. Kritik und Production, Phantasie und Reflexion gehen Hand in Hand. Und über dieser Vermählung seiner eigenen geistigen Kräfte, wie der gewählten Stoffe, steht Mundt mit klarem Bewußtsein; sie ist sein gemessenes, geschaffenes Werk. Es war seine Absicht,

für die Behandlung öffentlicher Fragen und Verhältnisse im Staatenleben wie in der Gesellschaft eine Darstellung zu gewinnen, die — für alle Kreise des heutigen Lebens verständlich und wirksam, mit dem schwerern Inhalt ebenso in die leichtere Sphäre eindringen, wie mit dem leichtern Inhalt in der schwerern Sphäre willkommen geheißen werden könnte, und dies auf den Grund der sich immer mehr ausbreitenden harmonischen Bildung des Völkerlebens, welche eine große, ausgleichende Melodie des Geistes erstrebt, wo sonst lauter getrennte und vereinzelte Takte in der Menschheit schlugen.

Eine solche Verschmelzung publicistischer und ästhetischer Elemente der Darstellung sagt allerdings dem heutigen Geschmacke zu, der bei der jetzigen Unruhe der Zeit eines reinen, ideellen Wohlgefallens wenig fähig ist. Die Absicht solcher Verschmelzung, um nämlich den Geist der Öffentlichkeit im deutschen Publicum anzuregen, verdient allen Beifall; nur zieht freilich auch die bedeutendste Tendenz ein literarisches Product in den Kreis der Dienstbarkeit herab und bringt es um die Freiheit des Kunstwerks.

Indeß hat es auch Theodor Mundt auf eigentliche Kunstwerke in diesem Felde seiner Production nicht abgesehen. Ausdrücklich sagt er in der Vorrede zu seinem vor uns liegenden Buche:

Für mich naht nun wieder die Zeit schöner Dichtungen, zu denen ich mich durch die unmittelbare Anschauung objectiver Völkerverhältnisse, die mich so lange vom eigenen Hervorbringen zurückhielt, habe stark und würdig machen und gewissermaßen wiedergebären wollen.

Also nur für Studien, nur für Übung der Kräfte sollen diese Reisen, diese anziehenden Darstellungen genommen werden, deren jüngster Band noch zu besprechen bleibt. So großartige Vorbereitungen spannen mit Recht unsere Erwartung jener Productionen, die Mundt selbst voraus „Dichtungen" nennt. Möchten ihm poetische Kunstwerke gelingen, die auf so hohen Fußgestellen sich groß genug ausnehmen! Übrigens fallen diese Studien, wie schon bemerkt, ganz in die Richtung unserer Zukunft. Bei der großartigen Entwickelung aller Lebensverhältnisse, bei den erstaunlichen Anstalten zum Wechselverkehr der Völker lassen sich für die Zukunft auch ebenso gesteigerte und umfassende Dichtungen erwarten, in denen die Leiden und Kämpfe der Völker, sowie die geschichtlichen Helden — wenn auch nicht selbst episch oder dramatisch zur Darstellung kommen, doch als Maßstab und Motive des poetischen Interesses dienen. Welche neuen und hohen Flüge hat nicht bereits unsere junge Lyrik genommen?

Wir müssen anerkennen, daß Mundt mit seinen Vor-

studien einer großartigen Zukunft entgegengeeilt ist, während andere Talente derselben Generation ihren Anlauf rückwärts nehmen, bis in jene Zeit, in der wir Deutschen mit bürgerlichen Trauerspielen in Prosa Versuche machten. Doch es ist hier der Ort nicht, Mundt im Vergleich mit andern literarischen Kräften, befreundeten oder gegnerischen, zu beurtheilen. Nur bleibt es für ihn immerhin charakteristisch, daß er schon im Anfang seiner Laufbahn als Kritiker in dem Grade an Wärme und Kraft der Darstellung gewann, in welchem er mit Anerkennung für Personen und Leistungen schrieb, während Andere gerade nur im Verwerfen und Herabwürdigen fremder Leistungen ihre kritische Stärke haben. Diese Liebe und die Hingebung, mit welcher Mundt überhaupt seinem literarischen Berufe lebt, lassen das Beste erwarten. Die ihm eigenthümliche Wärme spricht uns in noch höherm Grade als in den frühern Bänden seiner „Weltfahrten" in der vor uns liegenden „Völkerschau" an und ergreift unser Gemüth in der bloßen Lecture oft tiefer, als es manches neue Trauerspiel in lebendiger Darstellung vermag.

(Der Beschluß folgt.)

## Romanenliteratur.

1. Ischora, oder die Eroberung Jerusalems. Von A. Schütt. Freiburg, Wagner. 1840. Gr. 12. 21 Gr.

Ein schwaches Product, in welchem der Verf. seine Bekanntschaft mit Einzelheiten aus der Geschichte der Kreuzzüge zu bethätigen sucht. Der ewige Jude spielt in demselben eine Rolle und wird im Augenblicke der Erstürmung Jerusalems in die höhern Regionen aufgenommen. Da der Mann also schon so lange Zeit todt ist, weiß man, was von dem Volksbuche und den mehrfachen neuern Bearbeitungen des in demselben gebotenen Stoffes gehalten werden muß: es sind eitel Legenden! Dabei ist denn Niemand mehr zu beklagen als Julius Mosen, denn seine Terzinen erscheinen nun als die überflüssigste Arbeit von der Welt. Bei dem Allen hat jedoch der Verf. eine neue kunstphilosophische Idee angeregt, indem er am Schlusse seines Vorworts eines Gebiets der höhern Romantik gedenkt. Da bei dem gegenwärtigen Mangel an Poesie die Kritik an der Tagesordnung ist, so würde diese dem Verf. sich auf das Dankbarste verpflichtet bekennen, wenn er seine Begriffe von höherer Romantik offen vorlegen wollte.

2. Archibald Stewart. Episode aus dem Jugendleben eines Kaufmanns von William Fanev. Leipzig, Weber. 1840. 8. 1 Thlr.

Wenngleich der Verf. ein Engländer sein will, so wird er doch hoffentlich nichts Erhebliches dagegen einwenden, wenn z. B. Ref. ihn für einen ehrlichen Deutschen hält, der sich versucht fühlte, das hamburger Kaufmannsleben in einigen, zum Theil nicht mislungenen Zügen vor Augen zu stellen. Das Buch ist auf dem Titel ziemlich richtig als „Episode" bezeichnet, denn eine Novelle, wie der Verf. in der Dedication meint, und, als „Kaufmannsnovelle", gar eine neue Art derselben, ist damit nicht gegeben. Da das Buch doch eigentlich als Episode bezeichnet ist, auch der Verf. hier und da von Kunst und Poesie sprechen läßt, so kann Ref. die Mühe sparen, hier den Begriff der Novelle zu entwickeln, und daß der Verf. kein neues Genre erfunden habe, wird er selber zugeben müssen, wenn er sich mit diesem Zweige der deutschen Literatur näher bekannt zu machen Lust hat. Da fehlt es nicht an edeln Kaufherren und durchtriebenen Betrügern, unglücklichen Bankrotten und Vätern, denen das Einmaleins an der Stelle des Herzens sitzt. Wir können daher allenfalls nur zugeben, daß der Verf. dieses Genre wieder aus dem Staube hervorgezogen habe: ob er einen glücklichen Zug gethan, ist eine Frage, die wenigstens insofern bejahet werden kann, als doch der Versuch angedeutet ist, das Thun und Treiben einer ganzen Corporation darzustellen.

3. Das Wirthshaus in den Hochlanden, von Duncan Mac Alpin. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Lemgo, Meyer. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine Gesellschaft findet sich in der Gegend zusammen, welche durch W. Scott's „Jungfrau vom See" berühmt geworden ist, und indem die aus verschiedenen Ländern herübergekommenen Reisenden die Zeit, welche ihre Streifereien zu Land und See nicht in Anspruch nimmt, benutzen, sich durch Erzählungen zu unterhalten, verknüpfen eben diese die Glieder der Gesellschaft in einfacher und dennoch höchst anziehender Weise. Der Verf. zeigt sich überall als ein Mann von umfassender Einsicht und Lebenserfahrung; seine Darstellungen sind schlicht, aber bestimmt, und athmen überall die reinste Natur. Eben deshalb ist er auch frei von jener so oft ermüdenden Breite, die den englischen Roman im Allgemeinen charakterisirt, und es wäre wünschenswerth, ihm ferner auf dem Gebiete echter Unterhaltungslecture zu begegnen.

4. Chevalier Robert. Von Charles Didier. Aus dem Französischen von Julius Schoppe. Zwei Theile. Zwickau, Schumann. 1839. 8. 2 Thlr.

Der Chevalier ist ein Kind der Revolution vom J. 1830. Er will seine Ideen von bürgerlicher Freiheit überall, zuerst in Polen, verwirklichen, wird überall exilirt und endlich nach Tanger geworfen. Hier findet er, für den Europa verloren ist, in dem reichen Abdalah einen Franzosen, der sich Jahre lang abmühet, sein Vaterland zu vergessen und der europäischen Bildung zu entfliehen, einen jener bekannten Libertins, an denen Frankreich vor 1789 so reich war und wie sie die Gegenwart wieder üppig hervortreibt. In Abdalah's Tochter blüht dem Chevalier die erste Liebe, in dem russischen Consul der gefährlichste Feind. Es gelingt ihm, mit der Geliebten heimlich zu entkommen; sie wollen nach Gibraltar und von hier nach Amerika, allein Wind und Wetter werden ungünstig. Der Consul, längst schon mit dem Plane umgehend, den Chevalier heimlich aufgreifen und nach Rußland, wo ein Preis auf seinem Kopfe steht, transportiren zu lassen, hat den Flüchtigen ein Schiff nachgesandt, dessen Führer so glücklich ist, den Chevalier an Bord zu locken, und von diesem Augenblicke verschwindet er aus der Gesellschaft; vom Consul aber meldet die Zeitung die Erhebung in den Grafenstand, die Verleihung des St.-Annenordens und eines Gesandtschaftspostens. Die Geliebte stirbt nach wenigen Tagen, und ihres Vaters letztes Haus wird von den Gläubigen als das Grab eines heiligen Mannes bezeichnet.

Ungeachtet der im Stoffe liegenden bedeutenden Motive ist die Ausführung doch nur als eine sehr flüchtige zu bezeichnen. Des Chevaliers Freiheitsideen werden kaum in Rußland, welches dem Verf. das Land der Ketten ist, als gefährlich angesprochen werden, und alle Wahrheiten, die das Buch enthält, liegen weniger in der Darstellung als im Stoffe. Wahrscheinlich ist es, daß das Buch politische Zwecke in Beziehung auf Rußland verfolgt, daß es die Abneigung der Franzosen gegen dieses Land unterhalten soll. Sonst aber sehen wir das Thema des Tages behandelt: Europa ist durch und durch faul, ein Regenerationsversuch auf seinem eigenen Boden führt ins Verderben, und glücklich der Mann, der mit Verstand diesen Schmuz zu einem goldspendenden alchymistischen Processe zu benutzen weiß.

5. Lebensbilder aus Dänemark in Novellen und Erzählungen von Karl Bernhard. Erster bis dritter Band. Leipzig, Weber. 1840. 8. 3 Thlr.

Es mag vielleicht selten geschehen, daß ein Recensent einem Schriftsteller zuruft: „Du bist mein Wohlthäter!" Es mag

auch bei dem allgemein eingerissenen Vorurtheile gegen Recensenten etwas Lächerliches darin liegen. Wenn man aber bedenken will, wie weit ein Recensent gegen jeden Ladendiener, jede Kammerzofe im Nachtheil steht, so verschwindet gewiß das Auffallende, das Lächerliche in jenem Zurufe. Man beherzige nur: im Felde der Lecture hat Jedermann freie Wahl; Neigung, Laune, Langeweile sind unbeschränkte Schiedsrichter in den Leihbibliotheken. Dagegen der Recensent? Du lieber Himmel! Man bürdet ihm die ganze Leihbibliothek auf die Schultern; er soll nicht mehr denn Alles lesen, um den Leuten auf sein Gewissen zu sagen: Diese Geistergeschichte ist höchst unterrichtend über das Hereinrasen einer andern in unsere Welt! Diese Tendenznovelle müßt ihr lesen, wollt ihr euch selbst und euere Zeit begreifen, und begreift ihr's dennoch nicht — gut! so leset diesen historischen Roman, er ist ein getreuer Spiegel des Jahres 1499. Meint ihr, dies Jahr gehe euch nichts an, dann bleibt nichts übrig, als die „Lebensbilder aus Dänemark" von Karl Bernhard. Diese Bilder sind voller Ersatz für so vielfache Leiden, die einem Recensenten von Schriftstellern durch ihre Werke, wie durch ihre Beschuldigungen bereitet werden. Sie sind also wirklich eine Wohlthat, und da sie nicht allein Dänemark widerspiegeln, sondern auch deutsches Thun und Lassen, so werdet auch ihr, auf Recensentenparole, euere Freude daran haben.

Die den ersten Band einnehmende „Hospitalverlobung" ist ein Victor Hugo'sches Nachtstück. Wie aber Victor Hugo insofern als objectiver Künstler zu Werke geht, daß er nur das Bild selbst, in allen Theilen sorgfältig ausgeführt, als nackte That hinstellt, so malt freilich auch der Däne selbst die kleinsten Partien mit Emsigkeit gewissenhaft aus, allein er ist nicht Maler allein, vielmehr manifestirt er sich schon durch die Einkleidung als Controverspredigcr gegen die Meinung der hochgestellten Jugend, daß ihr erlaubt sei, was ihrer Neigung fröhnt, namentlich in dem Verhältnisse zu geringern Ständen. Nur glaube man nicht, der Verf. langweile uns mit breiten Moralien, nein! er weiß sehr gut, daß dergleichen das Übel nur ärger macht. Der wesentliche Unterschied zwischen ihm und der neuern französischen Richtung möchte dahin zu bestimmen sein, daß, wie der Franzose alles Heil der Gesellschaft in reformirter Construction äußerer Verhältnisse zu finden glaubt, der Däne dem uralten Zurufe getreu bleibt: „Werdet besser, so wird es besser sein!" — „Eine Familie auf dem Lande" nimmt den zweiten Band ein. Man sollte glauben, in dieser Stille und Abgeschiedenheit, getheilt zwischen Arbeit und Whist, könne gar nichts Besonderes vorfallen: hat doch das Familienhaupt selbst einen bequemen Weg zum Außergewöhnlichen dadurch abgeschnitten, daß er keinem Roman Eingang verstattet. Allein, wie's denn so zu gehen pflegt, eben dieses würdige Familienhaupt muß am Ende zu eigener großer Verwunderung gestehn, daß man nun selber einen Roman gespielt habe. — Der dritte Band gibt zwei Erzählungen, von denen die zweite: „Ein Sprüchwort", eine interessante Galerie alter Jungfern vorführt. Am feinsten ist der Capitain behandelt, der bei jeder Gelegenheit betheuert: er freue sich der liebenswürdigsten Frau von der Welt, sie sei, mit einem Worte, ein wahrer Engel. Dagegen wirft er seinem Freunde alle mögliche Bedenklichkeiten gegen eine Heirath in den Weg. Überhaupt ist der Verf. unerschöpflich in solchen tausendfach unbeachtet vorübergehenden kleinen und feinen Zügen, die doch meistens höchst charakteristisch sind und mit zwei Worten einen ganzen Menschen leibhaftig vor uns hinstellen. Fährt der Verf. fort, die Deutschen in solcher Weise zu beschenken, so wird es sehr bald nothwendig, seine Schöpfungen mit ihren guten und schwächern Seiten — denn warum sollte er von letztern so ganz frei sein? — und namentlich in ihrem Verhältnisse zum dänischen und deutschen Leben gehörig zergliedernd darzulegen. 34.

## Literarische Notizen.

Ein pariser Verleger hat von dem Grafen Lascases das Recht gekauft, eine illustrirte Ausgabe von dem „Mémorial de Sainte-Hélène" veranstalten zu dürfen. Diese Ausgabe wird einige sehr schätzbare Zusätze erhalten; die Lücken darin werden ausgefüllt werden und die typographische Ausstattung, zu der alle artistischen Celebritäten Frankreichs beitragen, wird von außerordentlicher Schönheit sein. Viele der vorzüglichsten Kupferplatten werden nur einfache Nachbildungen der großen Werke sein, wozu das Kaiserreich seine berühmtesten Künstler, einen David, Gérard, Gros, Girodet, C. Vernet, Prud'hon, Duplessis, Bertau u. A. begeistert hat. Die Herren H. Vernet, Steuben, L. Coigniet, Charlet, Raffet, Destouches, Roqueplan, Beaume, Tony Johannot u. A. werden diese herrlichen Illustrationen durch neue Zeichnungen ergänzen. Die besten Portraits des Kaisers, Brust- wie Kniestücke, werden in Nachbildungen hier ihre Stelle finden; auch die schönen Statuen von Chaudet, Canova, Rolland u. A. Der von Lascases verfaßte Bericht umfaßt die 20 ersten Monate des Aufenthalts Napoleon's auf St.-Helena, wird aber bis zu seinem Tode durch die Berichte der Doctoren O'Meara, Antommarchi u. A. vervollständigt werden. Den Schluß soll ein Bericht über die Ausgrabung der sterblichen Reste Napoleon's und deren Translation nach Frankreich bilden. J. Janin schreibt die Einleitung dazu, die Revision des gesammten Textes ist Hrn. Fayot und zwei andern Personen anvertraut, welche das Exil Napoleon's auf St.-Helena zu ihrem Lieblingsstudium gemacht haben.

Die gesundeste und anregendste Lecture für die Jugend — vielleicht nur für die männliche — sind ohne Zweifel Reisebeschreibungen, einfach erzählt, möglichst so, daß sich die Moral mit und aus den Thatsachen ergibt, auf die kindliche Fassungskraft berechnet, ohne deshalb ins Kindische auszuarten. Ein gewisser Roussel hatte den glücklichen Gedanken, Algier und seine Bewohner zu einer Jugendschrift zu benutzen. Das Buch erschien in Paris unter dem Titel: „Mon voyage en Algérie, raconté à mes enfants, par *N. Roussel*", ist aber auch für Leser jeden Alters eine ebenso unterhaltende als lehrreiche Lecture, in Bezug auf die Darstellung der Sitten, Gebräuche und religiösen wie bürgerlichen Gewohnheiten der Eingeborenen Algeriens vielleicht das gründlichste und malerischste unter allen bisher erschienenen Schriften über Algier. Um der Schrift die Physiognomie einer Jugendschrift zu ertheilen, hat der Verf. freilich mancherlei moralische Reflexionen eingewebt, die oft ebenso kindisch als an den Haaren herbeigezogen erscheinen. Die Deutschen haben gegenwärtig einigen Mangel an guten Jugendschriften, woran sie vor nicht langer Zeit noch so reich waren; vielleicht verdiente Roussel's Schrift mit größerm Rechte eine Übersetzung oder Bearbeitung, als Sue's, Soulié's und Anderer Romane, deren ästhetischer Werth und moralischer Nutzen sehr zweifelhaft sind.

Neu erschienen in Paris: „Événements et aventures en Égypte en 1839", von Scipion Marin (2 Bde.), und „Des moyens d'assurer la domination française en Algérie", vom Baron Létang, welcher 1836 und 1837 die Division in der Provinz Oran befehligte. Die Tendenz der Schrift ist, nachzuweisen, daß die Colonisation ohne die Herrschaft in Afrika ein Ding der Unmöglichkeit sei, und daß die Herrschaft ohne die Colonisation nicht blos lästig, sondern auch zwecklos sei; daß beide Schritt für Schritt einander folgen und bedingen müssen. Zu den politischen Schriften gehören noch: „Le faux napoléonisme comme interprète funeste des idées de Louis Napoléon par *Hoëne Wronski*", und „Guerre aux puissances signataires du traité du 15 juillet, mémoire adressé au Roi et aux ministres sur la nécessité de cette guerre et les moyens de la faire avec succès", von J. B. Flandin. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 280. — 6. October 1840.


## Völkerschau auf Reisen. Von Theodor Mundt. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 279.)

Das neue Buch, das uns zu den vorstehenden Betrachtungen veranlaßte, führt uns in zwei einander sehr entlegene Länder, aber zu zwei einander befreundeten Völkern — Franzosen und Polen; doch beschränkt es sich auf Südfrankreich und auf Krakau. Bei dem Amphitheater zu Nismes knüpft die Erzählung an, die uns auf das anschaulichste in das südfranzösische Leben versetzt und mit dem Provinzialcharakter bekannt macht. Köstliche Figuren sind gleich Hr. L'Allemand und Monsieur Laurent. Wir begegnen aber nicht blos einem Manne, der sich bei seiner Zusammenkunft mit einem Deutschen kindisch freut, in seiner Sprache ein Deutscher zu heißen, sondern Nismes hat von jeher auch unter den Arbeitern viele Deutsche, deren leicht zu befriedigendes Naturell dazu beigetragen, daß die Armen von Nismes mit so vieler Ruhe und Geduld hungern, wie ihnen allgemein nachgerühmt wird. Die Deutschen bewähren also überall, daß sie einen guten Magen haben, und das Talent, Alles zu verdauen, erstreckt sich bei ihnen sogar auf Das, was sie nicht zu genießen bekommen.

Wenn wir nun auch hier gleich der aus den frühern Bänden uns schon bekannten Eigenthümlichkeit Mundt's begegnen — nämlich seine Anschauungen und Charakterisirungen mit Empfindung und Reflexion zu mischen und zu binden, so ist doch in diesem Bande die Darstellung durchaus vollendeter und der Styl ausgezeichnet. Die Einkleidung seiner Schrift ist ganz künstlerisch und fertig. Sonst hat man diesem Autor eine übermäßige Wortfülle, ein Haschen nach Bildern und Witz vorgeworfen: von allem diesem ist hier keine Spur. Die Anschauungen sind lebendig, die Schilderung charakteristisch, die Betrachtungen gehen in die Tiefe, die guten Einfälle sitzen am Wege, die Reflexionen reichen die Hand und der Styl ist präciser, ohne an Wärme und Glanz einzubüßen. Man lese im dritten Capitel, in welchem Mundt das Hospital in Nismes besucht, die herrliche Beschreibung der barmherzigen Schwestern. Mundt schildert ihren Ursprung und ihr Wirken und vergleicht sie am Ende mit einer zweiten „Ausstrahlung des Katholicismus", mit den Jesuiten. Hier sagt er:

Die Schwesternpropaganda des heiligen Vincenz, die mit dem Balsam des christlichen Wohlthuns ausgeschickt, um den werkthätigen Geist der Kirche zu verbreiten, trägt durch ihr positives Wirken ebenso sehr zur Auflösung des Katholicismus bei, wie die Propaganda des heiligen Ignaz durch ihr negatives. Die krankenpflegenden Schwestern haben durch das Princip der Barmherzigkeit, das einen über alle confessionnellen Formen der Kirche erhabenen Standpunkt begründet, ein freies, weltliches, protestantisches Element in den Katholicismus gebracht, und die Jesuiten ein revolutionnaires durch das weltliche Eroberungssystem, durch das sie den reißenden Strom der Geschichte in die Kirche hineingeleitet haben. Beide Orden, die barmherzigen Schwestern und die Jesuiten, sind Zugeständnisse an das Weltleben der Geschichte, welche der Katholicismus gemacht hat; aber indem diese Propaganda der Weltbeglückung, die er aussandte, die Grenzen seines Reiches zu erweitern und zu sichern trachtete, hat er sich nur in seinen eigenen Schlingen gefangen.

In Montpellier werden wir mit dem kernhaften, unverdorbenen Zustande der französischen Provinz und ihrer geistigen Philisterhaftigkeit bekannt; wir lernen hier im heilkräftigsten Klima der Welt den Sterbewinkel aller Nationen kennen. Der Kaufmanns- und Krämergeist hat die frühere Romantik vertrieben, und unter dem Centralisationssysteme siecht die französische Provinz, die vor dessen Einführung eine so selbstkräftige Entwickelung genommen hatte. Wahrhaft poetisch ist das sechste Capitel, wo der Reisende, von Sehnsucht ergriffen, das Meer sucht. Er findet zuerst ein Gefängniß mitten im Elemente der Freiheit, dann im Hafen von Marseille das Meer von unzähligen Schiffen und wimmelnden Booten in Beschlag genommen. Weiter getrieben, findet er schmuzige Wäsche und ein Pestlazareth am Meere, bis er es dann am folgenden Tage in seiner Allmacht und Freiheit unter der Kapelle Notre dame de la garde erblickt, wo der Reisende in ein poetisches und betendes Entzücken ausbricht. Im siebenten Capitel ist Marseille mit dem Leben und Treiben des Volks und der Seeleute, der wilde Genuß der Matrosen in ihren Cafés, die Trachten des Volkes, das Unbehagen der Hitze und des Mistral höchst lebhaft dargestellt. Dann führt uns der Reisende durch politische Betrachtungen über Frankreichs Verhältniß zur afrikanischen Küste, im achten Capitel, zur Beschreibung Toulons und der Galeeren. Diese Schilderung im neunten Capitel ist wahrhaft ergreifend, nicht allein durch die anschauliche Darstellung des Bagno und des schauderhaften Zustandes der Verbrecher, sondern auch durch die Wahrheit und Tiefe der Reflexion. Der Dichter vertritt in dieser tragischen Darstellung den Chor. Man lese, was

er über die Sünde als selbstkräftiges, wirkendes und schaffendes Element im Menschen, sowie über die Aufhebung aller individuellen Unterschiede durch die Alles gleichmachende Gewalt der Sünde sagt.

Von dieser schaudererregenden Wunde des socialen Lebens in Frankreich, die gerade in dem gesundern Süden des Landes eitern und anstecken muß, werden wir nach Polen geführt, um ein unglückliches Land in seinen heimlichen politischen Leiden zu finden. Auf den Inhalt dieses Gemäldes will ich meinen Bericht nicht ausdehnen. Die Mittheilungen des Buches sind zu reichhaltig; sie verbreiten sich über die häuslichen und öffentlichen Zustände von Krakau mit Durchblicken in die Geschichte Polens und in die Politik der Cabinete, über die Sympathien und Antipathien der Bevölkerung, über die äußerlichen Feste und innerlichen Misstimmungen des Volkes, über die wissenschaftlichen wie über die kirchlichen Bewegungen. Am Ende führt uns der Verf. in den Kasimirez — durch die Höhle des Unglücks, wie er diese Judenstadt nennt.

Unter den Charakterbildern dieses Gemäldes sticht ein Mann hervor, der das höchste Vertrauen der Schutzmächte in jeder Beziehung zu genießen das Glück hat. Es ist Herr Joseph Schindler, ein römisch-katholischer Priester, der als Vicepräsident des Senats jetzt die unbesetzte Stelle eines Vorstandes der Regierung vertritt und als solcher den ganzen Senat von Krakau durchaus im östreichischen Sinne leitet.

In seiner Person scheinen sich der östreichische und russische Einfluß gewissermaßen auf dem Indifferenzpunkte begegnet zu sein, und Schindler stellt diesen freigezeichneten Punkt, auf welchem sich die beiden großen Magnete zusammenstoßen und in dessen subtiler Grenze eben die heutige Regierung Krakaus sich zu halten hat, mit aller Meisterschaft dar.

Mundt erzählt uns die Lebens- und Ehrenbahn dieses bedeutendsten und einflußreichsten Mannes im Freistaate. Die Betrachtung, womit er die Erzählung schließt, ist so wahr und treffend, daß Ref. sich nicht enthalten kann, sie hier mitzutheilen.

An solchen gekniffenen Charakteren — sagt Mundt — ist unsere Zeit reich; sie sind die Heroen unserer gekniffenen Verhältnisse. Dies sind solche Figuren, die man heutzutage aller Orten und auf den höchsten Stellen antrifft, Emporkömmlinge der Knechtschaft. Mit ihrem Talent, das sie unleugbar besitzen, beuten sie die Schlechtigkeiten der Zeiten aus und beweisen durch den Glanz ihrer Erfolge, wie in solchen Perioden der Geschichte sich immer der Vortheil Einzelner mit der Schande Aller verträgt. Gewöhnlich haben sie sich aus niedrigen Sphären den Weg zu den höchsten gebahnt und auf diesen Schlangenwindungen seine Studien der menschlichen Natur gemacht. Sie haben das Verderben der Zeit, in der sie leben, psychologisch ergründet und sind dadurch die Meister und Virtuosen dieses Verderbens geworden. Treue Diener ihrer Herren, sind sie zuverlässig in den Geschäften, weil sie überall ihre eigene Haut mit zu Markte tragen. Sie werden bei einem Umschlagen der Zeiten beiseite geworfen; aber dann trösten sie sich damit, daß sie doch gelebt und ihren Vortheil sicher gestellt haben. Sie sind zu allen Dingen zu gebrauchen und sind stark durch ihre Verachtung der öffentlichen Meinung. Sie sind geborene Großinquisitore und haben das policeiliche Talent, das unsere Zeit vorzugsweise ausgebildet hat, zu einer Höhe gebracht, auf der es eine furchtbare Gewalt selbst über den Geist errungen. Im Kampfe der Policei mit dem Geist, dem Geist der Nationen, dem Geist der Zeit, dem Geist des Individuums, dem Geist der absoluten göttlichen Vernunft haben sie sich die Fülle von Ruhm und Glück erworben, in der sie schwelgen. Sie verprassen die Beute, die sie dem Geist abgenommen, mit irdischer Gier, und werden alt und fett davon. Zuletzt aber bedient sich ihrer die Geschichte häufig noch zu einem guten Werk. Denn indem sie die Sache, welche sie führen, in der Regel an den Rand des Abgrunds treiben helfen, zeitigen sie dadurch das Schicksal ihres Volkes.

Theodor Mundt entläßt uns nicht mit den traurigen Eindrücken, die unser Gemüth in der ersten Hälfte des reichen Buches durch das Bagno und in der zweiten durch den Kasimirez empfangen hat. Auf echt künstlerische Weise weiß er unser Herz durch eine Idylle zu befriedigen, die er am Schlusse des Buches gibt. Einem großen Schmetterlinge folgend, geräth der Wanderer in das stille Gärtchen eines Goralen und wird hier des heiligen Naturfriedens theilhaftig, in dem alle Wesen, als in ihrer uranfänglichen Heimat geborgen und gesichert sind. In der That ist dem Leser, nach den vielfachen und höchst lebhaften Eindrücken dieses anziehenden Buches, der flüchtige Anblick des einfachen Naturlebens in den Karpaten wohlthuend und erquicklich. Mit dieser Hinweisung auf reiche Befriedigung des Geistes und des Herzens schließen wir unsere Anzeige eines Buches, das dem Verf. viel Freunde gewinnen — vielleicht auch manchen Gegner versöhnen wird. H. Koenig.

---

Justus und Chrysostomus, Gebrüder Pech. Zeit- und Lebensläufe von Hermann Marggraff. Zwei Theile. Leipzig, Engelmann. 1840. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ich bin keiner von denjenigen Kritikern, die eine Frucht am liebsten anbeißen, wo der Wurm sitzt, nur um mit gutem Gewissen das Gesicht verziehen und sie mit Stumpf und Stiel wegwerfen zu können. Ich lasse mich, wofern es sich der Mühe lohnt, die Mühe nicht verdrießen, den Wurmstich fein und sauber auszuschneiden, und hab' ich dann auch nichts Ganzes und Volles, so bleibt mir doch immer noch ein guter, genießbarer Theil, der oft seine ganz besondern Süßigkeiten hat. So habe ich mir denn auch die „Gebrüder Pech" mundgerecht gemacht und sie mir gut schmecken lassen, so leicht es auch gewesen wäre, mir den Appetit daran zu verderben. Wer Lust hat, sich an ihnen zu ärgern, mag sich ärgern. Die Stellen, wo sie sich angreifen lassen, sind leicht zu finden, sie liegen offen da, ihr Autor deutet selbst darauf hin und macht keine Ansprüche darauf, in ihnen ein unverwundbares Heldenpaar in die Welt gesetzt zu haben. Marggraff gibt seine „Gebrüder Pech" für keinen Roman, für keine Novelle und überhaupt für kein Product in ausgebildeter künstlerischer Form aus, wir haben daher auch nicht derartige Anfoderungen an dieselben zu machen. Er läßt seine beiden Helden, Justus und Chrysostomus, namentlich den letztern, öfters aus ihrem Wesen heraus- und in sein eigenes hineinfallen; aber er hat dessen gar kein Hehl und sagt (Th. 2, S. 93) selbst: „Der Herausgeber dieser Blätter weiß in diesem Augenblicke nicht, ob er ein Stück von dem raisonnirfertigen Chrysostomus Pech oder Chrysostomus Pech ein Stück von ihm ist; er kommt sich beinahe selbst wie ein Mythus vor." Die Verwickelungen und Entwickelungen werden oft gar willkürlich und gewaltsam herbeigeführt; aber auch dessen ist er sich wohl bewußt und hilft sich mit einem humoristischen Sprung

darüber hinweg. „Ein Novellist hätte viel zu thun", sagt er, „wenn er überall nachweisen sollte, wie die Dinge gekommen sind, und hat oft Mühe genug, nachzuweisen, daß sie überhaupt gekommen sind." Solche Hindeutungen und Selbstgeständnisse machen zwar die Sache selbst nicht besser, aber sie nehmen wenigstens der Kritik die Waffen aus der Hand. Es wäre zwar die Frage aufzuwerfen, ob ein Dichter nicht besser thue, Productionen, die er selbst für mangelhaft erkenne, für sich zu behalten. Ich denke aber, das wäre zwar echt künstlerisch, aber sehr unnatürlich. Erst der Meister ist ein Künstler im vollen Sinne des Worts, und es wird kein Meister geboren. Wer kann von vornherein Vollkommenes produciren? Selbst der Genius bringt anfangs oft Ungeschlachtes und Formloses zur Welt. Soll er deshalb bei sich behalten, womit er schwanger geht? Er würde in sich selber ersticken, an seiner eigenen Fruchtbarkeit untergehen. Er muß sich daher vom Halse schaffen, was ihn drückt, damit er frei und leicht werde zu neuen und bessern Productionen. Der Baum schüttelt uns erst seine frühreifen Früchte zu, ehe er uns die echten und vollkräftigen pflücken läßt, und so lange wir diese noch nicht haben, nehmen wir, wenn sie nur guter Art sind, gern mit jenen vorlieb. Und der Markgräfler ist anerkannt ein gutes Gewächs, der auf andern Zweigen schon seine ziemlich ausgewachsenen Früchte getragen hat, und wir müssen daher auch seine minder vollkommenen Gaben mit Empfänglichkeit aufnehmen und nicht allzusehr daran mäkeln.

Indem ich also gesonnen bin, die Gebrüder Pech von ihrer guten Seite darzustellen, muß ich vor Allem sagen, daß sie beide ein paar recht harmlose Naturen sind, die man trotz ihrem etwas wetterwendischen Wesen von Herzen liebgewinnen muß. Es sind keine abgeschlossenen Charaktere, aber doch recht wohl unterscheidbare Persönlichkeiten. Es ist nicht die Form, die sie zu etwas Besondern macht, sondern der Stoff. Sie sind nicht, wie die gemeinen Erdensöhne, aus der ordinairen Erde geknetet. Im Gegentheil, die Erde hat manche Metamorphosen durchmachen, manche Mischungen und Läuterungen erfahren müssen, ehe sie bis zu dem Stoffe durchgedrungen ist, aus dem sie gebildet sind. Es sind ein paar echt animalische Producte; nicht, wie ein marmornes Götzenbild, aus Stein gemeißelt, nicht, wie ein hölzerner Heiliger, aus Holz geschnitzt, sondern, wie eine Wachsfigur, aus Wachs gegossen: darum von geringerem Kunstwerth, minder göttlich, nicht allzu heilig — aber dafür desto menschlicher und fleischähnlicher; von keiner sonderlichen Festigkeit und Formenbestimmtheit, aber dafür desto schmiegsamer und fügsamer, und um so leichter in alle Formen eingehend und sich in allen recht natürlich und wohlgefällig ausnehmend. Und weil es nie die starre Form, nie die bestimmt ausgeprägte Gestalt ist, was sich einschmeichelt und chemisch mit unserm Innern zusammenrinnt, so sind sie denn auch um dieses Stoffs willen recht die Leute dazu, sich bald in unser Herz einzunisten und dort ihre Verwandlungen, ihre Verpuppungen und Entpuppungen durchzumachen. Zeigen sie sich heute als Raupe, morgen als Schmetterling, so bleiben sie doch ihrer substantiellen Natur nach immer Dasselbe: in der kritischen Raupe ist nie der poetische Schmetterling, und im poetischen Schmetterling nie die kritische Raupe zu verkennen.

Justus und Chrysostomus sind ein paar echte Kinder der Zeit, ein paar leibhaftige Söhne Deutschlands. Quitzingen, ihr Geburtsort, ist nicht so klein, als der Verf. es schildert. Es hat seine 30 Millionen Einwohner und drüber, und die Familie Pech spielt eine Hauptrolle darin. Sie hat sich nach allen Seiten hin verzweigt und verbreitet, und wer nicht ihren Namen führt, trägt doch wenigstens ihre Schicksale. Die Stammältern derselben hat uns der Dichter, wenn auch nicht nach allen Seiten, doch in einigen Hauptzügen recht treffend gezeichnet. Der Vater, ein Fabrikherr, hart wie kaltes, die Mutter, eine fromme Frau, weich wie warmes Pech. Starrheit und Zerflossenheit, Materialismus und Nihilismus, Nüchternheit und Schwärmerei: das Plus und Minus der jetzigen Zeit. Entgegengesetzte Größen, als Factoren zusammengestellt, geben stets ein negatives Product, und die Pech'sche Nachkommenschaft mußte daher nothwendig ins Minus zu stehen kommen. Justus und Chrysostomus sind die Repräsentanten derselben, beide zu den beidlebigen, tragikomischen Creaturen gehörig, die gern Fisch und Fleisch sein möchten und darum keins von beiden werden können; beide, wie ein griechisches Medium, zwischen Activität und Passivität, zwischen der Prosa der Industrie und der Poesie des Dolce far niente in der Mitte schwebend, Justus aber mehr nach der handelnden Rechten, Chrysostomus mehr nach der fühlenden, reflectirenden Linken hinneigend. Ihre Erziehung ist trefflich geschildert. Es ist die wahre Normalerziehung für Solche, aus denen nichts werden soll, oder die da auserfehen sind, nachträglich vom Schicksal noch einmal erzogen zu werden. Wenn Justus in die Schule ging, gab ihm die mütterliche Liebe stets ein Regelbuch mit auf den Weg: er solle vor den vornehmen Leuten, besonders vor der Frau Acciseeinnehmerin hübsch die Mütze ziehen, dagegen die Frau Metzgerin u. s. w. bei Leibe nicht grüßen, den Kopf solle er so und die Nase so tragen und ja den Leib so halten, wie ihm derselbe eingerichtet war. Außerdem wurden ihm auch viel Sanitäts- und Präservativmaßregeln eingeschärft: er solle sich hübsch an den Gasseneclen umsehen, damit er nicht überfahren werde; er solle sich hüten, daß ihm kein Ziegel auf den Kopf falle, daß er nicht ausgleite und daß er von keinem Hunde gebissen werde. „Diese Maßregeln", fährt der Verf. fort, „bewirkten gerade das Gegentheil von Dem, was sie bezweckten. Indem sich Justus dieselben wiederholte, ging er vor sich hinsehend, gebückt, ängstlich, ohne alle Haltung; in der Zerstreutheit zog er die Mütze vor der Frau Kupferschmied und ließ sie sitzen vor der Frau Acciseeinnehmerin; um nicht auf der holperigen Gasse auszugleiten, schlenderte er auf dem Bürgersteige hin und gerieth hier mehr als einmal unter die Gerüste von neuzuerbauenden oder auszubessernden Häusern, sodaß er wirklich einmal von einem herabfallenden Steine fast erschlagen worden wäre, und indem er sich einmal an einer Ecke nach einem Wagen umsah, der die Seitengasse etwa herauffahren könnte, wäre er eines Tags beinahe von einem Wagen, der ihm gerade entgegenkam, überfahren worden." Chrysostomus hat wieder seine besondern Leiden. Da er das Nesthäckchen war, so erhielt er nie ein Röckchen von nagelneuem Tuche, sondern immer erst aus der dritten Hand, wobei denn dasselbe, wie der deutsche Kaisermantel, schon etwas heruntergekommen war. Dies war für Chrysostomus von bedeutenden Folgen. Er gewöhnte sich an ein gewisses schlotteriges Wesen und vertiefte sich dafür immer mehr in die Schattentiefe seines Innern. Dieser intuitiven Richtung ist er denn auch fernerhin treu geblieben, wie sie sich denn sehr bestimmt schon in seinem ersten vielbewunderten Bonmot: „Kuck ins Löchel", an den Tag gelegt hatte.

Nicht ganz so gelungen, obschon auch mit pikanten Zügen ausgestattet, ist die Schilderung der Schulzeit. Justus macht hier eine förmlich systematische Entwickelung durch, nach Thesis, Antithesis und Synthesis. Er ist das Muster eines fleißigen, musterhaften Schülers, der sogar Horazische Verse macht und ein blasses Bürgermädchen platonisch liebt. Aber er ist ein Nachtwandler und macht seine besten Arbeiten im Schlafe. Die Ohrfeige eines Conrectors curirt ihn aus diesem Zustande heraus und in eine schwere Krankheit hinein. Von dieser genesen, schlägt er zum absoluten Gegensatz um, wird lotterig, liest Räuberromane, wird selbst Räuberhauptmann unter den Primanern und verliebt sich in ein feuriges Bürgermädchen. Er treibt dies, bis er relegirt wird, fällt abermals in eine Krankheit, genest und wird ein gesetzter ordentlicher Mensch, der nach Quitzingen zurückkehrt und seinem Vater bei den Fabrikgeschäften zur Seite steht. Chrysostomus geht indessen nach Breslau, verfällt auf die Belletristik und macht nun alle Leiden dieser glatteisigen Laufbahn durch. Er wird nun immer dünner und durchsichtiger; und wenn er reflectiren will, stellt sich Hermann Marggraff an seinen Platz und spielt seinen Vormund. Das

lag nahe. Was uns selbst gar zu innerlich berührt hat, können wir am schwersten nach einer fremden Anschauungsweise schildern. Der Verf. hätte daher diese Partie ganz vermeiden, oder den Chrysostomus Pech von Anfang an als den Vertreter seiner selbst anlegen sollen. Chrysostomus geräth zufolge seiner Schöngeisterei in große Noth: die Buchhändler wollen seine Gedichte, der Staat will seine Dienste nicht, der Vater enterbt ihn, seine Geliebte wird von ihm gerissen — er legt es geflissentlich darauf an, wahnsinnig zu werden. Aber auch das gelingt nicht; statt seiner wird es sein Vater, ohne es zu wollen. Dieser stirbt endlich und Justus nimmt den Chrysostomus zum Miterben an. Er begibt sich nun auf Reisen, um Abenteuer zu erleben. Er ist in Berlin, Leipzig, München, erfährt und bespricht hier Dies und Das, schreibt Reiseberichte, flicht interessante Episoden ein, erlebt aber selbst fast nichts und kommt endlich in Dresden wunderlicherweise mit seinem Bruder Chrysostomus zusammen, der unterdessen zu Hause mit einer italienischen Sängerin die Abenteuer erlebt hat, welche Chrysostomus auf seinen Reisen vergeblich gesucht. Die Brüder finden zugleich in Dresden ihre ersten Geliebten, nehmen sie mit nach Quitzingen und heirathen sie.

Man sieht, der Knoten ist ziemlich kunstlos geschürzt, etwa wie Chrysostomus den Knoten seines Halstuchs geschlungen haben mag. Auch durch das Kunstlose kann jedoch der Künstler hindurchblicken, und so läßt sich auch in dieser oft außerhalb der Poesie liegenden Dichtung der Dichter nicht verkennen. Er muß nur nicht im Ganzen, sondern im Einzelnen gesucht werden. Wenn er eine Figur uns im Fluge vorüberführt, ohne sie näher und specieller zu verfolgen, weiß er uns in wenigen, pikanten Zügen stets ein lebendiges Bild von ihr aufzustellen. Seine Charakterzeichnung hat daher etwas Epigrammatisches, Skizzenhaftes. Er besitzt ein scharfes, tiefblickendes Auge für die einzelnen Momente und vorübergehenden Erscheinungen, und sein Griffel ist gewandt genug, sie in leichter, gefälliger Darstellung flüchtig wiederzugeben. Davon zeugen fast alle Nebenfiguren: seine Bürgermädchen, der Doctor Schwesler, die Commissionnaire des nordamerikanischen Mäßigkeitsvereins, Quacker und Kuruffel, die schöne Kathi, die Sängerin Angelika, der Bajazzo Giovanni und vor Allen der Maler Arthur, dessen nur locker eingeflochtene Geschichte unstreitig die beste und genialste Partie des ganzen Buchs ist. Sie bietet, namentlich in ihrer Entwickelung, herrliche dramatische Momente dar und man muß bedauern, sie hier als ein hors d'oeuvre nicht an ihrem rechten Platze genießen zu können. Um jedoch dem Leser von dieser Episode einen Vorschmack zu geben, können wir schließlich nichts Besseres thun, als ihm Arthur in seinem Atelier vorzuführen. „Hättet ihr ihn allein", schreibt Chrysostomus, „in demselben beobachten können, so würdet ihr euch sattsam über ihn verwundert haben. Wenn er an irgend einem Heiligen malte, lispelte er liebreich: „Nun, lieber Junge, ich will dir auch ein recht hübsches Gewand anthun, sei nur hübsch geduldig, während ich dich bekleide; du sollst dich vor deinen Brüdern nicht schämen dürfen, und gut halten will ich dich auch, und ein Kränzlein von Lichtstrahlen will ich um dein Haupt führen, daß die profanen Weltleute mit ihren ehrlosen Glatzen vor dem Glanze deines Heiligenscheins erschrecken sollen" u. s. f. Oder wenn er eine Märtyrerin malte, sagte er wol: „Hübsches Kind, du hast so freundliche, fromme Augen und rothe Bäckchen, daß es eine Lust ist, dich anzusehen; aber es thut mir leid, schön putzen kann ich dich nicht; nur ein grobleinenes Kleid kann ich dir geben und dein Marterwerkzeug in die Hand; ach, gute Katharina, das ist gar traurig, daß du das harte Instrument in die Hand nehmen sollst; aber es kann nicht anders sein, und das Werkzeug wird dir doch Ehre bringen." Und wenn er an einem Schlachtgetümmel malte, rief er mit donnernder Feldherrnstimme: „Immer drauf, alter Kaiserheld! Schlage mir den Hund von Italiener nieder! Er verdient's, der Verräther! Rasch heran, ihr jungen Helden, Blüte der deutschen Ritterschaft! Verlaßt euern Kaiser nicht!" u. s. w. Dann wieder lief er zu einem Bilde, welches eine alte Frau darstellte, und schmeichelte ihm und sprach: „Liebes Mütterchen, wie befindest du dich?" — „„Danke, guter Herr, befinde mich gar wohl!"" — „Hält auch noch dein warmes Camisol?" — „„Ei, das hält!"" — „Sitzt auch dein Häublein noch fest?" — „„Ei, das sitzt!"" — „Halten auch die blauen Bänder noch Farbe?" — „„Ei, die halten!"" — „Wußt's wol, liebes Mütterchen; habe mir auch keine Mühe verdrießen lassen, dich recht warm und dauerhaft zu kleiden. Nun muß ich aber gehen und dem guten Väterchen sein rothes Sammtkäppchen aufsetzen; er hat so wenig Haare, daß es ein Jammer ist, und ich möchte um aller Welt willen nicht, daß ihn fröre.""

So schreibt Chrysostomus über Arthur, und es thut Einem recht weh, daß er hernach noch so Trauriges von ihm zu erzählen hat.

Richard Morning.

---

## Literarische Notizen.

Die beiden letzten Bände von Jesse's „Memoirs of the court of England during the reign of the Stuarts" u. s. w. rechtfertigen die Erwartungen, welche man nach dem Vorgange der beiden ersten von ihnen hegen mußte, mehr als zur Genüge. Die Darstellung der Geschichte des Protectorats im dritten Bande bildet in der englischen Literatur ein würdiges Seitenstück zu den Memoiren über Napoleon von Lewis Goldsmith u. A. Die Quintessenz des Raisonnements, zu welchem Jesse durch Cromwell's Geschichte geführt wird, liegt in den merkwürdigen Worten: „Die Geschichte hat es gezeigt, daß der Patriot oft der ärgste Feind der niedern Stände ist, und daß es für den Armen besser ist, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, indem er dem Despoten den Purpurmantel webt, als seine Emancipation den Täuschungen des Republikanismus anzuvertrauen." Nicht minder merkwürdig sind im J. 1840 bei einem englischen Geschichtschreiber die Worte, in welchen Jesse die einzige Genugthuung für seinen durch Cromwell tief gekränkten Royalismus zu finden scheint: „Es wäre eine Beleidigung für die großmächtigen Todten gewesen, wäre es Cromwell, dem Vernichter des Königthums, dem Mörder seines letzten Vertreters, gestattet gewesen, seine Asche mit der ihrigen zu vermischen. Aber unsere alten Herrscher, sie schlafen wohl, und Cromwell liegt unter dem Galgen von Tyburn" — im J. 1840, wo man in Frankreich die Reste eines zum mindesten ebenso großen Usurpators aus einer andern Hemisphäre heim holt, um sie als die eines anerkannt legitimen Herrschers zu bestatten. Auf Cromwell's Lebensgeschichte folgt die seiner Gattin und Tochter, Mistreß Ireton. In der Lebensgeschichte Karl's II. ist natürlich Alles aufgeboten, um diesen Fürsten als ein Muster von Liebenswürdigkeit darzustellen, und dennoch kann man trotz dieser Bemühung auch nach dieser Schilderung nicht umhin, die düstere Einfachheit des Protectorats der glänzenden Verderbtheit des Hofes Karl's ohne Widerrede vorzuziehen. Der schlagendste Beweis dafür ist das Inhaltsverzeichniß des vierten Bandes: er enthält die Memoiren über die 13 illegitimen Kinder Karl's, über seine acht anerkannten Maitressen; die Geschichte Jakob's II., seiner beiden Gemahlinnen, seiner fünf Maitressen und seiner zwei illegitimen Kinder. Die benutzten Quellen ermangeln zum guten Theile ebenso sehr aller historischen Autorität und Unparteilichkeit wie in den ersten beiden Bänden. Hiernach ist die Wiederholung alter, als gänzlich ungegründet erwiesener Anekdoten leicht erklärlich, wie die Erzählung von Cromwell's Entschlusse zur Auswanderung nach Amerika und dessen Verhinderung durch einen Rathsbefehl und mehre andere solche sind.

---

Von Lady Bulwer soll eine Novelle erscheinen unter dem Titel: „The budget of the bubble family." 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 281. —— 7. October 1840.

Cordelia. Von der Verfasserin der Agnes von Lilien. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1840. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Wir machen im Leben öfters die Erfahrung, daß Ereignisse, die während ihres Entstehens und Waltens und auch noch in der nächsten Zeit nach diesem die Gemüther der Menschen in Spannung erhielten, begeisterten, beschäftigten, dann allmälig in ein gewisses Dunkel treten und, wenn auch nicht vergessen, doch neben andern Ereignissen mit Gleichgültigkeit betrachtet werden. Der Leichtsinn der Menschen, der beständige Wechsel der Dinge, das verschiedenartige Interesse verschiedener Zeiten, die Schnelligkeit, womit, vor allen in unsern Tagen, ein großes Ereigniß das andere verdrängt, machen dieses erklärlich. In späterer Zeit, wenn die Liebe zu einer frühern lebendig wird, wenn die Geschichte jene Ereignisse in ihren Schoos aufgenommen, sie mit kräftigem Griffel gezeichnet, oder mündliche Überlieferung dieselben mit einem gefälligen Duft umgeben hat, dann erscheinen sie in neuem Glanze, belehren, entzücken und begeistern ein späteres Geschlecht. Zwischen dem glorreichen Freiheitskampfe 1813 und der nächstfolgenden und unsern Tagen ist der Raum noch nicht so groß, daß die letztere Epoche hätte eintreten können; und doch sollte eine Zeit wie jene besonders fest gehalten werden, eine Zeit, die, wenn je eine, recht geeignet war, sittlich zu wirken. Um so erfreulicher ist es, wenn dieselbe dem gegenwärtigen Geschlechte einmal lebendig vorgeführt, wenn die Jugend erinnert wird, was die Väter litten und thaten, wenn besonders der dem Kriegerstande sich widmenden der Geist geschildert wird, der damals die Krieger beseelte, die Begeisterung, die in jener Zeit ganze Heere wie den Einzelnen durchdrang.

Zu dieser Bemerkung veranlaßt uns der jüngst erschienene Roman „Cordelia", von der Verfasserin der „Agnes von Lilien". Seit dieser letztere bekannt wurde, sind bereits mehr als vierzig Jahre verflossen, und Mancher, der jene Bezeichnung der Verfasserin auf dem Titelblatte erblickt, wird vielleicht, vorgreifend, die Meinung fassen, in so geraumer Zeit werde die Liebe, das Gefühl, das Feuer, welches den frühern Roman so anziehend machte, abgeschwächt, erloschen sein. Er wird sich auf eine angenehme Weise getäuscht finden. Ja, wir behaupten, daß jene Eigenschaften nicht nur nicht geschwächt, sondern in reicherm Maße wieder erscheinen, und auf einer um so höhern Stufe, je größer der Gegenstand, den der vorliegende Roman behandelt, je höher er über dem des frühern steht; wozu denn der erfreuliche Umstand kommt, daß lange Erfahrung, mächtige seit dem Erscheinen der „Agnes von Lilien" erlebte Ereignisse, und daran sich immer höher bildender Verstand dem neuen Romane eine Gediegenheit geben, die in diesem Maße sich in dem Vorgänger nicht finden konnte.

Einem Misverständnisse, welches die oben gemachte Bemerkung veranlassen könnte, müssen wir hier sogleich begegnen. Der Roman „Cordelia" gibt nicht eine Geschichte jener denkwürdigen Jahre, in eine erfundene Erzählung verflochten, wie etwa Rellstab's Roman „1812". Er dreht sich vielmehr seinem Hauptbestandtheile nach um Gefühle und Begeisterung, wie sie die Herzen der edelsten Jünglinge jener Zeit, um Gedanken, wie sie die tüchtigsten Männer erfüllten. Diese Gefühle, diese Gedanken festzuhalten, in einem lebendigen Bilde, einem Familiengemälde aufzubewahren, das war die Aufgabe der Verfasserin. Gewiß eine höchst würdige, für deren Ausführung die gegenwärtige Zeit wie die kommende dankbar sein wird. Es fehlt nicht an Darstellungen unserer Zeit und wird nicht an Schriftstellern fehlen, welche die großen Ereignisse des Freiheitskrieges mit Sachkenntniß, Kritik, auch wol mit Kraft und Begeisterung darstellen werden. Aber was die eigentlich bewegende Kraft, die Seele der großen Bewegung war, diese begeisterte Vaterlandsliebe, dieser edle Stolz, der sich gegen ein fremdes Joch empörte — das mußte von einem Zeitgenossen festgehalten werden, von einem Geiste, der, für das Große und Edle empfänglich, das Alles unmittelbar empfand, der Theil nahm und mitlitt und mitjubelte. So mögen wir uns freuen, daß es eine Frau ist, die eine solche Schilderung unternahm. Frauen haben den lebendigsten Sinn, die natürlichste Empfänglichkeit für Entschlossenheit, Muth, Tapferkeit des Mannes; sie bedürfen dieser zu ihrem Schutze, und so wissen sie dieselben zu schätzen. Wir wissen ja, wie groß die Theilnahme, die Begeisterung der Frauen während des Freiheitskrieges war, wie diese manche selbst in die Reihen der Männer riß.

Zu dieser Empfänglichkeit des Gefühls, dieser Begei-

sterung für das Große kommt bei der Verfasserin der „Cordelia" der glückliche Umstand, daß sie viel und lange in bedeutenden Verhältnissen lebte. Bekanntlich ist sie eine Schwägerin Schiller's; mit ihm in Weimar lebend, war sie ein Glied der gebildetsten Societät und stand dem edelsten Hofe nahe. Verbunden mit einem hochgestellten, in höhern Kreisen thätigen Gatten, lernte sie das große Leben kennen, und in weitern Räumen hatte sie reiche Gelegenheit, die Menschen kennen zu lernen. Daß sie Elemente wie die angedeuteten mit dichterischem Sinn aufzufassen weiß, daß der entsprechende Ausdruck ihr zu Gebote steht, daß sie leicht, gewandt, anmuthig schreibt, davon ist der vorliegende Roman, die Erfindung, die Ökonomie desselben, die Darstellung ein schönes Zeugniß.

Einfach, wenig complicirt ist das Ereigniß, welches die Grundlage desselben macht. Heimburg, ein deutscher Edelmann, findet in Florenz die Schwester eines Jugendfreundes, des Grafen Turn, Hortensia, an einen vornehmen, reichen Italiener verheirathet, aber unglücklich. Nur ein Sohn dieser Ehe, Ferdinand, knüpft sie an die Welt. Durch Heimburg erfährt sie, was Liebe ist. Er weckt in ihr die schlummernden geistigen Kräfte und führt sie auf eine hohe Stufe der Bildung; aber sie muß diese theuer bezahlen. Eine leidenschaftliche Liebe zwischen dem Lehrer und der Schülerin gibt ihr einen zweiten Sohn, aber erfüllt ihr übriges Leben mit Reue und Schmerz. Eine tödtliche Krankheit des Gatten gibt Hoffnung auf eine Lösung des unglücklichen Bandes; doch er geneset körperlich, und sein zerrütteter Geist gibt der Gattin Anlaß, in Pflege des Gatten für ihre Schuld zu büßen. Heimburg muß sie verlassen. Er kehrt nach Deutschland zurück und nimmt das Gut des nicht längst verstorbenen Vaters im Besitz. Um sich kräftiger wieder an das Leben anzuschließen, das ihm so trübe geworden, auch, um dem Wunsche der Geliebten zu genügen, vermählt er sich mit Mathilden, die ihm zwei Töchter, Cordelia und Marie, gebiert. Die französische Despotie nöthigt den deutschen, für das Vaterland wirkenden Mann zu fliehen; er begibt sich nach Östreich, wo er die Schlachten an der Donau mitkämpft. Indeß nimmt sich der Jugendfreund Turn der Familie des Freundes an, sorgt für die Bildung der Töchter, von denen die ältere ihm Neigung und hohe Achtung einflößt, und ladet sie nebst der Mutter auf sein Besitzthum ein. Mathilde, mit den Töchtern dahin reisend, erneuert unterwegs die Bekanntschaft mit einer Verwandten, Frau von Freiburg, deren ältester Sohn, Edgar, auch unter den östreichischen Fahnen streitet. Erzählungen von ihm, aus dem Munde der Mutter und eines würdigen Lehrers, lassen in Cordeliens Busen eine Ahnung von Liebe entstehen. So kommt sie nach Turneck, dessen Besitzer eine Verlobung zwischen ihr und seinem Neffen Ferdinand, dem Sohne Hortensiens und, wovon Turn nichts ahnet, Heimburg's, vermittelt. Jener hieß ursprünglich Gustav; aber die Mutter hatte ihm den Namen des ältern, rechtmäßigen Sohnes, der im Kampfe für das Vaterland geblieben war, beigelegt. Cordeliens Inneres widerstrebt dieser Heirath, da sie Ferdinanden nicht achten kann; aber da Turn und die Mutter in sie bringen, und auch der von Turn befragte Vater, der in dem Werbenden den echten Ferdinand sieht, durch ein Schreiben beistimmt, ergibt sie sich. Nun erscheint Edgar in Turneck, und ihr Unglück ist entschieden mit ihrer Liebe, der Edgar leidenschaftlich, aber in höchster Würde begegnet. Indeß wird die Vermählung mit Ferdinand beschleunigt. Aber am Abend des Hochzeittages, da Edgar im tiefsten Schmerz Turneck verlassen, stößt er auf Heimburg, den eben Räuber überfallen haben; er rettet ihn, doch wird derselbe schwer verwundet nach Turneck geschafft. Hier wird ihm die durch jene Namenvertauschung erzeugte Verwirrung klar; aber der Tod hindert ihn an völliger Lösung derselben. Er hat nur Turn das Versprechen abgenommen, Ferdinanden von Cordelien entfernt zu halten, bis Hortensien die Sache vorgelegt worden. Turn ahnet den Zusammenhang. Er entfernt Ferdinanden und reiset mit der Familie Heimburg's nach Florenz, wo eben Hortensia gestorben ist. Die Auflösung rückt näher. Inzwischen erhebt sich Deutschland gegen den Unterdrücker; Edgar, mit den Preußen kämpfend, erscheint im glänzendsten Lichte. Das unglückliche Verhältniß Hortensiens zu Heimburg wird durch einen Mönch, in dem jene einen würdigen Beichtiger gefunden, völlig aufgeklärt; Ferdinand's Ehe wird getrennt und Edgar'n mit der Freude des Sieges Cordelia zu Theil.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Die londoner Zeitungen.

The Journals of the Metropolis. By the author of „The Great Metropolis". London 1840.

„Eine londoner Zeitung ist ein Buch, ein ziemlich ansehnliches Buch, das in einer einzigen Nacht zu Stande gebracht wird", sagte Lord Lyndhurst, als er im vorigen Jahre bei einem literarischen Festmahle den Vorsitz führte. Und er hat Recht; eine londoner Zeitung ist allerdings ein Buch, das Wenige würden allein schreiben können, wenigstens nicht unter einem Monate, das aber in Folge einer systematischen Arbeitstheilung jede Nacht geschrieben, gesetzt, corrigirt, revidirt und gedruckt wird, und zwar zwischen Abends 7 und früh 5 Uhr. Bei einem Abendblatte muß die Arbeit natürlich am Tage gethan werden, aber die Abendblätter Londons sind im Verhältniß von geringer Bedeutung; die großen Morgenzeitungen leiten die öffentliche Meinung und sind der Ausdruck derselben.

Die Morgenzeitung wird also wesentlich in der Nacht geschaffen und die beschwerlichste Arbeit dabei meist dann gethan, wenn die große Mehrzahl Derer, für welche sie gethan wird, in den Armen des süßen Schlafes ruht, welche Gunst die erschöpften Arbeiter selbst selten eher erhalten, bis

> Night's candles are burnt out, and jocund day
> Stands tip-toe on the misty mountain tops.

Gegen 1 oder 2 Uhr Nachmittags fängt der Hausmann in dem Bureau der Morgenzeitung an den Schmuz von der vorigen Nacht wegzukehren und die Zimmer für Das vorzubereiten, was kommen soll; um 5 oder 6 Uhr vielleicht kommen die verschiedenen Redacteuren auf etwa eine Stunde dahin, um ihre Briefe zu lesen oder die begünstigten Wenigen zu empfangen, die um diese Zeit bestellt wurden, ungefähr wie manche Minister einen Blick in ihre Bureaus thun, ehe sie in „das Haus" sich begeben. Der Unterredacteur fängt kurz darauf an, die Abendzeitungen zu studiren, aus denen er mit einer Schere Das herausschneidet, was in Bereitschaft gehalten wird

für das unersättliche Verlangen des Druckerburschen nach „mehr Manuscript". Die Briefe von zufälligen Correspondenten werden zu demselben Zwecke bereit gelegt, und die Policeiberichte, sowie die verschiedenen heterogenen Mittheilungen geringer Mitarbeiter, von dem kritischen Auge des Unterredacteurs gemustert, von dem der allgemeine Charakter des Blattes mehr abhängt als von dem Talente des Hauptdirectors der Anstalt. Die Reporters, welche den Sitzungen der Gerichte am Vormittage beiwohnten, erscheinen allmälig, und die meisten derselben werden später in dem Hause der Gemeinen wieder verwendet und schreiben nun ausführlich nieder, was sie sich notirt haben.

Um 8 oder 9 Uhr hat jeder Theil des Bureau ein geschäftiges Aussehen gewonnen; um diese Zeit sind die ersten sechs oder acht Reporters aus den beiden Häusern des Parlaments zurückgekommen, und der Hauptredacteur ist nun im Stande, nach den Berichten, die sie bringen, zu beurtheilen, ob die Debatten für den Abend sich in die Länge ziehen dürften, oder ob sich eine frühzeitige Vertagung erwarten läßt. Da jedoch das Berichterstatten über die Verhandlungen im Parlamente in den letztern Jahren so außerordentlich wichtig für die londoner Morgenblätter geworden ist, so müssen wir das System etwas ausführlicher erklären, nach welchem ein vollständiger Bericht über eine acht- bis zehnstündige Debatte fast jeden Tag drei bis vier Stunden nach der Vertagung der Sitzung niedergeschrieben, gesetzt, gedruckt und unter das Publicum gebracht ist.

Es läßt sich leicht denken, daß ein Bericht, der häufig 18—20 Riesenspalten in den „Times" oder dem „Chronicle" einnimmt, unmöglich von einem einzigen Menschen in dieser kurzen Zeit niedergeschrieben werden kann. Das bloße Copiren würde für den gewandtesten Schreiber eine Aufgabe sein, die er kaum in einem Tage lösen könnte, wendete er auch alle 24 Stunden darauf. Was aber für einen Einzelnen unmöglich ist, wird den vereinten Bemühungen Mehrer leicht. Das sogenannte Parlamentscorps besteht in einigen Bureaus aus 8, in andern aus 10, 12 und selbst 16 Mitgliedern, je nachdem mehr oder minder Werth auf die Treue und Vollständigkeit des Berichts gelegt wird. Die Herren nun, welche dieses Corps bilden, theilen den Abend untereinander. Der erste findet sich auf der Reportergalerie in dem Hause der Gemeinen um 4 Uhr ein, zu welcher Zeit das Haus sich gewöhnlich versammelt und bleibt da dreiviertel Stunden, worauf ihn ein zweiter ablöst, der wieder seine dreiviertel Stunden bleibt und so fort, bis das ganze Corps durch ist, worauf Derjenige, welcher den Anfang machte, zum zweiten Male hingehen muß und die übrigen der Reihe nach ihm wieder folgen. Das System der Ablösung ist in den verschiedenen Bureaus verschieden. Angenommen, es gebe sieben Reporters für das Oberhaus und sieben für das Unterhaus, so trifft es sich vielleicht, da die Debatten selten zu gleicher Zeit in beiden Häusern wichtig sind, daß einer bei der dritten Ablösung zur Vertagung kommt; in diesem Falle — wenn die Lords, die meist eine Stunde später zusammenkommen als die Gemeinen, sich von 7 Uhr vertagen — übernimmt der siebente Mann bei den Lords die achte Ablösung bei den Gemeinen, der sechste die neunte und so fort, sodaß die unbeschäftigten Lords men (Berichterstatter beim Oberhause) alle für diesen Abend Commons men (Berichterstatter bei dem Unterhause) werden. Dieses Ablösungssystem kommt den Uneingeweihten ungemein complicirt vor und hat für die Reporters selbst das Unangenehme, daß sie nie wissen, bis das eine oder das andere Haus sich vertagt, wie oftmals an dem Abend die Reihe sie treffen wird. Die Minuten werden dabei höchst gewissenhaft gezählt, denn wenn die Vertagung nur eine Minute nach drei Viertel stattfindet, so reicht sie hin, den betreffenden für den andern Tag zum Ersten zu machen; auf der andern Seite ist vielleicht ein Reporter in das Haus gegangen, hat da eine halbe Stunde und länger gewartet, und eben da der Uhrzeiger die wichtige Stelle auf dem Zifferblatte erreicht, wird zur Vertagung geschritten, sodaß der Reporter mit der Überzeugung fortgehen muß, die Reihe werde ihn erst in mehren Stunden wieder treffen und er, im Falle das andere Haus seine Sitzungen bis früh um 2 oder 3 Uhr ausdehnt, so lange aufbleiben müßte, um zu warten, ob ihn die Reihe noch einmal trifft. Wo das Reportercorps zahlreich ist, kommt es nie vor, daß Einer drei Mal in die Sitzungen sich begeben muß; bei geringern aber trifft sich dies häufig. Die Minuten werden, wie bereits erwähnt, äußerst gewissenhaft gezählt. In dem Augenblicke, in welchem Eines Zeit um ist, verläßt er seinen Platz und sollte sein Nachfolger nicht pünktlich sein, so wird auf ihn durchaus nicht gewartet und er muß die Lücke, die durch seine Nachlässigkeit entsteht, so gut es geht, ausfüllen. Es besteht zwischen den verschiedenen Zeitungsbureaus das herkömmliche Übereinkommen, einander in solchen Fällen beizustehen, indem das eine Bureau Abzüge von solchen Theilen der Debatte gibt, welche in dem Bericht der Zeitung eines andern vielleicht nicht vollständig sind. Diese Ausgleichung kann aber natürlich nur erst spät in der Nacht geschehen, wenn der Bericht des aufmerksamern Reporters niedergeschrieben und gesetzt ist. Solche Unregelmäßigkeiten machen stets große Störung und ein häufiges Vorkommen würde die Entlassung des Schuldigen zur Folge haben.

In der Zeit von dreiviertel Stunden muß oft so viel notirt werden, daß der Reporter zum vollständigen Niederschreiben fünf bis sechs Stunden braucht. Ein Uneingeweihter glaubt vielleicht, es mache einem Reporter Vergnügen, die Reden eines vorzüglichen Sprechers des Tages zu notiren, und er finde es dagegen außerordentlich lästig, auf den Unsinn Derjenigen zu hören, welche mit ihrem unnützen Geschwätze das Haus ermüden. Nichts kann weiter von der Wahrheit entfernt sein als eine solche Annahme. Der albernste Schwätzer ist der größte Liebling der Galerie, denn seine Bemerkungen lassen sich leicht in wenige Zeilen zusammendrängen. Sobald er sich erhebt, werden die Federn und Bleistifte sämmtlich weggelegt und die Reporters, welche „daran" sind, beten im Stillen, das ehrenwerthe Mitglied möge so lange schwatzen, als ihre Zeit dauere. Die größte Freude aber für einen Reporter ist eine Abstimmung und da die neuere Gewohnheit, die Namen der Mitglieder niederzuschreiben, weit mehr Zeit verlangt, als es früher der Fall war, so besitzt diese Neuerung den allgemeinen Beifall der Galerie. Eine Abstimmung nimmt, wenn es ein volles Haus ist, 25—35 Minuten hinweg, und diese Zeit wird dem Reporter auch für seinen Theil mit angerechnet. Während das Haus abstimmt, müssen sich die Fremden bekanntlich aus dem Saale entfernen, und für die Bequemlichkeit der „Herren von der Presse" befindet sich ein Zimmerchen hinter der Galerie, in welches sich die Mitglieder des vierten Standes begeben, um über die Debatte, die eben zum Schluß gekommen ist, sich auszusprechen, oder um einen Theil der bereits genommenen Notizen auszuarbeiten und so die Arbeitszeit im Zeitungsbureau sich abzukürzen. Auch werden bei dieser Gelegenheit Notizen verglichen, Misverständnisse verbessert und die lateinischen Citate in Ordnung gebracht, oder wenn sie nicht gehört oder nicht verstanden wurden, unbarmherzig der Vergessenheit übergeben.

Auch eine andere Classe von Rednern steht bei der Galerie in großer Gunst, die Herren nämlich, welche ihre Reden fertig geschrieben in das Bureau einer oder mehrer Zeitungen schicken. Dieses System ist bisweilen so weit getrieben worden, daß eine Rede, die am Abende gehalten werden sollte, früh schon dem Reporter übergeben wurde, sodaß sie in der Galerie mit Muße gelesen war, ehe das ehrenwerthe Mitglied sich noch erhoben hatte. Ja, man kennt sogar Beispiele, daß Reden in den Abendblättern gedruckt und mit der Post mehre Stunden vorher versendet waren, ehe sie wirklich gehalten wurden; doch das sind außerordentliche Fälle, die nicht oft vorkommen und deshalb um so höher geschätzt werden.

Eine andere große Freude für den Reporter ist die Zählung der Mitglieder des Hauses. Wenn irgend ein Mitglied meint, es wären weniger als 40 anwesend, so hat er das Recht,

den Sprecher aufzufodern, das Haus zählen zu lassen. Der Sprecher befiehlt sodann den Fremden sich zu entfernen und die Zeit, die drüber vergeht, reicht hin, diejenigen Mitglieder, die sich in der Bibliothek ꝛc. befinden, herbeizubringen, sodaß das Haus vollständig wird. Kommt indeß die nöthige Anzahl nicht zusammen, so erklärt der Sprecher das Haus für vertagt, und die Reporters wie die Gesetzgeber können über ihren Abend verfügen, wie es ihnen gefällig ist. Es gibt keine bessere Methode, sich bei der Galerie in Gunst zu setzen, als den Sprecher häufig aufzufodern, das Haus zählen zu lassen. Diese Zählung kommt gewöhnlich zwischen 6 und 8 Uhr vor, zu welcher Zeit das Haus am schwächsten besetzt ist, weil viele Mitglieder dann ruhig ihre Abendmahlzeit halten.

Wir haben von den Annehmlichkeiten und Freuden gesprochen; nun müssen wir uns auch zu dem Gegentheile wenden. Der Leser denke sich einen langweiligen Schwätzer, der in seinem Leben nur zwei Gedanken gehabt hat und nicht im entferntesten einen Begriff besitzt, diese zwei Gedanken auf irgend erträgliche Weise von sich zu geben. Ein solcher Mann soll nun im Parlamente sitzen, gern reden und vielleicht eine große Anzahl Actien von einer Morgenzeitung haben. Seine Reden müssen natürlich in völliger Ausdehnung mitgetheilt werden; die Auslassung einer einzigen Sentenz ist ein entsetzliches Vergehen, und sollte zufällig irgend ein guter Freund „Hört!“ gerufen haben, wenn der Redner innehielt, um neue Worte zu sammeln, und der Reporter versäumte, dieses „Hört!“ anzuführen, so würde er nie Verzeihung erlangen. Es gilt nichts für schrecklicher, als die Rede eines Eigenthümers oder eines gewichtigen Freundes einer Zeitung berichten zu müssen.

Nicht angenehmer ist es, wenn der Führer auf der Minister- oder Oppositionsseite des Hauses sich eben erhebt, wenn ein Reporter anfängt. Redet Peel, Russell, Wellington, Melbourne oder Brougham, so wird jedes Wort sorgsam aufgefaßt, und eine halbstündige Rede gibt den unglücklichen Reporter nach seiner Rückkehr in das Zeitungsbureau auf wenigstens vier Stunden angestrengte Arbeit. Bisweilen ist er vielleicht mit dem Ausarbeiten seiner Notizen noch nicht fertig, wenn er schon wieder in das Haus eilen muß, und kommt er dann zurück, so hat er natürlich den ersten Theil seiner Arbeit erst zu beendigen, ehe er an Das gehen kann, was er bei dem zweiten Besuche sammelte.

Die Beschäftigung eines Parlamentsreporters ist eine Art Lotterie, ein Hazardspiel, wobei Einer bisweilen lange Glück hat, jede Nacht eine Abstimmung oder einen Schwätzer findet, während ihn dagegen ein andersmal an einem und demselben Abende zweimal schwere Arbeit trifft, sodaß er vor 7 Uhr früh nicht in das Bett kommt und mit der Überzeugung in dasselbe geht, den Nachmittag mit Kopfschmerzen u. s. w. zu erwachen. Die Arbeit des Reporter ist also bisweilen viel mühseliger, im Ganzen jedoch weit leichter als die, welche den Redacteur obliegt. Die Materialien, welche der Reporter zu verarbeiten hat, liegen vor; sind die Reden, die an dem Abende gehalten wurden, langweilig, so fodert man von ihm nicht, sie unterhaltender zu machen oder Beredtsamkeit da zu schaffen, wo das Haus die gewöhnlichsten Gemeinplätze anhören mußte. Nicht so der Redacteur. Ein gewisser Raum muß mit Bemerkungen gefüllt werden, welche einen Anschein von Originalität haben, und jede Nacht strengt er deshalb seinen Kopf an, Reflexionen über die Tagesvorfälle ans Licht zu bringen. Niemand, wer es nicht selbst erfahren hat, kann sich die geistige Anstrengung denken, die bisweilen von einem Zeitungschreiber gefodert wird, wenn es ihm vielleicht Krankheit, Privatkummer, Erschöpfung u. s. w. fast unmöglich machen, sich von den Gedanken loszureißen, die ihn ausschließlich beschäftigen. Bei sehr bedeutenden Zeitungen sind deshalb auch für immer mehre Mitarbeiter engagirt und selten fehlt es an Dilettantenbeiträgen. Diese aber sind freilich nicht immer so gut, daß der Herausgeber sie für die seinigen anerkennen mag, obgleich der Verf. ein Mann ist, der durch Zurückweisung seines Manuscripts nicht beleidigt werden darf. In solchen Fällen wird dann meist dem Artikel eine Einleitung vorgesetzt, in der man sagt, er rühre von einem Correspondenten her, weshalb der Redacteur für den Inhalt nicht verantwortlich sein könne. Aber wehe dem Redacteur, der sich für gewöhnlich auf einen Andern als sich selbst bei den „leitenden Artikeln“ (leading articles) verläßt. Ein solcher Artikel, auch wol zwei müssen geschrieben werden, und wenn kein Tagesereigniß den Gegenstand dazu hergibt, so muß ein Gegenstand geschaffen, oder ein alter wieder vorgenommen werden. Über einen alten Gegenstand zu schreiben, ist eine Lust. Die Argumente von beiden Seiten erscheinen wie alte Bekannte, die Feder fliegt über das Papier, und die Gedanken, die man nur aus Artigkeit so nennt, folgen rascher aufeinander, als die Hand sie auf dem Papiere festzuhalten vermag. Eine andere große Erleichterung für den Redacteur ist es, wenn er am vorigen Tage von einem andern Blatte recht derb angegriffen wurde. Das Publicum erwartet natürlich eine Antwort, sie wird gern gegeben und so eingerichtet, daß der Gegner etwas darauf sagen und so Gelegenheit zu einem zweiten Artikel geben muß. Solche gegenseitige Zänkereien kommen nicht vor während der Sitzungen des Parlaments und wenn wirklich interessante Ereignisse geschehen; aber in der Gurkenzeit, im August und September, wenn alle Welt die Stadt verlassen hat und in den Clubs selbst für Geld und gute Worte keine Lüge zu haben ist, gewährt ein unschuldiges Lanzenbrechen zwischen „Times“ und „Chronicle“ den Lesern Unterhaltung und den Herausgebern der beiden Blätter einige Erleichterung und Erholung.

(Der Beschluß folgt.)

## Kunstnotiz.

Die in diesem Jahre von der französischen Schule in Rom eingeschickten und in der Akademie der schönen Künste zu Paris ausgestellten Kunstwerke werden in den pariser Journalen als im Ganzen sehr unbedeutend bezeichnet, denn obgleich keins derselben einen scharfen Tadel verdiene, so sei auch keins jener aus dem Herzen kommenden Lobsprüche würdig, welche zu ertheilen ebenso angenehm sei als zu empfangen. Früher hätten sich wenigstens die Arbeiten der Architekten durch die Neuheit der Gegenstände bemerkbar gemacht, das sei aber in diesem Jahre keineswegs der Fall; auch seien die Architekten sehr faul gewesen und hätten nur wenig Entwürfe eingeliefert. Unter den Sculpturen bemerkt man mit Vergnügen eine kleine Statue von Chambard, darstellend eine junge Nymphe, welche neugierig auf das Geräusch einer Muschel hört, die sie nahe vor das Ohr hält. Es ist in dieser Darstellung viel Anmuth und Wahrheit, wie spielend und dürftig im Grunde der Gegenstand auch ist. Eine kleine Skizze von Ottin, eine junge Nymphe darstellend, welche im Spiele einen jungen Mann bekränzt, verdiente eine Ausführung im Großen. Die Gemälde zeigen im Ganzen keine Kraft, keinen Charakter und sind zum Theil sehr trocken. Das größte, der Dimension nach, ist der gefesselte Prometheus von Jourdy, aber das Bild ist kalt, obgleich es einige verdienstliche Details hat. Überhaupt quälen sich die französischen Maler in Rom zu viel mit mythologischen Gegenständen und mit Nachbildungen der Antike. So hat Papety auf einem Gemälde Frauen an einer Quelle dargestellt, in der Manier der griechischen Maler, wovon man sich nach den Schriftstellern und den in Herculanum gefundenen Bildern einen ungefähren Begriff machen kann. Der Gegenstand ist übrigens nicht geistlos behandelt. Ein Mercur, welcher dem Adler Jupiter's Ambrosia reicht, von demselben Maler, möchte noch das gelungenste Bild auf dieser Ausstellung sein; zwei andere Bilder von Murat und Pils — letzterer behandelt den schon müde und todt gehetzten Gegenstand, wie Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben werden — sind misrathen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 282. —— 8. October 1840.


Cordelia. Von der Verfasserin der Agnes von Lilien. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 281.)

So ist die Geschichte im Roman eine sehr einfache, eigentlich nur ein Familiengemälde. Wer, an die neuesten, namentlich französischen Romane gewöhnt, Pikantes, Ungewöhnliches, nur schlagende, über die Region des Wirklichen hinausgehende Effecte will, der wird durch die obige Mittheilung von der Lecture des Buchs abgeschreckt werden und dasselbe, als unter den Anfoderungen, unter der Höhe der Zeit stehend, im voraus verwerfen. Ein solcher Kritiker wird nicht empfänglich sein für die Weise, in der ein dichterischer Geist durch einen großen Hintergrund, durch begleitende großartige Zeitmomente auch dem Einfachen Bedeutung, Gehalt und Größe zu verleihen weiß. Die Verfasserin der „Cordelia" hat ohne Zweifel wohl erkannt, was es ist, das so einfachen, idyllischen Scenen, wie sie in Goethe's „Hermann und Dorothea" uns vorgeführt werden, eine Bedeutung gibt, die dieses Gedicht zu einem der erhabensten unsers Jahrhunderts macht. In der „Cordelia" ist die große Zeit, die sich aus der französischen Revolution entwickelte, deren Blüte die Freiheitskriege der J. 1813 und 1814, der Hintergrund, das eigentliche Motiv, welches der Erzählung Halt, Bedeutung und Weihe gibt. Sehr geschickt ist dieses ganze große Weltereigniß in den Roman verflochten. Gleich im Anfang wird des unglücklichen Feldzugs (1792), der den Kampf mit Frankreich eröffnete, gedacht, und in dem Verhältnisse eines jüngern, aufgeregten Mannes zu einem ältern, erfahrenern der Enthusiasmus, der auch Deutsche im Anfange der Revolution ergriff, mit der ruhigen, ahnungsvollen Betrachtungsweise deutscher vaterländischgesinnter Männer contrastirt. So greifen die Kriege und Schlachten, die Unterdrückung des Gewaltigen, der aus jener Revolution hervorging, in das innerste Leben der im Roman spielenden Personen und deren Familien ein. Jener aufgeregte Jüngling hat seinen Irrthum erkannt; er steht als Krieger Napoleon's dem edeln deutschen Manne gegenüber, der einst ihn warnte, den des Eroberers Gewalt den heimischen Herd zu verlassen zwang. Die Gewaltthätigkeiten, die Ränke, die Ungerechtigkeit der Fremdherrschaft werden uns in wenigen, aber bedeutsamen Zügen lebendig in die Erinnerung gebracht. Aber das Herrlichste, was jene denkwürdige Zeit geboren, den Sinn, die Begeisterung für das Vaterland, haben wir in Edgar und Cordelien: in ihm den Heldenmuth, der, Alles dem Vaterlande opfernd, durch seine Begeisterung Andere fortreißend, gehoben und beglückt wird durch die Liebe zu einem verwandten Wesen; in ihr den gleichen Heldenmuth, dieselbe Begeisterung und Hingebung, doch so, daß die reinste Weiblichkeit nicht leidet, indem sie sich kühn dem Helden zur Seite stellen kann.

Erwägen wir nun, wie geschickt, wie natürlich und nothwendig sich alles dieses Große in jene einfache Erzählung verschlingt — Turn's, des Mannes von großartigem, dem Vaterlande gewidmeten Verstande, und Northon's, des alten, weisen und frommen Erziehers Edgar's, in dessen Herzen die Liebe zum deutschen Lande wie eine milde Flamme glüht, haben wir noch nicht einmal gedacht —, so müssen wir den Stoff des Romans wohl erfunden, die Ausführung trefflich nennen. Nur zwei Punkte haben uns einiges Bedenken gemacht. Daß die Namenvertauschung Ferdinand's ein zu schwacher Faden scheint, um so große Verwirrungen, ein so schweres Geschick, wie Cordeliens und Edgar's, daran zu knüpfen, wollen wir nicht zu sehr urgiren; die Verfasserin hat diesem Umstande die möglichste Bedeutung gegeben. Bedenklicher scheint die Weise, in der Heimburg den Plan Turn's, Ferdinanden, den Sohn Hortensia's, mit der jener in dem vertrautesten Verhältnisse gelebt, mit seiner Tochter zu vermählen, aufnimmt. Uns dünkt, diese Vermählung hätte ihm große Zweifel erwecken müssen und die Stelle seines Briefes an den Freund: „Wenn deine Liebe Cordelien als Tochter aufnimmt und durch sie Ferdinand dein Sohn wird, dann ist ein verschlungener Knoten gelöst, der die Freiheit meines Lebens lange peinigend hemmt", scheint dem Charakter des Schreibers und der Lage der Dinge nicht gemäß.

Von den Charakteren im Roman können wir übrigens nur günstig urtheilen. Turn mit dem großartigen Verstande, der bei aller Empfindung des Guten und Wahren, aller Erkenntniß desselben vorwiegt, ist wie aus dem Leben gegriffen. Nur wünschten wir, die Verfasserin hätte ihn seltener reden lassen. Sein Handeln charakterisirt ihn genug. Trefflich gedacht ist es, daß Edgar anfangs sich ihm fremd fühlt, sehr gut motivirt die weitere Entfrem-

bung, und wie späterhin die beiden Männer sich verstehen und gegenseitige Achtung, zu Cordeliens Freude, eintritt. Nicht schöner hätte Edgar's hoher Werth dargestellt werden können als durch dieses Verhältniß zu Turn. Herber, obgleich selten auftretend, ist ebenfalls glücklich aufgefaßt und dargestellt; er ist ein nothwendiges Bindungsmittel zwischen der kleinen Welt der Familie und jener großen, die der Geschichte gehört. Unter den Frauen ragt, wie billig, Cordelia hervor. Daß der Roman sich durch eine lange Reihe von Jahren durchzieht, gewährt uns den Vortheil, daß wir sie in den verschiedenen Lebensperioden und Epochen erblicken, als Kind, Jungfrau, Braut, Gattin und Mutter. So sehen wir die schöne Erscheinung sich der Natur gemäß entfalten und erkennen, wie dieser edeln Natur sich ein gleich edler und hoher Wille gesellte. Mehr oder minder dienen die andern Frauen, die gute, aber schwache Mathilde, die reizbare, empfängliche, für Edleres bestimmte, aber durch eine unglückliche Erziehung auf einen falschen Weg gebrachte Hortensia, die unter unwürdigen Verhältnissen zu nichtiger Schwärmerei hingerissene Hermine, Cordelien zur Folie. Als einen liebenswürdigen Zug im Roman bemerken wir aber, daß keine Figur in ihm mit grellen oder schwarzen Farben aufgetragen ist. Durch das Ganze waltet weibliche Güte und Schonung. Robert, der wenig bedeutende leichtsinnige Geliebte Herminens, wird durch Turn's edles Benehmen zu einem Manne, der werth ist, mit Edgar für das Vaterland zu streiten; Hortensia versöhnt durch ihre Aufopferung für den Gatten, durch ihre Reue; und selbst Ferdinand gewinnt am Ende unsere Achtung. Trefflich gedacht ist es, daß dieses Kind, aus einem ungesetzlichen Verhältnisse entsprungen, die Stelle des echten, edeln Sohnes einnehmen, dann ein so unseliges Misverständniß, eine solche Verwirrung erzeugen muß. Noch müssen wir der Familie Edgar's besonders gedenken, und wie schön ihm die beiden Brüder zur Seite stehen. Von einem solchen Vater, einer solchen Mutter, von einem Lehrer wie Northon mußte ein Geschlecht gebildet werden, bestimmt, Segen zu verbreiten und als Zeugniß dazustehen, was eine edle, tugendhafte Familie vermag. Weniger als die andern Frauen scheint uns Marie, die jüngere Schwester Cordeliens, gelungen. Das Gefühl des Kindes, daß Ferdinand nicht der rechte Mann für jene sei, ist zwar gut und wahr gedacht; aber die Weise, wie sich dieses äußert, zeigt von zu großem Bewußtsein. In ihr sollte sich die Natur naiver aussprechen.

Es gibt Romane, in denen das Wesentliche durch zu vieles und mächtiges Außenwerk erdrückt wird; es gibt welche, die aus Mangel desselben, auch bei gewichtigem Inhalte, nackt und todt erscheinen. Der vorliegende hält sich von beiden Extremen gleich entfernt. Schon das Local, da wir in verschiedene Gegenden Deutschlands und nach Italien versetzt werden, gibt ihm eine gewisse Lebendigkeit; ländliches und Hofleben wird uns vorgeführt; an eingestreuten, meistens sittlichen, Bemerkungen fehlt es nicht; die gelegentliche Erwähnung deutscher Weisen und Dichter, besonders des edeln, der Verfasserin so nahe verwandten Schiller ist recht am Ort; ein Tagebuch Cordeliens, am Comersee geschrieben, läßt uns einen tiefen Blick in ihr reiches Gemüth werfen; selbst geringscheinende Bemerkungen, wie die (Thl. 2, Cap. 22) über die Blumengärtchen der Landleute, thun an ihrer Stelle gute Wirkung.

Von dem glücklichen Umstande, daß die Verfasserin, mit der reichsten Gabe des Gemüths von der Natur ausgestattet, die Welt kennen lernte, in die weltlichen Verhältnisse einen tiefen Blick warf, ist oben geredet worden. Dieses Gemüth, diese Kenntniß haben sie vor allem Verschrobenen, Extravaganten bewahrt, woran unsere Romanenliteratur so reich ist. Man freut sich, einmal durch einen Roman gerührt zu sein, da so viele es darauf anlegen zu allarmiren.

Die Sprache des Buchs ist durchweg edel und gebildet, oft phantasiereich und blühend, nie gezwungen, nie nach dem Pikanten, Auffallenden haschend; was so manchen Roman, so manche Novelle unserer Tage ungenießbar macht.

So wünschen wir, daß dieses Buch viele Leser finden möge. Die weibliche Welt wird es mit Freude aufnehmen und es mit Lust und Dank genießen. Unter den Männern möchten wir es besonders dem Miltair empfehlen, indem es das kriegerische Leben in seiner höchsten Bedeutung und Würde darstellt. Doch wird kein Leser dasselbe aus der Hand legen, ohne der Verfasserin für ihr Werk, dessen Seele Gemüth, Wahrheit und Tugend, innigst zu danken.

14.

---

## Die londoner Zeitungen.

(Beschluß aus Nr. 281.)

Zwischen 11 und 12 Uhr kommt meist der auswärtige Eilbote, wie er heißt, an, und dies ist ein Ereigniß des Abends, welches stets einige Bewegung in dem Zimmer des Redacteurs hervorbringt, weil erst nach Ankunft dieses Expressen beurtheilt werden kann, wie viel Raum den ausländischen Angelegenheiten zu widmen ist. In den Bureaus aller Hauptzeitungen gibt es einen Redacteur für die ausländischen Angelegenheiten (foreign editor), dem es obliegt, die überbrachten ausländischen Nachrichten zu ordnen; bei einigen Zeitungen aber hat man diesen Redacteur nicht, und die ausländischen Nachrichten wandern so, wie sie ankommen, in die Hand des Setzers und werden so abgesetzt, wie sie von den pariser Correspondenten geschrieben wurden. Dieses System des ausländischen Expressen ist eines der Geheimnisse, in das wir unsere Leser einzuweihen suchen wollen.

Das londoner Postamt gibt sich viel Mühe, seine Operationen so einzurichten, daß die Posten alle so viel als möglich gleichzeitig ankommen und abgehen. Dieses System erleichtert allerdings die Arbeit der Postofficianten, hat aber für das Publicum manche Unannehmlichkeiten. Die pariser Post ist ähnlich eingerichtet, wahrscheinlich aus demselben Grunde. Die londoner Post wird aus Paris mehre Stunden früher abgefertigt, als nöthig wäre, und bei ihrer Ankunft in Dover muß sie warten, bis die Post von Dover nach London abgeht, wo sie früh am Morgen ankommt. Die Eigenthümer der Morgenzeitungen haben nun gefunden, daß, wenn sie ihre pariser Briefe an einen Agenten in Dover adressiren lassen, dieselben unmittelbar durch einen Expressen abgesendet werden können, mit dem sie diese Briefe in der Nacht um 11 oder 12 Uhr erhalten, statt zwi-

schen 8 und 9 Uhr am nächsten Morgen. Auf diese Weise kommen die pariser Nachrichten von dem vorherigen Abende jede Nacht an die Burreaus aller londoner Morgenzeitungen, wo sie überarbeitet, gesetzt, gedruckt und unter das Publicum gebracht werden, während die pariser Post noch auf der Straße von Dover daherrollt. Dieser expresse Eilbote kostet wöchentlich 85 Pf. Sterl., aber einer und derselbe bringt die auswärtige Correspondenz für jede Morgenzeitung, und die Kosten werden dadurch für jede einzelne unbedeutend. Dieser Eilbote ist auch ein Mittel der alten Zeitungen, neue Concurrenten aus dem Felde zu halten, indem sie jedem neuen den Vortheil versagen, von dieser Einrichtung auch Gebrauch zu machen.

Dieses System der auswärtigen Eilboten gibt dem pariser Correspondenten eine große Wichtigkeit, der häufig in jeder Hinsicht der wirkliche Redacteur für die ausländischen Nachrichten bei einer londoner Morgenzeitung ist. Er hat die Nachrichten in den pariser Blättern auszuziehen und zu einem leading article zu verarbeiten. Hat ein Blatt Correspondenten in Madrid, Bayonne, in der Schweiz, in Italien, in Malta, in Konstantinopel oder in Bombay, so werden ihre Mittheilungen an den pariser Correspondenten adressirt, der sie verarbeitet und mit seinem eigenen Artikel nach London abgehen läßt, auf welche Weise sie einen ganzen Tag früher zur Veröffentlichung kommen.

Dieses System hat freilich auch einige Unannehmlichkeiten. Zuerst wird Paris zu sehr der Mittelpunkt der ganzen Nationalpolitik für die gesammte londoner Presse; denn die Abendblätter und die Wochenblätter copiren, was die auswärtigen Nachrichten betrifft, nur die Morgenzeitungen. So sind alle Commentarien über die deutsche, russische, türkische und spanische Politik, welche in den verschiedenen londoner Zeitungen erscheinen, mit französischem Geiste gefärbt. Der pariser Correspondent einer Morgenzeitung wünscht natürlich so zeitig als möglich Nachrichten zu erhalten, und deshalb schließt er sich einigen den tonangebenden Männer in Paris an, denen er sich dadurch angenehm macht, daß er seine Arbeiten nach ihren Ansichten einrichtet. Ein londoner ministerielles Journal enthält vielleicht einen heftigen Angriff gegen das französische Ministerium. Die Neuigkeitskrämer in London und Paris deuten nun sogleich an, der Artikel sei aus den britischen auswärtigen Amte hervorgegangen, und Lord Palmerston muß für viele kleine Ausfälle büßen, die durch ein Oppositionsmitglied in der französischen Deputirtenkammer veranlaßt wurden. Wir wissen, daß Guizot und Thiers die pariser Artikel eines londoner Journals fertig vorgelegt wurden. Diese Angaben, die wir verbürgen, müssen den Leser veranlassen, auf der Hut zu sein, wenn sie die Berichte über französische und spanische Politik lesen, welche täglich einen so großen Raum in den englischen Zeitungen einnehmen. Diese Berichte sind fast immer geschrieben, um irgend einem einflußreichen Manne in Paris oder Madrid gefällig zu sein, und der Redacteur der auswärtigen Nachrichten in London ist meist über Continentalangelegenheiten zu oberflächlich unterrichtet, als daß er der Privatparteilichkeit seiner französischen und spanischen Correspondenten entgegenwirken könnte. Vor allen warnen wir das Publicum vor dem sehr gewöhnlichen Irrthume, den englischen Ministern gewisse Artikel zuzuschreiben, die von Zeit zu Zeit in sogenannten ministeriellen Zeitungen erscheinen. Eine ministerielle Presse, in dem Sinne, in welchem das Wort in der guten alten Toryzeit verstanden wurde, gibt es jetzt gar nicht. Das Publicum beharrt aber nichtsdestoweniger dabei, diese und jene Artikel Cabinetsministern zuzuschreiben, und es liegt so sehr in dem Interesse der Eigenthümer solcher Zeitungen, diesen Irrthum zu begünstigen, daß sie zu allerletzt einem solchen Gerüchte widersprechen.

Ein anderer Nachtheil des erwähnten Systems ist der, daß die Politik jener Länder, die nicht in der pariser Linie liegen, unverantwortlich vernachlässigt wird. Nichts kann schmählicher sein als die Art, wie die Auszüge aus den deutschen Zeitungen dem englischen Publicum vorgelegt werden. Dasselbe gilt von den holländischen, belgischen, schwedischen und russischen Zeitungen, obgleich sich in allen diesen fortwährend Artikel befinden, die für England von ungleich größerer Wichtigkeit sind als das Geschwätz der pariser Journalisten. Findet jemals ein werthvoller Artikel aus einem deutschen Blatte den Weg in die „Times" oder das „Chronicle", so geschieht es nur nach einer Übersetzung desselben in dem „Journal des débats", und vor nicht eben vielen Monaten kündigten die „Times" triumphirend an, daß eine Angabe in der „Allgemeinen Zeitung" richtig sein müsse, weil sie ihre Bestätigung in der „Augsburger Zeitung" gefunden habe. Nun ist aber bekannt, daß die „Allgemeine Zeitung" in den pariser Blättern meist „Gazette d'Augsbourg" genannt wird. Die londoner Zeitungen wenden so viel auf ihre pariser Correspondenz, daß sie zur Ausgleichung das ganze nördliche Europa vernachlässigen müssen. Wie es dabei hergeht, ersehe man aus dem Nachstehenden.

Vor etwa zehn Jahren wurden die Auszüge aus den auswärtigen Zeitungen, mit Ausnahme der pariser, durch einen Mann geliefert, der eine einträgliche Stelle bei der londoner Post inne hatte, derselben aber geringe Aufmerksamkeit schenken konnte, weil er alle Morgen- und Abendblätter Londons zu versorgen hatte, und überdies ein ausgedehntes Geschäft als Newsvender betrieb. Er erhielt von jedem Tageblatte wöchentlich zwei Guineen und lieferte dafür Auszüge aus den deutschen, holländischen und belgischen Zeitungen. Diese Auszüge wurden so oft abgeschrieben, als erfoderlich war, und eine Abschrift an jedes Zeitungsbureau geschickt. Endlich kam die Sache im Unterhause zur Sprache und der Postbeamte mußte sein einträgliches Geschäft aufgeben. Ihm folgte ein Newsman, der diese Auszüge lange lieferte, die sein Sohn noch jetzt für die ganze londoner Presse besorgt. Ein Newsvender oder eine Person im Dienst desselben entscheidet auf diese Weise allein, was aus den deutschen, holländischen und andern nördlichen Blättern dem englischen Publicum mitgetheilt werden soll, und da der erwähnte Mann zufällig ein Tory ist, so werden unfehlbar und vorzugsweise die Artikel ausgewählt, welche seiner Partei am vortheilhaftesten sind.

In den letzten Jahren haben die literarischen Notizen einen ansehnlichen Raum in den londoner Tagesblättern eingenommen. Bei einigen sind diese Notizen die Arbeit von Männern, welche zu diesem Zwecke engagirt wurden; meist liegt es aber den Parlamentsreportern ob, auch hier auszuhelfen, ohne daß sie besonders dafür bezahlt werden. Diese literarischen Artikel werden nicht sowol zur Unterhaltung des Publicums gegeben, als um den Buchhändlern gefällig zu sein, die am meisten ankündigen lassen und deshalb die Hauptstützen der Zeitungen sind. Die Buchhändler pflegen sehr bald Exemplare ihrer neuen Werke an die Zeitungen zu senden und die Herausgeber dagegen schnell ihren Dank dafür öffentlich auszusprechen, um ein so angenehmes Herkommen aufrecht zu erhalten. In einigen Zeitungsbureaus behalten die Eigenthümer der Blätter diese neuen Bücher für sich, und dieselben werden dann von den Mitarbeitern entweder unbeachtet gelassen oder nur leichthin erwähnt. Dies wissen die Buchhändler und sie suchen deshalb die Namen Derjenigen ausfindig zu machen, welche „die Literatur" in den Zeitungen vertreten, um denselben die Bücher selbst zuzustellen. Unparteilichkeit darf man also bei solchen Kritiken nicht erwarten; man erwartet sie auch nicht, wird doch der Zweck erreicht und das Buch dem Publicum bekannt gemacht.

Ein sehr wichtiger Mann bei einer Zeitung ist der Druckereifactor. Ihm liegt ein Theil der Pflichten der Subredacteurs ob. In allen Burreaus wünschen die Redactoren so zeitig als möglich zu Bette zu gehen, und sie verlassen sich auf die Klugheit des Factors, der Alles im Gange zu erhalten hat. Er darf die Officin nicht eher verlassen, bis die Zeitung druckfertig ist, was selten vor 5 oder 6 Uhr des Morgens geschieht. Wer keine londoner Zeitungsdruckerei gesehen hat, kann sich keine Vorstellung von der Aufmerksamkeit machen, die der Di-

rigent (Factor) aufwenden muß. Die Redactoren und Reporters schreiben auf kleine Papierstreifen, damit mehre Setzer zu gleicher Zeit arbeiten können. Vierzig und mehr solcher Papierstreifchen gehören zu einer Columne, sodaß, um die 48 Spalten eines Blattes wie die „Times" zu füllen, wahrscheinlich nicht weniger als 1600 Manuscriptblättchen in einer Nacht durch die Hände des Druckers gehen. Es ist ein wahres Wunder, daß so selten eine Versetzung vorkommt, da eine so ungeheure Menge Satz in so kurzer Zeit geordnet werden muß. Der Factor kann natürlich nicht selbst mit arbeiten; er ist vollauf damit beschäftigt, seine Leute zu beaufsichtigen und neues Manuscript zu vertheilen. Wie das Manuscript abgesetzt ist, wird es in Stücke geordnet, von denen jedes ungefähr so viel enthält, als zu einer Columne gehört. Ist diese voll, so wird ein Abdruck davon genommen und in das Correctorenzimmer geschickt. Dieser Abdruck muß sorgfältig corrigirt werden, worauf man ihn wieder in die Druckerei gibt, wo die angezeichneten Fehler abgeändert werden. Ist dies geschehen, so wird ein zweiter Abdruck gemacht oder eine Revision (revise) und wieder den Correctoren zur Durchsicht übergeben. Eine Revision von allen Originalartikeln erhält auch der Redacteur, um noch zu ändern, was er zu ändern wünscht. Der Reporter dagegen hat keine Gelegenheit, seine Artikel nochmals durchzusehen. Die Papierblättchen werden ihm naß unter der Feder weggenommen und er sieht nichts davon wieder, bis er seinen Artikel am nächsten Morgen in der Zeitung liest. In manchen Zeitungsofficinen ist indeß ein Mann blos dazu engagirt, die Debatten zu revidiren, damit Schreib- und andere Fehler verbessert werden, ehe die Zeitung in die Presse kommt.

Ein Theil des Amtes des Subredacteurs liegt, wie erwähnt, dem Factor ob. Hat dieser von jenem genug Manuscript erhalten, so geht der Redacteur nach Hause. Kaum aber ist er vielleicht fort, so kommt, zwischen 3 und 4 Uhr, ein Mitarbeiter und bringt einen Bericht über eine Feuersbrunst, einen schrecklichen Mord oder etwas dergleichen. Da muß der Factor beurtheilen, ob der Bericht anzunehmen ist oder nicht; im erstern Falle muß ein Theil des schon stehenden Satzes wieder weggenommen werden. Auch der Expresse bleibt einmal über die gewöhnliche Zeit aus. Das Blatt ist schon gefüllt und die Dampfmaschine soll in Bewegung gesetzt werden, als er endlich erscheint. Die Redactoren sind aber fort und der Druckereifactor hat zu entscheiden, was von den überbrachten auswärtigen Nachrichten noch aufzunehmen ist.

Auch bei andern Gelegenheiten bedient man sich bisweilen der Expressen. Eine politische Versammlung, ein Parteidiner, eine Wahl oder eine gerichtliche Verhandlung wird oft für so wichtig gehalten, daß einer oder mehre Reporters von jeder londoner Zeitung an Ort und Stelle geschickt werden. Würden die Berichte derselben mit der Post nach London gesendet, so würden sie erst früh zwischen 8 und 9 Uhr, für die Zeitung also zu spät, ankommen. Der Bericht muß deshalb durch einen Expressen abgesendet werden.

Die Zusammenstellung eines Abendblattes unterscheidet sich von der einer Morgenzeitung gänzlich. Die eine ist wesentlich das Werk der Nacht, das andere das des Tages. Durch das System der Expressen nehmen die Morgenzeitungen so ganz Das vornweg, was sonst den Abendblättern Interesse gab, daß die letztern jetzt wenig mehr als Nachdrucke der erstern sind. Die Morgenzeitungen veranstalten auch wol eine zweite Ausgabe, wenn die Post am Morgen wichtige Nachrichten mitbrachte. Indeß einige Punkte geben den Abendblättern doch auch noch Interesse. Erstens können selbst die geübtesten Reporters nicht verhüten, daß sie Fehler bei ihren Berichten über die Sitzungen des Parlaments machen. Diese Fehler können nie in ein Abendblatt übergehen, wenn der Subredacteur desselben aufmerksam ist. Früh am folgenden Morgen werden die Abstimmungen von voriger Nacht auf Befehl des Unterhauses gedruckt und den Mitgliedern wie Denjenigen mitgetheilt, welche dafür bezahlen. Diese Abstimmungen (votes) enthalten überdies die Angabe jeder überreichten Petition, jeder gemachten Motion, jedes Amendements und ein Verzeichniß der Namen bei jeder Abstimmung. Mit diesen gedruckten Angaben kann der Herausgeber eines Abendblattes einen weit genauern Bericht über die Parlamentsverhandlungen geben, als es den „Times" und dem „Chronicle" möglich ist. Der Bericht der Abendblätter hat ferner den Vorzug, daß er sehr abgekürzt ist. Ein gewandter Redacteur kann eine Debatte auf dem Drittel des Raumes geben, den sie in den Morgenzeitungen einnimmt, ohne irgend einen wichtigen Punkt wegzulassen. Deshalb liest sich der Bericht über eine Debatte in einem Abendblatte weit angenehmer als in einer Morgenzeitung.

In Zeiten von commercieller Aufregung werden die Abendblätter für Viele dadurch interessant, daß sie die Vorfälle an der Stockbörse, an der Kornbörse u. s. w. bis zu einer ziemlich späten Stunde berichten.

Diese flüchtige Skizze wird eine Vorstellung von der Maschinerie geben, durch welche die englischen kolossalen Zeitungen täglich binnen wenigen Stunden hergestellt werden. 51.

---

## Literarische Notizen.

L. F. Bungener gab in Genf heraus: „Essai sur la poésie moderne." Man erwartet darin eine Abhandlung über die moderne Poesie im Allgemeinen zu finden, und man findet nur eine Abhandlung über die französische. Dadurch wird Bungener's Standpunkt ein sehr einseitiger. Er polemisirt gegen das Gesetzbuch des alten Boileau, das bereits nicht mehr in Anwendung ist, und zugleich gegen die Ausschweifungen der neufranzösischen Schule, indem er behauptet und nachzuweisen sucht, daß eine Vereinigung der Regeln mit der Begeisterung wol denkbar und möglich sei. Hätte der Verf. einen allgemeinen und nicht blos französischen Standpunkt, so würde er gefunden haben, daß diese Vereinigung von einigen deutschen und englischen Dichtern aufs glücklichste erreicht worden ist. Der Verf. schreitet in einer flüchtigen Skizze von der Versification zur Poesie fort, mischt aber beide Dinge so ineinander, daß man über seinen eigentlichen Plan keine Aufklärung erlangen, keine deutliche Analyse geben kann. Er gesteht in der Vorrede selbst, daß Notizen und Einfälle, nach Zufall und ohne Ordnung aufgezeichnet, die Grundlage seien, auf welcher er sein Buch aufgerichtet: ein Buch will aber keine Splitter, sondern Balken. Indeß wäre dies noch kein so großes Verbrechen, wenn uns nur der Verf. durch originelle Ansichten, pikante Beobachtungen oder wenigstens einen angenehmen Styl schadlos hielt. Es gibt ja wol Talente, deren eigentliches Wesen in Sprüngen und Aphorismen besteht und die einmal ihrer Natur nach keinen systematischen Gang einschlagen können, ein Fehler, der nur durch eine gewisse Ursprünglichkeit des Verfassers zur Tugend erhoben werden kann. Diese Ursprünglichkeit fehlt Hrn. Brugener. Seine Absicht ist edel, mancher seiner Aussprüche treffend; er will, daß die Literatur einen erhabenen, würdigen Charakter, eine edle Tendenz habe. Sein Unrecht ist nur, zu glauben, eine Vorlesung, welche den Beifall ihres Auditoriums erhalten, sei auch werth gedruckt zu werden. Dieser Irrthum ist bei einem jungen Schriftsteller verzeihlich, dem die berühmtesten Professoren der Sorbonne mit ihrem Beispiele vorangegangen sind.

---

Der dritte Band des von Paulin Paris unternommenen und redigirten Werkes: „Manuscrits français de la bibliothèque du roi, leur histoire et celle des textes allemands, italiens, espagnols etc. de la même collection", ist soeben erschienen und enthält besonders eine wichtige Untersuchung über die alten französischen Rittergedichte (chansons de geste), womit man die Abhandlung über die Romane der zwölf Pairs im ersten Bande vergleichen kann. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 283. —— 9. October 1840.

## Badisch-Würtembergische Geschichtsliteratur.

1. Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Herausgegeben von Heinrich Schreiber. Mit drei Tafeln Abbildungen. Zweiter Jahrgang. Freiburg, Emmerling. 1840. Gr. 12. 1 Thlr.
2. Eberhard der Erlauchte, Graf von Würtemberg. Ein geschichtliches Bild von Georg Übelen. Stuttgart, Metzler. 1839. 8. 14 Gr.
3. Max Emanuel, Prinz von Würtemberg, und sein Freund Karl XII., König von Schweden. Ein historisch-biographischer Versuch von Sigmund Schott. Mit den Portraits von Max und Karl XII. Stuttgart, Krabbe. 1839. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
4. Wilhelm I. König von Würtemberg und die Entwickelung der würtembergischen Verfassung vor und unter seiner Regierung. Von C. R. Köstlin. Mit des Königs Bildniß. Stuttgart, Brodhag. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Das rühmliche Streben, größere historische Partien, insbesondere aber die Geschichte des deutschen Vaterlandes, sowie der einzelnen Staaten und Regentenhäuser desselben durch anziehende und gediegene Monographien und Biographien immer mehr aufzuhellen und dadurch für Werke größern Umfangs gelungene, brauchbare Vorarbeiten zu liefern, zeigt sich seit einiger Zeit auch in Baden und Würtemberg reger und allgemeiner als früher. Von den verschiedensten Seiten her werden dergleichen Schriften angekündigt und geliefert. Wir machen es uns zur angenehmen Aufgabe, aus der großen Zahl des Neuerschienenen, welcher vor uns aufgeschichtet liegt, das Interessanteste hervorzuheben, und beginnen mit den hier angezeigten vier Producten, von denen das erstere zwar hauptsächlich nur Baden, oder die dasselbe nunmehr bildenden Gebietstheile, jedoch nicht ohne Bezüge auf Würtemberg berührt, die drei andern aber sich mit ausgezeichneten Fürsten dieses letztern Landes ausschließlich beschäftigen.

Nr. 1. Das historische Taschenbuch Schreiber's, des ungebührlich aus seiner Stellung als Professor der Moraltheologie an der freiburger Universität Verdrängten, bildet eine Fortsetzung des frühern Jahrgangs, welcher über mehr als eine dunkle Stelle in den Geschichten des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts Licht verbreitete, und steht mit ähnlichen Schriften des unermüdlich thätigen, der Historiographie nunmehr ganz zugewendeten Verf. in innigem Zusammenhange. Gleich der erste Aufsatz: „Peter v. Hagenbach und das Gericht der Geschworenen zu Breisach", wird Diejenigen, welche bis dahin den Gegenstand vorzugsweise aus burgundischen und schweizerischen Chroniken, aus Diebold Schilling und Johannes v. Müller gekannt, in hohem Grade ansprechen, da hier eine Menge unbekannter Thatsachen mitgetheilt und wichtige Aufschlüsse, geschöpft aus Archiven und handschriftlichen Berichten (darunter wir besonders das auf der baseler Stadtbibliothek befindliche Chron. MSS. von Johann Knebel über die verhängnißvolle Periode von 1473—76 anführen), dargeboten werden. Die Biographie und Charakteristik des trotzig-unbändigen Landvogts des Elsasses, Suntgaus und der vordern Lande, welcher seinem Herrn, Karl dem Kühnen, an Sinn- und Handlungsweise so sehr glich und der Meinung ganz entsprach, in welcher er über jene schönen Herrschaften gesetzt worden, ist mit Meisterschaft und zugleich mit Unparteilichkeit gezeichnet. Hr. Schreiber schildert die Motive des Systems, welches Hagenbach bis zur Übertreibung und Verblendung eingeschlagen, und weist nach, daß Dasjenige, was ihm am übelsten gedeutet werden konnte, ganz natürlich aus seiner Stellung hervorging, nämlich sein nicht zu verkennendes Streben, die nur als Pfandschaften erworbenen und daher stets wieder ablösbaren Lande den eigenthümlich burgundischen Besitzungen möglichst anzunähern. Der Widerstand der „Canaille" und der „Kuhhirten", welche dem Landvogte damit vergalten, daß sie ihn zu einem ex rustico nobilis, ex nobili eques auratus gewordenen Emporkömmlinge machten, mußte einen ohnehin sehr heftigen Charakter, wie der seine, noch mehr erbittern. Es gab keine Art von Hohn und keinen Ausdruck von Verachtung, die er wider seine Gegner sich nicht erlaubt hätte. Daraus erklärt sich denn auch die nachmalige Unerbittlichkeit der ziemlich tumultuarischen Volksjustiz, trotz der scheinbaren gesetzlichen Form von Jury, welche sich aus Abgeordneten der siegreichen Städte gebildet. Es scheint, daß die sexuellen Gründe zumeist den Ausschlag gegeben und die Entscheidung über das Schicksal des „schamperen" (schandbaren) Mannes herbeigeführt haben, wie in spätern Zeiten in dem, wenn auch unter veränderten Umständen,

doch im Ganzen so ziemlich ähnlichen Handel des Juden Süß.

Wir übergehen den zweiten, für die Archäologen höchst wichtigen und inhaltreichen Aufsatz über die „Metallringe der Kelten", in welchem Hr. Schreiber allerlei zeither bestandene Vorurtheile über das Verhältniß der keltischen und germanischen Völker zueinander zu beleuchten sich Mühe gibt, um uns „Balthasar Hubmayer von Waldshut", dem Stifter der Wiedertäufer auf dem Schwarzwalde, zuzuwenden. Diese merkwürdige Erscheinung, ein Doppelgänger Carlstadt's mit ungleich energischerm Charakter und noch gefährlicher als Th. Münzer, weil vielleicht von der Güte seiner Sache überzeugter als diese Beiden, ist bisher noch immer nicht genug gewürdigt worden. Die Geschichte von Hubmayer's Leben und Lehre aber füllt eine bedeutende Lücke in der Geschichte der Wiedertäuferei und der daraus hervorgegangenen Bewegungen, insbesondere des furchtbaren Bauernkrieges. Die Unterdrückung dieses Aufstandes war um so folgenreicher, als Hubmayer, wenn er gesiegt, mit den kräftigen, stämmigen, unbeugbar trotzigen Schwarzwäldern auch nach andern Seiten hin den Ausschlag gegeben und durch seine Verbindung mit der Schweiz, im Falle einer Fanatisirung und Insurgirung der Massen daselbst, von dort aus einen Brand durch Deutschland geschleudert haben würde, welchen zu löschen es ganz anderer Arme bedurft hätte als der des Georg Truchseß und der verbündeten Fürsten. Die Verhältnisse Hubmayer's zu den züricher und andern Reformatoren, insbesondere Zwingli, Leo Jud und Ökolampadius, sind hier anschaulich und ausführlich auseinandergesetzt; Ersterer spielte der schwärmerischen Sekte gegenüber bisweilen dieselbe Rolle wie Luther gegenüber von Carlstadt und dessen Anhängern. Wo die Controversschriften und Colloquien nicht ausreichten, mußte das brachium saeculare zu Hülfe kommen; daher die ungeheure Erbitterung und die gesteigerte muthvolle Verzweiflung seiner Anhänger. Hubmayer's Same ging mit seinem Tode und der Zersprengung der waldshuter Agitation nicht ganz verloren; in den sogenannten „Salpetreern" des Hauensteins (worüber ein Aufsatz des Geheimen Referendair Merk in Pölitz's „Jahrbüchern" zu vergleichen ist) spukte der unheimliche fanatische Geist noch bis in die neuern Zeiten fort. Es wäre interessant, die Geschichte derselben, welche der verstorbene Pfarrer Lukas Mayer umständlich nach Acten und Volkstraditionen beschrieben, endlich einmal im Drucke mitgetheilt zu erhalten: ein Vorhaben, welches die Besitzerin dieses Manuscriptes, die historische Gesellschaft zu Freiburg, bereits vor etwa elf Jahren angekündigt hatte. Aus dem Handel Hubmayer's blickt die angstvolle Sorgfalt der östreichischen Regierung gegen alle kirchlichen Neuerungen auch hier in auffallender Weise hervor und erklärt sich die Hastigkeit und Festigkeit, womit man der freiburger Universität die Jesuiten aufdrang. Kein Opfer, keine Mühe, kein Act strenger Gerechtigkeit war ihr zu groß, um den Katholicismus in seiner Reinheit in den Vorlanden zu erhalten.

Unter der Rubrik „Kleinere historische Mittheilungen" liefert Hr. Schreiber einen Aufsatz über die Romanen im hohen Rhätien, über die Sänger am Bodensee und im Höhgau (von Schönhuth); einen andern zur Sammlung der Minnesänger (von L. Uhland, welcher demnächst uns mit einer ausführlichen Geschichte dieser Poesie und den Lebensbeschreibungen der Sänger selbst beschenken und dadurch in den Stand setzen wird, anziehende Vergleichungen zwischen seiner Arbeit und jener der Herren von der Hagen und Wolff anzustellen); Versuch einer Übertragung der Musik des Fragments aus dem vierten Liede des Schenken Ulrich von Winterstetten (welches im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs abgedruckt erschienen war), von Föppl. Hieran reihen sich Volkssagen über den Untergang des Suggenthals; ferner Notizen zur Geschichte und Statistik des Aberglaubens im Klettgau und Höhgau; ein officieller Bericht über die päpstliche Nuntiatur in der Schweiz und deren Wirksamkeit und Aufschwung im 17. Jahrhundert (unter den gegenwärtigen Umständen von doppeltem Interesse und hoher Bedeutung, womit die Documente und Denkschriften in Balthasar's „Helvetia", in Troxler's „Neuem schweizerischen Museum", in Le Bret's „Kirchenhistorischem Magazin" und anderwärts verglichen werden müssen). Den Schluß bilden ungedruckte Briefe des Reformators Ambrosius Blaarer an die Stadt Konstanz und des berühmten Astronomen Joh. Kepler an den Herzog Joh. Friedrich und die Herzogin Sybilla von Würtemberg. Das Andenken dieses letztern, schmachvollen Opfers protestantisch-pfäffischer Intoleranz und moderner Scholastik haben C. A. Menzel in einem Bande seiner „Deutschen Geschichte nach der Reformation" und Hr. v. Breitschwert in seiner Biographie zu Ehren zu bringen sich bemüht, obgleich es eigentlich einer solchen Bemühung nicht einmal bedurfte, da Kepler's Thaten für ihn zeugen, trotz allen philosophischen Facultäten der Welt; allein auf der Universität Tübingen lastet, in Bezug auf die Mishandlung des großen Landsmannes noch immer eine literarische Schmach*), welche nur durch ein feierliches Sühnfest wieder gut gemacht werden kann, wenn man ein Denkmal ihm zu setzen sich nicht bemüßigt finden sollte. So etwas würde daher blos seiner selbst, nicht Kepler's willen, geschehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Mahomet's türkische Himmelsbriefe. Von Leopold Schefer. Berlin, Veit u. Comp. 1840. Gr. 8. 6 Gr.

Es ist möglich — wenigstens hat Ref. die Erfahrung an sich gemacht und er theilt sie mit, weil sie charakteristisch für die angezeigten „Himmelsbriefe" sein kann —, daß man, unfähig mit dem Titel eine Vorstellung zu verbinden, zu lesen anfängt, und nachdem man die erste Surre gelesen (in zehn Surren zerfallen die „Himmelsbriefe"), nur um so weniger begreift, worauf es denn nur eigentlich abgesehen sei. Damit der Leser die Probe an sich selbst machen könne, und weil die erste Surre in Form und Manier als Repräsentantin der übrigen darf betrachtet werden, so mag dieselbe hier einen Platz in vollständiger Ausdehnung finden.

*) Einige Manuscripte von ihm verbrannte man, von andern wurde der Druck verhindert. Damals censirten die Professoren selbst. Kepler's Genialität war ihnen ein Greuel.

Die raschen Hände.

Will keiner für Euch zeugen, so zeuge ich für Euch!
Will jeder Gute schweigen, so schweig' ich nicht zugleich.
Bestochen und verdüstert sprecht Ihr zu unserm Ohr,
Betrogen und belogen zieht Ihr mit Schmach hervor —
Kommt, seht und schauet selber mein Volk genau erst an,
Und habt Ihr es geprüfet, dann sagt und singet dann!
Nach alten Weltgeschichten beurtheilt Ihr die Zeit,
Das Gestern ist verflossen, hell strahlt und lebt das Heut;
Das Alte ist vergangen, das Neue brach herein,
Das Neue blendet öfter, das Alte täuscht mit Schein.
Gott hat uns gern gelitten in seinem schönen Haus,
Hat oft für uns gestritten, oft zog „Gott mit uns“ aus!
Er, der mit raschen Händen der Frevler Schwert zerbricht,
Er, der gerecht im Morgen und Abend hält Gericht,
Und hat uns Gott gelitten, so leidet Gott uns noch,
Hat Er für uns gestritten, schützt Er uns vor dem Joch;
Es kann sich schrecklich wenden sein zorniges Gericht,
Ihr Gläubigen verzaget an Gottes Güte nicht.
Will keiner für Euch zeugen, so zeuge ich für Euch!
Will jeder Gute schweigen, so schweig' ich nicht zugleich.

Chor der türkisch-himmlischen Heerscharen.

Es kann sich schrecklich wenden sein zorniges Gericht!
Gottgläubige, verzaget an Gottes Güte nicht:

Schon war Ref. entschlossen, besser Befähigten zu überlassen, das Publicum über die Mohammed-Scheferisch türkischen „Himmelsbriefe“ zu verständigen, als ihm die erneuerte Anstrengung zu der Einsicht führte: Hr. Schefer habe über die orientalische Frage mitsprechen wollen. Das Unternehmen scheint frappant. Der Dichter, welcher ein politisches Thema aufnimmt, muß sich entweder lobend oder tadelnd aussprechen; allein Begebenheiten und Ereignisse lassen sich weder tadeln noch loben, sondern nur die Personen, von denen sie ausgehen. Da nun aber Jedermann, der nicht eingeweiht ist in das geheimnißvolle Wirken, womit die Koryphäen der Politik und Diplomatie Alles zu allgemeiner Zufriedenheit der Verständigen werden hinauszuführen wissen, in der orientalischen Frage höchstens von der Stelle rückende Ereignisse und eine einzige, die Blicke auf sich zu ziehen geeignete Persönlichkeit erblickt, so könnte man auf die Vermuthung kommen, Hr. Schefer habe in den dem Fürsten von Pückler-Muskau zugeeigneten „Himmelsbriefen“ jene hervorstechende Persönlichkeit besungen. Jedoch das ist nicht der Fall, vielmehr die Summa der „Himmelsbriefe“ abgeschlossen in der Ansicht: an den Türken ist nicht viel, sie sind am Ende aber doch noch besser als die Christen, und man lasse sie doch ja eine Scheidewand zwischen dem sich gegenseitig bedrohenden Osten und Westen Europas sein. Nunmehr das Nöthige zum Beleg. Surre I hat der Leser bereits kennen gelernt. Surre II („Die grüne Wiege“). Die Christenheit wird sprechend eingeführt:

„Nach Asien hinüber! Ihr Hunde! Fort mit Euch!
Fort aus dem Paradiese! Das ist nicht Euer Reich!“

Dieser Spruch wird mehrmals wiederholt und jedesmal dabei ein Moment hervorgehoben, das für der Türken Verbleiben in Europa sprechen soll. Z. B. das erste, wodurch sich zugleich die Überschrift erklärt, lautet also:

So wollt ihr uns verwünschen, und so verwünscht ihr gern.
Die Völker sind des Gottes! Die Erde ist des Herrn!
Sie ist die grüne Wiege, drin Jedes wird gewiegt,
Und Eines nach dem Andern in süßem Frieden liegt.

Eine andere Stelle fodert zum Mitleid mit den Türken unter naturhistorischen Hindeutungen auf, die Ref. auf sich muß beruhen lassen.

„Nach Asien hinüber! Ihr Hunde! Fort mit Euch!
Fort aus dem Paradiese! Das ist nicht Euer Reich!“
Doch sind wir froh und glücklich, so laßt uns glücklich sein!
Und sind wir alt und kränklich — laßt uns die Ruh gedeihn.
Der Habicht stößt selbst menschlich die kranke Taube nicht!
Der Hai im Meer verfolgt, fromm, das kranke Fischlein nicht!
Der Wolf geht bei dem Lamme, das stirbt, ganz still vorbei,
Er ehrt aus Gott den Tod fromm, so hungrig wie er sei!
Kaum Räuber werfen frevelnd Pestkranke aus dem Haus,
Hyänen einzig scharren zum Fraß doch — Leichen aus!
Und sind wir froh und glücklich — o satter Habicht weich!
Und ruhn wir alt und sterbend — Hyäne komm nicht gleich!
Wie wir bedürft Ihr einstens in Eurem Haus die Ruh',
Die Krankensonne! Euch auch schließt Aug und Welt sich zu!

Surre III („Die Bundesgenossen“) also anhebend:

Wenn alle braven Türken der ganzen Christenheit
Mit uns zu Felde ziehen, gewinnen wir den Streit

und also schließend:

In Summa: Jeder Weise ist still ein Muselmann,
Wer Gott wahrhaftig ehret, der rufet Gott nur an.
Wenn alle braven Türken der armen Christenheit
Mit uns zu Felde ziehen, gewinnen wir den Streit

zählt auf, weshalb wol die Türken sich von den Christen möchten beneidet glauben. Ein Gegenstand des Neides soll hier sein:

Daß einen Gott wir (die Türken) glauben, und weiter, weiter nichts,
Den Niemand uns kann rauben, die Sonne reinsten Lichts;
Daß wir nicht räuchern, opfern, vor todten Bildern knien,
Nicht segnen, nicht verfluchen, nicht mit Monstranzen ziehn.

ein anderer:

Daß wir (die Türken) vier Weiber haben und alle viere schön,
Und sie für Uns nur haben — nur unsre Kinder sehn.

Surre IV („Die neuen Freunde“). Hier soll den Moslemim, für die vorher das Mitleid in Anspruch genommen ward, kriegerischer Muth eingeflößt werden. Man lese:

Steckt aus die heil'ge Fahne, ihr tapfern Moslemim,
Prüft euern Damascener, faßt ihn mit Ungestüm,
Denn auf den Säbel gründet' ich einst mein festes Reich,
Und mit dem Säbel schützet Ihr es am besten Euch.
Ihr habt noch viele Freunde, der erste heißet Gott!
Der zweite heißt der Glaube, der dritte heißt die Noth,
Der vierte heißt der Hämus, der fünfte heißt die Pest,
Der sechste heißt der Jude, der sich in Euch verläßt,
Gold ist die gute Sieben, wenn Du es wohl gehabst. —
Der heil'ge Bund, so heißet der heil'ge achte Freund,
Ihr sollt zum Heil erfahren, daß er es redlich meint.
Und eine Freundin habet Ihr an „Europen“ auch,
Sie läßt es gern beim Alten, nach alter Jungfern Brauch,
Die Brille auf der Nase, den Kubach in der Hand,
Eroberungen . . . müde, gönnt sie sie keinem Stand.
Ich sag Euch eine Fabel, die Fabel ist nun wahr,
Erst glaubten sie nur Christen, nun wird sie Türken klar:
Es war ein klein grau Männchen, das hieß Napoleon
(Das nahm der Tod und führt' es auf einem Krebs davon),
Das ließ „ein kleines Hütchen“, darunter gingen Viel',
Nun aus dem Hut gewachsen, gilt jedes Kopfes Spiel. —
Für tausend Thaler Freundschaft ist kaum ein halbes Loth,
Für einen Pfennig Feindschaft bringt Manchem Fall und Tod.
Prüft Euern „Damascener“, faßt ihn mit Ungestüm,
Steckt aus die heil'ge Fahne, ihr tapfern Moslemim.

Chor der himmlischen Heerscharen.

Gott wird es schrecklich wenden, sein neu'stes Weltgericht;
Gottgläubige, verzaget an Gottes Beistand nicht!

In der VIII. Surre („Der vereinigte Kettenhund“) wird wieder für die Türken gebeten. Hiervon wenigstens den Anfang:

Macht doch mein Volk noch gnädig zu Euerm — Kettenhund!
Samothraku bewach' er getreu zu aller Stund.
Will Einer hin nach Osten — den beiß er in das Bein!
Will eben der nach Westen — setz er die Zähn' ihm ein!
Er pack' ihn in der Flanke, er faß' ihn im Genick,
Ihr brecht ihn los, so trägt er die Schläge — Euch zum Glück.

O dieser Hund ist kostbar, glaubt's, daß Ihr's nicht erfahrt!
Ihr dürft ihn niemals füttern, nach Türkenhunde Art.
Macht doch mein Volk noch weise zu Euerm Kettenhund,
Als Hundehütte sei ihm sein Eigenthum gegunnt!
Und ist der Hund auch riesig, ein Leviathan groß,
So sitzt er Euch doch ehrlich gernfolgsam auf dem Schoos!

Ist es dem Ref. gelungen, dem gefaßten Vorsatze treu, sich streng auf das Berichterstatten zu beschränken und keine Sylbe Lob oder Tadel auszusprechen, so hat er zugleich ganz treffend das Verhältniß bezeichnet, in welchem eine solche Hervorbringung zur Kritik steht. Länger dabei zu verweilen, wäre bedenklich, weil Ref. nicht bestimmen möchte, wie lange er den guten Vorsatz durchzuführen im Stande wäre. 96.

## Literarische Notizen.

Von neuern literarischen Erscheinungen im Fache der Naturwissenschaften verdient eine besondere Erwähnung die Fortsetzung von Will. Yarrel's „History of british birds". Dieses Werk erscheint seit nun fast zwei Jahren und wird vollendet zwei Octavbände und ein würdiges Seitenstück zu der „History of british fishes" desselben Verfassers bilden. Die Abbildungen sind ausgezeichnet, einzelne derselben in ihrer Art schwerlich irgendwo übertroffen; der begleitende Text ist ihrer durchaus würdig. — Der Herausgeber der „Illustrations of british entomology", James Francis Stephens, hat von den ersten fünf Bänden dieses Werkes, welches deren bereits 11 umfaßt, einen schätzbaren Auszug veröffentlicht unter dem Titel: „A manual of british coleoptera or beetles", welcher sowol Denen, für welche das Werk zu kostspielig ist, sehr erwünscht sein muß, als auch für den gewöhnlichen Gebrauch genügend ausreicht; denn es umfaßt die sämmtlichen 3462 Species von Käfern, die sich in England finden, in deren Aufzählung es sogar noch vollständiger ist als die „Illustrations" selbst, sodaß auch für die Besitzer dieser das „Manual" unentbehrlich ist, wenn sie nicht durch ein Supplement zu den erstern in den Besitz dieser Vervollständigung gesetzt werden. — Mit der 11. Nummer sind Prof. Royle's „Illustrations of the botany etc. of the Himalayan mountains" geschlossen worden. Diese Nummer enthält unter Anderm eine geologische Beschreibung des Himalaya; eine Abhandlung über indische Entomologie von Hope, Beschreibungen neuer Insekten von Westwood, eine Mammalogie von Ogilby und einen vortrefflichen Inder zu dem ganzen Werke von Mistreß Royle, der den Gebrauch eines Werkes, welches so verschiedenartige Gegenstände behandelt, wesentlich erleichtert. Das ganze Werk umfaßt nun zwei Quartbände und ist die werthvollste Beschreibung der Vegetation des nördlichen Indiens und der aus derselben dem englisch-indischen Reiche entspringenden Hülfsquellen, die man besitzt. — James Black's „Manual of the bowels, and the treatment of their principal disorders" beabsichtigt sowol eine wissenschaftliche Darstellung des Gegenstandes für jüngere Ärzte, als auch eine faßliche Darstellung für die so genannten gebildeten Leser zu sein, eine Doppelaufgabe, die immerhin ihre Schwierigkeiten hat und auch hier nur theilweise gelöst ist. — Westwood hat in der „Introduction to the modern classification of insects" der Erwartung, die man an ihn, den Secretair der entomologischen Gesellschaft, zu stellen berechtigt war, dem Bedürfnisse einer Anleitung zu den Principien der neuern Classification in diesem Fache durchgehends entsprochen. Die beiden Bände, aus denen das Werk besteht, sind die Früchte vieler Jahre voll ausdauernder Arbeit in Wald und Feld, Cabineten und Museen; sie sind durchgängig mit Holzschnitten ausgestattet.

---

Eine Gesellschaft zur Aufklärung britischer Familienalterthümer hat sich zu London als Dugdale society constituirt, deren hauptsächlich auf Auffindung bisher unbenutzter Familiendocumente im ganzen Umfange des Landes gerichtete Thätigkeit auch für das historische Interesse nicht ohne Nutzen zu bleiben verspricht. 47.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 284. —— 10. October 1840.

## Badisch-würtembergische Geschichtsliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 283.)

Nr. 2. Die Biographie Graf Eberhard's des Erlauchten von Würtemberg, eine Arbeit des gelehrten, würdigen Rectors Übelen (welchem man über König Friedrich I., die neuere würtembergische Verfassungsgeschichte, sowie über andere geschichtliche Materien sehr schätzbare Leistungen verdankt, und welcher als Philolog und Reformator des Gymnasialwesens in Stuttgart fortwährend in rühmlichem Geiste wirkt), umfaßt auf wenigen Bogen viel Gediegenes und eine Reihe neuer Forschungen über einen der eigenthümlichsten und starrsten Charaktere des würtembergischen Herrscherhauses. Der Verf. wollte zwar mit seiner Schrift keine erschöpfende Lebensbeschreibung des Erlauchten geben und verwahrt sich in edler Bescheidenheit gegen diese Voraussetzung, wol aber die erste Monographie. Denn Das, worin sich das eigentliche Leben ausspricht, geht dem Meisten des Vorhandenen ab. Dieses besteht — wie er sich ausdrückt — in kürzern oder längern historischen Daten, welche in einem Zeitraum von 60 Jahren zerstreut sind und meist abgerissen und ohne Zusammenhang, lückenhaft und dürftig umherliegen, ähnlich den Trümmern eines Bildnisses, das in eine Menge größerer und kleinerer Stücken zerschlagen ist. Obschon aber diese Trümmer kein Ganzes mehr bilden, so sind sie doch dem größten Theile nach von der Art, daß man volle Gewißheit hat, das Bild selbst müsse einst von großer Bedeutung gewesen sein. Die Aufgabe also, welche sich der Verf. stellte, war, die Notizen über Eberhard nicht blos der Zeitfolge nach aneinanderzureihen, sondern sie in einen organischen, durch Zeit und Verhältnisse motivirten Zusammenhang zu vereinigen und aus ihnen ein Bild von dem Helden zu entwerfen, dessen einzelne Partien zwar größtentheils nicht ausführlich und in feinern Schattirungen ausgemalt, sondern nur in Umrissen, jedoch so gezeichnet wären, daß sich eine in gewissen Hauptzügen wohl unterscheidbare, originelle und in ihrer Eigenthümlichkeit merkwürdige Gestalt erkennen ließe. Glücklicherweise fehlte es nicht an Thatsachen hierzu, jedoch mußten immer noch Lücken genug durch Vermuthungen ausgefüllt werden, weil auch hier, wie in der Geschichte des Mittelalters überhaupt, eine zusammenhängende Darstellung ohne sie unmöglich ist. Aber selbst da, wo der Verf. vermuthete, ging er nicht mit bloßer Willkür zu Werke, sondern seine Vermuthungen liegen, wie er glaubt, insgesammt sehr nahe und sie sind meist Folgerungen, zum Theil nothwendige, welche aus Thatsachen hervorgegangen sind.

Graf Eberhard war der Sohn Graf Ulrich's mit dem Daumen, welcher bereits ganz Schwaben mit dem Rufe des Namens Würtemberg erfüllt hatte, und erhöhte dieses Ansehen durch gewaltige kraftvolle Persönlichkeit, durch eine beinahe ununterbrochene Reihe blutiger Kriege, die er angreifend und angegriffen durchzuführen hatte, durch das außerordentliche Glück, womit er den angestammten Länderbesitz seiner Familie zu vergrößern fortfuhr.

Er war — so schildert Hr. Übelen ihn weiter — kühn, tapfer, entschieden, unbeugsam, wie ein Mann seiner Zeit nicht nur in Schwaben, sondern in ganz Deutschland, und kämpfte 40 Jahre lang mit deutschen Königen, Fürsten und Reichsstädten; voll Selbstgefühls, daß er sich in Gedanken keinem König und Kaiser nachsetzte, und doch nicht ohne eine gewisse Gemüthlichkeit, welche, wenn auch selten, doch zuweilen hervorscheint; ein echt mittelalterlicher Ritter, den freilich die Zeit des großen Zwischenreichs nicht wenig verwildert hatte. Die Noth, in welche durch seine ewigen Fehden ein großer Theil Schwabens versetzt ward, und das Furchtbare seines Namens und seiner Erscheinung mag jene Nachricht, nach welcher schon seine Geburt verhängnißvoll ist, zwar nicht erzeugt, aber doch erhalten, fortgepflanzt und ausgeschmückt haben. Er ward aus dem Leibe der Mutter geschnitten.

Diesen kräftigen, kriegslustigen, wildtapfern Mann leitete aber ein ungemein kluger Sinn und praktisch-verständiger Takt in Ausbildung des vom Vater begonnenen Systems, Würtemberg höher emporzubringen, und Hr. Übelen bemerkt mit Recht, daß ihm gegenüber die meisten schwäbischen Großen, seine Nachbarn und Zeitgenossen, in dieser Hinsicht wie thörichte Knaben sich ausnehmen.

Graf Eberhard's erste Schule fiel in die Jahre von 1279—85, in eine Periode somit, wo Schwaben durch den betäubenden Fall des Hohenstaufischen Hauses in ungeheuerer Verwirrung, Rathlosigkeit und Entzweiung sich befand. Die Lage der Dinge war ganz für des Würtembergers emporstrebenden Ehrgeiz eingerichtet, und erklärt auch seine ganze Stellung und Haltung gegenüber von Rudolf v. Habsburg, dem restaurirenden und reformirenden Kaiser. Diese beiden Charaktere mit so verschiedenartigen Tendenzen und durchkreuzenden Interessen mußten bald miteinander in Conflict gerathen. Ihre beiden ersten Kriege findet man von dem Verf. sehr lichtvoll beschrieben. In Erörterung der Reichsunmittelbarkeit, welche Eberhard zu-

erst Würtemberg erstritt, zieht Hr. Übelen verschiedene Angaben seines Vorgängers Pfister in Zweifel, worauf wir ihm, in Bezug auf diesen, wie auf einige andere Punkte, wo derselbe Fall eintritt, zu bemerken im Stande sind, daß der ausgezeichnete und zu früh dahingegangene Geschichtforscher und Geschichtschreiber Schwabens selbst manche Mängel seines berühmten Werkes (theilweise einer Jugendarbeit) erkannt und die Absicht hatte, an eine völlige Umarbeitung desselben sich zu machen, und in Ausführung seines Unternehmens blos durch den Tod verhindert worden war. Vielleicht löst nun Hr. Bauer in Sigmaringen, mit einer ähnlichen Arbeit beschäftigt, die Aufgabe, nachdem durch Jäger, Pfaff, Gratianus u. A. viele neue Materialien und Aufschlüsse gegeben worden sind.

Mehre folgende Capitel sind den Verhältnissen Eberhard's zu dem ritterlichen, von ihm jedoch tödtlich gehaßten Grafen Albrecht von Hohenberg und zur Pfalz, der Schirmvogtei über die Klöster Lorch und Adelberg und den Bezügen zur benachbarten Reichsstadt Eßlingen gewidmet. Von besonderer Wichtigkeit ist dasjenige, welches das Verhältniß des Grafen zu König Adolf bespricht. Hier haben ihm eine ungedruckte sindelfinger Chronik und mehre unbekannte Urkunden treffliche Dienste geleistet. Das freundschaftliche Verhältniß zu Kaiser Albrecht erhält durch das neu erschienene Werk des Fürsten Lichnowsky mehr als eine gewünschte Aufklärung; vielleicht hätte Hrn. Übelen auch die reichhaltige Urkundensammlung im „Solothurner Wochenblatt" (durch Rob. Glutz-Blotzheim und Lüthi angelegt und fortgesetzt), wenn er sie gekannt, viele andere Belehrungen gegeben.

Die Landvogtei in Niederschwaben, durch Albrecht I. dem Grafen ertheilt, und die spätern Zerwürfnisse mit diesem Kaiser bilden den Inhalt mehrer folgenden Capitel; auch hier kamen Lichnowsky und eine ellwanger Chronik dem Verf. sehr zu statten. Hr. Übelen widerlegt sofort die bisher in alle würtembergische Geschichtbücher übergegangene Behauptung, daß der Erlauchte nach Albrecht's Tode sich um die deutsche Reichskrone beworben, ohne jedoch in Abrede zu stellen, daß er Wünsche dieser Art in sich genährt haben möge. Unter Kaiser Heinrich VII. erscheint der Graf als Gegenstand allgemeinen Hasses und bitterer Klagen von Seite der viel gereizten und schwer mishandelten Reichsstädte Schwabens, jedoch immer trotzig, unverzagt und in seiner kecken Stellung straflos den obersten Reichsbehörden gegenüber sich behauptend. Der Böhmerzug des Luxemburgers lähmte die Energie des Kaisers gegen den Widerspenstigen und beschränkte die feindlichen Dynasten und Städte auf ihre alleinige Kraft. Der Krieg im schwäbischen Unterlande brachte zwar Eberhard in ziemlich schlimme Lage, doch schlug er im Oberlande alle ihre Angriffe ab, und mit des Kaisers Tode änderte sich plötzlich die Scene zu seinen Gunsten. Für Östreich gegen Ludwig den Baiern Partei ergreifend und in die Reichsacht gethan, kam er endlich auch mit den Reichsstädten ins Reine und in Bündniß mit Hohenberg. Später trat er zur Partei des Gegners über und wurde ein sehr ergebener Freund Kaiser Ludwig's. Hr. Übelen schildert die Motive dieser häufigen Wechsel der Politik Eberhard's gegenüber den deutschen Königen, ebenso seine Grundsätze hinsichtlich der Untheilbarkeit der Herrschaft, den innern Gang und den Geist seiner Regierung, die Lage der Unterthanen (welche eben nicht die glänzendste war), den Hof und dessen Haushaltung, die Schönheit und Festigkeit der Stammburg Würtemberg, welche 1312 zerstört wurde und niemals in der frühern Gestalt hergestellt werden konnte. Unter dem Erlauchten erst wurde Stuttgart die Residenz des Landes. Ein Zug wider Markgraf Rudolf von Baden, einen nahen Verwandten seiner Gattin Irmgard, war die letzte Kriegsthat des Grafen und fiel nicht glücklich aus. Der Ärger darüber beschleunigte seinen Tod (5. Juni 1325).

Er hatte, was auch in jener Zeit zwar nicht einzig, jedoch seltener war, seinen beiden Söhnen bedeutungsvoll denselben Vornamen, Ulrich, gegeben. Es geschah dieses im Rückblick auf seinen Vater, Graf Ulrich mit dem Daumen. Zwar trug er, erst nach dem Tode desselben geboren, kein persönliches Bild von ihm in sich; allein als er heranwuchs, war die ritterliche Kraft und Tapferkeit des Vaters, der stets siegreich gekämpft hatte, niemals besiegt worden war, noch im Munde Aller, die ihn umgaben; mit Erzählungen von den Thaten desselben unterhielt man sein Knabenalter; unzähliges erinnerte an ihn, und er selbst war einziger Erbe Dessen geworden, was der Vater zum höhern Emporkommen seines Hauses so glücklich begonnen hatte. Männer wie dieser sollten die Söhne werden, das sprach der Beiden gegebene Name Ulrich aus. Und dieser Wunsch blieb ihm nicht ohne Erfüllung. Graf Eberhard erlebte es noch, daß sein zweiter Sohn, welcher mit dem gleichen Erfolg und mit nicht minderer Besonnenheit das Werk des Vaters und Grosvaters fortsetzte, hierin für sich selbst den ersten glücklichen Anfang machte; und gegen sein Ende hin sah er einen Enkel von diesem Sohne zu seinen Füßen spielen, welcher den zuerst durch den Grosvater berühmt gewordenen Namen „Eberhard" aufs neue verherrlichen und die Schöpfung von drei Ahnherren in blutigen Kämpfen nicht allein retten, sondern durch die wichtigsten Erwerbungen ihr die Krone aufsetzen sollte. Ohne diese Männer, Graf Ulrich mit dem Daumen, Graf Eberhard den Erlauchten, Graf Ulrich III., Graf Eberhard den Greiner — Vater, Sohn, Enkel und Urenkel — wäre an einen würtembergischen Staat nicht zu denken; sie warfen die Grundlage und wurden die Väter desselben. Von ihnen stammt in gerader, nie unterbrochener Manneslinie das königliche Haus Würtemberg.

Mit dieser Stylprobe, den Schlußbetrachtungen des Werkleins, welchem wir wenige ähnliche von solcher Gründlichkeit an die Seite zu stellen wüßten, nehmen wir von dem Verf. Abschied.

Nr. 3 ist der erste historisch-biographische Versuch eines jungen Gelehrten, dessen Vater in der Reihe der würtembergischen Deputirten, sowie als Wortführer mehr als einer unterdrückten Volkssache sich einen klangvollen Namen im Lande und auswärts erworben hat. Er schildert darin ein Leben, das, ebenso kurz als großartig, mehr einem genialen Traume als der Wirklichkeit gleicht. Ein 14jähriger deutscher Prinz aus dem Hause Würtemberg, welcher, Bequemlichkeit, Jugendspiele und Heimat verlassend, aus angeborenem Heldensinn unter die Fahnen des tapfersten Kriegers seines Jahrhunderts tritt, von diesem sonst so hohen und einsamen Charakter wie sein eigener Sohn geliebt wird, die Schlachten und noch mehr die

schrecklichen Entbehrungen des nordischen Krieges mitmacht, bei Pultawa mit seinem bis auf 50 Mann geschmolzenen Regiment die letzte Salve gibt und, erst 20 Jahre alt, in Folge seines Berufes dahinstirbt, eine solche Erscheinung ist — wie der Verf. sagt — gewiß selten und schön. Sie erklärt auch die Liebe und Wärme, mit der das Büchlein von ihm ausgearbeitet worden, und als dessen Staffage ihm das Reisejournal des Secretairs und Reisepredigers des Prinzen, Joh. Wendel Bardili, sowie die davon erschienene, nur wenig verändernde Übersetzung: „Mémoires de Maximilien Emanuel Duc de Wurtemberg" (Amsterdam und Leipzig 1740), diente.

Der Prinz, von welchem die Rede, war der Sohn des Administrators, Herzog Friedrich Karl von Würtemberg und der Prinzessin Eleonore Juliane von Brandenburg-Anspach; ferner ein Bruder des berühmten Helden Karl Alexander und der Herzöge Friedrich Heinrich und Friedrich Ludwig, die sich in polnischen, niederländischen und kaiserlichen Feldzügen einen Namen erworben. Er wurde am 27. Febr. 1689 geboren, machte seine Studien zu Tübingen und Genf, genoß der Leitung des trefflichen Prälaten Osiander, welcher so Vielen vieles in Nöthen und Drangsalen jener verworrenen, unheimlichen, stürmereichen Zeit gewesen war, und trat sofort in schwedische Dienste. In solchen machte er als Oberster eines Regiments die Feldzüge Karl's XII. in Deutschland, Polen, Lithauen, Rußland, Volhynien und in der Ukraine mit, blieb ein beständiger Begleiter des unermüdlich tapfern Königs, und war so eigentlich wie der Schiller'sche Max Piccolomini „die Blume in seinem Leben"; vielleicht seine einzige Neigung und das einzige Wesen, welchem er sein Gemüth aufschloß und an dessen innerste Seele und Treue er standhaft glaubte.

Die meisten der von Hrn. Schott erzählten kriegerischen Ereignisse, an welchen der Prinz Theil nahm, sind aus andern Werken bereits bekannt und durch die neuesten Forschungen und Mittheilungen F. Förster's noch weiter aufgehellt worden. Der Biograph hat dieselben auch benutzt, und zwar mehr, als für den eigentlichen Zweck seiner Arbeit nöthig gewesen wäre. Überall, wo er seinen Helden selbst schildert, zeigt er Tüchtigkeit des Talents, gewandte Auffassung der charakteristischen Züge und Fertigkeit in Handhabung des historischen Styls, sodaß wir aufrichtig wünschen und ihm zurufen müssen, sich an einen reichern Stoff ähnlicher Art zu wagen, und etwa die Feldzüge Karl Alexander's, welcher Östreich und dem deutschen Vaterlande als Krieger größere und nützlichere Dienste leistete denn als Regent seinem Würtemberg, zu beschreiben. An Materialien und Vorarbeiten würde es hierbei keineswegs fehlen.

Von der Art und Weise, in welcher das kleine Werk abgefaßt worden, können wir den Lesern d. Bl. keinen bessern Geschmack geben, als durch Mittheilung der Stelle, womit er das Ganze beschließt:

Es liegt eine tiefe Poesie in diesem jungen, so früh verblühten Leben. Es ist das Gemüth, die Treue, das Hingeben an eine Begeisterung, die, ob blind, ob bewußt, zu hohen Handlungen fähig macht. Daß Karl der Magnet war, welcher das Herz unsers Prinzen anzog, beweist dessen Trefflichkeit. Sie ist freilich jetzt von den Meisten vergessen jene eiserne, aber große Zeit (?), wo heftige Leidenschaften, aber auch hohe Tugenden noch in die Weltgeschichte lebendig eingriffen, wo namentlich die Treue noch nicht zur Wunderlichkeit geworden war*), wo schwedische Seeleute, wie Hökeflycht und wie Löschert, die sich in die Luft sprengten, um 20 russische Galeeren mitzunehmen, noch Nachahmer fanden. Rührend erscheint die martialische Wehmuth, womit ein alter Oberst noch lange nach Karl's Tode sich jeden Morgen die Pistole auf dem Teller bringen ließ, um sie Karl XII. zu Ehren abzufeuern. Max war nicht der Geringsten Einer unter diesen Getreuen. Als Stanislaus, der flüchtende König von Polen, auf der Durchreise zu Kannstadt sein Portrait sah, wurde er heftig erschüttert und brach in Thränen aus; Nerberg aber weiß ihm kein schöneres Denkmal zu setzen, als: „Er besaß zu seinen Lebzeiten des Königs Karl vollkommenen Beifall", welches zu seinem Ehrenruhm bei dieser Gelegenheit genug gesagt ist. Was Karl selbst, traurig gestimmt, erklärte, als er den Tod des „kleinen Prinzen" erfuhr, zeigt das Motto dieses Versuchs: „Er war mein bester Freund."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Über die Freundschaft. Von M. Enk. Wien, Gerold. 1840. 8. 14 Gr.

Für Bücher dieser Art sind die Leser jetzt selten geworden. Es scheint in der That, als wenn sich aus unserer Zeit die ruhige Sammlung des Gemüthes durchaus verloren habe, welche zum Genusse solcher Schriften, in denen die Alten ihren Stolz und ihre Freude fanden, erfoderlich ist. Wir sagen die Alten und verstehen darunter nicht blos die Griechen und Römer, die Epochen Plato's und Cicero's, sondern auch die Epochen Fénélon's, Lessing's, Hamann's und Zimmermann's, kurz alle die Zeitperioden, welche Das hervorgebracht haben, was wir heute vorzugsweise als das Classische bezeichnen. Es deutet sich hieraus ein innerer Zusammenhang zwischen jener stillern Sammlung der Seelen und der Erzeugung des classischen Literaturgeistes an, der unverkennbar ist, sowie andererseits die unruhige, desultorische und encyklische Stimmung der Gemüther mit dem zerrissenen und unvollständigen Wesen unserer heutigen Literaturen in einem engen Zusammenhange steht. Dies ist klar, man mag nun das Eine oder das Andere mit Vorliebe ergreifen und mit den Alten an so gesammelten, sanft ansprechenden Büchern, wie das vorliegende ist, sich erfreuen, oder den Zerrissenheiten unserer Epoche den Vorzug einräumen. Zum Glück hat jedes Übermaß in geistigen Dingen sein Heilmittel stets in sich selbst, und so beginnt, im Überdruß an den mannichfaltigen Maßlosigkeiten und Übertreibungen unserer Zeit, ein kleiner Kreis von Lesern sich jetzt wieder einer solidern Nahrung in jener geräuschlosern Literatur zuzuwenden, welche wir als die alte und classische bezeichneten. Selbst in Frankreich, von wo das Übel herkam, sammelt sich wieder eine Schar Enttäuschter, Zurückgezogener, Freunde des Landlebens, welche ihr Auge auf die vergessene Speise in der schönen Literatur der vorencyklopädischen Zeit richten. In Deutschland und in England hat es nie daran gefehlt: hier hat das Landleben und die natürliche Existenz ihr Gewicht behauptet und die Opposition der jungen Welt hat die Rechte der ältern nie ganz beseitigen können. Auf dem Lande ist hier das Heil für Bücher dieser Art

*) So viel wir wissen, ist dies auch jetzt noch nicht der Fall. Unsere Zeit hat so gut ihre großen Thaten, Aufopferungen, Tugenden und uneigennützige Begeisterungen neben wilden Leidenschaften und reinmateriellen Tendenzen als das 17. Jahrhundert, welches, nach unserer Ansicht auch niemals als eine besondere Normalperiode gegolten hat. Der Himmel wolle uns vor seiner Wiederkehr bewahren.

zu suchen; dahin wenden sie sich und dort finden sie die ihnen gebührende Theilnahme.

Der Verf., in Untersuchungen dieser Sphäre geübt, unterwirft die bekannte Schrift Cicero's „Von der Freundschaft" einer Zergliederung aus dem Standpunkte unserer Philosophie und unserer socialen Verhältnisse. Er weist die Fehler und Trugschlüsse des alten Philosophen, wie seine Feinheiten und seine psychologischen Entdeckungen nach. Dies Unternehmen hat seine anziehende Seite; die Werke der Alten, und vorzüglich die philosophischen, werden nur zu sehr für sich bestehend von uns hingenommen; äußerst selten werden sie mit unsern Arbeiten gleicher Art verglichen oder aus unsern Standpunkten her erörtert. Das vorliegende ist ein Versuch zu dieser neuen Art archäologischer Kritik. Wir wünschen dem Verf. Glück dazu; er hat seine Aufgabe gut gelöst.

Bei Cicero z. B. fällt die Freundschaft mit der Liebe zur Tugend und der Bewunderung für sie in Eins zusammen. Er reducirt die Freundschaft auf den Trieb zu lieben — ex applicatione animi cum quodam sensu amandi —; dies ist offenbar weder richtig noch erschöpfend. Denn einmal findet sich die Freundschaft auch unter der Tugend entfremdeten Personen, und zweitens vergißt Cicero durchaus das Wohlgefühl, von Andern geliebt zu werden, in Anschlag zu bringen. Diese Mängel weist der Verf. gut nach, er setzt die Quellen der Freundschaft in eine andere Region, in das Bedürfniß, geliebt zu werden, in den Schönheitssinn (Liebe der Tugend) und in die Unzulänglichkeit eigener Kraft, die ihre Verstärkung in Andern sucht, bei welchen sie Gleichheit der Bestrebungen voraussetzt.

Den feinen Wendungen der Untersuchung, welche die Frage mit Leichtigkeit und Geschick in alle Beleuchtungen bringt, können wir hier nicht folgen; es sei genug, anerkannt zu haben, daß keine Seite derselben unerörtert bleibt und manche feine und glückliche Idee der Erörterung entfließt. Wem es Bedürfniß ist, sich von feinen Gefühlen zeitweise Rechenschaft zu geben, oder wen der Überdruß an den trivialen, eiteln und unfruchtbaren Bestrebungen unserer Zeiten auf Augenblicke das Bedürfniß einer gänzlichen Entfernung von diesem oft so öden und wüsten Treiben der heutigen Welt empfinden läßt, dem empfehlen wir mit Zuversicht die Lectüre dieses Schriftchens, um sich daran zu sammeln und still zu erfreuen. Doch man darf von feinen stillen Freuden nicht zu laut sprechen, der Neid der Götter ist wach, wie die Alten sagen, und so wollen wir denn auch diesen Artikel kurz abbrechen. 39.

## Literarische Notiz.

Ein gewisser Felix de la Farelle gab in zwei Bänden heraus: „Du progrès social au profit des classes populaires non indigentes." De la Farelle gehört zu Denjenigen, welche meinen, daß gesellschaftliche Vereine mehr von der Moral als von der Materie leben, und daß sie mehr durch die Gemeinsamkeit der Gefühle und des Glaubens, als durch den gemeinschaftlichen Vortheil zusammengehalten werden sollten. Er gehört zugleich zu Denjenigen, welche den Katholicismus für keinen abgestorbenen Baum, vielmehr für einen solchen halten, der Saft und Kraft genug in sich habe, neue Blätter, Blüten und Zweige zu treiben, damit die ruhe- und schutzbedürftige Menschheit sich darunter sammeln und zu neuen Entwickelungen vorbereiten könne; denn „unter dem Schatten der katholischen Religion ist ja auch das schöne Königreich Frankreich groß geworden". Nicht weil die katholische Seitenlinie des Christenthums an sich etwas so Vortreffliches wäre, sondern weil sie die Staatsreligion von Frankreich ist, darum wird sie von den philosophischen Köpfen in Frankreich wohl oder übel als diejenige Religion gepriesen, mit welcher sich die wahre politische Freiheit und Wohlfahrt des Volks am besten verträgt. Der Verf. theilt seine Prüfung in zwei Hälften, die eine, welche die Ackerbau treibende, die andere, welche die durch Manufacturen und Handel existirende Bevölkerung umfaßt. Mit vollkommener Unparteilichkeit und Gerechtigkeit bezeichnet er die Übel, an denen die Agricultur in Frankreich leidet und beklagt, daß die Douanen- und Schuldenverwaltung das Interesse des Ackerbaues dem Interesse des Manufacturwesens geopfert habe. So liege auf dem Grundeigenthum eine Schuldenlast von 11 Milliarden und ein Tilgungsbeitrag von jährlich 700 Millionen. Er zeigt durch eine Vergleichung zwischen Frankreich und England, bis zu welchem Grade das Loos der französischen Ackersleute verbessert werden könne. In Frankreich breitet sich der Ackerbau über 40 Millionen Hektaren aus, wobei eine Bevölkerung von 24 Millionen thätig ist. Dagegen baute vor einigen Jahren Großbritannien im engern Sinne 18 Millionen Hektaren mit den Händen von 5,200,000 Bauern an. Der Totalwerth Dessen, was die 24 Millionen in Frankreich erzeugten, belief sich jährlich auf 4⅓ Milliarden; dagegen erzielten die 5 Millionen der englischen Ackerbauern auf ihren 18 Millionen Hektaren einen Werth von 5 Milliarden 420 Millionen. Nach den Abschätzungen des Hrn. Rubichon bringen tausend Familien in Frankreich und England jährlich hervor a) in England 56,000 Hektoliter Getreide, in Frankreich nur 40,000; b) in England an Pferden 278, in Frankreich nur 65; c) in England an Hammeln 11,000, in Frankreich nur 1043; d) in England an Rindvieh 1230 Stück, in Frankreich nur 203. Ein Berichterstatter über de la Farelle, der bekannte Schriftsteller Michel Chevalier, setzt mit französischer Galanterie seine Hoffnungen für die Vervollkommnung des Ackerbaues in Frankreich hauptsächlich darauf, daß, wie in England, das weibliche Geschlecht von den Feldarbeiten befreit werde. Er bemerkt mit Recht: so werde das Weib seine Sorge auf das Hauswesen, auf ihre mütterlichen Pflichten mehr concentriren können; die Familie erhalte einen dauerhaftern Kitt, und daraus entspringe dann ein unermeßlicher Gewinn für die Moral und die gesellschaftliche Ordnung. Es ist wahr, daß die edeln Eigenschaften des Weibes durch nichts mehr erdrückt und erstickt werden als dadurch, daß es zu Functionen verwendet wird, die ihrer Natur nach dem Manne gehören; aber die geringere Blüte der französischen Agricultur im Vergleich mit der englischen möchte doch wol in ganz andern Umständen als in dem von Chevalier angegebenen zu suchen sein. Interessant sind des Verf. Betrachtungen über die Arbeitsclassen in den Städten: hier, wie der Verf. und sein Recensent mit Recht bemerken, ist die stärkste Schattenseite der modernen Welt, eine stumpfe doch fressende Materie, eine Gefahr drohende vulkanische Masse, die in sich wühlt und gährt, aber bis auf vereinzelte Symptome freilich noch nicht zum vollen Ausbruche gekommen ist; da sind die schmerzlichsten physischen Leiden, die abscheulichste Demoralisation, die widerlichste Ungesundheit an Geist und Körper, die vollständigste Verleugnung aller Gläubigkeit, aller religiösen Festigkeit — und wenn der französische Schriftsteller deutsche Fabrikstädte, wie etwa Elberfeld und Barmen im Auge gehabt hätte, so würde er hinzugesetzt haben: hier ist, im Gegensatze zu all dieser dumpfen Selbstverzweiflung, zu diesem instinctartigen Hinvegetiren, ein übel verstandener Pietismus vorhanden, ein Gegengift, offenbar schlimmer als das Gift, dessen Wirkungen es unschädlich machen soll. Als Heilmittel schlägt de la Farelle Verbrüderungen unter den Handwerkern und städtischen Arbeitern vor, etwa in der Art der mittelalterlichen Zünfte. Es ist wahr, daß der Verf. in seiner Vorliebe für diese alten Institutionen zu weit geht, aber sie läßt sich entschuldigen, wenn man die jetzige ideen-, leb- und freudenlose Masse des Handwerkerstandes mit dem frischen, lebedigen, kecken, fast ritterlich phantastischen Handwerkerwesen des Mittelalters vergleicht, als sich jeder Einzelne als Mitglied einer Zunft, einer Verbrüderung fühlte; es ist allerdings zu beklagen, daß diese Verbrüderungen allmälig in eine so große Pedanterie und Steifigkeit übergingen und mit ihrer Idee auch das Recht zu existiren einbüßten. Verbrüderungen, dem Geiste der modernen Zeit angepaßt, oder vielmehr aus ihm als ein Nothwendiges sich ergebend, wären hier allerdings zu wünschen, wenn nicht alle poetische Anschauung im Volke erlöschen soll. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 285. —— 11. October 1840.

## Badisch-würtembergische Geschichtsliteratur.
(Fortsetzung aus Nr. 284.)

Nr. 4. Die schwierigste Aufgabe unter den würtembergischen Historikern neuesten Datums hat sich wol der Verf. des letzt zu besprechenden Werkes gesetzt, und hier stellen sich der Bedenklichkeiten gar manche ein, welche jedoch minder gefühlt worden zu sein scheinen, als vielleicht der Gegenstand wol erheischt hatte. Ein junger Schriftsteller, bisher blos als Belletrist, Kunstkritiker bekannt, dabei Criminaljurist, ohne eigentliche historische Vorkenntnisse und legitimirende Antecedentien, unternimmt es, in einem Zeitraum von wenig Monaten, die Biographie und Regierungsgeschichte seines noch lebenden Landesherrn zu liefern, und zwar in einer Atmosphäre, die kaum erst von den schwülen Einflüssen politischen Parteigeistes von ziemlich localer Natur in etwas gereinigt worden ist. Ohne auch nur einiges Einleitende über die Motive zu diesem kühnen Schritte voranzuschicken, beginnt Hr. Köstlin, wie ein von Klio längst hierzu Eingeweihter, mit einem „breiten geschichtlichen Unterbau", d. h. der Vorgeschichte des Landes und der Familie des betreffenden Monarchen, um den Beweis zu liefern, daß die „darzustellende Periode nur keine reine Fortsetzung, oder doch minder wesentliche Modification feststehender, dem allgemeinen Bewußtsein hinlänglich deutlicher Richtungen", sondern das Resultat „einer Fülle von Erlebnissen sei, die an epochemachender Wichtigkeit Jahrhunderte vorher in den Schatten stellen". Der Umsturz einer Verfassung, die dem Mittelalter angehörte, damit auf ihren Trümmern ein Staat im neuen geläuterten Sinne gegründet werden konnte, die Nothwendigkeit einer totalen Veränderung der Verwaltung im Innern, sowie der Verhältnisse zum Auslande, nebenbei eine Umwälzung in kirchlichen Begriffen und der neue Aufschwung von Künsten und Gewerben, eine gesteigerte Richtung des allgemeinen geistigen Lebens und die Erweiterung der verjährten Sitte eines besondern, abgeschlossenen Stammes zum Volksleben sind die nächsten Vorwürfe des Gemäldes, welches der Verf. zu entwerfen sich vorgenommen hatte. Hieran mußte er nothwendig einen Rückblick auf die Ahnen der zu schildernden bedeutsamen Person reihen, als der Erklärer des Familientypus und der Momente für die feinere Nachforschung der Eigenthümlichkeiten des Haupthelden, endlich als solcher öffentlichen Charaktere, deren Beachtung bei der Beurtheilung des Nachfolgers gar nicht umgangen werden konnte.

Hr. Köstlin erblickt in dem gegenwärtigen Würtemberg ein völlig neues, erst durch den modernen Staatsbegriff geschaffenes Ganze, dessen Bestandtheile in den frühern Perioden sogar feindlich gegeneinander standen, und nur durch die Gewalt eines allgemeinen Geistes, der alle besondern Interessen in sich schlingt, zu solcher friedlichen Einigung gebracht werden konnten. Mit ursprünglichen Fürstenländern wurden städtische, geistliche und Adelsherrschaften und Besitzungen verbunden. Diese verschiedenen Bestandtheile erscheinen jedoch nicht von gleichem geschichtlichen Werth, vielmehr bildet der würtembergische Name und Stamm (dem Verf.) den Magnet, welcher in einer vielbewegten, so manche gleichberechtigten Existenzen in sich verzehrenden Zeit in Kraft und Ausdauer sich bewährte, und das Übrige unter der Beraubung der Selbständigkeit unter sein Principat zog. Hr. Köstlin glaubte daher auch für diesen Namen und Stamm das Recht ansprechen zu können, als Mittelpunkt behandelt zu werden, um welchen der ganze, jetzt diesen Namen theilende Ländercomplex erst anschoß.

Von solchem Standpunkte ausgehend, behandelt er in dem ersten der drei Bücher, in welche er sein Werk eingetheilt hat, die Vorgeschichte des Landes und der Familie, und zwar enthält das erste Capitel „die mittelalterliche Feudalzeit"; das zweite „den Übergang von der Feudalzeit zur monarchischen Staatenbildung"; das dritte „Würtemberg unter den Grafen"; das vierte „die Zeit der Reformation"; das fünfte „die Staatenbildung unter dem Einflusse der Reformatoren"; das sechste endlich „die Revolution".

Man wird nun wol in den sieben Bogen, welche dieses Buch füllen, keine neuen Forschungen und Resultate derselben erwarten, und wir können uns daher einer ausführlichen kritischen Beleuchtung des hier Abgehandelten durchaus entschlagen; doch weiß der Verf. längst Bekanntes und Besprochenes auf äußerst angenehme Weise mit der ihm zu Gebote stehenden Eleganz des Styls und Üppigkeit der Diction in freundlichen Miniaturbildern und zierlichen historischen Fresken wieder vor die Erinnerung des Lesers, nicht nur außerhalb Würtemberg zu bringen; auch versteht er meisterlich die Kunst der Gruppirung, oft wie ein geschickter Theatermaler und Decorateur, und Licht und Schatten sind gehörig vertheilt. Überall, wo ihm die

Methodik der Hegel'schen Schule, welcher er angehört, und welche bei andern Materien, philosophischen oder ästhetischen Inhalts auch keineswegs übel ansteht, die Ferngläser nicht färbt oder trübt, spricht er geschickt und verständig. Er weiß sich über die Parteien, die politischen, kirchlichen, literarischen und localen zu erheben (und dies ist sehr viel von einem geborenen Würtemberger und noch mehr von einem aus der Reihe der regierenden Familien, mit zahlreichen Ansprüchen ausgerüsteten); er schildert ferner nicht blos die schlimmen, sondern auch alle guten, in der Entwickelung des deutschen Staats- und Fürstenthums bis zur Zeit der Revolution gelegenen Seiten, deren höchst charakteristische, gewissermaßen zur Idealität erhobene Verkörperung ihm in der Person und Regierung des Herzogs Karl Eugen erscheint. Doch wie viele Gerechtigkeit er in mancher Beziehung dem letztgenannten Fürsten auch widerfahren läßt und wie richtig die Zeichnung der Zeit und ihrer Stimmung und Richtung, in welcher er sich bewegte, der Umstände, unter welchen er seine Regierung antrat, der Leidenschaften und Verhältnisse, welche auf ihn einwirkten, der Hemmungen und Schwierigkeiten, mit denen er zu ringen hatte, im Allgemeinen genannt werden muß, so hätte man doch von unserm Geschichtschreiber ein vollständigeres, gerundeteres und sichereres Bild von Karl Eugen erwarten dürfen. Es wäre zu wünschen, daß entweder er selbst oder ein anderer Gelehrter diesem so überaus interessanten Charakter seine Aufmerksamkeit einst noch zuwenden möchte, da sich nicht leicht für einen andern historischen Gegenstand ein solcher Reichthum von Stoff und Vorarbeiten, von geschriebenen und gedruckten Materialien, sowie von wichtigen mündlichen und privatlichen Mittheilungen noch lebender Zeitgenossen vorfindet wie für den vielbesprochenen Karl Herzog.*) Dieser selbst, Francisca von Hohenheim, Montmartin, Rieger, Schubart, die beiden Moser, Gemmingen, die Karlsakademie (mit einer Reihe strahlender Namen), Schiller u. A., welche Anhaltspunkte für ein Geschichtswerk, zumal in culturhistorischer Beziehung, oder für Denkwürdigkeiten!

Das zweite Buch begreift das Leben König Wilhelm's bis zur Thronbesteigung. Hier nähert sich nun der Verf. der kitzlichen Aufgabe, die Bildungs- und Jugendgeschichte Desjenigen zu schildern, in welchem Würtemberg nach Everhard im Bart und Herzog Christoph seinen eigentlichen Schöpfer, Reformator und Befestiger seiner Selbständigkeit und politisch-moralischen Geltung nach außen verehrt; die Schule, in der dieser Fürst erzogen worden, eine harte Schule, voll Leiden und Widerwärtigkeiten; die Zustände der Zeit und den Geist der vorangegangenen Regierung, den Charakter des Vaters, welcher von dem des Sohnes so höchst verschieden; die Grundsätze, nach welchen Jener geleitet worden war und zu welchen Dieser in kräftiger Selbstemancipation von aufgebrauchten Herrscherideen, abgelebten Vorurtheilen und dem ganzen Apparate unvolksthümlicher Politik schon frühe sich bekannt und fortwährend treu gehalten hat. Noch ist der Moment nicht gekommen, mit Sicherheit und Unbefangenheit solches thun zu können, da noch viele Leidenschaften vorerst zu Grabe gegangen, Irrthümer aufgedeckt, Misverständnisse beseitigt und Vorurtheile besiegt sein müssen. Einem großen Irrthume geben Diejenigen sich hin, welche in schonungsloser Erörterung der vorangegangenen Periode die gegenwärtige zu ehren und in Entstellung des Charakters, wie in Verkennung der Eigenthümlichkeiten des verstorbenen Monarchen ein Relief für das Denkmal des trefflichen Sohnes gefunden zu haben glauben. König Friedrich wartet noch auf einen Biographen im größern Styl, an welchen die zu stellenden Foderungen eben nicht leicht sein dürften. Alles bisher in dieser Hinsicht Gelieferte hält nicht Stich, und auch Hr. Köstlin möge uns verzeihen, wenn wir unsere Ansicht geltend machen, daß auch er nach den hier abgelegten Proben schwerlich dazu sich eigne. Wir verkennen keineswegs die Richtigkeit mancher angeführten Thatsachen, die Gültigkeit der einen und andern Behauptungen und die Treue in einzelnen Schilderungen, Portraits und Silhouetten. Aber es ist doch immerhin das Ganze, was er über Friedrich I. beigebracht hat, mehr eine Mosaik von subjectiven Anschauungen, Parteiurtheilen und localen, unter dem Eindruck mehr oder minder unerfreulicher Erlebnisse und gestreifter Interessen, verletzter Gefühle niedergeschriebenen Erinnerungen Es fehlt die Objectivität des Gesichtspunktes, die Unbefangenheit des Urtheils über eine so hervorragende, genial-gewaltsame, durchweg kräftige, imponirende Erscheinung; und das kritische Seciermesser des Historiographen hat mehr einzelne Theile als die Gesammtgestalt zu zerlegen und diese in ihrer naturgemäßen Gliederung anschaulich und überzeugend vor das Auge des ernstern Publicums zu bringen gewußt. Dessenungeachtet fehlt es ihm nicht an vielen trefflichen Andeutungen und musterhaften Beschreibungen einzelner Seiten im Privat- und Regierungsleben des Begründers der würtembergischen Monarchie in ihrem gegenwärtigen Zustande, und nachdem er das Schlimmste und Härteste gesagt, wage er das Geständniß, hinsichtlich dessen Jedermann mit ihm übereinstimmen wird:

Gewiß aber darf heutigen Tags, wo die Wunden jener schweren Zeit unter der humansten der Regierungen, unter der Regierung des Sohnes jenes strengen und harten Geistes verschmerzt und geheilt sind, mit vollem Rechte darf jetzt anerkannt werden, daß das heutige Würtemberg, daß Würtemberg als glücklicher, einiger Staat ohne ihn gar nicht möglich, daß unsere Verfassung, die ganze liberale Organisation des Landes, seine äußere und innere Blüte ohne ihn gar nicht denkbar wäre. Denn Er war es, der die Ideen des 19. Jahrhunderts mit Gewalt in ein widerstrebendes Erdreich einrammelte, wenn er sie gleich nicht bis zur Blüte treiben konnte; er war es, der den Schutt so vieler Jahrhunderte von dem Boden wegräumte, auf welchem das neue Gebäude unsers öffentlichen Lebens sich erheben sollte; er war es, der die Idee der Freiheit wenigstens auf dem religiösen Gebiete zur Verwirklichung brachte und die politische Freiheit wenigstens vorbereitete, indem er die Gleichheit Aller vor dem Gesetze mit eiserner Consequenz durchführte und das ganze System feudalistischer Halbknechtschaft von Grund aus zerstörte oder wenigstens auflockerte. Ja, dies Alles würde noch in viel schlagenderm Lichte erscheinen, wenn es erlaubt wäre, seine Regierung mit andern gleichzeitigen unter ähnlichen Verhältnissen zu vergleichen. Allein sie braucht diese Folie nicht

*) So nennt ihn noch jetzt das Volk, nach seine Signatur.

einmal, nachdem ihr die wirksamste in der Darstellung der frühern würtembergischen Zustände gegeben werden ist.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Reiseliteratur.

1. Reisetaschenbuch für Höhergebildete, die zu ihrer Belehrung fremde Länder besuchen wollen. Von D. G. v. Ekenbahl. Zwei Theile. — Auch u. d. Titel: Theoretisches und praktisches Lehrbuch für wißbegierige Reisende; enthaltend: Allgemeine Reiseregeln, sowie das Wissenswürdigste aus dem Gebiete der Erdkunde und Statistik, der Mineralogie, Hydrographie, Meteorologie, Botanik, Zoologie des zu bereisenden Landes. Ferner im zweiten Theile: enthaltend das Wissenswürdigste von dem Landbau, den Gewerben und dem Handel, sowie von der Wissenschaft, Literatur und Kunst, der Religion, Kirche und Schule, der Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung und den auswärtigen Verhältnissen des zu bereisenden Landes. Quedlinburg, Ernst. 1839. Gr. 12. 3 Thlr.

Trotz des langen und vielversprechenden Titels dieses Buches bezweifeln wir doch, daß dasselbe von vielen Reisenden dürfte mit Nutzen gebraucht werden können. Denn für deutsche Touristen ist es zu weitläufig, für gewöhnliche Reisende, die zu Fuß oder zu Wagen die Welt durchstreifen, sei es nun zur Lust oder zur Belehrung, ist es zu pedantisch. Denn wer wird es erst aus diesem Buche lernen wollen, daß man bei feuchter Luft oder beim Nebel wohl daran thäte, eine Pfeife Knaster zu rauchen, oder daß man sich hüten müsse, sein Nachtquartier in der Nähe eines Abtritts zu nehmen, oder daß man sich nie ganz entkleidet in ein unbekanntes Bett legen dürfe? Wie Viele haben denn Geld und Gelegenheit, sich mit einer so vollständigen Reiseapotheke, wie sie der Verf. vorschreibt, oder mit einem so reichlichen Apparat für Seereisen zu versehen? Und wie man sich mit Retourkutschen, Gastwirthen, Lohnbedienten u. dgl. Leuten benehmen soll, lernt sich alles besser aus der wirklichen Erfahrung einiger Tage, als aus einem solchen Buche, wie das vorliegende ist. Ebenso heißt es doch auch wenig Vertrauen in die Bildung unserer Zeit setzen, wenn man einem Reisenden anräth, sich ja mit Tinte, Papier und Feder zu versehen, da diese Bedürfnisse doch wol in den meisten Wirthshäusern heutzutage den Reisenden zu Gebote stehen. Also in Summa — man wird aus diesen Vorschriften ebenso wenig mit Nutzen reisen lernen, als Jemand aus Knigge's bekanntem Buche „Über den Umgang mit Menschen" den wirklichen Umgang gelernt hat, wenn er nicht offene Augen und gesunden Verstand mitbrachte. Denn „grau ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldener Baum". „Die Reise", schrieb Goethe an Schiller aus Stäfa in der Schweiz, „gleicht einem Spiel: es ist immer Gewinn und Verlust dabei, und meist von der unangenehmen Seite; man empfängt mehr oder weniger, als man hofft, man kann ungestraft eine Weile hinschlendern, und dann ist man wieder genöthigt, sich einen Augenblick zusammenzunehmen."

Nun wollen wir nicht in Abrede stellen, daß die aus den auf dem Titel genannten Wissenschaften und Zuständen des menschlichen Lebens zusammengetragenen Notizen ganz gut und richtig sind, auch den besten Willen des Verf. verrathen, aber sie sind zu trocken, zu systematisch, ohne frische Beispiele aus dem wirklichen Leben. Will nun wirklich ein Reisender am Abende in einem solchen Reisetaschenbuche lesen, so verlangt er doch auch Unterhaltung, Zerstreuung, vielleicht noch einige Aufregung, ehe er einschläft. Aber was wird er da mit der schematisirenden Abhandlung über die Pflanzenkunde, mit den Belehrungen über Landgüter und Pachtcontracte, mit den Vorschlägen über Einrichtung der Gymnasien, mit den Betrachtungen über die Ausartung der Philosophie u. dgl. anfangen! Er wird unstreitig sein Buch sehr bald wieder zuschlagen, wie auch Ref. nicht leugnen kann, daß er froh war, als er nach pflichtmäßiger Lecture desselben es zuschlagen konnte. Will Hr. v. Ekenbahl aber wissen, wie solche Vorschriften für Reisende etwa einzurichten wären, so empfehlen wir ihm die Vorrede zu W. Alexis' „Heer- und Querstraßen", oder zu Starklof's „Verlorenem Sohn", ganz besonders aber die lebendigen Schilderungen in F. v. Solona's Roman „Drei Tage am Bord der deutschen Najade".

2. Reisebilder. Von Eduard Gehe. Leipzig, Focke. 1839. 8. 1 Thlr.

Haben wir an dem eben genannten Ekenbahl'schen „Reisetaschenbuche" die Schwerfälligkeit und Systemsucht tadeln müssen, so befremdet uns bei diesen „Reisebildern" eines sonst nicht unrühmlich bekannten Schriftstellers ihre Leichtfertigkeit und Inhaltlosigkeit Das erstere Wort soll hier aber keineswegs gleichbedeutend mit Frivolität, von der dieser Schriftsteller sich immer entfernt gehalten hat, lauten, es soll nur die geringe Rücksicht aussprechen, welche Hr. Gehe auf seine deutschen Landsleute genommen hat, indem er ihnen solche flüchtige Reisebemerkungen über Städte und Länder, die zwar schon oft von den geschicktesten Händen geschildert sind, aber trotzdem noch immer sehr reichen Stoff enthalten, zum Lesen darbietet. Gleich zu Anfang die „Gedanken im Reisewagen" — wie gewöhnlich und ohne alle fruchtbare Anregung! Dann hat Hr. Gehe seinen Weg über Frankfurt und Mainz eingeschlagen und die Champagne betreten, wo er aller Pedanterie entsagt und sich dem leichten französischen Leben hingegeben zu haben versichert. Wir können dies aber nur in den kurzen Sätzen seiner oft sehr preciösen Schreibart wahrnehmen, sonst finden wir viel Langweiliges und Überflüssiges, namentlich in seinen Beschreibungen der Gemälde im Louvre zu Paris und im historischen Museum zu Versailles. Für wen hat wol Hr. Gehe auf beinahe sieben Seiten die Namen der französischen Generale, die auf dem Arc de triomphe in Paris stehen, abgeschrieben? Ein deutsches Gemüth mußte doch dabei eben nicht die erfreulichsten Betrachtungen anstellen. Ferner ist auch Einiges über die pariser Theater, über Dem. Rachel, die unvollkommene Heizung der chambres garnies, die Nationalgarde und den Marschall Lobau hin- und hergeredet werden, den Bericht über die Gründung des historischen Museums in Versailles, nebst den bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden hat Hr. Gehe aus den französischen Zeitungen übersetzt. Über die häufig eingestreuten Gedichte können wir zu unserm Bedauern nicht anders urtheilen, als daß wir des Verf. leichte und gefällige Versification in ihnen nicht wiedergefunden haben. Die Ufer der Elbe scheinen ihm günstiger zu sein als die des Rheins, der Marne und der Seine.

3. Vierwöchige Wanderung von Rinteln über Mühlhausen, Gotha, Wunsiedel nach dem Fichtelgebirge und von da zurück über Baireuth, Kulmbach, Koburg u. s. w., von Ludwig Boclo. Hanover, Hahn. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Nach dem sehr weitläufigen Buche des Hrn. Ekenbahl und nach der etwas schwächlichen Schrift des Hrn. Gehe haben wir zum dritten über ein Buch zu sprechen, welches an Kraft und Gehalt jene beiden Werke weit übertrifft. Schon der Name des Verf., der sich vor mehren Jahren durch ein mit echter Begeisterung geschriebenes Handbuch der deutschen Geschichte bekannt gemacht hat, erweckte in uns ein gutes Vorurtheil, das noch mehr zunahm, als wir beim fortschreitenden Lesen gewahr wurden, daß diese Reisebeschreibung nicht blos „allen Fußreisenden im lieben deutschen Vaterlande und allen Denen, welche es werden wollen", mit Recht zugeeignet ist, sondern zugleich einen praktischen Commentar zu der 1837 herausgegebenen kleinen Schrift des Hrn. Boclo „Über Fußreisen, als körperliche und geistige Ascetik" enthält. Denn diese so nützliche und stärkende Übung des Körpers kommt jetzt immer mehr in Abnahme, sodaß unser Verf. ganz richtig auf S. 190 sagen konnte: „In der jetzigen Zeit ist es freilich fast ganz unnöthig, Erziehern und Führern der Jugend zuzurufen: laßt die Jugend stür-

men, wagen, etwas rasen, denn gesättigte Kraft kehrt zur Anmuth zurück. Sie stürmt nicht, sie wagt nicht; gemächlich fährt sie statt dessen in Eilwagen und Miethkutschen, und sogar muß man das „gaudet equis" jetzt in ein „gaudet curris" (wol ein Druckfehler statt curribus) verwechseln." Es ist in der That auffallend, daß in unserer Zeit, wo sich nicht blos viele Pädagogen, sondern sogar Staatsregierungen und Ständeversammlungen vereinigen, um die Turnübungen als einen integrirenden Theil der Schulbildung einzuführen, und meinen (mit welchem Rechte lassen wir jedoch dahingestellt sein), daß allein in ihnen die Quelle zur Kräftigung der Jugend zu finden wäre, daß, sagen wir, gerade in einer solchen Zeit die Fußwanderungen von vielen Jünglingen so sehr gemieden werden. Für die Jugend taugt die Bequemlichkeit und Leichtigkeit der Transportmittel durch Schnellposten und Dampfwagen sehr wenig, selbst gesunde Jünglinge wollen jetzt nur fahren, wo sie früher den Ranzen auf den Rücken und den Stock in die Hand nahmen, die Weichlichkeit und Vornehmheit Vieler verschmäht es, als Fußreisende einherzugehen, oder schämt sich der schlichten Wanderung im blauen Reisekittel, man will, wie Hr. Boclo am Schlusse so wahr sagt, sich nicht überzeugen, daß man nirgend mehr als auf einer Fußreise sich selbst, der Natur und Gott angehöre, daß man nirgend kräftiger, selbständiger und wiedergeborener wird. Daher stimmen wir recht von Herzen und im Interesse unserer heutigen Jugend auf Gymnasien und Realschulen in seinen Wunsch ein, daß es ihm gelungen sein möge, alle seine Leser von jener noch zu wenig erkannten Wahrheit zu überzeugen.

Abgesehen von dieser allgemeinen Betrachtung gewährt aber auch die Schrift des Hrn. Boclo eine angenehme Unterhaltung, einmal durch die Persönlichkeit des Verf. selbst, zweitens durch seine Schilderung mancher weniger, als es billig ist, besuchten Gegenden unsers deutschen Vaterlandes. In Hrn. Boclo sehen wir überall den rüstigen, starken Mann, dem, obwol im reifen Mannesalter, eine lebhafte Theilnahme für alles Große und Schöne und ein echt deutscher Sinn geblieben ist, er mag nun die Schönheit eines Morgens im Walde schildern, oder sich über den echten Patriotismus aussprechen und den sogenannten Kosmopolitismus verdammen, oder in glühender Begeisterung in Baireuth und in Wunsiedel das Andenken Jean Paul's feiern. Nicht minder anziehend ist sein Interesse an den verschiedenen wissenschaftlichen Gegenständen, oder an den einzelnen Zweigen bürgerlichen Verkehrs und landwirthschaftlicher Cultur. So unterhält er sich ebenso gern mit dem bejahrten gothaischen Förster, mit dem eichsfelder Schweine- und mit dem bairischen Ochsenhändler, mit dem Aufseher eines Hammerwerkes als mit der Witwe Jean Paul's, und die arabischen Pferde in Sababurg, sowie die naturhistorischen Merkwürdigkeiten auf dem Schlosse in Gotha fesseln seine Aufmerksamkeit in gleichem Maße wie der schöne Sonnenuntergang auf dem Ochsenkopfe unweit Wunsiedel. Den Vorwurf der Sentimentalität, den Hr. Boclo befürchtet, wüßten wir ihm wirklich nicht zu machen, eher möchten wir fürchten, daß manche Leser an einer etwas spielenden Manier und hier und da an der zu auffallenden Einflechtung der Subjectivität des Verf. Anstoß nehmen könnten. Dahin rechnen wir z. B. die Benennungen „der Doctor", „der Rector", „der Rintelenser", unter denen er sich selbst einführt, die häufige Erwähnung seines schwarzen Fracks, des „Confirmirröckchens", des Naßwerdens und der zum Trocknen angewendeten Mittel, des Eierbiers und der Punschessenz, ferner die wiederholten Anpreisungen des Tabackschnupfens, die den Thieren im gothaischen Museum in den Mund gelegten Reden und die absurde Erzählung des alten östreichischen Soldaten. Solche Dinge erinnern zu sehr an die Schubert'sche Art und Weise in einzelnen seiner Reisebeschreibungen, sie commentiren zwar die weisen Vorschriften des Hrn Ekendahl (in Nr. 1) — aber ein jeder Fußreisende wird sie sich selbst zu geben wissen, und aus diesem Grunde wäre es besser gewesen, die Leser mit so gewöhnlichen Dingen zu verschonen.

Daß aber diese Schrift durch die Schilderung von Gegenden und weniger gekannten Merkwürdigkeiten einen besondern Werth erhält, beweisen wir durch die Beschreibung des kurhessischen Kupferbergwerks in Richelsdorf, einzelner Partien des thüringischen Waldes und die ausführliche Nachricht über die von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen angelegte Kunststraße von Herstelle nach Beverungen auf einem früher fast unfahrbaren Terrain längs der Weser. Hr. Boclo nimmt nicht Anstand, diesen Bau weit höher zu stellen als die so oft als Wunderwerk gepriesene Straße, welche Napoleon auf dem linken Rheinufer von Koblenz nach Bingen anlegen ließ.

Außerdem sind noch manche andere historische und geographische Notizen, wie sie gerade die Gelegenheit an die Hand gab, durch das Buch zerstreut, deren wir hier nicht gedenken können. Auf S. 59 wird auch ein in Gotha befindliches Gemälde der Gräfin Agnes von Mansfeld betrachtet, mit dem Zusatze: „sie sei für den alternden Hermann, Erzbischof von Köln, zu jung und zu schön gewesen". Was soll das heißen? Gräfin Agnes war bekanntlich die junge Gemahlin des gleichfalls jungen Kurfürsten Gebhard Truchseß: daß sie aber von seinem Vorgänger, dem Kurfürsten Hermann, einem gebornen Grafen von Wied, irgendwie berücksichtigt sei, ist anderweitig nicht nachgewiesen, auch von Hrn. Berthold in seiner neuesten Behandlung der Truchsessischen Händel nicht erwähnt worden. 11.

## Notizen.

„The reformer's portrait gallery" ist mit der zehnten Abtheilung geschlossen worden. Das ganze Werk enthält 27 Portraits nebst Originaldenkschriften der ausgezeichnetsten lebenden Verfechter der Reformsache, sowie eine historische Darstellung des Fortschrittes der Reform von dem Versuche zur Umstoßung der Septennalacte 1734 bis zum Durchgehen der Reformbill 1832, von W. Howitt für das Werk geschrieben. Von dem „Oriental portfolio" ist eine zweite Nummer erschienen, welche unter Anderm sorgfältig gezeichnete und herrlich ausgeführte Abbildungen der bewundernswerthen Baudenkmäler von Delhi liefert. Auf gleiche Linie mit dem vorhergehenden sich zu stellen, versprechen, dem ersten Bande nach zu schließen, Hallis' „Monumental effigies of Great Britain", wogegen Landseer's „Original studies of animals", von denen gleichfalls der erste Band jetzt vorliegt, nichts weniger als günstige Erwartungen erregen.

Am 22. März starb in dem mexicanischen Dorfe San Angel, 74 Jahre alt, der Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Philadelphia, Maclure. Er hat der Akademie seine vortreffliche Bibliothek zum Geschenk gemacht. Lebhaften Anklang nahm Maclure an der Verbreitung der Ansichten Robert Owen's zu New-Harmony. Während seines Aufenthalts zu Paris 1819 schrieb er mehre Artikel für die „Revue encyclopédique", die aber von der Censur unterdrückt wurden, darauf ins Spanische übersetzt zu Madrid und mit einigen andern Abhandlungen zusammen wieder 1831 zu New-Harmony erschienen unter dem Titel: „Opinions on various subjects, dedicated to the industrious producers."

An demselben Tage, an welchem zu Antwerpen das Rubensfest seinen Anfang nahm, am 15. August, fand zu Edinburg unter dem Zulaufe einer unendlichen Volksmenge die feierliche Grundsteinlegung zum Denkmale Walter Scott's statt. Die Feierlichkeit ward von dem Landprovost als Großmeister der Freimaurer unter den gewöhnlichen maurerischen Ceremonien vollzogen. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 286. —— 12. October 1840.

## Badisch-würtembergische Geschichtsliteratur.

(Beschluß aus Nr. 285.)

Das vierte Capitel des zweiten Buches, in welchem Wilhelm I. als Kronprinz auftritt, gehört zu den besten des ganzen Werkes, wiewol manche der darin geschilderten Bezüge von so delicater Art sind, daß wir über die Rücksichtslosigkeit des Verf. in ihrer Berührung uns nicht genug verwundern können. Möge man daher dem Ref. verzeihen, wenn er sich hütet, in denselben Fehler zu verfallen, und wenn wir, mit voller Anerkennung der Befugnisse des Verf. zum biographischen Genremaler und der Geschicklichkeit im Entwurf wie in der Ausführung der Zeichnung vieler Situationen, welche die Jugendgeschichte des Prinzen darbot, endlich auch der Richtigkeit einzelner zwischen Vater und Sohn angestellter Parallelen und der über das befolgte Erziehungssystem in Bezug auf den Letztern, lieber den glorreichen Erinnerungen an die Verdienste Wilhelm's als Feldherr, sowie den patriotischen, vor und während dem wiener Congreß manifestirten patriotischen Gesinnungen und Planen uns zuwenden.

Diese hat Hr. Köstlin aus dem vorhandenen historischen Material größtentheils mit vielem Glücke beschrieben und dem Bedürfniß des größern Publicums vollkommen genügt. Die historischen Tableaux von den gelieferten Schlachten, welche er entwirft, enthalten anziehende Commentare zu den vortrefflichen plastischen, welche man dem Pinsel des Malers v. Schnitzer verdankt, und er hat sich in der Manier Kohlrausch's gehalten, welche durchaus für eine zugleich belehrende und begeisternde Volkslecture sich eignet. Doch bleibt die Aufgabe einer pragmatischen Kriegsgeschichte des Kronprinzen, welche einerseits das allgemeinere, populaire Interesse, andererseits die Foderungen der Geschichtschreibung und der strategischen Wissenschaft befriedigt, noch immer zu lösen, und es werden hierzu natürlich Kräfte erfodert, welche in der hier angedeuteten Vereinigung nicht so leicht vorzufinden sein dürften. Nicht nur müssen die Acten des Kriegsministeriums und die der Militairarchive mehrer, damals coaliirten kriegführenden Mächte, ferner die Mittheilungen der vorzüglichsten Personen, die bei den Begebenheiten figurirten, sodann die bereits vorhandenen Arbeiten eines M. v. Miller, v. Kaußler und einiger Anonymen sorgfältig benutzt, sondern auch die kritischen Stimmen von Kriegskundigen abgehört, die vielen Lügen und Entstellungen in den zahlreichen französischen Memoires (wir erinnern nur an die von Rapp) ins gehörige Licht gestellt und somit die befreundeten und feindlichen Berichte genau miteinander verglichen werden. Die gediegene „Östreichische militairische Zeitschrift" gibt in ihren ausgezeichneten Monographien, welche die neuern Jahrgänge über die Feldzüge der Verbündeten zu liefern begonnen, höchst lehrreiche Winke und Andeutungen hierzu.

Mit besonderer Vorliebe zeichnet der Verf., von den Lagern und Schlachtfeldern zu friedlichern Scenen zurückkehrend, das unmittelbar nach den Befreiungskämpfen geknüpfte Verhältniß des Kronprinzen mit der Großfürstin Katharina von Rußland, der Witwe des Herzogs Georg von Holstein-Oldenburg.

Längst eine Perle ihrer Familie, war sie auch als eine Perle der ganzen europäischen Fürstenwelt anerkannt und gefeiert worden. Es erschien hier mitten in der Zeit allgemeiner Gährung, in der Zeit furchtbarer Gegensätze und weit um sich fressender Charakterlosigkeit eine reine, eisenfeste Gestalt, in die lieblichsten Formen gegossen. Eine hohe weibliche Seele, auf welche der ganze Schmerz und der ganze Freudentaumel des Jahrhunderts zusammengeworfen schien, aus welcher der Geist der Zeit ohne alle Schlacken als reines geläutertes Gold hervorfloß. Denn nicht das Geschick des Vaterlandes allein, das Loos des ganzen Erdtheils rührte an die reingestimmten Saiten dieser wahrhaft königlichen Brust. Hier war ein Herz, ebenso empfänglich für die kleinsten häuslichen Freuden einer bürgerlichen Gattin und Mutter, wie für die Freuden und Leiden aller Völker der gebildeten Welt. Hier war die reinste zarteste Weiblichkeit, namentlich die herzlichste, natürlichste, kindliche und geschwisterliche Liebe, vereint mit einer heldenhaften Entschiedenheit der Gesinnung, wie sie sonst nur als ein Vorrecht des Mannes zu gelten pflegt. Und wahrhaftig, die Prüfung, welche einem so gearteten Geiste auferlegt wurde, war keine geringe. Wenn Katharina die Stimme des Ehrgeizes oder der Eitelkeit hören wollte, so durfte sie die glänzendste Krone nur vom Simms wegnehmen; es kam nur auf ein Wort von ihr an und sie theilte Napoleon's Thron. Die ganze Welt wurde vielleicht eine andere. Aber gerade die versuchte Verführung bestärkt einen starken Geist nur doppelt in der Verfolgung der eigenen Richtung. Sie schlug aus, was damals die Welt für den höchsten Triumph zu halten geneigt war, und verflocht vielmehr ihr persönliches Geschick unter den finstersten Anzeichen einer schweren Zukunft mit dem Loose der Völker, welche unter dem harten Drucke jener glanzvollen Herrschaft seufzten.

Diese Schilderung der Persönlichkeit, des Charakters und des hohen geistigen Werthes der unvergeßlichen Fürstin, eine Schilderung, welcher wir nur etwas weniger

Emphase und homiletisches Gepräge wünschen möchten, vervollständigt später der Verf. bei verschiedenen Anlässen auf sehr gelungene Weise. Gleichwol enthält auch Alles dies zusammengenommen nur erst Andeutungen und Pinselstriche zu einem Gemälde, wie es den Tugenden und dem Andenken der hohen Verstorbenen ziemt, und auch hier bleibt somit einem Nachfolger noch ein schönes Feld zu einer der anziehendsten Biographien über, die besonders durch die Acten der Wohlthätigkeitsvereine und der verschiedenen Institute und Schöpfungen, welche Katharina theils selbst hervorrief, theils ins Leben rufen half, in Bezug auf das zu benutzende Material wesentlich bereichert werden könnte.

Mit rühmenswerther Unbefangenheit, mit noch größerm Freimuth, da eine Menge noch lebender Mitpersonen aus der ersten Reihe der handelnden Personen zu berücksichtigen waren, und ganz auf die Höhe des Streites sich stellend, hat Hr. Köstlin die Verfassungsstreitigkeiten in den letzten Jahren des Königs Friedrich behandelt und durch das Chaos einer Unzahl von Schriften, Berichten und Darstellungen über diese wichtige Periode im verschiedenartigsten, oft leidenschaftlichsten und entstellendsten Sinne sich durchgerungen. Er packt die Sache überall beim rechten Flecke, nennt das Kind bei seinem wahren Namen und züchtigt schonungslos den spießbürgerischen Übermuth und die theilweise unbegreifliche Bornirtheit eines mit seiner Vortrefflichkeit so gern kokettirenden und nur aus dem Gegensatz zur kurz vorhergegangenen Periode einigermaßen zu Credit gekommenen Liberalismus, welcher mit einer Art Wuth alles dargebotene Gute der Neuzeit für die abgetragene Form einer aus ganz andern Zeiten stammenden und für ganz andere Verhältnisse und Bedürfnisse berechneten Verfassung ansah, wobei eine Anzahl Familien und Städte das Land mitregierten und über dessen Einkommen ohne genauere Rechenschaftsablage schalteten; dabei verkennt er den richtigen Gedanken nicht, welcher wenigstens bei einem Theile der (vorzugsweise aus Adeligen und Advocaten bestehenden) Opposition zum Grunde lag: daß eine Verfassung dem Volke nicht aufgedrungen werden könne. Aber der alte König war, in diesen Tagen zu einer ungewöhnlichen, ja bewunderungswürdigen Mäßigung sich erhebend, zu jeder Concession, zu jedem Entgegenkommen, zu jedem Vergleiche, wobei seine Würde nur nicht gestreift wurde, bereit, und so müssen wir durchaus die Indignation des Verf. über die unbegreifliche Hartnäckigkeit und Verblendung der Partei, welche damals die Agitation in dieser Weise leitete, und von welcher mehre der frühern Haupturheber des legalen Widerstandes bereits sich zurückgezogen oder ermäßigt hatten, theilen, sowie auch mit in die Betrachtungen an seinem Sarge einstimmen.

Langsam fiel die majestätische Eiche, an der so viele innere und äußere Stürme sich zerarbeitet hatten. Das Auge war nun erloschen, das vor dem größten Manne des Jahrhunderts sich nicht niedergeschlagen hatte; kalt war die Stirn (Dresch und Münch rühmen ihre majestätische Schöne), die so manchem Ungewitter getrotzt und hinter der sich so große Entwürfe bewegt hatten; stumm der Mund, aus dem so manches geistreiche Wort und so manches harte Gesetz geflossen war. Dem Niederſten gleich lag der Gewaltige, der, mehr gefürchtet als geliebt, so Ungeheueres versucht und so Großes vollführt, aber nicht einmal sein letztes schönstes Geschäft, die Rechtfertigung seines ganzen Lebens, hatte vollenden dürfen. Seine reiche Erfahrung, seine tiefe Einsicht, sein kühner und eiserner Wille, all das, womit er mitten unter der Gährung einer Welt sein Land erhalten, doppelt vergrößert, zu einem Staate organisirt und einer vernünftigen Verfassung entgegengeführt hatte — all diese Eigenschaften, deren das Land in diesem Augenblicke mehr als je zu bedürfen schien, waren mit einem Athemzuge entflohen und kein Ruf konnte sie wiederbringen.

In dem nämlichen Geiste, in welchem Hr. Köstlin die Verfassungskämpfe von 1814—16, ihre Motive, Urheber und Leidenschaften geschildert, führt er uns, das dritte Buch des Werkes damit beginnend, die Fortsetzung derselben in den ersten Jahren König Wilhelm's in ihren verschiedenen Phasen vorüber und entwirft die Grundzüge der Episode des unumschränkten Königthums dieses Monarchen, welcher jetzt, „als die Taube mit dem Ölblatt erschien und vom Schicksale dazu bestimmt war, eine neue Aera in der Geschichte seines Landes zu begründen". Er weist in den sogenannten „organischen Edicten", womit der König die eigentliche Verfassung, über die der Streit noch längere Zeit sich forterhielt, vorbereitet hatte, die Resultate der vielseitigsten, complicirtesten, rastlosesten Bestrebungen nach; Resultate, die in ihrem Zusammenhange das Bild eines völlig neugeschaffenen und eingerichteten Staates darstellten, und sammt den ungeheuern Vorarbeiten, die sie erfoderten, gleichwol in dem kurzen Zeitraum von nicht einmal drei Jahren fertig vor den Augen der Welt standen. Mit Recht schildert der Verf. die zauberähnliche Wirklichkeit, welche die Schlag auf Schlag folgenden, wichtigsten Einrichtungen geübt, und die Überraschung in einer Weise, wie seit Christoph's Zeiten keine ähnliche mehr bereitet worden. Es ist unmöglich, ihm Schritt für Schritt in seiner Deduction zu folgen; auch enthält das von ihm deshalb Niedergeschriebene meist Allbekanntes, sodaß wir einer Aufzählung als einer überflüssigen Arbeit uns enthalten dürfen.

Durch die Übersicht der philanthropischen und patriotischen Strebnisse der Königin Katharina, welche mit der regsten Geisteskraft und einer wahrhaft himmlischen Güte des Gemüthes schaffend, ordnend, anregend, begeisternd dem hohen Gemahl in Allem zur Seite stand und an dessen Sorgen und Anstrengungen Theil nahm, hat sich Hr. Köstlin ein ganz vorzügliches Verdienst erworben; es ist hier der erste vollständigere Versuch zu einem Denkmal der erhabenen Verewigten ausgeführt und bildet einen überaus wohlthuenden Contrast zu dem widerwärtigen Verfassungsgezänke, welches noch so lange die edelsten Absichten des neuen Herrschers zu durchkreuzen und seine Stimmung zu verkümmern bemüht war. Über die fernern Unterhandlungen, das Zustandekommen der Verfassung betreffend, über die Art und Weise der endlichen Verständigung und der Einführung, sowie über den Inhalt, den Geist und die Hauptrichtung spricht Hr. Köstlin auf ziemlich befriedigende und belehrende Weise sich aus; doch dürften die interessanten Übersichten in dem „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur", wenngleich theilweise mehr im

Sinne der Opposition gehalten, mehre Capitel der Münch'schen „Geschichte der neuesten Zeit", welche sehr ausführlich und nach guten Quellen darüber sich auslassen, und vor Allem die einschlägigen Capitel in der zweiten Auflage von R. v. Mohl's „Handbuch des würtembergischen Staatsrechtes" mit Nutzen damit verglichen werden, zur Ausfüllung der Lücken und Berichtigung mancher Thatsachen und Urtheile.

Die nunmehr folgenden zwei nächsten Capitel beschäftigen sich mit den äußern Verhältnissen seit 1819 und mit der weitern Ausbildung des Staates im Innern, in größern Umrissen, lichtvoll übersichtlich, lehrreich, freimüthig und zartbehutsam zugleich; der Verf. hat die Klippen der abrupta contumacia, wie des deforme obsequium gleich sehr zu vermeiden, den Geist und die vorherrschende Richtung der Regierung im Ganzen vorzugsweise festzuhalten und hervorzuheben gesucht und die Stellung der politischen Parteien vor und nach der Julirevolution, sowie die Erscheinung und das eigenthümliche Wesen der unter den Einflüssen dieser letztern entstandenen systematischen Opposition mit vielem Scharfsinn gewürdigt. Wir enthalten uns, in diese Materie näher einzugehen, weil noch unter dem Eindrucke des kaum Vorübergegangenen uns bewegend, nicht ohne Furcht für den Verf., daß ihm schwerlich von allen Seiten her Anerkennung für die von ihm aufgestellten Ansichten werde zu Theil werden, jedoch auch wieder beruhigt durch den Anblick des vollkommenen Sieges, welchen der gesunde Verstand des Volkes über die Leidenschaftlichkeit der Zeit und über die Irrthümer und Misgriffe des Parteigeistes davongetragen. Der Augenblick, diese selbst mit Ruhe und besonnener Objectivität zu beschreiben, ist noch nicht gekommen, und die neuesten voreiligen Versuche einiger jungen Schriftsteller, welche auch nicht eine Ahnung von würtembergischen Verhältnissen haben, für die Lösung einer solchen Aufgabe, können uns daher blos ein Lächeln abnöthigen. Es ist ein so reichlicher Vorrath an Thatsachen vorhanden, daß mit einzelnen Genrebildern und allgemeinen Declamationen, seien sie auch noch so geistreich, vorläufig nichts abgemacht wird, und über den Protokollen der letzten Ständeverhandlungen muß noch erst viel Gras wachsen, bis eine genügende Darstellung der Verhältnisse möglich gemacht werden dürfte.

Eine erklärliche Scheu und Rücksicht auf zarte Verhältnisse, welche der Geschichtschreiber wie der Kritiker gegen noch Lebende nicht ganz außer Acht lassen darf, verhindert uns die Bilder näher zu beleuchten, welche der Hr. Verf. von der Familie des Königs am Schlusse des Ganzen entwirft. Sie sind übrigens von Schmeichelei wie von Rücksichtslosigkeit frei, in würdigem edeln Colorit ausgeführt, und zeigen uns einen Reichthum von Privattugenden und glänzenden Eigenschaften des Herzens wie des Geistes, wie ihn selten eine andere fürstliche Familie also darbietet. Hr. Köstlin nimmt von dem Leser seines Buches Abschied mit Worten, welche sein Unternehmen, die Schilderung eines noch lebenden, und zwar seines eigenen Monarchen, gegen den Vorwurf der Panegyrik rechtfertigen sollen:

Eben das Bewußtsein, daß wir in der Geschichte dieser Individualität nichts zu verschweigen, zu entstellen, oder hinzuzuthun nöthig haben, sondern unsere Meinung, auch wo sie von gangbaren Ansichten abweicht, offen aussprechen dürfen, hat uns zur Unternehmung der ganzen Arbeit den Muth und zu ihrer Ausführung den freudigen, ungerechte Vorurtheile nicht achtenden Sinn gegeben. Mag einst der Geschichtschreiber, welcher den König Wilhelm nicht mehr unter den Lebenden zu suchen hat, denselben Stoff bearbeiten, so wird er uns zwar an Einsicht und Erfahrung unendlich, niemals aber an Reinheit der Absicht übertreffen können.

Daß diese wirklich vorhanden war, verräth die Sprache in mancher einzelnen Schilderung, die wirklich an Kühnheit und Naivetät grenzt, und die eine und andere Stanze in den Ottaverime, durch welche er der Erbprinzessin von Oranien, der hohen Tochter des von ihm beschriebenen Fürsten, sein Werk zugeeignet hat. Der ganze Charakter des Königs Wilhelm macht auch eine absichtliche Schmeichelei nicht nur unnöthig und überflüssig, sondern selbst gefährlich. Dieser Monarch steht auf einer solchen geistigen Höhe und hat für sich eine so reiche Anzahl von Erinnerungen an geleistetes Große und Gute, daß er eine Ausstaffirung mit falschem Prunke und künstlichen Eigenschaften und Verdiensten mit stolzer Verachtung von sich weisen kann. Es würde daher eines mehr als gewöhnlich feinen Taktes bedürfen, um diese Wachsamkeit mit Glück überlisten zu können. 97.

## Literarische Notizen.

Das „Journal des débats" empfiehlt die neue Übersetzung des Goethe'schen „Faust" von H. Blaze, deren vollständiger Titel ist: „Le Faust de *Goethe*; les trois parties; traduction nouvelle et seule complète, par M. *Henri Blaze*; précédée d'un essai sur Goethe, accompagnée de notes et commentaires, et suivie d'une étude sur la mystique du poëme; édition dédiée à S. A. I. et R. Maria Paulowna, grand-duchesse de Saxe-Weimar", mit folgenden Worten: „Das französische Publicum kann von jetzt an über dieses unermeßliche Werk des größten deutschen Genies urtheilen; man kannte bisher in Frankreich nur die Episode von Gretchen, und es ist jetzt das erste Mal, daß uns dieses schöne Buch in seiner Totalität dargeboten wird. Der Leser wird sich klar über Goethe's Gedanken und Plan bis zu den entferntesten Entwickelungen; er erstaunt, daß er mitten unter so vieler Einbildungskraft und Tiefe so viel Ordnung und Licht findet, daß er den zweiten Theil des „Faust", den man bisher sogar in Deutschland ein Buch mit sieben Siegeln nannte, wie ein aufgeschlagenes Buch begreift. Das Erstaunlichste an diesem außerordentlichen Werke, zugleich diejenige Eigenschaft, welche viel dazu beitragen wird, ihm in Frankreich Erfolg zu verschaffen, ist die wunderbare Mannichfaltigkeit. Alle, welche noch Poesie und schöne Verse lieben, werden mit Wohlgefallen diese Scenen lesen, in denen so viel Anmuth und Melancholie athmen, und Diejenigen, welche die Bewegung der deutschen Philosophie von Kant bis Schelling verfolgt haben, werden an dem zweiten „Faust", dieser Epopee des Spinozismus, eine weitläufige Aufgabe des Studiums und Nachdenkens besitzen. Hr. Blaze hat alle Ausgaben zu Rathe gezogen, an allen Quellen geschöpft und auf einer Reise nach Weimar die kostbarsten Documente gesammelt" u. s. w.

Von T. Thoré erschien: „La vérité sur le parti démocratique." Der Inhalt ist in der Kürze folgender: §. 1. Die demokratische Partei ist aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt; §. 2. Die verschiedenen Elemente der demokratischen Partei: 1) der „National"; 2) die Communisten, Babouristen ɪc.; 3) die Revolutionsmänner; 4) die junge Demokratie. §. 3. Wie sind alle diese Elemente der republikanischen Partei zu vereinigen? 5.

## Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Der Tower zu London. Ein historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1stes Bändchen. Mit 9 Bildern nach G. Cruikshank. Kl. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1841. Herausgegeben von J. G. Seidl. 17ter Jahrgang. 16. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 2 Thlr. 4 Gr.

Bürkner, R., Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrich des Großen. Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. Breslau, Richter. 12 Gr.

Cosmar, A., Flittern. Kleine Erzählungen, Skizzen und Bilder aus dem modernen Leben. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Decken, L. Freiherr v. d., Reform der Wissenschaften, zur Herstellung der Einheit zwischen Theorie und Praxis. 1ster Theil. Gr. 8. Berlin, Reimer. 1 Thlr.

Deckers, M., Hermann von Wied, Erzbischof und Kurfürst von Köln. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen als ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts bearbeitet. Gr. 8. Köln, Du Mont-Schauberg. 1 Thlr. 4 Gr.

Ehrenstein, H. W. v., Schild und Waffen gegen Thierquälerei. Ein Beitrag zu allgemeiner Förderung der Menschlichkeit. Nebst einem Kanzelvortrage vom Oberhofprediger D. v. Ammon und andern Beilagen, namentlich auch mehren hierbezüglichen Gesetzen und Verordnungen. 8. Leipzig, Teubner. 16 Gr.

Freiligrath, F., Rolands Album. Zum Besten der Ruine. 8. Köln am Rhein, Du Mont-Schauberg. 14 Gr.

Fröbel, J., Reise in die weniger bekannten Thäler auf der Nordseite der Penninischen Alpen. Mit 1 Karte und mehren Ansichten. Gr. 8. Berlin, Reimer. 1 Thlr. 12 Gr.

Gervinus, G. G., Historische Schriften. 5ter Band. Geschichte der deutschen Dichtung IV. — Auch u. d. T.: Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 1ster Theil. Von Gottscheds Zeiten bis zu Göthe's Jugend. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 3 Thlr. 6 Gr.

Geschichte der außereuropäischen Staaten. Herausgegeben von mehreren Gelehrten. 11ter Band. Neu-Südwales. Von J. D. Lang. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Neu-Südwales, als Strafansiedelung und als britische Colonie historisch und statistisch dargestellt von J. D. Lang. Aus dem Englischen, nach der zweiten, vielfach vermehrten, die Geschichte der Colonie bis Ende 1836 behandelnden Ausgabe übersetzt von Le Petit. 1ster Band. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 12 Gr.

Holsteins nächste Zukunft. Kl. 8. Kiel, Baurmeister u. Comp. 6 Gr.

James, G. P. R., Die Landstraße. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Juan Manuel, Don, Der Graf Lucanor. Uebersetzt von J. Freiherrn v. Eichendorff. 8. Berlin, Athenäum. (M. Simion.) 18 Gr.

Kuffner, Chr., Neuere Gedichte. Gr. 12. Wien, Mausberger. 1 Thlr.

Liebig, J., Ueber das Studium der Naturwissenschaften und über den Zustand der Chemie in Preußen. Gr. 8. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8 Gr.

Lindow, C., Lyraklänge. 8. Berlin, Wolff. 8 Gr.

Mayer, K. A., Neapel und die Neapolitaner oder Briefe aus Neapel in die Heimat. 1ster Band. Mit 1 Plane Neapels und 1 Musikbeilage. Gr. 8. Oldenburg, Schulze. 2 Thlr.

Menk, Fr., Des Moselthal's Sagen, Legenden und Geschichten, gesammelt und herausgegeben von rc. Nebst einem Handbuch für Reisende. Gr. 12. Coblenz, Hölscher. 1 Thlr. 14 Gr.

Merck's, J. H., Ausgewählte Schriften zur schönen Literatur und Kunst. Ein Denkmal herausgegeben von A. Stahr. Mit Merck's Bildnisse. Gr. 8. Oldenburg, Schulze. 1 Thlr. 21 Gr.

Müller, Joh., Romantische Erzählungen und Sagen. 1stes, 2tes Bändchen. 8. Znaim, 1839. 15 Gr.

Orpheus. Musikalisches Taschenbuch für das Jahr 1841. Herausgegeben von *A. Schmidt*. 2ter Jahrgang. 8. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 3 Thlr. 16 Gr.

Otfried von Tannenberg, oder der Fluch der Verführung. Eine Sage aus den Zeiten Friedrichs von Hohenstauffen. 8. Wien, Doll. 20 Gr.

Peipers, E. P., System der gesammten Naturwissenschaften, nach monodynamischem Princip. 1ster Theil. Theorie des anorganischen Daseins. Gr. 8. Köln, Du Mont-Schauberg. 1 Thlr. 16 Gr.

Pfeffel, G. C., Fabeln und poetische Erzählungen, in Auswahl herausgegeben von H. Hauff. 2 Bände. Gr. 16. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr.

Thomas Platter und Felix Platter zwei Autobiographieen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des XVI. Jahrhunderts herausgegeben von D. A. Fechter. Gr. 8. Basel, Seul u. Mast. 20 Gr.

Pulvermacher. Album. 16. Breslau, Friedländer. 16 Gr.

Rachel. Eine wahre Geschichte aus dem Leben einer jüdischen Familie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben zum Besten des Vereins von Freunden Israels in Basel. 8. Basel, Schneider. 3 Gr.

Reichenbach, M., Teufelsstreiche. Sagen aus dem Harzgebirge. 2 Bändchen. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 18 Gr.

Ries, J., Schilderungen des Treibens im Leben und Handel in den Vereinigten Staaten und Havana. Gezeichnet auf Reisen in den Jahren 1838 und 1839. Gr. 8. Berlin. 2 Thlr.

Rom und die deutsche Wissenschaft. Ein Wort an alle gebildete Katholiken und Protestanten Deutschlands unter Berücksichtigung der letzten Allokution des Papstes vom 22. November. 8. Berlin, Bechtold u. Hartje. 6 Gr.

Schilling, A., Satyrisch-komische Wiener Skizzen. Zeitbilder, Humoresken, Novelleten und Phantasien. 16. Wien, Mausberger. 1841. 16 Gr.

Schweitzer, L., Gedichte. 8. Breslau, Friedländer. 1839. 12 Gr.

Sparre, Graf P., Adolf Findling oder Drei Jahre unter Königin Christina's Regierung. Historische Novelle. Nach dem Schwedischen von C. Eichel. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Steudel, J. C. F., Vorlesungen über die Theologie des alten Testamentes. Nach dessen Tode herausgegeben von *G. F. Oehler*. Gr. 8. Berlin, Reimer. 2 Thlr. 10 Gr.

Stöber, A., Oberrheinische Sagen und Volkslieder. 1stes, 2tes Heft. Gr. 8. Straßburg, G. L. Schuler. 16 Gr.

Des Spielers Traum, oder: Satanas und seine Genossen. Ein Roman in sieben Büchern, aus dem Englischen von G. N. Bärmann. 3 Theile. 8. Altona, Hammerich. 3 Thlr.

Trentowski, B. F., Vorstudien zur Wissenschaft der Natur oder Uebergang von Gott zur Schöpfung nach den Grundsätzen der universellen Philosophie. 2 Bände. Gr. 8. Leipzig, Weber. 3 Thlr.

Ullrichs, H. N., Reisen und Forschungen in Griechenland. 1ster Theil. Reise über Delphi durch Phocis und Boeotien bis Theben. Mit 2 Plänen. Gr. 8. Bremen, Heyse. 1 Thlr. 16 Gr.

Ursin, G. F., Die Dampfmaschine. In zwölf allgemein faßlichen Vorlesungen dargestellt. Aus dem Dänischen. Mit 7 Zinktafeln. Gr. 8. Kiel, Universitäts-Buchh. 1 Thlr. 4 Gr.

Weiß, J. J., Berta oder Haß und Liebe. Romantische Geschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. 8. Cassel, M. S. Meßner. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 287. —— 13. October 1840.


**Künstlergeschichten, mitgetheilt von August Hagen. Drittes und viertes Bändchen. — Auch u. d. T.: Die Wunder der heil. Katharina von Siena. Leonhard da Vinci in Mailand. Nach dem Italienischen. Leipzig, Brockhaus. 1840. Gr. 12. 3 Thlr.**

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnt eine bis in die erste Hälfte des 16. sich fortziehende Glanzperiode der Weltgeschichte, welche von sichtbaren, dem Auge des Beschauers entgegentretenden Denkmälern ihrer Größe nirgend so viele hinterlassen hat als in Italien und in dessen plastischen und architektonischen Kunstwerken. Mangelhaft muß das Verständniß dieser Herrlichkeiten bleiben, ist uns nicht der eigenthümliche Charakter jener Zeit aufgegangen, wo kaum irgend eine der vielen städtischen Gemeinheiten Italiens so klein war, daß sie nicht dessenungeachtet bereits vorhandene Schätze der Kunst auf eine Weise hätte vermehren sollen, die in mehr als einer, ganz gewiß aber in Hinsicht der Intensivität des Resultates Alles übertrifft, was in gleicher Beziehung die reichsten und kunstsinnigsten Monarchen späterer Perioden zu ermöglichen vermochten. Die politische Selbständigkeit italienischer Städte damaliger Zeit, größer als sich ihrer vielleicht selbst Deutschlands freie Reichsstädte jemals erfreuten, erklärt jene Erscheinung nicht, die in neuester Zeit sich nirgend auch nur in annäherndem Grade, und selbst da nicht wiederholt hat, wo städtische Gemeinheiten eine den italienischen Städten des Mittelalters wenigstens vergleichbare Selbständigkeit behaupteten. Nur dann wird jene Erscheinung begreiflich, ja es werden jene Kunstwerke selbst nur dann erst vollkommen verständlich, wenn wir uns veranschaulichen, welcher Art der eigenthümliche Sinn gewesen, von dem durchdrungen einzelne Städte, ja die einzelnen Corporationen in jeder so Großes zu leisten vermochten, von welchem Sinne die Künstler mußten durchdrungen sein, sollten die Städte die fördernden Pflegerinnen so großer Leistungen sein. Dies nun ist, was Hr. Hagen in dem angezeigten dritten Bande seiner „Künstlergeschichten" in Beziehung auf eine Stadt, auf Siena, darstellt.

Wird, wie sich von selbst versteht, nur Derjenige, welcher Siena und dessen Kunstschätze gesehen hat, den Darstellungen des Hrn. Hagen mit größtem Genusse folgen, so ist darum sein Publicum nicht auf die immer noch verhältnißmäßig geringe Zahl solcher Leser beschränkt. Die Geschichten Pius' II. von Pinturicchio und Rafael, im Locale der jetzt verschwundenen Bibliothek des Doms, dieser selbst, vor allem des Beccafumi berühmter Fußboden in demselben, ein Werk, das unstreitig an Großartigkeit, Reichthum der Composition und Reiz derselben den bedeutendsten Hervorbringungen der Antike gleichgestellt werden darf, die Verherrlichung der heiligen Katharina, Sodoma's Kreuzabnahme, Pacchiarotto's Christus in der Verklärung als Gottessohn sind Werke, von denen man in jeder bedeutenden öffentlichen Kupferstichsammlung, z. B. in der zu Dresden, sich die anschauliche Kenntniß verschaffen kann. Dies nicht zu versäumen, fodert man diejenigen Leser auf, die entweder noch nicht in Italien gewesen sind, oder doch jene trefflichen Werke nur noch in gebleichter Erinnerung vor sich sehen.

Wir heben einige Bruchstücke aus, welche die Art der Darstellung zu charakterisiren im Stande sind. S. 74—79:

Sodoma war des Malers (Johann Anton Razzi) akademischer Name. Die heitere Gemüthlichkeit des sienesischen Himmels schreibt den Bewohnern Geselligkeit als unverbrüchliches Gesetz vor. Die ungebundenste Laune herrschte in der Akademie der Rüpel, wo Scherz und Witz den Gläsern den rechten Klang gab. Hilarien hießen die nächtlichen Zusammenkünfte, die oftmals der neugierig hereinschielende Morgen überraschte. Mitten auf der erleuchteten Tafelrunde erhob sich ein riesenhaftes Brustbild. Der Schleier, der das Haupt umhüllte, der sanft plätschernde Strom, der künstlich eine Insel darum bildete, gab ihm ein heiliges Ansehen. Aber es predigte nicht Ernst, sondern Frohsinn, nicht mit Mund und Auge, sondern mit den zahllosen Brüsten, aus denen es in Bogenstrahlen edeln Wein verspritzte, genug um, wie viele Becher auch schöpften, das rundausgehöhlte Flußbette nie leer stehen zu lassen. Die Versammelten in freier Rede, die unaufhaltsam wie der Wein sprudelte, schonten nicht Anderer, nicht ihrer selbst. Namen, wie der, den sich die lustige Akademie beilegte, wurden den Mitgliedern gegegeben. Als Razzi, jetzt eines der ältesten, aufgenommen ward, als er unter mystisch lächerlichem Summen den Schleier vom Bilde abheben und dessen Krone mit den Midasohren küssen, und es sich gefallen lassen mußte, daß ihm als Täufling ein Glas Wein auf das Haupt geschüttet wurde, wählte er sich den Namen Sodo, der Handfeste. „Sodoma!" rief da mit wieherndem Jubel ein Theil der Rüpel wie aus Einem Munde, und ein anderer, als wenn es ein Commandoruf wäre, ein laut schmetterndes Ja. „„Mir recht"", ließ sich der Neuling vernehmen, „„das Geschlecht Sodoma ist alt und berühmt; wie viele hohe Staatsbediente und Prälaten gehören nicht zu ihm."" „Sodoma!" erschall es rechts und links; aber wie der Herr mit dem Finger auf die Erde schrieb, um die falschen Richter zu

entlarven, so beschämte er die Spötter, indem er auf die Tischplatte zeichnete. Wie lächerlich auch die Figuren, nicht in den edelsten Stellungen und Gruppirungen, aussahen, die Betheiligten erkannte man leicht. Er hielt ihnen den Spiegel vor, nicht den eigenen, und an einem Anblicke, von dem sie sich hätten abwenden sollen, weideten sie sich mit schmunzelndem Wohlgefallen. Leichtsinnig, wie er war, schämte er sich seitdem nicht den Spottnamen auch auf Kirchenbildern zu verewigen.

Noch übler kamen in der Akademie Die ab, die nicht zu ihr gehörten, wenn sie durch Geiz und Unbarmherzigkeit, durch Eitelkeit und Stolz, durch ein unangemessenes Betragen jeder Art zu Misfallen Veranlassung gegeben. Die Rüpel rühmten sich, das Volk gegen die Anmaßungen der Gelehrten und der Adligen zu vertreten. Scharf und spitzig waren die Pfeile, die hier geschnitzt wurden, und darum gefürchtet. Dutzendweise flogen sie nach jeder Versammlung in der Stadt umher, und vom Munde der Lacher weiter und weiter getrieben, verfehlten sie nicht das Ziel, selbst wenn es noch so fern und noch so hoch stand. Wie auch die Schmeichler um die Großen fächeln mochten, sie fingen sie nicht ab, wie ehrwürdig auch manchem der Rock stand, und wäre es der Bischofsmantel, er bewährte sich nicht als unantastbar. An der Gunst der Vornehmen lag den wohlgemuthen Brüdern nicht, wol aber an der des Volkes. Durch öffentliche Komödien, die sie von Zeit zu Zeit gaben, befestigten sie sich immer mehr in seiner Gunst. Liebe zum Vaterlande, Haß gegen Tyrannei war das unerschöpfliche Thema, die ernste Grundfarbe der Darstellungen, die das bunteste Gewebe des Lächerlichen nicht überdeckte. In gemeiner Redeweise wurden sie vorgetragen und weckten die versammelten Scharen unter schallendem Beifallklatschen zu freisinniger Erhebung, zur Feier ihres angestammten Ruhms. Mit rother Schrift las man in den Jahrbüchern der Rüpel, wie Se. Heiligkeit Leo X. höchstseligen Andenkens die Spielenden nach Rom berufen, um in den Sälen, in denen sich sonst das Conclave versammelte, vor den ehrwürdigen Vätern ihre launigen Stücke aufzuführen, wie der Papst den damals in Rom sich verweilenden Bruder Sodoma für seine Kunst als Maler und Schauspieler durch Verleihung der Ritterwürde ausgezeichnet habe. Dermalen hob das Ansehen der Rüpel nichts mehr als die Gegnerschaft einer zweiten Akademie. Die Akademie der Dümmlinge, gestiftet um Gleich mit Gleichem zu vergelten, rieb sich an ihnen (harte Rinde ist nicht für zarte Haut) nur um selbst wund zu werden. Dadurch, daß die beleidigten Vornehmen, wie es verlautete, sich hinter sie steckten, bekamen sie nur einen zweideutigen Rückhalt gegen die Schläge, die wie Hagelschauer die junge Saat zudeckten. Auch sie gaben Komödien, aber es war ein Schaugepränge, das das Herz der Leute leer ließ.

S. 139 fg. ist die Rede von Beccafumi's Zeichnungen zu dem berühmten Fußboden des Doms. Trefflich wird die Stelle Jeder finden, welcher sich mit dem Gegenstande jenes plastischen Werkes bekannt gemacht hat.

Moses schlägt mit dem Stabe an den Felsen und viel des Volkes eilt herzu, um zu schlürfen und zu schöpfen von der hervorsprudelnden Flut. Vortrefflich sind drei wunderbare Knaben, die mit einem Hunde ihr Spiel treiben. Man sieht, wie der eine im fröhlichen Übermuthe die Schnauze des Thieres, das er am Kopfe und Halse hält, ins Wasser getaucht hat, und wie es sich schüttelt, da es genugsam genossen. Wie war Alles dem Leben so treulich abgeborgt! u. s. w.

Hier im Allgemeinen eine Bemerkung, die, wie sich sofort ergeben wird, kein Tadel sein soll. Darstellungen aus der Geschichte, welche uns das künstlerische Leben einer untergegangenen Zeit vergegenwärtigen sollen, haben mit einer in der Sache selbst liegenden bedeutenden Schwierigkeit zu kämpfen. Künstlerisches Leben einer Nation zu irgend einem gegebenen Zeitpunkte war jederzeit nur dann möglich, wenn die Elemente des politischen und religiösen Lebens jenes bedingten, das Kunstleben eine historische Nothwendigkeit, der Künstler nicht mit seinen Bestrebungen isolirt von Staat und Kirche und in der Mehrzahl seines Publicums, der Beifall und die Theilnahme, die er fand, nicht blos eine Form war, in welcher ein feiner ausgebildeter Luxus seine Befriedigung suchte. In so hoch begünstigter Periode leistete die Kunst unendlich viel, unendlich wenig aber wird davon gesprochen. Shakspeare und seine dramatischen Zeitgenossen haben gewiß in ihrem ganzen Leben nicht so viel ästhetische Conversation gemacht als die gute Gesellschaft einer gebildeten deutschen Mittelstadt in einem Winter. Nichts ist bei den Griechen über die Kunst geschrieben worden, als sie leistete, was in vereinzelter, zum Theil trümmerhafter Überlieferung für die großen Bildhauer, Maler, und Architekten des italienischen Mittelalters Gegenstand der tiefsten Verehrung blieb. So besteht auch, was berühmte Künstler des Mittelalters schriftlich hinterlassen haben, nicht in Kunstbetrachtungen, sondern, uns des Ausdrucks zu bedienen, in trockenen, dürren Regeln, nach denen das Technische und Mechanische mit handwerksmäßiger Sicherheit vollbracht werden mag. Da nun aber die Darstellung kaum möglich ist, ohne daß den Künstlern und ihren Umgebungen sehr, sehr viel über Kunst und Werke der Kunst Gesprochenes in den Mund gelegt wird, was gegen den Charakter der Zeit verstößt, so erfodert es bei dem hieraus entspringenden Widerstreite zwischen dem dazu in Gebrauch zu setzenden Organe große Virtuosität, wenn uns anschaulich werden soll, wie das Kunstleben Italiens in seiner schönsten Periode das ganz naturgemäße Ergebniß des Standpunktes der gleichzeitig religiösen Ansichten, des politischen Seins war, das von allgemeinen staatsrechtlichen Theoremen ebenso wenig als von ästhetischen wußte. Vielleicht haben wir hiermit denjenigen Gesichtspunkt hervorgehoben, wonach der Leser sich ein verständig anerkennendes Urtheil über Hrn. Hagen's Leistungen in dem angezeigten dritten Bändchen bilden kann.

(Der Beschluß folgt.)

---

Bericht über Rossetti's Ideen zu einer neuen Erläuterung des Dante und der Dichter seiner Zeit. Berlin, A. Duncker. 1840. Gr. 8. 12 Gr.

Von anonymer, obgleich nicht unbekannter, die seltene Muße sinnig nutzender Hand ist in dieser kleinen Schrift ein Beitrag zu demjenigen Studium des Dichters geboten, welches sich mit dem schwersten Theile, dem Sinne seiner Allegorien, beschäftigt, und indem sie mit bescheidener Zurückhaltung nur den neuen Standpunkt eines Dritten zur Anerkennung zu bringen sucht, zunächst den Bemühungen um die unsterbliche „Komödie" ein fröhliches, frisches Leben einhauchen wird. Die neuere Zeit scheint überhaupt in Beziehung auf den großen Florentiner unerwartet zwei ganz verschiedene Stellungen einnehmen zu wollen; während von einer Seite die durch Jahrhunderte sanctionirte Verehrung treu fortgepflanzt und nur noch intensiver dahin bekundet wird, daß alle Meisterschaft des Dichters nur noch von Wenigen mit ihm getheilt werden soll, haben sich andere Stimmen nicht ohne Energie dahin ausgesprochen, solche Verehrung als Zeichen der Befangenheit und Unfreiheit, des romantischen

Nebelns oder gar des nur nüchtern verständigen Sinnes, ja als Götzendienst betrachten zu wollen. Diese beiden Parteien neigen sich sodann zu einer Spitze hin, welche zwischen der Frage, ob Dante überhaupt ein Dichter sei oder nicht, fast keine Wahl läßt. Der Streit hat seine Quelle augenscheinlich in dem tiefern oder geringern Bewußtsein von dem dichterischen Werthe der Allegorie. Daß diese bei Dante vorherrscht, ja daß der unzerstörbare Reiz, der immer von neuem zu seinen Dichtungen hindrängt, vornehmlich auf ihr beruht, kann keinem Zweifel unterliegen. Aber die Allegorie ist sogleich nur eine bestimmte, engere Form der Poesie; indem sie vom bewußten, absichtsvollen Gedanken ausgeht, von einem ernsten, eigentlichen *Thema*, und für dessen Explication nur ein ungewöhnliches Gewand wählt, indem sie also viel mehr zu sagen hat, als sie verräth, und so leicht in ein Misverhältniß ihres viel reichern Innern zu dem Äußern verwickelt wird, kann sie auf dieser Grenzscheide der Prosa schon über das Gebiet der Poesie hinüberzugreifen scheinen. Der Dichter, kann man sagen, d. h. der von dem Weben der Poesie durch und durch erregte, entzündete, *hat* Das, was der Allegoriker erst erwirbt, gibt bewußtlos in überströmender Fülle heraus, was dieser sucht, überläßt fremder Entwickelung den substantiellen Inhalt seiner Anschauungen, welchen der Andere in seiner Gediegenheit schon als fertigen Stoff bereit hält. Kurz, die Allegorie verräth, vielmehr sie ist Absicht — Reflexion. Damit ist freilich nicht gemeint, dem *Dichter* die Rolle eines lyrisch Taumelnden oder eines auf Gerathewohl hintappenden Visionnairs zu ertheilen; wird er doch nur arbeitend und bewußtvoll die Weihe der Kunst empfangen: aber als letzter Hintergrund und Kern für seinen Inhalt wird immer ein unaufgeschlossener Schatz unendlicher Gemüthstiefe und genialer Unmittelbarkeit bleiben, nicht der Gedanke als solcher, nicht ein Lehrsatz, Dogma oder irgend welche sittliche Deduction. Indem aber ferner die Allegorie für dies ihr Gewußtes und Gewolltes nach Bildern und Zeichen sucht, muß theils die Mannichfaltigkeit, theils die Vieldeutigkeit derselben an und für sich in das Räthselhafte führen. So ist es nicht zu verwundern, wenn ein kühner Flug der Phantasie, der aber noch nicht den Dichter macht oder vollendet, verbunden mit tiefem Ernst des Gedankens, in Dante die Einen eine wunderbarste Offenbarung des dichterischen Geistes hat sehen lassen; denn was ist dem gediegenen Sinne willkommener als die feste Basis eines klaren Gehalts und Gewinns, und was regt und reizt die Forschung des ewig an die größten Räthsel gewiesenen Menschen nachhaltiger als Aufgaben, hinter deren Lösung doch ein thatsächliches Resultat verborgen liegt? Aber nicht minder berechtigt sind auch die Andern, denen Dante um eben dieser Reflexion, Räthselhaftigkeit und oft einseitiger Phantasie willen nicht jene ungemessene Höhe verdienen soll, denen er vielmehr bei allen dichterischen Ehren doch etwas Abstruses, Abstoßendes behält; und es sind ausgezeichnete Männer, welche diese Ansicht theilen. In der That, wer am Kunstwerk gewohnt ist, daß es sich in der unendlichen Schönheit seiner Vollendung aus sich selbst erkläre, wer Dem vor Allen den Kranz der Poesie reichen will, zu dem er sich mit vollständiger Antwort des Gefühls in seinem ganzen Innern hingezogen sieht — er darf sich da etwas bedenklicher, zögernder verhalten, wo der wahre Genuß erst mit dem Aufwande vielseitigster Gelehrsamkeit und speciellster Nachfrage, ja hinter einer ganzen Bibliothek von Folianten zu gewinnen ist. Namentlich dann aber will sich leicht Verstimmung, Ermüdung einschleichen, wenn der Mittelpunkt für dies Alles mehr oder weniger nur diese Persönlichkeit des Dichters, sein Schicksal, sein Standpunkt ist, ein Umstand, der in Verbindung mit dem Gesagten, trotz aller Anstrengungen der erklärenden Verehrer, auch dem zweiten Theile des Goethe'schen „Faust" nur geringe Theilnahme zugewendet hat. Beide Dichter haben das eigene Bekenntniß abgelegt, daß sie in ihr Werk ein Beträchtliches hineingeheimnißt haben; in Bezug auf Dante könnte als Beweis schon die bedeutend angewachsene Zahl der Commentare genügen, von denen keiner gleichwol schon Alles gelöst zu haben glaubt; oder wo die Lösung sich an die vom Dichter deutlich genug gegebene Tendenz des mystisch Religiösen anschloß, haben sie das Gedicht weniger zum dauernden Lieblingseigenthum des größern Publicums, als zum Tummel- und Übungsplatz literarischer Dilettanten und Geschichtsfreunde zu machen vermocht, denen Ausdauer und Muße genug vergönnt war, um aus der langen Schachtarbeit endlich ein befriedigendes Erz heimzubringen. Um so willkommener muß eine neue Bemühung geheißen werden, welche wenigstens theilweise das biegsame, schwankende Element blos ascetisch-religiöser Allegorie auf einen nähern, concentrirtern Inhalt zurückzuführen sucht und in dem Nebelhaften einen festern Boden aufzeigt. Ein Bericht über die Resultate dieser Arbeit liegt vor uns, und mit wenigen Worten mögen einige derselben angedeutet werden.

In der gemeinschaftlichen Erklärung Dante's und vieler diesem gleichzeitig oder zunächst lebenden Schriftsteller, daß in ihren gegenseitigen Werken außer dem buchstäblichen noch ein anderer, oft nur Eingeweihten verständlicher Sinn vorhanden sei, hat auch Rossetti die Hauptstütze seiner Ansicht. (S. die Ausgabe der „Hölle", London 1826; „ferner „Sullo spirito antipapale che produsse la riforma e sulla segreta influenza, ch'esercitò nella letteratura d'Europa", London 1832.) In Bezug auf einzelne Gestalten der „Göttlichen Komödie", z. B. Virgil, Beatrice, haben dies die Commentatoren einstimmig zugestanden, theils lag es zu sehr auf der Hand, theils war man besonders dann dazu geneigt, wenn es in den Ton der religiös-philosophischen Verklärung, zu welcher Dante das universelle Leben der Welt emporhebt, einstimmen wollte. Wo dies aber nicht wohl anging, behalf man sich an vielen Stellen entweder mit einem gewissen Achselzucken, oder schützte sich bei dem entschieden Sinnlesen, wie viele Übersetzer, hinter des Dichters buchstäblichem Text. Rossetti vor Allen, entschlossen, durch das unausgesetzte Studium eines ganzen Lebens sich oder dem Dichter nichts dieser Art zu schenken, zog nun das politische Element heran, um mit diesem Lichte in so manches auffallend unenthüllte Dunkel zu dringen, und diese Idee, einmal angeregt und in Einzelnen fest begründet, hat ihm den Weg zu den fruchtbarsten Betrachtungen geöffnet. Sie haben großen Widerstand und Abneigung erfahren, man hat darin eine Befleckung, Verunreinigung der spirituellen Höhe des Gedichts gefunden, und doch, hat man sich einmal mit einer Umdeutung des nur unmittelbaren Sinnes einverstanden erklärt, so scheint eine weitere Anwendung des Princips gar keine innere Schwierigkeit haben zu können. Denn das wurde doch auf jenem Standpunkte übersehen, daß der Dichter, obgleich er an unzähligen Stellen direct und mit furchtbarer Leidenschaft das Politische zu seinem Thema gemacht hat, zu fest und markig auf der Erde stand, um seine ganze Dichterkraft in nur religiösen Anschauungen aufzulösen, daß er in zu begeisterter Thätigkeit sich dem öffentlichen Wohl gewidmet und diesem *Allgemeinen* — geopfert hatte, als daß nicht seine Beatrice ihm auch hierfür als die leitende und schützende Heilige hätte erscheinen sollen. Diese reinere Politik, diese Vernunft der staatlichen Ordnung, diese Bändigung einer verzehrenden Anarchie durch die edle Macht des Kaiserreichs, warum sollen sie für Dante nicht zu den religiösen Momenten gehören, welche das Irdische für die reinern Sphären vorbereiten, ohne es in einem abstracten Jenseits verschweben zu lassen? Allerdings, und dies folgt eben aus dem Wesen der Allegorie, wie sie im Gemüthe des Dichters von den mannichfaltigsten Bedeutungen umspielt wird, es ist damit nicht ausgeschlossen, daß letztere oft unbewußt so wunderbar ineinander hineinschelnen, daß sich das bestimmt Gegenwärtige nicht an jeder Stelle bezeichnen läßt. Beatrice, die früh geschiedene, längst aller Hülle der Erde entrissene, mit allem wehmüthigen Zauber der Jugenderinnerung umkleidete, sie ist dem Dichter *seine*, alle andern Geliebten weit überstrahlende Herzenskönigin, aber sie ist auch die Gebieterin, die ihn zur lautern Quelle des Lebens führt, sie ist dieser Geist der religiösen Philosophie selbst, sie ist es endlich für das gesammte Geschlecht der Menschen.

So hebt denn der Berichterstatter, nur hin und wieder leise dazwischentretend, ergänzend und bejahend, selten bezweifelnd, immer aber der Beachtung empfehlend, aus dem Rossetti'schen Werke besonders folgende Punkte hervor. Virgil ist nicht Repräsentant der Vernunft, oder der Philosophie als solcher, der vorchristlichen, doch neben dem Christenthum hergehenden; denn sie ist weder „suo Julio“ geboren, noch ist sie gerade in Jenem personificirt, auch wäre seine Redseligkeit zu diesem Zwecke unpassend, sondern er ist Repräsentant einer Julischen Philosophie, d. h der monarchischen, kaiserlichen; von ihr hatte sich der Wanderer verirrt und sie ist es, welche sein dichterischer Freund Guido Cavalcanti a disdegno gehabt hat (Gesang 10, 63) rc. Kannegießer z. B. sagt zu letzter Stelle, Dante wollte vielleicht andeuten, wie sein achtungsvolles Studium des Virgil ihn nun auch mit der Erfindung des vorliegenden Gedichts belohnt habe; Streckfuß beruft sich auf das Gerücht, welches den **Dichter** Guido sich mehr mit Philosophie als mit den Dichtern beschäftigt haben läßt; noch sonderbarer beweist W. Schmidt, daß Dante, der in die entlegensten Gebiete des Wissens kühn hineingreift, überhaupt keinen volksthümlichern Namen gewußt habe. — Über Beatrice ist soeben gesprochen. — **Panther**, **Löwe** und **Wölfin** bedeuten nicht, wenn sie noch dazu den Wanderer **zugleich** anfallen, seine Unzucht, Herrschsucht, Geiz, oder (nach Kannegießer's Ansicht) die nach den Lebensaltern erwachende, herrschende und völlig übermannende Sinnlichkeit, sondern das den eifrigen Ghibellinen quälende (schwarz und weiß gefleckte) Florenz, das französische Haus Valois und — die päpstliche Roma in ihrer Hurerei mit dem Guelf. Nur so ist es ein vernünftiger Sinn, wenn die edle Dogge, der große Can della Scala, einstiger Heeresfürst der Ghibellinen, kommen wird, das heißhungrige Thier zu würgen und hinzustürzen in die ewigen Schatten. Die Commentatoren haben dies zum Theil gefühlt; aber sie haben sich beim Unbestimmten beruhigt; so erklärt Abeken freimüthig („Beiträge für das Studium der göttlichen Komödie“, Berlin 1826), **hier** müsse allerdings in der Wölfin die Habgier der italienischen Machthaber gemeint sein, übrigens aber sei sie Dante's — Habgier. Vortrefflich sagt der verehrte Referent S. 59: „Der Dichter verkündet also im höchsten Pathos, es werde ein mächtiger Fürst auftreten, der den Geiz, oder vielmehr seinen (des Dichters) Geiz durch ganz Italien von Ort zu Ort jagen und endlich zur Hölle schicken werde. Fünf Jahrhunderte hindurch hat man so commentirt und sich an den Unsinn dermaßen gewöhnt, daß er kaum noch auffällt.“ — Gesang 3, 22—42 sind Diejenigen, die in dem Vorhofe der Hölle großes Geächz erheben, die **Wedergnten**, **Noch-bösen**, sie, die ohne Schimpf und ohne Lob gelebt haben, ma per lè foro, sodaß selbst die Verdammten des tiefsten Schlundes nicht ihren Ruhm an ihnen haben sollten, nicht etwa moralisch zu deuten, sondern wiederum politisch; liegt doch die Erinnerung an das Solonische Todesurtheil über die Feigen, die nicht Partei genommen hatten, nahe genug.

Die Erörterung über die **Riesen** des 31. Gesanges ist zu ausführlich, als daß hier etwas Anderes geschehen könnte, als auf die Schrift selbst zu verweisen; nur erwähnt möge werden, daß, während die Meisten in ihnen nur ganz unbestimmt mythologische Bilder des Verraths und Übermuths sehen, Nimrod als Guido della Torre, Ephialtes als Robert von Sicilien (der fünf Mal von Clemens V. umkettete), Briareus als Philipp der Schöne, Antäus als Lambertucci Orgogliosi von Bologna erklärt sind, die gegen ihren Jupiter, den Kaiser, Krieg geführt haben, weil sie noch halb in dem Höllenpfuhl von Babel-Rom, dem Sitz des „Satans“ standen. Dieser ganze Abschnitt ist so voll feiner Bemerkungen und umsichtiger Gelehrsamkeit, daß selbst das Gewagte unwiderleglich auftritt; wie bedeutungsvoll wird unter Anderm jener Strick am Halse des Nimrod, woran ihm das Horn (des Aufruhrs) hängt, wenn wir an den kaiserlichen Spruch erinnert werden, welcher diesen Guido zum Strange verurtheilte!

Den Grundton zu diesen Ansichten haben allerdings, und dies ist von dem Referenten (S. 2) vielleicht zu wenig hervorgehoben, schon Vorgänger Rossetti's angegeben, wie Marchetti, Paolo Costa, Colelli, der Engländer Taaffe. Aber die schärfere Durchführung des Princips, sowie eine fernere Ausdehnung desselben auf einen großen Kreis der damaligen Literatur gebührt Rossetti allein. Das Resultat ist in der Kürze, daß in dieser ganzen Zeit eine Verbrüderung der tüchtigsten Geister für eine Einheit Italiens durch Dämpfung der päpstlichen Macht, absichtlich oder bewußtlos zu einer geheimen Signatur der Worte, ja Verdrehung und Versetzung derselben geführt habe, nicht eben aus Neigung zur Häresie, sondern recht eigentlich, um auch äußerlich jeden Schein einer Gemeinschaft mit dieser zu vermeiden. So bedeuten die Worte vita häufig nur Ghibellinenthum, morte den Gegensatz, Donna unter sehr verschiedenen Namen die kaiserliche Würde, und mit besonderer Gründlichkeit ist der Beweis geführt, daß sich hinter amore sehr oft und allgemein nichts weiter verbirgt als die Anhänglichkeit an die Hoheit des Kaisers. „Höret auf zu glauben“, so lautet eine schöne Stelle (S. 63), „daß jene ernsten Männer immer und immer sangen von schönen Augen, schönen Haaren, daß alle diese Mädchen grausam waren, daß sie alle jung starben und jene Dichter ihnen im späten Alter mit grauen Haaren Klagelieder sangen. Ihr Schmerz war viel edler und ein höheres Ziel erregte ihre Begeisterung.“ Die Auseinandersetzung ist hier, wie fast überall, entscheidend, schlagend. Zwar verhehlt der Hr. Referent nicht, wie sich (mit Recht) die Auslegung hin und wieder in ein Extrem verliert und erwartet sogar, gegen die Ansicht des Schreibers dieser Zeilen, kaum jemals eine Vereinigung der verschiedenen Meinungen; aber jedenfalls ist das Positive überwiegend, ein erhöhtes Interesse für den Dichter und seine Genossen (Petrarca) erweckend, und alle Freunde Dante's haben dem Dolmetscher der Rossetti'schen Ideen freundlichen Dank zu sagen. 24.

---

## Literarische Notizen.

Für den Monat October ist eine „Natural history of society in the barbarous and civilized state“ von Dr. W. Cooke Taylor angekündigt. Das Werk ist auf Anregung und mit Unterstützung des Erzbischofs von Dublin zu Stande gekommen. Es soll durch eine Untersuchung der verschiedenen Formen der Gesellschaft den Ursprung der Civilisation anzugeben suchen, woran sich dann die Untersuchung der Verhältnisse knüpft, unter welchen ein und dieselben Fähigkeiten des Menschen in einem Lande den gesellschaftlichen Wohlstand begründet, in einem andern sich zur Quelle allgemeinen Elends verkehrt haben. Zu diesem Zwecke hat der Verfasser die Grundbestandtheile, durch welche allenthalben die Gesellschaft zusammengehalten worden ist, einer Prüfung unterworfen und deren Ursprung in der menschlichen Natur, sowie ihre Entwickelung sammt den Verhältnissen, welche deren Vervollkommnung oder Verderben herbeigeführt haben, nachzuweisen gesucht. Darauf soll eine Anwendung der gewonnenen Resultate auf die Geschichte der Civilisation selbst bei den ältesten cultivirten Völkern folgen, wonach der Verfasser zu einer Betrachtung der hauptsächlichsten moralischen Ursachen des Wachsthums und des Verfalls der Staaten übergeht. In England macht man sich nach diesem Programme große Erwartungen von dieser bevorstehenden literarischen Erscheinung, wir Deutschen sind nach mannichfachen Erfahrungen in der in- und ausländischen Literatur dagegen in unsern Hoffnungen auf alle solche, die tiefsten Grundlagen der menschlichen Gesellschaft und der Geschichte durchdringen wollende Versuche ziemlich nüchtern und vorsichtig geworden. 47.

---

Von Roux-Ferrand's Werke: „Histoire des progrès de la civilisation en Europe depuis l'ère chrétienne jusqu'au 19ième siècle“, erschien der fünfte Band; der sechste und letzte wird nächsten Januar ausgegeben werden. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 288. —— 14. October 1840.

Künstlergeschichten, mitgetheilt von August Hagen. Drittes und viertes Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 287.)

Bei der Aufgabe, die Hr. Hagen sich in dem vierten Bändchen gestellt hat, tritt diese Schwierigkeit hervor, womit wir jedoch keineswegs gesagt haben wollen, daß darum in der Verdienstlichkeit Dessen, was hier geleistet worden, verglichen mit Dem, was sich in dem dritten Bändchen findet, ein Mishältniß hervorträte. Leonhard da Vinci an dem Hofe des Ludwig Moro von Mailand ist ein Gegenstand, der weniger von heutigen Verhältnissen absteht. Einerseits ein Fürst, dessen arglistige, höchst gewissenlos herrschsüchtige Politik nicht hinderte, daß er, mit wirklichem Sinne für Kunst und Wissenschaft begabt, wohl begriff, wie wichtig für ihn es wäre, die ausgezeichneten Geister Italiens an sich zu fesseln; andererseits Leonhard da Vinci's Persönlichkeit, die, wenn irgend eine, wol geeignet war von Ludwig Moro beachtet zu werden. Carlo Amoretti in seinen streng kritisch ausgearbeiteten „Memorie storiche su la vita, gli studj e le opere di Lionardo da Vinci" (Mailand 1804) bezeichnet den Leonhard da Vinci als tüchtigen Musiker und Poeten, sinnreichen Mechaniker, tiefeindringenden Geometer und Mathematiker, ausgezeichneten Architekten, außerordentlichen Hydrauliker, großen Plastiker und größten Maler.*) Das genannte Werk ist unverkennbar die hauptsächlichste Quelle, deren Hr. Hagen sich bedient hat, und nicht unlieb wird es dem Leser sein, der an der Schrift und an deren Gegenstande ein näheres Interesse nimmt, jenes Werk kennen zu lernen, wodurch er in den Stand gesetzt wird, zu beurtheilen, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Verfasser sich an den historisch gegebenen Stoff hält. Wünschenswerth wäre es, daß es Hrn. Hagen gefallen hätte die Quellen, aus denen er geschöpft hat, anzugeben; bedurfte es dessen schon nicht, so viel die Begebenheiten anlangt, für welche Ludovico Moro und die damalige Hofgeschichte Mailands den interessanten Stoff des Buches abgegeben haben, da diese Quellen allgemein bekannt sind, so ist es doch sehr möglich und wahrscheinlich, daß Hr. Hagen durch seine Vorstudien in den Stand gesetzt wäre, hinsichtlich derjenigen Künstler, deren Leben und Werke er behandelt hat, nur ihm bekannt gewordene literarische Nachweisungen anzugeben. Es versteht sich, daß er nicht nacherzählt, was Vasari, desfalls hinlänglich von Amoretti widerlegt, berichtet hat, es habe Ludwig Moro den Leonhard da Vinci an seinen Hof geladen, um sich des Zitherspieles dieses Künstlers zu erfreuen. Wir theilen Einiges von dem aus Amoretti übersetzten Briefe mit, in welchem Leonhard da Vinci dem Ludwig Moro eröffnet, was er zu leisten im Stande sei. S. 40 fg. heißt es:

Ich habe jetzt, durchlauchter Herr, zur Gnüge die Arbeiten aller Derjenigen, die für Meister und Erfinder von Kriegswerkzeugen gelten, angesehen und betrachtet und in ihren Erfindungen nichts Ungewöhnliches wahrgenommen. Ich glaube, ohne Jemanden etwas abzuborgen, mich Eurer Herrlichkeit als Den empfehlen zu können, der geheime unbekannte Künste mitzutheilen weiß, daneben hoffe ich meinen Dienst zu voller Zufriedenheit für alle Zeiten in all den Dingen antragen zu können, die im Gegenwärtigen kurz verzeichnet sind. 1) Ich weiß ein Verfahren, leichte Brücken zu bauen, die ohne Mühe hin und her zu tragen sind, um auf ihnen die Feinde zu verfolgen und wiederum sie zu fliehen u. s. w. 6) Desgleichen mache ich wohlverdeckte und unangreifbare Panzerwagen, die, mitten in die Geschützreihen der Feinde eindringend, nicht (so viel auch der Bewaffneten sein mögen) zerbrochen werden können; hinter ihnen kann das Fußvolk gänzlich ungefährdet und ohne Hinderniß vorrücken. 8) Und wenn es zu einem Seegefechte käme, so weiß ich viele der wirksamsten Instrumente zum Angriff und zur Vertheidigung. Ich gebe Flotten an, welche den mächtigsten Bombarden trotzen. 10) Desgleichen werde ich in der Bildnerei alles leisten in Marmor, Bronze und Thon: gleicher Weise in der Malerei, was man nur darin schaffen kann, so gut als irgend Einer, wer es auch sei. Wenn einige von den oben angeführten Dingen diesem oder jenem unmöglich und unausführbar scheinen sollten, so bin ich gern erbötig, davon eine Probe an jedem Orte abzulegen, nach dem Befehle Eurer Herrlichkeit, der sich auf das Unterthänigste empfohlen haben will

Leonhard da Vinci in Florenz.

Auf merkwürdige Weise sticht dieser Brief von Allem ab, was wir in unsern Tagen in der Correspondenz eines berühmten Malers zu finden erwarten.

Stoff und Handlung bringen es bei des Hrn. Hagen's „Künstlergeschichten" mit sich, daß auch das angezeigte dritte und vierte Bändchen mehr als einen Berührungspunkt mit dem historischen Romane haben. Wie in diesem war das darzustellende Leben gegeben; die Scenen, in welchen es dargestellt werden möchte, und der Styl der Dar-

*) Lionardo da Vinci valente musico e poeta, ingegnoso meccanico, profondo geometra e matematico, egregio archittetto, esimio idraulico, eccellente plasticatore e sommo pittore.

stellung hingen von dem künstlerischen Ermessen des Verfassers ebenso ab, wie z. B. des Architekturmalers Darstellung eines gothischen Doms durchaus Phantasiegemälde sein und dennoch darin mit vollständiger, ja minutiöser Genauigkeit erkennbar werden kann, was die gothische Bauart dem Wesentlichen nach ist. In dieser Beziehung müssen wir die Leser, insbesondere diejenigen, welche sich Hrn. Hagen's „Künstlergeschichten" vorzüglich oder ganz ausschließlich um des (wir finden keinen andern Ausdruck) Historisch-romanhaften willen könnten empfohlen sein lassen, an die Schriften selbst verweisen, obschon für dieselben solche Leser nicht die berufensten sein möchten. Ein allgemeines Urtheil in der angegebenen Beziehung würde Niemanden befriedigen, und eine im Auszuge gegebene Wiederholung der Scenen den Leser im voraus die Unterhaltung verkümmern, die ihm das Lesen der Geschichten selbst gewähren kann. Darum in der angegebenen Beziehung nur so viel: was ein solcher Auszug leisten kann, ist in Nr. 24 u. 25 d. Bl. f. 1834 geleistet, wo ein anderer als der Verfasser der gegenwärtigen Anzeige über Bd. 1 u. 2 der „Künstlergeschichten" Hrn. Hagen's berichtet hat. Derjenige nun, welcher sich nach jenem Berichte eine Vorstellung von der Art und Weise gebildet hat, wie Hr. Hagen das Historisch-romanhafte behandelt, der darf mit Fug und Recht im voraus die nämliche Vorstellung mit Bd. 3 u. 4 verbinden und an die Lecture derselben sich mit gleich hochgestimmter Erwartung begeben. Ref. hebt davon nur so viel hervor, als nöthig ist, um durch die Mittheilung des Fragmentes den Leser in den Stand zu setzen, selbst darüber zu urtheilen, in welchem Grade Hrn. Hagen's Worte die Gemälde des Leonardo da Vinci vor des Lesers Augen zurückzurufen vermögen.

Die Scene der Geschichte beginnt in der Nacht, wo dem Ludwig Moro von seiner Gemahlin Beatrix zwei Söhne sind geboren worden, an welches Ereigniß eines der schönsten Gemälde Leonardo's da Vinci sich anschließt, ein Gemälde, das selbst Ref., der es blos aus dem Kupferstiche kennt, unvergeßlich bleiben würde, sollte er auch nicht einmal den Kupferstich wieder zu Gesicht bekommen; wir meinen die Leda des Leonardo da Vinci, bestimmt die Beatrix und die beiden jungen Prinzen zu verherrlichen, ein Zweck, in Gemäßheit dessen der Schwan sich mit Ludwig Moro identificirt, dessen Name selbst (Moro — Mohr und Maulbeerbaum), täuscht Ref. nicht Alles, durch das Geflecht von buschigem blütenreichen Grün angedeutet ist, das als Kranz sich um des Schwanes Hals zieht und aus Zweigen eines Maulbeerbaumes scheint geflochten zu sein.

Über dies Gemälde nun sagt Hr. Hagen S. 63—65 Folgendes:

Sein, Leonhard da Vinci's, Entschluß stand fest, die Kinder als die Dioskuren und die Mutter, deren Ebenmaß ihm beim ersten Anblicke aufgefallen war, als Leda zu malen. In unverhüllter Schönheit steht sie neben dem ihr zugekehrten Schwan. Wie sie mit den Händen seinen Hals umschlingt, umfängt er mit dem rechten Flügel die blendende Gestalt. Zu dem Gewagtesten des Gewagten gehörte es den Gatten als Schwan zu denken. Wenn man auch nachmals den Beinamen Moro als Maulbeerbaum erklärte, der, ein Sinnbild der Klugheit, später aber dann auf einmal Blüten treibt, die sich schnell in Früchte verwandeln, so war es bekannt, daß die Mutter ihn Moro, den Mohren, wegen seines schwarzlockigen Haares und seiner braunen Gesichtsfarbe nannte. Leonhard stellte weislich die nackte Schöne so, daß der verwandelte Liebhaber von ihr beschattet wurde; Leda erschien als Schwan, und der Schwan als Mohr. Mit verschämtem Lächeln blickte sie nieder zu den Götterknaben, die aus den gesprengten Eierschalen zum Vorschein kamen und des Lichts und der Freiheit sich freuten. Hier und da sah man in der Landschaft Wasser, aus dem im Hintergrunde die Rocca emporragte. Nicht wie er sie in der Wiege gezeichnet hatte waren hier die Kinder zu sehen, sondern in dem Alter, in dem sie, ihrer Kraft sich bewußt werdend, zu kriechen anfangen; der eine, von der Anstrengung ein wenig ruhend, schaut stolz zur Mutter empor, der andere ebenso froh zurück zu der bereits durchlaufenen Bahn. Niemand zweifelte, daß Franz und Maximilian einst so aussehen würden. Auch Beatrix, der, um sie zum Zorn zu reizen, Moro mit schalkhaft prüfendem Auge das Bild vorhielt und seine Freude daran hatte, wie jeder verstohlene Blick mit einem Erröthen büßte, konnte, als sie allein und keinen Überfall fürchtend, ihr Ebenbild betrachtete, es im Einzelnen nicht tadeln. Wenn sie vorher über den Gedanken erschrak, so jetzt über die ergreifende Wahrheit. Ist es doch, sagte sie sich, als wenn er dafür, daß er mir das Badehaus errichtete, als Preis mich im Bade gesehen. Sie schalt der Keckheit, aber von Herzen zürnte sie nicht.

Welchem Leser, der das gedachte Werk Leonardo's da Vinci kennt, träte nicht, wenn er die mitgetheilten Worte liest, dessen wunderbare Schönheit in erfreulicher Vergegenwärtigung vor das Auge des Geistes! 96.

---

Hungary and Transylvania, with remarks on their condition, social, political and economical. By *John Paget*. Zwei Bände. London 1840.

Ungarn gehört zwar, wie wir aus dem geographischen Elementarunterrichte wissen, zu Europa; dessenungeachtet muß man bekennen, daß es uns übrigen Europäern sämmtlich noch gänzlich in gewissermaßen asiatischer Ferne liegt. Volk und Sitten in Ungarn sind uns im Vergleiche mit andern viel entferntern Ländern nur aus spärlichen Berichten bekannt, und diese zeigen uns eine solche Anomalie gegen den festen Typus europäischer Zustände, daß wir ungewiß bleiben, ob wir die Grenze der Civilisation bis dahin verrücken sollen, wo über das eine Ufer der Donau das Kreuz emporragt, während über das andere der matte Schein des Halbmondes leuchtet. Das Land ist uns zwar seiner geographischen Beschaffenheit und seiner statistischen Eintheilung nach ziemlich bekannt; wir wissen die Lage seiner Städte und haben von der Eigenthümlichkeit seiner Naturreize vom Hörensagen etwas vernommen; aber zur natürlichen Physiognomie des Landes erhalten wir nur spärliche Beiträge, sodaß wir nicht im Stande sind, uns ein klares Bild von demselben zu entwerfen. Kein Wunder! Die östreichische Kaiserstadt ist wol die letzte deutsche Hauptstation für die Reisenden, welche dem südlichen Himmel Italiens zueilen; nur selten aber folgt ein anderer als ein Geschäftsmann dem Laufe der Donau in das Ungarland hinab: selbst das in seinem Geschmacke für das Seltsame und Wunderliche einzig dastehende Inselvolk der Briten macht hiervon keine Ausnahme. Jeder Beitrag zur Erweiterung der Kenntniß dieses Landes, jeder Versuch, uns zu einem nähern Eingehen auf eine vertrautere Bekanntschaft mit diesem Nachbarvolke anzuregen, muß daher mit Dank aufgenommen werden; und diesen Dank sind wir in neuerer Zeit gerade einem Briten schuldig geworden für sein oben genanntes schätzenswerthes Werk.

Paget empfiehlt sich schon durch seine offenliegende Vorliebe sowol, die er für Reisen und Abenteuer im Auslande überhaupt hegt, wie durch den besondern Reiz, den der vorliegende Gegenstand für ihn hat. Anspruchslos in seiner Darstellung, von gutem Humor in seiner Beschreibung beseelt, denkt er mit gesundem Verstande und spricht sich mit Freimuth aus. In den politischen und Bildungszuständen Ungarns kann man ihn für gut unterrichtet und sein Urtheil für ein richtiges halten. Der Luxus typographischer Ausstattung und der Verschönerung durch Vignetten bildet ein angenehmes Gewand für seine Gedanken und Darstellungen. Selten enthält ein Werk so viel ganz neuen Stoff, der doch zugleich der Theilnahme der europäischen Gesellschaft so nahe liegt; und namentlich für seine Landsleute wird wol Paget's Werk die Bahn nach Ungarn nicht minder gebrochen, als Graf Szechenyi's Dampfbote ihnen die reizende Donautour dahin eröffnet haben. Hierbei bleibt nur gerade in Bezug auf sie zu wünschen, daß sie keinen Anlaß zu der Änderung in der guten Meinung geben mögen, die in Ungarn bis jetzt über die Engländer vorherrschend ist; daß sie immer zu ihren Besuchen jener Gegenden so viel Geist mitbringen, in ihren schriftlichen Berichten so viel Gefühl entwickeln mögen wie eben Paget. Im Juni 1835 „schüttelte Mr. Paget den wiener Staub von seinen Füßen" — ein Ausdruck, der in ihm fast einen naturalisirten Ungarn erkennen läßt —, und da sein Weg zunächst nach Presburg führte, so treffen wir bald auf bemerkenswerthe Äußerungen über den dort versammelten Reichstag und die herrschende politische Stimmung.

„Ich glaube ohne Ausnahme sagen zu können, daß unter den jungen Männern, mit denen ich in Presburg zusammenkam, kaum Einer war, der in Bezug auf Politik nicht liberale Ansichten gehabt hätte. Indessen liegen in den gegenwärtigen Verhältnissen Ungarns und in der Stellung des Adels, dem diese jungen Leute angehörten, manche Eigenthümlichkeiten, die in verschiedener Beziehung ihren Liberalismus sehr von dem englischen unterschieden. Ohne sehr genaue Kenntniß der politischen Lage und der Verkehrsverhältnisse ihres eigenen Landes sowol als der Nachbarländer, sind sie vollkommen überzeugt, daß Östreich die Wurzel alles zu leidenden Übels sei, auf das sie deshalb mit Furcht und Haß blicken. Kein englischer Radicaler kann auf die Besteuerung heftiger als die ungarischen Liberalen losziehen; aber diese vermischen ihre Angriffe so sonderbar mit den Adelsprivilegien, daß es schwer sein würde, etwas von einem gleichen Principe in ihrer Opposition zu erkennen. Sie unterscheiden in der That nicht sehr klar zwischen den Worten Recht und Privilegium. Es ist selbst für die strengste Überzeugung schwer, über die Gewohnheiten und Gefühle der frühesten Erziehung hinauszukommen." Paget glaubt, „diese Edelleute seien ängstlich um die Freiheit und die Bildung des Bauernstandes besorgt, und doch kam es ihm oft, wenn sie von oder mit demselben sprachen, vor, als müsse er zu einer von ihnen ganz verschiedenen Ordnung in der Schöpfung gehören, kurz, alle waren Reformer, aber viele von ihnen schienen in ihren Reformideen sehr unpraktisch zu sein. Ich sah, fährt er fort, nicht etwa etwas von einem revolutionnairen Geiste, der Östreich so furchtbar schreckt, den Fremde aus Deutschland den Ungarn oft zugeschrieben haben, weil diese laut und offen über Sachen reden, über welche ihre Nachbarn nicht einmal flüstern dürfen; im Gegentheile glaube ich, es herrscht unter ihnen ein strengeres Gefühl von Loyalität gegen ihren König und eine innigere Liebe für ihre Verfassung, wie sie ist, als man es in irgend einem andern Theile Europas finden kann. Unter einer ansehnlichen Zahl, die dessenungeachtet ebenso liberal wie die größern Schreier ist, herrscht ein gemäßigter Ton, der vortheilhaft für die Zukunft zeugt. Die jungen Männer sind im Allgemeinen gute Sprachkenner; in classischer Bildung stehen sie der englischen Jugend gleich; in einem wichtigen wissenschaftlichen Zweige über ihr, insofern nämlich das Corpus juris einen wesentlichen Bestandtheil im Unterrichte jedes ungarischen Edelmanns bildet."

Nach einer gefälligen Beschreibung der Umgebungen von Presburg, der dortigen Volksbelustigungen und einer Reichstagssitzung führt uns der Verf. in die Gegend des neusiedler Sees, unweit von welchem Eisenstadt mit dem Palaste der Familie Esterhazy liegt, dessen prächtige Gärten und Treibhäuser selbst die weitberühmten Gewächshäuser des englischen Grafen Shrewsbury zu Alton Towns hinter sich lassen. Drei andere gleich große, im Umfange weniger Meilen belegene Paläste gehören demselben Magnaten. Der Esterhazy'sche, nicht, wie man gewöhnlich glaubt, der eisenstadter Palast, war Paget's Versicherung zufolge der Wohnort Haydn's und seiner frühern Compositionen Geburtsstätte. Forchtenstein, ein anderes älteres Schloß dieser Familie, paßt in seiner Bestimmung ganz zu dem feudalalterlichem Geist, in dem es erbaut ist: es dient nämlich zum Gefängnisse für die Bauern des Fürsten, über welche dieser noch immer das Recht über Tod und Leben besitzt.

Bei aller dieser Fülle von Macht und Reichthum, deren äußeres Symbol man am besten in dem vielleicht historisch gewordenen von Diamanten blitzenden Galakleide des Fürsten erkennt, das er bei der Krönung der Königin Victoria trug, schwindet doch dieser morgenländische Prunk in nichts neben dem Anblicke der Bestrebungen und Erfolge eines andern ungarischen Magnaten, von welchem Paget mit leicht verzeihlichem Enthusiasmus spricht — Graf Szechenyi. Die Nebeneinanderstellung des Großen, wie er ist, und des adeligen Mannes, wie er sein soll, ergibt sich fast von selbst, wenn sie auch im vorliegenden Werke nicht gerade durch ein Nebeneinander in Raum und Zeit bewerkstelligt ist. Doch gibt es einen in das Einzelne gehenden Bericht der Maßregeln, die dieser patriotische Edelmann für die Erhebung seines Landes in geistiger wie in materieller Hinsicht getroffen hat. Von letztern ist nicht blos namentlich für den Reisenden, sondern auch für die Erleichterung des Handels, des Verkehrs und der Verbreitung der Civilisation überhaupt, die seinen Bemühungen hauptsächlich zu verdankende Einrichtung der Dampfschiffahrt von besonderer Wichtigkeit, die er als alleiniger Commissair für Verbesserung der Schiffahrt auf der untern Donau ins Leben gerufen hat. Hier, auf dem Dampfschiffe selbst, begegnete der Verf. seiner persönlichen Erscheinung.

„Unter einem halben Dutzend Personen, die berechtigt schienen an Bord zu kommen, ohne den Verlauf der vorausgehenden Anordnungen abzuwarten, ward unsere besondere Aufmerksamkeit durch die von Passagieren wie von der Mannschaft erwiesene Ehrerbietung und die in allen Blicken anscheinend ausgedrückte Hochachtung unmittelbar auf Eine gerichtet. Es war ein kurzer, ziemlich ernst aussehender Mann mit einem ungemein kleinen Auge, und in einem so völlig englischen Style sich bewegend, daß ich ihn bis auf den Schnurrbart für einen Landsmann hätte ansehen mögen. Jedes Auge hing an ihm; Jeder war besorgt, ihn, wenn er vorbeiging, zu grüßen; während sein gesetztes Ansehen und sein zusammengepreßter Mund es zeigten, daß er wußte, er sei beobachtet und habe eine hervortretende Rolle in dem Lebensdrama zu spielen. Es war Graf Szechenyi."

Die verschiedenen Nationalitäten und Stände Ungarns schildert Paget mit charakteristischer Treue. So führt er uns Bauern vor, von denen die Einen „in ihrer weißgetünchten, von Akazien und Wallnußbäumen überschatteten Hüttenreihe" sich eines reichen Theiles von Erdengütern erfreuen, sodaß man sich nicht wundert, wenn Paget's Widerwille gegen Zwangsdienstbarkeit sich für einen Augenblick abstumpft; während andere, und zwar die Mehrzahl die Zeichen aller Härten der Sklaverei zur Schau tragen. Er zeigt uns mit sichtlicher, nicht zu misbilligender Theilnahme jene Pariasfigur, die in jeder europäischen Gruppe eine so fremdartige und überall gleiche Gestalt behauptet — den Juden. Diese Schilderung verdient vielleicht in Rücksicht auf die neulichen Verhandlungen der ungarischen Reichsstände über die den Juden zu gewährende Verbesserung ihrer Lage — Emancipation pflegt man es zu nennen, um sich dieser selbst um so bequemer überheben zu können

— eine nähere Beachtung. Nach einer vorhergehenden interessanten Anekdote von einem aus dem Stamme Israels, der sich dem Verf. zum Führer angeboten hatte, und sich zu seiner Verwunderung bei ihm nach Walter Scott erkundigte, und die Berechtigung zu dieser Frage durch Vorzeigung einer deutschen Übersetzung des „Ivanhoe" — dieser romantischen Geschichte des verfolgten Judenthums, sowie durch die Versicherung des großen Vergnügens, mit welchem er dieses und manche andere von Scott's Werken gelesen habe, nachwies, entwirft uns Paget folgendes Bild von den ungarischen Juden überhaupt:

„Es ist traurig, den tiefen Stand zu sehen, auf den dieses Volk herabgedrängt ist. Keine weggeworfenere Unterthänigkeit kann es geben, als den Gruß des Juden von Arva; nichts kann beredter die Wahrheit verkünden, wie sehr zur Veredlung des Menschen Freiheit Noth thue. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber überall ist die Masse der Juden schmuzig und arm. In Ungarn wird der Handel zum größern Theile durch die Juden getrieben, die sich vermöge des ihnen zu Gebote stehenden baaren Geldes in einem Lande, wo dies eine seltene Waare ist, besonderer Vortheile erfreuen. Der Jude reist zeitig im Frühjahre rund im Lande umher und handelt mit dem Adel im voraus um seine Wolle, seinen Wein, sein Korn oder um jegliche andere Erzeugnisse, über die er zu verfügen haben mag. Der Reiz, den die Erlangung eines Theils oder zuweilen der ganzen baaren Zahlung für Leute hat, welche immer bereit sind, ihre Einkünfte im voraus zu verthun, sichert dem Juden einen vortheilhaften Handel. Es trifft sich dabei gelegentlich, daß der Betrüger der Betrogene ist, daß der Adelige den Juden anführt, indem er sich entweder den Handel zu halten weigert, oder ihn nur unredlich erfüllt, was beides ihm der eigenthümliche Zustand der ungarischen Gesetzgebung wenigstens mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, straflos zu bleiben, gestattet. Ich hörte einen Fall, wobei ein Jude einige Zeit auf die Ankunft einer Quantität Korn wartete, das er mehre Monate vorher erhandelt hatte, bis er die Nachricht erhielt, der Edelmann sei entschlossen, es nicht wohlfeiler, als für das Doppelte des vereinbarten Preises zu lassen, da der currente Preis seit der Zeit des Handelsabschlusses um so viel gestiegen war; doch bot man dem Hebräer aus ganz besonderer Rücksicht auf seinen erlittenen Nachtheil den Vorkauf zu dem doppelten Preise zuerst an. Der Jude vergaß, über solche Schelmerei aufgebracht, für diesmal seine Klugheit, indem er dem Edelmann in nicht gerade gemessenen Ausdrücken Vorwürfe machte, und man hielt es noch für ein großes Glück, daß er sowol ohne körperliche als ohne Geldbuße davonkam. Nicht sehr lange darauf erhielt ein Jude von einem Adeligen in Pesth Schläge, weil er sich etwas laut beklagt hatte, die Wolle, die ihm jener geschickt hatte, sei in schlechtem, gar nicht verkäuflichem Zustande. Man darf nicht annehmen, daß diese Fälle gewöhnlich seien, sie sind vielmehr sehr selten, und die Leute, die sich ihrer schuldig machen, werden mit Verachtung gestraft. Allein dergleichen Verhältnisse, welche von den Juden sorgfältig ausgesprengt werden, um andere Händler vom Markte entfernt zu halten, und der bekannte Umstand, daß die Vorrechte des Adels und der unvollkommene Zustand der Gesetzgebung es schwer macht, die Erfüllung eines Contracts zu erzwingen, haben achtbare Kaufleute verscheucht und mit andern Ursachen dahin gewirkt, die Ungarn der Vortheile eines geregeltern und directen Handels zu berauben. Die Juden dienen den Adeligen auch als Geschäftsführer, Pächter, Unterhändler, Brenner und Zolleinnehmer. Sind sie rechtlich, so sind sie wegen ihrer Geschicklichkeit, Geschäftskenntniß und ausgebreiteten Verbindungen in solchen Stellungen unschätzbar; allein zuweilen täuschen sie das in sie gesetzte Vertrauen und machen sich mit großen Summen aus dem Staube, die zu einem ihrer Stämme in Polen oder in anderen Ländern geschafft werden, wo es der Justiz unmöglich ist, einen Kreuzer herauszubringen, so eng und geheim ist die Verbindung, die sie untereinander halten. Aber ebenso gut, wie der Jude von den Fehlern und Bedürfnissen des Adels Nutzen zu ziehen sucht, ebenso thut er es mit dem Bauer. Sicher verarmt die Bauernschaft, sobald ein Jude in einem Dorfe sich niederläßt. So oft der Bauer Geld braucht, sei es, um einem Unfalle zu begegnen, oder um sich an seinem Hochzeittage lustig zu machen, oder um seinen Schutzheiligen die schuldige Ehre zu erweisen, stets weiß es der Jude für ihn zu finden, versteht sich zu ungeheuern Zinsen. Der Bauer muß Alles mit der nächsten Jahresernte zurückzahlen, und diese verpfändet er willig, auf den Zufall sich verlassend oder auf die Geneigtheit des Gutsherrn, ihn während des Winters zu unterhalten. Auf diese Weise ist die Ernte oft schon bei der Aussaat verkauft und der Bauer für das übrige Jahr mit Hand und Fuß an den harten Gläubiger gefesselt. Aus dieser Rücksicht verweigert mancher Edelmann den Juden den dauernden Aufenthalt in seinem Dorfe und leiht seinen Bauern lieber selbst Geld, wenn er sie dessen bedürftig sieht, und gestattet ihnen die Rückzahlung durch Arbeit. Die Juden genießen gegen Bezahlung einer jährlichen Steuer von 16,000 Pf. St. das Recht freier Religionsübung — ein Schandflecken für ein freies, constitutionnelles Land, den dieses hoffentlich bald selbst von sich abwaschen wird. Doch steht es einem Engländer schlecht, einem andern Lande Bigoterie dieser Art vorzuwerfen, so lange er in seinem Vaterlande die Juden noch der politischen Rechte beraubt sieht."

(Der Beschluß folgt.)

---

## Literarische Notiz.

In Lausanne, Genf und Paris erschien: „Albert de Haller, biographie." Dieser merkwürdige Mann, dessen Gelehrsamkeit, dessen Fleiß das nachfolgende Geschlecht, welches sich in allerlei socialen und politischen Beiläufigkeiten, gesellschaftlichen Hand- und Kopfleistungen, Kunstgenüssen und andern Genüssen zu zerstreuen liebt, in Erstaunen setzen, verdiente es, daß man durch eine umfassende Biographie, und zwar gerade durch eine in der gangbarsten Sprache, der französischen, geschriebene, das Andenken an ihn wieder verlebendigte. Das Reckengeschlecht, welches mit der Faust Wunderthaten verrichtete, ist ausgestorben, das Reckengeschlecht der Gelehrsamkeit mit dem vorigen Jahrhundert so ziemlich erloschen, und wer weiß, wie nahe wir dem Zeitpunkte sind, wo man sagen wird, nun ist auch der letzte Gelehrte gestorben, nachdem ihm der letzte Narr und der letzte Ritter seit langem vorangegangen. Ein Kritiker in einem französischen Journale sagt am Schlusse seines Berichts: „Wie die Mehrzahl der Männer von Geist, welche die Schweiz hervorgebracht hat, zeigte Haller in allen seinen Werken eine ziemlich ausgeprägte spiritualistische Tendenz und niemals erstickte er den Zuruf des religiösen Gefühls, woraus er im Gegentheil seine erhabensten Inspirationen schöpfte. Diesen Gesichtspunkt hat Haller's Biograph vorzüglich hervorgehoben; zu diesem Zwecke sammelt er die geeignetsten Citate und Auszüge aus der nachgelassenen Correspondenz, um zu beweisen, daß Haller ein Christ aus Überzeugung gewesen. Vorzüglich bemüht ist er, alle Details seines Todes anzuführen und dringt kräftig auf die erbaulichen Lehren, die man daraus schöpfen könne." Unter Haller's Dichtungen wird mit Recht die ebenso schöne als einfach rührende Elegie auf den Tod seiner Frau genannt und übersetzt, aber das schmeichelnd und rührend Zarte in der auch von Schiller gerühmten Stelle:

Wie oft, wenn ich dich innig küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie, wenn ich dich verlieren müßte?
Und heimlich folgten Thränen nach —

klingt in der französischen prosaischen Übersetzung etwas matt und trivial. Sie lautet: „Combien de fois, en t'embrassant avec ardeur, mon coeur me disait-il en frémissant: helas! s'il fallait la perdre! et je versais des larmes en secret." 5.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 289. —— 15. October 1840.


1. Tyll Eulenspiegel. Komödie von Friedrich Radewell. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1840. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

2. Das Centrum der Speculation. Eine Komödie. Herausgegeben von Karl Rosenkranz. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1840. 8. 16 Gr.

### 1. Tyll Eulenspiegel.

Mephisto erscheint mit zwei ihm Verschriebenen vor dem Herren. Der eine ist Faust; wir wissen's. Der andere aber, wer möcht' es glauben, Posa. Trotz des Instruments, daß sie an ihn bindet, sind sie widerspenstig und hoffen noch, weil der Teufel mit Gründen streitet. Mephisto erklärt indessen, sie wären sein, mit und ohne Witz, und es komme nur auf den Rechtspruch des Alten an, welcher Hitzgrad ihnen zu bereiten sei. Der Herr erscheint und verhört beide Höllencandidaten. Faust spricht gerührt und gefühlvoll von seinem Durst nach Wahrheit. Der Herr entgegnet, er liebe ernste Wahrheitsliebe, doch nicht unbezähmte, wilde Triebe, und als der Doctor fragt, warum er ihn zum Menschen und nicht zur stillen Blume geschaffen; weist er ihn auf „des Menschen Sohn". Doch Faust entgegnet:

> Wie gern hätt' ich mögen dem Kreuze huldigen!
> Laß meinen Zweifel, o Herr, mich entschuldigen!
> Wahrlich die Menschheit muß arm mir scheinen,
> Hat sie mir aufzuweisen nur Einen,
> Und diesen in längst verfloßner Zeit,
> Wo Sage und Wahrheit zusammen sich reiht!
> Zeig mir ihn gnädig im nahen Jetzt,
> Dann sei mein Heil zum Pfande gesetzt.

Der Herr nickt ihm einstweilen gnädig zu. Mephisto's Anklage wider Posa lautet weit schwerer: dem Stande nach ein schlichter Maltheser, sei er seiner Meinung nach Gottes Reichsverweser. Ein starker Engel, der mit den Mitteln nicht ängstlich sei, stelle er sich den höchsten Zweck und wate darauf los durch Blut und Koth, und der Demagog spiele dabei den Märtyrer, Heiligen und Helden. Posa vertheidigt sich im vollsten Jambenpathos, daß er keiner Gnade brauche und nie, was er wollte, bereuen werde:

> Es zischelt der Verleumdung Hyderhaupt,
> Doch du bist Gott, der nur der Wahrheit glaubt.
> Mein Geistesschwert soll's haun vom blutigen Rumpfe,
> Zu deinem, meinem, zu des Lichts Triumphe.
> Drum höre an mein inhaltschweres Wort
> Und Sturmwind trag's durch die Naturen fort!
> Ich rede jetzt nicht nur, nein Millionen,
> Es handelt sich, ob der, ob du sollst thronen.

Mephisto meint darauf:

> — so prahlen meine Demagogen!
> Wie würden denn sonst die Leute betrogen,

und obwol Posa sich keineswegs einschüchtern läßt und von seinem Ideal: Freiheit und Bürgerwohl, viele und große Worte macht, erklärt ihm doch zürnend der Herr, daß er geirrt:

> Ich will die Freiheit; wer ihr aber huldigt
> Sei rein! sonst wird er nimmermehr entschuldigt.
> Du blinder Thor, entschuldigt höchste Noth
> Haarbreit zu übertreten mein Gebot?
> Muß nicht das Blatt, gerissen von dem Baume,
> Verflattern haltungslos im luft'gen Raume?
> Du Menschenkind auch gleichst dem losen Blatt,
> Das sich dem Baum Gesetz entrissen hat.
> Du, irres Häuchlein unter Riesengeistern,
> Die, noch so groß, nicht wagen mich zu meistern,
> Du wolltest führen meine heilge Hand!

Posa fragt, wo der Weibgeborene sei, der ihm wahrhaft diene, und der Herr nennt, zum Erstaunen der Drei, den Tyll:

> Ein wahrer Narr und Weiser handelt recht,
> Und ich erkenne Tyll für meinen Knecht.
> Ihn sucht — zu Eurer Strafe zu verführen!
> Zu meinem Himmel gibts gar manche Thüren.
> Ihr alle drei versucht es in der Weise,
> Wie Ihr die Dinge seht im Weltenkreise!
> Dann, wenn Ihr nie erreicht, wonach Ihr strebt,
> Und Euch zerknirschet meiner Gnad ergebt,
> Dann stellt Euch wieder meinem Richterthron
> Und fürchtet keinen allzu strengen Lohn.

Dies ist das Thema der Komödie. Faust, Posa und Mephisto mühen sich in ihrer Weise ab. Der Narr aber bleibt über ihnen. Der Doctor, der Maltheser und der Teufel können ihn in keiner Weise etwas anhaben; er durchschaut sie und macht ihre Kniffe zu Schanden, dermaßen, daß jede ihrer Intriguen zu ihrem eigenen Verderben ausschlägt und auch das Gelächter nicht den Erznarren, sondern sie als Gefoppte trifft. Auch die Liebe kann einen echten Narren und Weisen nicht aus sich selbst herausbringen, und Tyll führt, nicht besiegt, sondern als Sieger sein Käthchen (das von Heilbronn) heim. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß des komischen

Stoffes viel in dieser Aufgabe ist, die barocken Situationen überbieten sich, aus denen sammt und sonders der deutsche Narr strahlend im Siegerkranz hervorgeht. Das Ende vom Liede, oder der Epilog im Himmel ist, daß der Herr den Beiden zuruft:

Ihr seid begnadigt und ich bin versöhnt,
Weil Ihr Euch mir zu trauen habt gewöhnt!
Ihr habt an Menschentugend glauben lernen
Und Euer Glaube führt Euch zu den Sternen.
Die Sünde straft sich selbst mit eignem Leide.
So geht denn ein zu Eures Herren Weide;

denn die Verschreibung erachtet der Herr als ungültig und zerreißt den Bettel, da auf Erden ihm das Papier schon zu viel gelte. Mephisto wird zur Strafe zu Spitzruthen, welche die Engellegionen ihm appliciren müssen, condemnirt.

Daß es nicht auf einen nackten Fasinachtsschwank abgesehen, ergeben schon die oben mitgetheilten Proben. Die Fabel ist nur ein Schema, um der Laune gegen alle theosophischen und philosophischen Doctrinen, gegen ästhetische und politische Diatriben den freisten Zügel zu lassen, und die ganze ideelle Gegenwart mit ihren notabeln Persönlichkeiten erscheint darin repräsentirt. Wenn die junge Richtung, zu der sich der Verfasser neigt, auch nicht verdeckt bleibt, und seine Geißelhiebe heftig genug fallen, gehört er doch nicht zu den einseitig verstockten. Er hat sich viel umgesehen, er weiß viel, und Kenntnisse erzeugen von selbst Respect vor jeder positiven Errungenschaft. Wenn auch ein satirisches Narrenspiel nicht gerade der Ort ist, die Anerkennung auszusprechen, so zeugt doch das Ganze für eine tüchtige Gesinnung. Den Lesern wollen wir die Lust nicht vorwegnehmen, indem wir ein Scenarium der mehr oder minder geistvollen Schwänke geben. Daß sie bisweilen ins Grobderbe ausfallen, wäre kein Tadel, wenn Tyll der altdeutsche Narr des Volksglaubens bliebe; wenn sie der Wirkung entbehren, ist es nur um deshalb, daß Eulenspiegel, der Natur der Aufgabe zufolge, in Regionen auftritt, welche mit seiner Volksnatur nicht stimmen.

Posa und Faust gleiten mit ihrem Bombast und ihrer gemüthvollen Speculation jedesmal wie plumpe Gesellen vor Tyll's Ingenium und Naturkraft ab, der Narr läßt sie sogar ins Narrenhaus sperren. Schlimmer aber ergeht es Mephisto, welcher, ganz im Sinne des deutschen Volksmythus, trotz allen teuflischen Raffinements, als dummer deutscher Teufel am empfindlichsten geprellt wird. Ja, nach dem Verluste einer Wette ist er gezwungen als Esel dem Narren zu folgen. Als Probe, in welche Regionen sich die Speculation begibt und wie sie populair gemacht wird, hier ein ergötzlicher Discurs zwischen Tyll und Faust, der mit ihm in der Metamorphose als Käthchen conservirt.

Faust (als Käthchen).
Ohn erst lange umherzuschweifen,
Mußt du, Theurer, den Satz begreifen,
Daß das Vernünftige wirklich sei,
Alles übrige nur Sinnenspielerei;
Und daß das Wirkliche seinerseits
Auch das Vernünftige sei bereits.

Tyll.
Ein verwünschter Satz! Ein Satz der Sätze!
Eine wirkliche Vernunftsjagdhetze!
Wie ein Kesseltreiben so rund und zierlich!
Was meinst du, ist eine Wurst wol wirklich?

Faust.
Dergleichen Fragen laß doch künftig!
Frag dich lieber: ist eine Wurst wol vernünftig?

Tyll.
Nimmermehr, so wenig als Schinken und Schmalz!
Also stak ich im Irrthum bis an den Hals?
Ich war von jeher auf Würste versessen,
Und ich Schafskopf habe nur Schatten gefressen!
Darum krieg ich auch immer neuen Appetit,
Weil die Wurst desertirt aus dem Magengebiet!
Natürlich, die Mutter der Wurst, das Schwein,
Kann ebenso wenig wirklich sein;
Und überhaupt alles Fleisch und Bein
Ist also nur Dunst und Schatten und Schein!

Faust.
Du folgerst, Geliebter, im Scherze selbst richtig:
Alles Unvernünftige ist wirklich nichtig.

Tyll.
Dann, Geliebte, muß ich erst Proben sehn:
Erlaube, ich trete dich auf die Zehen!

Faust.
O weh meine Zehen! O weh, o weh!

Tyll.
Du hast ja eine wirkliche Zeh?

Schilda macht unter seinen Ansprüchen auch den auf die Geburt des Althegelthums. Am bittersten und reichhältigsten sind die Invectiven gegen die Kämpfe der Zeit in zwei Zwischenspielen ausgestreut. Das erste liefert die Protokolle über eine Deputirtenkammer der Hölle, das zweite eine theologisch-philosophische Disputation zu Schilda über eine neue Religion. Die Matadore unserer Restaurationspolitiker erscheinen dort auf der Tribune als alte Weiber und setzen mit möglichster Gründlichkeit ihre Systeme auseinander. Die Politik isolirt sich aber nirgend mehr vom geistigen Leben, also treten auch alle mögliche Tendenzen sprechend oder besprochen hervor, und die Hälfte der deutschen Notabilitäten, Junge und Alte, Vergessene und neu Auftauchende, finden sich hier in der Hölle wieder. Wenn der Ernst der Theorien des Haller-Leu mit Glück in den Spaß übersetzt erscheint, so fällt Mephisto dafür im ästhetischen Urtheile aus seiner Rolle, nämlich in positiven Ernst. Ist das ein Zeichen dafür, daß dem Deutschen die Kunst doch im Grunde über Alles geht, auch denen, die sie nur als Mittel für ihre Tendenzen und Träume verwenden wollen? Wie dem auch sei, der Ernst ist ehrenhaft; man höre Mephisto, was er von der wahrhaften Komödie spricht, welche die Alten niemals vollkommen erreichen konnten. Die Neuern:

— ihrer Armuth unbewußt
Kamen zu den Antiken just
Und bestaunten darin das attische Salz;
Denn sie selber hatten nur Hammelschmalz.
Aber, wie gesagt, die heidnischen Alten
Haben nie eine Komödie erhalten;
Ohne Christenthum keine Komödie,
Sondern nur Posse, Satire, Tragödie.
Die Komödie verlangt eine Weltansicht,
Welche Alles mit Rosen und Lilien umflicht;
Sie zeigt uns den umgekehrten Gott,

Die verkehrte Welt, nicht unter teuflischem Spott,
Nicht unter sinnlosen Spässen, elenden,
Über die wir lachend uns selber schänden,
Nein, mit liebeseliger Lustigkeit,
Welche das Christenthum nur verleiht.
Wir halten daher die Aristophanische
Für eine possenhaft satanische,
In welcher unter phantastischen Scherzen
Der Satan als Satan peinigt die Herzen.

Wir nicht Neuhegelianer, mit dem Resultate vollkommen übereinstimmend, würden einfach sagen, das Christenthum ist die Lehre der Lösung und Versöhnung, und keine Komödie ohne diese beiden. Vortrefflich wird der deutsche Aristophanide charakterisirt. Überraschend aber kommt von dieser Seite eine Würdigung Tieck's als deutscher Lustspieldichter.

— Unser ehrsamer Mückenrichter (Platen! Freilich eine der merkwürdigsten Einseitigkeiten dieses Aristophaniden.)
Hat ihn gar nicht erwähnt als Komödiendichter;
Und dennoch hätte Tieck fast ergabelt,
Wonach Andere umsonst sich Thürme gebabelt.
Nur spukt ihm das Mittelalter im Kopf,
Und spuckt ihm leider oft auf den Zopf!
Er grabbelt gar zu gern im Dunkeln,
Er denkt, im Dunkeln ist gut Munkeln;
Drum hat er denn auch die verkehrte Welt
Blos dunkelmunkelig dargestellt.
— — — — — —
Er gab ein Vorspiel zur wahren Komödie.

(Der Beschluss folgt.)

---

Hungary and Transylvania, with remarks on their condition, social, political and economical. By *John Paget*. Zwei Bände.

(Beschluss aus Nr. 288.)

Einen komischen Zug des nationalen Unabhängigkeitssinnes in Ungarn theilt Paget mit:

„Jede kleine Hütte im Pistjom (einem niederungarischen Badeorte in der neitraischen Gespanschaft) ist über der Thüre mit einem Zeichen ausgezeichnet. Manche davon sind ziemlich drollig, nicht minder aber der Grund, den unser Cicerone dafür angab. Das ist, weil Ungarn ein freies Land ist und den Kaiser die Häuser nicht zählen lassen will; so sagt man statt: „Ich wohne in Nr. 10 oder Nr. 20" — „Ich wohne im blauen Husaren" oder „in der goldenen Ente". Das würde freilich erschrecklich gewesen sein, hätte Kaiser Joseph die Häuser wie in Östreich gezählt. Nicht lange nachher erhielt ich eine Auseinandersetzung dieses constitutionnellen Rechts. Joseph foderte, offenbar für die Grundmauer seiner Reformen, die Zerstörung der Municipalverfassung in den ungarischen Comitaten und deren Reorganisation auf einer ganz neuen Grundlage: denn so lange deren Selbstregierungssystem bestand, fand er die Ausführung seines Verwaltungs- und Besteuerungssystems unmöglich. Die Zählung der Häuser war ein Schritt vorwärts zu diesem Zwecke; und das Volk ergriff mit dem eigenthümlichen Volksinstincte das äussere Zeichen, das ihren Augen sich darbot, und leistete ihm seiner eigenen Unschuld und der verborgenen Gefahren unbewusst Widerstand."

Paget findet manche Berührungspunkte zwischen dem englischen Charakter mit seinem stolzen, zurückhaltenden Ernste und dem Magyarenthume. Beide Völker scheinen gleiche Anlage zum Herrschen zu haben, und verhüten jede Vermischung mit niederer Race.

„Der magyarische Bauer hat ein hohes Gefühl von Selbstachtung, das zuweilen vielleicht an närrischen Stolz grenzt. Sehr selten gibt er sich zum Acteur her; deshalb ist das Land von deutschen Schauspielern, böhmischen Reitern und musicirenden Zigeunern voll; denn so wenig es jenem ansteht, zu Anderer Vergnügen zu dienen, so wenig hat er dawider, sich von ihnen unterhalten zu lassen. Damit ist ein Sinn für persönlichen Anstand, und in gewissen Dingen eine eigensinnige Delicatesse verbunden, wie man es nur selten bei einem andern Volke findet. Der Magyare hegt eine leidenschaftliche Liebe zu seinem Lande, verbunden mit der Überzeugung: Niemand sei so gesegnet und glücklich wie er. Der Schweizer kann nicht hingebender an seine Berge, als der Magyare an seine Ebenen gefesselt sein. Csaplovics erzählt, daß ein junges Mädchen aus Debreczin, das zum ersten Male in die Berge von Liptau und Arva kam, die Dörfer mit dem äussersten Erstaunen ansah und bei dem Anblick der ihr als solche erscheinenden Öde und Armuth der Naturscene in den Ausruf ausbrach: „Was! kann man hier auch leben?" Sprache und Religion sind zwei wichtige Punkte der Nationalität bei dem Magyaren. Er glaubt, daß er allein den wahren Glauben — den calvinistischen — habe, den er nur unter dem Namen Magyars vallás kennt; daß blos seine Sprache im Himmel verstanden werde und deshalb allein zum Beten zu brauchen sei. Eine arme Amme bäuerlicher Abkunft — die ungarischen sollen die besten in der ganzen Welt sein — hörte, am Bette der Gräfin D. sitzend, diese im äussersten Schmerze den gewöhnlichen deutschen Ausruf: „Ach Gott, ach Gott!" ausstoßen. „Ach Gott, vergib mir", war ihre Bemerkung darauf, „wie können Sie denn erwarten, daß Gott Sie erhöre und Ihnen Erleichterung verschaffe, wenn Sie mit ihm in einer Sprache reden, die er nicht versteht.""

Diese gemeinschaftlichen Eigenthümlichkeiten britischen und magyarischen Wesens treten noch mehr hervor, wenn man in Berührung mit den Wallachen kommt, die viele von den Eigenthümlichkeiten des celtischen Stammes, bis auf den Tartan und den Dudelsack der gälischen Bevölkerung Britanniens haben.

„Der magyarische Bauer hegt gegen die Walachen die tiefste Verachtung. Er nennt sie „ein Volk, welchem das Hemde heraushängt", wegen der Art, wie sie diesen Theil der Kleidung über den untern Anzug tragen. Er setzt sie in eine Reihe mit Juden und Zigeunern. Selbst wenn der Magyare in demselben Dorfe wohnt, heirathet er nie unter die Walachen. Daß diese faul und trunksüchtig sind, ist schwer zu leugnen. Selbst mitten in der Ernte sieht man sie um so gemächlicher in der Sonne liegen und schlafen, als sie wissen, daß sie arbeiten sollten. Ihr Korn ist allemal das zuletzt geschnittene, und sehr oft bleibt es auf dem Boden liegen und fällt aus, weil es nicht zeitig zusammengerafft ist; und doch vergeht kaum ein Winter, ohne daß sie Hunger leiden. Hat der Walache einen Wagen zu fahren, so findet man ihn gewöhnlich darauf schlafend; muß er Boten gehen, so macht er sich betrunken auf den Weg und verschläft die Zeit, da seine Besorgung fertig sein sollte. Kann man diese Fehler nicht wegleugnen, so sind sie doch leicht zu beschönigen. Die halbgezwungene Arbeit, womit die ungarischen Bauern ihre Zinsen bezahlen, erzeugt bei ihnen auf ganz natürlichem Wege die Neigung nicht blos, sondern den Vorsatz, in einer gegebenen Zeit so wenig als möglich zu thun. Dazu kommt, daß wenigstens den dritten Theil des Jahres Feste und Fasten einnehmen, während welcher die Arbeit von ihrer Religion verpönt ist; der doppelte Zehnte an Kirche und Gutsbesitzer hemmt jede Verbesserung; die Ungerechtigkeit, mit der sie behandelt worden sind, hat alles Vertrauen auf Gerechtigkeit und jedes Gefühl der Sicherheit vernichtet; und so ist es nicht schwer, zu errathen, warum sie faul sind. Ein anderer sehr wirksamer Grund ist die körperliche Schwäche, erzeugt von schlechter Nahrung und noch mehr von den Fasten der griechischen Kirche, die mit einer Strenge beobachtet werden, wovon der Katholicismus keine Idee hat, und sie oft auf den tiefsten Grad von Ermattung herabbringen, ja sogar zuweilen den Tod herbeiziehen. Ich habe oft von den Landbesitzern andeuten und erklären hören, daß die Walachen mit dem besten Willen nicht

denselben Betrag von Arbeit leisten können wie die wohlgenährten Deutschen und Magyaren. Ein anderer Grund ihrer Lässigkeit ist in ihren geringen Bedürfnissen und ihrer leichten Befriedigung zu suchen. Der Boden trägt den Mais zu der Polenta oder Mamalinga, wie der Walache es nennt, meist von selbst, und seine Frau verfertigt aus der Wolle und dem Hanfe ihres kleinen Gutes Alles, was zum Haushalte und zur Kleidung erfodert wird. Viele Ungarn halten, ich weiß es, alle Cultur für unmöglich, wollte man Renten an die Stelle der Frohnden setzen, zumal wo die Bauern Walachen sind; aber man lasse nur dem Verkehr einen guten Markt eröffnen und führe vornehmlich Handelsgegenstände ein, und der Walache wird schwerlich einen Gegenbeweis zu den Grundsätzen abgeben, deren Wahrheit alle Zeiten und Völker erwiesen haben. Es fehlt ihm nicht an Unternehmungsgeiste: denn Nichts gefällt ihm mehr als eine kleine Speculation. Hat ihm ein vorzüglich schönes Jahr eine bessere Ernte als gewöhnlich beschert, so ladet er sie auf seinen kleinen Wagen, spannt seine Ochsen an, versieht sich mit seinem Maisbrote und einem Stücke Speck und fährt auf einen etwas entfernten Markt, wo er seine Rechnung mit seinen Erzeugnissen zu machen gedenkt. Es ist wahr, er schläft den ganzen Weg über auf seiner Ladung, vertrinkt vielleicht einen guten Theil des Geldes, bevor er zurückkehrt; um das übrige betrügt ihn vollends ein Jude durch Austausch einigen werthlosen Krames für seine Frau, doch ist der Sinn für Handelsunternehmungen vorhanden, so wenig man auch seine Wohlthaten verspürt." Ein Bild fürwahr, auf welchem das Thal von Hatszeg Tipperary sprechend ähnlich erscheint.

Je weiter man sich von Pesth die Donau hinab entfernt, um so sichtbarer erscheint dieser Fluß als die Grenzlinie der christlichen und türkischen Stämme; denn obgleich er erst bei Belgrad die Grenze Serbiens berührt, so haben die weibliche Tracht sowol als die Sitten der Männer doch schon vorher orientalischen Anstrich. Bei Semlin bot der Anblick des Flusses eine seltsame Zusammenstellung verschiedener Nationalitäten in dem hier vereint anzutreffenden verschiedenartigen Betriebe der Schiffahrt dar. Auf der ungarischen Seite müheten sich über 40 Leute ab, ein ungeheueres Boot dem starken Strome entgegenzuziehen — denn der Ungar braucht nie ein Segel, obgleich er es schon seit Jahrhunderten auf der entgegengesetzten Seite desselben Flusses angewendet sieht, wo es, vom Winde gebläht, das türkische Boot lustig dahinträgt; während mitten zwischen beiden Watt's ruhmvolle Erfindung den prächtigen Zriny dahintrieb und die gebrechliche Kraft der andern in dessen Spur hinabzureißen drohte. „Man konnte sich drei Weltalter in einem Augenblicke der Gegenwart vereint vorstellen." Die traurige Einförmigkeit des Militairgrenzgebiets wird erst von Golumbatz aus durch den wildromantischen Weg der Donau wieder unterbrochen, die zwischen steilen Klippen über Felsenblöcke dahinstürzt, aber dadurch zugleich der Flußfahrt beträchtliche Hindernisse in den Weg legt, weshalb man bei Paget's Anwesenheit, unter der Leitung des Grafen Szechenyi und östreichischer Ingenieure, den Bau einer guten Straße zur Herstellung eines leichten Landverkehrs in Angriff genommen hatte, ein Unternehmen, welches die Aufmerksamkeit auf die Überbleibsel der römischen Bauten in der Provinz Dacien: die Via Trajana, den römischen Kanal, zu Vermeidung der Fährlichkeiten des eisernen Thores, und die Trajansbrücke unterhalb Gladora lenkt. Im Banate, das man bei Szegedin betritt, haben die gegenwärtigen Bebauer bei aller noch so bewundernswerthen Fruchtbarkeit des Bodens und dem ausgezeichnet schönen Klima Nichts gethan, um aus diesen natürlichen Hülfsquellen Nutzen zu ziehen; noch weniger die Kammerverwaltung, die Cultur zu ermuthigen. Im Lande an der siebenbürgischen Grenze scheint die dacische Bevölkerung seit der Zeit, da Ovid über seinen rauhen Verbannungsort jammerte und die Bildner der Trajanssäule die wilden Krieger der besiegten Donaustämme portraitirten, in Sitten und Aussehen sich nur wenig geändert zu haben. Unter der wallachischen Bevölkerung Siebenbürgens herrscht noch weniger Tüchtigkeit und Intelligenz als unter ihren magyarischen Nachbarn: der schreckliche Zustand der Wege macht Varhely und die Umgegend fast unzugänglich. Nur die Gutmüthigkeit und Gastlichkeit des Volks läßt den Fremden sich über die zahlreichen Übelstände hinwegsetzen.

Es wird bei der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht befremden, wenn wir uns von Paget's Schilderungen fast ausschließend auf das Gebiet der Nationalcharaktere Ungarns haben leiten lassen; um dem dadurch etwa veranlaßten Vorurtheile, als sei den andern Merkwürdigkeiten dieses interessanten Landes von ihm keine Aufmerksamkeit geschenkt worden, vorzubeugen, sei es erlaubt als einzigen Gegenbeweis dessen beachtungswerthe Beschreibung der seltenen Naturerscheinung, welche der Büdös-Regy im siebenbürgischen Szeclerlande darbietet, mitzutheilen.

„Als wir auf den Hügel kamen, bemerkte uns der Baron (welcher der gastfreundliche Wirth Paget's war), daß wir im Begriffe ständen, einige mineralische Quellen zu besuchen, die den Gipfel des Berges einnehmen und dann ungefähr eine Meile weit zu dem Büdös, oder der Stinkhöhle gehen, die wir eben suchten. Als wir die Höhe erreichten, erstaunten wir, drei oder vier leidlich gebaute Hütten, eine Masse Stroh und halb verbranntes Holz zu finden, als wären jene Hütten vor kurzem noch bewohnt gewesen. Dem war in der That so: denn trotz der Unwissenheit der Bewohner von Vasarhely über diesen Gegenstand, ist der Büdös ein sehr fashionabler Badeort, zum mindesten bei den Bauern. Sie kommen im Sommer hierher, bauen aus Zweigen eine Hütte, decken sie mit Stroh und, reichlich mit Bedarf versehen, verweilen sie einen Monat oder sechs Wochen lang. Ohne die Quellen weiter zu besehen, eilten wir zu der Höhle. An der Vorderseite eines Dolomits war eine Oeffnung, weit genug, um ungefähr zwölf Personen aufzunehmen, deren Boden schief nach Innen und abwärts von der Mündung geht. Wenige Jahre früher war die Höhle viel weiter: durch ein Erdbeben war sie zum großen Theile zerstört worden. An den Seiten des untern Theils befand sich eine dünne gelbe Rinde, der von uns als Schwefel, der sich von den aus den Felsenritzen ausströmenden Gasen niedergesetzt hatte, erfunden ward. Als wir weiter in die Höhle gingen, fühlten wir eine kitzelnde Wärme, wie ich vordem nie etwas Ähnliches gefühlt habe: in dem Verhältnisse, als wir weiter hinabstiegen, schlich sie gleichsam weiter und weiter an dem Körper hinan. Diese außerordentliche Erscheinung rührt von einer Concentration von kohlensaurem Gas — mit einem geringen Theile von Schwefelhydrogen vermischt — her, welches sich aus einer Luftströmung im niedern Theile der Höhle ergießt und diese in gleicher Höhe mit der Mündung erfüllt; es strömt so regelmäßig aus, als es nur immer Wasser thun kann. Die Temperatur war in dem einen Theile der Höhle nicht höher als in dem andern; denn bei einer Handbewegung von der Höhe nach der Tiefe bemerkte man zuerst nicht den geringsten Unterschied; doch sobald das Acidum die Haut zu durchdringen vermochte, fühlte man die kitzelnde Wärme. Wir stiegen so weit hinab, bis das Gas an das Kinn reichte, wo wir es dann in der Hand zu den Lippen emporbringen und uns von seinem sauern Geschmacke versichern konnten. Gewöhnlich nimmt man an, daß verdünntes kohlensaures Gas, wenn es in die Lunge eindringt und dann jede andere Luft ausstößt, den Tod herbeiführt; aber hier war es unmöglich, es einzuathmen; denn der in der Luftröhrenspalte erzeugte Reiz zog diese so zusammen, daß nur ein unmittelbarer Tod durch Erstickung herbeigeführt werden sein würde. Kam etwas davon in Augen oder Nase, so erregte es heftige Schmerzen. Die Bauern geben den Punkt an, wie weit sie mit Sicherheit gehen können, indem sie Feuer schlagen und anhalten, sobald der Stein keine Funken mehr gibt." 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 290. — 16. October 1840.

1. Tyll Eulenspiegel. Komödie von Friedrich Radewell.
2. Das Centrum der Speculation. Eine Komödie. Herausgegeben von Karl Rosenkranz.

(Beschluß aus Nr. 289.)

Schließlich sei Allen, die Lateinisch verstehen, die Rathssitzung in Schilda anempfohlen, die da verhandelt, ob die neue doctrina des Schuster Pech vom Staate zu adoptiren sei. Ein guter Spaß auf den Bretern mit sehr ernsthaften Tendenzen hinter den Coulissen, und dazu die bekannten theologischen Streiter über res divinae in erbaulichen lateinischen Knüttelversen sich tummelnd. Die Disputation mit dem Chorus der Rathsherren

Consentimus!
Jam credimus quae nescimus.
Qui cogitando nimis occupatur
Capitis dolore a Deo cruciatur.

konnte füglich nur lateinisch abgehalten werden, wenn auch nicht aus dem vom Consistorium angegebenen Grunde: Rem sanctam profanat lingua vulgaris.

Galt es dem Verfasser nur, eine Aristophanische Komödie zu schreiben, in dem Sinne, wie er sie für die modern christliche Welt verlangt, oder wollte er den alten deutschen Narren, Tyll Eulenspiegel, in einer modernen Dichtung, den Ansprüchen der Gegenwart gemäß, wieder populair machen? Wenn letzteres, so wird er selbst am besten fühlen, daß ihm das nicht gelang. Seit wir Goethe's „Faust" besitzen, seit Tieck in dem deutschen Volksmärchenschatze wühlte, ward das Verlangen ausgesprochen, auch den alten kostbaren Tyll in unsere Zeit, für unsern ästhetischen Geschmack übersetzt zu erhalten. Es wagte sich kein Dichter daran; die wenigen Versuche sind kaum bekannt geworden, oder nicht der Beobachtung werth. Der Verfasser dieser Komödie mag anfangs den Vorsatz gehabt haben, aber der Vorrath von Bildung und Kenntnissen, den er mitbrachte, wuchtete zu schwer auf ihm. Es ging ihm wie manchem Märchendichter, der einen klaren Quell findet, welcher zwischen Moos und Steinen sickernd gar anmuthig ist. Aber er will darin Gott und Welt abspiegeln und man verliert darüber das klare Wasser aus dem Gesichte. Was wirkt ein Tyll des Volksbuchs? Daß Jeder ihn versteht. Ein Tyll, der auf seinen Schultern den Erdball trägt, mit allen philosophischen, theosophischen, politischen und ästhetischen Adern ist nicht mehr für das Volk. Es ist schade, der Verf. hat gerungen, mit vieler Kraft, oft mit Glück, die Schulbegriffe populair zu machen, Ausdrücke zu finden, die den Nagel auf den Kopf treffen und ganz und gar nicht mehr nach der Schule riechen, aber aus seiner Haut konnte er doch nicht heraus, und die ist eine gelehrte. Er hat sich's gar nicht leicht gemacht, er spielt nicht oberflächlich mit den Dingen, er kennt sie, er hat tüchtig studirt, er will im Populairen auch gründlich sein. Selbst die er am ärgsten persiflirt, sind ihm um deswillen Dank schuldig, daß er sie nicht mit Phrasen abfertigt, sondern er läßt sie sich entwickeln aus sich selbst heraus, und schmückt sie dann nur, wie es dem Satiriker erlaubt ist. Aber dies Sichvertiefen, so achtbar sonst, ist für den Zweck nicht profitabel. Ein Bild, in jedem seiner Theile zu sorgfältig und treu ausgeführt, entbehrt als Ganzes der künstlerischen Wirkung. Es kommt dazu, daß das Lustspiel auch der dramatischen Handlung, der Katastrophen entbehrt. Der Narr kommt nicht durch Anstrengung und Kampf zum Siege, er ist von Anfang an in der geistigen Übermacht, und zum Schluß derselbe, der er von Anbeginn war. Unverwundbarer als des Peleus Sohn, kann ihm nichts begegnen, und er ist ebenso wenig ein dramatischer Held als ein fertiger Heiliger, den keine menschlichen Affecte und Schicksale mehr afficiren, der Held einer Tragödie sein kann. Dies, wie gesagt, hat der Verf. selbst wol besser als wir eingesehen, und seine Polemik ward ihm zur Hauptsache, die er denn in einem bunten Raketenfeuer mit Witz und geistreichen Überraschungen spielen läßt. Abstrahire man vom Eulenspiegel des Volksbuches und man hat einen geschliffenen Spiegel, in dem sich das Nachtgevögel in wunderbaren Zerrgestalten und doch gut getroffen wieder findet. Der Hauptgedanke, daß dem deutschen Narren, der in Herzenseinfalt und Frohsinn das Leben genießt und mit Mutterwitz sich aller Anfechtungen erwehrt, der Teufel nichts anhaben kann, und daß er Gott näher steht als Grübler, Phantasten, Himmelsstürmer und Zeloten, wäre aber einer Ausführung werth, die in Einfalt und Verständlichkeit wieder ihren Rückweg zum Volke fände.

2. Das Centrum der Speculation.

Pallas Athene, in archäologischen Studien in Ägyp-

ten vertieft, hört dort mit Schrecken den Tod Hegel's. Sie sendet ihren Herold auf einem Strauß spornstracks nach Berlin, der dem Chor der Eulen den Willen der Göttin verkündet. Sie selbst, in ihren Specialstudien allzu beschäftigt, weiß aus dem Geschrei der Philosophen nicht sogleich zu entnehmen, wer als Nachfolger der würdigste sei; um deshalb befiehlt sie allen Philosophen zu kündigen:

Daß zum Freischießen sie sich sammeln,
Es werde eine Scheibe ausgestellt,
Und jeglicher versuche, ob er in
Das Centrum treffe. Keine Willkür sei
Gestattet. Es entscheide nur die That.

Der Chor der Eulen findet diese Anordnung vortrefflich:

Denn wahrlich leichter ist das Urtheil so,
Ob einer in das Schwarze schießt, ob nicht,
Als wenn man erst aus Büchern, aus Kritik
Erkennen wollte, wer der Würdigste.
Geschrieben haben alle übergnug.

In der Hasenhaide bei Berlin findet das Schießen statt. Von allen Winden eilen die Philosophen herbei mit Knütteln, Pistolen, Wehr und Waffen und Mundwerk aller Art. Mehre verschmähen es jedoch dem Rufe zu folgen, wie Herbart in Göttingen, der aber wenigstens eine freundliche Mahnung sendet, sich im Interesse der deutschen Wissenschaft nicht vor dem Publicum durch Katzbalgereien zu blamiren. Andere, wie Schelling, sind zu vornehm, überhaupt von der Sache Notiz zu nehmen. Viele erscheinen, ziehen aber, ohne zu schießen, wieder ab. Dafür bringt Franz von Abdera aus München einen sehr unerwarteten Besucher mit, George Sand, die bei dieser günstigen Gelegenheit die deutsche Speculation kennen lernen will. Indessen kommt es überall nicht zum Schießen, denn der neumittelalterliche Historiker aus Halle poltert dazwischen, und Sacrilegium und Hochverrath witternd, hetzt er die Gensdarmen gegen die versammelten Philosophen. Diese ziehen sich bescheiden vor solcher Intervention zurück, wodurch aber erst der Ingrimm des Historikers in helle Flammen auflodert:

Nein über diese Feigheit! Gehen sie wahrlich auseinander wie Schulknaben! O, ihr Philosophen, diese Accommodation beweist recht, wie faul ihr inwendig seid. Ihr herzlosen Lumpe, ihr wollt unsere Zeit curiren? Ihr wollt uns sagen, was wir thun und lassen sollen? Ich bin überzeugt, im Mittelalter wäre bei so einem Fall, wie dieser hier, die tollste Schlägerei entstanden. Aber dies fade, passive Geschlecht läßt sich Alles gefallen. Große Worte, kleine Thaten. Sophistische Rechtfertigungen jeder Schnödigkeit. Pfui, ich schäme mich ordentlich mit solch plattem Volk zusammen zu leben. O Sittlichkeit, du bist wahrhaftig eher unter naturwüchsigen Kosaken, als bei diesen Reflexionsausgehöhlten, in Eitelkeit versumpften, höchst blasirten Scholastikern zu Hause.

George Sand kehrt mit einer ähnlichen Klage nach Paris zurück, wo die Leute auf so bewunderungswürdige Weise Emeuten und Barricaden zu errichten verstanden. Die Gensdarmen reflectiren noch in ihrer Art bei einem Glase Weißbier und der Chorus schließt mit versöhnlichen Betrachtungen und frommen Wünschen die Komödie:

Ja, Preußen, du, von Friedrich einst, dem philosophischen König,
Genialen Thuns zur Macht erhöht von welthistorischem Range,
Ja, Preußen, du wirst der Freiheit stets und der geisterfüllesten Bildung
Ein Führer sein, und die Philosophie zur vollendeten Reife heranziehn.

Umsonst ward nicht an des Pregels Strand, in dem alterthümlichen Samland,
In Königsberg Immanuel Kant, der Weise, dir einst geboren,
Von welchem du in Fichte sodann, in Solger, endlich in Hegel,
Die Schüler gehabt, und welchem du dankst des Bewußtseins männliche Klarheit,
Die nicht mit Illusionen und nicht mit Visionen sich täuschet
Und welche dem Recht und der Pflicht niemals vergibt ein einziges Jota.
O möge dir denn fortschreitenden Schwungs stets alles Gute gelingen!
Dies wünschen wir dir, abscheidend von hier nach Athen, aus innigster Seele.

Vor jener ersten Komödie hat diese den leichten Guß voraus. In jener wird man festgehalten und muß mitstudiren, diese kann man im Fluge genießend durchkosten. Ob das bei Arbeiten dieser Art ein Vorzug oder ein Mangel ist, möge Jeder bei sich selbst entscheiden. Obgleich es dem Verf. ungemein leicht geworden zu sein scheint, die Ideen seiner dramatis personae und seine eigenen nebenher durch das Wort zu verkörpern, so leicht, daß der Vers oft ans „Lodderigte" streift, treten die Individualitäten uns doch lebhaft genug mit ihrer Begriffswelt vor den Sinn. Zumal sind einige der kleinern Geister mit wenigen Strichen charakteristisch gezeichnet. Wie die Schulgenossen des Verf. als solche eine Komödie begrüßen können, in der er ihre Zerfallenheit und ihre schwachen Seiten nicht gerade scharf geißelt, aber in schonungsloser Blöße darstellt, ist eine Frage für sich. Der Einzelne darf ihm aber nicht grollen, wenn er bedenkt, mit welcher Naivheit der Herausgeber Rosenkranz seinen besten Freund Güldenstern sich selbst charakterisiren läßt:

Als ich erfuhr, daß hier nach dem Centrum geschossen werde, hatte ich keine Ruhe mehr. — Freilich weiß ich selbst nicht recht, was ich will. Mir geht es ganz confus im Kopfe herum, ob ich zum alten oder jungen Deutschland gehöre, und leider ist dies eine Sache, bei welcher das Herz nicht entscheiden kann. Erst habe ich Gedichte geschrieben, dann mich ins Mittelalter versenkt, hierauf mittelmäßige Compilationen gemacht, dazwischen über Glauben und Wissen, Schleiermacher und Daub, Kant und Hegel philosophirt und endlich zwischen den Parteien mich so zweideutig umhergeworfen, daß mir keine einzige mehr traut. Ich habe es mit allen verdorben und bin doch zu furchtsam allein zu stehen. Gott weiß, was aus mir noch werden soll. Am Ende werde ich wirklich nichts Anderes, als was ich schon bin, ein bloßer Schriftsteller. Wär's doch möglich zu poniren, ohne zu negiren, so wäre ich der glücklichste Mensch.

Das klingt fast als Selbstverleugnung über den Spaß, wenn man der Conjectur einiger Gelehrten Glauben beimißt, daß unter dem Güldenstern der professor ordinarius der Philosophie an einer deutschen Universität gemeint sei. Gegen fungirende königliche Beamte ist, nach Rabener, die Satire nicht zu billigen. Der Grundgedanke ist ein glücklicher, die Ausführung zum Theil glücklich, überall leicht und fließend; das eigentlich Dramatische, die Schürzung und Lösung des Knotens, fehlt aber auch dieser Komödie.

Vor zwanzig Jahren noch hätten beide Komödien Epoche gemacht. Platen war der Letzte, der durch seine „Gabel“ ein großes Publicum in Bewegung setzte, Gruppe fand mit seinen „Winden“ noch ein respectables, zu einer durchschlagenden Wirkung kam es auch nicht mehr. Nun aber ist die Zeit vorüber für Xenien und Aristophanische Komödien. Der Witz mag noch so dichte Funken sprühen, noch so beißende Schläge vertheilen, das Publicum ist satt. Es will nicht mehr Bücher über Bücher, es will Ursprüngliches. So heißt es, aber wer glaubt's?

41.

---

## Romanenliteratur.

1. Novellen. Von Karl Bahrs. Drei Theile. Leipzig, Engelmann. 1840. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
2. Sonst und Jetzt. Novellensammlung von David Russa. Zwei Bände. Schwerin, Kürschner. 1840. 8. 1 Thlr. 1[illegible] Gr.
3. Tableaux aus dem Leben. Von E. Janinski. Zwei Bände. Lemgo, Meyer. 1840. 8. 3 Thlr.
4. Der Liebe Wonn' und Weh. Sagen, Novellen und Skizzen von Wladimir. Altenburg, Pierer. 1840. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Unähnlich im Einzelnen, gleichen sich die Beiträge dieser Autoren zur Unterhaltungsliteratur doch darin, daß sie sich am Gehalt ihrer Erzeugnisse auf mittler Höhe erhalten, daß sie nicht lüsteln, daß sie der Mode des Weltschmerzes und der Bewegung auf eine bescheidene Weise huldigen, daß sie bei solchen Ergießungen weislich die Mittel zu Rathe halten und nicht Worte verschwenden, wenn die Gedanken erschöpft sind.

Nr. 1 wählt als Stoff seiner Lamentationen die Leichtfertigkeit, den Wankelmuth der Frauen, die Untreue des Freundes, die Tyrannei halbgesittigter Großen. „Das Meteor“ scheint die Wollust, die Sünde zu verkörpern und recht moralisch gemeint zu sein. In dem sehr gut geführten Dialog der Leute im „Geheimniß“, die alle nicht ohne Schuld sind, wird eine bisher noch nicht erörterte Seite in Goethe's „Faust“ besprochen, was man für ein kleines Wunder anzusehen hat. Mit gewandter Dialektik wird nämlich die Meinung vertheidigt, daß die letzten Scenen im zweiten Theile des „Faust“ eine poetische Beichte des Unrechts, an Friederiken verübt, enthalten. „Der Jude in Rom“ ist eigentlich ein Wiedererstandener, der mit dem neuen dunkeln Röckchen gar eine trübselige Miene annahm, sodaß man kaum den alten Bekannten, von dem Meister Boccaccio in seinem „Decamerone“ uns berichtet, wieder erkennt. Der hörte und sah zwar auch ansehnliche Greuel in Rom und wurde dadurch zum Christenthume bekehrt, aber er und die Seinigen wurden dadurch nicht geschädigt, wie es dem revenant geschieht, dafür ist der alte Abraham ein satirischer Schalk, der neue, ohne Humor, mit langem Athem begabt, ist ein heftiger Strafredner, wozu ihm die Gründe nicht mangeln.

In Nr. 2 führen Leichtsinn, die vorurtheilsvolle Hartnäckigkeit eines Juden Selbstmord, gebrochene Herzen und allerlei Herzeleid herbei. „Burg Schwerin 1631“ nimmt das historische Interesse wahr, die „Memoiren“ sind bittere Ironie, und das ganze Buch bezeugt des Verfassers gute Gabe zu Familiengeschichten der bessern Art.

Nr. 3. Tableaux, meistens Genrebilder, foppen, höhnen, oder erzählen eine Anekdote, und da sie sich kurz fassen, wägt und mißt man ihren Gehalt nicht. „Herr Lemke“ ist tragischer, oder vielmehr von der zerreißend schmerzlichen Art, wo der Mensch unglücklich wird, weil er an Unschuld und Liebe in der Brust des Bruders glaubte. „Die romantische Ehe“, die längste Geschichte, ist pikant, aber die Gatten wollen uns nicht gefallen; der weibische, bald aufbrausende bald zaghafte Mann flößt nur Bedauern, die herrische Frau Abneigung ein, wir können nicht an das endliche Glück in der Ehe glauben, obgleich klüglich der Autor die Frau erblinden läßt, damit sie sein geduldig sich verhalten muß, des Mannes Fehler nicht länger sehen kann, und dieser zu seinem frauenhaften Thun durch die Pflege der Blinden einen triftigen Vorwand hat.

Nr. 4 ist durch den Titel erklärt. Es ist nur zu bemerken, daß die Wonne meistens das Geschick, das Weh die Thorheit und Schlechtigkeit der Menschen gab. Wahnsinn und Selbstmord machen sich geltender als eine glückliche Ehe, die zum größern Theil sich passiv zu verhalten hat, und eben deshalb glücklich ist, weil sie keinen Stoff zu einem Epigramm gibt. Wer das finster Leidenschaftliche liebt, findet dessen genug in den größern und kleinern Erzählungen der Sammlung, die am wenigsten in ihren Skizzen befriedigt.

5. Muscheln am Strande. Eine Sammlung von Erzählungen von Heinrich Smidt. Dritter und vierter Band. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 2 Thlr.

Diese Erzählungen wurden zum größern Theil an fremden Ufern einmagazinirt. Unter den Seebildern gibt es recht anziehende: „Admiral Ruyter“ und „Jean Bart“ sind für sich bestehende Bruchstücke aus größern Werken. Die „Metamorphose“ drückt hoffmannisirend die Behauptung aus, daß von den heutigen englischen Bühnenhelden ein jeder in seinem Fache durch Garrick übertroffen wird, eine Meinung, die schwerlich unbedingt gültig sein kann. Als Gegenstück dient die eigene Erfindung: „Die maskirte Gesellschaft“, in welcher noch stärker Hoffmann spukt, dem Träumer verpersönlichen sich Ludwig Devrient's Rollen, bilden mit ihm einen Roman, der ihn schnurstraks in die Hölle führt, woraus ihn nur sein Erwachen erlöst. Das Reflectirende ist wohl geordnet, selbst geistreich, aber das Tragische ist ohne Erhebung, es empfindelt und noch öfter peinigt es, doch gilt der Selbstmord nicht als Nothwendigkeit, wie in so vielen Schriften unserer Nachbarn jenseit des Rheins.

6. Nachtschatten. Schauererzählungen. Frei nach dem Französischen und Englischen von St. Friedrich, François Robert u. A. Zwei Bände. — Auch u. d. T.: Blutrosen. Dritter und vierter Band. Breslau, Verlags-Comtoir. 1840. Kl. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Im Verhältniß zu den Erzählungen, die trotz des harmlosen Schildes, das sie führen, so viel Greuel enthalten, geht es in diesen, die auf das Entsetzlichste vorbereiten, noch schonend genug zu und an Raffinements in dem haut goût des Empörenden ist vollends nicht zu denken. Höchstens ist es eine Abweichung von dem Herkömmlichen, daß in „Der Entführte“, ein Mann der leidende Theil ist, aber der Schulmeister, den dies betrifft, ist ein so armseliger Tropf, daß wir Mathildens Leidenschaft für ihn nicht nachempfinden können, und da die Geschichte nicht ins Lächerliche gezogen ist, so wenden wir uns gleichgültig, wo nicht mit Abneigung, davon weg. „Des Dichters Triumph“ paraphrasirt die bekannte Erzählung von Papst Sixtus V., welcher dem Manne, der beißende Pasquille auf ihn verfertigt, seinem Versprechen gemäß nicht am Leben strafte, ihm Unterhalt gab, aber die Zunge und die Hände abschneiden ließ. Episodische Figuren und Begebenheiten verlängern die Erzählung. „Die Königin von Indien“ hat mit den Gaunereien einer verschmitzten Schönen und geübter Falschmünzer zu thun. „Christine in Fontainebleau“ wiederholt einen fast abgenutzten Gegenstand, der durch einige Nebenränke und den Selbstmord eines liebenden Mädchens das Ansehen von Frische sich einbildet.

18.

---

## Notiz.

Raumer's „Italien“ ist mit Geschicklichkeit ins Englische übersetzt worden. Die Abkürzung der Urschrift (II, 123): K. v. B. ist aber, statt Kronprinz von Baiern, irrig als König von Baiern ausgelegt worden, welches an dieser Stelle bedeutende Misverständniß hoffentlich auch in England eine Berichtigung finden wird.

95.

## Bibliographie.

Arthurs vom Nordstern hinterlassene geistliche Gedichte. Auswahl und Vorwort von C. F. v. Ammon. 8. Leipzig, Teubner. 1 Thlr. 4 Gr.

Agerodt, F., Handbuch der Geschichte des preußischen Staates. Für Schule und Haus. 1ster Theil: Von den frühesten Zeiten bis auf den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. 1640. 8. Quedlinburg, Basse. 10 Gr.

Aurelians letzte Tage. Historischer Roman von dem Verfasser der Zenobia. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 12 Gr.

Bellermann, C. F., Die alten Liederbücher der Portugiesen oder Beiträge zur Geschichte der portugiesischen Poesie vom dreizehnten Jahrhunderts nebst Proben aus Handschriften und alten Drucken herausgegeben. Gr. 4. Berlin, Dümmler. 22 Gr.

Bibliothek der neuesten und besten Romane der englischen Literatur u. s. w. 91ster bis 93ster Band. Schiff Püsterich. Von Capt. Chamier. 3 Theile. — Auch u. d. T.: Capt. Chamier's sämmtliche Werke. 7ter bis 9ter Band. Schiff Püsterich. In 3 Theilen. — Ferner mit d. T.: Schiff Püsterich. Ein See-Roman vom Flottenkapitän F. Chamier. Aus dem Englischen von G. N. Bärmann. In 3 Theilen. 8. Vieweg u. Sohn. 1 Thlr.

— — 94ster, 95ster Band. Herrn Humphrey's Wanduhr. Von Boz. 1ster, 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Boz's sämmtliche Werke. 18ter, 19ter Band. Herrn Humphrey's Wanduhr. 1ster, 2ter Theil. — Ferner mit d. T.: Herrn Humphrey's Wanduhr. Von Boz (Charles Dickens). Aus dem Englischen von Otto von Czarnowsky. 1ster, 2ter Theil. Mit Radirungen nach Cattermole und Browne. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 16 Gr.

Blanqui, A., Geschichte der politischen Oekonomie in Europa, von dem Alterthume an bis auf unsere Tage, nebst einer kritischen Bibliographie der Hauptwerke über die politische Oekonomie. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen versehen, mit einem Auszug aus des Grafen G. Pecchio Geschichte der politischen Oekonomie in Italien vermehrt, und mit einem theils ergänzenden, theils berichtigenden Epilog begleitet von F. J. Buß. 2 Bände. Gr. 8. Karlsruhe, Groos. 3 Thlr.

Böckh, A., Urkunden über das Seewesen des Attischen Staates. Mit 18 Tafeln, enthaltend die von Hrn. Ludwig Ross gefertigten Abschriften. Beilage zur Staatshaushaltung der Athener. Gr. 8. Berlin, Reimer. 5 Thlr.

Christoph Froschauer erster berühmter Buchdrucker in Zürich, nach seinem Leben und Wirken, nebst Aufsätzen und Briefen von ihm und an ihn. — Mit dem Umschlag-Titel: Zur vierten Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst den 24. Juni 1840. Gr. 4. Zürich. 16 Gr.

Actenmäßige Darstellung einer Beschwerdeführung gegen die löbliche Censurbehörde in Hamburg. Von einem Hamburger Bürger. Gr. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 6 Gr.

Erauvillez, M. B. d', Kasimir Basil oder Leben und Tod eines französischen Modephilosophen. Etwas zum Lachen, zum Weinen und zum Beherzigen. Nach der vierten französischen Auflage frei bearbeitet von Abbé L. Jung. Nebst einem Anhang. Gr. 12. Frankfurt a. M., Andreä. 8 Gr.

Frick, Ida, Feldblumen. Zwei Novellen. 1ster Band. Johanna Shore. Die Familie von Felsing. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 16 Gr.

Gudrun aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von A. Keller. Mit 1 Titelbilde von F. Fellner. Gr. 8. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 2 Thlr. 6 Gr.

Halem's, G. A. v., Selbstbiographie nebst einer Sammlung von Briefen an ihn von Biester, Bode, Bürger, Cramer, Ewald, v. Fredenheim, Gramberg, Heerwagen, v. Hennings, Justi, v. Knigge, Kosegarten, Lavater, Marcard, Meißner, v. Meister, Nicolai, Oelsner, v. Ompteda, Reinhold, v. Schlieffen, Schröder, F. L. Gr. zu Stolberg, Stolz, v. Ungern, Voß und Wieland; zum Druck bearbeitet von seinem Bruder L. W. C. v. Halem, und herausgegeben von C. F. Strackerjan. Mit G. A. v. Halem's Bilde in Kupferstich. 8. Oldenburg, Schulze. 2 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 20ster Jahrgang, für 1841. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 1841. 1 Thlr. 16 Gr.

Joaquino Cobeço genannt: Quingostas, der furchtbare Räuberhauptmann. Nach spanischem Original bearbeitet von F. Zschoke. 8. Leipzig, Drobisch. 1841. 1 Thlr.

Kock, Ch. Paul de, Das hübsche Mädchen aus der Vorstadt. Aus dem Französischen von Fr. Steger. 2 Theile. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 2 Thlr. 16 Gr.

Koeller, J., Ewald und Lina. Ein Gedicht. Kl. 8. Brieg, Schwartz. 8 Gr.

Landau, G., Die Ritter-Gesellschaften in Hessen, während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts. Mit einem Urkundenbuche. Gr. 8. Kassel, Bohné. 18 Gr.

Lubojatzky, F., Herkus Monte. Historische Erzählung aus der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. — Die Vermählung im Tode. Altsächsische Sage. 8. Marburg, Billig. 1 Thlr.

— — Die Jüdin. Deutsches Sittengemälde aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. 4 Theile. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 5 Thlr. 12 Gr.

— — Der Kunstreiter. Novelle. 16. Marburg, Billig. 1 Thlr.

Der Mäßigkeits-Verein in allen seinen Beziehungen. 8. Riga, Götschel. 6 Gr.

Merten, J., Die Hauptfragen der Metaphysik in Verbindung mit der Speculation. Ein kurzer Versuch, veranlaßt durch die von Dr. Volkmuth in seinem dreieinigen Pantheismus ausgesprochene Ansicht über die Methode der Günther'schen Philosophie. Gr. 8. Trier, Lintz. 1 Thlr. 6 Gr.

Bunte Reihe. Deutsche Original-Novellen der beliebtesten Erzähler neuester Zeit. 3ter Band. Die Masken. Novelle von Beer. Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, die deutsche Stammmutter des jetzigen französischen Königshauses. Historische Skizze von Dr. Schütz. Alfred. Liebes-Novellette von Ernst Keil. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 12 Gr.

Schöpfer, K., Friedrich Wilhelm III. und sein Zeitalter. Ein biographisch-historisches Gemälde. 8. Nordhausen, Fürst. 16 Gr.

Sostmann, Wilhelmine, Donata oder Liebe und Weltton. Ein Roman. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr. 8 Gr.

Tarnowski, L., Menschen und Zeiten. In novellistische Rahmen gefaßt. 3 Bände. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 3 Thlr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freiherrn v. Hormayr. XXX. Jahrgang der gesammten und XII. der neuen Folge. 1841. Gr. 12. Leipzig, Reimer. 2 Thlr. 12 Gr.

Vincke, E., Gedichte. Gr. 12. Magdeburg, Creutz. 1 Thlr. 6 Gr.

Wackerbarth, Graf, Der Britten erste Heerfahrt gen China. Zum 400jährigen Jubelfeste der Erfindung der Buchdruckerkunst. Gr. 8. Leipzig. 4 Gr.

Was ist von unserer Zeit zu erwarten? und was haben wir von unserer Zukunft zu hoffen? Ansichten, Hoffnungen und Tröstungen eines Greises, als Vermächtniß für gebildete Kinder. Bevorwortet vom Prof. Krug. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 10 Gr.

Weber, F., Beschreibung des Gutenbergfestes in Elberfeld. Am 25. Juli 1840. Gr. 8. Elberfeld, Schönian. 4 Gr.

Wiggers, J., Kirchengeschichte Mecklenburgs. Gr. 8. Parchim u. Ludwigslust, Hinstorff. 1 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
## für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 291. —— 17. October 1840.

Geschichte der neuern deutschen Kunst, von Athanasius Grafen Raczynski. Aus dem Französischen übersetzt von F. H. von der Hagen. Zweiter Band. München, Stuttgart, Nürnberg, Augsburg, Karlsruhe, Prag und Wien. Mit einem Anhange: Ausflug nach Italien. Berlin. Auf Kosten des Verfassers. 1840. 4. Mit einem Bilderheft in Folio. *)

Dieser zweite Band des inhaltreichen Prachtwerkes ist ebenso schön und zugleich noch glänzender ausgestattet als der erste, von welchem in Nr. 133 u. 134 d. Bl. f. 1837 Bericht erstattet worden; er enthält 107 dem Texte eingefügte Holzschnitte, Steindrücke, Kupfer- und Stahlstiche, außer einem Bilderhefte mit 13 Blättern im größten Folio.

Wenn wir in den ersten Band durch eine geistreich componirte Arabeske voll heitern Lebens und harmloser Ironie eingeführt wurden, so empfängt uns hier eine in architektonischem Sinne gedichtete Ehrenpforte, heiter einladend durch Eleganz in Anordnung und Formen, durch Bildwerke voll sinnreicher Anmuth und Bedeutsamkeit. Wir sehen oben die göttliche Poesie und Kunst, von den Genien reizend vertheidigt, sowol gegen die gemeine Denkungsart mit Bockshorn und Schlangenzungen, als gegen die geistlose, täppische, hochmüthige Kritik mit Gemshorn und Elefantenrüssel; jener wie dieser sind die plumpen Greifentatzen gemein. Unten, im zierlichen Sockel, sehen wir die werkthätige Sculptur und Malerei, lorbergekränzt, im Schutze des mächtigbeschwingten Genius der Menschheit; die Genien aber, welche oben schirmend walten, finden wir hier mit gleicher Freudigkeit die Arbeit emsig fördernd, sich unterziehend aller Mühsal. Über dem Sockel sehen wir die lebenathmenden Gestalten der vier Meister, als der Säulen und Träger der Malerei, Sculptur und Baukunst unserer Zeit, in seliger Ruhe, unbekümmert um Gehörn und Tatzen jener bissigen Greifen, sowie unangefochten von allen Beschwerlichkeiten der Werkstatt: links die Meister Cornelius und Schadow; letzterer in beschaulicher Vertiefung seine Lehre vortragend, wobei er mit dem Daumen der Linken und dem Zeigefinger der Rechten das theoretische Kreuz schlägt, an welches dann die Philister so gern die ausübende Kunst festzunageln gedenken; er merkt es nicht, daß ihm dabei der praktische Mantel von den Schultern gleitet. Cornelius dagegen zieht den Mantel fester um sich, seitwärts über den vielleicht etwas gedehnten Vortrag des Freundes hinwegblickend; ihn beschäftigen kühnere Gebilde. Rechts stehen die beiden Meister Thorwaldsen und Schinkel; jener voll ruhigen Selbstbewußtseins, die Rechte auf die eben vollendete Statue legend; dieser, ein Baumeister, unbefriedigt von allem Fertigen, rastlos sinnend auf Größeres, Herrlicheres; mit Reissfeder und Tafel immerfort zur Hand, seiner festen Stellung sich bewußt. Dies Titelblatt ist meisterlich gestochen von Lödel in Göttingen, nach Holbein, mit Benutzung von Kaulbach's Compositionen.

Dieser Band ist Wilhelm Kaulbach gewidmet; man darf dies wol überraschend finden, da man hier, wo es sich hauptsächlich von der münchner Schule handelt, wol eher eine Widmung an den Gründer und Director derselben erwarten mußte, wie dies im ersten Band der Fall ist; um so mehr, da auch der Atlas zu diesem zweiten Bande mit dem Bildnisse des Directors von Cornelius eröffnet wird, eben wie der Atlas zum ersten Bande mit dem Bildnisse des Directors Wilhelm Schadow beginnt. Im Verfolg dieser Anzeige wird sich diese Anomalie vielleicht nicht als blos zufällig, sondern aus der Persönlichkeit sowol unsers Autors als jenes Meisters charakteristisch genug erklären.

Die Einleitung gibt uns eine Andeutung des Geistes der vielen großartigen Schöpfungen des Königs Ludwig von Baiern, nach ihrem religiösen, vaterländischen und ritterlichen Charakter; sie eröffnet uns den Blick in die Urgeschichte des Heldenliedes, in die Aventure der Ritterdichtung, in den lyrischen Minnegesang nach seiner irdischen und himmlischen Richtung und in die ruhmreiche Geschichte des Vaterlandes; wir verweilen mit lebhafter Theilnahme bei den vornehmsten Dichtern und Dichtwerken des 13. Jahrhunderts, bei den Nibelungen, bei Wolfram v. Eschenbach und Walther v. d. Vogelweide; denn die neuere deutsche Kunst verknüpft sich auf die innigste Weise mit der altdeutschen Poesie, und von allen alten Dichtern ist Walther derjenige, der die vollständigste

*) Dieses Werk ist durch die Buchhandlung für deutsche und ausländische Litteratur von Brockhaus und Avenarius in Leipzig zu beziehen. Der erste Band kostet 26 Thlr. 16 Gr., der zweite 33 Thlr. 8 Gr., und gleiche Preise hat auch die Ausgabe mit dem französischen Originaltext. D. Red.

Vorstellung vom Geiste seines Zeitalters gibt, wie er denn auch der vollgültigste Stellvertreter aller eigentlichen Minnesinger ist. Ebenso anziehend beschäftigt finden wir uns mit den Hauptzügen der bairischen Geschichte, welche zugleich die bedeutendsten Momente der gesammten deutschen Geschichte in sich enthält. Somit werden wir trefflich gestimmt für den Geist der außerordentlichen künstlerischen Thätigkeit, welche jetzt in den Ländern des Königs Ludwig des Prächtigen eine solche Fülle der großartigsten Werke möglich macht, wie sie uns hier als ein höchst bedeutendes Ganze zur Anschauung gebracht werden.

Der Einleitung sind drei Aufsätze von F. H. v. d. Hagen eingefügt: 1) „Das Nibelungenlied im Auszuge"; 2) „Leben und Werke Wolfram's v. Eschenbach"; 3) „Leben und Werke Walther's v. d. Vogelweide", sämmtlich sehr schätzbar und ausgestattet mit allen Vorzügen, welche den derartigen Arbeiten dieses gründlichen, scharfsinnigen Kenners altdeutscher Sprachdenkmale zu eigen sind. Die Einleitung schließt mit einer Übersicht und Erklärung der „geschichtlichen Wandgemälde in den Arcaden des Hofgartens zu München", nach dem ausführlichen Geschichtswerke von Joseph Freiherrn v. Hormayr.

Somit werden wir aufs schönste in den Gedankenkreis versetzt, der alle Unternehmungen des Königs beherrscht. Welchem Leser die Geschichte Deutschlands und der Geist derselben fremd bliebe, der würde nicht im Stande sein, das neue München zu begreifen, dessen Schöpfung unter dem Könige Ludwig auf eine für Baiern und für ganz Deutschland so ruhmvolle Weise fortschreitet und diese Residenz zu einem Glanzpunkte der neuern deutschen Kunst erhoben hat.

Das erste Capitel enthält „die vom Könige angeordneten Arbeiten, in ihrer Beziehung zu den Künsten, zur deutschen Literatur und zu dem Ruhme des Vaterlandes". Die glänzende Reihe derselben beginnt mit der Walhalla, und das mit Recht, obgleich sie noch nicht vollendet ist:

denn dieses Denkmal ist der lebendige Ausdruck der Gedanken des Königs; es ist die Verkündigung seines Lebens. Man begreift die ganze Richtung, welche die Thätigkeit dieses Fürsten genommen hat, wenn man die poetische Wendung seiner Ideen kennt, seine vaterländischen und religiösen Gefühle, den Antheil, welchen er an der Literatur seines Volks nimmt, die Verehrung, welche er für die classischen Schriftsteller des Alterthums hegt, und seine Kenntniß derselben.

Wir werden unten auf das Geschichtliche und Architektonische dieses großartigen Bauwerks zurückkommen.

Geschichtsgemälde der Arcaden. — Beschreibung der Glyptothek und Pinakothek. — Der neue südliche Schloßflügel auf der Seite des Schauspielhauses. — Der Festpalast, oder nördliche neue Schloßflügel auf der Seite des Hofgartens und der Arcaden. — Die Allerheiligenkapelle im Schlosse. — Basilika des heiligen Bonifacius. — Die Ludwigskirche. — Die gothische Marienkirche in der Vorstadt Au. — Das Odeon oder der Concertsaal. — Das Isarthor. — Die Bibliothek. — Die Blindenanstalt. — Die Universität. — Das zu Kunstausstellungen bestimmte Gebäude. — Die bairische Walhalla. — Bildsäule des Königs Maximilian. — Der Obelisk.

Man muß erstaunen über die Anzahl so bedeutender Werke, welche in so wenigen Decennien dort angefangen und zum Theil vollendet wurden; besonders kann man die Pracht und geistreiche ornamentale Anordnung der verschiedenen Räume des Königsbaues und des Festpalastes nicht genug bewundern; ersterer ist als ein der antiken und deutschen Dichtkunst geweihtes Denkmal zu betrachten. Jedes Zimmer darin enthält Darstellungen aus einem der Dichter, deren Andenken König Ludwig durch bildliche Vergegenwärtigung gefeiert sehen wollte. Der Festpalast dagegen ist hauptsächlich den drei bedeutendsten Zeitaltern der mittlern deutschen Geschichte und den Ahnen des Königs gewidmet, deren Ruhm den größten Glanz auf Baiern und Deutschland ausstrahlt.

Von dem Kunstwerth dieser Bauwerke und von den Verdiensten ihrer Meister werden wir weiter unten Gelegenheit haben, das Nähere zu berichten.

Zweites Capitel: „Die münchner Schule in ihrer Gesammtheit." Mit großer Klarheit und Kenntniß, sowol der Personen als der vorwaltenden Verhältnisse, entwirft uns der Verf. die Charakteristik dieser berühmten Schule im vollen Sinne des Worts nach dem Leben. Man überzeugt sich leicht, daß die münchner Schule und die des Cornelius Eine und ebendieselbe sind. Nicht alle Geschichtsmaler zu München sind aber im eigentlichen Sinne Schüler dieses großen Meisters; einige derselben sind seine Altersgenossen, bei andern würde wahrscheinlich auch ohne seinen Einfluß und ohne seine Hülfe das Talent sich bedeutend hervorgethan haben; aber es ist unmöglich zu verkennen, daß er durch den Schwung seines Geistes sie mehr oder weniger in die Richtung hineingezogen hat, welcher er selbst folgt; die Höhe, zu welcher er sich emporgehoben, hat ihnen zum Ziel gedient und sie zu Anstrengungen vermocht, welche dieser Schule das ihr eigene Gepräge der Großheit geben. Wenn man jedoch die große Thätigkeit betrachtet, die sich in München nach so verschiedenen Richtungen und in so mannichfachen Abstufungen entwickelt, so entdeckt man leicht, daß es hier noch mehre Großmächte in der Kunst gibt, und diese sind Schnorr und Heinrich Heß, welche gewöhnlich mit Cornelius zugleich genannt werden, wenn von den Chorführern der Geschichtsmaler die Rede ist. Wenn man endlich aber den Mittelpunkt, die Seele dieser anhaltenden künstlerischen Bewegung sucht; wenn man nachforscht, wer hier in der That und vor Allen das eigentlich belebende Princip der Künste ist und wer ihnen hier das so entschiedene Gepräge der Großheit aufdrückt: so ist es der König Ludwig, welchem unsere Bewunderung sich dankbar zuzuwenden hat. Dem Cornelius gebührt aber das große Verdienst, den König zuerst ganz verstanden zu haben und in dessen grandiose Ideen eingegangen zu sein. Er war der Erste, welcher sich den Absichten des Königs zu fügen verstand und sich mit ihm treu verbündete, um die umfassenden Plane desselben ins Leben zu rufen. Somit kann ihm Niemand den Ruhm streitig machen, den größten Antheil an dem Aufschwunge dieser Schule zu haben, ja der Gründer, das Haupt derselben zu sein.

Es ist besonders die Geschichtsmalerei, welcher die münchner Schule ihre Berühmtheit verdankt, in welche

sie ihre ruhmwürdige Bestimmung setzt und in welcher sie einen ihr so ganz eigenthümlichen Charakter von Ernst, Strenge und Erhabenheit entwickelt und ausgeprägt hat. Dabei unterscheidet sie sich noch durch eine ungeheuere Fruchtbarkeit nach mancherlei Richtungen, welche aber alle nur Ein gemeinsames Ziel haben: das Ideale. Besonders haben sich in ihr die symbolischen Darstellungen der größten Gunst zu erfreuen.

Hiernach wird der kundige Leser leicht die Klippen ahnen, vor welchen sich die Künstler dieser Schule besonders zu hüten haben. Die gefährlichste Klippe ist aber eben jene Großartigkeit des Styls, welche den eigenthümlichen Charakter der Schule bestimmt. Wen könnte es wundern, wenn die Mehrzahl der münchner Maler von der Idee eingenommen ist, daß in eines Jeden Werken jener großartige Styl herrschend sein müsse, möge das Vermögen dazu herkommen, woher es wolle.

Wenn der Künstler großartig ist — sagt der Verf. (S. 152) — wenn seine Gedanken edel sind, so werden seine Werke das Gepräge von beiden an sich tragen; aber man findet den Styl ebenso wenig, wenn man ihn sucht, als man hohe, edle Eingebungen findet, wenn sie nicht eine natürliche Gabe des Genius sind. Bei allen Denjenigen, die nicht mit hinreichender Kraft ausgerüstet sind, um mit Erfolg allen Spuren des Cornelius zu folgen, wird der Styl eine Ziererei, und sie mögen sich immer mit der Löwenhaut bedecken, die Ohrenspitzen verrathen sie doch. Ich kenne Künstler, welche der Anspruch auf Styl zu Grunde gerichtet hat. Ohne Zweifel ist Schönheit des Styls unzertrennlich von Überlegenheit in der Geschichtmalerei: aber es ist nicht nothwendig, Geschichtmaler zu sein. Diese Bahn Jemanden vorzeichnen wollen, dem es nicht gegeben ist, sie zu verfolgen, ist ebenso unweise, als zu verlangen, daß ein Dichter wie Lafontaine sich in der Sprache Homer's ausdrücke: das Epos würde nichts dabei gewinnen, die Fabel aber würde viel verlieren.

Die Natur der Richtung, welcher die Malerei in München folgt, macht ein gründliches Studium der Gegenstände nothwendig, ja unerlaßlich. Ein solches gelehrtes Studium aber ist für den Künstler immer bedenklich. Der Deutsche ist schon von Haus aus nur zu geneigt, sich grübelnd zu vertiefen; um so begreiflicher ist es, wie es einem Maler, welcher Leben und Sitten eines Volks aus einer von uns so weit entlegenen Zeit schildern soll, unendlich schwer werden muß, einerseits der gelehrten Pedanterie zu entgehen, und andererseits das Überschwengliche, Übertriebene zu vermeiden, welchem er nur zu leicht anheimfällt, in dem Bemühen, den Sprachbildern der Sagen und Dichter in seinen bildlichen Darstellungen gleichzukommen, ja wol gar noch sie zu überbieten. Das Wortbild erzeugt sich in der Seele des Hörers oder Lesers völlig frei, nach jedes Einzelnen individueller Fähigkeit und Neigung; das Linien-, Farben- oder Steinbild dagegen dringt sich dem Beschauenden gleichsam körperlich auf, genau so und nicht anders, als wie es der Meister gedacht und geschaffen hat; um es also richtig aufzufassen, verlangt es vom Beschauenden, oder setzt in ihm voraus eine gleiche Stimmung, eine gleiche Höhe der Phantasie, der künstlerischen Empfänglichkeit und Anschauungsgabe, wie sie den Meister selbst bei seiner Schöpfung beseelte. Gerade da, wo Dichter und Sage am erhabensten sind, muß der bildlich oder körperlich darstellende Künstler am meisten Gefahr laufen, barock, abstrus, ja selbst lächerlich zu werden.

Ein großes, glänzendes und ihr bis jetzt in Deutschland ganz eigenthümliches Verdienst der münchner Akademie ist die so vielseitige Anwendung der Frescomalerei, welche ihre Wiedergeburt der Absicht des Königs verdankt, die Malerei mit der Baukunst unmittelbar zu vereinigen; da sie der großartigsten malerischen Darstellung so günstigen Raum darbietet, hat sie sich hier so vorzüglicher Gunst zu erfreuen, daß sie die Ölmalerei fast in Schatten stellt, weil die meisten Künstler mit den ungeheuern vom Könige angeordneten Arbeiten al fresco beschäftigt sind. Wenn nun aber dort gehadert wird über den ausschließlichen Vorzug der Fresco- oder der Ölmalerei, so gehört das zu den Seltsamkeiten, welche der immer einseitige Egoismus unter allen Verhältnissen so leicht aufschießen läßt.

Wenn auch in der münchner Kunstwelt sich Übelwollen, Neid und Misgunst unter dem Mantel der Kritik und Intrigue thätig erweisen, so ist das weder zu verwundern, noch sehr zu beklagen; am Ende sind alle dergleichen Gegenwirkungen nur momentane Fermente, welche alles Langweilige, Pedantische, Tückische, Niedrige und Gemeine auf eigene Rechnung für sich ausscheiden und so den ekeln Niederschlag, zum Besten des Guten, Großen und Schönen, zur warnenden oder abschreckenden Anschauung bringen. Es ist nun einmal nicht wohl zu vermeiden, daß, wo dem Herrn Gott ein Tempel erbaut wird, der Teufel nicht sofort auch eine Kapelle für sich daneben zimmere.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Zur polnischen Literatur.

Zu den wichtigsten Erscheinungen der polnischen Literatur letzterer Zeit gehört: „Numizmatyka krajowa" (Polnische Münzkunde), von Kazimierz Władysław Stężyński Bandtkie (2 Thle., Warschau 1839 — 40). Das Werk ist ein Ergebniß langjährigen eifrigen Forschens und schließt sich würdig den historischen Werken an, welche die polnische Literatur bereits den Gebrüdern Bandtkie verdankt. Der berühmte Geschichtschreiber Thaddeus Czacki theilte in seinem Werke über polnische und lithauische Gesetze zuerst mehre Untersuchungen über polnische Münzkunde mit, diese Mittheilungen hat Bandtkie in dem vorliegenden Werke nicht nur vermehrt, sondern er hat sie geordnet und uns dadurch ein vollständiges Bild des ganzen polnischen Münzwesens gegeben. Trotz seiner ununterbrochenen Bemühungen konnte Czacki kaum 215 alte polnische Münzen auffinden und beschreiben, Bandtkie beschreibt hier 908 derselben, da es ihm vergönnt war, nicht nur neuere Auffindungen, sondern auch mehre ausgezeichnete Sammlungen zu benutzen. Aus dem Mittelalter, welches Czacki kaum berührt hat, verzeichnet Bandtkie vom 10. Jahrhundert, dem polnischen Könige Boleslaw Chrobry an, 77 Nummern, aus der spätern Zeit, von Kazimierz dem Großen an bis 1835, 831 Nummern. Diejenigen Münzen, welche uns hier zum ersten Male vorgeführt werden, sind zum Theil die seltensten und interessantesten. Das reichhaltige Werk ist somit für den Geschichtschreiber Polens eine wichtige Quelle, für den Sammler aber ist es unentbehrlich, denn es enthält zugleich die lehrreichsten Winke über das Ord-

nen der Münzen und das Feststellen, welcher Zeit sie angehören; auch ist der Werth vieler angegeben. Ein Verzeichniß der Groß-Schatzmeister der Krone Polen und Litthauen und die Abbildungen der Wappen derselben, welche sich oft auf den Münzen selbst finden, enthalten überdies dankenswerthe Fingerzeige; dazu fehlen königliche Privilegien für die Münzstätten nicht. Erfreulich wäre es, wenn der Verf. das in der Vorrede zum zweiten Theile gegebene Versprechen, später eine Geschichte der polnischen Numismatik folgen zu lassen, erfüllen wollte.

Unter dem Titel: „Galerya pisarzów polskich" (Galerie der polnischen Schriftsteller), erscheint seit Anfang d. J. in Posen eine Anthologie, in der zuvörderst die vorzüglichsten Gedichte der neuesten polnischen Poeten, später auch Auszüge aus prosaischen Schriften zu finden sein werden. Die wenigsten dieser Dichter haben bis jetzt besondere Sammlungen ihrer Geistesproducte veranstaltet, und nur in Zeitschriften zerstreut waren diese aufzufinden, um so verdienstlicher ist die uns vorliegende Sammlung, die zugleich bei ihrer Wohlfeilheit und ihrer weiten Verbreitung nicht wenig dazu beitragen wird, diese Dichter immer populairer zu machen. Zu loben ist, daß nicht Proben, sondern selbst längere Gedichte vollständig mitgetheilt werden. Bereits ist das erste, zierliche Sedezbändchen und einige Hefte des zweiten erschienen. Sie enthalten zuerst neben Gedichten von Brodzinski dessen berühmte poetische Erzählung „Wieslaw", in welcher dieser Dichter das Leben des polnischen Volkes auf eine höchst anmuthige Weise darzustellen gewußt hat. Sie war das erste Erzeugniß der neuesten polnischen Dichterschule, mit Recht nennt sie daher ein polnischer Kritiker „die Morgenröthe, welche die polnischen Dichter nach der Himmelsgegend hinwies, von der ihnen die Sonne der wahren Poesie aufgehen sollte". Dieser Erzählung folgen „Dumki", romanzenartige Gedichte, von Bohdan Zaleski, weiter vollständige Abdrücke von dem „Zuge Igor's gegen die Polowzer", übersetzt von Bielowski, und von der „Maria" von Malczeski, sowie die kleinern Gedichte von Goszczynski und den Dichtern der neuesten Zeit, Siemienski (geb. 1809), Kraszewski (geb. 1812) und Olizarowski (geb. 1814). Es ist demnach aus dieser Sammlung wol eine Ansicht der neuesten poetischen Bestrebungen der Polen zu entnehmen. Den Gedichten selbst gehen kurze Biographien der Dichter voraus. 7.

## Miscellen.

### Gemischte Ehen.

Die gemischten Ehen, die in unsern Tagen wieder der Gegenstand so großer und leidenschaftlicher Controversen geworden sind, haben durch Priesterfanatismus seit dem westfälischen Frieden unzähliges Unglück in deutschen Familien zur Folge gehabt und es ist zu mehren Zeiten darüber öffentlich discutirt worden. Um die Acten in dieser Streitsache zu vervollständigen, möchte es angemessen sein, auch frühere Fälle, wo über die Rechte und Folgen gemischter Ehen gestritten wurde, zu prüfen. Die Protestanten beriefen sich jederzeit auf den westfälischen Friedensabschluß und auf das in den einzelnen deutschen Landen festgesetzte Herkommen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts machte ein Fall großes Aufsehen, der ein katholisches Mitglied des Reichskammergerichts betraf und zur Contestation des höchsten Gerichtshofes kam. Der Assessor A. war Beamter in einem protestantischen Lande gewesen, hatte eine reformirte Frau geheirathet, und ohne Eheberedung hatte man sich darüber verständigt, daß die Töchter in der Religion der Mutter sollten erzogen werden. Es war dies auch geschehen, und man hatte in einer sehr glücklichen Ehe gelebt. Jetzt wurde jener Beamte zu einer Assessorstelle beim Reichskammergericht präsentirt und auch nach gelieferter Proberelation berufen. Gleich darauf erhob sich aber Widerspruch und man wollte ihn für kein echt katholisches Mitglied erkennen, wenn er nicht, selbst wider den Willen der Mutter, die Kinder zur katholischen Religion anhalten würde. Der Assessor protestirte gegen diese Zumuthung, welche ihm mit dem Religions- und westfälischen Frieden nicht allzu combinabel scheine. Beide Theile wandten sich an den Kaiser und der Assessor übergab ein Promemoria, welchem er ein responsum theologicum beifügte, wornach ihm erlaubt wurde, sich bei Erziehung seiner Töchter passive zu verhalten. Bei dem Gerichtshof erfolgten sehr unangenehme Discussionen zwischen den katholischen und evangelischen Mitgliedern. Endlich wurde jener zum Assessorat zugelassen und die Sache schien beigelegt, als plötzlich derselbe eines Tages gegen alles Erwarten in seinem Hause befahl, daß die beiden jüngsten Töchter von sieben und acht Jahren vorerst in fünf Wochen nicht in die reformirte Kirche gehen sollten. Alle Bitten und Vorstellungen seiner Gattin blieben fruchtlos. Zugleich verbreitete sich das Gerücht, er werde die Kinder heimlich wegbringen lassen. Die Mutter bewachte sie, und es wurde ihr nicht nur ein Revers hinsichtlich jenes Vorhabens geweigert, sondern der Vater ging noch weiter: er hielt die Kinder in strengem Arrest, ließ sie erst im Hause unterrichten und deutete dann dem Schullehrer und Pfarrer an, bis auf weitere Entschließung ganz sein Haus zu meiden. Wahrscheinlich war es das Werk der damals den Unterricht zu Wetzlar beherrschenden Jesuiten, wodurch der Assessor auf andere Gedanken war gebracht und der ganze Friede und das häusliche Glück einer Familie gestört worden. Die Mutter sah sich genöthigt, beim Reichskammergericht um ein Mandatum poenale de non contraveniendo paci religiosae et Westphalicae, non turbando in fruitione juris sanctionibus hisce competentis pariter ac in possessione vel quasi educationis filiarum in principiis religionis evangelicae reformatae etc. nachzusuchen. Das Gericht versuchte zuerst die Güte, welche aber fehlschlug, weil der Gatte die lächerliche Bedingung stellte, daß die Kinder bis zu den Jahren ihres Unterschieds ohne allen Unterricht bleiben sollten. Die weitere Verhandlung führte zu einer itio in partes, zu unruhigen leidenschaftlichen Auftritten und die Sache wurde an das corpus Evangelicorum gebracht.

Die damals erschienenen Druckschriften finden sich angezeigt in der „Frankfurter Gelehrten-Zeitung", namentlich in der Nr. 73 vom 11. Aug. 1761. Der Ref. hatte sich aber anzüglicher Ausdrücke gegen den Gerichtshof bedient, denselben insbesondere der Parteilichkeit beschuldigt, welches für den Verleger, Buchhändler Brönner, die unangenehme Folge hatte, daß der Fiscal gegen ihn auftrat, und wiewol er sich auf alle Weise zu exculpiren suchte, und die Schuld einem Candidaten, dem er die Redaction anvertraut hatte, zur Last legte, so wurde er doch zum Widerruf und zu einer Geldstrafe von drei Mark löthigen Goldes verurtheilt und das Urtheil aufs strengste vollzogen.

### Goethe.

Ein fast vergessenes Buch fiel mir neulich in meiner Bibliothek in die Hände: Engel's „Philosoph für die Welt". Ich schlug es auf, und las S. 22 folgende, vom Verfasser in prophetischem Geiste geschriebene Worte: „Die Leiden des jungen Werther haben mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht, als Alles, was er vorher geschrieben. Das ist, glaube ich, einer der Schriftsteller, die auf unsere Zeitgenossen viel Einfluß haben werden. Er hat Herz, Verstand und Dreistigkeit, Gunst beim Publicum und Begierde zu herrschen. — Es webt und regt sich jetzt mehr in allen menschlichen Köpfen als sonst. — Wird dadurch das Loos unserer Nachkommen besser werden?" 61.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 292. —— 18. October 1840.


**Geschichte der neuern deutschen Kunst, von Athanasius Grafen Raczynski. Aus dem Französischen übersetzt von F. H. von der Hagen. Zweiter Band.**

(Fortsetzung aus Nr. 291.)

Drittes Capitel. „Peter v. Cornelius."

Ich kenne keine Höhe der Kunst, wie erhaben sie immer sein mag, welche Cornelius nicht erreichen möchte oder könnte. Die Natur dieses Künstlers ist eine der kräftigsten, die jemals erschienen sind. Zahllose Maler haben Jahrhunderte hindurch darauf hingearbeitet, die Kunst zu verderben, zu besudeln, zu verzerren: Cornelius wird ihre Wiedergeburt in der Geschichte bezeichnen; er ist der Anfang eines neuen Zeitalters, und in Deutschland wird dieser Name vielleicht immer vor allen andern genannt werden, als des größten Genius der Malerei.

Mit diesen Worten beginnt der Verf. dies dem großen Meister gewidmete Capitel und bekennt damit gleich im voraus seine unbegrenzte Verehrung und Bewunderung für denselben.

Das Alte Testament, Homer, Dante, die Nibelungen, Goethe, die altdeutschen Dichter und das Evangelium haben Cornelius wechselsweise begeistert. In den Nibelungen hat er eine Kraft entfaltet, welche etwas Hartes hat, wie das Epos selbst; aber diese Härte hat etwas Großartiges. Das Gemüth wird hier und da unangenehm davon berührt, aber es wird zugleich davon tief ergriffen. Cornelius ist es, der die Vorbilder der Hauptgestalten in Goethe's „Faust" und in den Nibelungen geschaffen und festgestellt hat. Die Gestalten seines Siegfried, Hagen und Volker, seiner Chriemhild und Brunhild sind allen Herzen eingegraben, wie die der Apostel und Propheten; ja, sie hören auf wahr zu erscheinen, wenn sie in den Darstellungen Anderer von dem Typus abweichen, welcher von ihm auf immer für sie aufgestellt worden ist. Neben diesen gewaltigen Gestalten begreift man kaum, wie derselbe Meister in seinen Bildern zu Dante so viel Ruhe, so viel Lieblichkeit, Kindlichkeit und Einfalt darzustellen vermochte.

Aus Goethe's „Faust", den Nibelungen, dem Alten Testamente und aus Dante werden uns Darstellungen in meist vortrefflichen Holzschnitten im Texte selbst mitgetheilt; so auch von des Meisters Frescogemälden in der Pinakothek und Glyptothek; ferner von mehren vortrefflichen Einzelnheiten aus dem jüngsten Gericht in der Ludwigskirche, einem Frescogemälde von 62 Fuß Höhe und 38 Fuß Breite, von welchem der Verf. gesteht, daß es seiner Erwartung nicht entsprochen habe.

Ich wußte — sagt der Verf. S. 180 — mir keine Rechenschaft von dem Eindrucke dieser ungeheuern Darstellung auf mich zu geben; ich suchte ihn mir zu erklären und schwebte in peinlicher Ungewißheit. Die Gruppen schienen mir für die Gesammtwirkung nicht günstig vertheilt, ich hätte gern durchweg einen gleich großen Gedanken, eine gleiche Quelle der Begeisterung entdeckt. Dies war es ungefähr, was ich empfand; indeß diese Eindrücke waren unbestimmt, und ich will hier keineswegs ein Endurtheil über dies jüngste Gericht fällen: ich klage mich lieber an, daß ich Cornelius nicht recht verstanden habe, als daß ich Bemerkungen und Ausstellungen gegen ihn erhebe.

Diese liebenswürdige Scheu vor Dem, was den Verf. in den Gebilden des hochverehrten, von ihm so vollkommen anerkannten Meisters weniger anspricht, ja was ihm darin schlechthin misfällt oder verfehlt scheint, macht dieses ganze Capitel zu einem glänzenden Zeugnisse der strengen Gewissenhaftigkeit, mit welcher er die in ihm vorherrschende Sympathie, seine innigste Vorliebe für Kunst und Künstler überhaupt, vor Einseitigkeit, vor aller Monotonie des Urtheils zu bewahren sucht. Es thut dem edeln, feinorganisirten Verf. offenbar weh, wenn er einem Werke nicht seine volle, unbedingte Liebe zuwenden kann; man hört es ihm in jedem seiner Worte an, wie peinlich, wie schwer es ihm wird, dergleichen auszusprechen.

Sollte es denn nun aber wol ein schöneres Element für das Leben und Weben der Kunstkritik geben als eben diese in vorliegendem Werke durchaus vorwaltende Sympathie, welche auch die leiseste Schönheit mit solcher Innigkeit herausfühlt, dagegen aber auch den störenden Misgriff mit so schonender Hand berührt? Die Kunst ist die reinste, reichste und schönste Blüte unserer Gemüthskräfte; sie vermag nur durch die Sinne auf uns einzuwirken; nichts ist ihr fremder als das abstracte Denken. Nur eine gleiche Fülle des Gemüths als die, aus welcher ein Kunstwerk hervorgegangen ist, vermag dasselbe ganz zu verstehen und gerecht zu würdigen. Die Kunstkritik ist immer auf einem mehr oder weniger bedenklichen Wege, wenn sie das Kunstwerk nur als ein Object beurtheilt, welches dem Maßstabe irgend einer Theorie oder eines im voraus aufgestellten Princips unterworfen ist, ohne alle Rücksicht auf den Eindruck, welchen es auf das

Gemüth zu gewinnen strebt. Das Kunstwerk sucht nur die Wahlverwandtschaften auf zwischen ihm und dem Beschauenden; es fragt nichts nach Systemen, Classificationen, Lehr- und Schulgeboten. Findet es keine Wahlverwandtschaft in der Beschauenden Herzen und Seelen, so bleibt es einsam, unverstanden und ungeliebt, wenn es auch noch so sehr allen Regeln der Kritik und der Schulen entspricht und allen Foderungen der Techniker genügt. Es ist von tiefer Bedeutung, daß man in den bildenden Künsten die Begriffe Urtheil und Takt in dem einen reinsinnlichen Worte: Geschmack auszudrücken gewohnt ist. Aus diesen Gründen dürfte man der Art und Weise, wie unser Verf. die Kunstwerke so vieler verschiedener Meister und Schulen mehr liebend beschreibt, als kalt bekritisirt, beiweitem den Vorzug vor jener Kathederkritik geben, welche mit aufgeworfener gelehrter Nase über die Kunstwerke theilnahmlos zu Gericht sitzt, und welche sich schwerlich je dazu verstehen wird, sich lieber, wie unser Verf., wegen Nichtverstehens eines Kunstwerks anzuklagen, als über dasselbe kurz und gut den Stab zu brechen. Wir finden in dem ganzen Capitel mehr als nur bloße Andeutungen davon, daß der Verf. zwar die höchste Verehrung, nicht aber eigentliche Sympathie hat für Cornelius, „den Reformator, welcher weder Schwierigkeiten noch Widersprüche duldet"; allein mit welcher umsichtigen Sorgfalt, mit welcher Pietät sucht er Alles auf, um die großen Verdienste, den edeln Charakter, das mächtige Streben des Meisters anschaulich zu machen; wie wahrhaft nobel ist sein Bestreben, daß sein Nichtsympathisiren ja nicht etwa auf seine Leser übergehe! Einem so liebenswürdigen, so anspruchlosen und gewissenhaften Führer kann sich der Kundigste mit Vergnügen, der Unkundigste mit vollstem Vertrauen hingeben. Schwerlich möchte die Strenge scharfsichtiger Kritik ebenso sicher dazu geeignet sein, eine völlig unparteiische und charakteristische Ansicht von dem gegenwärtigen Zustande unserer Kunst und ihrer verschiedenen Richtungen zu geben, wie Dr. R. Marggraff im ersten Hefte seiner reichhaltigen, nicht genug zu empfehlenden „Münchner Jahrbücher für bildende Kunst" behauptet. Wenigstens möchte man in den beiden Bänden der Kunstgeschichte unsers Verf. schwerlich auch nur eine Spur von so ungerechter und schlechthin wegwerfender Kritik finden, wie folgende Stelle im zweiten Hefte jener „Jahrbücher" S. 185:

> Ich kann jedoch nicht schließen, ohne im Angesicht der vorliegenden Abbildung (der Weltschöpfung von Cornelius) zu fragen, ob denn wirklich, wie es im zweiten Bande von des Grafen R. neuerer Kunstgeschichte heißt, die Compositionen unsers Meisters der Handlung und des innern Lebens entbehren, und erinnere dabei an die treffliche Bemerkung des Freiherrn v. Rumohr, daß die Verwöhnung des oberflächlichen Kunstgeschmacks gerade in der Bestimmtheit, die Bedingung aller Gründlichkeit ist, überall nur Steifheit und Härte sieht.

Die Stelle im vorliegenden zweiten Bande, worauf sich diese etwas ungefüge Anzüglichkeit wahrscheinlich beziehen soll, kann man S. 197 vermuthen:

> Auch scheint es häufig, daß seine am meisten mit Kraft und Großheit ausgerüsteten Gestalten einigermaßen des Lebens ermangeln; man möchte sagen, daß in seinen Personen der Blutumlauf stockt. Ich erkenne immer in seinen Werken die Grundzüge der Stärke und der Großheit: aber ich weiß nicht, ob man in allen die Wahrheit und das richtige Maß wiederfindet.

Sollte ein so bescheiden ausgesprochenes, im ganzen dritten Capitel so sorgfältig bedingtes und motivirtes Urtheil es verdienen, so in anzüglichen Bezug gebracht zu werden mit jenen nicht eben classischen Worten eines andern Autors? Wenn unserm Verf. — dem ohnehin Darstellungen, die sich nicht in den Schranken des Geschmacks und der Mäßigung halten, leicht einen peinlichen Eindruck machen — die Stellung des Neoptolem, sowie sie (S. 186) nach dem Carton des Meisters gegeben wird, „nicht frei scheint von Steifheit und theatralischer Übertreibung", so kann man kaum anders als ihm beistimmen; man mag sich des Lächelns nicht erwehren, wenn man in dieser Figur nur die „Bestimmtheit" finden und verehren soll, „welche die Bedingung aller Gründlichkeit ist". Wir dürfen vermuthen, daß unser Verf. sich nicht ebenso willfähriger Förderung seines Unternehmens von Seiten des Cornelius zu erfreuen gehabt habe als Dr. Marggraff, welcher in seinen „Jahrbüchern" drei noch nie veröffentlichte, unvergleichliche Compositionen des Meisters in Umrissen nach dessen Originalcartons mittheilen konnte. Wie aber Cornelius selbst über die Kunst und seine Bestrebungen denkt, erfahren wir S. 203: man hatte ihm vorgeworfen, daß er nicht genug auf den technischen Theil der Kunst halte und solche Übung mit seinen Schülern vernachlässige; da erwiderte er die bekannten Verse:

> Sei er kein schellenlauter Thor;
> Es trägt Verstand und rechter Sinn
> Mit wenig Kunst sich selber vor.

und fügte hinzu:

> Demgemäß verachte ich jedes Machwerk und erkenne nichts für Kunst an, was nicht lebt. Aber die Grade des Lebens in der Kunst sind so unendlich als die Natur selbst, und wenn ich das geringste Leben mit Zärtlichkeit lieben kann (die Niederländer), so werde ich darum nicht irre an der höchsten, vollendetsten Anfoderung menschlichen Kunstvermögens, und nur mit Absicht kann man verkennen wollen, daß ich mit allen Kräften das Mögliche zu leisten gesucht habe, durch Lehre und durch die That.

Solchen kühnen, unumwundenen Meisterworten entspricht denn auch das den Atlas eröffnende Bildniß des Peter von Cornelius, meisterhaft aufgefaßt und gezeichnet von Kaulbach, und von Keller trefflich gestochen.

Viertes Capitel. „Geschichtsmaler." Es werden ihrer 61 namhaft gemacht, deren Werke theils nur angezeigt, theils ausführlicher beschrieben, theils in Holzschnitten anschaulich gemacht werden; von den bedeutendsten Meistern erhalten wir auch biographische Nachrichten, ja selbst Bildnisse, wie z. B. von dem so hochbegabten, leider so früh verstorbenen A. Eberle, von welchem unter Anderm eine großartige, wiewol unvollendet gebliebene Zeichnung mitgetheilt ist: „Die gefangene Jerusalem, ihrer übermüthigen Feinde Hohn und Spott, von ihren Propheten gewarnt und gestraft, beweint und getröstet."

Den Bericht über Bonaventura Genelli (S. 239—243) schließt der Verf. mit folgenden Worten:

> Cornelius zählt Genelli zu den größten Talenten unserer Zeit, ja aller Zeiten; Kaulbach erklärte dessen Triumphzug des

Bacchus und musicirenden Hercules für die schönsten Bilder, deren die neuere Malerei sich zu rühmen habe. Ich liebe diese Lobsprüche, denn sie beseitigen meine besondere Meinung, sofern sie in gewisser Hinsicht dem in Frage stehenden Künstler nicht so günstig ist.

Wir werden uns vergeblich umsehen nach einem ähnlichen, gleich gewissenhaften und anspruchlosen Verfahren anderer Kunstkritiker, die es keineswegs lieben, ihre besondere Meinung beseitigt zu sehen, sondern lieber eben ihre persönliche Ansicht, sonderbare Meinung und Weisheit ohne Weiteres zum Richtbeil der Kritik usurpiren.

Daß es dem Verf. nicht eben leicht gemacht worden ist, so reiche Materialien und Zeichnungen für sein umfassendes, schwieriges Werk zusammenzubringen, sehen wir in dem Bericht über Heinrich Heß, wo er (S. 256) in die Klagen ausbricht:

Ich hätte hier gern einen Holzschnitt von diesem Gemälde (der Grablegung) mitgetheilt; aber ich habe Schwierigkeiten angetroffen, und ich bin müde, alle Schwierigkeiten zu bekämpfen, welche man mir entgegenstellt.

Von H. Heß erhalten wir unter Anderm ein wunderschönes Blatt, von Reindel musterhaft gestochen: „Christus segnet die Kinder."

Der Artikel über Wilhelm Kaulbach ist nächst dem über Cornelius am reichsten ausgestattet und offenbar mit größter Liebe für diesen Meister verfaßt, in welchem sich nach dem Verf. die vielen ungemeinen Eigenschaften vereinigt finden, welche den Charakter der ganzen münchener Schule ausmachen; ja, er erklärt ihn (S. 195) für den schönsten Ausfluß dieser Schule. Der hier gegebene kurze Abriß seines Lebens erfüllt gewiß jeden Leser mit innigster Theilnahme für diesen hochachtbaren Menschen und Künstler; und welche unvergleichliche Werke werden uns von diesem seelenvollen, grandiosen Meister hier zur Anschauung gebracht; namentlich „Das Irrenhaus", „Die Hunnenschlacht in den Lüften" und „Der Verbrecher aus verlorener Ehre". Wahrlich, nur in Shakspeare's Weltspielen findet man noch eine gleiche Schöpfungskraft nach allen Richtungen; eine ebenso tiefergreifende Wahrheit und Einfalt in den einfachsten wie in den erhabensten Conceptionen: wir werden hier wie dort, nicht wie von Bildern und Dichtungen, sondern wie von erlebten Thatsachen mächtig in Anspruch genommen, ohne daß wir uns den beabsichtigten Eindrücken entziehen könnten.

Kaulbach — sagt der Verf. — ist sehr fleißig, voll Eifers, unermüdlich. Wenn er ein Bild entwirft, sind alle seine Seelenkräfte in Thätigkeit. Seine Studien nach Modellen werden mit gewissenhafter Treue und Sorgfalt ausgeführt; er gibt nichts auf gut Glück. Das Unterscheidende seines Talents ist, daß in seinen Werken die Großheit, selbst wenn sie den höchsten Gipfel erreicht, doch niemals zur Übertreibung sich versteigt: die Großheit der Begeisterung, die Tiefe des Gedankens ist hier immer mit reinem Geschmack und mit Mäßigung vereint. Ich kenne keinen eigenthümlichern Künstler, keinen, der sich so selbst gleich bleibt und doch so wenig sich wiederholt. Die gewaltsamsten Darstellungen in seinen Werken belästigen weder, noch verletzen sie, denn sie kosten ihm keine Anstrengung: er spielt mit dem Kräftigen und Großen, und seine Gebilde wachsen ins Unermeßliche durch die Gewalt seines Genies. In seinem Gemüthe, oder vielleicht in seinem Talente, glaubt man Etwas durchschimmern zu sehen, das einige Ähnlichkeit mit Byron verräth. Alle Künstler erkennen seinen Werth; Cornelius ertheilt seinen Werken die größten Lobsprüche. Unter den jüngern Künstlern ist keiner, der seine Überlegenheit beneidete, und er zählt unter ihnen viele eifrige Freunde.

Jetzt begreifen wir das „Wilhelm Kaulbach gewidmet", was uns oben an der Spitze dieses Bandes befremdlich erscheinen mußte.

Von Bernhard Neher's großem Frescogemälde: „Einzug des Kaisers Ludwig von Baiern nach dem Siege bei Ampfing", erhalten wir eine sehr saubere Lithographie von C. Heinzmann; der Verf. bemerkt hierbei S. 291:

Man hat gefunden, daß die Pferde auf diesem Bilde nicht Styl genug haben. Ich kann diesem Urtheile nicht beistimmen; ich finde, daß sie genug davon haben und daß sie besser sind als viele andere Pferde, die dafür gelten, mehr Styl zu haben. In dieser besondern Hinsicht scheint mir der Styl noch nicht recht verstanden zu sein, und ich begegne hier in München häufig (dargestellten) Pferden, die, nach meinem Geschmacke, ihre ungefälligen Gestalten und ihre geringe Ähnlichkeit mit wirklichen Pferden nicht durch den Styl entschuldigen können. Es gibt Werke, wo man gern über diese Unvollkommenheiten wegsieht; aber diese als Grundsatz aufstellen, scheint mir nicht eben weise. Ich behaupte, daß ein Pferd wirklich wie ein Pferd aussehen kann, ohne deshalb sich vom Style der Geschichtsmalerei zu entfernen.

Wir möchten noch weiter gehen: es muß immer wie ein wirklich Pferd aussehen, aber immer wie ein in seiner Art vortreffliches, herrliches, wenn es irgend Anspruch auf Styl haben soll.

Höchst anziehend sind die Artikel über Joseph Schlotthauer, den Meister in Frescomalerei, und über Julius Schnorr v. Karolsfeld, welchem sich der Verf. „zu großem Dank verpflichtet erkennt für den Beistand, welchen er ihm in vieler Beziehung bei Abfassung dieses Werkes geleistet hat". Höchst beherzigungswerth für akademische Lehrer und Schüler ist, was der Verf. S. 307 sagt, bei Gelegenheit der ehemaligen Kunstreformer in Rom, welche von den dortigen Akademikern nur die Falschmünzer genannt wurden, weil sie andere Wege einschlugen als die von der Akademie vorgeschriebenen, und zu welchen besonders Schnorr gehörte:

Verwundern wir uns demnach nicht, daß es auch gegenwärtig unter den Künstlern in München welche gibt, die die Oberherrschaft der Akademie nicht anerkennen wollen. Es ist immer so gewesen: die jungen Leute thun nichts Anderes, als was die Professoren eben auch thaten, als sie jung waren. Der Unterricht muß frei sein, er darf sich nur über Diejenigen erstrecken, die sich ihm unterwerfen und ihn benutzen wollen.

Eine Akademie würde Unrecht thun, wollte sie Denjenigen Unterricht aufdringen, die nicht von ihr abhangen, und ich meine nicht, daß man der münchner Akademie diesen Vorwurf machen kann. Aber die jungen Künstler würden ebenfalls Unrecht thun, wollten sie die Akademie zwingen, ihr Lehrgebäude aufzugeben; eine Akademie, eine Schule kann nicht anders als doctrinair sein, Grundsätze feststellen, sie befolgen und sie von den Lehrlingen befolgen lassen.

Sehr anziehende Bilder geben die Artikel Johann, Claudius und Matthias Schraudolf: sie gehören zu den Verdienstvollen, die im Stillen wirken, die ihren Lohn im Seelenfrieden finden und die sich Achtung erwerben, ohne

darauf auszugehen; ferner der innigst verbundenen Freunde Schott und Knauth, von welchem letztern ein kleines Gemälde beschrieben wird: ein Mönch, der ins Kloster zurückkehrt, in Begleitung eines jungen Mannes, einer Frau und eines Kindes.

Der Ausdruck der Gestalten ist gefühlvoll, die Stellungen sind anmuthig. In der ganzen Darstellung weht eine reine Luft; die Färbung ist lieblich, vielleicht allzu lieblich. Der Eindruck des Ganzen ist unbestimmt, aber wohlthuend. Rosa, Lila, Flachsblüte und Isabell sind die herrschenden Farben dieses Bildes. Es ist rein wie das Athmen eines Kindes; man möchte sagen: es hauche einen Veilchenduft aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Die protestantischen Salzburger im 18. Jahrhundert, vertrieben durch den Fürst Erzbischof von Firmian. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Duldung. Von Gustav Nieritz. Leipzig, Lehnhold. 1840. 8. 15 Gr.**

Wir haben in Nr. 325 d. Bl. f. 1838 die nach Form und Inhalt gleich gelungene Schrift Schulze's „über die Auswanderung der protestantischen Salzburger" angezeigt. Denselben Stoff hat Hr. Nieritz in dem vorliegenden Büchlein behandelt, mehr indeß in Form eines historischen Romans, wobei wir aber ein gewisses Quellenstudium dem Verf. nicht absprechen wollen. Die so bemitleidenswerthen Erlebnisse der protestantischen Salzburger sind an die Familiengeschichte des reichen Landmanns Manlicken, der im werffner Thale eine schöne Besitzung hatte, angeknüpft und Manches mit hinein verflochten, was eigentlich sich mit andern Personen zugetragen hatte. Das Ganze ist lebhaft geschrieben, die Innigkeit des Verf. tritt überall in den von ihm geschilderten Begebenheiten hervor, und so mögen wir dies Büchlein in seiner einfachen Haltung wol als eine belehrende und unterhaltende Lecture empfehlen. 11.

---

## Literarische Notizen.

Während die neueste belletristische und erzählende Literatur Englands fortwährend von dem Vorhandensein von Talenten — zum guten Theile den weiblichen Schriftstellern angehörig — zeugt, denen eine glänzende Darstellungsgabe nicht abzusprechen ist, so lassen sich doch auch hier durchgängig Spuren der seit längerer Zeit vorherrschenden Zerrissenheit in den literarischen Bestrebungen unserer Tage nicht verkennen. Fast überall finden wir unter reizender äusserer Umgebung der Form im Innern unnatürliche Zustände und Situationen, oder — wenn auch großentheils sich selbst unbewußt — der reinen Moralität zuwiderlaufende Tendenzen versteckt; ein Übelstand, der seinen Hauptgrund in der falschen Behandlung psychologischer Motive hat. „The quadroone; or St. Michael's day", vom Verfasser von „The pirate of the gulf" (3 Bde.), enthält eine Erzählung aus der Zeit, da Neuorleans noch im Besitze der Spanier war; der Hauptgedanke des Buchs ist Schilderung der Leiden und Gefahren, welchen die unglücklichen Wesen des Namens, welcher der Titel des Buches ist, ausgesetzt waren, wobei der Verfasser sich nicht im mindesten eines übertriebenen Zartgefühls schuldig macht; im Gegentheil zieht sich die Novelle durch eine Reihe der großartigsten, auf Dolch und Blut beruhenden Bühneneffecte hindurch, um endlich der Tugend den Siegeskranz und das Laster dem Henker zu überantworten. Bei alledem sind die Schilderungen mit kunstgeübter Hand ausgeführt. Selbst dieses Lob kann man nicht dem dreibändigen „Greislner; a romance of the Mohawk" von L. F. Hoffmann spenden, welcher die nach frühern Vorgängen von ihm zu hegenden Erwartungen in keiner Weise befriedigt, dem behandelten Gegenstande keinen neuen Reiz verleiht, sondern sich mit schon oft dagewesenen Schilderungen indo-amerikanischer Zustände begnügt und in Handlungen wie in Charakteren eine deutliche, aber zugleich schwache Nachbildung W. Scott's und Cooper's verräth. „The young prima donna, a romance of the opera" (3 Bde.), von Mistreß Grey, zeichnet sich durch genaue Auffassung der, der Erzählung zu Grunde liegenden Verhältnisse und durch sorgsame Entwickelung des Details der Handlung aus, ist aber überschwänglich an sentimentalem Pathos; das Interesse, welches sie anregt, ist ein krankhaftes, und der Charakter, dessen Züge sie entwickelt, unnatürlich. Das Werk ist ganz für Die geeignet, denen Schwärmen in Gefühlen des Unglücks ein Genuß ist. Am allerdeutlichsten zeugt von der falschen moralischen Tendenz, hervorgerufen durch die fehlerhafte Verknüpfung scheinbarer psychologischer Begründung, Mistreß Kennedy's „The voice of conscience", obschon die Erzählung, wie angegeben wird, auf wirklichen Thatsachen beruhen soll. — „The election", vom Verfasser der „Recollections of Hyacinth O'Gara", dient einem reinen Parteiinteresse, oder ist, zum gelindesten gesagt, das Ergebniß zugleich der traurigen gesellschaftlichen Verhältnisse Irlands, wie der Ursachen, die dieselben hervorgerufen haben und noch erhalten. Verhielte sich in Irland Alles den Schilderungen des Verfassers gemäß, so müßte man sich wundern, daß er nur noch bei lebendigem Leibe seine Geschichte erzählen könne und nicht vielmehr die ganze protestantische Bevölkerung der britischen Schwesterinsel von Grund aus vertilgt sei. Doch enthält das Buch die besten Skizzen irischer Sitten und Gebräuche, die seit längerer Zeit erschienen sind. — „The lasting resentment of Miss Keaou Lwan Wang, a chinese tale", übersetzt von R. Thom, ist eine literarische Curiosität; die Erzählung ward von einem Kaufmanne in den wenigen, dem Geschäfte abgemüßigten Stunden übersetzt, in Kanton gedruckt und von einem chinesischen Künstler mit Illustrationen versehen; sie enthält eine populaire Darstellung chinesischer Sitten mit einer einfachen Begebenheit verknüpft, deren Darstellung sehr angenehm ist; doch hätte der Übersetzer aus dem vorhandenen Schatze chinesischer Erzählungen wol etwas noch Werthvolleres auswählen können.

---

Unter den neuesten englischen Illustrationen kündigen sich die „Illustrations of the seven ages of Shakspeare" auf den ersten Anblick durch ihre prachtvolle äußere Ausstattung, bei welcher der Verleger keine Kosten gescheut hat, als ein sehr schätzbares Werk an; zudem hat dieser für dasselbe die Namen von bestem Klange in der englischen Kunstwelt zu gewinnen gewußt, von deren Illustrationen aber nur die von Calcott, Cooper und Hilton den zu machenden Ansprüchen genügen, während man im Ganzen die gegebenen Leistungen nicht für die gelungensten erkennen kann. Die gegebenen Stücke sind: „All the world 's a stage", nach der, in der vorjährigen Ausstellung der königlichen Akademie befindlich gewesenen, allgemein bewunderten Gruppe von Mulready von Thompson höchst sorgfältig wiedergegeben. Das Titelkupfer: „The fates", ist von Leslie. Dann folgen: „Melancholy Jacques", von Constable; „The infant", von Sir David Wilkie; „The schoolboy", von Collins; „The lover", von Chalon; „The soldier", von A. Cooper; „The justice", von Sir Calcott; „The pantaloon", von Landseer, und als last scene of all Hilton's „Dotage". Die Illustration begleitet eine gefällige Abhandlung von Lady Calcott über die verschiedenen Darstellungsweisen der sieben Lebensalter zu verschiedenen Zeiten, wobei sie als Beispiele besonders eine hebräische Legende aus der Sammlung von Hurwitz und die sieben Gestalten auf dem Fußgetäfel der Kathedrale zu Siena von Federigi aus der Zeit um 1482 hervorhebt. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 293. — 19. October 1840.


Geschichte der neuern deutschen Kunst, von Athanasius Grafen Raczynski. Aus dem Französischen übersetzt von F. H. von der Hagen. Zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 292.)

Fünftes Capitel. „Landschafter." Es werden deren 74 namhaft gemacht. Der Verf. warnt hier besonders vor jenem Künstlerhochmuth, welcher schon die Klippe so vieler Landschafter gewesen ist. Wer sich vor den Schönheiten der Schöpfung nicht zu demüthigen vermag, wem es nicht gegeben ist, sie zu begreifen, wen das Vertrauen auf die eigenen Kräfte oder die Geistesträgheit unfähig machen zu einer gewissen geistigen Spannung, Festigkeit und Ausdauer des Blickes, welche allein das geheime Verständniß der Linien, der Formen und der durchsichtigen Lufthüllen eröffnen, unter welchen alle örtlichen Farbentöne sich abstufen, oder sich in farbigen Duft verlieren — ein solcher mag wol ein Praktiker werden, aber seine Werke werden des Reizes und der Tiefe ermangeln, vor Allem wird ihnen die Wahrheit fehlen. Möchten alle neuern Künstler jene kindliche Ehrfurcht vor der Natur haben; denn es ist dasselbe Verhältniß des Künstlers zur Natur, wie des Menschen zu Gott: kindlich verehrt, hebt sie ihn von einer Klarheit zur andern; hochmüthig beschaut und beseitigt, läßt sie ihn erstarren in seinem Ich!

Die Landschaftmalerei kennt keinen andern Führer als die Natur; nur allein unser eigenes Verständniß, unsere Augen, unsere innigsten Anregungen vermögen uns den Sinn derselben aufzuschließen: unbedingte Lehrsätze fodern den Widerstand heraus und können nur dahin führen, den Meister von allen Übrigen abzusondern. In der Malerei wie in der Dichtkunst gibt es sehr mannichfaltige Wege; die Mode und der Erfolg üben stets mehr Einfluß auf die Menschen aus als Lehrsätze, wären diese auch die weisesten und am meisten in der Vernunft begründet; die Mittel lassen sich lehren, die Geistesrichtung und der Geschmack aber lassen sich weder lehren noch befehlen. Nur dürfen wir nie vergessen, daß eben Lehrsätze den Künstler vor dem Einflusse der Mode und des Erfolgs sicherstellen und seine Geistesrichtung wie seinen Geschmack vor aller ungebührlichen Willkür hüten sollen.

Zu S. 362 mag hier berichtigt werden, daß der dort besprochene norwegische Landschaftmaler sich selbst Thomas Fearnlay schreibt, nicht wie dort und im Namenverzeichnisse Fernlay.

Sechstes Capitel. „Genremaler." Wir lernen ihrer 46 kennen.

Siebentes Capitel. „Schlachten-, Pferde-, Architektur-, Thier-, Bildniß-, Seestück-, Frucht- und Blumenmaler; Kupfer- und Stahlstich; Steindruck und Stempelschneider."

Achtes Capitel. „Glas- und Porzellanmalerei." Die Wiederbelebung der alten Glasmalerei begann 1818. Man verdankt die ersten Anfänge derselben der königlichen Porzellanmanufactur zu München, und namentlich dem damals bei derselben angestellten Maler Franck. Erst nachdem der König der Porzellanmanufactur den Auftrag gegeben hatte zu Anfertigung mehrer großen Fenster für den regensburger Dom, konnte jene Anstalt die nöthige Zeit und Sorgfalt darauf verwenden, den Charakter der alten Glasmalerei zu studiren und im technischen Theile dieser Kunst zur Vollkommenheit zu gelangen. Vom Könige Ludwig ist also auch die Thätigkeit und der Aufschwung ausgegangen, welchen die Glasmalerei gegenwärtig zeigt: Alles, was von ihm ausgeht in der Kunst, nimmt diesen Charakter an. Im Bilderhefte erhalten wir in einer colorirten Lithographie von Völlinger ein sehr anschauliches Bild von einem der großen Glasfenster der Marienkirche in der Vorstadt Au, welches uns einen Begriff davon gibt, was in dieser Kunst dort bereits geleistet worden.

Neuntes Capitel. „Baukunst." Mit großem Interesse erfährt man hier Näheres von den Lebensumständen der berühmten münchner Baumeister, deren bedeutendste Werke uns in Aufrissen einigermaßen anschaulich gemacht werden. Den Anfang macht, wie billig, Leo v. Klenze; er ist der alten Sprachen mächtig und seine Kenntnisse sind ebenso umfassend als mannichfaltig. Seine Studien hat er im Anfang dieses Jahrhunderts in Berlin gemacht und man darf vermuthen, daß sein dortiger Lehrer, Aloys Hirt, von überwiegendem Einfluß auf ihn und seine ausschließliche Liebe für die Baukunst der alten Griechen und Römer gewesen ist. Späterhin ward er Baumeister des damaligen Königs von Westfalen, Hieronymus Napoleon; dem Geschmacke dieses Hofes, wie der Franzosen überhaupt, an ornamentaler Eleganz und Pracht hat er vielleicht zu

sehr nachgegeben. Sein guter Stern führte ihn dann nach Baiern, wo ihm Gelegenheit die Fülle ward, sein schönes Talent zu entwickeln. Nach S. 477 ist er auch ein ausgezeichneter Landschaftmaler. Der große, ihm vom Könige Ludwig anvertraute Wirkungskreis, die große Anzahl der von ihm ausgeführten Arbeiten, die Stellung als Geheimerrath im Ministerium des Innern, die Erhebung in den Adelstand, endlich der ihm ertheilte Kammerherrntitel beweisen genugsam die Größe der Gunst und des Vertrauens, welches der König ihm gewährt.

Von der von Leo v. Klenze angegebenen und gebauten Walhalla ist schon oben etwas gesagt worden; hier mag darüber noch beigebracht werden, was das Historische dieses grandiosen Bauwerks betrifft, wobei es gestattet sein wird, auch das Architektonische desselben etwas näher zu betrachten.

Als die französische Republik im Gebrauch ihrer Freiheit und Napoleon in seiner Kriegssucht Schmach und Elend über Deutschland brachten, wurde wol kaum irgend ein Deutscher tiefer, schmerzlicher davon ergriffen, als der damals noch sehr jugendliche Kronprinz, jetzige König Ludwig von Baiern. Er hatte der Riesenmacht des Eroberers damals nichts entgegenzusetzen als seine heiße Liebe zum deutschen Vaterlande, und diese verklärte seinen bittern Schmerz zu dem Gedanken: dem Vaterlande um desto treuer anzuhangen; den weltgeschichtlichen Ruhm desselben der erniedrigten Mitwelt um desto lebendiger vor Augen zu bringen und um es so geflissentlicher zu verherrlichen. Schon 1806 begann er eine Sammlung von Marmorbüsten berühmter Deutschen, um sie mitten unter den Trümmern in einem Pantheon glorreich zu vereinigen. Er gedachte so die äußere Erniedrigung durch geistige Erhebung wenigstens fürerst zu paralysiren. Um die Idee eines Pantheon zu einer nationalen zu erheben, wählte er für das große Bauwerk, dessen seine jugendliche Seele voll war, den Namen Walhalla, welcher, so alt wie Stamm und Sprache der Germanen, an die eigensten Tugenden deutscher Volksthümlichkeit erinnert: Freiheit, Sitte, Tapferkeit, Ruhm, Treue, nach dem Tode aber ewige Heldenseligkeit in den Prachtsälen und Hainen ihrer Götter, wo Becher, Waffen und Harfen klingen, wo Jungfrauen die Großthaten der Helden singen und wo ringsum in kühlen schattenseligen Eichenhainen die reichbelaubten Wipfel wonnigen Schlaf auf reichgebreitete Lager herabrauschen. Gewiß, der Gedanke war eines deutschen Fürsten würdig: in einer so schlimmen Zeit eine Walhalla des Ruhms, der Heldenfreudigkeit fürs Vaterland, dem Volke vor Herz, Sinn und Auge zu bringen! Wäre nur die Ausführung ebenso leicht gewesen, als der Gedanke poetisch, innig und einfach war. Bereits 1820 hatte der König Entwurf und Ausführung der Walhalla seinem Oberbaumeister v. Klenze übertragen, einem Manne, dessen Werke theils ein vorherrschendes Talent für ornamentale Pracht und Eleganz, theils eine ausschließende Liebe für die Bauformen des griechischen Alterthums beurkunden. Kein Wunder, wenn auch die Walhalla von ihm nur in jenen Richtungen gedacht, entworfen und ausgeführt ward, wenn nur altgriechische Mittel, Formen und Motive dabei in Anwendung gebracht wurden. Also ward die deutsche Walhalla ein altdorischer Tempel; Angesichts altdeutscher Burgruinen und neuerer Stadt- und Kirchenthürme ein Fremdling, freilich imposant, aber wie ein echter Eindringling anmaßlich, kalt und ausländisch vornehm von den schmucklosen vaterländischen Bergen herabprangend, weder entsprechend dem Himmel mit seiner Farblosigkeit und dem Lande mit seinen Wäldern und seinem Schnee, noch dem Volke mit seiner Lebenseinfalt, seiner ernsthaften Beschaulichkeit und phantasielosen Andacht verständlich. Je mehr der hochachtbare Meister all sein Talent und seine sehr ausgebildeten Neigungen aufbot, desto weiter mußte er abkommen von der Idee einer Walhalla, als solcher; es mußte ein solches Werk werden, wie die erste Tafel des Atlasses uns vor Augen bringt, bei welchem keinem, auch nicht dem gebildetsten Deutschen die Idee an eine Walhalla in die Seele kommen kann; viel näher wird Jedem die Vorstellung eines Opernhauses, eines Lustschlosses oder irgend eines modernsten großen Gesellschaftslocals liegen. Der altgriechische Tempelbaustyl ist durchaus auf eine ringsum freie Lage berechnet, ohne alle Beziehung auf irgend eine zufällige oder beabsichtigte Umgebung; er fodert weder noch erwartet er von dergleichen eine Verstärkung seines Eindrucks; er will nur einzig und allein an und für sich selbst gelten. In der Nähe wie in der Ferne erscheint der griechische Tempel zugleich groß und heiter, reich und einfach; überall in jener Majestät erhabener Ruhe, welche auch den Götterbildern selbst den Charakter übermenschlicher Hoheit und Anmuth verleiht. Die kolossalsten Dimensionen der einzelnen Theile ändern diesen Charakter nicht, sie drängen sich als solche dem Beschauenden nur in unmittelbarster Nähe auf, wenn er den Nacken zurückwerfen muß, um die Höhe der Säulen absehen zu können; in entsprechender Ferne jedoch erscheint auch der kolossalste griechische Tempel dennoch immer in göttlicher Hoheit, Schönheit und imponirender Ruhe. Nirgend ragt es, nirgend strebt es; Alles ist in sich durchaus vollendet, und eben aus dieser Vollendung des Einzelnen und Ganzen strömt die heitere Begeisterung, welche, im farbennährenden Licht des griechischen Himmels, so entzückend die Wohnung der seligen Gottheit verkündet. Ganz anders verhält es sich mit den altdeutschen Bauwerken, welche in allen ihren Theilen ins Unendliche aufzustreben scheinen, wie voll unendlicher Kräfte des Knospens, Treibens, Wachsens; den Eichen des Hains vergleichbar, in dessen geheimnißvollem Rauschen und Dämmern des Nordens ernste, strenge Götter walten: ihre höchsten Wipfel, ihre ausgebreitetsten Zweige schließen sich freilich dem Auge ab, aber der Seele erschließen sie das Unendliche, welches ihrem lebendigen Wachsthum angewiesen ist. Also ragen und streben diese Bauwerke selbst über die höchsten Umgebungen hinaus und zertheilen durch ihre Formen selbst die zerstörenden Einwirkungen eines minder günstigen Himmels, unter welchem die vorherrschend horizontalen Linien zu leidend erscheinen.

Es ist wol besonders der uraltdeutsche Name Walhalla, der beim Anschauen des altdorischen Tempelgebäu-

des auf der ersten Platte unsers Bilderheftes dergleichen Gedanken unwillkürlich hervorruft; oder würde man es billigen, ein Bauwerk mit altgriechischem Namen und von einer demselben entsprechenden Bestimmung im altdeutschen Style gebaut zu finden? Eine Pinakothek oder Basilika im altdeutschen Geschmack, wem würde so etwas nicht durchaus wunderlich scheinen! So nun würde man sich vielleicht hier auch den altdorischen Tempel wol eher gefallen lassen, wenn man ihn mit einem griechischgebildeten Namen als Ruhmeshalle bezeichnet fände; nimmer aber kann der Name Walhalla mit diesem altdorischen Bauwerke befreunden, und zwar desto weniger, je genauer es den gepriesensten Mustern jenes Baustyls nachgebildet worden ist. Eine Walhalla scheint unerlaßlich eine großartige Parkanlage als entferntere und nächste Umgebung zu fodern. Gewiß ist, daß unter den künftigen Laubgewölben sorgfältig gepflegter Eichen, Buchen, Platanen rc. die beabsichtigte Stimmung für die deutsche Ruhmeshalle sicherer zu finden gewesen wäre, als auf dem kahlen, langweiligen Zickzack dieser sich so ungebührlich breit vor das Heiligthum hinlagernden Treppenmasse, vor deren unausweichlichem Bedientenstolze einem grauset.

Die Aufgabe einer Walhalla war freilich schwer zu lösen, wenn sie überhaupt zu lösen ist; aber auch eine nur annähernde Lösung, etwa durch Anwendung des so hoher Pracht fähigen Rundbogenstyls, hätte gewiß der ursprünglichen Idee, wie sie in des jugendlichen Fürsten Geist und Empfindung sich ausgebildet hatte, besser entsprochen.

Nach S. 103 sollte das altdorische Tempelgebäude innerhalb, seiner ganzen Länge nach, ein Tonnengewölbe erhalten, durchbrochen von viereckigen Öffnungen, um das Tageslicht einzulassen. Ein altgriechisches Bauwerk und ein Tonnengewölbe, die Idee ist schwer zu ertragen, noch schwerer zu rechtfertigen! Der Verf. schlägt dagegen ein wagerechtes, offenes Gebälk vor, mit Bildwerk von Holz, Eisen oder Erz verziert; seine Idee, durch einen Holzschnitt anschaulich gemacht, wird sich eher des Beifalls zu erfreuen haben.

Sei nun alle dem wie ihm wolle, so wird auch diese altdorische Walhalla unstreitig dennoch ihre große Anerkennung unter den Deutschen finden. Wir haben zu große Pietät für jedes Streben, für jeden Geschmack, ja selbst für jede Mode; fand doch sogar das à la renaissance der Pariser und die absurde Schnörkelpracht ihres Rococo sofort bei uns die gefälligste Aufnahme.

(Der Beschluß folgt.)

---

Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung von F. Ch. Schlosser. Vierten Bandes erste Abtheilung. — Auch u. d. T.: Geschichte der Weltbegebenheiten des 14. und 15. Jahrhunderts. Erster Theil. Norden — Mitteleuropa — Italien vom Anfange des 14. Jahrhunderts bis auf den Frieden von Bretigny und Urban's V. Rückkehr nach Rom um 1367. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wenn der berühmte Verfasser von den Geschichten Schwedens im 14. und 15. Jahrhunderte sagt: „Poetisch aufgefaßt ist Alles heroisch, ritterlich, genial und abwechselnd rührend fromm; prosaisch betrachtet grausam, brutal, blutig, mitunter abgöttisch, abergläubig und fanatisch": so ist dadurch im Allgemeinen der ganze Geschichtscharakter des germanischen Mittelalters bezeichnet zugleich mit den beiden Parteien, die in der Beurtheilung dieser merkwürdigen Zeit hervortreten. Denn während die Einen mit den leichten Fittigen der Phantasie über das Mittelalter, das selbst so vielfach unter der Herrschaft der Phantasie stand, dahinschweben und der Wirklichkeit nicht immer nahe genug kommen, um jeder optischen Täuschung zu entgehen, treten die Andern mit dem Auge des kalten Verstandes zur Beschauung heran und finden des Entsetzlichen, Grausamen, Gewaltthätigen und Rohen so viel, daß sie das Entzücken oder wenigstens die Nachsicht jener nicht zu begreifen vermögen oder den Grund davon in Nebenabsichten, die theilweise allerdings sich wahrnehmen lassen, suchen zu müssen glauben. Daß also auch hier individuelle Ansichten und Verhältnisse einen entschiedenen Einfluß äußern, liegt auf der Hand. Allein auch die Richtung, die man bei den mittelalterlichen Studien nimmt, gleichviel ob aus individueller Neigung oder speciellen wissenschaftlichen Zwecken zuliebe, ist für das Urtheil von wesentlicher Bedeutung. Wer z. B. der mittelalterlichen Poesie, den abenteuerlichen Kreuzzügen, dem kraftvollen Leben der Städte zur Zeit ihrer Blüte seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet, der wird ganz andere Eindrücke empfangen als Der, welcher dem Treiben und Thun der weltlichen und geistlichen Macht theils für sich, theils gegeneinander, theils der Personen, theils der Stände seine gelehrte Beobachtung schenkt. Legt man nun bei diesen Beobachtungen den Maßstab strenger Gerechtigkeit an, hegt man eine lebhafte Sympathie für die Schicksale der in ihrem Rechte, in ihrer Freiheit gemishandelten Völker; hat man sich gleichsam das Herz vollgelesen in den düstern Urkunden des gesammten politischen Lebens im Mittelalter: so vermag sich gar wol in dem Geiste des Beobachtenden ein Bild vom Mittelalter auszuprägen, das, je näher und prüfender man es betrachtet, einen in gleichem Grade steigenden Unwillen oder Schmerz zu erregen im Stande ist. Zu dieser Classe gelehrter Geschichtschreiber gehört unleugbar Hr. Schlosser, und er macht auch in dem vorliegenden Werke kein Hehl daraus, daß er weder gewissen Lieblingsgrundsätzen der Zeit bei seinen Urtheilen und Darstellungen huldigend, noch durch die Sprache die Sache beschönigend, den Thaten und Personen ihr Recht angedeihen zu lassen beabsichtige. Mag aber immerhin dabei eine gewisse Einseitigkeit der Anschauung und Beurtheilung des Mittelalters nicht abgeleugnet werden können: man ist leicht gestimmt sie zu vergessen, da eine von tiefer Gelehrsamkeit und von dem Streben nach Gerechtigkeit aufrecht erhaltene Individualität stets einen eigenthümlichen Reiz hat. Und wer möchte überhaupt das Verlangen aussprechen, daß der historischen Forschung und Kunst die Freiheit der individuellen Auffassung und Vortragsform unbedingt geopfert werden müsse? Dessenungeachtet aber möchte die Anklage, die der würdige Verf. gegen die Deutschen erhebt, daß sie zu sehr und zu viel über Methode und Manier in den historischen Darstellungen stritten, nicht ganz gerecht sein und dieser Streit einen ebenso guten Grund als löblichen Zweck haben. Die Geschichte ist bereits zu innig mit dem Unterrichtssystem unserer höhern Schulen verbunden, als daß die Frage und vielseitige Erörterung über die beste Methode des Geschichtsunterrichts und der dahin einschlagenden Bücher von der Hand gewiesen werden könnte. Denn daß die Methode die Seele jedes Unterrichts sei, wird dem Verf. als Universitätslehrer gewiß kein Geheimniß sein. Was man nun aber auch für oder gegen seine schriftliche Vortragsmethode sagen mag, so viel ist gewiß, daß man von der Lecture seiner Werke nie ohne vielfache Belehrung hinweggeht. Und wir halten uns insbesondere für verpflichtet, ihm Dank zu zollen, da wir bereits seit einer Reihe von Jahren bei seinen Büchern mit vielem Nutzen in die Schule gegangen sind. Und obgleich er in dem vorliegenden Buche, auf die neuesten ausführlichen und gelehrten Werke, wie z. B. auf das von Rehm verweisend, sich

kürzer faßt, als es außerdem geschehen sein würde, so ist doch das Dargebotene eigenthümlich und belehrend genug, um eine gerechte Anerkennung seiner Verdienste und großen historischen Gelehrsamkeit hervorzurufen. Dennoch möchte man es fast bedauern, daß die Verlagshandlung den Verf. seines gegebenen Wortes nicht entband und ihm die Vollendung seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" in der nächsten Zeit nicht gestattete, wie wir bei der Anzeige derselben in d. Bl. so gern und zuversichtlich hofften, sondern daß man, gegenseitig etwas nachgebend, das Übereinkommen getroffen hat: Es sollen von den vier Theilen dieser Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts vorerst nur zwei, der eine in diesem, der andere im nächsten Jahre erscheinen, die übrigen erst nach Vollendung der „Geschichte des 18. Jahrhunderts". Indem wir am Schlusse unserer Vorbemerkungen nur noch erwähnen, daß die Vorrede manche charakteristische und offenherzige Äußerung des Verf. über seine Studien und Bücher enthält nebst der Versicherung, dem Vortrage besonders in dem vorliegenden Bande eine bessere Form gegeben zu haben, was jeder aufmerksame Leser bestätigt finden wird, wollen wir jetzt zur Sache selbst übergehen und einige Punkte vorzugsweise im Interesse unserer Leser zur Sprache bringen. Wir beginnen, dem Verf. folgend, mit Deutschland.

Während Albrecht's I. Plan, eine ritterliche Militairmonarchie zu gründen, den Willen der weltlichen und geistlichen Fürsten zu brechen, die ihn erhoben hatten mit denselben Waffen, mit denen sie ihn jetzt zu bekämpfen suchten, und die Familienmacht zu erweitern, theils an der eigenen Charakterhärte, theils an dem kühnen Widerstande eines verachteten Bergvolkes, theils an der Territorialhoheit der Fürsten gescheitert war, — denn was seinem Vater Rudolf mit merkwürdigem Glücke gegen Böhmen gelungen war, hatte im Herzen Deutschlands ungleich größere Schwierigkeiten und bot keine Aussicht auf glücklichen Erfolg dar — bestieg der luxemburger Graf als König Heinrich VII. den Thron Deutschlands. Voll des Gedankens, den alten ritterlichen Glanz der Königskrone zu erneuern und der kaiserlichen Macht in Italien, dem Papste, den Städten und dem Hause Anjou in Neapel gegenüber, die frühere Herrlichkeit durch Gewalt und kluge Benutzung der Parteien wiederzugewinnen, strebt er nicht ohne Würde, Muth und Klugheit diesem Ziele zu. Auch ist ihm das Glück günstiger als dem Adolf von Nassau, der unter beinahe gleichen Verhältnissen und wol nicht unwürdiger als jener nach Gleichem nur zu seinem Verderben getrachtet hatte: die Östreicher werden gewonnen, Böhmen wird erworben und bald der Stützpunkt der luxemburger Macht; in Italien aber ersparte nur ein frühzeitiger und plötzlicher Tod Heinrich VII. Demüthigungen, denen er bei der Stärke und Verwickelung feindseliger Verhältnisse gewiß nicht entgangen wäre: für Kaiser, die im Ganzen keine andern Mittel als die Trümmer der frühern Lehnsmacht besaßen, war Italien nicht mehr zu bezwingen, noch weniger zu behaupten. Der plötzliche Tod Heinrich's hat beinahe ebenso zahlreiche Discussionen hervorgerufen als der Gustav Adolf's. Die gleichzeitigen italienischen Geschichtschreiber lassen den Kaiser eines natürlichen Todes sterben; die Deutschen dagegen beschuldigen den Dominikanermönch Bernhard von Montepulciano, ihm beim Abendmahle im Spülkelch Gift beigebracht zu haben; zwei Predigermönche, Ptolemäus Lucensis und Konrad v. Halberstadt gestehen geradezu die Vergiftung ein; der Prediger- und Dominikanerorden läßt sich später durch Johann, Heinrich's Sohn, von dem Verdachte dieser Unthat freisprechen, sodaß offenbar auf einen allgemein verbreiteten Glauben geschlossen werden muß *); und der allbekannte Aeneas Sylvius sagt: Henricus VII. hostili fraude veneno extinctus fertur. Die deutschen Historiker v. Ohlenschlager und Häberlin haben mit großer Gelehrsamkeit den Verdacht als historisch gewiß zu erhärten gesucht, während Spittler und Johann v. Müller die Vergiftung für zweifellos ansehen. Und will die Geschichte auf dem Gebiete menschlicher Frevel Analogien gelten lassen, so kann man das Beispiel des Königs Christoph von Dänemark anführen, der, wie vollkommen gewiß ist, mit dem Kelche oder der Hostie im Abendmahle vergiftet ward. Allein Barthold, der Verfasser des „Römerzugs König Heinrich's von Lützelburg" (Königsberg 1830), hat in einer Beilage zu diesem Werke, die 64 Seiten umfaßt, auf ein ebenso ausführliche als gelehrte Weise jenen Verdacht zu widerlegen gesucht. Das Merkwürdige bei der Sache ist noch der Umstand, daß Häberlin und Barthold ihre entgegengesetzten Meinungen aus Muratori, der in seinen „Annali d'Italia" die Unschuld seiner Landsleute nach Urkunden bewiesen zu haben glaubt, zu vertheidigen bemüht gewesen sind. Unser Verf. läßt sich vermöge der Beschränktheit der Grenzen, die er seinem Buche gesteckt hat, auf eine besondere Untersuchung nicht ein, zumal da er Muratori's Überzeugung zugethan ist, spricht aber, ähnlich wie Schiller bei der Frage über Gustav Adolf's Todesart, die Worte aus: „Wir wollen den Papst und seine getreue Miliz, die Jesuiten des Mittelalters (die Bettelorden), nicht unerwiesener Verbrechen beschuldigen."

*) Die Lehmann'sche Chronik von Speier sagt S. [illegible]: „Von seinem End schreiben die Alten einhelliglich, daß im ganzen Reich eine gemeine Sag gewesen, ein Predigermönch habe auff Anstiftung der Florentiner diesen Kayser vergeben."

(Der Beschluß folgt.)

## Literarische Notizen.

Eugène Pelletan, Verf. eines Romans „Elie Arvert", welcher dem halb elegischen Genre angehört, schrieb einen neuen Roman unter dem Titel: „La lampe éteinte", gewidmet den „betrachtenden Seelen, die schmerzhafterweise auf sich selbst verwiesen sind, die verstummt sind vor dem schrecklichen Räthsel des Daseins, die einsam durch die Welt gehen und jedes vorübergehende Geräusch, alle sterbenden Stimmen in sich aufnehmen, alle Klagen, welche sich um sie her erheben und erlöschen, alles Elend, das keinen Namen hat, alle Leiden, deren Wundmal unsichtbar ist" u. s. w. Diese Widmung ist ebenso forcirt als pretentiös wie das ganze Buch, und ebenso gut gemeint. Pelletan's Helden sind die Helden der modernen Schule, sogar Dichter nach der neuern Ansicht, junge Leute mit einem wüsten und eitel närrischen Herzen, die sich nähren von Nebeln und tränken von Thränen, nachdem sie ihr Vermögen im Spiel, ihre Gesundheit in Ausschweifungen, ihre Zukunft in einem zu frühen Alter aufgerieben haben. Welt und Leben widern sie in einem Lebensalter an, wo sie beide erst kennen lernen sollten. Dann rufen sie Wehe über die Theilnahmlosigkeit einer Welt, welche sie nicht verstehen, sie für keine Genies halten wollte. Schade um Pelletan's Talent! Er schreibt oft mit Wärme und weiß zuweilen mit einer Anmuth und Naivetät zu schildern, welche gegen den pretentiösen Charakter des Ganzen auffallend genug abstechen.

---

Erschienen ist: „Égalisation sociale, ou théorie d'une révolution normale fondée sur l'exercice régulier des facultés de l'homme en communauté", von Jules le Bastier. Das Buch hat das Motto: „Le fait, c'est l'homme, la verité, c'est Dieu." Wahrscheinlich wieder eins von jenen auf sociale Verbesserung hinzielenden Büchern, worin die Philosophie die Praxis, die Praxis die Philosophie zu Grunde richtet!

---

Felix Ravaisson, Generalinspector der Bibliotheken, hat mehre wichtige bisher unbekannte oder vergessene Manuscripte in den Bibliotheken von Tours, Angers, Avranches, Alençon, Falaise u. s. w. entdeckt, hierunter ein noch nicht veröffentlichtes Werk von Scotus Erigena, eine allgemeine Geschichte von Julius Florus, ein Fragment von Guido von Arezzo, dem berühmten Musiker des 11. Jahrhundert, 24 ebenfalls noch nicht gedruckte Briefe Voltaire's an Turgot rc. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 294. — 20. October 1840.


Geschichte der neuern deutschen Kunst, von Athanasius Grafen Raczynski. Aus dem Französischen übersetzt von F. H. von der Hagen. Zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 293.)

Von Klenze's Bauwerken erhalten wir (S. 482) noch vier kleine perspektivische Ansichten, welche freilich nur eben genügen, einen Gesammteindruck zu veranschaulichen, keineswegs aber geeignet sind, uns vom Werth des architektonischen Details auch nur einigermaßen eine Idee zu geben. Die vier Ansichten sind: die Pinakothek, die Glyptothek, der neue Königsbau und der Festpalast. Erstere „wird von allen Gebäuden Klenze's am allgemeinsten bewundert".

Von dem königlichen Hofbaumeister, Prof. Friedrich v. Gärtner finden wir Aufrisse der Ludwigskirche, Universität, Bibliothek und des Isarthors, sowie mehre Einzelnheiten von diesen Gebäuden und einen Theil der Façade des Blindeninstituts. Sämmtliche Gebäude haben den immer seltenen Vorzug entschiedener Eigenthümlichkeit bei größter Consequenz: man sieht es diesen Bauwerken an, daß sie von oben bis unten ganz aus dem Geist und Gemüth des Meisters hervorgegangen sind, welchem denn auch die wärmste Sympathie von Seiten unsers Verf. zugewandt ist; denn in der Baukunst gibt es vielleicht noch entschiedenere und stärkere Übereinstimmungen oder Abneigungen als in der Malerei und Sculptur; manchem Baumeister ist eine gewisse wohlthuende Verbindung der Linien und Verhältnisse natürlich, die einem wie von selbst mit einem gewissen Behagen in Geist und Sinn eingehen, während die Bauwerke manches Andern uns durch ewiges Wiederholen und Nachahmen bekanntester Formen langweilen, oder durch Seltsamkeiten, Ungehörigkeiten, Überladungen u. s. w. beengen und misstimmen.

Ich kenne kein Werk von Gärtner — sagt der Verf. — das mir nicht schön erschiene; Alles, was er baut, trägt das Siegel eines angeborenen Geschmacks, eines innigen Gefühls. Sein Kopf ist kein Kaleidoskop, welches nur die durch Fleiß oder Gedächtniß gesammelten Bruchstücke ebenmäßig anordnet: seine Einbildungskraft ist selbstschöpferisch von Natur; sein Geschmack hat eine entschiedene Richtung.

Von dem leider bereits verstorbenen Dan. Jos. Ohlmüller finden wir einen nur gar zu kleinen, aber sonst sehr klaren, zierlichen Stahlstich von Hofmeister: eine perspektivische Ansicht der Marienkirche in der münchner Vorstadt Au.

Von G. F. Ziebland, welcher 1827 auf des Königs Ludwig Kosten eine Reise durch Italien gemacht hat, besonders um die Bauart der alten Basiliken recht kennen zu lernen, wird uns nur die Façade einer Basilika gegeben, leider ohne Grundriß und Durchschnitte, welche eben hier ganz besonders wünschenswerth waren und wozu die Stahlplatte noch Raums genug darbot.

Zehntes Capitel. „Bildhauerkunst." Wir lernen hier 27 Künstler dieses Fachs kennen, von denen wir nur die bedeutendsten anführen wollen: die Brüder Konrad und Franz Eberhard, von denen auch ein Bildniß in Holzschnitt gegeben wird, das uns so lieb und treu anspricht wie so manche Bildnisse der Art aus Dürer's Zeit. Joh. Leeb. Ludwig Schwanthaler, von welchem berühmten Meister wir interessante Nachrichten erhalten, meist aus Mittheilungen von ihm selbst; man muß die Menge und Großartigkeit seiner Gebilde bewundern. Zwei Statuen von ihm und seine Hermannsschlacht, im Giebelfelde der Walhalla, werden uns bildlich zur Anschauung gebracht. Er ist vielleicht der fruchtbarste von Münchens Künstlern und der die gründlichsten Studien gemacht hat. Unter seinen erhobenen Bildwerken wird der Fries mit dem Mythenkreise der Venus im zweiten Stockwerke des neuen Königsbaues als das vorzüglichste betrachtet; die für das Giebelfeld der Walhalla bestimmten Bildsäulen aber werden für sein bedeutendstes Werk gehalten. Jos. Stiglmayr, der Inspector der königlichen Erzgießerei, einer der geschicktesten Erzgießer, durfte in dieser Reihe nicht ungerühmt bleiben.

Elftes Capitel. „Die Kunstakademie." Die Akademie und die Schule von München sind zwei verschiedene Dinge. Unter letzterer versteht man die Gesammtheit der dortigen Geschichtsmaler, deren Talent sich unter Cornelius' Einflusse entwickelt und denen das mächtige Genie dieses Meisters einen Grundzug der Großheit aufgedrückt hat, der allen gemein ist und sie von den übrigen deutschen Malern unterscheidet. Die Kunstakademie besteht aus Professoren und einer großen Anzahl von Zöglingen unter der Leitung von Cornelius. So einig die Professoren unter sich und mit Cornelius über die Grundsätze des Unterrichts sind, so ist es doch kaum anders zu erwarten, als daß so vielseitige, so große und eigenthümliche

Talente, wie sie hier sich zusammenfinden, auch sehr verschiedene und von der Richtung der Akademie abweichende Bahnen einschlagen und sich von derselben durchaus unabhängig erhalten.

Die Akademie hat ihr geistiges Dasein von der Schule, und nicht die Schule dasselbe von der Akademie: wie die Sprachlehren aus den Sprachen hervorgehen und ihre Regeln sammeln, nicht aber diese aus jenen. In der Akademie waltet der Geist der Mäßigung, der Erhaltung, der Berichtigung; vergeblich aber würde man in ihr den belebenden, schöpferischen Geist suchen, welcher sich in München überall offenbart. Diesen belebenden Geist finde ich vor Allem in dem Könige, und er ist so thätig in ihm, so wohlthuend, so über alle Kleinlichkeiten und Streitigkeiten erhaben, daß in München Alles gedeiht und sich verschönt, daß die Künste sich verherrlichen, trotz aller Eifersüchteleien.

Der König ist es, der das heilige Feuer entzündet hat und der es nährt. Die Akademie bewegt sich um den Herd her und nimmt von Zeit zu Zeit einige Funken davon, um sie den aufkeimenden Talenten anzuvertrauen, die sich in ihrem Schoose vereinigen. Übrigens glaube ich, daß die Akademie, in Betracht ihrer Thätigkeit und Grundsätze, die größten Lobsprüche verdient. Ich werde ihr ihre Lehren, welche sie auf tausendfältige Weise zurichtet, so wenig zum Vorwurf machen als ihre Grundsätze, selbst wenn sich diese in Abstractionen und Sophismen verirren. Das ist der gewöhnliche Gang der Akademien; wenn sie sich aber auch in den richtigsten Schranken hielte, würde sie dennoch den Vorwürfen Derer nicht entgehen, die sich außerhalb derselben bewegen.

Im J. 1835 zählte die Akademie 318 Lehrlinge, die sich in den verschiedenen Classen auf folgende Weise vertheilten: Baukunst 83; Säle der Antiken 165; erste Malerclasse 48; Bildhauerkunst 15; Kupferstecherkunst 7.

Zwölftes Capitel. „Stuttgart." Es wird von 11 Künstlern Nachricht gegeben, aber nur von zweien, von Gottlieb Schick und Eberhard Wächter, von jedem ein großes Gemälde durch Nachbildung versinnlicht.

Dreizehntes Capitel. „Nürnberg, Augsburg, Regensburg." Von Nürnberg, der Vaterstadt Dürer's und Vischer's, berichtet der Verf. mit großer Vorliebe ausführlicher.

Die drei letzten Capitel: vierzehntes: „Karlsruhe"; funfzehntes: „Prag"; sechszehntes: „Wien", sind nicht vom Verf. selbst, sondern ihm von Andern für sein Werk geschrieben worden; nur hat er sie mit mehren Anmerkungen versehen, welche jedoch meistens eine, dem edeln Verf. sonst so gar nicht eigene, polemische, gereizte Stimmung verrathen.

Beilagen. I. Beschreibung sämmtlicher Frescogemälde der Allerheiligenkapelle und ihrer Bedeutungen, wie sie, einen Cyklus bildend, aufeinander folgen. II. Übersicht der großen Wandgemälde und der Medaillons in der Basilika. III. Übersicht der Darstellung des Nibelungenliedes in einer Reihe von Frescobildern. IV. Baukosten des neuen Schloßflügels auf der Seite des Schauspielhauses. V. Ausflug nach Italien.

Die Abschnitte Rom, Florenz, Parma, Lucca, Turin und Genua sind vom Dr. Ernst Förster, aus dem J. 1837, voll lebendiger Anschauung der damaligen Kunstzustände in Italien und besonders in der uralten Weltstadt, wo sich unter den Künstlern aller Widerspruch gegen das Bisherige nur als Sehnsucht nach etwas Besserm offenbarte, und wo die Deutschen ohne Ungerechtigkeit den Ruhm sich aneignen dürfen, den ersten Anstoß zu einer neuen Bewegung gegeben zu haben.

Mailand, Bergamo, Venedig. In Norditalien weiß man bis jetzt wenig von Dem, was in Beziehung auf Kunst jenseit der Alpen vorgeht, worüber man sich eben nicht sehr zu wundern hat: wußten doch noch vor einigen Jahren in München gar Manche aus den gebildeten Ständen nur wenig von Cornelius und gar nichts von Kaulbach. Ähnliches kann man auch in Berlin erleben; nichts ist natürlicher: „der Sinn für die Kunst ist weder eine Pflicht, noch eine Tugend, noch ein Beweis von Geist. Höchstens zeugt die Kunstliebe von Zartgefühl, von Takt und Geschmack; und dazu wird noch erfodert, daß diese Liebe wahrhaft sei, was gemeiniglich nicht der Fall ist."

Das nun ist der reiche Inhalt dieses zweiten Bandes, in welchem ebenfalls die Initialen aller Capitel köstlich verziert sind mit vortrefflichen Holzschnitten nach den wunderhübschen, sinnreichen Randzeichnungen der Frau Hermine Stilke zu Düsseldorf. Nach einer dem Buche vorgeklebten Annonce haben wir noch im Laufe dieses Jahres den dritten und letzten Band des kostbaren Werks zu erwarten, welcher Bericht erstatten wird von Berlin, Norddeutschland, von den deutschen Künstlern in Italien, den Kunstvereinen und von der neuern deutschen Kunstliteratur. Wir sehen demselben mit lebhaftester Verehrung gegen den berühmten Verf. erwartungsvoll entgegen.

Wilhelm Körte.

---

## Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung von F. Ch. Schlosser. Viertens Bandes erste Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. 293.)

Ludwig IV. oder der Baier (1314—47), den Mannert (1812) patriotisch oder, wenn man will, officiell vertheidigt hat, gehört einer Übergangszeit der weltlichen und kirchlichen Verhältnisse Deutschlands an, die wol im Stande war, einen stärkern und edlern Charakter ins gefährlichste Gedränge zu bringen und endlich aufzureiben, als dieser Kaiser besaß. Und des Verf. Urtheil über ihn ist gewiß ein geschichtlich bestätigtes und unparteiisches zu nennen: „Kaiser Ludwig der Baier war, trotz seines langen Streites mit dem Papste, weder aufgeklärt wie Kaiser Friedrich II., noch schlau wie König Philipp der Schöne, noch lag ihm an der Behauptung der Rechte des Reiches, wie sie Dante und Ludwig's Hoftheologen in Widerspruch gegen die papistische Theologie und Rechtswissenschaft aufstellten, so viel, daß er dafür einen Geldvortheil oder irgend ein Stück Landes, das er seiner Familie erwerben konnte, hätte aufopfern sollen." Seine politische Stellung ward allerdings dadurch um so schwieriger, daß der stets zweideutige Luxemburger, Johann von Böhmen, sich an Frankreich anlehnte und dieses, die Verwirrung Deutschlands gern sehend, die Päpste in Avignon benutzte, um dem Kaiser Verlegenheiten und Noth zu bereiten, damit das deutsche Reich zu keiner Einigkeit und kräftigen Haltung gelange. Und man kann in Wahrheit be-

haupten, daß kein deutscher Kaiser von den Päpsten so schmälig gemishandelt worden sei als Ludwig. Wir können deshalb auch nicht umhin, theils um unsere soeben ausgesprochene Behauptung durch ein Beispiel zu erhärten, theils damit ein nicht allgemein bekannter Beitrag zur Charakteristik der christlichen Sprache des sogenannten Statthalters Christi hier einen Platz finde, den Bannfluch mitzutheilen, den Clemens VI. 1346 über Ludwig IV. aussprach. Der lateinische Text findet sich bei Raynaldus ad ann. 1346 n. 3. Eine deutsche Übersetzung, die aber jetzt veraltet ist, haben wir nur in Bower's „Geschichte der Päpste" (Bd. 8, S. 397) gefunden. Unser Verf. erwähnt dieses Anathem nur im Allgemeinen. Nachdem der Papst durch seinen Ausspruch den Kaiser in allen weltlichen Rechtsbeziehungen für todt erklärt hat, folgt der kirchliche Bannstrahl in diesen an Raserei grenzenden Worten: „Wir flehen demüthig die göttliche Gnade an, daß sie des genannten Ludwig Frevel züchtige, seinen Übermuth demüthige und breche, mit der Gewalt ihrer Rechten ihn niederschmettere, ihn selbst seinen Feinden und Verfolgern in die Hände gebe und vor ihnen niederwerfe. Er gerathe in verborgene Fallstricke, er sei verflucht bei seinem Eingange, er sei verflucht bei seinem Ausgange. Der Herr schlage ihn mit Wahnsinn, mit Blindheit und Raserei. Der Himmel sende seine Blitze auf ihn herab. Der Zorn des allmächtigen Gottes und des heiligen Petrus und Paulus, deren Kirche er mit seinem Eigenthum zu vermengen sich angemaßt hat und noch anmaßt, entbrenne über ihn jetzt und in Zukunft. Der Erdkreis streite gegen ihn, es thue sich die Erde auf und verschlinge ihn lebendig. Sein Name gehe mit einem Menschenalter unter und sein Andenken verschwinde von der Erde; alle Elemente mögen gegen ihn sein. Sein Haus stehe verlassen, alle Verdienste der in Gott ruhenden Heiligen mögen ihn verderben und über ihn in diesem Leben eine sichtbare Rache verhängen. Seine Kinder mögen verstoßen werden aus ihren Wohnungen und vor seinen Augen in die Hände der Feinde fallen, die sie verderben." Und damit zu dieser gräßlichen und unerhörten Wuth auch noch die Anmaßung komme, fügt Clemens VI., nachdem er den deutschen Fürsten eine neue Kaiserwahl zur Pflicht gemacht hat, zuletzt die Worte hinzu: „Alioquin sedes ipsa, a quo jus et potestas electionis praedictae ad principes pervenit eosdem, super hoc de opportuno remedio providebit." Aber gleich als hätte die Wuth der römischen Curie ihr schrecklichstes Gift bis zuletzt aufsparen wollen: Ludwig ist der letzte deutsche König, gegen den ein römischer Bischof den Blitzstrahl des Bannes geschleudert hat.

Karl IV. (1347—78), dessen Regierungsgeschichte der Verf. in dem vorliegenden Bande bis 1365, d. i. bis zum Erscheinen der goldenen Bulle, ebenso anschaulich als gründlich geschildert hat, ein Monarch, der, mit den Waffen italienischer Politik und Bildung ausgerüstet, alle deutschen Fürsten seiner Zeit wie an Klugheit so an Gelehrsamkeit übertraf, der, ohne persönlich eine Lanze eingelegt zu haben, sich aller seiner Gegner entledigte, der mit so außerordentlicher Feinheit, namentlich in seiner goldenen Bulle, durch Vereinigung der Interessen des Kaisers und der Kurfürsten den Papst von dem Einflusse auf die weltlichen Angelegenheiten Deutschlands zu entfernen wußte, daß dieser, die neue Wendung der Dinge erkennend, am Ende zum bösen Spiele gute Miene zu machen sich genöthigt sah — Karl IV. wird uns Deutschen trotz dieser Wahrnehmungen doch nie in dem günstigen Lichte erscheinen, in welchem er seinem Nationalbiographen, dem Böhmen Pelzel, erschienen ist. Karl's Grundcharakter war in deutschen Angelegenheiten stets Egoismus; Deutschland ward seinem Patriotismus für Böhmen zum Opfer gebracht. Übrigens sehen wir in ihm den ersten Kaiser, — ein deutliches Zeichen der veränderten und fortgeschrittenen Zeit — durch den die deutschen Fürsten sich auch an eine unritterliche Majestät gewöhnten. Er war jedoch zu klug, um nicht zu wissen, daß dieser Mangel an Ritterlichkeit nicht durch Schreiben, Decretiren, Untersiegeln u. s. w. ersetzt werden könne, und er fand diesen Ersatz im Prunk, durch welchen er dem etwas bleichen Bilde seiner kaiserlichen Majestät gleichsam einen hebenden Rahmen zu geben suchte. Und hören wir zuletzt noch unsern Verf.: „Das Ceremoniel, Kleidung, Feste, Geschirr, Feierlichkeiten, Rangbestimmung und prunkende Repräsentation war Karl's Hauptstudium, und selbst im Ornate und in Gold und Purpur zu figuriren, sein liebstes Vergnügen; seine Bestimmungen über die neuen byzantinisch-slawischen Auszeichnungen eines Kaisers, einer Kaiserin, der Kurfürsten sind daher in ihrer Art meisterhaft. Wir sehen Karl bei allen Feierlichkeiten den größten Werth auf das geistliche Privilegium des Kaisers legen, als Subdiakonus das Evangelium öffentlich mit dem bloßen Schwerte in der Hand abzusingen, wir sehen ihn stets, gleich seinen Unterthanen, den Slawen, beschäftigt, den Heiligen, den wunderthätigen Bildern, den Evangelienbüchern, den Todtenknochen, die Verehrung zu bezeugen, die nur dem lebendigen Gott allein gebührt."

Zum Schlusse wollen wir unsern Verf. noch eine kurze Strecke auf dem Gebiete der französischen Geschichte begleiten. Der Regierungszeit Philipp's des Schönen (gest. 1314) wird, wie natürlich, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Dieser Monarch, ein kühner Mehrer des französischen Reichs, aber auch gewissenloser Verkehrer des Rechts, vernichtete bekanntlich in Verbindung mit dem Papste Clemens V., der freilich in Philipp's Gewalt sich befand, den Tempelherrenorden. Über diese vielbesprochene historische Tragödie spricht denn auch Hr. Schlosser, jedoch so, daß er die Bekanntschaft mit Rehm's Werke über das Mittelalter voraussetzt, sowol rücksichtlich der hierhergehörigen Literatur als der Sache selbst. Es hat nämlich dieser merkwürdige Proceß deutschen und französischen Geschichtsforschern vielfache Veranlassung zu gelehrten und weitläufigen Untersuchungen gegeben; doch hat die Frage über die Schuld oder Unschuld des verurtheilten Ordens keine übereinstimmende Beantwortung erfahren. Indeß die Meisten haben ihre Stimme dahin abgegeben, daß die Verurtheilung theils auf unerwiesene theils auf gewaltsam erpreßte Anklagen hin erfolgt, und daß jedenfalls das ganze Proceßverfahren ein höchst parteiisches und gewaltthätiges gewesen sei; daß endlich zwar einige Spuren wahrscheinlicher Schuld insbesondere einzelner Mitglieder sich zeigten, die aber durchaus nicht Evidenz genug hätten, um auch nur eine criminelle und schimpfliche Untersuchung hervorzurufen, geschweige denn ein Todesurtheil zu rechtfertigen; die wahren Gründe seiner Anklage und Verurtheilung müßten dagegen wesentlich in den großen Reichthümern des Ordens, besonders in Frankreich, in dem Stolze und in der Hartnäckigkeit, womit er seine wahren oder vermeintlichen Rechte vertheidigte, und in der Habsucht und dem Mistrauen des Königs von Frankreich gesucht werden. Und schon die unregelmäßige Proceßart und die Grausamkeit gegen die einzelnen Ordensmitglieder liefern einen starken, wenn auch nur indirecten Beweis für die Unschuld der Gesammtheit. Im Ganzen ist man denn nach den angestellten Untersuchungen zu der Ansicht gelangt, daß, wie der Franzose Raynouard sich ausdrückt, „der Ruf des Ordens und das Andenken an die Ritter 500 Jahre nach seiner Aufhebung für wiederhergestellt angesehen werden müsse". Nur ein gewichtiger Gegner der Tempelherren trat in neuerer Zeit auf, der bekannte Orientalist von Hammer, in der Schrift „Mysterium Baphometis revelatum, auctore *Jos. ab Hammer*", abgedruckt in den „Fundgruben des Orients" (Bd. 6, Wien 1818). Dieser Gelehrte suchte aus den Denkmälern des Ordens den Beweis zu führen, daß er sich der Apostasie, Abgötterei, Ruchlosigkeit der Gnostiker und selbst der Ophiten schuldig gemacht habe. Gegen ihn schrieb der schon genannte Franzose Raynouard (1819). Die Schrift des Hrn. von Hammer hat keine Veränderung in der allgemeinen Meinung hervorzubringen vermocht und sowol Rehm als Schlosser gehören zu den Vertheidigern des Ordens, obschon sie manche wahrscheinliche Schuld nicht verschweigen. Durch ihre Darstellung und Beurtheilung der Sache blicken die schönen Worte Raynouard's hindurch: „Die schreckliche und berühmte Katastrophe der Tempelherren legt die

Verpflichtung auf, sehr umsichtig und streng in der Wahl der Mittel zu sein, die man sich erlauben kann, um ihnen das gerechte Mitleiden zu entziehen, welches die Nachwelt ihrem Schicksale nicht verweigert hat.“ Am traurigsten war das Loos der Ordensmitglieder natürlich in Frankreich, beiweitem milder war dasselbe in den übrigen Staaten. Auch rücksichtlich ihrer Güter verfuhr man in Frankreich am willkürlichsten. „In England aber, sagt Hr. Schlosser, „wurden zwei Drittel dieser Güter ein Raub der Krone; in Deutschland wurden sie zwischen den Johannitern und dem deutschen Orden getheilt; in Castilien nahm sie die Krone in Besitz; in Aragonien wurde der Orden von Calatrava, in Portugal der Christusorden damit ausgestattet.“

Die uns gesteckten Grenzen erlauben nicht, den Verf. weiter durch sein Buch zu begleiten. Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche, ihm auf seinen gelehrten Wanderungen in dem weiten Gebiete der Geschichte recht bald wieder zu begegnen. 54.

## Notizen.

In der letzten Versammlung der Central society of education zu London ward eine Darstellung der Unterrichtsmethode in der Blindenanstalt zu Boston in den Vereinigten Staaten verlesen. Von hervorstechendem Interesse war die Beschreibung des Verfahrens, welches man hinsichtlich eines weiblichen taubstummblinden und der Geruchsempfindung fast ganz beraubten, 13 Jahre alten und seit zwei Jahren in der Anstalt befindlichen Zöglings, Namens Laura Bridgman, verfolgt hat, sowie der in Betracht der natürlichen Schwierigkeiten günstigen Erfolge, welche besonders durch das sich unverkennbar kundgebende Streben jenes unglücklichen Wesens ermöglicht wurden, seine intellectuellen Fähigkeiten innerhalb und trotz der von der Natur ihm auferlegten Schranken mit aller Energie auszubilden. Folgende möchten die interessantesten Züge der ziemlich langen Schilderung sein. In ihrem Streben nach Kenntniß der Worte und nach Mittheilung ihrer Gedanken bildet sich das Mädchen häufig selbst Worte und läßt sich dabei in der Regel durch Analogie leiten. Nachdem man einige Zeit darauf gewendet hatte, ihr einen Begriff von der abstracten Bedeutung des Wortes alone beizubringen, was in diesem einzelnen Falle, wie überhaupt mit allen abstracten Begriffen bei solchen Individuen seine besondere Schwierigkeit hat, schien sie denselben endlich zu fassen und sie verstand, daß being by one's self so viel sei wie to be alone oder al-one. Man sagte ihr, sie solle irgendwohin gehen und allein (alone) zurückkommen: sie that dies genau so; aber bald darauf wollte sie mit einem kleinen Mädchen zusammen gehen, und sie wendete nun ihre Ausdrucksweise so: Laura go al-two. Eine ähnliche Erscheinung zeigte sich in ihren Definitionsversuchen zum Behufe der Classification eines Gegenstandes. So gab ihr Jemand das Wort „bachelor“ (Junggesell); sie bat darauf ihren Lehrer um eine Erklärung, wurde dahin unterrichtet, daß Männer, die Weiber hätten, husbands, die, welche nicht verheirathet, bachelors hießen, und antwortete auf die Frage, ob sie es verstehe: „Man no have wife — bachelor — Tenny bachelor“, indem sie augenblicklich Bezug auf einen ihrer alten Freunde nahm. Als sie das Wort definiren sollte, sagte sie: „Bachelor, no have wife, and smoke pipe.“ Sie betrachtete nämlich die individuelle Eigenthümlichkeit jener Einen Person als ein specifisches Merkmal des Gattungsbegriffs: bachelor. Sie besitzt dieselbe Vorliebe für Kleidungsstücke, Bänder und Putz wie andere Mädchen ihres Alters; und daß dies von demselben Wunsche, zu gefallen, wie bei andern, herrühre, dafür zeugt der Umstand, daß sie besonders gern in Gesellschaft geht, so oft sie ein neues Kleidungsstück hat. Merken die Andern nicht darauf, so leitet sie ihre Aufmerksamkeit dahin, indem sie deren Hand darauf legt. Gewöhnlich zeigt sie für solche besuchende Personen Vorliebe, die gut gekleidet sind. Wegen ihres überwiegenden Verkehrs mit Blinden hält sie Blindheit für den allgemein herrschenden Zustand; so oft sie mit einer Person zum ersten Male zusammenkommt, fragt sie, ob sie blind sei, oder befühlt ihre Augen. Dabei weiß sie ganz genau den Unterschied zwischen blinden und sehenden Personen; denn wenn sie jenen etwas zeigen will, läßt sie es allemal durch deren Finger berühren. Mit dem Additions- und Subtractionsverfahren mit wenigen Zahlen ist sie vertraut. Sie kann Gegenstände bis ungefähr zur Zahl von 100 zählen; um eine unbestimmt große Zahl, oder mehr, als sie zählen kann, zu bezeichnen, sagt sie: „hundert“. Als sie einmal daran dachte, daß ein Freund von ihr viele Jahre entfernt sei, sagte sie: „Hundert Sonntage“ — nämlich Wochen.

### Die Mauern von Van.

Die Stadt Van in Armenien, angeblich von Semiramis erbaut, ist wegen ihrer natürlichen Felsenmauern berühmt, die so regelmäßig sind, daß sie von Vielen als ein Werk menschlicher Baukunst beschrieben worden. Mehre der Höhlen in dem Felsen sind denen von Petra nicht unähnlich. Der Geograph Schulz soll sie untersucht und gerade zur Zeit seines traurigen Endes eine Beschreibung davon vorbereitet haben. Southgate gibt in der Beschreibung seiner Reise durch Armenien u. s. w. folgende kurze Skizze davon. „Ich ging eines Tages in dem Garten eines Agas der Stadt umher, den ich um Mittheilung einiger Belehrung über den Zustand der Medvessehs gebeten hatte. Seine Gärten lagen am Fuße des Felsens, nahe an dessen westlichem Auslaufe. Ich bemerkte deutliche Spuren von Stufen, die von der Stadt aus auf die Vorderseite des Felsens, in welche sie eingehauen waren, führten. Augenscheinlich leiteten sie, der ganzen Anlage nach, zu Gemächern in dem obern Theile. Die Thüren der Behältnisse selbst waren sichtbar, aber sowol von oben als von unten nur durch Seile zugänglich. In ihrer Nähe waren ganze Behältnisse offenbar zerstört, da man ihre sonstige innere Seite jetzt von außen sah. Diese Zerstörung scheint menschliches Werk zu sein und ist wahrscheinlich dieselbe, die Tamerlan nach Eroberung der Stadt unternommen haben soll. Die Geschichte erzählt, er habe hier gewisse außerordentlich feste Bauten gefunden, deren Zertrümmerung er beschlossen habe. Ganze Banden seiner, im Werke der Vertilgung geübten Soldaten arbeiteten unter seiner Leitung vier Monate lang daran; aber das Unternehmen überstieg ihre Kräfte, und sie waren genöthigt es nur theilweise vollführt zu lassen.“

---

Aus Neapel berichtet man die Entdeckung einer neuen Grotte am südöstlichen Abhange des Hügels von Pausilipp. Sie ist von ansehnlicher Tiefe und zu zwei Dritteln ihrer Höhe, die 45 Fuß beträgt, mit Erde, feinem Sande und Schutt angefüllt. Die innern Wände bestehen theils aus Sandstein, theils aus künstlichen Mauern, an welchen man stellenweise Spuren von Verzierungen durch Sculpturarbeit wahrnimmt. Ungefähr 400 Schritte vom Eingang entfernt stehen bis an die Schultern in Schutt vergraben 12 kolossale Marmorstatuen, deren Köpfe aber leider so verstümmelt sind, daß es unmöglich ist, ihre Bedeutung zu erkennen. Auch hat man mehre griechische und römische Kupfer- und Silbermünzen unter dem Schutte gefunden. Die Grotte ist nur dann zugänglich, wenn sie vom Seewinde in gerader Richtung bestrichen wird, da sich außerdem die Luft in einem Zustande befindet, welcher das Athmen erschwert und das Brennen von Lichtern verhindert. Man beabsichtigt die Reinigung der Grotte. 47.

---

Die berühmten siamesischen Zwillinge Chang-Eng befinden sich nach den neuesten Nachrichten aus Neuyork gegenwärtig in Nordcarolina, wo sie sich seßhaft gemacht und ein herrliches Grundstück nahe bei Trapphica in der Grafschaft von Wilkes erworben haben. Sie helfen selbst ihre Felder bebauen und sagen, daß sie die glücklichsten Menschen wären. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 295. —— 21. October 1840.


## Ernst Moritz Arndt.

Erinnerungen aus dem äußern Leben von Ernst Moritz Arndt. Leipzig, Weidmann. 1840. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir leben heutzutage so rasch hin, daß ein Vierteljahrhundert hinreicht, uns des größten Moments in unserer neuern Geschichte vergessen zu lassen. An den Kampf gegen Napoleonische Obmacht denkt kaum Einer, an die Zeiten ausländischer Unterdrückung wol Keiner mehr; und Männer, die in jenen Tagen der hehren Nothwehr die Bannerträger der edeln Vaterlandsgedanken waren, erscheinen dem heutigen Geschlechte fast wie Bergtrümmer einer dunkeln Ritterzeit. Die Richtung der Gegenwart geht so sehr aufs Allgemeine, die ganze Menschheit Umfassende, daß zuweilen eine mächtige Mahnung noth thut, auch die Heimat habe ihre besondern Rechte auf uns und habe sie jetzt so stark und dringlich als je. Darum ist das Buch von Arndt ein zeitgemäßes, ein Buch, wie es Deutschland auch einmal bedarf, Deutschland, das so gern herzbefangen sich den Ideenspielen hingibt und seine Nachbarn im Reellen schwelgen läßt. Wie oft schon haben wir uns an Grundsätzen und Systemen begeistert, die wie Zündpulver am Geschütz aus der Ferne aufblitzten, bis uns die Kugeln an unserm eigenen Leibe trafen! Zwar ist es schön und edel, dies kindliche Vertrauen auf Schönes und Edles; aber wer befugt sein will, dem Feinde zu trauen, muß vor Allem die Kraft haben, ihn auch im Nothfalle bändigen zu können.

Deutschland ist stark, wenn einig; wer weiß das nicht? Aber um diese Einheit wieder zu knüpfen, bedurfte es der Läuterung von 300 Jahren und der Prüfung des tiefsten Elends. Noch kurz vor dem Einbrechen der ärgsten Schmach über das Vaterland, wie sorglos und ohne Ahnung lebten die einzelnen deutschen Stämme, wie engumgrenzt in ihren Ortsangelegenheiten, wie herzlich haßten sie oder verachteten einander! Arndt's „Erinnerungen" führen uns ein in jene regungsvollen Tage, in jene Zeit des Überganges, und er hat noch ganz das Idyllische der alten abgeschlossenen Zustände durchlebt. Seine Jugend gehört der unbewußten Dämmerung Deutschlands an; sein Mannesalter war das unmittelbarste Wirken und Ringen für Volk und Reich; seine Greisentage waren trauervoll, aber lebensreich und frisch treiben sie jetzt wieder neue Wurzeln und Wipfel, wie die Hoffnungen unsers Vaterlandes wieder neu erblühen. So ist Arndt's Leben ein concentrirtes Bild der deutschen Geschichte neuester Zeiten, ein Bild, dessen wir uns freuen dürfen, wenn nicht um glänzender prangender Farben willen, doch ob der schönen, tiefen, starken Seele, die aus Aug' und Stirne spricht.

Arndt ist dem Baume des Vaterlandes zu vergleichen, dem guten Eichenstamme, der im kräftigen derben Boden tief wurzelt und dessen Krone vom reinsten Lichte des Himmels umglänzt ist. Arndt ist entsprossen aus echtem Bauernblute von nordischer Reinheit; Vater und Großvater gehörten den ältesten Ständen an, denn jener war Landbauer, dieser ein Schäfer, und damit auch die dritte, die Kriegerkaste, nicht in der Geschlechtsfolge vermißt werde: der Urgroßvater war ein schwedischer Unteroffizier, den die Liebe in einen Unterthan des Grafen Putbus auf Rügen verwandelte. Der Vater unsers Ernst Moritz war also nicht mehr und minder als ein Freigelassener, der aber eine gute Bildung und Erziehung genossen und sich zu einem leidlichen Wohlstande hinaufarbeitete. Arndt wurde geboren am zweiten Weihnachtstage 1769, zu Schoritz auf der Insel Rügen. Seine Jugend war eine Idylle; er lebte sich frisch in die Natur hinein, Meer und Wald umrauschten seine kindlichen Jahre, und das Aufblühen des Frühlings und die Mühen des Sommers und das rauhe Anstürmen des Winters an jenen Nordküsten wirkte ganz und unverhüllt und unmittelbar auf ihn. Gute freundliche Menschen, wenigstens erschienen sie ihm so, umgaben ihn und brachten ihm gar manche Freuden ein; ein redlicher, verständiger Vater, eine fromme, sinnige Mutter wirkten mit klarer Besonnenheit im Hause. Die Geschichte vorzüglicher Menschen lehrt uns gar oft, daß es Frauen waren, denen wir die liebevolle Entwickelung geistiger Blüten verdanken. Außer der Mutter war es noch besonders eine Base, Sophie, deren milde Einwirkung auf Arndt's Jugend schön hervortritt. Der Vater hielt seine Söhne streng und fern von aller Weichlichkeit, wie es nordischen Naturen geziemte.

Die Sitte war damals beides, feierlich und streng, und Kinder und Gesinde wurden bei aller Gutherzigkeit und Freundlichkeit der Ältern und Herrschaften immer im gehörigen Abstande gehalten. Es ward selbst in den untern Ständen ebenso

sehr, als man sich jetzt lotterig oder ungezogen gehen läßt, nach
einer gewissen Vornehmheit und Zierlichkeit gestrebt. — — Es
ging bei solchen (festlichen) Gelegenheiten in dem Hause eines
guten Pächters oder eines schlichten Dorfpfarrers ganz ebenso her
wie in dem eines Barons oder Herrn Majors von, mit derselben
Feierlichkeit und Verzierung des Lebens; aber freilich steifer und
ungelenker, also lächerlicher und alberner. — — Langsam feier-
lich mit unlieblichen Schwenkungen und Knicksungen bewegte
sich die rundliche Frau Pastorin und Pächterin mit ihren Mam-
sellen Töchtern gegeneinander, das oft falsche dicht eingepuderte
Haar zu drei Stockwerken Locken aufgeschlagen, die Füße auf
hohen Absätzen chinesisch in die engsten Schuhe eingezwängt,
wacklicht einhertrippelnd. Die Männer nach ihrer Weise ebenso
steif, aber doch tüchtiger. Bei diesen hatten die großen Bilder
des siebenjährigen Krieges den welschen Geschmack etwas durch-
brochen. Man mochte mit Recht sagen, es waren die komischen
Transfigurationen Friedrich's II. und seiner Helden. Mächtige
Stiefeln, bis über die Knie aufgezogen, schwere silberne Sporen
daran, um die Knie weiße Stiefelmanschetten, in den Händen
ein langes spanisches Rohr mit vergoldetem Knopf, ein großer
dreieckiger Hut über den steif einpommadirten und eingewäch-
seten Locken und der langen Haarpeitsche: — da war doch noch
etwas Männliches darin. — Und die Jungen? Selbst diese klei-
nen unbedeutenden Creaturen mußten schon mit heran. O, es
war eine schreckliche Kopfmarter bei solchen Festlichkeiten. — —
Das Possierlichste bei diesen Abconterfeiungen des feinen und
vornehmen Lebens war noch der Gebrauch der hochdeutschen
Sprache, welcher damals in jenem Inselchen auch für Über-
außes und Ungemeines galt und auch wol gelten mußte, weil
Wenige damit ordentlich umzugehen verstanden, ohne dem Da-
tiv und Accusativ in einer Viertelstunde wenigstens einige Hun-
dert Maulschellen zu geben. Es gehörte nämlich unerläßlich zum
guten Tone, wenigstens die ersten fünf bis zehn Minuten der Er-
öffnung und Versammlung einer Gesellschaft Hochdeutsch zu rade-
brechen; erst wenn die erste Hitze der feierlichen Stimmung abge-
kühlt und die ersten Beklemmungen, welche der Überfluß an Com-
plimenten verursacht, über einer Tasse Kaffee verseufzet waren, stieg
man wieder in die Alltagssocken seines gemüthlichen Plattdeutsch
hinunter. Auch französische Brocken wurden hin und wieder ausge-
worfen. — — Ich galt in diesen Tagen für einen treuen, gehor-
samen und fleißigen Jungen, aber zugleich für einen ungestümen
und trotzigen, für einen solchen, der gern seinen eigenen Weg ging.

Also drang, auch in jenem fernsten Winkel des Vaterlandes, die Eigenthümlichkeit der Zeit auf das kindliche Gemüth ein, und was uns heute nur noch lächerlich erscheint, war damals lästig und quälerisch und mußte eine gute kräftige Natur desto mehr auf das Innerliche, rein Menschliche zurückweisen. So entstand in Arndt der Trieb, die Menschen und ihre Sitte kennen zu lernen, und hat ihn unbewußt einen großen Theil seines Lebens beherrscht und oft zu absichtslosem Wandern gespornt. Auch die poetische Entwickelung der Nation fällt in seine Jugend; er sah im vollen Glanze das Frühroth unserer Literatur, als es sich ringsum regte und vom Summen des Lenzes alle Lüfte beseelt waren.

Die Menschen waren damals ungebildeter, aber eigenthüm-
licher, mannichfaltiger und poetischer als jetzt; das Naturge-
präge war noch nicht zur platten Einerleiheit so abgeschliffen,
man konnte mehr von ihnen lernen, mehr von ihnen haben.
Es war das wirklich eine poetische Epoche, wo das liebe Deutsch-
land nach einem langen matten Traume wieder zu einem eigen-
thümlich poetischen Dasein erwachte; und das war das Schöne
darin, daß die Zeitgenossen viel mehr, als mir es von den
Jetztlebenden däucht, an jenem Dasein Theil nahmen. Dies
war nicht blos bei den Studirten und Gebildetern der Fall,
sondern auch bei den Einfältigen und Ungelehrten.

Während so das literarische Leben sich von selbst Bahn brach bis zum einsamen Hause der Arndt'schen Ältern, wurde auch die ernstere Wissenschaft nicht versäumt und Hauslehrer bereiteten ihn und seine Brüder vor, die gelehrte Schule zu Stralsund zu beziehen. Hier lernte er die ehrwürdigen Reste reichsbürgerlichen Stolzes kennen, und der alte Glaube und die alte Treue hielten die Gesammtheit noch würdig und anständig verbunden; aber auch schwelgerischer Genuß und sinnliches Leben war an der Tagesordnung. Doch Arndt war mit ernsten Entschlüssen, ein siebzehnjähriger Jüngling, nach Stralsund gekommen und blieb ihnen treu; er war stark und gesund, und wollte es bleiben. Die erwachende Sinnlichkeit bändigte er mit kräftigem Bewußtsein, unterwarf sich freiwilligen Mühen und Strapazen, und härtete sich ab durch Wanderung und frisches Bad bis den Winter hinein. Da begab sich's auch einmal, daß die Abschiedsschmäuse von Primanern, die zur Universität abgingen, ihm so gewaltig ins Blut schlugen, daß er fürchtete zu verweichlichen, wenn er länger dies Leben fortsetzte; und in seinen Gedanken lief er wirklich eines Nachmittags auf und davon, in die weite Welt hinein, und wanderte mehre Tage herum, bis ihn seine Ältern wieder auffanden, als er gerade der harten Wege und der soldatischen Nachtquartiere müde geworden war. Dann blieb er anderthalb Jahr zu Hause, studirte fleißig und setzte seine Abhärtungen fort, und bezog endlich zu Ostern 1791 die Universität Greifswald. Im Frühjahr 1793 ging er nach Jena, wo er anderthalb Jahre blieb. Hier scheint vor Allem Fichte's kräftige Persönlichkeit auf ihn gewirkt zu haben, obschon er sich weder seinem noch einem andern philosophischen Systeme befreunden konnte; denn Arndt liebte mehr „das Scharfe und Spitze", das unmittelbar Wirkende und Gestaltende, die rasche That und was dazu führt.

Er war zum Theologen bestimmt und predigte auch mehrmals mit Beifall in seiner Heimat; aber er fühlte nicht den rechten Beruf zum geistlichen Stande und gab ihn gerade dann auf, als man schon allgemein anfing Tüchtiges von ihm zu hoffen. Er reiste nun eine Zeit lang, südwärts bis Toscana, westwärts bis Paris, und als er endlich wieder in die Heimat zurückkehrte, entschied die Liebe über seine künftige Laufbahn. Er heirathete die Tochter eines Professors zu Greifswald, ward dort Privatdocent der Geschichte und 1805 außerordentlicher Professor. Seiner Frau kostete die Geburt eines Sohnes (1801) ihr jugendliches Leben.

So weit haben wir Arndt durch ein Leben begleitet, das frisch und regsam, doch durch keine äußerliche Besonderheit sich von dem anderer Erdensöhne auszeichnete. Arndt war nun 35 Jahre alt; und sein öffentliches Wirken begann gerade von da an, als er eine ruhige Stätte für sein häusliches Leben gefunden. Vom Kernholze des deutschen Stammbaumes entsproßt, hatte sich sein Gemüth stets dem Norden zugewendet und daran erfrischt; der Geburt nach ein Angehöriger Schwedens, kam das große deutsche Vaterland erst allgemach zu seinem

Bewußtsein. Es ging ihm, dem Repräsentanten unserer Volksthümlichkeit, wie den Germanenstämmen selbst im Anfang unserer Geschichte: sie wurden erst nach und nach inne, daß sie zu einem großen Ganzen zusammengehörten.

Die ersten politischen Zu- und Abneigungen erwachten in ihm durch das Zeitungslesen, dann durch die Meinungen, die Vater und Oheim im eifrigen Gespräche ausbrachten, endlich durch die Kenntniß der vaterländischen Geschichte. Sein Vater war ein Verehrer des Hauses Wasa, sein Oheim ein begeisterter Lobredner des großen Friedrich; so wurde er als Knabe schon Royalist, während die allmächtige Bewegung der Zeit und die angeborne Kraft in ihm jene Begeisterung freisinniger und patriotischer Ideen weckte, durch die er später so mächtig wirkte. Royalismus aber und Liberalismus pflegen sich selten zu paaren, ohne daß zugleich ein beide verknüpfendes Element hervortrete, das aristokratische, welches dem Drucke von oben und unten mit gleicher Spannkraft widerstehen soll; daher ist Arndt für einen starken und reichen Adel und für eine Verfassung nach dem Muster der englischen *), insofern sich eine solche mit dem Bestehen eines geruhigen ehrenwerthen Bauernstandes vereinigen ließe. Über seine antifranzösischen Gesinnungen lassen wir ihn selbst reden:

Auch da war mein politischer Glaube wol in erster Jugend entstanden. Ich habe oben mehrmals erwähnt, wie ich in den Jahren, wo wegen der kleinen Umstände der Ältern mir aller regelmäßig fortlaufende Unterricht versagt war, doch mit reichlicher Lesung alter Geschichtsbücher und Chroniken gefüttert ward. Unter diesen waren auch die deutschen und ins Deutsche übersetzten Bücher Puffendorf's und Anderer, welche den dreißigjährigen Krieg und die herrschsüchtigen Hinterlisten und mordbrennerischen Thaten Ludwig's XIV. beschrieben haben. Dies hatte mir Abneigung, ja oft Abscheu gegen das ganze mitspielende Volk eingeflößt ..... Ich hatte endlich das Volk selbst gesehen, und sein Liebenswürdiges und Leichtes, wie sein Trügerisches und Lügenhaftes war mir kein Geheimniß geblieben. Ich war durch Belgien und längs dem Rhein langsam ins Vaterland zurückgezogen, hatte mich in Brüssel, Aachen, Köln, Koblenz und Mainz aufgehalten und allenthalben die von jenem übermüthigen Volke zertretenen und geschändeten Trümmer der alten deutschen Herrlichkeit gesehen. Ich hatte Unmuth und Ärger genug, aber wahrlich noch keinen rechten Zorn empfunden ..... Napoleon war einige Tage nach meiner Abreise von Paris aus Ägypten zurückgekommen. Ich sah die herrische Gestalt der Zeit sich schwingen und fortschwingen, folgte seinen Listen, seinen Schlachten, seinen Weltklängen und Faustgriffen. Begriff ich ihn schon klar? Ich weiß nicht; aber nach der Schlacht von Marengo wandelte mich ein Grauen an vor dieser Gestalt, vor dieser von so vielen und von so hohen Menschen vergötterten Gestalt: es schien ein unbewußtes Grauen vor dem Jammer der nächsten zehn Jahre zu sein. Der Zorn aber, ein Zorn, der bei der deutschen und europäischen Schmach oft ein Grimm ward, kam mit dem Frieden von Luneville und mit den schimpflichen Verhandlungen und Vermäkelungen, worin Talleyrand und Maret des Vaterlandes Loos und Loose ausschnitten und ausfeilschten. Die Jahre 1805 und 1806 rissen endlich die beiden letzten Stützen, woran sich ein Bischen Deutsches geschienen hatte halten und erhalten zu können ..... Als Östreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erst fing mein Herz an, sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben und die Welschen mit rechtem treuen Zorne zu hassen ..... Auch der schwedische Particularismus war nun auf einmal todt, die schwedischen Helden waren in meinem Herzen nun auch nur andere Töne der Vergangenheit; als Deutschland durch seine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit. Fast zu gleicher Zeit erließ ich zwei kleine politische Schriftchen. Das erste unter dem Titel „Germanien und Europa" war nichts als eine etwas wilde und bruchstückige Aussprudelung meiner Ansicht der Weltlage von 1802; das zweite: „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen", behandelte ein heimatliches Übel.

*) Was er zwar nicht ausdrücklich sagt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Aphorismen aus Theodor Parow's Nachlaß. Herausgegeben von Eduard Mätzner. Berlin, Duncker u. Humblot. 1839. Gr. 8. 18 Gr.

Die Herausgabe dieser Schrift ist ein Werk der Pietät. Als solches muß sie genossen und gewürdigt werden. Hr. Eduard Mätzner gibt hier nämlich Blätter aus den Papieren seines entschlafenen Freundes, Theodor Parow. Es sind, sagt der Herausgeber, Selbstgespräche eines Denkers, welcher sich über die wesentlichen Interessen des Lebens zur Klarheit zu bringen strebt. Sie geben gewiß ein Zeugniß für die gegenwärtige Zeit und ihren stillen Ernst, der nicht aufhört ohne Lohn in den Tiefen des Gedankens zu arbeiten, während am Markt des Lebens die Wahrheit um allerlei Preis feilgehalten wird. Parow starb, nachdem er eben 30 Jahre alt geworden war, ohne das System seiner Gedanken vollendet zu haben.

Der Charakter alles Dessen, was in diesen Blättern mitgetheilt ist, dürfte der des Philosophisch-Theologischen genannt werden. Schon seit dem Erscheinen des Christenthums ist ein Streit gewesen, in welchem Verhältniß eigentlich die christliche Lehre zur Philosophie stehe. Heidnische Philosophen versuchten das Evangelium durch ihre Philosophie zu vernichten, während dagegen die christlichen Kirchenväter, wie Augustinus, erklärten, die Philosophie sei nur eine Dienerin, eine Magd der Theologie. So scharf und unversöhnt Christenthum und Philosophie einander gegenüberstanden, so glaubten doch die Philosophen im Fortgang der Tage das Christenthum nicht ignoriren zu können, weil die gebildete Welt sich eine christliche wenigstens nannte; so ist es geschehen, daß die Philosophen ihre Lehrweise und ihre Lehren nach den gegebenen christlichen mehr oder weniger formten und zuschnitten. Aus dieser Verbindung ist nach und nach die sogenannte Religionsphilosophie entstanden; Friedrich Heinrich Jacobi hat jedenfalls viel gethan, daß sie in der noch jetzt beliebten Art erschien und cultivirt wurde. Allein schon in dem Worte Religionsphilosophie liegt etwas sich selbst Widersprechendes, eine contradictio in adjecto. Sieht man auf das Wesen der Religion, so muß man sagen, daß darin weniger das klare Denken, als das Glauben, das Überzeugtsein, die unmittelbare Gewißheit von dem Höchsten und Überirdischen ein wesentliches Moment sei. Die Philosophie dagegen sucht das in der Wirklichkeit Gegebene, das in der Überzeugung Feststehende zu klären, zu begründen, zur festen und unumstößlichen Wahrheit zu erheben im Gedanken. In diesen Behauptungen ist zugleich ausgesprochen, daß die Religion so gut wie die Philosophie sich auf ein inneres Bedürfniß der menschlichen Natur, des menschlichen Geistes stützt, und daß beide zu keinem verschiedenen oder gar entgegengesetzten Resultate führen können. Diese Behauptung gilt natürlich nur von der Religion an sich, oder von der reinen Religion, nicht aber von den verschiedenen positiven Religionen. In diesen positiven Religionen wird sich immer mancherlei finden, was die Philosophie oder die philosophische Kritik als secundair bezeichnen und als fremd und heterogen ausscheiden muß. Wollen nun die Anhänger positiver Religionen dies Positive in die Philosophie mit hineinverflech-

ten, oder vom philosophischen Standpunkte aus als wahr und nothwendig beweisen, um aus Philosophie und positiver Religion ein Ganzes zu machen: so mögen sie vielleicht ein geistreiches Werk zu Stande bringen, ob aber eins von ewiger Wahrheit, das muß bezweifelt werden.

Darin liegt der Grund, daß Schleiermacher von Denen sehr wenig hielt, die sich seine Schüler und Anhänger nannten: er gestand sich, daß eine solche Verbindung von Philosophie und positiver Religion nur für Den Werth habe, der sie entworfen, der sie gewissermaßen geistig erlebt hat, keineswegs aber für Den, der sie blos adoptirt, daß sie mithin auf allgemeine Gültigkeit nicht Anspruch machen könne.

Ich komme hiermit auf die vorbenannten „Aphorismen" zurück; es zeigt sich darin ein lebendiger Trieb nach Wahrheit und ein ernstes Streben, sie zu finden; zu beklagen ist, daß ein Leben, worin so viele Töne zur reinen Harmonie des Menschlichen lagen, ohne sich völlig entfaltet zu haben, enden mußte. Noch Eins möchte ich im Zusammenhange mit dem vorher Ausgesprochenen berühren. Es ist natürlich, daß, wenn auch das Christenthum bleibt, was und wie es einmal ist, doch die Auffassung desselben sich verändert. Viele haben nun gemeint, daß das Christenthum selbst sich vervollkommne, mehr und mehr ausbilde und vollende. Indeß da das Christenthum von vornherein sich als die wahre und einzige Religion ankündigt, so liegt die Idee der Vervollkommnung desselben wenigstens nicht innerhalb der Grenzen der Lehre selbst. So leicht nun eine solche Täuschung denkbar ist, so würde doch das Christenthum gar nicht Christenthum bleiben, wenn es sich mit den Begriffen und Ideen der Zeiten und nach denselben änderte; das Evangelium ist nicht perfectibel, nur Die, welchen es angeboten wird, sind vielleicht zu einer Zeit geistig mächtiger, als ihres Gleichen zu anderer Zeit es waren.

Hiermit hängt die Frage sehr genau zusammen: Ist es zum Frommen der christlichen Kirche, als solcher, daß die moderne Theologie sich der philosophischen Auffassung des Christenthums vorherrschend zuneigt?

Die Protestanten haben schon im Zeitalter der Reformation anerkannt, daß sie nicht ohne eine feste norma oder regula fidei, ohne Glaubenssymbole bestehen könnten, damit nicht eine Zeit käme, wo die Merkmale und Kennzeichen des Protestantisch-Christlichen ganz und gar verwischt wären. Daher stellten sie ihre Bekenntnißschriften zusammen und formirten daraus die sogenannten symbolischen Bücher. Noch jetzt wird bekanntlich jeder Geistliche auf die Lehren dieser Bücher verpflichtet. Allein, was hat die moderne Theologie von Daub, von Schleiermacher und seinem Nachtreter Lücke, von Sack und Twesten u. s. w. mit den symbolischen Büchern gemein? Wenn aber die Art und Weise dieser Männer, die sich für die Koryphäen der theologischen Wissenschaft ausgeben, oder die dafür gehalten werden, den Symbolen der protestantisch-christlichen Kirche total fremd ist, was mag denn ihre Tendenz sein? Wollen sie die Symbole umstoßen? Keineswegs; sie vertheidigen dieselben. Wollen sie die Symbole rectificiren? Gewiß nicht; denn Symbole, die einer Correction bedürfen, sind gar keine oder können keine sein. Wollen sie dem Volke Predigten à la Schleiermacher vorhalten? Dann werden sie die Kirchen noch planmäßig entvölkern, oder vielmehr entgeistern. Wollen sie Schleiermacher'sche, Daub'sche und sonstige Sätze in den Katechismus bringen und den Schulkindern eingeben? Schwerlich wird das ein Vernünftiger thun; obwol schon vor einigen Jahren die Schleiermacher'sche Lehre für Katechismusschüler appretirt erschien; wenn ich nicht irre, hatte ein junger Schweizer diesen genialen Gedanken durchgeführt.

Wenn nun aus diesen unabweislich naheliegenden Fragen erhellt, daß die moderne Theologie etwas durchaus Unpraktisches und Unkirchliches sei, so sieht man daraus, daß es mit derselben durchaus nichts sei. Ebenso unpraktisch und unkirchlich ist der in einzelnen Ländern jetzt moderne und sogar von oben her protegirte Pietismus und Mysticismus. Sowol diese letztgenannte Richtung als die der modernen Theologie beide verkennen und verrücken die Grenzen der Religion, beide verstehen nicht eine Grenze zu ziehen und einen Unterschied zu machen zwischen Religion an sich und zwischen positiver Religion; während die moderne Theologie sich den Schein größter geistiger Freiheit und Kraft gibt, ist sie, wenn man's scharf nimmt, ebenso unfrei und unselbständig wie Mysticismus und Pietismus.

Gegen beide Richtungen ist die Strauß'sche Methode und Lehre ein nothwendiges Gegengewicht, obwol, wie ich schon mehrfach ausgesprochen habe, Strauß keineswegs originell, sondern nur die zweite Auflage von Paulus, Wegscheider und Röhr ist.

Auf diesem Kampfgebiete würde Theodor Parow mit seiner eigenthümlichen Tiefe der Auffassung viel dazu beigetragen haben das Gleichgewicht herzustellen und zu behaupten. 24.

---

## Literarische Notizen.

Eine seltsame Ankündigung des französischen Journals „L'Audience" theilen wir in vollständiger Übersetzung mit: „L'Audience! — das ist der Ruf, den man in jedem Augenblick in den öffentlichen Etablissements wiederholen hört. Gerichtshöfe, Rechtsfragen, industrielle Übersichten, Frankreichs und des Auslandes Bankrotte, pikante Scenen aus den Friedensgerichten und den Disciplinarräthen der Nationalgarde, Scenen aus dem criminellen Leben — das sind die Ansprüche der „Audience" auf die allgemeine Gunst! Wenn ihr dieses interessante Journal zu lesen verlangt, so fragt nur nach der „Audience" in allen Kaffeehäusern, Lesezimmern u. s. w." Bald nachher liest man mit großen Buchstaben angekündigt: „Tout le monde voudra lire le dernier numéro de l'Audience, journal judiciaire à 20 fr. par an au lieu de 72!" Der Inhalt dieser Nummer ist angegeben und umfaßt ein gutes Theil einer der langen Spalten im „Journal des débats", voran: „Mme. Lafarge et ses deux avocats"! Mit großen Buchstaben ist der Artikel „Un homme enterré vivant" hervorgehoben; mit drei Ausrufungszeichen versehen ist die Notiz „Nourriture de chair humaine"!!! Dann gibt es noch die Überschriften: „Les ennemis du caporalat"; „Une gorge à demi-coupée"!; „Ne battez pas les demoiselles!"; „Marche de la coalition. 1er peloton. Les menuisiers. 2d peloton. Les charrons. 3ième peloton. Les tailleurs. 4ième peloton. Les serruriers en bâtimens. 5ième peloton. Les mécaniciens." Diese echt französische Lügen-, Greuel- und Scherzzeitung, welche durch ihre lebendig begrabenen Menschen, ihre in Stücke zerschnittenen Leichname und dergl. allerdings auf ein großes Publicum Anspruch hat, verkündet auch, großartig genug, für ihre Abonnenten: „des consultations judiciaires gratuites par un comité d'avocats célèbres" u. s. w.

---

Ein Roman von Charles Rabou: „Louison d'Arquien", wird von französischen Kritikern sehr gelobt; sie sagen, er sei ebenso originell als kurz, könne in einem Athem durchgelesen werden, sei kräftig und naiv zugleich, der Styl ahme fast die Formen der während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gebräuchlichen Sprache nach (vielleicht in der Weise, wie W. Alexis in seinem neuesten Romane „Der Roland von Berlin" seine Personen die Sprache des 15. Jahrhunderts oder eine derselben ähnliche sprechen läßt), der Verf. wisse zu erzählen, was ein seltenes Talent sei, er wisse auch zugleich aller Abschweifungen sich zu enthalten, was ein noch selteneres Talent sei. Vorzüglich müsse man an Rabou loben, daß er keine blassen, falschen und zweideutigen Leidenschaften darstelle, die nur Surrogate für die mangelnde wahre Leidenschaft seien. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 296. —— 22. October 1840.

## Ernst Moritz Arndt.

(Fortsetzung aus Nr. 295.)

In der letztern Schrift hatte unser Arndt, der Unterdrückung im Einzelnen wie im Großen feind, das Misverhältniß beleuchtet, das seit dem dreißigjährigen Kriege zwischen den Edelleuten und freien pommerschen Bauern sich gebildet hatte und wodurch diese meistentheils zu Leibeigenen geworden waren. Der Bauernstand wurde mit ungemessener Dienstbarkeit belastet, durch Verwandlung der Dörfer in große Pacht- und Rittergüter endlich sehr zerstört .... Dies veranlaßte an mehren Stellen förmliche Bauernaufruhre, welche durch Soldatenentsendungen und Einkerkerungen gedämpft werden mußten. Auch wurden, wie es munkelte — was aber des verhaßten Gegenstandes wegen vertuscht ward —, einzelne böse Edelleute und Pächter gelegentlich, wie Tiberius, durch nächtliche Überfälle unter Kissen erstickt. Aber dergleichen Greulichkeiten waren nur eine kurze Warnung und die Dinge liefen nichtsdestoweniger ihren gewöhnlichen häßlichen Lauf. Wie diese Verwüstung der Dörfer der Hartherzigkeit oder Habsucht unbarmherziger oder verschuldeter Herren preisgegeben war, so war es auch die Persönlichkeit der an die Scholle gebundenen Leute ..... Mancher Herr ließ sich für die Freilassung von einem rüstigen und schönen Jüngling 100, ja wol 150, und von einer ähnlichen Magd 50 oder 60 Thaler bezahlen, konnte auch die Freilassung überhaupt gegen jede Summe ganz verweigern.

Arndt offenbarte nicht allein diese Greuel, die durch kein Gesetz einen Vorwand fanden, sondern regte auch seinen Bruder Fritz an, der damals Advocat zu Bergen auf Rügen war, Bauern gegen ihre Edelleute zu schirmen und zu vertheidigen, was ihm gelang, trotz der schmählichen Verwaltung der Patrimonialgerichtsbarkeiten, „welche Einige uns jetzt noch als ein gar hübsches patriarchalisches Verhältniß anzupreisen wagen!" Arndt zog sich manchen adligen Haß zu und wurde sogar beim Könige Gustav IV. Adolf verklagt; allein diese Anklage hatte nichts Anderes zum Erfolg, als daß der König einige Jahre nachher die Leibeigenschaft und Patrimonialgerichte aufhob. So war die erste öffentliche Wirksamkeit des edeln Mannes; ein würdiges Vorspiel zu der Rolle, die ihm später zu Theil ward.

Nachdem er 1803 — 4 eine Reise nach Schweden gemacht, wurde er (1806) zu Stralsund in der Regierungskanzlei beschäftigt. Hier begann sein Kampf fürs Vaterland mit einem Zweikampfe. Arndt sitzt mit mehren Freunden beim Trunk in einem öffentlichen Garten; er lobt das schwedische Volk: da läßt der Schwede Gyllensvärd „ein schlechtes Wort über das deutsche fallen". Am dritten Tage schossen sie sich am Meeresstrand; die Kugel des schwedischen Offiziers durchbohrte Arndt und fesselte ihn auf ein paar Monate ans Bett. Da schrieb er den ersten Theil des „Geistes der Zeit" (1806), womit er seinen Krieg gegen Frankreichs Übermacht eröffnete. Bald darauf zwang ihn die Schlacht bei Jena und die Besetzung Pommerns durch die Franzosen zur Flucht nach Schweden. Aber auch hier ward er Zeuge gräßlicher Zerrüttung; er konnte nicht froh und friedlich leben „mitten unter den Zeichen alles Verderbens und Unterganges, wo die vorbedeutenden und weissagenden Unglücksraben des Schicksals mit ihren schwarzen Flügeln Einem jede Secunde um das Haupt schwirrten". Arndt sah den Sturz des Königs vorher und die Franzosenliebe der meisten Schweden stimmte schlecht zu seinen Gesinnungen, wiewol dieser Zwiespalt auf seine geselligen und Freundesverhältnisse weiter keinen Einfluß hatte. Dennoch ward es ihm schwermüthig und unheimlich; er sehnte sich zur Heimat. Der Sicherheit wegen gab er eine Reise nach England vor, fuhr aber mit einem preußischen Schiffe nach Rügenwalde, wo er als Sprachmeister Allmann landete. Dies geschah im September 1809. Von da fuhr er mit einem Küstenschiffchen nach Kolberg, das in den Jahren 1806 und 1807 als letzter Anker der preußischen Ehre gegen alle Feindesflut ausgehalten hatte. Sodann reiste er bald zu Lande, bald zur See, bald zu Fuße nach der Heimat und gelangte in der Morgendämmerung zu dem trantower Hofe bei Gützkow, wo die Seinen wohnten. Er sah seinen achtjährigen Sohn und seine Geschwister wieder, aber seine Ältern nicht; den Vater hatten sie im vorigen Sommer begraben, die Mutter war ihm vor vier Jahren vorangegangen.

Hier saß er verborgen und wagte nur einmal eine Decemberfahrt zu seinem Bruder Karl, verkappt und verhüllt, ohne irgendwo eine Einkehr zu wagen.

So mußte ich in der Heimat neben so vielen Verwandten und Bekannten wie ein Bandit durchs Land schleichen .... Ja das waren Zeiten! Das war ein Jahr, das Jahr 1809! Es hatte mit der Ächtung und Flucht aus Berlin des edeln Ministers v. Stein begonnen; alle seine Arbeiten, Aufstände, Kämpfe und blutige Männerschlachten waren durch einen fürchterlichen Frieden verloren und beruhigt; so viele und große Hoffnungen

von vielen Millionen Menschen lagen wieder versunken in dem Abgrunde der Verzweiflung. Es endigte mit der Auslieferung und Hinrichtung des frommen Andreas Hofer.

Bald schien ihm die Heimat nicht mehr Sicherheit zu gewähren; er ging nach Berlin, wo sein Jugendfreund Georg Reimer ihm eine Wohnung besorgte. Er kam ein paar Tage vor Weihnachten an und sah den Einzug des preußischen Herrscherpaares, sah die Freude und den Schmerz des Volkes und saugte neuen Grimm aus den gramvollen Augen der holden Königin und neue Entschlossenheit aus den verschlossenen Zügen Scharnhorst's.

Es war das doch eine schöne Zeit: Alles bedrückt, bedrängt, verarmt und im Wechsel zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend; doch wenn auch nur ein Lichtfunken der Hoffnung aufschimmerte, zu welchem hellen Morgenrothe der Zukunft entfaltete es plötzlich sein mächtiges Gefunkel! und die Nacht und die mitwissenden Sterne belauschten Worte, welche in Gesellschaften die Furcht damals kaum zu wispern wagte .... Die Franzosen hatten über das alte Germanien ein Gewebe der Auflauerei und Späherei geworfen, in dessen weiten Falten jene zischelnden und giftzüngelnden Würmer der Hinterlist und des Verraths verborgen lauerten. Dieses Gewebe, ja dieses Netz und die einzelnen Fäden desselben hielt vor vielen Andern der französische Gesandte Reinhard in Kassel und der westfälische Botschafter Freiherr von der Linden in Berlin, und der Franzose Bignon in Stuttgart in der Hand.

Um Ostern 1810, als Pommern wieder an Schweden zurückkam, kehrte Arndt auch wieder in seinen Universitätsposten zu Greifswald zurück; doch sobald er seine Familienverhältnisse geordnet, nahm er (Sommer 1811) seine Entlassung. Er war gewarnt worden, namentlich durch Villers; man hielt ihn für ein Mitglied eines geheimen antifranzösischen Bundes. Er blieb still auf dem Hofe Trantow, spähete umher, wo eine von französischem Druck freigebliebene Stätte in Europa noch zu finden sei, und fand keine andere als Rußland. Und zu rechter Zeit noch gab ihm der russische Gesandte zu Berlin, der Graf Lieven, einen Paß nach dem Ostreiche; denn schon rückten Franzosen wieder in Pommern ein. Arndt flüchtete nach Clempenow und kam Anfang Februar 1812 nach Berlin.

Hier war ein Leben und Weben, ein Wogen und Treiben der Kräfte. Die Herzen schlugen volleren Schlag, die Liebe fand vollste seligste Umarmung; der Haß und Zorn, damals ganz jugendliche frischeste Gesellen, welchen noch keine Policei die Flügel gestutzt hatte, gaben einen Augenblick fast ebenso große Seligkeiten. Da habe ich viele trefflichste Männer zuerst gesehen und kennen gelernt, und war mit Einemmale m i t t e n i n e i n e m g r o ß e n g e w a l t i g e n M ä n n e r b u n d e, der einen einzigen Gegenstand seines Bedürfnisses hatte, Haß und Abschüttelung und Vernichtung der Welschen. A n d e r e S c h i b o l e t h e u n d G e h e i m l e h r e n g a b e s d o r t g e w i ß b e i d e n W e n i g s t e n, w e n i g s t e n s b e i m i r k e i n e a n d e r e.

Die Geschichte ging ihren unaufhaltsamen Lauf; Preußen sollte unter Frankreichs Banner gegen Rußland streiten. Viele preußische Offiziere nahmen ihren Abschied, unter ihnen der Oberst Graf Chazot, mit dem Arndt nach Breslau ging. Dort sah er Gneisenau und Gruner, welcher als Franzosenfeind seine Stelle als Policeipräsident zu Berlin hatte niederlegen müssen.

Hier hinein kam auch zuweilen der alte General Blücher, der auch bei fröhlichen Gelagen etwas vom Feldmarschall hatte. Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit Jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener obern Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich der schwarzdunkeln Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermuth nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 u. 1807, als er in Hinterpommern befahl, eine Zeit lang durch seinen dunkeln Zorn verrückt gewesen und hatte auf alle Fliegen und schwarzen Flecke an der Wand mit dem Rufe: N a p o l e o n, mit dem gezückten Schwerte gestoßen. Mund und Kinn aber gaben einen ganz andern Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den obern Theilen des Gesichts in Übereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügespiel bisweilen sogar in die Augen hinauflief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht.

Auch mit Scharnhorst und mit dessen Tochter, der Gräfin Julie zu Dohna, verkehrte er viel zu Breslau. Wir dürfen die herrliche Schilderung hier nicht weglassen, die er von Scharnhorst mittheilt:

Schlank und eher hager als wohlbeleibt trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vornüber geneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen edeln Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visir seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Angesicht und die Geberden desselben auch hielt, er machte den Eindruck des schlichten besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegeschlösser vor denselben. So war sein Wesen; er hatte es wol gewonnen durch sein Schicksal sowol als durch seinen Verstand. Er hatte sich aus niederm Stande emporgerungen und von unten auf viel gehorchen, auch der Noth gehorchen müssen. Seine Stellung in Preußen war bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edeln doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings geworden, denn in der bösen Zeit, seit den J. 1805 u. 1806, hatte er, von den Eignen und Fremden belauert und den welschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber im langsam dehnenden Ton kühnste Gedanken oft mit sprüchwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit, das war Scharnhorst; er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm breit zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände, als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters, Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmuz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein Vir innocens im Sinne der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben.

Mit solchen Männern lebte Arndt damals in Breslau und den schlesischen Bädern. Die Zeichen des neuen

Kriegs mehrten sich; die dresdner Fürstenberathung kettete Europa fester an Napoleon. Arndt ging nun, Anfangs Juni, nach Prag, um von da nach Rußland durchzuschlüpfen. Er reiste mit einem Kaufmann, der häufig den Schmuggelhandel in den Grenzlanden trieb, als dessen Commis nach Brody. Köstlich ist die Beschreibung dieser Fahrt mit einem Kerl, der ein echter Sancho Pansa war, nur in hagerm Leibe. An der russischen Grenze ward er freundlich aufgenommen und reiste von dort aus weiter mit einigen Attachés der russischen Gesandtschaft zu Wien, unter denen der Graf Ramsay de Balmaine hervortritt, späterhin einer der bewachenden Begleiter Napoleon's auf Helena. Der Zug ging durch das reiche herrliche Volhynien nach Kiew, wo Arndt in den goldglänzenden Thürmen und Kuppeln den Vorschimmer des Ostens anstaunte und seine Freude hatte an den edeln Gestalten von Juden und Jüdinnen, die ihm in Allem besser gefielen als ihre in Deutschland wohnenden Religionsgenossen. Bald ging's nun ins eigentliche Rußland hinein, zu den Dörfern der Roskolniken, einer altgläubigen Sekte, die Alles für unrein halten, was Andersgläubige berühren. Das Land war noch immer schön, die Dörfer sogar zierlicher, aber dafür die Plage mit gewissen kleinen Blutsaugern desto ärger. Die Leute waren überall freundlich und willig, aber gar oft mußte man sich dennoch mit schmaler Kost behelfen, weil Alles schon vorher weggenommen war. Reisende Beamte, Feldjäger u. dgl. machen (oder machten damals) in Rußland wenig Umstände und nahmen aller Orten an Pferden, Lebensmitteln u. s. w., was ihnen eben beliebte. Doch die Munterkeit der russischen Fuhrleute blieb sich auch bei Mishandlungen immer gleich; sie „schüttelten Prügel ab wie die Gans das Wasser, schwangen sich auf ihre Pferdchen und sangen, pfiffen und klatschten wieder lustig fort". Die Pferde werden dort viel zärtlicher behandelt als die Menschen.

Über Smolensk fuhr Arndt mit einem jungen deutschen Offizier von der russisch-deutschen Legion den Weg nach Moskau, zuweilen auch mit Tettenborn. In Wiäsma, wo er diesen traf, fand er auch Nesselrode und andere Mitglieder des Cabinets; hier tafelte er mit ein paar hundert Gästen zusammen:

Da war heute Jubel und Begeisterung, und die Freude der Becher ging klingend um; und nach den Bechern, als Alles sich vom Tische erhob, erhielten auch die Fremdlinge ihre Gaben, von welchen erschollen war, daß sie nicht für Napoleon nach Rußland gekommen seien: Umarmungen, Händedrücke, Küsse von schönen Frauen und Jungfrauen, welche ihr Vaterland fühlten. Es war eine außerordentliche Lebendigkeit und Aufwallung in dem ganzen Volke, und auch bei den Geringsten im Volke, welche die Welschen wegen ihrer Unfreiheit Sklaven schalten: nichts blos Angehauchtes und Gemachtes; nein, es brauste aus dem Innersten der Herzen gleich lebendigstem Sprudelwasser. Solche Gaben von schönen Frauen und Dirnen sind mir nachher in Petersburg, selbst in den Palästen der Orloffe und Lieven, öfter zugefallen an Tagen, wo Siegesnachrichten einliefen oder gefeiert wurden.

In Moskau blieb er nur zwei Tage und reiste von da nach Petersburg, durch ein schönes, wohlbebautes Land mit hübschen Dörfern. Um den bösen schwarzen Feinden zu entgehen, mußte er die Zimmer meiden und pflegte, wenn eine Rast kam, in den Mantel gewickelt unter dem Wagen zu schlafen; dabei hatte er den Vortheil, daß er seine Sachen selbst hütete, was gar nicht überflüssig war. Endlich langte er in Petersburg an; es war gegen das Ende Augusts. Er begab sich sofort zum Freiherrn von Stein, welcher eigentlich die Veranlassung seiner Reise nach der russischen Hauptstadt war; denn in Prag hatte ihm Gruner mitgetheilt, daß Stein ihn bei sich zu haben wünschte.

Ich fand in der Demuth (so hieß der Gasthof, nach dem Namen des Wirthes) sogleich ein paar Zimmer für mich, und nahm mir einen deutschen Bedienten an, einen gebornen Esthländer, ein hier durchaus unentbehrliches Geräth. Ich ward nun bei dem Herrn Minister ordentlich angestellt, einstweilen gleichsam wie im russischen Dienste; denn ich bekam meinen Gehalt aus öffentlichen Kassen ausgezahlt, und zwar noch während meines Aufenthaltes in Preußen; späterhin, versteht sich, aus der Kasse der Centralverwaltung in Deutschland. Ich bin hier (ich will diese Kleinigkeiten auf einmal herzählen) von ihm in allerlei kleinen Schreibereigeschäften, zur Dublirung und Entzifferung von Briefen und Depeschen, zur Abfassung einzelner kleiner Flugschriften gebraucht worden, sowie bei den Angelegenheiten, welche die Errichtung der sogenannten deutschen Legion betrafen. Auch hat mich ein alter russischer Admiral zuweilen in Athem gesetzt und in Anspruch genommen zur Erlustigung und Unlustigung, wie die Würfel der Einfälle und Gedanken, die mit dem alten Herrn durchgingen, eben fielen. Es war der Admiral Schischkow; so ward der Name ungefähr ausgesprochen. Dies war ein Original von einem Manne, ein echter Russe, denke ich, von allerbestem Schlage. Er trug den Grundtypus seines Volkes, Lustigkeit, Gespaßigkeit und eine unbeschreibliche Gewandtheit und Lebhaftigkeit beide in seinem Glieder- und Geberdenspiele. Er muß etwas von Suwarow gehabt haben .... Dieser alte würdige Admiral, der blutwenig Deutsch verstand, hatte entweder von mir reden gehört, oder irgend einen meiner kleinen Aufsätze oder Übersetzungen davon zu Gesicht bekommen. Er war damals, nachdem Romanzoff den Minister des Innern Speranski gestürzt hatte, gleichsam als ein Lückenbüßer in seine Stelle eingeschoben, und hatte unter Anderem auch Aufrufe und Verkündigungen an das Volk zu erlassen. Da suchte er nun gewaltige und mächtige Worte und Redensarten, übersetzte mir seine Sachen in schlechtes Französisch; das mußte ich denn deutsch geben, und dieses wieder, wenn möglich, mit Mehrung und Erhöhung des Ausdrucks und Gedankens in wahrscheinlich noch schlechteres Französisch zurückübersetzen, wodurch er denn endlich sein Russisches noch zu heben suchte .... So ward ich hier befestigt in einer nicht unwürdigen noch unwillkommenen Stellung .... Ich bin hier also gegen das Ende des Augusts angekommen, ich meine den 26. oder 27. Tag jenes Monats, und trat vor den Minister (von Stein), welchem ich aus seinem Prag einige mündliche Erzählungen überliefern konnte. Ich ward mit großer Freundlichkeit von ihm empfangen. Mich hatten seine Gestalt und Darstellung betroffen, als hätte ich schon irgendwo ihres Gleichen oder Ähnlichen gesehen; aber ich mußte mich anfangs nicht zu erinnern. Erst als ich einige Stunden vor ihm am Theetische gesessen und die ersten Eindrücke sich beruhigt und abgeklärt hatten, rief ich in mir Fichte! Ja, Vieles von meinem alten Fichte schlug mich nun: dieselbe Gestalt ungefähr, kurz, gedrungen, breit; dieselbe Stirn, nur noch breiter und zurückgebogen; dieselben kleinen, scharfen, funkelnden Augen; fast dieselbe nur noch mächtigere Nase; die Worte derb, klar, fest, mit kurzer Geschwindigkeit gleich Pfeilen vom Bogen gerade ins Ziel schlagend. Daß ich diese Fichtesche unerbittliche sittliche Strenge in den Grundsätzen bei ihm bewundern mußte, ergab sich sehr bald. Der Unterschied war nur, daß dieser

Mann der Sohn eines alten reichsherrlichen Stammes am Rhein, Fichte der Sohn eines armen Tuchwebers in der Lausitz war; daß dieser Reichsritter mit voller Gewalt durch die Schatten und Nebel des Nichtich immer zum Ich hinaufrang, jener Philosoph aber von dem erhabenen Ich in die Schatten und Nebel des Nichtich hinabsteigend vergebens strebte, es auf diesem Wege zu begreifen und mit dem Ich zu vermitteln. Dies war der erste flüchtige Eindruck .... Ich weiß nicht, auf welche besondere Weise oder durch welche besondere Veranlassung der Herr von Stein nach Petersburg gekommen ist. Auf die Einladung des Kaisers durch einen Brief; — das versteht sich, und das hat er mir selbst erzählt. Von Andern habe ich wol gehört, der Kaiser, jetzt auf dem Rande eines ungeheuern Durchbruchs der Dinge stehend, habe sich an Worte erinnert, welche der Minister im Sommer 1807 zu Tilsit weissagend zu ihm gesprochen habe, und habe, diese Weissagung in seinem Briefe erwähnend, ihn berufen. Wie dem nun sei, der Herr von Stein hatte hier keine Kämpfe, denn er ging ohne Furcht immer gerade durch und überließ das übrige Gott; — aber der Kaiser Alexander hatte sich langsam durchkämpfen müssen. Dieser Herr war jedes Anhauchs und Anflugs des Großen und Edelmüthigen fähig; aber es war etwas Weiches in seiner Natur, was die feste Ausdauer und männliche Härte versagte. Der Krieg mit Napoleon war erklärt, und die ersten blutigen Zusammenstöße hatten schon geknallt; aber noch immer saß Romanzeff am Ruder und hatte den Minister des Innern, den verdienten Speranski, und den geheimen Staatsrath Beck in seinem Ministerium, weil sie dem Kaiser Vorschläge und Rathschläge zu den kühnsten und geschwindesten Maßregeln übergeben hatten, in Verbannung und Kerker geschickt. Er war bekannt als die Seele des gegen Spanien, gegen England und Östreich beschwornen und nur zu lange und zu schimpflich gehaltenen Napoleonischen Bündnisses; er, in seinen Sitten und Gewohnheiten ein abscheulicher Weichling, gehörte zu den Entnervten, die in Napoleon den Schicksalsmann des göttlichen Fingers sahen, den keine irdische Macht werde bändigen können; sein Rath war Friede und Unterwerfung gewesen. Kaiser Alexander hatte nicht den Muth, sich plötzlich von dem alten Manne zu scheiden und loszureißen, obgleich Stein über diese Stellung, besonders über die Meinung, welche diese Stellung bei England, Östreich, Preußen und bei Allen, die einmal an dem Joche des Corsen schütteln könnten, nothwendig hervorbringen müsse, dem Kaiser die redlichsten und tapfersten Wahrheiten gesagt und geschrieben hatte .... So wirkte er auf den Kaiser; aber eine breitere mächtigere Bahn machte er sich bald in der großen petersburger Gesellschaft, und durch diese wirkte er wieder, vielleicht mächtiger, auf den Kaiser zurück. Sein Muth, seine Kühnheit, noch mehr sein Witz und seine Liebenswürdigkeit drangen allenthalben durch und ein, und leuchteten und zündeten wie Blitzstrahl, wo irgend noch etwas zu zünden war. Die sittliche Schönheit und Klarheit seines Wesens, durch und durch mit Muth durchschossen, und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit er in den kürzesten unscheinbarsten Worten an den Tafeln und Theetischen zu spielen wußte, wo er sich auch gern und unbewußt selbst im leichteren Kosen und Scherzeln hingehen ließ, machte ihn bald zu einem mächtigen Manne in der petersburger Gesellschaft; sein tapferer Wille, seine Einfälle, seine Worte wurden zu Anekdoten ausgeprägt, welche wie Blitzfeuer rund liefen. Bald hatte er einen sehr bedeutenden Anhang, der um so treuer war, da Alle wußten, daß er nur als Pilger gekommen sei, der mit dem Siege wieder nach Westen wolle, daß er also Keinem in den Weg treten werde. Er stand endlich in Petersburg wie das gute Gewissen der Gerechtigkeit und Ehre, und die Orloff, Soltykow, Uwarow, Kotschubey, Lieven und das zum Begeistern und Fortschnellen so allmächtige Heer der schönen und geistreichen Frauen pflanzten sein Banner auf. Auch war er der unerschütterlichste Fürst und Feldherr des Muthes. Als die Nachricht von der Schlacht bei Borodino und bald von dem Brande Moskaus ankam, und Zar Konstantin umhersprengte und Frieden! Frieden! rief, als die Kaiserin Mutter und Romanzoff Frieden flüsterten, trug er sein Haupt nur desto heiterer und stolzer. Ich habe ihn gesehen diesen heitern Muth. Ich war den Tag nach der eingelaufenen Kunde von jenem Brande mit dem tapfern Dörnberg und mehren wackern Deutschen bei ihm zur Tafel. Nie hab' ich ihn herrlicher gesehen. Da ließ er frischer einschenken und sprach: „Ich habe mein Gepäck im Leben schon drei, vier Mal verloren; man muß sich gewöhnen, es hinter sich zu werfen: weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Literarische Notiz.

### Sammlung wendischer Volkslieder.

Sammlungen von Volksliedern sind gewissermassen und mit Recht ein stehender Artikel der neuesten Literatur geworden. Fast alle Nationen haben dergleichen Sammlungen gegenwärtig aufzuweisen; nur das sich mehr und mehr vermindernde Volk der Wenden fand bis jetzt noch keinen unter seinen Söhnen, der sich einer Sammlung seiner vielen Volkslieder unterzogen hätte. Es war daher ein glücklicher Gedanke der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, die Aufsuchung und Zusammenstellung derselben zum Gegenstand einer Preisaufgabe zu machen. Das Resultat war die Auffindung und Aufzeichnung von mehr als 400 solcher Lieder mit ihren eigenthümlichen Melodien. Es können aber diese Lieder den besten slawischen und deutschen Volksliedern in jeder Hinsicht an die Seite gestellt werden; auch sind sie für die Kenntniß der Sitten und Gebräuche der Wenden, dieses merkwürdigen slawischen Stammes, der mitten unter einer deutschen Bevölkerung sich so lange in seiner Eigenthümlichkeit erhalten hat, von hohem Interesse. Gegenwärtig hat sich nun der höchst verdiente Secretair der gedachten Gesellschaft, der Pastor Ordinarius Haupt in Görlitz, in Folge mehrseitiger Auffoderungen, nachdem er sich Jahre lang schon mit der Sichtung, Ordnung und Bearbeitung des in allen Gegenden der Lausitz aufgesammelten Materials beschäftigt, entschlossen, eine Sammlung wendischer Lieder im Original und deutscher Übersetzung mit den Singweisen auf Subscription herauszugeben. Das Ganze soll in zwei Theilen bestehen, von denen der erste die oberlausitzischen Volkslieder umfassen wird und zwar nach folgenden Rubriken: 1) „Paczpolna", Feldlieder, Romanzen, Lieder; 2) „Róncka", Tanzlieder; 3) „Wuzenenja", Rundgesänge; 4) „Kwasne zpjowy", Hochzeitlieder; 5) „Stonanja", Bittlieder; und 6) „Podkhyrluski", Legenden. Der zweite Theil wird die niederlausitzischen Volkslieder nach denselben Abtheilungen enthalten. In einem Anhange sollen Erklärungen beigefügt werden über einzelne Lieder, Worte und Anspielungen, Varianten in Text und Melodien, und Parallelstellen aus andern sowol slawischen als deutschen Volksliedern, sowie eine mit eingedruckten Abbildungen illustrirte Abhandlung über interessante Eigenthümlichkeiten, Sitten und Gebräuche der Wenden. Das Werk wird ungefähr 60 Bogen umfassen und in einzelnen Lieferungen von 10 Bogen in Quartformat erscheinen. Der Preis jeder Lieferung ist auf 16 Gr. bestimmt, und das Werk beginnt, sobald die nöthige Zahl der Subscribenten gewonnen sein wird. Je mehr unsere Zeit dem Volksthümlichen sich zuwendet, je mehr man wieder Geschmack findet an den alten, ehrlich[illegible] und harmlosen Volksbüchern und überall die im Volke noch le[illegible]nden Sagen und Märchen aufsucht, um so mehr läßt sich erwar[illegible], daß auch dieser Sammlung der wendischen Volkslieder, von denen man bisher kaum eine Kunde hatte, das Publicum seine Aufmerksamkeit zulenken und durch Subscriptionen das Ersche[illegible] derselben ermöglichen und beschleunigen werde. 98.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 297. —— 23. October 1840.


## Ernst Moritz Arndt.

(Fortsetzung aus Nr. 296.)

In Petersburg schritten die deutschen Flüchtlinge indessen mit der Bildung der russisch-deutschen Legion voran, unter der Leitung des Herzogs von Oldenburg, der mit seiner pedantischen Weise und drei Stunden langem Dociren und ewigem Zögern männiglich in Verzweiflung setzte. Da kamen die Deutschen in schlimme Lagen; in russischen Dienst zu treten war nicht räthlich, weil die Russen anfingen alle Fremden höhnisch zu behandeln. Arndt sah hier die bedeutendsten Männer jener Tage und mußte nur zu oft erfahren, was Egoismus, Hochmuth und tückisches Weltleben aus den Besten zu machen vermögen. Doch seine Seele blieb rein und kindlich, offen und groß; in den Sälen des petersburger Glanzes wie in den Bauernhütten, in denen sich einst seine Flucht barg, bewahrte er eine schöne kräftige Gleichheit des Gemüthes. Er bewegte sich mit der größten Sicherheit in den höchsten Kreisen; aber weit mehr liebte er es, das Volk in seiner Eigenthümlichkeit zu belauschen. Seine Beobachtungen und Bemerkungen über die Russen sind überraschend durch ihre Anschaulichkeit und schlagende Wahrheit. Wir müßten zu viele Seiten hier füllen, wollten wir das Schöne und Treffliche, was das Buch in dieser Art enthält, auch nur im Auszuge mittheilen.

Es erfolgte der Rückzug der Franzosen; die Russen drängten ihnen nach. Der Minister Stein, mit ihm Arndt, gingen dem Kaiser Alexander nach Preußen voran; am 5. Januar 1813 verließen sie Petersburg und sahen überall noch das gräßliche Elend jener Niederlage, jener Flucht von der Moskwa bis zur Oder. In und um Wilna, wo Arndt fünf Wochen, nachdem die Franzosen es verlassen hatten, anlangte, fanden sie noch alle Wege voller Leichen von Menschen und Thieren!

Endlich kam Arndt mit seinem Stein über Königsberg nach Breslau, von wo der König am 3. Februar jenen ewig denkwürdigen Aufruf erlassen hatte. Begeisterung wogte überall, in Städten und Dörfern bis in die kleinste Hütte herab. „In kälterer ärmerer Zeit lächelt man, wenn man zurückdenkt; aber es war Alles bitterster heiligster Ernst, was den Leuten jetzt ein kindliches, ja kindisches, höchstens ein gemachtes poetisches Spiel dünken würde." Arndt schrieb jetzt sein Büchlein „Über Landwehr und Landsturm", das sich aller Orten in unzähligen Abdrücken verbreitete und gleich der Lunte auf ein schwergeladenes Geschütz auf ganz Deutschland wirkte. Die Landwehr entstand; der erste schöpferische Gedanke gehörte dem General Scharnhorst an, Clausewitz entwickelte ihn weiter und die Grafen Dohna trugen vorzüglich dazu bei, ihn ins Leben zu rufen.

Von Breslau gings nach Dresden, Anfang Aprils. Stein wurde zum Vorsitzer eines russisch-preußischen Verwaltungsrathes für die deutschen Angelegenheiten ernannt. Hier begann ein drangvolles Leben; es galt, alle Kräfte des Vaterlandes anzustrengen. Schon von Petersburg aus hatte Stein über die Volksbewaffnung nach England und Deutschland Briefe entsendet, die zum Theil den Umweg über Jassy nehmen mußten; er wies auf Spanien, auf Tirol hin. Solche Eröffnungen wurden unter Andern auch dem hanöverischen Minister Graf von Münster in London gemacht; dieser sah jedoch die Sache kalt und bedenklich an und erblickte darin künftige Gefahren für die Aristokratie. Stein entgegnete ihm: „er wolle lieber ein Stück trocken Brot mit dem ärmsten deutschen Bauer in der Hütte essen, als in der glänzendsten Herrschaft von Fremden abhangen". Es läßt sich leicht denken, welche Schwierigkeiten hier zu überwinden waren, und wie bald Unverstand, bald Verzagtheit, bald Unsinn und Projectenmacherei den Mann der deutschen Zukunft umdrängten. Köstlich ist der Bericht, wie ein deutscher Universitätsprofessor einen Plan einschickt zur Bewirkung eines unfehlbaren Sieges der Deutschen: man solle nämlich einen magnetischen Eisenkoloß bauen und ihn vor der deutschen Fronte aufstellen, so würde selbiger alle französischen Kugeln unwiderstehlich an sich locken, der deutsche Soldat aber wundenfrei bleiben!

Auch Goethe war in Dresden anwesend;

aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen, und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus; da erwiderte ihm Goethe gleichsam erzürnt: „Schüttelt nur an Euern Ketten; der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen."

Solche Ansicht hatte jedoch keinen Einfluß auf Arndt und die Seinen. Er schrieb seinen „Soldatenkatechismus" und überarbeitete den dritten Theil seines „Geistes der

Zeit", worin er (es war erst im April 1813) auf die Herstellung der alten deutschen Grenze am Vogesus, Jura und den Ardennen drang. Es war damals die Zeit, wo Arndt's Wort und Lied in jeder deutschen Brust zündete. Ist es nicht wunderbare, mehr als bescheidene Eigenthümlichkeit, daß Arndt in seinem ganzen Buche gar nicht (oder doch nur einmal, wo er von ein paar lyrischen Sächelchen spricht) seiner edeln Sängergaben gedenkt, seiner deutschen Heldenlieder, die Helden erweckten und noch erwecken werden, so lange die Jugend kräftigen Sang in froher Stunde liebt!

Arndt sah es als Finger Gottes an, daß Kutusow und Moreau so bald aus den Reihen der Kämpfer abschieden. Jener, der im russischen Heere mächtiger geworden als Alexander selbst, wäre nie zu bewegen gewesen, mit raschem Muthe ins Herz Deutschlands vorzudringen; dieser würde einen verderblichen Einfluß zum Nachtheile Deutschlands im Rathe des Kaisers stets behauptet haben. Die Folgen der Schlacht bei Lützen zwangen indessen Arndt nach Berlin zurückzuweichen, wo er Aufträge Stein's auszuführen hatte. Savigny und Eichhorn saßen dort im Landwehrausschuß; Süvern stand an der Spitze eines Regiments Landsturm.

Fichte hatte für sich und seinen kaum waffenfähigen Sohn, der kaum aus dem Knabenalter heraustrat, Lanzen und Schwerter vor seiner Thür angelehnt stehen. Man hatte ihn der Ehre wegen zum Offizier beim Landsturm machen wollen; er hatte es verweigert mit den Worten: „Hier tauge ich nur zum Gemeinen."

Der Waffenstillstand unterbrach die Rüstungen nicht, sondern erhöhte nur und stärkte den Grimm. Arndt begab sich zu Stein nach Reichenbach in Schlesien. Hier, zu Gitschin und in Dresden wurde unterhandelt; die Resultate sind bekannt. Es erfolgte die Völkerschlacht: Stein ging mit Arndt nach Leipzig, dann nach Frankfurt. Arndt's lebendiges Wort scholl mit neuer Gewalt über die deutschen Lande hin; am meisten Anklang fand eine seiner Flugschriften, unter dem Titel: „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze." Sie hat für uns auch ein besonderes näheres Interesse, weil sie die Veranlassung gab, daß Fürst Hardenberg unsern Arndt in den preußischen Staatsdienst einlud.

Die Begebenheiten stürmten indessen voran und schon ward manche Täuschung klar. Die geheimen Punkte des rieder Vertrags zwischen Östreich und Baiern, dann die Erklärung der Mächte aus Frankfurt vom 1. Dec. 1813 machten die Vaterlandsfreunde bestürzt. Man hatte gehofft, es würden die größern Mächte Deutschlands durch Einziehung geringerer Herrschaften gestärkt werden; statt dessen sprach man überall von der **Nothwendigkeit der französischen Größe und Macht**, nirgend von der Nothwendigkeit, daß Deutschland, das siegende, groß und mächtig sein müsse. Auch nach der Entthronung Napoleon's ward den Deutschen kein besseres Loos zugetheilt als das des geduldigen Zurückstehens. Arndt, der 1814 den Rhein bereiste, sah mit tiefem Schmerze, daß die herrlichsten deutschen, deutschredenden Provinzen auch fernerhin vom gemeinsamen Vaterlande abgerissen bleiben sollten, und frug vergeblich nach dem Warum. Französischer Einfluß überwog im Cabinete des russischen Kaisers; er hatte Paris erobert, „aber sowie er in ihre Thore eintritt, hatte Paris ihn erobert".

Im September trennte sich Arndt von seinem Herrn Stein und wanderte zu Fuß, wie er es liebte, nach Berlin, wo er bis zum Ende des Winters 1815 blieb. Er gehörte nun dem preußischen Staate ganz an, in welchem er eine belebende, erhaltende und schirmende Macht Deutschlands sah und dem er sich mit voller Liebe und Zuversicht anschloß. Doch er und Viele mit ihm folgten unwilligen Blicks den Unterhandlungen zu Wien, wo die großen goldenen Hoffnungen des Vaterlandes in kleine Scheidemünze umgeprägt wurden. Man hatte den Fehler begangen, dem eben erst niedergeworfenen Frankreich gleiches Stimmrecht mit den andern Congreßmächten zu geben, und Talleyrand verstand es, die deutschen Interessen möglichst zu untergraben. Zudem war Hardenberg viel zu offen und arglos, um der fremden List zuvorzukommen; „er hatte z. B. an England für das künftige Königreich Hanover große Abtretungen gemacht, ohne demselben ganz bestimmte Versprechungen für Preußen als Unterpfänder abgenommen zu haben". Man mag im Arndt'schen Buche selbst nachlesen, wie Preußen, das im großen Kampfe am meisten gethan, sich verkürzen ließ, während Östreich durch die fettesten Erwerbungen sich ründete und zusammenbildete.

Arndt ging wieder in die Rheinlande und erlebte damals den Aufstand der treuen Sachsen zu Lüttich, und hörte die prächtige Kernrede Blücher's an sie, da das Toben wieder gestillt war. In Köln wohnte er, als der kurze belgische Feldzug den französchen Kaiser abermals zu Falle brachte.

Im Juli erschienen einen guten Morgen Herr von Stein und Herr von Goethe .... Die beiden würdigsten alten Herren gingen mit der aufmerksamsten und vorsichtigsten Zärtlichkeit nebeneinander her, ohne gegeneinander zu stoßen. Dies ist das letzte Mal, wo ich Goethe gesehen habe. O wie war er viel glücklicher, heiterer und liebenswürdiger als den Frühling vor zwei Jahren in Dresden! Ich sah aber wieder hier, was ich bei frühern Gelegenheiten schon an ihm bemerkt hatte, und was auch aus seinen Büchern hervorgeht, wie er, obgleich selbst nun ein Edelmann und eine Excellenz, und obenein welche Dichterexcellenz von Apollo's und aller neun Musen Gnaden! die bürgerliche Blödigkeit und Beklommenheit vor dem geborenen Edelmanne nicht los werden konnte. Daß er vor Stein eine Art erstaunter Ehrfurcht gefühlt hätte, wäre auch dem seiner Größe bewußten Mann zu verzeihen gewesen; aber es erschienen, sich ihm darzustellen, ein paar Lieutenants und Hauptleute, junge Adlige, deren Väter oder Oheime Goethe kannte; — und siehe da! ich sah den Greis vor den Jünglingen in der Stellung wie des Aufwartenden. Er war übrigens äußerst liebenswürdig und freundlich mit Allen und zu Allen, und eroberte nicht nur das Herz des wackern alten Wallraff, der für ihn sich gern zum Cicerone machte, sondern die Herzen aller Andern, die in seine Nähe kamen. Stein aber war ungewöhnlich sanft und mild, hielt den kühnen und geschwinden Athem seiner Natur an und zügelte den Löwen, daß er nimmer herausguckte. Nicht lange darauf war Stein nach Paris gegangen und kam im Herbst zurück. Da erschien er im Anfang des Octobers mit einem ganz andern Gast, mit dem Großherzog von Weimar, und das gab den Ungeweihten eine ganz andere

Erquickung, wie er mit Fürsten zu leben verstand. Der Herzog frisch, lebendig und unverzagt, was ein Fürst leicht sein kann, führte die kurze Waare in geschwinder Rede; und mein alter Herr blieb ihm die seinige so wenig schuldig, daß die Anwesenden oft erstaunten, ja erblaßten.

Die Hoffnung, ja die Zuversicht Deutschlands hatte sich 1815 aufs neue belebt; Preußen verlangte die Rückgabe von Elsaß und Lothringen, und erklärte dabei: es handle hierbei blos im Sinne der deutschen Ehre und verlange von den zurückgegebenen Landschaften kein einziges Dorf. Allein es war nicht zu erlangen. Östreich, mit seinem Antheile bereits zufrieden, war nicht zum Handeln für die Übrigen gesonnen; Wellington und Castlereagh waren durch die Ränke Fouché's umgarnt; auf den Kaiser Alexander endlich wirkte die französische Diplomatie mittels des übersinnlichen (und vielleicht nicht stets übersinnlichen) Pietismus der Frau von Krüdener und der Madame Lezay-Marnesia. Es hieß immer, „um die Franzosen für das Christenthum und die alte Herrschaft der Bourbons zu gewinnen, müsse man sie durch Milde und Großmuth allmälig zum Bessern erziehen". Die Folge von alle dem war, daß Deutschland nach seinem Siege kleiner und enger umgrenzt dastand als 1790.

(Der Beschluß folgt.)

## Über den gegenwärtigen moralischen Zustand in Irland.

Man erinnert sich des Antrags, welchen Lord Roden in der letzten Parlamentssession im Hause der Lords stellte, dahin zielend, daß eine Commission niedergesetzt würde, um den Zustand von Irland unter der Verwaltung des Marquis von Normanby zu untersuchen. Lord Roden, früher eins der einflußreichsten Häupter des Orangebundes, behauptete, daß Irland durch des Marquis Normanby Verwaltung in einen Zustand des Elends und der Zerrüttung gerathen sei wie nie zuvor; Leben und Eigenthum seien in Irland nie so ungeschützt gewesen; es bestehe durch ganz Irland eine systematische, organisirte und geheime Verschwörung, deren Zweck sei, Irland gänzlich von England zu trennen und den protestantischen Glauben auszurotten; der katholischen Priesterschaft sei es vorzüglich zuzuschreiben, wenn Irland gegenwärtig eine Beute des Elends und der Agitation sei; endlich behauptete er, daß Lord Normanby das Verbrechen unbestraft gelassen habe und für alle jene Thränen des Grams und Ströme von Blut, welche seine Verwaltung bezeichneten, verantwortlich zu machen sei. Man erinnert sich ferner, daß das Haus der Gemeinen, von Lord John Russell dazu aufgefodert, am 20. April 1839 mit einer Mehrheit von 22 Stimmen erklärte, daß es den Grundsätzen, nach denen Irland während der letzten Jahre verwaltet worden, seine volle Zustimmung gebe. Seitdem hat die Commission ihre weitschichtigen Arbeiten vollendet.

Die damit Beauftragten, in überwiegender Mehrzahl Lord Roden's Freunde, saßen darüber vier Monate und stellten 15,384 Fragen. Diese vier Bände, 1600 Seiten umfassend, wurden auf der Tafel des Hauses niedergelegt, damit die Pairs sie lesen und in der nächsten Sitzung darauf zurückkommen möchten, aber schwerlich dürfte unter 50 nur Einer Muße und Zeit genug dazu haben. Im Ganzen resultirt aus dieser Berichterstattung, daß zwar die für Irland charakteristischen Verbrechen noch bestehen, aber in milderer Form, und daß kein Beweis für die Beschuldigung vorliegt: die Verwaltung von Irland während der letzten fünf Jahre habe in der Aufdeckung und Bestrafung der Verbrechen Lauheit gezeigt. Das „Edinburgh review" (Januarheft) enthält einen ausgedehnten Artikel, woraus sich das Weitere ergibt, wie sehr der moralische und materielle Zustand Irlands, wenn er auch keineswegs befriedigend ist, sich im Verhältniß zu frühern Zeiten gebessert hat. Das, was am meisten eine strenge und geregelte Justizverwaltung in Irland hemmt, ist der Geist der Bewohner selbst. Sie glauben, und hatten dazu früher manche Ursache, daß die Gesetze nicht zu ihrer Beschützung, sondern zu ihrer Unterdrückung gemacht seien und daß sie auf eine ihnen feindselige Weise ausgeübt würden; sie mistrauen daher den Gesetzen ebenso sehr wie den Autoritäten. Dennoch wächst das Vertrauen und die Aufruhracte kommt beiweitem nicht mehr so oft in Anwendung als früher. Im J. 1816 hatte man 25,000 bewaffnete Mannschaft nöthig, um das Land in Zaume zu halten; jetzt ist man im Stande, die Militairmacht zu verringern, und als der Aufstand in Canada ausbrach, war es Irland, von wo aus die meisten Truppen dorthin entsandt wurden. Zu derselben Zeit, wo Lord Roden das Oberhaus zu dem Glauben verleiten wollte, daß Irland von einem Ende bis zum andern in voller Gährung begriffen sei, wurden 5000 Mann aus Irland nach England herübergeschickt, um gegen die chartistischen Bestrebungen ein Bollwerk zu sein. Lord Normanby fand bei seiner Ankunft in Irland eine bewaffnete Macht von 19,022 Mann; als er aber, von dem Reformer Lord Ebrington ersetzt, Irland verließ, bestand sie nur aus 13,447 Mann und Irland war ruhiger als je. Welch ein Unterschied des Zustandes von Irland im J. 1821, wo ganz Munster und ein beträchtlicher Theil von Leinster und Connaught insurgirt waren und das Gesetz mit äußerster Strenge gegen die Aufrührer verfahren mußte! Man betrachte nur den Zustand der verschiedenen Gerichtsbezirke, wobei wir mit dem Gerichtsbezirk Home beginnen. Dieser Bezirk enthält folgende Grafschaften:

Kildare, 1833 eine der unruhigsten Grafschaften, jetzt sehr ruhig. Carlow, wo noch jüngst, meist im Streite um Eigenthum, einige Mordthaten stattfanden. Queen's-County, jetzt sehr viel ruhiger, als sechs bis sieben Jahre vorher, wo der Zustand sehr betrübend und jede Art von Verbrechen an der Tagesordnung war. King's-County, ruhiger als früher; vordem sehr unruhig. Meath, vollkommen friedlich seit fünf oder sechs Jahren; früher gab es hier viele abscheuliche Verbrechen, von denen man jetzt nur noch selten hört. Westmeath, weniger als die übrigen Grafschaften zu rühmen, doch entschieden ruhiger als früher.

Der Gerichtsbezirk Leinster besteht aus fünf Grafschaften, ihr Zustand ist wie folgt: Wicklow hat immer mehr Fortschritte gemacht und ist jetzt so ruhig wie irgend eine Grafschaft Englands. Wexford ebenso; die Verbrechen, die hier begangen werden, zeichnen sich durch nichts Besonderes aus. Kilkenny ist in einem sehr ruhigen Zustande, da es doch noch vor wenigen Jahren sehr zerrüttet war. Der Whiteboysmus äußerte sich dort stark durch Angriffe auf Häuser, durch Mordthaten und andere schwere Verbrechen, auch gab es dort ehemals viel Agitation wegen der Zehnten. Letztere hat jetzt gänzlich aufgehört, und 1838 fand nur eine einzige sogenannte „Whiteboy offence" statt. Waterford ist ruhig. Tipperary zeichnete sich von jeher durch die Menge der Verbrechen aus; jedes Jahr während der letzten fünf Lustren wurde diese Grafschaft durch Verbrechen von besonders wilder Natur, meist aus Landstreitigkeiten entspringend, gebrandmarkt. Diese Verbrechen geschehen noch, aber sie haben in einigen Theilen nachgelassen und im Allgemeinen nicht zugenommen, was man doch im Verhältniß zu der zunehmenden Volksmenge erwarten könnte.

Die fünf Grafschaften im nordöstlichen Gerichtsbezirke von Ulster verhalten sich so: Down ist in einem sehr ruhigen Zustande, wie nur irgend eine andere Grafschaft in Irland. Lowth hat noch einige Whiteboystreiche aufzuweisen, befindet sich aber in keinem schlechtern Zustande als früher. Antrim ist jetzt außerordentlich ruhig. Monaghan hat seit zwei Jahren Fortschritte gemacht. Armagh ist unter allen Grafschaften noch

die verwildertste, woran die religiösen Parteistreitigkeiten schuld sind. Die Processionen der Orangemänner, welche noch fortdauern, reizen die Katholiken auf und schreckliche Raufereien sind die Folge davon.

In dem nördlichen Gerichtsbezirk ist der Zustand wie folgt: Longford ist theilweise unruhig durch Whiteboysfrevel; die Ursache davon sind Landverpachtungen und Vertreibung der frühern Pächter. Cavan befand sich das letzte Jahr in einem übeln Zustande, sodaß die Gerichte viel zu thun hatten. Fermanagh hat sich nicht verschlechtert, Tyrone und Donegal ebenso wenig, und in Derry geschieht kaum ein Verbrechen. Vor die letzten Assisen kam keine Mordthat, welche in diesen vier Grafschaften begangen worden wäre.

Der Gerichtsbezirk Connaught besteht aus den Grafschaften Roscommon, Leitrim, Sligo, Mayo und Galway. Dieser Gerichtsbezirk war 1821—22 außerordentlich tumultuös, hat sich aber beträchtlich gebessert.

Im Gerichtsbezirke Munster verhält es sich so: Cork, die größte und bevölkertste Grafschaft Irlands und lange Zeit durch schreckliche und blutige Schlägereien berüchtigt, ist jetzt ruhiger als irgend eine andere Grafschaft in Irland und so ruhig wie irgend eine in England. Kerry ist ebenfalls ruhig; Limerick theilweise beunruhigt, besonders nach der Grenze von Tipperary hin; Clare ist in einem erträglich ruhigen Zustande und verglichen mit dem revolutionnairen Zustande der Grafschaft in den Jahren 1830—31 sogar in einem guten. Dieser ganze Gerichtsbezirk ist, bis auf Limerick, gegenwärtig vollkommen ruhig, alle Gewaltthätigkeit im Betreff der Zehnten hat ein Ende genommen und selbst von Angriffen auf Geistliche, noch bis vor kurzem so gewöhnlich, hört man in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht mehr.

Endlich ist Stadt und Grafschaft Dublin, früher durch weit ausgreifende ungesetzliche Bewegungen so zerrüttet, gegenwärtig viel ruhiger und wird es immer mehr. In Dublin sind Verbrechen zwar häufig, aber es liegt in ihrer Natur nichts, was sie besonders auszeichnete.

Das Resultat, kurz zusammengefaßt, ist dies: Von 32 Grafschaften sind 12 vollkommen ruhig, 15 nicht vollkommen ruhig, aber ruhiger als früher, 5 in Bewegung, doch nicht stärker als früher; eine Grafschaft, welche aufgeregter als vordem wäre, gibt es in Irland nicht.

Im Ganzen ist mehr eine Abnahme in der Zahl der schweren Verbrechen als in der Totalsumme aller Verbrechen überhaupt wahrzunehmen; ferner eine Zunahme in der Menge der Verhaftungen im Verhältniß zu den Verbrechen, was eine natürliche Folge der gesteigerten policeilichen Überwachung ist; und drittens eine Zunahme der Schuldigerklärungen im Verhältniß zu den Verhaftungen, was ebenfalls eine Folge der in der Justizverwaltung getroffenen Verbesserungen ist. Es ist natürlich, daß, je genauer die Justiz dem Volke auf die Finger sieht, desto mehr Verbrechen entdeckt und in die Policeiregister eingetragen werden; auch nimmt die Zahl der kleinen Vergehungen, die aus Widersetzlichkeit gegen die geschärften policeilichen Maßregeln entspringen, wenigstens für den Augenblick zu. Dagegen haben in Irland die großen Verbrechen in der Periode 1836—38, mit der Periode 1826—28 verglichen, folgendergestalt abgenommen: Todtschläge und Meuchelmorde um 10 Procent; Verschwörungen zu Mordthaten um 29; Einbrüche bei Nacht 56; bewaffnete Versammlungen und bewaffnetes Erscheinen bei Nacht 26; Einbrüche in Häusern 86; Diebstähle von Rindvieh, Pferden, Schafen, Schweinen 34; Anfälle mit der Absicht zu rauben 54 Procent.

In Dublin war wie bekannt die Zahl der Verbrechen in frühern Jahren außerordentlich groß; die Mitglieder der „Trades' unions" vollführten ihre Anfälle am lichten Tage und manchmal in den belebtesten Straßen der Stadt; und gegen diese Gewaltthätigkeiten hatte man nur einige Nachtwächter, schwache alte Leute, die sich am Tage nicht einmal sehen lassen durften, weil allein ihre Anwesenheit einen Auflauf hervorgerufen haben würde. Es wurde daher eine Bill vorbereitet, um eine Policeimacht nach dem Muster Londons zu stiften. Sie ging im Unterhause durch, die Lords verwarfen sie; erst im nächsten Jahre leisteten die Lords auf den Widerstand gegen die Bill Verzicht und sanctionirten dieselbe. Seitdem hat Dublin eine Policeimacht von 1000 tüchtigen Individuen, die von wackern Offizieren geleitet werden. Die Resultate waren erstaunlich. Die von den Verbindungen ausgehenden Gewaltthätigkeiten fielen in einem Jahre von 97 auf 8! Es verringerten sich die Einbrüche von 54 auf 33, Diebstähle von Pferden und Rindvieh von 31 auf 15, Aussetzungen von Kindern von 33 auf 26, Todtschläge von 16 auf 5, Aufläufe von 95 auf 29, Straßenräubereien von 16 auf 9.

Im Norden Irlands verweigerten die Magistrate ihre Mitwirkung zur Unterdrückung der Orangeprocessionen, welche bekanntlich oft aus Hunderten von Menschen bestehen und denen die Absicht zum Grunde liegt, die Katholiken zu insultiren und herauszufodern. Man errichtete also besoldete Magistrate, um die Constablerie zu leiten, und die günstigsten Resultate wurden in kurzer Zeit sichtbar. In den ersten sechs Monaten 1835 fanden 14 Processionen statt, 1836 27, 1839 5; Ruhestörungen, welche aus dem Orangismus entsprangen, ohne doch unmittelbar mit Processionen verbunden zu sein, gab es in den ersten sechs Monaten 1835 neun, in den ersten sechs Monaten 1836 fünf und in den ersten sechs Monaten 1839 keine. Im Süden verfuhr die Policei fast unglaublicherweise nach dem Grundsatz, sich überall, wo jene als Factionskämpfe bekannten blutigen und wüthenden Händel in Aussicht standen, aus dem Staube zu machen. Der Gedanke, aus dem diese Verfahrungsweise entsprang, ist noch verabscheuungswürdiger als diese selbst; man behauptete, daß sich die Wildheit des Volks, wenn es sich untereinander bekämpfte und tödtete, aufriebe und daß es so weniger an Verschwörungen gegen die Obern denken würde. Auch hier hat sich der Zustand seit Normanby's Verwaltung wesentlich gebessert. Diese tödtlichen Händel und Raufereien, welche früher im ganzen Süden von Irland so allgemein waren und das Volk in seinem wilden und barbarischen Zustande erhielten, sind beinahe verschwunden. Ein vorherbedachter Factionskampf, wie es deren früher wöchentlich, wenn nicht täglich gab, ist jetzt unerhört. Das verdankt man der policeilichen Wachsamkeit und zum Theil der „Spirits License Act", einer andern aus Lord Normanby's Verwaltung hervorgehenden Maßregel, wonach den obrigkeitlichen Personen die Machtvollkommenheit gegeben war, die Buden früher zu schließen, als die Trunkenheit des Volks begonnen hatte. 70.

---

## Literarische Notizen.

Angekündigt wird als eine populaire unter den Auspicien J. Laffitte's erscheinende Ausgabe: „Les artisans illustres", von E. Foucaud, unter Leitung des Barons Ch. Dupin, Pair von Frankreich, und Blanqui des Ältern, Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften u. s. w. Das Werk wird mit einem Portrait J. Laffitte's in Kupferstich und 250 in den Text eingeschalteten Vignetten und Portraits ausgestattet sein, gezeichnet von Fragonard, Français, Baron und Laville, in Holz gravirt von den ersten Künstlern in diesem Fach. 80 Lieferungen à 20 Cent. oder 40 Lieferungen à 40 Cent. Jeden Sonnabend erscheint eine Doppellieferung.

---

H. Derbigny, Rechtslicentiat, gab heraus: „Analyse raisonnée des ouvrages de MM. l'abbé Gaillard, Terme et Monfalcon, Rémacle et de Gérando sur la question des enfants trouvés." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 298. —— 24. October 1840.

## Ernst Moritz Arndt.

(Beschluß aus Nr. 297.)

In Köln gab Arndt seine Zeitschrift „Der Wächter" heraus, aus welcher sein gegenwärtiges Buch eine Abhandlung über die Pflege und Erhaltung der Forsten und Bauern im Auszuge mittheilt. Der Bauernstand hat seine Gedanken stets aufs ernsteste beschäftigt; er sieht in diesem eine um so nothwendigere breite Grundlage der Staatsfestigkeit, als die Zeit mit unaufhaltsamer Mannichfaltigkeit erschütternd voraneilt; er gibt eine kurze Übersicht der Geschichte dieses Standes in Europa und zeigt, daß dessen Blüte stets das Glück und die Freiheit der Länder bedingte. Dies Schriftchen ist ebenso tief gedacht, als wahr und ernst, und wer sich mit Staatswissenschaft abgibt, mag Vieles daraus lernen und noch ein Mehres daraus abzuleiten wissen. Besonders interessant ist es zu lesen, wie Arndt das drückende Verhältniß der Bauern im Mittelalter, das den urdeutschen Zuständen ganz entgegen war, aus dem Eindringen fremder, romanisch-gallischer Einrichtungen ableitet, welche Vorschläge er zur Herstellung eines gedeihlichen Bauernstandes macht, und wie er diesem eine selbständige, starke Aristokratie gegenübergestellt sehen will. Daher spricht er sich auch entschieden gegen die häufigen Adelsverleihungen aus.

Schon während des J. 1816 begann man die Männer des Kampfes und Sieges, die Heerführer des kühnen Wortes miszuverstehen, oder misverstehen zu wollen. Der Geheimerath Schmalz, der geheime Staatsrath von Bülow donnerten „gegen die Verderber und Verführer der Zeit", d. h. gegen die vermeinten Demagogen, zu denen man natürlich auch Arndt zählte. Doch griff dies noch nicht in sein Lebensschicksal ein. Im Herbst 1817, nachdem er zuvor noch Dänemark, Pommern, Berlin gesehen hatte, siedelte er sich zu Bonn an, wo er an der zu stiftenden Rheinuniversität als Professor der neuern Geschichte lehren sollte. Er vermählte sich zum zweiten Male mit der Schwester des berühmten Schleiermacher und erhielt so noch eine große Gunst des Glückes, bevor es auf zwanzig lange Jahre von ihm Abschied nahm. Da traf ihn der erste Schlag: er verlor zwei Drittel seiner Büchersammlung, die man ihm zur See von Stralsund nach Köln schickte. Nicht lange nachher, im Frühling 1819, wurde Kotzebue von Sand ermordet. Arndt „guter Dinge getrost, bauete sich eben ein Haus am heiligen Rhein, welches die Schönheit des herrlichen Siebengebirges recht aufs Korn nahm". Am Jahrestage der Schlacht von Waterloo ward ihm sein ältester Sohn zweiter Ehe geboren; wenige Tage nachher erschienen Beamte bei ihm, hielten Haussuchung und versiegelten seine Papiere; und im Herbste 1820 wurde ihm seine amtliche Wirksamkeit untersagt und eine lange Untersuchung über ihn verhängt.

Die Geschichte dieser Untersuchung darf und kann ich, wie der Tag steht — das Buch ist, laut des Datums der Vorrede, vor dem Februar 1840 beendet worden —, nicht schreiben. Die allgemeine Anklage lautete auf Theilnahme an geheimen Gesellschaften und bösen Umtrieben, die dem Vaterlande gefährlich werden könnten. Ich bin davon freigesprochen. Aber meine trotzige und harte Natur durch wie viele Demüthigungen hat sie lernen müssen, daß ich für das liebe Vaterland auch noch meinen Marterweg von Leiden zu laufen, daß ich auch noch meine Wunden zu holen hatte, da ich mich auf Schlachtfeldern nicht unter Kugeln und Schwertern umgetummelt hatte. Ich habe es, nachdem ich mich über die ersten Plagen besonnen und gefaßt hatte, wirklich so hingenommen als ein Verhängniß des ausgleichenden und gerechten Gottes, der mich für manche trotzige und kühne Worte hat bezahlen lassen wollen; und dies hat mich, wofür ich Gott noch mehr danke, vor jener Erbitterung und Verfinsterung bewahrt, wodurch die meisten in solche Geschichten verflochtenen Männer traurig untergehen. Doch habe ich in den langen, in Ungewißheit und Schweben zwischen Furcht und Hoffnung hingeschleppten und verlornen Jahren den Vers sprechen und singen können:

Wem vom Kanonenmund sein letztes Schicksal blitzt,
Den nimmt ein sel'ger Tod im frischen Muth der Stunden;
Doch auf wem Lilliput mit tausend Nadeln sitzt,
Stirbt Millionentod mit Millionen Wunden.

Zwar schien ich während dieser Untersuchung und während der Folgen und Nachfolgen derselben mich nach dem Urtheile meiner Freunde mit leidlicher Gutmüthigkeit und Besonnenheit zu benehmen; aber doch habe ich die langsame Zerreibung und Zermürschung meiner besten Kräfte bis ins Mark hinein nur zu tief gefühlt. Man sieht dem Thurm, so lang er steht, nicht an, wie Sturm, Schnee und Regen seine Fugen und Bänder allmälig gelockert und gelöst haben.

Die Anklagen gegen Arndt lauteten auf Theilnahme an geheimen Gesellschaften, Verführung der Jugend, Streben nach einer Republikanisirung Deutschlands. Wie viel Wahres an all diesen Beschuldigungen gewesen, brauchen wir wol nicht erst zu sagen. Die Männer einer alten, versunkenen Epoche hatten Geister der Zukunft erscheinen

und kämpfen sehen, hatten nur mit geheimem Beben (man erinnere sich des Briefwechsels zwischen Stein und Münster) die hehren mächtigen Bundesgenossen an ihrer Seite gesehen, und ganz unerträglich war es ihnen, daß nach dem Siege nicht sogleich unterging und vernichtet war, was zum Siege geholfen. Edle Herrscher wurden getäuscht durch die Meinungen, die sich besorgend und ängstlich um sie her geltend machten; einzelne Auswüchse der Zeit — aber welches Große hat nicht neben sich das Fratzenhafte, welche Tragödie nicht ihr Satyrspiel im Geleite! — rechtfertigten scheinbar die Vorspiegelungen der Überklugen; und endlich wurden die großen patriotischen Verdienste nach Möglichkeit herabgesetzt und ins Unbedeutende verketzert. Es ist noch nicht lange her, daß wir die Behauptung lasen, und sie kam von einem hochstehenden und auch würdigen Offizier, die Freiwilligen der Jahre 1813—15 hätten fast nichts, die Linientruppen Alles gethan! Als ob nicht mehr die Augenzeugen jener Zeit lebten, und die Geschichte uns ein versiegeltes Buch geblieben wäre!

Merkwürdig ist aber, in Bezug auf unsern Arndt, daß er niemals Theil an irgend einem geheimen Bunde genommen, und nicht einmal Mitglied des Tugendbundes gewesen, obschon ihn Alles für einen der Häuptlinge desselben hielt, so wenig wie des Freimaurerordens. Arndt erwartete nie etwas von solchen Verbindungen, sondern nur von der allgemeinen Volksgesinnung. Für eine innigere Einheit und Erstarkung des Vaterlandes hatte er allerdings gefühlt, gehofft und gesprochen; aber wo ist der gute Deutsche, der nicht zu gleicher Schuld sich bekannte und noch bekennt? Hunderte der Misstände des weiland heiligen Reiches sind verschwunden, damit die andern Herrschaften wachsen und die Kraft des Vaterlandes mehr in einzelnen Punkten angesammelt und gebunden werde; in jenen Tagen des Schaffens und Umschaffens mußte es aber wol gestattet sein, dieser Concentrirung noch einen weitern großartigen Fortgang zu wünschen. Daher sagt Arndt auch so schön als prophetisch:

Ich meinte keine Ehren zu schänden und keine Höhen zu erniedrigen, sondern hoffte, indem ich sie zu größerer Ehre und Hoheit auf das Innigste zusammenband, mit dem also gestärkten und vergrößerten Deutschland Alle vergrößern und erheben zu können. Mögen ihnen nur künftig keine schwereren und gefährlichen Vereiniger kommen! Denn nach den europäischen Entwickelungen wird ihr Tag einmal kommen, wie der Tag für die stille Hinlegung des Zepters und Schwerts Karl des Großen gekommen ist.

Arndt's Buch schließt mit einer Art politischen Glaubensbekenntnisses, mit einer Darlegung Dessen, was Noth thut fürs Vaterland. Wir wollen hiervon nur auf die herzlichen Worte aufmerksam machen, die er in Bezug auf die Wirren mit Rom ausspricht. Auch hier hebt er vorzüglich den vaterländischen Gesichtspunkt hervor; er weist auf die Geschichte des Reiches von 1070—1650 hin, um zu zeigen, wohin die heutzutage aus einer Art von schriftstellerischer Neuerungssucht wieder gepriesenen Grundsätze der Gregor und Innocenz das deutsche Vaterland gebracht haben. Wenn die hehre Einheit Deutschlands zerrissen und zerfetzt worden, daß wir noch bis heute aus tausend Wunden daran bluteten, wenn es seit Heinrich III. keinen wahrhaften Kaiser des ganzen Deutschlands mehr gab, so weist uns die Geschichte mit warnendem Finger nach, daß der Zerstörer von jenseit der Alpen kam, und daß das Wort Gottes damals wie vielleicht noch heute so gepredigt wurde, daß das Schwert der deutschen Größe daran zersplittern sollte. Hier sprechen Thaten, spricht die Absicht wie der Erfolg. Doch heute — nein, wir sind hinaus über den Gegenkampf der Religionsdiener und des Staates; und wir sehen mit freudiger Zuversicht, daß das Gefühl des Vaterlandes selbst eine Religion wird. Denn noch gedeihen, zwar stiller und halb unbewußt, aber nur inniger, die Keime im Volke, die jene großen Jahre des Sieges ausgestreut haben, jene Jahre, als deren edler, liebenswürdiger Repräsentant Ernst Moritz Arndt noch unter uns wandelt.

Sollen wir, nachdem wir Arndt's Leben und Wirken bis zur neuesten Zeit begleitet, noch urtheilende Worte über dies sein Buch zu sprechen wagen? Es wäre vermessen und dazu überflüssig. Er selbst ist sein Buch; was Edles, Naives, Idyllisches, Thatkräftiges in ihm ist, das ist in seinem Buche. Welche Einfachheit und Reinheit der Gesinnung! Welche Kraft der Darstellungsweise! Welche Wahrheit und Anschaulichkeit der Schilderung! Personen, Zeitverhältnisse, die ganze Geschichte jener Kampfestage stehen lebendig und ergreifend da und bewegen sich um den bescheidenen, biedern Mann, den Sänger der Schlachten und Siege. Es gibt das Buch einen tiefsten Blick in Verhältnisse, die aus der Anschauung des heutigen Geschlechtes fast zu entschwinden beginnen.

Die Arndt'schen „Erinnerungen" waren bereits abgeschlossen und hatten viele Leser innig erfreut durch die standhafte Ergebung und männliche Kraft, mit der dieser deutsche Mann sein schweres Verhängniß würdig trug, als endlich für ihn die Stunde der Gerechtigkeit kam. Arndt ist wieder berufen, die Jugend zu lehren, nein, nicht zu lehren, sondern ihr ein Vorbild zu sein in Gesinnung und That. Gibt es doch viele und wackere Männer, welche mit dem Brote der Wissenschaft ihre Zuhörer speisen; Arndt ist den Jünglingen, in welchen sich alle Hoffnung der deutschen Zukunft wie in einem Brennpunkte sammelt, selbst die höchste und würdigste Lehre durch sein Beispiel und seine liebevolle, freundliche Persönlichkeit. Professoren der Geschichte finden sich überall; aber Bonn nennt den Mann den Seinigen, welcher das Vaterland erkennen und ehren und schirmen lehrt. Es ist so schön, den Mann mit greisem Haar und jugendlichem Auge zu hören, der so viele Täuschungen erlebte, und welchen dennoch das Eine nicht getäuscht, was seines Lebens Kern ist, die Zuversicht auf ein am Rechte haltendes, großes, deutsches Vaterland! 68.

---

## Romanenliteratur.

Um das Gemüthliche auszusprechen, brauchen die Dänen nicht das Meer mit ihren Gedanken und Erfindungen zu beschiffen, sie sind noch so glücklich, eine Romanenliteratur zu besitzen, die sich nicht mit Unzucht und Verzweiflung zu überwürzen

nöthig hat, um anzuziehen. Als solch reine und doch nicht fade Kost werden uns gereicht

1. Drei Novellen von zwei Freunden, von dem Verfasser der Novelle: „Der Magister und das Zigeunermädchen." Kiel, Baumeister. 1840. 12. 1 Thlr.

„Die Hagestolzen" bekehren sich alle, bis auf einen, zum Ehestand, und der würde wol auch den gestifteten Orden fast so schnell verlassen haben, als hineingetreten sein, wenn er nicht gestorben wäre. Die verschiedenen Arten des Übertretens ihrer, für die Ewigkeit festgesetzten Ansichten sind behaglich und anmuthig erzählt. Verwickelter ist „Neuendorf", aber einige Unkenntniß deutscher Sitte der J. 1739 und 1740 am berliner Hof ist sichtlich und zwar so auffallend, daß sie für uns den Genuß schmälert. Der Übersetzer hätte hier manches uns anheimfallend, in die Zeit rücken sollen. „Der Hauslehrer" paraphrasirt das Sprüchwort: Alte Liebe rostet nicht.

2. Der letzte Abend auf der Ostburg. Historische Novelle. Nach dem Schwedischen von C. Eichel. 3 Theile. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 4 Thlr.

Die schwedische Romanenliteratur besitzt dieselben Vorzüge wie die ihrer Nachbarn, der Dänen. Sind doch mit vollem Recht „Die Nachbarn" auch bei uns ein Lieblingsbuch geworden! An diese Vortrefflichkeit in der Charakteristik, der natürlichen und doch so lebendigen Darstellung reicht die vorliegende Novelle nicht hin, nur in der sittlichen Richtung ist sie jenen werthen Leuten zu vergleichen. Es ist so von allem Etwas, über das moderne Sitte und Rede das vermittelnde Element gießt. Einiges Historische, ein Stück Ritterroman zur Zeit der Kreuzzüge, der Hauptheld ist langweilig, der Bösewicht, rachgierig und listig, erinnert an Raupach's Ossip und an Hoffmann's Daniel im „Majorat", einer der vielen Nachkömmlinge Cherubin's, in den sich eine schöne Sicilierin, nicht die Frau, aber die Braut des Helden verliebt, ein Ehepaar stellt den Geiz, die Unverträglichkeit, die Selbst- und Tadelsucht, kurz jedes moralische Gebrechen des Alters vor: — dies handelnde Personal und einige Nebenpersonen thun wenig, reden viel und kommen, bis auf die Hauptperson und einen blödsinnigen Schelm, im Wasser um, das dieser in die Burg leitete, oder vielmehr nach den letzten Halt durchstieß. An Wasser ist überhaupt Überfluß, sowol willkürlich als unwillkürlich herbeigeholt.

3. Der verliebte Löwe. Von Frédéric Soulié. Aus dem Französischen übersetzt von W. Schultz. Eleonore von Montefeltro. Von Alphonse Royer. Aus dem Französischen übersetzt von W. L. Wesché. Zwei Novellen. Braunschweig, Meyer sen. 1840. 8. 1 Thlr.

Der verliebte Löwe ist weder das gefoppte Fabelthier des unübertroffenen Lafontaine, noch der brutal-sentimentale, welcher die Tochter des Wärters zerriß, weil sie Braut wurde, sondern er ist blos ein Titular-Vierfüßler, ein modischer Wüstling, der einem unschuldigen Mädchen Liebe einflößt und erst, nachdem sie an einem gebrochenen Herzen starb, entdeckt, daß er zum erstenmal wahrhaft liebt. „Eleonore Montefeltro" behandelt die Greuel der Familie Borgia mit Schicklichkeit, wie denn beide Novellen nicht das rein gesunde Gefühl, noch einen unverderbten Geschmack beleidigen.

4. Französischer Novellenkranz. Erster Band. Kiel, Bünsow. 1840. Kl. 8. 1 Thlr.

Nicht ganz so fern von Frivolität wie jene beiden ist hier die erste Novelle von Paul de Musset, „Das Suschenthal". Die obligate Figur eines betrogenen Ehemannes wird nach Modegebrauch persiflirt. „Wind und Kreuz", von Paul de Kock, will den Preis der Originalität gewinnen, die Dame wird ohnmächtig, wenn Jemand die Kreuzesform hervorbringt, sei es nun mit Geräth, oder durch die eigenen Beine, und der Mann fällt in eine gelinde Tobsucht, sobald der Wind weht. „Die Raben" dagegen sind gut erzählt; diese Exemplare scheinbarer Bettler, die, reich und vornehm, als Beschützer unglücklicher Liebenden auftreten, haben für ihre Lebensart und Handelsweise bessern Grund als ihre Collegen. „Die guten Schwestern" verdienen Glauben; „Der Fada", Provinzialbenennung wie Fer, Lall u. s. w. eines Cretin, dient einer schönen eleganten Dame zum Werkzeug, an einer Nebenbuhlerin sich zu rächen. Edel ist freilich das Verfahren nicht, aber der Anstand wird nicht verletzt, und so wird die reizende Frau gewiß in der feinen Welt, in welcher sie lebt, nur Billigung finden.

5. Washington Irving's neueste Crayon-Skizzen. Skizzenbuch in Novellen von 1839. Nach dem nordamerikanischen Originale von Carlo Brunetti. Hamburg, Herold. 1840. 8. 20 Gr.

Verirrt sich einmal ein poetisches Gemüth in die Brust eines Bürgers der Vereinigten Staaten, so sehnt es sich weg aus dem Bereiche des Dampfes, der Maschinen und Zahlen in die dichterische Urzeit seines Landes, in die alte Welt, und wenn es ja die Gegenwart der Heimat zum Gegenstande wählt, so geschieht es nicht ohne Spott und Klage der heutigen Ultraprosa, der Gebrechen in der Verwaltung, der herrschenden Meinungen. Wie in den größern Romanen, so auch in den kleinern Novellen zeigt sich Washington Irving als ein geistig Verbannter in seinem Lande. Die nur auf das Wirkliche, die durchgreifendste Ichsucht basirte Volksthümlichkeit tritt im „Alten Haus" hervor. In „Pflanzers Geburtstag" ist der Sklav als Mensch weit über dem Gebieter erhaben, der von gemeinen Trieben geknechtet ist. „Der Abencerrage" ist eine Erinnerung des Autors aus dem romantischen Alhambra in Granada. „Don Manio de Hinajoso" ist eine echt spanische Legende vom festesten frommen Glauben, „Das unnahbare Eiland", weltlicher gehalten, tönt lockenderweise die Sehnsucht nach einem unnennbaren Etwas, das so nahe scheint und immer verschwindet, wenn man es ergreifen will. „Die Herberge zur wilden Gans" ist eine schauerliche Räuber- und Gespenstergeschichte; „Die Opfer der Liebe" erklärt der Titel. 18.

## Bibliographie.

Abraham Ben Jaddai. Es ist nur ein Gott! Vertheidigung des jüdischen Volkes zu den Zeiten des Jesus von Nazareth gegen die harten Beschuldigungen der Christen. Nach der dreizehnten englischen Auflage von B. Wollsteiner. Gr. 12. Rothenburg, F. Wünsche. 6 Gr.

Adelgunde von Felseck. Briefe einer Verstorbenen. Herausgegeben von Maria Clara Linde. 2ter Abdruck. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr.

Aquilon, Fürstin D. v., Kurze Erzählung meiner Schicksale und Gefangenschaft. Nach den in französischer Sprache geschriebenen Originalen übersetzt von *D. E. Moller*. Gr. 12. Hamburg, Niemeyer. 16 Gr.

Avenarius, G., Statistische Darstellung des Kreises Schaumburg. Ein Beitrag zur Kenntniß von Kurhessen und zur praktischen Verwaltungskunde. 8. Rinteln, Liter.-artist. Verlags-Institut. 16 Gr.

Bekenntnisse eines Opiumessers. Aus dem Englischen von A. Winter. 8. Weimar, Voigt. 1 Thlr.

Bellermann, F., Die Hymnen des Dionysius und Mesomedes. Text und Melodieen nach Handschriften und den alten Ausgaben bearbeitet. Gr. 4. Berlin, Förstner. 1 Thlr. 20 Gr.

Bitzer, F., Philosophie des Privatrechts. Ein Beitrag zur Rechtsphilosophie. Gr. 8. Stuttgart, Hoffmann. 12 Gr.

Blick auf die Lage von Europa. Geschrieben im Juni 1840. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 10 Gr.

Brougham, H. Lord, Die Staatsmänner während der Regierungs-Epoche Georgs III. Aus dem Englischen von Kottenkamp. 2ter Band. Lex.-8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 2 Thlr.

Bruchstücke aus dem Erdenwallen eines Dämons. Fragment aus den Papieren eines Blasé. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 12 Gr.

Burmeister, C. C. H., Ueber die Sprache der früher in Meklenburg wohnenden Obobriten-Wenden. 8. Rostock, Oeberg. 4 Gr.

Christemeier, J. B., Interessante Gemälde aus der Geschichte der Criminal-Rechtspflege. Nach der dritten Auflage aus dem Holländischen übersetzt. 8. Braunschweig, Westermann. 1 Thlr. 8 Gr.

Cooper's sämmtliche Werke. 148stes bis 156stes Bdchn. Der Pfadfinder oder der Binnen-See. 3 Theile. — Auch u. d. T.: Der Pfadfinder oder der Binnen-See. Von J. F. Cooper. Aus dem Englischen übersetzt. 3 Theile. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr.

Cornelia. Taschenbuch für Deutsche Frauen auf das Jahr 1841. Herausgegeben von A. Schreiber. 26ster Jahrgang. Neue Folge. 18ter Jahrgang. 16. Darmstadt, Lange. 2 Thlr. 8 Gr.

v. Damitz. Sämmtliche Schriften. 5ter Band. — Auch u. d. T.: Don Sebastian von Portugal. Historische Novelle aus dem sechzehnten Jahrhundert von Karl v. Damitz. — Otto von Pack. Historische Novelle aus der Zeit Karl's V. — Karl IV. und Günther von Schwarzburg. Historische Erzählung. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Drinhaus, J. F., Napoleons Asche in Paris! Ansichten über Zeitfragen. Gr. 12. Darmstadt, Jonghaus. 4 Gr.

Düntzer, H., Rettung der aristotelischen Poetik. Ein kritischer Versuch. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr.

Eb, C. M., Die Hamburger Säcularfeier der Erfindung des Buchdrucks am 24. und 27. Juni 1840. Gr. 8. Hamburg. 8 Gr.

Ellis, Lord, Erinnerungen und Geständnisse eines Gauners aus der vornehmen Welt. Deutsch von H. Gauß. 2 Theile. 8. Weimar, Voigt. 2 Thlr. 12 Gr.

Ewald, H., Die Propheten des Alten Bundes. 1ster Band. Gr. 8. Stuttgart, Krabbe. 2 Thlr.

Franz, J., Fünf Inschriften und fünf Städte in Kleinasien. Eine Abhandlung topographischen Inhaltes. Nebst 1 Karte von Phrygien und 1 Entwurfe nach Ptolemaeos gezeichnet von *H. Kiepert*. Gr. 4. Berlin, Nicolai. 20 Gr.

Geschichten von C. 1. — Auch u. d. T.: Gleich und Gleich. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 9 Gr.

Groß, R., Atlas der wichtigsten Schlachten und Treffen Napoleons. Zu allen Geschichten des Kaisers. Nach den besten Quellen gezeichnet und mit Text erläutert. Vollständig in 30 Karten. 1ste Lief. Lex.-8. Stuttgart, Schrible. 18 Gr.

Henne, J. A., Schweizerchronik, in vier Büchern, aus den Quellen untersucht und dargestellt. 2te, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1stes Buch. Breit gr. 8. St.-Gallen u. Bern, Huber u. Comp. 21 Gr.

Hermsdorf, C., System der deutschen Constitutionen. 1ster Theil. Das Volk; die allgemeinen politischen Rechte. — Auch u. d. T.: Die allgemeinen politischen Rechte und Pflichten der Staatsgenossen in den constitutionellen Staaten des deutschen Bundes. Gr. 8. Leipzig, Cnobloch. 1 Thlr. 12 Gr.

Hiob. Neu übersetzt und erläutert von K. W. Justi. 8. Kassel, Bohné. 1 Thlr. 6 Gr.

Jäger, C., Briefe und Bilder aus dem Großherzogthum Baden und dem Elsaß. 1ster Band. Das Großherzogthum Baden. 2ter Band. Das Elsaß. Gr. 12. Leipzig, Fritzsche. 1841. 3 Thlr.

Iris. Taschenbuch für das Jahr 1841. Herausgegeben von J. Graf Mailáth und S. Saphir. 2ter Jahrg. Mit 6 Stahlstichen. Gr. 12. Pesth, Heckenast. 3 Thlr. 8 Gr.

Koester, H., Alcibiades, Trauerspiel. 8. Berlin, Behr. 1839. 1 Thlr.

Laube, H., Französische Lustschlösser. 3 Bände. Mit 3 Titelkupfern und 2 Karten. Gr. 12. Manheim, Hoff. 6 Thlr.

Loden, A., Cherubino, der edle Räuberhauptmann. Romantische Räubergeschichte aus unserm Jahrhunderte. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

— — Farinello der tapfere Räuberhauptmann. 2 Theile. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Merkel, G., Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben. 2ter Band. 8. Leipzig, Köhler. 2 Thlr.

Neander, A., Das Eine und Mannichfaltige des christlichen Lebens. Dargestellt in einer Reihe kleiner Gelegenheitsschriften, größtentheils biographischen Inhalts. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr. 12 Gr.

Pahl, J. G. v., Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dessen Sohne W. Pahl. Gr. 8. Tübingen, Fues. 3 Thlr. 6 Gr.

Puschkin, A., Geschichte des Pugatschew'schen Aufruhrs. Aus dem Russischen von H. Brandeis. 8. Stuttgart, Cast. 1 Thlr. 4 Gr.

Racine's sämmtliche Werke, zum ersten Male vollständig übersetzt von *H. Viehoff*. 1ster Band. Gr. 16. Emmerich, Romen. 10 Gr.

Reck, J. S., Der Rheinstrom und seine Anwohner. Aus biblischem Gesichtskreise verglichen, zu Beschauung, Erinnerung und Erbauung für Jedermann. Gr. 12. Neuwied, Lichtfers. 15 Gr.

Reiniger, C., Poetische Versuche. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 12 Gr.

Ritter, H. W. L., Betrachtungen, veranlaßt durch das Kiß'sche Bildwerk: „Die Siegerin!“ (Amazone.) Gr. 8. Berlin, Oehmigke. 10 Gr.

Rittschlog, G., Das Asyl auf dem Felseneiland und sein Bewohner, oder: Nur Christi Christenthum!! Gr. 8. Weimar, Voigt. 12 Gr.

Romana, J., Das Wildhaus. Novelle. 2 Bände. Gr. 12. Marburg, Elwert. 2 Thlr.

Romancero del Cid publicado por *A. Keller*. 8. Stuttgart, Liesching y Comp. 1 Thlr. 18 Gr.

Schoppe, A., Pierre Vidal, der Troubadour. Roman. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Taubert. 2 Thlr. 18 Gr.

Soulié, F., Generalbeichten. Aus dem Französischen von C. Brinckmeier. 2 Theile. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Ein Liebestraum und Die Kammerzofe. Zwei Novellen. Nach dem Französischen von W. Schultze. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr. 8 Gr.

Spieß' sämmtliche Werke. Zum ersten Male in vollständiger Sammlung herausgegeben u. s. w. von C. Schöpfer von Robishain. 9ter Theil. Der Mäusefallen- und Hechelkrämer. — Auch u. d. T.: Der Mäusefallen- und Hechelkrämer. Eine Geschichte, sehr wunderbar und doch ganz natürlich, von C. H. Spieß. 8. Nordhausen, Fürst. 16 Gr.

Taute, G. F., Religionsphilosophie. Vom Standpunct der Philosophie Herbart's. 1ster Theil. Allgemeine Religionsphilosophie. 1ste Abth. Gr. 8. Elbing, Levin. 2 Thlr. 12 Gr.

Temme, J. D. H., Die Volkssagen von Pommern und Rügen. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 1 Thlr. 16 Gr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1841. Neue Folge. 3ter Jahrg. Mit dem Bildnisse K. F. Lessing's. 8. Leipzig, Brockhaus. 1841. 1 Thlr. 16 Gr.

Historische Volkslieder aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert nach den in der Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen Fliegenden Blättern gesammelt und herausgegeben von P. M. Körner. Mit einem Vorworte von J. A. Schmeller. 8. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1 Thlr. 15 Gr.

Willisen, W. v., Theorie des großen Krieges angewendet auf den russisch-polnischen Feldzug von 1831. Mit 6 lithographirten Tafeln. In 2 Theilen. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 299. —— 25. October 1840.

Die aus der unbeschränkten Theilbarkeit des Grundeigenthums hervorgehenden Nachtheile hinsichtlich der Cultur des Bodens und der Bevölkerung, und die hierdurch bewirkte Auflösung der historischen Elemente des Staates, und somit des ständisch-organischen Staates selbst; vom staatswirthschaftlichen, philosophisch-politischen und historischen Gesichtspunkte aus nachgewiesen von Georg Ludwig Wilhelm Funke. Hamburg u. Gotha, F. Perthes. 1839. Gr. 8. 21 Gr.

Öfter und länger schon haben wir unsere Stimme erhoben gegen diejenige Richtung, welche die Staatsverwaltungskunst seit einem halben Jahrhunderte eingeschlagen hatte, die Richtung des beliebigen Nichtachtens und Vernichtens der historisch sich entwickelten Zustände und deren Aufopferung gegen abstracte Theorien und Maximen, die Richtung der Hervorhebung und Erstrebung der materiellen Güter auf Unkosten oder doch mit Hintansetzung der spirituellen und moralischen, die Richtung der Huldigung des Princips des Egoismus und der sogenannten Freiheit, welches eine Afterfreiheit ist und fälschlich mit Willkür verwechselt worden ist, da es keine Freiheit überall ohne Gesetz und Regel und aus diesen selbst sich ergebende Beschränkungen geben kann. Höchst erfreulich also muß es sein, daß diese unsere Mahnungen in Verbindung mit andern nicht vergeblich erklungen sind, daß immer mehr Männer auftreten, die das Verderbliche in jener Richtung erkennen und mit Ernst und Nachdruck davon ablenken, das dafür zu erwählende und zu verfolgende Bessere vorhaltend und ins Licht stellend. Zu solchen Männern gehört nun auch der Verf., welcher sein politisches Glaubensbekenntniß selbst in der Vorrede also kund gibt: „Das Resultat aller meiner Studien und meine feste Überzeugung ist, daß man nicht leere Theorien zu verfolgen und nach diesen sich eine abstracte Welt zu bilden, sondern das Historisch-Entwickelte überall festzuhalten, aber, wenn es erstarrt ist, wieder zu beleben habe."

So ausgedrückt ist dieser Grundsatz schon darum, weil er gegen das Ende nur bildlich spricht, uns noch zu unbestimmt, und könnte aus Misverstand leicht dahin führen, daß, um die Charybdis zu vermeiden, man in die Scylla geräth. Denn vom Froste oder Krampfe erstarrte Glieder eines Leibes werden eigentlich nicht wieder belebt, da sie noch nicht abgestorben sind, sondern nur wieder der Bewegung der Lebenskraft zugänglich gemacht. Was wirklich todt ist, das leidet kein lebendiger Organismus, sondern setzt alle seine Kraft daran, es von sich auszuscheiden, und stirbt selbst in der Erschöpfung derselben bei dieser Anstrengung. Das eben ist die Kunst des Arztes, des anthropologischen und des politischen, bei Zeiten die Regelwidrigkeit einer jeden Lebensverrichtung, woraus Krankheit entsteht, zu entdecken und durch Gegenwirkung zu unterdrücken, alsdann aber, wenn dies nicht hat geschehen können, das unheilbar Verdorbene abzusondern, selbst auszuschneiden, bevor es die benachbarten Theile ansteckt oder ein verzehrender Gegenstand der gesammten Lebensthätigkeit wird. Gewiß darf der Wundarzt bei solchen Operationen nicht zu tief ins gesunde Fleisch schneiden, überall nichts ohne zureichenden Grund zerstören und die edlern Organe auf keine Weise verletzen (S. 86); aber es gibt mehre Curen, deren Ausführung ganz unmöglich ist, wenn das Fleisch erhalten und der Schmerz vermieden werden sollte; man muß zuweilen auch das Gesunde zerstören, um nur an die kranke Stelle zu kommen. Sodann misfällt uns an obiger Glaubensregel die ausschließende Entgegensetzung des Historischen und der Speculation und die unbedingte Empfehlung der Festhaltung des gewordenen Concreten. Denn nicht Alles, was die Vorsehung der mit Willkür ausgestatteten Menschheit zu schaffen verstattet hat, ist darum gut; vieles ist es wenigstens nur unter Umständen, mit deren Veränderung es seine Natur selbst verändert. Die Inquisition mit ihren Scheiterhaufen hat niemals gut sein können; die Klöster waren es früher, haben es aber längst aufgehört. Überhaupt hat alles Irdische nur eine gewisse Dauer und muß mit der Zeit absterben; es muß wieder in den Schoos der befruchtenden Natur und in die Allgemeinheit derselben zurückkehren, um wieder geboren zu werden. Eben darum nun, um gültig darüber urtheilen zu können, was gut und löblich sei, und hierüber ein zuverlässiges Urtheil zu haben, ist die Theorie unentbehrlich; nur die Abstraction lehrt uns die unverwerflichen Regeln dafür, und alles Concrete muß seinen Gehalt auf diesem Probirsteine darthun. Weil aber die Welt nicht eine rein geistige ist, so kann in ihr und für sie das an und für sich Beste nicht überall und immer

das concret Gute sein, sondern es muß nach Maßgabe der vorhandenen Umstände modificirt werden; und weil das Lebendige abhängig ist von dem Dasein und der wirklichen Gestaltung seines Organismus, hingegen gehemmt oder zerstört wird durch blos mechanische Einwirkung, so darf ihm nichts eingezwungen und mit Gewalt einverleibt werden, sondern es muß immer so eingerichtet werden, daß es ihm nur zur eigenen Verarbeitung zugeführt und von ihm selbst dadurch in sich aufgenommen wird. Nur äußere Bedingungen der Erleichterung und Beförderung seiner Lebensthätigkeit können und müssen ihrer Natur nach von außen beschafft werden, wie der Mensch nicht ohne Luft, Wärme und Licht zu leben vermöchte. Darin eben besteht die Verschiedenheit der Staatswissenschaft, der Staatsweisheit und der Staatskunst, daß die erstere die abstracten Gesetze auffindet und erweist, die andere die Bedingungen und die Regeln für deren Anwendung und Ausübung lehrt, die letztere endlich die Mittel zur Erwerbung der Fertigkeit in deren Ausübung entdeckt und einübt. So sehr wir daher mit dem Verf. in der Werthschätzung des Bestehenden und Historischen übereinstimmen, so würde es doch auf den entgegengesetzten Abweg hinauslaufen, dasselbe über das abstracte Gesetz zu setzen, oder die beständige Erwägung desselben geringschätzig zu behandeln. So dürfen sich also auch auf der höchsten Stufe der Glaube und die Vernunft, das Positive und das Absolute oder Rationelle durchaus nicht entgegen sein noch einander bekämpfen, sondern müssen sich vielmehr innig miteinander verbinden, um sich gegenseitig zu unterstützen. Die Vernunft selbst ist die höchste Offenbarung der Gottheit, weil der Glaube nicht von ihm selbst lassen und sich nicht selbst richten kann, vielmehr nur mittels der Erwägung und Einsicht der Vernunft es auszumachen ist, ob irgend eine andere Offenbarung wirklich eine solche, oder eine Täuschung sei. Nichts kann und darf jemals der Vernunft widerstreiten, obgleich Vieles über die Vernunft sein kann. Denn eben sie muß erst sich überall selbst erkennen lernen und ihrer erst selbst gewiß geworden sein, bevor sie sich als unumstößliches Gesetz und Richterin geltend machen kann und darf. Darum gerade, weil dies für die Menschen ein großes Stück Arbeit ist, kommt die Natur und die Offenbarung ihnen zu Hülfe, erleichtern ihnen die Sache und gehen der eigenen Selbstbestimmung wegweisend voran. Wo Kampf ist, da ist noch Finsterniß und Irrthum; im Lichte der Wahrheit ist kein Gegenschein, und alle Farben, als Brechungen desselben, fließen in einen Strahl zusammen.

Zu denjenigen Maßregeln nun, welche jenes vermeintliche Freiheitsprincip ins Leben eingeführt hat, gehört denn auch die Entbindung des Grundeigenthums von allen die beliebige Verfügung darüber behindernden Beschränkungen, insonderheit die willkürliche Theilung desselben und die Zerschlagung größerer Grundbesitzungen in einzelne Stücke. Mit vollem Rechte eifert der Verf. gegen die dies bezweckenden Einrichtungen und gesetzlichen Bestimmungen und zeigt deren in ihren Folgen unerhörte Schädlichkeit und Zerstörungsmacht aus Gründen, die der Sache selbst entnommen sind, und nach den Ergebnissen aller Erfahrung. In der That ist der durch diese Maßregel in Toscana herbeigeführte Zustand ein trauriger Anblick; und in Frankreich, wo dieselbe in der neuesten Zeit am weitesten durchgeführt worden ist, hat sich das Elend, welches sie herbeigeführt, bereits im Volke so bemerklich gemacht, daß die Gesellschaften, welche sich damit beschäftigen, größere Grundbesitzungen zu erwerben und mit Gewinn zu zerschlagen, allgemein den Namen der schwarzen Banden erhalten haben.

Mit richtigem Blicke zieht der Verf. in Betracht, daß es bei der Würdigung dieser, wie aller politischen Maßregeln nicht blos auf ihren materiellen und staatswirthschaftlichen Werth ankommen könne, sondern daß ein höherer Standpunkt genommen werden müsse, um den innern Werth nach den Anfoderungen der Staatsweisheit und der Sittlichkeit zu beurtheilen, indem am Ende selbst der Staat mit allen seinen Einrichtungen nur als ein Mittel zur sittlichen Ausbildung der Menschheit angesehen werden darf, sodaß etwas Unsittliches oder die Unsittlichkeit Beförderndes in ihm keinen Raum finden muß. Ebenso praktisch beherzigungswerth ist die Bemerkung, daß man die gewöhnliche Umkehrung der Erfolge in der Zeit niemals übersehen müsse, indem gewöhnlich und ohne Dazwischentritt anderer Einwirkungen der nächste Erfolg einer Einrichtung schon den Keim und die Grundlage zur allmäligen Entwickelung des geraden Gegentheiles, zum wenigsten aber zum Absterben seiner selbst in der Zeit in sich schließt und aufschließt.

Nach diesen beiden Gesichtspunkten nun also hat sich der Verf. vorgesetzt, zuerst die staatswirthschaftliche Bedeutung der unbegrenzten Zulassung der Bodentheilung zu beleuchten und dadurch zu zeigen, wie damit die Cultur des Bodens im Allgemeinen heruntergebracht, die Landesbevölkerung verringert und entkräftet, mithin die Grunderfodernisse der Staatsmacht angegriffen werden, hiernächst aber in politischem Betrachte aus der Ungebundenheit des Grund und Bodens unaufhaltlich den Untergang eines kräftigen Bauernstandes, die Vernichtung des Adels, die Auflösung der einzig und allein zweckentsprechenden wahren landständischen Verfassung, die Zersprengung alles organischen Verbandes in elementarische Einzelnheiten, die Unterordnung der Sittlichkeit unter die Herrschaft des Eigennutzes, aus dem Allem aber den Verfall und den Untergang der Staaten als unausweichbare Folgen darzustellen. Er führt dies überzeugend mit ebenso viel philosophischer Ordnung und Klarheit, als mit Benutzung reicher und unleugbarer historischer Unterlagen aus und läßt den ganzen Umfang und die Tiefe der Verderblichkeit der uneingeschränkten Bodenzerstückelung absehen.

Wenn man bisher die Mobilisirung des Grundeigenthums vom Standpunkte philanthrophischer Bildung aus foderte, so sah man hierbei nur auf das Äußere, und war mithin zufrieden, daß man durch dieselbe mehren Menschen eine Existenz verschaffte, ohne sich darum zu bekümmern, ob diese Existenz für sie selbst eine heilbringende sei, oder ob dieselbe nicht vielleicht

ihren moralischen Untergang herbeiführe, indem sie bei dieser nicht durch die gehörigen Erwerbsmittel gesicherten Existenz nothwendig zu Bettlern herabsinken, deren zerrütteter äußerer Zustand dann auch eine innere Zerrüttung, eine geistige Verkommenheit zur Folge hat, welche sie nur zu leicht zu einem Spielballe der nicht durch die Kraft des lebendigen Glaubens bekämpften Sünde macht.

Aber der Verf. führt nicht nur dies aus, sondern auch, daß selbst die Vermehrung des Bodenanbaus und der Bevölkerung nur die nächste unmittelbare Wirkung der Bodentheilung sein könne, daß hingegen bei fortdauernder Zersplitterung des Bodens dessen Anbau unausbleiblich in Verfall gerathen, die Landesproduction abnehmen und damit die Bevölkerung verkümmern müsse, sodaß aus ihr schon nach dieser physischen Seite allein hin die Mobilisirung des Bodens, je weiter sie geht, desto mehr jedem Staate zum Verderben gereichen muß, folglich nicht schrankenloser Willkür überlassen werden darf.

Fast immer bedient sich der scharf und tief sehende Verf. des Ausdrucks: Mobilisirung des Bodens, anstatt Zertheilung oder Zerstückelung desselben, indem er solchergestalt die nächste Wirkung der letztern charakteristisch bezeichnet. Denn dadurch, daß aus materialistischer Absicht die Zerschlagung des Grund und Bodens der Gewinnsucht anheimgegeben wird, verliert derselbe und dessen Besitz allerdings alle Eigenthümlichkeiten eines unbeweglichen Gutes und der gegenseitigen Beziehungen und Verbindungen aus dem fortdauernden Besitzthume zwischen dem Besitzer und seinem Eigenthume; der Boden wird vielmehr nur noch als Waare, hauptsächlich als Gegenstand des durch Erwerbung und Veräußerung, also durch Besitzveränderung, zu erzielenden Gewinnes angesehen, und nimmt solchergestalt ganz und gar die Natur und Beschaffenheit des beweglichen Gutes an. Eben durch diese Beweglichkeit aber und durch das Aufhören alles unbeweglichen Gutes nimmt auch der ganze Verkehr, die ganze Betriebsamkeit, die ganze Gesinnung und das ganze Leben des Volks eine andere einseitige Richtung an, indem der vereinzelnde Egoismus jedem Einzelnen es zum alleinigen Zwecke macht, aus dem allgemeinen Verkehre für sich den größtmöglichen Vortheil zu ziehen und mithin denselben allen Andern nach Kräften zu entziehen.

Wenn das Grundeigenthum zur Waare geworden ist, so wird dadurch das Familienbesitzthum ebenfalls vernichtet, und die sämmtlichen Mitglieder der Familien, worin vorher die Kraft des Landes bestand, fallen mit ihrer Verarmung demselben zur Last. Den Revolutionen, deren Haupthinderniß in dem Festhalten der Grundeigenthümer an der Heimat und der alten Sitte beruht, wird so der Weg bereitet (S. 32).

Mag es auch in den Verhältnissen der einzelnen Länder gegeben sein (S. 46), daß bald der Ackerbau, bald die Industrie größern Umfang haben, so berechtigt dies doch keineswegs zu einer gänzlichen Hintansetzung des weniger bedeutenden Elements. Wird allein das industrielle Element gepflegt, so wird dadurch eine Auflösung aller positiv sittlichen Gewalten herbeigeführt, welche in dem Elemente eines unabhängigen Grundeigenthumes ihren Stützpunkt haben. Eine Zersetzung unserer Staaten durch ein Zurücktreten des Bürgerstandes ist in gegenwärtiger Zeit nicht mehr zu befürchten, wol aber durch Herabsetzung des Adels und des Bauernstandes besorglich. Leider hat man die sittliche Bedeutung des Grundbesitzes, als die Unterlage aller historischen Entwickelung des Landes und seiner Bewohner und ihrer gegenseitigen Beziehungen und ihrer Einigung, zu sehr aus den Augen verloren und kurzsichtig den nächsten materiellen Vortheilen aufgeopfert.

(Der Beschluß folgt.)

---

Bekenntnisse aus Leben und Meinungen von W. Reinhard, ehemaligen Staatsrath. Zwei Bände. Karlsruhe, Groos. 1840. Gr. 12. 2 Thlr. 8 Gr.

Wenn man gewisse Fruchtbäume zur Zeit versäumt zu schütteln, geht uns die Ernte freilich verloren, aber statt der gehäuften Körbe und vollen Kammern finden wir zwischen dem welkenden Laube eine Nachlese von ganz besonders süßem Geschmacke. Es ist nicht, um den Sommerdurst zu stillen, aber um im Herbst die Zunge zu erquicken. Wir theilen mit den Vögeln das Vergnügen, uns diese halbgetrockneten, halb von ihnen angefressenen Reste der Pomona aufzusuchen, und je sparsamer und versteckter sie zwischen den gelben Blättern sind, um so größer die Lust, sie zu finden. An diese Herbstlust dachte ich beim Durchblättern der Reinhard'schen „Bekenntnisse". Es ist keine Ernte, zur Zeit gemäht und gesammelt, die die Scheuern füllt und ordnungsmäßigen Vorrath gibt für den Winter und Wiederaussaat fürs neue Jahr. Ein alter Mann geht an einem heitern Herbsttage spazieren unter den Gärten, die die Lust seines Mannesalters waren, die er in der Jugend zum Theil selbst gepflanzt. Er kennt sie alle, die Bäume und Sträuche, und greift hier und da eine Frucht herab, und gedenkt hier und da der frohen Stunden, die er unter ihrem Schatten verbracht, und der Erquickung, die sie ihm gewährt. Solche gelegentliche Sammelfrüchte sind diese „Bekenntnisse", nichts weniger als vollständig oder systematisch geordnet. Aber wer recht satt ist der systematischen Weisheit, an der es, Gott weiß, der Welt und der Literatur nicht fehlt, mag mit besonderm Vergnügen zu diesem Nachtisch greifen, und wer in den systematischen Compots an dem Sauern und Unreifen etwa keinen Geschmack fand, wird den Werth des Gereiften destomehr zu schätzen wissen.

Unsere Literatur strebt nach dem Subjectiven. Aber während man über das wirklich Erfahrene und Erlebte die Dichtung fast schon beseitigen möchte, ist es seltsam, daß gerade Die, welche noch wenig oder nichts erfahren und erlebt, uns ihre Erfahrungen und Erlebnisse vorzugsweise bringen. Die fallen aus andern Gründen dünn und sparsam aus; es sind nicht die Früchte des Spätherbstes, überreife etwas eingetrocknete, sondern die ersten kaum gerötheten und gereiften, die man vor der Zeit vom Baume bricht, um doch etwas zu bringen. Unsere Alten kramen nur selten ihre aufgespeicherten Vorräthe aus. Weil sie sich vor den Jungen scheuen, oder weil man, als sie jung waren, meinte, das Bischen, was man erlebt, lohne sich nicht eben aufzubewahren und zu sortiren, um es einst der Welt aufzutischen? Unser Veteran sei deshalb willkommen. Nicht Alles, was er vorsetzt, ist gut und neu; Alles aber genießbar, eine gute Hausmannskost, hier und da mit der feinen Würze angemacht, die nur das Alter zu bereiten weiß. Es sind keine Memoiren großer Erlebnisse; über keine Wendepunkte der Geschichte, nicht über große Männer finden wir Aufschlüsse und sie charakterisirende Anekdoten. Der Stamm ist das innere Gemüths- und Gedankenleben eines deutschen Geschäftsmannes, dessen Geschäfte aber nicht den Menschen erdrückten. Er hat viel wahrgenommen, richtig beobachtet und seine Bemerkungen sind treffend. Der Ernst der Jahre breitet einen gewissen Reif über Alles aus; aber es wird darum nicht grau. Die Jugendlust lodert hier und da aus der Reflexion hervor und die Laune behauptet ihr Recht. Ja, er bringt recht drollige, barocke Scenen und Situationen aus seiner Gedächtnißmappe zum Vorschein, und auch das Sinnliche ist ganz und gar nicht in der Erinnerung erloschen, indem er eine beträcht-

liche Anzahl artiger Liebesabenteuer seiner Jugend erzählt; es versteht sich nicht mit lüsternem Schleier, sondern mit der Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung, welche die gereiften Jahre mit sich bringen.

Wer die beiden Bände nicht der Unterhaltung wegen durchliest — und die findet er auf jeder Seite, Anekdoten, Charakterzüge, scharfe und zahme, alle in kerniger Kürze vorgetragen; es ist ein erstaunlicher Reichthum von solchen Kleinzügen aus dem Leben ausgestreut —, wer aber, sage ich, nicht die Unterhaltung sucht, der findet auch Belehrung der mannichfachsten Art. Nicht Maximen und Dogmen, die ihn über alle hochgewölbte Brücken der Speculation und endlich über den siebenfarbigen Himmelsbogen in diesen selbst führen, aber solche, die ihm bei jedem Schritt und Tritt im Leben nützlich sein mögen. Ein Philosoph für die Welt, der sich ernstlich darin umgesehen hat, gibt sich und was er weiß und als probat erfunden hat, zum Nutzen eines Jeden, der so etwas nutzen will. Meistens in Beispielen, zuweilen in abstracten Sentenzen. Hier etwas Allgemeines: „Denken soll man, ehe man schreibt. Ich halte mehr darauf, daß man oft, wiederholt, zurückkommend, getreu denke, als lang und anhaltend. Man ermüdet sich sonst am Gegenstande; Fixität der Gedanken wird leicht Einseitigkeit und verbreitet eine Prosa der Lauigkeit und Monotonie.“ — „Achte auf deine Gedankenblitze, auf plötzliche Inspirationen aus Himmel, Natur, Menschen und Umgebung und mache dir kurze Zeichen eigen, mit denen du solche Momente erfassen, festhalten, auf das Papier niederlegen kannst.“ — „Wir fragen so oft nach objectiver Wahrheit; vielleicht kann sie der Mensch in seiner irdischen Umgebung nicht erlangen; aber subjective sollte uns nie fehlen, denn diese hängt von uns allein ab, ist die innere Beglaubigung unserer Menschheit; und wissen wir denn, ob wir nicht zu jener objectiven gelangen würden, wenn wir uns nicht stets heuchelten, betrögen, täuschten, belögen und überlisteten.“

Über weibliche Bildung manches Beachtenswerthe: „Mir gefallen die Briefe der Frauenzimmer. Eitel Natur. Das schwätzt und plappert aus dem kleinen Köpfchen und Herzchen so schnell, einfach, natürlich und unbedacht auf das Postpapier los, daß Kunst und Heuchelei, Affectation und Ideenschrauberei weder Zeit noch Raum gewinnen können. Es muß natürlich eine ganz vertraute Freundin sein, und eine, die es immer bleibt, die ungefähr gleiche Stellung und Interessen hat, keine Nebenbuhlerin ist und nicht wohl sein kann, auch das Geheimniß bewahrt, weil man auch ihr Geheimniß hat.“ Über die sogenannte Lebensart recht erbauliche Betrachtungen; die Paradoxien des Veterans zeigen aber, daß sein Gedanke frei blieb, während er der Philosophie der Welt folgte: „Wir sollen in Gesellschaft nicht gähnen. Aber seht nur, was das für Grimassen und Gesichter hervorbringt, wenn man mit Gewalt das Gähnen zurückhält — und man merkt es dennoch. Das Verzerren und Schänden der Züge kann man demnach sparen, wenn man dem Gähnen seinen ruhigen Gang läßt. Es ist nicht immer Wirkung der Langeweile; nicht selten entquillt es dem Magen.“ „Höflich sein ist schon gut. Aber kaum kann man recht stehen und gehen, so wird man schon so geplagt und geschoren, mit der Art zu schreiten und sich zu präsentiren, mit vor und nach, krumm und grad, bücken und liegen, öffentlich und heimlich, laut und still, geschwind und langsam u. s. w., daß man am Ende die Gesellschaft Erwachsener wie die Pest flieht, all die schönen Regeln und Vorschriften ekelhaft findet, weil man sie nicht alle behalten kann, und vor Angst, sie zu verletzen, im höchsten Grade linkisch wird.“

Unter dem aufgestapelten Schatz von seltsamen Notizen, die aller Classificirung spotten und keinen Auszug dulden, nur die eine noch hier. Der Verf. kannte einen Geschäftsmann, der sich viel mit dem Steuerwesen abgab und solchen Geschmack daran fand, daß er sogar Gedichte darüber verfertigte! Für die Landsleute des Verf. werden diese „Bekenntnisse“ noch einen besondern Werth haben, indem sie viele Kleinzüge aus den frühern Zuständen Badens und seiner Nachbarlande liefern, zu denen den Norddeutschen der besondere Schlüssel fehlt. Doch zweifeln wir nicht, daß unter allen Deutschen der Veteran viele fleißige Leser finden wird und schon gefunden hat, welche mit seiner behaglichen Rückschauungsgabe und deren Resultaten sich befreunden werden.

41.

---

## Notizen.

### Englands neueste orientalische Gesellschaft.

Die Verdienste der asiatischen Gesellschaften von Bengalen sowie derer zu London und Paris um Verbreitung der literarischen und wissenschaftlichen Schätze der orientalischen Literatur sind bekannt, namentlich hat deren Studium die Errichtung des Oriental translation fund durch Besorgung von Übersetzungen verschiedener musterhafter Werke sehr erleichtert. Jedoch hat man bei alledem zu wenig die Herausgabe der orientalischen Originaltexte berücksichtigt. Bekanntlich besteht die ganze Literatur Asiens, mit Ausnahme Chinas und Tibets, in handschriftlicher Überlieferung; Abschriften können daher nirgend zahlreich sein und sind jeder Zeit kostspielig. Zudem verschwinden die Handschriften mehr und mehr, sodaß zu befürchten steht, die wenigen, in europäischen Bibliotheken aufbewahrten Schätze dieses Zweiges der Literatur werden in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts die einzigen, aus ihren Trümmern geretteten Überbleibsel sein. Nie werden sich aber noch so sorgfältig geschriebene Werke ganz frei von Fehlern erhalten können, und die Vergleichung verschiedener Handschriften bleibt immerdar ein unabweisbares Bedürfniß, dessen Befriedigung bei dem jetzigen Stande der Dinge auf die größten Hindernisse stößt. Diesem Übelstande zu begegnen, hat sich ein neuer Verein in England gebildet, dessen Wirksamkeit unfehlbar von wohlthätigem Einflusse für das Studium orientalischer Literatur sein wird. Sein einziger Zweck soll der Druck correcter Texte von Musterwerken jedes Zweiges derselben sein, wodurch deren Verehrer in den Besitz der Vergleichungen verschiedener Abschriften gesetzt und dadurch nicht mehr an die weit minder ersprießliche Benutzung eines einzigen Manuscripts gebunden sein werden. Der Verein hat den Vorsatz, die besten Werke der syrischen, arabischen, türkischen, der Sanskrit- und der Zendsprache, der indischen, tatarischen, tibetanischen, chinesischen und der in den Ländern zwischen China und Hindostan herrschenden Sprachen drucken zu lassen. Ein jährlicher Beitrag von zwei Guineen verschafft jedem Theilnehmer den Besitz eines Exemplars der von dem Vereine herausgegebenen Werke. Ein Ausschuß von 24 Mitgliedern, bestehend aus den Professoren der orientalischen Sprachen an den verschiedenen Universitäten, sowie aus andern ausgezeichneten Gelehrten, ist mit der Berichterstattung über den Werth der dem Vereine zur Veröffentlichung vorgelegten Werke beauftragt.

---

Unter den neuesten Bühnenerscheinungen zeichnen englische Blätter ein auf dem Haymarkettheater zur Aufführung gekommenes Stück: „To marry or not to marry“, von Mistreß Inchbald, aus. Gegenstand der Handlung ist Besiegung eines kalten, in sich verschlossenen Freundes der Einsamkeit und Weiberfeindes durch ein unverzogenes, naives, geistig gesundes wie körperlich schönes Naturkind. Dagegen erinnert der erste Theil von „King Henry III.“, ein fünfactiges historisches Stück vom Verfasser des „Essay on the Oxford Tracts“, nur durch seinen Titel an Shakspeare. Die handelnden Charaktere entbehren geradezu alles Charakters, die Sprache ist ohne Leben; das ganze Stück scheint mehr für den Bücherschrank als für die Bühne berechnet.

47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 300. — 26. October 1840.


**Die aus der unbeschränkten Theilbarkeit des Grundeigenthumes hervorgehenden Nachtheile hinsichtlich der Cultur des Bodens und der Bevölkerung ꝛc. Von Georg Ludwig Wilhelm Funke.**

(Beschluß aus Nr. 299.)

Von uralten Zeiten her hat das Volk der Deutschen eine innere Übereinstimmung des Wesens der Ehe und des Staats anerkannt, wenn auch nur mehr geahnt, als deutlich eingesehen. Wenn es dem deutschen Ursinne zur Ehre gereicht, daß er allein diese Beziehung aufgefaßt und davon in der Volkssitte und in den auf diese sich gründenden ältesten Gesetzgebungen Anwendung gemacht hat, so hat der Verf. in seinem historischen Sinne davon weitern Gebrauch gemacht, um sinnreich auszuführen, daß die Ehe im Staate in der innigsten Vereinigung und Durchbringung der Stände aller Bürger, namentlich des die historischen Überlieferungen und die Anhänglichkeit daran mit einfacher Religiosität bewahrenden Standes der Grundbesitzer mit dem den Erwerb und die Benutzung aller Fortschritte des Erfindungsgeistes in sich aufnehmenden Stande der Gewerbtreibenden unter der versöhnenden und regelnden Vermittelung des die Künste und Wissenschaften umfassendem Standes der Gelehrten und Beamten bestehe, wobei der Stand der Grundbesitzer das Weib, der Gewerbsstand den Mann, und der Stand des geistigen Besitzthumes das Band der Ehe selbst vorstelle. Der Zeitgeist offenbart seine Umkehr zum Alten auch darin, daß er sich häufig in solchen Vergleichungen gefällt, aus denen, wie aus Gleichnissen überhaupt, nutzbare Deutungen entnommen werden können. Doch darf dabei nicht vergessen werden, daß die Durchführung solcher Gleichnisse nicht zu weit gehen dürfe, weil alle Gleichnisse hinken.

Wenn auch dem Verf. nicht zugegeben werden mag, daß für das Staatsinteresse nur der Reinertrag der Grundstücke, nicht ihr Rohertrag von Bedeutung sei, weil nur durch jenen das Nationalvermögen vermehrt werde, indem es sich nicht blos um die unmittelbaren, sondern auch um die mittelbaren Vortheile hierbei handelt, auch das Nationalvermögen nicht alle Staatsinteressen in sich faßt: so ist doch ausgemacht, daß das bloße Erzeugen und Verzehren von Früchten sich selbst aufhebt und nichts dabei herauskommt, dafern nichts übrig bleibt. Ebenso ausgemacht ist es, daß zwischen der Größe des Grundbesitzes und dem Überschusse des Ertrages über den Productionsaufwand ein Verhältniß besteht, welches nicht überschritten werden darf, wenn nicht der Ertrag immer mehr in dem letztern aufgehen und darin gänzlich verschwinden soll. Endlich ist auch der klägliche Zustand derjenigen kleinen Landbesitzer bekannt genug, deren Grundbesitz nur ebenso viel liefert, um ihnen das Leben zu fristen, und welche dabei, weil sie sich alle in einer Gegend in gleicher Lage befinden, weder einander unterstützen, noch einen Nebenverdienst geben können. Es bedarf keines Beweises, daß solches Elend die Familien aufreibt, die Menschen ausmergelt und die Bevölkerung körperlich und moralisch herabbringt. In je bessern Umständen hingegen die Landbesitzer sich befinden, desto mehr Kinder können sie ernähren, desto besser sie erziehen und sie zum weitern Fortkommen ausstatten. Es ist sonach der Wohlstand der Landbauern ein gar wichtiges Augenmerk für die Staatsklugheit.

Nur ein solcher Grundbesitz, welcher die Bodenrente nicht bei der Production schon aufzehrt, sondern einen Überschuß zur beliebigen Verwendung, besonders aber zur Übertragung von Unglücksfällen und Ausfällen im Ertrage abwirft, gewährt Selbständigkeit. Da nun zur Standschaft das Vermögen zu stehen und ein solcher Grad von Selbständigkeit unumgänglich erfoderlich ist, so können kleinere Grundbesitzer niemals einen Stand im Staate ausmachen. Die größern Grundbesitzer aber, aus denen der Stand der Landbauer besteht, zerfallen in den Grundadel und in den Bauernstand, je nachdem die bezogene Bodenrente von dem Belange ist, daß sie allein zu einem unabhängigen Leben ausreicht, oder mit ihr zum Lebensunterhalte noch die eigene Arbeitsthätigkeit verbunden werden muß. Eben darum kann weder ein Adel ohne zureichendes Grundvermögen bestehen, noch blos durch die Abstammung erhalten werden, weil diese allein nicht Unabhängigkeit verschafft, welche die Grundbedingung des Adels ist, indem sie seine Selbständigkeit als Standesgenosse bedingt. Selbst ansehnliches bewegliches Vermögen kann allgemein niemals die Entbehrung unbeweglichen Gutes ersetzen, weil beides eine ganz verschiedene Richtung gibt, dieses auf dessen Besitzerhaltung und fortdauernde Ertragsfähigkeit, jenes hingegen auf

dessen Umsatz behufs des dabei zu machenden Gewinnes. Ein blos auf Abstammung sich gründender Adel ohne bleibendes Besitzthum ist dem Roste an einer guten Klinge zu vergleichen, indem jene Adeligen gerade Dessen entbehren, worauf ihr Standeswerth und also ihre bürgerliche Ehre sich gründet, sie aber, indem sie dennoch diese genießen, deren Bedeutung auch in Betreff des begüterten Adels verändern und herabwürdigen, ihn im Gegentheile in die Verachtung und den Haß mit hinabziehen, welchen ihre unbegründeten Ansprüche und ihre Bemühungen, durch mancherlei Abhängigkeitsverhältnisse die ihnen abgehende Bodenrente auf andere Weise und durch andere Mittel zu ersetzen, nach sich ziehen müssen. Sie sind es eben dadurch, welche die Verbindung der Stände zu einer politischen Einheit hindern, im Gegentheil Abneigung und Abstoßung unter sie bringen. Solchergestalt sieht auch der Verf. dem unaufhaltsamen Untergange des deutschen Adels entgegen, dafern derselbe nicht bald neu umgestaltet und wieder auf Grundeigenthum gegründet wird.

Andererseits erklärt derselbe sich auch gegen die gänzliche Sprengung des Verbandes, welcher die Gutsherrschaften und ihre Hörigen bisher verband, schon darum, weil das Hörigkeitsverhältniß selbst eine historische Gestaltung ist, welche gezogen und beschnitten werden mögen, aber nicht ausgerottet. Ganz treffend bezeichnet er das neuere Verhältniß der Gutsbesitzer nach Aufhebung jenes Verbandes als ein reines Besitzverhältniß, und gibt zwar gern zu, daß alle auf die Person des Hintersassen sich beziehenden Gerechtsame, welche jene zu einer besondern Art von Sachen stempelten, nicht aufrecht zu erhalten gewesen wären, daß aber doch darum nicht die ganze Hörigkeit hätte abgeschafft werden dürfen. Allein dies enthält einen Widerspruch. Denn die Hörigkeit besteht wesentlich in einem fingirten, zwar beschränkten, aber doch dem Sachenrechte analogen Eigenthume und darin begründeten Rechten an der Person der Hörigen. Ungleich passender unterscheidet der Verf. von der Hörigkeit die Grundherrlichkeit (S. 90), unter welcher er den Inbegriff der obrigkeitlichen Gewalt über die Ortsverhältnisse im Gebiete eines jeden Rittergutes und der Schirm- und Schutzgerechtigkeit über dessen sämmtliche Einwohner versteht, und welche den Gutsbesitzern nicht zugleich mit ihren Hörigkeitsrechten hätte genommen werden dürfen, nicht blos weil diese Grundherrlichkeit ein natürliches Zubehör des echten germanischen besonders sächsischen Grundeigenthums und ein Ausfluß der Rechtsregel gewesen ist, daß jeder Grundherr auf seinem Gebiete unumschränkter Herr ist, so weit die der Staatsgewalt übertragenen oder die Rechte Anderer dadurch nicht beeinträchtigt werden, mithin zum Eigenthume selbst gehört, sondern auch, weil ohnedem aller äußere Unterschied und politisches Ansehen verschwindet, wodurch der adlige Grundbesitz vor dem bäuerlichen sich auszeichnet. Wir pflichten hierin dem Verf. völlig bei. Wenigstens hätte die Zeit abgewartet werden müssen, wo der Bauernstand, vermöge seiner Freimachung, sich im Allgemeinen zu dem Grade der Bildung erhoben hatte, daß die adligen Gutsbesitzer hierin den Mitgliedern der Gemeinde nur gleichzustellen waren und die Gemeinden keines Schirmherrn mehr bedurften, sondern nur noch Vorsteher, aus ihrer Mitte erwählt. Indem man diese Berücksichtigung nicht beobachtet hat, hat man offenbar einen Sprung gemacht, der so nachtheilig sich zeigen muß wie jeder Sprung oder Gewaltschritt in dem Entwickelungsgange.

Noch weit weniger Beifall verdient es, wenn der Verf. sogar so weit geht, die Bauerngüter als die politische Hauptsache und deren Besitzer als ihr Zubehör anzusehen, sodaß diese immer noch gewissermaßen an die Scholle gebunden bleiben sollen. Wie leicht lassen sich die denkendsten und scharf richtendsten Leute doch durch irgend eine Vorliebe für eine aufgefaßte Ansicht zu Übertreibungen und Abwegen verleiten!

Eben dahin ist es auch zu rechnen, wenn der Verf. gegen eine reflectirende Landwirthschaftsführung eifert und vermeint, daß durch die Einführung der Reflexion in dieselbe der Charakter ihrer Natürlichkeit und Einfachheit verdorben und die ganze Landwirthschaft in den Charakter des Gewerbebetriebes oder der Industrie übertragen werden würde. Weder der ehrenwerthen Gesinnung des Adels noch des Bauernstandes kann es Eintrag thun, wenn sie durch rationelle Landwirthschaft den Ertrag ihrer Güter zu erhöhen lernen, sowie überhaupt Erweiterung der Kenntnisse und Einsichten, Verfeinerung der Sitten und Veredlung des Geschmacks dem Wesen der Patriarchalität nicht entgegen sind. Ein Edelmann insonderheit ist als solcher schon berufen, auch in dieser Beziehung dem Range Ehre zu machen, den er in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt. Nur vor Afteraufklärung und Sittenabschleifung, welche etwas Anderes ist als sittliche Geschliffenheit, möge sein Genius jeden Stand bewahren! 99.

---

Souvenirs de l'Orient, par M. le vicomte de *Marcellus*. Paris 1839.

Hrn. v. Marcellus „Erinnerungen" fallen in eine Zeit, die nunmehr um volle 20 Jahr hinter uns liegt. Der Verf. verspätete jedoch deren Veröffentlichung bis jetzt, indem er mit denselben keineswegs politische Zwecke verfolgt, sein Bestreben vielmehr dahin geht, uns in die classischen Eindrücke und die literarischen Genüsse einzuweihen, die seine von den Alten erfüllte Einbildungskraft, auf dem Schauplatze der von ihnen besungenen Großthaten, so angenehm in Anspruch nehmen. Hr. v. M. nämlich war um das J. 1820 etwa Botschaftssecretair zu Konstantinopel, unter Hrn. v. Rivière, und wurde mit einer besondern Sendung nach Ägypten und den vornehmsten Handelsplätzen der Levante beauftragt. Es war dies zu einer Epoche, wo die Freuden des Gelehrten, des Bewunderers der Künste und des Alterthums dem Besucher jener Gegenden noch möglich waren. Chateaubriand war erst vor wenigen Jahren dort gewesen; Byron stand im Begriff, sich hinzubegeben; einige andere Literatoren, von Erinnerungen an das Alterthum ergriffen, folgten ihnen; auch traten keine neuen Namen, keine neuen Interessen der Einbildungskraft des Reisenden entgegen; Kanaris hatte noch nicht Themistokles entthront. So durchwandert denn unser Diplomat, mit seinem Homer in der Hand, Griechenland, Morea, den Archipelagus und die Küsten Kleinasiens. Hier, sowie in Ägypten und Syrien, überall begleiten ihn die Dichter und Geschichtschreiber Griechenlands; mit wahrem Vergnügen

ruft er das Andenken an frühere Ereignisse zurück und führt die Werke jener großen Schriftsteller an den Orten selbst an, die der Schauplatz dieser Ereignisse waren; sein mit den alten und neuern Dichtern vertrautes Gedächtniß läßt selten ein auf große Begebenheiten bezügliches Citat aus der Acht. Aus dem hier kürzlich Vorbemerkten dürfte der Leser d. Bl. vielleicht den Schluß ziehen, des Verf. rückblickende Begeisterung habe etwas Kaltes und Pedantisches an sich. Denn, man darf es nicht in Abrede stellen, der Geist verlangt in unsern Tagen eine ganz andere Nahrung und Beschäftigung als vor etwa 20 Jahren. Ohne auf die Erörterung der desfallsigen Ursachen eingehen, sie gutheißen oder verwerfen zu wollen, sind wir selber der Meinung, daß Hr. v. M., träte er seine Wanderschaft erst jetzt an, sogar stände er noch, wie damals, im Alter von 20 Jahren, und hätte er keinen einzigen Vers der „Iliade" und der „Odyssee" vergessen, den Einfluß der Zeit erfahren, daß er sich demnach mehr mit dem Vertrage von Unkiar-Skelessi, als mit der Belagerung von Troja beschäftigen, und daß der peloponnesische Krieg in den Hintergrund vor den Anstrengungen Mohammed-Ali's treten würde, eine Macht, eine Nation, eine Dynastie zu schaffen, ein Königreich Ägypten neu herzustellen. Was jedoch, bei dem Allen, Hr. v. M. vor der Kälte der Gelehrten von Beruf bewahrt, dies ist seine wahrhafte Leidenschaft für das Alterthum. Und da nun, wie man schon weiß, Leidenschaft immer ein wenig ansteckend ist, so wird sich auch, beim Lesen dieses Werks, der entschiedenste Statistiker und Diplomat nicht ganz frei davon zu erhalten vermögen. Denn er hat einen Mann vor sich, der das Alterthum aus dem Grunde kennt, der seine Poeten auswendig weiß, dessen Anführungen aber, so häufig sie auch vorkommen, nicht die Absicht, Gelehrsamkeit auszukramen und damit zu prahlen, verrathen.

Läßt nun Hr. v. M. die politische Seite der Gegenden, die er besuchte, in dunkeln Schatten gestellt, so geschieht dies ganz aus freien Stücken und mit Absicht. Denn als Mitglied der französischen Diplomatie, wo er mit Auszeichnung diente, seinen Charakter und seine Talente bei mehren Vorkommnissen außer Zweifel setzte, befand er sich besser wie irgend Jemand in der Stellung, uns, lag es in seinem Plane, die politischen Interessen zu entschleiern, die schon damals den Orient aufregten. Er hätte uns, wir bezweifeln es kaum, den geheimen Ursprung jener wichtigen Geheimnisse darlegen können, die gerade zu seiner Zeit sich vorbereiteten. Der Griechenaufstand, der das osmanische Reich so heftig erschütterte und womit dessen Unfälle begannen, war gerade im Ausbruche begriffen. Auf der andern Seite des Mittelmeeres erhob sich bereits Mohammed-Ali's Macht zu ihrer demnächstigen Größe. Sieben Jahre waren seit der Vernichtung der Mamluken verflossen; Ibrahim legte im Hedjaz, in seinen Kämpfen gegen die Wechabiten, den Grund zu seinem hohen militairischen Rufe. Oberst Sève war einer der ersten, auf den Hr. v. M. bei seiner Landung in Ägypten stieß; er unterhält uns von seinen angenehmen Verhältnissen mit diesem ehemaligen Offizier Napoleon's, der erst kürzlich in die Dienste des Paschas getreten war und der in seinem Heere das Amt eines Instructors betrieb. Man faßt begierig diese merkwürdigen Einzelzüge auf, wenn man daran denkt, daß Oberst Sève der Mann ist, der die ägyptischen Truppen auf europäischen Fuß disciplinirte und daß er, abgesehen von dem Antheile, den er an allen sonstigen Erfolgen Mohammed's nahm, vor kaum einem Jahre, unter dem Namen Soliman-Pascha, so viel zu dem glücklichen Ausgange der Schlacht bei Nesib beitrug. Zugleich aber bedauert man auch, daß der Verf. den politischen Männern und Ereignissen des Orients so wenige Seiten seines Buchs gewidmet hat, und daß eine freilich durch seine Stellung gerechtfertigte Zurückhaltung ihn hinderte, unserer Neugierde eine umfangreichere Befriedigung zu gewähren. Eine andere geschichtlich merkwürdige Person lernte Hr. v. M. in Syrien kennen. Es war dies die kürzlich verstorbene Lady Esther Stanhope, diese außerordentliche Frau, die England und dessen überfeinerte Civilisation aufgab, um sich dem beschaulichen und patriarchalischen Leben der Araber hinzugeben, und die es durch ihren Muth, ihre Freigebigkeit und eine gewisse mystische Begeisterung dahin brachte, zu einem wunderbaren Ansehen über die Araber zu gelangen, während sie zugleich die Aufmerksamkeit aller Reisenden fesselte und ihren Neugierde auf das lebhafteste erregte.

Man kann nicht sagen, daß Hrn. v. M. auf seinen zahlreichen und pittoresken Ausflügen außerordentliche Abenteuer zustießen. Zieht gleich die Lecture seiner „Erinnerungen" an, so verdanken sie dies der Wahrheit, mit welcher der Verf. die empfangenen Eindrücke schildert, und der Anmuth seiner Erzählung, die frei von allen Ansprüchen und von jeder Übertreibung ist und zugleich eine vollkommene Kenntniß der Länder, die er beschreibt, außer Zweifel setzt. Damit verknüpft er eine gründliche Kenntniß des alten Griechenlands und ein gewisses Zartgefühl, das den einfachsten Begegnissen, die ihm zustießen, einen gewissen Reiz verleihet. Um davon eine Probe zu geben, erlauben wir uns nur eine Anführung: Bei Besichtigung des berühmten Schlachtfeldes von Marathon geleitete den Reisenden ein junges Mädchen, die, arm und unwissend wie sie war, viel Gefühl besaß und bei deren Ältern er die Nacht zubrachte. In dieser elenden Hütte ward Hr. v. M. von einem heftigen Fieberanfall ergriffen, als letzte Folge einer unter freiem Himmel, an dem Gestade des Nils, unvorsichtigerweise verbrachten Nacht. Smaragsi, das junge Mädchen, das am Tage seine Führerin gewesen war, wartete seiner die Nacht; und folgenden Tages, als er sie verließ, theilte das arme Mädchen mit ihrem Gaste, aus Dankbarkeit für einige kleine Geschenke, ein Platanenblatt, ihn ersuchend, die eine Hälfte davon zum Andenken an sie aufzubewahren. An sich ist nichts einfacher als ein solches Abenteuer; Hr. v. M. erzählt es aber mit einer so anmuthigen Einfachheit, daß man es sich auf der Stelle dem Gedächtnisse einprägt, und daß man leicht einsieht, wie des Verf. Liebe zu Homer und zur Poesie des Alterthums nicht blos eine gelehrte Grille ist, sondern aus einem Gefühle entspringt, das demjenigen ähnlich, welches jene unvergänglichen Vorbilder der Anmuth und lieblicher Einfachheit begeisterte.

Bei aller dieser Anspruchslosigkeit verweilt Hr. v. M. mit Wohlgefallen bei einem Vorgange, den wir ihm nacherzählen wollen und der freilich für ihn als Archäologen um so wichtiger sein mußte, als er ihm Gelegenheit gab, das französische Museum mit einer seiner schönsten Zierden zu bereichern. Es ist dies die Venus von Milo, mit deren Entdeckung und Erwerbung durch unsern Reisenden es sich, seiner eigenen Angabe nach, wie folgt, verhielt: Gegen Ende Februars 1820 stieß ein armer Grieche aus Milo, Namens Gorgos, als er in einem der Thäler des Eilandes die Erde aufgrub, mit seinem Grabscheit gegen eine Art länglicher Nische, die in den Fels gehauen war, der über sein Grundstück emporragte. Bei Abräumung dieses kleinen Bauwerks entdeckte er fünf oder sechs Schuh unterhalb eine kleine Höhlung, worin er das Brustbild der Venus und einige andere Marmorstücke fand. Zwei Wochen später entdeckte er den untern Theil des nämlichen Standbildes. Er brachte sogleich Alles nach seiner Hütte. Zu der nämlichen Zeit befand sich ein französisches Kriegsfahrzeug, die Chevrette, unter den Befehlen des Schiffscapitains Gauthier, auf der Rhede von Milo; auf derselben diente der Schiffsfähnrich Dumont d'Urville, späterhin wegen seiner Reisen um die Welt berühmt. Er sah die Marmorstücke und entwarf eine Zeichnung der Venus. Die Offiziere der Chevrette veranlaßten den französischen Consularagenten zu Milo Schritte zu ihrem Ankauf zu thun. Die desfallsigen Unterhandlungen zogen sich jedoch in die Länge und führten zu keinem Resultate. In der Zwischenzeit hatte Dumont d'Urville, der Konstantinopel berührte, um sich nach dem schwarzen Meere zu begeben, die Zeichnung der kürzlich entdeckten Bildsäule Hrn. v. M. vorgewiesen, der, auf sein Ansuchen, von Hrn. v. Rivière die Erlaubniß erhielt, nach Milo überzuschiffen. Kaum war er hier angekommen, als der erwähnte Consularagent sich am Bord seines Schiffs, die Estaf-

fette, begab, ihm anzuzeigen, daß nicht blos seine Schritte fruchtlos geblieben, sondern daß ein mehrer Übelthaten beschuldigter griechischer Mönch, um sich bei seinen Vorgesetzten wieder in Gunst zu setzen, auf den Gedanken verfallen wäre, ihnen mit der Bildsäule ein Geschenk zu machen. In der That sei es ihm auch bereits gelungen, sich derselben zu bemächtigen und sie an Bord eines griechischen Fahrzeuges zu bringen, das mit dem ersten günstigen Winde unter Segel gehen würde. Auf diese Nachricht befahl Hr. v. M. dem Capitain der Estaffette, nöthigenfalls die Abreise des griechischen Fahrzeugs zu hindern. Er begab sich hierauf zu den Primaten der Insel und stellte ihnen vor, daß der französische Agent sich zuerst als Käufer der Bildsäule gemeldet, daß der Mönch sie dem Finder mit Gewalt weggenommen und dieser allererst bei der Rückkunft des Fahrzeugs bezahlt werden solle. Alle seine Vorstellungen blieben erfolglos. Man antwortete ihm, der Dragoman des Arsenals habe befohlen, die Bildsäule nach Konstantinopel zu bringen, worauf die Sitzung aufgehoben wurde, Hr. v. M. jedoch erklärte, er halte sich noch nicht für geschlagen, sie aber würden ihn am folgenden Tage wiedersehen.

Indeß hatte er selber noch gar nicht die Bildsäule gesehen; um sich wenigstens das Vergnügen zu verschaffen, bestieg er eine Schaluppe der Estaffette und fuhr nach dem griechischen Fahrzeuge. Allein der Mönch war ihm zuvorgekommen. Sowie die Schaluppe Miene machte, sich zu nähern, ließ der albanesische Capitain seine Leute unter die Waffen treten und auf die französische Schaluppe anlegen; somit war es dieser unmöglich an Bord zu gelangen. Späterhin jedoch ließ sich der Capitain, der seine Unvorsichtigkeit einsah, deshalb entschuldigen, was freilich die Angelegenheit um nichts förderte. Folgenden Tages kehrte Hr. v. M. auf die Insel zurück. Die Nacht hatte guten Rath gebracht: die Primaten hatten sich versammelt und beschlossen, die ganze Gemeinde solle sich, an des Mönchs Stelle, in den Besitz der Bildsäule setzen. Hr. v. M. benutzte diese erste Einräumung mit diplomatischer Gewandtheit und antwortete ihnen, er schätze sich glücklich, mit einer so achtungswürdigen Körperschaft zu thun zu haben. Hiernächst suchte er ihnen begreiflich zu machen, wie unnütz es sei, ein solches Geschenk türkischen Beamten zu machen, denen jedwede Abbildung des Menschen ein Greuel sei. Endlich bringt er es durch Bitten, Vorstellungen, Berufung auf seinen Titel eines französischen Botschaftssecretairs und das Versprechen, sie für den Fall, daß sie beunruhigt werden sollten, kräftigst zu vertreten, dahin, daß es ihm gelingt, ihren Widerstand zu bewältigen. Er bezahlte dem Griechen Gorgos auf der Stelle den bedungenen Preis und noch ein Drittel darüber als Geschenk; noch an dem nämlichen Abende ließ er nun seine Eroberung von dem albanesischen Schiffe abholen und an Bord der Estaffette bringen, wo er dieselbe mit Muße bewundern konnte. So ward dieses schöne Denkmal einer classischen Zeit Frankreichs Eigenthum, wohin es Hr. v. Rivière mitnahm und es im J. 1821 Ludwig XVIII. überlieferte. Hr. v. M. aber ward bald an sein den Primaten geleistetes Versprechen gemahnt. Der Dragoman des Arsenals, wüthend, daß ihm die Venus entschlüpft, legte ihnen eine Geldstrafe von 7000 Piaster auf und theilte ihnen noch überdies mit eigener Hand reichliche Geißelhiebe aus. Die französische Gesandtschaft indeß nahm sich der armen Leute an; der Dragoman erhielt einen Verweis und mußte die 7000 Piaster zurückgeben; für die Mishandlung freilich war keine Schadloshaltung zu erwirken. Wir verargen es Hrn. v. M. nicht, daß er sich zum Ruhme anrechnet, sein Vaterland mit diesem Meisterwerke der Bildhauerkunst bereichert zu haben.

Zum Schlusse erlauben wir uns noch eine Betrachtung. Der Orient, wie Hrn. v. M.'s „Erinnerungen" ihn uns schildern, existirt nicht mehr, an dessen Stelle ist ein weites und unglückliches Schlachtfeld getreten, wo sich der europäische Ehrgeiz ein Stelldichein zu geben im Begriffe steht. Die Stille, die Unbeweglichkeit, der orientalische Fatalismus sind vor dem thätigen und unruhigen Geiste Europas gewichen. Auf die Erstarrung von Jahrhunderten ist jetzt eine Bewegung von unberechenbarem Belange gefolgt; einerseits ein in Ohnmacht versunkenes Reich, das in Todeszuckungen liegt; andererseits ein Reich, das in den Geburtswehen begriffen ist. Um beide Reiche scharen sich alle Kräfte der Welt, bereit feindlich gegeneinander zu stoßen, vor der Eröffnung des Kampfes jedoch zurückbebend, als ahneten sie die furchtbaren Folgen, die derselbe nach sich ziehen könnte. Zwischen dem poetischen Oriente des Hrn. v. M. und dem heutigen politischen Orient ist allerdings ein großer Unterschied. Durchstreifen wir jedoch mit unserm Verf. jene Gegenden und namentlich die Inseln des griechischen Archipelagus, die schon damals sich anschickten das türkische Joch abzuwerfen, so bringt sich uns mit ihm die Wahrnehmung auf, daß, nach Allem, dieses Joch viel milder und erträglicher war, als man es gemeinhin im Abendlande glaubt, daß aber, überhaupt genommen, bei den düstern Schilderungen, die andere Reisende von den muselmännischen Bedrückungen der Christen jener Gegenden entwerfen, viel Falsches neben dem Wahren eine Stelle gefunden hat. Hr. v. M. ist gleichsam der letzte Europäer, der den alten Orient bereiste und beschrieb. Seine Unbefangenheit ist kaum zu bezweifeln; sein Werk gewährt daher, unter mehr als einem Gesichtspunkte betrachtet, ein ganz vorzügliches Interesse. 93.

## Notiz.

### Analytische und synthetische Urtheile.

Unter den Verdiensten Kant's um die Philosophie wurde von seinen Schülern auch angeführt, daß er zuerst den wichtigen Unterschied zwischen synthetischen und analytischen Urtheilen gelehrt habe. Dies wurde von Vielen verneint; Einige ließen Kant nicht einmal das Verdienst, den Unterschied zuerst in der wissenschaftlichen Terminologie classificirt und systematisirt zu haben. Der Sache nach findet sich diese Unterscheidung gewiß schon früher; unter Anderm in folgender Stelle des scharfsinnigen und geistreichen Condillac („Langue des calculs", sein nachgelassenes Werk, geschrieben nach allen Anzeigen ohne Bekanntschaft mit Kant): Die menschlichen Wissenschaften wären also nichts als eine Reihe zweckloser Sätze? Man hat der Mathematik diesen Vorwurf gemacht; aber er ist grundlos. Ein denkendes Wesen würde keine Sätze aufstellen, wenn es alles Wissen inne hätte, ohne dasselbe erworben zu haben, und wenn sein Blick im Stande wäre, alle Ideen und alle Beziehungen Dessen, was da ist, zu derselben Zeit deutlich zu erfassen. So ist Gott; für ihn ist jede Wahrheit, wie daß zweimal zwei vier ist; er sieht alle Wahrheiten in einer einzigen und nichts mag seinen Augen so zwecklos vorkommen als die Wissenschaft, auf die wir stolz sind, wiewol eben sie sehr geeignet ist, uns von unserer Schwäche zu überzeugen. Ein Kind, das zählen lernt, glaubt eine Entdeckung zu machen, wenn es zum erstenmale bemerkt, daß zweimal zwei vier ist. Es täuscht sich nicht, dies ist für das Kind eine Entdeckung. Dies ist auch unser Fall. Ein Satz kann für den Einen identisch sein und instructiv für einen Andern. „Weiß ist weiß", ist identisch für Jedermann und für Niemanden belehrend. „Die drei Winkel im Dreieck sind zusammen zwei rechten gleich", ist nur für Einen, der Geometrie versteht, identisch. Wir dürfen darum einen Satz nicht für sich selbst betrachten, um zu bestimmen, ob er identisch oder instructiv ist, sondern immer mit Bezug auf die Erkenntniß, welche urtheilt. Nur eine beschränkte Erkenntniß schafft Wissenschaften. Ein ganzes System kann nur eine einzige, eine und dieselbe Idee sein. Vermöchten wir es, in allen Wissenschaften gleichmäßig der natürlichen Erzeugung der Ideen zu folgen und überall das wahre System der Gegenstände aufzufassen, so würden wir aus einer einzigen Wahrheit alle andern entstehen sehen, und von unserm ganzen Wissen fänden wir einen verkürzten Ausdruck in dem identischen Satze: „Ein Ding ist sich selbst gleich." 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 301. —— 27. October 1840.


## Zur Dante-Literatur.

1. Dante Alighieri's göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Zweiter Theil. Das Fegefeuer. Dresden, Arnold. 1840. Gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.
2. Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Metrisch übersetzt nebst beigedrucktem Originaltext herausgegeben von August Kopisch. In Einem Bande. Berlin, Enslin. 1840. Schmal gr. 4. 2 Thlr. 8 Gr.
3. Mein Weg in Dante's Fußstapfen. Nach J. J. Ampère, bearbeitet von Theodor Hell. Dresden, Arnold. 1840. Gr. 12. 18 Gr.

Was wir nur als einen Wunsch, kaum als eine Hoffnung auszusprechen wagten, als wir die zweite Auflage des ersten Theils von Nr. 1 in Nr. 305 d. Bl. f. 1839 anzeigten, daß die Bearbeitung des „Fegefeuer" der der „Hölle" bald folgen möchte, ist nicht allein früher, als man es unter den obwaltenden Verhältnissen hätte erwarten sollen, in Erfüllung gegangen, sondern es ist auch ganz unverkennbar, daß dem hohen Verfasser, wie dem Dichter selbst, dem er sein Talent und seinen Fleiß gewidmet, mit dem Fortgange der Arbeit die Flügel des Geistes gewachsen sind und er seine frühern Leistungen in diesem zweiten Theile um vieles übertrifft. Man fühlt an der Übersetzung wie am Commentar, daß er an Einsicht in die Sache, an Gewandtheit des Ausdrucks, wie an Sicherheit des Urtheils ganz augenscheinlich gewonnen hat, und mit der größern Schwierigkeit des Verständnisses hat seine Kraft sich geübt, sein Blick sich geschärft und Lust und Liebe zum Werke haben gleichmäßig zugenommen. Wie schon die ersten Verse des Originals:

> Per correr miglior acqua alza le vele
> Omai la navicella del mio ingegno,
> Che lascia dietro se mar si crudele:

jedem, der unmittelbar vorher die letzten Verse des „Inferno" gelesen, einen Eindruck wie von Befreiung und Erlösung machen und die Heiterkeit einer mit Hoffnung erfüllten Seele athmen, so auch die ersten Zeilen der Übersetzung:

> Durch beßre Flut den Lauf zu nehmen, ziehet
> Die Segel auf jetzt meines Geistes Schifflein,
> Das hinter sich so grauses Meer zurückläßt:

und dieser Charakter der Heiterkeit, Klarheit und Hoffnung verleugnet sich nirgend im Verlaufe der Arbeit. Sei es, daß das Gedicht den Übersetzer also begeisterte, sei es, daß er, wie uns dünkt, durch Übung eine größere Herrschaft über die Sprache erlangt hat, genug, die Übersetzung des „Purgatorio" übertrifft an Klarheit, Wohllaut und Leichtigkeit des Ausdrucks die des „Inferno", nach unserm Gefühl, um vieles. Sie ist durchaus lesbar, verständlich, wohllautend und hält dabei eine glückliche Mitte zwischen einer die Poesie beeinträchtigenden Paraphrase und einer knechtischen, sich an Wort und Wortstellung des Originals haltenden Manier, wodurch meist nur ein todter Schein der Treue erzeugt, aller Genuß der Poesie und des Gedankens aber zerstört wird. Was undeutsch, verschroben, unverständlich und hart ist, wird uns nimmermehr den Eindruck eines echten Dichterwerks, wie das des Dante, geben. Was wäre die göttlichste Symphonie, auf einem lahmen, klapprigen und verstimmten Instrumente ausgeführt? wo doch allerdings auch jede Note an ihrer Stelle, nur freilich nicht mit dem rechten Ton und Klang wiedergegeben wären. Der Übersetzer hat den Versuch gemacht, die provenzalischen Worte des Arnaud Daniel (XXVI, 140 fg.) in das Deutsche der Nibelungen zu übertragen, wie schon Kannegießer etwas Ähnliches versucht hatte. Wir können nicht darüber urtheilen, ob es gelungen ist oder nicht, im Allgemeinen aber müssen wir dem Übersetzer beipflichten, wenn er sagt: er habe dadurch einen Eindruck hervorbringen wollen, der dem des plötzlichen Eintretens einer fremdartigen, in Bezug auf das übrige Gedicht gewissermaßen antiquirten Sprache ähnlich sei. Eine neudeutsche Übersetzung ist übrigens für die jenes alten Idioms unkundigen Leser noch beigefügt. Daß die ganze Übersetzung durchaus richtig und genau ist und von Misverständnissen und Irrthümern hier gar nicht die Rede sein könne, versteht sich, bei dem großen und ernsten auf diese Arbeit verwendeten Fleiß, durchaus von selbst, und wir wollen uns nicht die undankbare und für die Leser dieser Anzeige höchst unerquickliche Mühe geben, sylbenstecherisch hier und da etwas anzuzweifeln, was vielleicht auch anders noch hätte ausgedrückt werden können. Nur am Schlusse des 27. Gesanges sind uns zwei Verse aufgefallen, welche gegen das Metrum sündigen; wir wissen nicht, ob aus irgend einer

Absichtlichkeit, oder aus einem wirklichen Versehen, oder ob etwa ein Druckfehler im Spiele ist. Sie lauten:

Denn frei, gerad' ist und gesund dein Wille jetzt,

und

Drum über dich verleih' ich Kron und Mitra dir

Der erstere ließe sich leicht in:

Drum frei, grad' und gesund ist jetzt dein Wille

der letztere, nicht ohne einige Härte und Undeutlichkeit, in

Drum reich' ich über dich dir Kron' und Mitra,

verändern. Ein kleines Versehen findet sich noch III, 61, wo es heißt: „begann mein Meister", statt: sprach ich zum Meister. So viel von der Übersetzung, welche sich unbedenklich dem Besten, was in dieser Art geleistet worden, an die Seite stellen darf.

Einen sehr wichtigen Theil dieses Werks machen die kritischen und historischen Erläuterungen aus, deren Art und Weise allerdings schon aus dem ersten Bande bekannt ist, von denen aber ganz vorzüglich gerühmt werden muß, daß sie an Sicherheit des Taktes, an Gründlichkeit und Fleiß der Arbeit die des ersten Bandes um vieles übertreffen, obwol gerade die Erläuterung des „Fegefeuer", und namentlich der letzten Gesänge desselben für den Interpreten vielleicht die schwierigste und bisher von Niemanden vollständig und befriedigend gelöste Aufgabe sein möchte. Einen durchaus vollständigen Commentar zu liefern, in welchem dann auch vor allen Dingen die unendlich schwierige Feststellung des Textes hätte versucht und die vielen abweichenden Meinungen älterer und neuerer Commentaren über unzählige Stellen hätten besprochen werden müssen, lag nicht im Plane des Verfassers. Die philologische Seite einer solchen Arbeit scheint ihn überhaupt weniger anzusprechen. Er hat seinen Fleiß, seine Studien und seinen Scharfsinn vorzüglich auf drei Hauptgegenstände gerichtet: auf die gründliche Erklärung der oft so versteckten und schwer auszumittelnden historischen Beziehungen; auf die genaueste Feststellung der Chronologie und der astronomischen Bestimmungen des Gedichts, und vorzüglich auf die gründliche Erläuterung der philosophischen und theologischen Anschauungen des Dichters; und diese Aufgabe hat er ohne Vergleich besser und gründlicher als irgend einer seiner Vorgänger gelöst. Selten nur, und nur bei den allerschwierigsten Stellen sind auch wol abweichende Ansichten Anderer erwähnt und besprochen; gewöhnlich begnügt sich der Verfasser seine Ansicht durch die Übersetzung selbst deutlich und bestimmt auszusprechen, und, man verzeihe uns den Schein der Eitelkeit, der in diesem Geständnisse liegt, mit unendlich wenig Ausnahmen haben wir uns gefreut, unsere eigene Ansicht mit der des Übersetzers in Einklang zu finden; wogegen wir auch ebenso aufrichtig gestehen, daß wir sehr viel aus diesem Commentar für das Verständniß namentlich theologischer Punkte gelernt haben. Von dem Fleiße, welcher auf die historischen Untersuchungen verwendet worden, geben vorzüglich Zeugniß die Erläuterungen zu Ges. V u. VI, zu der Geschichte Trajan's, zu der wunderlichen Sage, daß die Capets von einem pariser Fleischer abstammten u. s. w. Ein Nachtrag von historischen Erörterungen beweist, wie der Verf. sein Werk und die darauf bezüglichen Studien nie aus den Augen verliert. Was wir aber als den wahren Glanzpunkt dieses Commentars betrachten, sind die philosophischen und theologischen Erläuterungen. Der Verf. hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die Werke des Thomas von Aquino eifrig zu studiren, und ist dadurch in den Stand gesetzt worden, gerade die schwierigsten Gesänge XVI — XVIII mit überraschender Deutlichkeit zu erläutern, und zum bessern Verständniß der ganzen Seelenlehre des Dante hat er noch überdies eine höchst dankenswerthe Darstellung der Psychologie des Thomas von Aquino am Schlusse des 18. Gesanges gegeben. Ebenso setzt ihn seine Kenntniß der heiligen Schrift und der kirchlichen Lehren, Traditionen und Gebräuche seiner, der katholischen, Kirche in den Stand, mit großer Sicherheit nicht allein die vielen auf kirchliche Gesänge und Ceremonien bezügliche Stellen zu erläutern, sondern vor allem auch die so überaus schwierige und viel bestrittene Deutung der großen Visionen in den letzten Gesängen festzustellen: gerade in diesen so wichtigen Punkten ist er unter allen bisherigen Commentatoren wol der sicherste Führer. Eine einfache, klare und präcise Sprache, die sich durchaus ferne hält von hochtrabenden und hohlen Phrasen, ist ebenfalls kein geringes Verdienst dieses Commentars, an welchem wir höchstens das zu tadeln wüßten, daß er sich mitunter auf allzu bekannte mythologische Erklärungen einläßt.

Nicht der hohe Stand des Verf., der uns, wenn das Werk schlecht wäre, höchstens zum Schweigen, niemals aber zur Schmeichelei und zur Lüge hätte Veranlassung geben können, sondern die billige Rücksicht auf die Leser d. Bl., unter welchen sich doch wol nur wenige finden möchten, welche an allzu speciellen Erörterungen Freude haben könnten, hält uns ab von einigen Punkten zu reden, in welchen wir nicht mit dem Verf. einverstanden sind; wobei wir aber, zur Steuer der Wahrheit, noch bemerken müssen, daß sie weder sehr erhebliche Dinge betreffen, noch auch von der Art sind, daß wir unsere Meinung ohne Weiteres für die allein richtige ausgeben möchten. An Druckfehlern sind uns allerdings, und besonders in den Eigennamen, mehre aufgestoßen; als sinnentstellend sind uns aufgefallen: S. 293, Note 3 „des Himmels, der Firstern", statt: des Himmels der Firsterne. S. 303, V. 71 „Zieneich'", statt Steineich'; eben da Note 5: „Übelstand" st. Unbestand. S. 305 ist Vers 94 als Rede der Mathilde bezeichnet, was er nicht ist. Als Zierden dieses Bandes dienen eine Zeichnung von Retzsch auf dem Umschlage, ein Titelkupfer von Heß, die Ankunft der Seelen im Purgatorio darstellend, eine schöne Karte von einem Theile von Toscana und ein von einer genauen Erläuterung begleiteter Plan des Purgatorio.

Ganz anders ist uns beim Durchlesen von Nr. 2 zu Muthe geworden. Eine Anzeige des ersten Heftes dieser Übersetzung in der „Allgemeinen Literaturzeitung" hatte gelobt, was nur irgend an der Arbeit zu loben war, und höchst schonend auf die Mängel der Übersetzung und des Commentars hingewiesen. Die Hoffnung, daß der Hr.

Verfasser dadurch zu größerm Fleiße und gründlicherer Behandlung seines Dichters möchte bewogen werden, ist aber leider nicht in Erfüllung gegangen, vielmehr scheint es beinahe, als ob er, je mehr er sich dem Ende seiner Arbeit nahete, um so mehr, von Ungeduld ergriffen, die Übersetzung wie aus dem Ärmel geschüttelt habe, was denn die ärgsten Misverständnisse und Sinnentstellungen veranlaßt hat, die uns noch jemals in einem ähnlichen Werke vorgekommen sind. Alle Fehler, welche an dem ersten Hefte gerügt wurden, sind treulich beibehalten worden, und von dem Fleiße, womit anfänglich ein enges Anschließen an das Original in Ausdruck und Wortstellung erstrebt wurde, ist in den letzten Theilen der Übersetzung kaum eine Spur mehr zu finden. Alles, Übersetzung und Commentar, trägt die unverkennbarsten Spuren einer ganz unerlaubten Flüchtigkeit und Übereilung. Um diese harten Vorwürfe zu rechtfertigen und unsere schwere Anklage zu beweisen, führen wir aus einigen Gesängen des „Paradieses" folgende beinahe unglaubliche Übersetzungsfehler an. Ges. III, Vers 40: Grazioso mi fia se mi contenti Del tuo nome, „Du wirst mir gnädig sein, wenn deines Namens Du mir genügst", statt: Es wird mir angenehm sein, wenn du mich mit deinem Namen erfreust. Ebendaselbst V. 46: Io fui nel mondo vergine sorella, „Als Jungfrau war ich auf der Erde Schwester", statt: In der Welt war ich eine Klosterjungfrau. Ges. V, V. 51: Mostrando come spira e come figlia, „Schaun lassend, wie er Odem gibt und schaffet", statt: wie er hauchet und wie er erzeugt, mit der deutlichsten Anspielung auf die Erzeugung des Sohnes und das Ausgehen des heiligen Geistes, die aber dem Übersetzer nicht eingefallen sein muß. Ges. XII, V. 61—63:

Poichè le sponsalizie fur compiute
Al sacro fonte intra lui e la fede
U' si dottar di mutua salute.

Es ist die Rede von Dem, was bei der Taufe des heil. Dominicus sich zugetragen. Hr. Kopisch übersetzt:

Als die Vermählungen (die Vermählung) vollstrecket worden
Am heil'gen Borne zwischen ihm und Glauben,
Wo mit verschwiegnem Heil sie sich beschenkten.

Der Übersetzer verwechselt muto, stumm, verschwiegen, mit mutuo, gegenseitig; denn mit gegenseitigem Heile beschenkten sie sich, sagt Dante. V. 64 La donna che per lui l'assenzo diede, „Er sah die Frau, die für ihn gab den Weihrauch", statt: die an der Stelle des Täuflings das Ja, das Gelübde des Glaubens ablegte. Doch es kommt noch besser.

Ges. XV, V. 124. Der Dichter rühmt die Sitten der Frauen in einer guten alten Zeit und sagt: L'altra traendo alla rocca la chioma, „Und eine andre, die das Haar zum Thurm zog", statt: die das Haar vom Rocken zog, d. h. auf deutsch: die da spann; und damit wir diesen unerhörten Ausdruck verstehen, wird in einer Anmerkung davon als von einem bekannten Sprüchworte geredet. „Ein Spinnstubenausdruck", heißt es, „für munteres Spinnen, wobei der Faden so hoch ausgezupft wird, als der Arm reicht. Bei Schilderung der häuslichen Freuden zeigt ein so volksthümlicher Ausdruck den mit ganzer Seele empfindenden Dichter." Schade nur, daß dieser gemüthliche Scherz des Dichters einzig und allein auf der Zerstreuung des Übersetzers beruht, welcher rocca trocken für Thurm genommen hat, was es nie bedeutet. Ges. XVI, V. 101—102:

ed avea Galigajo
Dorata in casa sua già l'elso e 'l pomo.

Und Galigajo hatte
Maulbeer und Apfel schon im Haus vergoldet.

Wir möchten wol fragen, ob irgend ein Mensch auf Erden sich bei diesen sinnlosen Worten irgend etwas denken könnte, und begreifen nicht, wie der Übersetzer nicht selbst bemerkt, daß er etwas rein Unsinniges niederschrieb, was ihn doch hätte veranlassen müssen den ersten besten Commentar nachzuschlagen, wo er denn gefunden hätte, das elsa das Stichblatt des Degens und pome oder pomo der Degenknopf, beides zusammen aber ein vergoldetes Degengefäß, oder das Zeichen der ritterlichen Würde bedeuten soll. Aber freilich gelso heißt der Maulbeerbaum, und das muß der flüchtige Übersetzer wol gelesen haben, ohne sich zu bekümmern, ob irgend ein Sinn dabei herauskomme. Ges. XVIII, V. 88:

Mostrarsi dunque in cinque volte sette
Vocali e consonanti.

Die Seligen, welche im Planeten Jupiter sich zeigen, gestalten sich als leuchtende Wesen abwechselnd in die Buchstaben, welche den Satz Diligite justitiam qui judicatis terram bilden; dies drückt der Dichter einfach und klar aus: Sie zeigten sich also, sagt er, in 5 mal 7, d. h. 35 Vocale und Consonanten. Der Übersetzer aber sagt:

In fünf Umschwüngen zeigten so sich sieben
Vocal' und Consonanten,

was höchstens bei der allergutmüthigsten Exegese heißen kann: indem sie sich fünf Mal umschwangen, zeigten sie jedesmal sieben Vocale und Consonanten, was aber durchaus nicht die Meinung des Dichters ist; der des Italienischen unkundige Leser kann aber offenbar aus jenen Worten nur entnehmen, daß in allem nur sieben Vocale und Consonanten gebildet wurden. Ges. XIX, V. 40:

Colui che volse il sesto
Allo stremo del mondo

welches in einer etwas umschreibenden Übersetzung heißt: Derjenige (Gott nämlich), welcher mit dem Cirkel die Grenzen des Universums umschrieb. Was hat unser Übersetzer daraus gemacht?

Der, welcher den Magnet kehrt
Zum End' der Welt

und dazu die erbauliche Bemerkung: „Der Magnet, dessen Richtung Gott geordnet, deutet wieder auf den Trieb der Wesen, der nach Gott hinweist, der aller Dinge Anfang und Ende ist." Wie in aller Welt, fragt der Leser, ist der Übersetzer auf eine so ganz falsche Fährte gerathen? Ganz einfach: er kannte das Wort sesto nicht, schlug nach und fand: compasso; nun, das ist ja der Compaß, also die Magnetnadel! Die andere Bedeutung von compasso, Cirkel, fiel ihm nicht bei, und in einem Commentar oder einer Übersetzung nachzuschlagen, dazu fehlte es an Zeit. Doch, ich denke unsere Leser haben genug

an diesen augenscheinlichen Beweisen einer beispiellosen Flüchtigkeit, deren wir noch ähnliche, wenn auch nicht ganz so arge, zu Dutzenden anführen könnten. Wäre das Gedicht des Dante soeben erst entdeckt worden und Hr. Kopisch hätte in der ersten Freude über die große Entdeckung seiner Ungeduld, sie den Deutschen mitzutheilen, keinen Zügel anlegen können, so wären auch dann noch solche Misverständnisse kaum zu entschuldigen; wie aber jetzt, wo es der Übersetzungen in mehren Sprachen Dutzende gibt und der schlechteste italienische Commentar mehr als gnügend ist solche Verstöße zu vermeiden! Wir haben mit mehren Freunden oft herzlich bei dieser Übersetzung gelacht, aber der letzte Eindruck ist doch ein betrübender geblieben, daß man in Deutschland so etwas der gelehrten Welt zu bieten wagt.

Auf den Commentar und auf die vielen neu und tiefsinnig seinsollenden Auslegungen des Verfassers einzugehen, haben wir für diesmal keine Lust, und sparen unser Urtheil darüber bis auf die Zeit, wo die von dem Verfasser versprochenen großen Abhandlungen über den Dante werden erschienen sein, und wo seine Ansichten sich im Zusammenhange vielleicht besser ausnehmen werden, als sie jetzt in dem zersplitterten Notenzustande erscheinen. Möge ihn der Geist Dante's nur auch vor solchen Flüchtigkeiten bewahren, wie sie hier in bedeutender Zahl sich zeigen; wie, wenn Antander zu einem Flusse bei Troja gemacht wird (wohlverstanden, daß es kein Druckfehler etwa für Skamander sein kann, sondern eine reine Gedankenlosigkeit ist), oder wenn aus einem Erzbischof von Canterbury einer von Conturbia gemacht wird, wenn, statt Arrus, Arrüus geschrieben wird; möge eben dieser Geist ihn vor so geschmacklosem Tiefsinn behüten, wie wenn er die santa mola, den heiligen Mühlstein, oder den vollen, erfüllten Kreis, welchen die leuchtenden Geister bilden, also erklärt: „Das Rad wird von dem Kreise der heiligen Lehrer gebildet, welche den Menschen die himmlische Frucht, den geistigen Weizen, gleichsam mahlen, daß er für sie genießbares heiliges Brot werde." Eine ganz neue Beschäftigung für die Seligen im Paradiese.

Der Name Ampère hat sonst einen guten Klang, auch in Deutschland, hier aber haben wir es in Nr. 3 nur mit einer etwas flüchtig hingeworfenen Reiseskizze zu thun. Hr. Ampère ist nämlich, wie er versichert, ausdrücklich zwei Mal nach Italien gereist, um alle die Orte zu besuchen, welche Dante in seinem Gedichte erwähnt. Der Gedanke ist gewiß kein unglücklicher; nur wäre freilich zu wünschen gewesen, daß Hr. Ampère etwas gründlicher vorbereitet an die Ausführung gegangen wäre. So aber gibt er uns nur das Allerbekannteste und verräth nur allzu oft eine ziemlich oberflächliche Bekanntschaft mit der „Divina commedia" und den Schicksalen des Dichters. Wir erhalten hier nur die Wiederholung aller der jämmerlichen Redereien über die Liebschaften Dante's; Francesca da Polenta ist ihm noch immer die Tochter des Beschützers Dante's u. s. w., überall folgt er der Heerstraße der gewöhnlichen Meinungen; eigene Untersuchungen hat er nicht angestellt und nirgend erfahren wir durch ihn etwas Neues. Wie es sich mit der Bearbeitung des Hrn. Th. Hell verhalte, können wir, da uns das Original unbekannt ist, nicht beurtheilen. Manche Versehen, wie, wenn gesagt wird S. 23, die Benda sei eine Kopfzierde für junge Mädchen, da sie doch im Gegentheil das Abzeichen verheiratheter Frauen und Witwen war; Mohammed erscheine mit dem Kopfe auf dem Rücken gedreht; oder wenn von dem Laufen Brunetto Latini's, um seine Leidensgefährten wieder einzuholen, welches der Dichter mit dem Wettrennen halbnackter Bauern vergleicht, behauptet wird: es solle damit die stolze Stellung des Brunetto Latini geschildert werden — sind wol Sünden des Hrn. Ampère; aber auf Rechnung des Hrn. Th. Hell kommen doch ohne Zweifel die vielen Fehler in Citaten, Jahreszahlen und in der Rechtschreibung: wie Antheus, Hypolyt, Hieron ikon und dergleichen mehr, was leicht zu berichtigen war. Auf seine Rechnung wird er auch wol die gemeine Beredtsamkeit für „De vulgari eloquentia" nehmen müssen und die alten patres, was Kirchenväter heißen soll. Vor allen Dingen aber ist er dem edeln Philalethes eine Abbitte schuldig, daß er in einer Note sagt: er citire nach dessen trefflicher Übersetzung, was nur von der „Hölle" gilt, während er mehre Stellen aus dem „Fegefeuer" und dem „Paradiese" entweder nach Ampère oder auf eigene Hand, auf jeden Fall aber höchst fehlerhaft übersetzt. 100.

---

## Notiz.

Ad. Strahl erzählt in seiner Reisebeschreibung „Das alte und das neue Griechenland" (Wien 1840) folgende, ihm von dem Amerikaner Hill, dem Director einer in Athen bestehenden Schule, mitgetheilte Anekdote von einem seiner Schüler. Dieser Knabe, ein Sohn des bekannten Kapitanos Vassos, sah eines Tages seinen Vater in der gewöhnlichen Kleidung der Franken (d. i. der Europäer); er war darüber so betroffen, daß er nicht eher ein Wort mit ihm sprach, als bis er diese Kleidung abgelegt hatte, indem er hinzufügte: er könne ihn nicht als seinen Vater erkennen, wenn er so gekleidet einherginge. „Wenn alle Knaben in Griechenland so denken", setzt wahrscheinlich Strahl, der übrigens in den Jahren 1834 und 1835 in Griechenland war, hinzu, „wie der kleine sechsjährige Vassos, der stets in der vollen, glänzenden Tracht der Palikaren, mit Pistolen und Yatagan im Gürtel, einherstolzirt, so ist wenig Hoffnung vorhanden, daß die Griechen ihre Nationaltracht ablegen werden." Bedarf es denn dieses letztern, um die Griechen der Civilisation zuzuführen? Wäre wirklich die Nationaltracht bei den Griechen — nicht blos insofern, als dieselben ohne Weiteres und lediglich nach Belieben bewaffnet einhergehen — ein solches Hinderniß? Man hat den Griechen viel genommen, obgleich man ihnen auch viel gegeben hat; will man nun aber, eben des letztern wegen, auch die Nationaltracht, die zwar an sich noch kein Glück ist und kein Glück gibt, wenn die Griechen sie nun einmal beibehalten wollen, ihnen verübeln, ihnen nehmen? Gibt etwa der fränkische Frack und der Filzhut, statt der Fustanella und des Fes gegründetern Anspruch auf politisches Glück und intellectuelle Bildung; machen vielleicht nur jene der Freiheit würdig und zu den Wohlthaten der Civilisation geschickt? Die Geschichte und die Philosophie dürften keineswegs geneigt sein, diese Fragen so ohne Weiteres zu bejahen! 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 302. —— 28. October 1840.

Vermischte Schriften, großentheils apologetischen Inhalts, von A. Tholuck. Erster und zweiter Theil. Hamburg, F. Perthes. 1839. Gr. 8. 4 Thlr.

Wenn eine tiefer eingehende Kritik dieses gelehrten Werkes andern streng wissenschaftlichen Zeitschriften überlassen bleibt, so ist es doch sehr geeignet, auch in d. Bl. besprochen zu werden, weil Inhalt und Behandlungsweise eine lebhafte Theilnahme gebildeter Leser erwarten lassen. Wie bei aller vorwaltenden Hinneigung zu den materiellen Interessen und zu sinnlichem Lebensgenuß dennoch ein geistiges Leben in unserer Zeit überall sich regt, so zeigt sich auch eine erneute allgemeinere Empfänglichkeit für die religiösen Angelegenheiten der Menschheit überhaupt und für das Christenthum insbesondere, und selbst die mannichfachen theologischen und kirchlichen Wirren der Gegenwart haben diese Empfänglichkeit eher gemehrt als vermindert. Es mag wol mancher Schwache irre werden und Mancher eine Entschuldigung seines Unglaubens, seiner Gleichgültigkeit gegen Predigt und Cultus in der gemeinen Ansicht finden, daß, da die Theologen, die doch von Amts- und Berufswegen mit Glaubenssachen sich beschäftigen, und, wenn überhaupt darüber sich etwas feststellen ließe, mit sich selbst und untereinander aufs Reine kommen müßten, selbst so uneinig und zwieträchtig sind, zum Theil in ganz entschiedenen Gegensätzen sich bewegen, überhaupt keine Wahrheit feststehe, und daß man daher am besten thue, wenn man die Sache dahingestellt sein lasse, ohne sich darüber den Kopf zu zerbrechen und das Herz zu beunruhigen. Das scheint sehr bequem, erweist sich aber als höchst unbequem und trostlos (wie es geistlos ist), wenn die wichtigsten Lebensfragen unabweisbar sich aufdringen und eine Antwort heischen, die mit Gründlichkeit und Klarheit auf die Dauer befriedige. Man kann am wenigsten jetzt, da die kirchlichen Streitigkeiten tief ins Leben eingreifen und alle Verhältnisse berühren, auf dem Standpunkte eines geistesträgen Indifferentismus mit Ruhe und mit Ehren sich behaupten, und wer auch nur auf den Rang eines gebildeten Menschen Anspruch macht, sieht sich überall veranlaßt, aufgefodert, gedrungen, von Dem, was so viele Gemüther bewegt, Kunde zu nehmen und sich selbst zu einer hellern Ansicht durchzuarbeiten. Zwar wird in manchen Kreisen der sogenannten gebildeten Gesellschaft, mit einer unglaublich faden und bornirten Oberflächlichkeit über Gegenstände, welche die tiefsten Bedürfnisse und heiligsten Angelegenheiten des Menschen betreffen, gefaselt und geschauspielt; wer sich aber dessen schämt und sich nicht genügen lassen mag an leerem Geschwätz, den würde, auch wenn ein tieferes Sehnen nach Licht in ihm noch nicht erwacht wäre, schon die Bewegung im öffentlichen Leben mahnen, sich mit Gegenständen zu befassen, die bisher vielleicht seiner Forschung und Betrachtung ferner standen.

Um so willkommener muß eine Sammlung von Schriften sein, die nicht blos auf das theologische, überhaupt nicht blos auf das gelehrte Publicum, sondern auf einen weitern Kreis gebildeter Leser und Leserinnen berechnet, reiche Belehrung versprechen und, wie sie als „großentheils apologetischen Inhalts" sich ankündigen, gerade jetzt dem Bedürfniß und dem Wunsche Vieler, über die Wahrheit und Göttlichkeit und über die welthistorische Bedeutung des Christenthums sich zu verständigen, entgegenkommen.

Der geistreiche und gelehrte Hr. Verf. ist bekannt genug, verschrien und gefeiert, wie denn in unserer Zeit jeder namhafte Theolog von entschiedener Denkart und Gesinnung beides zugleich sein wird und unvermeidlich durch böse und gute Gerüchte hindurchgehen muß. Es ist unter den Theologen unserer Zeit so viel feindselige Parteiung, daß gerade der, welchen die Einen bis zu den Wolken erheben, von den Andern möglichst tief erniedrigt und gesteinigt oder mit Koth beworfen wird, und es gehört insbesondere zu den Strategemen einer mit der letzten Kraftanstrengung für ihren leichterworbenen Ruhm und ihr verfallendes Reich kämpfenden Schule, gerade die tüchtigsten und ausgezeichnetsten Gegner dergestalt zu schmähen, daß Niemand sich versucht fühlen möchte, sie aus ihren Werken kennen zu lernen. Wer nicht zu jener Fahne schwört, der ist, wenn nicht ein Heuchler, ein Unwissender und wird mit Ehrentiteln bedacht, die ebenso wenig von wissenschaftlicher wie von religiöser Bildung Zeugniß ablegen. Schmähungen sind auch Hrn. Dr. Tholuck in reichem Maße gespendet worden, und es ist um so nöthiger, Denen, welche ihn noch nicht aus seinen Schriften kennen, zu sagen, daß sie durch das geflissentlich gegen ihn verbreitete Vorurtheil sich nicht irre machen lassen dürfen. Er bekennt sich allerdings — pure et sincere — zum evangelischen Glauben, aber es ist ihm um bloße Erneuung altdogmatischer und scholastischer Formen, oder um Zurückführung

zur Wüste veralteter Polemik so wenig zu thun, daß die Männer der strictern Observanz ihn kaum als einen der Ihrigen anerkennen mögen. Denn wie Reinhard zu seiner Zeit als hyperorthodox verschrien war und jetzt Manchem als viel zu wenig orthodox erscheint, so wird beides zugleich auch dem Herausgeber des „Literarischen Anzeigers" Schuld gegeben, und zwar beides mit Recht, je nach dem Standpunkte der Ultras auf beiden Seiten. Selbst Unbefangenere mögen sich nicht bergen, daß er in neuerer Zeit, insbesondere in der übrigens trefflichen Schrift: „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte", fast allzu vermittelnd den Gegnern sich genähert und ihnen mehr nachgegeben hat, als nach der Consequenz des Glaubens und der Wissenschaft zulässig sein kann. Um so weniger darf man fürchten, hier etwas Überspanntes, Veraltetes oder Einseitiges zu finden.

Die meisten der in dem ersten Theil enthaltenen Aufsätze waren schon früher gedruckt, insbesondere in dem „Literarischen Anzeiger" und verdienen eine weitere Verbreitung. Der Hr. Verf. versichert, daß fast alle Nachbesserung und Vervollständigung erhalten haben, wie man es von einem Schriftsteller, dem es ebenso sehr um die Gegenstände seiner Forschung und um eine nachhaltige Wirksamkeit, wie um das Vertrauen des Publicums zu thun ist, erwarten darf. Um so mehr befremdet es, wenn er in der Vorrede erklärt, daß er dennoch nicht Alles, was in diesen Aufsätzen gesagt ist, gegenwärtig vertreten könne. Denn wenn es wahr ist, daß er „über manche Punkte sich jetzt anders erklären würde", so war er es in jedem Fall der Sache, sich selbst und den Lesern schuldig, seine neueste Ansicht wenigstens in Anmerkungen beizufügen, mindestens anzudeuten. Wer kann nun wissen, was der Verf. jetzt von den Gegenständen, die er bespricht, meint, oder worin er seine Ansicht geändert hat, was das Ergebniß seiner neuesten Forschungen ist, das man doch in seiner neuesten Schrift billig erwartet? Für Das, was er jetzt drucken läßt, ist er in jedem Fall auch jetzt verantwortlich, und man fodert mit Recht, daß er, weil er es der abermaligen Mittheilung werth geachtet, auch dafür Rede stehe. Mancher Leser wird dem Buche nach jener Erklärung weniger Vertrauen schenken, als es werth ist.

Um einigermaßen anschaulich zu machen, welche reiche Gabe hier dargeboten wird, deuten wir den Inhalt der einzelnen Aufsätze in gedrängter Übersicht an.

I. „Die Wunder Mohammed's und der Charakter dieses Religionsstifters." Das wohlbegründete Ergebniß ist: Mohammed ist von seinen Zeitgenossen aufgefodert worden, Wunder zu thun, und hat sich für unfähig dazu erklärt. Mehre Stellen des Koran bezeugen, daß er es ablehnte, auf solche Weise sich zu beglaubigen, und wenn man diesen Zeugnissen gegenüber dennoch später Wunder ihm andichtete, so bezog man sich auf andere Stellen, in welchen von „Zeichen" die Rede ist, womit aber nicht eigentliche Wunder, sondern providentielle Erlebnisse des merkwürdigen Mannes oder Aussprüche des Koran gemeint sind. Alle jene Wundererzählungen sind aus Quellen entlehnt, die mindestens 200 Jahre jünger sind als die Hedschra. Ob Mohammed selbst lesen und schreiben konnte, ist mindestens zweifelhaft, gewiß aber, daß seine Aussprüche, vereinzelt aufgeschrieben, erst 10 Jahre nach seinem Tode gesammelt und zusammengestellt wurden, noch viel später die Traditionen von seinen Thaten und Werken — 150 und zum Theil 1000 Jahre nach seinem Tode. Was aber Wunderbares von ihm erzählt wird, nicht als seine That, sondern an ihm und mit ihm geschehen, das gehört, wie die Sage von seiner nächtlichen Wanderung aus Mekka nach dem Tempel von Jerusalem, in das Gebiet der Vision.

Was den Charakter des Pseudopropheten betrifft, so thut Hr. Dr. Tholuck, alle Gründe, die für und gegen seine Ansicht sprechen, hervorhebend, mit überzeugender Klarheit dar, daß gemischte Motive und Zustände in ihm vorwalteten, und daß man ebensowol seine mit Selbsttäuschung und dem Wahn einer göttlichen Berufung verbundene Schwärmerei, als absichtliche Täuschung und prämeditirten Betrug aus seinen Reden und Handlungen folgern muß.

II. „Über die Wunder in der katholischen Kirche und insbesondere über das Verhältniß dieser und der biblischen Wunder zu den Erscheinungen des Magnetismus und Somnambulismus." Ein sehr anziehender und reichhaltiger Aufsatz, der über die fraglichen Gegenstände viel Licht verbreitet und mit löblicher Unbefangenheit sie behandelt.

1) Fortdauer der Wundergabe nach dem Abtreten der Apostel.

Es erscheint Christus nicht wie die Sonne der tropischen Länder, die ohne Morgenroth aufgeht und ohne Abendroth untergeht, sondern wie Jahrtausende die Weissagung Ihm vorangeht, so geht das Wunder Ihm nach, und die Kräfte, welche er zuerst geweckt hat, sind noch eine Zeitlang in größerm oder geringerm Maße thätig. Bis in das 3. Jahrhundert haben wir glaubwürdige Zeugnisse einer Fortwirkung der wunderbaren Kräfte, die in der ersten Gemeinde thätig gewesen waren.

2) Gründe für das Verschwinden der Wunderkraft seit der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts. — Deutliche Zeugnisse der Kirchenväter sprechen dafür, daß die Wundergabe in der christlichen Kirche zwar aus der apostolischen Zeit in die spätere herüberreichte, aber allmälig abnahm. Diese Thatsache, die Abnahme der Wunderkraft, ist historisch nachgewiesen; wer aber durch die Überschrift sich berechtigt hielt, auch Gründe für diese Erscheinung, die Ursachen solcher Abnahme hier entwickelt zu finden, der scheidet von diesem Abschnitt unbefriedigt.

3) Möglichkeit der Fortdauer des eigentlichen Wunders. Begriff des Wunders im eigentlichen Sinne. — Die Masse der katholischen Wunderlegenden ist auf den dreifachen Ursprung zurückzuführen — sie beruhen entweder auf absichtlichem Betrug, oder sie sind das Ergebniß der unabsichtlich ausschmückenden Sage — oder sie beruhen auf anthropologischen Erscheinungen und Zuständen, die mehr oder weniger dem Gebiet des Magnetismus oder Somnambulismus angehören. Aber die Möglichkeit der Fortdauer des Wunders im eigentlichen Sinne in den folgenden Jahrhunderten bis in unsere Tage soll nicht geleugnet werden. So wenig als die Verheißung des heiligen Geistes ist die Verheißung der Wundergabe auf die Apostel allein be-

schränkt. Der Verf. versteht nämlich unter **Wunder** ein von dem uns bekannten Naturlaufe durchaus abweichendes Ereigniß, welches einen religiösen Ursprung und einen religiösen Endzweck hat. Solche Wunder im strengen Sinne lassen sich **vielleicht** auch in der katholischen Kirche hier und da nachweisen; aber erweislicher ist die Grenzlinie zwischen den katholischen Wundern im Ganzen und denen der apostolischen Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Geschichte der deutschen National-Literatur von ihren ersten Anfängen bis auf unsere Tage. Erstes und zweites Heft. Von L. **Wihl**. Altona, Aue. 1840. Gr. 12. 1 Thlr.

Die Geschichte der leichtfertigen Buchmacherei ist vielleicht nicht viel jünger als die Geschichte der Buchdruckerkunst, in deren herrliches Gefolge sich auch die literarische Frivolität in dieser Gestalt mischte. Es scheint aber, als ob es der neuern Zeit vorbehalten sei, diese Gespenster der Literatur sich auch in Kreise strenger Wissenschaft und zwar mit Prätensionen eindrängen zu sehen, die um so unangenehmer, je hohler und leerer sie sind, und ein um so schärferes Entgegentreten der gewissenhaften Kritik abnöthigen, je trefflichere Leistungen dieselbe auf diesem Gebiete zu begrüßen gehabt hat.

In diese Classe der neuern literarischen Erscheinungen ist vorliegendes Buch zwar schon von tüchtigen Beurtheilern zur Genüge verwiesen und die Berechtigung, ja die Verpflichtung dazu aus eclatanten Beispielen dargelegt worden. Es wird daher Ref. sich hierbei etwas kürzer fassen können, als außerdem im Interesse der Literatur nöthig gewesen wäre; er wird sich namentlich auf die Documentirung der Insufficienz des Verf. zu Beschreitung des in Rede stehenden Gebiets und der häufigen Anleihen, die derselbe bei reichlicher begabten Vorgängern in der Wissenschaft gemacht hat, beschränken. Um jene Insufficienz kennen zu lernen, bedarf es nur weniger Blicke in das Innere der hier eröffneten Geisteswelt, schon der erste Satz ist sehr bezeichnend für die ganze Richtung und Auffassungsweise des Verf. „Man ist jetzt über die Ansicht hinaus", fängt Hr. Wihl an, — und über wie Vieles ist man nicht hinaus, wenn man sich darüber hinwegsetzen will? und über wie Vieles fände man es neuerlich nicht bequem, sich hinwegzusetzen? — „welche in der Geschichte der Völker denselben Entwickelungsgang wie im Leben des einzelnen Menschen voraussetzt und hiernach die ersten Anfänge der Culturzustände auf eine tiefe, dem Bewußtsein des Kindes entsprechende Stufe setzt." Auf diesen Satz, der wie ein Axiom hingestellt wird, folgt eine weitere Auseinandersetzung, die auf 12 Seiten „über Sprache im Allgemeinen und die deutsche insbesondere" der Überschrift zufolge sich verbreiten soll, in der That aber nur außer einigen allgemeinen Sätzen über Anfänge der Sprache, Mythen u. dgl. mehre Versuche enthält, Analogien in den Sprachen nachzuweisen, die nicht eben für das tiefe Eindringen in Geist wie Stoff derselben zeugen. So findet z. B. der Verf. im Homer den Keim zu den von den Persern ausgebildeten Ghaselen, wenn das Wort τηκειν (schmelzen) in einem bekannten Bilde aus der „Odyssee" fünfmal in fünf aufeinander folgenden Versen vorkömmt; so leitet der Verf. den westfälischen Provinzialismus: ghäg für flügge aus dem Sanskrit ab, wo ghaga (Luftgänger) den Vogel bedeutet, und auch den Ausdruck durchbrennen für weglaufen läßt er aus dem sanskritischen bram (laufen) abstammen. Fügen wir diesen Beispielen noch folgenden Hauptsatz des Verf. bei: „Die griechische und jüdische, die orientalische und occidentalische Weltanschauung machen die Grundlage der heutigen Bildung aus, die sich eine Versöhnung, eine Neutralisation derselben zur Aufgabe gestellt hat": so können wir schon genugsam über die Haltbarkeit solcher Grundpfeiler und Bausteine zu einer deutschen Literaturgeschichte urtheilen. In einem zweiten Abschnitte, der aber ohne besondere Überschrift dasteht, spricht Hr. Wihl von den „alten Liedern unserer Ahnen", kommt dabei auf Tacitus' „Germania", aus der er einige Stellen deutsch anführt, theilt eine Erzählung aus P. Warnefried mit, in welcher er ein altes Lied erhalten glaubt, und eine gleiche aus „den ältesten nordischen Chroniken", spricht dann von Heldensinn und Frauenliebe der Deutschen überhaupt und schließt mit einer Anzahl Notizen, die sich auf die Trunkliebe der Deutschen beziehen. Jetzt kommen wir zu einem neuen Abschnitt, „Vorkarolingische Zeit" betitelt; zwei Seiten über Ulfila's Bibelübersetzung, die Anfänge der Romantik, die verschiedene Stellung der Volkspoesie in Deutschland, Frankreich und England, und das Hildebrandslied, von dem nun S. 35—44 eine Bearbeitung folgt, die Hrn. W. selbst zum Verf. hat, aber, wohl zu merken, eine Bearbeitung des spätern Volksliedes in achtzeiligen Stanzen! Doch genug des Referirens über so oberflächliche, vage und fade Behandlung dieses hehren und bedeutenden Stoffes! Wenden wir uns zu dem zweiten Punkte, den die Kritik bei Hrn. Wihl ins Auge zu fassen hat.

In einem Abschnittchen, das die Minnesänger, die namhaftesten je auf einer Seite, für unbedeutender gehaltene in einigen, ja sogar nur in einer Zeile abhandelt, wird über Walther v. d. Vogelweide (S. 54) eine Stelle aus Gottfried's „Tristan" angeführt, „wo unter den lebenden Nachtigallen die von der Vogelweide als Meisterin angeführt wird". Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß Gervinus im ersten Bande seiner „Nationalliteratur" (S. 310) gerade auch diese Stelle, nur diese drei Verse (die Beschreibung geht weiter im „Tristan") anführt, wo Gottfried „unter den lebenden Nachtigallen die von der Vogelweide als Meisterin erkennt". Auf der nächsten Seite finden wir eine zweite Stelle aus dem „Tristan" über Hartmann v. d. Aue angeführt. Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß Gervinus a. a. O. S. 329 gerade auch diese Stelle, nur diese Verse anführt. Dabei ist aber noch zu bemerken, daß Hr. Wihl über eben diesen „Tristan" zunächst nur in zwei und einer halben Zeile spricht (erst in einem andern Zusammenhange S. 135 gibt er auf einer Seite kürzlich den Inhalt der Sage an, wobei es wiederum auffallend erscheinen kann, daß er S. 57 Heinrich von Vribere und Ulrich von Turheim als die Fortsetzer des „Tristan" nennt, während er S. 135 Heinrich von Friberg und Ulrich von Türheim schreibt), daß er sonst nirgend einzelne Stellen aus Dichterwerken citirt (von einem ausnahmsweise mitgetheilten Liede wird sogleich die Rede sein) und daß er des Mittelhochdeutschen soweit mächtig ist, um in jenen beiden Stellen durchweg „sie" statt „si" zu schreiben. Wir schließen an diese letztere Probe seiner Sprachkennerschaft eine zweite an: Hr. Wihl hat ein Liedchen von Ulrich von Lichtenstein bearbeitet. Darin heißt es im Anfange des dritten Verses:

> Swa zwei Liep einander meinent
> Herzeklichen aus Wank.

Hr. Wihl übersetzt dies:

> Wenn zwei Liebende sich meinen
> Herzlich innig ohne Wank.

Und der Schluß lautet im Originale:

> Stäter Liebe wil ich gern.
> Und unstäte gar verbern.

in der Übersetzung:

> Stäter will ich mich erfreun
> Und unstäter auch verzeihn.

Also hält Hr. Wihl das Zeitwort gern (begehren) für das Adverbium gerne (mit Vergnügen), und weil er keine Ahnung davon hat, was verbern bedeute, schiebt er dem Dichter, welcher sagt, er wolle sich unstäter Liebe ganz enthalten, gerade den entgegengesetzten Sinn unter. Wer so wenig Sprachkenntniß hat, sollte doch auch so wenig Kühnheit haben, um sich nicht

an eine deutsche Literaturgeschichte zu wagen und dieselbe gar noch mit angeblichen Übersetzungen zu verbrämen.

Noch weniger aber, wenn man so wenig eigene Anschauung der Literaturwerke hat oder haben will, daß eine höchst auffallende Identität der Darstellung mit einem zwei Jahre früher bereits zur vierten Auflage gediehenen Werke derselben Tendenz sich vorfindet. Es sei uns erlaubt, folgendes Fragment über den Inhalt der „Nibelungen Not" aus F. A. Pischon's „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur" (S. 14), und L. Wihl's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (S. 88) mitzutheilen:

„{P. Das Gedicht umfaßt / „W. Die Dichtung besteht aus} drei Hauptmassen. {P. a. / W. Erstens} Siegfried's Thaten bis zu seinem Tode; seine Liebe zu Chriemhilden, seine König Günther geleisteten Dienste zur Erlangung der schönen und gewaltigen Jungfrau Brunhilde, der Zwist Brunhildens und Chriemhildens; darüber Brunhildens Anstiften seines Todes durch Hagen, die Ermordung Siegfried's, {P. der / W. die Gelangung des} Nibelungen-Hort nach Worms. {P. b. / W. Zweitens} Chriemhildens Leben und genährte {P. Nachlust / W. Nachsucht}; ihr Witwenstand, Etzel's Werbung, ihre Heirath, Einladung der Burgunder nach Ungarn und Reise dorthin. {P. c. Katastrophe des Ganzen. / W. Drittens. Die Katastrophe.} Empfang der Burgunder von Chriemhilde. Hagen's Trotz. Hagen's und Volker's Nachtwache. Das Festmahl. Kampf der Hunnen und Burgunder, Rüdegar's von Bechtern Kampf, der Mannen Dietrich's und der Burgunder. Zuletzt Untergang aller Burgunder; König Günther und Hagen fallen durch Chriemhilde; diese (W. wird) deshalb vom alten Hildebrand erschlagen."

Vorstehendes — die bemerkten Varianten abgerechnet — und Alles, was darin gesperrt gedruckt, ist zugleich der Wihl'sche Text!

Es ist schlimm, wenn die Kritik das Amt eines Grenzaufsehers übernehmen muß, um maskirte Flüchtlinge wieder in ihre Heimat zurückzuweisen und die literarische Blöße hinter dem bunt zusammengestickten Gewande aufzudecken; der Leser möge uns eine gleiche Beschäftigung mit dem zweiten Heft des Wihl'schen Buches erlassen. Ex ungue leonem! 29.

---

## Miscellen.

### Complimentirbücher.

Es ist für einen verständigen deutschen Mann kaum begreiflich, wie es im lieben Vaterland so viele alberne, hasenfüßige Gesellen gibt, daß ein Buch wie das Complimentirbuch von Alberti *) in ein Dutzend Auflagen hat erscheinen können, ohne die Nachdrücke und Nachbildungen zu rechnen. Indessen, nil novi sub sole! Da liegt ein dickes Buch von 1728 in der dritten Auflage vor mir: „Die galante Ethica, in welcher gezeigt wird, wie sich ein junger Mensch bei der galanten Welt sowol durch manierliche Werke als complaisante Worte recommandiren soll" u. s. w. Zur Gemüthsergötzung der Leser wollen wir nur in einigen kleinen Beispielen den Unterschied zeigen, wie, im Gegensatz unserer Zeit, die Zierbengel vor hundert Jahren in der Complimentirkunst unterrichtet wurden. Der jetzige Meister läßt Damen in der Gesellschaft also anreden: „Sie erlauben, meine Damen, daß ich Ihnen meine Hochachtung bezeige. Dem heutigen Tage bin ich besondern Dank schuldig, da er mir das Glück beut, mich Ihnen nähern zu dürfen; genehmigen Sie daher, daß ich mich zu dem Kreise Ihrer Verehrer zähle." Eins der angeredeten Gänschen soll darauf antworten: „Sie sind uns sehr willkommen, insbesondere weil die weibliche Eitelkeit nicht Verehrer genug haben kann; gewiß wird uns Ihre Unterhaltung, um die wir bitten, mehr noch als Verehrung, Bewunderung entlocken." Im J. 1728 lautete das gratiöse „Anwerbungs- oder Visitecompliment an eine Jungfer": „Ich kann mich heute nicht wenig glücklich schätzen, indem ich die sehnlich gewünschte Occasion, mit der Mademoiselle in angenehmer Conversation zu sein, einmal erlangt habe. Jedoch, weil ich dieses vor das größte Plaisir auf der Welt achte, Dero unschätzbarer Amitié gewürdigt und als ein treuer Diener von Ihnen angenommen zu werden, so wollen sie meine Bitte lassen stattfinden und durch Ihre gütige Ordre sich allzeit meiner schuldigsten Observantz versichern." Oder: „Ich gratulire mir, so glücklich zu sein, Mademoiselle meine ergebenste Reverenz allhier zu machen." Alberti läßt so zum Tanz auffodern: „Kann ich für diesen Tanz die Ehre haben? (Verneigung) Nicht wahr, ich bin so glücklich, mit Ihnen antreten zu dürfen?" Das alte Complimentirbuch schreibt vor: „Mademoiselle pardonniren, daß sich Dero Diener erkühnt, Sie zu einem schlechten Tanze aufzuführen." Der neumodige Stutzer sagt nach dem Tanz: „Unendlichen Dank für die Ehre und das Vergnügen. Ich fühle mich sehr verpflichtet für die Nachsicht, mit der Sie die Mängel meines Tanzes ertragen haben." Der altmodische drückte sich etwas breiter aus: „Ich sage Mademoiselle gehorsamen Dank, daß Sie mir die gütige Erlaubniß, Sie zu einem Tanz aufzufodern, gegeben haben; doch geht mein inständiges Bitten dahin, diejenigen Fehler, so Ihr ergebenster Diener begangen, Dero angeborenen Höflichkeit nach, zu bemänteln. Empfehle mich im übrigen ganz gehorsamst zu Dero beständigen Affection und Gewogenheit." Jener erbietet sich zur Begleitung mit den Worten: „Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, Sie nach Ihrer Wohnung zu begleiten?" Dieser: „Die Mademoiselle werden nicht ungeneigt aufnehmen, daß ich meine Observantz beobachte und Sie nach Dero Behausung zu führen anbiete." Zum Schluß aus unserm alten Complimentirbuch noch ein Gratulations-Compliment zum Neuenjahr: „Ich bin verbunden, der Mademoiselle bei dem bereits neu angegangenen Jahre ergebenst zu gratuliren. Einen anständigen Liebsten wollte ich zwar gern wünschen, weil Sie aber damit ohne Zweifel schon werden versehen sein, so will ich mir die Ehre ausbitten, Ihnen in diesem Jahre auf Ihre Hochzeit mit einem wohlgemeinten carmine aufzuwarten."

*) „Neuestes Complimentirbuch oder Anweisung, in Gesellschaften und in allen Verhältnissen des Lebens höflich und angemessen zu reden und sich anständig zu betragen ꝛc." (Quedlinburg, Basse).

### Reliquie von Friedrich dem Großen.

Im Freiherrlich von Dörnberg'schen Familienarchiv zu Breitenbach unter dem Herzberg befindet sich folgendes Originalactenstück: „Die Hof- und Domgemeinde wünscht sich schon lange eine, der jetzigen Aufklärung und Sprachgebrauch besser angemessene Liturgie. Auch haben verschiedene reformirte Gemeinden in denen Provinzen darum gebeten. Wenn Ew. königliche Majestät dieses, der reformirten Confession zur Ehre gereichendes Gesuch, gnädigst approbiren sollten; so dürfte ich allerunterthänigst bitten: Mir durch eine Cabinetsordre anzubefehlen, eine neue, dem Endzweck gemäße Liturgie vor die reformirte Confession entwerfen und von dem Kirchendirectorio prüfen zu lassen; solche bei der Hof- und Domgemeinde allhier einzuführen und denen reformirten Kirchen, welche es verlangen würden, ein gleiches zu gestatten. Berlin, den 10. März 1784. Dörnberg." Der König schrieb eigenhändig an den Rand: „Wihr müßen bei dem alten bleiben, Sonst schrein alle alte Weiber. F." 61.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

////# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 303. —— 29. October 1840.

## Vermischte Schriften, großentheils apologetischen Inhalts, von A. Tholuck. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

4) Katholische Wunderkreise, welche ihren Ursprung theils absichtlicher, theils unabsichtlicher Täuschung verdanken. — Hier werden die angeblichen Wunderthaten des Ignatius Lojola und des Franz Xaver einer scharfen Prüfung unterworfen. Was nun den Erstern betrifft, so ergibt sich zunächst, daß sein Schüler und mehrjähriger Begleiter Ribadeneira, der 15 Jahr nach dem Tode seines Meisters dessen Leben ausführlich beschrieben und Alles, was zu seinem Ruhme dienen konnte, eifrig gesammelt hat, weder in der ersten, noch in der zweiten vielerweiterten Auflage dieser Lebensbeschreibung eins der später ihm nachgerühmten Wunder bezeugt, vielmehr selbst die Frage aufwirft und sehr unbefangen beantwortet: Warum es wol Gott nicht gefallen habe, Wunder durch einen solchen Mann vollbringen zu lassen? Das Wunderbare, das er seinem Helden gern vindiciren möchte, findet er einzig in dessen Bekehrung und einflußreicher Wirksamkeit, besonders in der Stiftung seines mächtigen Ordens. Auch Maffei, unter den vielen Biographen Lojola's einer der ausgezeichnetsten, wußte 28 Jahre nach dessen Tode höchstens ein paar Visionen, nicht ein wirkliches Wunder von ihm zu berichten und ist redlich genug, zu gestehen, daß er die Mirakel, welche schon damals dem gefeierten Ordensstifter beigemessen wurden, nicht erzählen wolle, weil sie ihm „nicht hinreichend beglaubigt" schienen. So hat auch Ignatius selbst in den Nachrichten von seinem Leben, die er seinem Schüler Consalvi erzählte, nur einige Visionen, nicht eigentliche Wunderthaten von sich rühmen wollen, und erst der römische Gerichtshof der Rota hat zum Behuf seiner Heiligsprechung im J. 1622 eine Menge Wunder entdeckt, die jedoch auch nicht bei seinem Leben, sondern erst nach seinem Tode geschehen sein sollen.

Die Unmasse der außerordentlichsten Wunderthaten, welche dem berühmten Gefährten und Mitstifter des Jesuiterordens, Franz Xaver zugeschrieben werden, beruht auf sehr unbeglaubigten und zweideutigen Zeugnissen, und entbehrt der geschichtlichen Begründung um so mehr, da sie in fernen Gegenden geschehen sein sollen, wo ihre Echtheit nie geprüft ward.

5) Katholische Wunder, welche mit den Erscheinungen des Magnetismus und Somnambulismus verwandt sind. — Nach einer fleißigen und, so weit es auf dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft möglich ist, lichtvollen Erörterung des Wesens des Somnambulismus und Magnetismus (Tellurismus), wird das Verhältniß der neutestamentlichen Wunder zu den Erscheinungen dieser Nachtseite des Menschenlebens unbefangen und scharfsinnig, wiewol für den weiten Umfang der Frage fast allzu kurz besprochen. Es ist kaum möglich, die Hauptergebnisse dieser Untersuchung allgemein verständlich hier vorzulegen, ohne auf die ganze Gliederung derselben tiefer einzugehen und dieselbe ausführlicher zu entwickeln, als die Grenzen dieser Anzeige gestatten. Deuten wir also nur an, was der Verf. klar herausstellt, daß in dem Hellsehen und der Fernwirkung des Somnambulismus das bewußtlose Nachtleben, in dem echten Wunder das bewußte Tagsleben vorwaltet, daß ferner die Männer Gottes bei ihren wunderthätigen Heilungen nicht, wie der Magnetiseur, der leiblichen Manipulationen bedurften, sondern durch die Kraft des frommen Willens, der auch von Seiten der zu Heilenden die Bedingung ihrer Genesung war, wirkten, daß also die von Jesu vollbrachten Heilungen geistiger, nicht magischer oder zauberischer Art sind, wie sie denn auch nicht, gleich den magnetischen Heilungen, von einer bestimmten physischen Disposition, sondern lediglich von einer geistigen Receptivität des zu Heilenden abhängig sind. Sehen wir aber nicht blos auf die wunderbaren Heilungen, sondern auch auf die Prophetie, die jenen zur Seite steht, so ergibt sich die wesentliche Untersuchung dieser von dem somnambulen Hellsehen, daß dieses sich nur auf Particularitäten, jene aber vorzugsweise auf welthistorische Ereignisse, die unter den religiösen Gesichtspunkt fallen, sich bezieht. Und so fällt auch die biblische Prophetie nicht, wie die magische, physischen Bedingungen und dem *aufgehobenen* geistigen Bewußtsein, sondern dem wachen Bewußtsein anheim, wie denn auch die neutestamentlichen Visionen nicht nur in der bewußten Erinnerung bleiben, sondern auch von der äußern Erscheinung deutlich unterschieden werden.

Die katholischen sogenannten Wunder, welche mit den Erscheinungen des Somnambulismus und Magnetismus Verwandtschaft haben, werden einer scharfsinnigen Kritik unterworfen. Dahin gehören die Visionen, die schon früh, besonders bei den Montanisten, nachmals immer häufiger,

fast bei Allen, die im Rufe der Heiligkeit standen, vorkommen, und an denen das phantasiereiche Mittelalter besonders reich war. Die ekstatische Tanzwuth, im 14. Jahrhundert weithin verbreitet, und ähnliche Erscheinungen eines unklaren und phantastischen Bußkampfes kommen hier ebenfalls in Betracht. Von den katholischen Wunderkreisen aber, welche mit jenen Erscheinungen in gleichem Gebiet liegen, sind besonders die des Franziskus von Assisi, der Katharina von Emmerich und des Abbé Paris in Untersuchung gezogen. Wären die dem Erstern nachgerühmten Wunder historisch beglaubigt, so müßte man zugeben, daß er in dieser Hinsicht dem Heiland selbst nicht nur ähnlich gewesen, sondern ihn sogar übertroffen hätte. Schon das erregt Verdacht, und wenn man diesen auch unterdrückte und in gutem Glauben die Wunderberichte aufnehmen wollte, so kann man sich doch nicht bergen, daß den Berichterstattern die Unbefangenheit der Beobachtung und Relation zu sehr mangelt, als daß man ihnen die rechte Glaubwürdigkeit beimessen könnte, selbst wenn man absichtlicher Täuschung sie nicht beschuldigen möchte. Dazu kommt noch, daß nicht einmal die Echtheit des ältesten Berichts, aus welchem die spätern mit vielen Erweiterungen und allzu üppigen Zuthaten geschöpft haben, erwiesen ist. Was nun aber die berühmten Stigmata, die Wundenmale des Herrn betrifft, durch welche der präconisirte Heilige an Händen und Füßen und in der Seite ausgezeichnet worden sein soll, so kann diese Erscheinung bei ihm so wenig wie bei der Nonne von Dülmen, der Katharina Emmerich, bei der auch die periodischen Blutungen der offenen Wunden erwiesen sind, in Zweifel gestellt, aber auch nicht als ein eigentliches Wunder, sondern nur als die Wirkung eines ekstatischen und somnambulen Zustandes anerkannt werden.*)

Die angeblichen Wunder am Grabe des Abbé Paris in Paris werden in der römischen Kirche selbst, weil sie dem Jansenismus angehören, nicht anerkannt. Ihre angeblich gerichtliche, doch eigentlich nur auf förmliche Abhörung von Zeugen, deren Glaubwürdigkeit nicht erwiesen ist, beruhende Beglaubigung reicht keineswegs aus, auch nur die acht wunderbaren Heilungen, welche der eifrige Vertheidiger de Mongeron umständlich, aber kaum unbefangen berichtet hat, hinreichend zu beweisen. Die Convulsionen, Krämpfe und zum Theil sogar sehr indecenten Stellungen und Sprünge, welche auf dem Grabe des neuen Heiligen, zumeist nur an weiblichen Personen beobachtet wurden, gehören wenigstens nicht in das Wundergebiet, und die gepriesenen Heilungen sind zum Theil aus der Macht der gläubigen Zuversicht zu erklären, zum Theil aber wenigstens sehr verdächtig, indem nicht nur Selbsttäuschung, sondern auch absichtlicher Betrug fast unverkennbar hervorleuchtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Naturschilderungen. Eine Reihe allgemein faßlicher Vorlesungen, von J. F. Schouw. Mit zwei Steindrucktafeln. Aus dem Dänischen. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1839. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir denken uns den Verf. dieser „Naturschilderungen" in einem Kreise gebildeter Menschen, zu gut, um in der Beschäftigung mit gewöhnlicher, schaler Romanenlecture Unterhaltung und Genuß zu finden, und obwol mit Empfänglichkeit für etwas Höheres begabt, doch noch fremd in denjenigen Gebieten der Wissenschaft, in die er sie einzuführen gedenkt; unsern Vorleser selbst aber als einen Mann, der nicht nur in dem Fache der Naturwissenschaften vollkommen einheimisch und durchgebildet ist, sondern dem sich auch der Sinn für die Schönheiten der Natur und die Wunder der Schöpfung aufgeschlossen hat, dem es Freude macht, immer tiefer in ihre Geheimnisse einzudringen, und der auch Andere an dieser Freude gern Theil nehmen lassen möchte. Obwol er es nicht ausspricht, so ist auch ihm das Studium der Natur nicht ein bloßes Bildungsmittel für den Verstand, sondern auch mit der moralischen Seite des Menschen verwandt, wie dies bereits Kant so schön in den Worten bezeichnet: „Ich behaupte, daß ein unmittelbares Interesse an der Schönheit der Natur zu nehmen (nicht blos Geschmack haben, um sie zu beurtheilen), jederzeit ein Kennzeichen einer guten Seele sei, wenn dieses Interesse habituell ist, wenigstens eine dem moralischen Gefühl günstige Gemüthsstimmung anzeige, wenn es sich mit der Beschauung der Natur gern verbindet. Dieses Interesse ist der Verwandtschaft nach moralisch, und der, so es am Schönen der Natur nimmt, kann es nur so fern an demselben nehmen, als er vorher schon sein Interesse am Sittlichguten wohl gegründet hat." Wenigstens deuten manche Stellen des Buchs darauf hin, daß sein Verf. die Natur nicht blos mit den Augen des Verstandes betrachtet,

---

*) Eine ähnliche Erscheinung kann man seit einigen Jahren an einem Fräulein v. Mörl in Caltarn, unfern von Botzen, beobachten. Ein glaubwürdiger Augenzeuge theilt in einem Briefe vom 11. Sept. 1837 über sie Folgendes mit: „In Erfolg einer dankenswerthen Verwendung und Fürsprache, erlangten wir die Vergünstigung, die Kranke sehen zu dürfen. Wir wurden in ihr Zimmer eingeführt. Sie kniete auf ihrem Bett, die Hände auf der Brust gefaltet, die Augen gen Himmel gerichtet. Ich war beim Anblick des bleichen, ungemein ausdrucksvollen Gesichts, das in einem Zuge Spuren der innern Seligkeit bei ihren immerwährenden religiösen Betrachtungen, in einem andern Zuge aber auch Spuren tiefer Leiden zeigt, ganz erschüttert. Dreiviertelstunden standen wir in ihrem Zimmer; ich wäre gern noch länger geblieben, wenn nicht ihr Beichtvater, ein Franziskaner, eingetreten wäre, der unsere Entfernung wünschte. Wir durften ganz laut miteinander sprechen, ganz nahe an ihr Bett treten, sie zu betrachten; sie hört und sieht in diesem Zustande gar nichts von der äußern sinnlichen Welt. Auf der Oberfläche der linken Hand, wohin das Licht des Tages fiel, sah ich, wie die übrigen, deutlich das Stigma. Hr. v. G. versicherte uns, daß in der innern Handfläche eine offene Wunde sei. In den ersten Tagen der Woche ist die Kranke, wie man besonders aus der Veränderung ihrer Gesichtszüge abgenommen hat, allgemeinen freudigern Betrachtungen hingegeben; in den letzten Wochentagen verräth ein sehr schmerzlicher Ausdruck ihres Antlitzes, wie sie in die Leiden des Herrn versenkt ist. Sechs Jahre lang befindet die Arme sich in diesem Zustande, in den sie zuerst bei der Feier der Communion versank. (Sie ist jetzt 26 Jahr alt.) Er nimmt ab und zu. Wenn der Beichtvater sie bei ihrem Namen ruft, erwacht sie, ist aber dann sehr leidend; die heftigsten Gichtschmerzen peinigen sie dann. In diesem wachen Zustande genießt sie auch etwas Speise, aber sehr wenig und sehr selten. Auch schreibt sie dann bisweilen an ihren abwesenden Vater, spricht aber fast nie. Man rühmt ihre kindliche liebreiche Gesinnung. Sobald man ein religiöses Gespräch anhebt, fällt sie in ihre Verzückung zurück. Ehe wir sie verließen, begann sie zu seufzen und zu stöhnen, und im Vorzimmer vernahmen wir nachher ein erschütterndes, furchtbares Ächzen und Jammern."

sondern auch für ihre Schönheiten und für die in ihr waltende Weisheit und Ordnung Sinn und Gefühl hat.

Obschon dieser Sinn wol bei den wenigsten Menschen fehlt und da, wo er zu fehlen scheint, nur durch das geschäftige Treiben und den vorwaltenden Hang der Menschen an materiellen Interessen verdeckt ist, so bedarf es doch noch der vereinten Kräfte dazu befähigter und besonders mit der Gabe der faßlichen Darstellung ausgestatteter Naturforscher, ihn unter der Menge zu wecken, denn die Mehrzahl sucht Unterhaltung und scheut die geringe Mühe, die mit dem Studium wissenschaftlicher Gegenstände verbunden ist, wenn es ihr auch sichreren Genuß verheißt.

Wenn nun auch der Verfasser dieser „Naturschilderungen" wissenschaftlichen Sinn bei seinem Auditorium voraussetzt, so läßt sich doch sowol aus der Wahl des Stoffs, als aus der Art und Weise der Darstellung schließen, daß es seine Absicht ist, der Empfänglichkeit desselben nicht zu viel zu vertrauen, es durch das Leichtere für das Schwerere vorzubereiten, durch das Angenehme der Form gleichsam anzukirren und so allmälig zu sich heraufzuziehen. Sowie man bei dem besten Unterricht der Kinder an die sie umgebenden und ihnen bekannten Gegenstände eine und die andere wissenschaftliche oder moralische Lehre knüpft und dabei die Phantasie zu Hülfe nimmt, so wählt auch der Verf. meist Gegenstände aus der Natur, die jedem Leser bekannt sind, aber er betrachtet sie aus einem wissenschaftlichen Gesichtspunkte, aus dem man sie im gemeinen Leben nicht anzusehen gewohnt ist, und verbindet damit wissenschaftliche Ansichten und Betrachtungen, zu denen sich bis daher Laien in dieser Wissenschaft wol schwerlich erhoben haben dürften. Dabei ist seine Art der Darstellung so klar, deutlich und so sehr auf ein mit diesen Gegenständen wenig vertrautes Publicum berechnet, daß ihm jeder Leser mit gesunden Sinnen und mit einigem Denkvermögen zu folgen im Stande ist.

Gleich die erste Vorlesung: „Der Regen", bietet uns manches Interessante dar. Der Verf. beginnt mit der einfachen Erscheinung, vermöge deren Wasser, in ein offenes Gefäß hingestellt, nach einiger Zeit verschwindet, d. h. als Dunst in die Luft steigt, und zwar um so schneller, je mehr die Verdunstung durch Wärme befördert wird. Wenn die Dünste sichtbar werden sollen, so muß der ausdünstende Körper wärmer sein als die ihn umgebende Luft. Sichtbare in der Luft schwebende Wasserdünste heißen Nebel oder Wolken. Aber auch bei der reinsten Luft befinden sich Wasserdünste in derselben, die nur nicht sichtbar sind. Wie die Abkühlung bewirkt, daß die Dünste sichtbar werden, so ist auch sie die Ursache, daß die Dünste in die Tropfenform übergehen. Wenn Luftschichten von verschiedenem Wärmegrade sich vermischen oder einander berühren, so gehen die Dünste in der wärmern Luftschicht in Tropfen über und fallen als Regen zur Erde. Vom Meere, von Landseen, Flüssen, Morästen, Pflanzen und Thieren steigen unaufhörlich Wasserdünste auf, diese sammeln sich in der Luft zu Wolken, gehen endlich zu Tropfen über und fallen als Regen wieder herab. Das Wasser sammelt sich wieder in Bächen, Flüssen, Meeren u. s. w., steigt wieder als Dunst auf, und so besteht hinsichtlich des Wassers ein unaufhörlicher Kreislauf zwischen der Erdoberfläche und der Luft. Unter übrigens gleichen Umständen fällt in der Nähe des Meeres mehr Regen, als in weiterer Entfernung von demselben, theils weil aus dem Meere mehr Wasserdünste in die Höhe steigen, theils weil zwischen dem Festlande und dem Meere eine größere Abwechselung der Wärme und daher auch der Winde stattfindet, als zwischen zwei Theilen des Festlandes, wenn diese Ebenen sind. Daher regnet es mehr in Irland, Holland und auf der Nordwestküste Frankreichs als in Dänemark oder der norddeutschen Ebene, und hier mehr als in Polens oder Rußlands Ebene. Eine andere Hauptursache der vermehrten Regenmenge liegt in den Unebenheiten der Erdoberfläche. Berge vermehren die Menge des Regens; diese wird größer, je näher man jenen kommt, je höher und schroffer sie sind. Auch hier liegt der Grund nahe: die Luftschichten sind kälter über den Bergen als über den Ebenen, und zwischen diesen verschiedenen Luftschichten findet ein häufiger Wechsel statt. Bald steigt die warme Luft der Ebene an den Seiten des Berges oder zwischen den Thälern hinauf, bald strömen die kalten Luftschichten von den Bergen hinab in die Thäler; unten und oben begegnen sich diese Luftschichten, welche verschiedene Wärmegrade haben, die dadurch Abkühlung hervorbringen, und die Dünste fallen alsdann als Regen nieder. Wo Meer und Berg vereint wirken, nimmt die Regenmenge noch mehr zu und der Unterschied zwischen solchen Gegenden und Ebenen, die nicht am Meere liegen, wird dann sehr auffallend. Das Verhältniß der verschiedenen Winde zum Regen ist ebenso einfach und leicht erklärlich. Bei uns und überhaupt in den meisten Gegenden des nördlichen Europas sind es die West- und Südwestwinde, welche Regen bringen, hauptsächlich wenn sie mit Nord- und Ostwinden abwechseln. Jene Winde kommen vom Meere, welches mehr ausdünstet, oder von wärmern Ländern, wo die Ausdünstung bedeutender ist. Wenn dann diese mit Dünsten angefüllten Luftströme den kalten Winden vom Osten und Norden begegnen, so werden die Dünste in Regen verwandelt. Bei uns regnet es selten bei anderm als West- oder Südwestwinde; im entgegengesetzten Falle tritt es ein, kurz nachdem sich der Wind gedreht hat, und man kann mit Recht alsdann voraussetzen, daß die Dünste, welche als Regen mit Ost- und Nordwind herabfallen, vorher durch Luftströme von Westen oder Süden hergebracht, später aber zurückgeführt worden sind. Wenn der Ost- oder Nordwind längere Zeit geweht hat, regnet es nicht eher, als bis der Wind in die entgegengesetzten Richtungen umspringt. In Preußen bringt der Nordwind bisweilen Regen, dieser kommt dort aber von der Ostsee; der Südwind seltener, da derselbe von dem trockenen Festlande herkommt. In Nordamerika ist es der Ostwind, der hauptsächlich Regen bringt, dort aber kommt er von dem atlantischen Meere. Die Vertheilung des Regens über die ganze Oberfläche der Erde ist noch nicht hinreichend bekannt, der Verf. beschränkt sich daher nur auf einen Theil derselben, nämlich den Theil von Afrika und Europa, welcher von dem Äquator und dem 60. Grade nördlicher Breite begrenzt wird. Hier ergeben sich hinsichtlich der Verhältnisse des Regens vier verschiedene Gürtel: 1) Der Gürtel des Sommerregens, vom Äquator bis zum 15. Grad nördlicher Breite. Der Regen ist hier auf eine gewisse Jahreszeit beschränkt, und zwar bis zu derjenigen, in welcher die Sonne über der nördlichen Halbkugel steht und wir also Sommer haben. Die Regenmenge ist dabei groß und die Regengüsse stürzen viel gewaltiger herab als in den gemäßigten Klimaten. Am Morgen ist die Luft klar, gegen Vormittag sammeln sich Wolken und gegen 10—11 Uhr fängt es an zu regnen. Der Regen hält etwa bis gegen Nachmittag an; beim Untergange der Sonne ist die Luft wieder klar und bleibt so während der Nacht. Die Regenzeit tritt nicht zugleich in der ganzen heißen Zone ein, sondern je nachdem die Sonne weiter gegen Norden rückt, so folgt sie nach. 2) Der regenlose Gürtel, der Gürtel der Wüste, zwischen dem 15. und 30. Grade nördlicher Breite (Nordafrika). Das ganze Jahr ist ohne Regen oder bietet nur äußerst selten ganz zufällige Regengüsse dar. 3) Der Gürtel des Winterregens: Nordafrika und das südliche Europa, zwischen dem 30. und 45. Grade. Die Regenmenge nimmt in diesem Gürtel gegen Norden zu, und der Regen ist entweder ganz auf den Winter beschränkt, welches mit Nordafrika und den canarischen Inseln der Fall ist, oder er fällt im Sommer, doch sehr spärlich, wie im südlichen Europa; sowie man aber nach und nach nördlicher kommt, wird der Sommerregen minder selten und der Übergang ist in dieser Hinsicht ganz allmälig. 4) Der Gürtel des anhaltenden Regens, d. h. des Regens (hierunter Schnee mit begriffen) zu allen Jahreszeiten. Gewöhnlich weichen die Regenmengen der Jahreszeiten nicht bedeutend voneinander ab, doch ist der Sommer- und Herbstregen bedeutender als der Winter- und Frühjahrsregen. In der Nähe des atlantischen Meeres fällt im Herbst der meiste Regen, im Innern des Festlandes im Sommer.

Auf gleich lehrreiche Weise behandelt der Verf. in den folgenden Vorlesungen das Eis in geographischer Hinsicht, den Einfluß des Lichtes auf die Pflanzen, die Pflanzen der Urwelt, die Geschichte der Pflanzen, die Verwandlung der Pflanzentheile, die Cactuspflanzen, die Palmen, die Alpenpflanzen, Gebirgwanderungen im Norden und Süden, den Ätna, die Natur in Nordafrika und Südafrika, die Natur auf den Südseeinseln, die charakteristischen Pflanzen verschiedener Völker, den Kaffeebaum, das Zuckerrohr, die Weinrebe, die Baumwollenpflanze, den Theestrauch. Allenthalben bietet sich hier reicher Stoff zum Lernen und zum Denken. Wir beschränken uns hier darauf, auf unserer Wanderung durch das lehrreiche Buch einzelne Bausteine für unsere Leser aufzuheben, die nur dazu dienen sollen, sie zur Lecture des Ganzen zu ermuntern.

Die Bewohner der Alpen versichern von dem Gletscher, daß derselbe alle fremde Körper ausschließe, daß er in seinem Innern durchaus nichts Fremdartiges aufnehme. Fällt in eine Spalte desselben ein Stein, welcher den Boden desselben nicht erreicht, so gelangt er nach einiger Zeit weiter unten auf die Oberfläche des Gletschers; fällt eine Geis in eine solche Kluft, so kommen nach einiger Zeit ihre Knochen weiter unten wieder zum Vorschein. Dies kommt daher, daß der Gletscher auf der Oberfläche schmilzt, und um so mehr, je tiefer er hinunterrückt; der Körper, welcher oben unter der Oberfläche lag, erscheint also weiter unten auf derselben. Nur wenn der fremde Körper zwischen einer Spalte ganz auf den Grund fällt, gelangt er nicht auf die Oberfläche, sondern kommt erst am Fuße des Gletschers hervor. Diejenigen Gewächse, welche der geringste Wärmegrad hervorzurufen vermag, haben ein eigenes Gepräge, machen eine eigene Flora aus. Wir finden sie in den Polarländern des Nordens, in dem nördlichsten Lappland, in den nördlichsten Theilen Sibiriens und Nordamerikas und auf den Inseln des nördlichen Eismeeres; wir finden diese Flora in Gegenden, wo während 8—10 Monaten des Jahres Schnee die Erde bedeckt und die Seen zugefroren sind, und wo mitten im Sommer Eisberge auf dem Meere umhertreiben. Auch südlicher finden wir dieselbe Flora wieder, wenn wir die Gebirge bis zu einer hinreichenden Höhe besteigen. Denjenigen Gürtel, welcher zwischen der obern Grenze des Baumwuchses (der Baumgrenze) und der untern Grenze des ewigen Schnees (der Schneegrenze) liegt, nennen wir den Alpengürtel und die Gewächse, welche hier gefunden werden, Alpenpflanzen. Diese Flora hat eine so bemerkliche Übereinstimmung mit der Polarflora, daß sie mit derselben Eine ausmachen muß. Nicht nur alle Pflanzenfamilien und die allermeisten Pflanzengeschlechter sind fast dieselben, sondern selbst eine sehr bedeutende Anzahl der Arten ist beiden gemeinschaftlich, eine Thatsache, welche um so bemerkenswerther ist, da zwischen den Alpen und den nächsten nordischen Gebirgen, wo man dieselbe Flora wiederfindet, ausgedehnte Ebenen oder doch nur Gebirgsmassen liegen, die nicht so hoch sind, daß diese Pflanzen auf denselben fortkommen können: eine Thatsache, welche es nothwendig zu machen scheint, anzunehmen, daß dieselben Arten ursprünglich auf mehren Orten in weiter Entfernung voneinander entstanden ist, indem ein Transport zwischen den Alpen und Norwegens Gebirgen sehr unwahrscheinlich ist. Die Polar- oder die Alpenflora findet sich aber nicht nur in den höhern Regionen der Alpen, der höchsten Gebirgsmasse Europas, sie findet sich überall in Europa, im nördlichen Asien und in Amerika wieder, wo Gebirgsmassen hervortreten, hoch genug, um in ihren obern Theilen ein diesen Gewächsen passendes Klima zu gewähren. Der erste Charakterzug dieser Flora ist Mangel an Bäumen; selbst Büsche findet man nur in dem untern Theile des Alpengürtels, und hier spielen in den Alpen die Alpenrosen (Rhododendra) eine Hauptrolle, indem sie an den meisten Stellen ein dichtes Gebüsch bilden. Der kurze Sommer, Nachtfröste, die gewichtige Schneemasse, die gewaltsamen Winde verhindern, daß die Gewächse hier lange Schößlinge treiben und sich hoch über die Erde erheben können. Auch einjährige Gewächse können hier nicht fortkommen, weil der Sommer zu kurz ist, als daß der ganze Lebenscyklus dieser Pflanzen beendigt werden könnte. Da das Wachsthum der Alpenpflanzen in Hinsicht auf die Höhe so sehr beschränkt ist, so wird ihre Entwickelung durch Wurzelschößlinge befördert, und da es an eigentlicher Dammerde fehlt und die meisten derselben auf nackten Felsen, in Spalten und in Bergkies wachsen, so haben sie lange Wurzeln. Haare und Dornen fehlen ihnen*), ein Beweis, wie unrichtig die Meinung ist, daß die Haarbedeckung der Pflanzen zum Schutz gegen die Kälte gegeben sei, denn sollte irgend eine Art von Pflanzen desselben bedürfen, so müßten es wol die Alpenpflanzen sein.

Betrachtet man die Sache aus einem allgemeinen Standpunkte, so zeigt es sich, daß ein feuchter Erdboden glatte, ein trockener behaarte und mit Dornen versehene Gewächse nährt; da nun der Erdboden der Alpenpflanzen durch den herabströmenden geschmolzenen Schnee immer feucht ist, so sehen wir hierin die Ursache jener Eigenthümlichkeit der Alpenpflanzen. Ein sehr auffallender Zug der Alpenflora ist die bedeutende Größe der Blumen, im Verhältniß zum Stengel, die besonders deutlich bei der Vergleichung mit den Pflanzen der Ebene, welche zu denselben Geschlechtern gehören, hervortritt. Kaum ist der Schnee geschmolzen, noch liegt er in der Nähe, und doch hat die Alpenpflanze schon Blumen, es ist, als ob sie sich in ihrer Entwickelung beeilte, um den so außerordentlich kurzen Sommer zu benutzen. Ein anderer Charakterzug bei diesen Pflanzen sind die schönen, reinen, unvermischten Farben, welche die Blumen darbieten: die reinste schneeweiße Farbe (Dryas, verschiedene Draba- und Saxifraga-Arten); die schönste himmelblaue (Gentiana, Soldanella, Veronica, Campanula, Phyteuma, das Zwergvergißmeinnicht, Myosotis nana, welches an Schönheit beiweitem seine berühmten Anverwandten in der Ebene übertrifft); die schönste rosenrothe Farbe (Primula-Arten, Azalea, Silene acaulis); eine reine gelbe Farbe (Ranuncula Potentilla, Viola biflora, Papaver). Gesprenkelte Blumen oder eine Vermischung mehrer Farben in einer und derselben Blume sind seltener. Dabei sind aber alle Blumen der Alpengewächse — vielleicht bis auf einige wenige Ausnahmen, die jedoch Pflanzen betreffen, welche nur in dem untern Theile des Höhengürtels wachsen — ohne Geruch, da ein höherer Wärmegrad, im Allgemeinen auch die Trockenheit des Erdbodens und der Luft, die Entwickelung von Secretionsstoffen befördern, welche von den Blumen ausdünsten, weshalb das südliche Europa z. B. weit mehr wohlriechende Pflanzen als das nördliche hat, und die Anzahl der duftenden Pflanzen im Ganzen gegen den Äquator hin zunimmt; so begreift man leicht, daß die Alpenpflanzen, welche bei dem möglichst niedrigen Wärmegrade in einem stets feuchten Erdboden wachsen, nicht sehr duftend sein können.

(Der Beschluß folgt.)

## Notiz.

### Eid der Richter auf der Insel Man.

„Bei diesem Buch und seinem heiligen Inhalt, und bei den Wunderwerken, die Gott im Himmel und auf Erden vollbracht hat in sechs Tagen und sieben Nächten, schwöre ich, daß ich ohn' Ansehn von Gunst oder Freundschaft, Liebe oder Gewinn, Verwandten und Sippschaft, Neid oder Bosheit die Gesetze dieser Insel recht vollstrecken will zwischen dem König, unserm hohen Herrn, und seinen Unterthanen auf dieser Insel, und zwischen diesen selbst, und daß ich in meinem Urtheil stets die Mitte halten will, so wahrhaft, wie des Härings Rückgrat in der Mitte des Fisches liegt." S. „Law and lawyers" (1840), Bd. 1. 48.

*) Macht nicht das Rhododendron hirsutum hiervon eine Ausnahme? D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 304. —— 30. October 1840.

Vermischte Schriften, großentheils apologetischen Inhalts, von A. Tholuck. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 303.)

III. „Über Apologetik und ihre Literatur." „Die Apologetik, als wissenschaftliche Darstellung der Gründe für die Göttlichkeit der christlichen Religion" — „oder Wissenschaft zur Rechtfertigung des Inhalts des Glaubens als eines göttlichen", ist früher fast nur als geschichtliche Beweisführung, keineswegs strengwissenschaftlich behandelt worden und hat erst angefangen zum Range einer Wissenschaft sich zu erheben, in der das historische und speculative Element einander durchdringen. Der Hr. Verf. bemerkt einleitend sehr richtig, daß ein fester Glaube an den göttlichen Ursprung des Christenthums, an seine historischen Thatsachen, ohne Bewahrheitung des Inhalts derselben an das Gemüth unmöglich sei, daß aber dadurch die Beweiskraft der historischen Thatsachen keineswegs gemindert werde, indem der Glaube an diese und der Glaube an den Inhalt sich gegenseitig tragen und unterstützen, wie denn das Christenthum ein lebendiger Organismus ist, in welchem kein Theil von dem andern absolut abgelöst werden kann. Wenn nun die Apologetik wissenschaftlich die Wahrheit des Christenthums darthun soll, so reicht die Behandlung der äußern Kriterien desselben allerdings nicht aus, vielmehr ist sie das Resultat einer richtig behandelten Dogmatik, Ethik, Kirchengeschichte, Pastoraltheologie, und die Nothwendigkeit und Vernunftmäßigkeit der Construction dieser Wissenschaften beweist auch die Wahrheiten des Christenthums. Ref. bestreitet dies nicht, kann aber dem Hrn. Verf. nicht beistimmen, wenn er daraus folgert, daß der Apologetik kein eigener Platz in den theologischen Disciplinen anzuweisen sei. Vielmehr scheint nothwendig, daß die verschiedenen, in der Behandlung scharf gesonderten und doch als ein innig verbundenes Ganze aufzufassenden theologischen Disciplinen als ein Ganzes in einer Wissenschaft, als in ihrem höchsten Einigungspunkte, in welchem das historische und speculative Element zugleich mit dem praktischen sich durchdringen und rechtfertigen, sich zusammenschließen müssen, dergestalt, daß die wesentlich nothwendigen Resultate aller einzelnen Disciplinen als die Baustücke eines Tempels, der Gottesgelahrtheit in ihre rechte Beziehung treten und in ihrer Einigung ihre volle Geltung und Rechtfertigung empfangen. Wie schroff sind Dogmatik und Ethik als besondere Wissenschaften voneinander getrennt; solche Trennung mag für das Studium unerläßlich sein; aber wie Glaubenslehre und Sittenlehre ihr Verständniß und ihr volles Leben erst in ihrer Einigung erhalten, diese aber in ihrer abgesonderten Behandlung nirgend klar und befriedigend hervortritt, wie ferner Philosophie und Geschichte des Christenthums doch auch nicht blos gesondert ihre Beiträge zum Bau der theologischen Wissenschaft liefern, sondern in dieser selbst lebendig sich einigen sollen, so bedarf der Bau eines Schlußsteins, der kaum ein anderer sein kann als die Apologetik, diese in allen Beziehungen vollständige und überzeugende Rechtfertigung der Theologie selbst und zugleich des Christenthums. Es ist hier nicht der Ort, dies weiter zu erörtern; es mag genügen, nur andeutend der Apologetik ihre wissenschaftliche Geltung zu vindiciren, um so mehr, da sie ihren Wirkungskreis auch unter den Nichttheologen finden soll, denen mit Verweisung auf die besondern theologischen Disciplinen nicht gerathen, noch geholfen ist.

Hr. Dr. Tholuck beabsichtigte nur die wichtigern apologetischen Werke der neuern Zeit, von Grotius' berühmtem Buche „De veritate religionis christianae" an, zu charakterisiren, und hat dies meisterhaft gethan, mit so viel Scharfsinn und Klarheit, daß denkende Leser, auch Ungelehrte volle Befriedigung finden werden, wenn sie mit den Hauptvertheidigern des Christenthums sich befreunden wollen. Hier kann aus der großen, zum Theil dichtgedrängten Masse des Materials nur Weniges herausgehoben werden, zumeist um zum Studium des Ganzen einzuladen und zu bewegen, nicht dasselbe entbehrlich zu machen.

Hugo Grotius wendete die unfreiwillige Muße unverdienter Gefangenschaft dazu an, die Wahrheit der christlichen Religion zu vertheidigen, zuerst (1620) in holländischen Versen, später (1627 revidirt und erläutert 1640) in lateinischer Prosa, aus der das gefeierte Buch bald in alle europäische Sprachen und selbst ins Arabische, Malabarische und Chinesische übersetzt ward. Klarheit, Bündigkeit und Gelehrsamkeit zeichnen es aus; es steht auf dem Standpunkte eines mehr äußerlichen als innerlich lebendigen Supranaturalismus, der von rationalistischen Deutungen sich nicht fern hält. Reinapologetisch sind nur die drei ersten Bücher, die drei letzten mehr polemisch, gegen heidnische, jüdische und mohammedanische Religion. Daß

dieses Werk eines so reich ausgestatteten Geistes noch immer gelesen zu werden verdient, versteht sich von selbst.

Unter den zahlreichen englischen Apologeten, die seit dem 17. Jahrhundert erschienen, sind viele, die, um die Schale zu retten, den Kern preisgeben und mit ihrer seichten, zum Theil ganz deistischen Vertheidigung der guten Sache weit mehr geschadet als genutzt haben. Unter ihnen ist der berühmte Locke, dem Leibnitz eine Hinneigung zum Socinianismus mit Recht Schuld gibt, und den man richtiger zu den Gegnern als zu den Vertheidigern des wahren Christenthums rechnen könnte, bei all seinem gepriesenen Scharfsinn, in christlicher Erkenntniß sehr seicht. Dasselbe behauptet der Verf. von Laland, Foster, Clarke, Paley u. A., vor denen er wol mit gutem Grunde Ph. Skelton („Die offenbarte Deisterei") auszeichnet. Würdiger stehen den Sternen erster Größe unter den vielen gefeierten, frühern und spätern Denkern Englands, Baco, Berkley, Johnson, die auch als wackere Vertheidiger der christlichen Offenbarung hervorleuchten, Addison (gest. 1719), Paley (1806), Buttler (1752), Chalmers (noch jetzt Professor der Theologie in Edinburg) zur Seite. Den Erstern hinderte der Tod an der Vollendung seiner Apologie; was er davon zurückließ, ist besonders durch die französische Bearbeitung des Seignieur de Correvon (1771) sehr empfohlen worden. Bei allen unverkennbaren Mängeln dieses Werkes gereicht es doch dem Verf. zur Ehre und behauptet noch immer seinen Werth.

Paley's berühmtes apologetisches Werk (deutsch mit Nösselt's Vorrede 1797) rechtfertigt mit der nüchternsten und überzeugendsten Kritik die Wahrheit der neutestamentlichen Geschichte. Sein Scharfsinn und seine große Gewandtheit in der Beweisführung hat Treffliches zu Tage gefördert; man vermißt aber doch eine tiefere Einsicht in das Wesen des Christenthums, dessen Grundlehren zu wenig in Betracht kommen, während auf die Wunder zur Erweckung des Glaubens an die Wahrheit des Christenthums das meiste Gewicht gelegt wird.

Buttler's hochverehrtes Werk zeigt eine tiefere Einsicht in das Wesen der christlichen Offenbarung und hält die christlichen Grundwahrheiten fester, betrachtet aber die göttlichen Dinge doch gar zu mechanisch und anthropomorphistisch, und stellt auch Wunder und Weissagungen allen Beweismitteln voran. Der glückliche Gedanke, die Analogien des Reiches der Natur und des Gottesreiches aufzusuchen und nachzuweisen, ist sehr unvollkommen ausgeführt.

Chalmers, der „brilliant genius", der glänzende Redner, beschäftigt sich vornehmlich mit den Einwürfen gegen die urkundliche Offenbarung, welche aus den neuesten astronomischen Entdeckungen, und insbesondere aus den unermeßlichen Fernen, in welche sie uns den Blick geöffnet haben, hergenommen sind. Hr. Dr. Tholuck versichert, der Gang des Verf. sei so sicher, seine Darstellung so fesselnd, Einzelnes so treffend, daß man mit Vergnügen Schritt vor Schritt folge. In jedem Fall verdient Chalmers' treffliches Buch gut übersetzt und viel gelesen zu werden.

Unter den französischen Apologeten ragt zunächst Pascal hervor. Es wäre nicht schwer, aus der Geschichte jeden Zweiges der Wissenschaft hellleuchtende Denker auszuzeichnen, die bei den glänzendsten Geistesgaben und wissenschaftlichen Verdiensten von ganzem Herzen dem Evangelium huldigten und ihre Knie vor dem Heiland der Welt beugten, zum sichern Beweis, daß auch Solche, die reich sind am Geist, und denen es um so schwerer wird, in das Himmelreich einzugehen, des kindlichen Glaubens fähig sind, daß die Tiefe der Wissenschaft mit demselben nicht unvereinbar ist, und daß nicht blos Solche, die, zu tieferer Forschung unfähig, aus Verzweiflung ihm sich in die Arme werfen, in ihm eine feste Burg und sichere Zuflucht finden. Pascal, der scharfsinnige Mathematiker, dessen Lösung der schweren Aufgabe von der Radlinie allein schon ihm einen hohen Ehrenplatz unter den kühnsten und glücklichsten Forschern sichern würde, der Verf. der unsterblichen „Lettres provinciales", in denen er der Sache der Jesuiten und laxen Moralisten den Todesstoß versetzte, war mit seinem seelenvollen Christenthum dem Geschlecht seiner Zeit eine so unbegreifliche Erscheinung, daß man sich nicht entblödete, zu behaupten, bei der Rettung aus einer drohenden Lebensgefahr habe sein Kopf gelitten, während er zu derselben Zeit durch die kühnsten Eroberungen im Gebiet der Wissenschaft und durch eins der geistreichsten Werke solch Geschwätz zu Schanden machte. In seinen „Pensées", dem Werke seines reifern Alters, versuchte er eine weit angelegte Vertheidigung des Christenthums, in ihr die letzten Gründe des Göttlichen und Menschlichen darzustellen. Zehn gesunde Jahre meinte er zur Vollendung dieses Werks zu bedürfen; aber nur vier, durch die empfindlichsten Körperschmerzen getrübte Jahre (er starb 1662, 39 Jahre alt) waren ihm dazu vergönnt, und so konnten nach seinem Tode nur die Bausteine zu dem beabsichtigten größern Werke von seinen Freunden zusammengetragen und bekanntgemacht werden. Atheisten und Deisten, Juden und Heiden, Ketzer und Indifferente wollte Pascal von dem Irrthum ihres Weges und von der Wahrheit des Christenthums überzeugen, wobei er mit Recht einen Zustand der Sehnsucht, des Verlangens nach dem Heil, als subjective Bedingung, welche aller Beweisführung für jene Wahrheit vorausgehen muß, voraussetzt und fodert. Die geniale Gewalt über seine Muttersprache und die bewundernswürdige Feinheit und Sicherheit in der Behandlung derselben ist allgemein anerkannt, selbst bei Solchen, welche, mit dem tiefen Gehalt nicht einverstanden, nur die Gediegenheit der Form ansehen. Wer der französischen Sprache kundig ist, thut wohl, die „Pensées" im Original zu lesen; die deutsche Übersetzung von Kleuker ist mit werthvollen Anmerkungen ausgestattet.

Auch die vielumfassende Gelehrsamkeit Huet's, des berühmten Bischofs von Avranches (gest. 1721 im 91. Jahre), richtete sich mitten in einer an Glauben immermehr verarmenden und ebenso sehr den bodenlosesten Zweifeln, wie den luftigsten Philosophemen sich hingebenden Zeit auf die Apologetik. In seiner „Demonstratio evangelica" und in dem anziehenden Werke „Quaestiones Alnetanae" (in der Abtei Aulnoy bei Caen verfaßt) verräth sich schon der

Skepticismus, dem der Verf. später noch entschiedener huldigte, und bei reichem Wissen doch wenig Kritik und noch weniger Geistestiefe. Von brauchbaren Materialien findet sich ein reicher Vorrath, neben vielem Flachen und dürftigem Schutt.

Der protestantische Karl Bonnet (gest. 1798), der gewandte Empiriker, manchen materialistischen Ansichten huldigend, an philosophischer und christlicher Einsicht dem tiefern Pascal weit nachstehend, hat mit Energie und sogar nicht ohne Salbung in seiner „Palingénésie philosophique", durch die Lavater'sche Übersetzung weit verbreitet, und in den „Recherches philosophiques sur les preuves du christianisme" (1773), die eigentlich christliche Heilslehre meist ignorirend, das Christenthum fast nur als Bestätigung der Unsterblichkeitslehre und Inbegriff einer trefflichen Moral vertheidigt. Auf die Wunder ist auch hier das meiste Gewicht gelegt; aber die Analysen der evangelischen Geschichte sind trefflich und überzeugungskräftig und die der christlichen Moral durch die schöne Sprache der Begeisterung ergreifend.

Die übrigen von dem Verf. unparteiisch gewürdigten französischen Apologeten sind die katholischen le Vassor, Bern. Lamy, Franc. Lamy (von welchem drei apologetische Schriften vorhanden, aber weniger bekannt sind), Denyse, Houteville, Franc. d'Aguesseau, Kanzler von Frankreich („Lettres philosophiques, fragmens et reflexions sur Jesus Christ etc.", 1785, besonders im dritten Theil), Bergier und, abgesehen von mehren Andern minder bedeutenden, Chateaubriand („Atala, ou les amours de deux sauvages dans le desert.", 1801, und besonders „Génie du christianisme, ou les beautés de la religion chrétienne", 1803). Und die protestantischen: Jacob Abbadie, Jacquelot, Jacob Vernet („Traité de la verité de la religion chrét.", 1748) eine sehr umfassende Bearbeitung der „Theses de veritate rel. christ." von Alph. Turretin, denen man noch Ed. Diodati („Essai sur le christianisme", 1830) anreihen kann. Es ist hier nicht vergönnt, bei diesen Apologeten zu verweilen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Naturschilderungen. Eine Reihe allgemein faßlicher Vorlesungen, von J. F. Schouw.

(Beschluß aus Nr. 303.)

Den Freunden des Kaffees erweisen wir vielleicht einen Gefallen, wenn wir ihnen Einiges aus der Geschichte dieses Getränks berichten: „Daß das Aufkommen des Kaffeetrinkens der neuern Zeit angehört, ist gewiß. Die alten griechischen und römischen Schriftsteller schweigen gänzlich von diesem Getränke. Ein arabisches Manuscript in der pariser Bibliothek, am Schluß des 16. Jahrhunderts von Abd-el-Kader geschrieben und von dem Orientalisten Galland herausgegeben, setzt den ersten allgemeinen Gebrauch des Kaffeetrinkens in Yemen nicht weiter als bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts zurück, also nicht volle 400 Jahre vor unserer Zeit. Die Sache wird von dem arabischen Verfasser folgendermaßen erzählt: In Adén auf der Südküste Arabiens lebte ein Mufti, Namens Gemaleddin. Auf einer Reise nach Persien traf derselbe einige seiner Landsleute, die den Kaffee als Getränk benutzten, und bei seiner Zuhausekunft fiel es ihm ein, daß dieser vielleicht seiner Gesundheit zuträglich sein könne. Ein Versuch überzeugte ihn, daß er ein gutes Mittel sei, den Kopf zu erleichtern und den Schlaf abzuwehren, weshalb er ihn den Derwischen empfahl, welche Nachtwachen halten sollten. Bald aber fanden diese und Andere, daß er auch am Tage ein gutes Getränk sei; der Kaffee wurde nun in Adén allgemein, verbreitete sich von da nach dem übrigen Arabien und erreichte Mekka am Schlusse des 15. Jahrhunderts. Im Anfang des 16. Jahrhunderts (1511) ernannte der ägyptische Sultan einen neuen Statthalter in Mekka. Dieser, der den Kaffee nicht kannte, nahm großen Anstoß daran, als er einmal in der großen Moschee einige Derwische fand, die in einem Winkel saßen und Kaffee tranken. Er jagte sie aus dem Tempel und berief ein Concilium von Theologen, Gesetzkundigen und den angesehensten Männern der Stadt. Man disputirte lange; einer der Anwesenden brachte durch die Erklärung, daß der Kaffee, wie der Wein, berausche, die Versammlung zum Lachen, und da er dabei gestand, das durch das Gesetz verbotene Getränk gekostet zu haben, bekam er für dieses Vergehen die gesetzlichen Stockprügel. Da das Concilium nicht einig werden konnte, so nahm es seine Zuflucht zu den Ärzten. Der Statthalter rief nun zwei persische Ärzte hinzu, die den Kaffee für die Gesundheit nachtheilig erklärten, worauf das Concilium ihn verbot. Man untersagte den Verkauf dieses Getränks, alle Niederlagen wurden verbrannt, und wer überwiesen wurde, Kaffee getrunken zu haben, ward auf einem Esel reitend durch die Stadt geführt. Das Verbot ward indessen bald aufgehoben, denn der Sultan in Kairo war selbst ein Freund des Kaffees geworden und seine Gelehrten erklärten ihn für ebenso unschädlich als erlaubt. Durch diesen Sieg wurde der Kaffee noch bekannter und verbreiteter. Einige 20 Jahre später fiel es einem Zeloten in Kairo, wo das Kaffeetrinken ganz allgemein geworden war, ein, eifrig gegen denselben zu predigen; er erklärte, daß, wer Kaffee genösse, kein guter Muselmann sei. Seine Zuhörer wurden hierdurch so aufgeregt, daß sie, als sie aus der Moschee kamen, nach den Kaffeehäusern eilten, Tassen und Tische entzweischlugen und die Gäste mishandelten. Die Stadt theilte sich in zwei Partien und die Sache fing an ernstlich zu werden. Nun beriefen die obersten Richter der Stadt die Gelehrten zusammen; diese aber erklärten einstimmig, es sei schon längst abgemacht, daß der Kaffee sowol erlaubt als auch der Gesundheit zuträglich sei. Der Vorsitzer des Gerichts bewirthete sie hierauf Alle mit Kaffee und trank selbst die erste Tasse. Dieser neue Sieg verbreitete noch mehr den Ruhm und das Ansehen des Kaffees."

„In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verbreitete sich das Kaffeetrinken nach Aleppo, Damaskus und mehren Orten, und in der Mitte desselben Jahrhunderts erreichte es Konstantinopel. Zwei Privatleute eröffneten hier 1554 einen Laden mit bequemen Sophas, wo man Kaffee trank, Schach spielte und sich unterhielt. Ein türkischer Dichter machte ein Gedicht zum Lobe des Kaffees. Als aber die Anzahl der Kaffeehäuser stark zunahm, begann die Geistlichkeit darüber zu klagen, daß diese mehr als die Moscheen besucht würden. Der Mufti erklärte daher das Getränk für dem Koran widerstreitend und alle Kaffeehäuser wurden geschlossen. Doch ein neuer Mufti erklärte sich für den Kaffee und bald folgten die Geistlichkeit, der Hof und die Stadt seinem Beispiele. Später wurden zwar die Kaffeehäuser aus politischen Gründen bisweilen geschlossen, als man fand, daß die Leute hier zu gute Gelegenheit hatten, über die Unternehmungen des Sultans zu raisonniren, doch beschränkte sich dieses Verbot nur auf die Hauptstadt und betraf nicht das Kaffeetrinken zu Hause. Im Gegentheil verbreitete sich der Gebrauch desselben immer mehr und mehr; einem jeden Gaste wurde Kaffee angeboten, und so wie unsere Dienstboten Trinkgelder bekommen, erhielten die türkischen Kaffeegelder; in großen Häusern war ein eigener Diener blos zur Bereitung und Servirung des Kaffees angestellt, ja, ein türkisches Gesetz bestimmte, daß, wenn ein Mann seiner Frau Kaffee verweigerte,

dies für sie ein gesetzlicher Grund zur Scheidung war. So hatte der Gebrauch des Kaffeetrinkens im 17. Jahrhundert in der Levante und Ägypten festen Fuß gefaßt, ungefähr 150 Jahre, nachdem er in Arabien aufgekommen war. Vor der Mitte des 17. Jahrhunderts hat man in Europa (außerhalb der Türkei) nur sehr geringe Kenntniß vom Kaffee gehabt. Prosper Alpinus, ein Botaniker aus Padua, der am Schlusse des 16. Jahrhunderts in Ägypten war, spricht von diesem Getränke als dort allgemein gebräuchlich, aber als in Europa unbekannt. In der zweiten Ausgabe seines Werks über die Pflanzen Ägyptens, von Vesling besorgt, erwähnt dieser desselben als eines in Europa seltenen Heilmittels. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Kaffee zuerst nach Venedig kam. Man hat einen Brief von Pietro della Valle aus Konstantinopel von 1615, in welchem er schreibt, er wolle etwas Kaffee mitnehmen, wenn er nach Italien zurückreise. 1650 führten einige, aus der Levante nach Marseille heimkehrende Kaufleute Kaffeebohnen mit sich und zeigten sie und die dazu gehörigen Geräthschaften als eine Seltenheit; etwas später fing man an, ihn dort in den Kaufmannshäusern zu genießen, und 1671 ward ein Laden eröffnet. Der Erste, welcher Kaffee nach England brachte, war gleichfalls ein von Smyrna heimkehrender Kaufmann, Edwards, der ein griechisches Mädchen mitgebracht hatte, welches ihm seinen Kaffee bereiten sollte. Dieses verheirathete sich mit seinem Kutscher und dieses Paar eröffnete das erste Kaffeehaus in London. In Paris kam der Kaffee hauptsächlich in Gebrauch, nachdem der Gesandte Sultan Mohammed's IV. sich dort längere Zeit aufgehalten und den Hof mit diesem neuen Getränk bekannt gemacht hatte. 1672 ward das erste Kaffeehaus in Paris eröffnet. In Marseille, wo schon der Kaffee etwas früher durch die von Smyrna zurückgekommenen Kaufleute in Gebrauch gekommen war, hatte dieser noch einen Kampf zu bestehen. Die Ärzte wurden nämlich durch die Verbreitung eines Getränks beunruhigt, welches sie als schädlich betrachteten; sie beschlossen daher, ihn zum Gegenstand einer öffentlichen Disputation zu machen. Durch ein Programm, welches noch existirt, wurde zu einem gelehrten Streite auf dem Rathhause eingeladen, und das Programm lautete wie ein Kriegsmanifest; doch bewirkte dies so wenig wie die Angriffe der mohammedanischen Zeloten das Aufhören des Kaffeetrinkens. Daß die Vertheidiger des Kaffees sich indessen nicht immer der besten Argumente bedient haben, ersieht man daraus, daß das Manifest Diejenigen widerlegt, die als Beweis für die Unschädlichkeit des Kaffes angeführt hatten, daß er auf türkisch bon (daher vielleicht das deutsche Wort Kaffeebohne?) genannt werde und aus dem glücklichen Arabien komme."

„Der immer mehr steigende Verbrauch des Kaffees in Europa vermehrte die Production in Arabien; hauptsächlich als man im Anfange des 16. Jahrhunderts sich nicht mehr mit dem Handelswege über Ägypten nach Marseille begnügte, sondern um das Vorgebirge der guten Hoffnung unmittelbar nach Arabien fuhr. Dabei fiel man natürlich auf den Gedanken, diesen kostbaren Baum nach andern Ländern zu verpflanzen. Der holländische Gouverneur Hoorn ließ Pflanzen nach Batavia bringen; doch soll der Kaffeebau dort erst etwas später (1723) begonnen haben. Er sandte 1712 auch einige Bäume an den Bürgermeister Wilsen in Amsterdam, und im Jahre darauf kam einer davon nach Paris. Hier zog man mehre Pflanzen aus Samen, und nicht lange nachher, 1717, brachte Declieur eine dieser Pflanzen nach Martinique. Die Überfahrt war beschwerlich und langwierig, man litt Mangel an Wasser; aber Declieur darbte sich selbst das Wasser ab, um seinen jungen Kaffeebaum begießen zu können. Von diesem einzigen Kaffeebaume, behauptet man, sollen alle Kaffeebäume in Westindien und Brasilien abstammen; und verhält sich dies wirklich so, so verdankt man den größten Theil der ungeheuern Menge Kaffee, welche jetzt in Europa verbraucht wird, mittelbar einem einzigen Baume, der in einem botanischen Garten gezogen ward. Von Martinique verbreitete sich der Kaffeebau bald nach San-Domingo und den übrigen westindischen Inseln nebst Surinam, während die Insel Bourbon und Isle de France schon 1718 den Kaffeebaum direct aus Arabien bekommen hatten. San-Domingo blieb lange Zeit der Hauptort für den amerikanischen Kaffeebau. Diese Insel führte zu Necker's Zeit 76 Millionen Pfund aus, welches das Mehrfache von Dem ist, was Arabien ausgeführt hat. Der Aufstand der Neger aber verminderte diesen blühenden Nahrungszweig bedeutend; die meisten Pflanzer flüchteten nach Cuba, Jamaica und dem Festlande Amerikas. Diese Länder, welche erst am Schlusse des vorigen Jahrhunderts anfingen, Kaffee zu bauen, erzeugen jetzt außerordentlich vielen. Später hat Brasilien sich ihnen angeschlossen, der Kaffeebau ist hier stark im Steigen und Rio Janeiro ist ein gefährlicher Nebenbuhler im Kaffeehandel geworden."

Es fehlt an Materialien, um das Quantum von Kaffee zu bestimmen, welches jährlich producirt wird; rechnet man aber, daß Europa 226 Millionen, daß Nordamerika 37 Millionen Pfund verbraucht, und fügt man hierzu den bedeutenden Verbrauch im Orient, Nordafrika und in den Ländern, die selbst Kaffee erzeugen, so ist sicherlich 3—400 Millionen Pfund eine nicht zu hohe Annahme. Vor etwas länger als 100 Jahren ward aller Kaffee aus Arabien geholt und die ganze Production machte vielleicht 10—12 Millionen Pfund aus; jetzt liefert Arabien nur zwischen $^1/_{12}$ und $^1/_{10}$, und nach Europa kaum 1/[illegible] Dessen, was dort verbraucht wird. Die größte Menge führt Westindien aus, nämlich 101 Million Pfund (San-Domingo 80, Cuba 28 Millionen); hierauf folgt Brasilien und das übrige Festland Südamerikas mit 64 Millionen, dann Java mit 38 und Arabien mit 24 Millionen Pfund. Die übrigen Gegenden liefern im Verhältniß zu diesen nur wenig.

Die Nachrichten, welche der Verf. über das Zuckerrohr, die Weinrebe, die Baumwollenpflanze und den Theestrauch mittheilt, werden nicht weniger das Interesse der Leser in Anspruch nehmen. 65.

## Literarische Notiz.

Helfe sich noch Einer vor den Widersprüchen der Kritik! Ein französisches Journal empfiehlt einen Roman von dem General Saint-Yon „Les deux Mina" mit folgenden Worten: „Dieser Roman ist ein dolchscharfes und warmes Gemälde der modernen spanischen Sitten: da hat man Drama, Ode, Geschichte, und selbst die Analyse des Philosophen dürfte diese Production nicht zu fürchten haben." Von dem neuen Romane des Grafen Victor du Hamel heißt es: „Der Roman des Grafen du Hamel, gut geschrieben, ist das sehr interessante Werk eines gewissenhaften Schriftstellers, einer gewandten Feder." In der „Revue critique" von Cherbuliez dagegen wird von den „Deux Mina" gesagt: „Ein Mischwerk, welches seinem Stoffe nach der Geschichte, der Behandlung nach dem Roman und dem Drama angehört, und worin Erzählung und Dialog abwechseln. Der General St.-Yon hat an den Kriegen in Spanien Theil genommen und berichtet somit als Augenzeuge, wir hätten aber gewünscht, daß er sich damit begnügt hätte, einen rein historischen Bericht über die merkwürdigsten Ereignisse jenes Kampfes zu geben. Unter der jetzigen Form leidet das Interesse wie das Vertrauen zu der Wahrhaftigkeit des Verfassers", und in derselben Zeitschrift wird über den Roman des Grafen du Hamel geurtheilt: „Wir haben hier eine historische, mit ziemlich verwickelten Liebesintriguen verwebte Erzählung, in einem etwas pretentiösen, etwas chevaleresken Style geschrieben, worin der Überfluß an Details zuweilen dem Gange der Handlung und somit dem Interesse Eintrag thut." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 305. — 31. October 1840.


Vermischte Schriften, großentheils apologetischen Inhalts, von A. Tholuck. Erster und zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 304.)

Auch in Deutschland haben, außer den eigentlichen Theologen, geistreiche Männer der Vertheidigung des Christenthumes sich gewidmet. Abgesehen von Solchen, deren ganze schriftstellerische und Lebenstendenz eine apologetische Richtung hatte, wie der unvergleichliche Hamann, sind besonders drei Sterne erster Größe — Leibnitz, Haller, Euler als Apologeten auszuzeichnen.

Leibnitz, über dessen vermeintliche Ungläubigkeit nicht minder als über seinen angeblichen Katholicismus, zu dem er allerdings eine Hinneigung zeigte, Hr. Dr. Tholuck sich unbefangen und befriedigend erklärt, hat nicht, wie es bei seinem vielseitigen historischen Wissen sehr wünschenswerth wäre, eine historische, sondern eine dogmatische Apologetik geliefert, und zwar in seiner berühmten „Theodicee", auf deren scharfsinnige Construction hier nicht eingegangen werden kann. Die voranstehende, mit Recht gepriesene Abhandlung „De la conformité de la foi avec la raison" ist selbst schon eine Apologie des Christenthums, die ebenso wie die „Theodicee" den skeptischen Bayle in seinen Verschanzungen angreift und vertreibt. In andern apologetischen Schriften hat der bewundernswürdige Denker die Socinianer und englischen Antitrinitarier nicht minder kräftig, wenn auch nicht überall siegreich, bekämpft.

Albrecht v. Haller, der Große genannt (gest. 1777), der tiefsinnige Naturforscher und seelenvolle ernste Dichter, hat schon in seinem gehaltreichen Lehrgedichte „Über den Ursprung des Übels" die apologetische Richtung gezeigt, die aus der lebendigsten Überzeugung von der Wahrheit des Christenthums hervorging. Die von Hrn. Dr. Tholuck mitgetheilten kurzen Auszüge aus seinem Tagebuche zeigen den hohen religiösen Ernst des trefflichen Mannes, seine anhaltende Sorge für das Heil seiner Seele. In jener Zeit des Abfalls, da Voltaire und Consorten die Grundfesten des religiösen und des sittlichen Lebens erschütterten, fand er mannichfache Auffoderungen, in mehren Schriften das Gift, das jene verbreiteten, zu neutralisiren. Noch immer lehrreich und beherzigenswerth sind seine „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung" (1713, dritte Aufl. 1779) und „Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeister wider die Offenbarung" (1715, verbessert und vermehrt 1778).

Euler, in mathematischen und physikalischen Forschungen scharfsinnig und unabhängig (gest. 1783), gab 1747 eine „Rettung der göttlichen Offenbarung gegen die Einwürfe der Freigeister" heraus, kurz, gedrängt, aber reichhaltig, in strenger Methode und praktisch-religiöser Richtung. Diese kleine Schrift ist jetzt viel weniger bekannt, als sie es verdient; um so mehr muß die Aufmerksamkeit Derer, die nach einer festen Überzeugung ringen, wieder auf dieselbe geleitet werden.

Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, da feindselige Angriffe gegen das Christenthum und gegen die Offenbarung, ja selbst gegen die Wahrheiten der sogenannten natürlichen Religion überhaupt immer häufiger wurden, haben denn auch die Theologen nicht verfehlt, apologetisch und polemisch dagegen aufzutreten und die, besonders von England herüberströmenden Irrlehren der „Deisterei und des Naturalismus" zu bekämpfen. Man kann sich dabei nicht bergen, daß geistreiche Nichttheologen an Originalität, Energie und Tiefsinn die Männer von Fach weit übertrafen. Auszuzeichnen sind unter den Letztern vornehmlich Lilienthal's „Gute Sache der Offenbarung" (16 Theile, 1752—82); Leß, „Über die Religion, ihre Geschichte, Wahl und Bestätigung" (2 Bde., sechste Aufl., 1706) und insbesondere Kleuber's „Neue Prüfung und Erklärung der vorzüglichen Beweise für die Wahrheit und den göttlichen Ursprung des Christenthums" rc. (2 Bde., 1787); „Ausführliche Untersuchung der Gründe für die Echtheit und Glaubwürdigkeit der schriftlichen Urkunden des Christenthums" (5 Bde., 1797—1800). Kürzer, aber durchaus original, Geist und Leben athmend, ist seine kleine Schrift: „Menschlicher Versuch über den Sohn Gottes unter den Menschen" (1776). Auch Köppen's Werk: „Die Bibel, ein Werk göttlicher Weisheit" (2 Bde., 1787, neue Aufl., 1837) verdient hier erwähnt und empfohlen zu werden.

Auf die Schriften von Pfaff, Mosheim, Sack, Nösselt, Jerusalem, Reinhard („Versuch über den Plan Jesu" rc.) können wir hier nur hinweisen und noch hinzufügen, daß, da jenes rasch verkommende theologische System, welches Rationalismus genannt wird (wohl zu unterscheiden von dem philosophischen Rationalismus), von der göttlichen Offenbarung im eigentlichen Sinne sich lossagte und sich auf

die Seite der Gegner stellte, gegen welche bis dahin die Apologetik vornehmlich gerichtet war, dieser zum Theil auch die gegen die Principien jenes von der Wurzel evangelischer Theologie losgerissenen Systems wissenschaftlich ankämpfenden Schriften angehören.

Wir würden die nothwendigen Grenzen unserer Anzeige überschreiten, wenn wir über diesen reichhaltigen Abschnitt noch mehr beibringen wollten, meinen aber mit der hier gegebenen Übersicht manchen Lesern d. Bl. einen willkommenen Dienst geleistet zu haben.

IV. „Über die Hypothese des Ursprungs des Namens Jehova aus Ägypten, Phönizien oder Indien." Ein in vielfacher Beziehung sehr interessanter Aufsatz, der auch Solche anziehen wird, die sonst auf derartige gelehrte und kritische Untersuchungen nicht eingehen mögen. Man hat, die zur Beseitigung des unbequemen Ansehens der alttestamentalischen Offenbarung erfundene Hypothese, daß Moses einen guten Theil seiner religiösen und legislativen Weisheit von den Ägyptiern entlehnt habe, zu stützen, sich auch keck darauf berufen, daß der heilige Name Jehova ägyptischen Ursprungs sei. Dies sprachen, zumal nachdem Voltaire mit gewohnter Dreistigkeit und unkritischer Leichtfertigkeit es behauptet hatte, gelehrte Leute einander so lange nach, daß es endlich als eine ausgemachte Wahrheit galt. Und doch ist nicht ein einziger directer und zuverlässiger Beleg aus dem Alterthum dafür aufzustellen, und alle Scheingründe, die man für jene Hypothese beigebracht hat, werden durch eine unbefangene und besonnene Kritik völlig vernichtet. Die hebräische Wurzel des Jehovanamens ist mit Sicherheit nachzuweisen.

V. „Die Geschichte Bileam's." Abgesehen von den auch hier beigebrachten Beweisen der Leichtfertigkeit jener modernen Kritik, der Stütze des Unglaubens, bemerken wir nur, daß die Echtheit und das hohe Alter jener Geschichte und der darin enthaltenen Weissagungen dargethan und Bileam's Sehergabe ebenso wie die Worte, die er aus dem Munde der Eselin zu vernehmen meinte, aus einem ekstatischen Zustande, wovon in der Geschichte Spuren genug vorliegen, erklärt wird.

VI. „Zinzendorf, mit besonderer Rücksicht auf das Werk: „Leben des Grafen v. Zinzendorf", von Varnhagen v. Ense" (Berlin 1830). Unbefangen und gerecht wird der geistreiche und fromme Stifter der herrnhuter Brüdergemeinde hier gewürdigt und die Schattenseite an dem edeln Bilde nicht verhüllt. Schon von dem reinhistorischen oder psychologischen Standpunkte aus wird man diesen Aufsatz nicht ohne lebhafte Theilnahme und Befriedigung lesen.

---

Auch der zweite Theil dieser schätzbaren Sammlung ist ungemein reichhaltig; wir müssen es aber hier bei kurzen Andeutungen des Inhalts bewenden lassen.

I. „Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland stattgefunden." Ein trefflicher, ebenso unbefangener wie gelehrter Aufsatz, welcher in gedrängter Kürze die merkwürdige Erscheinung erklärt, wie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, während in England und Frankreich dem unter den höhern Ständen überhandnehmenden Unglauben ein großer Theil des Klerus entgegenkämpfte, in Deutschland gerade die Theologen je mehr und mehr eine Richtung einschlugen, die nur zu geeignet war, die einflußreichsten und in den Überzeugungen des Volkes geheiligtsten Institute zu untergraben und die Gemüther zu verwirren. Auch Nichttheologen, die an dem Entwickelungsgange des religiösen Lebens Antheil nehmen, werden mit Interesse lesen, wie hier der Zustand der Theologie beim Beginn der zweiten Hälfte des gefeierten 18. Jahrhunderts, der Einfluß der Wolf'schen Philosophie, der englischen Deisten, der Sitten und der Literatur Frankreichs, der Regierung Friedrich's des Großen, dann die Wirksamkeit Semler's, dieses Choragen der modernen Theologen, und der Entwickelungsgang der neuern Theologie bis in das erste Decennium des 19. Jahrhunderts dargestellt, endlich ein Überblick der allmäligen äußern Verbreitung der Neologie eingeleitet wird. Es ist hier über einen uns naheliegenden und erfolgreichen, fortwährend auf die Gegenwart einwirkenden Zeitraum viel Treffendes und Beherzigenswerthes beigebracht. Dies gilt vornehmlich auch von der folgenden Abhandlung:

II. „Was ist das Resultat der Wissenschaft in Bezug auf die Urwelt?" Über die Bildung der Erde, die untergegangenen Wesen der Urwelt, das Alter des Menschengeschlechts, die ursprüngliche Einheit der Völker und über die Ursprache werden hier die bewährtesten Ergebnisse älterer und neuerer Forschungen klar und anschaulich zusammengestellt, und es ergibt sich daraus, daß selbst die tiefsinnigsten und gründlichsten Forscher in ihren plausibelsten Hypothesen über die Erdverhältnisse der urweltlichen Zeit nichts entdeckt haben, was die Glaubwürdigkeit und Wahrheit der Mosaischen Schöpfungsgeschichte und der Berichte von der sogenannten Sündflut wankend machen könnte, daß vielmehr die gesunde Naturwissenschaft auf ihrem dermaligen Standpunkte den Zeugnissen dieser ältesten Urkunde des Menschengeschlechts zur Bestätigung dient, wie denn auch die Sagen der verschiedenartigsten Völker, selbst Amerikas damit übereinstimmen. Die ebenso unwissenschaftlichen wie ungläubigen Faseleien des Predigers Ballenstädt in seinem Buche „Die Urwelt", welches zur Schande der naturalistischen Theologen unter diesen ein nur zu großes, aber übelbegründetes Ansehen gewonnen hat, werden treffend, umständlicher als es ein so boden- und haltloses Gerede verdient, zurückgewiesen und die mannichfachen Hypothesen gründlicherer Naturforscher unbefangen gewürdigt. Weiter ergibt sich auch, daß dem gegenwärtigen Menschengeschlecht kein höheres Alter zukomme als das, welches sich aus der Mosaischen Urkunde ergibt, und daß die in dieser vorliegende Zeitrechnung, wie aus der Geschichte überhaupt, aus dem Charakter der Überlieferungen asiatischer Völker und aus physikalischen Gründen nachzuweisen ist, richtiger sei als die der Ägyptier, Inder, Chinesen und Babylonier, die mit den ungeheuersten Jahrzahlen rechnen. So haben auch die ausgezeichnetsten und bewährtesten Naturforscher, insbesondere Physiologen, die Einheit des Menschengeschlechts, die Abstammung aller Völker von einem gemein-

samen Stammvater aus entscheidenden Gründen anerkannt und die phantastischen Hypothesen von mehren Adamen, sammt den wurzellosen und dürren Voraussetzungen und Folgerungen neuerer Theologen, welche Alles, was die Glaubwürdigkeit der Bibel in Zweifel stellen konnte, leichtfertig ergriffen, zu Schanden gemacht. So groß auch die Verschiedenheit der Menschenracen nicht nur in der Farbe und Beschaffenheit der Haut und der Haare, sondern auch in der Bildung der Schädelknochen und selbst im übrigen Skelett sein mag, und so wenig bis jetzt noch genügend erklärt worden, auf welche Weise jene Varietäten entstanden sind, so dient doch schon die Analogie solcher Thiergeschlechter, die, über den ganzen Erdboden verbreitet, in verschiedenen Zonen verschieden sich gestaltet haben, und die Beobachtung der Einflüsse klimatischer und anderer Verhältnisse auf den menschlichen Organismus, zur Beseitigung der bekannten Einwürfe gegen die Ableitung der verschiedenen Racen von Einem Stamme. Die Anerkennung dieser Stammeseinheit wird auch durch die allerdings immense Verschiedenheit der Sprachen der Völker — in Südamerika allein lassen sich an 500, nicht blos als Dialekte, sondern als wesentlich verschieden gestaltete Sprachen nachweisen — nicht verhindert, vielmehr haben die tiefsinnigsten und gründlichsten Sprachforschungen und Sprachvergleichungen es immer wahrscheinlicher gemacht, daß man endlich alle die mannichfachen Sprachfamilien, an denen man bisher kaum einige Verwandtschaft wahrnehmen mochte, als aus Einer Quelle abgeleitete Mundarten erkennen und Wurzeln und Formen zu Einem Stamm zurückzuführen vermögen wird. Wie Duponceau treffend bemerkt hat, der Bau der amerikanischen Sprachen scheine eher von Philosophen als von Wilden herzurühren, so hat insbesondere das armselige Volk der Grönländer eine in vieler Beziehung meisterhaft ausgebildete Sprache und der unbezweifelte Grundsatz: Je älter die Sprache, desto reicher an Formen, desto volltönender im Laute, weist ebenso gewiß auf eine auch aus andern Gründen und Zeugnissen erweisbare uralte höhere Cultur der amerikanischen Völker zurück, wie eine Einwanderung derselben aus Asien mehr als wahrscheinlich, und wenigstens bei den Tschuktschen in Asien und den Eskimos in Amerika die Spracheinheit unzweifelhaft darzuthun ist.

III. „Einleitende Bemerkungen in das Studium der Paulinischen Briefe", die Lebensumstände, die Bekehrung, die Offenbarungen, den Charakter und die Sprache des Apostels betreffend. Wir können hier den anziehenden und reichen Inhalt dieses Abschnitts nicht erörtern, dürfen aber versichern, daß Gelehrte und Ungelehrte, Theologen und Nichttheologen mannichfache Belehrung darin finden werden. In der Abhandlung

IV. „Die Verdienste Calvin's als Ausleger der heiligen Schrift" wird die dogmatische Unbefangenheit, der exegetische Takt, die vielseitige Gelehrsamkeit, der lebendig-religiöse Sinn, hinsichtlich der Form die Eleganz der Diction, verbunden mit Concinnität des Ausdrucks, das Ebenmaß und die Verwahrung vor unmäßigen Abschweifungen an dem geistreichen Schriftausleger mit Recht gerühmt. Die aus vertrauter Bekanntschaft mit den exegetischen Werken Calvin's hervorgegangene Würdigung derselben verdient in jedem Fall beachtet zu werden, obwol der geistreiche Genfer einigermaßen auf Unkosten Luther's und Melanchthon's, deren eigenthümliche und unbestreitbare Verdienste um das richtige Verständniß der heiligen Schrift etwas mehr hervorgehoben werden konnten, ausgezeichnet wird. Den Abschnitt

V. „Anzeigen" enthaltend, nämlich 1) Joh. Falk's „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt"; 2) „Briefe von Goethe an Lavater"; 3) Breitschwert's „Leben und Wirken Joh. Kepler's"; 4) Fr. H. Jacobi: Unser Zeitalter, nach dem Werke „Auserlesener Briefwechsel" ꝛc. und 5) de Wette's „Kurzgefaßtes exegetisches Handbuch" übergehen wir hier billig, da Anzeigen von Anzeigen etwas sehr Überflüssiges sind, wie denn schon die Sammlung und der Wiederabdruck von Recensionen, die zu ihrer Zeit in Zeitschriften ihre Bestimmung erfüllten, kaum zu rechtfertigen ist, wenn sie nicht durch die Bedeutung der beurtheilten Werke und ihrer Verfasser, oder durch eigenthümlichen wissenschaftlichen Gehalt sich besonders auszeichnen.

VI. „Über die Natur der Sünde wider den heiligen Geist", ein vortrefflicher Aufsatz, auf dessen theologischen Gehalt tiefer einzugehen hier nicht der Ort ist. Endlich finden wir

VII. einen Nachtrag zu dem Aufsatz über die Katharina von Emmerich (die Nonne von Dülmen), in welchem aus Eberhard's „Medicinisch-chirurgischer Zeitung" (2. Bd., 1817) der Bericht des Medicinalraths Bodde aus Münster mitgetheilt wird, der den Verdacht einer betrügerischen Gaukelei gegen jene Nonne erregt.

Es ist kaum nöthig, noch besonders zu versichern, daß beide Theile dieser Schriften sehr anziehend und lehrreich sind und auch von Nichttheologen gelesen und wieder gelesen zu werden verdienen. Wer an den besprochenen Gegenständen Antheil nimmt und nicht durch vorgefaßte Meinungen verblendet ist, der wird hier gewiß mannichfache Befridigung finden und es dem rastlos thätigen Verf. danken, daß er die gediegene Ausbeute seiner gelehrten Forschungen auch dem größern Publicum zugänglich machte. 52.

---

## Notiz.

In K. G. Jacob's Aufsatz: „Aus Karl Immermann's Leben", in Nr. 274 d. Bl., wird kurz eines Nachworts über die Vorfälle auf der Universität Halle im J. 1817 erwähnt. Diese Schrift, welche das Verhältniß übersichtlich darstellt, erschien 1817 in Ernst Klein's Comptoir in Leipzig (5 Bogen, gr. 8., 5 Gr.) unter dem Titel: „Letztes Wort über die Streitigkeiten der Studirenden zu Halle seit dem 4. März 1817 von Immermann. Eine Erwiderung auf C. A. S. Schultze, der Arzneiwissenschaft Candidat, Antwort auf: Ein Wort zur Beherzigung von Immermann." Sie führt das Motto:

Weh' Dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.
Schiller.

Die dort erwähnte aber in Frage gestellte Vorstellung der Studirenden an den König von Preußen befindet sich auch in dieser Schrift und führt das Datum: Berlin, den 19. Mai 1817.

## Bibliographie.

Beowulf. Heldengedicht des achten Jahrhunderts. Zum ersten Male aus dem Angelsächsischen in das Neuhochdeutsche stabreimend übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von *L. Ettmüller*. Mit 1 Kärtchen. Gr. 8. Zürich, Meyer u. Zeller. 1 Thlr.

Der Beruf des Weibes. Nach der zweiten Auflage des Englischen Originals übersetzt. Gr. 12. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 15 Gr.

Danilewsky, M., Geschichte des vaterländischen Krieges im Jahre 1812, auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Rußland verfaßt. Aus dem Russischen übersetzt von C. R. Goldhammer. 1ster Theil. Mit 5 Plänen. — 2ter Theil. Mit 7 Plänen. Gr. 8. Riga, Götschel. 4 Theile. 8 Thlr.

Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache. Libuša's Gedicht, Evangelium Johannis, der Leitmeritzer Stiftungsbrief, Glossen der mater verborum, kritisch beleuchtet von *P. J. Safařik* und *F. Palacki*. Mit Fac-simile's. Gr. 4. Prag, Kronberger u. Rziwnatz. 2 Thlr. 12 Gr.

Denkwürdigkeiten und Geständnisse des Scharfrichters zu London. Nach dessen Dictaten niedergeschrieben von dem Wundarzte des Newgate zu London. Deutsch von F. Freiherr von Biedenfeld. Mit dem Porträt des Scharfrichters John Ketch. 8. Weimar, Voigt. 1 Thlr. 12 Gr.

Diefenbach, L., Celtica II. Versuch einer genealogischen Geschichte der Kelten. 2te Abtheilung. Die Iberischen und Britischen Kelten enthaltend. Gr. 8. Stuttgart, Liesching und Comp. 3 Thlr.

Neue Fahrten des alten Musikanten. Herausgegeben von Elsner. 2 Bände. — Auch u. d. T.: Theaterleben. Die beiden verrückten Kapellmeister. Herausgegeben von Elsner. 2 Bände. 8. Chemnitz, Binder. 2 Thlr. 12 Gr.

Forchhammer, P. W., Denkrede auf Lucian Bonaparte Prinzen von Canino gehalten den 15ten August 1840 in der Akademischen Aula zu Kiel. Gr. 8. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 5 Gr.

Frick, Ida, Erzstufen für 1841. Novellen und Erzählungen. Gr. 12. Dresden, Bromme. 1841. 1 Thlr. 12 Gr.

Gelzer, H., Die zwei ersten Jahrhunderte der Schweizergeschichte. Von der Stiftung der Bünde bis zur Reformation. Vorlesungen gehalten zu Basel. Gr. 8. Basel, Schweighauser. 1 Thlr. 12 Gr.

Godwie-Castle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. 3 Theile. 3te verbesserte Auflage. 8. Breslau, Max u. Comp. 1840—41. 3 Thlr. 12 Gr.

Gräfe, H., Ignaz Thomas Scherr und die Zürcherische Schulreform. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Volksschulwesens und zur Kritik der pädagogischen Richtungen unserer Zeit. 8. Darmstadt, Leske. 8 Gr.

Hammer-Purgstall, Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, das ist: der Mongolen in Russland. Mit 9 Beylagen und 1 Stammtafel, nebst Verzeichniss von vierhundert Quellen, Beurtheilung der Herren v. Krug, Fraehn und Schmidt, Antwort darauf, und Nahmen- und Sachregister. Gr. 8. Pesth, Hartleben. 5 Thlr.

Homer's Werke von J. H. Voß. In Einem Bande. Mit 25 Kupferstichen. Schmal gr. 4. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 6 Thlr.

Jung, A., Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus. Gr. 8. Braunsberg, Model. 16 Gr.

Justus, G. H., Raub, Mord und Brand. Barbarische Handlungen aus dem Leben ruchloser Bösewichte. Gesammelt und als Warnungstafel aufgestellt. 8. Leipzig, Franke. 1 Thlr. 8 Gr.

Kloth, F. A., Der heilige Kirchenlehrer Aurelius Augustinus. 2 Theile. Gr. 12. Aachen, Cremer. 1 Thlr. 8 Gr.

Kolb, G. F., Das Leben Napoleon's. Unter kritischer Benützung der vorzüglichsten französischen, deutschen und englischen Werke über denselben, in Kürze — volksthümlich und möglichst wahrheitstreu — geschildert. Mit Napoleon's Bildniß in Stahlstich. Gr. 16. Speyer, Lang. 8 Gr.

Kretzschmer, J. C., Friedrich Wilhelm III. Sein Leben, sein Wirken und seine Zeit. Ein Erinnerungsbuch für das preussische Volk. 1ste Lief. Gr. 12. Danzig, Gerhard. 4 Gr.

Lasker, J., Die vierhundertjährige Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Danzig, am 25. Juli 1841. Eine Erinnerungsschrift. Gr. 8. Danzig, Gerhard. 5 Gr.

Leonhardt-Lyser, Caroline, Herbstgabe. Taschenbuch auf das Jahr 1841. 3ter Jahrg. 8. Meissen, Goedsche. 1 Thlr. 20 Gr.

Leynadier. Die Opfer der Inquisition oder die Verbrechen eines Mönchs. Historischer Roman von F. Freiherrn v. Biedenfeld. 2 Bändchen. 8. Weimar, Voigt. 2 Thlr.

Lisco, F. G., Dies irae, Hymnus auf das Weltgericht. Als Beitrag zur Hymnologie herausgegeben. Gr. 4. Berlin, Bethge. 1 Thlr. 12 Gr.

Marryat, Abenteuer eines Heimathlosen. Als Anhang zu dem Roman das Geisterschiff von Georg Lotz. 3te Mittheilung. Der räthselhafte Gast. — Auch u. d. T.: Der räthselhafte Gast. Als Anhang zu dem Roman das Geisterschiff, nach Capitain Marryat von Georg Lotz. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr. 4 Gr.

Naegelsbach, C. F., Die homerische Theologie in ihrem Zusammenhange dargestellt. Gr. 8. Nürnberg, Stein. 1 Thlr. 21 Gr.

Deutsche Pandora. Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller. 3ter Band. Lex.-8. Stuttgart, Literatur-Comptoir. 1 Thlr. 21 Gr.

Die Rathhaus-Kapelle zu Schweidnitz. In die Fascikel: „Schlesische Kirchen-Geschichte." Von ***. 8. Schweidnitz, Franke. 6 Gr.

Reiff, J. F., Der Anfang der Philosophie mit einer Grundlegung der Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Gr. 8. Stuttgart, Liesching u. Comp. 1 Thlr. 15 Gr.

Rieck, G., Der böhmische Veteran. Franz Bersling's Leben, Reisen und Kriegsfahrten in allen fünf Welttheilen. Nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen bearbeitet vom Verfasser des „Alten Sergeanten ꝛc." ꝛc. 1ste Lieferung. Gr. 8. Schweidnitz, Franke. 6 Gr.

Rosen und Vergißmeinnicht dargebracht dem Jahre 1841. 16. Leipzig, Leo. 2 Thlr. 8 Gr.

Schmidt, J. A. F., Handbuch der Bibliothekswissenschaft, der Literatur- und Bücherkunde. Eine gedrängte Uebersicht der Handschriftenkunde, der Geschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels, der Bücherkenntniß im engern Sinne, der Bibliothekenkunde und Bibliothekonomie und der literärhistorischen und bibliographischen Schriften. Für Studirende und Freunde der Literatur überhaupt und für Bibliothekare, Buchhändler, Antiquare und Buchdrucker insbesondere. Gr. 8. Weimar, Voigt. 2 Thlr.

Schmitt, L. J. K., Das Religionsgespräch zu Marburg im Jahre 1529. Zur Feier des 1. Augusts 1840. Gr. 8. Marburg, Elwert. 16 Gr.

Straß, F., Handbuch der Weltgeschichte, fortgesetzt von W. Havemann. 4ter Theil. Handbuch der neueren Geschichte. 1. Theil. — Auch u. d. T.: Handbuch der neueren Geschichte von W. Havemann. 1ster Theil. Gr. 8. Jena, Frommann. 1841. 1 Thlr. 12 Gr.

Streckfuß, C., Torquato Tasso's Leben mit Proben aus den Gedichten: Rinaldo und Aminta und dem Dialog: Der Familien-Vater. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr.

Thon, C. F. G., Gedichte. 8. Erfurt, Hennings u. Hopf. 1841. 8 Gr.

Wangenheim, F. T., Aus den Papieren eines Selbstmörders. Von-Lee oder „eine Emancipation der Juden ist nicht denkbar." 8. Leipzig, Franke. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 306. — 1. November 1840.

## Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

## Die sittliche Weltansicht des Spinoza.

In jedem Pantheismus hängt die sittliche Weltansicht davon ab, in was für ein Verhältniß die moralischen Begriffe zu den kosmologischen Lehren gebracht sind. Dieses Verhältniß ist in keinem Systeme der Art consequenter und bestimmter ausgedrückt als in dem des Spinoza, und aus diesem Grunde kann die sittliche Weltansicht des Letztern dazu dienen, deren wesentliche Momente in jedem Pantheismus überhaupt sich durch Abstraction klar zu machen. Außerdem gewährt die historische Objectivität des Spinoza'schen Systems den Vortheil, daß man ohne große Mühe von diesen wesentlichen Momenten aus zu entsprechenden Stellen in andern pantheistischen Systemen Verbindungslinien ziehen kann, in deren Verfolgung sich häufig eine tiefere Kritik entspinnt, als dies von blos theoretischer Seite meistens der Fall ist. Hier natürlich muß nicht blos auf solche weitere Entwickelungen Verzicht geleistet werden, sondern wir nehmen überhaupt die Vorrechte einer blos fragmentarischen Darstellung in Anspruch.

Die Quellen, welche für die Erörterung unsers Gegenstandes zu benutzen sind, fließen zwar in Betreff des Kosmologischen vorzüglich in dem Hauptwerke Spinoza's, in der „Ethik"; für das Moralische aber ist dieses trotz dem verführerischen Titel nicht ausreichend. Dafür müssen vielmehr vorzüglich der ganze „Politische Tractat", und von dem „Theologisch-politischen Tractate" besonders das 4., 16., 17. und 20. Capitel, und endlich die Einleitung von der Abhandlung „De intellectus emendatione" benutzt werden.

Vor Allem ist nur zu fragen, wie man in Spinoza's System denjenigen Eingang finde, der am ehesten und sichersten auf die Lagerstätten der kosmologischen und moralischen Begriffsverbindungen hinleitet. Dies scheint auf eine doppelte Weise möglich zu sein; einmal nämlich, daß man — gesetzt, man schreckt vor der Anmuthung nicht zurück — sich in absoluter Anschauung des Wesens seiner Substanz bemächtigt, mit derselben Anschauung die Manifestationen dieser Substanz nach deren beiden Attributen, dem Denken und der Ausdehnung, aufnimmt, in der Reihe dieser Manifestationen die unendliche Anzahl der endlichen Gedanken, Dinge und Begebenheiten erkennt, und jedes nach dem Maße seiner Entfernung von der Substanz bestimmend und benennend dadurch auch unmittelbar mit dem Quantum seines Daseins das Maß seines sittlichen Werthes findet; denn „je mehr Realität, desto mehr Vollkommenheit", und „die ersten Entwickelungen der Substanz oder Gottes sind besser als die nächstfolgenden", lehrt Spinoza. Allein wir sind nicht geneigt, Jemanden so etwas, wie die Einbildung einer absoluten Anschauung ist, zuzumuthen, und wählen deshalb den andern, zudem bequemern und ebenso sichern Eingang. Dieser liegt in der empirischen Lebensansicht Spinoza's und in dem dieser entsprechenden empirischen Bewußtsein, wie er ein solches aus der Schule der Erziehung, der Sitten und Gewohnheiten, in denen er geboren war und lebte, aus dem Einflusse des Umgangs, der Nationalität, der Lebenserfahrungen, kurz, aus der Gesammtheit aller derjenigen Einflüsse zur Philosophie mitbrachte, von denen die Cultur und die Formationen des menschlichen Bewußtseins abhängen. Die Hauptzüge dieser empirischen Lebensansicht Spinoza's sind folgende:

Das schlimmste Vorurtheil, das die Menschen haben, ist, daß sie voraussetzen, sie selbst und die Natur handelten nach Zwecken, ja, dies sei selbst mit Gott der Fall, von dem sie meinen, er habe Alles der Menschen wegen gemacht, und die Menschen selbst, damit sie ihn verehren. Dies ist bei den Menschen die Ursache von noch vielen andern Vorurtheilen, namentlich von dem, daß sie von Gutem und Bösem, Verdienst und Schuld, Lob und Tadel, Ordnung und Verwirrung, Schönheit und Häßlichkeit reden, was sie doch offenbar nur aus Unwissenheit über die Ursachen der Dinge und deren Zusammenhang thun. Zwecke bilden sie sich ein, theils weil sie selbst Vieles an sich haben, das ihnen zu etwas dient, wie die Augen zum Sehen u. dgl., theils weil sie von Natur getrieben werden, das ihnen Nützliche zu suchen. Deshalb fragen sie auch nach den

Absichten Dessen, was geschieht, und sind zufrieden, wenn sie dafür so Etwas von Andern hören; wissen diese aber nichts zu antworten, so wendet sich Jeder an sich selbst und denkt sich einen Zweck nach seiner Weise. Alles in der Natur erscheint ihnen jetzt als von Jemanden in einer Absicht gemacht, weil es ein Brauchbares ist; im Grunde aber erscheint dadurch nur ihre Meinung: Gott und die Natur seien ebenso unsinnig wie sie selbst.

Und nichts als solche Meinung ist denn auch das Gute und Böse, die Ordnung und Verwirrung, das Warme und das Kalte (Spinoza nennt dies mit in dieser Begriffsreihe), die Schönheit und die Häßlichkeit, was doch nur in einer Relativität entweder zum Gehirn, d. h. zur Affection, oder zu ihrem eigenen Nutzen liegen kann, sowie etwa, was zur Gesundheit und zum Gottesdienste (!) förderlich ist, die Menschen *gut*, das Gegentheil aber *böse* nennen. In der Natur kann vielmehr nichts geschehen, das ihr könnte zum Fehler oder zum Lobe angerechnet werden, denn sie ist immer dieselbe und überall nur eine, hat immer denselben Werth und dieselbe Kraft, das heißt, die Gesetze, nach denen Alles geschieht, sind ebenso unveränderlich wie die, nach denen die Dinge und das Geschehene beurtheilt und bestritten werden. Also auch der Haß, der Zorn, der Neid u. s. w. folgen an sich aus derselben Naturnothwendigkeit wie alles Übrige. Daß der Mensch Denjenigen, dem es gut geht, beneidet, ist ebenso natürlich, als daß er Den, welcher unglücklich ist, bedauert; daß er Dem, welchen er haßt, Übles zu thun sich bemüht, ist ebenso der Natur gemäß, als er Dem, welchen er liebt, wohl zu thun sucht: wer ihn haßt, den wird er wieder hassen; wer ihn liebt, den wird er wieder lieben, sobald er weiß, daß jener es nicht aus irgend einem Grunde thut!

Nicht besser steht es mit dem Vorurtheile von vermeintlicher Vollkommenheit und Unvollkommenheit. Wer irgend ein Werk sieht und zugleich weiß, daß es die Absicht des Urhebers befriedigt, der nennt dasselbe vollkommen; wer aber die Absicht des Urhebers nicht kennt, der wird nicht wissen, ob das Werk vollkommen oder unvollkommen sei. Und dies ist die ursprüngliche Bedeutung dieser Wörter. Als sich aber die Menschen allgemeine Begriffe oder Ideen bildeten und sich Musterbilder von Häusern, Gebäuden, Thürmen u. dgl. ausdachten, da geschah es, daß Jeder nur Das, was er mit seiner Idee, die er von jedem Dinge sich gemacht hatte, übereinstimmend fand, vollkommen nannte, das Gegentheil aber unvollkommen, mochte das Ding auch noch so sehr nach dem Sinne Dessen sein, der es gemacht hatte. Dies ist derselbe Grund, weshalb die Menschen auch die Naturgegenstände vollkommen oder unvollkommen nennen, indem sie auch auf diese ihre Begriffe und Musterbilder von den Dingen übertragen, und nun, wenn sie jene diesen nicht entsprechend finden, meinen sie, die Natur habe gefehlt, im Gegentheil aber, sie habe etwas Vollkommenes geliefert. Vollkommenheit und Unvollkommenheit können deshalb nur verschiedene Denkweisen, Auffassungsarten sein, nämlich Begriffe, die ein Jeder sich bildet, indem er die Dinge in Bezug auf ein Gleichartiges miteinander zusammenhält: an sich gibt's dergleichen nicht.

Nicht weniger falsch ist die Ansicht Derjenigen, die da meinen, der Mensch habe eine absolute Kraft, sich nach seiner Vernunft zu bestimmen; denn die Erfahrung lehrt es überall, daß gesund an Geist zu sein ebenso wenig in unserer Gewalt steht, als einen gesunden Körper zu haben. Zudem wäre es sonderbar, daß, wenn es ebenso sehr in der Menschen Vermögen läge, vernunftgemäß zu leben, als von der Begierde getrieben zu werden, nicht alle Menschen ihr Leben wirklich nach der Vernunft einrichten, da es doch ein Naturgesetz ist, daß jedes Ding, so viel an ihm ist, sich in seinem Sein zu zeigen und zu behaupten sucht. Auch die Theologen heben diese Schwierigkeit keineswegs dadurch, daß sie den Grund jenes Unvermögens auf den Sündenfall des ersten Menschenpaares schieben; denn hätten diese ersten Menschen wirklich das Vermögen gehabt, sowol zu stehen als zu fallen: wie war es möglich, daß sie bei gesundem Verstande den Fall vorzogen?

Dieselbe Bewandtniß hat es mit der Einbildung der Menschen, sie seien *frei*, wovon unstreitig der zufällige Grund ist, weil sie bald dieses, bald dessen Gegentheil wollen zu können scheinen und sich dieses Wollens bewußt sind. Wüßten sie aber, daß jedes Geschehende — und also auch das Wollen — in der Reihe vorangegangener Ursachen liegen müsse, deren Kette allerdings der Unwissenheit der Menschen dem größten Theile nach verborgen bleibt, sodaß sie eben deshalb auch die Ursachen ihres Begehrens und Wollens nicht im Traume ahnen: so würden sie ihre Einbildung aufgeben und sich dafür Einsicht in den Zusammenhang der Welt zu erwerben suchen, von der sie, wie jedes Andere, ein nothwendig bestimmtes Glied sind. Sie würden begreifen, daß Das, was man Wollen nennt, überhaupt nicht etwas Besonderes, vielmehr nur eine Form der Erkenntniß ist, insofern der Wille eben die Einsicht in den gegenwärtigen Zusammenhang ausdrückt, in welchem er als That austritt.

Wie viel man ferner aus den Handlungen der Menschen schließen kann, so möchte sich, was sie für das höchste Gut halten, auf Dreierlei zurückführen lassen: auf Geldgier, auf Ehrsucht und auf Wollust. In der Wollust aber wird der Geist so sehr gefesselt, daß er an nichts Anderes denken kann, und nach ihrem Genusse folgt eine Traurigkeit, die, wenn sie auch den Geist nicht aufhebt, ihn doch wenigstens schwächt und verwirrt. Dasselbe findet auch bei den beiden andern vermeintlichen Gütern statt; und alle drei sind schon deshalb zu verwerfen, weil jedes ein höchstes Gut zu gewähren vorgibt und einen Endzweck aufstellt, auf den Alles soll bezogen werden: was unsinnig ist.

Dagegen ist es eine ausgemachte Sache, daß die menschliche Natur mit Nothwendigkeit den Affecten unterworfen ist. Diese kann man alle auf drei Grundaffecte zurückführen: auf die *Begierde*, das *Frohsein* und die *Traurigkeit*; von welchen die Begierde nichts Anderes ausdrückt, als das Bestreben eines Jeden, sich in seinem Sein und Wesen zu erhalten, das Frohsein aber dazu kommt, wenn dieses Bestreben Erfolg hat, die Traurigkeit dagegen, wenn es mislingt. In dem Bestreben, sich seiner Natur gemäß in seinem Sein zu erhalten, zeigt sich die *Hochherzigkeit*, während, wenn dabei zugleich der Nutzen Anderer gefördert wird, die entsprechenden Handlungen *edelmüthige* genannt werden. Leider aber stehen solche Handlungen nicht in des Menschen Macht, da er von äußern Ursachen auf so vielfältige Weise in Bewegung gesetzt wird, daß er, wie eine vom Winde getriebene Meereswelle, hin und her schwankt, weder des Erfolgs seiner Handlungen, noch seines eigenen Schicksals sich bewußt.

Außerdem liegt in Jedem von Natur das Verlangen, daß sich die Übrigen nach seinem Willen und Wünschen richten, daß sie Das billigen, was er billigt, und verwerfen, was er verwirft. Da auf diese Weise also Jeder gleichmäßig strebt der Erste zu sein, so *müssen* die Menschen miteinander in Streit kommen und sich so viel wie möglich anstämmen, einander gegenseitig zu unterdrücken; bei welchem Streite alsdann Derjenige, der Sieger geworden ist, jedenfalls mehr darüber frohlocken wird, daß er die Andern unterdrückt und ihnen geschadet, als darüber, daß er sich selbst genützt hat. Wir wissen zwar Alle, daß die Religion dagegen lehrt: liebe deinen Nächsten wie dich selbst; und ich gebe auch zu, daß die Vernunft allerdings in vielen Fällen die Begierden zu zügeln und zu mäßigen vermag: allein ebenso gewiß ist es, daß der von der Vernunft angerathene Weg schwer zu erklimmen ist, und wer glauben wollte, daß die Menge und Die, welche sich mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, auf jenen Weg hingeführt werden könnten, den würde ich unter die Zahl der Poeten rechnen, die von einem goldenen Zeitalter träumen.

Nachdem ich auf diese Weise — fährt Spinoza fort — aus der Erfahrung gelernt hatte, daß Alles, was im gewöhnlichen Leben vorkommt, eitel und geringfügig ist, da ich sah,

daß Alles, was entweder mich fürchtet oder welches ich fürchte, weder Gutes noch Böses in sich trägt, als nur insofern das Gemüth sich davon bewegen läßt, und da ich bemerkte, daß ich mit den Meinungen der Menschen nicht übereinstimmen könne, — so beschloß ich endlich nach dem wahren Gut zu suchen, in dessen Besitze meinem Geiste sowol die Wahrheit wie ein beständiges Frohsein zu Theil würde. Zunächst sah ich ein, daß, was die äußern Dinge betrifft, ich von den Vergnügungen so viel genießen und an Geld so viel erwerben müsse, als eben zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens nothwendig ist, daß ich aber Alles, was meiner Natur zuwider sei, zu fliehen habe. Alsdann überzeugte ich mich, daß, da die Vernunft nichts gegen die Natur fodern kann, sie auch verlangen müsse, daß Jeder sich selbst liebt, seinen wirklichen Nutzen sucht und Alles, was zur Bewahrung seines Wesens beiträgt, sich absolut zu erhalten bemüht: hiermit erkannte ich die Selbsterhaltung als Fundament der Tugend. Endlich entdeckte es sich mir, daß, sowie Alles aus Gott mit derselben Nothwendigkeit herkommen muß, als es aus dem Wesen des Dreiecks folgt, daß die Summe seiner Winkel zwei rechte beträgt, so auch alle Zustände des Menschen, wenn sie nur wirklich aus ihm herauskommen, in dem Wesen seiner Natur müssen begründet sein, und es mithin nur sein Ziel sein kann, diese Natur in dem Zusammenhange mit dem Übrigen zu erkennen und ihren Gesetzen gemäß zu leben. In dieser Nothwendigkeit kann allein meine Freiheit liegen: in ihrer Erkenntniß werde ich allein die Glückseligkeit erlangen, die nicht der Preis der Tugend, sondern die Tugend selbst ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Romanenliteratur.

1. Zenobia, Königin von Palmyra. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 3 Thlr.

Seitdem ein alter Pariser einen jungen Scythen nach Griechenland reisen ließ, ist uns in brieflicher und erzählender Form Länder- und Völkerkunde und deren Sittengeschichte mundrecht gemacht und, damit die Wissenschaft glatter eingehe, ein Stück Roman einverleibt worden. Zu einer der bessern Arten der Gattung gehört obige „Zenobia". Wir erfahren haarklein, wie die herrlichschöne Frau im Staatsrathe und im vertrauten Kreise sich benahm, sich kleidete, wie ihr Ehrgeiz, das Überschätzen ihrer, das Unterschätzen der römischen Kräfte sie und ihr Land ins Verderben riß. Kaiser Aurelian ist bei allem Jähzorn und aller Schonungslosigkeit doch kein gemeiner Tyrann wie der Perserkönig Sapor, von dem man durch den Römer Lucius Piso, in Palmyra halb und halb eingebürgert, in Briefen an einen Freund in Rom von dem allen erfährt, sowie von der Pracht und Schönheit jener Stadt, die in ihren Trümmern nur eine leise Ahnung von Dem gibt, was sie war. Das Gehaltvollste in diesen Berichten sind die Unterredungen über Christenthum, das in seiner ursprünglichen Reinheit, noch unverfälscht von Menschensatzungen, von weisen und frommen Männern, kindlich andächtigen Jungfrauen gelehrt und aufgefaßt wird, wodurch denn auch Lucius Piso bekehrt wird. Mit seinem Übertritt und der Heirath mit Zenobia's Tochter, Julia, schließt das Buch.

2. Die Gouvernante. Roman aus der Gesellschaft. Nach dem Englischen der Gräfin Blessington von F. Steger. Zwei Bände. Braunschweig, Leibrock. 1840. 8. 3 Thlr.

Wie einige Vorsteher von Kostschulen den Verfasser von „Nickleby" verklagten, weil er in diesem Roman auf ihr gewissenloses Verfahren anspielte, so dürften der hohen und vor allen der Geldaristokratie Angehörige die vornehme Verfasserin zur Rede setzen, daß sie ein nur zu treues, aber unschönes Bildniß von ihnen in der Situation ihrer „Gouvernante" gegenüber entworfen. Ein liebenswürdiges, sittliches Mädchen, in jeder Hinsicht eine Perle ihres Geschlechts, erfährt in dem Verhältniß als Gouvernante Alles, was gemeine hoffährtige Gesinnung, Geiz, Neid und Verkleinerungssucht nur über ein abhängiges, unbeschütztes Wesen häufen können. Sogar ihr Ruf wird angegriffen, bis ihre Unschuld, ihr hoher Werth siegreich aus dem sie umdunkelnden Nebel hervorgeht. Sie wird reich, geehrt, die liebende und geliebte Gattin eines durch Stand und Verdienst ausgezeichneten Mannes. Die Schriftstellerin, welche ebenso gut auf den Ton der Erzählung, des Dialogs der feinen, wie der platten und gemeinen Gesellschaft sich versteht, die eine vortreffliche Stylistin ist, hat einen ihrer würdigen Übersetzer gefunden. Er gibt nicht allein den Geist, auch die Färbung der Urschrift wieder, bei Werken der Art ein wesentlicher Bestandtheil. Aber ein ängstlicher Buchstabenklauber ist er darum nicht; kann ein Wortspiel, eine Lächerlichkeit in der Aussprache nur gezwungen in fremder Mundart ausfallen, so läßt er sie weg, oder er verändert den mundartigen Schnitzer in einen grammatikalischen, setzt an die Stelle des englischen Wortspiels ein deutsches, wie paste, Paste und Backwerk, Glasfluß und Flüssigkeiten u. a. m. Wie viele Übersetzer gibt es nicht, und nur wenige sind, gleich ihm, Auserwählte.

3. Die Kunst zu gefallen. Roman von Eugen Sue. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Ziegler. Lemgo, Meyer. 1840. 12. 12 Gr.

Ein armer junger Edelmann verschafft durch die Gabe, sich beliebt zu machen, in die Ideen eines Jeden einzugehen, sich Vermögen, Rang, Ansehen, die Liebe einer Prinzessin. Die Erzählung, die man unwillkürlich in Scenen abtheilt, sie zu einem lustigen Nachspiel umsetzt, beginnt im Laden eines dürftigen Schneiders und endigt, viel zu tragisch für den Anfang, in der Abtei von Montmartre, wo er, tödtlich im Zweikampf verwundet, stirbt. Der Verf. nennt Ludwig XV. den geistreichsten der Könige, einen ausgezeichneten Mann, verfährt willkürlich mit den hochgestellten Personen des französischen Hofes, damit meint er ein Recht erlangt zu haben, ganz nach Laune mit deutschen Sitten und Leuten schalten zu können. In der Urschrift fällt das weniger auf als in der Übersetzung, die nicht einmal die Namen, viel weniger die schlechterdings in Wien und der Gegend unmögliche Lebensweise germanisirte. Warum denn Schriften der Art aus ihrem eigenthümlichen Boden in einen ihnen widerstrebenden versetzen?

4. Carlo Broschi. Historische Novelle von Eugen Scribe. Nach dem Französischen von Wilhelm Ludwig Wesché. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 1 Thlr.

In diesem Buche fallen die historischen Unrichtigkeiten weit weniger auf. Wir sind an den Höfen des spanischen Vicekönigs in Neapel und des Königs Ferdinand VI. von Spanien nicht so zu Hause wie an dem von Ludwig XV. und in den Rittersitzen, in den geselligen Kreisen um und in Wien in jenen Tagen. Wir wissen, daß der Sänger Farinelli ein edler Mensch war, der seinen Einfluß auf den König Ferdinand, dessen Schwermuth nur sein Gesang zerstreute, nie misbrauchte, ihn nur zu wohlthätigen Zwecken anwendete, so können wir auch glauben, daß er vor allen Dingen darnach strebte, einer angebeteten Dame das Leben zu erhalten, einen gelehrten wackern Mann, der ihm Freund und Lehrer war, zu hohen Ämtern zu befördern. Der bedenkliche Punkt in Farinelli's Existenz konnte nicht unberührt bleiben, es geschieht mit Feinheit, kaum andeutend. 18.

## Die amerikanischen Frauen und ein Wink für die deutschen.

In Nordamerika nehmen die Frauen im geselligen Verkehr eine Stellung ein, die sich von der der deutschen wesentlich unterscheidet. Wir Deutsche, ich meine wir deutschen Männer von echter Bildung, behandeln die Frauen stets mit Achtung und Zartsinn; aber wir vergessen nie, daß sie vernunftbegabte Wesen sind. Deshalb drücken wir sie nicht zur Dienstbarkeit herab, erheben sie aber auch nicht zur Göttlichkeit und erwarten außerdem, daß sie unsere Rücksichtnahme und unsere Auf-

merksamkeiten mit verhältnißmäßiger Artigkeit erwidern, daß sie durch angenehme Sitte und freundliches Betragen sich ein Recht auf die Achtung, ja auf die Bewunderung Derer erwerben, die ihnen nahe kommen. In Amerika ist, wie gesagt, die Stellung der Frauen eine wesentlich andere. Dort werden sie einigermaßen wie Wesen höherer Art, wie etwas besser als sterblich Geborene betrachtet. Alle ihre Capricen müssen in Demuth hingenommen, alle ihre Launen selbst von Fremden befriedigt werden, und Niemand erwartet, daß für all die Aufmerksamkeit, die man ihnen erweist, sie ein Wort des Dankes oder ein Zeichen der Herablassung geben sollen. Die amerikanischen Frauen sind verzogene Kinder; sie können thun, was ihnen beliebt, und der Mann ist ihr Sklave. Keinem Reisenden ist das entgangen, und Grund in seinem neuesten Werke: „The aristocracy in America", spricht sich darüber folgendermaßen aus:

„Rein aus Courtoisie gestattet man den amerikanischen Frauen im Gesellschaftsleben einen Rang, der weder mit ihrer Stellung im Privat- und Familienleben, noch überhaupt mit Discretion Seiten der Männer zusammenpaßt. Den Damen muß aufgewartet — den Damen muß vorgelegt — die Damen müssen in den Wagen gehoben — den Damen muß aus dem Wagen geholfen — den Damen müssen die Schuhbänder gebunden — den Damen müssen die Gummi elasticum-Überschuhe angezogen — den Damen müssen die Shawls umgegeben — die Damen müssen die Treppe hinauf, hinab geführt — den Damen, die zu Bett gehen wollen, müssen die Nachtlichter angezündet werden. Und so werden die Damen unablässig wie arme, hülflose Geschöpfe behandelt, die eher das Mitleid als die Bewunderung der Männer erregen, und weil die Zahl der Dienste, die sie erfodern, ebenso groß, als klein die Zahl der Dienstleute, so müssen die Männer die Stelle der Letztern vertreten. — — In der Art, wie die amerikanischen Männer den Frauen nahen, drückt sich das Bewußtsein ihrer Untergeordnetheit aus, und sei es Bescheidenheit oder Klugheit, aber wenn sie den Mund öffnen, geschieht es nur, um Das zu bejahen, was die Frauen gesagt haben. Unwillkürlich fällt Einem die ehrliche Antwort des armen Candide ein: „Hélas, Madame, je répondrai comme vous voudrez." Ich habe einen der ausgezeichnetsten alten Herren der Vereinigten Staaten, einen Mann, der das höchste Amt bekleidet, worüber das amerikanische Volk zu verfügen hat, und dessen vielseitiges Wissen ihn zu einem sehr angenehmen Gesellschafter macht, ich habe diesen Mann Frauen gegenüber so verlegen gesehen, als sei er ein Debutant in der Gesellschaft, und doch war er überdies im Hause eines seiner vertrautesten Freunde. Dieses merkwürdige, aber allgemeine Ungeschick muß seinen Grund in irgend einem Radicalgebrechen der amerikanischen Gesellschaft, muß ihn in dem falschen Verhältnisse haben, in welchem Männer und Frauen zueinander stehen. Niemand kann hieran zweifeln, der ohne Vorurtheil beobachtet und Gelegenheit hat, die Sitten und Gebräuche der höhern Stände kennen zu lernen. Es zeigt sich da auf Seiten der Männer in Bezug auf die Frauen ein seltsames Gemisch von Hochachtung und Mangel an Aufrichtigkeit, und das kann von nichts Anderm herrühren als eben von der widernatürlichen Stellung des Mannes zum Weibe."

Auch Miß Sedgwick nimmt Veranlassung, in einem ihrer letztern Werke: „Means and ends", über jene Eigenthümlichkeit ihrer Landsmänninnen Folgendes zu bemerken: „Der auffallendste und vorherrschendste Fehler in den Sitten der Amerikaner ist, wie ich glaube, ein Mangel an Courtoisie. Daran ist vielleicht die allgemeine Gleichheit der Rechte, der Zustände, der Erziehung schuld. Doch einen Haupttheil daran hat gewiß jene mauvaise honte, jene Scheuheit, welche unsere englischen Voraltern charakterisirte und die wir von ihnen geerbt haben. Ein wenig Nachdenken und etwas mehr sittliche Cultur würden dem Mangel abhelfen. Was ich unter Courtoisie verstehe, fragen Sie, und worin sich der Mangel zeige? Ich will es Ihnen sagen. Vorigen Winter kam ein junger, wohlerzogener Ausländer nach Amerika und miethete sich, um Englisch zu lernen, auf dem Lande in einem Wirthshause ein. Um der lieben, schweren Aussprache willen hielt er sich viel im Gastzimmer auf, wo Reisende ab- und zugingen. Sein Schreibtisch stand vorm Kamin, so oft aber eine stage-coach anhielt und Frauen, zitternd und bebend vor Kälte, ins Zimmer kamen, trug er seinen Schreibtisch in die fernste Ecke, schürte das Feuer, setzte Stühle zurecht und fand, wenn die Damen Fußwärmer oder Wärmesteine mitbrachten, den passendsten Platz, sie heiß zu machen. Dann ging er wieder an seinen Schreibtisch in die kalte Ecke. Die Frauen bedienten sich seiner Zuvorkommenheit, ohne anscheinend Notiz davon zu nehmen. Nicht ein einziges Mal erhielt er von einer Amerikanerin ein Zeichen der Anerkennung, kein: Ich danke Ihnen, kein: Sie sind sehr gütig, kein so nahe liegendes: Ich bitte, incommodiren Sie sich nicht. Und welchen Schluß zog der artige Fremde? Daß die Amerikanerinnen ein unhöfliches, wenn nicht kaltherziges Geschlecht seien. Nun, kaltherzig sind wir nicht. Jene Frauen empfanden gewiß sämmtlich die Aufmerksamkeiten des jungen Mannes; eine von ihnen hat mir selbst gesagt, sie würde nie einen jungen Mann im Wirthshause zu S... vergessen; sie wäre vor ihrer Ankunft fast vor Kälte gestorben; bei ihrem Eintritte sei er vom Feuer aufgestanden und habe ihr den Lehnstuhl gegeben, dann ihren Mantel über einen Stuhl gehangen, den Stein gewärmt und Alles für sie gethan, was ein Sohn hätte thun können. Aber einer Andeutung, daß sie ihn auch nur sehe, hatte die gute Dame den jungen Mann nicht gewürdigt. Hier war kein Mangel an Gefühl, hier war Mangel an Courtoisie. Oft habe ich auf Dampfschiffen, in stage-coaches, in der Kirche und bei öffentlichen Versammlungen Männer aufstehen, ihre Plätze Frauen geben und diese Frauen sich ruhig niedersetzen sehen, ohne eine Sylbe, ohne einen Blick der Anerkennung. Und so bei tausend andern Aufmerksamkeiten, die erwiesen und unerwidert angenommen wurden. *Vermeidet solchen Mangel an Courtoisie, meine jungen Freundinnen — er ist nicht blos misfällig, er ist auch eine Ungerechtigkeit. Wir schulden für dergleichen Artigkeiten wirklich eine Erwiderung, denn höfliche Annahme ist in den meisten Fällen das Einzige, was wir dafür geben können.* Höflichkeit aber ist das Lächeln auf dem Gesichte der Sitte und Lächeln gleicht dem Sonnenscheine; von beiden kann selten zu viel sein." 74.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 307. — 2. November 1840.

## Die sittliche Weltansicht des Spinoza.

(Fortsetzung aus Nr. 306.)

Man wird bemerkt haben, daß, wenngleich anfangs die Deutlichkeit unsers Philosophen gerühmt wurde, sich dies im Obigen sichtbar bestätigt; über den Sinn seiner Worte lassen sich schwerlich Zweifel erheben. Die einzige Dunkelheit könnte möglicherweise in den Ausdrücken „Vernunft" und „Leben nach der Natur" liegen, insofern darüber bisher keine aus dem kosmologischen Theile des Systems hergeleitete Erklärung beigefügt ist und man daher leicht geneigt sein könnte, seine eigene Ansicht davon Spinoza's Ausdrücken unterzulegen. Später wird es sich deutlicher zeigen, was es mit Spinoza's Vernunft auf sich hat; für jetzt erheben wir beiläufig die Frage: wie und ob nach den mitgetheilten Überzeugungen die ethischen Begriffe nach Dem, was man darunter heutzutage, wie zu allen Zeiten, mit gesundem Verstande und Urtheile versteht, noch eine Geltung haben können oder nicht? Diese Geltung ist, wenn man alle Formen des Ethischen durchgeht, in Bezug auf jede insofern aufgehoben, als bis jetzt jede ethische Form, die in der Entwickelung der Wissenschaft vorgekommen ist, sich auf die Anerkennung eines Unterschiedes zwischen gebildeten und ungebildeten Zuständen des menschlichen Bewußtseins stützte, von Spinoza aber dieser Unterschied nun nicht blos als nicht bedingend das Ethische, sondern gerade als Dasjenige bezeichnet wird, woraus das Ethische als ein Vorurtheil entstanden sei. Hierdurch öffnet sich zwischen Spinoza's Bewußtsein und demjenigen, welches seine sittliche Cultur gerade in solche Zustände setzt, in welchen die Überzeugung einer Unabhängigkeit des Sittlichen sowol von dem materiellen Bestande der Dinge, wie von dem physischen Verlaufe der Begebenheiten keimen und gedeihen kann, eine solche Kluft, daß an ein Wiederzusammentreffen beider auf keine Weise zu denken ist; andererseits läßt sich erwarten, daß Alles, was unter der Form eines Ethischen bei Spinoza vorkommen kann, auf einen leeren Mechanismus hinauslaufen muß, sowie derselbe von seiner Kosmologie mag construirt werden. In einer solchen mechanischen Ethik läßt sich alsdann — da die Gewalt des verkannten Lebens denn zuletzt doch größer als die des verkennenden Denkens ist — zur scheinbaren Wiederannäherung an das bessere Bewußtsein im Nothfall noch eine leidliche Vermischung der sogenannten „gesinnungslosen" Sittenprincipe, wie der Klugheit, des Nutzens, der cynischen Glückseligkeit und des nackt formellen Rechts anbringen, wodurch dieselbe im Auge eines Unvorsichtigen und mit der Gesammtheit der Lehre Unbekannten sich leicht sogar das Lob einer höchst brauchbaren und empfehlungswerthen zu erobern im Stande ist.

Die eben ausgesprochene Vermuthung wird durch ein Studium der Spinoza'schen Schriften völlig bestätigt; seine sogenannte Ethik trägt von denjenigen Merkmalen, unter denen man sonst diese Wissenschaft auffaßt, keine an sich, sondern ist eine kosmologische Naturphilosophie, die aus dem Hirngespinste eines ens realissimum mit Hülfe einer scholastischen Logik die Welt herauswickelt, nicht einmal, wie es bei andern ähnlichen Versuchen noch der Fall ist, nach irgend welchen Gesichtspunkten einer vernünftigen Intelligenz, sondern ausschließlich unter dem Bilde der wesenlosen Bewegung und des nackten, zufälligen Daseins. Die Einzelnheiten der äußern wie der innern Welt drücken, als Modificationen oder modi jenes ens realissimum, das Wesen dieses letztern ohne dessen eigenen Willen und bewußtlos aus, Eins zwar in so viel mehr als ein Anderes, inwieweit sich hier mehr Ausdehnung, dort mehr Denken zeigt, welches beides, Ausdehnung und Denken, eben das ens realissimum ausmacht. Jedes individuelle Ding ist eine Partikel von beiden genannten Attributen, gleichwie das endliche Geschöpf, der Mensch, bei welchem das Denken zwar im Vergleich zu den übrigen Dingen im größten Maße stattfindet, der aber, was die Ausdehnung betrifft, werthloser, d. h. ungöttlicher, als viele Dinge ist und sich wiederum vor seines Gleichen sowol nach dem Maße der Ausdehnung, wie nach dem des Denkens auszeichnen kann. Ebenso wenig wie das Sein in der Gewalt irgend eines Endlichen ist, ebenso wenig hängt auch von ihm die Ausbreitung seines Wesens in die einzelnen Aggregattheile ab, aus denen es als Individuum besteht, sondern es unterliegt, gleich der Gottheit selbst, dem Gesetze der Nothwendigkeit, d. h. sowie es ist, so war es und wird es immer sein, nicht mehr und nicht weniger, nicht schlechter und nicht besser. Bei dem sogenannten denkenden Wesen findet die Nothwendigkeit statt, daß der Reihe und der Ord-

nung seiner Vorstellungen eine Reihe und eine Ordnung von Ausdehnungen (d. h. von Körperpartikeln) entspricht, weil das Denken und die Ausdehnung in der Gottheit absolut gepaart und dasselbe auch in jedem Individuum anzunehmen ist. Obgleich in Bezug auf diese Vorstellungen von Irrthum, Unwissenheit, Unverstand und Unvernunft ebenso wenig wie von deren Gegentheilen an sich nicht die Rede sein kann, so unterscheiden sich die Menschen doch in dieser Beziehung theils wegen des Maßes und der Qualität der Gedanken, theils wegen deren Eintrittszeit in die Modification des Bewußtseins, und bieten eben hierdurch unbewußt, in Folge eines nothwendigen Verlaufs ihrer Natur, Einer dem Andern die Veranlassung dar, sich mit jenen unsinnigen Prädicaten (gut, böse, vollkommen, mangelhaft, verdient, strafwürdig, schändlich, lobenswerth u. s. w.) gegenseitig zu belegen, deren Zufälligkeit schon die Empirie hinlänglich an den Tag bringt. Der Philosoph aber, in welchem jedenfalls die Gottheit nach der Seite des Denkens sich am meisten ausdrückt, steht insofern allerdings über der Mehrheit der Menschen, die sich in ihren Vorurtheilen einander drücken und drängen; weil er aber auch mit Nothwendigkeit einen Leib hat, von dem er sich, da es nichts ohne Verbindung mit einem Ausgedehnten gibt, keineswegs etwa durch Selbstmord befreien kann, so leidet auch er auf vielfältige Weise wegen der Affectionen, die andere Leiber auf seinen eigenen ausüben. Diese Unvollkommenheit — wenn man es so nennen will — welche durch das Nebeneinanderleben der Menschen entsteht und für Jeden, für den Einfältigsten so gut wie für den Philosophen, mit mannichfachem Nachtheile verbunden ist, treibt den Letztern, für seinen eigenen Nutzen zu sorgen, dadurch, daß er nicht blos seinen Leib vor den Affectionen durch Andere zu schützen, sondern auch Andern die Überzeugung beizubringen sucht, daß das beste Leben dann stattfindet, wenn Jeder ausschließlich nach seiner eigenen Natur, nach der in dieser liegenden, ewig bestimmten Nothwendigkeit lebt und wenn Niemand dem Andern dabei hinderlich ist. Dieses Leben nach der Nothwendigkeit seiner Natur und die Selbsterhaltung darin macht für Jeden dessen eigene Vernunft aus und hat für ihn nothwendig die Glückseligkeit zur Folge, sodaß mithin nach seiner Natur leben — sich selbst erhalten — Vernunft haben und glückselig sein ganz dasselbe ist. Bleibt also nichtsdestoweniger auch jene Unvollkommenheit des Lebens stehen, so läßt sich ihr doch nur ein Zustand gegenüberstellen, der nach den Gesetzen der menschlichen Natur entworfen ist und nach welchem das unvollkommene Leben der Menschen, wie diese mit ihren Thorheiten in Gesellschaft zusammen sind, sich richten muß, wenn die Vernunft jedes Einzelnen sich mit der Vernunft aller Übrigen möglichst gut vertragen soll: d. h. es muß das **Naturrecht** gesucht und danach das Leben bestimmt werden.

Hiermit hat also auch das Kosmologische zu derselben Pforte geführt, bei der wir auch mittels der empirischen Lebensansicht Spinoza's anlangten: **die Ethik löst sich bei Spinoza von allen Seiten in ein von seiner Kosmologie dictirtes Naturrecht auf!** In diesem hat man also auch das Sittliche des Spinoza zu suchen, und zu dem Zwecke müssen davon wenigstens wieder die charakteristischen Züge mitgetheilt werden.

(Der Beschluß folgt.)

---

Life of William the third by *Hughues Trevor.* Zwei Bände. London 1839.

Das Leben dieses Fürsten fällt in eine Epoche, die einen Wendepunkt in der neuern Staatengeschichte bildet. Die zweite Hälfte des 17. und die ersten Jahre des 18. Jahrhunderts, wo Wilhelm III. vom Schauplatze der Welt abtrat, auf welchem er länger als 30 Jahre eine politische Hauptrolle gespielt hatte, umschließen die Wiege der Repräsentativregierungen und das erste Leichentuch der unumschränkten Throne. Die Schwächung der monarchischen Gewalt macht sich zum ersten Male fühlbar; der Katholicismus fängt an hinfällig zu werden; die Leiden einer in Geburtswehen begriffenen Gesellschaft treten zu Tage; ein trauriger, wo nicht tragischer, ein bleicher, wo nicht düsterer Charakter verbreitet sich über, an Ereignissen gleichwol fruchtbare Jahre. Der zu St.-Germain in der Verbannung lebende Jakob II., der alternde Ludwig XIV., Frau v. Maintenon, Königin ohne Namen, Wilhelm von Oranien, dieser verschlossene Eroberer, sind die wahren und tief ausgeprägten Sinnbilder dieser Traurigkeit. Der Held, den von diesen Allen Hr. Trevor wählte, den er aber, wie wir gleich von vornherein bemerken, eben nicht mit sehr gelungenen Pinselstrichen schilderte, vertritt eine an sich streng-ernste Sache und Partei: er ist das Haupt des protestantischen Bundes, der natürliche Feind des Katholicismus; oft besiegt durch den Degen Ludwig's XIV., überwindet er zuletzt diesen schimmernden Gegner, ohne Freude über seinen Sieg, noch Verzweiflung in seinen Niederlagen zu äußern; und wie er geheimnißvoll während und vor seiner Regierung war, so bleibt er ein Räthsel nach seinem Tode, wie er dies während seines Lebens gewesen ist. Um indessen die Ereignisse und Thatsachen der vorbezeichneten Geschichtsepoche zu begreifen und zu ordnen, ist es unumgänglich, Wilhelm's Charakter gründlich zu erforschen. Mittelpunkt aller Gruppen, tritt er keineswegs mit dem größten Geräusch hervor; er arbeitet rastlos, schließt sich an die Gegenwart und erobert die Zukunft. Er besonders erntet die Früchte des Kampfes. Mit dem einen Fuße ruhet er auf der unumschränkten Monarchie, deren fast ungeschmälerte Gewalt er übt, und mit dem andern stützt er sich auf das republikanische Wahlrecht, dessen Erdichtung ihm den Thron verleiht, oder mit andern Worten, er steht auf Vergangenheit und Zukunft zugleich. Wie alle große historische Personen, ist er ein Glied in der Kette des Fortschrittes: als Bewahrer des Bestehenden, will er Ordnung; als Mann der Bewegung, will er gesellschaftliche Vervollkommnung. Er ist ein Ehrsüchtiger, voller Thatkraft und zugleich höchst verschlossen. Alle seine natürlichen Fehler treten in den Hintergrund vor der Beharrlichkeit, mit welcher er seine ehrgeizigen Plane unaufhörlich durchzusetzen strebt.

Betrachtet man von dem im Vorstehenden kürzlich angedeuteten Gesichtspunkte Wilhelm von Oranien, so gewährt Hrn. Trevor's Geschichtswerk dem Leser nur wenig Befriedigung. Dasselbe entspricht kaum der biographischen Neugier und enthält für den Geschichtskundigen nichts Neues. Der Verf. behandelt diesen Fürsten fast wie einen gewöhnlichen König, unbeachtend, daß durch ihn der hanoverschen Dynastie der Weg zum Thron angebahnt wurde, und daß mit ihm jene Reihe von Triumphen der Repräsentativregierung beginnt, die Indien eroberte, für Großbritannien die Herrschaft über die Meere erwarb, die gegen Napoleon kämpfte und ihn besiegte, die den republikanischen Geist in Amerika ins Leben rief und die durch so viele große Staatsmänner, Philosophen und Dichter verherrlicht wurde. Indeß wollen wir den in vorliegenden zwei Bänden uns dargebotenen historischen Stoff benutzen, um, mit

Beiseitesetzung der Form, eine flüchtige Skizze von dem Fürsten zu entwerfen, dessen Geschichte darin vorgetragen wird. Wir schicken derselben indeß noch einige Bemerkungen über die Epoche voran, in welche sein Leben fällt, und die uns nöthig erscheinen, um die Sphäre zu bezeichnen, innerhalb deren sich Wilhelm's III. Thatkraft entwickelte.

Man kann Wilhelm von Oranien wol mit Recht den Mann des Nordens nennen. In ihm personificirt sich die unleugbar fortschreitende nordische Macht, die im 15. Jahrhunderte noch gar nichts bedeutete und die zum ersten Male hervortrat, als Luther Deutschland gegen Rom zur Schilderhebung aufrief. Furchtbarer schon war diese Macht, als sich Mazarin vor Cromwell demüthigte; unbestreitbar aber ist sie zu der Epoche, wo Ludwig XIV. den Usurpator Wilhelm als König anerkennt, und fast unermeßlich zu unserer Zeit, wo Portugal, Spanien und Italien es kaum mit den kleinern Staaten des Nordens an politischer Wichtigkeit aufzunehmen vermögen. Wir lassen, als genugsam erörtert, die Ursache bei Seite liegen, weshalb der Protestantismus die Religion des Nordens, der Katholicismus die des Südens ist. Im 17. Jahrhundert war Holland, Wilhelm's Vaterland, der Mittelpunkt des erstern, während sich der katholische Brennpunkt in Frankreich, dem Vaterlande Bossuet's und Ludwig's XIV., befand. Erschlaffte Sitten und entnervte Charaktere hatten, indem sie die Hülfsquellen verminderten, die Stellung des katholischen Spaniens und Italiens erniedrigt und beide Länder schlummerten in ihrer Hinfälligkeit. Allein England und Schottland, naturgemäße Bundesgenossen der Interessen des Nordens, waren nicht in gleichen Schlummer versunken und seit lange bereits protestantisch; ihre volksthümlichen Mitgefühle erstreckten sich auf das republikanische Holland, den protestantischen Theil der Schweiz und die Reformirten in Frankreich. Auf diesem Boden entspann sich der Kampf zwischen Frankreich, dem letzten Schutzwalle des Katholicismus, und England, dem Athleten der protestantischen Partei; zwischen Ludwig XIV. dem Autokraten und der abwechselnd von Holland und England vertretenen Freiheit; zwischen dem Süden, seinem Verfalle sich neigend, und dem Norden, der sich zu seinen Schicksalsbestimmungen erhebt.

Wilhelm von Oranien, der eine so große Rolle in dem politisch-historischen Drama spielte, dessen Vorhang Hr. Trevor vor uns aufrollt, wurde in einer holländischen Stadt, dem Haag, geboren, und einer jener ernsten und einfachen Paläste, die den Charakter haushälterischer Kaufleute bezeichnen, war das schützende Obdach seiner Wiege. Seine Mutter war die älteste Tochter des unglücklichen Karl's I., der auf dem Blutgerüste sein Leben beschloß, sein Vater Wilhelm II., ein Abkömmling der in der holländischen Geschichte so berühmten Prinzen von Nassau. Seine ersten Lebensjahre umgibt ein düsterer Ernst. Er ist ein nachgeborenes Kind; sein Vater ist todt, als er das Tageslicht erblickt. Seine Mutter vermag nur ihm Schmerzenslehren zu ertheilen und tragische Worte zu wiederholen. Noch ist das republikanische Beil geröthet; Cromwell wird herrschen. Der Oheim des Kindes, dereinst Karl II., verbirgt sein königliches Haupt, durch mehre Niederlagen gebeugt. Mazarin triumphirt durch seine Schlauheit über das sturmbewegte Frankreich. Der republikanische Geist durcheilt Europa. In Holland zerschmettert er schon im voraus die Gewalt des Kindes, das ohne Zweifel seine Väter wird beerben wollen; und die Freiheit, deren Entwickelung seine Vorfahren dienten, benutzt ihre Kraft, um ihm den Weg zum Throne abzuschneiden. Aller dieser Hindernisse ungeachtet, soll Wilhelm zum Besitze zweier Throne gelangen: sein Ehrgeiz wird der Freiheit dienen und sich ihrer zu seinen Zwecken bedienen. Inzwischen vermögen wir dem Tadel nicht beizustimmen, den Hr. Trevor über Das verhängt, was er die Verschwörung der Holländer gegen ihren Fürsten nennt. Blühend, frei, stark, wollte Holland keinen zukünftigen König; es wies ihn als Fürsten zurück, während es ihn als Bürger annahm. Es fürchtete ihn als Sohn seiner Erretter, denn er konnte sein Gebieter werden. Die Freiheit entwickelt bei den Völkern alle Arten von Energie; Undankbarkeit ist ebenfalls eine Unabhängigkeit, welche Republiken in Anspruch nehmen. Somit hat Hr. Trevor Unrecht, wenn er uns gleich von Anfang an Wilhelm von Oranien als einen mächtigen Mann darstellt. Er hatte Alles gegen sich. Soldat ohne Krone und ohne Vorrecht, verstand er zu warten, übereilte nichts und wußte anderswo eine Krone zu finden. Überdies hatte Wilhelm II. erst kürzlich nach widerrechtlicher Anmaßung der höchsten Gewalt gestrebt und einen zwar unglücklichen und von den Bürgern abgewehrten Versuch, sich derselben zu bemächtigen, gemacht, der aber gleichwol in ihrem Gemüthe einen unauslöschlichen Haß zurückgelassen hatte. Dieser Wilhelm hatte, ohne die dazu erfoderliche Geschicklichkeit, einen Kampf wider die republikanische Partei begonnen und war dabei unterlegen. Und noch stand die Republik, die überall das Haupt erhob, im offenen Kampfe gegen ihren Statthalter, als ein plötzlicher Tod ihn in Mitte desselben hinwegraffte und so den Bürgern Amsterdams, von denen er die widerspenstigsten gefangen gesetzt, zu Hülfe kam. Wir müssen noch bedauern, daß Hr. Trevor diesen interessanten Charakter nicht ausführlicher geschildert hat. Denn von allen Nassauern war dieser junge Fürst der größte Feuerkopf und der einzige, der die vollendete Klugheit seines Stammes verleugnete.

Wilhelm's III. politisches Leben hat drei verschiedene Epochen, die gleich wichtig sind. Zur ersten Epoche bekämpft er den republikanischen Geist Hollands und wird Statthalter; zu der zweiten kämpft er gegen Ludwig XIV. und wird König von England; zu der dritten kämpft er gegen die Parteien und gründet seine Dynastie, die in England das Haus Hanover fortgesetzt hat. Zu allen diesen Epochen scheint er sich auch nicht ein Mal geirrt zu haben; man könnte ihm eher Verbrechen als Fehler vorwerfen. Er beging keine Grausamkeiten; allein er hatte wenig Mitleid für die Menschen. Er vergoß kein menschliches Blut; allein er sah es ohne große Rührung fließen. Der Tod der Brüder de Witt erschien ihm als nothwendiges Unglück, wie etwa der Verlust eines Offiziers im Schachspiel. Die traurige Einsamkeit Jakob's II., den seine ganze Familie verlassen hatte, rührte ihn nicht. Da die für diesen König unter die Waffen getretenen Bergschotten ernstlich gezüchtigt werden mußten, so gab er deshalb strenge Befehle, die buchstäblich vollstreckt wurden; daher jenes Blutbad von Glencoe, das mit Hrn. Trevor alle Geschichtschreiber ihm zum Vorwurfe machen. Gegen eigene Gefahr unempfindlich, war er gleichgültig bei den Gefahren Anderer. Verwundet in der Schlacht an der Boyne, als er eben zu Pferde stieg, sah er zwei Soldaten, die vor ihm standen, tödtlich getroffen, zur Erde fallen. „Es war schon recht", sagte kaltblütig Wilhelm, „daß ich nicht früher mein Pferd bestieg." Alle gegen ihn gerichtete Mordplane setzen ihn nicht in Erstaunen, betrüben ihn kaum. Auch gegen die Laster der Menschen hegt er eine wahrhaft überraschende Unempfindlichkeit. Er weiß, wer ihn betrügt, er kennt, wer ihn verkauft; er sieht den Verrath sich entspinnen, er sieht ihn zum Ausbruch kommen; es kümmert ihn dies nicht. Sein Seherblick durchdringt das ganze Gewebe und er beherrscht sich selbst so vollkommen, daß man nicht einmal gewahrt, wie er seinen ganzen Hof, vielleicht sein ganzes Volk verachtet. Er nimmt den Verrath als eine der natürlichsten Folgen einer Zeit von Revolutionen hin. An Eidschwüre glaubt er nicht. Zur Herrschaft gelangt, enthebt er derselben sein Volk, gleichsam als wollte er ihm eine Entwürdigung ersparen. Gern verleiht er Begnadigung, weil er Niemand achtet und Niemand haßt. Er kannte den Geldgeiz Marlborough's und wußte, daß er namhafte Summen von Ludwig XIV. und von Jakob II. erhielt, um ihn selbst zu hintergehen; da derselbe jedoch ein guter Feldherr war, so bezahlte ihn Wilhelm, um sich seiner gegen jene Widersacher zu bedienen; ja, er behandelte ihn als Freund, fast als Vertrauten. Eines Tages zog er seinen General bei Seite, und ihm die Hand drückend: „Nehmen Sie", sagte er ihm, „immerhin die neuen Pensionen an, die Ludwig XIV.

Ihnen anbietet, und schlagen Sie die nicht aus, die Jakob II. Ihnen gibt. Ich verleihe Ihnen noch überdies das Schloß *** als Eigenthum und ermächtige Sie Alles anzunehmen, was die Feinde Englands Ihnen geben wollen. Sie werden glauben, auf Sie rechnen zu können, und wir werden sie desto besser schlagen. Ich weiß, wie ergeben Sie mir sind." Ein Mann, der die Menschen so aus dem Grunde kannte, vermochte sie weder zu lieben, noch zu hassen, noch zu fürchten. Auch mußte er von ihnen weder geliebt, noch gefürchtet, noch gehaßt werden. Er besaß Tugenden ohne Liebreiz und Fehler ohne Gefahr für seinen Ehrgeiz. Er war ein Freund der Einfachheit, der Geradheit, der Festigkeit; strenge gegen sich selbst, war er enthaltsam, mäßig, schweigsamen und stets gleichen Gemüths; ohne Geschmack für die Künste und ohne Anmuthigkeit. Der Verräther Hamilton, den er nach Irland geschickt hatte, um den Frieden herzustellen, hatte sich an die Spitze der feindlichen Truppen gestellt und wurde als Gefangener vor Wilhelm gebracht, der ihm nicht einen Vorwurf machte, sondern blos fragte, ob sich die Katholiken noch lange halten würden. „Auf meine Ehre, ich meine es", sagte Hamilton. „Eure Ehre!" und Wilhelm wandte ihm den Rücken zu. Dies ist die stärkste Bewegung von Zorn, der sich Wilhelm von Oranien, dürfen wir anders unserm Geschichtsschreiber Glauben schenken, je überlassen hat. Nach Ablauf einiger Zeit langweilte die Engländer dieser Herrscher, den sie nicht zu lieben vermochten und der sie durch die Gleichgültigkeit gegen ihren Haß beleidigte. Man überhäufte ihn mit Schmähschriften und Spottbildern. Wilhelm hatte eine sehr große Nase; man machte daraus einen Gegenstand des Gespöttes, und Caricaturen kamen in Menge zum Vorschein. So beispielsweise eine als Titelkupfer einer travestirten „Äneide", deren Held kleiner als seine eigene Nase abgebildet war. Dryden, Katholik und vom ehemaligen Königshofe mit einem Gnadengehalte bedacht, machte ein Gedicht darauf, worin es hieß, es habe der Held Virgil's seinen Vater auf seinen Schultern davongetragen, indeß der Held mit der großen Nase seinen Schwiegervater mit den Schultern vom Throne vertrieb, was allerdings ein großer Unterschied wäre.

Wilhelm ließ sich von dem Allen weder erschrecken, noch aus der Fassung bringen. Es ward ihm gleichsam zur Gewohnheit, aller Welt zu misfallen. In frühester Jugend war sein eigener Feind, Johann de Witt, sein Lehrer. Der künftige Statthalter erhielt von dem feurigen Republikaner Unterricht in der Mathematik. In seinen Jünglingsjahren warfen ihm die Republikaner vor, es mit den Stuarts zu halten, und diese, er halte es mit den Republikanern. Späterhin mistrauten ihm die Protestanten, weil er eine Tochter Jakob's II. geehelicht hatte, und Jakob verwünschte ihn als einen lieblosen Eidam. In keinem Augenblicke seines Lebens war seine Stellung rein gezeichnet. Alle seine Verbindungen standen im Widerspruch zueinander; er gelangte zur Gewalt unter der Bedingung, Niemand zu befriedigen, nicht einmal seine armen holländischen Garden, die man ihn zu entlassen zwang. Sich in Mitte der ungleichartigsten Elemente erhebend, um sie zu beherrschen, und keiner der von ihm gehegten Erwartungen entsprechend, mußte er gleichwol den Ruf der Redlichkeit bewahren, da sonst seine Sache verloren war. Keinen Augenblick durfte er sein kaltes Blut verleugnen, wollte er nicht Alles verwirren. Leidenschaften oder Launen würden ihn zu Grunde gerichtet haben. Nur in seinem Lustschlosse Loo fand er zeitweilige Erholung; dort durfte er sich ohne äußern Zwang seinen Gedanken überlassen. Als er seinen ersten Kampf antrat, um die Statthalterschaft zu erobern, befand er sich in einer falschen Stellung. Er nannte sich Republikaner und strebte nach der Dictatur, weil er mittels derselben allein Ludwig XIV. zurücktreiben und bekämpfen konnte. Bei seinem zweiten Kampfe war die Schwierigkeit noch größer: er gab vor, nicht nach der Krone seines Schwiegervaters zu streben; und gleichwol war es diese Krone allein, durch die er seine Absichten auf die Emancipation und den Triumph des Protestantismus zu erreichen vermochte. In seinem dritten Kampfe, gegen sein Volk, war es noch schlimmer. Er war Eroberer und war es nicht; er stützte sich auf die Legitimität und zerstörte sie; er nahm die republikanische Wahl an und entschlüpfte ihr; er verkündigte Duldung und verbannte die Katholiken; er verkündigte öffentliche Moral und vertrieb seine Verwandten; er ließ sich von der anglikanischen Kirche krönen und war selbst nicht Anglikaner: kurz, er befand sich im Mittelpunkte von tausend schlagenden und fast lächerlichen Widersprüchen. Jede Partei, als sie ihn auf den Thron setzte, hatte geglaubt, allein zu herrschen; er täuschte sie alle, oder vielmehr alle täuschten sich selbst. Vor Allem besaß jedoch Wilhelm die Kunst, die Menschen, ihre Fähigkeiten, Laster und Tugenden am rechten Orte zu brauchen; und unstreitig besteht hierin das erste Verdienst eines Herrschers. So ließ er de Witt in sein Verderben rennen und den Bischof von Münster Europa aufreizen; er stachelte den Papst gegen Ludwig XIV. auf, machte Schomberg den Katholiken abwendig, zwang den Verräther Marlborough ihm zu dienen; benutzte nach und nach Sunderland, Godolphin, Halifax und alle jene Trümmer, die ein Vermächtniß der frühern Höfe waren, und zog auf diese Weise Vortheil selbst aus den gefährlichsten Elementen.

Um nun noch schließlich einige Worte über die politische Färbung des vorliegenden Geschichtsbuches zu sagen, mag die Bemerkung genügen, daß dieselbe durchgehends whigistisch ist. Hr. Trevor nennt die Revolution von 1688 eine glorreiche; die Männer, die dazu mitwirken, werden von ihm mit den glänzendsten Farben geschildert, den Motiven und Folgen aber, welche diese Revolution herbeiführten, entrichtet er den Zoll unbedingter Bewunderung. Indeß vermißt die Kritik die Darlegung des ursächlichen Zusammenhanges zwischen jener Katastrophe und ihren Resultaten, die allerdings ungeheuer sind. Ja, der Geschichtschreiber sagt uns nicht einmal, wie es Wilhelm gelang, jene Regierungsform, der England seine jetzige Größe verdankt und die mit seiner Thronbesteigung ins Leben trat, zu befestigen. Das Hauptverdienst seiner Arbeit ist: einfache Darstellung der Thatsachen, die jedoch nicht selten an Nachlässigkeit streift und oftmals selbst den Ernst der Geschichte vermissen läßt. 93.

## Literarische Notiz.

Es scheint eine förmliche Epidemie geworden zu sein, dramatischen Werken lange und meist polemische Vorreden vorzusetzen. Victor Hugo schickte seinem „Cromwell" eine Auseinandersetzung seiner Theorie voraus; Bulwer bietet hierauf bei ähnlicher Gelegenheit seinen Kritikern Trotz und legt Berufung an seine Landsleute ein; George Sand tröstet sich in einer Vorrede über das gänzliche Durchfallen ihrer „Cosima"; der große Eclat, den Mad. Girardin's „Ecole des journalistes" hervorrief, gründet sich ebenso auf die Vorrede dazu wie auf das Stück selbst und die daraus entstandene Fehde mit Jules Janin. Wiederum ist in England eine Tragödie von R. H. Horne erschienen: „Gregory VII., with an essay on tragic influence"; aber auch dieser „Essay" scheint eine unpassende Zugabe schon deshalb, weil die in ihm entwickelten Ansichten nichts Neues enthalten, was nicht schon früher, z. B. von Hazlitt, gesagt wäre; im Gegentheil dient er dazu, die Quelle der Mängel anschaulich zu machen, welche die großen Vorzüge des Stücks selbst vor vielen andern neuern Productionen Englands verdunkeln. Weder auf den Erfolg des Stücks noch auf die Reform des Geschmacks pflegen dergleichen Prologe von Einfluß zu sein. Ein unbestochenes Publicum ist und bleibt der beste Richter, dessen Beifall oder Misfallen sich nur Dramatiker ohne Erfolg auf diesem Wege aus dem Sinne zu schlagen suchen werden. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 308. —— 3. November 1840.

## Die sittliche Weltansicht des Spinoza.

(Beschluß aus Nr. 307.)

„Unter Naturrecht", sagt Spinoza, „verstehe ich den Inhalt der Regeln und Gesetze, von denen die Natur eines jeden Individuellen, um in der für sie bestimmten Seins- und Handlungsweise zu existiren, abhängt." So sind z. B. die Fische von Natur zum Schwimmen bestimmt und die größern zum Fressen der kleinern; folglich bedienen sich die Fische mit dem höchsten natürlichen Rechte des Wassers, und die größern fressen mit demselben Rechte die kleinern.

Nun ist zwar die Frage, wonach man die Bestimmung der Natur jedes Einzelnen erkennen soll, und besonders, wodurch die Grenze dieser Bestimmung gezogen ist; allein diese Frage beantwortet sich von selbst. Nothwendig wird nämlich die Naturbestimmung jedes Einzelnen an dem Können desselben und an seiner Naturkraft erkannt, an seiner Macht und seinem Vermögen; und wie weit dies eben geht, so weit reicht sein Naturrecht. Diese Macht ist theils negativ, theils positiv; jenes nämlich, soweit sie verbraucht wird, damit jedes Individuum sich in seinem Was erhalte, wie es einmal ist, dieses aber, soweit sie angewandt wird, um mehr zu werden, d. h. um sich auszudehnen; jenes Erstere muß aber diesem Letztern immer vorangehen.

So lange wir also die Menschen auch nur als unter dem Gesetze der Natur lebend betrachten, ist es völlig gleich, ob sie nach Vernunft leben oder nicht, oder vielmehr es kann davon noch gar nicht die Rede sein. Ebenso wie hier Jeder mit dem höchsten natürlichen Rechte existirt, ebenso handelt er auch mit demselben Rechte, weil es überhaupt seine Natur ist, zu handeln; und der einzige Unterschied, der hier stattfindet, liegt nur in dem Mehr und Weniger; es ist also nur ein Größenunterschied.

Das Naturrecht, unter dem wir Alle geboren werden und meistens noch leben, wird mithin auch nichts verbieten können; denn das von ihm Verbotene könnte leicht die Begehrung eines Individuums sein oder werden, in dessen Macht liegen und zu Dem gehören, wozu es mit Nothwendigkeit bestimmt ist. Dies heißt: das Naturrecht kann gar keine Gesetze im gewöhnlichen Sinne des Wortes geben, weder verbieten noch gebieten, sondern es ist eben nur Ausdruck der That, eine Sammlung von Begierden und Machtäußerungen, wie dieselben nach der Natur jedes einzelnen Individuums verschieden gefunden werden. Zudem hat das Naturrecht sich auch jeder Beurtheilung zu enthalten; denn wenn es Eins vielleicht absurd oder böse nennen wollte, so könnte es Gefahr laufen, seine Unwissenheit zu zeigen, seine Unwissenheit nämlich in der Ordnung aller Dinge, wovon jedes Einzelne eine Partikel ist: in der Ordnung aller Dinge ist aber nichts absurd.

Obgleich dieser Zustand nun allerdings der Natur gemäß ist, so wird es dabei aber doch nicht zu vermeiden sein, daß der Eine den Andern todtschlägt, daß Haß und Zorn ihre schrecklichen Wirkungen äußern und mithin ein Jeder mehr oder weniger von dem Andern zu fürchten hat. Gibt es also einen Grund, weshalb der natürliche Zustand sich ändert, so kann es nur die Furcht sein, die, verbunden mit dem Leiden, das Jeder von Allen erfährt, auch Jeden bewegen wird von seinem Naturrechte etwas nachzulassen: d. h. Alle zusammen werden sich zu einem gewissen Vertrage vereinigen, dem zufolge das Begehren eines Jeden, so weit es dem Andern schadet, gezügelt wird. Der naturrechtliche Zustand der Menschen wird also durch einen Vertrag verlassen; und es fragt sich nur, wie dieser Vertrag einzurichten sei. Man muß bedenken, daß es ein allgemeines Gesetz der menschlichen Natur ist, daß Niemand Etwas, das er für gut, d. h. für sich nützlich hält, aufgibt, wenn er nicht entweder ein größeres Gut zu erwarten oder einen größern Schaden zu fürchten hat: Jeder wählt von zwei Gütern, welches ihm das größte, und von zwei Übeln, welches ihm das kleinste zu sein scheint. Es ist hierbei zu erinnern, daß ihm dies nur zu scheinen braucht, denn an sich gibt es kein Gut und kein Übel. Aus diesem Gesetze, welches der menschlichen Natur so fest eingepflanzt ist, daß es unter die ewigen Wahrheiten gerechnet werden muß, folgt nun nothwendig, daß Niemand ohne List versprechen und einen Vertrag eingehen wird; denn keiner wird sein Recht, das er auf Alles hat, absolut aufgeben und sein Versprechen absolut halten, da er ja nur aus Furcht vor einem größern Übel oder aus Hoffnung auf ein größeres Gut verspricht. Kein Vertrag also hat, wie hieraus ferner hervorgeht, an sich eine Bindegewalt, sondern er fesselt nur nach dem Maße

des Nutzens; denn fällt dieser weg, so fällt auch zugleich der Vertrag weg.

Nach diesem Gesetze wird sich demnach auch das öffentliche Wesen anordnen: Jeder wird von seinem Rechte, d. i. von seiner Macht, so viel dem Andern überlassen, d. h. überhaupt zurückhalten und unwirksam sein lassen, als zu wie Vielem ihn entweder die Furcht vor Schaden oder die Hoffnung auf Vortheil bewegt. Wer aber am meisten Macht hat, wird auch zuletzt am meisten übrig behalten, d. h. das höchste Recht gegen alle Übrige haben, nach welchem er sie mit Furcht und Gewalt in den Schranken hält; und dies wird so lange dauern, wie lange seine Macht dauert.

Es ist zu bemerken, daß das Macht- und also das Rechthaben sich nicht allein auf Sachen oder Körper, sondern auch auf das Denken, den Geist, bezieht; denn wie viel der Geist Jemandes von einem Andern getäuscht und für sich gebraucht werden kann, um so viel hat der Andere ein Recht darüber. Es folgt hieraus, daß, wer sich gar nicht täuschen läßt, das meiste Recht haben wird, und ein Solcher ist *frei* zu nennen, nicht etwa weil er gerade der Einsicht gemäß handelt, sondern weil er nur den Bestimmungen *seiner eigenen* Natur und nicht denen einer andern folgt; denn die Freiheit hebt, wie wir wissen, die Nothwendigkeit keineswegs auf, sondern besteht gerade in ihr.

Es kommt nun darauf an, wie jenes Nachlassen der eigenen Macht geschieht, welche nämlich, sobald sich jeder Einzelne mit allen Übrigen vergleicht, allerdings höchst klein ist, immer aber größer wird, je Mehre sich vereinigen. Vereinigen sich solche Mehre, so werden sie also, weil vereinte Macht, auch gemeinsame Rechte haben, und dasjenige Recht, welches durch die Macht der Menge ausgedrückt und erklärt wird, pflegt dann *Herrschaft* genannt zu werden. Geschieht es nun, daß eine solche Herrschaft einer aus der Menge bestehenden Versammlung übertragen wird, so heißt sie Demokratie; kommt sie nur an einige Auserwählte, Aristokratie, und endlich an Einen, so heißt sie Monarchie.

Hiermit hat sich nun der Stand der Dinge sogleich geändert, denn die Menschen sind jetzt aus dem Naturrechte in das *Civilrecht* getreten und die in jenem aufgestellten Lehren müssen daher hier gleichfalls ein anderes Ansehen erhalten. So erkennen wir z. B. sogleich, daß jetzt die Handlungen der Menschen gewisse Prädicate bekommen müssen, die ihnen an sich und nach dem Naturrechte nicht zustehen. Nach dem Naturrechte, wissen wir, gibt es weder ein Fehlerhaftes, noch ein Böses oder Gutes: hier im Staate nun gibt es aber ein solches allerdings, *aber auch nur im Staate*. Hier nämlich wird nun Das, was gut und böse sei, nach dem Rechte der Herrschaft entschieden, indem, was mit dessen Übereinstimmung oder wenigstens nicht dagegen geschieht, für gut, das Gegentheil aber für böse zu halten ist. Die Menschen drücken dies nur gewöhnlich anders aus und nennen gut, was der Vernunft gemäß sei, und böse das Gegentheil, was denn auch insofern nicht unrichtig ist, als auch der Staat, damit er bestehen kann, nach der Vernunft eingerichtet sein muß, d. h. nach derjenigen Einsicht, welche die Maschinenlehre (!), die Medicin (!) und die Philosophie über den Zusammenhang der Dinge verschafft hat. Man könnte auch sagen, gut sei, was im Gehorsam gegen Gott geschieht, und böse das Gegentheil, denn allerdings ist es immer Gott, der in uns handelt; nur muß man nie vergessen, daß wir in Gottes Macht stehen, wie der Thon in der des Töpfers, welcher aus derselben Masse einige Gefäße zur Zierde, andere zur Unzierde macht, und daß folglich der Mensch eigentlich niemals gegen Gott handeln kann.

Bevor das Civilrecht in denjenigen Formen sich weiter entwickelt, die es annehmen muß, wenn der Staat entweder ein demokratischer, aristokratischer oder monarchischer ist, muß das Recht der höchsten Gewalt oder der Herrschaft im Allgemeinen näher bestimmt werden; denn dieses kann in jedem Falle nur Dasselbe sein. Wenn wir aber bedenken, daß, sobald der Staat irgend Jemandem zugesteht, nach seinem Belieben zu leben, er unmittelbar von seinem Rechte nachgibt und mithin, wenn ein solches Zugeständniß Mehren gemacht wäre, er sich selbst aufheben würde: so sehen wir leicht ein, daß auf keine Weise irgend einem Bürger aus dem Gesichtspunkte des Staats erlaubt sein darf, nach seinem Belieben zu leben. Es wird aber hier mit Fleiß gesagt „aus dem Gesichtspunkte des Staats“; denn der Wahrheit nach hat ein Jeder auch in dem bürgerlichen Zustande noch sein eigenes Naturrecht und handelt auch in diesem nur nach den Gesetzen seiner eigenen Natur und sorgt für seinen Nutzen.

Ferner begreifen wir, daß es keinem Bürger erlaubt sein darf, die Beschlüsse oder Rechte des Staates zu interpretiren; denn sonst würde ein Jeder sein eigener Richter werden, weil es ihm leicht wäre, unter dem Scheine des Rechts seine Handlungen zu entschuldigen oder in ein gutes Licht zu stellen, mithin ein Leben nach seinem Belieben zu führen; was aber ungereimt befunden ist. Jeder Bürger lebt daher, als solcher, nicht unter seinem, sondern unter dem Rechte des Staats, und ist verpflichtet, alle Befehle desselben auszuführen, ohne daß er zu entscheiden hat, ob sie billig, gerecht oder ungerecht sind. Der Wille des Staats ist für den Willen Aller zu halten, und was dieser daher beschließt, ist von Allen beschlossen: es muß gethan werden, auch wenn es den Untergebenen tadelnswerth scheint.

Allein, könnte Jemand einwenden, ist es nicht gegen die Vernunft, sich einem Andern völlig zu unterwerfen? Dies ist nicht der Fall; denn die gesunde Vernunft wird nicht befehlen, daß Jeder sein eigener Herr bleiben solle, so lange die Menschen noch den Affecten unterworfen sind, was aber, wie wir wissen, ihr allgemeines Schicksal ist. Zudem gebietet die Vernunft, den Frieden zu suchen, der nicht erhalten werden kann, wenn nicht die Gesetze des Staats unwandelbar feststehen; und endlich drittens, da ein Gemeinwesen nur zur Vertreibung der gegenseitigen Furcht und des Unglücks gestiftet wird, so wird doch, wenn auch Jemand einmal etwas Vernunftwidriges auf Befehl des Staats thun muß, dieser Schaden beiweitem vergütet durch den Vortheil, den er aus dem Gemeinwesen sonst

schöpft. Jedenfalls ist es ein Vernunftgesetz, von zwei Übeln das kleinste zu wählen.

Um aber zu erfahren, wie weit sich das Recht des Staats ausdehnt, muß erklärt werden, wie weit seine Macht reicht. Zunächst: sowie im bürgerlichen Gemeinwesen Derjenige der Mächtigste ist und am meisten Recht hat, der sich von der Vernunft im oben angegebenen Sinne leiten läßt, so wird auch derjenige Staat der mächtigste sein und am meisten Recht haben, der auf dieselbe Vernunft gegründet und von ihr gelenkt wird. Denn des Staates Recht wird bestimmt und umgrenzt von der Macht derjenigen Menge, die wie von Einem Geiste geführt wird, und die Einheit der Gemüther wird nur dann erreicht, wenn der Staat vorzüglich Das will, was nach gesunder Vernunft allen Menschen das Nützliche ist. Ferner ist Niemand sein Herr, sondern gehört dem Staate, wie weit er entweder die Macht und Drohungen des Staates fürchtet, oder aber den Zustand des bürgerlichen Gemeinwesens lieb hat. Hieraus folgt, daß umgekehrt außer dem Rechte des Staates Alles liegt, wozu Niemand weder durch Belohnungen noch Drohungen gebracht werden kann, z. B. innerliches Denken und innerliches Urtheilen. Endlich gehört zum Rechte des Staates alles Dasjenige am wenigsten, was die Meisten misbilligen. Sobald die Menschen ein Gleiches zu fürchten oder einen gleichen Schaden zu rächen haben, sind sie von Natur zur Einigung geneigt; und da das Recht des Staats durch die Macht der Menge umgrenzt wird, so folgt, daß dieses um so viel sich verkleinert, als wie weit der Staat Veranlassung gibt, daß Mehre complottiren. — —

An dieser Stelle können wir füglich abbrechen und es dem Scharfsinne des Lesers überlassen, aus dem Mitgetheilten zu schließen, wie Spinoza die übrigen Theile der Rechtsphilosophie und die praktische Staatswissenschaft, insbesondere Das, was die Heutigen Völkerrecht nennen, zu behandeln wird gezwungen sein. Auf die Hauptfrage aber, das Verhältniß des Sittlichen zu dem Kosmologischen zurücklenkend, muß die Darstellung wenigstens so viel gezeigt haben, daß ein solches Verhältniß, abgesehen von den schroffen Gegensätzen, die sich dadurch schon von Anfang an gegen das gebildete sittliche Bewußtsein hervorthun, sich durch die nothwendigen Schlußfolgen, die daraus zu ziehen sind, auch innerhalb der Begriffsreflexion als ein undenkbares und widersinniges herausstellt. Spinoza ist ein Muster für die Consequenz in solchen Schlußfolgen, — und dafür verdient er Lob; nur aber auch in der That hierfür! Daß er von der Zeit dieses Lob nicht empfangen, sondern statt dessen gar den Ruhm erlangt hat, gewissermaßen der Träger für mehr als drei Viertel der neuern deutschen Philosophie zu sein: dies hat Spinoza jedenfalls mehr dem Nichtwissen als dem Wissen zu verdanken!

Strümpell.

---

## Southgate's Bemerkungen über orientalische Culturverhältnisse.

Nichts kann wol charakteristischer für die Beurtheilung der neuern Reiseliteratur über den Orient sein, als das Selbstbekenntniß Southgate's, des Verf. des vor kurzem erschienenen interessanten und lehrreichen „Narrative of a tour through Armenia, Kurdistan, Persia and Mesopotamia" (2 Bde.). „Zu Ende des ersten Monats meines Aufenthalts in Konstantinopel würde ich meine Ansichten über türkische Verfassung und Sitte mit dem äußersten Selbstvertrauen bekannt gemacht haben. Nach Verlauf von drei Monaten begann ich das Falsche in meinen meisten Schlüssen zu begreifen; und nach sechs Monaten fand ich, daß ich den Gegenstand meines Studiums so gut wie gar nicht kannte. Nur Eine nützliche Lehre hatte ich gelernt. Ich sah, daß mein erstes Urtheil ungenau gewesen war, weil ich mir es von einer falschen Stellung aus gebildet hatte. Ich hatte damit begonnen, das Morgenland mit der Seele eines Abendländers zu studiren; hatte ein feststehendes Urtheil zu demselben gebracht, das sich nothwendigerweise als ein falscher Maßstab erwies. Reifere Beobachtung zeigte mir die Unrichtigkeiten in meinen Ergebnissen und lenkte mich alsbald auf den Grund davon. Ich hatte mir das Amt eines Richters angemaßt, ohne die Gesetze gelernt zu haben, nach denen Recht zu sprechen ist. Ich bildete mir Ansichten über die Verfassung und den Charakter eines Volks, von dessen eigenthümlichem Geiste ich nichts wußte. Meine Stimmung war in völliger Verwirrung, die nur zunahm, je weiter ich vorwärtsschritt. Ich war daher gezwungen zurückzugehen und die niedrige Stellung eines Schülers einzunehmen, ehe ich mir es anmaßte, das Amt eines Richters auszuüben."

Ganz besondere Anwendung finden diese Worte auf das fast gleichzeitig erschienene Werk J. Reid's, welches durchaus ermangelt, seinem umfassenden und vielversprechenden Titel: „Turkey and the Turks", Genüge zu leisten. Nicht minder bewährt sich Southgate's gesundes Urtheil in seinen Ansichten über die Erfolge der Ausbreitung des Christenthums im Morgenlande überhaupt, wie unter den Mohammedanern insbesondere; ein Gegenstand, der ihm als Missionnair der amerikanischen bischöflichen Kirche für das Morgenland ganz besonders am Herzen lag. Er überzeugte sich sehr bald, daß das Bekehrungswerk dort keineswegs etwas so Leichtes sei, wie er sich vordem vorgestellt hatte, weil jede Religion von längerm Bestande sich dermaßen mit den Einrichtungen des öffentlichen wie des Privatlebens verwebt, daß man von dem zu Bekehrenden nicht blos verlangen müßte, er solle aufhören, Mohammedaner, sondern auch Türke zu sein. Nach einem sorgfältigen Studium des Mohammedanismus in seinen Grundlagen, wie in seiner Entwickelung fand Southgate, daß die Elemente zu einer Bekehrung des Islamismus zum Christenthume im ersten selbst zu suchen seien, und das weiseste Verfahren darin bestehe, den Türken zur Reinigung und Verjüngung ihrer eigenen Religion behülflich zu sein und dann von dem Einflusse der Aufklärung und Bildung deren zukünftige Umwandlung in die christliche zu erwarten. Das bloße Abwendigmachen des Volks von seiner Religion dagegen gebe noch keineswegs die Gewißheit, daß man dadurch Anhänger einer bessern gewinne. „Der gegenwärtige Einfluß Europas auf die Türkei arbeitet sehr stark auf Unglauben und Zügellosigkeit hin — einen Unglauben, der schlimmer als der Islamismus, eine Zügellosigkeit, die beklagenswerther als alle Polygamie ist."

Übrigens machte Southgate auf seiner Reise die Wahrnehmung, daß der Einfluß des Mohammedanismus vielen Anzeichen nach im Sinken ist: seine Hauptstärke ruht noch in den Ulemas; während allenthalben die Moscheen verfallen, ohne daß man sich einigermaßen um ihre Wiederherstellung kümmere; auch fand er keineswegs den erwarteten Widerstand türkischer Bigoterie gegen die neuen Reformen, sondern hörte sie sogar häufig loben. Freilich gibt eine Scene, welche Southgate in Persien erlebte, keinen vortheilhaften Begriff davon, welche Bewandniß es mit den Bildungsversuchen habe, womit orientalische Große selbst gegen Europäer zu prunken pflegen. „Bei einer Unterredung mit Malek Khassum Mirza, Statthalter von Tabris und Oheim des regierenden Schach, lenkte dieser die

Unterhaltung auf einmal auf die Erziehung und ging auf die Einzelnheiten seiner zeitherigen Bemühungen wie seiner Plane für die Zukunft ein. Er hatte sechs Monate zuvor eine Schule errichtet, in welcher er Unterricht im Persischen, Armenischen, Französischen und Englischen beabsichtigte. Der Director war ein im Bishop's College zu Kalkutta gebildeter Armenier; doch war bei aller seiner Fähigkeit und Gelehrsamkeit seine Verwaltung der Schule nicht befriedigend. Er wünschte sich nun einen Lehrer aus Amerika zu verschaffen, am liebsten einen Physiker; doch wollte er mit Jedem, der nur seiner Pflicht gewachsen sei, zufrieden sein. Er hatte mich zu sehen gewünscht, weil er hoffte, ich könne ihm zur Verwirklichung dieses Vorhabens behülflich sein. Seine Schule war, wie er sagte, nur noch im Anfange begriffen und ein sehr geringer Versuch. Er hatte keine Mittel, um Das zu verwirklichen, in dessen Ausführung er seinen Ehrgeiz setzte. „Es ist ein schlechtes Land", rief er aus, „überall liegen große Schwierigkeiten im Wege, und ich bin nicht Schach!" Er hatte, wie er sagte, beschlossen, sobald er dazu befähigt sein würde, ein persisch-englisches Wörterbuch anzufertigen. Der Schach hatte ihm geschrieben und den Plan seiner Schule höchlich gelobt, weshalb der Statthalter sanguinische Hoffnung auf königliche Begünstigung setzte. Er sprach frei über die Bestrebungen der Missionnaire in Persien und drückte seine Meinung dahin aus, daß man sich weder in persönliche Controversen einlassen, noch Schriften polemischen Charakters verbreiten solle. Er sagte, man habe viel von den Mollahs zu fürchten und das einzige sichere Verfahren bestehe darin, das Volk stufenweise zu bilden und aufzuklären. Ich machte ihm das Anerbieten, Schischevan zu besuchen und den Zustand der Schule zu prüfen, wobei ich versprach, falls ich das Project thunlich finden würde, wollte ich alles in meinen Kräften Stehende zu seiner Unterstützung thun. Er nahm sehr stark Anstand, auf diesen Vorschlag einzugehen, und schien eine gewisse geheime Abneigung gegen mein Bekanntwerden mit dem genauen Stande der Dinge zu hegen. Ich verließ ihn daher mit dem allgemeinen Ausdrucke meiner Theilnahme an seinen Bemühungen und meines Wunsches, die Sache der Bildung in Persien zu befördern." Eine ganz verschiedene Schilderung gab der Lehrer, der durch eine Übersetzung von Heber's „Palästina" und verschiedener englischer Gedichte vortheilhaft bekannt ist. Er hatte weder Gehalt noch Zöglinge: jenen steckte der Prinz in seine Tasche; diese verwendete er zum Birschen auf seinen ununterbrochenen Jagdausflügen. Der Friede seiner eigenen Familie war durch die Gewohnheiten der Jungen, die allen lasterhaften Trieben nachhingen, gefährdet gewesen. Eine in Beziehungen zu seiner Familie stehende Armenierin hatte man in den Harem des Prinzen gelockt, wo man sie wider ihren Willen zurückhielt. Der Prinz hatte bald nach Errichtung der Schule an den Schach geschrieben und dieser ihm eine Antwort voll süßer Worte, aber ohne die vom Prinzen erwartete materielle Unterstützung gesendet. Von dieser Zeit begann sein Interesse für die Schule zu sinken. Der Lehrer hatte lange daran gedacht davonzugehen, aber in der Furcht, der Prinz möchte Mittel finden, ihn zurückzuhalten, diesem seine Absicht nicht mitgetheilt, sondern zuletzt Gelegenheit gefunden, sich im Geheimen zurückzuziehen. Er erklärte, er werde zum Prinzen nicht zurückgehen, bevor nicht alle Rückstände bezahlt seien, und unter dieser hoffnungslosen Lage war er im Begriffe, sein Glück anderswo zu versuchen. Bagdad, über welches Southgate seinen Rückweg in die Türkei nahm, fand er in gänzlichem Verfalle: Pest, Hungersnoth und Überschwemmungen hatten sich zu seiner Zerstörung verschworen, und wahrscheinlich nicht in zu langer Zeit wird die große Hauptstadt der Saracenen, gleich Babylon und Ninive, nur noch ein leerer Name sein. 80.

## Notizen.

Das neueste Drama von Sheridan Knowles: „John of Procida, or the bridals of Messina", behandelt als Grundidee den Conflict der Vater- und Vaterlandsliebe mit der Liebe κατ' ἐξοχήν. Fernando, Johann's von Procida Sohn, und Isoline, des französischen Statthalters auf Sicilien Tochter, sind die den Conflict vermittelnden Personen, welcher auf eine dem Untergange Romeo's und Juliens ziemlich ähnliche Weise sich endet, nur daß nicht wie bei Shakspeare die Versöhnung der feindlichen Parteien, sondern der Geschichte gemäß der Sieg der Freiheit unter Procida's Führung über die Fremdenherrschaft als Residuum des dramatischen Processes bleibt. Die Sprache ist nach gewohnter Weise kräftig und glänzend, dagegen die Ökonomie des Stücks verfehlt, indem das Interesse am größten im ersten Acte ist und durch die übrigen sich mehr und mehr verliert, wofür schon der Umstand spricht, daß der Dichter zweimal einen und denselben Versuch Procida's, seinen Sohn zu Gunsten der Freiheitssache von seiner Geliebten — vor und nach deren Vermählung — abwendig zu machen, zum Gegenstande der Handlung macht. Man fürchtet, daß dieses Drama sich am wenigsten lang von allen Stücken des Dichters auf der Bühne halten werde. — Ein anderes auf historischem Grunde ruhendes Drama von Serle hat den Namen „Master Clarke" zum Titel, unter welchem Richard Cromwell, des Protectors Sohn und Nachfolger, nach seinem Rücktritte aus dem öffentlichen Leben seine Tage zubrachte. Richard als Held eines Dramas scheint eine wahre Ironie zu sein; um diesem Übelstande abzuhelfen, wandelt ihn Serle in einen stattlichen Legitimitätshelden um, läßt den zweiten Protector sich persönlich dem Könige Karl II. unterwerfen und eine durch seiner eigenen Gattin Herrschsucht veranlaßte Verschwörung gegen den neuen Regenten, statt von ihm begünstigt, durch ihn vernichtet werden. Das Stück ist nach melodramatischem Zuschnitte und auf den sinnlichen Eindruck des äußern Beiwerks berechnet; der Dialog ist ziemlich gut gehalten, wenn er schon eigentlicher poetischer Schönheit entbehrt, sowie auch die eingemischten, meist auf die Gegenwart bezüglichen satirischen Elemente sich in der Sphäre niedriger Scherze halten.

---

In England betrachtet man einen Besuch, den die Königin-Witwe auf ihrer letzten Reise durch den nördlichen Theil des Reichs zu Rydall-Mount bei Wordsworth abgestattet hat, wobei sie einige, nicht etwa von den Musen zubereitete, sondern zur leiblichen Nahrung erfoderliche Erfrischungen einnahm, als ein beachtenswerthes Ereigniß, da seit langer Zeit zum ersten Male in England einem Dichter eine solche Ehre widerfahren sei. Pope habe einen Besuch der Königin Karoline zu Twickenham abgelehnt, aber den Prinzen Friedrich von Wales an seiner Tafel unterhalten und sei eingenickt, als der Prinz angefangen habe, von Poesie zu sprechen. Da einmal von Beziehungen fürstlicher Personen zur Literatur die Rede ist, so möge noch erwähnt werden, daß auch das „Athenaeum" sich aus München berichten läßt, der hohe Übersetzer Dante's, Philalethes, sei Prinz Maximilian Joseph von Baiern und die Übersetzung in München erschienen.

---

Ein Schreiben von G. Finlay an Oberstlieutenant Leake aus Athen vom 8. August enthält außer den schon bekannten Angaben über den Tod Otf. Müller's die Aussage seines Begleiters, Hrn. Curtius, daß Müller den Grund zu seiner Krankheit durch seine übermäßigen Anstrengungen bei der Aufnahme eines Plans von dem heutigen Athen gelegt habe. Finlay selbst brachte eine Nacht mit ihm zu Rhamnus zu, wo sie unter freiem Himmel schliefen; Dasselbe that Müller zu Orchomenos, wo eine sehr ungesunde Luft herrscht. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland beabsichtigte er sein großes Werk über allgemeine Geschichte Griechenlands zu beginnen, dem eine topographische Beschreibung des Landes von Curtius vorausgehen sollte, wozu Müller die Karten entwerfen und auch seine weitere Unterstützung leihen wollte. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 309. —— 4. November 1840.

## Taschenbücherschau für das Jahr 1841.

### Erster Artikel.

### 1. Urania.

Das tiefere poetische Interesse, das die „Urania" von jeher gewährte, dürfte ihr einen Kreis von Lesern geschaffen haben, in deren Lebensgeschichte das Erscheinen dieses Almanachs gleichsam verflochten ist, da sie gewöhnt werden mußten, die Jahrgänge als ebenso viele Denkmale dichterischer Lebensanregungen anzusehen. Diesen Lesern können wir die fröhliche Botschaft bringen, daß die diesjährigen Gaben der wiederkehrenden Muse an Werth den frühern nicht nachstehen, und daß, was Geist und innere Anmuth betrifft, diese Jungfrau im bescheidensten Gewande vor ihren Rivalen immer noch den Vortritt hat.

Der Dichter der „Accorombona", der immer frische, immer jugendlich begabte L. Tieck, hat auch dieses Mal nicht unterlassen, zur Aussteuer seines lieben Günstlings würdig beizutragen. Der Reichthum und die Elasticität dieses Geistes ist wunderbar. Während er uns noch kürzlich für die großartigsten Lebensverhältnisse in Anspruch nahm und in das mächtigste Pathos zu versetzen wußte, tritt er uns hier mit einer lieblichen Novelle entgegen, die von Gemüthlichkeit, heiterm Schicksal und feinem fröhlichen Humor erfüllt ist. „Waldeinsamkeit" benennt sich die herrliche Dichtung; ihr zum Grunde liegt die Schürzung und Lösung einer Intrigue, und ihre äußerst einfachen Motive sind folgende: Ferdinand liebt Sidonien; in der Überschwenglichkeit des Gefühls nimmt der junge Mann nicht wahr, daß er wiedergeliebt ist; die Neigung des Mädchens verbirgt sich unter Laune und jugendlicher Koketterie. Indessen besitzt Ferdinand auch einen Freund, der aber in der That ein treuloser Freund ist, und die reiche Sidonie, bei aller Hoffnung, die er Ferdinand zu ihr macht, für sich selbst zu erobern gedenkt. Zu diesem Zwecke läßt er Ferdinand bei einem Trinkgelage hinterlistig betäuben und, ohne dessen Wissen, in die Waldeinsamkeit eines alten Jagdschlosses gefangen setzen, von wo er, gleichfalls bewußtlos, erst dann zurückgeführt werden soll, wenn die Vermählung Sidoniens gelungen. Doch, der Gefangene entflieht aus seiner Waldeinsamkeit und findet, nach manchem kleinen Abenteuer, in dem Augenblicke die getäuschte Sidonie wieder, als sie eben — eine verlassene Geliebte — ihre Hand dem treulosen Freunde reichen will. Daß sich die Lage der Dinge ändert, die Liebenden sich verstehen und vermählen, ist natürlich. In diesen einfachen Umrissen treibt die reiche poetische Laune des Dichters Arabesken und Gestalten empor, die von einer Fülle von Geist, Witz und Humor beseelt sind und doch die Fabel nicht stören, sondern zur Einheit des Ganzen mitwirken. Was aber die kleine Dichtung um so mehr erhöht, ist, daß sie als Muster poetischer Objectivität und concreter Gestaltung dasteht; da ist keine Reflexion, kein Gedanke, der sich ohne Boden bemerklich machte, und das verdient um so mehr Erwähnung und Anerkennung, als sich unsere gegenwärtige Poesie nur zu oft in Abstractionen auflöst und ihre automatischen Gebilde nur den subjectiven Katzenjammer der eigenen Dichterbrust predigen. Die reinste Sprache und die einfachste Diction breiten über die Dichtung eine heitere und classische Würde.

Die Novelle von Wilhelm Martell dürfte an formaler Vollendung der Tieck'schen in etwas nachstehen; aber die künstlerische Durchführung der einen Idee, des einen geschlossenen Interesses, gibt ihr eine höhere, innere Bedeutsamkeit. Ein stolzes, aber tiefes Frauengemüth enthüllt hier ungewöhnliche psychologische Momente seiner Liebe zu einem Manne, der bei aller Leidenschaft zu wenig Reife und Gewandtheit des Geistes besitzt, um ein ungewöhnliches Frauenherz zu begreifen und zu bewahren. Beide lieben, doch Beide sind unglücklich, weil sich Jedes von dem Andern nicht geliebt glaubt und in der Trennung sich selbstquälerisch verzehrt. Nach Jahren, als der Jüngling ein Mann von Einsicht und Erfahrung, die Jungfrau nur mit sich selbst zerfallener und unglücklicher geworden, erscheint auf einem Landgute Westfalens jener abenteuerliche, afrikanische Vogel Carsorius isabellinus, bei dessen festlicher Jagd und Tod die verborgene Leidenschaft der Liebenden Gelegenheit hat, hervorzubrechen und die Versöhnung auf immer zu bewirken, nachdem das Misverständniß sich kaum mehr vermitteln ließ. Der Glanz tiefgefühlter und aufrichtiger Liebe verwischt den Stolz, die Laune und die Eigensucht und führt die Liebenden zur Demuth, Prüfung und Ergebenheit, Tugenden, welche nun die Pfeiler ihres ehelichen Glückes bilden. Es ist uns kaum eine neuere Novelle bekannt, welche die Verstimmungen eines weiblichen Gemüths, den Zwie-

spalt von Stolz und Liebe, Eitelkeit und Edelmuth glücklicher auseinanderfaltet, sowie schöner zur Versöhnung bringt, als es hier geschieht. Da die Dichtung enge Schranken hatte, mußte ein Theil der Gemüthszustände des Mädchens in ihrem Tagebuche niedergelegt werden; doch thut dies der Kunst des Erzählers keinen Eintrag, denn er bekundet schon hinlänglich, wie sehr er es versteht, auch das innere Leben thatsächlich und lebendig darzustellen. Alle Nebenfiguren sind vortrefflich angelegt und ausgeführt, vorzüglich gelungen aber ist die heitere und gemüthliche Person des Waldläufer Anlauf; in ihr bezeugt der Dichter ganz besonders sein großes Talent für Auffassung und Darstellung.

W. Alexis tritt uns in der „Urania" ebenfalls mit einer, oder vielmehr mit zwei Novellen entgegen. Sie tragen die Überschrift „Der Prätendent". Die erste Erzählung ist wahrscheinlich nach Anregungen aus den Denkwürdigkeiten Alfieri's aus dem Leben Eduard's des Prätendenten entworfen. Jedoch lag es nicht in dem Plane des Dichters, irgend einen Theil des abenteuerlichen Lebens dieses Prinzen zu schildern, sondern sein Gegenstand war es, die aufopfernde Macht eines weiblichen Herzens darzustellen, das von Liebe wie von Begeisterung für die Fürstenlegitimität getrieben wird, Eduard's Rettung aus der Verfolger Hand zu bewerkstelligen. Die schöne, phantasiereiche Erzählung ist auf ihrem Höhenpunkte, das Mädchen steht als begeisterte und schwärmerische Heldin vor uns, als die Novelle plötzlich abbricht, anscheinend weil der Dichter keine der Geschichte oder der Ästhetik entsprechende Entwickelung gefunden. Je mehr uns die Dichtung fesselte, um so unwilliger müssen wir eigentlich diese Bizarrerie des Dichters empfinden, denn die spätere, summarische und abstracte Auseinandersetzung kann uns nicht befriedigen, ja es mußte ihm sogar selbst schwer werden, dieses glückliche Gleis zu verlassen. Die poetische Selbstzerstörung scheint sich auch gerächt zu haben, indem die folgende Erzählung anfänglich in keinen sichern Fluß kommen will. Überhaupt dürfte derselben, so lebendig auch die Dialoge, so reich die Fabel an geistreichen Pointen und spannenden Situationen ist, die Einheit der Anschauung und des Interesses fehlen, Vorzüge, die wir soeben bewundern mußten und in denen die Wirkung und der Eindruck solcher kleinen Dichtungen liegt. Die Heldin der zweiten Erzählung stellt sich als die Verfasserin der ersten dar; sie hat das Manuscript ihrem Bruder eben zum Besten gegeben. Allem Anscheine nach soll diese Schriftstellerin Clotilde darthun: daß die poetische Tradition, auf das Leben angewandt, aufhört Wahrheit und Poesie zu sein, und daß jede Zeit ihre eigenen Objecte der Begeisterung und ideellen Hingabe besitze. Sie ergibt sich mit einem schwärmerischen Enthusiasmus, in dessen Glanze ihre Heldin im Verhältnisse zum schottischen Prinzen so schön erscheint, der Partei des Don Carlos und der ganzen karlistischen Legitimität; sie glaubt, daß in dieser edeln Hingabe der Beruf und die Restauration des heutigen Adels liege: und die edle Jungfrau wird so zur betrogenen Närrin. Indessen spielt in der Figur des Landrathes, dem die modernen Regierungsformen nicht munden, im bornirten Forstrathe, der alles Übel den Ideen zuschreibt, zu sehr der Gegensatz von Alt und Neu, von Jung und Verlebt, eine Rolle, als daß die obige Tendenz immer klar und bestimmt hervortreten könnte.

Leid thut es uns, von der Erzählung des begabten August Hagen: „Von den drei Schwestern", gestehen zu müssen, daß sie einen unheilbaren Schaden in sich trage. Die einzelnen Stücke der Dichtung sind vortrefflich; sie veranschaulichen einen seltenen Glanz der Phantasie, Zartheit und Innigkeit der Empfindung und eine Schönheit der Sprache, wie sie selten zu finden; aber das Ganze entbehrt der Einheit des Stoffes und fällt in verschiedene Dichtarten auseinander, die sich wechselseitig stören, ja vernichten. Die Grundlage der Dichtung ist das Feenmärchen mit seinem heitern Zauberspiel und seinen didaktischen Pointen, aber es wird stets gehemmt und aufgehoben durch die Elemente einer historischen Novelle, mit ihren festen Gestalten und ihren auf Wirkung und Ursache gegründeten Begebenheiten; denn, da sich diese beiden Elemente nicht allein verschlingen, sondern geradezu vermischen, da das Geschichtliche in Spuk und das Märchenhafte in historische Begebenheit ausläuft, so wird die ideelle Wahrheit und die poetische Nothwendigkeit durchaus vernichtet. Es würde zu weit führen, dieses organische Gebrechen überall nachzuweisen, aber wir führen nur den Schluß an. Hier gehen die Träger des Märchens, die drei lieblichen Töchter, der tapfere Ritter, seine Burg, Alles geht zu Grunde, die Geschichte und der Zauber, und doch ist diese willkürliche Rache des Geschicks, vielmehr diese Bosheit, weder durch das Eine noch durch das Andere bedingt. Ein solches Ende gestatten wir aber kaum einem Feenspiele; noch weniger kann dies jedoch bei der Entwickelung von Handlungen eintreten, die ihr gutes Recht in sich tragen und nur von einer sittlichen Macht gebrochen werden dürfen. Will man indessen von diesen Mängeln absehen, so werden immerhin die einzelnen Episoden dem Leser großen Genuß gewähren und von dem Talente des Dichters zeugen.

Hiermit sind die poetischen Gaben der „Urania" beschlossen. Der Verleger hat ihnen noch ein schönes, ernstes Portrait des Malers Lessing beigefügt, das, nach dem treuen Bilde Hübner's, von Langer gestochen worden ist. Die Kraft, die Durchbildung und der tiefe Ernst, welcher aus seinen Kunstwerken spricht, ruht auch auf dem Antlitze dieses Künstlers. 101.

---

Von der Staatslehre und von der Vorbereitung zum Dienste in der Staatsverwaltung. Aufsätze, gerichtet an angehende Kameralisten, zunächst an seine Herren Zuhörer von Karl Heinrich Hagen. Königsberg, Gebrüder Bornträger. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Diesem, in sieben Aufsätze zerfallenden Werke dient einestheils die Kant'sche Philosophie nach ihrer neuern Ausprägung, anderntheils die preußische Staatsverfassung zur Grundlage. Es ist in dem klaren, ruhigen Ton und Styl gehalten, welchen man an dem Hrn. Verf. gewohnt ist, und dürfte inso-

fern wol als eine musterhafte encyklopädisch-methodische Compilation betrachtet werden. Es ist sehr geeignet, junge Leute mit dem großen Gebiete der Staatswissenschaften vorläufig bekannt zu machen und sie für dieses wichtige Studium mit allem nöthigen Ernste zu erfüllen, um sie für die Staatsverwaltung, oder die Theilnahme am innern praktischen Leben und Wirken im Staate vorzubereiten. Was die Kameralwissenschaft in sich begreift, ist berührt; die Resultate der Forschungen in ihrem weiten Gebiete sind angedeutet und überall hat sich der Hr. Verf. aus einem echt praktischen Gesichtspunkte entschieden für diejenigen ausgesprochen, welche in dem Staate, worin er lebt, lehrt, wirkt und ausgezeichnet ward, adoptirt worden sind.

Aus diesem Gesichtspunkt müssen diese Aufsätze beurtheilt werden, wie wir glauben, und schwerlich dürfte der Hr. Verf. unzufrieden damit sein, daß wir diesen Gesichtspunkt aufstellen; denn selbst die Widersprüche, denen er auf diesem Wege nicht wohl ausweichen kann, sprechen dafür, daß er sich selbst auf diesen Standpunkt gestellt habe. Wir sagen: Widersprüche, und wollen dafür einige Beispiele anführen. S. 180 wird das Interesse des, aus dem „Verdienstadel" „von selbst" in den „Erb- oder Geburtsadel übergegangenen" Adels durch „das Beharren", das Interesse des „Nichtadels" durch das „Verändern" bezeichnet. Ist es aber wissenschaftlich gesprochen, den Hauptstand jedes Landes, das Bürgerthum, als „Nichtadel" zu bezeichnen, während doch, auch nach der Annahme des Hrn. Verfassers, der Adel aus diesem Nichtadel (d. h. wol mit andern Worten aus dem Nichts!?) entstanden ist? Und wie unhistorisch ist dieser Entstehungsproceß des heutigen Adels? Jedermann weiß, was es mit dem erblichen Verdienst des Adels zu sagen habe, und wer es nicht weiß, der könnte sich leicht darüber unterrichten, wie der deutsche Erbadel entstanden ist. Wozu dergleichen Studenten vortragen, da es falsch ist! „Ebenso wenig das Dasein des Adels ohne den Nichtadel denkbar ist — sagt der Hr. Verf. weiter — ebenso nothwendig ist der erstere dem letztern, und wenn außer der sittlichen Würde, durch welche der Adel sein Ansehen und seine Wirksamkeit sich selbst sichert, noch Äußeres dazu beitragen kann, so ist es diese Nothwendigkeit." Das ist doch ein bischen viel in wenigen Worten! Sittliche Würde! Nothwendigkeit! Und für dies alles in einer Staatslehre kein Beweis? Das „Beharren" soll wol die sittliche Würde und Nothwendigkeit des Erbadels bezeichnen? Worin beharrt er? In Vorrechten, Privilegien? Wen drücken diese? Das Bürgerthum. Oder ist dieses ohne sittliche Würde? Und wenn der Adel durch Beharren in Vorrechten eine sittliche Würde, ein Ansehen behauptet, worin besteht die des Bürgers? Sehr auffallend ist diese Abweichung vom d e r m a l i g e n System in Preußen und wenn auch nicht abweichend, doch wahrlich der Wissenschaft nicht würdig. Oder will der Hr. Verf. blos einen Verdienstadel statuiren? Wozu dann ihm die Erblichkeit als Nothwendigkeit vindiciren? Das Institut des Adels in Monarchien muß wol ganz anders begründet werden. Ohne eximirte Rechte der Krone gegenüber verfehlt er ganz seinen Zweck und wird eine Landplage; denn er erntet, wo er nicht gesäet hat, bekommt eine Richtung g e g e n das Volk, nicht zum Volke und kann in dieser Einseitigkeit eine „sittliche Würde" nicht behaupten, da er keine Anerkennung derselben finden kann und das auf solche gerichtete Begehren als Anmaßlichkeit aufgenommen werden muß. Bei uns, wo noch ein wegen Verdienst geadelter Vater einem Dutzend Söhnen die Standesansprüche hinterläßt und zwar nicht j e d e m p r o r a t a, sondern j e d e m g a n z, kann von der sittlichen Würde eines erblichen Verdienstadels kaum die Rede sein.

Auf diese Weise behandelt aber der Hr. Verf. noch gar manchen Satz auch in der Nationalökonomie. Er erklärt sich z. B. für die größte Theilbarkeit des Bodenbesitzes, weil sie erhöhte Bodencultur und den möglichsten Ertrag davon zur Folge habe. Wir müssen daraus die Folgerung ziehen, daß er auch die größte Bevölkerung, welche ein Land auf diese Weise nähren kann, für ein Glück halte. Und doch ist dieser Wohlstands- und Wohlbehagens-Messer so vielfachen Bedenklichkeiten und Zweifeln ausgesetzt, daß man ihn durchaus nicht in eine a l l g e m e i n e Staatslehre, sondern nur in eine s e h r b e s o n d e r e aufnehmen darf. — Wir gehen nicht tiefer ein; das Angeführte wird hinreichen, um zu rechtfertigen, was wir anfangs behauptet haben. Wissenschaftlich ist sehr Vieles in diesen Aufsätzen nicht, aber die Wissenschaft ist darin nach Möglichkeit der, dem Verf. zunächst liegenden Wirklichkeit und Zukunft angepaßt.

Eine ausführliche Inhaltsanzeige oder ein Index würden das Buch sehr brauchbar machen. 6.

---

## Zur polnischen Literatur.

Im Laufe dieses Jahres hat Wilna in der polnischen Literatur wieder eine Art Vorrang sich erworben und mehre Werke von Bedeutung sind daselbst erschienen. Vor Allen thätig waren die Buchhändler Glücksberg und Adam Zawadzki; der erstere gab während dieses Jahres auch nicht eine Übersetzung heraus, so sehr war seine Thätigkeit durch Originalwerke in Anspruch genommen. Die früher in Polen so häufigen Abdrücke auf Löschpapier sind auch da verschwunden und die neuerdings erschienenen Werke weichen in Rücksicht auf äußere Ausstattung den französischen nicht, was um so mehr Anerkennung verdient, als die Kosten für Druck und Papier in Rußland sehr bedeutend sind, der Leserkreis für polnische Werke aber immer noch beschränkt ist. Zu den ausgezeichnetsten polnischen Schriften der Gegenwart gehören die von Joseph Kraszewski. Durch diesen jungen Mann, dem es gelungen ist, in sehr kurzer Zeit sich einen bedeutenden Ruf zu erwerben, steht der polnischen Literatur eine neue Förderung bevor. Mit einem eminenten Darstellungstalente verbindet er eine ungemeine Gewalt über die Sprache, mit gleichem Flusse, gleicher Leichtigkeit und Gewandtheit ist vielleicht nie polnisch geschrieben worden. Ähnlich manchen französischen Schriftstellern weiß er über die scheinbar geringfügigsten Gegenstände bogenlang auf eine ansprechende, oft geistvolle Weise zu raisonniren, ihnen immer neue Seiten abzugewinnen und durch Sarkasmen und treffende Witze Interesse zu wecken. In seinen Erzählungen, die zuerst die Übersetzungen flacher Unterhaltungsschriften verdrängt haben, zeichnet er mit besonderer Vorliebe in mancherlei Wunderlichkeiten befangene Personen so lebensvoll, daß der Leser vermeint, dergleichen Gestalten schon begegnet zu sein. Seine neueste Erzählung: „Całe zycie biedna" d. i. Sie war lebenslang elend (Wilna 1840), gibt ein neues Zeugniß seines vielseitigen Talents. Der sonst vorzugsweise sarkastische Autor wird hier auf einmal gemüthlich, in den rührendsten Zügen stellt er einen im Dulden bewährten echtweiblichen Charakter wilder Leidenschaftlichkeit gegenüber dar.

Unter den übrigen zu Wilna neu erschienenen Werken sind hervorzuheben: der siebente Theil der „Geschichte von Lithauen" von Theodor Narbutt, welcher die Regierungen Swidrygiello's und Sigismund's umfaßt, ferner eine „Sammlung lithauischer Sprüchwörter", von dem durch andere Schriften über Lithauens Vorzeit vortheilhaft bekannten Geistlichen Jucewicz. Die beiden neuesten Hefte der „Literatura i krytyka" Grabowski's enthalten eine Abhandlung über die ukrainische Schule der polnischen Poesie und eine Literaturgeschichte des Romans in Polen. Auch die „Wizerunki i roztrząsania naukowe" erscheinen fortwährend, die neue Sammlung ist bis auf zwölf Hefte angewachsen. Unter den Gedichtsammlungen befinden sich „Neue Gedichte" von Julian Korsak, denen eine treffliche Übersetzung von Shakspeare's „Romeo und Julia" beigegeben ist. Die „Encyklopedya Powszechna", die sehr weitläufig angelegt ist, ist schon wieder beim Buchstaben D ins Stocken gerathen. Von nun an soll die erste Hälfte von D—O in Wilna, die zweite von P—Z in Warschau unter der Redaction Balinski's erscheinen.

Vor einigen Jahren sind in Warschau einer Sammlung polnischer Schriftsteller die „Pamiętniki Janczara Polaka" (Denkschriften eines polnischen Janitscharen) einverleibt worden, die in Volhynien im Manuscripte gefunden und als ein sehr wichtiger Überrest altpolnischen Schriftwesens erkannt worden waren. Dieser Janitschar sollte einer von denjenigen Polen sein, die unter dem Könige Wladyslaw, welcher 1444 bei Varna fiel, in türkische Gefangenschaft gerathen sind. Er beschreibt seinen Aufenthalt unter den Türken und besonders interessant den Sturm Mohammed's II. auf Konstantinopel, und die Sprache führt wirklich auf den Anfang des 16. Jahrhunderts zurück. Bei Gelegenheit der diesjährigen öffentlichen Prüfung im Gouvernementsgymnasium zu Warschau hat nun der Prof. Kucharski daselbst, aufmerksam gemacht durch ein Bruchstück, das sich in Jungmann's böhmischer Chrestomathie „Slowestnost" (Prag 1820) befindet, darauf hingewiesen, daß der Inhalt dieser Denkschriften genau mit der böhmisch geschriebenen türkischen Chronik des Augezdezki „Hystorya neb kronyka Turecka" (Leitomischl 1565 u. 1581) übereinstimmt. Es ist nun die interessante Frage entstanden, ob das polnische oder böhmische Werk das Original sei; Prof. Kucharski entscheidet sich dafür, daß die polnische Schrift eine Übersetzung der böhmischen.

Die Herausgabe alter Manuscripte ist für manchen Literaten überhaupt eine misliche Sache. Ein Dr. Nowakowski in Berlin hat in der dortigen königlichen Bibliothek ein Manuscript gefunden, das unter vielen andern Werken aus dem Nachlasse des Bischofs von Ermland und berühmten polnischen Schriftstellers Krasicki dahin gekommen sein mag. Es enthält Bruchstücke aus polnischen Dichtern, die Hr. Nowakowski, da sie ihm unbekannt waren, der Veröffentlichung werth hielt und unter dem Titel „Jocoseria albo powazne ludzi mądrych pisma i powiesci" (Berlin 1840) drucken ließ. In dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" wird die Sammlung für eine „Reliquie aus einer für die Fortbildung der polnischen Sprache und Dichtkunst wichtigen Zeit" erklärt. Dagegen schreibt nun ein competenter polnischer Kritiker an den Redacteur des „Tygodnik literacki": „Da du noch als Schulknabe mit Mappe und Penal einhergingst, wandelte dich gewiß auch einmal die Lust an, Verse aus unterschiedlichen Büchern, Aufschriften von Bonbons u. s. w. abzuschreiben, und du hast vielleicht noch drei oder vier Hefte voll davon bei dir zu Hause. Willst du nun, daß deine Sammlung dereinst gedruckt werde, so höre meinen Rath, sende sie in die berliner Bibliothek. Geräth sie dann nach 200 Jahren einem Nachkommen des Hrn. Nowakowski in die Hände, so ist ihre Veröffentlichung gewiß. Ein solches Album, das sich ein Junker des 17. Jahrhunderts aus den allerneuesten Schriften damaliger Zeit angelegt hat, sind nun aber diese „Jocoseria", und zwar suchte sich der junge Herr gerade die schmuzigsten und schlüpfrigsten Stellen aus." Dieser Kritiker weist darauf nach, aus welchen Dichtern und Schriftstellern die Bruchstücke der Sammlung entnommen sind, und zeigt, daß dem Herausgeber die längst gedruckten und bekannten Werke unbekannt geblieben sind, da er oft der sinnlosen Abschrift gefolgt ist. 7.

## Miscellen.

### Über die Fleetheirathen, bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in London.

Die Geistlichen für das Fleetgefängniß vertraten die Stelle des Schmieds und seiner Kameraden in Gretnagreen. Sie wurden nicht mit Unrecht für den Auswurf ihres Standes gehalten, denn im Durchschnitt waren sie von dem ausschweifendsten Wandel, vor Allem Trunkenbolde. Wer sich meldete, den trauten sie frischweg, ohne sich nach nähern Umständen zu erkundigen. Wie Gastwirthe ihre Agenten haben, die buchstäblich den ankommenden Fremden beim Ärmel fassen, ihn in das Haus ihres Principals zu reißen, wie die Schacherjuden in der City die Vorübergehenden anfallen, ihre Waare anpreisen, sie zum Kaufe zu verlocken, so stürzten jene Miethlinge auf ein Pärchen zu, das selbander ging, sie mit der Frage bestürmend, ob sie sich nicht wollten trauen lassen. Ein Schotte, Namens Keith, hatte einen besonders starken Zulauf. Er und sein Gevatter trauten an einem Morgen mehr Paare, als zehn ehrbare Geistliche anderer Kirchen in einem Monat. Der Bischof von London excommunicirte ihn deshalb, was ihm jedoch so wenig schadete, daß er in gutem Wohlstand 89 Jahr alt wurde. Ein anderer Pfarrer, Gaynsham, hieß allgemein der Höllenbischof. Einige Trauungen wurden wirklich in der Fleetkapelle vollzogen, die meisten in nahen Häusern, zumal Gasthöfen. Einige Wirthe besoldeten sogar Pfarrer zu dem Zwecke, die Woche um 20 Schillinge. Sie hingen eine Tafel mit der Ankündigung heraus: „Hier wird wohlfeil Hochzeit gehalten und getraut." Nicht allein zu leichtfertigen Trauungen gaben sich diese Pfarrer her, sondern sie stellten auch falsche Zeugnisse aus, datirten die Trauungen zurück, schrieben nur die Anfangsbuchstaben des Paares ein, ließen ganz falsche Namen gelten, gaben sogar Trauscheine für Personen, die nie getraut wurden, kurz, sie übten Täuschungen und Betrug jeder Art. Sie standen bei, wenn Wüstlinge durch irgend einen künstlichen Plan sich eines reichen jungen Mädchens bemeisterten, sie in eine der verrufenen Diebshöhlen schleppten, wo die Trauung vollzogen wurde. Das Jawort der Braut wurde dabei nicht für nöthig erachtet. Erst 1754 wurde dem Unwesen gesteuert. Den Tag vorher, ehe die Bill erschien, traute Keith noch 61 Paar.

Miß Emma Roberts, deren Berichte über Indien gern gelesen wurden, hat im vorigen Jahre die Reise dahin wiederholt. Der Weg führte sie über Frankreich und Ägypten nach Bombai. So zufrieden sie mit dem Capitain auf dem Dampfboot Megara war, das sie nach Malta brachte, so wenig war sie es mit dem Dampfboot selbst, das, nach neuer Construction gebaut, auch bei der ruhigsten See die heftigsten Schwankungen veranlaßt, sodaß die Seekrankheit ausbricht, wie man es nur betritt. Die vorsorgliche Gefälligkeit des Capitain Goldsmith, einem Abkömmling vom Bruder des Dichters, war bedacht, den Passagieren die Unannehmlichkeiten der Seereise zu erleichtern, so viel es in seinen Kräften stand, die freilich in diesem Falle nicht ausreichten. Wie lindernd der gute Wille, die Uneigennützigkeit waren, sollten sie im Dampfboot Volcano kennen lernen, das die Reisenden von Malta nach Alexandrien brachte. Miß Roberts warnt auf das nachdrücklichste, auf Gouvernementsdampfbooten zu reisen; für die Passagiere sei fast durchgängig schlecht gesorgt, sowol was die Kost als was die Bequemlichkeit beträfe, man betrachte sie als eine lästige Waare, von der man so viel Nutzen als möglich ziehen müsse. Die Schiffe vom französischen Gouvernement sollen, dem Rufe nach, noch schmuziger sein. Dagegen wären die, welche der Compagnie gehörten, vortrefflich eingerichtet und einem Jeden sei zu rathen, nur mit solchen Booten nach Indien zu reisen.

Der Felsen, auf dem Capitain Cook starb, hat von seiner ursprünglichen Höhe verloren, sodaß jetzt die Flut über den Gipfel geht. Ehedem war er viermal so hoch, aber jeder Reisende, der herkömmt, bricht ein Stückchen ab, sodaß er bald dem übrigen Lande gleich sein wird. Ein französisches Kriegsschiff schleppte eine Tonnenlast an Schwere davon weg; spanische Mannschaft, die auf der Insel landete, belud nicht allein das Schiff mit tüchtigen Cabinetsstücken von dem Felsen, sondern sie knieten auf ihm nieder und beteten für die Seele des Erschlagenen. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 310. — 5. November 1840.


## Das war eine Censur!

In der „Festrede zur Feier der Buchdruckerkunst" vom Professor Wurm heißt es:

Ist es denn der Censur gelungen, die Lehre des Papstes gegen die Angriffe der Presse aufrecht zu halten? Wir wissen, daß die Kirchenverbesserung unaufhaltsam fortging, mittels der Presse und trotz der Censur. Wir wissen, daß das erste Buch, das überall aus der Presse hervorging, zugleich das erste censurwidrige Buch, nach Begriffen der römischen Curie gewesen ist. Ein Glück ohne Zweifel, daß es der Censur nicht gelingen konnte, die Läuterung göttlicher Lehre von menschlicher Zuthat aufzuhalten, noch den Geist der freien Forschung zu hemmen.

Es fehlt nicht an überreichem Stoffe zu Glossen zu diesem Thema. Ich will nur aufs Gerathewohl hineingreifen. Das steht fest: ohne die Presse keine Reformation. Luther wußte dies sehr wohl.

Die Buchdruckerei — sagt er in den Tischreden — ist summum et postremum donum, das höchste und letzte Geschenk, durch welches Gott die Sache des Evangelii forttreibt: es ist die letzte Flamme vor dem Auslöschen der Welt. Sancti patres dormientes desiderarunt videre hunc diem revelati Evangelii.

Die Presse hat die deutsche Nationalität aus den römisch-hierarchischen Banden befreit; sie war Luther's Schwert, Schild, Panzer, Sturmgeschütz; seine Übersetzung des Neuen Testaments wurde (fast unglaublich für die damalige Zeit) in 10,000 Exemplaren verbreitet; 1518 gingen von ihm aus 20, 1519 50, 1520 133, 1521 etwa 40, 1522 130, 1523 183 neue Schriften, deren viele mehrmals, ja wol ein Dutzend Mal in einem Jahre neu aufgelegt wurden, der Nachdrucke noch nicht einmal zu gedenken; mehr als vier Fünftheile sämmtlicher in Deutschland erscheinenden Schriften gehörten den Reformfreunden in jener Zeit an. Auch das ist richtig, daß die Reformation fortging trotz der Censur. Und noch mehr, Luther unterwarf sich der letztern sehr bereitwillig — freilich unter Bedingungen, wodurch die Beschränkung so gut wie aufgehoben wurde. Er bedang sich aus, daß das Evangelium und Gottes Wort in alle Wege frei sein müßte, und was unter diesem Titel frei bleiben sollte, war nach den Gesichtspunkten der Curie und ihres Anhangs im deutschen Reiche eben das vornehmste revolutionnaire Element der Reformationsepoche. Sodann rechnete Luther zum freien Walten der göttlichen Lehre den ganzen Kampf wider die Gegner derselben, und ließ es sich niemals nehmen, die Maßregeln der auf Seiten des Papstthums stehenden geistlichen und weltlichen Autoritäten, die Maßregeln und Handlungen der feindlich und freundlich gesinnten Obrigkeiten, fürstlichen und gelehrten Notabilitäten u. s. w. stets der freiesten und schärfsten Prüfung zu unterwerfen. Mit Einem Worte, die Censur der Reformationszeit, welcher zum Trotz die Befreiung der Geister gelang, war eine Censur, die der vollkommenen Preßfreiheit in der That gleichkam, und Rom würde obgesiegt haben, wenn sie nicht eine solche, eine so unbefangene, so lichtfreundliche, so wenig empfindliche und durchgreifende gewesen wäre. Die Censoren in Wittenberg waren Luther's gleichgesinnte Collegen; konnte er im Kurlande etwas nicht gedruckt erhalten, so ließ er es in einem andern drucken; sollte er seine Streitschriften vor dem Abdruck erst nach Hofe schicken, so schickte er sie, wenn es ihm gefiel, sonst aber nicht; wurde er von Seiten des Hofes getadelt, daß er zu scharf geschrieben, so erwiderte er, er habe auch nicht darum geschrieben, daß es hätte stumpf sein sollen, und nahm obenein Spalatin scharf ins Gebet wegen der am Hofe herrschenden Furchtsamkeit, oder las andern hohen Personen den Text, daß sie ihm in sein Amt des heiligen Geistes greifen wollen; und zuletzt endeten alle Streite wegen seiner heftigen Streitschriften mit dem Hofe auf die Weise, daß seine Kurfürsten seinem „sonderlichen Geiste" keine „Maße oder Regel" geben wollten, und wenn sie es wollten, daß sie es nicht konnten. Die Schriften anderer Reformatoren waren in einem ähnlichen Tone geschrieben, die Censur war also im willigen oder unwilligen Einverständniß mit der Reformation, war jedenfalls unwirksam wider sie, und ebenso wenig wirksame Hindernisse fand die Bücherverbreitung trotz aller Reichsmandate, aller vereinzelten Maßregeln bald in diesen, bald in andern Territorien. Das gefährlichste Buch für das Papstthum war die Luther'sche Bibelübersetzung. Als 1522 die Übersetzung des Neuen Testaments vollständig ausgegeben war — obenein mit Holzschnitten und Glossen versehen, welche das Papstthum als das Reich des Antichrists noch kenntlicher machen sollten — ließ Herzog Georg in Meißen (und Dasselbe geschah in Baiern und in der Mark) Befehl ausgehen, die Exemplare der Obrigkeit auszuliefern. Herzog Georg, obwol einer der erbittertsten Gegner der Neuerung, war aber ein Ehrenmann. Er versprach doch, daß den Leuten ihre Exemplare bezahlt werden sollten. Dies beiläufig.

Jede Zeile von dem Vielen, was Luther wider den Herzog geschrieben hat, liefert den Beweis, wie wenig Abbruch die Censur seiner Druckfreiheit that. Man kann geradehin behaupten, er hätte unmöglich freier und stärker schreiben können. Sobald die erwähnten Mandate bekannt geworden waren, ließ er seinerseits ein Werkchen ausgehen: „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei." Es besteht aus drei Theilen. Im ersten führt er aus, daß weltliche Obrigkeit eine Ordnung Gottes sei, erinnert aber dabei, wenn alle Menschen rechtschaffene Christen und Gläubige wären, so hätte man keinen Fürsten, keinen König, kein Schwert noch Recht nöthig, und daher fände das weltliche Schwert und Recht bei Denen, die Christo wahrhaftig angehörten, nichts zu schaffen, als welche von sich selbst weit mehr thäten, denn alle Rechte und Lehren von ihnen fodern möchten. Im andern Theile untersucht er, wie weit sich die Gewalt der weltlichen Obrigkeit erstrecke, und lehrt, weltliche Herren könnten den Unterthanen wol Gesetze geben, die Leib und Gut und das Äußerliche betreffen; über die Gewissen und Seelen aber könnten sie nicht regieren, welches Gott allein zukomme. Hier sagt er unter Anderm:

Also auch die weltlichen Herren sollten Land und Leute regieren äußerlich; das lassen sie. Sie können nicht mehr denn schinden und schaben, einen Zoll auf den andern, eine Zinse über die andere setzen; da einen Bären, hie einen Wolf auslassen; dazu kein Recht, Treu, noch Wahrheit bei ihnen lassen gefunden werden, und handeln, daß Räubern und Buben zu viel wäre, und ihr weltlich Regiment ja so tief darnieder liegt, als der geistlichen Tyrannen Regiment. Darum verkehret GOtt ihren Sinn auch, daß sie zufahren widersinnisch, und wollen geistlich über die Seelen regieren, gleichwie jene wollen weltlich regieren, auf daß sie ja getrost auf sich laden fremde Sünde, GOttes und aller Menschen Haß, bis sie zu scheitern gehen, mit Bischöffen, Pfaffen und Mönchen, ein Bube mit dem andern; und darnach das alles dem Evangelio schuld geben, und anstatt ihrer Beichte GOtt lästern, und sagen: Unsere Predigt habe solches zugericht; welches ihre verkehrte Bosheit verdienet hat, und noch verdienet ohne Unterlaß; wie die Römer auch thäten, da sie verstöret wurden. Siehe, da hast du den Rath GOttes über die großen Hannsen. Aber sie sollens nicht gläuben, auf daß solcher ernster Rath GOttes nicht verhindert werde durch ihre Busse.

Dann kommt er auf die Sage:

Wenn nun dein Fürst oder weltlicher Herr dir gebeut, mit dem Papst zu halten, so oder so zu gläuben, oder gebeut dir, Bücher von dir zu thun; sollt du also sagen: Es gebührt Lucifer nicht neben Gott zu sitzen. Lieber Herr, ich bin euch schuldig zu gehorchen mit Leib und Gut, gebietet mir nach eurer Gewalt Maß, auf Erden, so will ich folgen. Heißt ihr aber mich gläuben und Bücher von mir thun, so will ich nicht gehorchen; denn da seyd ihr ein Tyrann und greift zu hoch, gebietet, da ihr weder Recht noch Macht habt u. s. w. Nimmt er dir drüber dein Gut und straft solchen Ungehorsam; selig bist du, und danke Gott, daß du würdig bist, um göttlichen Worts willen zu leiden. Laß ihn nur toben den Narren, er wird seinen Richter wol finden. Denn ich sage dir, wo du ihm nicht widersprichst, und gibst ihm Raum, daß er dir den Glauben, oder die Bücher nimt, so hast du, wahrlich, Gott verleugnet. Als, daß ich deß ein Exempel gebe: In Meissen, Bayern, und in der Mark und andern Orten haben die Tyrannen ein Gebot lassen ausgehen, man solle die Neuen Testament in die Aemter hin und her überantworten. Hie sollen ihre Unterthanen also thun, nicht ein Blätlein, nicht ein Buchstaben sollen sie überantworten, bey Verlust ihrer Seligkeit. Denn wer es thut, der übergibt Christus dem Herodes. Sondern das sollen sie leiden, ob man ihnen durch die Häuser laufen, und nehmen heißt mit Gewalt, es sey Bücher oder Güter. Frevel soll man nicht widerstehen, sondern leiden; man soll ihn aber nicht billigen, noch dienen, oder folgen, oder gehorchen, mit einem Fußtrit oder mit einem Finger. Denn solche Tyrannen handeln, wie weltliche Fürsten sollen, es sind weltliche Fürsten; die Welt aber ist Gottes Feind: darum müssen sie auch thun, was Gott wider, der Welt eben ist; daß sie ja nicht ehrlos werden, sondern weltliche Fürsten bleiben. Darum laß dichs nicht wundern, ob sie wider das Evangelium toben und wüthen: sie müssen ihrem Titel und Namen genug thun.

Solche Rathschläge konnte er trotz der Censur ins Volk ertheilen. Er sagte nach dem Tode Friedrich's des Weisen, nachdem er denselben hoch gerühmt: „Das war ein Fürst!" So könnte man sagen: das war eine Censur! Aber man muß immerfort sagen: das war eine Censur! schlage man seine Bücher auf, wo man will. Ich will nur noch an eine seiner publicistischen Volksschriften erinnern. Als der nürnberger Reichstag 1524 seinen christlichen und patriotischen Erwartungen so wenig genügt hatte, ließ er das wormser Edict, das ihn in die Acht gethan, und den nürnberger Abschied, der doch schon so viel günstiger lautete, ihm aber beiweitem nicht recht war, weil er die Entscheidung hinausschob, zusammendrucken: „Zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebote, Lutherum betreffend, mit Lutheri Vor- und Nachrede", und begleitete sie mit den rücksichtslosesten Anmerkungen. Z. B. wo sich der Kaiser des christlichen Glaubens Wächter und obersten Beschirmer nennt, merkt er an: „Des elenden Glaubens, der solchen obersten Schirmer hat! Was macht denn Gott dieweil?" Es war, wie die Folge bald genug lehrte, ein großes Unglück für Deutschland, daß die Stände, welche die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform anerkannten und auf Abstellung der Misbräuche, auf Emancipation des Reichs vom römischen Einflusse hinarbeiteten, in Nürnberg ihre Kräfte nicht noch mehr zusammennahmen, um die völlige Aufhebung des wormser Edicts und mit einem Worte definitive Beschlüsse in der Religionsangelegenheit, den Wünschen und Bedürfnissen der Nation gemäß, durchzusetzen. Luther erkannte die von den römischen Einflüssen drohende Gefahr, die Gefahr des Zauderns, Aufschiebens: das Verderben schwebte ihm vor Augen, wenn die deutschen Stände nicht einiger wären und kräftiger aufträten. Er beginnt die Vorrede der genannten Schrift:

Diese zwei kaiserlichen Gebote habe ich lassen drucken aus großem Mitleiden über uns arme Deutsche, ob doch Gott aus seiner milden Gnade etliche Fürsten und andre dadurch wollte rühren, daß sie greifen und fühlen möchten, wie blind und verstockt sie handeln. Schändlich lautet es, daß Kaiser und Fürsten öffentlich mit Lügen umgehen u. s. w.

Er läßt nun sehr starke Wahrheiten folgen und schließt dann milder, ohne indeß seine freie Haltung aufzugeben:

Doch rathe ich jedermann, der da gläubt, daß ein Gott sey, daß er sich solches Gebots (ihn hinwegzuräumen) enthalte. Denn wiewol mir GOtt die Gnade gegeben hat, daß ich den Tod nicht so fürchte, wie ich vor zeiten thate, und mir auch helfen wird, daß ich willig und gerne sterbe: so sollen sie es doch nicht ehe thun, mein Stündlein sey denn da, und mein GOtt ruffe mir, und sollten sie noch so sehr toben und wüten.

Denn der mich nun ins dritte Jahr hat wider ihren Willen, und über alle meine Hoffnung lebendig behalten, kann mich auch wol länger fristen; wiewol ichs nicht so hoch begehre. Und wenn sie auch nun tödten, sollen sie ein solch Tödten thun, das weder sie noch ihre Kinder überwinden sollen. Davor ich sie lieber wollte gewarnet haben, und ihnen warlich nicht gönne. Aber es hilft nicht, GOtt hat sie verblendet und verstockt. Ich bitte euch aber alle, meine lieben Fürsten und Herren, beyde gnädige und ungnädige. (Ich gönne euch ja kein Uebels, das weiß GOtt; so könnt ihr mir nicht schaden, deß bin ich gewiß.) Ich bitte euch (sage ich) um GOtteswillen, ihr wolt GOtt vor Augen haben und die Sache anders angreifen. Es ist wahrlich, wahrlich, ein Unglück vorhanden, und GOttes Zorn geht an, dem ihr nicht entfliehen werdet, wo ihr so fortfahret. Was was wollt ihr, lieben Herrn? GOtt ist euch zu klug, er hat euch bald zu Narren gemacht; so ist er auch zu mächtig, er hat euch bald umbracht: fürchtet euch doch ein wenig vor seiner Klugheit, daß sie nicht vielleicht eure Gedanken aus Ungnaden also gestellet habe in euer Herz, daß ihr anlaufen sollt; wie er denn allezeit pflegt zu thun mit grossen Herren, und solches gar herrlich in aller Welt von ihm singen und sagen läßt, Ps. 33, 10: Gott macht zunichte der Fürsten Anschläge; Und 2. Mos. 9, 16. zum König Pharao: Ich habe dich darum erwecket, daß ich meine Macht an dir beweise, und mein Name verkündigt werde in allen Landen. Ein Stück seines Reimes heisset, DEPOSVIT POTENTES DE SEDE, Luc. 1, 52. Das gilt euch, lieben Herren, jetzt auch, wo ihrs versehet.

Sollte es das Imprimatur erhalten, wenn er jetzt lebte, die gegenwärtigen Zustände ebenso frei beleuchtete, in einem ähnlichen Tone etwa Folgendes ausführte: Mag es glaublich sein oder nicht, mag es noch so unwahrscheinlich sein, daß in der nächsten Zukunft der drohende Krieg ausbricht, Niemand kann für den Frieden bürgen, und ehe man es meint, kann der Augenblick da sein, auf welchen unsere Feinde warten, die erste Gelegenheit zu benutzen, von beiden Seiten über uns herzufallen, ob auch der Eine oder der Andere derzeit mit uns im trügerischen Bunde steht. Wir haben es schon erlebt, daß sich der Osten und Westen uns zum Verderben die Hände gereicht. Wie dem aber sei und wie sich die Dinge gestalten, Gefahr drohet: es ist wahrlich, wahrlich ein Unglück vorhanden! Wir haben uns keines Überflusses von Glück zu rühmen, und was unsere sonst hinreichende Kraft so oft gelähmt hat, kann sie leicht genug wieder lähmen. Es ist gut und löblich, daß sich der Nationalsinn unter uns gegenwärtig so rein und stark regt, wie es seit 1813 nicht der Fall gewesen, und daß die gefesselte Presse nicht, wie es natürlich genug wäre, zürnend oder verstimmt gänzlich schweigt, sondern thut, was sie vermag, das edle vaterländische Feuer zu schüren. Aber täuschen wir uns nicht, wenn wir von allen Seiten stolze Worte hören: Deutschland werde eher verbluten, als sich die Rheinlande nehmen lassen; wenn Gefahr von auswärtigen Feinden drohe, würden alle innern Uneinigkeiten und Verdrießlichkeiten vergessen sein u. s. w. Es fragt sich doch, ob nicht, wenn die Presse frei wäre, andere Stimmen laut werden würden von Solchen, die vielleicht weniger von so noblem Patriotismus und mehr von Verdruß erfüllt sind und bei denen sich noch keine Spur davon findet, daß sie sich bei eintretender Gefahr zu Thaten oder Opfern bereit finden lassen würden. Sind Solche vorhanden, so liegt darin eine neue Gefahr, die man dadurch nicht überwindet, daß man wie der Strauß den Kopf unterduckt und nichts davon sieht. Es ist sehr artig von der Censur, daß sie das patriotische Feuer einigermaßen ausströmen läßt; allein sie könnte abermals sehr gefährlich werden, wenn etwa eine verderbliche Masse von Phlegma oder noch schlimmern Elementen vorhanden wäre, welche sie zurückhielte, sodaß man gerade bei dem jenes Feuer begleitenden Dampfe um so weniger davon sähe, auf viel Enthusiasmus rechnete und denselben zur ungelegenen Zeit recht sehr vermißte. Schwerlich sind die Elemente zu einer Erhebung und Begeisterung, wie das Jahr 1813 sie gesehen, vorhanden, und in jedem Fall ist es bei, ob auch entfernt drohender Kriegsgefahr doppelt Noth, daß man eilt, allem Hader, jeder Uneinigkeit, jeder Verstimmung im Hause ein Ende zu machen, damit selbige nicht am freudigen Auszuge zum Streit hindere oder drinnen Lärm und Unfrieden erzeuge, wenn man sich draußen schlagen soll und wenn sehr nöthig ist, daß man einig sei und Einigkeit zeige. Aber noch immer geschieht nicht das Hochnöthige, sodaß zu fürchten ist, wir Deutsche werden uns, nachdem wir überlange Zeit gehabt, wiederum von den Ereignissen überraschen lassen, wie es so oft geschehen; denn wenn auch im einen Königreiche die Tendenz hervortritt, die Dissonanzen aufzulösen, so ist sie doch in andern noch nicht zu erblicken.

Wie dem auch sei, so viel ist außer Zweifel, eine raisonnable und vaterländisch gesinnte Censur darf keine Hindernisse in den Weg legen, wenn dergleichen zur Sprache gebracht wird, ja, man möchte sagen, sie darf es schon nicht aus Pflicht der Selbsterhaltung, darf es nicht, wenn sie sich selbst lieb hat; denn ist sie gar zu engherzig, so kann sie auf die Dauer nicht bestehen. Als sie war wie zur Reformationszeit, dachte Niemand an das Princip der Preßfreiheit, foderte Niemand die vollkommene Preßfreiheit, war sogar ein Luther sehr damit zufrieden, daß seine Bücher vor dem Drucke „besehen" würden. Gebt uns nur einen guten deutlichen Schatten der Censur jener Zeit, und glaubt es, die unbequeme Preßfreiheitsfrage ist so gut wie aus der Welt, wenigstens für die jetzige Generation. Luther freilich konnte, nachdem die Censur auf dem nürnberger Reichstage neuerdings verordnet und geschärft war, über die kaiserlichen Mandate freihin drucken lassen — um noch den Schluß der Nachrede anzuführen:

> Am Ende bitte ich, Martinus Luther alle meine lieben Christen, wollten helfen Gott bitten für solche elende verblendete Fürsten mit welchen uns ohn Zweifel Gott geplaget hat in grossem Zorn, daß wir ja nicht folgen wider die Türken zu ziehen oder zu geben, sintemal der Türk zehenmahl klüger und frömmer denn unsere Fürsten sind. Was sollt solchen Narren wider die Türken gelingen, die Gott so hoch versuchen und lästern? Denn hier siehest du, wie der arme, sterbliche Madensack, der Kayser, der seines Lebens nicht einen Augenblick sicher ist, sich unverschämt rühmet, er sey der wahre oberste Beschirmer des Christlichen Glaubens. Solches klage ich aus Herzensgrund allen frommen Christen, daß sie sich mit mir über solche tolle, thörichte, unsinnige, rasende, wahnsinnige Narren erbarmen. Sollte einer doch zehenmal lieber todt seyn, denn solche Lästerung und Schmach göttlicher Majestät hören; ja, es ist der verdiente Lohn, daß sie das Wort Gottes verfolgen, darum sollen sie mit solcher greiflicher Blindheit gestraft werden und an-

laufen. Gott erlöse uns von ihnen und gebe uns aus Gnaden andere Regenten, Amen!

Das war eine Censur! 26.

Lord Byron. Ein Dichterleben. Novellen von Ernst Willkomm. Drei Bände. Leipzig, Engelmann. 1839. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Es gibt glatte Bücher, über die man wegrutscht, wie über eine Eisenbahn, ohne merkliche Alteration und Stöße. Man ist zu Ende und es bleibt eben nicht mehr in der Erinnerung, als was man empfindet, wenn man von der Eisenbahn absteigt. Es war ein angenehmes, anmuthiges Fliegen; nun ist man aber auch wieder froh, auf festen Boden zu treten. Daß solche Bücher das Product unserer allgemein gewordenen Intelligenz, unserer stylistischen Bildung sind, ist eine ausgemachte Sache, daß wir aber auch schon den Sturmdrang der revolutionnairen Feuerseelen, den Weltschmerz, die Europamüdigkeit, die Völkerfrühlingsgedanken und die Phönixmorgenlieder so verarbeitet und durchweicht haben, daß sie im bequemen Guß in jeder beliebigen und gefälligen Form vorgetragen werden können! das ist ein merkwürdiger Fortschritt und Sieg. Zeigt er an, daß es mit diesem Sturmdrang nicht viel auf sich hatte, oder daß auch er, wie alles Geistige, der Allmacht der Industrie unterliegen muß, die Alles glättet, biegt, für ihre Zwecke zurechtlegt und die prometheiischen Ideen selbst sich unterthänig macht? Lord Byron mit seiner Gigantenbrust, die vesuvische Feuerströme athmet, mit seiner Liebe und seinem Schmerz, mit seinem grimmigen Menschenhaß und seiner thatkräftigen Begeisterung für die Freiheit, der Held eines Romans, oder vielmehr vieler kleiner Novellen, über die man wegliest, wie über hundert andere Romane, und es bleibt nichts zurück! An wem liegt's? Am Leser oder am Schreiber? Ich kann's nicht sagen. Wenn ich als Leser der Blasirte bin, so sind es Viele mit mir. Die Schuld will ich indessen nicht von mir abwälzen und sie auf den Dichter schieben; denn ich kann mir nicht Rechenschaft geben, worin dieser gefehlt, was er versäumt hat. Im Gegentheil, das Meiste ist gut, wahr, warm, lebendig geschildert, Einiges ist vortrefflich. Die Bilder haben Farbe, Gestaltung, Abrundung, und ebenso wenig fehlen Gedanken. Wer auch möchte im Lesen am Talent des Autors zweifeln! Hat nun die fließende Feder allein, die leichte Bewältigung des Stoffes es gemacht, daß auch die Aufmerksamkeit keine Stationen macht und nirgend dem Autor zuruft: Hier weile? Es mag doch auch am Stoffe selbst liegen. Trotz des scheinbaren Reichthums ist er arm. Wie mannichfache Begegnisse Byron's außerordentliche Natur und sein noch wunderbarer Lebenslauf auch darbietet, es ist wieder zuviel des Ungewöhnlichen, das in Summa eine Monotonie hervorbringt. Wer sollte es glauben: der lahme verhöhnte Schulknabe! die erste Liebe des Halbknaben! der Lord in der alten Abtei mit seinen furchtbaren Spielen! der Schauspieldirector! der gefeierte, der verfemte Dichter! der reisende Brite unter den Wundern Hispaniens und den noch größern des alten Hellas! der Schwärmer unter den Alpen! der bacchantische Wüstling in seinen venetianischen Orgien und aus dem Sinnentaumel erweckt durch eine ernste, heiße Liebe und die thätige Begeisterung für Italiens Freiheit, und endlich der Held, auf den Europa sieht, unter den auferstandenen Griechen, und dort in der heiligsten, reinsten Begeisterung verkümmernd unter der Schlechtigkeit eines Sklavenvolkes und sterbend, gebrochenen Herzens in Missolunghis Sumpfluft! Es ist weit mehr des Wunderbaren, als einem Romanendichter erlaubt wäre zu erfinden; und eben das mag es thun, daß wir uns nirgend heimisch finden. Byron's wüste, wilde, großartige Leidenschaftlichkeit, die, bis auf seine letzten Thaten im Hellas, sich auf das Grillenhafte, Kleinliche zu stürzen durch die Verhältnisse gezwungen ist, kann nur erschüttern, Mitleid und Theilnahme erwecken, aber nicht wärmen, hinreißen, Liebe erwecken. Bei allem Mitgefühl, ist man froh, ihn nicht zum Gesellschafter zu haben. Dasselbe ist mit seiner Liebe der Fall. Der erotischen Schlingpflanzen nicht zu gedenken, welche den Stamm der Handlung nur zu üppig umwuchern, was zu rügen wir Andern überlassen, wäre es doch kaum einem großen Dichter möglich, diese Masse wechselnder Liebesglut mit gleicher Kraft und Anschaulichkeit zu durchgeisten. Die Aufgabe, wer Byron, diese gewaltige Natur, dichterisch hinstellen wollte, wäre vielleicht gewesen, nicht ihn auszubreiten, sondern zu contrahiren. Ein Rembrandt'scher Pinsel hätte mit kräftigen Schlagschatten ein Bild von ihm hingeworfen, dessen Eindruck mächtig gewesen, und wo doch der Phantasie noch ein weiter Spielraum gelassen wäre. Zerspalten in viele Novellen, mußte sich der Dichter selbst wiederholen; es war unvermeidlich.

Viele dieser Novellen, für sich betrachtet, sind gelungen und ansprechend. Am heimlichsten wird uns wol in der ersten: „Der Morgenstern von Annesley-Hall", Byron's Knabenliebe zu Maria Chaworth darstellend. Es ist dem Verf. geglückt, diesen Gegenstand der ersten Neigung des glühenden Knaben so darzustellen, daß Maria Chaworth nun vor uns lebt. Venedig kennt der Verfasser nicht, das spricht sich in mehr als einem Zuge in Byron's venetianischen Orgien aus. Gelungen ist dagegen die Gestalt des innigst von Byron geliebten Wesens, der Gräfin Guiccioli; aber wenn die Witwe des Helden Marko Bozzaris deutsche Romane läse, ob sie es gut heißen würde, daß der Verf. den englischen Lord in ihr eine alte intime Liebschaft aus der Zeit seiner ersten Griechenwanderungen wiederfinden läßt? 41.

## Literarische Notizen.

Nächstens erscheint in London: „An account of discoveries made in ancient Lycia; being a journal kept during a second excursion in Asia minor, by *Charles Fellows*" (mit mehr als 30 Kupfern, zwei Karten und ungefähr 100 Holzschnitten). Der Verf. ließ schon früher folgenden Brief in ein englisches Journal einrücken: „Ich habe auf dieser Reise sieben alte lycische Städte entdeckt, deren Namen ich aus zahlreichen Inschriften und Münzen bestimmt habe, und viele andere Reste zertrümmerter und jetzt noch namenloser Städte und Festungen. Sie können sich den Reiz und das Vergnügen nicht vorstellen, die es gewährt, in diesen Städten die Werke der Kunst und Gegenstände von höchstem archäologischen Interesse zu entdecken. Das Zeitalter ist vermuthlich früher als das 4. Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung. . . . Ich könnte Ihnen eine Liste von geographischen Neuigkeiten anfertigen — Flüsse, auf 200 Meilen Länge nachgezeichnet, zwei aufgefundene Seen, und alles das auf dem weißen Raum einer Landkarte" u. s. w.

Erschienen ist zu Paris: „Voyage autour du monde sur la frégate la Vénus, exécuté pendant les années 1837, 1838 et 1839 sous le commandement de M. Abel du Petit-Thouars, capitaine de vaisseau." Der Reisebericht umfaßt drei Bände und ist mit einer allgemeinen Weltkarte versehen. Abgesondert erscheint hierzu ein „Atlas pittoresque", welcher, aus ungefähr 15 Lieferungen bestehend, Panoramas, malerische Ansichten, colorirte Costume, Bilder u. s. w. enthält.

Vom Chevalier Artaud, Mitglied des Instituts, erscheint in Paris eine „Histoire de la vie et de toutes les oeuvres poétiques de Dante Alighieri", ein Werk, welches einen Octavband und die Einleitung zu desselben Verfassers Übersetzung der „Göttlichen Komödie" bilden wird, die nächstens in einer dritten Ausgabe erscheinen soll. Zugleich ist eine neue Übersetzung des Dante'schen Gedichts von Pier-Angelo Fiorentino in Einem Bande angekündigt. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 311. — 6. November 1840.

## Neueste englische Reiseliteratur.

1. Travels in the West. Cuba. With notices of Porto Rico and the slave trade. By *David Turnbull*. London 1840.

Es hat nicht der vom Prinzen Albert präsidirten Versammlung in Exeter Hall bedurft, um die Abschaffung des Sklavenhandels dem englischen Volke im Andenken zu erhalten. Die jährlichen Zinsen von 140 Millionen Thaler und andere betreffende Ausgaben im Budget besorgen das allein, und besorgen es um so wirksamer, je unablässiger Mr. Burton, der Negerfreund par excellence, darzuthun sucht, daß alles jenes Aufwandes ungeachtet der Sklavenhandel sich eher mehrt als mindert, und daß gerade die zu seiner Abschaffung ergriffenen Mittel die Leiden der unglücklichen Schwarzen gesteigert haben. Während nun dieser dem Übel im Allgemeinen auf die einfachste und sicherste Art dadurch steuern will, daß den Negerfürsten in commerciellem Wege begreiflich gemacht werden soll, wie sie ihre Unterthanen, wenn sie das Land von ihnen bauen lassen, beiweitem besser benutzen können, als wenn sie dieselben verkaufen, und es allerdings den Nerv des Handels zerschneiden heißt, wenn man ihm die Waare nimmt, spricht Turnbull im obengenannten Werke sowol vom Sklavenhandel als von dessen Abschaffung in specieller Beziehung auf das spanische Cuba und gibt sehr deutlich zu verstehen, daß, seit das englische Parlament mit Portugal kurz Procedere gemacht und Spanien eine gleichwenig furchtbare Potenz, „after browbeating this feeble ally", man auch mit dem andern schwachen Freunde kein langes Federlesen nöthig habe. Da die Beseitigung des Sklavenhandels jetzt in England wieder ein Modeartikel und die Mode dort oberste Herrscherin ist, so dürfte eine Befolgung des Turnbull'schen Rathes nicht außerhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit liegen. Vor der Hand hat die Mode dem Buche eine Aufmerksamkeit gewonnen, die ihm jedenfalls gebührt.

Vorliegender Band — sagt der Verf. — repräsentirt das Bruchstück einer ziemlich weiten Reise am westlichen Gestade des atlantischen Meeres, die 1837 begonnen und gegen den Schluß von 1839 beendet wurde.

Nachfolgende Bände sollen die übrigen westindischen Niederlassungen beschreiben. Den Anfang hat der Verf. mit Cuba gemacht, „in der festen Überzeugung, daß, wenn seine, den Sklavenhandel betreffenden Vorschläge von der öffentlichen Meinung gebilligt und von der Regierung befolgt würden, die peinliche Frage, **wie** er zu unterdrücken sei, sich leicht, wohlfeil und schnell lösen lasse". Diese Vorschläge füllen jedoch den kleinsten Raum und sind auch das kleinere Verdienst des Buches. Ein größeres hat die Schilderung des Sklavenzustandes in Cuba. Die ziemlich verbreitete Sage, als seien die Sklaveneigenthümer in der Havanna die mildesten Gebieter, hat der Verf. nur insofern wahr gefunden, als die in der Familie aufgewachsenen Sklaven, die Milchbrüder oder Milchschwestern des Herrn oder dessen Kinder, meist menschlich behandelt werden. Doch selbst für sie steht vor den Thoren der Stadt, in der Nähe des öffentlichen Spazierganges, ein mit hölzernen Brustwehren umgebenes Gebäude von bescheidenem Äußern, in dessen Innerm sich eine Zahl Pfähle befinden, an welche die von ihren Herren oder Herrinnen zu einer gewissen Zahl Peitschenhiebe verurtheilten Sklaven festgebunden werden, um solche „fabrikmäßig und in Gesellschaft" zu empfangen. Auch geschieht das häufig blos in präservativer Absicht.

Keine vornehme Hausfrau wird mit dem Geständnisse zurückhalten, daß sie wegen der großen Hinneigung ihrer Leute zu Laster und Faulheit es der Nothwendigkeit erachte, einen oder mehre wenigstens einmal jeden Monat ins Prügelhaus zu schicken, nicht als Strafe für ein wirkliches Vergehen, sondern weil ohne solche periodische Erinnerungen der ganze Haushalt aus der Ordnung kommen und Gebieter und Gebieterin alles Ansehen verlieren würden.

Viel schlimmer ergeht es den Sklaven auf dem Lande.

Ich behaupte unbedenklich — sagt Turnbull — daß in keinem Theile der Welt, vielleicht Brasilien ausgenommen, wo ich nicht gewesen bin, die Lage der Sklaven eine traurigere ist als gegenwärtig in den Zuckerpflanzungen der weltberühmten Insel Cuba, dieser Königin beider Indien.

In fast höhnischem Widerspruche mit den oft wiederholten Versicherungen der spanischen Regierung, daß die Abschaffung des Sklavenhandels ihr ernst sei und sie diejenigen ihrer Unterthanen, die sich darin einließen, auf das härteste bestrafe, steht die neuerliche Errichtung zweier großen Gebäude „unter den Fenstern seiner Excellenz, des Generalcapitains, zum Behuf der Aufnahme und des Verkaufs frisch importirter Afrikaner, das eine mit Raum für 1000, das andere mit Gelaß für 1500 Neger". Eigennutz bewirkt hier allerdings gute Behandlung. Um die

auf der Seefahrt verlorenen Kräfte wiederzugewinnen und dem lebensgefährlichen Heimweh nicht zu erliegen, mit andern Worten, um eine verkäufliche Waare zu sein, werden die Ankömmlinge gut genährt, hinreichend gekleidet und bequem gebettet; man gestattet ihnen sogar den Luxus des Tabacks und Singen und Tanzen in dem geräumigen patio oder innerm Hofe. Was aber diesen Eigennutz recht schwarz färbt, ist der Umstand, daß die meisten Importirten in dem Alter von 12—18 Jahren stehen. Die wohlbegriffene Schwierigkeit, Männer und Frauen reifern Alters an die Feldarbeiten zu gewöhnen, hat den Begehr nach jüngern Opfern gesteigert, und da außerdem männliche Sklaven gesuchter sind als weibliche, so stellt sich das Verhältniß derselben wie drei zu eins. Dieses Verhältniß findet auch auf den meisten Pflanzungen statt; hier und da werden sogar blos männliche Sklaven gehalten und, um sie zur Nachtzeit an „verliebten Spaziergängen" zu hindern, sofort nach gethaner Arbeit in ihren Kerkern unter Schloß und Riegel gebracht. Die Speculation hat herausgerechnet, daß zwölf im Lande geborene Sklaven ungefähr acht frisch importirten an Nutzbarkeit gleich sind und der Kaufpreis für Letztere geringer ist als der Aufwand für das Großziehen der Erstern. Stark wie deshalb die jährlichen Zufuhren sein müssen, glaubt zwar der Verfasser, daß Hr. Burton, indem er die Zahl der Ballen — wie die Sklavenhändler sich ausdrücken — auf 60,000 angibt, sich einer Übertreibung schuldig macht, doch ist es ihm nicht gelungen, sich eine Zahlengewißheit zu verschaffen. Seine oben erwähnten Vorschläge bestehen namentlich darin, daß der in Cuba sitzende Gerichtshof — auf peremtorisches Einschreiten der englischen Regierung — jeden Neger, sobald er ans Land getreten, für frei erklären, seine etwaige Beschwerden bei offenen Thüren verhandeln und das Schiff confisciren soll.

Die einzige wirkliche Schwierigkeit — sagt Turnbull — dürfte in dem Widerwillen der öffentlichen Beamten liegen — und ich nehme die Richter nicht aus —, das Gesetz in Anwendung zu bringen.

Die Schwierigkeit zugegeben, und es bleibt kaum eine andere Wahl, als den Gerichtshof mit unbestechlichen Engländern zu besetzen, was dann eine Art Besitzergreifung von Cuba und in der That so gar übel nicht wäre. Nun, wer weiß, was geschieht.

2. Continental India. Travelling sketches etc., illustrating the antiquity, religion and manners of the Hindoos, the extent of british conquests and the progress of missionary operations. By *J. W. Massie.* London 1840.

Zwei starke Bände, die bei der ohnedies sehr zunehmenden Literatur über Indien die Bemerkung des Verf. unterstützen:

Hindostan ist heutigen Tages besser gekannt als die Hebriden es zu Johnson's Zeit oder die Shetlandinseln es im Anfange des jetzigen Jahrhunderts waren; die Kriege und Gebietserweiterungen unserer englischen Nabobs in den Ländern des Orients, das Umstürzen asiatischer Despotien und die Begründung britischer Herrschaft unter den Völkern des Ostens bilden jetzt den Inhalt unserer Taschenbibliotheken und sind die Vademecums jedes nach Kenntniß Verlangenden.

Dessenungeachtet enthält Massie's Werk manches Neue, und auch was nicht neu, interessirt durch die Art der Darstellung. Namentlich möchte ich den Leserinnen und Allen, die für die Emancipation der Frauen fechten, ein Capitel empfehlen, das unter der Überschrift „Woman in India" den Charakter und die Zustände der Hindostanerinnen schildert. Möglich, daß die „Vergleichung tröstet". Ich will ein Bruchstück als Probe geben.

Behandelt wie Geschöpfe zweiter Ordnung, beraubt jedes Mittels, sich zu unterrichten und geistig auszubilden, ferngehalten von dem Einflusse selbst erhebenden Gefühls und angewiesen, in flüchtigen Momenten der Gegenwart den alleinigen Genuß ihres Daseins zu suchen, mühen sie sich ab in den Geschäften ihres Hauswesens, ohne die Freudigkeit, die jede Arbeit, ohne die Liebe, die jede Last erleichtert, und ohne je an der Tafel der Geselligkeit Theil nehmen zu dürfen. Verurtheilt, nur mit Beihülfe ihrer thierischen Natur zu genießen, erblicken sie in sich selbst Werkzeuge der Sklaverei oder der Leidenschaft. Auch die Gegenstände ihrer Anbetung — denn gleich dem profanum vulgus sind sie auf die Erkenntniß äußerer Symbole beschränkt — erscheinen ihnen blos in Scenen liederlicher Feste und versunken in fleischlicher Lust. Kann es Wunder nehmen, daß blinde Selbstsucht der Grundzug ihres Charakters und Epikureismus die einzige Motive ihrer Handlungen? Die Einrichtung und Ökonomie des häuslichen Lebens befördert überdies das Aufschossen dieses wilden Unkrauts in der Brust der Indianerin. — Stirbt der Vater, erbt der Sohn das Hausregiment und die überlebende Witwe erhält den letzten Platz im Familienkreise. Will sie die Tage des Witwenthums tragen, erwartet ihrer ein schweres Loos. Kindesliebe mildert selten die harte Strafe ihres Lebens; der Kelch, den sie zu leeren hat, ist voll Wermuth, und in ihr einsames Dasein mischt sich kein Gedanke des Trostes, kein Gefühl der Erhebung. Alle zehn Tage muß sie das Haupt sich scheeren lassen, wie altersschwer und gebeugt es auch sei; täglich, gleichviel ob das Wetter rauh und sie krank, wird kaltes Wasser ihr über den Kopf gegossen; des Nachts muß sie die brennende Lampe hüten und bis an den Morgen mit Öl nähren, und läßt sie die Lampe verlöschen, geht ihr ein trüber Morgen auf. Verstoßen und in Kummer, darf sie des Tags nur eine Mahlzeit genießen und nie auf einem Bette ruhen; der harte Fußboden ist der Pfühl für ihre alten, müden Glieder. Gesellige Freuden gibt es für sie nicht und die Witwentrauer, die sie stets tragen muß, gilt fortwährend als ein stiller Ankläger ihrer kalten Liebe, ein Beweis ihrer selbstsüchtigen und profanen Anhänglichkeit am Leben. — Während der Mann lebt, steht der Frau, selbst wenn sie Mutter ist, selten ein Theil am Hausregimente zu, und was Kindesliebe ist, lernt die Indianerin fast nie kennen. Das Gesetz des Menu verordnet allerdings, daß das Weib, welches der Mann sich zur Gattin wählt, kein rothes Haar und nicht zu viel oder zu wenig Farbe, kein misgestaltetes Glied und keine entzündeten Augen, keine schwatzhafte Zunge und keine Krankheit an sich habe, daß ihr Name nicht der eines Gestirns oder eines Baumes, nicht eines Flusses oder eines barbarischen Volkes, nicht eines Berges, einer geflügelten Creatur oder einer Schlange, und nicht eines Steines oder eines schreckenerregenden Bildes, sondern daß sie einen wohlklingenden Namen und eine makellose Gestalt, einen gefälligen Gang — gleich dem Gange eines jungen Elefanten —, nicht zu viele und kleine Zähne und einen weichen Leib habe — aber von Tugenden des Herzens, von einem Grade des Wissens, von sittlichen Eigenschaften und von Milde des Gemüths ist keine Rede. Und wie könnte das sein? Tragen etwa Dornsträuche Weinbeeren und Disteln Feigen? Das Mädchen hängt von seinem Vater ab, die Gattin von ihrem Manne, die Witwe, wenn sie leben will, von ihren Söhnen. Zu keiner Zeit und in keinem Verhältnisse darf ein weibliches Wesen thun, was es will. Das Zureden der Freunde, die Schmeichel-

worte der Ältern, die Täuschungen der Erziehung, das Elend der Zukunft und der Schmerz der Gegenwart treiben die Witwe zu der wahnsinnigen, von Religion und Politik geheiligten Wahl:

> The widow'd Indian, when her lord expires,
> Mounts the dread pile and braves the funeral fires.

Hieran knüpft der Verf. die Beschreibung eines Suttee, von welchem er Augenzeuge gewesen — eine Scene, die meines Erachtens auch die unzufriedensten deutschen und französischen Frauen in letzter Instanz überzeugen muß, daß ihre Schwestern in Hindostan besseres Recht zur Klage haben.

3. Travels in Koordistan, Mesopotamia etc. With sketches of the character and manners of the Koordish and Arab tribes. By *J. Baillie Fraser*. London 1840.

Der wohlbekannte persische Reisende, der ebenso tüchtige zum Reiter als Beschreiber, der Verfasser von „The Kuzzilbash", „A winter's journey to Persia" u. a., mit Einem Worte, Hr. Baillie Fraser hat durch das Werk unter obigem Titel die englische Reiseliteratur in der That bereichert, denn statt Wege zu gehen, die vor ihm Andere gegangen, hat er sich Pfade ausgesucht, von denen es freilich schwer ist, zu behaupten, daß noch kein europäischer Fuß sie betreten; hingegen läßt sich nicht leugnen, daß noch keine europäische Feder sie beschrieben. Wer des Verf. Darstellungsweise kennt, wird sich auch nicht täuschen, wenn er die eingelegten Skizzen über Charakter und Sitten der Kurden und Araber scharf und lebendig gezeichnet glaubt. Daß der Reisende hin und wieder durch gefärbte Brillen gesehen und Unrichtiges gehört haben mag, will ich nicht widersprechen. Doch absichtlich hat er die Gläser gewiß nicht gefärbt oder Falsches nacherzählt. Die meisten seiner Schilderungen tragen unverkennbar das Gepräge der Wahrheit. Unter Andern ist das der Fall mit seiner Beschreibung Bagdads zu einer Zeit, wo diese einst so berühmte Capitole der Khalifen, die Stadt, in welcher Jeder sich zurechtzufinden weiß, der die „Tausend und eine Nacht" gelesen, und die jetzt zur Residenz eines türkischen Pascha herabgesunken, von Pest, Hunger und Wassersnoth zugleich heimgesucht wurde. Das geschah 1831 und Fraser war damals fern von Bagdad. Er hat aber seine Mittheilung aus dem Tagebuche eines Missionairs, Namens Groves, geschöpft, der jene ganze Zeit — zehn schwere Wochen — dort zubrachte und Weib und Kind an der Pest verlor. Das aufgerollte Gemälde ist fürchterlich. Dennoch schreibt mir ein Freund, der ebenfalls jene Schreckenswochen in Bagdad verlebte und nicht zu Denen gehört, die, weil sie den Strauch mit umgehauen, daraus gern einen Baum machen — er schreibt mir wörtlich:

Fraser's Schilderung wird Ihnen übertrieben, die Farbe zu dicht aufgetragen erscheinen. Mir dünkt die Schilderung schwach, die Farbe farblos, wenn ich mich Dessen erinnere, was ich damals empfunden, und mich aufs neue von den Gestalten des Todes umringt sehe. Nur in Einem Punkte irrt Fraser. Er läßt die Hungersnoth der Pest folgen. Aber die Hungersnoth existirte mit der Pest und der Überschwemmung zugleich. Schon daraus mögen Sie erkennen, daß er nicht übertrieben hat.

Mit dieser Berichtigung, welcher ich nur insofern Ihnen Werth beilege, als sie für Fraser's Wahrheitsliebe unparteiisches Zeugniß gibt, wünsche ich dem Buche — und müßte es in einer Übersetzung sein — diesseit des Kanals viel solche Leser, die gleich der Mehrzahl der englischen an eine Reisebeschreibung nicht dieselben Ansprüche stellen wie an eine Novelle.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Der Charakter, die Sitten und der Geist der Frauen in den verschiedenen Jahrhunderten. Von M. Thomas. Deutsch von Daniel Fenner von Fenneberg. Nebst einer kleinen poetischen Spende von Demselben als Anhang. Marburg, Elwert. 1839. Gr. 12. 16 Gr.

Es wird jetzt so viel über die Weiber hin und her raisonnirt und in einer oft so einseitigen, alle physiologischen und geschichtlichen Erfahrungen in den Wind schlagenden Weise, daß es ein wirkliches Verdienst wäre, wenn einmal dieser Disput über das weibliche Geschlecht auf eine gründliche Basis, aus Geschichte und Physiologie gebildet, zurückgeführt würde. Das müßte jedoch in einem Buche geschehen, welches mit der Stereotypausgabe des socialen Raisonnements über diesen Gegenstand, das zum Theil von Ausnahmsweibern herrührt und genährt wird, möglichst keine Verwandtschaft hätte, ohne deshalb eine philosophische Durchdringung dieser Materie von sich zu weisen. Man dürfte hierbei von keinen vagen Principien ausgehen, etwa von der Ansicht der Emancipationssüchtigen, daß das Weib einmal unterdrückt, in seinen natürlichen Rechten beeinträchtigt und nun aufs eiligste zu emancipiren sei, sondern man müßte erst aus einer gründlichen Erörterung über Art und Natur des Weibes auf feste Principien, auf haltbare Grund- und Erfahrungssätze zurückkommen und die Stellung genau bezeichnen, welche das Weib innerhalb der gegenwärtigen socialen und politischen Welt diesen Erfahrungsgrundsätzen gemäß einzunehmen hat. Bis jetzt hat man in dieser Sache von Seiten der Vertheidiger der Emancipationsfrage nur allgemeine schönrednerische Floskeln zu Markte gebracht, die aller praktischen Methode entfremdet sind und von einem wirklichen Systeme gar nichts, nicht einmal den Anschein einer Theorie haben. Wo eine Emancipation stattfinden soll, müssen doch beide Theile miteinander contrahiren, sie müssen wissen, woran sie miteinander sind, was der eine Theil zu gewähren, der andere einzuräumen hat, ein gesetzlicher Zustand muß doch wenigstens jedem Theile garantirt und das gegenseitige Recht abgemessen und festgestellt werden; aber alles das kümmert unsere Gleichmacher nicht, sie spinnen an den vagen Hirngespinnsten der Zeit weiter, ohne zu wissen, wo sie die Fäden anlegen sollen, und zuletzt haben sie sich in ihrem eigenen Traumnetze gefangen und können zur Wirklichkeit nicht mehr zurück — das gewöhnliche Loos Derer, welche blosse sociale Raisonnements und Stichwörter wiederkäuen und aufhören Wortführer zu sein, wenn ihre Tendenzen aus der Mode kommen und andere Tendenzen dafür an die Stelle treten. Daß das Weib seiner Physis nach anders organisirt ist und andere Functionen hat als der Mann, ist eine so sichtbare Erfahrung, daß man darüber kein Wort weiter verlieren darf; das Weib wird also auch in der socialen und politischen Welt eine andere Stellung und Bestimmung auszufüllen und zu erfüllen haben als der Mann; und je freier, je selbständiger ein Volk, desto freier und selbständiger wird auch die Stellung des Weibes sein, ohne daß damit gesagt wäre, daß das Weib jemals ganz in die Position des Mannes treten könne.

Vorliegende Schrift des Akademikers Thomas gewährt für die eben ausgesprochenen Ansichten einige Haltpunkte, obgleich sie durchaus nicht gründlich ist. Auf 144 Seiten läßt sich der

reichhaltige Stoff auch gar nicht erschöpfen. Die physiologische und ethnographische Seite ist ganz außer Acht gelassen; das Historische beschränkt sich blos auf die Stellung der Frauen unter den Griechen und Römern, zur Zeit des Mittelalters und in Frankreich; denn die Geschichte des modernen Weibes wird einem französischen Schriftsteller bei seiner nationellen Einseitigkeit immer nur mit der Geschichte des weiblichen Geschlechts, wie sie sich in Frankreich entwickelte, zusammenfallen. Was von Schriftstellern anderer Nationen als der französischen über diesen Gegenstand geschrieben worden, scheint ihm ganz unbekannt geblieben zu sein. Dagegen findet sich über die Psyche im Weibe manche brauchbare Andeutung. Er hat Recht, wenn er sagt, daß für die Frauen im Allgemeinen die Personen Alles, die Sachen nichts sind; und es ist wahr, daß die Frauen selten für die Literatur, die Kunst, die Geschichte als solche sich begeistern können, sondern mehr für die einzelne Erscheinung als Ausfluß und Production einer Persönlichkeit, wobei sie höchstens die Stellung des Factum oder der Production zur Frauenwelt im Auge behalten und ihr Kriterium von ihrem ursprünglichen Gefühle, nicht vom kritischen Verstande entnehmen; eine Reihe von Entwickelungen als ein organisches Ganzes zu umfassen und die einzelne Entwickelung zu der Totalität in ein Verhältniß zu bringen, wird ihnen nur selten möglich sein. Daher spricht ihnen Thomas nicht blos die eigentliche Vaterlandsliebe, sondern auch den Kosmopolitismus, die Liebe zur Menschheit ab, wenn man sich diese als ein Ganzes denkt; desto überschwenglicher wird sich ihre Liebe für Einzelne äußern, besonders für den einzelnen Leidenden, für die einzelnen schmerzenden Partien am Körper der Menschheit, welche ihnen immer nur im Spiegel Desjenigen erscheint, für den sie sich interessiren, oder im Spiegel eines gesellschaftlichen Kreises, der sie um sich versammelt. Um übrigens die Frage von Gleichheit oder Vorrang der beiden Geschlechter gründlich zu entscheiden, setzt Thomas hinzu, müßte man zugleich Mediciner, Anatom und Philosoph sein; und wir antworten ihm mit den Worten unsers Carus: „Keineswegs kann man ein Geschlecht höher stellen als das andere; jedes ist in seinem Kreise mit schöner Zweckmäßigkeit entwickelt, und so stellen beide Geschlechter zusammen erst den wahren Menschen dar." Die Übersetzung ist steif und eckig und die Reihe der beigegebenen mittelmäßigen Gedichte unnöthiger Ballast, dessen Vorhandensein an diesem Orte gar nicht zu erklären ist. 16.

---

## Notizen.

Das „Athenaeum" nimmt bei Gelegenheit der Anzeige des kürzlich erschienenen Werks „The art of needlework, edited by the right hon. the countess of Wilton" Anlaß, sich über einen, an sich zwar unbedeutend scheinenden, aber deshalb doch nicht ganz zu übersehenden, mehr und mehr überhandnehmenden literarischen Unfug folgendermaßen zu äußern: „Wir wünschen herzlich, daß uns ein mit den Geheimnissen der Buchmacherei Bekannter den neuen Sinn erklären möchte, den man dem Worte „edited" beilegt; denn es ist dies gewiß eine versteckte Bedeutung, die wir nicht ergründen können. Wir verstehen, was es heißt, wenn eine Person ein griechisches Stück edirt; wir begreifen es, wenn ein Napier eine Encyklopädie herausgibt, oder irgend eine lebende Person die Werke eines verstorbenen Verfassers mit Erläuterungen oder Verbesserungen wieder vorführt; aber was die hochehrenwerthe Gräfin hinsichtlich der „Kunst der Stickerei" gethan haben mag, um ihren hochehrenwerthen Namen zu berechtigen, den des unbetitelten Compilators zu vertreten — denn da ihre Ladyschaft nur die Herausgeberin ist, so muß man natürlich annehmen, daß die Sache sich so verhält — das geht über unsere Begriffe. Es ist wirklich erstaunlich, daß Personen von Rang und Verstand nicht begreifen, wie wenig es ihrem Ansehen entspricht, solche Handelspfiffe zu begünstigen und ihre edeln Namen zur Täuschung des Publicums herzugeben. Noch erstaunlicher ist es aber, daß Jemand mit gesundem Verstande und von Bildung sich einbilden kann, man könne literarischen Ruf erwerben, indem man unter solchen Verhältnissen vor das Publicum tritt. Das Wahre bei der Sache ist wahrscheinlich, daß die Aristokratie die Welt und deren Wege wenig kennt, und daß die Lady, deren Name uns diese Bemerkungen abgezwungen hat, keinen bestimmten Begriff davon gehabt hat, was sie that, wie von den Folgen ihrer Willfährigkeit." Das Werk an sich erhält eine dem entsprechende Beurtheilung: Titel und Inhalt stehen ganz außer dem richtigen Verhältnisse zueinander: ersterer sei auf Effectmacherei berechnet; letzterer umfasse den eigentlichen Gegenstand nur sehr unvollständig mit Beibringung einer Masse nicht dahin gehöriger Notizen über Costumirung u. dgl. Doch bilde das Ganze, wie es vorliegt, für Denjenigen, welcher sich nicht selbst mit den, freilich nicht sehr entlegenen Quellen beschäftigen könne und wolle, eine gute Zusammenstellung. Ausgezeichnet ist die Schilderung der Zusammenkunft Heinrich's VIII. von England mit Franz I. von Frankreich, bei welcher so bedeutender Glanz und Prunk entfaltet wurde, daß der Ort den bekannten Namen des Goldfeldes erhielt; doch scheint dieselbe ihrem ganzen Charakter nach aus einer andern Feder geflossen zu sein.

---

Einer der fruchtbarsten amerikanischen Schriftsteller, Timothy Flint, aus Neuengland gebürtig, ist kürzlich zu Reading in Massachussets gestorben. Er begann seine literarische Laufbahn als Herausgeber eines monatlichen Review und lebte eine Zeit lang als Ansiedler am Rothen Flusse in Arkansas. Seine Werke fanden auch in England eine günstige Aufnahme, vorzüglich die „Recollections of the Mississippi Valley". Auch lieferte er im „Athenaeum" von 1835 mehre interessante Berichte über amerikanische Literatur. 47.

---

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 312. —— 7. November 1840.

## Neueste englische Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 311.)

4. Narrative of a voyage to Madeira, Teneriffe and along the shores of the Mediterranean etc. With observations on the present state and prospects of Egypt and Palestine etc. By *W. R. Wilde*. Dublin 1840.

Es war kein unangenehmer Zufall für einen jungen Arzt, wie der Verfasser vorgenannter zwei Bände, daß ein kranker, reicher Mann, Hr. Meiklam, ihn zu seinem medicinischen Rath und für eine, im Herbst 1837 nach den Gestaden des mittelländischen Meeres gemachte Reise zu seinem Begleiter wählte. Hr. Meiklam bediente sich dazu seiner eigenen Yacht, der Crusader, ein Schiff von 130 Tonnen, und wer in einem Schiffe dieser Art — ich will nicht sagen zur See, sondern — überhaupt nur gewesen ist, wird leicht begreifen, daß es für Seefahrten ein comfortableres moyen de transport füglich nicht geben kann. Ref., der hier aus Erfahrung spricht, hat sich daher oft gewundert, warum die Mitglieder der Royal Yacht Society, Männer, denen „die Sorge für das Leben" fremd ist, von ihren herrlichen Schiffen, wahren Musterseglern, einen so beschränkten Gebrauch machen, sie meist nur zum Wettsegeln oder zu kleinen Tagereisen, selten zu weitern Fahrten und noch seltener zum Vortheil der Wissenschaft und Literatur benutzen. Hr. Wilde besuchte mit seinem Patienten, der häufig gesünder gewesen zu sein scheint als der Arzt, Madeira, Teneriffa, Algier, Ägypten, Palästina, Tyrus, Rhodos, Telmessos, Cypern und Griechenland, trat in Spanien ans Ufer und kehrte wohlbehalten nach Dublin zurück. Madeira und Teneriffa waren bei der Abreise die allein bestimmten Zielpunkte; im Übrigen lautete der Plan: „den Lauf zu richten, je wohin Klima oder Neugier lockten". Solches Reisen hat viel Angenehmes. Aber obwol die Reisenden überdies weder Entbehrungen zu leiden, noch mehr als ganz gewöhnliche Gefahren zu bestehen hatten, beweist der Beschreiber, daß es alles Dessen nicht bedarf, um interessante Details zu liefern. Demnächst sind die besuchten Länder und Orte gerade in der neuern Zeit so wiederholt besucht und beschrieben worden, daß ein abermaliges Buch in Gefahr scheint, Kohlen nach Newcastle oder Wasser in die Elbe zu tragen. Gleichwol hat der Verf. weder das Eine noch das Andere gethan; zu dem Bekannten weiß er immer etwas Neues zu fügen, und seine Bemerkungen über Ägypten, seine Forschungen in Betreff der Lage des alten Tyrus und seine Prüfung der schwierigen Topographie von Jerusalem — dies und manches Andere bekundet schnelle Auffassung, Scharfsinn und wissenschaftliche Studien. Auch fehlt es dem Werke nicht an warmen, lebendigen Schilderungen, und erlaubte der Raum, nur eine derselben, vielleicht die Ersteigung des Pics von Teneriffa, herauszuheben, so dürfte den Lesern ein Verlangen nach Mehrem, l'appetit en mangeant kommen. Vor jener Ersteigung, die vom günstigsten Erfolge gekrönt und binnen 20 Stunden vollendet wurde, statteten die Reisenden dem berühmten Drachenbaume — Dracoena draco — in einem der Gärten von Oratava eine Visite ab und fanden, daß dieser Baum, der für einen der ältesten auf unserm Erdenrunde gilt und von welchem der Verf. deshalb bemerkt: „one feels a degree of veneration on standing beside such a patriarch of the vegetable world, which has withstood the suns and storms of centuries", seit der Zeit, wo Humboldt ihn gemessen und wo sein Umfang unmittelbar über den Wurzeln 45 Fuß betrug, trotz der Stützen, deren er jetzt bedarf, und ungeachtet er zwar immer noch einige Blätter, aber schon seit Jahren keine Blüten mehr treibt, sich um 2 Fuß 9 Zoll erweitert hat. Der Weg nach Oratava führt vom Hafen aus an einem botanischen Garten vorüber, welchen ein spanischer Edelmann angelegt und bei seinem Tode aus Besorgniß, daß sein Sohn ihn vernachlässigen möchte, der spanischen Regierung vermacht hat, die nun genau Das thut, was der Erblasser zu vermeiden gewünscht.

Vor einiger Zeit — sagt der Verf. — machte die preußische Regierung der spanischen Kaufsanerbietungen, um Pflanzen der westlichen Welt vor deren Überschiffung nach Europa hier zu naturalisiren; allein mit geziemendem würdevollen Stolze lassen die Spanier den Garten lieber verfallen, als daß sie Andern erlaubten, ihn zu bebauen.

Hat schon ein deutsches Blatt dieser preußischen Gärtnereifürsorge gedacht, oder muß ein Irländer es uns Deutschen erzählen, oder ist an der Erzählung nichts wahr? Ref. begnügt sich ungern mit der kurzen Anzeige eines Werks, das eine lange verdient.

5. Eleven years in Ceylon. Comprising sketches of the field-sports and natural history of that colony, and an account of its history and antiquities. By Major *Forbes*. London 1840.

Das „Morgenblatt" hat aus diesem Buche Einiges über den Elefantenfang in Ceylon zusammengestellt, und vor ihm ein englisches Journal so genau Dasselbe gethan, daß sogar zwei oder drei in das Buch hineingetragene Unrichtigkeiten sich in beiden Journalen vorfinden. Neu und interessant sind die betreffenden Mittheilungen des Major Forbes allerdings. Sie berichtigen auch unter Anderm zum Nachtheil des Elefanten mehre, dessen Klugheit anlangende Irrthümer und die angeführte Thatsache, daß in Ceylon ein einzelner Jäger es unbedenklich mit einem oder zwei Elefanten aufnimmt, hat die londoner Soldatenspötter an eine Scene erinnert, die sich vor fünf oder sechs Jahren in der Nähe der dortigen Exeter Change zutrug. Ein Elefant war etwas unlenksam worden und eine Compagnie Gardegrenadiere rückte zur Erlegung des Eingesperrten an. Der Elefant fiel, ich weiß nicht von wie vielen Kugeln getroffen, und die Zeitungen gaben einen vollständigen Schlachtplan, A. der Elefant, B. eine Compagnie Gardegrenadiere u. s. w. Das las man damals mit zu Berge steigendem Haar. Jetzt lacht man über die heroische That, und wenn es wieder einem Elefanten in den Sinn kommen sollte, unlenksam zu werden, darf er nicht auf die Ehre eines militairischen Todes rechnen. Diese Aufklärung ist jedoch nur ein untergeordnetes Verdienst des Forbes'schen Werkes. Höhere Wichtigkeit hat, was der Verf. über das Sonst und Jetzt von Ceylon berichtet und wie diese Colonie geworden, was sie ist. Das könnten unsere Freunde, die Franzosen, in Bezug auf Algerien sich ad notam nehmen, wenn es nicht Dinge gäbe, welche die Franzosen „nie lernen, nie vergessen". Das dermalige Ceylon erhebt sich unter englischem Colonisationssysteme zu einer der wichtigsten und werthvollsten Besitzungen, welche England im Osten hat. Die Eingeborenen sind von dem sie erdrückenden Despotismus ihrer Fürsten befreit; durch unzugängliche Landesstrecken führen geebnete Straßen; unparteiische Rechtspflege spricht gleichmäßiges Urtheil über Einheimische und Fremde, über Arme und Reiche; eine tüchtige Policei beschützt Leben und Eigenthum; eine Sparkasse hat sich Vertrauen erworben; das Land wird sorgsam bebaut; seine physischen Hülfsquellen kommen in Fluß und die Eingeborenen erkennen die Verbesserung ihrer Lage.

Mit Kraft, aber nicht naseweis reformirte Institutionen — sagt der Verf. —; directe, auf bebautes Land erst mäßig gelegte, dann genau geordnete, schonend erhobene, zuletzt abgelöste Steuern; ein ganzes an Einem Tage aus einem schlimmern Zustande als Sklaverei in alle Segnungen der Freiheit, ohne Gefahr für die Regierung und mit unberechenbarem Vortheile für die Regierten, eingetretenes Volk; zunehmende Landescultur; ein erfreulicher Wechsel im Charakter der Eingeborenen; im Allgemeinen verringerte Auflagen; schnell sich mehrende Staatseinkünfte; ein wohlhabendes und glückliches Volk und, es ist keine Übertreibung, hinzuzusetzen, ein verbessertes Klima: — das sind die Wirkungen der britischen Herrschaft in Ceylon während der letzten Jahre.

Das Wie dieser Gestaltung muß in dem Werke selbst nachgelesen werden. Der Verf. hat es mit derselben Genauigkeit entwickelt, mit welcher er die frühern Verhältnisse der Cingalesen und ihre älteste Geschichte durchforscht hat, und es muß in der That doppelt freuen, ein Volk der Cultur zurückgegeben zu sehen, welches „als eine zahlreiche und verhältnißmäßig civilisirte Nation zu einer Zeit dastand, wo Großbritannien noch nicht entdeckt und seine Bewohner in Barbarei versunken waren". Aus heimischen, in der Palisprache abgefaßten Urkunden — einem Idiome, welches dem heutigen Cingalesischen ebenso verwandt zu sein scheint wie der Sanskrit dem Hindostanischen — läßt die Geschichte Ceylons sich bis in die ältesten Zeiten zurückführen. Sie liefern ein Verzeichniß von Königen, unter beigefügter Erzählung ihrer merkwürdigsten Thaten, das 24 Jahrhunderte oder ungefähr bis ins Jahr 543 vor Christo hinauf und bis in die jüngste Zeit herabreicht. Die Liste nennt 165 Souveraine. Während dieser ganzen Periode gehörten die Cingalesen gleich andern östlichen Nationen mehr zu den gebildeten als zu den barbarischen Völkerschaften, stiegen aber die Leiter der Cultur nicht hinauf, sondern hinunter. Sie bauten Städte, Tempel und Wasserleitungen, außerordentliche und prächtige Werke, deren Ruinen und zahlreiche Inschriften die sichersten Bürgen für die Wahrheit der historischen Urkunden sind. Aber die Tempel waren hauptsächlich einem rohen Götzendienste gewidmet. Schon die Griechen und Römer kannten Ceylon. Es galt ihnen ein Land voll Gold, köstlicher Steine und Spezereien, und unter der Regierung des Claudius, erzählt Gibbon, wurde ein Freigelassener, der die Zölle des rothen Meeres gepachtet, von ungünstigen Winden an die Küste von Ceylon verschlagen, wo er sechs Monate bei den Eingeborenen verweilte und den König, der nie zuvor von der Macht und Gerechtigkeit Roms gehört, mit einiger Mühe überredete, eine Gesandtschaft an den Kaiser abzuordnen. Später machten die Portugiesen den ersten Versuch, sich der Insel zu bemächtigen. Sie stiegen ums Jahr 1505 ans Land und hatten fast ein volles Jahrhundert mit den Eingeborenen unaufhörliche Fehden. Dann kamen die Holländer und vertrieben den letzten Portugiesen 1658. Doch auch die Holländer, obgleich sie sich lange Zeit behaupteten und sogar einen Niederlassungsversuch der Franzosen siegreich abwehrten, gewannen nie eigentlich festen Fuß und ließen sich 1796 von den Engländern selbst aus ihren Festungswerken fast ohne Schwertschlag vertreiben. Seitdem gehört nun zwar Ceylon zu Großbritannien; doch bis ins J. 1815 war der Besitz ein sehr ungewisser, Hunderte von englischen Soldaten und Tausende von Eingeborenen bezahlten ihn mit ihrem Leben. In jenem Jahre wurde der König gefangen, von seinem eigenen Adel des Thrones für verlustig und mit Bewilligung desselben Ceylon zur englischen Kroncolonie erklärt. Eine, zwei Jahr nachher ausgebrochene Empörung abgerechnet, die mit völliger Unterwerfung endete, hat die Insel von da an die Segnungen des Friedens genossen.

Major Forbes, dessen ausführlichen und belehrenden

Nachweisungen diese Angaben entnommen sind, hat von 1826—37 sich in Ceylon aufgehalten und daselbst keine Örtlichkeit, die einiges Interesse bot, unbesucht und nichts unerforscht gelassen, was ihn in den Stand setzen konnte, ein in jeder Beziehung so vollständiges und befriedigendes Werk zu liefern, als er in den genannten zwei Bänden geliefert hat.

6. Journal of travels in Palestine, Egypt and Syria. By *Marie Joseph de Geramb*, monk of La Trappe. London 1840.

Es mögen nahe an dreißig Jahr sein, daß ein deutscher Baron in London erschien mit dickem Backen- und langem, spitz auslaufenden Schnauzbarte, in einem Costum, welches die Wunderlichkeiten aller Nationen des Erdenrundes in sich vereinigte, in einem Wagen, dessen Construction kein Wagenbauer zu erklären vermochte, und mit der Versicherung, daß er ein, Napoleon's Despotismus entflohenes Schlachtopfer sei. Die deutschen Barone, mit und ohne Bärte, waren in jenen Tagen der Absperrung für London eine größere Seltenheit als jetzt, und Baron Geramb wurde der „Löwe" des Tages. Sein Portrait hing in jedem Bilderladen; was er that und was er trieb, war ein stehender Zeitungsartikel; keine Gesellschaft war vollzählig ohne ihn; selbst Carltonhouse warb um die Ehre seiner Gegenwart, und so oft er sich in den Straßen blicken ließ, zog ihm ein Kometenschweif von Gaffern nach. Sechs oder sieben Wochen länger als je ein Löwe herrschte er souverain in der fashionabeln Welt; dann eines schönen Morgens war er verschwunden. Und nun, fast nach der Dauer eines Menschenalters, tritt der Baron wieder auf, so plötzlich, als sei er von den Todten erstanden, nicht länger der Mann der Mode, sondern ein Mönch von La Trappe, als welcher er im Muschelkleide und mit dem Pilgerstabe Palästina, Ägypten und Syrien durchwandert hat. Das Buch unter obigem Titel erzählt die Resultate.

Man darf von vornherein annehmen, daß das Gewand des Barons ihm Gelegenheit verschaffte, gerade mit solchen Theilen der Bevölkerung bekannt zu werden, welche der Beachtung der Reisenden gewöhnlich entgehen. Ein mit einem Firman Bewaffneter — gleichviel ob Engländer, Franzose oder Deutscher — wird von einer mohammedanischen Behörde an die andere, ich möchte sagen, schubmäßig abgeliefert, und was die Herren von der christlichen Bevölkerung zu sehen bekommen, beschränkt sich auf flüchtige Besuche der Klöster und einiger berühmten Kirchen. Der bescheidene Mönch dagegen tritt in die Hütten und Zelte der katholischen Araber, von deren Dasein mancher Tourist kaum eine Ahnung hat, und obwol der Verf. das Verlangen nach recht Vielem in dieser Beziehung unbefriedigt gelassen, so verdient er doch schon für das Gegebene den Dank der Leser, und diesen um so wärmer, je strenger er sich der Wahrheit befleißigt zu haben scheint. Bereits Burckhardt und Niebuhr haben die Lasten geschildert, welche die mohammedanischen Araber ihren Frauen aufbürden. Tragt die Nasen nicht hoch, lieben Christen; eure Glaubensverwandten in Palästina machen es um kein Haar besser. Was der Verf. davon erzählt, dürfte in keiner unserer emancipationslustigen Frauen Neid erwecken. Elf Monate im Jahre müssen die Frauen von Bethlehem das Wasser eine Stunde weit holen, in Schläuchen, von denen der deutsche, körperstarke Baron einen auf den Rücken genommen und mit Mühe — fünf Schritt getragen hat. Demnächst müssen die Weiber auch das Holz, zwei und mehre Stunden weit herbeischleppen, und während sie unter ihren Bürden schier erliegen, sitzen die Eheherren auf offenem Markte und thun bei Pfeife und Geplauder sich gütlich. Das ist aber noch nicht genug. Mit dem Holze, das sie geschleppt, muß die Frau das Wasser heiß machen, das sie getragen, und dem Eheherrn die Füße waschen, dann sein Abendbrot kochen, dann stehend ihn bedienen, ihn und den ältesten Sohn, dann warten, bis Beide abgespeist, und dann, in einem Winkel kauernd, einsam und allein sich mit Dem begnügen, was die Herren der Schöpfung übriggelassen. Daß die Sympathien des deutschen Barons für das weibliche Geschlecht auch unter der Mönchskutte nicht erkaltet sind und er mit glühenden Farben die Unbill der Gedrückten schildert, läßt von deutscher Ritterlichkeit sich anders nicht erwarten. Daß aber der Mönch, der bigote Mönch und der zelotische Eiferer, als welcher der Verf. sich erweist, Gefühl für die unglücklichen Juden in Jerusalem zeigt und günstiger von ihnen spricht als sonst ein Reisender, bringt seinem Herzen Ehre. Laut seiner Angaben sind die Juden Fremdlinge in der Stadt ihrer Väter, Heimatlose auf dem Boden, wo der Tempel ihres Volkes stand, verachtet von Muselmännern, verabscheut von Christen, Sklaven ohne gesetzlichen Schutz, ja, die Knechte der Sklaven. Wie wenig es daher auch zu verwundern, daß moralische Verderbniß im Gefolge politischer Bedrückung und der Geist unter den Fußtritten verkrüppelt, welche das Herz treffen — doch versichert der Verf., daß die Juden in Jerusalem gut erzogen, nicht ohne geistige Bildung und im bürgerlichen Verkehr nicht schlechter als in den Ländern, wo ihre Brüder nicht blos frei, sondern auch Freiherren, nicht blos reich, sondern auch Grundbesitzer. Neben dieser redlichen Anerkennung schillert die Leichtgläubigkeit des Verf. bei Beschreibung der geheiligten Localitäten ins Lächerliche, und wenn nichts Überraschendes darin liegt, daß aus einem Stutzer ein Ascetiker, aus einem Baron ein Mönch geworden, so legt man dagegen das Buch mit Bedauern aus der Hand, daß ein so geistreicher und talentvoller Mann ein so heftiger Fanatiker und sauertöpfischer Frömmler werden konnte.

Die Reiseskizzen sind zwar nur flüchtig, aber mit Kraft und Leben gezeichnet; der Bericht über Ägypten verdient selbst nach den betreffenden Mittheilungen des fürstlichen Verstorbenen Beachtung, und das von dem gegenwärtigen Zustande Alexandriens entworfene Gemälde ist ebenso unterhaltend als belehrend.

(Der Beschluß folgt.)

**Friedrich Gottlieb Zimmermann's Dramaturgie, nebst einer charakteristischen Lebensskizze des Verfassers. Herausgegeben von Georg Lotz. Zwei Bände. Hamburg, Herold. 1840. 8. 3 Thlr.**

Der bekannte Dramaturg Zimmermann war zwar kein Lessing, inzwischen doch ein zu seiner Zeit verdienstlicher dramatischer Kritiker und zeichnete sich in diesem Beruf durch Geschmack und Unbefangenheit des Urtheils aus. Unsere Zeit hat allerdings wol mehr und Wichtigeres zu thun, als auf Theaterkritiken aus den J. 1817—20 zurückzukommen, welche überdies schon ihre Wirkung gethan haben; indessen hat Zimmerman an dem Orte seiner Thätigkeit (Hamburg) eine gewisse Geltung behauptet und so mag denn allerdings eine Ausnahme erlaubt sein. Wir haben selbst einen Theil dieser geschmackvollen und geschickten Aufsätze mit Vergnügen wiedergelesen und gönnen diese Befriedigung auch Andern. Kunstgeist, gute Wissenschaft, Takt und eine anmuthige, unbefangene und ungekünstelte Darstellung, welche die Tiefen der wissenschaftlichen Kritik nur eben berührt, ohne sich darin zu verlieren, geben diesen Abhandlungen einen bleibenden Werth, ja vielleicht selbst, unter so vielen spätern Verirrungen, einen gewissen Anstrich von Classicität. Lessing's tiefe Durchdringung wohnt ihnen nicht bei, dafür aber sind sie auch frei von dem Eigensinn und dem isolirten, subjectiven Urtheil so mancher bedeutenden Dramaturgen, oder von der bewußten Befangenheit Müllner's und seiner heutigen Schule. Unter diesen durchweg guten Aufsätzen zeichnen sich einige durch Neuheit und wirklich geistvolle Fassung aus. Dahin gehört: „Die Schuld", „Macbeth", „Die Braut von Messina", „Van Dyck's Landleben", „König Lear", „Phädra", „Donna Diana", „Die Albaneserin" u. a. m., aus welchen für Dramaturgen und Künstler mancherlei zu lernen ist. Zimmermann basirt sein Urtheil stets auf Wesentlichkeiten; er ist niemals blos subjectiv, er heftet sich nie an Kleinlichkeiten, Zufälligkeiten, kurz er ist, in diesen Aufsätzen wenigstens, wirklich Kritiker. Die kurzen Bemerkungen über dramatische Kunst am Schluß des zweiten Bandes lassen bedauern, daß sie so unausgeführt geblieben sind; der Verf. war auf dem Wege zu einem tüchtigen und lange Zeit brauchbaren Lehrbuche über Mimik und Dramaturgie in ihrem Zusammenhange. Seine Bemerkungen sind fein und oftmals wirkliche Lichtblicke und haben selbst das vor Lessing voraus, daß sie niemals spitzfindig und hyperkritisch werden, wie dies jenem großen Dramaturgen allerdings wol begegnet. Der Verf. war Schulmann und im Besitz einer guten classischen Vorbildung. Es ist unsere Überzeugung, daß Niemand ohne eine solche im Felde dramatischer Kritik auf Erfolg Rechnung machen könne. Er blieb ein ehrlicher, redlicher Freund der Kunst auch durch die drei Epochen seiner Thätigkeit, bis mit gebrochener Willenskraft Unmuth und Ängstlichkeit, die in übergroßer Gutmüthigkeit ihren Grund hatte, ihn von der rechten Bahn ablenkten. Er starb im Jan. 1835, nachdem seine literarische Wirksamkeit schon 1833 geschlossen hatte. Bei Befreundeten hat G. Lotz, der Sammler dieser Aufsätze, ihm ein anerkennungswerthes Andenken gestiftet. 39.

---

## Neueste englische schönwissenschaftliche Literatur.

Cromwell ist eine derjenigen historischen Figuren, an welchen sich Geschicht- wie Romanenschreiber in der Regel je nach den politischen Tendenzen, die diese historischen oder poetischen Portraiteure in ihrer Darstellung hervorzuheben suchen, versündigt haben. Bei aller dieser Verschiedenheit gleichen sich doch namentlich die letztern fast sämmtlich darin, daß sie trotz der Vielseitigkeit seines Charakters immer nur Eine bestimmte Richtung als den Ausdruck seiner vollen Persönlichkeit hingestellt haben. Man kann behaupten, daß seit Shakspeare fast Niemand in England aufgetreten ist, der dem Versuche gewachsen gewesen wäre, eine gelungene Schilderung Cromwell's in der angedeuteten Art zu geben. Der neuerdings erschienene „Ol. Cromwell, a historical romance, edited by *Horace Smith*" (3 Bde.) gehört nicht gerade zu den verfehlten Versuchen; doch kann er deshalb nicht ganz genügend befunden werden, weil es an der gehörigen Durchdringung des historischen Stoffes, wie an der eigenen Erfindung des Verf. fehlt. Cromwell's Gestalt tritt als gewaltiger Repräsentant der vollen Thatkraft hervor; seine Gestalt brauchte aber nicht erst noch durch den Kunstgriff gehoben zu werden, die Gegenpartei bis ins kleinlichste Detail herabzusetzen und zu brandmarken. Die Schlachtscenen können sich ohne Scheu mit denen von W. Scott messen; weit schwächer dagegen ist eine eingeflochtene Schilderung Milton's. — Ein anderer historischer Roman: „The pope, a novel by an old author in a new walk" (3 Bde.), macht den Zustand Italiens zur Zeit Clemens' VII. zur Grundlage; die Zeichnung der Hauptcharaktere, als des Ritters ohne Furcht und Tadel, des Connetable Bourbon, des Marquis von Pescara und Franz' I. ist treu; die der erdichteten Personen tritt gegen sie stark zurück. — Die Ereignisse in „The man at arms" von G. P. R. James spielen in der Zeit der französischen Religionskriege; sie entwickeln sich ganz entsprechend den Zeitverhältnissen und folgen sich in lebendiger Schilderung rasch aufeinander. Nicht außer allem Zusammenhange mit dem innern Gehalte steht die äußere Erscheinung, daß der Roman sich nicht nach der in England jetzt fast stehend gewordenen Sitte durch drei Bände hindurchzieht, sondern auf einen einzigen beschränkt: ein Beispiel, welches vielleicht geeignet ist, der ermüdenden Weitschweifigkeit der dreibändigen Romanenliteratur als heilsames Gegenmittel zu dienen. — Der Architekt George Wightwick will in „The palace of architecture, a romance of art and history", in den Gemüthern Derer, welche für das Schöne, das Poetische und Romantische empfänglich sind, eine gerechte Würdigung der Baukunst verbreiten, und, wenn auch ohne vollen Erfolg, erstrebt er in seinem Werke den Standpunkt in Bezug auf Baukunst, den Scott's Novellen in Verhältniß zur Geschichte einnehmen. Das Buch zeichnet sich durch eine kostbare Ausstattung aus, wenn schon die Zeichnungen nicht durchgängig lobenswerth sind, ja sogar mitunter, wie bei den ägyptischen Denkmälern und bei Gegenständen der maurischen Baukunst, in Caricaturen ausarten. Außerdem fehlt es an strenger Consequenz des Geschmacksurtheils und die ganze Behandlung des Stoffs ist zu lose, um viel Belehrung zu gewähren und für den großen Leserkreis von Nutzen zu werden. — Den Stoß, welchen der Ruhm der Lady Bulwer durch ihren „Cheveley" erlitten, hat diese durch ihr neuestes Werk: „The budget of the bubble family" (3 Bde.), keineswegs wieder gut gemacht: das Ganze ist so sehr eine fortlaufende Caricatur, daß es nicht sowol zum Lachen als zum Bedauern reizt. Begleitet ist das Werk von einer satirischen Widmung an Mistreß Trollope, wie sie ein Swift u. A. sich nicht erlaubt haben würden, und von einer Vorrede, in welcher sie sich bei den Kritikern für den Tadel über ihren „Cheveley" bedankt, „weil ihr Lob eine Schmach und ihre Gunst eine Entwürdigung sei". — „The table talker, or brief essays on society and literature" ist ein passendes Seitenstück zu Jules Janin's „Catacombes", insofern in beiden sich der Standpunkt des Talents am sichersten erkennen läßt, von welchem in der französischen und englischen Tagespresse die belletristischen Interessen vertreten werden, wobei aber das Resultat der Vergleichung nicht zu Gunsten der letztern ausfällt. — Namentlich wegen ihres epigrammatischen Inhalts verdienen die „Memoirs, letters and comic miscellanies in prose and verse of the late *James Smith*", von dessen Bruder Horace herausgegeben, eine besondere Erwähnung. — Die letzte Erscheinung auf diesem Gebiete der englischen Literatur endlich ist „The clandestine marriage" von Miß E. Wallace (3 Bde.). 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 313. — 8. November 1840.

## Neueste englische Reiseliteratur.

(Beschluß aus Nr. 312.)

7. A tour through the Australian Colonies in 1839. By *A. Russel.* Glasgow 1840.

Herr Russel, mit einfachem l, also kein Mitglied der großen Bedford-Russell'schen Familie, sondern schlechtweg ein junger Kaufmann, besuchte verwichenes Jahr die vorzüglichsten Häfen der australischen Niederlassungen und veröffentlicht bei seiner Rückkehr, was er gesehen und gehört. Da der englische Literaturmarkt mit Büchern über jene Colonien, namentlich in Berücksichtigung der dahin stattfindenden Emigration gegenwärtig überfüllt ist, so würde ich das Russel'sche Product unerwähnt gelassen haben, wenn nicht der Inhalt der meisten jener Werke von mindestens zweifelhafter Wahrheit, gerade dieser Punkt bei Russel's Büchelchen mir verbürgt wäre und ich es deshalb der Verbreitung in Deutschland werth glauben müßte.

Nach einer Seefahrt von 130 Tagen landete der Verf. am 31. März 1839 in Holdfast Bai unweit Adelaide. Der Weg nach der Stadt lag über eine weite, zwar hier und da mit Bäumen besetzte, aber im Allgemeinen dürre, sandige und mit einer Menge todter Schafe bestreute Ebene. Das Entree in Adelaide geschah auf Emigration-Square, wo hölzerne Häuser zur Beherberbung der von den Commissionnairen spedirten Colonisten errichtet sind und Letztere bis auf weiteres Unterbringen bleiben. Die Häuser waren damals sämmtlich voll und die Unzufriedenheit der Inwohner groß.

Sie klagten, daß vor ihrer Abreise von England ihnen Versprechungen gemacht worden, die meist unerfüllt geblieben, und daß das Unangenehme dieser Täuschung durch Krankheiten mancherlei Art erhöht werde, von denen die vorherrschenden Diarrhöe und Ophthalmie, jene eine Folge des Wassers, diese eine Wirkung der vom Sande reflectirten Sonnenstrahlen.

Die Wirthshäuser sind im Ganzen nicht übel; in einem derselben führt „die Dame vom Hause à la Parisienne" den Vorsitz an der Tafel und die hohen Spiegel sammt den funkelnden Lampen vergegenwärtigen ein pariser café. Vorzüglich des Abends findet sich hier viel Gesellschaft ein, und da kann ein aufmerksamer Zuhörer ziemlich Alles erfahren, „was im Städtchen passirt". Auch fand der Verf. mehre Kaufläden „vollständig assortirt" und zahlreich besucht. Das Sonderbarste ist aber unstreitig, daß diese dem Handel bestimmte Stadt über eine deutsche Meile vom Seegestade abliegt und die Schiffe nur in großer Entfernung Anker werfen können, was natürlich das Landen der Güter und Passagiere gleich schwierig und kostspielig macht.

Es scheint beinahe — sagt Hr. Russel — als habe man sich Mühe gegeben, für die Hauptstadt dieser jungen Colonie längs der ganzen Küste die ungünstigste Stelle aufzufinden.

Ländereienhandel — land-jobbing — bildet zur Zeit den Stapelartikel des commerciellen Verkehrs und des geselligen Gesprächs.

Es ist in Wahrheit das non plus ultra der Unterhaltung. Wo Zwei zusammenstehen, reden sie gewiß von Landspeculation, und eines Abends erbot sich Jemand im öffentlichen Kaffeezimmer, drei oder vier Bauplätze in der bei Port Lincoln anzulegenden Stadt um den mäßigen Gewinn von 1200 Procent zu verkaufen.

Für die ganze, auf 8000 Seelen berechnete Bevölkerung jener Provinz gibt es noch nicht eine einzige vollständige Meierei, und für die Viehzucht, die allein dem Anbauer Vortheil verspricht, sind zwar 45 Weideplätze abgesteckt, diese aber größtentheils das Eigenthum der südaustralischen Compagnie, oder einzelner protegirten Individuen und dem armen Colonisten versperrt. Land, für den Ackerbau geeignet, ist gewiß vorhanden. Zur Zeit hat sich aber alles in diesem Bezug Geschehene auf kleine Versuche beschränkt und eingetretene Dürre die Erfolge meist vereitelt. Über Port Philip und andere Häfen Australiens gestaltet sich das Urtheil des Verf. günstiger. Gleichwol dürfte summa summarum sich herausstellen, daß unter allen, der Krone England gehörigen und von der Emigration in Anspruch genommenen Colonien Südaustralien die schlechteste ist. Das begründende System mag ohne Tadel sein; aber das Land kann eine zahlreiche Bevölkerung nicht ernähren und vor diesem Naturfeinde muß jede staats- und landwirthschaftliche Einrichtung das Feld räumen.

8. Loiterings of travel. By *N. P. Willis.* London 1840.

Der Amerikaner Willis ist ein bekannter Name, hat sich in England und Deutschland, wenn mir recht ist, zuerst durch seine „Pencillings by the way" bekannt gemacht, durch eins jener seltsamen Bücher, die alle Welt verdammt und alle Welt liest. Die Mittheilungen des Verf. in Betreff seiner gastfreien Aufnahme in Privathäusern und was vornehme Leute mit ihm und er mit

berühmten Leuten gesprochen, waren unstreitig ebenso viele Verletzungen pflichtschuldiger Schicklichkeit. Jeder und Jede tadelten den Verf. und harrten mit Ungeduld der Rückkehr des nach seinem Buche ausgesendeten Bedienten. Skandal über Andere ist eine herzerquickende Lecture. Doch ist nicht zu leugnen, daß die Lebendigkeit des Styls, die Wahrheit und Kraft der Schilderungen und das allgemeine Interesse an den vorgeführten Personen das Buch zu einem der unterhaltendsten machten, die seit den Tagen des Verstorbenen erschienen sind. Und derselbe Willis ist ein zweites Mal über das atlantische Meer geschifft, hat sich wieder einige Monate in England aufgehalten und läßt nun seine schnelle Feder unter obigem Titel die Ergebnisse erzählen. Gölte es, eine Analogie aufzufinden zwischen Zeit und Raum, so stände der Ocean, der England von Amerika scheidet, mit den Jahrhunderten zu vergleichen, welche Generationen trennen. Der Bericht eines Amerikaners über das Mutterland gleicht dem Ausspruche der Nachwelt, und die Beschreibung der Vereinigten Staaten von der Hand eines Engländers ähnelt dem Blicke auf seinen Urenkel. In beiden Fällen „distance lends enchantment to the view" und Neugier schlägt die Kritik in Fesseln. Die „Pencillings by the way" ließen die Engländer sich erblicken, wie Andere sie sehen, und die „Loiterings of travel" zeigen ihnen Dinge, die ihnen so nahe sind, daß sie solche nie bemerken. Jeder Londoner kennt den Strand, aber nicht seine Charakteristik. Die rückt ihm Willis vor Augen.

Man möchte wirklich den Strand eine Hauptschlagader der Welt glauben. Ich wenigstens bin überzeugt, daß es auf dem ganzen Erdenrunde keine Straße gibt, wo der Strom des Menschenlebens sich so übervoll ergießt. Auf jeder andern Straße der bewohnten Erde kann man den Vorübergehenden in die Augen sehen. Auf dem Strande erblickt Jeder in dem Andern nur eine compacte Masse, mit welcher er in keine Berührung kommen darf. Ohne die Wachsamkeit aller Sinne ist man nirgend sicher. Omnibusse, Cabs, Karren, Kutschen, Handschleifen und Träger sperren den Fahrweg. Zeitungsverkäufer, Taschendiebe, Laufjungen, Kohlenablader und eine immer sich erneuernde, immer gleich selbstsüchtige Menge füllen die Trottoirs. Bleib in der Betrachtung eines Kupferstichs vor einem Bilderladen stehen, und im nächsten Augenblicke wirst du umgerannt. Laß dich in Gespräch mit einem Freunde ein, der seine Nase zufällig, statt an die Nase eines Andern, gegen die deinige stieß, und im nächsten Augenblicke fühlst du sechs Rippenstöße. Willst du in einen Omnibus, so sehen sechs Conducteurs dir es zugleich an und zanken sich um dich, und hast du deine ganze physische Kraft in Thätigkeit und deine ganze Geistesgegenwart zur Anwendung gebracht, so sitzest du wahrscheinlich in einem falschen Omnibus und fährst, zehn Meilen die Stunde, nach Blackwall, während du nach Islington wolltest.

Treu wie dieses Gemälde ist, darf man doch den Verf. nicht überall zum Wegweiser nehmen.

Ich liebe Cranbourne Alley — sagt er — weil es mich an Venedig erinnert. Dann liebe ich es, weil ich gern das Fenster eines Pfandverleihers studire und gern in den alten Bücherläden krame, deren es hier die Menge gibt. Es ist für einen Schriftsteller eine heilsame Lection in der Bescheidenheit, wenn er sieht, für wie viel er in Cranbourne Alley gekauft werden kann. Ein gütiger Leser, der anderthalb Guinee für ihn bezahlt hat, verkauft ihn für eine halbe Krone. Für drei Schillinge sind die drei Bände so gut wie neu zu bekommen und der Antiquar verräth durch seine Artigkeit, wie gern er sie um den Preis los ist.

Der einzige Fehler dieser Zeichnung besteht darin, daß es in Cranbourne Alley weder Bücherläden noch Pfandverleiher gibt. Auf einer Liste der Sehenswürdigkeiten Londons darf Bedlam nicht fehlen. Mackenzie in seinem „Man of feeling" hat diese Wohnung des Elends beschrieben. Willis führt dort den Jüngling vor, „der 200 Meilen weit gereist, um die Königin zu heirathen", den Mann Davis, „der auf Lord Londonderry geschossen, den Capitain Brown, der mit der Faust der Königin gedroht", und wer nach Willis Bedlam beschreibt, erzählt vielleicht vom jungen Edward Oxford, der zwei Pistolen auf die Königin und Prinz Albert abgefeuert. Minder anziehend als die prosaischen Wirklichkeiten des englischen und namentlich des londoner Lebens sind die poetischen Fictionen, mit welchen der Verf. den Rest der drei Bände gefüllt hat. 74.

---

Der Orient in seinem gegenwärtigen Zustande, mit Rückblicken auf die Vergangenheit, dargestellt in einer Reise über Konstantinopel, Kleinasien, Syrien und Palästina. Wien, Gerold. 1840. 8. 1 Thlr.

Um die Zukunft des Orients, dessen Katastrophe in Konstantinopel, in Kleinasien und in Syrien (nebst Ägypten) sich jedenfalls in kurzem, fühlbar nicht nur für den erstern selbst, sondern auch für Europa, entscheiden muß, zwar nicht gerade vorhersehen und im voraus beurtheilen zu wollen, wol aber fassen zu können, muß man den gegenwärtigen Zustand, ebenso wie die Vergangenheit des Orients kennen und kennen lernen. Reisebeschreibungen können zu solchem Zwecke besonders nützlich sein, und sie können, eben weil sie sich auf unmittelbare Anschauung gründen, dies wenigstens im Allgemeinen mehr als philosophische Raisonnements, die oft gleichsam nur in der Luft schweben und daher auch gar luftiger Art sind. Auch die vorliegende Reisebeschreibung, deren Verf. ein gebildeter und unterrichteter, vielgereister Mann ist, oder doch zu sein scheint, vermag, wie sehr auch derselbe von Politik und von politischen Betrachtungen sich fern hält und obgleich er nur auf das Äußere der von ihm besuchten Städte und Gegenden den Blick bisweilen ziemlich flüchtig und oberflächlich richtet, dennoch über Konstantinopel, Kleinasien (d. h. etwa nur Troja, von wo Abstecher nach einigen Inseln des Archipels gemacht werden, und über Cilicien), ferner über Syrien und Palästina vielfach zu unterrichten. Viel und Mancherlei kann man sicherlich aus dem Buche lernen, obschon der Verf., der „lange von dem Orient geträumt" hatte und „müde des alltäglichen Treibens geworden war", zunächst nur „nach den Cedern des Libanon und den Palmen Syriens und Ägyptens sich gesehnt" hatte (S. 3). Bis Ägypten ist er indeß nicht gekommen; um so länger verweilt er dafür in Syrien und Palästina. Ob in Betreff des Multum, im Gegensatze zu den Multa, die Ausbeute des vorliegenden Buches, wenn man einen höhern Standpunkt der Betrachtung einnimmt, eine sehr bedeutende sei, läßt jedoch Ref. dahingestellt. 17.

---

## Aus Italien.

Der ehemalige Herausgeber der „Biblioteca italiana", Ritter Jos. Acerbi di Castelgoffredo hat noch sein Pflegkind nicht vergessen, das unverkennbar am freudigsten gedieh, als er es versorgte und großzog. Zwar stellt es sich nicht mehr ungeberdig, wie ihm damals zuweilen begegnete, wenn es

meinte verletzt zu sein; aber diese kleinen Unarten ließen dem aufgeweckten Burschen, der dafür auch Spaß zu machen verstand, besser als seine exemplarische Ernsthaftigkeit und die nur belehrende Unterhaltung. Doch das war es nicht, was ich Ihnen von Hrn. Acerbi erzählen wollte. Eingedenk seiner frühern Verbindungen mit der „Biblioteca italiana", hat er in seinen Papieren Einiges nachgesucht, was er während seines Aufenthaltes in Ägypten sich niedergeschrieben hatte, und theilt es, da er es unbekannt glaubt, nunmehr mit. Als erste Probe theilt er den Bericht eines Fullaners, eines in Kuna, in der Provinz Sébere, geborenen Ulemas aus Tombuktu mit, den er im Mai 1834 zu Alexandrien kennen lernte. Dieser Mann nannte sich Mohammed, Sohn Ahmet's, Sohn des Abu Beker, Sohn des Bolel. Eine Leidenschaft zu reisen hatte ihn zweimal durch Sudan oder Takrur getrieben; durch Burnu und Fezan war er nach Tripolis gegangen, dann nach Ägypten, Syrien, Bagdad, Bassora, dann durch Hedjar nach Mekka; von Faana und Mekka war er nach Yemen gekommen, nach Abyssinien vorgedrungen und durch Fazokle nach Ägypten zurückgekehrt. Sein Erinnerungsbuch war sein Gedächtniß, das auch den ganzen Koran enthielt. In Sokkoto bei Sultan Bello machte er die Bekanntschaft des Capitain Clapperton, der seiner in seinem Tagebuche gedenkt; es ist auch der Mallem, oder gelehrte Ulema Bello's im Tagebuche der Brüder Lander. Das lange eigenhändige Ehrenzeugniß Bello's, ganz von des Sultans Hand, mit seinem Siegel versehen, schrieb Hr. Acerbi sich genau ab und Abate Lanci zu Rom verdankt er davon eine buchstäbliche Übersetzung. Die Bekanntschaft eines solchen Mannes wird Niemand vernachlässigen, der weiß, wie viel Europa den Berichten Eingeborener über das Innere Afrikas verdankt. Alles, was ihn bestechen konnte, wurde aufgeboten, um seine Gunst zu gewinnen, und der Ulema von Tombuktu, der nach zwei Tagen abreisen wollte, blieb beinahe einen Monat und stand Hrn. Acerbi mittels seines Dragomans, Hrn. Annibale Lapi, fast 12 Stunden lang täglich Rede. Diese Unterredungen gedenkt Hr. Acerbi jetzt herauszugeben, sie dürften zwei Octavbände füllen, mit einer Karte, die er unter seiner Anleitung zusammenstellte. Er verstand nichts als den Koran; aber dieser Inbegriff aller Wissenschaft und seine fullanische Herkunft öffneten ihm bei allen Mächtigen die Thore. Man reist wohlfeil in Sudan. Geschenke von Sklavinnen bereichern die wohlaufgenommenen Reisenden. Unser Ulema war mit einer Sklavin von zu Hause abgereist und kam mit 22 in Tripolis an und mit ihrem Kaufpreis bezahlte er die Seefahrt nach Alexandrien. Er verstand sich darauf Amuletzettel (Rusha bei den Türken) zu schreiben und nichts empfiehlt so sehr bei den Gläubigen. Für alle Versuche, ins Innere Afrikas einzudringen, fürchtete er einen gefährlichen Ausgang, wenn man sich, wie bisher nur zu gewöhnlich geschehen, auf die Empfehlungen der marokkanischen Kaufleute verließ, die eifersüchtig darauf sind, ihren Einfluß durch jedes Mittel zu bewahren. Auch Clapperton war ein Opfer der Ränke eines Barbaresken, wie er sehr umständlich angab, und Hr. Acerbi hat im Märzheft der „Biblioteca italiana" diese Hergänge als Probe dieses künftigen Werkes mitgetheilt, das wol auf allgemeine Theilnahme rechnen darf.

---

Zu den vielen Übersetzungen aus Schiller's Gedichten in lateinische Verse ist nun auch durch einen Italiener ein Beitrag gekommen. „Friderici Schilleri carmina nonnulla a *Francisco Philippio* latinitate donata" (Venedig 1840) ist ein in mehr als einer Hinsicht wichtiger Versuch, da er zu Vergleichungen einladet, die auf den Stand der philologischen Anfoderungen an den verschiedenen Punkten, wo die Übersetzungen erschienen, weiter schließen lassen. Eine Probe der Übersetzung des „Kampfs mit dem Drachen" verräth Leichtigkeit und Bekanntschaft mit den Schätzen der Sprache.

---

Die milde italienische Sprache muß von ihren Dichtern jetzt lernen Bilder des Schmerzes und des Schreckens vorzugsweise zu malen. Einer der versprechendsten, Dr. R. Somma, hat aus der Chronik von Udine ein Ereigniß des Jahres 1511 gewählt, wo das Schauderhafte noch dadurch gehoben ist, daß der Mord am Fastnachtdienstag im vollen Glanze der Masken erfolgt. Abgerechnet die Wahl, zeigt „La maschera del giovedi grasso. Novella dell dott. *R. Somma*" (San-Vito 1840) von plastischer Auffassnng der Gestalten und anschaulicher Festhaltung der Scenen, was nicht von vielen Dichtern Italiens gerühmt werden kann. 2.

---

## Bibliographie.

Ammon, C. F. v., Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion in kirchlicher Rücksicht. Darstellung eines Zeitbedürfnisses. 4ter und letzter Band. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 2 Thlr.

Arndt, E. M., Erinnerungen aus dem äußern Leben. 2te unveränderte Auflage. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr.

Baour-Lormian, Stephan Duranti oder die Ligua in der Provinz. Historisch-romantisches Gemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert. Deutsch bearbeitet von P. Gauger. 2 Theile. 8. Karlsruhe, Macklot. 2 Thlr. 8 Gr.

Beck, K., Saul. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Leipzig, Bösenberg. 16 Gr.

Bernard, Ch. de, Die Frau ohne Furcht und Tadel. Aus dem Französischen von St. Friedrich. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 1 Thlr.

Bernhard, Lebensbilder aus Dänemark in Novellen und Erzählungen. 5ter Band. — Auch u. d. T.: Der Kommissionär und Tante Franciska. 8. Leipzig, Weber. 1841. 1 Thlr. 6 Gr.

Bibliothek deutscher Schönheiten aus dem Gebiete der Poesie und Prosa. 4ter Band. Genius aus Klopstock's Werken. — Auch u. d. T.: Genius aus Klopstock's Werken. Als Register zu dessen Gesammtausgabe bearbeitet von H. Döring. 8. Jena, Mauke. 12 Gr.

Böhmer, W., Die christliche Dogmatik oder Glaubenswissenschaft 1ster Band. — Auch u. d. T.: Die christliche Glaubenswissenschaft, so nach ihrer Allgemeinheit, wie nach ihrer anthropologischen Besonderung. Gr. 8. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Braun v. Braunthal, Lieder eines Eremiten. Gr. 16. Stuttgart, Griesinger u. Comp. 12 Gr.

Bülow, E. v., Jahrbuch der Novellen und Erzählungen. Eine Weihnachtsgabe für 1840. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 2 Thlr.

Bürger, J., Helgoland. Lieder aus der Nordsee. 2te Auflage. Gr. 18. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8 Gr.

Cancer, ein Almanach für deutsche Buchhändler auf das Jahr 1841. Poetisches Meßgeschenk für 4 ggr. netto baar dargebracht von L. Komet. 16. Leipzig, Schreck. 6 Gr.

Davy's (Sir H.) Salmonia oder neun Angeltage. Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlecht. Deutsch bearbeitet v. C. Neubert. Mit 3 Steindrucktafeln. 8. Leipzig, Voß. 1 Thlr. 20 Gr.

Dieringer, F. X., System der göttlichen Thaten des Christenthums, oder: Selbstbegründung des Christenthums, vollzogen durch seine göttlichen Thaten. 1ster Band. Polemik der göttlichen Thaten. Gr. 8. Mainz, Kupferberg. 1841. 1 Thlr. 16 Gr.

Dietrich, E., Johannes Gutenberg, oder: Die Wege der Vorsehung. Original-Roman aus der Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst. 8. Jüterbog, Colditz. 16 Gr.

Doering, H., Danziger Bilder. 8. Danzig, Gerhard. 1 Thlr. 12 Gr.

Dornau, J., Bergmann und Wilddieb. Novelle. Gr. 12. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 6 Gr.

Erdmann, J. E., Grundriss der Psychologie. Für Vorlesungen. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 12 Gr.

— — Natur oder Schöpfung? Eine Frage an die Naturphilosophie und Religionsphilosophie. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 18 Gr.

— — Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie. 2ten Bandes 1ste Abth. — Auch u. d. T.: Die Entwicklung des Empirismus und Materialismus in der Zeit zwischen Locke und Kant. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 2 Thlr. 6 Gr.

Galle, F., Versuch einer Charakteristik Melanchthons als Theologen und einer Entwicklung seines Lehrbegriffs. Gr. 8. Halle, Lippert. 2 Thlr.

Goßmann, J. B., Max Emanuel. Episches Gedicht in sechs Gesängen. Gr. 8. Würzburg, Voigt und Mocker. 1 Thlr. 12 Gr.

Grün, A., Schutt. Dichtungen. 4te durchgesehene Auflage. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr.

Günther, J., Anecdoten-Almanach auf das Jahr 1841. 360 Anecdoten und Characterzüge und 26 Parodieen. 16. Leipzig, Schreck. 1 Thlr.

Gutzkow, K., Börne's Leben. Mit Börne's Bildniß in Stahl gestochen und einem Facsimile. — Auch u. d. T.: Ludwig Börne's gesammelte Schriften. Supplementband. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Hauff. Skizzen aus dem Leben und der Natur. Vermischte Schriften. 2ter Band. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr. 8 Gr.

Heine, H., Reisebilder. 1ster Theil. 3te Auflage. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 16 Gr.

Holtei, K. v., Briefe aus und nach Grafenort. 8. Altona, Hammerich. 1841. 1 Thlr. 18 Gr.

Jahrbuch für 1840. (5ter Jahrg.) Herausgegeben von *H. C. Schumacher*, mit Beiträgen von *Bessel*, *Erman*, *Mädler* und *Olbers*. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr.

Kerler, H. F., Geschichte der Grafen von Helfenstein nach den Quellen dargestellt. Mit 1 Stahlstich. Roy.-8. Ulm, Stettin. 1 Thlr.

Klencke, H., Der Sterbende und seine Zukunft. Blicke in die letzte Erdenstunde und das Jenseits des Menschen. Physiologische Gabe an freidenkende Gebildete. 8. Leipzig, Kollmann. 12 Gr.

Knesebeck, F. W. B. F., Historisches Taschenbuch des Adels im Königreich Hannover. Gr. 12. Hannover, Hahn. 2 Thlr. 4 Gr.

Krahmer, K. L., Preußische Zustände. Dargestellt von einem Preußen. 8. Leipzig, Kollmann. 12 Gr.

Krebs, J. P., Carl Sigonius einer der grössten Humanisten des sechszehnten Jahrhunderts ein Vorbild aller Studirenden geschildert. Gr. 8. Frankfurt a. M., Brönner. 18 Gr.

Külb, Ph. H., Geschichte der Entdeckungsreisen vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, mit besonderer Beziehung auf Naturkunde, Handel und Industrie nach den Quellen bearbeitet. 1ste Abth. Reisen und Entdeckungen in Afrika. 1ster Band. Mit 1 Portrait und 2 Charten. — A. u. d. T.: Geschichte der Reisen und Entdeckungen in Africa vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. 1ster Band. Gr. 8. Mainz, Kupferberg. 1841. 2 Thlr. 8 Gr.

Lachmann, K. H., Geschichte Griechenlands von dem Ende des peloponnesischen Krieges bis zu dem Regierungsantritte Alexanders des Großen. 1ster Theil. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 1839. 2 Thlr. 12 Gr.

Laun, F., Ludwig Philipp und Napoleon. Zum Andenken an das Jahr 1840 und dessen Jubelfeier der Buchdruckerkunst. Schmal 4. Dresden u. Leipzig, Arnold. 6 Gr.

Lenz, L., Berlin und die Berliner. Genrebilder und Skizzen. Mit einer Original-Federzeichnung von Hosemann. 8. Berlin, Klemann. 6 Gr.

Lindner, F. W., Das Nothwendigste und Wissenswertheste aus dem Gesammtgebiete der Tonkunst. Ein Handbuch für den Unterricht und die Selbstbelehrung. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 1 Thlr. 18 Gr.

Mörike, E., Classische Blumenlese. Eine Auswahl von Hymnen, Oden, Liedern, Elegien, Idyllen, Gnomen und Epigrammen der Griechen und Römer; nach den besten Verdeutschungen, theilweise neu bearbeitet, mit Erklärungen für alle gebildeten Leser. 1stes Bändchen. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 1 Thlr. 8 Gr.

Mühlbach, L., Des Lebens Heiland. Ein Roman. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Ober, P., Gedichte. Gr. 12. Burgdorf, Langlois. 12 Gr.

Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des englischen Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von R. Wagner. 2ter Band. Afrikanische Nationen. Gr. 8. Leipzig, Voß. 2 Thlr. 4 Gr.

Rein, Ludw., Der Todtengräber von Bacharach. Ein Nachtstück. 8. Leipzig, Meißner. 1841. 1 Thlr. 18 Gr.

Rückert, F., Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. 2tes Bändchen. 2te Auflage. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 8 Gr.

Schelmen-Lieder und andere, aus der Liedersammlung eines lustigen Malers. 1ste bis 3te Lese. 16. Ulm, Wagner. 6 Gr.

Schmidthammer, W., Der Lebensbund. Dichtungen. 8. Leipzig, Schreck. 1841. 4 Gr.

Schröter, L., Die Wissenschaft des Lebens. 1stes Heft. Gr. 8. Hamburg, Niemeyer. 8 Gr.

Schubert, G. H. von, Erzählungen. Gr. 8. Erlangen, Palm u. Enke. 1 Thlr. 14 Gr.

Schwab, G., Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von A. von Haller bis auf die neueste Zeit. Eine Mustersammlung mit Rücksicht auf den Gebrauch in Schulen. 2te vermehrte Auflage. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Spruner's, K. v., historisch geographischer Hand-Atlas. 3te Lief. von 7 illuminirten Karten. Folio. Gotha, J. Perthes. 2 Thlr.

Steinheim, Moses Mendelssohn und seine Schule in ihrer Beziehung zur Aufgabe des neuen Jahrhunderts der alten Zeitrechnung. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 12 Gr.

Stern, S., Lehrbuch der allgemeinen Grammatik. Gr. 8. Berlin, Heymann. 1 Thlr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Neue Folge. 2ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1841. 2 Thlr. 12 Gr.

Train, J. K. v., Novellen. 1. Wahn und Enttäuschung. 2. Der letzte Sprößling. 8. Wesel, Becker. 12 Gr.

Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1841 aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell. 18tes Bändchen. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 1841. 1 Thlr.

Wieland's sämmtliche Werke. Supplement. Christoph Martin Wieland nach den zuverlässigsten Quellen dargestellt von H. Döring. — Auch u. d. T.: Christoph Martin Wieland. Ein biographisches Denkmal von H. Döring. Gr. 16. Sangerhausen, Rohland. 20 Gr.

Wintergrün. Taschenbuch auf 1841. Herausgegeben von Georg Lotz. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr. 8 Gr.

Zangerl, J., Das Heimweh. 2te, ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Wien, Beck. 16 Gr.

Zehender, J. C., Antistes Hurter und seine verunglimpften Amtsbrüder. Ein Beitrag zur Würdigung seiner neuesten Schrift. Gr. 8. Schaffhausen, Brodtmann. 8 Gr.

Zehmen. Die Batterie vor Kunersdorf, oder: Der Dichter und Soldat. Ein romantisches Gemälde aus dem siebenjährigen Kriege. 8. Jüterbog, Colditz. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 314. —— 9. November 1840.

Die Günderode. Zwei Theile. Grünberg, Levysohn. 1840. 4 Thlr. 12 Gr.

Wäre es nicht schon einmal das unentfliehbare Schicksal jedes in Deutschland erscheinenden Buchs von nur einigem Werth in die Hand der Kritik zu fallen und von ihr mit einem lobenden oder tadelnden Zeugniß begabt zu werden, so hätte gewiß das vorliegende Buch gegründete Ansprüche darauf, von Kritikern und Recensenten unangetastet zu bleiben, mit Lob wie mit Tadel, und, unbelästigt von den oft mistönenden Stimmen eines widerspruchsvollen Gerichts, nur den Günstigen und Empfänglichen schweigend sich darzubieten. Aber welch eine Zumuthung wäre das für die hungrige Kritik, sich eine so köstliche Beute entreißen zu lassen, welch eine unerhörte Appellation an ihre Großmuth, auf einen so seltenen Fang freiwillig zu verzichten! Nein, eine solche Gelegenheit zu weitausgreifenden Reflexionen, zu scharfem Tadel, zu enthusiastischer Bewunderung und Vergötterung, zu reichhaltigen Citaten und ausgiebigen Commentaren erscheint nicht oft, und die Kritik, welche neuerer Zeit manches Hungerjahr erlebt, läßt es sich nicht nehmen, sich hier auch einmal wieder gütlich zu thun. Dem Gesetze der unentfliehbaren Nothwendigkeit folgt nun auch Referent, und indem er die Unangemessenheit des kritischen Verfahrens gegenüber einem Buche wie dieses anerkennt, wird er darnach streben, durch den Charakter seines Berichts über „Die Günderode" Diejenigen möglichst zu versöhnen, welche das profane Volk der Recensenten gerne von den geweihten Grenzen dieses Buches ganz ausgeschlossen und ferne gehalten sähen.

„Die Günderode" ist auch wieder ein Briefwechsel Bettina's, ähnlich dem mit Goethe, welcher vor fünf Jahren mit so großem Enthusiasmus in Deutschland aufgenommen wurde, und man erinnert sich wol noch der schönen und ergreifenden Stellen in dem letztgenannten, welche von der Günderode und von ihrem beklagenswerthen freiwilligen Tode sprechen. In welchem innigen, geistigen Verhältniß Bettina und die um mehre Jahre ältere Günderode miteinander standen, wie sie, wenn von einander getrennt, im lebendigen Verkehr und Austausch ihrer Gefühle und Ideen blieben, dies wird durch vorliegenden Briefwechsel klar, der einige Jahre früher als der mit Goethe, nämlich 1804—6 fällt. Wenn das früher erschienene Buch mit Bewunderung einer so genialen und bei aller Keckheit doch so sichern, ihrer, wenn schon höchst eigenthümlichen und vom Gewöhnlichen abweichenden Bildung sich so bewußten Natur erfüllte, so muß das neuerschienene höchst willkommen sein, als wichtige Aufschlüsse darbietend über die gährende Entwickelung dieser reichbegabten und kühnen Natur, als unschätzbarer Beitrag zur Geschichte eines seltenen Geistes. Selbstbiographien enthalten immer Dichtung und Wahrheit gemischt, selbst wenn der Autor jene auszuschließen gemeint ist; sie sind immer nur Reflexe; dagegen Briefe, wenn sie auch nur einzelne Momente und Stimmungen enthalten, sind Stücke, organische Theile des Lebens selbst, und für eine geübte und glückliche Divination ist es vielleicht möglich, aus den gegebenen Punkten annähernd die ganze Linie des geistigen Lebens zu errathen. Erleichtert würde diese geistige Operation noch dadurch, oder vielmehr sie würde ein sicheres Resultat geben, wenn die geniale Verfasserin sich entschlösse, nach und nach das Geeignete aus ihrem Briefwechsel mit andern Personen, Verwandten und Freunden, der Öffentlichkeit zu übergeben. Denn sie hatte, wie sie selbst schreibt, mit Jedem eine eigene Art zu verkehren und zu sein, indem ihr Geist in verschiedenen geistigen Atmosphären auch verschiedene Phasen annahm, unbeschadet seiner Originalität und Einheit und Wahrheit. Den Beweis, daß diese Briefe keine spätere Interpolationen enthalten, wollen wir kritischern Männern überlassen.

Höchst interessante Momente der geistigen Geschichte Bettina's enthalten diese Briefe. Wir wollen im Nachstehenden versuchen, das Charakteristische ihrer gemüthlichen und geistigen Eigenthümlichkeit hervorzuheben, müssen aber mit ein paar Zügen das allgemeine Bild der Zeit entwerfen, in welche Bettina's Jugend und diese Briefe fielen, ihre Umgebung und die Verhältnisse, die auf sie einwirkten, und ihre Freundschaft mit der edeln, geistvollen Jungfrau, an welche sie sich mit solcher Sehnsucht und Inbrunst anschloß, nach Maßgabe der in dem Briefwechsel selbst mitgetheilten Aufschlüsse und Andeutungen besprechen.

Bettina's Kindheit und Jugend fällt in die stürmische Zeit der Revolution und der Revolutionskriege. Ihre Vaterstadt Frankfurt, bewohnt von vielen reichen und großen Kaufleuten, politisch wichtig durch die daselbst

erfolgte Wahl und Krönung der deutschen Kaiser, wurde von den politischen und Kriegsunruhen vielfach berührt, und sie selbst, einer angesehenen und reichen Familie angehörig, kam mit vielen hochstehenden und ausgezeichneten Personen in häufige Berührung. Die Belege hierfür findet man reichlich in diesem Briefwechsel. Napoleon, der damals (1804 — 6) dem Zenith seiner Macht sich näherte, kam einmal durch Frankfurt; mit Emigranten hatte sie in Offenbach bei ihrer Großmutter Sophie v. Laroche Verkehr, und traf dort auch, wie in den Taunusbädern, viele fürstliche und sonst vornehme oder bedeutende Personen. Anregender noch und einflußreicher für einen empfänglichen und hochbegabten Geist als diese Zeitverhältnisse, Umgebungen und Bekanntschaften mußten die philosophischen, religiösen und poetischen Strebungen jener Zeit sein. Man erinnere sich, daß damals noch die schönste literarische Blüte in Weimar Deutschland begeisterte und entzückte, daß die Philosophie Fichte's und Schelling's von Jena aus in immer weitern Kreisen sich ausbreitete, daß Schleiermacher seine „Reden über Religion" und seine „Monologen" geschrieben hatte, daß die romantische Schule, Tieck und die Schlegel (Novalis war 1801 gestorben) die jugendlichen Geister mit einer überschwänglichen stolzen Trunkenheit erfüllten, während andererseits enthusiastische Herolde der Herrlichkeit des Alterthums, der alten Weisheit, Poesie und Religion (Hölderlin, Creuzer, Schleiermacher) auftraten. Das Absolute, das Göttliche, war damals die Losung unter den Strebenden und Geistreichen in Deutschland, und wenn man sich in die Stimmung jener Zeit zurückversetzt, wird man auch den Geist, welcher in dem vorliegenden Briefwechsel weht, eher begreifen können. Dem Kreise der Romantiker insbesondere war Bettina durch ihren Bruder Clemens Brentano, von welchem in den Briefen sehr oft die Rede ist und welcher auch der Günderode näher gestanden zu haben oder eine Annäherung an sie gesucht zu haben scheint, verwandt und wurde es später noch mehr durch ihren Gatten, Achim v. Arnim, den sie schon damals kannte und auszeichnete. Die Günderode ihrerseits scheint Philosophie, Geschichte, Mythologie und Poesie ernster und gründlicher studirt zu haben, während Bettina mehr an Allem herumnaschte. Dies geht hervor aus einem Briefe der Günderode (I, 21), aus dem wir Folgendes ausheben:

Nur das Einzige thue mir und fange nicht alles untereinander an, in deinem Zimmer sah es aus wie am Ufer, wo eine Flotte gestrandet war. Schlosser wollte zwei große Folianten, die er für dich von der Stadtbibliothek geliehen hat, und die du schon ein Vierteljahr hast, ohne drin zu lesen. Der Homer lag aufgeschlagen an der Erde ... deine schöne erfundene Reisekarte des Odisseus lag daneben und der Muschelkasten mit dem umgeworfenen Sepianäpfchen und allen Farbenmuscheln drum her. Dein Flageolet, das du mitnehmen wolltest und vergeblich suchtest, rath wo ich's gefunden habe? Dann flattert das blaue Band an deiner Guitarre so lang es ist zum Fenster hinaus ... Von Büchern hab' ich gefunden auf der Erde den Ossian, die Sacontala, die Frankfurter Chronik, den Hemsterhuis, darin lag beifolgender philosophischer Aufsatz, den ich mir zu schenken bitte, wenn du keinen besondern Werth darauf legst, ich hab mehr dergleichen von dir, und da dein Widerwille gegen Philosophie dich hindert ihrer zu achten, so möchte ich diese Bruchstücke deiner Studien wider Willen beisammen bewahren, vielleicht werden sie dir mit der Zeit interessanter. Siegwart, ein Roman der Vergangenheit, fand ich auf dem Claviere das Tintenfaß draufliegend. Es rappelte etwas in der kleinen Schachtel auf dem Fensterbrete, ich war neugierig sie aufzumachen, da flogen zwei Schmetterlinge heraus, die du als Puppen hineingesetzt hattest. Unter deinem Bett fegte die Liesbet Karl XII. und die Bibel hervor ... Ich habe mit wahrem Vergnügen dir dein Zimmer dargestellt, weil es wie ein optischer Spiegel deine apparte Art zu sein ausdrückt, weil es deinen ganzen Charakter zusammenfaßt; du trägst allerlei wunderlich Zeug zusammen um eine Opferflamme dran zu zünden, sie verzehrt sich, ob die Götter davon erbaut sind, das ist mir unbekannt.

Wer sich in Bettina's Zimmer zu andern Zeiten umgesehen hätte, der hätte darin noch gar viele und mannichfache Bücher finden müssen; so ist irgendwo vom Suetonius die Rede, den sie excerpirte, und vom Pindar, den sie mit der Günderode gelesen. Außerdem verräth sich unverkennbar in diesen Briefen eine nicht geringe Bekanntschaft mit den griechischen Tragikern und Plato (die Orthographie zeugt davon, daß die Verfasserin sie nicht im Original las), sowie auch mit den Schriften von Schleiermacher, Fichte, Schelling und Novalis; Goethe's „Wilhelm Meister" wird ausdrücklich genannt. Musik trieb sie mit genialischer Leidenschaft und Selbständigkeit; die Botanik und die Naturwissenschaften überhaupt können ihr, nach den anschaulichen Schilderungen, die sie häufig von Pflanzen und andern Naturgegenständen gibt, nicht ganz fremd gewesen sein; in Marburg, wo sie bei ihrem Schwager Savigny einen Winter zubrachte, lernte sie bei einem alten Juden, von dessen Adel in körperlicher Erscheinung und geistigem Wesen sie mit größter, herzlichster Ehrfurcht schreibt, Mathematik; in Offenbach nahm sie bei einem ärmlichen Lehrer Unterricht in der Geschichte, weil ihre Verwandten sehr darauf drangen, daß sie geregelter studire, und recapitulirt aufs ergötzlichste, was sie in einigen Lectionen von den alten asiatischen Monarchien und Königen in größter Langweile gelernt. Die Klagen Anderer, daß sie nichts Rechtes lerne und treibe, die sie selbst nicht ungegründet findet, sind mithin wol so zu verstehen, daß sie sich nicht auf ein förmliches Studium legen mochte, obwol sie bei ihren glücklichen Anlagen ihren Geist mit nicht wenigen Kenntnissen bereicherte, oder vielmehr anregte; denn von einer Ansammlung und Aufspeicherung von Wissensschätzen, vom Lernen, will sie Nichts hören; sie will ihren Geist nähren, in Thätigkeit setzen, freier machen. Über die Art, wie der Geist zu bilden sei, herrschte überhaupt zwischen den beiden philosophischen Freundinnen („himmlische Kerls" nennt Bettina sich selbst und die Günderode) mancher Widerspruch, obschon im Grunde Jede die Art der Andern anerkannte und gewähren ließ. Der Günderode Wahlspruch, den ihr Bettina öfters vorrückt und bestreitet, war: „recht Viel lernen, Viel wissen und jung sterben!" Bettina dagegen wollte den Geist frei walten, ihn sich ungebunden, ungeschult entwickeln und offenbaren lassen und ihm dadurch eine unzerstörbare Jugend, eine freiwillige Reife und Selbsterzeugung zu einer höhern Daseinsweise sichern. Höchst

anziehend ist der halbdisputirende Austausch der Ansichten der beiden Jungfrauen, welche sich im Grunde mehr ergänzen, als daß sie sich ausschlössen. Über die Lectionen in der Geschichte schreibt die Günderode an Bettina:

Halte doch noch eine Weile aus mit deinem Geschichtslehrer; daß er dir möglichst kurz die Physiognomien der Völkerschaften umschreibt, ist ganz wesentlich. Du weißt jetzt, daß Ägypten mit Babylonien, Medien und Assirien im Wechselkriege war, fortan wird dies Volk kein stehender Sumpf mehr in deiner Einbildung sein ... Vielleicht daß dich die Gegenwart nicht befriedigt; was uns näher liegt, wirft Schatten in unsere Anschauung, und daher ist gut, daß der Vergangenheit Licht die dunkle Gegenwart beleuchte. Darum schien mir die Geschichte wesentlich, um das träge Pflanzenleben deiner Gedanken aufzufrischen; in ihr liegt die starke Gewalt aller Bildung, die Vergangenheit treibt vorwärts, alle Keime der Entwickelung in uns sind von ihrer Hand gesäet. Sie ist die eine der beiden Welten der Ewigkeit, die in dem Menschengeiste wogt, die andere ist die Zukunft; daher kommt jede Gedankenwelle und dahin eilt sie! Wär' der Gedanke blos der Moment, in uns geboren? Dies ist nicht. Dein Genius ist von Ewigkeit zwar, doch schreitet er zu dir heran durch die Vergangenheit ... Sei nur ein bischen standhaft, trau mir, daß der Geschichtsboden für deine Phantasien, deine Begriffe ganz geeignet, ja nothwendig ist. Wo willst du dich selbst fassen, wenn du keinen Boden unter dir hast? Kannst du dich nicht sammeln, ihre Einwirkung in dich aufzunehmen? Vielleicht weil, was du zu fassen hast, gewaltig ist wie du nicht bist ... Wenns nur nicht bald einmal aus sein wird mit der Musik, wie mit deinen Sprachstudien, mit deinen physikalischen Eruptionen und deinen philosophischen Aufsätzen, und dies alles als erstarrte Grillen in dein Dasein hineinnagt; wo du vor Hochmuth nicht mehr auf ebenem Boden wirst gehen können, ohne jeden Augenblick einen Purzelbaum wider Willen zu machen.

Darauf antwortet Bettina:

Deine Schellingsphilosophie ist mir zwar ein Abgrund, es schwindelt mir da hinabzusehen wo ich noch den Hals brechen werd, eh ich mich zurecht find in dem finstern Schlund, aber dir zu lieb will ich durchkriechen auf allen Vieren. Und die lüneburger Haid der Vergangenheit, die kein End nimmt, mit jedem Schritt breiter wird; — du sagst im Brief, sie sei mir nothwendig, zum Nachdenken, zur Selbsterkenntniß zu kommen; ich will nicht widersprechen! — Könntest du doch die neckenden, grausenerregenden Gespenster gewahr werden, die mich in dieser Geschichtseinöde verfolgen und mir den heiligen Weg zum Tempel der Begeisterung vertreten, auf dem du so ruhig dahinwallest und mir die Zaubergärten der Phantasie unsicher und unheimlich machen, die dich in ihre tausendfarbigen Schatten aufnimmt. Thut der Lehrer den Mund auf, so sehe ich hinein, wie in einen unabsehbaren Schlund, der die Mammuthsknochen der Vergangenheit ausspeit, und allerlei versteinert Zeug, das nicht keimen, nicht blühen mehr will. Du sprichst von meinem Wahrnehmungsvermögen mit Respekt: hab' ichs aus der Vergangenheit empfangen, wie du meinst, so weiß ichs doch nicht wie's zuging. — Ists der Genius, der dort herüber gewallt kommt? Das willst du mir weiß machen! — feiner Schelm! — Mein Genius, der blonde, dem der Bart noch nicht keimt, — sollte aus dem Schimmel herausgewachsen sein, wie ein Erdschwamm! ... ich bin nicht feige; seine (des Genius) Eingebungen fordern mich auf zum Denken, meinst du — Ach Gott! — Denken, das hab' ich verschworen; aber wach und feurig im Geiste, das bin ich. Das ist die Gegenwart, die mich mit sich fortreißt ins ungewisse Blaue, ja ins Ungewisse; aber ins himmlische, blonde, goldstrahlende Antlitz des Sonnengottes schauen, der die Rosse gewaltig antreibt, und weiter nichts. Der Abend fängt mich auf in seinem Schoos, sinnend lieg ich ein Weilchen, lausch in die Ferne; größere Helden deucht mir da auf der vollen Heerstraße der Geschichte, am heutigen Tage ihre muthigen Rosse tummeln zu hören; ja, ich will, ich möcht hin ... der auf dem Berg winkt ... schlaf fest, denn er, der Zeiten Genius, weckt zur rechten Stund u. s. w.

Aus den obigen Brieffragmenten tritt schon auch das Verhältniß der beiden Freundinnen einigermaßen hervor, sowie die Verschiedenheit ihrer Naturen. Folgendes ist die Schilderung, welche Bettina dem Herzog von Gotha von dem Wesen der Günderode gibt:

Schwärzlich glänzend braunes Haar, das in freien weichen Locken wie sie wollen sich um ihre Schultern legt. „Was für Augen?" Pallasaugen blau von Farbe, ganz voll Feuer, aber schwimmend auch und ruhig. „Und die Stirn?" Sanft und weiß wie Elfenbein, stark gewölbt und frei, doch klein, aber breit wie Platon's Stirn; Wimpern die sich lächelnd kräuseln; Brauen wie zwei schwarze Drachen, die mit scharfem Blick sich messend, nicht sich fassend und nicht lassend, ihre Mähnen trotzig sträuben, doch aus Furcht sie wieder glätten. So bewachet jede Braue, aufgeregt in Trotz und Zagheit, ihres Auges sanfte Blicke. „Und die Nase und die Wange?" Stolz ein wenig und verächtlich, wirft man ihrer Nase vor, doch das ist weil alle Regung gleich in ihren Nüstern bebet, weil den Athem sie kaum bändigt, wenn Gedanken aufwärts steigen von der Lippe, die sich wölbet frisch und kräftig, überdacht und sanft gebändigt von der feinen Oberlippe. — Auch das Kinn muß ich beschreiben, wahrlich, ich hab nicht vergessen, daß Eroden dort gesessen und ein Dellchen drinn gelassen, das der Finger eingedrückt, während weisheitsvolle Dichtung füllet ihres Geistes Räume.

So poetisch wird Bettina ergriffen von dem Gedanken an die Günderode, daß ihre Sprache selbst zu Rhythmen sich gestaltet. Noch eine merkwürdige Stelle aus einem andern Brief Bettina's möge hier stehen:

Dein ganz Sein mit Andern ist träumerisch; ich weiß auch warum; wach könntest du nicht unter ihnen sein und dabei so nachgebend; nein, sie hätten dich gewiß verschüchtert, wenn du ganz wach wärest, dann würden dich die gräßlichen Gesichter, die sie schneiden, in die Flucht jagen ... Du machst im Leben aus Großmuth die Augen zu, magst nicht sehen wie's bestellt ist um die Menschen, du willst keinen Abscheu in dir aufkommen lassen gegen sie, die nicht deine Brüder sind, denn Absurdes ist nicht Schwester und nicht Bruder; aber du willst doch ihr Geschwister sein, und so stehst du unter ihnen mit träumendem Haupt, und lächelst im Schlaf, denn du träumst dir alles blos als dahinschweifenden, grotesken Maskentanz.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Bischof Burgeß und Dr. M'Crie.

In England sind vor kurzem die Biographien zweier berühmter, auch hinsichtlich ihrer literarischen Bestrebungen und Leistungen bemerkenswerther Theologen erschienen: des Bischofs Dr. Burgeß von Salisbury von J. S. Harford und des Dr. M'Crie von dessen Sohne. Dr. M'Crie trat von Anfang an als Verfechter der Urverfassung der schottischen Kirche, als Repräsentant der alten Covenanter mit dem Streben nach Wiederherstellung ihrer Grundsätze wie ihrer Einrichtungen auf. Sein Hauptzweck war Restauration der Kirchendisciplin und eine Verfassung der Kirche, in welcher diese nicht nur ein vom Staate unabhängiger Körper, sondern selbst eine Leiterin und Aufseherin desselben wäre. Die bedeutenden Kämpfe, in welche er in Folge dieser Bestrebungen verwickelt ward, namentlich mit der schottischen Generalsynode, erregten bei den, die Öffentlichkeit begünstigenden Verhältnissen der schottischen Kirche allgemeines Aufsehen und führten mancherlei Verwickelungen herbei. Seine Biographie von Johann Knox, deutsch übersetzt von Planck, ist in der Geschichte der schottischen Kirche eine Er-

scheinung, die ganz im Verhältnisse zu dem Auftreten des schottischen Reformators selbst steht. M'Crie kämpft darin mit aller Kraft gegen die im Gefolge der Revolution von 1689 eingeführten Änderungen der Kirchenverfassung und für die Suprematie der Kirche über die weltliche Gewalt in dem vollsten, von den Covenantern in Anspruch genommenen Umfange. Natürlich waren aber seine Hoffnungen von der Möglichkeit einer Wiedereinführung des Covenants, so grundlos, wie es die einer Wiederherstellung der Heptarchie in England sein würde; er selbst ermangelte dieser Einsicht und beklagt sich auf das bitterste darüber. „Ich bin in Wahrheit des Publicums überdrüssig — es ist mir widerwärtig — die Weise ekelt mich an, in welcher es bei einem und demselben Gegenstande kalt und warm wird — und ich will, ich kann in seiner Atmosphäre nicht leben. Es ist lange her, daß ich es einsah, die günstige Meinung, die es für Knox kund gab, sei eine oberflächliche, hohle, trügerische gewesen. Aber wie konnte ein solches Geschlecht wirklich oder aufrichtig Jenes Charakter verehren, mit seinen Grundsätzen und Gesinnungen übereinstimmen, die mit allen seinen eigenen in solchem Widerspruche stehen? Und was bedeuten Versicherungen, welche durch die tägliche Praxis Lügen gestraft werden? Doch ich will bei diesem Gegenstande nicht verweilen. Sie erkennen leicht den Zustand meines Gemüths." Auf die Biographie von Knox folgte die Melville's, ward aber vom Publicum eher noch kälter aufgenommen, weshalb der Verfasser von dem schottischen Gebiete sich abwendete, um die Geschichte der Reformation in Spanien und Italien zu schreiben. In allen diesen Werken bezieht er sich öfter als ein Mal auf die gerade damals vielfach angeregte Katholikenemancipationsfrage und wiederholt mehrmals seine bestimmte Meinung, Britannien sei durch feierliche Verträge Gott für die Ausrottung des Papstthums verpfändet; dem Parlamente sprach er das Recht ab, ein solches Zugeständniß zu machen. Von derselben Annahme eines solchen das ganze Volk verbindenden Covenants aus behandelte er die verschiedenen andern Fragen, welche Schottland noch jetzt bewegen, und trennte sich deshalb von den Anhängern des freiwilligen Kirchensystems sowol, indem er für den religiösen Staat kämpfte, als auch von den Anhängern dieser Ansicht, indem er die Freiheit der Kirche von aller weltlicher Aufsicht behauptete.

Gewissermaßen ein wahres Gegenstück zu Dr. M'Crie war Bischof Burgeß, und dennoch trafen sie oft Beide, von entgegengesetzten Punkten aus sich bewegend, bei demselben Ziele zusammen. Obschon ein ebenso großer Freund des Alterthums wie Jener, richtete Burgeß doch sein Augenmerk mehr auf das Dogma als die Disciplin. Die Reinheit des Glaubens war ihm das Höchste, und er untersuchte lieber, was die Kirchenväter in Glaubenssachen für eine Meinung gehabt, als was sie gethan hatten. Die Conflicte, in welche ihn seine Wissenschaft führte, waren keine Sache der Öffentlichkeit, sondern nur der Gelehrsamkeit und betrafen selbst hier öfter Gegenstände von Curiosität, als von Wichtigkeit. In der Abgeschiedenheit seines Collegiums beschäftigte er sich mit griechischer Kritik, gab Burton's „Pentalogia" und die „Miscellanea critica" von Dawes heraus und schrieb Abhandlungen über den Gebrauch des Digamma. Eben dahin schlug sein brieflicher Verkehr mit ausgezeichneten Gelehrten fast allein ein. Selbst als er die Universität mit dem öffentlichen Leben vertauschte, blieb diese Neigung zu einer friedlichen Beschäftigung mit gelehrten Gegenständen beiweitem vorherrschend. In einigen Bezug damit könnte man auch seine Unbeholfenheit im täglichen und häuslichen Leben sehen. Doch verfaßte er eine Flugschrift über den Sklavenhandel, predigte gegen den Unitarianismus und nahm thätigen Antheil an einer fruchtlosen Bemühung, für Edm. Burke den Titel eines Doctors der Rechte von der Universität Oxford zu erlangen. Später als Kaplan des Bischofs von Durham widmete er seinen Eifer der biblischen Literatur und zeigte zugleich ein ehrenwerthes Streben für Verbesserungen im Systeme des Parochialunterrichts der englischen Kirche. Als Vorstand des Bisthums St.-Davids widmete er seine Aufmerksamkeit dem Collegium daselbst, welches sich als höchst dienstlich für die Geistlichkeit von Wales gezeigt hat; später versuchte er sich mit gleichem Erfolge an der Bildung der königlichen Gesellschaft für Literatur. Während M'Crie den gesetzgebenden Körper in seiner Kirche zu einer Umwandlung der vorhandenen Stoffe zu der, seiner Ansicht nach, ihnen nöthigen Gestaltung zu bewegen strebte, faßte Burgeß die Dinge auf, wie sie sind, und suchte zu verhüten, daß man den Mangel eines gesetzgebenden Körpers und Appellationsforums in der englischen Kirche nicht fühle. Gleichwie dagegen M'Crie von dem angegebenen Standpunkte aus als Gegner der Katholiken auftrat und so namentlich die von dem Whigministerium von 1807 eingebrachte Katholikenbill bekämpfte, obschon er selbst in jedem andern politischen Punkte Whig war, so bekämpfte auch Bischof Burgeß die Ansprüche der Katholiken, aber aus dem ganz verschiedenen Grunde, weil sie die Interessen der englischen Kirche beeinträchtigten. Eine Vergleichung zwischen Dr. M'Crie's Petition gegen die Katholiken und dem Briefe des Dr. Burgeß an Lord Melbourne über die irische Kirchenbill stellt ganz besonders die entgegengesetzten Gründe ins Licht, welche sie zu derselben Schlußfolge führte; kaum Einen Grundsatz nimmt der Eine im Stillen an, den der Andere nicht ebenso verwürfe; und, was auf den ersten Blick, bei Betrachtung der Stellung beider Kirchen, außerordentlich auffallen muß, der Bischof stützt seine Sache auf die Verbindlichkeit des Staates zum Schutze gegen die Kirche, Jener auf die Gewalt der Kirche über den Staat.

Zusammen treffen Beide wieder in ihrer ausgezeichneten, einfachen Frömmigkeit, in ihrem Werthe als Gelehrte und in der Achtung, die sie in ihrem Kreise genossen. Dagegen waren die literarischen Leistungen von Burgeß von schwächerm Charakter als die M'Crie's, aber zierlicher und den Gelehrten mehr bekundend. Der Schotte war dazu gemacht, einen Gegner niederzuschmettern, der Engländer suchte sich lieber einen Freund zu erhalten. Indeß hat bei allem ihren Verdienste doch in den genannten Biographien die Partrilichkeit der Freundschaft und der kindlichen Liebe Beider Werth überschätzt. 80.

---



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 315. — 10. November 1840.


## Die Günderode. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 314.)

Oft sonst rühmt und bewundert Bettina an der Freundin die milde und stille Großartigkeit und Ruhe ihres Wesens, den Adel und Rhythmus, der sich in ihrer Erscheinung und in ihrem Thun und Reden offenbare. Und außer den Briefen der Günderode selbst, welche jedoch gegen die Bettina's wenig Raum einnehmen, enthalten diese Bände philosophische Aufsätze und Fragmente und mehre Poesien von ihr, welche ihr geistiges Bild verdeutlichen helfen. Es gibt Poesien, welche schon mit ein paar Zeilen oder Accorden dem Geiste die Überzeugung geben, daß sie aus einem wahrhaft dichterischen, geweihten Gemüthe stammen, daß sie nicht künstliche Früchte der Bildung und des Geschmacks sind, sondern unwillkürliche, fast unbewußte Ergießung einer innern, lebendigen Musik. Und zu diesen Poesien zählen wir die hier mitgetheilten von der Günderode, von welchen vielleicht keine als vollendet zu betrachten ist, da es allen mehr oder weniger an Klarheit und an Reinheit der technischen Behandlung fehlt, aber welche sogleich in eine höhere, ideale Stimmung versetzen, in eine Stimmung der tragischen Wehmuth und Feier. Der philosophische Gedanke ist nicht überall poetisches Fleisch geworden, aber das tiefste und ergreifendste Pathos spricht sich auch in der minder vollkommenen Form als ein mächtiges Ringen eines edeln und leidenschaftlichen Geistes aus. Wenn die Günderode einerseits durch ihre Studien und ihre ganze Geistesrichtung als zu männlich erscheinen könnte, so wird dies wieder ausgeglichen durch ihre weibliche Zaghaftigkeit und Schüchternheit, deren sie sich selbst anklagt und die ihr den Weg durchs Leben erschweren. Der Conflict dieser beiden Elemente vielleicht ist es, was ihrer ganzen Erscheinung einen so tragischen Charakter leiht und was auch wol die letzte, traurige Katastrophe herbeiführte; zu weich und zu schüchtern war ihre Seele, um den Kampf mit den rauhen Mächten des Lebens zu bestehen, aber ihr Geist war kühn genug, um dem Tode ins Antlitz zu schauen. So erscheint auch ihre Rolle, gegenüber der jüngern, leidenschaftlich und eifersüchtig um ihre Liebe sich bewerbenden Freundin, die aber doch ihre Seele nicht so ganz ausfüllen kann, als eine zwiefache, bald als die des bildenden, weckenden und mäßigenden Mentors und als der besorgten, mütterlichen Pflegerin, bald aber auch erkennt ihre weiche und stille Seele die gewaltigere Kraft in Bettina's Natur an; und sie folgt, halb kopfschüttelnd, aber nachgebend dem verwegenen Kinde auf seinen wilden Geistesirrfahrten. Ihre Briefe zeigen viel mehr ernste Haltung und sind frei von solchen genialen Unarten, als Flüche, Schimpfworte u. dgl., wie sie in Bettina's Briefen sich finden, wofür diese mehr als einen Verweis erhält; dabei aber fehlt es ihnen nicht an einem mild lächelnden Humor, und an Tiefe des Gemüths und Geistes stehen sich wol beide gleich. In dem Obigen ist schon enthalten, daß auch Bettina's Rolle wechselt. Das eine Mal unterwirft sie sich halb und halb der milden Autorität, der stillen Hoheit und Gewalt der ältern und verständigern Freundin; sie rechnet ein neues Leben von der Zeit an, wo sie dieselbe gefunden, seit sie mit ihr in Verkehr und Austausch der Ideen getreten; sie empfängt ihre Briefe wie Orakel des Genius, sie ist eifersüchtig auf ihre Liebe und traurig und bekümmert, wenn sie ohne Nachrichten von der Freundin, ohne Versicherungen ihres Andenkens und ihrer Liebe bleibt; „Du bist der Platon", schreibt sie ihr, „und ich bin dein Freund und Schüler Dion; ja! so will ich dich nennen künftig, Platon!" Dann aber regt sich doch in der Schülerin ein unabhängiger Geist, der sich gegen die Autorität selbst der Freundin empört, der seine eigenen Flüge, wie ein junger Adler, versuchen will, und der oft die besonnenere Günderode mit fortreißt oder fortzureißen scheint. Eine Natur wie die Bettinens mochte für die Günderode etwas Wohlthätiganregendes, aber zu Zeiten auch etwas Schmerzlichberührendes haben; ihre Begeisterung konnte sich am Feuer dieser jungen Seele neu entzünden, aber ihr tiefer Ernst mußte auch durch die gelegentlichen Ergüsse eines phantastischen Muthwillens verletzt werden, und schon der ins Grenzenlose vorwärts drängende Lebensmuth und Trieb Bettinens stimmte schwerlich ganz zu ihrem trüb rückwärts und bang vorwärts schauenden Geiste. Mochte aber im wirklichen Leben keine völlige Harmonie ihrer Charaktere und Stimmungen sich ergeben, so ist doch der theilweise Contrast neben der unverkennbaren Geistesverwandtschaft und Ebenbürtigkeit des Gemüths in diesem Briefwechsel höchst anziehend.

Ein Kind nennt sich Bettina noch in ihrem Briefwechsel mit Goethe, obgleich scharfe und ungalante Rech-

ner inzwischen nachgewiesen haben, daß sie damals schon eine Jungfrau von 18 — 20 Jahren gewesen; aber sie hat den Titel des Buches gewiß nicht ohne Absicht und auch nicht ohne ein gewisses Recht gewählt; sie wollte damit nicht blos das Alter der Correspondentin bezeichnen, sondern auch schon Etwas von ihrer Individualität. Und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir in den vorliegenden, frühern Briefen noch mehr vom Sinn und Geist, auch wol von den Launen und gelegentlichen Unarten des Kindes finden. Das Mädchen, dessen strömender Feder diese von Phantasie, Geist und Übermuth schäumenden und perlenden Briefe entquellen, gemahnt uns häufig wie ein verzogenes, aber unglaublich begabtes, wie ein wunderbar potenzirtes Kind. Zu diesem Begriff von ihrem Wesen berechtigt auch Das, was man gelegentlich von ihrer äußern Erscheinung und Betragen erfährt. Sie ist sehr zart und schlank; sie schlüpft wie eine Schlange oder ein Marder durch die Gitter eines Thors; sie freut sich, daß der irdische Ballast an ihr nicht zunimmt; wie Kindern geht ihr Nichts über Obst, und sie gedenkt, mit der Günderode ein Einsiedlerleben führend, von Nichts als Obst zu leben; sie wird von manchen Personen als Kind behandelt, mit Du angeredet; sie erlaubt sich die Unarten eines Kindes in Gesellschaft, setzt sich über die Förmlichkeiten und Regeln des conventionnellen Lebens weg und verübt allerlei Streiche, wie sie sich wol ein aufgewecktes, liberal erzogenes Kind herausnimmt. Vater und Mutter hat sie frühe verloren; mehre Jahre ist sie im Kloster erzogen, dann in ziemliche Ungebundenheit versetzt worden, da sie einer ausgebreiteten, in großen Verhältnissen lebenden Familie angehört. Niemand behauptet eine Autorität über das wilde, reichbegabte Mädchen; die Großmutter liebkost und hätschelt sie und gewinnt auch ihr Herz, aber erzieht sie nicht; ihr Bruder Clemens rühmt ihre „enormen Anlagen" zu jeder Gattung von Kunst und möchte sie bilden; er sperrt sie ein, damit sie Gedichte mache, aber sie lacht ihn aus und thut, was sie will. Sie läuft in der Stadt, in den Gärten, in der Umgegend herum, sie entblättert Bäume, sie knüpft Bekanntschaften mit Gärtnern und Leuten vom Volke an und behandelt die Vornehmsten wieder mit der ungezwungensten Keckheit. Sie zieht sich Vorwürfe zu wegen ihres unverständigen Benehmens und erregt dann doch wieder die allgemeine Bewunderung, obgleich der Neid keine besondere Vorzüge an ihr erkennen will. Bettina benutzt die Vortheile, die ihr diese Rolle des verzogenen Kindes gewährt, und mystificirt gelegentlich Diejenigen, die sich so vernünftig ihr gegenüber glauben; aber plötzlich erhebt sich dann ihr Geist, wiewol auch oft noch in der Form einer beinahe kindischen Ausgelassenheit, zur enthusiastischen Betrachtung und Erörterung der höchsten und tiefsten Probleme, zu kühnen Phantasien über Natur, Leben, Geist, Gott, zu begeisterter Aussprechung ihres Innern, zu prophetischen Blicken in die Räthsel der Welt. Wie ein gesundes, lebensfrohes Kind oft dem Drange zu singen nicht widerstehen kann, so ergießt sich dies wunderbare Mädchenkind bald in extemporirten Melodien, die sie dann selbst nicht aufzuschreiben vermag, bald in schwung- und ahnungsvollen Hymnen auf die Natur, die Gottheit, den Genius, und ist sich dann dieser Inspirationen und Expectorationen hintennach selbst nicht mehr recht bewußt.

An die Eigenthümlichkeit des Kindesalters, daß es den Anfoderungen des Schlummergottes so plötzlich und ohne Widerstand erliegt, erinnern auch manche Winke und Andeutungen in diesen Bänden, Bettina's Schlaf und Wachen betreffend, bei welchen man aber zugleich sich des Gedankens an den schlafwachen Zustand, an Somnambule, Hellsehen, überhaupt an die Phänomene des animalischen Magnetismus nicht enthalten kann. So schreibt sie einmal:

Was hast du zu sorgen um mein Nachtwachen? — So viel Blumen, die nur des Nachts duften! — Müssen denn alle Menschen in der Nacht schlafen? — können sie nicht auch wie der Nachtschatten und Viola matronalis am Tag schlafen und Nachts ihren Duft aushauchen? — Warum sind manche Menschen so unaufgeweckt und können nicht zu sich selbst kommen am Tag, als weil es Nachtblüten sind, aber die leidige Tagsordnung hat sie aus den Angeln gerückt, daß sie kein Gefühl haben von ihrem Naturwillen. — Darum verlieben sie sich auch verkehrt, weil ihre Sinne ganz verwirrt sind. — Manche Leute sind nur gescheit zwischen Licht und Dunkel, am Abend verstehen sie alles. Morgens haben sie lebhafte Träume, am Tag sind sie wie die Schaf, so geht mirs, mein Wachen ist früh, ich muß dem Sonnengott zuvorkommen, wie jener Tempelknabe seinen Tempel reinigen, — dann kehrt er ein bei mir und lehrt mir Orakelsprüche — alles paßt — fügt sich, wollt' ich sagen — auch daß ich immer so unaufgeweckt bin wenn der Geschichtslehrer kommt in der Mittagsstund, das ist grad meine verschlafenste Zeit. — Du bist auch keine Tagsnatur, dein Wachen deucht mir anzufangen, wenn der Taggott sich neigt und nicht mehr so hoch am Himmel steht — dir neigt er sich herab u. s. w.

Anderswo:

Da hab' ich mich so vertieft in Gedanken, daß ich einschlief, es geschieht mir so oft, daß ich einschlafen muß im besten Denken, wenn ich eben empfind, als wolle ein tieferer Geist in mir wach werden, wo ich höchlich gespannt bin zu erfahren, was sich in mir erdichten will, und statt daß es in mir erwacht, muß ich darüber einschlafen, als ob eine idealische Natur mir nicht wolle wissen lassen, wie sie in mir denkt und empfindet. — Es ist ein Zauberer in uns, der sieht uns Streben nach seinem Wissen, der macht all mein Streben zunichte, wenn ich nah bin und die Offenbarung schon durchschimmern seh, so schläfert er mich ein.

Und in einem spätern Briefe:

Ich auch schlaf gern, wo es grad mir am seligsten ist, da ist immer die Ruhe über mir, als wäre Seligkeit nur eine Wiege und schaukelte die Seele und wiegte sie aus einem Traum in den andern hin und her ... so bin ich da auch ein paar Minuten über jenen Gelübden eingeschlafen, als wenn der Schlaf die Bestätigung aller Geisteserhebung wäre! oder ist es vielleicht im Schlummer, daß der Geist in seinen Gelübden aufsteigt? — So wars mir nach jenem kurzen Schlaf, als sei ich im Port meines Lebens angelangt, und als brauch ich keine fremde Wege mehr zu suchen.

Hier sei auch erlaubt daran zu erinnern, wie Bettina sogleich einschlief, als sie Goethe gefunden hatte. Mit den Phänomenen des Magnetismus und des magnetischen Hellsehens läßt sich nun dies allerdings insofern nicht geradezu vergleichen, als ja Bettina nicht in den plötzlichen Anwandlungen des Schlafs ihre poetisch-philosophischen

Ekstasen, wenn wir es so nennen dürfen, hatte, vielmehr in einem recht aufgeweckten Zustande ihres Geistes, und der sie übermannende Schlummer gerade dem Denken ein Ende machte; aber doch scheint es, als ob die tellurischen und solarischen Einflüsse, um in einer jetzt seltener mehr gehörten Sprache zu reden, auf sie anders als auf die gewöhnlichen Naturen gewirkt hätten, und häufig gemahnen uns ihre abenteuerlichen, nächtlichen und morgenlichen Irrfahrten, im wirklichen und bildlichen Sinn, wie ein sehr gesteigertes Traumleben, oder wie die verwegenen Spaziergänge einer Nachtwandlerin. Eine Theorie hatte sie sich, wie man aus den angeführten Stellen sieht, selbst nicht über ihre Schlafzustände gemacht, denn es finden sich darin widersprechende Äußerungen; das eine Mal glaubt sie, der „Zauberer" in ihr schläfere sie aus Neid ein, wenn sie im Begriff stehe, höherer Offenbarungen theilhaft zu werden; das andere Mal ist sie geneigt, den Schlaf für die Bestätigung aller Geisteserhebung zu halten. So scheint sie unentschieden zu schwanken zwischen der Ansicht, welche das wache Bewußtsein und Denken als das Höchste setzt, und der andern, welche aus dem geheimnißvollen Reiche des Schlafs, des Traums, des Halbbewußtseins neue Offenbarungen erwartet. Wer Lust hätte, aus Bettina eine eigenthümliche Art von Somnambule zu machen, der könnte sich allerdings auch mit einigem Schein auf ihre vielen Äußerungen von dem Genius berufen. Bekanntlich sprechen manche Personen im magnetischen Zustand von Genien, Schutzgeistern und feindseligen Geistern; die Einen nur von einem, Andere von zweien; ist es nun nicht eine weitere Verwandtschaft mit jenen Zuständen, daß Bettina so viel von dem Genius spricht? Es wird sich später zeigen, daß es mit diesem Genius doch eine andere Bewandtniß hat. Beachtenswerth scheint uns auch noch, was die Günderode an Bettina über ihre (der Letztern) Gesundheit schreibt:

Mir ists lieber, daß du auf Kosten jener interessanten Blässe zunimmst, als daß ich immer hören muß, deine Lebendigkeit werde dich noch tödten, was komisch klingt ... Was du Schlaftrunkenheit nanntest, das war nach Sömmering Nervenfieber, er sagt, du habest keinen Sinn für Krankheitszustände, du habest die Kinderkrankheiten wie lustige Spiele durchgemacht, diesmal sei es von überspanntem Studiren gekommen. Die philosophischen Ausdrücke Absolutismus, Dualismus, höchste Potenz u. s. w., mit denen du in deinen Fieberphantasien spieltest, zeugten wider mich. Ich habe mir fest vorgenommen, diesen Winter nur solche Sachen mit dir zu treiben, die dir recht von Herzen zusagen ... Der Hohenfeld sagte mir, Ebel erzähle, du habest aus überreiztem Widerwillen gegen die Philosophie starkes Erbrechen gehabt, daraus sich ein galliges Nervenfieber gebildet habe.

Auch hieraus erhellt, daß Bettina eine ganz besondere Organisation besaß, daß sie begabt war mit einer Lebendigkeit, welche, der höchsten Anstrengungen fähig, schädliche Einflüsse, denen sonst die Meisten unterworfen sind, neutralisirte und von sich ausschloß, dabei aber doch eine überaus große Empfindlichkeit für andere Einflüsse, besonders die der Natur, besaß. So schreibt denn auch ihre Freundin in demselben Briefe: „Du bist gefühlig für die Alltäglichkeit der Natur, Morgendämmerung, Mittagsschein und Abendwolken sind deine lieben Gesellen, mit denen du dich verträgst wenn kein Mensch mit dir auskommt."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Romanenliteratur.

1. Luise. Von der Herzogin von Abrantes. Nach dem Französischen von Wilhelm Ludwig Wesché. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 2 Thlr.

Die irrige Meinung einer jungen Französin, daß die Liebe des Mannes im Ehestand dauere, führt Eifersüchteleien ihrerseits herbei; als Pariserin hätte sie die Ehe als einen Contract zu betrachten gehabt, wobei die Neigung nicht mehr in Beziehung kommt als bei jedem andern wohlerwogenen Geschäft. Aber sie verlangt Liebe, und da der Mann ihr solche versagt, bildet sie sich solche für einen jungen Fashionable ein, ohne jedoch im mindesten ihre Pflicht zu verletzen. Der Mann, despotisch aus Temperament und aus Grundsatz, will sich von ihr trennen, sie versöhnen sich; albernes Geschwätz führt ihn zu seinem frühern Vorhaben zurück. Luise, abergläubig, aber nicht gläubig, vergiftet sich und der Mann bereut zu spät seine Härte. Diese einfache Handlung, an der nur eine leichtsinnige Cousine noch Theil nimmt, ist blos der Träger einer Reihe von Betrachtungen und Meinungen, die stark nach Emancipation der Frauen riechen. Eifersucht des Weibes ist der Verf. kein Fehler, sondern Bedingung einer überspannten Zuneigung, die des Mannes dagegen ist ein beleidigender Verdacht, kleinlich und boshaft. Trotzdem daß mehre dieser Aussprüche geistreich und scharfsinnig sind, würde eine zweite Ausgabe die verbesserte sein, wenn sie gekürzte hieß.

2. Melchior. Von Camilla Bodin. Aus dem Französischen übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

„Laß dich den Teufel nur an einem Haar fassen und du bist sein auf immer." Das Motto hätte der Erzählung vorgesetzt werden können. Der Hochmuth macht den wohlbegabten Melchior faul, störrig gegen die Ermahnungen seines befangenen, aber rechtlichen und es gut mit ihm meinenden Stiefvaters, nicht die Liebe seiner Pflegeschwester, die Treue eines wahren Freundes kann den von einem zweiten Macaire verführten Jüngling retten, erst strauchelt er, sein Gewissen mit Sophismen beschwichtigend, deren Nichtigkeit sein heller Geist erkennt, aber der Wille zu schwach ist, die der Einsicht widerstrebende That festzuhalten, bald schreitet er weiter und weiter auf dem Weg des Lasters, erst schweigt er zu den Abscheulichkeiten jenes Verruchten, dann theilt er sie, bis der Tod mitleidig ihn der Schande, der Haft entzieht. Die Längen im ersten Bande werden durch die Beschreibungen italienischer, besonders neapolitanischer Landschaften und Sitten nicht hinreichend ausgeglichen.

3. Violetta. Nach Madame Desbordes-Valmore von Amalia Winter. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann 1840. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Außer andern Vorzügen besitzt der Roman den, die so oft dargestellten Personen der Familie Valois, Franz I., mit Schwester und Mutter, nicht als Copien, bis zum Überdruß gesehener Urbilder vorzuführen. Franz und noch mehr Luise von Savoyen sind blos Skizzen, aber geistreiche, letztere ist in dem günstigen Augenblicke aufgenommen, wo sie, eine gefühlvolle, unglückliche Frau, die liebende Mutter der anziehenden Margarethe ist, die Gemahlin des ihr so ungleichen Königs von Navarra, angebetet von dem Dichter Clement Marot, dem auch sie in Geheim liebt. Die edle Gestalt ist die hervorragendste, es ist eine vollendete, die ihres Hoffräuleins Violetta erst eine werdende, die, eine reizende Knospe, sich nicht zur völligen Blüte entfalten konnte. Der Kummer über die ihr aufgedrungene

Verbindung mit einem flachen, eitein, obgleich tapfern, herzlosen Mann untergräbt ihr Dasein, die Freude, mit dessen Bruder vereinigt zu werden, vernichtet es im Augenblick der höchsten Überraschung. Die Welt hat keine Freuden nach dieser, sie muß sterben. Außer den gut gezeichneten Charakteren ist an dem Roman die Scenerie lobend zu erwähnen, die bescheidentlich auf den Hintergrund beschränkt, ohne unbestimmt zu sein.

4. Des Ikarus Flügel von Charles de Bernard. Aus dem Französischen von St.-Friedrich. Zwei Bände. Breslau, Verlags-Comptoir. 1840. 8. 2 Thlr.

Ikarus, ein Strebender, der sich in seiner Provinzstadt langweilt, verbrennt sich zwar in Paris die Flügel, nicht sowol weil er nachschwindelt, als weil er von allen Seiten geprellt und gefoppt wird; lebensgefährlich ist jedoch der Sturz nicht, er erkennt vielmehr das verborgene Verdienst des Vaterstädtchens, söhnt sich mit seinem Geschick aus, gewöhnt sich an die schwachen Seiten des Orts, der Lage und sogar an die Häßlichkeit seiner Braut und nachmaligen Frau.

5. Florita und Fabiana von Charles Reybaud. Aus dem Französischen von St.-Friedrich. Breslau, Verlags-Comptoir. 1840. 8. 1 Thlr.

Der Titel läßt eine Novelle vermuthen, es sind deren aber zwei. In der ersten erzieht Calderon ein junges Mädchen zur Schauspielerin und verliebt sich in sie. Aber die gefeierte Schöne schenkt einem Andern ihre Zuneigung, der nur mit ihrer Liebe tändelt, worüber sie sich grämt und ins Kloster geht. Nicht so gelassen, nur sich strafend, erträgt die getaufte Maurin in der zweiten Novelle die Untreue des Geliebten. Ihre Eifersucht wird buchstäblich zur Flamme, sie zündet das Landhaus des Flatterhaften an, rettet jedoch das Leben, die Ehre der Nebenbuhlerin, ihrer Busenfreundin, nimmt geduldig die Anklage der Zauberei hin, und läßt sich, ohne ein Wort zu ihrer Vertheidigung zu sagen, was, ohne die Freundin zu beschämen, nicht auszusprechen war, verbrennen. 18.

## Gedruckte Zeitungen vor 1460.

In demselben Jahre, in welchem die 400jährige Erfindung des Bücherdrucks gefeiert ward, kann es nur anziehend sein, urkundlich nachzuweisen, daß die Zeitungen, diese vermeinte venetianische Spätfrucht des Türkenkrieges im 16. Jahrhundert, schon vor 1460 aus gleichem, durch Konstantinopels Eroberung angeregten Bedürfnisse hervorgegangen waren und quer durch Europa hin, bis nach Paris umhergetragen und verkauft wurden. Die Auffindung dieses Beweises verdanken wir Hrn. Em. Gachet in Brüssel, der bei den Arbeiten der dortigen königlichen Commission für belgische Geschichte angestellt ist.*) Hr. Gachet fand nämlich von der Hand Adrian de But's, am Rande einer Handschrift des 16. Jahrhunderts, folgende schriftliche Bemerkung:

Istis diebus mira celeritate librarii seu librorum impressores usi sunt, tradendo recentia doctorum et novissime gesta satis vili pretio, nam novitati studentes per illum modum indulgere denarios curaverunt. Unde factum est ut *ad inferiores has partes Turcorum gesta denuntiarentur*; maxime tamen *Parisiis* in alma matre studiorum omnium comportabantur, ubi diebus iis haec copiavi, non multo post Monachus Dunis effectus, semper quae potueram addere marginibus annotavi, quatenus in parte miranda contingentia posteris in testimonium asserenda relinquerem.

Adrian de But, Verfasser der eben mitgetheilten Randbemerkungen, war 1437 im marieberger Polder bei Saftingen in Flandern geboren, und verließ 1457, nachdem er in Mecheln, Herzog[...]nbusch und Löwen, am letztern Orte unter Emmerich von Campen, seine Studien beendigt hatte, die Niederlande und ging nach Par[...]is, wo er seine Studien unter Ägidius de Roye zu Ende brachte. Aus seinen eigenen Angaben wissen wir, daß er sich 1458, nach[...] dem Johann Crabbe aus Hulst, ein Freund seiner Familie, Abt im Kloster zu Dunen (oder Dünkirchen) geworden war, entschloß, [...] dort gleichfalls Mönch zu werden. Da er aber noch nicht Magister der [...] Gottesgelahrtheit war und durch Petrarca's gegen die Cistercienser [...] gerichteten Brief über die doppelte Ehe des Teufels einige Zweif[...] in ihm aufstiegen [...] das Kloster noch [...] und er[...]ten, schob er die Ausführung seines Eintritts [...] auf. Endlich lösten sich 1460 seine Bedenklichkeit[...] das Kloster [...] begab sich nebst seinem Lehrer Ägidius de Roye in [...] zu Dünen, wo er sein Gelübde ablegte und das O[...] nahm.

Aus der angeführten Bemerkung de But's, wel[...] aus dem Ebengesagten erhellt, die Zeit zwischen 1457 u[...] betrifft, ergibt sich nun, daß in diesem Zeitraume ni[...] Bücher, wie schon bekannt war, sondern auch Neuigkeitsb[...] und Zeitungen nach Paris wie nach den Niederlanden ge[...] gebracht und ziemlich billig verkauft wurden. Woher [...] dies aber aus dem Oberlande und aus dem Osten geschehen al[...] Deutschland, besonders aus Mainz, wo, wie wir wissen, da[...] noch allein gedruckt wurde? Wären die erwähnten Bücher [...] Zeitungen aus andern Pressen hervorgegangen als aus dene[...] Mainz, welche den 1457 beendigten und nach Paris d[...] Fust gebrachten Psalter geliefert hatten, der so genaue de [...] würde nicht ermangelt haben, dies hier an dieser Stelle zu [...]wähnen. So erhalten wir also ein neues gewichtiges Zeug[...] eines Zeitgenossen für den deutschen und nicht niederländisc[...] oder gar holländischen Ursprung der Erfindung des Bücherdru[...] mit beweglichen Schriften. Nebenher aber erblicken wir hie[...] einen neuen Grund für die auf Tradition beruhende Genaui[...]keit der Festsetzung des J. 1440 als das der Erfindung d[...] Bücherdrucks, da dieses Jahr bekanntlich gerade in der Mit[...] zwischen dem zuerst eine Jahrzahl tragenden heiligen Christo[...] von 1423 aus der Karthause Buxheim (jetzt in Lord Spencer[...] Besitz) und zwischen dem Psalter von 1457 liegt, der scho[...] eine solche Vollendung der bisher geheim gehaltenen Kunst zeig[...] daß demselben zahlreiche und mannichfaltige Versuche in derselbe[...] nothwendig vorangegangen sein müssen. N. H. Julius.

*) Bulletins de l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles (Bd. 6, Abth. 1. S. 459 fg.).

## Literarische Notizen.

Hr. Bois-le-Comte benutzte die projectirte Einfestigung von Paris zu einem Werkchen, welches unter dem Titel erschien: „Fortifications de Paris; considérations sur la défense nationale et sur le rôle, que Paris doit jouer dans cette défense", mit einer Karte von den Umgebungen von Paris und einem Plan der Umgürtungsmauer und der projectirten Forts. Der Verf. ist Capitain im königlichen Generalstabe und hat die Phrase: „Paris est la place forte de la révolution, la ville commune de la France" zum Motto seiner Schrift gewählt. Des Generals de Richemont Broschüre: „Paris fortifié seule et incontestable garantie de l'indépendance de la France", erschien in einer zweiten Auflage.

Die 22. Lieferung der „Galerie des contemporains illustres par un homme de rien" bringt in zwei Hälften Skizzen von Mohammed Ali und Ibrahim Pascha, nebst den Portraits; das des Mohammed ist von Lanta.

Neu erschienen in Paris: „Mlle. Beata et Robert M[...]caire en Orient", von Alphonse Royer (2 Bde.); „Siloi[...] Anina, moeurs brésiliennes", von C. M. Antonet; „C[...] d'un voyageur", von L. Delatre; „Les nuits de Lond[...]" von Méry.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 316. —— 11. November 1840.


## Die Günderode. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 315.)

Hellsehend ist Bettina jedenfalls in ihrem Empfinden und Auffassen der Natur, in ihrem sich Versenken in sie, in ihrem Einswerden mit derselben. Man kann unterscheiden zwischen ihrer Art, die Natur im Ganzen sowie im kleinsten Detail anzusehen, oder sie so zu sagen auf sich wirken zu lassen, und zwischen ihrer geistigen, philosophischen oder poetischen Auffassung derselben, sofern jenes mehr die Sache einer glücklichen, feinorganisirten Sinnlichkeit, letzteres dagegen das Product geistiger Spontaneität und Lebendigkeit ist; aber in der tiefsten Wurzel ist dann doch wieder Beides nur Eines, und das liebevolle Anschauen und das energische Verlebendigen und Beseelen und Vergeistigen der Natur bedingen sich bei Bettina gegenseitig. Um Proben zu finden von ihrem universellen, das Kleine wie das Große lebendigst erfassenden Natursinn, darf man die beiden Theile fast nur aufs Gerathewohl aufschlagen; überall stößt man auf die entzückendsten Schilderungen von Spaziergängen, Ansichten, Landschaften, Gärten, Sommer- und Winternächten mit Blumen- und Sternenschmuck. Von Offenbach schreibt sie:

Die Acacien im Hofe sind recht gewachsen, sie schneien im Sonnenschein ihr letzt Silber aufs Grün. Der Garten lag so morgentrunken vorm Fenster, ich ging hinab meinen alten Weg nach der Breterwand hinter den Pappeln, und kletterte herüber ins Boskett, wo ich dir hier schreib. Daß doch immer meine Kleider reißen, wenn ich recht jauchzend bin. Zank nur nicht, daß ich mein Gewand nicht geschont hab. Dornenröschen hat mir ein Fetzchen davon behalten, wie ich versucht hab, ob ich noch zwischen dem Eisengeländer vom Boskett durchwitschen kann; es geht noch, ich hab noch nicht zugenommen an Erdenballast, — da sitz ich auf der Terraß am Main, auf dem die Wasserspinnen lustig in der Frühsonne herumfahren. Käm der Genius doch herangewandelt; — ich könnt ihm mehr nicht sagen als was die Bienen summen. Ist mir doch, als gehör ich zu dem blühenden Zitronenbaum; ist so still alles — wie am Feiertag, und der reinliche Kies mir unter den Füßen klirrt schüchtern, — Alles voll Schauer und Harren, daß Er komme, der, auf den auch ich harre, oder war er schon hier? — und hat es früher so geordnet für mich, daß ich merke, Er sei's gewesen, dem die sonnebelasteten Äste sich gebeugt, und die Welle nachmurmelt zu meinen Füßen. Ich wollt's besingen, aber's Lüftchen, das nach ihm sucht im Gebüsch, kehrt wieder und hat ihn nicht gefunden und schweigt und regt sich nicht mehr, so muß ich auch stumm sein.

Ein ander Mal:

Drei Uhr Morgens! — Hier bin ich — auf der Terrasse am Main, ich wollt als immer einmal hergehen in der Früh, wenn der Tag noch nicht auf den Beinen ist und Lärm macht, am Tag bin ich zerstreut, was mir immer eine Sünde deucht, daß ich Antheil nehm an was mich nichts angeht. — Aber in der Früh, da hab ich ein ganz lauter Herz; und schäm mich nicht die Natur zu fragen und ich versteh sie auch, gestern Abend war mir so wohl hier, wie Bernhard's Schiff mit der Harmonie hin und her fuhr auf dem Main, die meisten Leut waren nachgefahren auf Nachen, wir blieben am Ufer, ich hatt mich ganz in die Ecke gesetzt, da steht ein großer Zitronenbaum, es war Wetterleuchten, aber die Hitz war doch nicht abgekühlt, und die Blüten vom Baum wetterleuchteten auch, oder sollt ich mich getäuscht haben? — denn ich war eingeschlafen über der Musik, und wie ich aufwachte, da sah ich ganz verwundert, wie der Zitronenbaum Flammen hauchte aus den Blüten. — Ich kanns doch nicht geträumt haben? — denn ich guckte eine ganze Weile zu, bis ein leiser Regen kam, da gingen wir nach Haus. Wer weiß was doch alles vorgeht in der Natur, was sie uns verbirgt. Der Mensch hat ja auch als Gefühle, die er nimmer wollt belauscht haben. — Ich konnt nicht schlafen im Bett, es war mir zu wohl dort gestern, wo ich den Herzschlag der Natur fühlte und wo sie mit ihren Blumen mich anflammte. Im Dunkel haucht man die Lieb aus und scheut sich nicht vor dem Schatz weils dunkel ist. Nun bin ich mit Zagen hergeschlichen. — Man scheut sich das Gebüsch zu wecken, so still ist Alles mit Ruh gedeckt. Die verschlafenen Federnelkchen schuckern zusammen im frühen Thau, und mich schauert auch das stille Wirken der Natur, hier über der schlafenden Welt, obschon der Wind nicht so scharf ist, der den Tag heraufweht. Heut ist doch ganz milde, gestern Abend war der Himmel grün und mischte sich mit dem Roth das vom Untergang heraufzog, unten waren Purpurstreifen und Violett mit Feuer umsäumt, dann kam die Nacht herauf. — Heut früh schlagen die Morgenwolken ihre Feuerflügel um euern schwarzen Dom, man denkt als sie wollten ihn in der Glut verzehren; dazu schmettern die Nachtigallen, und das blaue Gebirg drüben so stolz und kühl — das alles freut mich besser als Weisheit, — hier unter dem Zitronenbaum, der gestern Flammen und heut Thränen über mich schüttelt .... Der Gärtner suchte mir aus allen Büschen die schönsten Blumen heraus, der Strauß ragte mir über den Kopf mit schönem Bandgras, auch frisches Laub dabei, und vom Lerchenbaum und von der Scharlacheiche. Dieser Baum ist was man schön gewachsen nennt, er streckt sein scharlachroth Laub in die blaue Luft hinaus zum Tanzen, der leiseste Wind bewegt ihn. — Im Heimgehen hatt ich Gedanken die mich ergötzten, an denen mir gelegen ist, daß sie wahr sein möchten; sie waren nicht in mich gepflanzt, sie wuchsen von selbst auf, wie jene Blumen auf der Haide. — Morgenstund hat Gold im Mund — wär' ich nicht früh draus gewesen, so hätt ich sie nicht denken können. — Natur ist lehrsam, wer ihre Stunde nicht versäumt, der hat zu denken genug.

Dies liebevolle Genießen der Natur, das Sichversenken in ihre Erscheinungen und Gebilde, die Achtsamkeit

auf ihr Thun und Wirken im Kleinsten, und die belebte, anschauliche Schilderung alles Dessen, was sich den schwelgenden und entzückten Sinnen (selbst Organe der Natur!) aufgedrängt, ist nun aber noch zu unterscheiden von der philosophisch-poetischen Auffassung der Natur in Gedanken und Phantasie, so sehr jenes die Anregung zu diesem und die Bedingung davon sein mag. Den frischen, scharfen, genußfähigen Sinnen gilt die Natur hoch als solche, als etwas unmittelbar Wirkliches, als Sinnlichschönes; dem Gemüthe aber, der Phantasie und dem Denken wird sie mehr, sie wird Symbol eines Höhern als sie selbst, Offenbarung eines Willens und Gemüths, Entfaltung einer großen Einheit, Sprache eines unendlichen Geistes, sie steigert sich von einer „Schöpfung" zur natura naturans, zur Weltseele und zur Gottheit. So ist es bei Bettina; die Natur wird ihr zu etwas ganz Selbständigen, zum Höchsten, zum Alleins, welches Leben und Geist in sich schließt; sie wird Naturpantheistin.

Weißt du — schreibt sie einmal — was mich der Natur so anhängig macht? — daß sie manchmal so traurig ist; — Andere nennen das Langeweile, was Einem zuweilen so mitten im Sonnenschein wie ein Stein aufs Herz fällt, ich aber leg es so aus: plötzlich steht man ohne es zu wollen ihr, der Allgöttin, gegenüber; ein geheim Gefühl der unendlich zärteren Sorge, die sie auf uns verwendet, als auf alle andern Geschöpfe, macht uns schüchtern; alles umher gedeiht, jed Stäubchen, jed Käferchen zeigt von so tiefer, feingegliederter Bildung, aber wo ist auch nur ein Knöspchen in unserm Geist, was nicht vom Wurm angenagt wär, sind wir nicht vom Staub befleckt, und zeigt sich ein Blättchen unserer Seele in seinem glänzenden Grün? Wenn ich einem Baum begegne der vom Mehlthau oder vom Raupenfraß erkrankt ist, oder eine Staude die verkeimt, dann mein' ich, das ist die Sprache der Natur, die uns das Bild einer ungroßmüthigen Seele zeigt — und wären alle Fehler des Geistes überwunden, wären seine Kräfte in voller Blüte, wer weiß ob dann in der Natur noch solcher Miswachs und schädlich Unkraut wäre, ob noch solche traurige Augenblicke in ihr wären, die einem das Herz spalten. Nein sie findet kein Gehör die Mutter, obschon ihre Vorwürfe so zärtlich sind, daß sie einen gleich in ihren Schleier hüllen möcht, und das Gift der Krankheit möcht sie mit ihren Lippen aussaugen und aus ihrem Blut Balsam mischen uns zu heilen.

Man kann auch in dieser Stelle wieder die Keime und Wurzeln von zwei Anschauungsweisen finden, welche mit philosophischer Consequenz ausgebildet einander entgegenstehen, aber in dem phantasiereichen Geiste der Verfasserin friedlich nebeneinander wohnen. Man kann darin einen Naturpantheismus ausgesprochen lesen, welcher auch die Seelen und Geister nur zu Phänomenen und Spielen, wiewol geliebteren Spielen, der „Allgöttin Natur" macht; und man könnte wol hin und wieder bestätigende Äußerungen auffinden, wie z. B. in einem Briefe, wo sie ihre Freundin warnt zur Ader zu lassen, weil man gar nicht wissen könne, was für Veränderungen im menschlichen Geiste ein solcher Eingriff in die Natur machen könne; wenn Einer nur einmal zur Ader gelassen, so könne er vielleicht kein Held mehr werden. Es dürfte dadurch das echte Heldenthum im Menschen, und sogar in seinen Nachkommen, zu Grunde gehen. Denn er verliere dadurch den Stahl im Blute, der übergehe in den Geist und ihn fest mache, daß er thun könne, was er wolle. Dieser Gedanke vom Stahl im Blute wird dann sehr geistreich und schön noch weiter verfolgt; aber wenn man auch darin einen gewissen naturalistischen Materialismus wittern könnte, so zeigt doch der Zusammenhang, daß es mehr eine poetisch-versinnlichende Ausdrucksweise ist; und im ganzen Briefwechsel herrscht vielmehr diejenige Anschauungsweise vor, welche den Geist zwar der Natur nicht entgegen, aber doch, als ihr prius und als das Herrschende über sie setzt. Die Natur ist Symbol, Offenbarung des Geistes, ist selbst durchgeistet, aber doch immer dem Geiste unterthan, oder ihm gleichsam vermählt. Gerade daß Bettinen das Verhältniß von Geist und Natur nicht zu einem scharfausgebildeten und in Begriffen ausgeprägten Systeme geworden ist, sichert ihr die poetische Freiheit unendlich wechselnder Anschauungen und Auffassungen, welche nicht eben Anspruch machen, die Wahrheit (die ohnehin nicht so leicht in eine Formel zu bannen ist) auszusprechen, wol aber: als empfundene, subjective, ähnlich gestimmte Seelen ansprechende Wahrheitsstrahlen zu gelten. Natur und Geist — wie umfassend und vieldeutig sind diese Worte, welche die ganze Welt und alles Leben in sich schließen; und wie bornirt ist im Grunde Derjenige, der sie scharf gegeneinander abgrenzen will, der die eine oder den andern oder beide ergründen und erschöpfen zu können meint? Der wahre Sinn für Unendlichkeit, für Freiheit und Leben muß einem Solchen abgehen, und sein Denken selbst, mit welchem er jenes Große zu leisten sich vermißt, den Keim und Hauch des Todes in sich tragen.

Es ist das Charakteristische dieses Buchs und was darin so anregend und ergreifend wirkt, daß es nicht die Auseinandersetzung eines philosophischen Systems ist, daß der phantasievolle Geist der Schreiberin seine Einheit ausmacht. Es ist schon der Versuch gemacht worden, den Briefwechsel mit Goethe in gebundene Sprache zu bringen, vielleicht findet sich auch ein systematischer Deutscher, welcher aus den in diesem Buche vorliegenden disjecta membra philosophi ein philosophisches Ganze zusammenzusetzen und dessen Consequenz gegen alle Angriffe ritterlich zu vertheidigen unternimmt; welchen Namen etwa dies System tragen werde, das getrauen wir uns nicht zu vermuthen und verzichten auf eine solche philosophische Construction oder Ehrenrettung. Auch gelüstet es uns ganz und gar nicht, die wirklichen oder scheinbaren Widersprüche in den ausgesprochenen Ansichten aufzuspüren und nachzuweisen; für uns hat das Buch einen unschätzbaren Werth als Urkunde zur Geschichte einer rastlos strebenden, reichausgestatteten, Wahrheit suchenden und daher auch Wahrheit erzeugenden Seele, als eine kecke und glänzende Unterbrechung der Monotonie der Systeme, ja als eine Herausfoderung des nüchtern, kalt und langweilig gewordenen Geistes der Zeit. In diesem Sinne sei es erlaubt, noch auf einige Eigenthümlichkeiten des Buches und der Verfasserin aufmerksam zu machen, wobei wir uns des Urtheils über Wahrheit und Irrthum enthalten.

„Auch die wahrsten Briefe," schreibt einmal die Gün=

derode, „sind meiner Ansicht nach nur Leichen, sie bezeichnen ein ihnen einwohnend gewesenes Leben, und ob sie gleich dem Lebendigen ähnlich sehen, so ist doch der Moment ihres Lebens schon dahin." Dies Wort vermögen wir auf die hier mitgetheilten Briefe nicht anzuwenden, und gewiß war dies auch nicht der Sinn der Herausgeberin; man ist wol eher zu der Annahme berechtigt, daß sie durch die Herausgabe derselben (vielleicht sogar durch einige leise Retouchirungen) sie förmlich als die ihrigen anerkannt und bestätigt, damit bezeugt habe, daß die Matrone den Gesinnungen und der Begeisterung der Jungfrau nicht fremd geworden, ihr Genius immer noch derselbe sei. So betrachten wir die Briefe nicht als eine Sammlung alter, getrockneter Blüten, sondern als einen frischen Blumenstrauß, hineingeschleudert in die Gegenwart. Wurzeln auch die Gesinnungen und Ansichten des Buchs in einer schon ziemlich fernliegenden Zeit, so treten sie doch mit vollem Leben manchen Ansichten und Tendenzen der Jetztzeit gegenüber. Bewährt sich nicht hierin die unverwüstliche Jugend der Herausgeberin, welche in ihren Briefen so oft den Gedanken bespricht, daß der Geist immer jung bleiben, immer streben, sich immer frei von der äußern Welt erhalten und sich selbst neu erzeugen müsse? So schwur auch Schleiermacher in seinen „Monologen" ewige Jugend sich selbst! aber Bettina hat vielleicht den Vorsatz getreuer durchgeführt. Hat es ihr vielleicht „der Genius" leichter gemacht? sie mehr schwebend durchs Leben getragen? Der Genius — dies führt uns auf eine in dem Briefwechsel oft wiederkehrende Idee. Die beiden Freundinnen, und besonders Bettina, kommen gar häufig auf den Genius zu sprechen, und man könnte, um an einen neuester Zeit oft gehörten Ausdruck anzuknüpfen, vielleicht nicht unpassend sagen, Bettina's Sinnen, Streben und Leben sei ein „Cultus des Genius". Freilich aber in einem andern Sinne, als in welchem der Ausdruck in den letzten Zeiten genommen worden ist, wornach darunter die Verehrung genialer Persönlichkeiten, als der wahren Repräsentanten der ihrer Idee nach göttlichen Menschheit verstanden wird. Wenn einerseits behauptet, andererseits bestritten wurde, daß dieser Cultus des Genius oder der Genien die einzig noch mögliche Form, oder das einzige Surrogat der Religion für die moderne Menschheit sei, so wurde hierbei, indem man sich beiderseits nur auf den Standpunkt der den Cultus Begehenden stellte, nicht erörtert, was gewiß von Wichtigkeit gewesen wäre: welche Religion, welcher Cultus den Genien selbst, den über die Menge hervorragenden, sie begeisternden Persönlichkeiten zukomme? worauf zu antworten wäre: daß ihnen nur der Cultus ihres eigenen Genius übrig bleibe, die Selbstverehrung; oder aber: daß bei ihnen, als das Göttliche producirend, kein Bedürfniß, einem Göttlichen außer sich zu huldigen, sich finde. Der Cultus des Genius nun, den wir in den Briefen finden, ist allerdings ein Cultus des eigenen Genius, aber nur haben beide Worte eine andere Bedeutung; Cultus bezeichnet hier nicht Anbetung oder Verehrung, sondern Pflege, Bildung und Heilighaltung; und Genius hat nicht die Bedeutung von Genie, sondern bezeichnet die eigene, reine Individualität, das Ich als objectiv gedacht, zu einem Äußern veranschaulicht und verklärt. Entlehnt hatten die Freundinnen diesen Begriff von dem platonischen Sokrates, dessen Dämonion oder Genius wol nichts Anderes ist als sein klarstes, gesammeltes, reinstes Bewußtsein, das er mit jenem mythisch-poetischen Ausdrucke bezeichnet. Wir setzen eine der prägnantesten Stellen in dieser Beziehung her:

Du und ich sind bis jetzt die zwei einzigen, die miteinander denken, wir haben noch keinen Dritten gefunden, der mit uns denken wollt ... Ich denk, ob einer mit seinem eigenen Geist reden kann? — Der Dämon des Sokrates, wo ist der geblieben? Ich glaub, jeder Mensch könnt einen Dämon haben der mit ihm sprechen würde, aber worauf der Dämon antworten kann, das muß unverletztes Forschen nach Wahrheit sein; Frage ist Liebe und Antwort Gegenliebe. Wo die Frage blos Liebe zum Dämon ist, da antwortet er, der Lieb kann Geist nicht widerstehen, wie ich nicht und du nicht. So lang ich vom Sokrates weiß, geh ich dem Gedanken nach, wie er einen Dämon zu haben; er hatte wol ein inneres Heiligthum, ein Asyl, wo der Dämon zu ihm kommen mochte, ich hab in mir gesucht nach dieser Thür zum Alleinsein, wo ich diesem Weisheitsgeist ins Gesicht sehen könnt, flehend um Lieb. Aber du hast Recht, ein muthwilliger Wind jagt meine Gedanken wie Spreu auseinander, ich werde fortgerissen von einem zum andern von meiner Zerstreutheit, dann ists so nüchtern in mir, und so beschämend öde wenn ich mich sammeln will, wie soll da der Geist sich einfinden? Der Sokrates hatte wol große Thaten gethan zuvor, und nie seinen Genius verleugnet, dann kam er zu ihm. — Ich sag als zu mir, laß nur ab, der Geist würde von selbst kommen, könnt deine Natur ihn herbergen. Ich denk als der Geist muß entspringen aus vereinigten Naturkräften, und ich hab so keine Feuernatur die sich so concentriren kann, daß der Geist aus ihr entspringe, aber ich wollt es doch, ich sehne mich nach ihm. Ich hab ihn nicht, ich denk mir ihn aber und trag ihm alles vor in meinen Nachtgedanken, und manchmal schreib ich an dich als wärst du sein Bote, und er würde durch dich alles erfahren von mir.

Auch sonst noch ist von dem Genius die Rede, jedoch mit verschiedenen Modificationen, sodaß er bald das objectiv gefaßte, ideale eigene Ich bezeichnet, bald aber mehr das ihr mit der Freundin gemeinsame geistige Element, und bald in noch weiterer allgemeinerer Bedeutung z. B.:

Schreib dem Clemens nichts von mir, er meint gleich ich sei besessen, er ist ganz verwundert daß ich so bin, und fragt andere Leut, ob ich verliebt sei, wo ich doch nur im heiligen Orden meiner eigenen Natur lebe ... Laß die Leute bei ihrer herzlich schlechten Meinung von mir, es ist meine beste Freud, ich geh mit dem Dämon um, der sagt: du sollst dich nicht vertheidigen. — Ich thu was er will, alles andere ist mir einerlei; einmal hab ich Visionen von ihm ... wenn ichs im Herzen fühl, so seh ich auch was mich entzückt, warum ich leben mag; himmlisch feucht Leben im Jugendstrahl, vortretend, ein Bischen auf die Seite geneigt, steht er immer vor mir, der Gott, dem ich mich einschmeichle, mit süßen Thränen, der mich Morgens vom Lager schüttelt, wos kaum tagt, ich soll mich aufmachen, vielleicht begegne ich ihn bei Tagesanbruch, so eil ich flüchtig vorwärts, ich fühl mich schön im Herzen, ich fühl meine Schönheit, mein Geist ist ein Spiegel, der ist voll himmlischem Reiz, — jeder Thautropfen am Weg sagt mir, ich gefalle meinem — ihm, was brauchts mehr, wem soll ich noch gefallen wollen außer ihm? Nein, glaubs doch nur, er ist wirklich! er schreitet so leicht, er entschwindet mit jedem Tritt, aber er ist gleich wieder da! O ich weiß alles! — ich weiß zu lieben, aber nur den Genius. — Keiner darf wissen das Geheimniß, das sich im Feuerkreis um mich schwingt. — Wenn

ich so da steh, still, mit geschlossenen Armen — und der Blick, den nennt die Grosmama starr; — Mädele, was starrst, — sollt man glauben du wärst außer der Welt entrückt. Ich fuhr auf — da lacht sie: „Gutes Kind, wo bischt? bischt beim Schutzengel? so sagen die Schwaben, wenn einer so in sich verstummt"... Auf der grünen Burg im Abendroth da war ich freudig mit der Jung, da wars immer als wär einer hinter mir der mirs einflüstere; du frugst, was ich mich denn umdreh so oft? — ich sagt: hinter mir tanzts, denn ich wollt nicht sagen: sprichts.

Anderswo:

Ob handelnd oder fühlend, tiefempfindend mit dem Genius umgehen, das ist dasselbe; was ist denn Handeln anders als fühlbar werden das Rechte und es thun. Handeln ist nur der Buchstabe des Geistes, es ist noch nicht so süße, als die heimliche, himmlische Schule des Geistes. Mir deucht nichts glücklicher als im Schatten liegen jener großen Linde, und durch ihr rauschend Gezweig dem Geliebten entgegenlauschen, dem heiligen Geist. Der ist mein Geliebter, der kommt und besucht mich jetzt in der heißen Jahrszeit. Ach! er macht kein Wesen von der Weisheit, von Gottesgelahrtheit, von Tugend, von Religion. Ich bin ihm recht wie ich bin, er lacht mich aus wenn ich belehrt sein will, und bläst mich an ... Da hast du Weisheit, sagt er ... Einsam — bin ich nicht — ist der Schatz überall — die dritte Person in der Gottheit überall.

und in demselben Briefe wird noch auseinandergesetzt, daß der heilige Geist die Weltseele sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Eine kurtze Comödien von der Geburt des Herren Christi. Von den Prinzen und Prinzessinnen des Churfürstl. Hofes im J. 1589 in Berlin aufgeführt. Nach der Handschrift, nebst geschichtlicher Einleitung herausgegeben. Berlin, Trautwein. 1840. 4. 1 Thlr. 16 Gr.

Aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek zu Berlin gibt Dr. Friedländer, bei Gelegenheit des Reformationsfestes, ein geistliches Drama, muthmaßlich von Georg Pondo, einem berlinschen Dichter, verfaßt, heraus und hat dabei nicht blos in Schreibart, sondern auch im Äußern der Typen und Verzierungen die Gestalt der Handschrift möglichst wiederzugeben sich bemüht. Das Unternehmen ist recht lobenswerth, wenn man erwägt, wie wenig diese ganz eigenthümliche Seite der dramatischen Kunst in ihren Details bekannt ist, und wie willkommen überhaupt jeder Beitrag zur genauern Kenntniß ihrer Geschichte sein muß. Ob nicht freilich auch bei der ungewöhnlich splendiden Ausstattung ein anderes als das bloße Kunstinteresse in Anschlag gekommen, möge dahingestellt bleiben. Die Einleitung enthält einige Notizen über die Ausübung der Schauspielkunst in Berlin im 16. Jahrhundert, namentlich über die beiden Dichter Paul Rebhuhn und den schon genannten. Die gegenwärtige geistliche Komödie ist am Hofe Johann Georg's 1589, zum Theil von jungen Prinzen und Prinzessinnen des kurfürstlichen Hauses aufgeführt worden, unter denen der 18monatliche Markgraf Friedrich das Christkindlein vorstellte. Andere Rollen waren jungen Edelleuten, einige auch Kindern bürgerlicher Abkunft übertragen. Die Handlung beginnt nach dem Prologe damit, daß die Hirten auf dem Felde durch die Engel, die in der Luft singen, auf etwas Ungewöhnliches aufmerksam gemacht werden; bald nachher wird es ihnen offenbart, daß der Heiland geboren sei, und sie gelangen zum Christkindlein. Der erste Act schließt mit der Anweisung: „Allhier Bereiten die drey Engelein den Kindlein Jesus essen, wermen In die windelein, vndt beschenken es mit allerley spillwergk." Im zweiten Act, den wieder mit kurzen Worten ein Argumentator eröffnet, ist die Ankunft der heiligen drei Könige, die Erscheinung des Sterns und der Eintritt derselben in das Haus der Maria dargestellt; es folgen Segnungen und Glückwünsche, und ein Gespräch zwischen Maria und Joseph schließt das Drama. Nachher noch Schlußgesang. Die eingelegten Choräle sind treffliche Lieder von Luther und K. Fugger. An poetischen Werth ist begreiflich nicht sehr zu denken, wenn auch die treuherzige Sprache, besonders das Plattdeutsch, in welchem die Hirten stets redend eingeführt werden, mitunter das Gemüth recht anspricht. 29.

---

## Literarische Notizen.

Unter der Presse befinden sich oder erschienen vor kurzem: „Selections from the dispatches, general orders etc. of Field-Marshal the Duke of Wellington", vom Oberstlieutenant Gurwood; „A history of India", von Mountstuart Elphinstone; „Cairo, Petra and Damascus in 1839; with remarks on the government of Mahomed Ali, and on the present prospects of Syria", von John G. Kinnear; „The martyrs of science; or the lives of Galileo, Tycho Brahe and Kepler", von Sir David Brewster; „A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus, by the Indus, Cabool and Budukshan, performed under the sanction of the supreme government of India", von Lieutenant John Wood (mit einer Karte); „The manners and customs of the Japanese, described from the travels and journals of *Siebold*, *Fischer*, *Meylein*, *Dolff*, and other most recent and authentic dutch authorities" (mit Illustrationen); „Travels in the Himalayan provinces of Hindostan and the Panjab in Ladakh and Kashmir, in Peshawar, Kabul, Kunduz and Bokhara by Mr. *William Moorcroft* and Mr. *George Trebeck*. Prepared for the press by *Horace Haymann Wilson*, prof. of sanscrit in the university of Oxford" (mit Illustrationen und einer Karte von John Arrowsmith, die das Werk verspätet haben); „A second series of the manners and customs of the ancient Egyptians, comprising their religion, agriculture etc." von J. Gardiner Wilkinson (2 Bde.; als Schluß von: „The manners and customs of the ancient Egyptians", mit mehr als 100 zum Theil colorirten Kupferplatten und vielen Illustrationen); „A summer's day at Windsor Castle and a visit to Eton" von Edward Jesse, Verfasser von „A summer's day at Hamptoncourt", „Gleanings in natural history" etc. (mit zahlreichen Kupferstichen); „A series of picturesque views on the river Quorra, the Niger of the ancients", von William Allen (erschienen unter den Auspicien der Gesellschaft für die Abschaffung des Sklavenhandels und für die Colonisirung Afrikas, dem Prinzen Albert, Gemahl der Königin von England, zugeeignet; „A winter in the West Indies, described in familiar letters to Henry Clay of Kentucky by *Joseph John Gurney*". Diese lange Reihe von interessanten und bedeutenden Reise- und geschichtlichen Werken ist, nebst vielen Übersetzungen und neuen Auflagen älterer Werke, von dem einzigen Murray angekündigt.

Als neue Auflagen und Ausgaben erscheinen nächstens in London: „Ancient spanish ballads, translated, with notes, by *J. G. Lockhart*" (neue revidirte und mit zahlreichen neuen Originalillustrationen versehene Ausgabe), wovon Hallam in seiner Literaturgeschichte sagt: „Diese spanischen Balladen sind dem Publicum jetzt bekannt geworden, aber, was ein unschätzbarer Vortheil ist, durch Lockhart's schöne und geistreiche Übersetzung"; ferner: Southey's „Life of Nelson", gänzlich neue, mit Originalzeichnungen von Clarkson Stanfield verzierte Ausgabe; „Letters of the Earl of Dudley to the Bishop of Llandaff (mit einem Portrait); ferner eine ganz neue mit 60 von Finden in Kupfer gestochenen Vignetten geschmückte Ausgabe von Byron's „Childe Harold". Auch erscheint demnächst die erste vollständige Ausgabe von den „Poetical works of the late Rev. *Reginald Heber*, Lord Bishop of Calcutta". 5.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 317. —— 12. November 1840.

## Die Günderode. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 316.)

Wenn dieser Genius (der manchmal Gestalt und Farbe des Schutzgeistes annimmt) eigentlich nur der poetische Ausdruck für das eigene, ideale Ich ist, so knüpfen sich doch daran noch Ideen, welche bei Bettina eine große Bedeutung haben: die Ideen der freien Selbständigkeit, der himmlischen Abkunft und der Unsterblichkeit des Menschengeistes. Die Menschenseele ist ihr nicht der Begriff, die Entelechie des erscheinenden Menschen, an diesen gebunden und durch ihn bedingt; sie ist in ihm, aber sie schwebt auch über, ist vor und nach ihm. Behauptet doch Bettina: die Schönheit, die sinnlich vergehe, habe einen Geist, der sich weiter entwickeln wolle; der Rose Geist steige höher, wenn ihre Schönheit verblüht sei; wie viel mehr muß sie den bewußten Geist als etwas Unvergängliches ansprechen! Damit aber, daß sie sein Gewordensein und sein Aufhören bestreitet, daß sie ihm die Attribute eines göttlichen Seins zuschreibt, steht dann auch in Verbindung, was sie von seiner Bestimmung, seiner Bildungsweise, seinen Vermögen und Functionen ausspricht. Der Menschengeist, zum Genius poetisch potenzirt, ist sich selbst Quelle aller Wahrheit, die sich ihm innerlich offenbart, die nicht äußerlich erlernt werden muß; zum Leben soll er erwachsen, nicht todte Stoffe der Bildung in sich aufnehmen. Daher ist das Gewähren-, das Waltenlassen des Genius einer der Hauptsätze Bettina's; nur alle äußere Hemmnisse hinweggeräumt, so wird er aus sich selbst zur vollsten Blüte und dem Himmel entgegenwachsen. Und zwar nicht durch systematisches Denken wird er die Wahrheit und Erkenntniß gewinnen, sondern durch freie Lebendigkeit und Selbstoffenbarung. Die Vermittelung, die Consequenz des Denkens verschmähend, geht sie überall auf Unmittelbarkeit aus. „Inconsequenz ist Geist!" ruft sie aus, die von den aus der warmen Erde und aus ihrem heißern Herzen aufsteigenden Dämpfen begeisterte Pythia und Sybille. Nichts wissen mag sie von Denken und Philosophie, von Geschichte und Politik, von Moral und positiver Religion; aber doch ahnt sie dann wieder, daß der Geist nicht ganz aus sich selbst zehren kann, und die Liebe zur Unmittelbarkeit, zur Natur und die Anerkennung der Nothwendigkeit einer Vermittelung kommen gelegentlich in Collisionen. Mit wahrhaft genialem Übermuthe spricht sie sich manchmal über und gegen die Philosophie aus: „beweislos Denken ist frei Denken!" behauptet sie, und: „sich dem Leben der Natur nahen und still und stumm ihre Vorbereitungen mit ansehen, sei viel schöner als alles Denken und Urtheilen"; und: „O was frag' ich nach den Menschen, ob die den Mangel an historischem Sinn und der Logik an mir rügen; ich weiß den Teufel was Logik ist!"

Dein Schelling und dein Fichte und dein Kant sind mir ganz unmögliche Kerle. Was hab ich mir für Mühe gegeben, und ich bin eigentlich nur davon gelaufen hierher, weil ich eine Pause machen wollt. Repulsion, Attraction, höchste Potenz — — Weißt du wie mirs wird? Dreherig — Schwindel krieg ich in den Kopf — — Glaubst du, ein Philosoph sei nicht fürchterlich hoffärtig? — Oder wenn er auch einen Gedanken hat, davon wär er klug? Die Weisheit muß natürlich sein, was braucht sie doch solcher widerlicher Werkzeuge um in Gang zu kommen, sie ist ja lebendig? — sie wird sich das nicht gefallen lassen. Der Mann des Geistes muß die Natur lieben über alles, mit wahrer Lieb — dann blüht er, — dann pflanzt die Natur Geist in ihn . . . Ich glaub einmal nicht, daß die Natur einen solchen, der sich zum Philosophen eingezwickt hat, gut leiden kann.

Gewiß ists nichts in der Philosophie; Menschen die gesund athmen, die können sich nicht so beengen; stell dir einen Philosophen vor, der ganz allein auf einer Insel wohnte, was so schön wär, als der Frühling mir sein kann, aber es wären keine Geschöpfe da, denen der Philosoph was weiß machen könnt: glaubst du, daß er da auf solche Sprünge käm, wie die sind, die ich bei dir nicht erzwingen konnt. Hör, ich glaub er biß lieber in einen schönen Apfel, aber so eine hölzerne Curiosität von Gedankensparrwerk würde er wol nicht zu eigener Erbauung aus den hohen Zedern des Libanon zurechtzimmern; so verbindet und versetzt und verändert und überlegt und vereinigt der Philosoph also nur sein Denkwerk, nicht um sich selbst zu verstehen, sondern um den andern von oben herab den ersten Gedanken beizubringen, wie hoch er geklettert sei; es ist aber nur der mäßige Mensch, der noch sich selber unempfundene, der davon gefangen wird; ein anderer lügt, wenn er die Natur verleugnet und diesem Sparrwerk anhängt und auch hinaufklettert; es ist Eitelkeit und oben wirds Hoffart u. s. w.

Mit solchen und ähnlichen Äußerungen scheint freilich aller Philosophie der Krieg angekündigt und die Ermahnungen der Günderode, die Waffenrüstung, ja, die Organe des Geistes nicht so gering anzuschlagen, für Bettina verloren; aber deswegen fehlt ihr doch ihre eigene Weise zu speculiren nicht; es geht nur nicht so logisch und methodisch zu; sie glaubt sich im Stande „aus reinem Nichts alles zu erdenken, wie Gott", was stark an die Hegel'sche Philosophie erinnert, und sie scheint sogar die Macht der

Negativität geahnt zu haben, wenn sie schreibt: „Das Höchste was die Wahrheit vermag, ist, sich auflösen in höhere Wahrheit; ja, sie sagt: Nein! verneint sich." Über das Wesen, Persönlichkeit, Bewußtsein Gottes finden sich viele kühne Speculationen:

Gott hat eine Persönlichkeit, die kann aber er selbst nur fassen, denn er steht sich selbst allein gegenüber, aber als Poet verschwindet ihm seine Persönlichkeit, sie löst sich auf in die Erfindung seiner Erzeugung. So ist Gott persönlich und auch nicht. Der Dichter stellt dies dar ... Was sag ich dir da? Ach, ich habs einen Augenblick verstanden was Gott ist ... aber ich habs müssen mit andern Worten reden, es ist nicht recht wie ichs gemeint hab. Ja, Gott läßt sich nicht fangen, ich dacht ich hätt ihn schon.

Gott ist ihr: Leidenschaft, Weisheit, Poesie.

Bettina mag das Positive nirgend leiden, und so auch nicht die positive Religion; im Gegensatze zu ihr, wie es scheint, gedenkt sie mit der Günderode eine Religion zu stiften, bei der es den Menschen wieder wohl werden solle, und diese Religion soll die Schwebe-Religion, oder die schwebende heißen; die Dogmen derselben, die in dem Buche zerstreut sind, und welche hauptsächlich im Auge haben: den Geist durch Selbstbeherrschung, Tapferkeit, innere Erleuchtung unabhängig und frei zu machen, ihn mit Nektar zu tränken und über Zeit und Raum zu erheben, wollen wir hier nicht sammeln. Daß bei dieser schwebenden Religion die Schulmoral übel wegkommt, versteht sich von selbst; über Handeln und sittliches Handeln begegnen uns manche treffende Worte, die zum Theil an Schleiermacher's „Ethik" erinnern und welche die freie, lebendige Individualität zur Quelle und zum Maße des sittlichen Handelns machen.

Wie Bettina in der Philosophie die dürre logische Consequenz, wie sie die Geschichte und die Gelehrsamkeit, die systematische Moral, die positive Religion ablehnt, so verschmäht sie auch in der Poesie die strenge Form, die gebundene Sprache, welche ihr der vom Geiste der Poesie gefoderten Freiheit nicht gemäß scheint. Einmal schreibt sie, wie ihr Bruder Clemens sie eingeschlossen, damit sie die Erzählung von einer Rheinfahrt im Mondschein in ein Gedicht bringe.

Da stand ich, ganz widersinnig im Kopf. Ans Aufschreiben dacht ich nicht. Aber ich dacht an das Versmachen, wie seltsam das ist. — Wie in dem Gefühle selbst ein Schwung ist, der durch den Vers gebrochen wird. — Ja wie der Reim oft gleich einer beschimpfenden Fessel ist für das leise Wehen im Geist. Belehr mich eines Bessern wenn ich irre, aber ist es nicht wahrscheinlich, daß Reim und Versmaß auf den ursprünglichen Gedanken so einwirke, daß er ihn verfälscht? ... Mir kommen Reime kleinlich vor sowie ich sie bilden soll, ich denke immer: ach, der Gedanke will wol gar nicht gereimt sein; oder er will wo anders hinaus und ich stör' ihn nur — was soll ich seine Äste verbiegen die frei in die Luft hinausschwanken und allerlei feinfühlig Leben einsaugen, was liegt mir doch daran, daß es symmetrisch verpuzt sei ... Nein ich wollt nicht ein so süß Dämmern zu einzelnen Gedankenschatten zusammenballen. Laß es fortdämmern oder sich verflüchtigen; aber nicht in engherzige Verse einklammern ... laß es fortblühen bis es welkt, du siehst, ich mache mir diese poetischen Unbemerkungen (Ungeheuer) blos in Beziehung auf mich, ich lieb die Poesie, sie erfüllt mich in dir und in andern mit Begeisterung, aber nicht in mir.

Dagegen vertheidigt die Günderode die gebundene Sprache der Poesie; durch Kunstform erlangen Gedanken und Gefühle eine höhere sittliche Würde, und dies sei der Beginn, daß der ganze Mensch sich da hinübertrage. Bettina ist diesen Belehrungen auch nicht so unzugänglich, und einen hohen Begriff von der Poesie spricht folgende Stelle aus:

Am Dichten hindert mich mein Gewissen, wenn ich denk, wie viel reiner tiefer Sinn dazu gehört, um so weniger kann ich mirs zutrauen; manchmal wandelt es mich freilich an, ich sehne mich darnach, wie ein eingesperrtes Kind nach dem Spiel in freier Luft; ja es schmerzt mich tief daß ich nicht kann wie ich will, und daß alle Sprache, mit der ich mein Sinnen festzuhalten suche, nur wie dürres Holz in der Glut meines Herzens zusammenbrennt; wie oft hatte ich Momente deren feierliche Mahnung mich auf etwas Ernstes, Tiefes vorbereitete, die Poesie schien mir dann ein reifer Schmetterling, der mit dem leisesten Regen die leichte Hülle sprengte ... Dann fühlt ich wie ein Göttliches, Unsichtbares dem ich geboren, ich war stolz, und wenn die Natur rings mich mit feurigem Blick anglühte, dann war ich spröde und verschlossen gegen die Feuerkraft, und doch hätt ich mein Herz dargereicht dem ersten kühnen Augenblick der mir die Sprache gelöst hätt, in der meine Lieder geflossen wären. Doch all dies Leben, dies innere Leben und Aufrauschen ging vorüber ohne etwas festzuhalten oder zu erzeugen ... Ich hab wohl einen dunkeln Begriff warum ich nicht dichte, weil eben das Tiefe was mich gewaltig ergreift, sodaß es elektrische Kraft auf die Sprache hätte, etwas ist was sich in der Empfindungswelt nicht legitimirt, oder (kurz) weils Unsinn ist, was mir in der Seele wogt, weils Unsinn ist, was meine Gedanken mir verbeten, weils Unsinn ist der mich ahnend als höchstes Gesetz der Weisheit ergreift.

Sie fragt dann auch: ob's doch nicht in der Sprache noch verborgene Gewalten gebe, die wir noch nicht haben, noch nicht zu regieren verstehen, ob man nicht dahin dringen könnt, das Ungesagte auszusprechen? Darauf aber erwidert die Freundin: wenn sie taumle und ein bischen trunken sei, meine sie, das sei unaussprechlicher Geist; sie besaufe sich aber auch gar zu leicht, und meine, es müssen neue Sprachquellen sich öffnen, um ihre Begriffe zu erhellen; „wolltest du dich fester ins Auge fassen, die Sprache würde dich nicht stecken lassen". Bettina's Unfähigkeit zu dichten erklärt sie daraus, daß sie sei, was die Dichter poetisch nennen, „der Stoff bildet sich nicht selber, er wird gebildet, du deuchst mir der Lehm zu sein, den ein Gott bildend mit Füßen tritt ..."

(Der Beschluß folgt.)

---

## Die spanische Literatur im 19. Jahrhunderte.

Es ist gewiß wahr, daß man in Europa nicht weiß, ob Spanien jezt eine Literatur hat oder nicht. Um zu beweisen, daß es doch noch eine gibt, will ich hier die vorzüglichsten Schriftsteller Spaniens in unserm Jahrhunderte mustern; die meisten werden den meisten Lesern d. Bl. unbekannt sein.

Die beiden Fractionen, aus denen in Spanien die liberale Partei besteht, besitzen gegenwärtig Schriftsteller von wirklichem Verdienste. Das „Eco del comercio", das Organ der Exaltirten, wird mit Talent redigirt; das ist aber auch das einzige Lob, welches man ihm ertheilen kann. Es war, und ist es vielleicht noch, für die Sache der Königin eine fast ebenso schreckliche Geißel als Zumalacarregui und Cabrera. Unter den Männern der gemäßigten Meinung sind als Publicisten vom

ersten Range zu erwähnen: Olivan, Pacheco, Bravo Murillo, Perez Hernandez, Donoso Cortez und einige Andere, alle (die genannten wenigstens) junge und muthige, von guten Studien genährte Männer, Journalisten von Beruf. Die Journale, die von ihnen und ihren Freunden redigirt werden: „El Piloto", „El Correo nacional", „El Mensajero", enthalten Artikel, in denen die gesündesten Ansichten in untadelig reiner, selbst eleganter Sprache verbreitet werden. Es ist wahr, die periodische Presse ist etwas Großes und Schönes, aber bedauern muß man doch, daß sie ihre Macht auf Kosten der dauernden Literatur befestigt. Wie viele unsterbliche Werke könnten von Dem geschaffen werden, was sie an Thätigkeit, Talent und Genie aufzehrt! Darf man sich darnach wundern, daß die unsterblichen Werke so selten werden!

Alcala Galiano, jener feurige Patriot, dessen schneidendes Wort sicher das Ziel trifft, der aber jetzt offen monarchisch gesinnt ist, schreibt so gut, als er spricht, und er ist bekanntlich der beredteste Mann in Spanien, das doch auch den ehemals göttlichen Arguelles hat. Galiano hat viel Beiträge in die „Revista espanola" geschrieben, die nicht mehr existirt, und er ist gegenwärtig eine der Hauptstützen des „El Piloto", der auch nicht lange bestehen wird.

Alle genannten Schriftsteller, ferner Martinez de la Rosa, Puche y Bautista, der Marquis von Vallgornera, Morales de Santiesteban, Silvela, Peña y Aguayo, Benavides, Calderon Collantes und einige Andere schreiben die „Revista de Madrid", eine politisch-wissenschaftlich-literarische Schrift nach Art der französischen Revues und englischen Reviews. Es ist zu bedauern, daß dieses interessante periodische Werk im Auslande nicht bekannt ist. Man würde daraus sehen, daß es in Spanien nicht am Wissen fehlt, sondern an Geschäftsmännern. Deren gibt es nur drei: Cea, Burgos und Toreno. Manche versprechen viel; man hat aber noch nicht Gelegenheit gehabt, sie wirklich handelnd beurtheilen zu können. Zu ihnen gehört Alvaro Florez d'Estrada, der nach seinen Schriften vorzügliche staatswirthschaftliche und staatsrechtliche Kenntnisse haben muß*), und de la Sagra, der durch seine vor kurzem in Frankreich erschienene „Voyage en Hollande et en Belgique" bekannt geworden ist.

Als Satiriker kennt Madrid gegenwärtig zwei ausgezeichnete Schriftsteller, Segovia und Lopez Pelegrin, die unter den Pseudonymen el Estudiante und Abenamar bekannt sind. Den Styl des erstern möchte ich mit einem guten Dolche von Toledo vergleichen. Der Styl Abenamar's dagegen gleicht der schweren Keule des Hercules, er zermalmt. Diese beiden Schriftsteller gehören der gemäßigten Partei an, um die sie gewiß Verdienst haben. Auch Fray Gerundio (Don Modesto Lafuente) steht als Satiriker in Ansehen.

Spanien hat in dem gegenwärtigen Jahrhunderte mehre beachtenswerthe Werke über religiöse Gegenstände hervorgebracht. Im J. 1834 ließ der jetzige Bischof von Astorga, Don Feliz Torres Amat, der gelehrte Übersetzer der Bibel, in Madrid das „Diseno de la iglesia militante" erscheinen, ein nachgelassenes Werk seines Oheims, des Erzbischofs von Palmyra und Verfassers mehrer geachteter Werke, namentlich auch einer Kirchengeschichte. Dieser 1824 gestorbene Prälat, dessen Biographie von dem erwähnten Neffen (Madrid 1835, 4.) ein Meisterwerk ist, kann für das größte Kirchenlicht Spaniens in der letzten Zeit gelten. Der Bischof von Astorga ist ferner Verfasser eines dicken Bandes Denkschriften zur Bildung eines kritischen Wörterbuchs der catalonischen Schriftsteller. Diese Denkschriften wurden 1836 in Barcelona gedruckt. Die vortrefflichen Arbeiten über das „Heilige Spanien" von Florez, Risco und Fernandez de Rojas wurden von dem gelehrten Fray Antolin Merino fortgesetzt, der vor kurzem starb und dem einer der achtbarsten Gelehrten folgte, der ehemalige Mönch Don Jose de la Canal. Der ehrwürdige Mann wurde an dem bekannten abscheulichen Tage fast ermordet und verdankte seine Rettung nur der eiligen Flucht aus dem Fenster eines Dachstübchens über die Dächer der anstoßenden Häuser hin. Das „Heilige Spanien" zählt bereits 45 Bände und ist noch lange nicht beendigt. Die beiden bereits erwähnten Fortsetzer, Merino und la Canal, gaben überdies heraus: „Die Geschichte der Stadt Leon, ihrer Könige, ihrer Kirchen und ihrer Klöster", das „Leben des Cid" und „Cantabria vindicada". Das „Leben Jesus Christi" von Marina, dem berühmten Verf. der „Theorie der Cortes", jenes Buchs, das einen so gewaltigen Einfluß auf die Geschicke des neuen Spaniens ausübte, ist das Werk eines Gelehrten und Christen. Man hat bekanntlich den spanischen Liberalen vorgeworfen, sie wären alle Atheisten oder wenigstens Skeptiker. Marina, dem es als Priester daran liegen mußte, sich von diesem Vorwurfe rein zu waschen, gab in Saragossa, einige Jahre vor seinem Tode, unter der Restauration, jenes Werk heraus, das ihn indeß mit den Männern nicht versöhnte, die damals am Staatsruder standen. Man dachte nur immer an seine „Theorie der Cortes". Don Ramon Cabrera, Don Juan Manuel Bedoya, Don Manuel de Arjona, Don Antonio de la Cuesta und andere kürzlich verstorbene Geistliche haben beredte und gelehrte Werke hinterlassen, denen man auf der Halbinsel Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, wenn sie ruhiger ist.

Auch einige gute Geschichtswerke sind in dem jetzigen Jahrhunderte in Spanien erschienen. Die „Geschichte des Krieges gegen Napoleon" von dem Grafen Toreno ist in Europa bekannt. Die „Geschichte der beiden Revolutionen von 1820 und 1836", die kürzlich in spanischer und französischer Sprache ohne Angabe des Verfassers erschien, die aber von Miñano herrührt, läßt in Hinsicht des Styls, der Methode und besonders der Unparteilichkeit nichts zu wünschen übrig. Seit lange schon stand Miñano unter den ersten Notabilitäten Spaniens; dieses letzte Werk hat seinem literarischen Ruhme den Stempel aufgedrückt. Jeder Gebildete auf der Halbinsel kennt die bewundernswürdigen Briefe eines pobrecito holgazan und des Don Justo Balanza, in denen man die Sprache des Cervantes und den tiefen Geist Quevedo's vereint findet, Niemand hat dort jene politischen Broschüren vergessen, welche die Reise um die Welt gemacht haben würden, wären sie französisch geschrieben gewesen, und die sich ebenso wohl erhalten werden wie die Schriften Paul Louis Courier's. Ein späterer Geschichtschreiber Spaniens wird sie nicht entbehren können.

Miñano ist gleichfalls Verfasser eines auch im Auslande geschätzten Werks, das ihm das Kreuz der Ehrenlegion erwarb, nämlich des „Geographischen Wörterbuchs von Spanien und Portugal". Man staunt, daß ein einziger Mann ein so umfassendes und schwieriges Werk vollenden konnte, namentlich in Spanien, wo der Mangel an statistischen Daten und jeder Art von Vorarbeiten die Ausführung fast unmöglich machte. Der erste Band dieses Werks erschien in Madrid 1826, der letzte 1829.

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir auch ein anderes Hauptwerk, das Aufsehen in der gelehrten Welt gemacht haben würde, wäre es diesseits der Bidassoa geschrieben worden, nämlich das „Wörterbuch des alten Spaniens, Tarraconense, Betica y Lusitana", von Don Miguel Cortes y Lopez. Es ist vielleicht nicht zehn Personen in Europa bekannt und würde doch dem geduldigen Fleiße eines Deutschen Ehre machen. Hierher gehört auch das „Wörterbuch der spanischen Architekten" von Don Eugenio Llaguno, das 1829 in Madrid erschien, mit trefflichen Erläuterungen von Juan Cean Bermudez, von dem die „Beschreibung der Kathedrale von Sevilla" und die „Geschichte der Malerschule von Sevilla" herrührt.

*) Hier die Titel einiger Werke von Florez d'Estrada: „Examen imparcial de las discusiones de la America con la metropoli y medios de su reconciliacion" — „Paralelo del clero protestante y del clero catolico" (8 Bde., 4.) — „Proyecto para la constitucion politica de España" und endlich eine „Representacion a Fernando VII." (1818), die in fast alle europäische Sprachen übersetzt wurde.

Diese Wörterbücher haben mich von den neuern historischen Werken abgeleitet. Kehren wir zu denselben zurück. Der berühmte Jesuit Juan de Mariana gab zum erstenmale 1601 in Toledo in der Landessprache seine „Allgemeine Geschichte von Spanien" bis zu den katholischen Königen heraus, die 1608, 1617 und 1623 neu gedruckt wurde. Diese Geschichte wurde durch den Pater Miñana bis zu Philipp II. fortgesetzt und diese Fortsetzung in unsern Tagen bis zum Jahre 1808 von Don Alberto Lista fortgeführt, den wir später unter den Dichtern wiederfinden werden und der auch ein ausgezeichneter Mathematiker ist. Er schrieb die besten Lehrbücher dieser Wissenschaft, die Spanien besitzt. Lista legte indessen auf diese Fortsetzung so wenig Werth, daß er ihr nicht einmal seinen Namen vorsetzte, ob sie gleich zu den wichtigsten Arbeiten gehört, die neuerlich in Spanien erschienen sind.

Der Marquis von Miraflores, spanischer Gesandter in Paris, ließ 1834 in London eine wichtige Schrift unter dem Titel erscheinen: „Apuntes historico-criticos para escribir la historia de la revolucion de España de 1820 à 1823", die sich durch Unabhängigkeit und Wahrheit auszeichnet. Schon 1833 hatte Miraflores eine „Geschichtliche Abhandlung" über die spanische Thronfolge herausgegeben, die erste Schrift dieser Art nach dem Tode des Königs.

Auch die „Lobrede auf die katholische Königin" von Don Diego Clemencin ist ein beachtenswerthes historisches Werk. Der Verf. betrachtet darin jene Periode besonders aus dem Gesichtspunkte der Civilisation wie Prescott in seiner trefflichen „History of the reign of Ferdinand and Isabella". Eine andere Arbeit Clemencin's, die von seinem Fleiße und seiner Gelehrsamkeit zeigt, ist sein „Commentar zu Don Quixote", der länger ist als der unsterbliche Roman des Cervantes. Als Clemencin, Secretair der Akademie der Geschichte, 1834 an der Cholera starb, fürchtete man, dieser Commentar, der noch nicht ganz erschienen war, möge unvollständig bleiben; man fand aber unter den Papieren des Verf. den ganzen fünften Band, der 1838 erschien, sowie ein Werk, an welchem Clemencin sein ganzes Leben hindurch arbeitete und das nächstens erscheinen soll, nämlich eine „Spanische Ritterbibliothek". Bei seinem Tode war Clemencin Secretair der Kammer der Proceres.

Dieser Tod erinnert an den des Secretairs der Deputirtenkammer, Trueba, der 1836 in Folge von übermäßiger Arbeit starb. Er ist jedoch mehr ein englischer als spanischer Schriftsteller, denn seine in ganz Europa bekannten Romane erschienen in englischer Sprache in London. Bald nach ihm starb ein anderer Romanendichter, Lopez Soler, in Madrid, und ganz kürzlich folgte ihnen Musso y Valiente, ein großes Talent, nach, der bei Lebzeiten fast nichts herausgab, weil er zu viel dachte und schrieb. Seine nachgelassenen Werke sollen jedoch nächstens erscheinen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Miscellen.

### Friedrich Wilhelm III.

Über den verewigten König Friedrich Wilhelm III. wird viel Biographisches erscheinen. Fingerfertige Scribenten haben schon jetzt dicke Bücher angekündigt. Man sollte aber durch ein gemeinsames Übereinkommen erst recht viel Einzelnes, Charakterzüge und Anekdoten, von ihm sammeln. Der König konnte bekanntlich ebenso nicht leiden, daß man öffentlich über ihn und seine Handlungen sprach, als er auch ein Feind aller Schmeicheleien, prunkender Ehrenbezeigungen, oder gar erniedrigender Huldigungen war. Ein Augenzeuge hat mir erzählt, daß der sonst milde König einst wahrhaft außer sich vor Zorn gerieth, als die Bürger einer Stadt in Ostpreußen die Pferde seines Wagens ausspannen und ihn durch die Straßen ziehen wollten. Ein wahrer Reichthum von edeln und großmüthigen Handlungen, von herrlichen Charakterzügen läßt sich aber aus den Entscheidungen und Resolutionen, die aus seinem geheimen Cabinet hervorgingen, sammeln; zwar nicht so pikant und originell wie so viele Resolutionen Friedrichs des Großen, aber nicht minder treffend, mild, gerecht und alle vom selbständigen Geiste seines eigenen Willens und Charakters beseelt. Ich erinnere daran, daß nach dem Regierungsantritt des Königs die damaligen öffentlichen Blätter täglich interessante Anekdoten von dem jungen Königspaar brachten, welche Gerechtigkeit, Milde und freundliche Herablassung athmeten. Folgende hübsche Anekdote von der liebenswürdigen Königin wurde damals mit vielem Vergnügen gelesen. Diese kam, auf einer Reise, durch Damitz, eine Meile von Stargard, wo umgespannt wurde. Während dies geschah, näherte sich der Schulze dem Wagen und bat in seiner plattdeutschen Mundart die Königin: „Dat se doch en bätken utstiegen möcht; et weren vel Lüde da, de se gern sehen wüllen." Sogleich that es die Königin und sagte mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit: „Nun, Leutchen, beseht mich!" Dann ging sie in das nächste Bauernhaus und fragte die Wirthin, ob sie gut gekocht hätte, sie habe viel Hunger. Die Wirthin erwiderte: Hirse mit Milch und Kartoffeln ständen auf dem Tisch. Die Königin kostete die Hirse, aß Kartoffeln und gab der Bäuerin ein ansehnliches Geschenk.

Es mag auch hier, zur Vergleichung mit der Gegenwart, aus dem „Frankfurter Staatsristretto" von 1797 die Antwort mitgetheilt werden, welche der junge König dem Magistrat zu Berlin, auf die abgelegte Condolenz und Gratulation, mündlich ertheilte: „Der Verlust meines geliebtesten Herrn Vaters Majestät ist, wie ich Sie versichern kann, mir sehr schmerzhaft gewesen, und ich hätte wol gewünscht, daß er noch längere Jahre möchte gelebt haben. Fahren Sie fort, das Beste der Stadt und der Bürgerschaft zu befördern und aus allen Kräften zu besorgen. Ich werde alle Gelegenheit wahrnehmen, Sie zu unterstützen. Wirken Sie fernerhin mit Treue auf das allgemeine Beste und dessen Wohlfahrt, und genügen Sie Ihren Pflichten und meinem Willen, wogegen Sie sich meiner Gnade und meines Beistandes beständig versichert halten können."

---

### Alte Leihbibliotheken.

Neulich stand im „Morgenblatt" (1840, Nr. 10): „Man kann dreist behaupten, daß keine deutsche Leihbibliothek auch nur als Ladenhüter ein Buch enthält, das zum Jahr 1740 hinaufreichte und das überhaupt der sogenannten Lesewelt fast nie, auch nur zufällig, ein solches Buch in die Hände fällt." — Im lieben Deutschland gibt es keine Regel ohne Ausnahme, und so vermag Einsender auch eine Leihbibliothek nachzuweisen, die noch viel weiter hinaufgeht. Zu Wetzlar, wohin gegen Ende des 17. Jahrhunderts das Reichskammergericht verlegt wurde, etablirte sich gleichzeitig die Winkler'sche Buchdruckerei und Buchhandlung. Hier steht noch eine Leihbibliothek, die von Scott und Clauren hinaufsteigt bis zu Ziegler's „Asiatischer Banise", bis zu den Verschrobenheiten und Armseligkeiten des „Galanten Sprachmenger's" Talander (Bohse) und Menantes (Hunold); bis zu „Hercules und Valiska" von Buchholz, und bis zur „Aramena" und „Octavia" des phantasiereichern Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig. Da stehen sie die einsam Verschmähten und denken der Zeit, wo sie den Urgroßmüttern Freude und Unterhaltung gewährten. — Freilich haben in neuerer Zeit Büchersammler manche Lücke gemacht, denn diese Romane sind meist verlesen und selten geworden, weil Bibliotheken sie verschmähten. Einst fand ich einen willkommenen Vorrath solcher alten Romane im versteckten Winkel der Bibliothek einer aufgehobenen Benedictiner-Abtei, nebst einem geschriebenen Liederbuch (Commersbuch), welches überschrieben war: „Lieder bei'm lustigen Suff." 61.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 318. —— 13. November 1840.


## Die Günderode. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 317.)

Die obigen Äußerungen über Sprache und Unsinn führen uns endlich zur Erwähnung eines unglücklichen Dichters, von welchem in diesem Buche viel die Rede ist. Eine geistige Verwandtschaft Bettina's mit dem naturseligen, sprachgewaltigen, tiefsinnigen Hölderlin sprach Referenten schon in dem Briefwechsel mit Goethe an; hier nun findet er jenen Eindruck vollkommen bestätigt. Bettina ist eine schwärmende Bewundrerin des schon wahnsinnigen Dichters, den sie den größten elegischen Dichter nennt; sie möchte zu ihm nach Homburg und ihn pflegen; sie erzählt der Freundin, was sie nur von ihm erfahren kann, ihr kommt sein Wahnsinn selbst so mild und so groß vor; sie wiederholt die Worte eines Freundes: Hölderlin's ganzer Wahnsinn sei aus einer zu feinen Organisation entstanden; wie der indische Vogel in einer Blume ausgebrütet, so sei seine Seele.

Wenn ich bedenk — welcher Anklang in seiner Sprache! Die Gedichte die mir St.-Clair von ihm vorlas — ach! was ist doch die Sprache für ein heilig Wesen! Er war mit ihr verbündet, sie hat ihm ihren heimlichsten, innigsten Reiz geschenkt, nicht wie dem Goethe durch die unangetastete Innigkeit des Gefühls, sondern durch ihren persönlichen Umgang. So wahr! er muß die Sprache geküßt haben. — Ja, so gehts, wer mit den Göttern zu nah verkehrt, dem wenden sies zum Elend!

Ja, wer mit Gräbern sich vermählt, der kann leicht wahnsinnig werden den Lebenden, — denn er träumt nur hier am Tag, wie wir träumen in der Nacht, aber drunten im Schlaf wacht er und geht mit jenen mitleidsvoll Hand in Hand, die längst verschollen der geschäftigen Eile des Tages sind. Dort fällt der Thau auf die Seele ihm, die hier nicht Feuchtung in der Kehle mehr hatte zum Seufzen ... Seine Seele wächst, die hier unten schläft und verwirrte Träume hat, hinauf als himmlisches Grün, die schwebende Ferse der Götterjünglinge umspielend. Ach, Poesie, heilig Grabmal, das still den Staub des Geistes sammelt ... o du läßt ihn auferstehen wieder; laß mich hinabsteigen zu ihm und die Hand ihm reichen im Traum, daß er mit heiligem Finger die goldenen Saatkörner mir auf die offne Lippe streue, und mich anblase mit dem Odem, den er nach dem Willen der Götter aus ihrem Busen trinkt. Denn ich begehre sehnsüchtig, mitzutragen gemeinsam Weh des Tags, und gemeinsame Tröstung zu empfangen in den Träumen der Nacht.

Was wären doch die Dichter, wären sie es nicht, die das Schauervolle ins Göttliche verwandeln?

Gewiß ist mir doch bei diesem Hölderlin, als müsse eine göttliche Gewalt wie mit Fluten ihn überströmt haben, und zwar die Sprache, in übergewaltigem raschen Sturz seine Sinne überflutend, und diese darin ertränkend; und als die Strömungen verlaufen sich hatten, da waren die Sinne geschwächt und die Gewalt des Geistes überwältigt und ertödtet. Und St.-Clair sagt: ihm zuhören sei gerade, als wenn man es dem Tosen des Windes vergleiche, denn er brause immer in Hymnen dahin, die abbrechen wie wenn der Wind sich dreht, und dann ergreife ihn wie ein tieferes Wissen, wobei einem die Idee, daß er wahnsinnig sei, ganz verschwinde, und daß sich anhöre, was er über die Verse und über die Sprache sage, wie wenn er nah daran sei das göttliche Geheimniß der Sprache zu erleuchten, und dann verschwinde ihm wieder alles im Dunkel; die Sprache bilde alles Denken, denn sie sei größer wie der Menschengeist, der sei ein Sklave nur der Sprache.

Noch Vieles von des wahnsinnigen Dichters rhapsodischen Ergüssen wird angeführt, und dann sagt Bettina:

Ich verstehe alles ... dir muß dies alles heilig und wichtig sein. — Ach einem solchen wie Hölderlin, der im labyrinthischen Suchen leidenschaftlich hingerissen ist, dem müssen wir irgendwo begegnen, wenn auch wir das Göttliche verfolgen mit so reinem Heroismus wie er. — Mir sind seine Sprüche wie Orakelsprüche, die er als der Priester des Gottes im Wahnsinn ausruft, und gewiß ist alles Weltleben ihm gegenüber wahnsinnig, denn es begreift ihn nicht. Und wie ist doch das Geisteswesen jener beschaffen, die nicht wahnsinnig sich deuchten? Ist es nicht Wahnsinn auch, aber an dem der Gott keinen Antheil hat? Wahnsinn, merk ich, nennt man das, was keinen Widerhall hat im Geist der andern, aber in mir hat das alles Widerhall, und ich fühle in noch tiefern Tiefen des Geistes Antwort darauf hallen als blos im Begriff.

Es ist höchst interessant zu beobachten, wie dieser lebensvolle Geist die Geheimnisse des Bewußtseins und der Bewußtlosigkeit zu ergründen strebt, bald im Bewußtsein das Höchste erkennt, bald ein noch Höheres in der Bewußtlosigkeit ahnt und dann beides (in Gott) auszugleichen sucht. Bitter wirft Bettina es der Freundin vor, daß sie sich nach einem Zustande sehne, wo die Erinnerung erlösche, daß sie erlöst sein möchte von den engen Schranken ihres Wesens und ihr Bewußtsein überschreiten; aber in dem wahnsinnig gewordenen Dichter ist sie geneigt das Organ einer überwältigenden höhern Macht zu erblicken, sein Wahnsinn, die Zerstörung seines Bewußtseins ist gleichsam eine göttliche Weihe; der gewaltige Geist der Sprache, des Rhythmus hat ein zu schwaches Instrument zertrümmert. Es ist hier nicht der Ort für eine Untersuchung, ob eine solche Erklärung des Wahnsinns zulässig oder gar erschöpfend sei; wir wollen nicht streiten mit

einer Art der Weltanschauung, welche auch Das, was den gewöhnlichen Sterblichen als etwas Negatives, Leidiges und Zerstörendes erscheint, noch als eine positive Potenz aufzufassen vermag oder doch versucht; wie die Schlangenbeschwörer die gefürchteten giftigen Schlangen zu beherrschen und zum Tanze zu zwingen wissen, so ziehen solche kühne Geister auch die Leidenschaft, den Wahnsinn in den Kreis der Phänomene, mit welchen sie furchtlos spielen. Der Donner, der Sturm, Untergang und Tod gehören ihnen auch zu der großen heiligen Musik, welche das Leben trägt, und statt mit ihnen zu rechten, muß man sie vielmehr um ihre glückliche Begabung beneiden. Das vorliegende Buch will keine Belehrungen geben, kein System aufstellen; es gibt das Empfundene, das Erlebte einer reichen Seele, und jedes Lebendige hat in seiner Art und Sphäre Recht. Kein für das Höhere, für den Geist Empfänglicher wird das Buch weglegen ohne Bewunderung vor dem Genius der Herausgeberin; und wenn Mancher bedauern sollte, daß Bettina nicht in bestimmten, begrenzten Sphären Größeres geleistet, daß sie nicht z. B. als Dichterin aufgetreten und ihre großen Gaben eigentlich nur verschleudert habe, so dürfte darauf erwidert werden: an einem Mann, dessen Aufgabe es ist, zu wirken, zu erschaffen, könnte man es allerdings tadeln, wenn er seinen Geisteskräften nicht eine bestimmtere Richtung gegeben, wenn er nicht ein bestimmtes Gebiet des Lebens oder der Kunst bearbeitet hätte, wenn er ganz in selbstbeschaulicher Begeisterung und an gelegenheitlicher Mittheilung an Andere aufgegangen wäre; anders aber verhält es sich bei einer Frau, deren Beruf es nicht ist, schöpferisch im Leben aufzutreten und ein bestimmtes Gebiet zu cultiviren, welche am schönsten und natürlichsten wirkt durch freie, gebildete Darstellung und Mittheilung ihres eigenen innern Wesens, durch ihr S e i n, und nicht durch H a n d e l n, durch die harmonische Erscheinung ihrer Natur, nicht durch Virtuosität in einzelnen Fächern. Dem weiblichen Genius ist es vielleicht am gemäßesten, Kunst, Religion, Wissenschaft, Geschichte vereint und ungetrennt auf sich wirken zu lassen, sie mit reger Empfänglichkeit in sich zu bewegen und von ihrem Einklange sich begeistern zu lassen, aber weniger durch Ausbildung einzelner, productiver Talente sich auszuzeichnen. Sollte sich nicht durch diese Annahme der Widerwille erklären lassen, welchen Bettina auch in diesem Buche gegen die Frau von Staël und ihre Bücher an den Tag legt?

Wir schließen mit einer Stelle, in welcher Bettina, welche hin und wieder einen lechzenden Thatenmuth und eine glühende Bereitwilligkeit zu Opfern ausspricht, welche sich Kraft und Einsicht zutraut, Heere in Schlachten zu lenken und Reiche zu beherrschen, resignirend auf Kunst und Wissen sich nur nach der stillen Seligkeit eines ruhigen Reisens sehnt:

Wo die Bienenscharen von Dichterlippen und in seinen blumensprossenden Tritten Honig sammeln, und wo Geister lichte Berggipfel umtanzen, wo die Seele sich aufschließt leis wie eine Knospe, und des Geistes Strahlen in ihrem Kelch eingebettet, wie die goldenen Staubfäden in der Rose, ihr Leben entwickeln und auch beenden — dort will ich hin, das liegt mir im Sinn, nichts wie Blütenmeer, Duft einathmen, Birn speisen und reife Trauben und süße Pfirsig, getheilt mit mir von Doppellippen, ich d i e Hälfte und die Er der heute noch am Scheideweg meiner harrte als die Sonne hinunter war. Was ists? — er wird mich schon erziehen, Thränen wirds geben, das weiß ich, aber auch Lust, so ists immer wo Schönheit reisen soll, und das ist alles was ich verlang vom Schicksal, es soll mich scheiden vom Schlechten, es soll keine Sünde in mir dulden, in meinen unaufhörlichen Träumen nur möcht ich eine Vollendung empfinden — der Liebe, der Schönheit — das ist mein Ziel, und mein Geist strebt eine Natur da herauszufinden, indem ich dem Schönen fortwährend begegne.

Nicht ein Buch, sondern eine Geistesgestalt ist vor uns; die Kritik muß verstummen, und nur der lebendige Sinn muß sich bemühen zu verstehen und nachzufühlen. Ref. hat gesucht einige Gesichtspunkte anzudeuten und auf einiges Charakteristische aufmerksam zu machen; statt eines zusammengefaßten Urtheils ladet er nur alle Freunde der ins Gewand der Phantasie gehüllten Wahrheit und Erkenntniß ein, in diesen üppig blühenden Garten zu treten, von dessen Früchten er im Obigen einige Proben gesammelt hat, welche manches Auge und manchen Gaumen lüstern machen werden, und welche wie nichts sind gegen die Fülle derer, die noch von den schwerbelasteten Zweigen winken. 23.

---

## Die spanische Literatur im 19. Jahrhunderte.

(Beschluß aus Nr. 317.)

Eines der ausgezeichnetsten spanischen Werke ist das „Examen de los delitos de infidelidad à la patria", das Don Feliz Jose Reinoso 1816 herausgab. Die Inquisition setzte es auf den Inder und die Demagogen erklärten es für antipatriotisch.

Ehe ich zu den Dichtern übergehe, erwähne ich noch einige wichtige prosaische Werke; ein sehr bekanntes ist die „Sammlung der Reisen und Entdeckungen zur See durch die Spanier seit dem Ende des 15. Jahrhunderts", von dem gelehrten Director der spanischen Akademie, Don Martin Fernandez de Navarrete, der über diesen Gegenstand eine Menge verdienstvoller Werke und Abhandlungen geschrieben hat. Außerdem gab er 1819 eine vortreffliche „Biographie des Cervantes" heraus.

Don Manuel Jose Quintana, der als Dichter durch seine patriotischen Lieder während des Unabhängigkeitskrieges sehr berühmt wurde, schrieb auch ein Werk, das sich durch Gelehrsamkeit und den reinsten Styl auszeichnet, die „Vidas de Españoles celebres" nämlich, wovon aber nur vier Bände erschienen sind.

Don Jose Llorente, der Verf. der „Geschichte der Inquisition", und der Doctor Villanueva, die beide kurz nacheinander starben, sind zwei Denker, auf welche Spanien mit Recht stolz sein kann. Ich weiß nicht, ob Martinez de la Rosa seinen „Geist des Jahrhunderts" vollendet hat, von welchem 1835 in Madrid der erste Band erschien und dem später ein zweiter und dritter folgten. Das „Leben Hernan Perez del Pulgar, genannt el de las Hazanas", ein Resumé über den Krieg der Comunidades vor seinem Trauerspiele: „Die Witwe von Padilla", lange Commentare zu seinen didaktischen Gedichten und seiner Übersetzung des Horaz, das sind die prosaischen Werke des Martinez de la Rosa.

Ich komme nun auf Larra, der sich in allem versuchte, in Politik, Poesie, Theater, Roman, und nichts zu Stande brachte. Er machte sich zuerst in den letzten Jahren der Regierung Ferdinand's VII. bekannt. Seine Briefe eines pobrecito hablador und seine trefflichen Artikel in der „Revista española" stellten ihn sogleich in gleichen Rang mit den ersten

politischen Schriftstellern. Im J. 1832 erschien sein historischer Roman „El doncel de Don Enrique el Doliente", und der Bühne gab er außer vielen Übersetzungen „No mas mostrador", das ungeheueres Glück machte. Im J. 1836 ließ er sein Drama „Macias" aufführen. Aber an seinem Herzen nagte ein geheimer Schmerz und im Februar 1837 gab er sich selbst den Tod. Sein Begräbniß machte in Madrid das größte Aufsehen; alle ausgezeichneten Männer der Hauptstadt folgten ihm ans Grab; nie war bis dahin in Madrid einem Schriftsteller eine solche Huldigung dargebracht worden.

Unter den Dichtern erwähne ich zuerst Don Javier de Burgos, der 1833 Minister war. Seine trefflichen Gedichte sind noch nicht gesammelt, sondern in Zeitschriften zerstreut. Seine metrische Übersetzung der Werke des Horaz reicht indessen schon hin, ihm in der spanischen Literatur einen vorzüglichen Platz zu sichern. An Übersetzungen ist die neuere spanische Literatur überhaupt sehr reich; ich erwähne nur die wichtigsten, z. B. die der „Iliade" von Don Jose Gomez Hermosilla, der die letzte Hand an die Übertragung der „Odyssee" legte, als ihn der Tod überraschte. Die Spanier behaupten, diese Übersetzung sei die beste, die jemals in irgend einer Sprache von den Gesängen Homer's erschienen. Auch die Übersetzung der Psalmen (in Versen) von Don Tomas Gonzales Carvajal wird sehr geschätzt.

Die heilige Poesie wurde von jeher in Spanien eifrig gepflegt. Lista und Reinoso sind in unsern Tagen die würdigen Fortsetzer Herrera's und Fray Luis de Leon's. Die religiösen Hymnen des Erstern und das Gedicht „Innocencia perdida" des Letztern zeichnen sich durch Gedankenreichthum und dichterischen Schwung aus.

Martinez de la Rosa ist als lyrischer und selbst als epischer Dichter mehr noch geschätzt denn als prosaischer Schriftsteller. Don Eugenio Tapia, bekannt durch ernste juristische Arbeiten, ist auch einer der besten lyrischen Dichter Spaniens. Dasselbe läßt sich von Don Jose Joachim de Mora sagen. Das Talent Jerica's hat viel Ähnliches mit Piron. Alle diese Dichter, sowie Arjona, Sanchez Barbero, Castro, der Graf von Noroña und Roldan, die sämmtlich vor wenigen Jahren gestorben sind, gehören der sogenannten alten Schule an. Neben ihnen stehen andere jüngere zahlreichere, wenn auch nicht bessere Dichter, welche die neue Schule bilden, der man keinen andern Vorwurf machen kann, als daß sie nicht eben national ist und besonders V. Hugo, Lamartine, Vigny u. A. nachahmt. Noch eine dritte Nuance ist zu erwähnen, jene nämlich, welche sich ernstlich bemühen, die alte schöne castilianische Poesie von neuem zu wecken, wie sie in den Romanceros und Cancioneros liegt. Männer beider Schulen schließen sich dieser Nuance an; man findet da Lista, von dem man gesagt hat, er denke wie Rioja und mache Verse wie Calderon, ferner den Herzog von Rivas, den Verf. des „Moro exposito", Roca, den Herzog von Frias, den Baron von Biguezal, Vega, die beiden Brüder Bermudez de Castro, Don Enrique Gil, Espronceda, Madrazo, Pastor Diaz und einige Andere. Don Juan Bautista Alonso, einer der ersten spanischen Advocaten, hat 1836 einen Band allerliebster Gedichte herausgegeben. Garcia de Villalta und Escosura, die beide zu den besten Dichtern gerechnet zu werden verdienen, haben jeder einen guten historischen Roman geschrieben, der Erstere, „El golpe en vago", der Letztere „Ni rey ni roque". Beide zeichnen sich durch schönen Styl aus. Ich erwähne bei dieser Aufzählung natürlich diejenigen nicht, welche keine ausgezeichnete Stellung einnehmen.

Das spanische Theater befindet sich allerdings in einem beklagenswerthen Zustande, indeß es ist nicht im Sinken, sondern im Steigen begriffen und ich kann einige berühmte Namen nennen, welche für das Theater schrieben oder schreiben. Quintana gab eine Tragödie: „Pelayo", die, obwol classisch, also nicht nach dem heutigen Geschmacke, auf der Bühne große Wirkung hervorgebracht hat. Sein „Herzog von Viseo", eine andere classische Tragödie, ist viel schwächer. Burgos schrieb „Los tres iguales", ein allerliebstes Lustspiel in den alten Regeln, ferner „El baile de mascaras", „El optimista y el pesimista" und „Desenganos para todos". Martinez de la Rosa nimmt bekanntlich auch unter den dramatischen Dichtern eine hohe Stelle ein. Er schrieb eine große Anzahl Bühnenstücke, und die vorzüglichsten sind: „Ödipus", in welchem er, wie Viardot sagt, nach Sophokles, Seneca, Corneille, Voltaire, Lamothe und Dryden noch immer originell war; dann „Nina en casa", ein hübsches Lustspiel; die „Conjuracion de Venecia", ein Drama in modernem Geschmacke; „Vedua de Padilla"; „Moraima"; „Lo que puede un empleo" und „Los celos infundados".

Der Herzog von Rivas (Don Angel Saavedra) ist der Verf. des „Don Alvaro" oder der „Fuerza del sino", eines philosophischen Spectakelstücks. Er war bekanntlich unter Isturiz Minister und gehört jetzt zu der conservativen Partei.

Gil y Zarate, der lange eine der festesten Stützen der alten dramatischen Schule war, verließ dieselbe vor drei Jahren, als er sein herrliches Drama „Carlos II." auf die Bühne brachte. Vor diesem hatte er unter andern eine rein classische Tragödie geschrieben, „Doña Blanca de Castilla". Nach seinem Übertritte zu den Romantikern schrieb er „Rosmunda", ein Drama, das ebenfalls sehr großen Beifall fand.

Man wundert sich vielleicht, daß ich noch kein Wort von dem fruchtbarsten der lebenden spanischen dramatischen Dichter gesagt habe, von Breton de los Herreros, der in seinen pikanten kleinen politischen Briefen in dem Journal „Abeja" Don Carlos und dessen Anhänger auf höchst launige Weise bekriegte. Breton hat sich ein ganz eigenes Genre gebildet, das man das „lachenerregende" nennen könnte. Man darf in seinen Stücken keinen wohlbedachten Plan, keinen tiefphilosophischen Zweck, keine scharf gezeichneten Charaktere suchen; aber von der vis comica, von unerhörten Situationen und Witzspielen wird man so viel finden wie bei Molière, Moreto und Goldoni. Ein fünfactiges Lustspiel von ihm wurde zweimal hintereinander vom Anfange bis zum Ende an einem Abende auf derselben Bühne gespielt, zufolge des energisch ausgedrückten Willens des begeisterten Publicums. „La marcela", ein Lustspiel, das alle Vorzüge und Fehler des Verf. an sich trägt, empfing mehr als ein Mal diese ungewöhnliche Huldigung. Er schrieb auch ein Trauerspiel „Merope", und ein Drama „Elena", jedenfalls das beste seiner Werke.

Gorostiza (Don Eduardo), Staatsmann im Dienste Mexicos, obgleich Spanier und als geschickter Diplomat bekannt, hat vor und nach seiner Auswanderung in sein neues Vaterland einige recht hübsche Lustspiele geschrieben, von denen das beste „Indulgencia para todos" heißt. Auch Moro, im Dienste Chilis, ist Spanier und hat einiges für die Bühne geschrieben.

Heredia (auf Cuba geboren), noch sehr jung, hat sich durch einen Band Gedichte bekannt gemacht, aus denen das Genie spricht. Unter den lyrischen Dichtern sind noch zu erwähnen Somoza und Serafin Calderon, der Bruder Gorostiza's (Don Pedro Angel) und Solis.

Das sind die spanischen Schriftsteller, die einen Namen haben. Nur noch einige Worte von einigen, die als Bühnendichter angefangen haben, sich einen Ruf zu gewinnen.

Ein seltsames Schauspiel sah Madrid am 1. März 1836. Man gab an diesem Abende zum ersten Male den „Trovador", ein Drama in fünf Acten von einem völlig unbekannten jungen Manne. Man wußte blos, daß er sehr unglücklich sei, daß er als Freiwilliger zur Nordarmee gehen wolle und nur auf den Ertrag seines Stücks rechne, um sich zu equipiren. Man erzählte, er habe bei der Direction mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt u. s. w. Das Stück wurde gespielt und schwerlich hat irgend eines gleichen Enthusiasmus erregt; das Publicum ward vor Begeisterung fast wüthend. Das Stück ist aber auch wirklich schön und seitdem häufig mit großem Beifalle aufgeführt worden. Der Dichter mußte, in Spanien etwas Unerhörtes, auf der Bühne erscheinen. Sein Name,

Don Jose Garcia Gutierrez, wurde mit einem Male in ganz Spanien berühmt und die Folge davon war, daß der Dichter nicht zu der Nordarmee ging. Seitdem hat er nichts mehr geliefert.

Glücklicher war darin J. Eugenio Hartzembusch, der 1837 glänzend debutirte und dessen zweites Stück, „Dona Mencia", das erste, „Los Amantes de Teruel", noch übertreffen soll, was allerdings viel sagen will, da dieses Drama zu den schönsten gehören dürfte, die seit langer Zeit, nicht blos in Spanien, gedichtet worden sind. Vortrefflich ist auch das historische Drama „Dona Maria de Molina" von Roca de Togores, sowie „Alfredo" von Pacheco, das Ähnlichkeit mit den Schiller'schen Stücken hat.

Wenn wir von den jungen Bühnendichtern noch Castro y Orozco, Don Jose Muñoz Maldonado und Don Jose Diaz erwähnt, haben wir alle vorzügliche Namen genannt. 51.

---

Skizzen und Erinnerungen aus Algier und Algerien von A. Jäger. Leipzig, Fritzsche. 1840. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Obschon wir vor kurzem eine gerade nicht sehr empfehlende Anzeige dieses Buches in einem soi disant kritischen Blatte lasen, so können wir doch nicht anders als diese „Skizzen und Erinnerungen" empfehlen; denn man kann Manches über Algier, nach verschiedenen Seiten hin, daraus lernen, und der Verf. selbst muß als geeignet, über Manches in den betreffenden Beziehungen zu belehren, angesehen werden. Er war früher, nach S. 29, ein „würdiges" Mitglied der auf traurige Weise von ihm selbst geschilderten Fremdenlegion (légion étrangère, — légion à étrangler), nachher der neuerrichteten Regimenter der reitenden afrikanischen Jäger, im Ganzen anderthalb Jahr in Algier gewesen, und hatte da nun wol auch Gelegenheit, sich in so weit dort umzusehen, daß er sich dadurch veranlaßt finden konnte, einige Skizzen von den interessantesten Verfallenheiten und hervortretendsten Merkwürdigkeiten mitzutheilen (S. 30 fg.), theils „um manche irrige Ansichten zu berichtigen, theils um Denen, die gewillt sein möchten, ihr Schicksal in jenem Lande zu versuchen, von dem ihrer dort harrenden Loose eine Andeutung zu geben". Denn was er sonst noch über seine Beweggründe und über seine Zwecke in dieser Hinsicht sagt, so wollen wir zu seiner Ehre nicht glauben, daß er sein Buch geschrieben habe, um der „Auffoderung eines speculativen Verlegers zu genügen". Im Übrigen läßt sich dasselbe bis auf einige hohle und leere Raisonnements, die zur Sache weiter nicht gehören, auch als ein unterhaltendes gut lesen. Im Einzelnen verbreitet sich der Verf. über die Fremdenlegion, ihre Zusammensetzung und ihre Schicksale; über Algier, die Stadt und ihre Umgebungen, die Geschichte Algiers und dessen frühere Verfassung in politischer Beziehung, namentlich seit dem 16. Jahrhundert unter der Herrschaft der Türken (die übrigens „das Land kaum mehr verödet und die Urbewohner mehr verwildert hat, als die neunjährige der Franzosen", S. 48), über die Einnahme Algiers im J. 1830 und über die Verwaltung desselben und Algeriens seit dieser Zeit; über Abdl Kadr (der Verf. schreibt die arabischen Namen nach dem Gehöre, S. VIII.), sowie über die Beduinen, die Spahis und Jussuf und überhaupt den Krieg in Afrika, namentlich auch über einige der hervorragendsten Persönlichkeiten aus der Geschichte des Krieges, aber nebenbei auch über algierische Frauen und Mädchen, sodaß man schon hiernach abnehmen kann, was der Leser in dem Buche findet und was er daran hat. 17.

---

## Notizen.

Nach den neuesten Berichten aus London sieht es mit dem Zustande der dortigen Theater nicht eben ergötzlich aus, das recitirende Schauspiel, obgleich es in der jüngsten Zeit durch einige neue Erscheinungen sich bemerkbar gemacht hat, und die englische Oper liegen fast auf gleiche Weise darnieder. Was Jemand von Coventgarden sagte: „Das Theater steht noch da, wo es stand, aber die Tage seines Glanzes sind für immer dahin", dieser nicht geistreiche aber wahre Ausspruch gilt auch von Drurylane. Letzteres schuldet 250,000 Pf. St., Coventgarden 256,496 Pf. St.; die Interessen zu 5 Procent gerechnet, machen im erstern Falle jährlich 11,500 Pf. St., im letztern 12,800 Pf. St. jährlich! Coventgarden wurde fast einen Monat früher als gewöhnlich mit den „Lustigen Weibern von Windsor" eröffnet; ein neues Stück von Sheridan Knowles: „The bride of Messina", bekanntlich nicht die Schiller'sche, folgte, und als nächste Neuigkeit ist ein musikalisches Drama: „The Greek boy", versprochen. Zu den talentvollsten Mitgliedern dieser Bühne gehört Hr. Moore, der in dem neuen Stücke von Knowles als Johannes von Procida die Hoffnungen gerechtfertigt hat, die er als Hamlet erweckte. — Rüstiger, besonders durch die Erwerbung neuer, talentvoller Mitglieder, scheint sich noch das Haymarket-Theater zu regen; es engagirte in letzter Zeit einen rühmlich bekannten Schauspieler, Hrn. James Wallack, und eine treffliche Schauspielerin, Mrs. Stirling. Ein neues Stück von Searle: „Master Clarke", wurde hier mit den unzweideutigsten Zeichen von Erfolg gegeben; die Journale meinen jedoch, daß es so gut wie die „Bride of Messina" bedeutend gekürzt werden müsse, wenn es sich halten solle. Es hat einen viel befriedigendern Schluß als das Drama von Knowles, ist aber weniger interessant und enthält keine eigentlich ergreifenden Stellen. Den günstigen Erfolg verdankt das Drama hauptsächlich dem Spiele Macready's und der Miß Helen Faucit.

---

Das „Foreign quarterly review" bemerkt: „Schiller's Popularität ist gegenwärtig größer in Deutschland denn jemals. Verschiedene Journale, welche Goethe früher als den Barometer der Mode betrachteten und priesen, haben jetzt ihren frühern Koryphäen zu Gunsten seines großen Zeitgenossen verlassen. Beide Schriftsteller sind so verschieden, daß sie nicht wohl miteinander zu vergleichen sind und daß es gerathen ist, sich eines Jeden zu erfreuen, ohne den Einen oder den Andern durch eine unbillige Vergleichung herabzusetzen. Wolfgang Menzel, der einer so großen Popularität in England genießt, aber in Wahrheit der vorurtheilvollste Schriftsteller ist, war vordem einer der heftigsten Antagonisten Goethe's." Wir führen diese Bemerkung an, nicht weil sie an sich so wichtig wäre, sondern als Ausspruch britischer Unparteilichkeit und als Symptom der Aufmerksamkeit, womit man in England die literarischen Stimmungen und Richtungen Deutschlands bis ins Einzelnste zu verfolgen beginnt.

---

Ortolan, Professor an der Rechtsfacultät zu Paris, gab eine „Notice biographique sur M. Dupin" heraus. Das gegenwärtig eine so seltsame und isolirte Stellung einnehmende „Journal des débats" bemerkt hierüber: „Es ist ein Vorrecht Derer, welche eine so scharf geschnittene, so originelle Physiognomie wie Dupin besitzen, daß sie oft und ebenso oft von ihren Freunden wie von ihren Gegnern beurtheilt werden; sie fodern gewissermaßen den Pinsel des Portraitmalers heraus, bald den satirischen, bald den panegyrischen. Seit 10 Jahren hat vielleicht Niemand so oft dieses Glück oder Unglück gehabt als Hr. Dupin. Wol mag Hr. Dupin schon in einer vorsichtigern, pikantern und weniger ausschließlichen Weise, als von Ortolan geschehen ist, gewürdigt worden sein; die großen Eigenschaften und hervorragenden Talente des Geschilderten hätten schwerlich etwas von ihrem Glanze eingebüßt, wenn sie in einem minder trockenen, minder rauhen Tone gefeiert worden wären; auch die Lobrede hat ihre Delicatesse und Verschwiegenheit. Das scheint Hr. Ortolan vergessen zu haben — was uns betrifft, so haben wir die Schrift mit aller Theilnahme gelesen, welche man der glänzenden Laufbahn und den Talenten des Hrn. Dupin schuldig ist." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 319. —— 14. November 1840.


Biographie von Ludwig van Beethoven, verfaßt von Anton Schindler. Mit dem Portrait Beethoven's und zwei Facsimiles. Münster, Aschendorff. 1840. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Biographien bedeutender Männer sind immer eine interessante und nach Umständen wichtige Erscheinung für die Literatur und für das Reich des Gedankens überhaupt. Der Mensch bleibt eine so unendliche Aufgabe, daß jedes Individuum eine neue Lösung derselben fodert, und wenn sie geschickter Hand anvertraut wird, fesselt sie uns, selbst wenn der Gegenstand von minderer Auszeichnung ist. Dies ist das Geheimniß, dünkt uns, wodurch fast alle Biographien einen so eigenthümlichen Reiz ausüben. Im höchsten Maße muß dies nun der Fall bei einem Manne wie Beethoven sein, von dem jede, nur die geringste Äußerlichkeit betreffende Überlieferung eine Reliquie ist, geschweige Alles, was sich auf innere geistige Thatsachen begründet. Das vorliegende Buch nun ist in dieser Beziehung ein wahrhafter Schatz. Wir können es kein eben geordnetes nennen, was uns den Charakter des außerordentlichen Mannes mit psychologischer Klarheit entwickelte; dies wäre auch eine Aufgabe, der der größte Geist kaum gewachsen wäre: doch es ist eins von aphoristischer Natur, das die Grundbedingung der biographischen Darstellung, die der Treue und Wahrhaftigkeit gewissenhaft zu erfüllen scheint. Sehr richtig heißt es in der Vorrede, wo uns berichtet wird, Rochlitz habe die Biographie Beethoven's zu schreiben abgelehnt, obwol Beethoven sterbend diesen Wunsch ausgedrückt: daß zu einer Biographie desselben ein Mann gefodert werde, der in seiner nächsten Nähe gelebt und Vieles mit ihm erlebt habe. In diesem Falle ist Hr. Schindler gewesen. Erwägen wir dies, so möchten wir seinem Buche noch mehr Notizen wünschen, mehr Kopf, Leib, da sich Alles von selbst durch Beethoven's Geist beleben würde. Hr. Schindler theilt das Leben Beethoven's in drei Hauptabschnitte. Der erste umfaßt die Jugendjahre von dem Geburtsjahre 1770 (17. Dec.) — 1800, also die ersten 30 Jahre. Der Biograph rühmt diese Zeit mit Recht als ein herrliches, nie wiederkehrendes Zeitalter der Kunst, das für Beethoven speciell das goldene gewesen. Leider geht uns der Biograph zu kurz über diese Zeit hin; namentlich von der Jugend Beethoven's, von seinem Aufenthalte in Bonn erfahren wir zu wenig, was noch nicht bekannt wäre. Mehr schon gibt uns das Buch über Beethoven's Aufenthalt in Wien. Er war zuerst 1786—87 dort. Damals lernte er Mozart kennen, und es ist bekannt, wie er vor demselben über ein gegebenes Thema phantasirte, wodurch dieser scharfblickendste und unbefangenste aller Musiker sagte: „Gebt Acht, der wird noch in der Welt von sich reden machen!" Der zweite Aufenthalt Beethoven's in Wien beginnt von 1792 und ist von da ab ein dauernder geblieben. Von diesem gibt uns der Verf. viel interessante Data. Der berühmte Arzt van Swieten und die fürstliche Familie Lichnowsky waren die Hauptmäcenaten, die sich des jungen, mächtig emporstrebenden Genius annahmen und ihn vielleicht etwas verwöhnten. Sehr interessant ist Das, was uns Hr. Schindler über das Verhältniß Haydn's als Lehrer zu Beethoven berichtet; es klärt eine auffallende Stelle in den „Biographischen Notizen" von Wegeler und Ries auf, in denen es heißt: „Beethoven äußerte: er habe zwar einigen Unterricht bei Haydn gehabt, aber nie etwas von ihm gelernt." Die Lösung ist auffallend genug; Haydn verbesserte Beethoven's Übungen im Contrapunkte nicht genau, sondern ließ ihm die gröbsten Fehler stehn. Der Componist des „Dorfbarbier", Herr Schenk (ein verdienstvoller Musiker, der auf diese Weise der Vergessenheit wieder entrissen wird), bemerkte dies zuerst, und Beethoven hegte von dem Augenblicke an ein Mistrauen gegen Haydn und wandte sich an Schenk, der auch noch sein Corrector blieb, nachdem schon Albrechtsberger seinen Unterricht im Contrapunkte übernommen. Die Erzählung dieser Begebenheiten, zumal die Schilderung des Dankgefühls Beethoven's gegen den alten Lehrer, als er ihm nach langen Jahren einmal wieder begegnet, ist ungemein rührend.

Der zweite Abschnitt umfaßt den Zeitraum von 1800—13. Er ist der reichste an genialen Schöpfungen des Unsterblichen, aber auch leider schon überaus reich an unglückseligen Ereignissen, an giftig aufschießenden Keimen, deren giftigster, das ganze Leben reichlich überschattender, die Harthörigkeit war, die sich bald in völlige Taubheit verwandelte. Es bleibt das grausamste Spiel der Natur, daß sie sich unter den Millionen Bewohnern der Erde gerade den aussuchte, um ihn mit dem schwersten Übel zu schlagen, bei dem dieser Sinn den köstlichsten Werth

hatte. Nur ein erblindeter Rafael ist einem des Gehörs beraubten Beethoven im Maße des Unglücks zur Seite zu stellen. Doch noch andere böse Genien fingen hier an den Pfad des edeln Künstlers zu umschleichen, und leider in die befreundetsten Gestalten gekleidet, die die Natur schafft. Es waren seine Brüder, von denen ihm mittelbar und unmittelbar vieles Leid kam; freilich auch nicht ganz ohne eigene Verschuldung, indem seine Lebensunbehülflichkeit ihm Fehlgriff über Fehlgriff thun ließ, wie redlich, ja wie erhaben edel oft sein Wille war. Doch edle Umgebungen würden diese seine Fehler nicht misbraucht, den schon Unglücklichen nicht noch unglücklicher dadurch gemacht haben. Diese traurige Wahrnehmung machen wir aber an Denen, welche Beethoven's Stützen, die Ergänzungen der Lücken zu sein bestimmt waren, die durch das Riesenmaß, zu welchem die schaffende Natur ihn einerseits ausgedehnt, auf der andern Seite in seinem Wesen entstanden. Was uns Hrn. Schindler's Buch über diese Verhältnisse mittheilt, ist ebenso spannend als leider herzzerreißend. Am tiefsten rührt und erschüttert uns die Darlegung des Verhältnisses, welches Beethoven zu seinem Neffen hatte. Hier offenbart sich der innere Adel seines Herzens, der selbst unter den verkehrtesten Handlungen seiner für diese irdisch menschlichen Verhältnisse völlig unzureichenden Lebenspraxis nie ganz verloren geht. Mit einem wahrhaft heiligen Eifer verficht er vor Gericht seinen Beruf und sein Recht, der Erzieher und Vater seines Brudersohnes zu sein, da er dessen Mutter für ein unsittliches Weib hält. Wie lebendig in seinem Herzen der Trieb derjenigen Liebe war, die die natürlichen Verhältnisse des Menschen gestaltet, die Liebe des Vaters, Bruders, der Familie, das entwickelt sich hier in rührendster Weise. Und wie wird ihm vergolten? Durch endlosen Kummer und Undank, durch gänzliches Misrathen der Frucht, die er zu veredeln so heilig glühend bemüht war! Wahrlich, die Gaben des göttlichen Genius in ihm waren theuer erkauft! Um diesen Preis würde sie kaum Einer unter Tausenden annehmen! Abermals zeigt es sich hier, wie selten ein außerordentliches Maß der Bevorzugung Dem, der es empfangen hat, zum Glück wird; dieses verbleibt der Welt; der Kampf, der Schmerz, die Bürde Dem, der es verbreitet! Ein neuer Grund, dankbar zu sein für Das, was uns durch den Unsterblichen geworden, denn wahrlich, nicht ihm, nur uns ward es geschenkt, er hat es mit Riesenkämpfen der Seele erringen und behaupten müssen! Aber auch sein Antheil und Maß an der Beseligung ist ihm geworden; in den trübsten Übeln leuchtet ihm die Kunst als ein stets mildes Licht; in den verworrensten Labyrinthen reicht sie ihm führend die Hand, in den verzweiflungsvollsten Kämpfen steht sie ihm segnend zur Seite. Der Beweise davon gibt uns das Buch in dem zweiten Abschnitte gar viele, tief bewegende. Wie es ihm unter den eigenthümlichen Umständen seines Lebens und Charakters möglich gewesen, so Großes und Erhabenes, zu Zeiten auch frisch Heiteres zu schaffen, das bleibt uns ein wahrhaft unlösbares Räthsel und der schlagendste Beweis für die unermeßliche Schöpfungskraft seines Genius; denn selbst starke Naturen wären unter der Hälfte, dem Viertheil der Bürde von Unglück, Verbitterung und aufreibendem Lebensverdruß erlegen, die er zu tragen hatte. Letzteres, der Verdruß, ist der freilich geringste Grad des Leidens, aber für die künstlerische Stimmung vielleicht gerade der tödtlichste; großes Unglück erhebt; es spannt die Kräfte. Ewig wiederholte Unannehmlichkeiten aber reiben auf, wie die halbe Dosis eines Vomitivs, die alle Nerven des Körpers anwidernd verstimmt. Solcher halben Dosen reichte ihm sein ungeordneter Hausstand, den er durchaus nicht zu regeln und zu beherrschen verstand, täglich. Man sehe nur S. 114 u. 115 das Verzeichniß seiner häuslichen Unfälle, wo man unter Anderm fast alle Monate entlassene Dienstleute findet! Wol sagt der Verf. dabei mit Recht: „Genug dieses bejammernswerthesten Anblicks häuslicher Verwirrung!" Und wir sagen: Genug dieses wahren Märtyrerthums! Ja, Beethoven war ein Märtyrer! Das Buch lehrt es uns auf jeder Seite.

Dies Märtyrerthum steigert sich aber noch im dritten Abschnitte des Lebens, von 1813 bis zu seinem Tode. Zwar fängt diese Periode mit einer Glanzzeit an, doch sie streift kurz vorüber — der wiener Congreß, in dem die höchsten irdischen Notabilitäten sich dem Herrscher im Geisterreiche der Töne ehrfurchtsvoll näherten. Dies war der Gipfel des Ruhms und Glanzes seines Lebens; von da ab senkte es sich in ein Chaos dunkler Zerwürfnisse, trüber Zerrissenheit und Verödung hinab. Das Übel der Harthörigkeit wächst bis zur völligen Taubheit; die Kunst verfällt um ihn her; Götzendienst verdrängt den Götterdienst, Beethoven sieht sich in der öffentlichen Meinung vom Throne gestürzt durch Rossini!!

Dem Narrenkönig
Gehört die Welt! — dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden —

Eins aber hebt den großen Genius in unsern Augen, wiewol ihn der Biograph deshalb tadelt. Rossini wollte sich verehrend vor ihm beugen — Beethoven verschmäht diese Huldigung; vier Mal pocht der Italiener an die Thür des Deutschen — sie bleibt ihm verschlossen. Mit Recht! Für Beethoven war Rossini nur ein Tempelschänder! Das Maß seines Unglücks füllt sich mehr und mehr. Sein Neffe lohnt ihm mit Undank; sein Bruder benimmt sich theils hochmüthig albern*), theils unwürdig, ja empörend; sogar Männer, die sich damit unauslöschliche Flecke auf ihre glänzenden Namen drücken, Cherubini und Goethe, vergehen sich schwer an ihm durch Gleichgültigkeit, die einem solchen Manne gegenüber vielleicht das Strafwürdigste ist! Ja, zuletzt wird Beethoven irre an sich selbst und fehlt an seiner reinen sittlichen Größe, durch Misgriffe, die, wären sie nicht krankhafter Art, ihn schwerem Tadel blosstellen würden, vor dem ihn selbst seine künstlerische Größe nicht ganz schützen

*) Zu Neujahr schickt er ihm eine Karte: „Johann van Beethoven, Gutsbesitzer." Beethoven schreibt auf die Rückseite: Ludwig van Beethoven, Hirnbesitzer, und schickt sie so zurück.

könnte. Endlich naht ihm der sanfte, erlösende Freund und dem lang Gequälten wird Ruhe am 26. März 1827, unter einem stürmenden Gewitter des Himmels.

Unwillkürlich sind wir mehr zum Referenten aus dem Buche als zum Recensenten über dasselbe geworden; es ist gewiß so besser. Denn dem Urtheile fällt das Werk nur in wenigen Momenten anheim; sonst ist nur Dank dafür zu sagen, daß uns der Verf. mittheilt, was er allein besaß und uns nun zum Gemeingut übergibt. Doch allerdings, stellenweis fodert er, selbst urtheilend, auch das Urtheil heraus. So namentlich in dem Anhange. Vieles darin ist anziehend und belehrend. Doch geht der Verf. mit seiner Person ein wenig zu breit heraus und mit mancher andern Persönlichkeit unstreitig ungerecht um. Der Schlüssel zu dem Vortrage der Beethoven'schen Werke ist allerdings bisweilen passend, oft aber dünkt er uns auch gar unpassend, mindestens unnöthig. Viel wird keinenfalls damit gewonnen; wem die Werke nicht selbst den Schlüssel in die Hand geben, dem geben solche Bemerkungen ihn gewiß nicht. Einzelne Flecken entstellen das Buch. Dahin gehört ein unwürdiger Ausfall auf Karl Maria v. Weber, dem gewiß Misverständnisse zum Grunde liegen. Was Hr. Schindler aber vollends über dessen Oper „Euryanthe" andeutet, ist in sich selbst gerichtet und bringt ihm als Musiker wenig Ehre. Beethoven selbst dürfte so gering nicht von einem Werke denken, das ein Stolz Deutschlands ist, wenn auch nur Wenigen zugänglich. Hauptsächlich aber misfällt uns, was der Verfasser Bitteres wider Ries sagt*), der gewiß treuster und verehrendster Gesinnung gegen seinen großen Lehrer war und ihn, Alles in Allem genommen, in seinen „Notizen" nicht übler hinstellt als unser Autor selbst. Indessen sind und bleiben wir ihm vielen, warmen Dank schuldig. Auch er hat das Seinige redlich gethan, trotz der angedeuteten Fehltritte; er hat uns ein Buch gegeben, was Jedem von fesselndem Interesse sein muß und keinem Musiker in seiner Bibliothek fehlen sollte. Somit reichen auch wir ihm zum Abschiede über das Ganze versöhnt und wahrhaft dankbar die Hand. 71.

---

Betrachtungen über den Begriff des sittlichen Geistes und über das Wesen der Tugend. Von Karl Bayer. Erlangen, Palm. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Vorliegende Betrachtungen über den sittlichen Geist sind aus der neuern Philosophie hervorgegangen. Wiewol nicht zu leugnen, daß der Kern, die Principien dieser Abhandlungen aus der Mitte jener Gedankenrichtung entnommen, so hat doch der Verf. durch die Weise seiner Darstellung ein solches Misverhältniß in seine Arbeit gebracht, daß wir verlegen sind, welchen Namen und welchen Werth wir ihnen eigentlich beilegen sollen. Die Exposition des Werkes deutet darauf hin, daß es seinem größten Theile nach eine Metaphysik der Sittenlehre enthalte, und hiernach würde schon der Titel ganz unangemessen sein, da es wol in der praktischen Moral, aber nicht in der speculativen Wissenschaft Betrachtungen im gebräuchlichen Sinne des Wortes geben kann; denn, wie der Verf. ja auch selbst behauptet, die wissenschaftliche Methode ist bei den Problemen der Philosophie ein ebenso wesentliches Moment als ihr Inhalt: hier ist absolute Nothwendigkeit in Form und Composition. Jedoch, es ist nicht allein der Titel des Buches, welcher mit den metaphysischen Bestrebungen seines Verf. nicht übereinstimmt, sondern es ist die Art und Weise, in der er seine philosophischen Untersuchungen an den Tag legt. Statt den einfachen und stetigen Gang zu gehen, den die philosophische Wissenschaft in ihren Explicationen ohne Rücksicht erfodert, hat er das System seiner Forschungen in einer Folge von Rhapsodien niedergelegt, die durch Wiederholung des unzählige Male Gesagten, durch rhetorisches und poetisches Pathos und durch einen Mysticismus der Sprache dem geläuterten und wissenschaftlichen Geiste den Genuß verderben, den Schüler aber verwirren und an der Eignung dieser Gegenstände verzweifeln lassen. Allerdings sind dem Anscheine nach die „Betrachtungen" aus Vorlesungen hervorgegangen; aber wir müssen uns nicht allein dagegen erklären, daß man Vorlesungen mit all' ihrem docirenden, paraphrasirenden Beiwerk, das mit Maß nur der flüchtige Augenblick, nicht aber eine bedächtige schriftliche Reception verträgt, in diesem ihren Negligé veröffentlichen kann, sondern wir glauben auch, daß Vorlesungen in dieser Ungebundenheit, mit diesen Abschweifungen, in dieser Weise, welche ein Worträthsel dem Zuhörer durch drei andere immer noch mehr verdunkelt, zur Fortbildung und Verbreitung der Wissenschaft, oder zur Erhebung und Reinigung des Gemüths wenig beitragen werden. Von Hegel sind auch Vorlesungen veröffentlicht worden, an die keiner seiner Schüler die Feile zu legen sich gewagt hat, obgleich sie aus Vorträgen zusammengesetzt sind, deren Inhalt er sich selbst nur in allgemeinen Strichen verzeichnet hatte; allein nur bei dieser höchsten Klarheit dieses tiefen Geistes, wo unbewußt der Gedanke stets ins treffendste Wort gekleidet ist, wo eine eiserne Logik die Zucht der Sprache bedingt, konnte diese Licenz verstattet sein. Unser Verf. hat den Vorwurf, welchen wir ihm gemacht haben, auch selbst gefühlt. Er läßt verlauten, daß er, zur Zeit in den tiefsten Tiefen philosophischer Forschung begriffen, keine Muße gehabt habe, die Materien seines Werkes gehörig zu bearbeiten; auf der andern Seite, meint er, treibe ihn der Geist zu sprechen und seine Arbeit über das Wesen der Sittlichkeit zu veröffentlichen, weil Alle schweigen, weil die Tugend aus der Wissenschaft und aus dem Leben entwichen sei. Indessen spricht die Arbeit nur zu deutlich dafür, daß ihre Unzulänglichkeit nicht in der Flüchtigkeit des Entwurfes, sondern in der Unruhe und Werdelust seines Geistes und in dem Bedürfniß, sich für sich selbst zu erklären und zu unterbrechen, gegründet sei. Was jedoch die Äußerung über die wissenschaftliche und praktische Abneigung der Zeit in Hinsicht der Sittlichkeit anlangt, so wollen wir sie zwar nicht als ein Zeichen gelehrten Dünkels und Selbstschätzung, sondern als den Ausbruch einer hypochondrischen Laune ansehen, die wol auch tiefere und strebsame Geister haben können, die aber vom philosophischen Standpunkte unsers Autors aus ebenso falsch als ungerecht ist. Für die ethische Wissenschaft, seit es möglich war, sie als wahre Wissenschaft zu behandeln, d. h. seitdem die Freiheit aufgehört hat ein Postulat zu sein, seitdem der Geist sich als freier Geist zu begreifen angefangen, ist mehr geschehen, als Hr. Bayer zugeben will. Zu geschweigen, daß Hegel die Sphäre entworfen und die Lineamente der Wissenschaft auf das bestimmteste und großartigste gezogen, so ist es Hotho, aber namentlich Michelet, der für die Philosophie der Moral sehr Bedeutendes gethan hat. Und wäre dies auch nicht, ist denn das System der Wissenschaften in seinen Theilen nicht gleich wichtig und würdig? taucht Der, welcher die Logik behandelt, oder die Ästhetik, oder die Naturwissenschaften nicht in die eine tiefe und heilige Quelle des Geistes mit Dem, welcher die Princi-

*) Es ist überhaupt auffallend, daß es gerade verstorbene berühmte Männer sind, die der Autor angreift, namentlich hätte er, was er gegen Ries zu sagen hat, unmittelbar nach der Erscheinung des Buches desselben sagen sollen, wo dieser sich noch vertheidigen konnte.

pien der Moral entfaltet! Und die Immoralität unsers Zeitalters! Kann unser Philosoph im Ernste die sittliche Erhebung und Veredelung des Geschlechts übersehen, wenn er von der nothwendigen und unendlichen Bewegung des Geistes in der Geschichte überzeugt ist?

Wir bemühen uns jetzt darzuthun, aus welchem Boden das Werk entsprungen und in welchem Umfange es in das weite Gebiet der ethischen Wissenschaft eingedrungen ist. Der Kreis, innerhalb welches alle philosophischen Wissenschaften umschlossen sind, zerfällt nach dem Grundrisse, welchen Hegel aufgestellt, in drei große Gebiete: in die Philosophie der reinen Idee, der Idee im abstracten Elemente des Denkens — in die Logik; in die Philosophie der Natur, der Idee in ihrer Äußerlichkeit, Negativität; in die Philosophie des Geistes, der concreten Idee, wo die Identität von Subject und Object vollzogen, wo der Begriff den Begriff zu seinem Dasein hat — wo er Geist ist. In dieser höchsten und letzten Sphäre des absoluten, sich selbst genugsamen Geistes ist auch das Verhältniß seiner Freiheit und Selbständigkeit begründet; der Wille ist hier nicht mehr abstracter Verstand, Leidenschaft, er hat nicht mehr zwischen Neigungen zu wählen, sondern er ist die Vernunft, die für sich selbst sich an und für sich bestimmt. In dieser Selbstbestimmung, wo die subjective Vernunft allein das Wissen dieses seines absoluten Begriffs ausmacht, der sein Inhalt und sein Zweck ist, in dieser Identität des Besondern und Allgemeinen, liegt als einfacher, unmittelbarer Begriff das Recht, als Urtheil die Moralität, als Schluß — die ihrem Begriffe gemäße Realität — die Sittlichkeit. Wenn also unser Verf. anhebt, daß die Ethik ein Gebiet der Freiheit sei: die sittliche Freiheit eine Form des absoluten, sich selbst genugsamen Geistes, so steht er auf dem wahrhaften Boden der ethischen Wissenschaft, den auch das beschränkte Bewußtsein anerkennt, indem es mit Nothwendigkeit die sittliche Freiheit voraussetzt, und in dem wahren Mittelpunkte einer philosophischen Betrachtungsweise, da er die Freiheit, wie die kritische Philosophie gethan, nicht blos als eine Voraussetzung der sittlichen That anerkennt, sondern den Begriff der Freiheit intellectualiter gefaßt hat. Und, weil die Sittlichkeit in der Selbständigkeit und Freiheit des absoluten Geistes ihren selbständigen Grund hat, gesteht er ihr auch mit Recht ein selbständiges Princip und das Problem einer selbständigen Wissenschaft zu, die um ihrer selbst willen dargestellt und mit keiner andern vermischt werden darf. Geistige Selbständigkeit ist also das Princip und Problem seiner Ethik, und da sie, diese Selbständigkeit, im Begriffe des absoluten Geistes beruht, so kommen ihr dessen wesentliche Verhältnißformen zu, die Idee der sittlichen Freiheit, die Idee der sittlichen Liebe und die Idee der Selbstgenügsamkeit: oder, das Verhältniß aus sich, zu sich und in sich. Die Ethik ist also nichts als eine Analyse des Begriffes der geistigen Selbständigkeit, welche wiederum nichts Anderes als eine Form des absoluten Geistes. Dieses Princip der Ethik ist aber nicht allein in sich selbst wahr und nothwendig, sondern es ist auch in sich selbst fruchtbar, sodaß sowol die sittliche Persönlichkeit, als auch die sittlichen Verhältnisse und die sittliche Welt aus ihm abgeleitet werden und in ihm begriffen sind. Der sittliche Geist in seiner Bewegung ist die sittliche That, und die Momente der sittlichen That sind der sittliche Geist als Gesetz seiner selbst, der sittliche Geist als Zweck seiner selbst, der sittliche Geist als sittliche Kraft. Die Verwirklichungsformen des sittlichen Geistes, in denen das Wesen der Selbständigkeit sich enthüllt, sind die Gebiete der Sittlichkeit: die sittliche Persönlichkeit, das sittliche Verhältniß und die sittliche Welt. Das Bewußtsein aber über die Verwirklichung ist die sittliche Weltanschauung in der Natur und Geschichte, im Selbstbewußtsein und Gottesbewußtsein.

In der That hätten wir in diesen Begriffen und ihrer nähern Entwickelung alles Das, in welchem das metaphysische Wesen der Sittlichkeit beschlossen ist, und zu dem sich die Darstellung der Gebiete der Sittlichkeit, als des sich verwirklichenden Geistes, wie das Besondere zum Allgemeinen, wie die Erfüllung zum Postulate verhält. Wenn wir aber diesen Grundzügen, welche dem Buche innewohnen, unsern Beifall nicht versagen können, so müssen wir um so mehr bedauern, daß sie der Verf. nicht fest im Auge behalten und seiner Arbeit die strenge wissenschaftliche Form zu geben verschmäht hat. Der Umfang der Schrift würde sich zwar auf weniger als den dritten Theil beschränkt haben, aber sie würde an intensivem Werth das beiweitem ersetzen, was ihr an Extension verloren ginge, und die Verlagshandlung hätte dann gewiß nicht scheuen dürfen, das äußere Gewand besser auszustatten, als es im entgegesetzten Falle geschehen ist. Außer der Vermischung, Wiederholung und immer erneuerten Erklärung und Umschreibung der speculativen Wahrheiten sind es weitläufige, besonders polemische Ergüsse, welche die Abhandlungen in die Breite ziehen. Abgesehen, daß sie den Zusammenhang und die Einsicht in das Werk vollends vernichten, gehören sie bei aller Energie der Sprache als baare Verstandesreflexionen gar nicht in die Metaphysik der Sitten. Der Verf. wird sich in ihnen untreu, indem er zu Anfange des Buches sehr richtig sagt, daß das Böse, das Negative, in metaphysischen Untersuchungen, als einem höhern Standpunkte, keinen Platz finden dürfe, und was beginnt er wol Anderes, wenn er über Wahn, Irrthum und Unzulänglichkeit in der Theorie oder Praxis der Tugend spricht, räumt er hier nicht der Negation das weiteste Feld in seinen speculativen Untersuchungen ein? — Noch haben wir zu erwähnen, daß der Verf. seine Betrachtungen über alle metaphysischen Begriffe der Sittenlehre, wie wir sie angegeben haben, ausdehnt, aber in den Verwirklichungsformen des sittlichen Geistes, in dem praktischen Theile der Sittenlehre, beschränkt er sich allein auf die Erörterung der sittlichen Persönlichkeit: die sittlichen Verhältnisse und die sittliche Welt behält er sich für ein künftiges Mal auf. Wir schließen mit dem Wunsche, daß Hr. Bayer seinen künftigen Productionen eine solche Gestalt geben möge, wie sie deren innerm Gehalte angemessen und zur Förderung und Verbreitung der philosophischen Wissenschaft zweckdienlich ist. 35.

## Literarische Notizen.

Franz Kugler's schätzbare, wenn auch nicht fehler- und lückenfreie und nicht immer durch gründliches Urtheil sich empfehlende „Geschichte der Malerei" erscheint in englischer Übersetzung unter dem Titel: „A popular history of painting; translated from the German of Dr. *Franz Kugler*; edited with notes by *Charles Locke Eastlenke.*" Bei demselben Verleger, John Murray, erscheint: „History of the reformation in Germany, from new and original sources. By *Leopold von* (!) *Ranke*", und „The domestic life and manners of the Romans. Translated from the German of Prof. *Becker*, of Leipsig" (2 Bde., mit Illustrationen).

Mit zwölf herrlichen in Kupfer gestochenen religiösen Compositionen von Friedrich Overbeck geziert, erschien jetzt vollständig: „Heures nouvelles, paroissien complet, latin français, à l'usage de Paris et de Rome, par M. l'Abbé *Dassance.*" Auch die religiöse Literatur will jetzt als Luxusartikel und Spielwaare angekündigt und vertrieben sein, daher heißt es in der Buchhändleranzeige: „Die Einfassungen sind für jede Seite verschieden und sehr leicht zu coloriren."

Zu den literarischen Seltsamkeiten und Überspanntheiten gehören die „Prophéties" und eine Schrift unter dem Titel: „La fin des temps", mit einer Notiz von Eugen Bareste und dem geheimniß- und schreckensvollen Motto: „Des oracles redoutables annoncent d'ailleurs que les temps sont arrivés." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 320. —— 15. November 1840.

## Reisebeschreibungen.

Die Lust zu reisen und die Lust zu schreiben mehren sich täglich und gehen miteinander Hand in Hand, und welcher Schriftsteller könnte jetzt nicht reisen, und welcher Reisende nicht schriftstellern? Je mehr bei der jungen Generation im Allgemeinen die eigentliche Productionskraft, die dem innern Triebe zu schaffen mehr gehorcht als gebietet, im Abnehmen ist, desto mehr macht sich ihre Neigung Raum, an Gegebenes, Erlebtes, Persönliches und Zuständliches reflectirend sich anzuschließen und ihre Reflexionen in der Form von Büchern herauszugeben. Man hat jetzt mehr den Drang, überhaupt Bücher zu ediren, als wirklich zu produciren; aber die Eitelkeit, als Literat genannt und in den Blättern recensirt zu werden, hat nichts gemein mit dem Stolze, den der wahre Dichter fühlt, selbst wenn er nie etwas herausgegeben hätte. Jeder, der eine Reise gemacht und sich in der Welt etwas umgesehen hat, möchte gern einem möglichst weiten Kreise Mittheilungen darüber machen, und wir glauben, daß das ein sehr natürliches Bedürfniß sei; ja, es erscheint dem Reisenden oft, als ob eine Stadt, ein Berg, ein Wasserfall, eine Gemäldegalerie erst seitdem er sie besucht, betrachtet oder gar in seinem Notizenbüchlein beschrieben hat, die rechte Existenz und eine ganz neue Bedeutung erhalten hätten; besitzt nun der Reisende einigen Styl und einige Darstellungsgabe, und findet er einen Verleger, so hieße es doch wirklich die Entsagung zu weit treiben, wenn er die Gelegenheit, die Resultate seiner Reise dem möglichst großen Publicum, d. h. dem Lesepublicum mitzutheilen, ungenutzt vorübergehen ließe. Selten haben diese Reisebeschreibungen einen literarischen Werth und werden oft, wenn sie diesen Anspruch machen und eine übermäßige persönliche Eitelkeit zur Schau tragen, dem Leser wie dem Beurtheiler unerträglich; doch finden sich auch Reisebeschreibungen, die einen so großen Schatz von gelungenen Schilderungen, interessanten Beobachtungen und feinen Bemerkungen enthalten, daß man nur bedauern kann, einen solchen Schatz in der ephemeren Form eines Reisetagebuchs neben hundert andern ephemeren Kleinigkeiten dem Lesepublicum feilgeboten zu sehen. Aber welcher noch so vortreffliche deutsche Roman liefe jetzt nicht Gefahr, nach einem halben Jahre vergessen zu werden? Und welches noch so gelungene Drama müßte nicht fürchten, nie zur Aufführung, folglich auch nicht in das Publicum zu kommen? Und von wie vielen literarischen, auch gelehrten Erscheinungen neuerer Zeit ließe sich behaupten, daß sie in Deutschland eine durchgreifende Wirkung erzielt hätten? Entweder ist ihr Publicum oder die Dauer ihrer Wirksamkeit klein. Alles überstürzt, überhastet sich, eine Erscheinung verdrängt die andere, und die große Masse, auf der das Nationalleben eigentlich beruht, ist ohne Wärme und poetische Empfänglichkeit. Wir fangen mit der gediegensten unter den uns vorliegenden Reisebeschreibungen an:

1. Reise in Italien von J. P. E. Greverus. Bremen, Kaiser. 1840. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Eigentlich der erste Theil einer „Reiselust in Ideen und Bildern aus Italien und Griechenland", wovon der zweite Theil, Griechenland enthaltend, aus buchhändlerischen Rücksichten schon früher erschienen ist. In jüngster Zeit ist in der Form eines Reisetagebuches nichts Anziehenderes über Italien erschienen als Baumann's, Professors in Luzern, „Reise durch Italien, Sicilien und Calabrien"; auch vorliegende Reisebeschreibung gehört zu den interessantern und inhaltreichern, und wenn Greverus an Frische der Anschauung und Farbenglanz der Darstellung hinter Baumann zurücksteht, so leistet er in mehren Gebieten, wie auf dem der Kunstbetrachtung, trotz mancher allzu kecker Behauptungen, mehr als Baumann; auch ist sein Blick hinlänglich heiter, unbefangen und ungetrübt, um den verschiedensten Erscheinungen offen zu sein, obgleich in Betreff einzelner ein etwas stark kritischer Verstand in störender Weise sich geltend macht, eine gewisse deutsche Überklugheit, die jedoch in jene modische Arroganz, welche überall Recht haben und das letzte Wort behalten will, nicht ausartet. Italien bewährt auch in Greverus seinen Zauber, den es auf uns nordische Barbaren, mit Ausnahme einiger Nicolaiten, seit der Völkerwanderung ausgeübt hat. Wer sein Wesen zur künstlerischen Reinlichkeit, Klarheit und classischen Ruhe ausbilden möchte, vorausgesetzt, daß er zur Klarheit und Classicität berufen ist, der gehe nach Italien, es ist ihm kein besserer Rath zu ertheilen. Goethe in seiner Vollendung ist ein Geschöpf Italiens, Winckelmann ist es, unzählig viel andere Maler und Poeten sind es; und mögt ihr in Deutschland zwanzig und mehr Jahre mit Re-

flexionen, kritischen Messerschnitten, Selbstbeobachtungen und unablässigen Studien an euch herum ciselirt, geglättet und gereinigt haben, ein einziges Jahr, mit Lust und sich hingebender Liebe in Italien verlebt, wird in der Hinsicht mehr für euch thun, als die zwanzig Jahre in Deutschland, wo euch die kleinlichsten Rücksichten, gesellschaftlichen Tändeleien und trübseligsten Nothdürfte von allen Seiten her kreuzen, einschüchtern, dämpfen und demüthigen. Ref. denkt dabei an den verstorbenen Gaudy, der, wenn auch gerade kein eminentes Genie, doch immer ein bedeutendes poetisches Talent war. Welch ein ganz anderer Mann war er, als er aus Italien zurückgekehrt, in persönlicher Hinsicht sowol als in literarischer! Wie anmuthig, farbig, leicht und humoristisch gestalteten sich seitdem seine Novellen, nachdem er vorher in Deutschland mehre Jahre mit Heine'scher spitzfindiger Zerrissenheit und Selbstquälerei und der zur Mode gewordenen Buonapartomanie sich abgequält! Und wenn er in Berlin zu Grunde ging — wenigstens hat Berlin vielen Antheil an seinem Tode —, so war Italien, oder die Sehnsucht nach Italien daran Schuld! Selbst gut geschriebene Bücher über Italiens Land, Volk und Kunstreste klären den dicken deutschen Horizont über jedes Einzelnen Haupte auf und stimmen fröhlich und frisch, wie ein sonniger Maitag. Solch einen erheiternden Eindruck, mit Ausnahme weniger Partien, hat auf Ref. auch das Buch von Greverus gemacht. Greverus bemerkt in der Vorrede, daß sein Reisebericht subjectiver Art sei, und das habe seinen Grund einmal in des Verf. Vorliebe für solche Reiseberichte, die ihn durch Bewegung, Leben und Colorit mehr ansprächen, als die sogenannten objectiven, die im Grunde, wenn sie treue Reiseberichte seien, doch auch aus subjectiver Ansicht hervorgingen, nur daß die Subjectivität gewaltsam in den Hintergrund gedrängt und unter dem Scheine der Wissenschaftlichkeit versteckt würde, was sich denn nur zu oft durch Trockenheit und Dürre räche. Greverus trat seine Reise um Weihnachten 1837 an und gelangte über Paris und das südliche Frankreich an die Grenze Italiens. Von Nizza wählte er den schönen und grandiosen Weg zu Lande nach Genua, der sich mit unglaublicher Kühnheit über himmelanragende Felsen und Schluchten meistens am Meere hinzieht, auf der Capra zoppa, wo an der einen Seite der Straße nackte steile Felswand, an der andern ein schwindelnder Abgrund von 1500—2000 Fuß Tiefe ist, wahrhaft grausenerregend wird, aber auch ebenso oft die reizendsten Aussichten auf Meer und Land und blühende Gärten darbietet. Genua als Stadt machte auf Greverus keinen günstigen Eindruck, so prachtvoll auch ihr Anblick von der Seeseite ist. Livorno, das weder eine schöne Lage, noch Alterthümer, noch ein gutes Theater, noch eine Bibliothek, dagegen einen schlimmen Pöbel besitzt, wird blos gestreift. Unendlich interessanter als Stadt ist Pisa, besonders ihr Prospect am Ufer des Arno hin. Greverus sah ihre Paläste, ihre Kathedrale und den hängenden Thurm in magischer Mondscheinbeleuchtung. Der Verf. hätte hier die Anekdote von jener Engländerin erzählen können, welche in ihrem „Guide" las, daß sich der hängende Thurm im Mondschein am besten ausnähme, deshalb direct nach Pisa reiste, Abends eintraf, den Thurm im Mondschein sah und andern Morgens früh direct nach England zurückreiste. Zwischen Pisa und Florenz hatte Greverus viel vom Pöbel und von den insolenten Postillonen zu leiden; er gedenkt dabei Nicolai's mit wehmüthigem Humor, gesteht aber, daß sich dergleichen Unannehmlichkeiten nicht wieder auf seiner Reise ereignet hätten. Er gibt bei dieser Gelegenheit zugleich einige Fingerzeige über die Art, wie man in Italien am besten und wohlfeilsten reisen kann. Die Tage, die der Verf. in Florenz zubrachte, waren ihm die genußreichsten seines Lebens. Er sagt:

Hier in Florenz lernte ich erst Italien kennen und fühlte tief, daß es keine Fabel, kein leeres Geschwätz ist, was man uns von diesem Wunderlande berichtet, daß, was die Reisenden und die Bücher uns erzählen, beiweitem hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, daß Italien größer ist als sein Ruf, und größer als alle Jugendträume, die man von ihm hegte.... Man thue Alles, was Deutschland im Fache der Kunst in sich schließt, zusammen, es wird die einzige mediceische Sammlung nicht aufwiegen, man vereinige Alles, was Europa an Kunst und Alterthum besitzt, und lege es auf die Wage gegen Italien — und die Schale, in welcher Italien liegt, wird sich nicht bewegen.

Der Verf. gesteht, daß er bis dahin sich für Kunstsachen nie so recht habe begeistern können; wenn er Andere in Begeisterung vor einem Kunstwerke habe stehen sehen, so habe er wol versucht, sich in dieselbe Begeisterung und in Exclamationen hineinzuraisonniren, aber das Alles habe nichts fruchten wollen. Auch von Bauwerken hätten nur einige mittelalterige Dome, worunter Westminster und der kölner Dom, und außerdem nur das Parthenon in Athen, der Jupitertempel daselbst und der Tempel von Phigalia seine Seele ganz erfüllt, während ihm St.-Peter in Rom und St.-Paul in London todte Steinmassen geblieben wären; auch in den Sammlungen des Nordens, mit Ausnahme etwa der münchener Glyptothek und Pinakothek, sei er unbefriedigt geblieben; immer nur hätte ihn Einzelnes angesprochen, selbst noch in Venedig und Genua, und namentlich hätten ihn die pariser Louvregalerien kalt gelassen. Ganz anders in Florenz! Da habe er in Kunstgenüssen wie ein Kind geschwelgt.

Ich traute meinen Augen nicht — heißt es weiter — meinen Gefühlen nicht, war außer mir, war in mir, fühlte meine Sehnsucht nach dem Schönen ganz gestillt und verlangte nicht mehr. — Italien ist es werth, daß man es sein Lebelang im Herzen trage und Alles daran setze es zu sehen. Alles, was man über dieses Land sagen kann, ist arm, ist nichts, — und Alles, was über Italien bisher gesagt ist, hat der Ideenmasse, die man dort noch zu gewinnen vermag, nichts von ihrem Reichthume genommen.

Hiermit vergleiche man, was wir weiter unten aus Robert Heller's Reisebeschreibung anführen werden, wo auch dieser Reisende gesteht, daß er erst in Italien zu einem gewissen Kunstsinne durchgedrungen sei.

Zu diesem Kunstgenusse trägt, wie der Verf. sagt, die schöne Aufstellung und Anordnung der Kunstsammlungen, wie die Liberalität, womit sie geöffnet sind, wesentlich bei. Überhaupt ist der Verf. des Lobes der Flo-

rentiner ganz voll; freundlichere und honnetere Leute, meint er, könne es auf Erden nicht geben. Sie unterscheiden sich durch ihre Rechtlichkeit und feines Ehrgefühl von allen übrigen Italienern in dem Grade, daß sie selbst Opfer nicht scheuen, um nur nicht in den Verdacht der Habsucht, der Übervortheilung und Prellerei zu gerathen. Der Verf. hat sich in Florenz tüchtig umgesehen, es würde uns aber offenbar zu weit führen, wenn wir ihm Schritt für Schritt vor jedes Gemälde, vor jede Statue, in jede Kirche, in jeden Palast begleiten wollten. Hin und wieder macht er eine antiquarische Bemerkung, die vielleicht nicht so geradehin zu verwerfen sein möchte, so besonders eine in Bezug auf die Niobegruppe, die er mit Citaten unterstützt. Wir ersuchen die antiquarischen Forscher, dieselbe im Buche selbst nachzulesen und zu prüfen.

Der Verf. führt uns sodann nach Rom. Interessant, auch für den gelehrten Forscher, ist seine Betrachtung über die antiken Baureste zu Rom. Das Forum machte auf ihn keinen imponirenden Eindruck. Hierzu trägt der Umstand sehr viel bei, daß die Monumente an ihrem Fuße mit Erde bedeckt sind; das jetzige Campo vaccino nämlich liegt 12 — 14 Fuß über dem alten Forum; daher die verkürzten und ihrer Basen beraubten Monumente, nach des Verf. Ausdruck, sehr abenteuerlich und lächerlich aussehen. Über die Art, wie diese Erdanhäufung, die größtentheils aus lockerer Dammerde besteht, bewirkt sei, macht der Verf. eine Hypothese, er meint, daß der Tiberfluß durch seine häufigen Überschwemmungen und durch den dicken zurückbleibenden Schlamm (flavus Tiberis) zu dieser Erhöhung ebenso gut wie vermoderte Vegetation mitgewirkt habe. Ein anderer bei dem Forum höchst auffallender Umstand ist ihm die Menge der Monumente, die an und auf diesem kleinen Raume zusammengedrängt waren. Auf jeden Fall, meint er, sei der Platz mit Prachtwerken überladen gewesen; sie hätten sich selbst im Wege gestanden, dadurch den Eindruck geschwächt u. s. w. Und nun gar die Anlage dieser Gebäude unmittelbar am Fuße des hoch überragenden Capitols! Der Verf. sucht diesen Umstand, überzeugend genug, aus dem Wesen der Römer zu erklären; auch scheine überhaupt der Sinn für Symmetrie in der Stellung mehrer Gebäude weder bei den Römern noch bei den Griechen in unserm Sinne entwickelt gewesen zu sein; man finde auf der Akropolis zu Athen dieselbe Rücksichtslosigkeit in der Stellung der Tempel zueinander. Die Triumphbögen vermochten ihn nicht zu begeistern; sie schienen ihm kleinlich, und vergebens habe er sich einzureden gesucht, daß in der Größe nicht die Schönheit bestehe. Das Colosseum machte auf ihn einen großen, bei Mondenlicht sogar gespenstisch grauenhaften Eindruck; an dem Pantheon imponirte ihm nur der majestätische Porticus, welcher die Rotunde in Schatten stellt. Einen grandiosen Eindruck machten noch auf ihn die ehemals sogenannten Bäder des Titus, die man jetzt für einen Theil des Neronischen goldenen Palastes erkannt hat, und die Bäder des Caracalla. Unter den Kirchen wird die Peterskirche einer scharfen Kritik unterworfen. Auch hat sich der Verf. ein eigenthümliches Princip in Betreff der Baukunst gebildet. Er findet das Wesen der schönen Baukunst in dem Rhythmus, d. h. in der abwechselnden Bewegung und Ruhe; die Bewegung aber ist dabei das Positive, die Ruhe das Negative, welches ohne jenes Element der Bewegung und des Lebens keine Bedeutung hat und zur massigen Trägheit wird. Die Bewegung aber wird repräsentirt durch die perpendicularen Linien, weil sie himmelan, von der Erdschwere hinwegstreben, die Ruhe oder die Trägheit durch die Horizontallinien. Die altgriechische Baukunst vereinigt beides, Bewegung in ihren Säulenordnungen, und Ruhe in dem Architrav und den ihm angehörigen Gliedern, und beide, Bewegung und Ruhe, stehen in der richtigsten aber mäßigsten Wechselwirkung. Außer der altgriechischen gibt es nur noch eine einzige originale und genuine Art der Architektur, die gothische. Sie erstrebt in ihren Spitzbögen und endlosen Pfeilern, auf denen nicht Architrave, sondern die Spitzbögen ruhen, in welchen die Idee der Bewegung fortgesetzt wird, Bewegung ohne Ruhe. Das ist die kühnste, aber eine überirdische Idee: sie ringt mit der Idee der Unendlichkeit. Dabei ist diese Bauart nicht phantastisch, sondern rein ideal und verdient als das kühnste menschliche Streben die höchste Bewunderung. Alle übrigen Baustyle sind sämmtlich verfehlt und zwitterartig; auch der byzantinische Styl, der durch Kuppeln und Kreisbogen die Idee der Bewegung begrenzt, statt sie fortzusetzen, und in Phantastik ausarten läßt. Bei den Römern verschwand die Idee des Aufstrebens und der Bewegung; das Massige, die träge Schwere trat an die Stelle der Rhythmik, das Seelenlose, Ideenleere waltet vor in den Horizontalgliedern, und wo man aufstrebende Glieder anwandte, da war es meistens zum Schein, also ohne Sinn und Bedeutung, in Wand- und Halbsäulen u. s. w. Hieraus entwickelte sich die moderne italienische Baukunst mit Schnörkeln, Hohlkehlen, Wandpilastern u. s. w. Die vernünftigste italienische Bauart ist noch die aus der Architectura rustica erwachsene florentinische, die für großartige Profan- oder Privatgebäude unserer Zeit die zweckmäßigste zu sein scheint und mancherlei Modificationen fähig ist, nur muß sie nicht affectiren. Ganz richtig, setzt der Verf. hinzu, fühlen dies die wackern münchener Baumeister, nur ist ihre Bauart nicht rustik und kräftig genug. Jene Idee der Rhythmik, der abwechselnden Bewegung und Ruhe, ging verloren und artete aus, als die Baukunst anfing von den Göttern und den ihnen geweihten Monumenten ins gemeine Leben, an Privatpersonen, überzugehen — die Baukunst wurde eine Magd der Sterblichen und des Bedürfnisses und sah sich immer mehr zum Flachen, zum Negativen und Ohnmächtigen verdammt. Dieses ganz niedliche und zierliche System hat sich der Verf., wie er sagt, aus Verzweiflung der innern Unklarheit, der Urtheilslosigkeit und des Schwankens gemacht.

Einen etwas boshaften Anstrich hat das Capitel: „Klerisei und Gottesdienst", dem sich wie aus Ironie ein Capitel über die Antikensammlungen in Rom anschließt. Hier bei dem Anblicke dieser ewig lebendigen marmornen Göt-

terbilder, deren Rom mehr besitzt als die übrige ganze Welt zusammen — man hat die noch jetzt in Rom vorhandenen Kunstantiken an Statuen, Büsten, Reliefs auf 80,000 angeschlagen —, kehrt ihm die jugendliche Begeisterung wieder zurück, die ihm bei der Kritik der modernen römischen Bauwerke, der Kirchen und der Klerisei verloren ging. Von hier geht er zu den Gemäldesammlungen über und bringt dem Genius Rafael's den Tribut seiner tiefsten Verehrung dar. Dann stürzt er sich wieder in das markirte, bunte und charakteristische Leben des Volks, schildert wie ein echter Verliebter die Reize der römischen Frauen und Jungfrauen, wenn er auch zugibt, daß ihnen eine eigentlich geistige Bildung und eine gesellschaftliche Bildung höhern Styls mangele, und stattet sodann dem großen Meister Thorwaldsen in dessen Atelier einen Besuch ab. Greverus bemerkte, es müsse ein großes Gefühl sein, so unter seinen eigenen Schöpfungen zu wandeln, worauf Thorwaldsen als echter Künstler erwiderte: „Nicht eben, die Freude des Künstlers liegt im Schaffen selbst — was da ist, kümmert mich wenig — ich denke immer nur auf neue Werke." Auch die deutschen Maler werden besprochen, aber ein Koch, ein Cornelius malten nicht mehr unter ihnen; zwar leistet ihre Schule mehr als irgend eine andere und steht auch höher in Ansehen, ihre Vorzüge bestehen hier, wie überall und von jeher, in Wahrheit und Kraft des Ausdrucks, in einer gewissen Ehrlichkeit, Biederkeit, Herzlichkeit und Naivetät der Darstellung, aber es fehlt ihnen an Idealität, wie Greverus klagt. Wo sie über einfache Gruppen von drei oder fünf Personen hinausgehen — was freilich selten geschieht — da fehlt es gewöhnlich an organischer, in die Gesammtidee eingreifender, lebendiger Handlung, an echtem innern Drama, indem ein Theil der Personen lahm, müßig und überflüssig ist. Dies Urtheil des Reisenden ist auf die Mehrzahl der deutschen Maler auch in Deutschland anzuwenden, sie wissen das Leben nicht auf der vollen That zu ergreifen, sie haben keine dramatische Energie. In der Farbe stehen die deutschen Maler, wie Greverus sagt, den Franzosen beiweitem nach, dann fehlt es ihnen auch meist an Schul- und wissenschaftlicher Bildung, daher ist die Unterhaltung mit diesen Künstlern meist sehr dürftig, nicht roh, aber flach, sie leben in einer gewissen Maler-Burschen-Fidelität, sind übrigens sittlich, mäßig und enthaltsam.

Auf der Reise nach Neapel hatte der Verf. das Glück, mit fünf jungen ebenso hübschen als originellen englischen Damen, welche ohne alle männliche Begleitung ihre Weltfahrten machten, zusammenzureisen. Diese Episode hat ein gar anmuthiges und lustiges Ansehen, überhaupt weiß der Verf. solche Reiserencontres immer mit vieler Lebendigkeit darzustellen. Von hier an wird jedoch die Reisebeschreibung etwas flüchtig, wenn es auch an einzelnen interessanten Beobachtungen und Bemerkungen nicht fehlt. Neapel und seine Umgebungen, der Vesuv, Pompeji und Herculanum sind schon gar zu oft beschrieben, oder, wie man es jetzt nennt, ausgebeutet worden. Wesentlich Neues finden wir auch bei Greverus nicht. Nun geht die Reise wie im Fluge zu Schiffe nach Messina, von da zu Lande nach Catania, dann wieder zu Schiffe nach Syrakus, endlich nach Malta. Bis Rom steigt das Interesse des Buches, in Rom erreicht es seinen Glanz- und Höhepunkt, von da an erlischt es stufenweise und versiegt zuletzt in fast gänzlicher Trockenheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Literarische Notiz.

Anstruther's Übersetzung der Halm'schen „Griseldis": „Griselda. A drama in five acts; translated from the German of *F. Halm*", empfiehlt der „Atlas" mit folgenden, ziemlich inhaltleeren Worten: „Wir empfehlen dieses Buch allen Classen von Lesern, mögen sie es für die Winterabende kaufen"; und von Edmund Bach's „The poems of Schiller explained; with a glossary, elucidating the difficulties of language, construction and historical and other allusions" heißt es in den „Times": „Ein Buch, klein an Umfang, welches aber, wie wir glauben, allen Denen von beträchtlichem Nutzen sein wird, die sich mit dem Studium der deutschen Poesie beschäftigen", und im „Atlas": „Der Verfasser hat den Lesern der Schiller'schen Gedichte einen annehmlichen und schätzbaren Dienst geleistet; das Buch sollte in Aller Händen sein, welche Deutschlands auserlesene Literatur studiren." 5.

---



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 321. — 16. November 1840.


## Reisebeschreibungen.

(Fortsetzung aus Nr. 320.)

2. Eine Sommerreise. Von Robert Heller. Leipzig, Reclam jun. 1840. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Dieses Reisetagebuch liest sich um so leichter, da es nicht eben mit tiefen Gedanken beschwert ist und sich mehr an die Materie und das rasch in die Augen Fallende hält; aber es macht auch eine im Ganzen bescheidene Miene und will nicht für mehr gelten, als es werth ist. Wenn ein Buch so anspruchslos auftritt wie dieses, so findet der Leser zuletzt immer noch mehr, als er anfangs erwartete. Prag, Wien, Grätz sind in der ersten Hälfte des Buches die Hauptpunkte, die der Verf. bereist und beschreibt. Eine scharf eingehende Darstellung der wiener Censurverhältnisse dürfte in dieser Partie das Interessanteste sein. Weiterhin besucht der Verf. die berühmte adelsberger Grotte, Triest, sodann Venedig, womit das Buch einen tiefern und anziehendern Inhalt gewinnt. Hier zuerst lernt er auch, nach eignem Geständniß, Gemälde und Kunstwerke verstehen, schätzen und liebgewinnen. Früher, sagt er, sei seine Gleichgültigkeit gegen Ölgemälde so weit gegangen, daß er lieber Kupferstiche als Ölgemälde gesehen habe, und selbst in Wien sei ihm der Besuch der Galerien eher eine Last als ein Genuß gewesen. Die dresdner Galerie, um derentwillen so viele Fremde aus entfernten Gegenden kämen, hätte ihn kalt gelassen. Woran habe das nun gelegen? fragt er sich, er habe doch sonst für die Künste, für Musik, Bildhauerwerke, Bühnendarstellungen u. s. w. Sinn gehabt, die Farben, worin die Natur prange und nuancire, habe er auch geliebt, warum nicht die Malerei? Er habe gefühlt, daß es eine Lücke in seinem Vorstellungsvermögen geben müsse, und das habe ihn oft geschmerzt, denn zuletzt seien Landschaften und Architekturen doch das Einzige gewesen, was ihm von den Bildern der Galerien noch am meisten angesprochen. In Venedig fällt es ihm wie Schuppen von den Augen, plötzlich, wie jede Erleuchtung, kommt die Bekehrung über ihn und Tizian, Paul Veronese, Bassano, Carpaggio, Tintoretto und Pordenone werden ihm die Apostel, die ihm die himmlische Gewalt der Malerei predigen und ihn für die Kunstreligion gewinnen, für deren Mysterien er früher verschlossen war. Von Venedig nach Padua, Vicenza, Verona, Besuch des angeblichen Sarges von Julia, den er für einen steinernen Trog hält, wovon aber sein Reisebegleiter, ein Engländer, einige Stückchen heimlich abschlug und triumphirend als Reliquien mit hinüber nach England nahm; dann Reise nach dem Gardasee und Aufenthalt daselbst, in einem Paradiese, das zu schildern der Verf. nicht genug Worte und Farben auftreiben kann; Durchflug durch Tirol, wo er es sich besonders unter den schmucken gesanglustigen Burschen des Zillerthales wohl sein läßt, Rast in Gastein, von wo aus er mehre Ausflüge ins hohe Gebirge unternimmt, dann Streifzug nach Hallein, Salzburg, Berchtesgaden, über München nach seinem geliebten Leipzig zurück. Behagliche und zu flüchtigem Genuß geneigte Reisende wie Heller verrathen leicht ihre Anlage zum Novellisten und angenehmen Erzähler, aber ihr Raisonnement, das in Reisejournalen nicht zu umgehen ist, wird selten von einiger Tiefe und Schwere sein. Der Verf. erzählt so ungenirt und bequem, wie man eben eine Gesellschaft unterhält, daß er in der oder jener Stadt gefrühstückt, in dem oder jenem Hôtel gespeist, mit dem oder jenem Reisenden ein näheres Verhältniß angeknüpft, im Meere gebadet, einer Dame ein verlorengegangenes Armband wiedergefunden und zurückgebracht habe u. s. w. Der Styl ist etwas flüchtig und breit behaglich, doch schlägt in einzelnen Partien die Darstellungsgabe des Verf. wie auf dem Wege der Inspiration mit wärmern Farben durch, so in der sehr gelungenen Schilderung der adelsberger Grotte, in der Beschreibung des Gardasees, der Umgebungen von Gastein u. s. w. Der Verf. scheint überall hin zu viel von seinem lieben Leipzig mitgenommen und sich, ohne daß er es sich vielleicht selbst gestand, nach den Fleischtöpfen Sachsens zurückgesehnt zu haben; der Norddeutsche vermißt ungern die Bequemlichkeit, womit er zu Hause ißt, trinkt und schläft, und alle jene Arten kleinlicher Befriedigungen, die mit dem norddeutschen geselligen und bürgerlichen Leben verbunden sind.

3. Briefe über Helgoland, nebst poetischen und prosaischen Versuchen in der dortigen Mundart. Von Theodor v. Kobbe. Bremen, Kaiser. 1840. 8. 12 Gr.

Helgoland, das barocke Eiland, ist durch Heine, später durch Wienbarg's Buch, durch einzelne Aufsätze von Willkomm u. A. in der modernen deutschen Literatur fashionable geworden. Der düsseldorfer Maler Jordan hat durch seine Genregemälde, deren Sujets dem Leben und Treiben

der Helgoländer entnommen sind, besonders durch sein unter dem Namen „Der Heirathsantrag auf Helgoland" bekanntes Bild das Seinige dazu beigetragen. Auch in wissenschaftlicher, topographischer und medicinischer Hinsicht ist in neuerer Zeit Manches über Helgoland und sein Bad veröffentlicht worden. Einen aus allerlei Notizen über allerlei helgoländische Gegenstände gemischten kleinen Beitrag zur Kenntniß von Land, Volk, Lage und Bad gibt in vorliegendem Schriftchen der als Schriftsteller und namentlich als Herausgeber der „Humoristischen Blätter" nicht unbekannte Theodor v. Kobbe. Den medicinischen, topographischen und mehr wissenschaftlichen Antheil überläßt er seinem Freunde, dem Prof. Philipp Stieffel aus Karlsruhe, bekannt als Verfasser einer mehrmals aufgelegten „Naturgeschichte" und eines „Jahrbuchs der Meteorologie", welcher zur Heilung eines langjährigen körperlichen Leidens nach Helgoland kam, hier mit Kobbe zusammentraf und auch wirklich gesund wegging. In einem Anhange beschreibt Stieffel die Art seines Leidens, die ärztlichen Vorschriften, die er befolgte, ohne sich geheilt zu sehen, und die trefflichen Wirkungen, welche der muntere gesellige Aufenthalt auf Helgoland, die frische Seeluft und das Seebad auf seinen Zustand geäußert haben. Seitdem hat er die Wassercur fortgesetzt und auf diesem Wege eine radicale Heilung erzielt. Die Bemerkungen von Theodor v. Kobbe sind etwas lose und flüchtig geschrieben, bringen aber doch manches Interessante über die Helgoländer, welche eine zwar kleine, aber doch scharf ausgeprägte Nationalität für sich bilden. Er theilt auch einige poetische Versuche von dem alten Schiffscapitain Hans Frank mit, dem vielleicht einzigen Dichter, den die doch nicht unpoetischen Kinder der Insel bisher besessen haben. Er nennt ihn den Hebel Helgolands, wol nicht mit Recht; ein hochdeutsches Gedicht von Frank, welches die Reise von Kurhaven zur Insel feiert, ist viel zu künstlich gearbeitet für einen alten Schiffscapitain und Volksdichter und prunkt mit mythologischen Figuren wie Neptun und Thetis. Volksmäßiger sind einige hier ebenfalls mitgetheilte Gedichte Frank's in helgoländischer Mundart, doch fehlt ihnen die poetische Färbung der Hebel'schen Dialektgedichte. Der Rarität wegen theilen wir den Anfang des einen mit; er lautet:

| | |
|---|---|
| Letj' Famel kum ens juart to me, | Klein Mägdlein! komm einmal zu mir, |
| Dü bäst die Best up Lan, | Die Best auf Helgoland, |
| Ick ben verlöhft, hol völl üp di, | Ich bin verliebt, halt viel von dir, |
| Ick bed, do mi dien Hun. | Ich bitt um deine Hand. |

Auch hat der Herausgeber zwei helgoländer Gespräche zurechtgesetzt und mit einer deutschen Übersetzung begleitet. Das Schriftchen trägt einen durchaus anspruchslosen Charakter.

4. Reisescenen in Baiern, Tirol und Schwaben von Emma v. Nindorf. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1840. 8. 1 Thlr. 15 Gr.

Als Kritiker ist Referent, wie er offen gesteht, durch dieses Buch ein wenig in Verlegenheit gesetzt worden, wie es ihm oft nach der Lecture von Büchern geschieht, welche einer weiblichen Feder, oder besser einem weiblichen Herzen ihren Ursprung verdanken. Es ist so viel Kindisches darin, und doch wieder so viel Herziges und Verständiges, so viel Überflüssiges, und doch so wenig, was man wissen möchte, so viel Tändelndes und Hüpfendes auch in Styl und Darstellung, und wieder so viel graziöse Bewegung, ein so buntes Gemenge und doch wieder eine so große Einfachheit, daß man gar nicht weiß, ob man hier kritisch und misbilligend verfahren, oder das Wesen, ganz sowie es ist, sich aufführen lassen, wol gar noch loben soll. Emma v. Nindorf sieht mit dem Herzen, hört mit dem Gefühle und fühlt mit den Augen. Alles wird ihr persönlich und tritt mit ihr in ein enges Freundschaftsbündniß, selbst das Leblose: ein majestätischer Berg, ein romantisches Thal, ein schöner Wasserfall — sie beschreibt alle diese Gegenstände mit derselben Wärme und liebenden Hingebung, wie sie ihre reizende Engländerin Jemima oder ihre Agnes, oder ihre Thekla, mit denen sie reist, oder ihren Justinus Kerner, den sie verehrt, oder Cornelius schildert, wie er vor seinen Fresken steht und sie der reisenden Dame erklärt. Ja, sie beschreibt das Äußere der Menschen wie Landschaften, und das Äußere der Landschaften wie ein menschliches Herz, sie ist immer in poetischer Aufregung, in enthusiastischer Stimmung, sie ist Dichterin, weniger durch ihre Reime, als durch einen Grundton ihres Wesens, der überall lieblich durch ihre Prosa hindurchschimmert — und sie ist glücklich, denn sie ist religiös. Recht erbauliche, aber auch ebenso triviale Bemerkungen drängen sich neben ganz tiefsinnige Aussprüche, und mitten aus dem Strome der Exaltation ragen wie kahle Felsen ganz pedantische, prosaische und hausmütterliche Bemerkungen, wie viel dies oder jenes Unternehmen gekostet, wie hoch dieser oder jener Berg ist, Notizen über Walzwerke, Puddelöfen und Puddelhammer, Steinsalzgewinnung, sogar geologische Bemerkungen. Man lernt aus diesem Buche lange nicht so viel, was man wissen, als wie man empfinden, aufnehmen, lieben soll. Der weibliche Geist ist romantisch, malerisch, der männliche classisch, plastisch, jener fühlt, wo dieser weiß, jener conversirt, dieser schulmeistert oder spielt den Professor auf dem Katheder. Dieser Unterschied ist mir klar geworden, als ich das Buch des Prof. Grevenus über Italien mit diesem Buche der Emma v. Nindorf über Südbaiern verglich. Aus jenem bleiben unleugbar viel mehr einzelne Posten haften, die zusammen eine ganz beträchtliche Summe geben, aus diesem bleibt ein gewisser liebenswürdiger, aber unbestimmter und in seine einzelnen Momente nicht zu zerlegender Eindruck übrig; denn wenn man das Herz zerlegt, so ist es todt; der Geist läßt sich seciren und hat selbst am Seciren Freude. Man berücksichtige übrigens, daß die Dame von Adel ist und im geringsten jenen kleinbürgerlich mäkelnden, hämischen und klatschschwesterlichen Ton nicht kennt, welcher jetzt unter den bürgerlichen jungen Schriftstellern als eine der widerlichsten Eigenschaften hervortritt, wodurch ein Mensch unliebenswürdig und ekelhaft erscheinen kann. Sie gehört auch nicht zu den emancipirten Frauen, denen es aus geschlechtlichem Stolze schwer fällt, die Verdienste eines Mannes unbefangen anzuerkennen; vielmehr bringt sie dem

männlichen Genius in enthusiastischer Weise ihre Huldigungen dar, und mit um so größerer Energie und mit um so größerm Rechte, je markirter der männliche Genius in seiner geschlechtlichen Entschiedenheit sich darstellt. So besonders dem Baumeister der Mariahilfkirche zu München, dem verstorbenen Ohlmüller, wenigstens dem Geiste, der sich in seinem Bauwerke ausprägt, denn persönlich scheint sie ihn nicht gekannt zu haben, so dem Meister Cornelius, sowol in persönlicher als künstlerischer Hinsicht. Wer Cornelius kennen gelernt hat, sieht ihn in der Beschreibung der Verf. deutlich wieder vor sich. Sie schildert ihr Zusammentreffen mit Cornelius in der Ludwigskirche mit folgenden Worten:

Ich spürte Herzklopfen, aber mehr als vom Steigen (auf den Gerüsten) von der Nähe eines großen Mannes. Da saß er, der neue Michel Angelo, und malte im Chore am jüngsten Gericht, welches das Ganze als Hauptstück krönen soll. — Als er uns gewahrte, dieser Dante mit Palette und Pinsel, kam er von seinem Sitze zu uns herunter: eine kleine gedrängte Gestalt in blauer Blouse; dem Anscheine nach kaum 40 Jahre alt, obschon er mehr zählt; offene Züge, prächtige braune Augen, denen man die leuchtenden Gedanken ansieht; ein besonderes Licht geht von dem sonnigen Gesichte aus. So, mit edler Freundlichkeit empfing er uns ꝛc.

Das Buch zerfällt in drei Hauptpartien, die erste umfaßt die Reisebilder aus Tirol und Südbaiern, Gegenden, in denen die Verf. schon in früher Jugend zu Hause gewesen zu sein scheint; die zweite oder vielmehr letzte eine Reihe Gedichte, welche wenigstens durch ihre einfach herzliche Grundstimmung ansprechen, und die dritte eine „Villeggiatur in Weinsberg“. Hier, bei Justinus Kerner, lernte sie auch den Dr. Strauß kennen, den sie, selbst eine Gläubige, mit liebevoller Unparteilichkeit würdigt; sie sagt geistreich:

Strauß hatte die Kühnheit und Festigkeit, die Sünden eines halben Jahrhunderts auf seine Schultern zu nehmen. Es kommt mir gerade so vor, als wenn ihr viel ausgegeben habt, aber lange ruhig und munter in den Tag hineinlebt, bis es euch einmal in den Sinn kommt, zusammenzurechnen: dann erschreckt ihr und schreit über die große Summe — und Strauß ist eine solche philosophische Addition.

Die Mittheilungen über Justinus Kerner und dessen Häuslichkeit sind von großem Interesse, erfreuen sich aber schon einiger Popularität, da sie früher bereits im „Morgenblatte“ veröffentlicht wurden. Wir unterlassen daher, einen Auszug aus ihnen zu geben, wozu wir uns sonst veranlaßt fühlen möchten. Jeder, der reist, hat außer der Reise selbst noch einen Lieblingszweck, ein Steckenpferd, auf dem er sich in kindischem Behagen festgesattelt hat. Man kann wol sagen, Emma v. Niendorf sei auf Gespenstergeschichten gereist; überall, wo sie einkehrt, in jeder Gesellschaft, mit der sie zufällig, z. B. im Postwagen, zusammenkommt, sucht sie das Gespräch auf Geistererscheinungen zu lenken, und sie hat das Glück gehabt, deren viele zu sammeln und in ihrem Buche mittheilen zu können; auch ist nicht zu leugnen, daß sich darunter manche ganz merkwürdige befinden, die allerlei Gedanken erwecken, gegen welche sich der Verstand — oft aber umsonst — sträubt.

(Der Beschluß folgt.)

---

Bruchstücke aus dem Leben und den Schriften Eduard Irving's, gewesenen Predigers an der schottischen Nationalkirche in London. Zusammengestellt und herausgegeben von Michael Hohl. St.-Gallen, Scheitlin. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Im kirchlichen wie im politischen Leben regen sich zu dieser Zeit mancherlei Geister, und es ist oft eine schwere Aufgabe, sie zu prüfen und zu erkennen, woher sie sind und wohin sie steuern. Ists doch, als ob alle seltsame Meinungen, wunderliche Philosopheme, Hirngespinnste, Ketzereien und Schwärmereien, die jemals auf religiösem Gebiet hervorgetreten, sich wieder aufgemacht hätten, einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen und die Welt umzugestalten. Die schale Prosa des nüchternsten Unglaubens begegnet den phantastischen Gebilden des Aberglaubens, und der Glaube hat nach beiden Seiten hin mit alten und neuen Waffen zu streiten. Wir leben eben in einer Zeit des Kampfes und auch manch redlicher Streiter unterliegt demselben.

Der ausgezeichnete Mann, aus dessen Leben und Schriften Bruchstücke uns vorliegen, ging auf als ein hellleuchtender Stern und ging unter als ein raschverglimmendes Meteor. Er war voll tiefen Ernstes, voll redlichen Willens, voll heiligen Eifers, voll glühender Begeisterung; er kämpfte tapfer, oft siegreich wider die Irrthümer, Thorheiten, Sünden seiner Zeit und seines Volkes; aber den Feind in der eignen Brust erkannt' er nicht, überwand er nicht, und sein kurzes Leben und Wirken bestätigte nur die alte Erfahrung, daß die am meisten reichbegabten Menschen die schwersten Versuchungen zu bestehen haben, die gefährlichsten, wenn der rauschende Beifall der Welt sie über ihre stille und bescheidene Stellung hinausrückt.

Öffentliche Blätter haben über Eduard Irving und über die von ihm ausgegangene Sekte mancherlei Kunde verbreitet, aber ungenügende; um so willkommener ist die kleine Schrift, in welcher ein ziemlich unbefangener Beobachter, der ihn persönlich kannte und viel mit ihm verkehrte, zwar nur Bruchstücke, aber doch ein ziemlich anschauliches und, wie es scheint, auch treues Bild des berühmten und berüchtigten schottischen Predigers mittheilt. Über den Gang seines Geistes ist zu wenig Licht verbreitet; doch eröffnen einige Blicke in denselben die Andeutungen und einige weiter ausgeführte Partien aus der Geschichte seines Lebens.

Am 15. Aug. 1792 zu Annan, in der schottischen Grafschaft Dumfries, geboren, empfing er von seinen braven und wohlhabenden Ältern mit sieben Geschwistern eine strenge christliche Erziehung und sah von Kindheit auf im Vaterhause nur löbliche Beispiele. Er ward früh zum Lesen der Bibel und mancherlei Erbauungsbücher angehalten und mit dem häuslichen Gottesdienst befreundet. Beim ersten Unterricht, den eine bejahrte Lehrerin in einer Privatschule ihm ertheilte, und später bei einem berühmten Lehrer der alten Sprachen zeigte er wenig Lernbegier. Desto mehr that es der wilde und unbändige Knabe allen Genossen an körperlichen Übungen und Fertigkeiten zuvor. Doch suchte er mehr den Umgang älterer verständiger Männer und schloß sich gern an sie an; lieber, als auf den Tummelplätzen der Jugend, weilte er an den einsamen Stätten, die durch die frühern presbyterianischen Prediger und Märtyrer ausgezeichnet waren. In der Schule zog ihn am meisten die Mathematik an, in der er zu Edinburg, wo er seine Studien fortsetzte, sich bald so auszeichnete, daß er schon als achtzehnjähriger Jüngling, auf Empfehlung seines Professors, als Lehrer dieses Fachs nach dem Städtchen Haddington berufen ward. Schon so früh der Vorbereitung auf seinen eigentlichen Beruf entzogen, aber am Verstande gereift, mit mannichfachen Kenntnissen ausgestattet, rein und untadelhaft in seinen Sitten, von hoher, kräftiger und schöner Gestalt, gesellig, freundlich und liebreich, zeichnete er sich vor Andern aus und ward nach zwei Jahren bei einer höhern Lehranstalt in Kirk-

-aldy (in der Grafschaft Fife) angestellt, in welcher er, auch Privatunterricht in mehren Fächern ertheilend, einige Zöglinge in eigener Wohnung beaufsichtigend und seine Kenntnisse in der Mathematik und Naturwissenschaft, in alten und mehren neuen Sprachen und in der Theologie erweiternd, sieben Jahre verweilte. Im J. 1819 kehrte er nach Edinburg zurück, entschlossen, sich nun ganz dem geistlichen Beruf zu widmen, übrigens noch ganz ohne bestimmte Aussicht und seinen fernern Lebensweg Gott anheimstellend. Dort hörte ihn der berühmte Dr. Chalmers, damals Pfarrer an der St.-Johanneskirche in Glasgow, und fand an seiner Predigt und an seinem ganzen Wesen so viel Gefallen, daß er ihn zum Amtsgehülfen wählte. Drei Jahre wirkte er vereint mit diesem trefflichen Manne, neben welchem er als Prediger wenig Aufsehen machte, aber durch eifrige Berufstreue und durch echtevangelischen Lebenswandel sich auszeichnete und im Herzen der Armen und Niedrigen, der Witwen und Waisen ein dankbares Andenken begründete. Das Pfarramt an einer schottischen Stiftskirche lehnte er ab, hauptsächlich weil er sie nicht der Gunst des Patrons verdanken wollte, wie er denn schon damals mit dem herrschenden Patronatswesen nicht einverstanden war und dasselbe für ein großes Übel in der Kirche hielt. Aber willig folgte er dem Rufe der kleinen caledonischen Gemeinde in London, welche, nachdem er viermal vor ihr gepredigt, ihn zu ihrem Seelsorger erwählte und durch Subscription einen angemessenen Gehalt zusammenbrachte.

Da begann im Herbst 1822 seine glänzende und einflußreiche Wirksamkeit. Die kleine schottische Kirche in Hatton Garden ward kaum noch von 50 Personen besucht; aber noch war kein Vierteljahr verflossen, seit Irving dort predigte, als schon 1500 Sitze, mehr als zu vergeben waren, in Anspruch genommen wurden. Bald war kein Raum mehr für die Schaaren, die herbeiströmten, den genialen Prediger zu hören. Die ausgezeichnetsten Personen des Landes, die berühmtesten Parlamentsredner, Canning, Brougham, Makintosh u. A. gesellten sich zu der andächtigen Menge. Er fühlte um so mehr sich berufen, als strenger Sittenrichter und Strafprediger den Hohen und den Niedrigen den ganzen Ernst seines Amtes zu zeigen. Da Viele vergebens sich herbeidrängten, einen Platz unter seinen Zuhörern zu finden, bot er ihnen rasch einen starken Octavband seiner Vorträge an, unter dem seltsamen Titel: „Für die Orakel Gottes: Vier Reden; für das künftige Gericht. Ein Lehrstück in neun Theilen.“ Dieses Buch erregte eine so unerhörte Aufmerksamkeit, daß vor Ablauf von sechs Monaten eine zweite und dritte Auflage nöthig war. In allen Zeitschriften wetteiferte man in ungemeinem Lob und Tadel dieser merkwürdigen Erscheinung. Die in den vorliegenden „Bruchstücken“ mitgetheilten Proben beurkunden eine sehr vertraute Bekanntschaft mit der Sprache der heiligen Schrift, einen lebendigen und redlichen Eifer für Erweckung christlichen Lebens, einen großen, aber nicht geregelten Reichthum und eine vorherrschende, oft überschwängliche Gewalt der Phantasie, eine feurige, kühne, häufig sich selbst überbietende, allzuwortreiche, nicht überall geschmackvolle Beredtsamkeit, und machen die Sensation begreiflich, welche so originelle Ergüsse eines reichen Geistes und Herzens erregen mochten.

Der Zudrang zu seiner Kirche ward immer größer, sein Eifer immer gewaltiger, der Beifall allgemeiner, obwol er nach allen Seiten hin die Schärfe des züchtigenden Schwertes seiner Rede wendete und wider Alles, was in Kirche und Staat vom Übel war oder ihm vor dem Worte Gottes nicht bestehen zu können schien, seine Bannstrahlen schleuderte. „Er ward das große Wunder des Tages in der Hauptstadt der Welt“ und „er hatte das seltene Glück, oder vielmehr das Unglück, die vornehme, fashionable Welt anzuziehen und in den höchsten Kreisen besprochen zu werden“, meint der Verfasser. Daß Irving mit der Kraft und Eigenthümlichkeit seiner Rede die Hörer nicht nur anzuziehen, sondern auch festzuhalten vermochte, erhellt auch daraus, daß die Länge seiner oft zwei und drei Stunden und noch länger dauernden Predigten immer wieder die lebhafteste Theilnahme und ungemessenen Beifall fand.

Wie gerade und rücksichtslos er seine Bahn verfolgte, bewies er besonders durch eine „riesenhafte“ Predigt (sie nimmt im Druck 130 Großoctavseiten ein), welche die londoner Missionsgesellschaft zur Feier eines ihrer Feste von dem berühmten Redner erbeten hatte. Solche Versammlungen haben, nächst der Erbauung und der abzulegenden Rechenschaft vom Wirken des Vereins, besonders den Zweck, die zahlreich versammelten Theilnehmer zu reichen Beiträgen für den wohlthätigen Zweck zu ermuntern. Es war um so mehr eine unangenehme Überraschung für das leitende Comité, als Irving aufs nachdrücklichste die ganze Art der Wirksamkeit jener Gesellschaft tadelte und es höchlich misbilligte, daß man Geldbeiträge sammele, durch Geld einen Zweck fördern wolle, der nur durch Glauben und Gebet, wie zur Zeit der Apostel, erreicht werden könne. Seine schwärmerischen, zum Theil höchst phantastischen Ansichten traten da sehr unwillkommen hervor. Gleichwol ersuchte ihn im folgenden Jahre die Continentalgesellschaft auch ihre Jahrespredigt zu halten. Er that es und verbreitete auch diese Predigt, welche, die Weissagungen Daniel's und der Offenbarung Johannis auf die Zeitverhältnisse anwendend, ebenfalls mancherlei Anstoß gab, in zahlreichen Abdrücken. In demselben Jahre begleitete er die neue Ausgabe des berühmten Horne'schen Commentars über die Psalmen mit einer Einleitung, in welcher eine kräftige Begeisterung für jene heiligen Lieder mit vielen trefflichen, aber auch manchen überspannten Ansichten sich aussprach.

Im J. 1827 soll Irving zuerst die Meinung, der Leib Christi sei von sündlichem Fleische gewesen, das ewige Wort habe die menschliche Natur in ihrem gefallenen Zustande angenommen, geäußert haben. Gegen Ende des nächsten Jahres erklärte er sie sehr umständlich in drei Großoctavbänden unter dem Titel: „Predigten, Vorlesungen und Gelegenheitsreden“. Als er darauf sein geliebtes Vaterland, Schottland, besuchte, wo er eine außerordentliche Thätigkeit entfaltete und sich bemühte, in der eben in Edinburg versammelten Generalsynode, als Mitglied des Presbyteriums von Annan, Sitz und Stimme zu erhalten, ward er, vieler mächtigen Fürsprache ungeachtet, zurückgewiesen, hauptsächlich wol wegen jener häretischen Meinung von der Natur Christi. Diese Abweisung verstimmte und erbitterte ihn gegen das hohe Collegium. Indeß hielt er in Edinburg einige Wochen lang alle Abende Vorlesungen über die Offenbarung Johannis; sie wurden in vier starken Octavbänden, die, wie er versicherte, nicht den zwanzigsten Theil seiner Bemerkungen enthielten, gedruckt und verriethen noch stärker seine excentrischen Ansichten und seine vorherrschend apokalyptische Richtung. Nach London zurückgekehrt, predigte er auch in seiner Kirche über denselben Gegenstand.

Damals hörte der Herausgeber der „Bruchstücke“ ihn zum ersten Male, aber mit so wenig Befriedigung, daß ein ganzes Jahr verging, ehe er dem gefeierten Redner wieder nahte. Doch zog ihn nachher dessen gewaltige Beredtsamkeit, durch eine hohe, kräftig schöne Gestalt, durch tiefen Ernst und ehrfurchtgebietende Würde, durch den begeistertsten Eifer unterstützt, und das persönliche Wohlwollen, mit welchem Irving ihm entgegenkam, unwiderstehlich an und er ward von da an nicht nur sein eifriger Zuhörer, sondern auch sein Hausfreund und häufig sein Tischgenoß. Er war also hinreichend in den Stand gesetzt, den außerordentlichen Mann genauer kennen zu lernen, und er bewahrte sich bei all der Bewunderung, Verehrung und Liebe, der er sich hingab, eine Unbefangenheit, die um so nöthiger war, da Irving's glänzende, zum Theil höchst liebenswürdige Eigenschaften mit seinen Irrthümern und Fehlern aufs innigste verbunden waren.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

85.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 322. —— 17. November 1840.

## Reisebeschreibungen.

(Beschluß aus Nr. 321.)

5. Briefe aus dem hohen Norden und dem Innern von Rußland, geschrieben auf einer Reise in den Jahren 1838 u. 1839; nebst Beilagen, die französisch-skandinavische Expedition nach Spitzbergen betreffend, von E. Robert. Nach den französischen Originalbriefen an den kaiserlich russischen Minister-Residenten, wirklichen Staatsrath v. Struve in Hamburg. Hamburg, Perthes, Besser u. Mauke. 1840. Gr. 12. 20 Gr.

Der Reisende war Mitglied der französisch-wissenschaftlichen Expedition nach Island, Grönland, Skandinavien, Lappland und Spitzbergen und dabei als Geolog und Mineralog thätig. Seine vom Staatsrath Struve in Form eines schmächtigen Buches herausgegebenen Briefe beschäftigen sich mit wissenschaftlichen Resultaten, mit mineralogischen und geologischen Beobachtungen wenig oder nur berührungs- und anstreifungsweise; es sind Notizen, wie man sie eben in Briefen niederzulegen pflegt, Notizen von anspruchsloser Art über die Gegenden, Städte und Ortschaften, welche das gelehrte Mitglied der französisch-wissenschaftlichen Expedition bereiste, über deren Bewohner und ihre Sitten und Gebräuche. Diese Briefe suchen weder durch Styl und Darstellung, noch durch pikante und neue Auffassung zu glänzen, doch sind sie oft ziemlich anschaulich und malerisch, herodotisch einfach und im Ganzen mehr ein Reisetagebuch als ein wirkliches Buch. Interesse gewinnen sie hauptsächlich dadurch, daß die Reise durch oft wenig bekannte und noch seltener bereiste Regionen geht, deren Grenzen sich ins Unermeßliche auszudehnen scheinen. Der erste Brief ist geschrieben: „In See vor Hammerfest, den 11. Juli 1838, am Bord der Corvette la Recherche". Bei der Einfahrt von Drontheimsfiord erstaunten die Reisenden, das Gebirge am 27. Juni noch mit Schnee bedeckt zu sehen. Als Geolog bemerkte Hr. Robert mit Interesse, daß der untere Theil der Gebirge, womit dieses Fiord besetzt ist, sowie die zahlreichen kleinen Inseln, welche den Zugang zu demselben für die Seefahrer so gefährlich machen, Spuren der See auf einer großen Höhe über der jetzigen Meeresfläche trägt. Er ist geneigt zu glauben, daß die Veränderung der Meeresfläche in Skandinavien allgemeiner ist, als man denkt; wenn man überdies auf die Tiefe der Gewässer in den Fiords am Fuße der Gebirge Rücksicht nehmen will, eine Tiefe, welche man bei 200 Faden nicht erreichen konnte, so dürften die skandinavischen Alpen als hohe Gebirge betrachtet werden, die, wenn sie sich gänzlich aus dem Ocean erhoben haben, mit ihren Schwestern in der Schweiz rivalisiren können. — In Drontheim bewundert der Reisende mitten unter hölzernen Gebäuden den Dom, welcher von einer Bauart ist, die bis zum 13. u. 14. Jahrhundert hinaufreicht; auch war er sehr erstaunt, unter dieser nördlichen Breite von 64 Grad in der Stadt selbst Eichen, Linden, Eschen und Vogelbeerbäume zu finden, ebenso schön wie in Hamburg. Die Hitze wechselte von 20—30 Grad, und dabei waren die Nächte von einer Helligkeit, daß die Naturforscher am liebsten um Mitternacht ihre Excursionen machten.

Ein zweiter Brief beschäftigt sich mit Spitzbergen. Der Reisende schildert den äußern Anblick von Spitzbergen folgendergestalt:

> Gebirge, spitz auslaufend wie die hamburger Kirchthürme, schneebedeckt, von allen Seiten von unermeßlichen Gletschern umgeben. Eisgruppen wie kleine Berge, die sich jeden Augenblick davon ablösen und mit furchtbarem Krachen ins Meer stürzen, das von Seekühen und Seehunden aller Gattungen bewohnt und bevölkert ist, von Scharen von Vögeln und ungeheuern Walfischen, die ihre Wasserstrahlen mit dem Brausen eines Dampfschiffes in die Höhe spritzen, das sind die Gegenstände, die beim Einlaufen in die tiefe Bucht Spitzbergens zuerst in die Augen fallen.

Beim ersten Anblick erschien Spitzbergen den Reisenden prachtvoll, nur zu bald aber empfanden sie, wie schauerlich diese Einöde sei, und die Besorgniß, durch Eisschollen blokirt zu werden, die sich schon thurmhoch am Eingange der Rhede zeigten, trieb sie zu einer schnellen Rückkehr, sodaß sie bereits am 12. August Abends wieder in Hammerfest eintrafen, von wo sie am 15. Juli abgereist waren. Von hier reiste Robert quer durch Lappland, über Kotokeino, wo sich acht finnische und lappländische Familien in festen Wohnungen befinden, bei Enontekí vorbei, dem ehemaligen Hauptorte Lapplands, der aber, seit er russisch geworden, gänzlich verlassen ist und nur seines Kirchhofs halber noch von Russen besucht wird, die dort phrenologische Studien machen; endlich nach Torneå, das, seitdem es russisch geworden, gänzlich verödet ist, während der Handel sich nach Haparanda gezogen hat, einer am entgegengesetzten Ufer von den Schweden neugegründeten Stadt.

Die größere Hälfte des Buches beschreibt des Verf. Reise

durch die unermeßlichen Einöden des russischen Reiches. In Petersburg bewundert er die kolossalen Bauwerke, ohne darüber viel Neues zu sagen. Von da nach Archangel. Fast noch an den Thoren der weiten und rauschenden Hauptstadt sah er sich schon mitten in ungeheuere Waldungen versetzt. Etwa einmal eine kleine Anhöhe, mit der Aussicht auf ein Meer von Tannen, in der Ferne die fünf asiatischen Kuppeln einer griechischen Kirche (Jesus in der Mitte der vier Evangelisten), bald grünlich, bald im hellen Metallglanze schimmernd, mit ihrem weißlichen Thurme über den Wald emporragend, dies fast die ganze Aussicht, welche man von Petersburg nach Archangel genießt! Doch gibt es am Onegasee ein herrliches Panorama. Was er über die Bewohner dieses Landstrichs sagt, ist von ziemlichem Interesse. In Archangel, in dessen Umgegend er ein Fest mitmacht, wobei so stark getrunken wurde, daß ein Mann ärztlicher Hülfe benöthigt war, gefiel es dem überaus freundlich aufgenommenen Reisenden sehr wohl. Später wohnte er noch den Kirmessen in zwei Dörfern bei, wobei die Mädchen, die legionenweise versammelt waren, kreischende Gesänge anstimmten und spaziergangartige Tänze ausführten, die mit dem deutschen Cotillon einige Ähnlichkeit hatten. Übrigens war das Costüm der Frauen sehr reich zu nennen. Über Wologda, eine durchaus russische, schön und regelmäßig gebaute Stadt mit wenigstens 50 Kirchen, deren vereinigte Thürme, 600 an der Zahl, der Stadt ein ganz eigenes und heiteres Ansehen geben, über Jaroslawl, die wie alle russischen Städte aussieht, später die Wolga hinab am Bord eines Marktschiffes, bei Kostroma vorbei, wo eine Kirche, auf einer bedeutenden Anhöhe gelegen, eine schöne Aussicht und im Innern den Anblick sehr alter Frescogemälde und reich vergoldeter Bildhauerarbeiten darbietet, geht die Reise weiter nach Nischni Novgorod, wo die berühmte morgenländische Völkermesse gehalten wird. Des Verf. Bemerkungen über das bunte Treiben in Nischni Novgorod sind nicht ohne Interesse, obwol man eine farbigere und anschaulichere Schilderung erwarten und wünschen konnte. Über Wladimir, wie Nischni Novgorod sehr vortheilhaft auf einer Anhöhe amphitheatralisch gelegen, mit einer Vorstadt von unermeßlicher Länge und Einförmigkeit, reist der Verf. nach Moskau. Der Weg ist sehr beschwerlich; bald wird man sich jedoch, Dank sei es der schönen macadamisirten Chaussee, die von Nischni nach Moskau gemacht wird, der Diligence wie auf dem Wege von Petersburg nach Moskau bedienen können. Der Reisende nennt diese über losen Sand und durch Torfboden und Moräste 400 Werste weit geführte Chaussee ein der Römer würdiges Werk. Alles, sagt er, was in Rußland geschieht, geschähe in imponirenden Verhältnissen; es scheine, als nähme man sich bei dem Baue von Gebäuden, Wegen und Kanälen förmlich vor, sie mit der ungeheuern Ausdehnung des Reichs in Einklang zu bringen. Über den wunderbaren Eindruck, den Moskau auf den Beschauer macht, stimmt auch Robert in das allgemeine Urtheil ein. Abermals besuchte Hr. Robert von Moskau aus Petersburg, über das er noch einige nachträgliche Notizen gibt, und kehrt dann über Finnland nach Stockholm zurück. Was sein Auge gesehen, sein Ohr gehört hat, Das und nur Das schildert der Reisebriefsteller; auf Zuständliches und sogenanntes Völkerbetreffliches läßt er sich im geringsten nicht ein. Darum behagt er sich unter diesen ihm neuen Localitäten und Nationalitäten als ein echter Mineralog, der Steine sammelt und mit objectiver Ruhe betrachtet und beschreibt. Schattenseiten gibt es für ihn in Rußland nicht. 16.

---

Bruchstücke aus dem Leben und den Schriften Eduard Irving's, gewesenen Predigers an der schottischen Nationalkirche in London. Zusammengestellt und herausgegeben von Michael Hohl.

(Beschluß aus Nr. 321.)

In einem neuen Werke über die menschliche Natur Christi bekannte er sich unumwunden, bestimmt und warm zu dem Glauben, daß Er wahrer Gott und wahrer Mensch sei, unsträflich, heilig, vollkommen, obwol versucht, gleichwie andere Menschen, und vertheidigte mit dem größten Aufwande von Scharfsinn, Gelehrsamkeit und aller ihm zu Gebote stehenden Beredtsamkeit seine Meinung, daß Christi Leib zwar ganz heilig, aber dem unserigen in allen seinen Schwachheiten und in der Empfänglichkeit für Versuchungen ganz gleich gewesen sei, wofür er eine Menge von Bibelsprüchen zu deuten weiß. Er leugnete dabei aufs entschiedenste, daß die sündliche Regung an sich schon Sünde, daß durchs Fleisch versucht zu werden, Unheiligkeit sei, da ja die Heiligkeit eben darin bestehe, daß man den Versuchungen des Fleisches triumphirend widerstehe. Indem er diese Meinung aufs schroffste hervorhob und bald zum Mittelpunkt der evangelischen Predigt machte, aufs schärfste der Lehre der Kirche entgegensetzte, bald auf die Andersdenkenden förmlich anathematisirte, trat eine überhandnehmende Geistesverstimmung und sein Hang zur Sektirerei immer unverkennbarer hervor.

Allmälig minderte sich zwar der Zudrang zu seinen Vorträgen; aber noch immer waren alle Räume um ihn her mit andächtigen Hörern erfüllt und er selbst ermüdete nicht im Eifer und Fleiß seines Amtes. Er predigte nicht nur an jedem Sonntage Vormittags und Abends, oft auch Nachmittags, sondern auch Mittwochs, später auch Freitags, hielt regelmäßig längere Betstunden an jedem frühen Morgen, nachmals auch an jedem Abend, besuchte die Kranken, übte die speciellste Seelsorge und war auch daheim, in den wenigen Mußestunden, immer bereit zu Belehrung, Rath und Trost, wenn man sich an ihn wendete.

Irving's vertrautere Freunde und Freundinnen versammelten sich in seinem Hause am Abend jedes Sonnabends. Während der Thee genossen ward, besprach man traulich die Angelegenheiten des Tages, geistliche und weltliche. Darauf begann die Erbauung mit dem Gesang eines Psalms, dem ein langes, aber ergreifendes, oft erschütterndes Gebet folgte. Dann ward jedem Anwesenden eine kleine Bibel gereicht, ein Abschnitt vorgelesen und Jedem freigelassen, wie ihn der Geist trieb, seine Bemerkungen mitzutheilen. Psalmgesang und Gebet beschloß die gemeinsame Andacht. Als unser Verf., oft eingeladen, einmal an einer solchen Erbauungsstunde theilnahm, ward das lange Schlußgebet plötzlich durch scharfbetonte, schneidende, ganz fremdartige und unverständliche, schaudererregende Töne, die Einer der Anwesenden ausstieß, an die sich dann einige englische zusammenhängende Worte anschlossen, unterbrochen. Als dieser Ausbruch vorüber war, fuhr Irving im Gebet fort, Gott dankend für diese seine Manifestation; denn er hielt diese Ausrufe wirklich für die Stimme des heiligen Geistes. Bald darauf brach ein junges Frauenzimmer in ähnliche, nur noch schärfere und gellendere Laute aus, denen eine erbauliche Ermahnung

zum Wachen und Beten folgte. Groß war das Aufsehen, als an einem Herbstsonntage (1831) auch der öffentliche Gottesdienst auf solche Weise unterbrochen ward, und Irving alsbald unumwunden und umständlich diese Erscheinung für eine Kundgebung der Geistesgaben, wie sie im apostolischen Zeitalter sich geäußert, erklärte. Von da an kamen solche Manifestationen öfter vor, auch an Irving's Tische, wenn er Gäste geladen hatte, und er selbst gab sich nun immer mehr einem Wahne hin, der seinen sonst gesunden Verstand zu verwirren drohte. Dabei war er dem Widerspruch, auch der freundlichsten Mittheilung naheliegender Bedenken und Warnungen so unzugänglich, daß selbst sein ihm lieber und werther Bruder so wenig wie besonnene, wohlmeinende Freunde noch etwas zu entgegnen wagten.

Immer tiefer verstrickte und verwirrte er sich in seinen Meinungen von „der Gabe des Weissagens und des mit Zungen Redens", die er als die Frucht des Glaubens und der Gebetserhörung betrachtete. Da er zudem auch eine neue eigenthümliche Ordnung des öffentlichen Gottesdienstes einführte, so ward er endlich von den Curatoren seiner Kirche vor dem schottischen Presbyterium in London angeklagt, und da alle Bemühungen, ihn auf den rechten Weg zurückzubringen, vergebens waren, von diesem im Mai 1832 seiner Stelle entsetzt. Die Abstimmung seiner Richter bewies, daß man gern dieses Äußerste vermieden hätte, seinen schönen Anlagen und seiner sonstigen Wirksamkeit willig Gerechtigkeit angedeihen ließ; seine Vertheidigungsrede aber, in der seine Befangenheit fanatisch sich kund gab, war am wenigsten geeignet, ein milderes Urtheil zu bewirken. Seine letzte Predigt in der ihm theuern Kirche bezeugt ebenso deutlich, daß seine Schwärmerei sein gesundes Urtheil ganz überwältigt hatte.

Seine Anhänger fanden bald ein anderes Local, das sie zum gottesdienstlichen Gebrauch einrichteten und ganz und unbedingt ihm überließen. Dort gestaltete er den Gottesdienst allein nach seinen Ansichten, gab den Äußerungen der angeblichen Geistesgaben den freiesten Raum, führte neue Gebräuche, auch mancherlei Kirchenämter, wie sie in der ersten Kirche bestanden, Propheten, Evangelisten, Apostel, Diakonen, Älteste ein und ertheilte sich selbst das in der Apokalypse erwähnte Amt „des Engels". Er gedachte die ganze apostolische Kirche wiederherzustellen und wirkte mit großem Eifer und Fleiß weiter.

Aber nicht lange war ihm diese Wirksamkeit vergönnt. Die Generalsynode, welche solches excentrische Treiben nicht länger zulassen mochte, gab dem Presbyterium in Annan, von dem er die Ordination empfangen hatte, auf, ihn wegen seiner häretischen Grundsätze über die Natur Christi aus dem schottischen Klerus auszustoßen. Das Presbyterium lud ihn vor auf den 13. März 1833, und nachdem man seine zwei Stunden lange, wenig zusammenhängende, oft desultorische Rede geduldig angehört, erfolgte seine förmliche Ausschließung.

Am folgenden Tage trat Irving der Pfarrkirche gegenüber, von einem Zelte aus, vor einer zahlreichen Volksmenge auf, predigte über das neunte Capitel des Propheten Zacharias und las zum Schluß einen langen Brief vor, in welchem er seiner londoner Gemeinde den Verlauf der richterlichen Verhandlungen mittheilte und feierlich betheuerte, daß er der gegen ihn gerichteten Klage unschuldig sei. Nachdem er noch öfter in seinem Vaterlande gepredigt, kehrte er nach London zurück, wo er in seiner Gemeinde fortwirkte und in Verbindung mit Gleichgesinnten an der Ausbreitung seiner Sekte, auch außerhalb der Hauptstadt, eifrig arbeitete, nicht ohne Erfolg. Die Zahl seiner Anhänger mehrte sich.

Im Spätherbst 1834 bestimmte ihn seine tieferschütterte Gesundheit, sich mit seiner Gattin nach Schottland zurückzuziehen. Zunehmende Kränklichkeit nöthigte ihn in Glasgow zu bleiben, wo er im Hause eines bis dahin ihm fremden Mannes gastliche Aufnahme und Pflege fand. Bald konnte er die Versammlungen seiner Anhänger nicht mehr besuchen. Ein hitziges Fieber verzehrte rasch seine letzten Kräfte; seine einst schöne, kräftige Gestalt war schon früher überraschend schnell verfallen, sein schwarzes Haar gebleicht, sein Antlitz mager und gelb geworden und ein tiefes Seelenleiden sprach aus seinen Zügen. Heftige Schmerzen raubten ihm oft das Bewußtsein; in den freiern Stunden schien er, beständig den Blick gen Himmel gewendet, in stilles Gebet versunken zu sein. Sanft und ruhig starb er in der Nacht vom 6. zum 7. December — erst 42 Jahr alt — von Vielen, auch von Solchen, die nicht seine Anhänger waren, betrauert.

So bald und so traurig endete ein Mann, der außerordentlich reich begabt, fromm, eifrig, redlich, wohlwollend, für seinen Beruf feurig begeistert, den segensreichsten Einfluß gewonnen haben würde, wenn nicht das Übermaß seiner ungeordneten Phantasie ihn irregeleitet, der ungemessene Beifall der Welt ihn berauscht und die natürliche Eitelkeit des Herzens, bei dem Mangel an Wachsamkeit über sich selbst, ihn verblendet hätte. So steht er als ein ernstes, warnendes Zeichen in unserer vielbewegten Zeit da, nicht daß wir ihn richten, sondern daß wir die Richtung, in der er von der rechten Bahn abwich, beklagen und an seinem Beispiel uns spiegeln. Insbesondere mag die unselige Sektirerei, zu der unsere Zeit sich hinneigt, in ihrem verführerischen und verderblichen Einfluß erkannt werden. Wir empfehlen das lehrreiche Büchlein besonders jungen Theologen, die Irving's heiligen Eifer für seinen Beruf, die unerschöpfliche Begeisterung für alle Theile des geistlichen Amts sich aneignen mögen. Aber auch Nichttheologen werden mit Interesse und mit Nutzen diese „Bruchstücke" lesen. Sie genügen, nicht nur den ausgezeichneten Mann, sondern auch manches andere Beherzigenswerthe kennen zu lernen.

Der Herausgeber verdient Dank für seine Mittheilung. Sie zeigt eine wackere Gesinnung und achtbare Einsicht. Die Sprache ist nicht überall fehlerfrei; wir wollen sie aber hier nicht bekritteln. 52.

---

## Miscellen.

Karl, Herzog von Bourbon, Connetable von Frankreich, war von seinem Könige Franz I. abgefallen und hatte sich in Kaiser Karl's V. Dienste begeben. In der Schlacht von Pavia (24. Febr. 1524) war es nahe daran, daß der König dem im kaiserlichen Heere fechtenden Herzoge zum Gefangenen sich hat ergeben sollen, was aber der König, obgleich er damals wirklich gefangen ward, dennoch zu vermeiden wußte. Der Kaiser bewies dem Herzoge die größte Aufmerksamkeit, ja er, der sich lange geweigert hatte, den in schimpflicher Gefangenschaft gehaltenen König zu besuchen, empfing dessen rebellischen Unterthan, als derselbe nach Toledo kam, mit ausstudirter Ehrenbezeigung. Die Spanier aber, welche Bourbon's Verbrechen verabscheuten, vermieden allen Umgang mit ihm dergestalt, daß, als der Kaiser den Marquis von Villena ansprach, dem Connetable seinen Palast so lange, als der Hof zu Toledo sein würde, zur Wohnung einzuräumen, dieser antwortete: „Er könne seinem Souveraine diese Bitte nicht abschlagen, aber der Kaiser müsse sich nicht wundern, wenn er den Augenblick darnach, da der Connetable ausgezogen sein würde, sein Haus bis auf den Grund niederbrennen werde, weil es zur Wohnung für einen Mann von Ehre untauglich geworden wäre, nachdem es durch die Anwesenheit eines Verräthers entweiht worden sei." *)

---

Der 1523 erfolgte Tod des Papstes Hadrian VI. war dem römischen Volke, dem dieser Papst sich sehr verhaßt gemacht, so angenehm, daß es in der auf diesen Tod folgenden Nacht die Thüre des Hauses des ersten Leibarztes des Verschiedenen mit Blumenkränzen schmückte und die Überschrift beifügte: „Dem Befreier seines Vaterlandes." **) 25.

*) Guicciardini hist. d'Italia XVI, 335.

**) Jovii vita Adriani 127.

## Bibliographie.

Andenken an das Fest vom 24. Juni als Gedächtnißfeier Gutenbergs und der Erfindung der Buchdruckerkunst. Gr. 8. Lübeck, Aeschenfeldt. 8 Gr.

Balzac, M. H. v., Pierrette. Aus dem Französischen. 8. Magdeburg, Bühler. 1 Thlr.

Belani, H. E. R., Wittenberg und Rom. Historisch-romantisches Gemälde aus der Reformationsgeschichte. 3 Theile. Gr. 12. Leipzig, Ph. Reclam jun. 5 Thlr.

Dethmar, F. W., Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. Zugleich ein Wegweiser für Reisende. III. — Auch u. d. T.: Reise von Amsterdam in die nordöstlichen Theile des Königreichs der Niederlande. Gr. 12. Essen, Bädeker. 1 Thlr. 6 Gr.

Elsner, J. G., Ungarn durchreiset, beurtheilet und beschrieben. 2 Bände. Gr. 12. Leipzig, Frohberger. 3 Thlr.

Festreden bei der vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Basel gehalten im Münster daselbst von den Herren Antistes Burckhardt und Professor Hagenbach den 24sten Juni 1840. Nebst einer Beschreibung des Festes. Mit 1 Abbildung von Gutenbergs Standbild nach David d'Angers in Paris. Schmal gr. 4. Basel, Schneider. 15 Gr.

Friedrich Wilhelm IV. in Königsberg. Ein Brief. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 4 Gr.

Gedenkbuch der vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Braunschweig, am Johannisfeste des Jahres 1840. Gr. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8 Gr.

Goldsmith, O., Der Landprediger von Wakefield. Deutsch von E. Susemihl. Illustrirt von Ludwig Richter. Mit mehr als 60 Holzschnitten. 1ste Lief. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 1841. Preis für 10 Lief. 2 Thlr. 12 Gr.

Hartenfels, E., Grupello. Historische Novelle, mit einem Vorwort von Grabbe. Gr. 12. Düsseldorf, Forberg. 16 Gr.

Heinzen, K., Reise nach Batavia. Gr. 12. Köln, J. u. W. Boisserée. 1 Thlr.

Hense, C. C., Friedrich Wilhelm III. und die berühmtesten Männer des Preußischen Staates unter seiner Regierung. 1ste Lief. Mit dem Portrait Friedrich Wilhelm's III. 8. Sangerhausen, Rohland. 6 Gr.

Die Heymonskinder. Ein Gedicht in zwanzig Gesängen. 8. Nördlingen, Beck. 22 Gr.

Immermann's, K., Schriften. 12ter Band. Memorabilien. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Memorabilien von K. Immermann. 1ster Theil. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr.

Kobbe, P. v., Römische Geschichte. 1ster Theil. Von der ältesten Zeit bis zum ersten Punischen Kriege. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1841. 2 Thlr.

Lotz, G., Gedichte. 3te vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr.

Mannbach, J. A., Die räthselhafte Alte, oder die Todtenhöhle bei Sievering. Romantische Erzählung aus den Zeiten Ludwigs II. König von Ungarn. 2 Theile. Gr. 12. Wien, J. Stöckholzer v. Hirschfeld. 1 Thlr. 18 Gr.

— —, Berthold von Aarburg, oder die Schauderthat in der Todtengruft. Romantische Rittergeschichte aus dem zwölften Jahrhunderte. Gr. 12. Wien, J. Stöckholzer v. Hirschfeld. 1841. 1 Thlr.

Rehm, W., Beleuchtung der von dem Herrn Superintendenten K. W. Weizmann herausgegebenen Schrift: „Ueber das Verhältniß der Volksschule zum Staat und zur Kirche nebst Angabe der wesentlichsten Bedingungen des Gedeihens der Volksschulen und ihrer Lehrer. Gr. 8. Essen, Bädeker. 10 Gr.

Der Nibelunge Lied. Abdruck der Handschrift des Freiherrn Joseph von Laßberg. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Eduard Bendemann und Julius Hübner. Denkmal zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst. 1ste Hälfte. Hoch gr. 4. Leipzig, Otto u. Georg Wigand. Subscr.-Pr. 3 Thlr. 19 Gr. Ladenpr. für das Ganze 10 Thlr.

Oefele, A. Freih. v., Unterhaltungsblätter. Erzählungen und Novellen. 1ster Band. I. Die Kapelle zu Grotta-Ferrata. II. Das Unglückshaus der Flammänder. III. Sallimbeni's Rache. — 2ter Band. I. Quintin Messis der Schmied von Antwerpen. II. Die weiße Frau in Persien. III. Wamba, oder die Westgothen in Spanien. 8. Augsburg, v. Jenisch u. Stage'sche Buchh. 3 Thlr.

Püttmann, H., Chatterton. 1ster Theil. Leben des Dichters. — 2ter Theil. Dichtungen. 8. Barmen, Langewiesche. 1 Thlr. 20 Gr.

Rally, W. v., Die Donaureise von Regensburg bis Linz. Eine Darstellung der auf dieser Route befindlichen Merkwürdigkeiten in historischer, topographischer und artistischer Beziehung, nebst einer Andeutung des Sehenswerthesten in den Städten Regensburg und Passau. Gr. 12. Wien, Rohrmann. 8 Gr. Mit Panorama 3 Thlr. 12 Gr.

St. Nelly, Novellen. Inhalt. I. Die Reise nach Tetschen oder die Schäferwand. II. Der Jäger und sein Liebchen. III. Benno oder die Verwandtschaften. 8. Leipzig, Meißner. 1841. 1 Thlr. 12 Gr.

Sam Slick's Reden und Thun. Aus dem Yankee-Englischen übersetzt von C. A. Moriarty. 1ster Band. 8. Braunschweig, Westermann. 1841. 1 Thlr. 4 Gr.

Schimmer, C. A., Das Kaiserthum Oesterreich, in seinen merkwürdigsten Städten, Badeorten, seinen Domen, Kirchen und sonstigen ausgezeichneten Baudenkmälern alter und neuer Zeit, historisch-topographisch dargestellt. Mit 108 Stahlstichen von den ausgezeichnetsten Künstlern unserer Zeit. Nach Originalzeichnungen der Architekten M. Bayrer und Joh. Poppel. 1ster Band. Gr. 8. Mit 27 Stahlstichen. Darmstadt, Lange. 2 Thlr. 6 Gr.

Sieben Sendschreiben des ewigen Juden an die Zürcherischen Geistlichen nebst einem visionären Anhange. 8. St. Gallen, Wartmann. 12 Gr.

Steinacker, G., Pannonia. Blumenlese auf dem Felde der neuern magyarischen Lyrik in metrischen Übertragungen. 1ste Abth. Gr. 12. Leipzig, Einhorn. 12 Gr.

Stolle, F., Der neue Cäsar. Ein Seitenstück zu „1813" und „Elba und Waterloo". 3 Theile. 8. Leipzig, Meißner. 1841. 4 Thlr. 12 Gr.

Straus, G., Minona. Bilder aus dem Schatze der Lebensweisheit. Mit 6 colorirten Bildern. 16. Hamburg, Herold. 1 Thlr.

Die Straußiade in Zürich, ein Heldengedicht in neun Gesängen von Sadrach, Mesach und Abednego. 2te verbesserte und verjüngte Auflage. 8. St. Gallen, Scheitlin. 6 Gr.

(Tersteegen.) Auswahl aus Gerhard Tersteegen's Schriften, nebst dem Leben desselben. Herausgegeben von G. Rapp. Gr. 12. Essen, Bädeker. 1841. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Traum. Eine wahre Geschichte. Das heldenmüthige Männlein. Eine Begebenheit unserer Tage. Für Jung und Alt neu erzählt von einem Weltmanne. 12. Nördlingen, Beck. 6 Gr.

Vogl, J. N., Balladen und Romanzen. Neueste Folge. 3tes Bändchen. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 1841. 18 Gr.

— —, Neuer Lieder-Frühling. 8. Wien, Wallishauser. 1841. 18 Gr.

West, Th., Friedrich der Große. 2te bis 9te Lief. Schmal 4. Mit 6 lith. u. illum. Abbild. u. 2 lith. Bildnissen. Berlin, Bade. Subscr.-Pr. 2 Thlr.

Zeugnisse aus dem verborgenen Leben; oder Lebens- und Glaubenserfahrungen eines Ungenannten, in Gesängen. Gr. 12. Essen, Bädeker. 20 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 323. —— 18. November 1840.


## Taschenbücherschau für das Jahr 1841.

Zweiter Artikel.*)

2. Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1841. Herausgegeben von Dr. Adrian.

Herr Adrian bietet seinen Lesern gar Vielerlei. Er eröffnet seinen Almanach mit einer Titelvignette, die aus den Helden der Rheinsage componirt ist; dann folgen fünf Frauenbilder, von denen drei wegen ihrer ausführlichen und sorgfältigen Rococotoilette besser in ein Modejournal gehören als hieher. Feinheit und Sauberkeit dürften allen diesen Schmeichlern der Mode und des Auges nicht abzusprechen sein, nur fehlt ihnen jeder ideale Charakter, den ihnen selbst die artigen Gedichte der A. v. Stolterfoth nicht beilegen konnten. Das eigene Bildniß der Dichterin überragt an Adel und Ausdruck die übrigen. Eine würdige artistische Zugabe ist aber das Monument zum Gedächtniß der Erfindung der Buchdruckerkunst, dessen Modell bei der Festfeier in Frankfurt von E. v. Launitz ausgeführt und auch erfunden wurde und dessen Guß vorbereitet wird. Die eigene Erklärung des Künstlers ist beigegeben. Die literarischen Gaben sind nach Gehalt und Inhalt sehr verschieden. Franz Dingelstedt eröffnet die Reihe mit einem „Bade-Idyll, Esel-Fritze". Es ist ein wahrhaftes Idyll, das im Zauber eines gemüthlichen und echt deutschen Humors die alte und ewig schöne Wahrheit geltend macht, daß die Liebe in ihrer Reinheit und Zartheit auch unterm groben Kittel glüht und einer tragischen Opferung fähig ist. Darauf folgt „Der rothe Zwerg", eine vortreffliche Erzählung von A. v. Sternberg, deren scharfe Auffassung psychologischer Züge und geistreiche Reflexion über Leben und Gesellschaft an das Talent Balzac's erinnert; sie veranschaulicht den Satz: die abstracte Macht des Goldes, wenn wir uns ihrem Dienste anheimgegeben, gewährt uns wol die Existenz, aber sie gewährt dieselbe, damit sie die Blüte und Frucht, den Genuß des Daseins für sich breche. Würdig reiht sich an diese Erzählungen die Abhandlung von Eduard Beurmann: „Die französische Bühne und einige deutsche Schauspieler." Sowol der gediegene Inhalt, als der Glanz, die Leichtigkeit und Grazie des Styls nimmt für die kleine Arbeit ein. Der Verfasser explicirt den Zustand der dramatischen Kunst aus dem Charakter und der Gesittung beider Nationen. Nach diesem ist ihm das Vaudeville ein echt französisches Drama, und die ausgezeichneten Spieler desselben, z. B. Virginie Dejazet, repräsentiren nichts als ihren Nationalcharakter. In der Untersuchung über die französische Tragödie wird zwar das hohle Pathos der alten classischen Bühne anerkannt, aber ihre Leidenschaften waren edler als die rohe, gemeine Leidenschaft der romantischen Tragödie, deren Musterexemplar der „Thurm von Nesle", deren Schauplatz die Porte St.-Martin. Die vorzüglichsten Schauspieler der romantischen Tragödie sind alle vortreffliche Mimiker und Meister im Feuer der Leidenschaft. Die Deutschen besitzen vor der Hand keine Bühne, nur Schauspieler, die aber mit ihren Dramen nicht in der Nation wurzeln. Ludwig Devrient war durch seine Geistestiefe und Gemüthsinnigkeit der größte deutsche Schauspieler, kein Franzose darf ihm deshalb nahe treten. Einen großen Theil des Almanachs nehmen ein die „Erinnerungen an den Liedercomponisten Joseph Panny", von A. Hungari. Dieser Künstler war in Wien geboren, lebte in Mainz und starb vor kurzem daselbst im Wahnsinne. Das psychologische Moment mag interessiren und ist auch benutzt worden, aber das ganze Leben mit allen Breiten dieses nicht außerordentlichen Mannes zu erzählen, selbst seine Traurede in extenso mitzutheilen, das ist zu viel. Überhaupt möchten wir Hrn. Hungari rathen, die Lichter der Poesie künftig nicht im Schwalle der Rede untergehen zu lassen. Von den zwei Gedichten, mit denen uns hier noch einmal A. v. Stolterfoth entgegentritt, zeichnet sich das an den „Rhein", durch Kraft und eine herrliche Schlußpointe aus. Hr. Adrian beschließt das Buch mit einer Reihe „Reisebriefen", vom Jahre 1839, aus Östreich. Der Almanach hätte in der That gewonnen, wäre ihm diese Gabe versagt worden; denn abgesehen, daß die Briefe hohl und leer sind, preisen sie uns die Arglosigkeit, die Nützlichkeit und Vortrefflichkeit der Gesellschaft Jesu an, was in freien, protestantischen Gemüthern, für die doch die Briefe auch vorhanden, als Bornirtheit gilt und Abscheu und Widerwillen erregen muß.

3. Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1841, von C. v. Wachsmann.

Das Buch ist mit Stahlstichen von sechs schönen Frauengestalten verziert, welche die Heldinnen der Erzäh-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 309 d. Bl. D. Red.

lungen darstellen. Letzterer Anzahl ist vier. Daß Hr. v. Wachsmann ein bedeutendes Talent der Darstellung und die Gewalt der Sprache besitzt, ist bekannt; aber er jagt seine Muse athemlos, und anstatt mit Kraft und Grazie einherzuwandeln, schlendert dann das göttliche Weib durch alle Zonen und alle Geschichtszeiträume gleich einem gewöhnlichen Weibe: das heißt auf spanisch, Hr. Wachsmann wird manchmal langweilig, weil er zu viel schreibt. Die erste Geschichte behandelt den Fall des Fürstenhauses della Scala, das im 14. Jahrhunderte zu Verona herrschte. Verwandtenmord, Grausamkeit und Härte beflecken fast alle Glieder dieses Hauses, und hier sehen wir, wie die letzten Zweige desselben, die Zwillingsbrüder Antonio und Bartolomeo, durch Wildheit und Leidenschaft des Erstern untergehen, indem sie dadurch den Fluch erfüllen, den ein Unglücklicher auf dem Blutgerüste über die Scala aussprach. Fielen die langen, unerquicklichen Unterhaltungen der veronesischen Bürger und das verbrauchte, kaum geschichtlich begründete Bild der alten Zaubrerin und Giftmischerin aus, so würde diese Novelle durchaus spannen und interessiren. Die zweite Erzählung: „Morgan der Buccanier", ist unter allen wol die schwächste. Die Geschichte, von der wir nicht wissen, ob sie erfunden, oder aufgefunden, schleppt sich in langen, unbedeutenden Gesprächen zu einem sehr gewöhnlichen Seekampfe, von da zu einem kurzen Auftreten des Räuberhelden, von hier aber in die Familie eines langweiligen Krämers, in welcher zuletzt auch Morgan erscheint, um sich zu verheirathen und hinfort als ordentlicher Pfahlbürger zu leben. Die dritte Erzählung: „Die Tochter Spagnoletto's", hat mehr Gehalt. In ihr treten nicht ohne Charakter die berühmten Maler Salvator Rosa, José Ribera, genannt el Espannol, Velasquez und dessen Freund, Diener und Kunstgenosse, der freigelassene Mulatte Juan Pareja auf; indessen bildet den Mittelpunkt der Erzählung die entsagende Liebe der Tochter Ribera's und des Don Juan d'Austria, natürlicher Sohn Philipp's IV., der ihn hier nach Neapel schickt, um die Unruhen, welche Masaniello anregte, vollends zu unterdrücken. Der schleppende Anfang und das schleppende Ende schadet dem Eindrucke des Ganzen. Eine lebendige, hinreißende Erzählung ist die letzte und kürzeste: „Burg Priebenitz." Sie ist eine eigentlich geschichtliche Novelle, da in ihr sich eine Zeit bestimmt spiegelt, der Hussitenkrieg, und ihr Held der blinde Ziska mit seiner Horde. Möge künftig der Dichter sich mehr concentriren, als es in diesem Almanache geschehen ist.

4. Penelope. Herausgegeben von Theodor Hell.

In der wüsten Inhaltslosigkeit, mit der wenigstens für dieses Mal Theodor Hell seine Leser bedient, liegt eine grüne Oase, auf welcher der Leser von seinem langen Zuge durch die große Sahara ausruhen und sich an der frischen, lebendigen Quelle der Poesie in Etwas erfrischen kann. Diese Oase in der Wüste, dieser Saulus unter den Propheten ist die Novelle von Th. Mügge: „Das Gold der Pinheiros." Im 17. Jahrhunderte bewohnte St.-Paul, im sogenannten Littorale, einem südlichen Küstenstriche Brasiliens gelegen, ein kräftiger und schöner Menschenschlag, der sich aus der Vermischung von Portugiesen mit Indianerinnen gebildet hatte. Die Paulisten waren aber gefürchtete Leute; sie trieben Küstenraub, fielen über die Indianer her und machten sie zu Sklaven, durchzogen die Wüsten im Durste nach Gold und Edelsteinen, nannten ihre Stadt eine Republik und entschieden ihre innern wie auswärtigen Händel mit dem Messer, kurz sie waren ebenso wild als civilisirt. Sie zerfielen untereinander in zwei Geschlechter, in die Ramalhos und Pinheiros, Ursache, daß die Blutrache nie schlief, und daß endlich eine große Wanderung von beiden Familien unternommen wurde, die den Haß ableiten und die Entdeckung der märchenhaften Goldgebirge bewirken sollte. Das ist der Hintergrund eines Gemäldes, auf welchem sich ein Verhältniß entfaltet ebenso zart, ebenso voll Glut, ebenso voll Tragödie wie das von Romeo und Julie. Und wie meisterhaft weiß der Dichter jene wunderbar intensiven Naturen darzustellen, in denen das Idyll und die Tragödie nebeneinander liegt! Dolores, die halbwilde Jungfrau, voll schöner Leidenschaft und so rein und treu; Jose, ein Jüngling, glühend in Haß und Liebe, ein junger Löwe, und dieser Sohn der Natur edel, hochherzig, ergeben bis in den Tod. Theodor Hell gibt uns zu dem Bildnisse des dreiundzwanzigjährigen Erzherzogs Stephan eine „biographische Skizze", wiewol wir nicht wissen, warum dem jungen Fürsten, der sich erst auszeichnen wird, diese Auszeichnung schon jetzt zu Theil wird. Anders ist es mit Marie von Würtemberg, der fürstlichen Künstlerin, diese verdient die „biographische Skizze" und die Abbildung ihrer plastischen Leistungen. Im Übrigen aber, hat nicht Theodor Hell eine Indiscretion begangen, daß er die Tochter des Bürgerkönigs neben den Sprößling des ältesten und legitimsten Fürstenhauses setzte? Auf die Lebensläufe folgt eine Geschichte von der Verfasserin der „Bilder des Lebens", unter dem Titel: „Skizzen aus der Schweiz"; doch konnte diese Skizze ebenso gut in Lappland oder Patagonien entworfen werden, denn sie enthält nichts als den Stoff zu einer sehr verbrauchten Novelle; warum also der hochbeinigte Titel? Indessen ist die Behandlung dieses Stoffes ganz schülerhaft; der Dichterin, oder vielmehr Referentin, fehlt es an aller poetischen Anschauung und Tiefe, Eigenschaften, die auch nicht fehlen dürfen, wenn sich die Geschichte in der That zugetragen hat. Was aber von diesen Skizzen gilt, muß auch von den „Wegen Gottes" gesagt werden, von denen uns Regina Frohberg erzählt; Gewäsch, unempfundenes Gewäsch trivialer Lebensanschauung! Um das Quodlibet zu vollenden, hat der Herausgeber ferner ein literarisches Märchen eingefügt, „Die Hochzeit des Zwiebelkönigs Eps", „ein Capriccio", wie es heißt, für Blumisten und andere Liebhaber von Dr. K. Kornfeger, nebst einer illuminirten Abbildung. Welcher Gedanke, Zweck, Polemik hier zum Grunde liegt, gegen welche literarischen Genossenschaften hier gestritten wird, ist aus dem planlosen Wuste nicht herauszulesen; kein Gran Witz, kein Schatten von Humor! „Die Felsen-

mühle", eine Erzählung von Emile d'Estrée, ein liebliches Idyll, nach dem Motive einer Ballade erzählt, aber, wenn wir nicht sehr irren, ist dem Publicum diese kleine Dichtung schon bekannt. Den Schluß des Almanachs machen „Gedichte". Von ihnen ist nichts Merkwürdiges zu erzählen, als daß in dem allerletzten der Mond sich mit dem Wölkchen bespricht und daß die dunkele Conversation in dem Verse des Wölkchens endet:

Guter Mond, wir beide
Ziehen durch die Nacht,
Und an ein Geliebtes
Wird von uns gedacht.

Das ist doch zu arger romantischer Unsinn, den Theodor Hell dem Wilhelm Kilzer hilft in die Welt setzen!

5. Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1841. Herausgegeben von Aloys Schreiber.

Wir haben auf unsern einsamen Wanderungen durch diese Einöden, wo kein Quell des kastalischen Wassers den dürren Boden tränkt, die Muse drei Mal aufgerufen, daß sie uns helfe die Tenne heiliger Literatur fegen; drei Mal aber wimmerte sie auf und klagte; sie wollte eher die Wellen des stillen Oceans zählen, als das Taschenbuch lesen, was Aloys Schreiber für deutsche Frauen geschrieben. Sieben hübsche Stahlstiche zieren das Buch, sonst haben sich alle Übrigen, welche daran arbeiteten, verschworen, trostlos langweilig und unangenehm zu sein. „Der Maskenball" heißt das Product von Lina Reinhardt. Ein junger Mann begibt sich, um gefallene Engel zu retten, auf einen Ball masqué, wo die Religion des Fleisches zu Hause; zwei Damen fallen ihm dabei auf, aber sie wollen von ihm nichts wissen. Später erhält er Anzeichen, daß eine dieser Frauen seine Braut muß gewesen sein, und das hält die Geschichte in Athem, bis die Braut endlich ihre sträfliche Neugierde bekennt und der Dichterin die Gelegenheit nimmt, weiter zu dichten. Alles ist ordinair, d. h. ohne Originalität, und die Darstellung eine ganz puerile. „Der Tscherkesse", historische Novelle von C. M. Eck, bietet ein etwas höheres Interesse dar, dem Stoffe nach; aber der Erzählungsweise fehlt jede Lebendigkeit, sodaß wir uns nur schwer entschließen konnten, bei dem jungen David und der schönen Ghuria so lange auszuhalten, bis sich ihre treue Liebe belohnt. Aloys Schreiber tritt hierauf selbst mit drei kleinen Erzählungen auf, die sich unter den übrigen Schwächlingen etwa noch als die stärksten herausstellen, sowol was Gegenstand, wie Art der Erzählung betrifft. Die erste berichtet, wie Katharina Cornaro die Königskrone von Cypern an die Republik Venedig schenkt; die zweite, wie ein ausschweifender Genueser ein braver Kerl wird durch seine Liebe zur corsicanischen Prinzessin Violante; in der dritten aber gewinnt ein armer Teufel einen Erbproceß, kauft sich ein Gut und heirathet ein Mädchen, das man ihm früher bestritt. Schließlich tritt Amalie Schoppe, geb. Weise, mit einer Erzählung ein, in welcher eine alte Geschichte mit alten Redensarten, auf alte Weise, aber mit neuen Namen verhandelt wird: einem Spaßvogel macht sein eigener Ernst ein quiproquo. Die Gedichte, welche den Erzählungen beigegeben sind, haben allerdings mehr Werth, aber sie müßten noch viel besser sein, wollten sie den Verdruß aus dem Gemüthe des Lesers schaffen, den die Novellen hineingepflanzt! 101.

---

## Die Sage von der Straße des Trois pucelles zu Tours.

In der an alten Überlieferungen reichen Stadt Tours ist eine Straße, genannt „des Trois pucelles". Miß Costello theilt in ihren schätzenswerthen Reiseberichten über das nordwestliche Frankreich eine an diesen Namen sich knüpfende Sage mit, deren Reize wenig denen der alten italienischen Novelle nachstehen, wie sie in dem „Dekameron" ihren Glanzpunkt gefunden hat. In der Stadt Tours lebte vordem ein Jude, reich und hochgeachtet. Er hatte eine sehr schöne Tochter, deren Klugheit ihren Reizen gleichkam; und als sie zum heirathsfähigen Alter erwachsen war, schlug ihr Vater vor, sie einem jungen Manne ihres Stammes zu verbinden, der kein anderes Besitzthum hatte als seine Jugend und seine Liebe. Aber das reichte der schönen Tochter Israels nicht hin, die ihn verschmähte allzumal. Vergeblich machte der Vater ihr Vorstellungen und schilderte ihr die Unwürdigkeit aller Kinder Adam's und die Vorzüge des jungen Tobias vor allen Großen und Gewaltigen der Erde. „Aber weil du meiner Erfahrung nicht trauen willst", fuhr der weise Jude fort, „so suche und richte selbst, mein Kind! Ich will deine Nachforschungen leiten und hoffe vor dem Ende des sechsten Monats drei Liebhaber, einen Fürsten, einen Priester und einen Ritter, zu deinen Füßen und von deiner Verachtung überschüttet zu sehen. Nichts konnte sich besser für die Launen der stolzen Jungfrau schicken als dieser Vorschlag, und es brauchte keiner Überlegung, ihn alsbald anzunehmen. Demgemäß sammelte sie um sich ein zahlreiches Gefolge von Pagen und Begleitern, umgab sich mit Damen und, mit reichen Kleidern, Gold und Juwelen versehen, machte sie sich auf zu ihrer Fahrt und nahm den Weg nach Bretagne. Ein Herzog, König oder Fürst herrschte damals in Armorica, der war jung, reich, schön und mächtig. Die schöne Jüdin erschien plötzlich an seinem Hofe, wo ihre Reize und ihre Pracht das möglich größte Aufsehen erregten; und das an ihr haftende geheimnißvolle Wesen fügte neuen Reiz zu alle dem andern; denn weil sie durch ein Gelübde gebunden war, konnte sie ihren Namen nicht nennen und war einzig unter dem der „unbekannten Dame" bekannt. Der leicht entzündbare Fürst ward sehr bald der Sklave ihrer Augen; auch schien sie seine Geständnisse nicht mit Kälte aufzunehmen; nur verlangte ihre zarte Zurückhaltung von ihm, seine Werbung um sechs Monate zu verschieben, zu welcher Zeit ihm die schöne Unbekannte ein Stelldichein in der Stadt Tours bestimmte. Als diese Eroberung vollführt war, begann sie nun, sich nach einem Priester umzusehen, um an ihm die Gewalt ihrer Reize zu versuchen, und es dauerte nicht lange, so war es ihr gelungen das Herz eines jungen, schönen Mönchs so zu bezaubern, daß er sein Gelübde und jegliche Rücksicht vergaß, nur nicht die Hoffnung, ihre Gunst zu erlangen; und nur zu bald lauschte er ihrem Vorschlage zu einer Zusammenkunft zu Tours binnen sechs Monaten, dort die Entscheidung seines Schicksals zu hören. Es wäre unwahrscheinlich gewesen, daß so viel Talent und Schönheit vergebens nach einem zärtlichen Ritter hätte suchen sollen, der vor ihren Künsten gefallen wäre; und es war der trefflichste Paladin des Landes, der ihren Vorschlag annahm, sich gegen das Ende von sechs Monaten am Charfreitage nach Tours zu begeben, wobei er nicht im mindesten zweifelte, die Hand seiner schönen Zaubrerin werde dann seine Hingebung belohnen. So weit ging Alles gut und jeder der Anbeter war zufrieden. Der Charfreitag, als der jedem besonders bestimmte Tag kam, und die drei Liebenden machten sich nach der schönen Stadt auf, voll von Erwartung und Ungeduld. Aber es entstand eine Verlegenheit: die schöne Unbekannte hatte keinen bestimm-

ten Platz zur Zusammenkunft genannt, und da ihr Name unbekannt war, wie sollte man sie finden? Der Fürst, der Mönch und der Ritter waren alle in gleicher Lage. Der Fürst sandte Boten in jedes Viertel der Stadt, die sich nach einer jungen, reichen und schönen Person, genannt „die unbekannte Dame" erkundigen sollten; aber er brachte nichts heraus und machte sich zu spät Vorwürfe über seine Nachlässigkeit, nicht umständlicher in seiner Bestellung gewesen zu sein. Der Mönch ging in allen Straßen Haus für Haus betteln; aber da er natürlich das Judenviertel mied, so glückte es ihm mit seinen Nachforschungen nicht besser. Der Ritter, dessen Muth größer war als sein Witz, kam auf das Auskunftsmittel einer Ausfoderung an die ganze Touraine, indem er die Vortrefflichkeit seiner unbekannten Gebieterin bekannt machen ließ, deren Ansprüche aber bei keinem Aufrufe bestritten wurden. Als sich so alle im Zustande peinlicher Ungewißheit befanden, ward eines Morgens jedem von ihnen ein Briefchen zugestellt, worin ihnen aufgegeben ward, eine gewisse Straße zu suchen, dort von Haus zu Haus nachzuforschen und zu fragen, was sie zu fragen für nöthig hielten, bis sie zufällig an Eins kommen würden, wo die Antwort auf ihre Frage lauten würde: „Ich bin Euer." Sobald sie diese Eröffnung empfangen hatten, machte sich jeder der drei Liebhaber auf zu seiner Entdeckungsreise. Der Jude ermangelte nicht, verkleidet ihre Bewegungen zu beobachten, und hatte keine kleine Freude, als er sie an einer Thüre nach der andern anklopfen und die Einwohner fragen und belästigen sah, die bei jeder Frage eines neuen Ankömmlings mehr und mehr ungeduldig wurden, bis zuletzt die ganze Nachbarschaft in Aufruhr war und die unbekannte Dame zu allen Teufeln wünschte. Der Mönch, der vor den andern den Vorsprung hatte, kam endlich an das Haus, wo ihn die vorher verabredete Antwort zum Eintritt einlud; mit Entzücken trat er in einen dunkeln Gang und wickelte sich durch das Labyrinth eines finstern Corridors hindurch, bis er in ein großes Zimmer eintrat, wo ihm aber kein Licht entgegenstrahlte. Er hatte nicht lange da verweilt, als der Fürst anlangte, den man in dasselbe Behältniß führte. Sobald er beim Öffnen der Thüre ein Gewand erblickt hatte, stürmte er vorwärts und empfing in seinen Armen die Gestalt des erstaunten Mönchs, der laut aufzuschreien begann, indem er glaubte, der böse Feind selbst habe ihn umarmt. Bei dem Tone einer solchen Stimme und den Schlägen, die ihr folgten, zog sich der Fürst zurück, als ein Dritter zu dem Handgemenge kam in der Gestalt eines Ritters. Dieser, als er einen Empfang fand, der so verschieden von dem erwarteten war, begann wacker um sich zu schlagen, und bald erschallte das Haus von Geschrei und hinüber und herüber ausgetheilten Schlägen. Die ganze Nacht durch waren die drei unglücklichen Liebhaber in diesem versteckten Orte eingesperrt, und als der Morgen tagte, trugen sie so unwillkommene Zeichen ihrer nächtlichen Anstrengung, daß sie froh waren, einen Ausgang zu bemerken, der ihnen verstattete in die Straße zu entwischen und sich in ihre verschiedenen Wohnungen zu begeben. Racheschnaubend gegen die ränkevolle Urheberin ihres Unfalls, begannen sie ihre Versuche, sie zu entdecken, von neuem; aber plötzlich wurden sie darin aufgehalten durch den Empfang eines andern Briefes, der sie von dem wahren Namen und Stande ihrer geliebten Dame in Kenntniß setzte und hinzufügte, daß sie jetzt die Frau des jungen Juden Tobias sei, den sie ihnen allen vorziehe, daß sie mit ihm Tours verlassen habe und keine fernere Berührung mit einem ihrer Anbeter begehre, deren christlichen Tugenden sie keine sehr zärtliche Erwähnung widmete. Keiner der Herren fühlte sich durch dieses Abenteuer sonderlich geschmeichelt, und da sie es für klug hielten, kein Wort weiter darum zu verlieren, so verließen sie Tours in der Stille und kehrten jeder zurück, wohin sein Geschäft ihn rief: der Fürst in sein Königreich, der Mönch in sein Kloster, wo man ihn nicht weiter fragte, da er sich mit milden Gaben durchgeholfen hatte, und der Ritter machte wahrscheinlich einen Kreuzzug mit. Von der Zeit an nannte man die Straße, wo dies Abenteuer sich begeben hatte, des Trois pucelles.

80.

---

## Aus Italien.

Kaum haben die italienischen wissenschaftlichen Zeitschriften die Erscheinung des „Carteggio inedito d'artisti dei secoli XIV., XV., XVI. pubblicato ed illustrato con documenti pure inediti" des Dr. Gaye bekannt gemacht, so müssen sie diese Anzeige mit der Nachricht seines Todes verbinden. In wenigen Forschern lebte eine so lebendige Anschauung des Kunstbetriebes im Mittelalter als in Gaye, der die Unermüdlichkeit seiner Forschungen mit dem Leben gebüßt hat. Streng in seinen Anfoderungen, war der nie rastende Mann am strengsten gegen sich, wenn es galt eine Angabe zu begründen; und sein zur Hektik geneigter Körper, der bei einer Reise durch Griechenland schon gelitten hatte, wo Gaye mit seinem englischen Gefährten nur nach schweren Mishandlungen in Epirus (unweit Janina) den Händen der Klephten entging, erlag diesen Anstrengungen. In Florenz, wo Gaye seit einer Reihe von Jahren lebte, war sein Name so geehrt, daß bei den wissenschaftlichen Männern eine Berufung auf ihn als Empfehlung galt, und Jeder, der mit ihm auf seinem täglichen Gange durch die Cascinen gesehen worden war, sich eine freundliche Aufnahme in den gelehrten Kreisen versprechen durfte. Eben war der dritte Band seines „Carteggio" bei Molini zu Florenz erschienen, als Gaye, nur 37 Jahr alt, am 26. Aug. 1840 starb, sicher noch reiche Vorarbeiten für weitere Untersuchungen hinterlassend, die er nach so zurechtgelegtem Materiale auch wol in seinem Vaterlande, Holstein, zu benutzen gedachte.

---

Nicht für die beiden Königreiche diesseit und jenseit des Faro allein, sondern für ganz Europa, das zu den Herrlichkeiten der gesegnetsten Landstriche pilgert, ist die Nachricht von Wichtigkeit, daß man in den Heerden zweier Brüder Varo in Troja (in der Capitanata des Königreichs Neapel) die echten Kuhpocken gefunden hat. Genaue Versuche, die man im Juli 1838 in der Central-Impfanstalt zu Neapel anstellte und die in Foggia und Troja wiederholt wurden, bestätigten die Wahrheit dieser Entdeckung und eine eigene Schrift: „Sulla scoverta del cow-pox nella Capitanata, e sopra varie quistioni relative alla vaccinia. Memoria discussa dall Istituto centrale vaccinico napoletano, approvata da S. M. (D. G.) e scritta dal dottore *Salvatore de Renzi*" (Neapel 1839), berichtete über alle einzelnen Punkte der Untersuchung.

---

Unter den alltäglichen Erscheinungen der schönen Literatur Italiens verdient ein Roman: „Gina, novella italiana, pubblicata da *Luigi Romani*" (Mailand 1840), sicher eine Auszeichnung, nicht wegen des Genusses, den er den Lesern verspricht, sondern wegen der eigenthümlichen Weise, wie sein Verf. ihn geendet hat. Nachdem die Liebenden die gewöhnlichen Proben und Fährlichkeiten bestanden, werden sie vereint und ein Wasserfest feiert ihre Verbindung. Da zeigt sich der Nebenbuhler, wirft den Kahn um, und was nicht ertrinken will, wird von ihm im Wasser erschlagen, mit den Zähnen in die Tiefe gezerrt u. s. w., sodaß nothwendig das Buch zu Ende sein mußte, weil Niemand mehr am Leben war, der den Faden weiter dehnen konnte. Gewöhnt daran, französische Vorbilder benutzt zu sehen, gestehen doch unsere Kunstrichter ihr Erstaunen über dieses Talent im Überbieten auch der grausigsten Muster.

L.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 324. —— 19. November 1840.


Du progrès social au profit des classes populaires non indigentes par M. *de Lafarelle*, ancien magistrat. Zwei Bände. Paris 1840.

Man kann nicht bezweifeln, daß der erschütternden Bewegung, die heute durch so viele Staaten geht, hauptsächlich jene Erscheinung zum Grunde liege, welche man übereingekommen ist, den Pauperismus zu nennen — eine der wichtigsten Lebensfragen der Gegenwart, von deren Lösung die zukünftige Gestaltung Europas abhängt. Die Klagen des Armen sind allgemein; das Geschrei mag für viele Ohren lästig sein; allein es ertönt zu laut, um es mit stoischem Gleichmuth anzuhören, zu nachdrücklich, um auf obrigkeitlichen Befehl zu verstummen, zu drohend, um die Prüfung der Beschwerden länger hinauszuschieben und auf morgen zu vertagen. Wer bürgt uns für den nächsten Morgen? Sahen wir vor kurzem in Frankreich nicht alle Symptome eines Krieges der Armen gegen die Reichen ausbrechen? Zitterte nicht unlängst ganz England vor den Chartisten, welche die Kriege des Spartacus gegen die Herren der Republik und des römischen Bodens zu erneuern drohten? Denselben Ursachen müssen dieselben Wirkungen folgen. Die Proletarier des 19. Jahrhunderts sind viel weniger gegen körperlichen Schmerz abgestumpft und viel mehr für Sinnengenuß empfänglich als die Sklaven der alten Welt, und wissen außerdem noch, vermöge des empfangenen Unterrichts, ihre Wünsche und Beschwerden zu motiviren, in Broschüren, Journalen und Volksversammlungen vorzutragen. Der Geist, der sich in vielen Ländern regt und von Vielen für ein schlimmes Zeichen der Zeit gehalten wird, ist kein falscher, nur von einigen erhitzten Köpfen erkünstelter Enthusiasmus, welchen die Menge nicht theilt; es ist ebenso wenig ein kindisches, nachahmungssüchtiges Modewesen, sondern es ist die wahre Äußerung eines gereiften Zeitalters, der Ausdruck einer auf wirkliches Bedürfniß gegründeten Gemüthsstimmung. Gegen Sklaverei und Tyrannei erhebt sich ein hochherziges Gefühl und keine leidenschaftliche Berechnung. Was das Zeitalter bei seinen wechselnden Civilisationsbedürfnissen fodert, geht nicht aus metaphysischen Abstractionen, sondern aus tief empfundenen anthropologischen Bedürfnissen hervor. Ohne Nationen und Geschlechter in Nichtswürdigkeit zu stürzen, kann man sie nicht unterdrücken. Der calculirende Verstand, da er nur gewöhnliche äußere Kräfte in Anschlag bringt, gibt lieber den Kampf auf, den Nacken unter dem Joch beugend, dem das von seiner Kraft ergriffene Gemüth widersteht. Mehr durch Gemüthskraft als durch Staatsklugheit und Berechnung ist Europa frei geworden. Hat etwa ein tief angelegter Plan die ungeheuern Resultate der jüngsten Periode erzeugt? Hat der kräftige Arm eines Richelieu die politische Welt aus ihren Angeln gehoben, das Napoleon'sche Kaiserreich umgestürzt, eine neue Ordnung der Dinge vorbereitet? — Keineswegs. Zwei unsichtbare Mächte haben die Lage Europas umgewandelt: sie heißen Zeit- und Volksgeist.

Der Zeitgeist geht aus den Veränderungen hervor, welche sich im Laufe der Generationen in der allgemeinen Denk- und Handlungsweise der gebildeten Welt ereignen. Sein Einfluß wächst in dem Verhältniß, in welchem sich eine Nation vergeistigt. Für ganz ungebildete Völker gibt es gar keinen Zeitgeist. Die Eskimos und Feuerländer werden noch in Jahrhunderten nicht von ihm ergriffen werden. Der im Schoos der Civilisation geborene Zeitgeist verbindet und verschwistert, was durch Nationalität geschieden war, verändert unmerklich, aber fast mit jedem Jahrzehend, die Physiognomie und scheidet die Generationen. Wollte man den Zeitgeist unterdrücken, so müßte man vorher die Civilisation zu Grabe tragen, und es wäre gleich unlogisch, von einem bösen Zeitgeist, wie von einem todten Lebendigen zu sprechen. Wenn einmal die Denkungsart des größten Theils einer Nation eine gewisse Übereinstimmung, eine bestimmte Richtung genommen und, ohne von einem Gegenstande zum andern abzuspringen, sich ein festes Ziel auersehen hat, so ist es ein eiteles Unternehmen, dieselbe gewaltsam ändern zu wollen; vielmehr ist es der Klugheit gemäß, die beste Partie aus einer solchen Stimmung zu ziehen und den hoch angeschwollenen Strom auf eine geschickte Weise zu leiten, anstatt ihm einen ohnmächtigen Damm entgegenzusetzen. Was hat es seiner Zeit einem berühmten Parlamente geholfen, daß es sich der Verbesserung des Kalenders widersetzte, jede philosophische Lehre, welche außer dem Kreise seiner scholastischen Spitzfindigkeit lag, verketzerte, daß es das Brechmittel und die Pockenimpfung für unchristlich verweisen ließ? — Gleich jenen kleinen Muschelfischen, welche sich an den Grund der Meeresschiffe kleben und von ih-

nen, ohne ihren Lauf nur im geringsten aufzuhalten, fortgetragen werden, also schwingt auch das Rad des Zeitgeistes da, wo dasselbe einmal in Gang gekommen, die ohnmächtigen Bestrebungen Derjenigen ungehindert mit sich fort, welche in seine Speichen fallen. Wenn der gewaltige Strom der Geschichte Menschen, Staaten, Völker und ihre Monumente von dem Angesicht der Erde wegspült und den Weltzusammenhang der Vergangenheit zertrümmert, daß sich andere Gegenstände der Betrachtung des lebenden Geschlechts bieten, so müssen auch in der Seele des Volkes andere Gedanken erzeugt, zur Weltansicht erzogen und in einer Gesittung thätig werden, die in die ausgedienten Formen der Vergangenheit nicht paßt. Weiß der Gesetzgeber diese Formen nach dem veränderten Leben, das in ihnen treibt, klüglich umzubilden, so windet sich die Strömung der Geschichte ruhig im gewohnten Bette fort; will er sie aber eigensinnig festhalten, so ist Hemmung, Zwang und Kampf der alten Formen und des neuen Lebens unvermeidlich, und je länger, je höher steigt die Spannung; endlich nur der Druck einer kühnen oder unvorsichtigen Hand, und mit schreckender Erschütterung stürzt der alte Bau der Welt zusammen.

Nie ist aber der Zusammenhang aller Verhältnisse mehr zerrissen und anders gefügt worden als in den letzten funfzig Jahren, nie hat der Geist der Menschheit eine kräftigere Anregung erhalten als eben in diesem Zeitraum. Nichts ist darum natürlicher, als daß sich eine freiere Weltansicht in Europa unter allen Classen zu entwickeln beginnt und daß, ehe dieselbe zu gänzlicher Ausbildung und zum völligen Hervortritt ins Leben gediehen, sie zuerst mehr oder minder das Eigenthum aller denkenden Köpfe wird und bei den Ungebildeten sich in Meuterei und Schwärmerei äußert. Was die revolutionnaire Gegenwart fodert, ist durch die Fortschritte des menschlichen Geistes, durch die Bildung aller gesellschaftlichen Verhältnisse und den Zustand überhaupt, in welchem sich namentlich Frankreich und England befinden, unerläßlich geworden. Über das Ziel, an dem man früher oder später eintreffen muß, ist keine Wahl gelassen, nur ist man nicht einig über die Wege, auf denen man zu ihm gelangen kann, ob mit Opfern und Leiden ohne Zahl und in Zank und Streit, oder ohne Aufwand an Gut und Blut und in Frieden und Eintracht.

Der Kampf zwischen dem Adel, der Geistlichkeit und dem dritten Stand ist in Frankreich ausgekämpft. Mit der Julirevolution hat die neue Ordnung der Dinge, d. h. die Herrschaft des Bürgerstandes begonnen. Leider scheint derselbe nicht Einsicht genug zu haben, um diese neue Stellung zu begreifen: er möchte gern an die Stelle der alten Erbaristokratie eine neue Gewerbaristokratie setzen und die übermüthige Äußerung des großen Ludwig: Ich bin der Staat, auf sich anwenden und, praktisch wenigstens, als Grundsatz durchführen. Was aber vor 30 Jahren einem Könige zu verzeihen war, der in dem Glauben aufgewachsen und erzogen, ein Monarch besitze sein Reich wie ein Privatmann Haus und Hof, und nichts könne ihn vermögen, gegen seine Einsicht und gegen seinen Willen, irgend eine Veränderung mit demselben vorzunehmen, das würde gegenwärtig den Erben seiner Macht nicht mehr zu verzeihen sein. Eine belehrende Erfahrung hat sie in strengen Unterricht genommen. Das Räthsel, das die Sphinx der Zeit dem Könige von Frankreich und seinem Volke aufgegeben, ward seitdem von ihm selbst gelöst. Die Jetztregierenden können nicht mehr in verzeihlichem Irrthum, nur in sträflicher Verblendung sein. Die Regierung muß in unsern Tagen die öffentliche Meinung für sich haben, wenn sie ihre Bestimmung erfüllen, oder auch nur auf die Dauer bestehen will. Ist aber das ihre Absicht, dann muß sich in ihr an Kenntnissen und Aufklärung wenigstens ebenso viel als in der Masse des Volks finden. Ist mehr Einsicht bei dem regierten Theile der Nation als im Kreise der Regierung und Gesetzgebung, dann tritt das unnatürliche Verhältniß ein, daß der Schwächere gebietet und der Stärkere gehorcht, was nie von Dauer sein kann. Die Regierung kommt in Gefahr, hinter dem Volke zurückzubleiben und so die Achtung und das Vertrauen zu verlieren, die man gern größern Talenten und fester Einsicht schenkt. Darin besteht gegenwärtig das größte und wichtigste Geheimniß der Regierungskunst, daß der Regent sich die Kraft und den Willen der Mehrheit anzueignen weiß. Solches aber wird er nie, wenn er nicht persönlich, oder durch die Organe, die ihn darstellen, der Gesammtheit an geistigen Vorzügen überlegen oder wenigstens gleich ist. Will eine Regierung, ganz besonders in Frankreich, sich auf die Dauer begründen und ihr Ansehen und ihren Einfluß behaupten, dann muß sie sich im Geiste des Volks bewegen und in ihren Ansichten und Maßregeln mit den Ansichten und Wünschen desselben zusammenstimmen. Das aber scheint die herrschende Bourgeoisie nicht anerkennen zu wollen. Seit der kurzen Zeit, wo sie das Ruder führt, geschieht Alles, was geschehen kann, um die Regierenden und Regierten, die höhern und niedern Classen der Gesellschaft sich zu entfremden, oder gar miteinander in Widerspruch zu setzen. Was man für einen Vortheil jener ausgibt, ist gewöhnlich ein Nachtheil für diese; in Allem zeigt man sich gern recht absichtlich und auffallend verschieden und getrennt. Den untern und untersten Ständen gebietet man als strenge Pflicht, was die höhern und höchsten Stände mit leichtfertigem Spott behandeln. So wird auf mancherlei Weise ein Zustand der Entfremdung herbeigeführt, welche leicht in offene Feindseligkeit übergehen kann. Dazu kommt noch das Elend der Menge, die Armuth eines großen Theils des Volks, welche sich in seinen bleichen, halbnackten Gestalten, hier in dem Aufstande einer brotlosen Fabrikbevölkerung, dort in Zusammenrottungen gegen die Fabrikherren ankündigt; ferner der Misbrauch der Gewalt, der Hohn des Ansehens, die nackte, verachtete Dürftigkeit und die unbelohnte Anstrengung auf der einen, der prahlende Reichthum und der müßige Überfluß auf der andern Seite, hier die leere, aufgeblasene Anmaßung, dort die Zurücksetzung des Verdienstes und der Thätigkeit; die Höhe der Auflagen, die zu übersteigen die herzloseste Plusmacherei nicht wagt; die Härte der

Strafgesetze, die in der Übung der eben nicht sinnreichen Kunst bestehen, zuzuschlagen, wo eine Hand nach Verbotenem greift, und welche sich größtentheils damit beschäftigen, die Diebe, Bettler, Raubmörder, Verbrecher und Sünder jeder Art zu züchtigen, die eine schlechte Verwaltung und eine absurde Gesetzgebung selbst gemacht haben. Man bedenke einen solchen Zustand der Dinge in einem Lande und Zeitalter der Aufklärung und erstaune, daß nun das Unausbleibliche erfolgt; erstaune über die erbitterte und allerdings bedenkliche Stimmung der Gemüther, über den revolutionnairen Geist, den man allenthalben wie ein Gespenst zu sehen glaubt, das auch wirklich umgeht, Unheil verkündend und Unheil bringend, wenn man es nicht zu beschwören versteht. Wahrhaftig, ein Spuk launigen Muthwillens ist dieser Geist keineswegs, noch die Folge wollüstigen Übermuths. Sully, der vielleicht gegen den Vorwurf, er gehöre zu den Demagogen und Jakobinern gesichert ist, sagte: „Das gemeine Volk steht nie auf aus Lust zu feindlichem Angriff, sondern aus Ungeduld, den Schmerz länger zu ertragen.“ (Pour la populace, ce n'est jamais par envie d'attaquer qu'elle se soulève, mais par impatience de souffrir.)

Wenn eine herrschende Partei sich gegen die Masse so gestellt hat, wie es die französische Bourgeoisie seit 1830 gethan, wenn sie einen heiligen Kreis um sich gezogen, in welchen alle übrigen nicht eindringen dürfen, wenn sie in ihrem Übermuth die Grenzen eines pays legal abgesteckt, welche zu überschreiten verboten ist, dann freilich bleibt ihr kaum etwas Anderes übrig, um sich zu behaupten, als strenge Gesetze, Gefängnisse, Landesverweisung, eine hohe und geheime Policei, Zuchthäuser und Bayonnete. Wie zuverlässig aber alle diese Werkzeuge geworden sind und wie weit solche Staatsmittel reichen, lehrt die Geschichte und besonders die französische der neuern Zeit. Auf dem Wege der Routine, den man in Frankreich zu verfolgen starrsinnig entschlossen scheint, wandert man ohne die größte und dringendste Gefahr nicht weiter. Der ungeschickte Krieg mit der öffentlichen Meinung, mit den Bedürfnissen und Wünschen der untern Classen, mit der allgemeinen Noth und Einsicht, die man nicht erkennen will, oder mit verdächtigen Namen zu ächten sucht, muß schreckliche Folgen haben. Der Hohn, der dem Hungernden das Brot, das er sich ihm zu geben anstellt, vor dem Munde in Stein verwandelt, muß eine tiefe Erbitterung erzeugen. So ist indessen größtentheils das Benehmen der neuen Geldaristokratie, welche Frankreich regiert.

Die alte Aristokratie war sonst, obgleich fast immer zur Anmaßung und Willkür geneigt, doch vorsichtiger und billiger. Riß sie auch alle Ehre und Auszeichnung an sich und betrachtete sich als die Seele des Staats, das gemeine Volk aber als den Leib, so gönnte sie diesem doch des Leibes Nothdurft. Man sorgte dafür, daß die Sinne des sinnlichen Wesens abgefüttert wurden, und sah es gern, wenn der Bürger in unwissender Beschränktheit, aber gut genährt, die höhern Ansprüche vergaß, die er hätte machen können. Die edeln Geschlechter Roms, die sich zur Lenkung der Weltbeherrscherin berechtigt glaubten und die Plebejer eifersüchtig von jedem Antheil an der höhern Staatsgewalt auszuschließen suchten, steuerten doch und sprachen keine Befreiung und Loskaufung vom Kriegsdienste und den öffentlichen Lasten an. Im Gegentheil stieg die Pflicht der Leistung, wie billig, mit dem Vermögen. Die letzte Classe, die nichts hatte und nichts war, brauchte auch weder zu dienen noch zu bezahlen; sie ging der Krieg nichts an, in dem sie nichts verlieren und nichts gewinnen konnte. Und wie oft wurde erobertes Land unter die Unbegüterten ausgetheilt und die Tilgung ihrer Schulden ausgesprochen? Man suchte Denjenigen, welchen die bürgerliche Ordnung weder Vorzug noch Vortheil gewährte, wenigstens das Leben in ihr erträglich zu machen. Selbst, da in der verdorbenen, gesetzlosen Zeit von altem Recht und alter Sitte nichts mehr übrig war, fand man das Volk mit Brot und Spielen ab. Auch der Feudaladel betrachtete den Kriegsdienst auf eigene Kosten als den Beruf seines Standes; maßte er sich Auszeichnungen und Begünstigungen an, dann verweigerte er dafür auch nicht größere Beschwerde, für höheres Recht übernahm er auch härtere Pflicht; wollte er an Rang der Erste sein, so war er auch der Erste an Tüchtigkeit und Muth. Die Aristokratie von Venedig könnte jetzt wegen ihres echt aristokratischen Geistes für classisch gelten. Doch sorgte sie für sinnliches Wohlleben unter dem Volke und für strenge Gerechtigkeit; sie wachte mit furchtbarem Ernst über das Betragen der Nobili, die sich wohl hüten mußten, durch freches Betragen, Übermuth und vornehme Neckereien den dritten Stand und das Volk zu reizen oder zur Unzeit an seine Abhängigkeit zu erinnern. Der Wahlspruch der Regierung war: „Brot auf dem Markte und Gerechtigkeit auf dem Stadthause!“ (Pane in piazza, giustizia in palazzo.) Für den Verlust der bürgerlichen Freiheit und ehrenvoller Rechte fand der politische Haufe eine gewisse Entschädigung in Sicherheit, Müßigang und Maskenfreiheit. Die lange Dauer dieses Staates beweist übrigens, daß sich die Verwaltung desselben mit einiger Geschicklichkeit benommen haben muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Das Leben eines Jägers, oder John Tanner's Denkwürdigkeiten über seinen dreißigjährigen Aufenthalt unter den Indianern Nordamerikas. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Andree. Leipzig, Engelmann. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Apotheker und Sergeanten, Kammerdiener und Pagen, Kammerfrauen und Hebammen, Modehändlerinnen, Scharfrichter, Galeerensklaven und allerhand Leute aus den untern und niedrigern Classen der Gesellschaft haben in den letzten 20—30 Jahren Denkwürdigkeiten geschrieben oder unter ihrem Namen schreiben lassen. Die in jener Zeit herrschende Vorliebe des Publicums für zeitgenössische Darstellungen schien die Speculation zu rechtfertigen, und so befanden wir uns denn recht oft in sehr schlechter Gesellschaft, die unsere besonnenen Vorfahren weise und klüglich von sich entfernt gehalten hatten. Es gehörte aber dies auch zu dem Nivellement aller Stände, von dem sich noch immer manche Leute gar treffliche Früchte versprechen: einen wirklichen Gewinn hat indeß weder die Cul-

noch die politische Geschichte aus einer jener Buchmachereien gezogen. Nun erhalten wir auch die Denkwürdigkeiten eines Jägers, aber nicht etwa eines Feldjägers, wie ihn Goethe unter uns mit besonderm Wohlwollen eingeführt hatte, oder eines alten tüchtigen Forstmanns, der uns die Abenteuer eines langen weidmännischen Lebens mit einer solchen Anschaulichkeit schildert, wie etwa Wilh. Martell in „Schloß Sternberg" eine Wolfsjagd, oder Walter Scott eine hochländische Jagd im „Gefährlichen Schlosse" und einen Lachsfang im „Astrologen" und in „Redgauntlet" beschrieben hat, nein, wir bekommen in vorliegendem Buche die sehr einförmigen Erlebnisse eines nordamerikanischen Indianers und Jägers auf 328 Seiten zu lesen. Der deutsche Übersetzer erklärte diese zu Neuyork im J. 1830 erschienenen „Denkwürdigkeiten" für einen wichtigen Beitrag zur Kunde des Lebens unter den nordamerikanischen Jägern, daher gingen wir auch ohne alles Vorurtheil an das Lesen derselben, wir waren im Gegentheil nach den Schilderungen eines Cooper, Irving, Bird und des Prinzen Maximilian zu Wied gespannt auf diese neuen Mittheilungen aus den urweltlichen Wäldern und endlosen Steppen. Aber wir sahen uns bald getäuscht.

John Tanner, der Sohn eines evangelischen Geistlichen, der aus Virginien nach Kentucky gewandert war, wurde in seiner frühen Jugend von den Schahnis (Shawnesees) seinen Aeltern geraubt, mußte viel Noth, Hunger und Leiden erdulden, bis ihn nach zwei Jahren Net-no-kwa, eine alte Frau von dem Stamme der Ottawahs, adoptirte und ihn vor allen Beleidigungen, die ihm mehr als einmal lebensgefährlich geworden waren, sicherte. Von da an lebte er 30 Jahre unter den Indianern, er nahm ein Weib, zeugte Kinder und ward ein Jäger. Die Erzählungen von seinen Jagden auf Bisons, Elenn- und Moosethiere, von seinen Biberfallen, von der Ahornzuckerernte, nehmen einen großen Theil des Buchs ein, aber sie wiederholen stets dasselbe, und wenn man eine oder zwei dieser Beschreibungen gelesen hat, so wird man nicht Lust haben, noch weiter zu lesen. Waren Lebensmittel im Überfluß da, so schwelgten die Indianer; Trinken und Spielen, besonders wenn sie mit den Weißen einen guten Handel gemacht hatten, füllten ihre Zeit aus und der übermäßige Brantweingenuß führte dann gewöhnlich Schlägerei, Verwundung (wir erfahren unter Anderm, daß das Abbeißen der Nasen etwas sehr Gewöhnliches war) und Mord herbei. Mußten die Indianer aber dieser Reizmittel entbehren oder hielt sie die strenge Kälte vom Jagen ab, so stellte sich auch die gräßlichste Hungersnoth ein. Neben diesem Jägerleben fanden dann Kämpfe auf Leben und Tod mit den Sioux und andern Rothhäuten statt, die nur selten mit einigem Interesse für die europäischen Leser beschrieben sind. Denn es geht dem John Tanner wie so vielen ungebildeten Menschen, daß er die oft wiederkehrenden Ereignisse jedesmal mit derselben Breite und Umständlichkeit schildert. Dabei weiß er für sich nur ein sehr geringes Interesse zu erwecken, am meisten noch, nachdem er sich wieder zu den Weißen begeben hat, und steht in dieser Hinsicht weit hinter dem alten Sergeanten Löffler, der, wenn auch nur gemeiner Soldat, die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Leser seiner Biographie in einem hohen Grade erhalten hat.

Endlich (es mag um das Jahr 1813 gewesen sein) faßte Tanner den Entschluß, aus dem Lande der Indianer in die Vereinigten Staaten zu gehen, wobei ihm die durch Verkauf seines Pelzwerks mit den Beamten der Hudsonsbai-Compagnie gemachte Bekanntschaft besonders zu statten kam. Er bewerkstelligte dies auch, freilich unter vielen Mühseligkeiten und lange anhaltenden Verfolgungen der Indianer, deren einer ihm noch zuletzt eine Kugel in den Leib schoß, die sich Tanner in Ermangelung wundärztlicher Hülfe mit einem Rasirmesser aus dem Leibe schnitt. Seinen Sohn und zwei seiner Töchter aber hatte er unter den Indianern zurücklassen müssen. Von da an lebte er als Dolmetscher bei seinen weißen Brüdern, deren Sprache er erst wieder erlernen mußte, und als Jäger im Dienste der amerikanischen Pelzhandelgesellschaft, bis er sich 1828 nach Neuyork begab und dort den geachteten Schriftsteller Edwin James kennen lernte, dem er, des Schreibens unkundig, seine „Denkwürdigkeiten" in die Feder dictirte. Ein lesenswerther Anhang verbreitet sich mit einzelnen Zusätzen des amerikanischen Herausgebers über die Feste der Indianer, über ihre Totems oder Familiennamen, über ihre Kunde der Gestirne, über ihre Ansicht von den Träumen, über ihre Musik und Volkslieder.

Die deutsche Übertragung liest sich leicht und angenehm, hat auch durch manche Erläuterungen des Hrn. Andree gewonnen. Um so mehr wünschten wir, daß er seinen Fleiß bald einem andern, dankbarern Stoffe zuwenden möge. 11.

---



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 325. —— 20. November 1840.

## Du progrès social au profit des classes populaires non indigentes par M. *de Lafarelle*. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 324.)

Später und an andern Orten hat man sich über die kleinliche Sorge, das Volk wenigstens in seinem animalischen Leben zu schonen, hinausgesetzt. Die reichen höhern Stände trugen kein Bedenken, sich Alles anzueignen, Auszeichnung, Macht, Ehre, Wohlleben und Müßiggang, und den armen niedern Ständen nichts zu lassen als Arbeit und Entbehrung. Solche löwenartige Theilung mag man sich mit Löwen gefallen lassen, oder da, wo man nichts Anderes weiß oder nichts Anderes wissen kann. In dem Anderswissen und Anderskönnen der niedern Stände liegt allerdings, wie wir schon oben gesagt, der wesentliche Grund des so weit verbreiteten revolutionnairen Geistes. Wenn sich früher die Massen willenlos der Gewalt tüchtiger Despoten und gepriesener Geschlechter unterworfen haben, so war das im Gange der Natur und im Interesse der Civilisation. Die Schwäche lehnte sich an die Stärke; der Wehrlose flüchtete sich unter den Schutz des Gerüsteten; bei größerer Klugheit und reicherer Erfahrung erholte man sich Raths; dem Weisen und Gerechten übertrug man die Schlichtung seiner Streitigkeiten, wie man im Kriege der Führung des Tapfersten und Klügsten folgte. Diese Aristokratie ist, wie gesagt, in der Natur gegründet und wird durch die Anerkennung der Untergeordneten und den wohlthätigen Einfluß auf dieselben legitim. Die neuere Plutokratie, welche die Stelle der von ihr verdrängten Erbaristokratie mit allen ihren Vorrechten, aber ohne ihre Verpflichtungen einzunehmen sucht, ist dagegen von ganz anderer Art und gegen die Natur. Sie will nicht geben, nur empfangen, nicht schützen, sondern sich schützen lassen und thut, wenn auch schwach, wie die Stärke, macht die Ansprüche der Tugenden und Talente, der Verdienste und des Muthes, weil sie im Besitz der Reichthümer ist; sie verhält sich gegen das niedere Volk, wie, bei gewissen wilden Stämmen, die Männer sich gegen ihre Weiber verhalten: haben diese die Anstrengungen und Schmerzen der Niederkunft ausgestanden, dann erholen sich jene an ihrer Stelle in gemächlicher Ruhe und gütlicher Pflege, als hätten sie geboren. Wohin diese unnatürlichen Verhältnisse geführt haben, das lehrt die Geschichte der Volksaufstände in England und Frankreich; wohin sie noch führen werden, das muß sich bald entscheiden. Was in Frankreich und England den Kampf der Mutualisten und den Kampf der Chartisten veranlaßt hat, wird nach und nach ein Gegenstand des Streites der ganzen Welt werden. Die Aussicht auf die nahe Zukunft ist für Die, welche die Bestimmung des Lebens in dem ruhigen Genusse desselben finden, nicht erfreulich. Es fragt sich, wie müssen sich in dieser kritischen Stellung Diejenigen verhalten, welche ein günstigeres Ungefähr mit irdischem Wohlsein gesegnet, wornach die große Mehrzahl seufzt? Bleibt nichts Anderes übrig, als sich in seinen Mantel zu hüllen und geduldig eine sociale Revolution abzuwarten, oder sein Schwert umzugürten und Gewalt mit Gewalt abzuwehren, so lange man kann? In glücklichern Zeiten als die unserigen könnte man allenfalls auf die Gleichgültigkeit in politischen Angelegenheiten anwenden, was Montaigne vom philosophischen und religiösen Skepticismus sagt: „es sei ein weiches Kissen für gute Köpfe". Aber die besten Köpfe erschrecken heutzutage bei dem Gedanken an eine sociale Umwälzung, die mit der Ausrottung aller Reichen und mit der Zerstörung alles Gefühls für Sitte und Schönheit des Lebens anfangen und eine längere, dickere Nacht der Barbarei heraufführen würde als der Sturz des römischen Weltreichs. Da uns überdies das Christenthum gelehrt hat, daß wir Alle Brüder und Kinder eines Gottes sind, so können sich unsere 19 Jahrhunderte lang unter dem Einfluß der christlichen Moral gemilderten Sitten nicht an das Schauspiel menschlicher Leiden gewöhnen, sodaß alle billigen Leute entweder aus Interesse oder Mitleiden, aus Vorsicht oder Pflichtgefühl eingestehen, es sei hohe Zeit, die Hand aufs Herz zu legen und zu fragen: Sind die Klagen der niedern und armen Volksclassen gegründet? Was können, was sollen wir thun, um den Schrecken und Verwüstungen der Revolutionen vorzubeugen? Die Erde nimmt täglich eine neue Gestalt an; Alles auf ihr und in ihr verändert sich und strebt einem gewissen, ihrem bedingten Zustande vorgesteckten Ziele der Vollendung entgegen, und die zahlreichste Classe der fühlenden und denkenden Wesen, die sie trägt, sollte ewig auf dem nämlichen Punkte stillstehen und dem Fluch verhaftet bleiben? Warum gehören wir nicht mehr zu dem Stamme Kain's? Vergebens sucht man diesen Fragen auszuwei-

chen: sie mischen sich in unsere höchsten Freuden, sie trüben den Glanz unserer glorreichsten Triumphe und dringen unwiderstehlich aus jenem dumpfen, unermeßlichen Volksmurren herauf, welches wie das Klagelied des modernen Europas geworden. Die Antwort auf jene Fragen ist einfach und leicht. Wir dürfen nur die Ursachen entfernen, welche eine gewaltsame Umwälzung herbeiführen und durch Reformen die Revolution ableiten. Die merkwürdigen Erscheinungen, die uns in Frankreich und England überrascht und unvorbereitet gefunden, verdienen schon darum die aufmerksamste Untersuchung und eine unparteiische Prüfung, damit wir leisten lernen, was uns bei diesen Krisen vom Zufall oder von einer unabwendbaren Nothwendigkeit kommt. Das aber wird möglich, wenn wir die Gesetze kennen, nach denen die Ereignisse sich gestalten. Auf diesem Wege kann es uns gelingen dem Übel vorzubeugen, wenn wir entfernen, was es erzeugt. Kennen wir die Gesetze, nach denen die Erscheinungen sich bilden und folgen, die Ursachen, die sie ins Dasein rufen, dann haben sie schon die Herrschaft verloren, welche die unbekannten Naturkräfte über uns zu üben pflegen. Das Gewitter hat aufgehört, für uns eine unwiderstehliche Macht zu sein, seitdem wir die Gesetze desselben kennen. Durch diese Kenntniß ist es uns gelungen, den zündenden und zermalmenden Blitz unschädlich abzuleiten. Es möchte wol noch leichter sein, über die politischen und socialen Gewitter Herr zu werden, ihren zerstörenden Einwirkungen vorzubeugen, oder die donnerschwangern Wolken gefahrlos vorbeizuführen. Begreifen und befolgen wir, was uns die Geschichte und eigene Erfahrung lehrt, dann sind die Leiden und Opfer der Vergangenheit ein für die Gegenwart und Zukunft zurückgelegter Schatz; begreifen oder befolgen wir es nicht, dann freilich muß über uns kommen, was wir durch Unbestimmtheit, Sorglosigkeit oder bösen Willen verschulden.

Es gereicht der französischen Literatur zu hohen Ehren, daß sie sich von jeher unablässig mit Untersuchungen dieser Art abgegeben hat, und daß sich in ihrem ganzen Laufe eine philanthropische Tendenz verfolgen läßt, welche selbst die seelen- und gottlose Philosophie der Encyklopädisten adelt und so viele flache neuere Utilitarier unter den französischen Autoren über unsere tiefsten Denker erhebt. Wenn wir an die Arbeiten von Saint-Simon, Fourier, Wronski und andern französischen Philanthropen denken, so drängt sich uns unwillkürlich das Gefühl auf, daß der heutigen deutschen Wissenschaft das wichtigste Lebenselement fehlt und daher vielleicht ein naher Tod bevorsteht (?!). Der complete Mangel an Sympathie und Menschlichkeit ist höchst charakteristisch für die deutsche Wissenschaft, welche, in ihrer oberlehnsherrlichen Verachtung der aus dem Studium des Lebens und der Sitten geschöpften Reflexion, keine andere Welt kennt als die Bücher- und Gedankenwelt. Die Folge dieser stoischen Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt ist, daß plötzlich die wichtigsten Fragen auftauchen, welche unsere stolze Wissenschaft nicht zu lösen im Stande ist. Wie könnte sie eine Antwort auf die socialen Räthsel und Probleme bereit haben, welche heutiges Tags die Welt bewegen? Sie weiß nicht einmal, daß die Sphinx der Gegenwart diese Räthsel aufgegeben hat. Was kümmern sie die Zuckungen der Zeitgeschichte und der Lauf der Welt? die Begeisterung und Proselytenmacherei, welche die gottlosen, materialistischen Sekten Saint-Simon's und Fourier's anfeuert und mit Aufopferung ihrer individuellen Existenz zur Realisation großer philanthropischer Gedanken und Pläne hintreibt — davon weiß die gottesfürchtige, spiritualistische deutsche Wissenschaft nichts: sie hält es unter ihrer Würde, auf Etwas zu sinnen, womit auf außerordentlichem Wege dem Ganzen gedient wäre. Bloße Projectenmacherei ist allerdings oft lächerlich; aber wird es unsere Systembauerei nicht auch? Und wir müssen dabei noch die betrübende Erfahrung machen, daß in diesem Jahrhundert bei uns kein einziger Mann aufgestanden, welcher Liebe und Aufopferungsfähigkeit im Herzen und irgend einen heilsamen Gedanken im Kopfe trug, durch dessen Ausführung entweder menschliches Elend gemindert, oder menschliches Glück gemehrt werden könnte. Welches Land ist reicher an Philanthropen als Frankreich? Die meisten Schriftsteller ernsterer Art haben immer den Nutzen ihrer Mitmenschen im Auge, mögen sie nun über Physik oder Moral, über Geschichte oder Erziehung, über Nationalökonomie oder Theologie schreiben. Was können wir Saint-Simon, Fourier und Wronski entgegensetzen? Die Nationalökonomisten sind in ihrem Streben, zu nützen, so weit gegangen, daß sie jede Narbe, jede Wunde des gesellschaftlichen Körpers ausgemessen und sondirt, alle Symptome und Fälle untersucht und durchforscht haben. Allein gleich den Ärzten, welche die Wirkung des Übels, jedoch keineswegs seine Ursache kennen und die Krankheiten trefflich zu beschreiben, jedoch nicht zu heilen verstehen, hat jeder sein Mittel und seine Methode vorgeschlagen, die am Ende zu nichts geholfen, oder denen man sich einstweilen noch nicht unterziehen will. Es konnte nicht wohl anders kommen. Die Einen, ungebildete, rohe Empiriker, verordneten blos unzulängliche Linderungsmittel und erweichende Umschläge, so unheilbar schien ihnen die Krankheit, oder so schwach war ihre Erfindungskraft. Andere, kecke, handfertige Chirurgen schnitten unverdrossen ins gesunde Fleisch und hofften die Gesellschaft zu verjüngen, indem sie wie die Töchter des Pelias verfuhren, welche ihren Vater in Stücke zerrissen. Andere, neuerungssüchtige, systematisirende Allopathen, hielten dafür, die alten stockenden und verdorbenen Säfte müßten durch reinigende und abführende Mittel ganz hinausgeschafft werden, um ein völlig neues Blut in dem socialen Körper zu erzeugen, und diese Blutreinigung und Erneuerung könne nur die Weibergemeinschaft, welche die Durchkreuzung und somit die Veredlung der Racen bewirke, zu Stande bringen. Noch Andere, abgeschmackte, charlatanisirende Homöopathen, meinten, um ein Übel zu heilen, brauche man es nur zu verschlimmern und es curire sich dann von selbst: die Staatsgesellschaft, erklärten sie, bedürfe blos eines kleinen Reizmittels, und das beste Reizmittel sei die Concurrenz: einige Tropfen oder Pillen Concurrenz und Alles würde vor-

trefflich gehen. Diese Letztern haben ihr Recept mit so beredter Zunge gepriesen, daß der Geist der Concurrenz in alle Welt gefahren und ein edler Wetteifer entstanden ist, sich auf die listigste und frechste Art zu bestehlen und in die Finanzspeculationen so viel Gaunereien zu mischen, als mit der Vermeidung des Zuchtpoliceigerichts nur möglich sind; bisweilen kommt es auch vor, daß man selbst diesem Vorurtheil Trotz bietet, wozu die Geschichte der französischen Actiengesellschaften im J. 1836 hinlängliche Belege liefert.

Während nun aber Jeder seinem Mammon nachjagt, während die höchsten Stände, gleich Matrosen und Soldaten, die in der gefahrvollen Unsicherheit ihres Lebens sich ganz dem Glücke und Genusse des Augenblicks hingeben, weil sie nicht wissen, ob die nächste Zukunft noch ihnen gehört, von dem Tage nehmen, was er gibt, und nur an die Gegenwart und an sich selbst denken, schwillt das von Eifersucht, Habgier, Rache, und wer weiß ob nicht von der Vorsehung bewegte Meer der untern Volksclassen immer höher an: noch kräuseln nur leichte Wellen die Oberfläche, aber in der Tiefe nimmt die gewaltige Strömung unwiderstehlich ihre Richtung. Mit stolzer Zuversicht und erzwungener Heiterkeit sehen Diejenigen, welche am Steuerruder sitzen, über das von leichtem Wellenschlag bewegte Meer, das sie mit Gottes Kraft wie Neptun einst zur Ruhe brachten, wenn es sich empörte. Sie sehen und hören nur, was sie sehen und hören wollen: stille Zufriedenheit und Vertrauen, das Lob ihrer Vorzüge und Tugenden, was ihrer Macht und Einsicht schmeichelt und ihre Gemächlichkeit nicht stört. Natürlich geht für sie Alles ganz vortrefflich, und es bleibt nichts zu wünschen übrig. So stehen Die, von denen Hülfe und Rettung kommen sollte, in einer schwarzen Nacht von Rauch und Wolken, in die der Opferdampf der eingebildeten Selbstgenügsamkeit sie hüllt, nicht wissend, nicht ahnend, daß das Staatsschiff an vielen Stellen leck geworden und in großer Gefahr schwebt, wenn nicht bald Gegenanstalten getroffen werden. Blitzesschläge, wie die Arbeiteraufstände und Coalitionen in Lyon, Paris und England, fahren wol erhellend durch das Dunkel und erleuchten den Abgrund, über den sich das Staatsschiff immer tiefer hinüberbeugt; aber die Bequemlichkeit der neuen Lenker mag ihrer nicht achten, oder hält sich die Augen zu, wie wenn es hinreichend wäre, daß der Mittelstand das Steuer führe, ohne zu wissen, wohin das Staatsschiff gerichtet werden muß und welchen Weg es einzuschlagen habe, um nicht an den Klippen zu zerschellen.

In der Stunde der Gefahr wird jeder Passagier Matrose, in dem entscheidenden Moment der Krise darf Jeder seine Meinung abgeben. Ehre gebührt Denen, welche, wie der Verf. des vorliegenden Werks, mit Eifer, Besonnenheit, Muth und Unparteilichkeit Hand anlegen und sich über ihren Stand erheben, um das zu ihren Füßen wimmelnde Schauspiel des menschlichen Elends und Jammers besser übersehen zu können. Hr. Lafarelle hat lange und ernsthafte Studien gemacht, um den Sitz und das Heilmittel des Übels aufzufinden. Seine Untersuchungen erstrecken sich vorzugsweise auf die unbemittelten Volksclassen, classes non-indigentes, wozu er die kleinen Gutsbesitzer und Pächter, die Tagelöhner und Feldarbeiter, die kleinen Handwerker und Fabrikarbeiter rechnet. Der Verf. erklärt im Voraus, er gehöre zu der socialen Partei und socialen Schule, im Gegensatz zu der revolutionnairen Partei und revolutionnairen Schule, indem er dadurch ohne Zweifel den Gesichtspunkt anzudeuten glaubt, aus welchem er Menschen und Dinge beurtheilt; indeß ist das System der theoretischen und praktischen Ideen, welche die sociale Partei charakterisiren, nichts weniger als bestimmt und genau abgegrenzt. Der Taufpathe und Chorführer dieses parti social ist bekanntlich Lamartine. Wir geben gern zu, daß der Dichter der „Meditationen" sehr vielen von seinen Collegen in der Deputirtenkammer an Geist und Rednertalent überlegen ist; allein wenn er auch bisweilen über Discussionen, woran er Theil nimmt, ein plötzliches Licht verbreitet, so kann man ihm doch schwerlich die festen Principien eines Parteihaupts zugestehen, und man würde sehr in Verlegenheit kommen, sollte man seine politischen und religiösen Ansichten, wie man sie in seinen Werken ausgesprochen findet, in ein harmonisches, zusammenhängendes Ganze bringen. Sein Code social, den er uns in der achten Vision seines letzten Gedichts: „Der Fall eines Engels", mittheilt, ist ein wundersames chaotisches Gebräu, in welchem man Pantheismus, natürliche Offenbarung, Katholicismus, Radicalismus und Materialismus entdeckt, eine curiose Olla Potrida, worin Ideen von Anacharsis Clootz und Baboeuf, Evangelienmoral, pythagoräische Diät (wir sollen kein Fleisch essen, die Thiere sind unsere Brüder), republikanischer Unsinn, Vertheilung des Eigenthums, Abschaffung der bürgerlichen Gerichte und der Todesstrafe (das Gewissen soll unser Richter und Henker sein), kurz die allerheterogensten Elemente durcheinandergeworfen sind. Lamartine hat unter den verschiedenen Parteien eine neue, aber sehr buntscheckige Fahne aufgerollt, welche, von dem Winde allerlei Lehre bewegt, sich bald mit diesem, bald mit jenem Parteibanner vermischt. Die sociale Partei ist demnach noch nichts Fertiges, Gewordenes; obschon Hr. L. Brothier eine eigene Schrift darüber verfaßt hat, so fehlt doch noch immer die genaue Definition, was man unter parti social zu verstehen habe; außerdem macht jede Partei in Frankreich auf diesen Titel Anspruch, weil sich jede für ein Organ der socialen Interessen und Bedürfnisse ausgibt; endlich scheint mir die Benennung „sociale Partei" ein Nonsens, da der Begriff social den Begriff von Partei ausschließt. Keine Partei ist mit der Gesellschaft identisch, eben weil sie Partei ist. Hr. Lafarelle hebt zwar an einer Stelle zwei charakteristische Kennzeichen der socialen Partei hervor: nämlich ihre Sympathie für friedliche Reformen und Verbesserungen, und ihren Haß gegen gewaltsame Umwälzung, wodurch sie sich namentlich von den revolutionnairen Parteien unterscheide; allein es gibt keine Partei, welche nicht die Liebe zur Ordnung affichirt. Einige verrückte Clubisten ausgenom-

men, welche nicht sowol eine Partei, als den Abhub und Auswurf aller Parteien bilden, stellt, theoretisch wenigstens, Niemand mehr die Empörung als erste Bürgerpflicht auf; man will dieselbe nur als suprema ratio der Völker beibehalten, in äußerst wenigen Fällen, und nicht geradezu jeden gewaltsamen Widerstand verdammen.

Vielleicht muß man dieser entschiedenen Abneigung gegen kühne Neuerungen oder jenem unentschiedenen Schwanken in den Grundprincipien das Mistrauen zuschreiben, welches Hr. Lafarelle gegen die Nationalökonomie äußert; Band I, S. 71 heißt es:

Man darf es sich nicht verhehlen, weder die Nationalökonomie, noch die Politik, von der jene im Grunde nur ein Zweig, sind im Stande, das erste, vitalste und unleugbarste Zeitbedürfniß zu befriedigen; denn dieses Fundamentalbedürfniß ist ein Princip, welches alle Meinungen und Willensäußerungen vereinigt und die ganze öffentliche und Privatthätigkeit auf ein klar ausgesprochenes, fest bestimmtes Ziel hinleitet. Erst wenn dieses Bedürfniß, ich weiß nicht wie noch wann, gestillt sein wird, kann die Staatsgesellschaft wieder in Gang kommen und die Unruhe, das Unbehagen und das Herumtasten aufhören, welches die Gegenwart charakterisirt: bis dahin muß die Nationalökonomie sich darauf beschränken, die symptomatische Heilmethode zu befolgen, d. h. den drückendsten Übeln abhelfen, die socialen Schäden verbinden, je nachdem sie aufbrechen, und den kreisenden Staaten die Kraft verleihen, die Entbindung von einem leitenden Princip in Geduld abzuwarten.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Dr. Rapp und die neugriechische Sprache.

Im dritten Bande von Dr. K. M. Rapp's „Versuch einer Physiologie der Sprache nebst historischer Entwickelung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen" (Stuttgart 1840) zieht der Verf. auch die neugriechische Sprache in den Kreis seiner Betrachtungen. Allein, wie er auf der einen Seite in das Wesen desjenigen Sprachidioms, welches neugriechische Sprache heißt, nicht genügend eingedrungen sein und mit den gegenwärtigen Zuständen dieser Sprache, wie sie sich in Folge der neuesten politischen Ereignisse in Griechenland um so schneller herausgebildet haben, sich nicht genauer bekannt gemacht zu haben scheint, so kann man auf der andern Seite wenigstens nicht mit der Hauptansicht von der neugriechischen Sprache, die der Verf. hierbei ausspricht, einverstanden sich erklären, — eine Ansicht, die selbst nur aus einer andern verkehrten Ansicht von dem eigentlichen Ursprunge des Neugriechischen und seinen Elementen hervorgegangen sein dürfte. Oder wäre es wirklich keine verkehrte Ansicht, wenn der Verf. (S. 4) sagt, daß „die hellenisirte romäische Sprache, die seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts sich vernehmen läßt, im Wesentlichen nicht sehr verschieden sei von jenem absichtlich bunten Gemengsel, das die italienische Poesie unter dem Namen des macaronischen Styles, zu burlesken Zwecken, erfunden hat, und daß in dieser wenigstens schiefen Stellung die gebildete oder gelehrte Schriftsprache der neuern Griechen selbst bis auf den heutigen Tag stehen geblieben sei"? — Wäre es wirklich so schlechtweg zu tadeln, daß neugriechische Gelehrte gesucht haben, die „abgeschliffene verdorbene Sprache so viel als möglich wieder altgriechisch zu machen?" Versteht sich, soviel als möglich nur, und ohne die Eigenthümlichkeiten der neuern Sprache ganz und ohne Weiteres bei Seite zu werfen, sowie ohne gewaltsam und einseitig die neugriechische Sprache auf die altgriechische zurückzuführen! Wäre wirklich und wahrhaftig dadurch Etwas, wäre Alles gewonnen, wenn, wie der Verf. S. 6 meint, „nur aus der lebendigen Gegenwart der Sprachgeist das eingeborene Leben zieht, wenn die neugriechische Sprache von frischem aufgefaßt wird, nicht als die todte altgriechische, sondern als die lebende, in ihrer ganzen guten und schlechten Persönlichkeit"? Allein eben das ist der Punkt, welcher uns auf die oberwähnte, falsche Hauptansicht des Verf. hinführt. Denn derselbe will geradezu nichts mehr und nichts weniger, als daß „das im vorigen Jahrhundert behauptete System, die neugriechische Sprache so zu schreiben, wie sie der gebildete ungelehrte Theil des griechischen Volkes spricht, beibehalten, daß die neugriechische Sprache in das kristallklare Element einer einfachen, reinen Orthographie getaucht werde, damit sie dadurch allein wahrhaft national und ihrem Volke das werden könne, was sie sein solle". Er nennt dies „eine im Ganzen unbedeutende Neuerung, welche dem Idiom um eben jener Popularität willen, sowie wegen des Antheils zu wünschen wäre, den andere Völker an der Wiedergeburt des Volkes und seiner Schriften nehmen, indem dadurch dem unberufenen Einflusse europäischer Philologie (der gefährlichsten Coalition, die das wiedergeborene Griechisch zu fürchten habe) ein fühlbarer Damm entgegengestellt und ein befriedigter Stand der Gegenwart gegen die eindringende Sehnsucht des Vergangenen auf immer gesichert wäre." Mit einem Worte, der Verf. will seinen Grundsatz: „Die Sprachen so aufzufassen, wie sie sind und leben, und alles ungehörige Historische bei Seite zu schieben", auch auf die neugriechische Sprache anwenden; die Etymologie und die Orthographie aber sind nun eben dem Verf. dergleichen ungehörige historische Dinge oder vielmehr Undinge und er will sie, trotz dem, daß er den Zusammenhang zwischen dem Neugriechischen und Altgriechischen keineswegs verkennt, dennoch bei der neugriechischen Sprache weiter nicht berücksichtigt wissen. Man soll schreiben, wie man spricht, weil die Etymologie Zweifel zurücklassen könne in Ansehung der Orthographie und weil Consequenz nicht möglich sei, vielmehr der Willkür Thür und Thor geöffnet werde, will der Verf. Alles über Einen Leisten geschlagen wissen, und zwar nach dem Kriterium des sprechenden Volkes! Welche Einseitigkeit, welche starre, in ihrem obersten Grundsatze und in ihrer Anwendung alles innere, wahrhafte Leben vernichtende Consequenz! Zur Versinnlichung seiner Ansichten hat der Verf. einige Probestücke aus den lyrischen Gedichten des Christopulos gegeben, wobei keine Orthographie beobachtet, sondern allein nach dem Gehöre das Wort aufgefaßt und wiedergegeben worden ist. Diese Proben genügen nach unserer Ansicht vollkommen, um auch nur durch das Mittel des Auges, ohne weitere Reflexion, das Falsche und Einseitige dieser Methode, dieser Orthographie erkennen zu lassen; wie wir denn auch der Meinung sind, daß es genug ist, die gedachten Ansichten des Verfassers nur kurz zu rügen und als falsch und einseitig darzustellen, um sie in ihr Nichts zurückzuverweisen. Nur Das haben wir hier gewollt. Einer tiefer eingehenden Widerlegung können wir sie nicht für werth halten. 17.

---

## Notizen.

Die Gesellschaft für Ackerbau, Handel, Wissenschaften und Künste zu Chalons-sur-Marne, hat Hrn. Egron, Buchdrucker zu Paris, für sein Concurrenzwerk: „Des moyens de ranimer le sentiment moral et religieux dans toutes les classes de la société", eine goldene Medaille zuerkannt.

---

Von Lafontaine's „Contes et nouvelles" erscheint eine neue revidirte und corrigirte Ausgabe in Einem Bande mit den Varianten und allen Lafontaine zugeschriebenen Erzählungen, mit Anmerkungen und einer literarischen Einleitung vom Bibliophilen Jacob. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 326. —— 21. November 1840.

**Du progrès social au profit des classes populaires non indigentes par M. *de Lafarelle*. Zwei Bände.**

(Beschluß aus Nr. 325.)

Nach diesem Glaubensbekenntniß, welches namentlich im Munde eines Nationalökonomen überraschend klingt, geht der Verf. die Hauptsysteme seiner Vorgänger durch: er unterscheidet zwischen staatswirthschaftlichen Schulen und staatswirthschaftlichen Theorien oder vielmehr Utopien. 1) Die englische oder positive Schule von Smith, welche den im vorigen Jahrhundert neuen Grundsatz aufstellte, daß die Arbeit die Quelle des Reichthums sei, im Gegensatz zu Quesnay und den Nationalökonomisten seiner Zeit, welche dem Boden die Rolle zutheilten, die Smith der Arbeit anweist. Seine Schüler Say, Ricardo, Storch, Mac-Culloch, Destut-de-Tracy u. s. w. haben die Principien ihres Lehrers theilweise vervollständigt, theilweise verändert und verdreht; alle sprechen sich jedoch als ebenso warme Vertheidiger der Freiheit jeglicher Art des Verkehrs und der Gewerbthätigkeit, wie als entschiedene Gegner alles Zwangs und aller Beschränkung aus; sie verlangen die freieste, fessellosesfte Entwickelung aller Productivkräfte und Capitale der Staatsbürger und verbieten jedes Einmischen der Regierung, welche, ihrem Ermessen nach, keine leitende Gewalt, sondern ein Geschwür ist, dem man Grenzen setzen müsse, damit es nicht weiter um sich greife. Nieder mit dem Prohibitivsystem! Es lebe die allgemeine Concurrenz! ist das Feldgeschrei dieser Schule. Man hat dabei nur eins vergessen, nämlich für die Concurrenten gleiche Waffen festzusetzen, wie es bei jedem loyalen Kampfe gehalten wird; es klingt beinahe wie grausamer Spott, daß man im Namen der Freiheit wehrlose Ringer (die Armen) gegen gerüstete Streiter (die Reichen) in die Schranken ruft. Außerdem hat diese Schule eine sehr hohe Achtung für Fabrikwesen und eine sehr niedrige Meinung vom Ackerbau, sie vergöttert die Maschinen und beschleunigenden Mittel der Production; die Hauptsache für sie ist, so schnell, so viel und so wohlfeil als möglich zu produciren; um den Absatz und die Consumtion bekümmert sie sich wenig: die Concurrenz scheint ihr hinreichend, daß jeder Producent seinen Theil vom Gewinnste zieht; es ist freilich schlimm, wenn die Arbeiter im Elend leben und sterben, aber warum gebrauchen sie auch nicht die Vorsicht, ihr überflüssiges Wochenlohn in der Sparkasse anzulegen? Durch die Steigerung der Bedürfnisse und Genüsse handelt diese positive Schule gegen die christliche Moral, welche das Leben bekanntlich aus einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkt betrachtet, wie es sehr naiv Say gesteht, der, trotz dieses unchristlichen Strebens, doch ein guter Christ zu sein behauptet. 2) Den Gegensatz zu dieser englischen Schule bildet die französische, christliche Schule von Villeneuve, Morogues, Huerne de Pommeuse, Coux, Daby u. A., welche die Pestbeule des Pauperismus und die damit unzertrennlich zusammenhängende Unsittlichkeit durch Stiftung von Schulen, Austheilung von Almosen und Verbreitung von Religion zu heilen suchen und auf Erweiterung der Landwirthschaft dringen. Zwischen diese beiden streng geschiedenen Schulen stellt sich eine dritte, welche dem Instinkt nach christlich, dem Ursprunge nach englisch ist, und welche Hr. Lafarelle die moralische Schule nennt. Sie ist ein Nebenzweig der Smith'schen Schule: die Trennung fing zuerst mit Malthus an und wurde später von Sismondi und Droz weiter geführt, an welche sich de Gerando, Duchatel u. A. anschließen. Der Verf. entscheidet sich für keine dieser drei Schulen, sondern verschanzt sich hinter den bequemen Eklekticismus, indem er sagt, man müsse zwischen allen dreien eine Ausgleichung zu bewirken trachten und von jeder die richtigen Grundsätze annehmen und die falschen bei Seite werfen. Das heißt sich im Grunde für die Schule Sismondi's erklären, welche in ihren nationalökonomischen Ansichten ebenfalls einer idealen Mitte nachstrebt, die, wie sie meint, sich aus den Gegensätzen gleichsam von selbst, wie durch Mischung und Wahlverwandtschaft ergeben müsse. Dieses System ist nichts als nationalökonomischer Eklekticismus, wo in jeder Doctrin eine Wahrheit gesucht und jeder Schule wegen der Wahrheit, die sie vertritt, Beifall geschenkt, keiner aber gefolgt und keine Wahrheit bis in ihre äußerste Consequenz realisirt, sondern jeder Satz durch seinen Gegensatz am Ende neutralisirt werden soll: ein System, welches überall, wo man es anwendet, sich schwach und ohnmächtig bewährt und welches P. Leroux neulich in einer energischen, geist- und gedankenreichen Schrift streng gerichtet hat.

Nach der Zergliederung der drei nationalökonomischen Schulen folgt die Auseinandersetzung der hauptsächlichsten

Utopien unserer Zeit, worüber sich der Verf. mit großer Umständlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit ausläßt. Band I, S. 143 fällt er über die Systeme von Saint-Simon, Fourier und Owen nachstehendes Urtheil:

Wir finden demnach absolute Willkür und Tyrannei in der hierarchischen Eintheilung der Saint-Simonisten, grenzenlose Verwirrung und Unmöglichkeiten jeder Art in der gemischten Vertheilung Fourier's; gewaltsame Rechtsverletzung und empörende Unbill in der absoluten Gemeinschaft und gleichen Theilung des Owen'schen Socialismus. Das ist Alles, was die neuern Socialisten bis jetzt auszudenken vermocht haben, um die Lücke auszufüllen, welche sie vielleicht nicht ohne Ursache den Staatswirthschaftslehrern vorwerfen; aber man sehe einmal, um welchen Preis der Socialismus uns diese so unzulängliche, so unvollkommene und ungewisse Lösung des wichtigsten Problems anbietet; man sehe einmal, was bei dem gänzlichen Abbruch, wozu das sociale Gebäude verurtheilt wird, von seinen wesentlichsten Formen und allgemeinen Grundlagen übrigbleibt. Man frage jene Socialisten, wie sie die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit der Ehe, die dem Manne gebührende Autorität, die Gewalt der Ältern über ihre Kinder, kurz das ganze Familienleben, oder wie sie das Privateigenthum ersetzen wollen. Alle diese Grundinteressen des gesellschaftlichen Lebens fallen verhohlen oder unverhohlen unter ihren wiederholten Axtschlägen, ohne daß diese gewaltigen Nivellirer im geringsten darauf bedacht wären, wie diese neue Lücke auszufüllen, welche weit bedeutender und unheilvoller ist als die jetzt vorhandene. Und damit ist es noch nicht genug; der neuere Socialismus hat noch viele andere Elemente der menschlichen Glückseligkeit und Würde vernichtet, in der vielleicht chimärischen Hoffnung, das materielle Wohlsein in weniger ungleichen Theilen auf der Erde zu verbreiten. Selbst die Grundgesetze der allgemeinen Moral warf man mit in das allgemeine Brandopfer, welches auf den Altären der gemeinsten Sinnlichkeit dargebracht wurde. Dieser durchschneidet alle Bande, welche die Menschheit in sich verknüpfen, selbst die Bande der weiblichen Scham, unter dem Vorwande, die Frauen zu emancipiren; jener entfesselt alle im Menschenherzen festgekletteten Leidenschaften und entzieht sie ihrem rechtmäßigen Gebieter, der Pflicht; ein Dritter endlich streitet der Gesellschaft sogar das Recht ab, ihre Erhaltung durch Festsetzung von Strafen zu sichern. Zu so wundersamen Irrungen haben sich gescheite und aufgeklärte Männer, edle und philanthropische Herzen verleiten lassen, denen nichts anderes vorschwebte, als die Nothwendigkeit einer bessern Vertheilung der Glücksgüter und einer geringern Ungleichheit in den socialen Verhältnissen.

In den Werken der modernen Socialisten ist jedoch nicht Alles tadelnswerth und verwerflich. Der Saint-Simonismus z. B. hält das religiöse Gefühl für eine Nothwendigkeit und für ein unentbehrliches Bildungselement und scheidet sich in dieser Beziehung streng von der gottlosen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts; er beging nur den großen Fehler, daß er bei der Befriedigung dieses Hauptbedürfnisses der Menschheit die Rolle der Vorsehung übernehmen wollte. Die Saint-Simonistische Schule hat außerdem noch das Verdienst, dem Autoritätsprincip und der hierarchischen Ordnung wieder einiges Ansehen verschafft zu haben, welches der stupide Liberalismus und der revolutionnaire Geist seit einem halben Jahrhundert erschüttert und untergraben hatten; ihr großer Irrthum bestand darin, daß sie zur Einführung ihrer Ideen ins Leben mit einer lächerlichen Copie ausgelebter hierarchischer Formen begann. — Fourier hat die Grundlagen und Urbedingungen des gesellschaftlichen Lebens nicht so schrecklich verkannt als Saint-Simon, und dabei die allgemeinen Bestandtheile jeder Vergesellschaftung, Capital, Arbeit und Talent, höchst scharfsinnig analysirt. Seine Utopie enthält Ansichten und Einzelheiten, welche die Beachtung und Aufmerksamkeit aller rechtlich denkenden Leute verdienen; sein Fehler ist, daß er sich zu oft von seinem phantastischen und zürnenden Geiste hinreißen läßt und Institutionen umgestaltet oder umwirft, welche er dem Princip nach erhalten wissen will. Selbst Robert Owen, trotz seiner unvernünftigen Angriffe auf die wesentlichsten Gesetze der moralischen und socialen Ordnung und wiewol sein rationelles System nichts als eine lange Reihe von Widersprüchen ist, selbst Robert Owen, sage ich, hat durch seine merkwürdigen Versuche in Newlanark ein Beispiel und eine Anleitung gegeben, welche von allen Denen berücksichtigt zu werden verdienen, die sich praktisch mit der materiellen und moralischen Verbesserung ihrer Mitmenschen befassen wollen: er hat mehr als sonst Einer bewiesen, was ein heller Verstand und ein vielleicht zu weit getriebenes Wohlwollen über die Gemüther und Herzen der ungebildetsten Menschen vermögen. Sein Leben ist eine empfehlenswerthe Richtschnur und die Verirrungen seiner speculativen Laufbahn können ihm in keinem Falle als Erniedrigungen angerechnet werden. Alle Drei endlich haben das seit 50 Jahren in einigen neuern Staaten und namentlich in Frankreich so sehr verkannte und verschriene Associationsprincip um die Wette gepriesen, analysirt und wieder zu Ruhm und Ehren gebracht und somit dem 19. Jahrhundert eins der mächtigsten Bildungselemente zugetragen. Das ist für die Socialisten ein unleugbarer Anspruch auf die Dankbarkeit und Nachsicht aller wahren Menschenfreunde; denn meines Erachtens ist das Associationsprincip vielleicht der einzige Rettungsanker in unseren politischen Verhältnissen und die letzte Hoffnung unserer socialen Zukunft.

Wir haben diese Stelle ganz mitgetheilt, da sie den Geist des Werkes charakterisirt und zugleich als Probe dienen kann, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt. Man kann nicht leicht mehr Wohlwollen mit größerer Strenge vereinen, als in angeführter Kritik; wir wären eher geneigt, den Tadel, als das Lob für übertrieben zu halten, und wir können nicht umhin, unsere Verwunderung darüber auszusprechen, daß Hr. Lafarelle den Saint-Simon, Owen und Fourier Utopisten nennt, während ihm Smith und seine Schüler Nationalökonomisten sind. Von einem erklärten Anhänger Smith's wäre solches begreiflich; allein von einem so warmen Anhänger der socialen Schule finden wir es inconsequent. Wer das Associationsprincip als einzigen Rettungsanker der in Gefahr schwebenden Gegenwart ansieht, gibt damit zu, daß ihm das Concurrenzprincip als der Würgengel der Zeit erscheint; Derjenige, welcher die Concurrenz zur Rettung der Staaten anruft, ist demnach der Utopist, wogegen Derjenige, welcher die Plagen aufdeckt, womit die Concurrenz schwanger geht, welcher aus dem von seinen Vorgängern zusammengetragenen Schutthaufen das vergessene heilsame Associationsprincip hervorgräbt, der eigentliche, wahre Nationalökonomist. Wenn die modernen Socialisten in der Anwendung des Princips fehlgegriffen haben, so kam es größtentheils daher, weil sie sich nicht, wie Smith und seine Schule, auf die unnütze Herzählung der nationalökonomischen Erscheinungen der Gegenwart beschränken, sondern die Thore der Zukunft sprengen wollten, und weil die von ihnen angeregten Probleme der vernünftigern Vertheilung des Nationalreichthums unendlich viel schwieriger zu lösen sind als die Probleme der Production des Nationalreichthums, welche die Smithianer allein untersucht haben. Da liegt jedoch der Knoten; und wer ihn lösen will, muß es auf andere Weise versuchen, als es bisher geschehen ist. Wir

leben in einer sonderbaren Zeit; man preiset den Associationsgeist und vergöttert Smith, den wüthenden Apostel der Concurrenz; man verflucht die Concurrenz und verspottet Saint-Simon und Fourier, die Märtyrer des Associationsprincips. Es ist ein Beweis unserer Noth, daß wir uns von einem Äußersten zum andern müde rennen, heute in gewisser Hoffnung übermüthig sind, morgen in wilder Verzweiflung Alles verloren glauben, nach einem Arzte suchen, und wenn er nicht augenblicklich hilft, uns einem Quacksalber anvertrauen, versuchte Mittel verwerfen und verworfene wieder wählen. Selbst wenn es der Fall wäre, daß jene Utopisten nur leichte Samenkörner ausgestreut hätten, welche der Wind alsbald verwehen und nicht zur Frucht kommen lassen werde, so haben sie durch ihre Schriften wenigstens eine große Anzahl tüchtiger Forscher und Denker zu ernsthaften nationalökonomischen Studien angetrieben, und wenn der menschliche Geist einmal etwas recht ernstlich will, wie es jetzt mit der Lösung des Pauperismus der Fall ist, so findet er am Ende sichere Abhülfe.

Nachdem Hr. Lafarelle das Theoretische und Metaphysische von den Systemen Saint-Simon's, Fourier's und Owen's verworfen, entwickelt er seine eigene Theorie, welche keineswegs haltbar sein dürfte und dem Grundmotive nach mit den Systemen jener Socialisten übereinstimmt, indem sie als Zweck der Gesellschaft die Vervollkommnung des Menschen und als Mittel dazu das materielle Wohlsein aufstellt. Während der Verf. die bestehende Ordnung in ihren Hauptzügen vertheidigt und, wo es nur angeht, dem christlichen Dogma anschließt, predigt er im Grunde eine sehr gefährliche Neuerung und ganz unchristliche Ansichten. Bei Gelegenheit, wo er die vier Grundelemente jeder gesellschaftlichen Ordnung (Familie, Staat, Arbeitstheilung, Eigenthum) bestimmt, geht er sogar soweit, zu behaupten, der Mensch sei zur Vermehrung seines Eigenthums in die Welt gekommen. Das religiöse Gefühl muß sehr schwach, ja völlig abgestorben sein in einem Lande, wo man bona fide solche Lehren für geläutertes Christenthum hält.

Nach der Darlegung der Theorie, auf die wir uns nicht weiter einlassen wollen, geht der Verf. auf Reformvorschläge über und dieser zweite praktische Theil seines Werkes ist vortrefflich und dem ersten an Interesse des Stoffs und Reichhaltigkeit des Inhalts weit überlegen. Der zweite Band enthält eine umständliche Darstellung der allgemeinen Ursachen des Pauperismus mit kritischen, freimüthigen Bemerkungen über die neuesten Anordnungen der französischen Regierung in Bezug auf dieses Übel. Die Entwickelung der modernen Gewerbspolitik führt den Verf. zu interessanten Untersuchungen über Bevölkerung, über geistige Bildung des Volkes (Erziehungsanstalten für verwahrloste Kinder, Salles d'asile, Industrie-, Handels-, See- und landwirthschaftliche Schulen u. s. f.), über Besteuerung, über Leihhäuser, Sparkassen und Assecuranzanstalten, über Concurrenz, Gewerbsfreiheit u. s. w. — Der Abschnitt über die Verbesserung der Verhältnisse der ackerbautreibenden Classen enthält neben allgemeinen Betrachtungen über die Wichtigkeit der Landwirthschaft und über die nachtheiligen Wirkungen der zu weit getriebenen Manufacturwirthschaft, eine unbefangene Würdigung des jetzigen Zustandes der Agricultur in Frankreich. Wir bedauern mit dem Verf. das Zerschlagen und Vereinzeln der großen Güter und halten die Zerstückelung des Bodens in kleine handbreite Grundstücke für eine verderbliche Landplage; allein es ist die Frage, wie diesem Übel abgeholfen werden kann? Hr. Lafarelle hat die Schwierigkeit dieses Problems sehr wohl erkannt: er vertheidigt abwechselnd das große und das kleine Grundeigenthum und weiß nicht recht, wozu er rathen soll. Den Fideicommissen und Majoraten will er nicht das Wort reden, allein die Duodez-Grundstücke und Achtelsgüter kann er ebenso wenig billigen; er läßt demnach unentschieden, ob diese letztern zu den Phänomenen einer segensreichen Zukunft oder zu den Vorzeichen und Ursachen einer bösen Zeit gehören, deren Gefahren man nach Kräften begegnen müsse. Angesehene deutsche politische Schriftsteller, die unter den Staatswirthschaftsgelehrten einen Namen haben, beklagen sehr, daß der Grundbesitz sich nicht mehr größtentheils in den Händen der alten Geschlechter befinde, sondern zu einer gemeinverkäuflichen Waare herabgesunken sei. Bewundernswürdige Gelehrsamkeit, menschenfreundliche Weisheit, der nicht nur der Staat zum Besten einiger begünstigten Geschlechter errichtet, sondern sogar die Erde geschaffen worden! Die Vorzüge der großen Güterwirthschaft sind keineswegs durch das Monopol eines einzigen Grundherrn bedingt, sondern durch das Vorhandensein eines beträchtlichen Betriebscapitals, welches eine Gesellschaft von kleinen Ackerbauern durch ihre Vereinigung ebenso gut auftreiben und eher zusammenbringen kann als ein einzelner Gutsbesitzer. Die Gesetzgebung braucht zu dem Behuf nicht die Theilung des Grundeigenthums, sondern nur die Theilung der Bewirthschaftung zu verbieten.

Mit Einsicht und Scharfsinn spricht der Verf. über die Einfuhr und Ausfuhr von Korn, über Musterwirthschaften, Hypothekenwesen, Localbanken, Creditinstitute u. s. w. Er bedauert die ungeheuern Summen, welche die Unterhaltung der Armee koste und welche doch noch nicht der schmerzlichste Verlust für die Gesellschaft sei. Daß die Leute in langem Dienste, dessen ehrenvoller Beruf es ist, sich von jeder häuslichen und bürgerlichen Beschäftigung entfernt zu halten, sich jedes nährenden Geschäfts entwöhnen und so später nur selten und mit Mühe oder auf unerlaubtem Wege sich ihren Unterhalt verschaffen können, daß ihre kräftigen Arme für den Landbau und die Gewerbe verloren gehen und ihre Lebensweise der Sittlichkeit nichts weniger als günstig ist: das, meint der Verf. mit Recht, wirke auf die Gesellschaft noch nachtheiliger als das müßige Verzehren eines bedeutenden Theils der Staatseinkünfte. Kurz, fast in jedem Abschnitt des zweiten Bandes, welcher die angewandte Staatswirthschaftslehre umfaßt, ist ein Wort zu rechter Zeit gesprochen und sehr Vieles, was der Verf. vorbringt, kann nicht genug beachtet und beherzigt wer-

den. So wenig Hoffnung auch da sein mag, daß man in einer von wilden Leidenschaften, niedriger Habsucht und unverschämter Herrschbegierde tief bewegten, von Wahn, Betrug, Bestechung, List und unschlüssiger Vielwisserei hintergangenen und gelähmten Zeit die aufrichtig gemeinten Rathschläge dieses Werkes in Erwägung ziehen werde, so glauben wir doch, daß der einsichtsvolle Verf. nicht ganz in der Wüste und ganz tauben Ohren gepredigt hat; wir wenigstens wünschen es von ganzem Herzen. 55.

---

Die Caninefaten. Ein historischer Roman von J. van Lennep. Aus dem Holländischen übersetzt von J. H. F. Lerz. Zwei Theile. Aachen, Mayer. 1840. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Van Lennep ist in seinem Vaterlande als Romanschriftsteller eine Notabilität, gewissermaßen der holländische Walter Scott; denn seitdem die dramatische und epische Poesie nirgend einen rechten Anklang mehr findet, ist Walter Scott das Muster, dem fast alle Talente nachstreben wie dem Altmeister aller Poesie, aber nur den Wenigsten gelingt es, auf diesem Wege einen poetischen Höhepunkt zu erreichen, welcher über der Schneelinie der bloßen Unterhaltungslecture liegt. Auch von Lennep kann man sagen, daß in ihm keine eigentlich poetische Anschauungs- und Gestaltungskraft sei. Wer bei den Romanschreibern jüngster und älterer Zeit fleißig und aufmerksam in die Schule geht, kann dergleichen Romanoperationen ausführen, wenn er auch keine selbsteigene poetische Basis hat. Lennep's Roman spielt unter den Caninefaten, einem batavischen Volksstamme, um die Zeit, als Civilis das Banner der Freiheit gegen die römische Herrschaft erhob. Um diese heidnischen Urzustände dem jetzigen Lesepublicum ein wenig schmackhaft zu machen, hat van Lennep in bekannter Weise ein romantisches Liebesverhältniß eingefädelt, zwischen dem römischen Hauptmann Aquilus und der Caninifaterin Ada. Dies Verhältniß, so viele Hindernisse ihm sich auch in den Weg stellen, nimmt einen glücklichen Ausgang; denn es steht in dem Buche im letzten Capitel (S. 251) geschrieben: „Es waren noch nicht sechs Monate verflossen und die Burg Matilo, jetzt wiederhergestellt und verschönert, ward Zeuge einer interessanten Feierlichkeit. Die Schwester des edeln Brinio, die jungfräuliche Witwe des braven Markmann, wurde durch ihre Verwandten als Braut in die Arme des glücklichen Aquilus geführt. Römische Üppigkeit und germanischer Überfluß vereinigten sich zu dieser Hochzeitfeier. An nichts gebrach es dem feierlichen Mahle. Dank der Sorgfalt des Calpurnius!" Calpurnius nämlich ist ein anderer römischer Offizier, eine Art gedämpfter Falstaff, ein gutmüthiger und zugleich literarisch gebildeter Schlemmer, der alle Augenblicke den Horaz citirt. Man kann sich diesen Roman sehr wohl in moderne Zeiten übertragen denken. Aquilus wäre dann etwa ein Capitain von der französischen Garde, Calpurnius ein Feinschmecker aus Paris, Brinio ein edler Franzosenhasser, übrigens Landwirth, Ada ein tüchtiges deutsches Mädchen, doch nicht ohne alle Sentimentalität, ebenso wol wie Aquilus u. s. w. An einer gewissen Virtuosität fehlt es sonst dem holländischen Schriftsteller nicht; es gehört ja überhaupt nur Übung dazu, um sich auf einem Instrumente einzuspielen. „Die Caninefaten" gehören in einen ganzen Cyklus von romantischen Dichtungen, die unter dem Titel „Hollands romantische Geschichte" fortgesetzt werden sollen und deren erste Abtheilung sie bilden. Unsere Übersetzungsfirmen werden nicht ermangeln hierauf zu reflectiren, um unsere deutsche Lesewelt, die für deutsche Erzeugnisse kaum noch Schmeck- und Riechwerkzeuge hat, nun auch einzuholländern. 16.

# Bibliographie.

Bayer, K., Die sittliche Welt. Zeitschrift für praktische Philosophie. 1stes Heft. 8. Erlangen, Palm. 12 Gr.

Altdeutsche Blätter von *Moriz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. 2ter Band. 4tes Heft. (Schluss.) Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 12 Gr.

Cubières, Frau v., Leonore von Biran. Übersetzt von Fanny Tarnow. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 12 Gr.

Fladung, J. A. F., Kurze Aesthetik für junge Damen. Als Encyklopädie der schönen Künste rc. 2 Bändchen. Gr. 16. Wien, Wallishausser. 1841. 1 Thlr. 12 Gr.

Frankl, L. A., Gedichte. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 4 Gr.

Gelbcke, F. A., Octavianus Magnus. Ein satirisches Gedicht in vier Gesängen, allen wahren Freunden der Tonkunst gewidmet. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 12 Gr.

Gozzi, C., Das laute Geheimniß. Romantisches Lustspiel in 5 Aufzügen bearbeitet von C. Blum. 8. Berlin, Schlesinger. 1841. 16 Gr.

Hauch, J. C., Eine polnische Familie oder die verlornen Kinder. Nach einem Manuscripte. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 18 Gr.

Kunz, C., Gutenberg oder die Erfindung der Buchdruckerkunst. Nebst einem Berichte über die vierte Säcularfeier dieser Erfindung in Strasburg. 1840. Ein Gedenk- und Lesebüchlein für Volk und Schule. Mit 3 Abbildungen. 12. Strasburg, Levrault. 8 Gr.

Das Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm des Dritten. Ein Volks- und Familienbuch als Denkmal für Alle in Trauer und Freude. 1ste Lief. 8. Braunsberg u. Mohrungen. 4 Gr.

Müller, Russen und Mongolen. Bilder aus dem Wechselkampfe dieser Völker. 4ter Band. Gr. 12. Cöslin, Hendeß. 1 Thlr. 12 Gr.

Naubert, B., Volksmährchen der Deutschen. Neue Ausgabe. 4 Theile in 1 Band. 8. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 21 Gr.

Nur nicht nach Norden! Bemerkungen auf meinen Reisen in den Jahren 1839 und 1840. Aus den Memoiren des Grafen von S****. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 8 Gr.

Perlen des Orientes und Kernsprüche der Väter. Eine metrisch-gereimte Uebersetzung des talmudischen Traktates, betitelt: Pirke Aboth, von M. E. Stern. Gr. 8. Wien, F. Edler von Schmid. 9 Gr.

Reise durch Salzburg und Tyrol nach Italien. 1ster Band. Gr. 8. Düsseldorf, Schreiner. 1 Thlr. 12 Gr.

Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. 4tes, 5tes Bändchen. Auch u. d. T.: Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. 2 Theile. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Talvj, Die Unächtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 16 Gr.

Tarnow, Fanny, Gesammelte Erzählungen. 1ster, 2ter Band. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Ungarn und die Walachei in neuester Zeit. Vom Grafen von P... Gr. 12. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1 Thlr. 12 Gr.

Violen. Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen von beliebten Schriftstellern. 2 Bände. Gr. 12. Wien, J. Stöckholzer von Hirschfeld. 1 Thlr.

Weihnachtsblüten. Ein Almanach für die Jugend auf das Jahr 1841. In Verbindung mit Andern herausgegeben von Gustav Plieninger. 4ter Jahrg. Mit Stahlstichen. 12. Stuttgart, Belser. 1 Thlr. 10 Gr.

Wiese, S., Don Juan. Trauerspiel in fünf Acten. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 6 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 327. — 22. November 1840.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1839.

Dritter und letzter Artikel.*)

So bedeutend die Anzahl der dramatischen Productionen ist, die uns noch vorliegen, so unbedeutend, um nicht zu sagen werthlos, sind sie in Bezug auf ihren Gehalt, sodaß einige Aufopferung dazu gehört, so viel Werthloses genau durchzusehen, um nur einiges Bessere, nur einzelne Spuren eines hier und da sich regenden Talentes aufzufinden! Dies ist in der That eine betrübende Erscheinung, um so betrübender, als wir genöthigt sind, unter diesen fast vierzig Dramen denjenigen den Vorzug zuzugestehen, welche uns durch Übersetzungen aus dem Auslande überliefert worden sind. Die Frage, woher kommt dies? liegt nahe, die Antwort aber, die wir darauf geben möchten, kann seltsam scheinen. Es ist nämlich unsere Überzeugung, daß auch das deutsche Drama größtentheils durch die Überschwemmungen, die regelmäßig von Jahr zu Jahr das Brachfeld unserer gesammten Literatur verheeren, mehr und mehr niedergedrückt wird. So kommt es denn, daß neben den Übersetzungen guter und schlechter Stücke von Originaldramen nur diejenigen zum Druck gelangen, welche die respectiven Autoren umsonst oder gar auf eigene Kosten in den Buchhandel geben. Und das sind, wie sich leicht denken läßt, gewöhnlich die unbedeutendsten, da ein wahrhafter Dichter sich so leicht nicht entschließt, ein poetisches Werk so ganz und gar dem Winde preiszugeben. Lieber behält er es im Pulte und erfreut sich daran mit wenigen poetisch gesinnten Freunden. Daß es in Deutschland eine große Anzahl solcher im Pulte ruhender, wenn nicht musterhafter, doch gewiß poetischer Dramen gibt, darauf möchten wir wetten; was hilft es uns aber, wenn wir den Bann nicht aufheben können, der sie ausschließt von der Literatur und von der Bühne!

Halten wir uns nun an das Vorhandene und kehren zu den bedauernswerthen Schlachtopfern eines unbegreiflichen Schicksals zurück, so gerathen wir diesmal selbst in eine unangenehme Klemme. Unser kritisches Bewußtsein reizt uns wider Willen zur Härte und Strenge auf, während der Wunsch, auch in dem Verfehlten, dem Schwachen oder Formlosen den guten Willen, das unentwickelte Talent, Fleiß und Mühe anerkennen zu wollen, uns wieder mild und nachsichtig stimmen möchte. Zuletzt muß, wie überall, so auch hier, die Hoffnung auf ein Besseres, das uns die nächste Zukunft verbirgt, mit ihrem milden Trost auch unser Urtheil mäßigen, ohne es zu bestechen!

*) Vgl. den ersten und zweiten Art. in Nr. 126 — 129 und 207 — 210 d. Bl. D. Red.

29. Maria, Königin von Schottland. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Von Hermann Müller. Altona, Hammerich. 1840. 8. 1 Thlr.

Die Lebensgeschichte der unglücklichen schönen Maria Stuart ist schon so oft zu dramatischen Darstellungen benutzt worden, daß es nur einem eminenten Talente gelingen möchte, diesen fast erschöpften Quell aufs neue in bezauberndem Strahle emporsprudeln zu lassen. Selbst ein großer Dichter würde immer theils mit den wirklichen Vorzügen der Schiller'schen Dichtung, theils und vornehmlich mit den festgerannten Vorurtheilen des im Vergöttern wie im Verdammen gleich hartnäckigen und fanatischen Publicums zu kämpfen haben. Hermann Müller ist kein Genie, kaum ein Talent, aber sein Muth, sich an ein solches Thema zu wagen, verdient wenigstens wohlwollende Beachtung. Müller hat sich nun zwar eine ganz andere Epoche als Schiller aus dem Leben Maria's von Schottland gewählt, nämlich die Ermordung Rizzio's, die unmittelbar darauf folgende Tödtung ihres Gemahls Darnley, die Vermählung mit Bothwell und den für sie so unglücklich endigenden Krieg, welcher aus allen diesen Vorgängen entsprang. Die Arbeit unsers Autors hat demnach nicht die geringste Ähnlichkeit mit Schiller's Trauerspiel und kann füglich auch zu gar keiner Vergleichung auffodern; allein die Persönlichkeit Maria's, die nun doch einmal durch Schiller zu einem poetischen in seiner Art vollendeten Charakter erhoben worden ist, diese schwebt dem Leser stets vor Augen. Ohne Rücksicht auf den Abstand der Zeit zu nehmen, in welche das Schiller'sche Trauerspiel fällt, hätte der Verf. doch jedenfalls die größte Sorgfalt auf die Darstellung seiner Heldin verwenden müssen, mochte er sie übrigens auffassen, wie er wollte. Er mußte die Königin zu einem poetischen Charakter erheben, wie es Schiller that, sie in die Mitte der Ereignisse stellen und ihr ganzes Sinnen und Trachten, ihr Thun und Handeln so bedeutend machen, daß sie als Weib und Königin imponirte. Statt dessen aber, was gibt uns Müller? Ein Weib, das schön geschildert wird, leicht von einer Liebe zur andern hüpft, das vor dem Verbrechen des Gattenmordes kaum mit einiger Koketterie erschrickt, nachher ebenso gleichgültig den neuen Gatten vergißt, sich aus lächerlichem Leichtsinn einem schwärmerischen Jünglinge (Douglas) in die Arme wirft und, nachdem Alles verloren ist, ebenso leichtsinnig die Flucht ergreift. Dies ist aber weder ein historisch wahres, noch ein poetisches Conterfei Maria's. Der Verf. konnte ihr alle Züge lassen, welche die Geschichte ihrem Charakter gegeben; er konnte sie leichtsinnig, flatterhaft, eitel, verliebt schildern, aber er mußte in Momenten, wo die Leidenschaft des Weibes mit dem furchtbaren, blutigen Dämon der rächenden Nemesis in

Conflict gerieth, auch die gewaltige Seele Maria Stuart's in Wort und That hervorbrechen lassen. Ein schönes, liebendes und zwar leidenschaftlich liebendes Weib, wie Maria es war, spricht nicht so schläfrig flau, wie Hr. Müller sie sprechen läßt, als Bothwell ihr den Tod Darnley's meldet. Kurz, der Charakter dieser Maria ist weniger verzeichnet als mit Wasserfarben gezeichnet. Und das macht dies sonst mit Liebe und Fleiß ausgearbeitete Drama, das in recht hübschen Jamben geschrieben ist, die hin und wieder nicht ohne einen poetischen Schwung sind, so unbedeutend. Auch die meisten übrigen Charaktere verflachen sich gar zu sehr in das Allgemeine der verschiedenen Genres, in die sie gehören. Die frische ursprüngliche Schöpferkraft der dichtenden Imagination hat sie nicht hervorgerufen. Bothwell und Morton sind noch die vorzüglichsten Figuren. Das Drama beginnt mit Rizzio's Ermordung, dessen südlich leichtblütige, scherzhaft-ironische Sängernatur nicht übel entworfen ist. Darnley's Tod und Maria's Verbindung mit Bothwell, der entschieden als Darnley's Mörder hingestellt wird, bilden den Gipfel des Stücks, das mit dem Schlusse des dritten Actes bedeutend an Interesse verliert. Bothwell wird erschlagen, die schottischen Lords besiegen die Königin, sperren sie auf Lord Herrey's Schlosse im See Ben Lomond ein, sie entflieht, verliert abermals die Schlacht und rettet sich nach England. Der Schluß ist äußerst ungenügend und läßt vollkommen kalt, da Maria schattenartig verschwindet. Die Sprache verdient, wie schon gesagt, vielfache Anerkennung. Sie ist edel und kräftig, nur läßt der Verf. leider seine Personen viel zu viel sprechen, wodurch denn die eigentliche dramatische Lebendigkeit, welche ohnehin den Müller'schen Vers nicht auszeichnet, ganz verloren geht. Als einziges Beispiel, wie der Verf. die Sprache handhabt, mag das Lob Maria's hier stehen, das sie dem schottischen Volke ertheilt, als Rizzio sich wundert, daß man in diesen Nebelbergen noch heiter sein könne.

M a r i a.

Du siehst das Äußre nur, du weißt ja nicht,
Wie edle Blüten dieser Boden trägt!
Wo ist ein Volk, das mit dem meinen sich
An kühnem Muth, an Freiheitssinn vergliche? —
Geh nur getrost in jene Nebelberge
Und jede Hütte findest du geöffnet,
Man fragt nicht, wer du bist, der Ehrenplatz
Am Herde wird dem Fremdling eingeräumt;
Und wenn die Sommernacht dich überrascht,
So leg' dich nur auf diesen Haiden schlafen,
Und sei's in dem Gebiete deines Feinds,
Denn wenn du schläfst, so hat er keinen Dolch.
Es ist ein Land der Helden —

Daß es dem Verf. gelingen würde, auch die Leidenschaft zu schildern, eine durch Schuld befleckte Seele in ihrer Gewissensangst ergreifend darzustellen, beweisen die schwachen Anfänge in Maria's Monologe, als sie die Explosion hört, die ihren Gatten in die Luft sprengt.

Du, Liebe — schütze mich!
Nimm mir das dunkle Schreckbild aus der Seele,
Das tief, tief unten lauert! Taucht hinab,
Ihr gräßlichen Gestalten — laßt mich los!
Fort! Ich bin sein!
Ha, wenn die Erde bebt,
Wer will mir's dann verwehren? Ist die Erde
Doch nur ein leblos Ding und hat kein Herz,
Und dennoch bebte sie. Ich aber hab'
Ein Herz, das ahnt, was dies bedeutet und
Ich soll nicht zittern, wenn ich weiß, es ist
Ein Grab geöffnet und nicht weiß, für wen?
Ich kann
Nicht mehr allein sein, fürchterlich ist mir
Die Einsamkeit — ich will die Schwester rufen.
Und wenn sie kommt, was dann? — Er will ja kommen,
Er hält sein Wort, und wie er auch erscheint,
Ihn will ich hier erwarten. Wenn im Tode
Sein starrer Blick mich sucht, wie mich sein Herz
Im Tod umfaßt, wenn sich sein Arm zum Gruß
Für mich noch hebt rc.

30. Mansfeld und Tilly. Tragödie in fünf Acten. Von Otto v. Ravensberg. Berlin, Reimer. 1840. 8. 16 Gr.

31. Gustav Adolf und Wallenstein. Tragödie in fünf Acten. Von Demselben. Ebendaselbst. 1840. 8. 16 Gr.

Der Pseudonym Otto v. Ravensberg ist kein Neuling mehr in der dramatischen Literatur Deutschlands, er hat schon zu verschiedenen Malen das Publicum mit seinem Talent bekannt gemacht, aber das Publicum ist störrig und mag nicht auf ihn hören. Eine so gänzliche Nichtbeachtung verdient jedoch gerade dieser Pseudonymus nicht, da es ihm sowol Ernst um die Sache ist, die er mit heroischer Begeisterung pflegt, und da vielleicht nur das anerkennende Wort noch fehlt, um ihn zu freierm, eigenthümlicherm Auftreten zu veranlassen. Wir vermissen bis jetzt eben auch das Ursprüngliche an seinen Productionen, das alle Kraft der Rede, alle jugendliche Frische der Begeisterung doch nicht zu ersetzen vermag. Ein Verehrer Schiller's, schließt sich Otto v. Ravensberg diesem classischen Dramatiker — vielleicht ohne sein Wissen und Wollen — fast sklavisch an und dies verursacht namentlich bei dem Kritiker ein banges Unbehagen, ohne daß er doch geradezu mit dem dichterisch gestimmten Autor hadern kann. Besonders fühlbar ist diese nicht zu empfehlende Hingabe an Schiller'sche Diction und Denkungsart bei den vorstehenden beiden Tragödien, die eigentlich diesen Namen mit Unrecht führen, indem beide Producte nur dramatische Kampfgemälde sind, in denen sich Scene an Scene flüchtig und oft sehr willkürlich reiht und die mit dem Tode des jedesmaligen Haupthelden naturgemäß, aber nicht kunstvoll, abschließen. Die verworrene Zeit des dreißigjährigen Krieges ist die weite, blutige Bühne, auf welcher beide Tragödien spielen. Ist jene Zeit reich an gewaltigen Persönlichkeiten, die wol in die knappe Kleidung eines künstlerisch zugeschnittenen Dramas eingezwängt werden können, so muß doch der dramatische Dichter jedenfalls bei Stoffen aus jener Geschichtsepoche die ohnehin beispiellos zerrissene Handlung etwas zu einigen suchen, wenn irgend ein Bild daraus entstehen soll, das vom ästhetischen Standpunkte aus nur einigermaßen befriedigt. Gerade dies ist es aber, was Otto v. Ravensberg ganz unbrachtet gelassen hat. Daher zerfahren beide Dramen völlig ins Planlose, denn das lockere Gerippe, welches die Stelle des Planes vertreten soll, kann Niemand dafür gelten lassen. Mit diesem Übelstande ist aufs engste ein zweiter verbunden, daß nämlich gerade die Hauptabsicht des Verf., ein Bild des Kampfes jener Zeit zu geben, großentheils nicht erreicht wird. Um die Wüstheit einer Zeit zu schildern, ist es weder nöthig, noch rathsam, selbst wüst zu werden. Nicht das Zerfahrene im Entwurfe, das Wilde, Wüste, Unbändige der handelnden Charaktere, einige kräftige Volksscenen u. dgl. dienen dazu, ein lebendiges Bild verworrener Zustände, eines zerlotterten Lebens zu geben. Es thut uns leid, daß gerade Ravensberg, dem sonst nicht unbedeutende Mittel zu Gebote stehen, sich so ganz vom Stoffe hat hinreißen lassen, dermaßen, daß wir beide sogenannte Tragödien als solche für gänzlich mislungen bezeichnen müssen, obschon wir gern die Kraft der Sprache, die nur zu oft ans Rhetorische streift, die hin und wieder sichtbar werdenden glücklichen Griffe in der Charakteristik und das nicht abzuleugnende Talent für dramatische Auffassung des Lebens anerkennen. Nach diesem allgemeinen Urtheil über beide Producte bemerken wir nur, daß in dem zuerst genannten die blutigen Kämpfe und das ruhelose Umherschwärmen Mansfeld's und Tilly's von Land zu Land mit allen Schrecken und Greueln des Fanatismus anschaulich geschildert werden, bis Mansfeld seinem Schicksale wie ein Held erliegt. Der Verf. hat sich fast ganz treu an die Geschichte gehalten, was ihn eben an jeder dramatischen Geschlossenheit verhinderte. Das zweite Drama, in welchem die beiden glorreichen Helden des dreißigjährigen Krieges, Gustav Adolf und Wallenstein, figuriren, trifft derselbe

Tadel hinsichtlich der zu grosen Zerrissenheit in der Ökonomie des Stückes, wir sehen uns aber auch genöthigt, außerdem noch gerade in diesem Producte das zu auffallende Anschmiegen an Schiller zu rügen. Es mag sein, daß es schwer ist, bei Zeichnung eines Charakters wie Wallenstein sich ganz von den Einflüssen Schiller's loszumachen, die gewissermaßen von Jugend auf in unser Fühlen und Denken übergegangen sind; nichtsdestoweniger muß der Dichter darnach streben und sich, je schwerer die Aufgabe ist, desto größere Mühe geben. Otto v. Ravensberg aber scheint dies gar nicht eingefallen zu sein, und so haben wir denn das für uns keineswegs erfreuliche Schauspiel, daß der Wallenstein Ravensberg's fast ganz so spricht wie der Schiller's. War dies Absicht des Autors, so konnte jedenfalls die Veröffentlichung seines Dramas unterbleiben; fühlte er es selbst aber nicht, so bedauern wir aufrichtig, daß er so wenig seine Originalität überwachen kann. Unserm Ermessen nach halten wir überhaupt die Wahl dieses Stoffes für sehr unvortheilhaft. Gustav Adolf und Wallenstein können zusammen in einem Drama nie eine gute Rolle spielen, es hat schon Noth genug mit einem allein. Vornehmlich ist der schwedische König ganz und gar keine dramatische Person. Der Verf. hat sich nun zwar die möglichste Mühe gegeben, eine Art von tragischer Nothwendigkeit oder Schicksal, oder wie man es sonst nennen will, in sein Stück zu verflechten, um den Tod Gustav Adolf's dramatisch zu motiviren; es ist ihm aber nur zum Theil gelungen, und noch dazu durch eine völlig willkürliche und hier jedenfalls nicht zu billigende Fälschung der Geschichte, indem er den Herzog Franz von Lauenburg zum Mörder des Königs macht, was bekanntermaßen längst als unrichtig erwiesen ist. Dabei erkennen wir willig das viele Poetische, Kräftige, Schöne und Gelungene an, das diese planlosen Dramen vor manchen besser angelegten auszeichnet und den Beruf des Verf. kund gibt. Der Rede mächtig und bewegt im Herzen, entströmen seiner Feder oft treffliche Bilder. So z. B., als Gustav Adolf's Gemahlin auf die Bitte des Königs, sie solle sich freuen, antwortet:

Ich lächle ja!

versetzt der König:

Wie eine Weide, die
Ihr grünes Haar um Grabesurnen hängt!

Dagegen verfällt er aber auch wieder fast immer in den rhetorischen, sententiösen Pathos Schiller's, sobald Wallenstein die Scene betritt. Gleich bei seinem ersten Erscheinen beginnt er:

Der ist nicht zu beneiden, der nichts mehr
Zu hoffen hat, weil seiner Wünsche jeden
Das Glück mit lächelndem Erfolg gekrönt!
Der ist's, der an der Himmelsleiter stets
Erwartungsvoll zu neuen Höhen klimmt,
Und droht' ihm jäher Fall! Warum denn zürn' ich
Mit meinem Schicksal heut! Der Schwede nimmt
Mir nichts, sein Stern erlischt, der meine strahlt,
Und etwas Wicht'ges geht am Himmel vor! —
Die unsichtbaren Hände droben setzen
Das Buch zusammen voll geheimer Schrift — —
— Die bösen Mächte sind's, die tückischen,
Die mir den Blick in ihre Welt nicht gönnen!

Und gleich darauf:

Die Macht gebietet und die Klugheit herrscht;
Wer sich nicht selber dienet, ist ein Thor,
Und uns zum Dienste schicket sich die Welt.
Wer greift nicht nach der Hand, die ihm das Glück
Aus himmelnahen Höh'n entgegenstreckt!
Was du besitzest, halte fest; was du
Ergreifen kannst, laß es dir nicht entgehn.
Dir ist das Kleinste wen'ger nicht misgönnt!
Den Fürstenhut des Reichs hab' ich verdient,
Zwei Herzogthümer mir erworben, wäre
So fern der Abstand einer Krone nun?
Hätt' ich von Neuem wol den Kriegesmantel
Mir umgethan, dem Kaiser nur zu dienen,
Der auf dem regensburger Tag mich blosgestellt? ꝛc.

Ist es nicht, als ob man Schiller sprechen hörte? Auch hat es uns gewundert, daß Otto v. Ravensberg moralisch den Charakter Wallenstein's ganz so wie Schiller erfaßt, obwol hier ebenfalls eine Modification nicht allein nahe lag, sondern auch ersprießlicher werden konnte. Daß Wallenstein kein Verräther, kein Rebell war, ist längst erwiesen; dem Dichter muß es indeß freigestellt bleiben, wie er die nun einmal verunglimpfte Person des grosen Feldherrn auffassen will. Allein uns scheint, als gewönnen Held und Dichter, wenn der Letztere sich Mühe gäbe, die poetische Gestalt der historisch beglaubigten so nahe als irgend möglich zu rücken. Hier und da erinnert der Verf. auch an Shakspeare. Wir würden dergleichen Ähnlichkeiten unerwähnt lassen, sähen sie dem Originale nicht gar zu ähnlich. Man höre:

Der Himmel stürmt
Mit Schreckgebilden, Blätter schwitzen Blut,
Und Kriegesscharen, ganz in Stahl gerüstet,
Auf Feuerrossen brausen durch die Luft.

Hier darf man nur „Julius Cäsar" von Shakspeare nachschlagen, um mit einigen Wortveränderungen den Urtext herzustellen. Ohne den Autor dieser Ähnlichkeiten halber eines Plagiats zu beschuldigen, wollen wir ihm durch Anführung derselben nur größere Behutsamkeit für die Zukunft empfehlen, indem die Kritik im Allgemeinen weit eher das Tadelnswerthe schonungslos hervorhebt, als das Gute nur leise anerkennt.

32. Ulrich, Herzog von Würtemberg. Historisches Schauspiel in fünf Acten von Chr. Kuffner. Wien, Mausberger. 1840. 8. 16 Gr.

33. Die Maltheser. Historisches Schauspiel in drei Acten. Von Demselben. Ebendaselbst. 1840. 8. 16 Gr.

Auf diese beiden Schauspiele läßt sich das Sprüchlein „Viel Geschrei und wenig Wolle" trefflich anwenden. Das Hofburgtheater in Wien hat zwar das Publicum durch Aufführung derselben ergötzt, vielleicht auch nicht, der Hr. Verf. ermangelt nicht in einer Vorrede zu den „Malthesern" von der hohen Begeisterung zu sprechen, die ihn von jeher bei Nennung des Namens La Valette ergriffen habe; allein trotz dieser Begeisterung, trotz der Benutzung des Schiller'schen Planes, trotz der Aufführung im wiener Hofburgtheater sind dennoch „Die Maltheser" ein höchst mittelmäßiges und „Ulrich von Würtemberg" ein schlechtes Drama. In den „Malthesern" wird die Belagerung Maltas von den Türken 1565, oder vielmehr die heldenmüthige Vertheidigung der Insel durch die Ordensritter unter Anleitung des Großmeisters Valette versweise erzählt, d. h., es werden lange Reden von diversen Rittern gehalten, etwas Liebeszuthat muß halb als Zwischen-, halb als Nachkost das quälende Einerlei langweiligen Redens von Ruhm, Ritterlichkeit und Tod würzen helfen; ein plumper algierischer Corsar, Dragut, der als listig ausgegeben wird, hilft den lahmen Versen durch kräftige Flüche auf und spielt den Spion und Verräther, ohne zum Zwecke zu kommen, und so endigt das Schauspiel mit der Verherrlichung des Ordens und dem schmählichen Tode der Liebenden. Noch weit unbedeutender und kaum lesbar ist das zuerst genannte Drama „Ulrich, Herzog von Würtemberg". Dieses aller Poesie bare, nur aus höchst trivialem Geschwätz bestehende Schauspiel ist eigentlich den „Lichtensteinern" des verstorbenen Wilhelm Hauff nachgebildet, und zwar in so auffallend bequemer Weise, daß ganze Situationen jenes werthvollen Romanes hier, nur möglichst fad dramatisirt, erscheinen. Auch das eingeflochtene Liebesverhältniß entspricht genau der Anlage Hauff's, sodaß denn Hrn. Kuffner kein anderes Verdienst übrig bleibt, als das der schlechten Verse und einer höchst mittelmäßigen Prosa. Von künstlerischer Anordnung, von Verständniß der Ökonomie eines Dramas kann gar nicht die Rede sein; es ist blos ein Stück, worin eine Menge Personen auftreten, ihr Sprüchlein hersagen und wieder fortgehen. Nirgend eine Nothwendigkeit, daß dies so und nicht anders sein könne! Nur

eine Probe von der Meisterschaft, mit welcher Hr. Kuffner den Vers handhabt:

I nu; ich denk', es wär' halt nicht zu viel,
Gäb' der Herr Herzog jedem Mann des Monats
Ein'n halben Thaler auf die Hand, dann mir,
Als Obersten, wie den Hauptleuten, einen
Goldgülden monatlich, nebst vier
Maß alten Wein für jeden Tag,
Den Andern eine Maß vom heurigen.

Warum das Hofburgtheater solche mittelmäßige Dramen in Scene setzt, begreifen wir nicht. Der dramatischen Poesie kann dadurch nur Schaden zugefügt werden; denn einmal wird mit solchem Zeuge der Geschmack vollends verdorben, und sodann darf ein besserer Dichter gar nicht mehr wagen, ein wirklich poetisches und werthvolles Product einer Theaterdirection anzubieten, ohne befürchten zu müssen, daß er damit abgewiesen werde, um dem Mittelmäßigen den Vorrang zu lassen.

84. Ariadne. Drama in drei Abtheilungen, von Friedrich Osann. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1840. Gr. 12. 12 Gr.

Die bekannte Fabel, nicht ohne Gewandtheit dramatisirt. Von einer poetischen Erfassung des Stoffes haben wir nichts gespürt; deshalb bleibt uns nur übrig, der Sprache und des Verses zu gedenken. Die Sprache ist durchgängig edel, doch nicht immer glücklich gewählt, der Vers sehr ungleich. Es gibt viele Stellen, welche alles Lob verdienen und durch die Diction der Poesie sich annähern. So wenn Theseus zu Phädra spricht:

Nicht Zufall ist's, der uns uns finden ließ
Und unsre Hände ineinander schlang,
Nothwendigkeit lag in der Macht des Blickes — —
— — Deiner Augen Zauber,
Aus welchem eine reine Seele sprach,
Die liebend in mein Wesen überging,
Vermocht' ich nicht zu widerstehen. —
Bewundrung ist der Liebe Quelle nicht;
Ich kann verehren, wo ich hassen muß,
Doch lieben nicht ꝛc.

Oder, wenn Endora zu Ariadne spricht:

Ergib dich uns, wie sonst, und öffne
In unsrer Mitte, die du sonst belebt,
Den Sinn dir wiederum für stille Freuden,
Wie sie der Frauen Leben harmlos bietet.
Nicht Hohem nachzustreben, ist den Frauen
Beschieden: doch in Kleinem groß zu sein,
In stiller Wirksamkeit, die sichtbar schafft,
Für Andre handelnd selber zu genießen,
Das ist der Frauen schönstes Loos und Ziel —

so erinnert die einfache Würde der Sprache an Goethe, während das Sententiöse darin das Gedankengepräge Schiller's trägt. Oft aber vernachlässigt der Verf. auch die Sprache und stört, vornehmlich durch Einschiebung langer Zwischensätze, den Sinn. Z. B.

Ich schalt ihn treulos, drohte mit Gewalt;
Er lachte meiner Ohnmacht, und verspottend
Ariadne's Thränen, hieß er mich in Bande,
Mich Freigebor'nen, Königssohn und Held,
(Daß ich es war, erprobt' am Minotauros
Ich) schlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

# Miscellen.

Kaiser Karl V. entschied — wie König Friedrich II. von Preußen in einem Briefe an den Grafen Solms in Berlin vom 21. Jan. 1780 erzählt — einen Rangstreit der Hofdamen über den Vortritt dahin: daß die größte Närrin vorausgehen solle.*) Eine solche Entscheidung mußte aber nothwendig die Quelle neuen Zwistes werden über den Nachtritt. Da also Rangstreitigkeiten gar oft, an Höfen zumal, vorkamen und vorkommen mußten, so gab es kein anderes Mittel dagegen, als Rangordnungen. Aus diesen, sowie aus gar mancherlei andern Entscheidungsquellen hat sich nach und nach ein eigenes Rangrecht gebildet, worüber Johann Christian Hellbach, fürstlich schwarzburgisch-rudolstädtischer Rath, ein Handbuch herausgegeben hat, in welchem die Literatur und Theorie nebst einem Promtuar über die praktischen Grundsätze desselben, ingleichen die neuesten vorzüglichern Rangordnungen im Anhange enthalten sind. (Ansbach 1804.) Aus diesem Buche erfährt man, daß die kursächsische Rangordnung noch 1751 sogar in Reime gebracht worden sei, z. B.:

Damit ein Jeder lerne frei,
Wie jetzt der Rang bei Hofe sei,
So seh' er diese Ordnung an,
Die Alles deutlich zeigen kann.

Der Premierminister sprach:
Mir folgt der Obermarschall nach;
Nach General-Feldmarschalls Gang
Kömmt Cabinetsminister Rang;
Die Conferenzminister fein
Nehmen die fünfte Classe ein,
Nebst dem Obermeister vom Stall
Und auch der älteste Hofmarschall u. s. w.

Unter den Auskunftsmitteln, Rangstreitigkeiten zu beseitigen, wird (S. 96) aufgeführt die Wahl des Sitzens an einer runden Tafel. So wurde 1698 auf dem Congreß zu Carlowitz verfahren, wo die Gesandten des römischen Kaisers, der Pforte, Rußlands, der Könige von Polen und Großbritannien, dann der Republik Venedig in einem runden Saale zusammenkamen, in welchen für jeden Gesandten eine eigene Thür führte und in dessen Mitte eine runde Tafel stand, nach der jeder aus seinem vor dem Saale befindlichen Zelte durch seine Thür auf ein Signal mit gleichen Schritten ging, die Gesandten sich einander becomplimentirten und zugleich jeder sich auf den seiner Thür gegenüberstehenden Stuhl setzte. Ebenso gingen der russische und türkische Gesandte 1737 auf dem Congreß zu Nimirow durch drei besondere Thüren in eine Art von Scheuer. Nach der Meinung einiger Rechtsgelehrten ist es (S. 110), der bestehenden Verbote gegen den Zweikampf ungeachtet, erlaubt, wegen Rangstreitigkeiten sich zu duelliren, wie denn sogar die Bischöfe von Eichstädt und Speier ihrer obwaltenden heftigen Rangstreitigkeiten wegen auf Pistolen sich herausgefodert haben, welcher Streit aber in den Jahren 1662 und 1664 zum Vortheil des Bischofs von Eichstädt vom Kaiser entschieden worden ist. Die Doctoren der Theologie haben (S. 172 fg.) den Rang vor den Doctoren der Rechte, diese vor denen der Medicin, und letztere vor denen der Philosophie, weil die Theologen für das ewige Wohl der Menschen, die Juristen für deren zeitliches Wohl und die Mediciner nur für das Wohlsein des menschlichen Körpers zu sorgen haben. Die Philosophen werden eines Grundes gar nicht gewürdiget. Noch schlimmer kommen (S. 269) die Maler und Pfeifer weg, welchen nach der Meinung eines Strauch (De colleg. opif. th. 57) und Andr. Mylius (Diss. de jure carnificum, Leipzig 1782) der Scharfrichter voranzugehen hat.

*) „Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte von J. D. E. Preuß" (Berlin 1832), 3. Bd., S. 143, Note 2.

---

Die Fugger in Augsburg beherbergten Kaiser Karl V. auf das prächtigste, heizten unter Anderm den Kamin, an welchem der Kaiser saß, mit Zimmetrinde und warfen in solchen eine bedeutende Schuldverschreibung des Kaisers. Ebenso verbrannten die venetianischen Gesandten in Gegenwart des Königs Heinrich IV. von Frankreich einige von diesem der Republik ausgestellte Schuldverschreibungen, worüber der König lächelnd seinen Beifall zu erkennen gab mit den Worten: „Er habe noch nie eine schönere Illumination gesehen." 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 328. —— 23. November 1840.


## Dramatische Bücherschau für das Jahr 1839.

### Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 327.)

35. Der Trinker. Schauspiel in fünf Aufzügen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1840. Gr. 12. 16 Gr.

Der ungenannte Verf. dieses Schauspiels ist ein talentvoller Mann, das beweisen schon die vielen interessanten Fehler desselben. Leider hat es deren so viele, daß Alles drunter und drüber geht, und zuletzt selbst die Absicht des Autors: von der Trunksucht abzuschrecken, in den Wind verpufft. Secretair Alberti, ein kenntnißreicher junger Mann, hat sich dem Trunke ergeben und wird von diesem Laster so beherrscht, daß er endlich in die größte Noth geräth. Von Gläubigern gedrängt, von seinen Schwiegerältern verlassen, auf dem Punkte, des Amtes entsetzt zu werden, will er sich an einer ihm anvertrauten Kasse vergreifen. Er findet den Schlüssel dazu nicht, läßt die Kasse öffnen und siehe da — sie ist bereits ausgeplündert! Diesen Diebstahl hat ein Spieler, Säufer und Wollüstling, v. Fälscher, begangen, theils um sich Geld zu verschaffen, theils auch, um sich an Alberti's tugendhafter Frau, Ida, die er zu verführen gesucht, zu rächen, noch mehr aber an deren Dienstmädchen Käthchen, die ihn ein paar Mal nach Frauenzimmerart tüchtig hat ablaufen lassen. Er steckt nämlich den Schlüssel zur Kasse, welchen er dem betrunkenen Alberti gestohlen, in Käthchen's Koffer, mittels welches Kniffes, mag der Leser sich selbst dazu denken. Als nun der Schlüssel dort gefunden und Käthchen sonach des Diebstahls beschuldigt und gewissermaßen factisch überführt wird, verliert sie den Verstand und stirbt. Alberti ist durch dies Unglück zur Vernunft gekommen, er wird ein ordentlicher Mann und vom Fürsten seines frühern Leichtsinns wegen begnadigt, Fälscher aber, den man mittlerweile aus Verdachtsgründen doch auch einzieht, erfährt den Tod Käthchen's und zugleich auch, daß ein Kellner seinen Diebstahl belauscht hat. Darüber schlägt er in sich und erhenkt sich selbst. Dies die Skizze, aus der schon zu ersehen ist, daß der Autor auf eine wunderliche Weise mit seinen Figuren und ganz unbegreiflich mit der poetischen Gerechtigkeit umspringt. Statt daß den Trinker Alberti das Verhängniß ereilen sollte, stirbt das unschuldige muntere Käthchen Knall und Fall durch die Niederträchtigkeit eines Elenden! Die Person Fälscher's ist unsers Erachtens gänzlich überflüssig für die kunstgerechte Durchführung des Dramas, da sein Diebstahl nicht schlechthin mit Alberti's Hang zum Trinken zusammenhängt. Alberti mußte ohne Fälscher's Zwischenhandlung die Strafe ereilen, Käthchen aber durfte von Rechts wegen gar nichts geschehen. Denn so, wie das Stück jetzt schließt, begreifen wir gar nicht, wie sein Inhalt zu den Worten im Prologe paßt, wo der Verf. doch sagt:

So scheut das Laster denn, dies grause Laster,
Das rings umher in euern Kreisen wüthet,
Das allverbreitet, auch am meisten mit
Den ewigen Gesetzen der Natur
Im Streite ist, das spielend euch umschleicht,
Doch plötzlich mit des Raubthiers ganzem Grimme
Die Beute packt und wüthend sie zerfleischt.

Im Schauspiele sehen wir nur das arme Käthchen zerfleischt werden, und doch trank sie keinen Tropfen! Der Säufer dagegen wird nach mancherlei Trübsalen ein ganz angesehener und geachteter Mann. Bei alledem aber spricht sich dennoch ein sehr beachtenswerthes Talent in diesem Schauspiele aus. Der Verf. versteht zu charakterisiren, er besitzt hinlängliche Erfindungsgabe und es fehlt ihm weder an poetischen Intuitionen, noch an Kraft der Sprache, um ebenso die süßen Laute der Liebe, als das Aufbrausen der Leidenschaft in Worte zu kleiden. Er selbst ist sich auch seiner Kraft bewußt, er würde sonst nicht im Prolog sagen:

Erwartet nicht ein leichtes Bühnenstück,
Wie eben es die Gegenwart verlangt ꝛc.

Daß er weiß, was und wie die Bühne wirken soll, deuten die spätern Worte an, wo es heißt:

Was ist der Bühne hohes Ziel? — Sie soll
Das Leben euch, das ganz gewöhnliche,
Wie's heute ist, wie's morgen wieder wird,
Veredelt durch die Kunst, doch nicht verändert,
In ihrem klaren Spiegel wiedergeben.
Das ist mein Ziel, danach hab' ich gerungen,
Es festzuhalten, war ich stets bemüht.

Das Letztere ist ihm aber nur schlecht gelungen! Zwar sehen wir das Leben, wie es allenfalls sein kann, nur die Veredlung durch die Kunst ist nirgend zu erkennen. Wir erwähnten schon, daß dem Autor Kraft und Zartheit der Sprache zu Gebote stehe; hierbei können wir aber nicht anzudeuten vergessen, daß er sich hinsichtlich der Kraft zuweilen etwas gar zu treu an die Natur anschließt. Kann man dies auch nicht schlechthin verwerfen, so glauben wir doch, es verliert ein literarisches Product durch den Hinwegfall solcher Kraftausdrücke gar nichts. In der Regel aber ist die Sprache des Verf. würdig, warm, voll Leidenschaft und Innerlichkeit. So sagt Alberti zu seiner Frau:

Du kennst das zähe Netz des Lasters nicht.
Wer nicht die ersten Fäden kühn zerreißt,
Nachher wird es zu spät, es webt ein Faden,
Es knüpft ein Glied sich an das and're fest,
Und täglich zieht es enger sich zusammen.
Wie locker war es erst, ich fühlte kaum
Den leichten Druck, jetzt schmerzt es hie und da,
Schmerzt überall, preßt oft im Krampf die Brust
Zusammen, daß der freie Athem fehlt,
Umschlingt den Hals, als wollt' es mich erwürgen,
Zerwühlt das Mark und reißt den festen Bau
Der eisernen Gesundheit aus den Fugen.

Die Gespräche bei dem Fürsten zwischen diesem und seinen Räthen, von denen der eine ein Stockaristokrat, der andere ein vernünftiger Liberaler ist, machen den Gesinnungen des Verf. zwar alle Ehre, sind aber nicht recht eigentlich am Platze. Noch lieber hätten wir ihm jedoch die freilich aus dem Leben gegrif-

senen herzlosen Schwaseleien der Leichenfrau und Krankenwärterin geschenkt. Sie gehören gar nicht mit zur Handlung und stören sogar den Leser, wie vielmehr die Darstellung! Überhaupt ist dies Schauspiel nicht leicht aufführbar, wir zweifeln aber nicht, daß der Verf. bei seinem unverkennbaren bedeutenden Talente ohne große Mühe ein recht tüchtiges Theaterstück liefern kann, und wir wollen uns freuen, wenn er es recht bald dazu bringt.

36. Dramatische und lyrische Versuche von Leopold Engelsberg. Wien, Tendler u. Schäfer. 1839. Gr. 12. 18 Gr.

Hr. Engelsberg sagt im Vorwort zu diesen seinen „Versuchen": „Ich übergebe dieses Stück aus dem Grunde der Öffentlichkeit, weil ich leider die Erfahrung gemacht habe, daß es falsch abgeschrieben auf vielen Bühnen herumwandeln mußte, und beleuchte keineswegs die Art und Weise, wie manche Bühnen zu demselben gelangt sind." Dies Stück, das Hr. Engelsberg der Öffentlichkeit lieber nicht hätte übergeben sollen, heißt: „Der junge Barde, oder der kleine Improvisator", und führt eine ausnehmend schlecht gelungene Lithographie dieses Barden als überflüssigen Ballast bei sich. Der junge Barde ist ein Knäblein von 14 Jahren, eigentlich eine Waise, uneigentlich aber ein angenommenes Kind. Seine Pflegemutter ist von ihrem Vater mit einem Liebhaber entlaufen, der Vater hat ihr geflucht, der Liebhaber ist ihr untreu geworden und später in einem Duell geblieben. Dies ist der eigentliche Vater des Improvisators. Nun kommen dieser Moritz und seine Quasimutter mit ihrem alten Vater zusammen, der von dem Talente des Knaben zur Verzeihung bestimmt wird. Von dem großartigen Talent des jungen Barden kann man sich durch folgende Probe eine Vorstellung machen:

Sicher meinst du, Herr, die Poesie;
Nun, den schwachen Funken gab mir die Natur;
Ohne diesen Funken kannst du nie,
Nie ein Barde sein. Doch höre weiter nur.

Nun, das muß Gott wissen, schwach genug ist der Funken von Poesie, welcher in die Seele Hrn. Engelsberg's gefallen ist, so schwach, daß wir ihn in der That gar nicht entdecken können. Die lyrischen Versuche zu beurtheilen, kommt uns eigentlich nicht zu, da sie mit dem Drama nichts zu schaffen haben. Über die Anhängsel dieses Büchleins erlauben wir uns aber doch ein Wort nur im Interesse der etwaigen Leser. Hr. Engelsberg ist Naturdichter. Er sagt:

O, schmäht mein Lied mir nicht, ihr Leute,
Und gönnt mir meinen Hochgenuß (?),
Vergebt, und hört den Sänger heute,
Der unwillkürlich singen muß.

Nein, wer muß, den kann Niemand hindern! Also nur frisch drauf zugesungen! Außerdem besteht der übrige lyrische Anhang aus Gelegenheitsgedichten an hohe Personen, Gönner und Freunde. Auch aus Gesängen auf sich selbst; endlich aus einem Vers auf eine Recension, der noch hier stehen mag, damit wir nicht etwa das Unglück erleben müssen, daß ihn der Verf. auf uns besonders abdrucken läßt.

Wer kaum sich selbst dem Schlamm entwindet,
Der waschet nie den Andern rein.
Der Edle nur, der zart empfindet,
Kann Richter schöner Künste sein.

37. Albrecht Dürer. Dramatisches Gemälde in sechs Bildern. Der Erinnerung des Meisters geweiht von Friedrich Wagner. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1840. Gr. 8. 16 Gr.

In einer Reihenfolge von dramatischen Bildern, die keinen Anspruch auf Kunstwerth machen, führt der Verf. einfach und ansprechend die Hauptepochen aus dem Leben des großen Malers an uns vorüber. Sein Verhältniß zu seiner Gattin Agnes, sein Wanderleben, sein Aufenthalt in Venedig, sein Zusammenleben mit Giulio Romano, Giorgio und Tizian, seine ehrenvolle Aufnahme in Antwerpen, endlich sein Tod in Pirkheimer's Armen wird schlicht und mit Wärme erzählt. Wie gesagt, die Kunst hat wenig dabei gethan, auch die Poesie ist nicht eben incommodirt worden; als eine Erinnerung an den großen Meister, wofür es sich gibt und nur geben will, verdient die saubere Arbeit, die ihren Grundzügen nach der Novelle „Künstlerehe" von Leopold Schefer entlehnt ist, unsere Anerkennung. Die Ausstattung ist höchst splendid, geziert mit dem Brustbilde Dürer's, nach Rauch's Modell von Wagner gestochen. Der Umschlag zeigt die vorzüglichsten Lebensmomente des Malers in zierlichen Holzschnitten.

38. Die Nibelungen. Siegfried's Tod. Eine romantische Tragödie in fünf Acten. Von Christian Wurm. Erlangen, Palm. 1839. 8. 1 Thlr.

Es wird immer ein nicht sehr dankenswerthes Unternehmen bleiben, ein älteres Gedicht, dessen Meisterschaft alle Jahrhunderte anerkannt haben, sei es in ähnlicher, sei es auf andere Art zu bearbeiten. Wollte z. B. Jemand aus der „Ilias" eine Tragödie machen, so würde er nur Lachen erregen. Dasselbe gilt fast in ganz gleichem Grade von den Nibelungen. Nichtsdestoweniger hat Hr. Wurm sich daran gewagt und den ergreifenden Untergang Siegfried's in eine romantische Tragödie umgemodelt. Wir hätten nichts dagegen, wäre dies mit dem zu einem solchen Unternehmen unerlaßlichen Talent geschehen; allein unser Autor besitzt von alledem nichts als die sehr alltägliche Fertigkeit, fünffüßige Jamben zu schmieden. Jamben allein, und wären sie vollkommen tadellos, machen noch keine Tragödie; auch durch Umgestaltung der epischen Elemente zu dramatisch-drastischer Handlung wird dies noch nicht bewerkstelligt; man will vor Allem rasche Handlung, bestimmt ausgeprägte Charaktere, Gedrängtheit der Scenen, spannende Situationen und ergreifende Entwickelung. Hr. Wurm aber gibt von Allem gerade das Gegentheil. Seine Personen sprechen sämmtlich eine wie die andere. Chriemhilde, Brunhilde, Hagen, Siegfried, Volker u. s. f. sind langweilige Hampelmänner, die die Worte zierlich wie die Eier setzen, als fürchteten sie sich, die Sprache möchte beim Sprechen zu Grunde gehen. Und das Alles geschieht so breit, flach und salbadrig, daß Einem dabei angst und bange wird. Kurz, diese sogenannte romantische Tragödie Hrn. Wurm's gehört unter die mislungensten dramatischen Arbeiten des ganzen Jahres.

39. Dramatische Gaben von Herzenskron. Wien, Tendler und Schäfer. 1839. Gr. 12. 21 Gr.

Drei Dramen sind es, die uns der Verf. diesmal darbietet. Das längste davon: „Rosa", Drama in fünf Acten, ist nach dem Französischen des Alexander Dumas frei bearbeitet. Das Stück ist nicht schlecht, insofern man die Bühnentechnik besonders ins Auge faßt, die sich darin ausspricht. Rosa Monti ist eine junge Italienerin, die sich in einen jungen Franzosen, Arthur v. Savigny, ehemals verliebt hat, als dieser in Neapel sich aufhielt. Ihr Vater gestattet aber die Vermählung mit dem jungen Franzosen nicht, weil er mit dessen Vater in Todfeindschaft lebt. Savigny geht nun zurück nach Paris und verlobt sich mit der schönen Tochter des Barons Delaunay, Amalia. Kurz vor der Vermählung kehrt deren Vater aus Italien zurück mit einer jungen Frau. Diese Frau ist Rosa. Der junge Franzose entbrennt alsbald wieder in unbändiger Liebe zu der schönen Italienerin, heirathet aber doch Amalia. Nun dehnt und zieht sich das misliche Verhältniß fort unter Qualen und Bekümmernissen aller Betheiligten, bis der alte Delaunay dahinterkommt. Es gibt Skandal, der jedoch durch den ritterlichen Edelmuth des Alten gedämpft wird. Der junge Savigny mit seiner Frau wird genöthigt, nach Italien abzureisen, und so gleichen sich denn alle Störnisse — eine Seltenheit in französischen Dramen — ohne förmlichen Eclat auf, die Erwartungen des Lesers werden aber nur zum Theil befriedigt.

Die beiden andern Piecen sind Erfindungen des Verf. „Die Perücken", ein dramatischer Scherz in einem Aufzuge, ist sehr gewöhnlich und nicht übermäßig ergötzlich. Ein Freier betrügt vier Curatoren einer reichen Witwe dadurch, daß er jedem nach dem Munde spricht, wodurch er denn die Hand der Witwe und ein sehr ansehnliches Vermögen gewinnt. Das letzte: „Der Bräutigam als Botaniker", Lustspiel in zwei Aufzügen, beruht

auf artigen Täuschungen und endet eben auch, wie alle Lustspiele, mit einer Heirath. Ein junger Baron soll nach dem Willen seines im Commandoton auftretenden Vaters eine junge Witwe heirathen, ohne doch Lust dazu zu haben. Er führt sich daher, um erst zu recognosciren, bei deren Vater, einem eifrigen Botaniker, als Botaniker ein, verliebt sich aber wider Willen in die ihm bestimmte Braut. Sein Freund, ein lockerer Zeisig, will ihn um die reiche Braut prellen und erscheint in der Gestalt des wahren Bräutigams, ohne doch als solcher Glück zu machen. Endlich lösen sich die Verwickelungen zu Aller Zufriedenheit. Das Buch ist der Schauspielerin Karoline Bauer dedicirt und kann unter so vielen mittelmäßigen Producten immer noch als eins der erträglichern mitlaufen.

---

Wir kommen jetzt zu einer bedeutenden Anzahl von Trauer-, Schau- und Lustspielen, die sämmtlich andern Nationen angehören und theils in treuen und wörtlichen Übersetzungen, theils in freien Bearbeitungen oder Umarbeitungen unserer Literatur einverleibt worden sind. So wenig wir mit Denen harmoniren können, die da gern behaupten möchten, nur in Frankreich und England blühe noch die dramatische Poesie, so sind wir doch auch nicht so einseitig, das viele Gute, ja theilweise Vortreffliche unbeachtet zu lassen, das uns von diesen Nachbarländern auch in der dramatischen Literatur zukommt. Es ist leider eine unselige Wahrheit, daß der Deutsche dem Fremden stets eine größere und unbedingtere Aufmerksamkeit schenkt als dem Einheimischen. Selbst das Beste wird nur ausnahmsweise und erst nach längerer Zeit anerkannt! Daher kommt es denn, daß der Buchhandel, der immer mehr zum bloßen Schacher herabsinkt, auch von Jahr zu Jahr mehr auf das Ausländische speculirt und darüber — meistentheils, weil er das Ausländische um den halben Preis, oft noch billiger bekommen kann — das Inländische ganz vernachlässigt und die bedeutendsten Talente entweder durch Vernachlässigung zum Schweigen zwingt, oder sie nur für das leidige Übersetzen miethet. Ehe nicht ein reger Sinn für das Höhere, für die Kunst, für die Literatur unter den Verlegern sich wieder geltend macht; bevor sie nicht von dem Wahne zurückkommen, daß der Buchhandel ebenso kaufmännisch betrieben werden müsse wie der Rosinenhandel, ist kein Umschwung im literarischen Verkehr, keine echte Würdigung des Einheimischen möglich. Gerade weil aber der Misbrauch und Unfug mit dem Bücherschacher jetzt so weit um sich gegriffen hat, hoffen wir, daß demnächst auch eine Änderung zum Bessern nicht mehr gar fern sein wird. Wenden wir nun dies auf die dramatischen Producte an, die uns übersetzungsweise aus der Fremde überliefert werden, so gibt es auch unter diesen eine hinlängliche Menge höchst erbärmlicher Erzeugnisse, die nur der Übersetzungslustige und mit dem Fremden kokettirende Deutsche sich hat zueignen können. Über diese werthlose Waare werden wir kurz sein. Allein es sind auch sehr beachtenswerthe Gaben darunter, Gaben, die sich der deutsche Genius mit Fleiß angeeignet hat und die als die geistige Blüte einer fremden Nationalität alle Beachtung von Seiten der deutschen Kritik verdienen. Diesen wenigen bedeutendern Producten, die sich vor den deutschen meist durch größere Gewandtheit in Handhabung der scenischen Technik und durch lebendigere Beweglichkeit der Charaktere auszeichnen, widerfahre demnach ihr Recht.

---

40. Caligula. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Eduard Jerrmann. Frei bearbeitet nach Alexander Dumas. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 16 Gr.

Gleich nach den ersten Aufführungen dieses Stückes in Paris ist in allen Journalen, französischen sowol als deutschen, so viel darüber gesprochen worden, daß wir füglich annehmen können, Diejenigen, welche diese dramatischen Übersichten einer Beachtung würdigen, werden den eigentlichen Inhalt desselben kennen. Was uns Hr. Jerrmann in seiner Bearbeitung gibt, ist nicht mehr das Drama Dumas', sondern nur der innerste Geist seines Stückes in einer fast ganz andern, dem deutschen Gefühl und Geschmack angepaßten Gewandung. Jerrmann spricht sich über Zweck und Tendenz dieser freien Bearbeitung in einer dem Drama vorgedruckten Einleitung ausführlich und verständig aus, und wir können nicht umhin, ihm in den meisten Einzelnheiten Recht zu geben. Für uns freilich erwächst daraus der Übelstand, daß wir nunmehr weder ein deutsches, noch ein französisches Stück haben und mithin unsere Beurtheilung auch nur zum Theil den französischen Autor treffen kann. Alles Grasse, Wilde, Ungereimte, Indecente hat Jerrmann mit Geschick in seiner Bearbeitung entweder ganz weggelassen oder es gemildert, oft ganz geändert. Ebenso sind die langen schönen, schwärmerischen Reden weggefallen oder gekürzt, und der Schluß des Stücks, der im Originale in eine scheußliche Metzelei ausläuft, gemildert, aber auch dermaßen geändert worden, daß jetzt ganz andere Personen umkommen als in der Tragödie von Dumas. Es ist nicht unsere Aufgabe, mit dem Bearbeiter darüber zu rechten, um so weniger, als Jerrmann dabei die deutschen Bühnen vor Augen hatte und beabsichtigte, das Stück in der jetzigen Form aufs Theater zu bringen. Der Inhalt der Jerrmann'schen Bearbeitung ist nun kürzlich folgender. Caligula lernt Stella, die Tochter seiner Amme Junia, kennen, die, eine Christin und mit dem freien Gallier Aquila verlobt, den grausamen Wollüstling fesselt. Er läßt sie nun entführen und Aquila als Sklaven auf dem Forum verkaufen. Keiner der Verräther ahnt, daß der Kaiser selbst diese Barbarei begangen habe. Aquila wird von dem Römer Cherea gekauft und dieser verspricht ihm die Freiheit, wenn er den Kaiser ermorden will, da Cherea Caligula's Geliebte, Messalina, ebenfalls liebt. Aquila widerstrebt aber, bis Messalina selbst erscheint und er von dieser erfährt, daß sich Stella bei dem Kaiser befindet. Man wird Handels einig, Aquila wird zu Caligula gebracht, wo er Stella findet. Messalina aber will nun Beide vernichten und weiß den Kaiser in dem Momente ins Gemach zu führen, wo Aquila seine Verlobte umarmt hält. Caligula verdammt den Gallier zum Tode, verspricht ihm jedoch das Leben bis zum nächsten Morgen noch zu schenken, wenn sich dann Stella ihm ergeben wolle. Stella gibt das Versprechen, in der Nacht aber wird Caligula von Annius, Lepidus und Cherea ermordet, Messalina von Aquila. Claudius wird zum Kaiser ausgerufen und die beiden Geliebten gehen siegend aus dem Kampfe hervor. Ob dies Letztere ganz zu billigen ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Es ließe sich wol viel gegen die ganze Bearbeitung einwenden, wenn man das Original als Grundlage derselben betrachtet. Allein dies möchte uns hier zu weit führen. Uns bleibt nur im Allgemeinen übrig zu sagen, daß auch durch die Bearbeitung noch die Großartigkeit der Anlage hindurchschimmert, wenn auch in ganz anderer Strahlenbrechung. Die Charaktere Caligula's, Lepidus', Cherea's, Stella's sind höchst bedeutend und müssen dem Eindrucke zufolge, den sie auf uns bei der Lecture gemacht haben, auf der Bühne von großer Wirkung sein. Die wilde Barbarei des verwimmerten, in moralischem Schmuz untergegangenen Heidenthums gegenüber der gläubigen Christendemuth und schwärmerischen Duldung Stella's, ist ergreifend und trefflich hervorgehoben. Und

dies sind vorzugsweise die beiden Hebel, von welchen das Stück in Bewegung gesetzt wird. Unserer Gewohnheit nach belegen wir unser Urtheil durch einige kurze Auszüge, die zugleich einen Beweis von der gewandten, ja gelungenen Übertragung des Bearbeiters liefern. Zuerst ein Bild von Caligula's feiger Tyrannenfurcht. Ein Ungewitter zieht über Rom hinweg.

Caligula (sich an zwei Sklaven anklammernd).

Bleibt hier, so läng' des Donners furchtbar Tosen
Ob unsern Häuptern rollt! Bei eurem Leben
Verlaßt den Ort nicht, bis der letzte Blitz
Die Nacht der Wolken wird zerrissen haben.
Des Himmels Herr, im eifersücht'gen Groll,
Entsendet gegen mich die Donnerkeile.
O Jupiter! Bezähme deinen Zorn!
Ich bin nicht Gott! Ich fühl's, ich bin es nicht!
Will mich nicht mehr vermessen — Noch ein Blitz!
Zu Boden, Sklaven — (tief aufathmend) er hat nicht gezündet!

Großartig ist Junia's Verzweiflung über Stella's Verschwinden und ihr Zweifel an der Echtheit der Götter Roms geschildert.

Junia (auf die Laren zuschreitend).

Wer nahm die Kraft euch, oder blendete
So euern Blick, daß ihr nicht sehen konntet,
Was unter euerm Aug' sich hier begab?
Und wenn ihrs saht, daß eure Donner schwiegen,
Kein Blitzstrahl die Verwegenen zermalmte?
Hat diese Zeit, die alle Welt verpestet,
Mit Gifthauch selbst die Götter angesteckt?
O eitle Götzen! Als man spärlich nur
In Thon und Sandstein euer Bild noch formte,
Konnt' eine Mutter gläubig euch vertraun,
Da schütztet ihr der Tochter heil'ge Unschuld.
Doch nun ihr prangt in Marmor, Erz und Gold,
Habt ihr nur Sorge, noch euch selbst zu wahren;
Dem Laster gönnt ihr unverdienten Lohn,
Der Unterdrückten Leiden sprecht ihr Hohn!
Nicht seid ihr mehr der Unschuld Schirm und Retter!
So seid vernichtet denn, ihr falschen Götter!

Endlich, um die Milde, welche durch die Bekehrung zum Christenthum in Stella's Geist und Herz Wurzel geschlagen hat, anzudeuten, noch ein Stück aus der Erzählung Stella's von den Aposteln, die an Italiens Küste gelandet sind.

— So saß ich sinnend eines Abends da,
Und länger als gewöhnlich meine Grüße
An dich im Sehnsuchtshauch den Lüften spendend,
Daß sie nach Rom hinüber dir sie trügen —
Als eine Barke plötzlich landwärts schwamm,
In der zwei Männer und zwei Frauen saßen,
Bei deren Anblick ich so staunend stand,
Daß die Erinn'rung mich noch jetzt entzückt.
Um ihre Häupter floß ein Strahlenschein,
Der blendend einen Glanz um sie verbreitet,
Daß ich die Augen scheu zur Erde schlug;
Und als ich mich vom ersten Schreck erholt
Und schüchtern wagte wieder aufzublicken,
Da standen sie im milden Glanz vor mir,
Der Gottheit Boten, die sie uns gesendet.
— — Am andern Tag erbauten sie Altäre
Dem ein'gen Gott und seinem heil'gen Sohn,
Der, seine Macht auf Erden zu verkünden,
Durch Wunder seine Sendung hat bewährt.
Den Siechen heilte seiner Hand Berührung,
Ja aus der Gruft erstanden auf sein Wort
Die Todten, die der Grabstein schon bedeckte rc.

Jerrmann hat durch diese in ihrer Art gelungene Bearbeitung seinen Beruf kundgegeben, auch andere von den bessern französischen Bühnenstücken in ähnlicher Weise der deutschen Bühne einzuverleiben. Vielleicht kämen dadurch nach und nach die jämmerlichen fabrikmäßig zurechtgestutzten Vaudevilles mehr in Vergessenheit, was immer doch ein Anfang zur Besserung, wenn auch noch lange nicht die Besserung selbst wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Abd-el-Kader und die Verhältnisse zwischen Franzosen und Arabern im nördlichen Afrika. Von A. W. Dinesen. Aus dem Dänischen übersetzt von August von Keltsch. Nebst einer Karte. Berlin, Mittler. 1840. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Als ob unsere Zeit nicht schon reich genug wäre an Größen und Berühmtheiten mancherlei Art, wenn auch nur an papiernen, hat der Verf. des dänischen Originals, dessen Verdeutschung hier vorliegt, der königlich dänische Artillerieoffizier Dinesen, Ritter vom Danebrog und von der Ehrenlegion, eine neue Größe, eine neue Celebrität, nämlich den ersten großen Mann der nordwestafrikanischen Nationalität der Neuzeit ausfindig gemacht. „Während meines Aufenthaltes in Afrika im J. 1837", bemerkt derselbe in der Vorrede, „habe ich mit großem Interesse gesehen, wie die Nationalität der heutigen arabischen Völkerschaften nach einem Schlummer von vielen Jahrhunderten wieder aufgewacht ist, und in Verbindung hiermit fühlte ich eine lebhafte Bewunderung für die Persönlichkeit des Mannes, der ein nationales Gefühl bei einem Volke hervorrufen konnte, dessen Neigungen Jahrtausende hindurch an einer so gänzlich ungebundenen Verfassung hingen, daß Begriffe wie Staat, Vaterland und Regierung ihm fremd geblieben sind. Abd-el-Kader ist dieser Mann, der, von seinen vielen und großen Eigenschaften unterstützt und durch die Umstände begünstigt, den Beschluß faßte, seine Landsleute zu einer Nation zu vereinen, ihren politischen Ideen eine neue Richtung zu geben und ihnen den Keim zu Glück, Wohlstand und Kraft zu legen, ohne deshalb auf gewaltsame Weise die Verbindung mit dem ältern Zustande und den Traditionen der Vorzeit abzuschneiden." Der Verf. sucht dies in seiner Darstellung weiter zu entwickeln; wir müssen es jedoch Andern überlassen, zu untersuchen, ob ihm dies wirklich gelungen sei. Dabei verbreitet er sich zugleich über die Verfahrungsart, Politik und Kriegführung der Franzosen im nördlichen Afrika, sowie über das Land, in welchem er sich 1837 aufhielt, über die dortigen Völkerschaften und deren Zustände. Gewiß ist das Buch in dieser Beziehung von nicht geringem Interesse; aber für Abd-el-Kader, wenn schon der Verf. über dessen Pläne und ihre Erfolge selbst, mit Recht, nicht urtheilt, vielmehr gewissenhaft genug dies der Entscheidung der Zeit überläßt, ist er denn doch etwas mehr als recht ist eingenommen. Abd-el-Kader ist gleichsam sein Heiliger, sein Held, auch schildert er ihn wirklich (S. 198) nach seiner Physiognomie als einen Heiligen und bemerkt, man habe nicht Unrecht gehabt, ihn mit den Portraits zu vergleichen, welche uns die Tradition von Christus überliefert habe. 17.

---



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 329. — 24. November 1840.


## Dramatische Bücherschau für das Jahr 1839.

### Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 328.)

41. Des Stranders Tochter. Schauspiel in fünf Aufzügen. Frei nach Sheridan Knowles von Friedrich Treitschke. Wien, Wallishauser. 1840. 8. 15 Gr.

Dies Schauspiel wäre den besten der neuern Zeit beizuzählen, litte es nicht an einer dem Geist des Dramas widersprechenden allzugroßen Willkürlichkeit hinsichtlich der Behandlung des Stoffes. Die Person nämlich, durch welche das Drama erst zum Drama wird, erscheint von vorn herein in nebelhafter Gestalt, man ahnt wol, daß von ihr die Verwickelung ausgehen wird, man kann sich aber über die Nothwendigkeit ihrer Handlungsweise durchaus keine klare Rechenschaft geben. Darin nun liegt die Schwäche des Stücks, das außerdem vortrefflich gearbeitet ist und von Anfang bis zu Ende sowol durch die Situationen der handelnden Personen, wie durch die reiche Fülle von Gedanken und poetischen Anschauungen interessirt. Erst wenn das Ende näher heranrückt und man sieht, daß so vieles Treffliche blos zu melodramatischer Effectmacherei benutzt worden ist, sinkt die Theilnahme und man legt das Buch unbefriedigt aus der Hand. Das Stück spielt im Norden Schottlands, an der Meeresküste. Strander, von dem Ertrage Dessen lebend, was ihnen das Meer von gescheiterten Schiffen zuwirft, sind die Hauptpersonen. Das Strandrecht, dies von den Moralisten und von weichherzigen Menschen so oft verwünschte, von abgehärteten Männern und den tollkühnen Küsten- und Inselbewohnern in Schutz genommene Recht, ist der Gegenstand, um welchen sich die Handlung dreht. Der Strander Robert hat eine Tochter, Maria, die mit einem jungen Seefahrer, Eduard, bereits verlobt ist. Eduard geht eben zu Schiffe, um auf einer Handelsreise sein Glück zu versuchen. Ein Sturm ist im Anzuge und mehre Segel der Küste nahe. Die Strander freuen sich dieses Schauspiels und lauern, Tigern gleich, auf die ihnen gewisse Beute. Als der Sturm ausbricht und Nothschüsse gehört werden, eilt Jedermann nach dem klippenreichen Strande. Auch Robert, obwol von seiner Tochter gewarnt und gebeten, dem sündlichen Erwerbe zu entsagen, wird von den Übrigen mit fortgerissen. Unterwegs begegnet ihm Norris, der reichste Strander, ein finsterer, von den Übrigen gefürchteter Mann, dem man allgemein nur Böses zutraut. Dieser spricht Robert freundlich an und gibt ihm Unterweisungen, wie er leicht zu Reichthum gelangen könne. Er solle nur die Ertrunkenen ans Land ziehen, sie trügen meistens viel Geld bei sich. Robert läßt sich von dem heuchlerischen Manne verlocken, er eilt an den Strand, findet einen Ertrunkenen, trägt ihn in seinen Kahn und nimmt ihm eine mit Gold gefüllte Geldkatze ab. Während er nun die blanken Goldstücke zählt, erscheint Maria auf einem Felsen und ruft dem Vater bittende und mahnende Worte zu. Robert ist erschüttert, er glaubt seine verstorbene Gattin zu sehen, die, gleich der Tochter, immer gegen das Gewerbe der Strander Einwendungen gemacht hat. Er verspricht Maria, das Gefundene wegzuwerfen, den Todten aber, der noch in seinem Kahne ruht, zu beerdigen. Zu diesem Behufe eilt er fort, sogleich aber tritt Norris, der ihm heimlich gefolgt ist, auf, legt Robert's zurückgelassenen Mantel an, ergreift dessen Messer und eilt, jetzt von Maria für ihren Vater gehalten, in den Kahn und stößt es dem Ertrunkenen in die Brust. Als man die Leiche entdeckt, wird Robert von den übrigen Strandern als Mörder ergriffen und von seiner eigenen Tochter als solcher vor Gericht angeklagt. Norris, der sich sicher glaubt und die That blos begangen hat, um sich an Robert zu rächen, man erfährt nicht recht, weshalb, zugleich aber auch, um dem verhaßten Eduard Maria abspenstig zu machen, verspricht jetzt, den Angeklagten zu befreien, wenn Maria ihm die Hand reichen wolle. Eduard wird unterdeß als todt gemeldet und die geängstigte, von ihrem Vater vermaledeite Tochter gibt ihre Zusage. Norris behauptet nun, daß sein flüchtig gewordener Gefährte Wolf, den er jedoch nur fortgeschickt hat, weil dieser den Frevler bei der That erkannte, der Mörder des Fremden sei. So wird Robert losgesprochen und die Verheirathung der unglücklichen Maria soll stattfinden, als der todtgeglaubte Eduard gesund und begütert wieder erscheint. Dennoch hält Maria ihr Wort, das Brautpaar wandelt zur Kirche — da kommt auch Wolf, von Gewissensbissen beunruhigt, wieder zurück, zeigt Norris als Mörder an, der sogleich gesteht, und die beiden Liebenden werden vereinigt, der Bösewicht aber der Gerechtigkeit überliefert.

Norris erscheint ohne alle tiefere Begründung durchaus als ein Mensch, der am Verbrechen Vergnügen findet. Denn da er weder Maria liebt, noch Robert ihm schaden kann, so begreift man nicht, weshalb er so verzweifelte Mittel ergreift, um sich zu rächen, ohne den geringsten Vortheil davon zu haben. Der ganze Charakter wird dadurch widerlich und abstoßend, wenn es schon möglich ist, daß er auf der Bühne einen bedeutenden Effect hervorbringt. Kann man aber diese gar zu gewaltsame und willkürlich herbeigeführte Lösung vergessen, so bietet das Stück so viele Schönheiten dar, daß es jedenfalls unter die besten Producte gezählt werden muß, welche das englische Drama in neuerer Zeit aufzuweisen hat. Feste Zeichnung der Charaktere, eine dramatische, dabei aber äußerst wohllautende, einfache und poetische Sprache, glückliche, zuweilen nur zu sehr auf den Effect berechnete Erfindung zeichnen Sheridan Knowles höchst vortheilhaft aus und weisen ihm ohne Zweifel die erste Stelle unter den jetzt lebenden englischen Dramatikern an. Daß er zuweilen mehr theatralisch als dramatisch im Bau seiner Stücke erscheint, hängt sehr natürlich mit seiner Stellung als Schauspieler zusammen, stört jedoch nicht. Ob der Übersetzer sich streng an den Text gehalten, kann Ref. nicht ermessen, die Übersetzung liest sich ganz wie ein Original und ist wenigstens insofern treu, als sie den Geist des Originals genau wiedergibt. Viele Stellen sind außerordentlich schön, nur ihre Länge hält uns von deren Mittheilung zurück. Einige kürzere mögen aber hier folgen. Wir wählen die Stelle, wo Maria ihrem Vater

begegnet, nachdem sie ihn eben erst vor Gericht als Mörder bezeichnet hat.

Maria.

Mein Vater, theurer Vater!

Robert.

Bin ich's wirklich?
Komm, fremde Dirne, wiederhol' den Namen;
Ob auch erlogen, klingt er doch so süß.

Maria.

Wie meinst du das?

Robert.

Beim Himmel, ja, es ist
Das größte Glück, ein gutes Kind zu haben.

Maria.

Ich war's, ich bin's.

Robert.

Du bist ein gutes Kind?
Sieh scharf mir in die Augen. Möchtest du
Mit frecher Stirn zum zweiten Male lügen?

Maria.

Hör' mich erst an!

Robert.

Steh' auf, daß nicht Gewalt,
Des Vaters Vorrecht gegen dich erwache,
Daß ich nicht in dein aufgelöstes Haar
Wie in ein Nest von Schlangen zornig greife.

Maria.

— Ich zeugte, was ich sah.

Robert.

Es wäre gut, besäß' dein Mund ein wenig
Von dem, was allzu viel dein Herz besitzt.

Maria.

Wovon?

Robert.

Vom Felsen und vom Kieselsteine,
Die unerweichbar, fest verschlossen sind.

Maria.

Man brachte mich zum Saale des Gerichtes:
Dort in den dunkeln, hohen Hallen schien
Des Weltgerichtes Stunde mir gekommen.
Da war kein Raum in meines Busens Raum,
Die eigne Meinung listig zu verschließen,
Und offen stand mein Denken vor dem Richter,
Wie jetzt mein Antlitz offen vor dir steht.
Was ich als Werth und Geltung sonst verehrte,
Was Alles mir, vor Allem wichtig schien,
Das ward zu Nichts, zu Nichts! Und gleich, als ob
Ein höherer Befehl den Geist erfülle,
Die Wahrheit zu verkünden, also wich
Von mir des Truges, der Verstellung Nebel;
Hell leuchtend sah ich nur das große Auge
Der Gottheit, das auf mich gerichtet war,
Und unwillkürlich schloß die Lippe sich
Nach dem Gebot des ew'gen Vaters auf,
Wie ich jetzt dich nur, Vater, seh' und höre u. s. w.

42. Die Widerspenstige. Lustspiel in vier Aufzügen von Shakspeare. Mit Benutzung einiger Theile der Übersetzung des Grafen Baudissin von Deinhardstein. Wien, Wallishausser. 1839. Gr. 8. 16 Gr.

Weniger eine Bearbeitung als eine Zerarbeitung, wenn man den Shakspeare'schen Text dagegen hält. Was in dem Stücke enthalten ist, weiß alle Welt, wir haben also weiter nichts zu sagen, als daß Hr. Deinhardstein das Original für den modernen Geschmack der Wiener hat zubereiten wollen. Dies schien nicht wohl möglich ohne einen bedeutenden Zusatz von Wasser, der denn auch nicht mangelt. Trotzdem aber bleibt noch immer genug von Shakspeare's Witz, Lauge und genialer Derbheit übrig, um bei einer Darstellung Effect zu machen.

43. John Milton's dramatische Werke. Aus dem Englischen übersetzt von H....h. Berlin, Hirschwald. 1840. 8. 16 Gr.

Große epische Dichter haben nur selten auch Bedeutendes im Drama geleistet. Der Dichter des „Verlorenen Paradieses" gehört nicht unter die Ausnahmen. Seine beiden dramatischen Versuche, die uns von dem Übersetzer etwas zu viel verheißend als dramatische Werke angekündigt werden, können durchaus nur den Literarhistoriker interessiren, dessen Zweck und Aufgabe es ist, den Geist eines Dichters nach allen Seiten hin, in all seinen Ausstrahlungen kennen zu lernen. Das erste dieser beiden Producte: „Comus", ist ein großes Spiel in dramatischer Form, wie sie zu Milton's Zeit und schon viel früher, namentlich in England, noch sehr häufig vorkommen. Halb Schäfer-, halb Zauberspiel, bewegt es sich in höchst engen Grenzen und schildert die Scherze Comus', der mit seiner lustigen Schar sich allerhand Neckereien erlaubt. Von einem eigentlichen Inhalte ist nicht die Rede, es wird hin und her gesprochen, fast ohne alle Handlung. Die einzelnen Personen reden sehr viel und sagen Alles, was sie zu sagen haben, in der unbeholfenen Manier von Schulknaben her, die sich ihre Lection abhören lassen. Wir müssen bekennen, daß uns wenig Poetisches in diesem Spiele aufgestoßen ist, nicht einmal die Erfindung läßt einen Dichter, am wenigsten einen so bedeutenden wie Milton, ahnen. Ansprechender, obschon in Hinsicht auf die Form ebenso schwerfällig und undramatisch, ist das zweite Stück: „Simson Agonistes". Dieses interessirt vornehmlich dadurch, daß der Dichter es schrieb, als er bereits längst erblindet war. Der geblendete israelitische Held gab ihm nun mannichfache Veranlassung, sich über die Verlassenheit des Blinden auf Erden auszusprechen, solche Worte kommen denn dem blinden Dichter aus dem Herzen und ergreifen den Leser. Über das Stück selbst ist wenig zu sagen. Es stellt die Geschichte fast ganz so dar, wie die Bibel den Vorfall erzählt. Die Leute sprechen eben wieder ohne Ende, dazwischen ermahnt der Chor, aus Israeliten bestehend, in antiker Weise bald zur Duldung, bald zum Handeln. Simson, im Gefängniß zu Gasa, wird in den Palast der Philister geführt, man hört ein Getöse, dem bald darauf ein Bote folgt, um das Geschehene Simson's Vater und dem Chore der Israeliten zu erzählen. Ob die Übersetzung treu ist oder nicht, können wir nicht entscheiden, doch wollen wir den Versicherungen des Übersetzers gern Glauben schenken. Allein seine Entschuldigungen wegen Handhabung der Sprache und in Bezug auf den Versbau können wir doch nicht gelten lassen. Soll ein Gedicht einmal in Versen übersetzt werden, so muß sich der Übersetzer alle mögliche Mühe geben, diese so viel als irgend möglich ist lesbar herzustellen. Kann er dies nicht, so soll er uns lieber Prosa geben. Die reine Prosa spiegelt dann den Geist des Dichters, die Poesie selbst, reiner ab als so abscheulich zerhackte Verse, wie sie uns mit wenigen Ausnahmen der Übersetzer bietet. So heißt es im „Comus":

Nein, nicht Ein Wort
Will ich zu viel gesprochen haben: denn
Gegen Bedrohungen der Bosheit, Zauberei,
Und gegen jene Macht, die irrende
Menschen Zufall benennen, halt' ich dies
Stets fest: die Tugend kann wol angegriffen
Werden, doch nimmer nimmt sie Schaden, von
'Ner ungerechten Stärke überrascht,
Nie wird sie unterliegen.

Und an einer andern Stelle:

Er reicht dem Durst'gen
Mit schlauem Worte den verderblichen
Trank dar, der unter tiefen Zaubersprüchen
Gemischet worden, dessen süßes Gift
Das Antlitz dessen, der da trinkt, verwandelt
Und ihm unwürd'ges Aussehn eines Thiers
Dafür verleiht, indem er der Vernunft
Prägung darauf verlöscht u. s. w.

Wir könnten mit leichter Mühe eine Menge ähnlicher und se-

gar noch misrathener Verse aus dem „Simson" anführen, statt dessen aber heben wir ein paar jener rührenden Klagen heraus, in welchen der Dichter den Kummer eines Blinden ergreifend schildert.

Blind sein unter Feinden,
Weit schlimmer dies als Fesseln, Kerker und
Als Bettelstab, als schwaches Greisenalter!
Das Licht, das erste Gotteswerk, ist mir
Erloschen, alle seine Freuden sind
Für mich dahin! — —
Kaum nur scheine
Ich halb zu leben, und bin todt mehr noch
Als halb! — o Düster, Düster, Düster bei
Dem Glanz des Mittags, unvertilgbar Dunkel,
Gänzliche Finsterniß ohn' alle Hoffnung,
Daß je es wieder tagen wird! —
Die Sonne ist mir schwarz,
Und schweigend wie der Mond,
Wenn er die Nacht verließ,
In seiner Höhl' versteckt.
Da Licht dem Leben so nothwendig ist,
Das Leben selbst, wenn wahr es, daß das Licht
Auch in der Seele wohnt, wie sie verweilt
In jedem Körpertheile, warum wurde
Das Seh'n beschränkt auf solche zarte Kugel,
Wie es das Auge ist u. s. w.

Solche und ähnliche Ausbrüche der tiefsten Bekümmerniß wiederholen sich einige Mal und geben Kunde von dem Kummer, von den Leiden des blinden Dichters. Noch ist zu erwähnen, daß „Simson" das letzte poetische Product des greisen Milton war, während „Comus" angeblich für seine Jugendarbeit gehalten wird. Ein bedeutender Unterschied zwischen beiden Producten ist allerdings nicht zu verkennen, leider aber nur wenig von dem hohen Geiste des entzückten Sängers, dessen „Verlorenes Paradies" alle civilisirte Nationen bewundern. Das dramatische Spiel „Comus" wurde 1634 auf Ludlow-Castle vor dem Präsidenten von Wales, Grafen Bridgewater, aufgeführt.

44. Der Geizige und seine Tochter. Drama in zwei Acten. Nach Bayard und Duport, von L. Angely. Berlin, Fernbach jun. 1840. Gr. 12. 16 Gr.

Die ziemlich gewöhnliche Geschichte eines geizigen Vaters, der mit seiner freigebigen, milden, menschenfreundlich gesinnten Tochter in Conflict geräth, gut und fast zu effectreich dargestellt. Der Schwager des Gutsbesitzers Hartmann geräth durch falsche Speculationen und zu großen Aufwand in eine bedrängte Lage, die bald zum entschiedenen Bankrott führt. Hartmann's Tochter, Eugenie, liebt den Sohn des Oheims, einen jungen, hübschen, etwas zu sehr modernisirten Mann, der gern heiter und gut lebt und in seiner Freigebigkeit und Nichtachtung des Geldes ein artiger Pendant zu dem filzigen Hartmann ist. Sobald nun der bankrotte Schwager sich keinen Rath mehr weiß, meldet er seinem Sohne, daß er sich das Leben nehmen werde. Eugenie ist außer sich, theils über das Unglück des Oheims, theils über die Verzweiflung ihres Geliebten, sie bittet ihren Vater den Armen zu retten. Dieser ist aber, wie sich von selbst versteht, unerbittlich. Da thut Eugenie das Äußerste. Sie entwendet dem Geizhalse einen Theil seines todten Mammons und sendet ihn im Namen ihres Vaters dem Bedrängten. Kaum entdeckt der Geizige den Diebstahl, als er fast von Sinnen kommt und, da Eugenie sich als Dieb bekennt, diese verflucht. Unterdeß wird der Oheim durch die unerwartete Hülfe gerettet, der Geizhals tröstet sich, da er erfährt, das Geld solle verzinst werden, er gibt die Hand Eugeniens dem Sohne seines Schwagers und fährt fort Geld zusammenzuscharren. Der Charakter Hartmann's, die Persönlichkeiten Eugeniens und ihres Geliebten, desgleichen der gutmüthige, im Stillen Eugenien anbetende Franz sind recht lobenswerth gehalten, obwol der Charakter des Geizigen durch den Darsteller leicht ins Carikirte hinübergezogen werden kann. Viele Situationen, vornehmlich in den Scenen, wo die Liebe zum Gelde mit der Liebe des Vaters zur Tochter kämpft, sind mit vielem Glück erfunden und zeugen von bedeutender Menschenbeobachtung. Sonst hat auch dieses Stück, wie fast alle französische Dramen dieses Schlages, nicht den mindesten Kunstwerth. Die Technik allein und das Charakteristische der Rollen, die wenigstens immer dem Leben abgelauscht, nur leider ohne poetische Verklärung in nacktester Prosa hingestellt sind, bilden den Werth solcher Erzeugnisse.

45. Das Innere einer Familie, oder der Haustyrann. Charaktergemälde in fünf Aufzügen von J. von Plötz. Nach der Idee des A. Duval. München, Franz. 1839. 8. 16 Gr.

Ein reicher Bankier, tüchtig in seinen Geschäften, auch sonst ein braver, geachteter Mann, spielt in seinem Hause den abscheulichsten Tyrannen, angeblich aus purer Liebe zu den Seinigen, die auch wirklich groß ist, wenngleich Niemand viel davon merken kann. Frau und Kinder dulden die harte Behandlung des Vaters mit beispiellosem Gleichmuthe; da kommt der Bruder von Clementine, der Frau des Bankiers, unerwartet nach einer sehr langen Abwesenheit in das Haus seines Schwagers. Er erfährt, wie es seiner Schwester, seinem Neffen, seiner Nichte ergeht, sieht es, unerkannt, selbst und beschließt, den tyrannischen Mann, der von seiner Abscheulichkeit, die eigentlich blos darin besteht, daß ihm Niemand etwas zu Danke macht, gar keine Ahnung hat, vielmehr behauptet, Jedermann bemühe sich ihn zu ärgern, durch eine Radicalcur zu heilen. Er veranlaßt die leidende Frau, nebst ihren Kindern den Haustyrannen scheinbar zu verlassen. Dies wirkt, der Bankier erkennt sein Unrecht, er ordnet seine Angelegenheiten und beschließt, nunmehr ganz zerknirscht und niedergeschlagen, für sein ganzes übriges Leben auf Reisen zu gehen. Schon ist Alles zur Abreise fertig, da erscheinen die Geflüchteten wieder, der maskirte Schwager gibt sich zu erkennen, der Bankier gelobt Änderung und die Familie bittet um Verzeihung, die denn auch gewährt wird, sowie die billigen Wünsche sowol der Tochter, die bereits einen Geliebten hat, als auch die des Sohnes, der unter das Militair gehen will. Dieses Familiengemälde ist dem Leben treu, doch keineswegs störend nachgebildet, es trägt sogar einen poetischen Anhauch. Viele, sehr viele Familienväter würden, wenn sie es aufmerksam lesen und nicht ganz verblendet sind, ihr „ganz natürlich Ebenbild" darin erblicken. Nur hätte der Bearbeiter, da er die Handlung einmal auf deutschen Grund und Boden verlegt, die Deutschthümlichkeit auch strenger festhalten sollen; denn hört man vom Marsfelde, von den Champs elysées und andern ähnlichen nur bei Paris gelegenen Örtlichkeiten sprechen, wenn doch alles Übrige völlig germanisirt ist, so bringt dies eine unangenehme Störung hervor.

46. Lustspiele und Possen von Karl Lebrun. Mainz, Kupferberg. 1839. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Unter den zahlreichen Übersetzern, Bearbeitern und Zerarbeitern ausländischer, vornehmlich französischer Dramen hat sich von jeher Karl Lebrun vortheilhaft ausgezeichnet. Selbst einer der talentvollsten komischen Schauspieler aus der ältern Zeit, die man hier mit Fug und Recht die gute nennen kann, außerdem noch Bühnendichter, in welcher Eigenschaft er zwar nie Außerordentliches oder auch nur Hervorragendes geliefert hat, besitzt er Liebe, Lust, ja Begeisterung genug für seine Kunst, um wenigstens im Interesse dieser, ganz abgesehen von der dramatischen Poesie an sich, nur Besseres der deutschen Bühne zuzuweisen. Während eine Menge Anderer fabrikmäßig übersetzen, jede Stunde so und so viel Scenen, wählt, prüft und arbeitet Lebrun mit künstlerischer Besonnenheit und gibt so den deutschen Schauspielern immer Stücke in die Hände, an denen sie sich üben und etwas lernen können. Schon dies verdient Anerkennung, weil durch die Wahl solcher Stücke der Schauspieler erzogen und erst zum wirklichen Künstler gebildet

wird; und Lebrun hat vollkommen Recht, wenn er bei seinen Bearbeitungen immer auf solche Dramen Rücksicht nimmt, in denen die Autoren bemüht waren, Charaktere zu zeichnen. Daß sich auch Lebrun zuweilen vergreift, oder aus Vorliebe für das eine oder andere Fach irreleiten läßt, ist begreiflich, für gewöhnlich aber müssen wir seiner Wahl unsern Beifall geben. Unter den vier Producten, die uns dieses Büchlein bringt, hat uns vor allen eins ausnehmend angesprochen. Dies sind „Die Holländer", ein altes Lustspiel von Goldoni, wo es ursprünglich den Titel „Die Kaufleute" führt. Bock, der erste Bearbeiter, gab ihm den Namen „Die Holländer". Lebrun hat nun das Verdienst, dies allerdings vortreffliche Lustspiel abermals neu bearbeitet und dem Geschmacke unserer Zeit angepaßt zu haben, ohne ihm eben zu schmeicheln. Stücke dieser Art haben das Eigenthümliche, daß es nicht eigentlich die poetische Idee, welche ihnen zum Grunde liegt, sondern fast ganz allein die glückliche, ergreifende, biedere Charakterzeichnung ist, die ihnen einen bleibenden Werth sichert. Auch in den „Holländern" stoßen wir auf nichts Außerordentliches, im Gegentheil sind die darin auftretenden Personen, wenn man will, höchst hausbackene Menschen, aber freilich Menschen von echtem Schrot und Korn, von einer unantastbaren Redlichkeit, von einer so derben Offenheit, daß sie der feinfühlende Culturmensch allenfalls wird grob schelten können. Auch die Handlung und der Hebel des Stücks ist höchst einfach. Ein junger Kaufmann spielt, geräth in Schulden, setzt seinen Vater, dessen Compagnon er ist, in Verlegenheit und bringt ihn zuletzt so weit, daß sogar der Credit auf dem Spiele steht. Ein reicher Holländer, van der Hoeft, der mit seiner Nichte das Haus des Kaufmanns bewohnt, bringt die Verwirrung theils durch seine Derbheit, mit welcher er den jungen Brausewind ablaufen läßt, theils durch die biedere Offenheit, mit der er der Tochter des Kaufmanns seine Hand anbietet, während seine eigene Nichte den jungen Hans Liederlich durch Liebe zur Besinnung zurückführt, wieder ins Gleiche. Der anziehendste Charakter ist jedenfalls van der Hoeft, trocken, derb, pedantisch, holländisch eigensinnig und dabei der edelste Mensch, den man sich nur denken kann. Hier ein Beispiel von seiner Rede- und Handlungsweise. Heinrich, der lockere junge Mann, braucht Geld und will von dem Holländer borgen.

Heinrich. Votre santé, Monsieur?

V. d. Hoeft. Mar-good, myn Heer.

Heinrich. Mir thut der Kopf weh!

V. d. Hoeft. Vom Nachtschwärmen?

Heinrich. Nein, vom Geldmangel.

V. d. Hoeft. Ist Ihnen sehr gesund.

Heinrich. Wie so?

V. d. Hoeft. Weil Sie dann nichts zu verthun haben.

Heinrich. Mein Herr, wofür halten Sie mich?

V. d. Hoeft. Für den Sohn — Ihres Vaters.

Heinrich. Glauben Sie nicht, mein Herr, daß hier vom Vergeuden die Rede ist: es bietet sich mir eben ein speculativer Handel dar, bei dem sich ein dreißig Procent verdienen ließen.

V. d. Hoeft. Sehr löblich.

Heinrich. Ich bin so ziemlich complet, aber ein hundert Ducaten fehlen mir noch. Das baare Geld ist seit der letzten Handelskrise rar.

V. d. Hoeft. Sehr rar.

Heinrich. Die Amerikaner haben uns einen gewaltigen Querstrich gemacht.

V. d. Hoeft. Uns ebenfalls.

Heinrich. Aber ein Hundert haben Sie gewiß vorräthig.

V. d. Hoeft. Wäre nicht gut.

Heinrich. Wollen Sie mir auf ein acht Tage damit helfen?

V. d. Hoeft. Well, myn Heer. (Zieht die Brieftasche.)

Heinrich (für sich). Das ging besser, als ich dachte.

V. d. Hoeft (gibt ihm ein Papier). Da!

Heinrich (bestürzt, nachdem er gelesen). Was soll das? Meinen eigenen Schein?

V. d. Hoeft. Gut für hundert Ducaten.

Heinrich. Ich weiß wohl, daß ich Ihnen eine solche Summe noch schulde —

V. d. Hoeft. Ich auch.

Heinrich. Würden Sie deshalb anstehen, mir eine ähnliche zu leihen? (Gibt ihm den Schein zurück.)

V. d. Hoeft (der ihn wieder in die Brieftasche steckt). Keineswegs, sobald — die ersten Hundert bezahlt sein werden u. s. w.

Gegen dieses glückliche und in seiner Art bedeutende Lustspiel stechen die übrigen freilich sehr ab. „Casanova im Fort St.-André", ein Intriguenspiel in drei Aufzügen, ist dem Französischen entlehnt und kann nur durch die Spannung, in welcher man erhalten wird, einigermaßen für die völlige Gehaltlosigkeit entschädigen, aus der es zusammengesetzt ist. Lebrun erklärt es in seinem kurzen Vorworte selbst für eine bloße Kleinigkeit, ohne weitere Bedeutung. Die Handlung beruht auf der Pfiffigkeit des gefangenen Casanova, der seinem Gefängniß zu entschlüpfen weiß und nun den Magistratspersonen, den Weibern, den Gefangenwärtern, kurz Jedermann Nasen dreht und doch immer wieder im Gefängnisse ist, wenn der Schließer in Begleitung des Commandanten zu ihm kommt. Warum Lebrun die Kleinigkeit gerade Intriguenspiel genannt hat, sehen wir nicht ein. Es spinnen sich zwar mancherlei Intriguen darin an, dergleichen geschieht aber auch in vielen andern Lustspielen, und so wäre die gewöhnliche Bezeichnung „Lustspiel" wol auch hinreichend gewesen.

„Der Wetterableiter", Posse in zwei Aufzügen, nach einem französischen Vaudeville bearbeitet, mag auf der Bühne recht angenehm zu sehen sein, wenn ein tüchtiger Komiker den Koch Flicotot ohne Übertreibung zu geben versteht, für die Lectür eignet es sich wenig. Der Titel „Wetterableiter" ist wunderlich. Es handelt sich nämlich keineswegs um einen gewöhnlichen Wetterableiter, sondern um einen Menschen, der in der Aussicht, 1000 Pf. St. zu gewinnen, sich an einen jungen Baronet hängt und alle Dummheiten, alle Wetten, die dieser möglicherweise begehen kann, für ihn übernimmt und ausführt. Dieser tragikomische Narr ist der Koch Flicotot. Es läßt sich denken, daß der arme Teufel die verrücktesten Wetten für seinen Herrn oder Busenfreund eingehen und gewinnen muß und daß er dabei fast selbst ums Leben kommt. Nach zahllosen Abenteuern, nach den possierlichsten Leiden, die er sich an den Hals ißt und trinkt, erhält er denn seinen Lohn und noch mehr, und bekennt zuletzt, daß er nicht aus Liebe zu dem Baronet alle diese Quälereien auf sich genommen habe, sondern bloß, um aus der schmählichsten Geldnoth sich in eine bessere Lage hinüberzuretten. Da es der Zufall will, daß der arme Koch auch noch dazu eine hübsche junge Frau hat, die nur für seine Gehülfin gilt, so foltert ihn die Eifersucht noch apart, so daß der Ärger gar kein Ende nimmt.

Den Beschluß des Buches macht eine Posse in drei Aufzügen: „Zwei Namenstage für Einen", ebenfalls schon ein älteres Stück, in dem früher, der Versicherung Lebrun's zufolge, Iffland geglänzt haben soll. Wir zweifeln nicht, daß auch jetzt noch diese Kleinigkeit ihr Publicum finden wird, da die Handlung lebendig, der Wahrheit angemessen, der Dialog leicht und prägnant, die Charaktere interessant und in jeder Hinsicht anziehend sind. Den Bühnen können wir daher diese kleine Lustspielsammlung mit gutem Gewissen empfehlen. Es ist wenigstens eine gesunde Kost, woran sie sich nicht den Magen verderben werden, wie an so vielen andern französischen Lustspielen und Dramen, in denen meistentheils die nackteste Lasterhaftigkeit die Pointe bildet. Dafür, daß Lebrun sich fern hält von diesem schlüpfrigen Wege, verdient er unsern Dank.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 330. —— 25. November 1840.

## Dramatische Bücherschau für das Jahr 1839.

### Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 329.)

47. Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Übersetzt von J. D. Gries. Zweite, durchgesehene Ausgabe. Erster Band. Mit dem Bildnisse Calderon's. Berlin, Nicolai. 1840. 16. 12 Gr.

Die Vortrefflichkeit der Gries'schen Übersetzung Calderon's ist so allgemein anerkannt, daß es beim Erscheinen dieser zweiten Auflage nur einer Anzeige bedarf, um die Gebildeten aller Stände auf die meisterhaften Dichtungen des edeln Spaniers aufmerksam zu machen. Der erste Band enthält „Das Leben ein Traum" und „Die große Zenobia". Das Publicum kennt beide Dramen, wenn auch nur das erstgenannte durch die Bühnendarstellung unser vollkommenes Eigenthum geworden ist. Die Übersetzung hat nur unbedeutende Veränderungen erlitten. Das Bild des Dichters wird erst mit den folgenden Bänden versprochen.

48. Der verwundete Liebhaber. Lustspiel in einem Aufzuge. Nach Dupaty und nach einer kleinen Erzählung bearbeitet von F. A. von Kurländer. Wien, Wallishausser. 1839. Gr. 8. 9 Gr.

Ein junger hitziger Major hat ein Duell mit einem Fremden gehabt, den er irrthümlicher Weise für seinen Nebenbuhler hält, ist verwundet worden und muß nun das Zimmer hüten. Seine Geliebte kommt verkleidet, um ihn zu pflegen und ihm zugleich seine arge Eifersucht abzugewöhnen. Diese Geliebte, eine junge Witwe, ist reich und wohlthätig, der Onkel des Majors will aber nichts von ihr wissen, indem er behauptet, der Major könne nicht heirathen, weil er zu liederlich sei und zu viel Schulden mache. Diese will der Onkel nicht bezahlen. Da schlägt sich die junge Witwe ins Mittel, die Sache kommt heraus, es ergibt sich, daß der Major den eigenen Onkel für seinen Nebenbuhler gehalten hat, und die beiden Leutchen heirathen einander. Um einen Theaterabend dürftig auszufüllen, ist das Stück gut genug. Es gibt noch viel schlechtere. Literarischen Werth hat es natürlich nicht.

---

Die bisher angezeigten Lustspiele und Possen waren meistentheils Bearbeitungen französischer oder italienischer Originale. Nur im ersten Artikel unserer diesjährigen dramatischen Bücherschau kamen uns einige nicht zu verachtende deutsche Originallustspiele vor. Eine größere Anzahl liegt jetzt vor uns, theils Lustspiele, theils Possen enthaltend. Hat nun im verflossenen Jahre keine dem Lustspiel günstige Atmosphäre über Deutschland geschwebt, oder sind die Narren hier von Haus aus so erhaben, daß sie vor lauter Lust und Narrethei schier ernsthaft werden: genug, Freund Komus tritt entweder mit einer sehr weinerlichen oder mit einer so pathetisch-komischen Miene auf, daß wir entweder das Lachen ganz vergessen, oder über diese pathetische Spaßhaftigkeit vor lauter Lachen wieder Thränen vergießen. Die Deutschen sind — Gott sei's gedankt — närrische Käuze, unsere Lustspieldichter sind aber jedenfalls die närrischten von allen! Dürfen wir an die geehrten Leser d. Bl. die Bitte wagen, dem zunächst angezeigten Büchlein ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken, so werden sie unser Urtheil gerecht finden und mit uns der deutschen Narrheit mit Posaunen, Zimbeln und Pauken ein weitschallendes Loblied singen.

---

49. Die eifersüchtigen Weiber. Posse in einer Abtheilung und Proben dramatischer Sprüchwörter von G. Schütz. Nebst einem Vorworte, verbunden mit einer Subscriptionseinladung auf die sämmtlichen Werke (?) des obigen Verfassers. Güstrow, Opitz. 1838. 8. 12 Gr.

Schon manche bedeutende Schrift ist uns zu Handen gekommen, über die wir ein Urtheil fällen sollten, und nicht selten fiel es uns schwer, einen, ob auch gerechten, Tadel über derartige Schriften auszusprechen, weil der Name der Verfasser ein berühmter, ein allgemein geachteter und ehrenwerther war. Nie aber ist es uns noch vorgekommen, daß wir gleich von vornherein unser Urtheil völlig untergraben, die Feder uns recht eigentlich aus der Hand gerissen gesehen hätten. So weit hat es bis jetzt nur Hr. G. Schütz aus Wismar gebracht, aus Wismar, das im Lande Mecklenburg, oder Mechlenburg, liegt, dicht an der Ostsee, im Angesichte der Insel Poel. Hr. Schütz ist ein Genie, ein großes Genie, wo nicht das allergrößte, das bis jetzt auf deutscher Erde einhergewandelt; er ist ein sich selbst bewußt gewordenes Genie, und — traure mit uns, du armes deutsches Volk — auch das letzte Genie, das in Deutschland gekannt, verkannt, verspottet und mishandelt werden wird! Wohl dir, du mecklenburgische Stadt Wismar, die im Angesichte der flachen Insel Poel liegt, wohl dir, daß dir der unvergängliche Ruhm zu Theil geworden ist, den letzten deutschen Dichtergenius in deine Mauern zu schließen! — Wahrhaftig, ich möchte, wie weiland Homer und wer auf seinen Spuren wandelte, zu thun pflegte, die neun Musen anrufen, daß sie mir beiständen, hätte ich sie nur bei der Hand; aber sie lassen sich nicht sehen, sie sind gänzlich verschwunden, Hr. Schütz hat sie in sein sterbliches Gehirn eingesperrt und Beschlag auf sie gelegt. Was bleibt mir noch übrig ohne die neun Musen? Etwa die Grazien? Behüte Gott, auch diese sind verloren gegangen! Die ganze Götterversammlung ist ausgestorben, alles Schöne, Edle, Große und Gute hat uns verlassen, und nur die Barbarei, die skythische Rohheit ist uns treu geblieben! — Nun denn, da wir nicht aus der uns zugetheilten, übergestülpten Haut herausgehen können, so wollen wir auf gut barbarisch-deutsch den letzten deutschen Dichter einer Kritik unter-

werfen, und nicht etwa blos sein Werk, seine Posse — Possen! Alles, Alles, was von ihm habhaft zu werden ist, soll unter unsere kritische Guillotine. Warum hat Hr. Schütz auf die neun Musen Beschlag gelegt!

Der Dichter der Posse: „Die eifersüchtigen Weiber", in denen so unendlich viel Poesie steckt, daß sie kein Sterblicher entdecken kann, beabsichtigt, oder hat eigentlich beabsichtigt, seine sämmtlichen Werke in fünf Bänden herauszugeben, und biettet das Manuscript dem Hrn. Verleger mit devotester Devotion um den äußerst billigen Preis — um die Ehre, sich in einer Gesammtausgabe zu sehen — an. Der Hr. Verleger hat trotz dieser beispiellosen Billigkeit doch noch immer verschiedene Bedenklichkeiten, macht Vorschläge mancherlei Art und will sich endlich zu einer Herausgabe auf Subscription verstehen, wenn der Dichter G. Schütz ihm erlaubt, die bis dahin geführte Correspondenz mit ihm in der Subscriptionsanzeige abdrucken zu lassen! — Deutschland, Deutschland, wohin ist es mit dir gekommen, und Sie, Hr. Opitz, was haben Sie für ein blutdürstiges, steinhartes Herz! Diese Unbarmherzigkeit wird Ihnen die dramatische Literatur niemals vergeben! Der Dichter geht darauf ein und so erhalten wir denn in diesem Probepossenstücke ein Stückchen Correspondenz, womit sich Hr. Schütz wahrscheinlich den entsetzlichsten Possen selbst gespielt haben wird. Es thut uns leid, außerordentlich leid, daß wir uns mit aller Gewalt in die richterliche, unerbittliche Stimmung hineinreden müssen, es hilft aber nichts, Hr. Schütz hat es gewollt, und so komme denn sein Blut, seine Arroganz über ihn! Er schreibt an seinen Verleger wie folgt:

„— — Wenn als angehender Verleger es Ihnen Ernst ist, so werden Sie in diesem Anerbieten classischer Werke, denen die Zeit einen steigenden Werth verleihen wird und die eine ungeheuere Sensation, ja öffentlich laute Empörung (Hr. Schütz hat wahrscheinlich Gelächter schreiben wollen) zum Theil in der literarischen Ideenwelt — aber desto besser für Sie! — erregen müssen, ein Wahrzeichen Ihres Glückes erkennen und nicht anstehen, dasselbe ungesäumt durch eine Subscriptionsanzeige zu versuchen. — — Säumen Sie also keine Minute, Ihr Glück zu ergreifen und zu verwirklichen, es könnte zu spät werden. Es wird Sie sicher nicht gereuen und Sie werden selbst eingestehen, daß Ihnen als Anfänger ein seltenes Glück ward, entweder den ersten deutschen classischen Dichter einer neuen deutschen Literatur, oder vielmehr, wie ich glaube, den **letzten deutschen classischen Dichter** verlegt zu haben, mit dem die deutsche classische Literatur geschlossen ist, der in seiner gedrängten kurzen Darstellung dennoch Alles an Vollständigkeit, Selbständigkeit und innerer Vollendung übertrifft, was die alte und neue Zeit uns liefert in allen Nationen."

„Ich wiederhole Ihnen aber noch ein Mal, daß ich von meinen Werken durchaus auch nicht die geringsten Kosten haben will; denn sie kosten mir schon genug — mein ganzes Leben!"

Auf diese dummdreiste, beispiellose Arroganz antwortet der witzige Verleger so humoristisch und vortrefflich, daß wir sehr bedauern, diese Antwort hier nicht folgen lassen zu können. Hr. Schütz muß in sich und seine faden Possen, wie kein Mensch sonst auf Erden, vernarrt, oder reif zum Irrenhause, oder endlich — und das scheint uns fast das Wahrscheinlichste — ein vollkommener Einfaltspinsel sein, wenn er, wie es doch wirklich der Fall ist, nicht eingesehen hat, daß ihn der Verleger mit der gegebenen Antwort hänselt, freilich in einer Art und Weise, wie sie unter cultivirten Nationen gebräuchlich ist. Jetzt hat die Kritik die Verpflichtung, die ironischen Ruthenhiebe, die ein Thor noch immer für pikante Schmeichelreden halten kann, in recht verständliche, grob deutsche Stockprügel zu verwandeln, d. h. mit andern Worten, Hrn. Schütz mit der Nase darauf zu stoßen, daß er ein Thor, ein beispiellos arroganter Mensch und der poesieloseste aller eingebildeten Gecken ist, die seit Adam bis auf den heutigen Tag dies Narrenhaus — Welt genannt — durchwandelt haben. Seine lächerliche Eitelkeit geht aber noch weiter. Der Verleger deutet an, es möge ersprießlich sein, wenn das Brustbild des großen Poeten seine unsterblichen Werke schmücke. Darauf gibt nun Hr. Schütz nach einigem koketten Sträuben folgende Anordnungen über die Art und Weise der Anfertigung seines Portraits. Wie Alles an ihm, sind auch diese Vorschriften so lächerlich originell, daß wir unsere Leser damit bekannt machen müssen. Hr. Schütz schreibt:

„Erstens muß dies Brustbild sehr gut, genau ähnlich, aber ganz einfach nach der Natur, also nackt und blos, wie ich bin, gezeichnet und ausgeführt sein, und kann nach Unten von Wolken begrenzt erscheinen; zweitens, um der Wahrheit nahe zu kommen und ihr bescheidentlichst einen Ausdruck zu geben, soll über meinem Haupte eine Dornenkrone schweben; über der Dornenkrone aber sollen finstere Wolken, aus denen Blitze über mein Haupt sich kreuzen, als Sinnbild des innern und äußern, des überirdischen (wie so?) und irdischen Kampfes, aus dem ich hervorgegangen bin. Über diesen finstern Wolken aber mag endlich, zur Befriedigung und Erbauung des Publicums (?), ein Sternenkranz in einem überirdischen Lichte erscheinen. Dies mein wohl ausgeführtes und getroffenes, übrigens einfaches Brustbild soll mein Hauptstück, den „Armin" zieren."

So viel über die unerhörten Thorheiten dieses eingebildeten, in sich selbst vernarrten Poeten zu Wismar. Schwerlich kennt ihn außer den Mauern jener Stadt irgend Jemand, und seine Schriften kennen zu lernen, haben wir nach dieser Probe von Dichterbescheidenheit und nachdem wir diese verunglückte Posse durchgewürgt haben, keine Lust. Über diese Albernheit selbst etwas zu sagen, bleibe uns erlassen. Es würde ja doch bei Hrn. Schütz's Ansichten fruchtlos sein. Der Inhalt der ganzen Posse läuft darauf hinaus, daß sich ein paar alte und junge verliebte Weiber auf die abgeschmackteste, geistloseste Weise, die uns noch je vorgekommen ist, um ein paar Mannspersonen streiten. Hier eine Probe von dem vollendeten Styl und Dialog des Verf.:

Albertine. Mein Gott! — Das ist eine von deinen Fragen! — Was sollt' ich da suchen?! — wenn ich spazieren geh', such' ich da etwas?! —

Betty. I, warum nicht! — Man sucht sehr oft was.

Albertine. Ich nicht.

Sophie Gluth. Man sucht freilich nichts, aber findet doch sehr oft was.

Albertine. Hast du vielleicht schon was gefunden?! —

Sophie Gluth. O ja! —

Betty (boshafter Weise). Was denn?! —

Sophie Gluth. Ich ging letzthin spazieren und fand — (hält sich den Mund zu und lacht affectirt). Ha, ha, ha, ha! —

Betty. Was denn?! —

Albertine (spöttisch). Wen denn?! — mußt du fragen! — Ich weiß es schon.

Sophie Gluth. Wen denn?! — Du weißt es nicht! —

Albertine. Wen anders als Herrn Tausendschön!? —

Sophie Gluth (affectirt). Herrn Tausendschön?! — Nein, den fand ich nicht! —

Albertine. Nun, so fand er dich!

Sophie Gluth. Ist das wahr, Herr Tausendschön?!

Tausendschön (affectirt Zerstreuung). Ich weiß gar nicht, wovon Sie reden, meine Damen!

Wir affectiren nun zwar keine Zerstreuung, sind auch wirklich nicht zerstreut, und wissen dennoch auch nicht, wovon die Rede ist; nur das Eine sehen wir klar ein, daß Hr. Schütz wie seiner Meinung nach der größte, so wahrscheinlich auch der geschlagenste aller Poeten sein und bleiben wird.

50. Frauen-Emancipation. Lustspiel in drei Aufzügen, von Wilhelm Marchland. Wien, Wallishausser. 1840. 8. 16 Gr.

Auch Herr Marchland tritt mit Prätentionen auf, welche den unbedeutenden Werth seines Stückes weit übertreffen. Er spricht in der Vorrede von der stets willigen Aufnahme, die sein Lustspiel auf der Josephstädter Bühne gefunden, nachdem die ersten Bühnen Deutschlands es nicht haben aufführen wollen; er sagt, solle sein Stück gefallen, müsse es von guten Schauspielern dargestellt, von einem Publicum gesehen werden, das nicht durch französische Küche verwöhnt sei u. s. w. Sollen wir offen sein, so begreifen wir wol die Nichtaufführung dieses Lustspiels auf den ersten Bühnen Deutschlands, nicht aber die wiederholte Darstellung desselben auf dem Josephstädter Theater. Und hält der Verf. diese Aufführung für eine Empfehlung, so mag er sich wol irren. Wir sind kein Freund der französischen Situationenhascherei, auch lieben wir im Lustspiele den feinen Conversationston, allein ein Lustspiel, in dem man gar keine Situationen entdecken kann, in welchem der Conversationston so fein gehalten ist, daß man auf keine Weise hinter den Sinn kommt, ein solches Lustspiel ist uns doch zu fein! Der Verf. wird daher nicht verlangen, daß wir uns eines Weitern über seine „Frauen-Emancipation" auslassen sollen; denn wir wüßten in der That nichts davon zu sagen, als daß eine Frau, die sich für emancipirt ausgibt, am Ende als nicht emancipirt erscheint. Was aber damit bezweckt, was im Verlauf dieses Lustspiels entwickelt werden soll, das ist uns vollkommen unklar geblieben.

51. Komus. Etui-Repertoir für deutsche Bühnen und Privattheater. Sammlung kleiner Lustspiele, herausgegeben von K. v. Mainau. Zwei Bändchen. Breslau, Kern. 1839. 16. 8 Gr.

Bloße Lappalien, nur in Familiencirkeln aufzuführen. Das erste Bändchen enthält ein Lustspiel: „Der Kuß", von Carlo. Ein junger Rechtsgelehrter verliebt sich in eine schöne Sängerin und betheuert, er möchte zehn Jahr für einen Kuß von ihr hingeben. Seine Frau, eine Jugendfreundin der Sängerin, autorisirt diese, dem Schwärmer den erflehten Kuß zu geben, was denn auch geschieht. Hierauf behauptet die Frau, daß er nunmehr auf zehn Jahre sein Leben an sie verloren habe. — Das zweite Bändchen enthält wieder ein Lustspiel von demselben Verfasser: „Bruder Fritz". In diesem wird ein reicher Vater, der seine Tochter einem armen Clavierlehrer nicht zur Frau geben will, weil er arm ist, durch den Schelmenstreich eines lustigen Bruders, der es übernimmt, sich selbst als einen aus Ostindien eben zurückgekehrten reichen Verwandten auszugeben, welcher dem Clavierlehrer 100,000 Pf. Sterl. auszuzahlen hat, hinters Licht geführt und zur Verlobung seiner Tochter mit dem Clavierlehrer vermocht. Als Alles abgeschlossen ist, kommt der wahre Bruder Fritz als Bettelmann zurück, die Verlobung soll rückgängig gemacht werden, allein die Bedingungen sind von dem pfiffigen Patron so gestellt, daß sie nicht mehr umgestoßen werden können.

52. Die Verrätherin. Originallustspiel in einem Aufzuge, als Seitenstück des Originallustspiels: „Der Verräther". Von Franz von Holbein. Hanover, Helwing. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

53. Die erlogene Lüge. Originallustspiel in vier Aufzügen, von Demselben. Ebendaselbst. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

54. Der Jugendfreund. Lustspiel in drei Aufzügen, frei nach Angelot und Comberousse, von Demselben. Ebendaselbst. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

55. Die verhängnißvolle Wette. Drama in fünf Aufzügen, nach dem Französischen des Alexander Dumas, von Demselben. Ebendaselbst, im Selbstverlage des Dichters. 1840. Gr. 8. 2 Thlr.

Holbein's Name hat als Theaterdirector und Bühnendichter einen guten Klang, wenn er auch als letzterer immer nur einen untergeordneten Rang einnehmen wird. Wie Lebrun, hat auch Holbein die Fertigkeit, ältere Dramen für unsern Geschmack zurecht zu machen, fast zur Kunst erhoben. Längen zu kürzen, Untheatralisches den Foderungen des Theaters anzupassen, gelegentlich wol auch Poetisches mit Prosaischem zu vertauschen: in dieser Kunst wird es Holbein und Lebrun so leicht Keiner zuvorthun. Wird ein solches Talent mit Besonnenheit ausgeübt und nur, wenn eine unerlaßliche Nothwendigkeit dazu drängt, in Bewegung gesetzt, so kann kein Verständiger etwas dagegen haben. Die meisten Dramen, und die besten gerade am ersten, erfodern eine Zurichtung für die Bühne, wie sie nun eben besteht und bestehen soll, und da sind denn geschickte Hände gar nicht zu verachten. Daß Holbein ein Meister sei in der Kunst, den theatralischen Anfoderungen unserer Zeit sich anzuschmiegen, beweisen seine zuerstgenannten Originallustspiele: „Die Verrätherin" und „Die erlogene Lüge". Da ist jedes Wort, jede Sylbe berechnet; da sind die Schritte, die Bewegungen, die Blicke, die Gesichtszüge abgewogen und abgezirkelt; da steht mit Einem Worte die Technik auf dem höchsten Punkte der Ausbildung, nur leider — auf Kosten der Poesie! Es schmerzt uns, dies alte gewöhnliche Klagelied auch hier abermals anstimmen zu müssen, aber wir können nicht davon lassen, bevor nicht die Ausgebildetheit eines dramatischen Talentes der Poesie ebenso viel Rechte einräumt wie der Darstellungskunst. Wir sind überzeugt, daß Franz v. Holbein vor manchem Andern den Beruf hätte, beides miteinander zu vereinigen; er ist sicher nur zu bequem oder, was noch schlimmer wäre, wol gar auch wie andere Bühnendirectoren, auf den trostlosen Einfall gekommen, nur das Theatralische sei das Poetische. Gewiß ist „Die Verrätherin" ein ganz braves Lustspiel, an dem in Bezug auf das Technische Niemand etwas zu tadeln finden möchte, aber wie leicht wäre es gewesen, aus diesem schwärmerisch-lustigen Thauring, der das Wachsbild seiner todtgeglaubten Geliebten mit sich herumführt, es ankleidet, mit ihm spricht, zu ihm betet, mit wenig Federstrichen einen poetischen Charakter zu machen, während er jetzt nur der Schattenriß eines Charakters ist, wie ihn die Schauspieler unserer Tage am liebsten haben. Treu nach dem Leben und eine treffliche Satire auf viele unserer zu herzlosen Putzdocken erzogenen Damen stellt Amalia dar in der Person der koketten Wirthstochter, und ihr Ausspruch über die Kleidung: „Ob es wärmt oder nicht, das gilt mir gleich, wenn's nur kleidet, den Herren gefällt und die Frauenzimmer vor Ärger darüber bersten möchten", paßt auf eine Unzahl junger Damen, wie man sie alle Tage auf den Straßen und Promenaden herumstolziren sieht. Auch die übrigen Verpuppungen, in die sich Amalia, Thauring's noch lebende Geliebte, wirft, sind alle ganz allerliebst, gute Copien des wirklichen Lebens, nur poetisch ist keine. Sie werden Jedermann amusiren, man wird sie außerordentlich reizend finden und doch, sobald der Vorhang gefallen ist, ihrer nicht mehr gedenken. Einen sehr lächerlichen Eindruck muß es machen, wenn Thauring seine vermeinte Wachsfigur aus der Stube herauszieht, uns scheint diese Situation etwas ins Kindische hinüberzuspielen, so überraschend die Verwandlung der vermeinten Wachsfigur in die lebende Amalia sein mag. Warum der Verf. das Lustspiel „Die Verrätherin" genannt hat, läßt sich nicht wohl einsehen.

Dasselbe gilt von dem zweiten Stück: „Die erlogene Lüge", nur hat uns dies vermöge des Übermuthes und der kecken Erfindung, die darin ersichtlich ist, besser gefallen. Ein Graf, lustig, sorglos und stets zu tollen, ja verrückten Streichen aufgelegt, erzieht seine einzige Tochter als Sohn, und zwar so, daß die Tochter selbst gar keine Ahnung von ihrem Geschlechte bekommt. Ignorirt man diese letzte Unwahrscheinlichkeit, so schickt sich der Gedanke vortrefflich zu einem Lustspiele. Dieses funfzehnjährige Mädchen, das wie ein Junge flucht, ficht, reitet und tollhäuslert, lernt nun ihren Cousin kennen, der ein Auge auf seine noch sehr jugendliche Tante hat. Durch dies Verhältniß erwacht, ohne daß Karoline es ahnt und sich Re-

chenschaft davon ablegen kann, die geschlechtliche Neigung. Karoline liebt ihren Cousin und entbrennt in der heftigsten Eifersucht, wenn er mit ihrer beiderseitigen Tante zärtlich thut. Endlich führt ein Kuß, den der Cousin sich von seiner Tante erbittet, die Entscheidung herbei. Die Tante fodert, daß sich der Cousin die Augen verbinden lassen solle, sobald dies geschehen ist, gibt sie Karolinen, dem als Knaben erzogenen Mädchen, ihren Shawl um und winkt ihr, statt ihrer den Vetter zu küssen. Karoline läßt sich dies nicht zwei Mal sagen, sie küßt wie ein inbrünstig liebendes Mädchen und macht den Vetter halb toll. Kaum aber hat dieser die Binde vom Auge gerissen, so sieht er den vermeintlichen Karl, der durch den Shawl den gespielten Betrug verräth. Beide sind verstimmt: August, daß er so hintergangen, Karoline, daß sie kein Mädchen sein soll. Um aber die Zärtlichkeiten des Vetters noch länger zu genießen, behauptet sie einen Augenblick lang, sie sei ein Mädchen, um es sogleich als eine Lüge zu widerrufen. In dieser Verwirrung tritt denn der Graf hinzu, sagt, daß es eine erlogene Lüge sei und führt alle zu dem entschiedensten Glück.

Das dritte Lustspiel: „Der Jugendfreund", nach Angelot und Tombercusse bearbeitet, streift in einigen Scenen an das ernste Drama und überschreitet, streng genommen, die Grenzen des Lustspiels. Da indeß der Gegenstand selbst nicht leicht eine andere Wendung zuließ und gegen das Ende hin sich Alles wieder in das rechte Gleis findet, darf eine solche Abschweifung nicht als Fehler angesehen werden. Was dem Übersetzer oder Bearbeiter angehören mag, und was dem Originale entlehnt ist, wagen wir nicht zu entscheiden; die Tendenz und die ganze Wendung, welche das Lustspiel nimmt, lassen vermuthen, daß Holbein viel dazu gethan hat, während die Grundlage den echt französischen Ursprung nicht verkennen läßt. Gegen alle Gewohnheit hat das Stück eine Tendenz, die auf einer moralischen Basis ruht; es schildert nämlich die Folgen weiblicher Gefallsucht und hohler Koketterie und enthält, da mit der höchsten Steigerung des Gefahrdrohenden ein nothwendiger Umschwung eintreten muß, die Bezähmung einer Kokette. Darstellerin dieser Kokette ist die Gräfin Amalia von Stauffen, eine junge Witwe. Sie lockt alle Männer an, läßt sie eine Weile in ihren Netzen zappeln und spielt, sobald sie Miene zu einer ernst gemeinten Werbung machen, die Gleichgültige, Kaltwitzige. Oberst Rettau, ein verdienter russischer Offizier, wird ebenso von Amalien behandelt, er nimmt aber die Sache ernsthaft, ein Jugendfreund von ihm, der trockene, derbe, ja grobe Doctor Grander, verbündet sich dem Leidenden, Gefoppten und weiß ihn dahin zu bringen, daß er im vollen Ernste mit Amalien bricht. Grander tractirt jetzt die stolze Gräfin, die von Jedermann nur Schmeichelworte und Galanterien zu hören gewohnt ist, mit rücksichtsloser Ehrlichkeit und schwört ihr, für seinen Freund Rache an ihr zu nehmen. Er hält Wort, und zwar so, daß dadurch eben das Lustspiel gewissermaßen zum Drama emporwächst. Jetzt ergreift die Gräfin die bitterste Reue, sie gesteht, daß sie den Obersten wirklich liebe, daß sie nicht mit seinem Herzen zu spielen, ihn nicht zu kränken und zu quälen beabsichtige, sondern diese Manoeuvres nur vorgenommen habe, theils um aus den sie umschwärmenden Männern sich den würdigsten auszuwählen, theils auch um ihrer Tante zu Gefallen zu leben, die ein solches Umspringen mit den Männern für das einer Dame von Stande allein ziemende von jeher gerühmt habe.

(Der Beschluß folgt.)

## Mancherlei.

Rache und Neid sind Untugenden, die aus Schwäche und Mangel ihren Ursprung nehmen. Wer stark genug ist, Beleidigungen und Kränkungen nicht zu fühlen, oder gegen Schaden und bösen Willen gesichert zu sein, der braucht sich nicht zu rächen, und wer im Vergleich mit Andern sich glücklich fühlt, der braucht nicht zu beneiden. Rache des Siegers am überwundenen Feinde ist überflüssig, oder am todten; weswegen Feindseligkeiten nicht über das Grab hinaus dauern sollen, und welcher Gesunde wird den Gesunden, welcher Reiche den Reichen wegen Gesundheit oder Reichthum beneiden? Daher ist ein Unterschied in den Tugenden, die aus Racheloſigkeit und Neidlosigkeit hervorgehen. Sie sind oft ohne Verdienst, nur Folge einer bestimmten Lage, eines bestimmten Zustandes, und sie werden erst dann verdienstlich, wenn es sich anders verhält, wenn etwa der Feind noch nicht unschädlich geworden, oder wenn Gesundheit und Reichthum fehlen. Weil der ältere Mensch von einer starken Einwirkung der Zustände immer weniger abhängig wird, so sollten ihm eigentlich die Tugenden der Racheloſigkeit und Neidlosigkeit von selber anwachsen. Immer aber würde folgen, daß es wünschenswerther sei, diese Tugenden verdienstlos, als verdienstlich auszuüben.

---

Friedrich Schlegel, der als Renegat den Protestantismus anfeindet, leugnet nicht das Bedürfniß einer Kirchenreformation im 16. Jahrhundert, allein sie habe eine göttliche sein müssen, würde dann ihre höhere Sanction schon von sich selbst mit sich geführt, und würde sich niemals unter keiner Bedingung von dem geheiligten Mittelpunkte und der ehrwürdigen Grundlage der alten christlichen Überlieferung in Lehren und Gebräuchen losgerissen haben. Der Protestantismus, sowie er historisch wirklich wurde, sei Menschenwerk gewesen und in der eigenen Selbstgeschichte seiner Entstehung nicht anders erschienen. Zwar werde gleich anfangs der Grundsatz aufgestellt, er werde bestehen, wenn er mehr als Menschenwerk sei, sein Bestehen diene also zum Beweise, daß er von Gott sei. Allein diesen Beweis könne Niemand für historisch gültig ansehen, nachdem die mohammedanische Irrlehre, welche das göttliche Princip im Menschen mehr als jede andere verwüste und vernichte, schon volle 12 Jahrhunderte in der Welt bestehe, obwol dieselbe, wo nicht etwas Ärgeres, doch gewiß nur Menschenwerk gewesen.

Hier wird allerdings wahr hervorgehoben: daß aus dem bloßen Bestehen in der Zeit weder auf Göttliches oder Menschliches, noch auf Gutes oder Böses, Wahres oder Irriges geschlossen werden kann; denn der Teufel, das Böse und der Irrthum beharren und wirken fortwährend in zeitlicher Menschengeschichte. So auch muß die ihrer Idee nach göttlich gegründete sichtbare christlich-katholische Kirche, ungeachtet aller Mängel, die sich in den Jahrhunderten kund gaben, jeden Abfall und jede ausgesprochene Trennung als etwas Ungöttliches, von menschlichem Ungestüm und menschlicher Willkür Hervorgebrachtes betrachten. Wie aber, wenn bei dringendem Bedürfniß der Reform die völlige Unmöglichkeit derselben hervorleuchtet? Da gibt es bei Demjenigen, was der Mensch für Wahrheit, Recht, heiligste Überzeugung unternimmt, eine Zuversicht, welche allein ihm den Gedanken lebendig erhalten kann, er wirke dem göttlichen Willen gemäß, zumal wenn dabei keine Mittel gewaltsamer Durchführung — kein mohammedanisches Schwert und Kriegesheer — in Anwendung kommen. Solche Zuversicht gegen schreiende, aller wahren Herzensandacht und Sittenreinheit verderbliche Misbräuche durften die Reformatoren des 16. Jahrhunderts gewiß fassen, sie durften in der reinen evangelischen Lehre und Gesinnung ein Göttliches erkennen und dieses durch allgemeine Wirkung auf die Gemüther und Fortgang derselben bewährt halten. Abfall und Trennung von der römisch-katholischen Kirche war nicht ursprünglicher Wille, sondern ein Werk der Noth, durch menschliche Gewalt, oder, nach Luther, durch den Teufel hervorgebracht.

---

Gleichwie jene künstlichen Mnemoniker, um das Gedächtniß zu stärken, verlangen, daß wir noch mehr behalten sollen, als wir zu behalten wünschen, ebenso verlangen jene absoluten philosophischen Systeme, daß wir an noch Mehres glauben sollen, als wir zu glauben begehren, nämlich an ihre wunderlichen Denk- und Anschauungskünste. 50.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 331. —— 26. November 1840.

## Dramatische Bücherschau für das Jahr 1839.

### Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 330.)

„Die verhängnißvolle Wette“, nach Alexander Dumas bearbeitet, verdient endlich unter allen französischen Dramen des verflossenen Jahres in gewisser Hinsicht den Preis. Wir haben oben von Dumas' „Caligula“ gesprochen, soweit dies nach der fast gänzlichen Umgestaltung Jerrmann's noch möglich war; wir erkannten darin die Großartigkeit der Anlage, die geniale Auffassung der geschichtlichen Conflicte, die in jenem Gedichte zur Erscheinung gebracht werden sollen, endlich die Kraft, Schönheit und den Zauber der Sprache an; halten wir aber jetzt dies Drama dagegen, das auf französischem Grund und Boden spielt, dessen Seele in der liebenswürdigen Sittenlosigkeit des vorigen Jahrhunderts athmet und das seine zauberhafte Hülle von der großartigen Perfidie der ausgebildetsten Civilisation borgt, so verschwindet aller Glanz und Pomp des Römerthums vor diesem süßen, verlockenden Gifte einer gesinnungslosen Zeit, die immer lächelte, immer tändelte, immer liebenswürdig und verführerisch war und dennoch weit grausamer als die blutdürstige Tyrannei der römischen Kaiser. Wenn man dieses Drama liest, so drängt sich fast wider Willen der Gedanke auf, daß es im Drama eine Poesie der Situationen geben könne, die wir so gern und mit Recht hinwegzweifeln möchten, die sich aber hier mit einer Gewalt geltend macht, welcher selbst triftige Gründe nicht mehr Widerstand leisten wollen. Das ganze Drama besteht vom Anfang bis zu Ende aus einem Gewebe von Intriguen, die sich gegenseitig berühren, durchkreuzen, verschlingen, immer eine die andere zu zerstören drohen, und doch sicher und spielend zum erwünschten Ziele führen; und die Erfindungsgabe des Dichters erregt wirklich Erstaunen durch die scherzende Meisterschaft, womit er spielend und mit vollendeter Anmuth diese hundert schwirrenden Fäden hält und leitet, ohne sich jemals zu irren. Es ist ein Meisterstück von Intriguenspiel, das feinste, vollendetste, welches wir kennen, und wir wüßten in der That nicht, was an diesem fein angelegten Plane geändert werden sollte, wollte man nicht dem Stück ans Leben greifen. Wie immer bei Dramen dieser Art, so fehlt auch hier alle eigentliche Poesie, es ist allein die Poesie der Situationen, die wirklich bei einer so gesteigerten Ausbildung an die wahrhafte Poesie anstreift. Das Stück spielt, wie schon angedeutet ward, im Anfange des vorigen Jahrhunderts. Der berüchtigte Herzog von Richelieu, die Marquisin von Prie, seine Geliebte, der Herr von Aubigny und dessen Braut, die junge Gabriele von Belle-Isle, deren Ältern und Brüder in der Bastille schmachten, sind die Hauptpersonen. Der stets abenteuersüchtige, von den Damen angebetete und daher bei diesen auch immer siegreiche Herzog Richelieu geht nun im Schlosse von Chantilly die übermüthige Wette ein, daß er binnen 24 Stunden die Gunst derjenigen Dame gewinnen wolle, die ihm zuerst begegnen werde. Man ist kaum darauf eingegangen, so erscheint die schöne Gabriele, die eben durch Vermittelung der Marquise und des Herzogs die Befreiung ihres Vaters zu erwirken sucht. Diese wird nun als das erwählte Opfer bezeichnet und von Richelieu als Zeichen des erlangten Sieges festgestellt, daß er aus dem Fenster der Dame seinen Gegnern ein Billet zuwerfen wolle. Alle sind es zufrieden, die Marquise erfährt die Wette von Richelieu selbst und wird um ihren Beistand ersucht, den sie ihm auch zusagt, obschon sie Gabriele retten und sich an dem Herzoge dafür rächen möchte, daß er ihr kurz vorher seine Liebe aufgesagt hat, freilich zu derselben Zeit, wo sie das Gleiche that. Trotz allen Vorsichtsmaßregeln, welche nun der Herzog trifft, um nicht betrogen zu werden, und trotz der fast an eine prophetische Voraussicht streifenden Schlauheit der Marquise, ungeachtet der vielfachen Schwüre, Betheuerungen und Zusagen, die man zu halten sich durch die Sitte verpflichtet fühlt, kommen doch beide Theile zum Ziele, indem sie recht nach Art der listigsten Diplomaten sich streng an die Worte der Versprechungen halten, sonst aber nach Belieben damit umspringen. So allein wird es dem Herzoge möglich, das bezeichnete Zimmer Gabrielens zur rechten Stunde zu erreichen, der Marquise aber das junge Mädchen in der Zwischenzeit nach Paris zu schaffen und an dessen Statt den Herzog selbst zu empfangen. Richelieu gewinnt die Wette; Aubigny, wüthend, daß seine Braut ihn so täuschen, sich selbst so wegwerfen kann, und durch ein Gespräch mit Richelieu, welches er auf ihr Bitten verborgen anhört, vollends von ihrer Schuld überzeugt, fodert nun den Herzog. Das Duell kann jedoch nicht stattfinden, da Auvray, der Greffier des Ehrengerichtes, dahinterkommt. Aubigny thut nun den Vorschlag, um Leben und Tod zu würfeln. Wer die wenigsten Augen hat, soll sich binnen sechs Stunden selbst erschießen. Dies geschieht und zwar auf der Bühne, Aubigny verliert. Da tritt unerwartet ein Wechsel im Ministerium ein, die Marquise wird verhaftet, ebenso Richelieu. Dieser Ministerwechsel rettet Aubigny; denn jetzt kann Gabriele reden, die Marquise hatte schwören müssen, von ihrer nächtlichen Reise nach Paris, um ihren Vater in der Bastille zu sehen, so lange zu schweigen, als der Herzog von Bourbon an der Spitze des Ministeriums stände. Sie erzählt Aubigny den Vorfall, Richelieu kommt dazu, bestätigt das Geschehene, bittet Gabriele um Verzeihung und — gelobt Besserung! — Nur die Hauptmomente des verwickelten Gewebes, aus welchem dieses Drama zusammengeflochten ist, soll diese Skizze andeuten, da es unmöglich sein möchte, eine detaillirte Darstellung dieser kunstvollen Anlage zu geben. Man ist bei der Lecture schon genöthigt, in dieser Vollendung grundsatzloser Gesinnungen, in dieser höchsten Blüte menschlicher Lasterhaftigkeit jene zwar schaudererregende, aber doch verführerische hohle Tugend der Weltleute zu bewundern, die, wenn kein Verdienst, doch gewiß ein Studium ist. Diese verdorbenen Edelleute sind noch galant und liebenswürdig in dem Augenblicke, wo sie sich die Hälse brechen wollen. Sie zerreißen einander mit Anstand, sie gehen anständig mit dem Teufel spazieren und werden nöthigenfalls auch mit Anstand in der Hölle Platz nehmen. Das ist die Poesie des Anstandes, in der Dumas Meister ist; denn alle Personen

sind gleich groß in dieser überzuckerten Lügenhaftigkeit. Das ist aber auch der stets offene Abgrund, an dessen Rande die Civilisation auf ihrer höchsten Vollendung schwankt; denn was damals Sitte war, das ist es jetzt noch, nur unter ein wenig veränderten Formen. Leicht, frei, mit nie unsicherem Takte, wie die Fäden der Intriguen, handhabt Dumas auch den Conversationston seiner Figuren. Da spricht Jeder nur das Nothwendigste, aber immer treffend, nie verlegen um ein bezeichnendes, ein höflich ausweichendes Wort, immer bereit, seine Todfeindschaft zu gestehen und doch der Sitte mit Grazie zu huldigen. Wir können uns nicht enthalten, die Scene, wo Richelieu und Aubigny um den Tod würfeln, hier folgen zu lassen.

Aubigny. Nun wohl, Herr Herzog, da sind Würfel und Becher; drei Würfe und wer verliert ...

Richelieu. Wer verliert ... nun?

Aubigny. Zerschmettert binnen bestimmter Frist sich selbst das Gehirn. Das ist kein Duell, sondern ein Spiel, welches das Marschalls- und Ehrengericht nichts angeht.

Richelieu. Sehr künstlich ausgedacht. Ein eigenthümliches Hazardspiel.

Aubigny. Sie zaudern?

Richelieu. Der Vorschlag ist ungewöhnlich.

Aubigny. Sie werden ihn doch nicht ausschlagen, Herr Herzog?

Richelieu. Nein, aber ich überlege, und das ist bei mir auch ungewöhnlich.

Aubigny. Sie warten doch nicht, bis Sie wieder ein schwarzes Stäbchen rettet?

Richelieu. Sie denken so schlecht von mir, wollen mich reizen. — Ich nehme Ihren Vorschlag an.

Aubigny. Das erwartete ich von Ihnen.

Richelieu. Versteht sich von selbst. — Aber ich muß mir sechs Stunden Zeit bedingen, meine Geschäfte zu ordnen.

Aubigny. Sechs Stunden, es sei. (Sie treten an den Tisch.) Also wer in drei Würfen das Wenigste zählt, ist bei Verlust seiner Ehre verpflichtet, bis spätestens Morgen früh neun Uhr sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Richelieu. Es gilt. Mein Ehrenwort darauf.

Aubigny. Und das Meine. (Die Würfel in den Becher werfend.) Es gilt. (Dem Herzoge den Becher hinreichend.) Ist Ihnen zuerst gefällig?

Richelieu. Sie sind außerordentlich gütig. (Nimmt den Becher und schüttelt zum Wurfe.)

Auvray (eintretend, für sich). Charmant! Sie spielen Nun ist nichts mehr zu befürchten.

Richelieu (wirft). Fünf!

Auvray. Darf man fragen, wer der Gewinner ist von den beiden Herren?

Aubigny. Der Verlierer.

Auvray. Es steht ja kein Geld.

Richelieu. Wir spielen auf Ehrenwort.

Auvray. Also wol sehr hoch?

Aubigny. Bagatelle. (Wirft.) Sechs! (Gibt Richelieu den Becher.)

Richelieu (wirft). Vier!

Aubigny. Und die frühern Fünf macht Neun.

Richelieu (sehr ruhig). Neun.

Aubigny (wirft). Drei!

Richelieu. Und die frühern Sechs macht Neun. Wir stehen gleich. Ich denke, wir retiriren und enden das Spiel.

Aubigny. Ich denke nicht.

Richelieu. Auch gut.

Aubigny. Wir stehen gleich; also entscheidet nur ein einziger Wurf.

Richelieu (tief und ernst, aber ohne Furcht). Der letzte.

Aubigny (wirft und sagt ganz kalt). Elf!

Richelieu (nimmt ebenso Becher und Würfel und wirft). Zwölf!

Aubigny (sehr ruhig). Ich habe verloren.

Richelieu. Der Wurf gilt nichts. Ich mußte doch der Reihe nach früher werfen.

Aubigny (fest). Ich habe verloren, und sage: der Wurf gilt. (Holt seinen Hut von einem Nebentische.) Es ist jetzt drei Uhr Morgens, um neun Uhr werden Sie bezahlt sein.

Wir fragen mit Recht: warum hat dieses in seiner Art meisterhafte Drama noch keine deutsche Bühne zur Aufführung gebracht? Zweierlei nur kann es sein, was diesem entgegensteht, entweder der Mangel an Schauspielern, die ein solches Stück mit der erfoderlichen Gewandtheit darstellen können, oder die freilich sehr laxe Moral, welche durchgehend darin vorwaltet. Vielleicht trägt beides zusammen die Schuld. Eigentlich unsittlich kann man das Drama nicht nennen, bei den Bühnendirectoren wenigstens kann dies der letzte Grund sein, der sie an der Aufführung verhindert, da wir ja täglich zehnmal unsittlichere französische Dramen unangefochten über die Breter gehen sehen.

---

Der Zufall führt uns nun aus dem galanten Frankreich wieder zurück ins deutsche Vaterland, und zwar diesmal nach Frankfurt am Main unter die derben gutmüthigen Reichsstädter. Wenn wir zur Abwechselung auch einen kleinen Abstecher nach Berlin machen, wird man uns das nicht hoch anrechnen. Es geschieht im Interesse der beiden Volksdialekte, welche durch die nächstfolgenden Kleinigkeiten im Drama repräsentirt werden sollen.

---

56. Der Prorector. Ein Lustspiel in zwei Aufzügen. Zweite, mit einer Vignette und einigen Zugaben vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Körner. 1839. 8. 6 Gr.

57. Hampelmann's Bad- und Reiseabenteuer. Localposse in zwei Abtheilungen. Frankfurt a. M., Döring. 1839. 8. 9 Gr.

58. Frankfurt wie es leibt und lebt. Dritte Ansicht. Der 18. October. Vom Verfasser des „Gräff". Mit lithographirtem Umschlage. Frankfurt a. M., Körner. 1839. 8. 6 Gr.

59. Das Kunstcabinet. Komische Scene mit Gesang. Von Ludwig Lenz. Mit einem colorirten Costumbilde. Berlin, Klemann. 1840. Gr. 16. 6 Gr.

Von Localpossen darf man nicht viel verlangen. Sie erfüllen ihre Bestimmung, wenn sie die Denk- und Redeweise des fraglichen Ortes treu und ergötzlich schildern. Frankfurt a. M. eignet sich vorzugsweise zur Dramatisirung des Volkslebens, weil die Bevölkerung im Allgemeinen derb, aber gutmüthig sich zeigt und der Dialekt naiv klingt, auch da, wo er ans Grobe streift. Unter den uns vorliegenden Kleinigkeiten hat uns „Der Prorector" am mehrsten befriedigt. Die Charakterisirung eines Schulmannes, der aus purer Gutmüthigkeit sich allen Respect vergeben hat und dafür nun von seinen Rangen auch wieder blos des Spaßes wegen wie ein Narr tractirt wird, ist vortrefflich. Uns selbst sind ähnliche Originale vorgekommen, und auch jetzt noch, glauben wir, würde es nicht schwer halten eine Anzahl solcher gehänselter Gymnasiallehrer aufzufinden. Den meisten Spaß gewähren die vielen moralischen Ermahnungen des Prorectors, die nach jeder neuen Ungezogenheit sich wiederholen, während schon ein noch tollerer Schabernack im Anzuge ist. Der Prorector trägt biblische Geschichte vor und Religion, es tritt aber immer so viel Störung ein, daß über dem Zurechtweisen und Ausschelten die meiste Zeit vergeht, worüber die wilden Rangen ein Seelengaudium haben. Eine Probe von des Prorectors Art, zu dociren und zu ermahnen: „Prorector. Mer hawe heut von der göttlichen Vorsehung, die mer schond allbereits e bisi dorchgegange hawe, zu handele. — No jetzt sinn mer am 69. Paragrapho. Mohr les emol. Mer kenne gleich de folgende, weil er korz is, derzu nemme. (Mohr liest ein wenig zu geschwind.) Les doch langsammer. Ich waas net, ihr habt gor kan Gefiel bei der göttlichen Wohr-

heit (Mohr liest abermals zu geschwind), schwei still un les du, Müller. (Müller liest und übergeht einige Zeilen, worüber der Prorector auf's beste schimpst und hernach die zwei Paragraphen geschmackvoll erklärt.) Mer derfe nor in das Reich der Natur gehe, so finne mer de greßte un deitlichste Spure der Vorsehung. Mer wolle vorerst e mol in die Schepfung zurickgehe. Wann Gott kan Abwechselung gemacht hett, mer misste entwedder vor lauter Kelt erfrirn, oder vor beständiger Hiz verschmachte. Betracht nor des Dierreich, do kenn mer uns net genug verwunnern, un mer misse mit David ausrufe: Groß sind die Werke des Herrn u. s. w." Nach vielfachen Quälereien von Seiten der Schüler läßt sich der Prorector gar verleiten, die Classe mit Hülfe seiner Rangen zu weißen. Zu diesem Schauspiele kommt der Rector, der nicht ermangelt dem Prorector deshalb zur Rede zu stellen. Dieser glaubt jedoch im vollen Rechte zu sein, und ruft, nachdem sich der Rector wieder entfernt hat, seufzend aus: „Do kann mer recht sehe, wie stets Undank der Welt Lohn is. Wir mache uns verdient um die Class, daß mer sche mit unserm Flasch un Blut gleichsam widder in gute Stand stelle, ohne Bauamt oder Rechenei ebbes zuzumuthe, und dodervor — — Aber loßt norz, die Strofgerichter Gottes bleibe doch net aus bei so Satansknechte, die norz der Sünde fröhne."

Ganz in gleichem Style sind „Hampelmann's Bad- und Reiseabenteuer" geschrieben. Hampelmann ist ein reicher Kaufmann aus Frankfurt, der ins Bad reist, um sich zu vergnügen. Seine Frau ist ihm gestorben, worüber er sich sehr freut, da sie ihn tüchtig gequält hat. Kaum im Bade angekommen, wird er in die seltsamsten Liebesabenteuer verwickelt, kommt aus einer Verlegenheit in die andere, reist endlich ab, trifft unterwegs eine junge Frau, die sehr von zudringlichen Courmachern gequält wird und, um ferner bis zur Ankunft ihres Mannes sich vor neuen Zudringlichkeiten zu sichern, Hampelmann bittet, daß er einstweilen ihren Mann vorstellen möge. Der gutmüthige Frankfurter willigt ein und geräth dadurch in immer größere Verlegenheit, bis endlich der ersehnte Mann der Dame diese und den gequälten Kaufmann erlöst.

Die dritte Piece ist unbedeutend und gar zu planlos hingeworfen. Auch ist der Dialekt darin völlig verändert, ungehobelter, zuweilen sehr unverständlich. Sie enthält eine Reihe bunt zusammengewürfelter Volksscenen bei der Feier des 18. Octobers und schließt mit einem Toaste, worin der Redner das deutsche Vaterland leben läßt, bei dem Worte „Freiheit" aber stecken bleibt.

„Das Kunstcabinet" nimmt unter der um sich greifenden Manteliteratur eine untergeordnete Stelle ein. Herr Lenz ist weder ein Beckmann, noch ein Glasbrenner. Die meisten Witze sind fad, wenigstens beim Lesen, der Zuschauer amusirt sich vielleicht besser. Der Inhalt läßt sich errathen. Ein berliner Eckensteher oder einer seines Gelichters erklärt einem berliner Bürger Quappe und dessen Söhnlein die verschiedenen Gegenstände in einem Kunstcabinete. Über den Unsinn, der dabei zu Markte gebracht wird, schweigen wir. Wie geistreich Hr. Lenz in seinen Witzen ist, beweist ein einziges Beispiel. Bei Erklärung der Wachsfigur, welche den Dey von Algier vorstellen soll, wird gesagt, dieser Dey sei der Schwager des „Abdelkater", seine Frau wäre die „Abdelmies". Das Titelbild zeigt uns den Erklärer des Kunstcabinets, wie er Hrn. Quappe nebst Söhnlein eben eine „antike Vase aus die letzten Dage von Pompeji" präsentirt, in der Beide leider nur eine bunzlauer Kaffeekanne erkennen.

60. Ein Besuch in St.-Cyr. Komische Oper in drei Acten von Bauernfeld. Musik von Dessauer. Wien, Mausberger. 1840. Gr. 12. 8 Gr.

61. Der Brauer von Preston. Komische Oper in drei Aufzügen. Nach dem Französischen der Herren Leuven und Brunswick, zur beibehaltenen Musik von Adam von dem Freiherrn von Lichtenstein. Mainz, Schott's Söhne. 1839. Lex.-8. 3 Gr.

62. Der Schöffe von Paris. Komische Oper in zwei Aufzügen von Wilhelm August Wohlbrück. In Musik gesetzt von Heinrich Dorn. Leipzig, Wunder. 1839. 8. 12 Gr.

Der Vollständigkeit wegen räumen wir auch der Oper, diesem dramatischen Zwittergeschöpfe, das weder ganz Schau-, Trauer- oder Lustspiel, noch ganz Melodrama ist, eine bescheidene Stelle hier ein. Glücklicherweise ist die Anzahl dieser Producte nicht groß, was uns sehr freut, da wir nicht verhehlen wollen, daß uns die Poesie ganz abscheulich vorkommt, sobald sie als Sklave auftritt und nach dem Fidelbogen des Musikers Verse macht. Ein so großer Freund und Verehrer der Musik wir sind und so gern wir den Werth einer tüchtigen Oper anerkennen, so ungern sehen wir es, wenn Dichter sich zur Anfertigung von Operntexten gewinnen lassen. In der Regel kommt dann gerade das allerdümmste Zeug zum Vorschein; denn ein echter Dichter kann seinem Geiste keine Fesseln anlegen, ohne ihn ganz außer Thätigkeit zu setzen. Sollen und müssen aber doch Operntexte geschrieben werden, so überlasse man dies Geschäft entweder dem Componisten selbst, oder übertrage es Solchen, die für Geld Jedermann die gewünschte Anzahl Verse nach einem vorgeschriebenen Schema aufsetzen. Auch unter den uns vorliegenden Operntexten ist der von dem Dichter Bauernfeld herstammende der mittelmäßigste, beinahe noch mittelmäßiger als der Inhalt der Oper selbst. Ein Verbannter aus England, Sir Mortimer, und ein lustiger Franzose, Marquis Tarteron, besuchen das Erziehungsinstitut zu St.-Cyr und verlieben sich beide in die Zöglinge Adele und Elise. Die Erzieherin Fenise kommt dahinter und ist furchtbar entrüstet. Um die Sache zu verheimlichen, werden auch Briefchen gewechselt und dabei die Personen der Liebhaber vertauscht, sodaß zuletzt die beiden Zöglinge befürchten müssen, an falsche Männer zu gerathen. Der König schlichtet jedoch die entstandene Verwirrung zu Aller Zufriedenheit. Mortimer und der Marquis sind zwei ganz entgegengesetzte Charaktere, der Engländer melancholisch-schwärmerisch, der Franzose lebenslustig, sanguinisch. Mortimer singt:

Aug' in Auge tief versunken,
Liebe glühend, wonnetrunken,
Herz an Herz mit leisem Beben —
Das ist Liebe, das ist Leben.

Der Marquis hat eine andere Ansicht vom Lieben. Er entgegnet daher:

Was soll das Schwärmen?
Soll ich mich härmen?
Hübsch ist Annette,
Hübsch ist Finnette,
Glaube mir, Lieber,
Wechseln ist gut.

Diesen beiden Charakteren gemäß sind denn auch die Geliebten gezeichnet, der Franzose erhält die lustige Elise, der Engländer die schmachtende Adele. Die Erfahrung sagt, solche Temperamentsharmonie gebe in der Regel keine glückliche Ehen.

„Der Brauer von Preston" bringt die schon so oft benutzte Geschichte zweier Zwillinge auf die Bühne, die einander so ähnlich sehen, daß Niemand sie voneinander unterscheiden kann. Einer dieser Zwillinge ist Brauer. Dieser will Hochzeit machen und erwartet seinen Bruder Georges, der Militair ist und im Rufe der Liederlichkeit steht, obschon Jedermann seiner Bravour alle Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Während nun der Brauer noch auf diesen wartet, kommt der Sergeant Toby und meldet dem Bruder, daß Georges gegen die Ordre gefehlt habe und über die Zeit vom Heere weggeblieben sei. Er werde erschossen, wenn er nicht zur bestimmten Zeit eintreffe, deshalb solle er (der Brauer) statt seiner erscheinen. Der Brauer läßt sich bereden, er erhält Pardon, muß nun aber wider Willen eine Schlacht mitkämpfen, gewinnt diese durch die Rage seines Pferdes wider Willen, wird Major wider Willen, soll ein von seinem Bruder verführtes Mädchen heirathen und wird vom

König selbst dazu wider Willen genöthigt. Endlich geräth er gar in Gefahr, gegen die irländischen Rebellen geschickt zu werden. Da kommt noch zu rechter Zeit der wirkliche Georges, tritt ohne Weiteres an des Brauers Stelle, heirathet das verführte Mädchen und rettet den in so vielfache Bedrängniß gekommenen Bruder. Der Text ist recht nett, heiter, ohne Schwulst, den Situationen und Personen angemessen. Noch besser aber hat uns „Der Schöffe von Paris" gefallen. Wohlbrück hat unserer Meinung nach den richtigsten Takt und jenes bequeme, füg- und schmiegsame Talent, dessen der Operncomponist bedarf, um nicht mit der Poesie in Collision zu gerathen. Schon die frühern Wohlbrück'schen Operntexte haben uns sehr angesprochen; wir erwähnen hier nur des vielleicht gelungensten „Der Templer und die Jüdin". Die vorliegende Oper spielt unter Karl VII., dem liebesüchtigen, sangeslustigen Könige Frankreichs, zur Zeit, wo die Engländer das ganze Land bedrohen und die Jungfrau von Orleans als Retterin auftritt. Der Schöffe von Paris, mit den Engländern verbündet, will heirathen. Dieser Schöffe ist ein häßlicher, alter, bärbeißiger Kerl, die Braut ein schönes, junges Mädchen, die Verlobte eines armen Studenten. Karl VII. erscheint verkleidet bei dem Thürmer von Notre-Dame, um mit ihm und Andern für die Sache des Königs zu wirken. Der Glöckner hat eine listige Tochter, die natürlich den Studenten zugethan ist. An diese wendet sich Loriot, dem man die Braut wegschnappen will. Sie verspricht zu helfen und erscheint, als der Schöffe den Brautzug hält, vor der Kirchthüre als Zigeunerin. Die Studenten machen einen kleinen Auflauf, der Hochzeitszug wird auseinandergerissen, Loriot erwischt die Braut und läßt sich statt des Schöffen, dem die falsche Zigeunerin dummes Zeug prophezeit, trauen. Nun wüthet der Schöffe, droht mit Hängen, Rädern und Brennen, entdeckt auch die Entführte auf dem Thurme Notre-Dame und schleppt sie fort in seine Behausung. Jetzt wissen seine Gegner sich keinen Rath mehr, nur des Thürmers Tochter Trinette verliert den Kopf nicht. Sie gibt das Feuerzeichen und bringt Paris in Aufruhr, bei dem Durcheinander wird die Braut von Loriot wieder erbeutet, der König gibt sich zu erkennen, gewinnt Paris für sich, erklärt Loriot's Ehe für gültig und vergibt nach einer komisch-derben Lection dem Schöffen von Paris seine Untreue. Unter den Arien und Liedern sind manche recht hübsch. Das Trinklied ist besonders wohl gerathen.

Schenkt ein! Trinkt aus! Schenkt ein!
Es ist Studentenwein!
Schenkt ein, daß Alles trinken kann,
Ihr Freunde nur herbei!
Hoch lebe jeder brave Mann,
Weß Standes er auch sei!
Denn wenn sich flotte Bursche freun,
Muß Alles fröhlich sein!
Schenkt ein! Trinkt aus! Schenkt ein!
Und jubelt laut beim vollen Glas:
Vivat universitas!

Um, wenigstens scheinbar, einen Cyklus poetischer Productionen, von denen freilich die meisten keine Eingebungen des Gottes waren, mit einem poetisch betitelten Schriftchen zu schließen, lassen wir endlich

63. Apollo's und Hlyn's Apotheose. Allegorien, Wahrheiten und Zeitbilder. Dramatisches Spiel von Otto Weidemann. Breslau, Weinhold. 1839. Gr. 8. 12 Gr.

folgen. Dieses sonderbare, tiefsinnige oder unverständliche Spiel ist dem Könige Otto von Griechenland gewidmet. Der Verf. macht ganz artige Verse, nur misbraucht er zuweilen die Worte in allzu großer poetischer Freiheit. Z. B.:

Denn Licht erleuchtet, reine Lieder tönen
Nur, wo die Herzen Fried' und Liebe schönen (sic!).

In der Regel handhabt er die Sprache gewandt und zwanglos, doch ist es weniger der poetische Gedanke, der uns aus seinen Versen entgegenglänzt, als die Abrundung der Form, der gelungene Rhythmus. Das klingt dann wie Poesie. So, wenn Iduna zu Apollo spricht:

Der, welcher seine Augen wandte,
Ist Göttern mehr als And're nah!
Wer bist du mit dem Lichtgewande,
So glänzend, wie ichs nimmer sah?
Die Leier schmücket deine Hände,
Der Locken Gold ein Lorberkranz.
Und Anmuth schlingt um deine Lende
Ein zartes Band vom Morgenglanz.

Was die Versammlung der griechischen und skandinavischen Götterwelt eigentlich bedeuten soll, wozu Hela und die Nornen auftreten und sich wie Hexen geberden, weshalb der Verf. Ulyß und Diomed bemüht hat, warum endlich Odin, Iduna, die Trottars und Andere in diesem Spiele in schönen Versen sprechen müssen, das zu errathen, hat uns nicht gelingen wollen. Zur Apotheose Apollo's und Hlyn's, der Tochter Odin's, war eine so große Zusammenkunft kaum nöthig, da sich noch dazu die versprochene Apotheose nicht eigentlich zuträgt, sondern mehr vorbereitet und nur hinter Dunst und Dämmerschein vollzieht. Völlig räthselhaft ist uns der Schluß geblieben. Hier nämlich erscheint, nachdem die verschiedenen Gottheiten, zuletzt Amor verschwunden ist, ein offener Pavillon am Königspalais zu Athen. Darin sieht man den König Otto und seine Gemahlin, seitwärts die Hofdamen von Nordenpflycht und Wiesenthal; dahinter die Obersten Kolokotroni, Tzavellas, v. Heß und Grivas. Endlich die Ordonnanzoffiziere. Der König hält der Königin einen offenen Brief mit der Aufschrift hin: „Bitte um Verzeihung"; diese schlägt das Schreiben zusammen, gibt es der Wiesenthal und sagt: „Zum Hofmarschall!" Bittet vielleicht Hr. Weidemann damit um Verzeihung? Wir wissen es nicht und lassen deshalb das Räthsel auf sich beruhen.

Und so sei denn mit diesem dramatischen Spiele, das auf so unklare Weise eine Apotheose uns vorführt, für diesmal die Revue der dramatischen Productionen beschlossen. Apotheosiren können wir die Dichter nur dann, wenn wir es verstohlen, hinter Dunst und Wolken thun; denn nur wenigen gebührt ein Kranz, worüber dann die andern eifersüchtig werden möchten. Wir wollen ihnen Bedenkzeit lassen, vielleicht daß wir dann in Jahresfrist mit gutem Gewissen mehren eine wohlverdiente Lorberkrone aufsetzen können. Den Sternenkranz, die Apotheose, verleiht erst die Nachwelt. 10.

## Notiz.

In der Umgegend von Nantes hat sich bei dem bretagnischen Volke das Andenken an Abälard und Heloise bis auf den heutigen Tag erhalten, aber freilich in einem andern als dem gewöhnlichen romantischen Gewande, unter welchem es in der Geschichte und Literatur fortlebt; Heloisens gedenkt man als einer Hexe, und in der Sammlung bretagnischer Poesien von de la Villemarqué ist ein interessantes Gedicht enthalten, welches ihre greulichen und verderblichen Zauberformeln beschreibt. Nantes selbst ist nicht arm an historischen Denkmälern; in der Kathedrale befinden sich die Gräber Franz II., Herzogs von Bretagne, und seiner beiden Gemahlinnen, Margarethe von Foix und Margarethe von Bretagne, nebst dem Herzen seiner Tochter, der Herzogin Anna, das in einer goldenen Kapsel verschlossen und glücklicherweise in den Revolutionsstürmen erhalten worden ist. Zu Nantes trat die unglückliche Maria Stuart zum ersten Male auf französischen Grund und Boden, und die ausgezeichnete Gemäldesammlung der Stadt besitzt ein vorzüglich schönes und gut erhaltenes Gemälde ihrer Feindin Elisabeth. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 332. —— 27. November 1840.

## Neueste Schriften über Friedrich den Großen.

Schubart nannte in seinem vortrefflichen Hymnus auf Friedrich den Großen den König einen „einzigen, nie ausgesungenen Mann", und wir finden dies Wort durch die sich schnell einander folgenden Schriften, welche das Jubelfest seiner Thronbesteigung am 31. Mai 1840 hervorgerufen hat, vielfach bestätigt. Einer solchen Theilnahme kann sich ein Jeder, der es innig fühlt, wie Großes und Nachhaltiges Deutschland diesem preußischen Könige verdankt, nur innig erfreuen, ja wir wollen selbst in dieser Beziehung nicht allzu ungünstig über compilatorische oder durch mercantilische Interessen hervorgerufene Schriften (wie etwa die von Fern, Reiche und Hense) urtheilen, da sie doch vielleicht hier und da dem Andenken an den großen König eine weitere Verbreitung und erwünschte Erneuerung gegeben haben. Aber abgesehen von dieser Tendenz, der Bedeutung des Moments zu huldigen, der wir neben manchen gewöhnlichen Productionen und überschwenglichen Exclamationen (wie der von Beta) auch in Gesinnung und Ausführung ehrenwerthe Schriften, wie die gleich zu erwähnende des Generals v. Minutoli, verdanken, kann doch schwerlich einer dieser Schriftsteller die nützliche Hülfe leugnen, welche ihm die Bücher des gelehrten, fleißig sichtenden und von der innigsten Liebe für seinen Gegenstand erwärmten Professor Preuß geleistet haben. Es darf dies bei einer Übersicht über mehre, der Friedrichsliteratur angehörige Schriften um so weniger unbemerkt bleiben, da der Herausgeber der „Halleschen Jahrbücher", der sich gern als eine neue puissance, wie weiland der Herausgeber des „Rheinischen Merkurs", geltend machen möchte, in einer mit maßloser Heftigkeit gegen Varnhagen v. Ense gerichteten Abhandlung („Hallesche Jahrbücher", Juni, Nr. 156) auch des Verdienstes des Hrn. Preuß nur geringschätzig, ja fast spöttisch erwähnt hat, wie denn sogar einer der Mitarbeiter an den genannten Jahrbüchern, Hr. Köppen, in der unter Nr. 2 zu erwähnenden Schrift sich über die historischen Arbeiten des Hrn. Preuß (S. 17) in einer Weise geäußert hat, die man höchstens der Jugend des Verfassers zugute halten kann. Und doch ist nicht leicht ein Schriftsteller, im Bewußtsein des treuesten Fleißes und im Besitz der ausgezeichnetsten Hülfsmittel, bescheidener aufgetreten als dieser berliner Gelehrte, der mit Recht selbst da, wo man nicht seiner Meinung ist, die Humanität des Gegners für sich in Anspruch nehmen kann.

Wir wenden uns jetzt als Fortsetzung unserer frühern Berichte *) zu sechs neuen Schriften über Friedrich den Großen. Es sind folgende: eine historisch-militairische, eine apologetische, zwei staatsrechtliche und ein Bändchen Gedichte, dem wir noch eine kurze Notiz über ein halb historisches, halb raisonnirendes opusculum angeschlossen haben.

1. Friedrich und Napoleon. Eine Parallele. Von C. v. Minutoli. Berlin, Schlesinger. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Friedrich der Große und seine Widersacher. Eine Jubelschrift von Karl Friedrich Köppen. Leipzig, O. Wigand. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Friedrich's des Großen staatsrechtliche Grundsätze. Ein Beitrag zur hundertjährigen Feier seiner Thronbesteigung mit einer Einleitung, von C. M. Wolff. Berlin, Heymann. 1840. Gr. 8. 18 Gr.
4. Friedrich's des Großen Versuch über die Regierungsformen und die Pflichten der Regenten. Übersetzt und mit einer Einleitung und einem Nachwort herausgegeben von K. E. Schubarth. Breslau, Schulz. 1840. Gr. 8. 16 Gr.
5. Friedrich's des Großen Jugendjahre. Ein Beitrag zur Gedächtnißfeier des Helden. Von Theodor Posthumus. Berlin, Plahn. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.
6. Das Jubeljahr 1840 und seine Ahnen. Vergangenheit und Gegenwart. Von Heinrich Beta. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1840. 8. 16 Gr.

Die unter Nr. 1 aufgeführte Schrift ist die Überarbeitung und Erweiterung einer in demselben Jahre erschienenen Broschüre desselben Verfassers, die von uns auch in Nr. 97 d. Bl. erwähnt worden ist. Hr. v. Minutoli ist nicht nur als militairischer Schriftsteller und kenntnißreicher Reisender seit längerer Zeit auf das vortheilhafteste bekannt, sondern war auch durch seine frühere Stel-

*) Über die Schrift von Preuß: „Friedrich's II. Jugend und Thronbesteigung", berichteten wir in Nr. 43 d. Bl., über die Bücher von Fern und Reiche in Nr. 282 f. 1839, über das Buch von Heinsius über Friedrich II. in Nr. 162 d. Bl., und über das artistische Werk von Kugler und Menzel in Nr. 131.

lung zum preußischen Hofe wohl geeignet, die beiden größten Männer des vorigen und jetzigen Jahrhunderts nach Gesichtspunkten zu würdigen, unter denen es nicht einem Jeden gegönnt ist, sie zu betrachten. Die Schrift macht, wie die frühere, durch ihre Klarheit, Präcision und, worauf es hier hauptsächlich ankommt, durch ihre Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit einen guten Eindruck und verdient viel gelesen zu werden. Wir sagen dies besonders in Beziehung auf die Urtheile über Napoleon, dessen Verherrlichung in Deutschland (den Franzosen kann man dergleichen nicht verdenken) bei vielen jungen Leuten zunimmt, ohne daß sie wissen wollen, welche schwere Leiden ihre Väter unter der französischen Zwingherrschaft getragen haben und mit welchen theuern Opfern die edle Freiheit von einem Gewalthaber erkauft worden ist, der es selbst ganz natürlich fand, daß ihn die Deutschen hätten hassen müssen. Hier wird ihnen nun gezeigt, daß Friedrich als Feldherr größer als Napoleon war, indem er die Grundsätze der Taktik und Strategie meistens den Umständen anzupassen verstand, sich im Glück nicht hinreißen und im Unglück nicht entmuthigen ließ, daß aber auch nach dem Erfolge ihrer beiderseitigen Thaten der Vortheil auf der Seite Friedrich's ist, so lange es noch Menschen gibt, die Gefühl haben für Größe des Geistes, für Heldenmuth, Menschenfreundlichkeit, für Großmuth und Milde gegen sein durch ihn glückliches Volk, während Napoleon nur den Nachklang großer, durch ihn und die Tapferkeit seiner Nation bewirkten Großthaten als Erbtheil hinterließ. Sehr passend ist hierzu eine Stelle aus Thiers' Leichenrede am Sarge des Marschalls Maison angeführt worden.

Hr. v. Minutoli hat seinen Stoff in fünf Abschnitten behandelt, zuerst die Geschichte Friedrich's bis zum zweiten schlesischen Kriege und die Napoleon's bis zum Frieden von Campo Formio, dann die Geschichte des siebenjährigen Krieges und der Landesverwaltung bis zu seinem Tode, sowie Napoleon's Kriege bis zur Niederlage in Rußland; drittens, die Vergleichung Beider als Herrscher und Staatsmänner; viertens als Feldherren; fünftens als Menschen, Freunde und Verwandte. Der Raum gestattet uns nur Einzelnes hierbei zu bemerken. Wir würden zuvörderst Schriftstellern wie Victor Hugo und Elsner gar nicht die Ehre angethan haben, sie in so guter Gesellschaft zu nennen, neben Männern wie Behrenhorst, Lossau, Rogniat, Jomini — um nur bei den Militairschriftstellern stehen zu bleiben —; ebenso ist des ehemaligen göttinger Prof. Saalfeld „Geschichte Napoleon's" jetzt nicht mehr als historische Quelle anzuführen; über Walter Scott's „Geschichte Napoleon's" können wir des Verf. Urtheil nicht theilen. Um nun ferner bei den ersten beiden Abschnitten vorzugsweise stehen zu bleiben, so wird sich der Laie im Kriegshandwerk durch die Deutlichkeit und Übersichtlichkeit derselben, die auch ohne die beigegebene Karte des Kriegstheaters hervorgehoben werden müßte, sehr angenehm angesprochen fühlen. Wir halten diese Partien für ein vortreffliches Supplement zu vielen über Friedrich II. und Napoleon geschriebenen Büchern und empfehlen daher ganz besonders aus diesem Grunde die vorliegende Übersicht den künftigen Geschichtschreibern beider Fürsten. Wir rechnen dahin die Bemerkungen über die mit großen Truppenmassen geführten Schlachten, über verschanzte Lager, über den Charakter der einzelnen Napoleon'schen Feldzüge, über die Schlachten Friedrich's und die verschiedenen Eigenthümlichkeiten beider Feldherren, über die Eilmärsche der Truppen und die Verluste an Menschen in den Kriegen beider Feldherren, wo unter Anderm gezeigt ist, daß die Schlachten Friedrich's rücksichtlich der Kürze des Gefechts und der Größe des Verlustes im Ganzen furchtbarer waren als die der neuern Kriege. Wo der Verf. manchen eifrigen Napoleonisten die Feldzüge des Kaisers, wie z. B. die in Rußland, die an der Saale und Elbe 1813, oder die Unterlassung der gehörigen Armirung der Festungen in Frankreich, zu scharf zu tadeln scheint, da muß man bedenken, daß er dem Urtheile der bewährtesten Kriegsschriftsteller Frankreichs gefolgt ist, wie er sich denn auch mit Beziehung auf seine frühern militairischen Schriften in der Vorrede ausdrücklich dagegen verwahrt hat, als wolle er erst nach dem Falle jenes Riesengeistes seine Thaten bekritteln. Ebenso ruhig und unparteiisch urtheilt er über Friedrich, wie z. B. in der Kritik der Schlachten bei Kunersdorf und Zorndorf, und schließt sich öfters an Behrenhorst an, der bekanntlich gerade kein blinder Lobredner des preußischen Königs war, wogegen die frühern fast als Orakel über den siebenjährigen Krieg verehrten Schriftsteller, Lloyd und Tempelhof, als wenig unterrichtete und nicht zuverlässige Zeugen bezeichnet werden. Freilich konnte eine solche freie Würdigung des Königs auch weit leichter unternommen werden als im entgegengesetzten Falle, da Friedrich seine Fehler oft genug eingestanden hat, Napoleon aber jeden selbstverschuldeten Unfall seinen Unterfeldherren oder Verbündeten beizumessen pflegte.

Außer diesen Erörterungen könnten wir noch die passenden kriegsgeschichtlichen Parallelen aus alter und neuer Zeit, das gerechte Urtheil über die Ermordung des Herzogs v. Enghien, die edle Bemühung, von Napoleon die Schuld der Vergiftung der Kranken im Lazareth zu Jaffa abzuwälzen, die zeitgemäßen und durch Zahlen belegten Bemerkungen über die Höhe der Abgaben im französischen Kaiserreiche gegen die im Königreiche Preußen, endlich die kräftigen Worte über Deutschlands Schande durch die Franzosen und ihre übermüthigen Aussprüche in Betreff der Rheingrenze herausheben, um einen Beweis des mannichfach Reichhaltigen zu geben, welches diese Schrift in sich schließt. Nur Eins haben wir an derselben auszusetzen — das sind die vielen Druckfehler in den Eigennamen und in den Stellen in französischer oder lateinischer Sprache. Hat sich sogar Tacitus auf S. 235 einen grammatischen Schnitzer müssen aufbürden lassen!

Mit der Ruhe und Erfahrung dieses Verf. bildet die keck Sprache und das stürmische Dreinschlagen des Verf. von Nr. 2 den schroffsten Gegensatz. Hr. Köppen (Oberlehrer an einem berliner Gymnasium) hatte sich durch eine „Literarische Einleitung in die nordische Mythologie"

(Berlin 1837) und dann durch eine sehr überflüssige Kritik des nicht minder überflüssigen Buches des Bürgermeisters Neumann über die Beschränkung des lateinischen Unterrichts in den vorjährigen „Halleschen Jahrbüchern" bekannt gemacht; jetzt fühlte er sich gedrungen, zum Jubelfeste Friedrich's des Großen mit Feuer und Schwert gegen alle Widersacher des Königs aufzutreten. Er hat dies sowol in der vor uns liegenden Schrift als in einem ähnlichen Aufsatze in den „Halleschen Jahrbüchern" mit einer glühenden Beredtsamkeit gethan, seine Worte fallen hagelsdick, ja wie Keulschläge auf die Helme, mit denen Wöllner, Büsching, v. Haller, Leo, E. M. Arndt, Steffens und andere Feinde des Königs ihr Haupt bedeckt haben. Wer wollte ein so jugendlich kräftiges Beginnen tadeln, wenn die Sache es verlangt? Wir können in einem solchen Falle selbst Extravaganzen des Ausdrucks einem Schriftsteller, der es redlich meint, zugute halten, an denen es allerdings in der Köppen'schen Schrift nicht fehlt. Dahin gehören die wiederkehrenden Erwähnungen der bornirten Orthodoxie, der wittenbergischen Steifleinenen und der aufgeblasenen Schulfüchse, dahin der Ausfall auf die „alten Brahmanen der Logik, die, mit untergeschlagenen Beinen in ewiger Ruhe da sitzend, mit eintönigem Geschnarr wieder und wieder lesen die heiligen drei Vedas, und dann und wann einen lüsternen Blick hinüberwerfen nach der tanzenden Bajaderenwelt", dahin die Verunglimpfungen einzelner Classen der Gesellschaft, wie „der aus dem Rationalismus hervorgegangenen Pastoren, jener harmlosen, vegetativ-freudigen, kindergesegneten Hausväter", und überhaupt der Theologen ohne die mindeste Beschränkung, da seine Vorwürfe doch nur auf katholische und protestantische Jesuiten und Ultramontane passen, dahin gehört endlich die Verunglimpfung eines ganzen Landes, wenn Hr. Köppen „mecklenburgische Unvernunft" als einen sprüchwörtlichen Ausdruck braucht, oder die spöttische Bezeichnung Hegel's als „des Philosophen vom Kupfergraben". Und ist denn Hr. Köppen so alt, so erfahren, daß er in Beziehung auf die heutige Menschheit sagen darf, es sei „in der Büchse der Pandora nicht die Hoffnung, sondern lediglich die Dummheit zurückgeblieben". Auch passen zu seiner sonst deutlichen, verständlichen Rede gar nicht recht so unklare Terminologien wie „incorporirte Staatlichkeit", oder wo es von Friedrich heißt: „er war sich die incorporirte Idealität in der realen Ausbreitung des Staats, das Subject zu dessen Substanz". Hr. Köppen spricht gern von Pedanten und von nicht zeitgemäßer Gelahrtheit: sind denn aber solche und ähnliche Ausdrücke nicht ebenfalls eine scholastische Pedanterie?

Indeß wir wollen, wie gesagt, von diesen Auswüchsen jetzt absehen, obgleich es an sich kein gutes Zeichen für eine Sache ist, wenn man sich zum Sticheln und Schimpfen genöthigt sieht, und uns an die Tendenz des Buches halten. Eine Vertheidigung des großen Königs ist jedenfalls, wo sie Noth thut, löblich und steht besonders einem preußischen Staatsdiener wohl an, der so lebhaft für das Fortschreiten und die Ehre seines Vaterlandes fühlt, als von Hr. Köppen in einer schönen Stelle (S. 141) geschehen ist. Nur hätte man billig von ihm verlangen können, daß er dabei mit einigen Worten auch der Fortschritte gedacht hätte, durch die man in Preußen unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. durch freiwillige Verträge, durch Gerechtigkeit, Mäßigung und Weisheit auf der Bahn der wahren Freiheit und des echten Gehorsams weiter gekommen ist als in manchen außerdeutschen und deutschen Staaten, und daß sich hierin vor allen der Geist Friedrich's des Einzigen in fortdauernder Thätigkeit beurkundet hat. Die Andeutungen auf S. 162 u. 172 sind nicht ausreichend.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Romanenliteratur.

1. Die Burgen Frankreichs von Leo Gozlan. Aus dem Französischen übertragen von Emilie Wille. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Verständige Auszüge aus Memoiren und Beschreibungen, eine lebendige Darstellung, viel Esprit, phrasenreiches, aber nicht schleppendes Raisonnement, das für uns Deutsche mitunter zu spitzfindig und nicht von der bonne vérité, wie sie Figaro nennt, ist, das alles, verbunden mit der im Original gewiß leichten und glänzenden Schreibart, machen das Werk zu einem gelungenen. Es erspart die Mühe, aus vielen dicken Bänden zusammenzusuchen, was man hier in gedrängter Kürze findet. Auch kann man sich wol einbilden, durch das Lesen des Buchs nicht allein unterhalten, sondern auch belehrt zu werden. Von den galanten Festen, Ludwig XIV. gegeben, von seinen und des Nachfolgers Liebschaften erfährt man, und zwar von dem Schleier der Grazie verhüllt, recht viel, wenn auch nicht Neues, doch Anziehendes. Die religiösen prunkvollen Belustigungen des halbverrückten Marquis Brunoy, die theatralischen des Abts Voisenon werden uns vorgeführt und, um das zu können, die Burgen und Schlösser, wo sie stattfanden, beschrieben. Vergebens sucht man bei der Wahl nach einem Plane, es müßte denn der sein, Schauplatz und Stück auszusuchen, wo Königthum, Feudalherrschaft, die Entsittlichung des Adels und der höhern Geistlichkeit am bequemsten zu bespötteln waren. Aber öfters ist es schwer zu entscheiden, ob es dem Verf. mit dem Lobpreisen des Gewerbfleißes, ja der Thaten der schwarzen Bande Ernst oder Ironie ist, ein Witzwort gilt ihm höher als Milde und Wahrheit des Gefühls. Ernstlicher Ernst ist ihm nur dann, wenn Deutschland und vor allem Östreich geschmäht wird. In die Übersetzung haben sich viele Nachlässigkeiten eingeschlichen. Die Wortfügung, die Stellung des Zeitworts ist öfterer der französischen als der deutschen Sprache angemessen, haut wird immer als hoch genommen, da es bei Landstrichen und Flüssen auch ober bedeutet. Aus Aachen, wo Karl der Große begraben liegt, ist die „Kapelle von Aix" geworden und ähnliche Schnitzer. Die vielen unrichtigen Namen der Maler in der Beschreibung von Aguado's Gemäldesammlung können nicht alle dem Corrector zur Last fallen. Es wäre aber möglich, daß der Verf. es sich damit mundrecht gemacht hätte, denn sehr genau nimmt er es mit seinen Angaben nicht. So läßt er Bossuet, ungefähr 50 Jahre nach dessen Tode, bei dem ausgelassenen, seinen Stand schändenden Abt Voisenon, Ärgerliches erleben, und ähnliche chronologische Fehler wären nachzuweisen.

2. Deutsche Volkssagen, zunächst aus den Rheinlanden. Herausgegeben und erzählt von Roderich Benedix. Drittes und viertes Bändchen. Wesel, Bagel. 1840. 8. 8 Gr.

Ein gutes Lied singt man gern zweimal; hat es eine neue Melodie, so vergnügt es auch Die, welchen das Bekannte misbehagt. Recht hübsche Weisen haben „Der Dombau zu Köln", „Die sieben Jungfrauen", „Ritter Brömser von Rüdesheim", „Stavoren" und mehre andere. In rührendem Mollaccord lau-

ten „Die Glocken zu Speier" Kaiser Heinrich's IV. tragisches Geschick ein, die Undankbarkeit seines aufrührerischen Sohns, die Treue eines alten Dieners. „Die liederlichen Spieler" könnten auch da zu Hause sein, wo man den Rhein nicht rauschen hört. Böses Gelüsten führt den Teufel herbei, frommes Gebet, fruchtbringende Reue vertreibt ihn, das ist der Grundgedanke der guterzählten Sage.

3. Wasili und Aglae oder die neue Helena. Eine Erzählung aus der neuesten Geschichte des Orients für gebildete Leser von Adolf Strahl. Wien, Volke. 1840. 8. 15 Gr.

Der Zweck, den sich der Verf. vorsetzt, die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völkerstämme des osmanischen Reichs zu schildern, wurde kurz und bündig erreicht. Geschickt hat er Ereignisse aus dem albanesischen Krieg eingewebt, Ali Pascha's Abscheulichkeiten nicht veredelt, aber auch nicht auf eine empörende Art ausgemalt. Nicht allein auf die Schlachtfelder, auch in die Harems führt uns der Geleitsmann, seiner Meinung nach ist das Leben der türkischen Frauen mindestens ebenso angenehm als das der elegantesten Europäerin, eine Ansicht, in die, trotz der sie rechtfertigenden Scheingründe, nicht viele feingebildete Damen einstimmen werden.

4. Das Gewitter und das Symposion. Oder: Protestanten und Katholiken seit dem Jahre 1837. Eine Novelle von August Schmeißer. Rudolstadt, Froebel. 1840. 8. 1 Thlr.

Möchten doch alle unsere Landsleute, in religiösen Wirren begriffen, sich so ruhig verständigen wie die Reisenden, welche in Orlamünde und Schwarzburg zusammentrafen! Dann wäre aller Streit geschlichtet und sie begriffen, daß beide Parteien Einen Christus glauben, nur verschiedene Confessionen hätten und recht füglich nebeneinander bestehen könnten. Wenn auch der Domainenpachter und der Kaufmann lebhafter an das irdische Wohl denken als an das der Seele, so ist doch die Duldsamkeit der übrigen Gesellschaft keine matte Lauheit. Der katholische und protestantische Geistliche, der Philosoph und Oberst, der Edelmann und selbst die Frauen verfechten ihre Meinung mit gewichtigen Gründen. Görres und Hegel, Schlegel und Ammon, Schelling und die Kirchenväter werden citirt, das Für und Wider erwogen, keiner ändert seinen Glauben, keiner will den andern bekehren. Sogar ein Jesuitenzögling, der Frau und Kind verließ und die Priesterweihe empfing, sieht das Ungesetzliche, Naturwidrige des zweiten Gelübdes ein, er tritt in seine frühern Verhältnisse zurück, wir hoffen, ohne schlimme Folgen. Alle gelangen zu der Einsicht des Einen, was Noth thut, „vor den Fremden sich zu hüten", welche die Zwietracht in Deutschland anfachen und brennend erhalten, um zu trennen und dadurch um so gewisser zu herrschen. Das junge Deutschland bekommt auch seine Streiche, es wird zu sehr als Leiter, zu wenig als Werkzeug angesehen. Daß Frau von Sturm mit am meisten gegen die gemischten Ehen ist, ist richtig empfunden, die fühlende Frau leidet mehr an der entstehenden Spaltung in der Familie als der Mann, dessen Thätigkeit ihn nicht in den engen häuslichen Kreis bannt wie das Weib. Gewiß werden Viele mit den Schlußworten des „Symposion" einverstanden sein: „Ehrenvoller Friede, gewissenhafte Eintracht, treue, kindliche Anhänglichkeit an die mütterliche Christuskirche, gemeinsames Kämpfen gegen ihre zahlreichen Feinde, um germanische Sitte in Ernst und Würde für Sittlichkeit und Humanität als liebend verbundene Söhne des einen Vaterlandes zu erstreiten, zu bewahren!"

5. Schuld und Buße, oder das St.-Magdalenen-Kloster zu Debreczin und seine Bewohnerinnen. Wahrheit und Dichtung. Von J. Satori (Neumann). Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 2 Thlr.

Zwei Liebende müssen Mönch und Nonne werden. Jener, der bald Dechant wird, setzt die Liebschaft fort, die Folgen hat; eine weichherzige Äbtissin entfernt die Schuldige, welche, von einem Nachkömmling der tückischen, wollüstigen Pfaffen der Ritterromane des vorigen Jahrhunderts verfolgt, eingekerkert wird, aber befreit in das Kloster zurückkehrt, wo man sie gleich einer Heiligen verehrt. Sie stirbt und der Dechant kommt mit den Thränen auf ihrem Grabe davon; zu erstarren darauf, wie weiland Siegwart, hat er nicht nöthig. Daß der Papst so leicht Dispensation ertheilt, wundert uns nicht, die Leute werden ihm ebenso langweilig gewesen sein als uns, die wir ihre Geschichte erzählt bekommen, und so wollte er sie sich je eher je lieber vom Halse schaffen. 18.

---



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 333. —— 28. November 1840.

## Neueste Schriften über Friedrich den Großen.

(Fortsetzung aus Nr. 332.)

Also Hr. Köppen will den großen König vertheidigen. Ähnliches hatte vor mehr als 20 Jahren ein preußischer Major v. Seidl in einer dreibändigen Schrift versucht, die er einen nothwendigen Anhang zu Dohm's „Denkwürdigkeiten" nannte. Jener hatte bestimmte Namen und gewisse Thatsachen, gegen die er den König in Schutz nehmen zu müssen glaubte, auch Hr. Köppen ficht mit redlichem Bewußtsein und gutem Glück gegen Haller, Büsching und mehre Andere, dann aber führt er in allgemeinen Ausdrücken seinen Krieg mit den theologischen und politischen Gegnern Friedrich's und den Obscuranten seines Ruhms.

Nur seine wirklichen, ewigen, unversöhnlichen Feinde wollen wir vor die Schranken rufen, sie, die zugleich auch unsere Feinde sind, sie, die nicht seine Mängel und Schwächen, sondern ihn selbst durch und durch, d. h. sein Wesen, sein Princip hassen und bekämpfen, die ihm von Anfang an gegenübergestanden, die ihm noch gegenüberstehen und gegenüberstehen werden bis zur Götterdämmerung. Seht ihr sie daherziehen, die heilig-närrische Schar in ihrem altfränkisch-modernen Costume, halb den Kreuzfahrern, halb der Reichs- und Reißausarmee ähnlich, fanatisch und feig, furchtbar und spaßhaft zugleich? Hört ihr die greuliche Katzenmusik? alt- und neutestamentliche Pauken und Trompeten, moralische Maultrommeln, erbauliche Dudelsäcke, historische Sackpfeifen und andere Schnurrpfeifereien, dazwischen Freiheitshymnen, gebrüllt im urteutonischen Bierbaß?

In diesen Worten ist die Tendenz der Köppen'schen Schrift ziemlich vollständig angezeigt, sie ist also nicht blos eine Apologie Friedrich's, sondern auch eine scharfe, grimmige Polemik gegen die Gebrechen der Zeit. Und das ist es, was uns nicht an ihr gefällt, daß sie des großen Königs Namen als eine Art von Aushängeschild gebraucht und eine Menge von Dingen hineingezogen hat, deren Besprechung an sich gar nicht unzweckmäßig war, in einzelnen Bezügen sogar recht gut, aber durchaus nicht in eine apologetische Schrift für Friedrich gehörte. Anders wäre es, wenn sie sich als eine Volksschrift gäbe, aber das ist sie ihrer ganzen Anlage und Sprache nach keineswegs. Bei den Einsichtigen der gebildeten Stände aber steht Friedrich's Name zu hoch, als daß ihm die unanständigen Histörchen bei Büsching oder die unwürdige Verunglimpfung Haller's schaden könnte, bei den Unverständigen aber, bei „den unsaubern Geistern, die ganz ernstlich den Göttern des Lichts das Garaus machen wollen", bei den Dickköpfen in Christo, bei den katholischen Wölfen in Schafskleidern und den protestantischen Schafen in Wolfskleidern, bei den Muckern, Pietisten, Jesuiten, bei den Indifferentisten, diesen Kröten des Sumpfes (alles Kategorien, welche Hr. Köppen unter den Gegnern Friedrich's gemacht hat) —, bei allen diesen wird der Schrift ihr heftiger Ton und der Feuereifer ihres Verfassers mehr schädlich als förderlich sein, gesetzt daß sie überhaupt eine solche Schrift für werth halten gelesen zu werden.

Auf der ersten Seite des Buchs erklärt Hr. Köppen gut und bündig, weshalb gerade Friedrich vorzugsweise den Beinamen des Einzigen verdiene, und stellt ihn über Joseph II. und Napoleon, denn er ist der Philosoph auf dem Throne, er ist der freimüthigste unter den Königen. Warum konnte Hr. Köppen hier nicht den unwürdigen Witz unterdrücken, daß Ramler, der den König zuerst den Einzigen genannt, hierbei auch seinen einzigen Gedanken gehabt habe. Es erinnert diese renommistische Redeweise nur zu sehr an den Styl gewisser Schriftsteller der neuesten Zeit, die man nicht mehr mit dem gangbaren Collectivworte bezeichnen soll und zu denen wir doch Hrn. Köppen zu zählen keine Ursache haben. Dann geht es mit scharfer Waffe auf die Pfaffen los, die grimmigsten Widersacher Friedrich's, unserer Zeit und der ganzen Menschheit, sie, „in denen die Kategorien des Aberwitzes und des Hochmuths vollständig Fleisch geworden sind, sie, die sich selbst aller Emancipation entgegenstellen, weil sie selbst Alles mancipiren möchten", und so geht das 27 Zeilen (S. 18) unter den härtesten Vorwürfen fort. Die erste Handlung pfäffischen Hasses war Wöllner's liederliche, nichtswürdige, verhunzte Ausgabe der Werke des Königs. Wir theilen hier ganz des Verf. gerechte Indignation, schimpfen uns aber nicht selbst bêtes allemandes, wie derselbe à la Heine und Börne gethan hat. Und wenn es wahr ist, daß die berliner Akademie der Wissenschaften an Friedrich's Geburtstage Vorlesungen „über die Erectionsmuskeln in den männlichen Geschlechtstheilen einiger straußartigen Vögel" hat halten lassen, so ist das allerdings unpassend, Hr. Köppen aber auch anzuklagen, daß er hier kein einziges Wort von der nicht blos „besprochenen", sondern seit längerer Zeit schon im Drucke begriffenen neuen,

sehr würdigen Ausgabe der historischen Werke Friedrich's hinzuzufügen für gut fand. Als Berliner konnte er sehr wohl wissen, daß Prof. Preuß schon längere Zeit vor dem Tode König Friedrich Wilhelm's III. den Auftrag zu dieser Arbeit erhalten hatte. Darauf wird Büsching's, der „zugleich ein Theologe und ein Kammerdiener" ist, Buch mit nicht unverdientem Tadel abgefertigt. Friedrich's Religion, heißt es weiter, war die Religion der Aufklärung, worüber das Bekannte, mitunter in etwas declamatorischer Form, gesagt ist. Seine theologische Erziehung und Bildung, seine Studien der Wolf'schen Philosophie, die ästhetische Bildung durch Voltaire und andere Franzosen ist gut dargestellt und dann der Vorwurf der Irreligiosität entkräftet. Friedrich war ein Freigeist in der edelsten, ursprünglichen Bedeutung des Worts, er war ein Ungläubiger, weil er nicht an die Priester und an ihre Ehr- und Hochwürdigkeit glaubte, aber er ist nie, wie kein wahrer Philosoph thun wird (eine schöne Stelle auf S. 67 fg.), gegen den Glauben als solchen und gegen die wahre, lebendige Frömmigkeit in die Schranken getreten und hat, was auf S. 71 gut bemerkt ist, nie für Bürger und Bauern, sondern für Gelehrte und Philosophen geschrieben. Sein Christenthum war reiner Deismus, d. h. Glaube an Gott, damit hing die christliche Duldung auf das engste zusammen, und in beiden liegt die Erklärung des so oft gemisdeuteten Ausspruchs: „Hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden" (S. 92).

Wir stellen Hrn. Köppen's Eifer und Mühe in Aufsuchung hierher gehöriger Stellen aus Friedrich's Werken nicht in Abrede, aber zur Steuer der Wahrheit muß doch bemerkt werden, daß im ersten und dritten Bande des von ihm so verächtlich behandelten Buchs von Preuß alle diese Dinge mit Beifügung aller Stellen ausführlicher und für Manchen vielleicht ansprechender abgehandelt sind. Daß es aber nicht blos 1815 einen Prediger gab *), der in einer zu Berlin gehaltenen und auch gedruckten Predigt sich erfrechen konnte zu sagen, „Friedrich sei groß in der Welt, doch klein im Himmel gewesen", sondern daß auch bei Gelegenheit des Jubelfestes ähnliche, unüberlegte Äußerungen von einzelnen Predigern (Ref. spricht als Ohrenzeuge) gethan worden sind, möchte zum Theil Hrn. Köppen's scharfe, unversöhnliche Rede rechtfertigen.

Ein nicht minder strenges Gericht ergeht über Friedrich's weltliche Widersacher. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen", sagt Hr. Köppen wol etwas hyperbolisch, denn noch lebt der alte Fritz im Volke in verdienter Berühmtheit und selbst im Schooße des Katholicismus, in Italien, ist ja der gran Federico wohl bekannt, wie uns nicht blos Goethe („Sämmtliche Werke", XXVII, 183) und Preuß (II, 295 fg.) erzählen, sondern aus viel neuerer Zeit Fr. Förster („Briefe eines Lebenden", I, 258 fg.), ja auf dem Theater Pallacorda in Rom haben die Zuschauer noch vor wenigen Jahren den großen König in höchst abenteuerlicher militairischer Kleidung erkannt und bewundert. Nun also, welche sind die weltlichen Widersacher? Da ist zuvörderst Hr. v. Haller, den „die radicalen Oppositionsmänner als ihren Gesetzgeber und Solon" ansehen, „dessen Unvernunft aber keine simple, gemüthliche, mecklenburgische Unvernunft ist, sondern echter, veritabler Vollblutjesuitismus, mastig wie ein schweizer Tuch, groß und breit wie die Alpen, die sein seliger Großvater besungen hat" (S. 103), da sind ferner principielle Gegner, die historischen Juristen, als Verächter des preußischen Landrechts, sodann „die begeisterten, leidenschaftlichen, gedankenarmen und eben deshalb kurzlebigen oder abenteuernden Männer in altdeutschen Röcken, die feuereifrigen Helden des Tugendbundes, die Turner, die Franzosenfresser" wie Arndt und Steffens, endlich die Aristokraten in Altengland. Hier sind nach unserm Dafürhalten wieder bona mixta malis. Die Haller'sche Theorie geben wir Hrn. Köppen gern preis, ebenso Lord Brougham's Rodomontaden; über Arndt, dessen Urtheil aus dem J. 1814 wir keineswegs vertreten wollen, sei hier nur erinnert, daß er in seinem „Geist der Zeit" (III, 208) anders gesprochen und sich ganz neuerlich („Erinnerungen aus meinem äußern Leben", S. 54) geäußert hat, er glaube es nicht verdient zu haben, daß man ihn der Nichtachtung des großen Königs beschuldige. Gegen die sogenannte historische Rechtsschule ist Hr. Köppen ebenso ungerecht wie Viele in unserer Zeit, worüber wir uns aller weitern Erörterung enthalten, da Klenze in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (1836, Nr. 49) die richtige Mitte angegeben hat. Auch sollte, wer über solche Dinge schreibt, nicht außer Acht lassen, was die beiden Häupter dieser vermeintlich feindlichen Schulen, Thibaut in dem Aufsatze „Über die sogenannte historische und nicht historische Rechtsschule" (Heidelberg 1839) und Savigny in der Vorrede zum ersten Bande seines „Systems des heutigen römischen Rechts" zur Verständigung gesprochen haben.

Gern erkennen wir in des Verf. Auseinandersetzung des politischen Glaubensbekenntnisses des Königs und in seiner Entwickelung der Politik desselben an, wie unendliches Recht Friedrich seinen Gegnern gegenüber hat. Ebenso können wir nur alles das beloben, was von ihm über des Königs administrative Grundsätze, seine Gesetzgebung, sein Finanzsystem, sein Heerwesen und den Absolutismus seiner Regierung geschrieben ist. Friedrich's Stellung zu Rußland und sein Benehmen bei der Theilung Polens hat Hr. Köppen nach den Umständen richtig aufgefaßt; nur ist der Ausdruck: „nie sind unter ihm die Preußen Bo-Russen gewesen", wieder eins der unpassenden Witzworte des Verf. *) Was endlich die bis zum Ekel wiederholte Litanei, Friedrich sei ein Franzose und ein Verächter des Deutschen gewesen, betrifft, so hat Hr. Köppen den bekannten Ausspruch Goethe's mit Glück commentirt, wobei man denn die Unangemessenheit einzelner Ausdrücke ihm um der guten Sache willen nachsehen kann.

*) M. s. Rödenbeck's „Beiträge zur Geschichte Friedrich's des Großen", I, 334.

*) Prof. Schubert zu Königsberg erklärt im „Berliner Taschenkalender f. 1834" das Wort „Preußen" für zusammengesetzt aus der polnischen Präposition po, die „nahe", „bei" bedeutet, und dem Worte Pruzzi, also Po-ruzzi, zusammengezogen Pruzzi, Prussi, d. h. Nachbarn, Anwohner der Russen.

**Hr. Köppen schließt mit diesen Worten:**

Es ist alter Volksglaube, daß nach hundert Jahren die Leute wiedergeboren werden. Die Zeit ist erfüllet. Möge sein wiedergeborener Geist über uns kommen und alle Widersacher, die den Eintritt ins Land der Verheißung uns wehren, mit flammendem Schwerte vertilgen! Wir aber schwören in diesem seinem Geiste zu leben und zu sterben!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenznachrichten.

Paris, October 1840.

Von allen Arbeitern, welche vor kurzem durch ihre Coalitionen und ihr Verlassen der Werkstätten die Hauptstadt in Unruhe versetzten, waren die Maurer die ersten, welche den Mahnungen der Behörde Gehör gaben und schnell sich wieder an ihre Arbeit verfügten. Es kostete dem Polizeipräfecten ein Wort, sie daran zu erinnern, daß sie im Winter sonst nichts zu thun haben würden, und die Drohung, diejenigen, welche in der Coalition verharren würden, von Beschäftigung bei öffentlichen Bauten auszuschließen, um die Maurer zu ihrer Kelle und die Steinhauer zu ihren großen Meißeln wieder zurückzuführen. Dies hängt mit der großen Bauwuth der Pariser und den außerordentlichen Bauten des Staats zusammen, zu denen unstreitig der so baulustige Ludwig Philipp den Anstoß gegeben. Allerdings kann es wol hier keine goldnere Zeit für alle Arbeiter und Künstler, die mit Architektur irgend zu thun haben, gegeben haben als die jetzige. Man kann fast sagen, daß am Ende jedes Herbstes Paris durch neue Verschönerungen und Erweiterungen von neuem unkenntlich geworden ist. Im vorigen Jahre waren allein 940 neue Gebäude entstanden. Es ist daher wol an der Zeit, darüber ein Wort zu sagen. Schon jetzt ist fast, wenigstens für die belebtesten und wichtigsten Theile der Stadt, der Name Lutetia, Kothstadt, und der uralte Ruf der krummen und engen Straßen auf Paris nicht mehr anwendbar. Die engen Gäßchen verschwinden nach und nach, weil nach policeilicher Verordnung jedes neu restaurirte Haus um mehre Fuß zurückgerückt werden muß, und wenn dies auch jetzt manche Unregelmäßigkeit zur Folge hat, so erfreut sich doch der Blick fortwährend über einen neuen Raum, der in einer solchen engen Gasse gewonnen wird, in den neues Licht dringt, das auf die Gasse zurückfällt. Die Speculation kommt dem zu Hülfe; statt einen Hof und Hintergebäude zu behalten, bricht man neue kleine Seitenstraßen durch, um Häuserfronten und daran zu vermiethende Boutiken zu gewinnen. Der Anstoß, bessere Luft, weitere Räume zu suchen, ist gegeben, und so wandern ganze Massen von Familien den Vorstädten zu, die auf allen Seiten in vollem Marsche nach der Ebene begriffen sind und sich mit neuen Häusern und schönen breiten Straßen bedecken, besonders nach den Anhöhen von Montmartre zu. Dieses Wandern wirkt natürlich wieder auf die innere Stadt zurück; denn da dort dadurch viele Wohnungen leer werden, so sind die Hauseigenthümer mehr geneigt, ihre Häuser zurückzuziehen, d. h. zu verkleinern und überall Licht und Raum zu verschaffen. Was das Straßenpflaster betrifft, das hat auch unendlich gewonnen. Die Gossen verschwinden überall aus der Mitte, wo sie die Straßen ewig befeuchtet hielten, und rangiren sich zu den Seiten; die Straße selbst wölbt sich in der Mitte, statt wie früher dort sich zu vertiefen. Durch die ganze Stadt sind Wasserleitungen angebracht, die den Gossen fließendes Wasser zuführen und den Schmuz wegschwemmen; ja, man hat hier und da begonnen, die Rinnsteine unter die Trottoirs zu führen, sodaß mehre Straßen wenige Stunden nach dem anhaltendsten Regen trocken wie gedielte Fußböden sind. Natürlich zeichnen sich die Quartiere der Tuilerien, der Börse, der Madeleine, der Boulevards und die daran stoßenden Vorstädte am meisten aus. Doch auch jenseit der Seine geschieht außerordentlich viel.

Es ist natürlich, daß dieses freiere und saubere Ansehen, das die Straßen gewannen, bald die Erweckung des Sinnes für schöne Baukunst zur Folge hatte, die, man kann sagen, fast Jahrhunderte in den Franzosen, wenigstens in den Parisern, schlummerte. Bis vor kurzem hatte verhältnißmäßig keine große Stadt so wenig öffentliche Denkmale, so wenig schöne Gebäude aufzuweisen als Paris. Es fehlte an Raum, sie zu bauen, und noch mehr, sie zu beschauen. Keine Stadt hatte so wenig öffentliche große Plätze, und selbst nach dem, was Napoleon dafür gethan, fand er für seine Säule nur einen so kleinen Platz, daß man heute noch in die Seitenstraßen treten muß, um sie im Ganzen aufzufassen. Für die Privatgebäude befolgte man den Grundsatz, nur das Innere wohnlich zu machen und auszuschmücken, die Straße durchaus nicht beachtend. Ja, bei den Hotels der vornehmen Cavaliere ward dieser Grundsatz bis zur orientalischen Weise getrieben. Sie wurden ganz den Augen des Publicums entrückt und hinter einem Hof aufgeführt, den nach der Straße zu eine Mauer mit einem Thorwege schloß, oder höchstens ein einstöckiges Gebäude mit Wohnungen für die Dienerschaft. Napoleon's große Bauten erweckten immer noch nicht die Nachahmung der Bevölkerung; auch unter der Restauration schlummerte noch der Sinn für Architektonik. Später bemächtigte sich seiner zuerst die Speculation der Cafetiers und der Restaurateurs; sie war immer noch mehr auf Fremde, besonders Engländer, als auf Einheimische berechnet. Aber von diesen Leuten suchte bald einer den andern zu überbieten, und es ist unglaublich, mit welcher Pracht, mit welcher Verschwendung von Gold, Spiegeln, Bronze und Malerei diese Etablissements aufgeführt wurden. Unfehlbar haben sie unendlich beigetragen, das Auge der einheimischen Bevölkerung für diese Schönheiten aufzuthun. Bald folgten die Hauseigenthümer nach, und seit lange wird kein neues Haus ohne Balcons und alle Etagen mit Bronzeverzierungen aufgeführt; ganze Straßen stehen jetzt schon so da. Endlich sind nun auch hier und da Sculpturverzierungen, Mauerarabesken, Hautreliefs, förmliche Büsten hinzugekommen, und das merkwürdigste Gebäude der Art ist vor kurzem den staunenden Blicken des Publicums auf dem Boulevard italien neben Tortoni und an der Ecke der Straße Laffitte enthüllt worden. Hier sind die Fensterschwibbogen mit Bronze geschmückt, mit Stukkatur bedeckt, Arabesken und Köpfe aller Art bieten sich dar. Noch merkwürdiger ist die Anlage dadurch, daß sie, unter dem Namen Cité italienne, den Platz mehrer früherer Häuser einnehmend, mit ihren Hintergebäuden gewissermaßen eine besondere isolirte kleine Stadt in Paris bildet. Sowie man nämlich in die Thorwege eintritt, wird man durch ein prachtvolles Corps de logis mit zwei großen Seitenflügeln, die einen großen saubern und geräumigen Hof einschließen, überrascht; in dessen Mitte steht eine schöne mit Gewächsen verzierte Fontaine; und diese Gebäude bilden wenigstens 20—25 geräumige Familienwohnungen, deren Inhaber gewissermaßen so durch die Nähe eine Art von besonderer Colonie, dem Geräusche der Straße entzogen, bilden. Ein ebenso prachtvolles Gebäude führt der Graf Pourtalès hinter der Madeleine auf; die Cité italienne ist aber darum interessanter, weil sie in jeder Beziehung dem öffentlichen Gebrauch anheimgestellt ist und das Publicum selbst aus den Mittelständen an schönes Wohnen gewöhnt.

Ich sagte oben, daß die Bauten der Regierung den Hauptanstoß zu dem Erwecken dieses Sinnes für Architektur in ihrem weitesten Umfange gegeben haben. Hier steht nun der Bevölkerung das Haupterweckungsmittel noch bevor, und dies wird die endliche Eröffnung des Innern der Madeleinenkirche sein; denn hierin wird Alles, was Architektur, Sculptur und Malerei Prachtvolles und Großes hat, zusammen verschwendet, und seit ich die Arbeiten im Innern gesehen, freut es mich sehr, daß die Madeleine nicht zum Grabmal Napoleon's bestimmt worden ist: denn, als Kirche dienend, werden in diesem Denkmal diese Künste länger und unmittelbarer auf die Menge wirken. Es ist jetzt in alle pariser Gotteshäuser ein solcher Zu-

drang, daß man an der Wiedererwachung eines ernstlichen religiösen Bedürfnisses in Paris nicht mehr zweifeln kann. Die Madeleine wird die Parochialkirche des Tuilerienquartiers, und die jetzt dazu dienende, ganz runde Eglise de l'assomption der Herzogin von Orleans zum lutherischen Gottesdienst eingeräumt werden. Dies ist ein großes Bedürfniß; denn bis jetzt haben die Lutheraner nur den kleinen Tempel in der Villette, wo im Monat nur einmal Vormittags deutscher Gottesdienst sein kann, während dreimal französisch gepredigt wird. Nach der Einräumung der Eglise de l'assomption soll es regelmäßig abwechselnd geschehen, französisch in der Villette, wenn deutsch in der Assomption, und umgekehrt. Die Madeleine präsentirt sich als ein oblonger Tempel, vorn mit einem zugespitzten Giebel, auf dem der kolossale Christus die Magdalena beschützt gegen die Steine, die auf sie geschleudert werden sollen. Frontispiz und Dach auf allen Seiten wird von korinthischen Säulen getragen, und in den Nischen unter dem Säulengange sind Statuen der Heiligen angebracht. Sowie man beim Frontispizeingange in das Innere tritt, bietet sich ein großes Oblongum dar ohne Seitengänge, das von der Decke herab durch drei über gewölbten Kuppeln angebrachte Fenster erleuchtet wird. Die Kuppeln sind mit goldenen Vierecken bedeckt, in deren Mitte große Goldrosetten auf lasurblauem Grunde. An den beiden Seitenwänden des Schiffes gehen korinthische Säulen nieder, von denen mehre wieder Giebel haben, und so Einfassungen von Altären und Statuen von Heiligen bilden, von denen die Kirche überfüllt ist. Die Säulen gehen nicht bis zu den Kuppeln, sondern lassen von ihrem Ende bis zur Kuppel auf jeder Seite drei große Felder, auf denen Frescogemälde angebracht werden. Außerdem sind in die Seitenwände selbst kleine Marmortafeln eingefügt, auf denen allen in byzantinischem Styl kleinere Gemälde ausgeführt werden. Am Ende des Säulenganges, dem Eingange gegenüber, bildet ein Schwibbogen eine große Nische, in die eine vierte Kuppel von oben das Licht fallen läßt. Dort ist die Abtheilung für den Hochaltar. Der Eingang selbst wird wieder von einem gleichen Schwibbogen zu einer dem Altar gegenüberstehenden ähnlichen Abtheilung gebildet, dessen Plafond von Goldrosetten gebildet ist, die hier aber von drei Basreliefs, heilige Familie, Engel und die Jungfrau darstellend, unterbrochen werden. Zu jeder Seite der Eingangsabtheilung ist niedriger wieder eine gewölbte Nische angebracht, in welche Seitenaltäre kommen. Das größte Frescogemälde ist nun in der Altarabtheilung, über dem Altar unter der Kuppel angebracht. Der diesem Felde in der gegenüberstehenden Eingangsabtheilung entsprechende Raum wird die Orgel enthalten; im Ganzen also sieben große Frescogemälde, deren Ausführung den Herren Ziegler, Signol und Abel de Pujot anvertraut ist. Der Gesammteindruck des Ganzen ist durchaus mehr ein heiterer als ein ernster, wie dies der Charakter aller neuern französischen Kirchen ist; doch hat die Madeleine schon der vielen Statuen und Säulen wegen durchaus nicht das Ansehen eines Concert- oder Tanzsaales, wie die viel besprochene Notre Dame de Lorette. Die Kunst, so mannichfach hier verwendet, adelt das Ganze; es ist allerdings mehr der griechische Gottesdienst als der christliche, doch ist er der Natur des anfangs zu einem Tempel des Ruhms bestimmt gewesenen Gebäudes durchaus angemessen.

Sowie die sich in engen Straßen zusammendrängende Volksmasse den erwähnten unvortheilhaften Einfluß auf den Sinn für Architektur unter den Parisern ausübte, so mußte dieser Umstand auch auf die übrigen bildenden Künste zurückwirken. Sie erfodern alle mehr oder minder Raum und an diesem mußte es auch in den Wohnungen fehlen. Man hat im Auslande kaum einen Begriff von der Kleinheit der pariser Gemächer, und was man hier einen Salon nennt, ist oft weiter nichts als ein Behältniß von einigen Quadratfuß, in dem eben kein Bett steht. Dazu muß es zugleich von Meubles überfüllt sein, um mehr oder weniger aisance des Bewohners zu verrathen. Kein Wunder, daß weder für Bibliotheken noch Gemälde und andere Gegenstände der Kunst ein Plätzchen übrig bleibt. Dies mußte am allermeisten auf Sculptur zurückwirken, von der man lange Zeit wenig oder nichts, kaum eine Büste in den Wohnungen der Reichsten fand. Dennoch fodern die französischen Kamine allerhand Schmuck und die Mode brachte für diesen alle Augenblick etwas Anderes auf. So waren sie bis vor einigen Jahren mit kleinen Spielereien im Geschmack der Zeit Louis' XIV., den man Rococo nennt, überladen. Seit 1839 — und das ist ein großer Hebel für die bildende Kunst — hat endlich die Sculptur, auf Duodezdimensionen zurückgeführt, sich dieser Kamine bemächtigt; auch jene kleinen Statuetten aus Gips, wol auch aus Marmor und Bronze, von denen in neuerer Zeit so viel die Rede ist und die den doppelten Nutzen gewähren, den Sinn der Massen für schöne Formen zu wecken und den Künstlern, die sonst nur von den Reichen und Großen Beschäftigung zu erwarten hatten, die nöthigen Einnahmen und die nöthige Muße verschaffen, sich, ohne für Brot arbeiten zu müssen, mit größern und dauernden Schöpfungen befassen zu können. Diese neue Bahn, die sich die französische Sculptur für ihre Producte gebrochen, hat sogleich ein eigenthümliches Kunstgenre hervorgerufen, das sich nur mit den kleinen Dimensionen verträgt, im Großen ausgeführt, widerlich werden würde — die satirische, die komische, die groteske Sculptur, ein Genre, dessen sich bis jetzt nur die Malerei und Zeichenkunst bemächtigt hatte, aus dem einfachen Grunde schon, weil eine satirische Figur, ohne dem Original, das sie carikirt, sehr ähnlich zu sein, fast alle eigentliche Bedeutung und allen Werth verliert, die Ähnlichkeit in der Sculptur schon schwer zu erreichen ist, wenn das Original dem Bildner sitzt, der satirische Bildhauer sie aber meist im Fluge aufhaschen und dem Original abstehlen muß; denn Wenige sitzen willig zu ihrer eigenen Caricatur, namentlich aus einem so dauernden Stoffe gebildet, als dessen sich der Bildhauer bedient. In dieser unendlichen Schwierigkeit, die zu besiegen, eine ganz besondere und eigenthümliche Anlage und Organisation erfoderlich sind, liegt zugleich eine Garantie gegen den Misbrauch dieses Genre. Noch immer steht ihr Schöpfer, der jüngere Dantan, der bildhauerische Callot der Franzosen, einzig in seiner Art da; alle Versuche der Nachahmung, die bei der großen Popularität und dem Lucrativen dieses Genre so viel Verführerisches in Paris hat, wo täglich, stündlich Tausende darauf sinnen, wie sie Geld verdienen und sich bemerkbar machen können, sind bis jetzt immer mislungen. Auch ist von vornherein zur großen Ehre des Schöpfers der carikirenden Bildhauerei zu erwähnen, daß die Güte und der Edelmuth seines Charakters und die Delicatesse seiner Gesinnung ihn selbst von jedem unlautern Gebrauch seines eminenten Talentes zurückhalten. Wie viel Geld könnte er nicht einer Menge von Notabilitäten abpressen, die eine übertriebene Empfindlichkeit gegen die Satire haben, wenn er ihnen drohen wollte, ihre Chargen anzufertigen und ein Metier zu treiben, das sehr gang und gäbe in Paris, mit dem eigenthümlichen Ausdrucke: „Faire chanter quelqu'un", bezeichnet wird; d. h. man läßt Satiren auf Jemand setzen, schickt ihm einen Correcturbogen zu und veröffentlicht sie nicht, wenn er bezahlt! Dantan macht nie eine Charge von einer Notabilität, die er in dieser Weise empfindlich weiß, so seine Achtung vor jedem Talent bethätigend. Scribe, Auber, Delavigne wissen davon zu sagen, und besonders unser Meyerbeer, der die deutsche Scheu vor der Satire im höchsten Grade hat. Ja, als er Hrn. Dantan erklärt, er könne geradezu krank werden, wenn eine Carikatur auf ihn erschiene, verfertigte der Künstler von ihm eine Masse der idealsten und edelsten Büsten in allen Größen, aus allen Stoffen, ohne daß Hr. Meyerbeer, Dantan's Charakter kennend, auch nur eines der größern und theurern Exemplare anzukaufen für nöthig gefunden hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 334. —— 29. November 1840.


## Neueste Schriften über Friedrich den Großen.

(Fortsetzung aus Nr. 333.)

Wir wenden uns weiter zu den beiden staatsrechtlichen Schriften, die sich auf Friedrich II. beziehen. Der Verf. von Nr. 3 hat sich in der Einleitung über die Ausdehnung der königlichen Gewalt in Frankreich seit Ludwig XI. und die Vernichtung des mittelalterigen Staats verbreitet, dann über die Grundsätze Ludwig's XIV. und seiner Zeit, die Ansichten Voltaire's und Rousseau's und die Umwandlung des französischen Staates durch die Revolution. Ihm gegenüber stellt er den preußischen Staat, zeigt, wie die Ausbildung desselben, die in dem Boden der Reformation wurzelte, eine weit ruhigere und einfachere gewesen sei, und wie Friedrich II. zuerst zum Bewußtsein des neuen Staatsrechts gekommen sei.

Seinem Regierungssystem — heißt es am Schlusse — liegt die höhere Einheit der abstracten Monarchie und Demokratie zum Grunde; es ist dies nicht blos ein äußerlich mit republikanischen Einrichtungen umgebener Thron, sondern die innige Vereinigung des Bewußtseins des Herrschers und des Volkes in der höhern Idee des Staates, eine Vereinigung, welche sich kund gibt in der gegenseitigen Liebe des Herrschers und des Volkes.

Es ist in diesen Erörterungen gerade nicht viel Neues, aber sie enthalten Wahrheiten, die nicht oft genug klar und deutlich (wie hier) gesagt werden können, und dienen also nicht unpassend zur Einleitung in die staatsrechtlichen Grundsätze des Königs. Dieselben sind aus seinen verschiedenen Schriften über die Entstehung des Staats und der fürstlichen Macht, über die Staatsverfassungen, über die Pflichten des Bürgers, über die Vaterlandsliebe, über die Stellung und die Aufgabe des Fürsten, über die Gesetzgebung und allen übrigen mit Fleiß und Ordnung zusammengestellt, ein Unternehmen, das um so dankenswerther ist, je weniger sich verhältnißmäßig die Werke Friedrich's II. in öffentlichen und in Privatbibliotheken finden. Einige literarische Zugaben, wie sie Hr. Wolff ohne Mühe hätte aus Preuß's inhaltreicher Schrift: „Friedrich der Große als Schriftsteller" (Berlin 1837), entnehmen können, würden seinem Buche nur zur Zierde gereicht haben.

Nr. 4. Es war kein übler Gedanke des Hrn. Schubarth, auf Veranlassung des Jubiläums Friedrich's des Großen diejenige seiner staatswissenschaftlichen Abhandlungen neu zu übersetzen, welche ein echt landesväterliches Glaubensbekenntniß ist. Die Schrift selbst überhebt uns bei ihrer Vortrefflichkeit des weitern Lobes, das ihr auch Hr. Schubarth im Nachworte reichlich gespendet hat. Auffallend aber ist es, daß weder im Nachworte noch in der vorgesetzten Einleitung angegeben ist, daß dieselbe vom Könige 1777 geschrieben, in seinem Hause nur in acht Exemplaren gedruckt und blos an die Vertrautesten aus seiner Umgebung verschenkt worden ist, wie bei Preuß a. a. O. ausführlich nachgelesen werden kann. Hrn. Schubarth's Einleitung steht nun allerdings in einer gewissen Verbindung mit dem königlichen Aufsatze, obschon derselbe eigentlich bei seiner Klarheit und Verständlichkeit einer solchen nicht bedurft hätte. Aber wir haben uns der Vermuthung nicht erwehren können, daß den Verf. noch besondere, subjective Gründe zu dieser Zugabe veranlaßt haben, namentlich sein Haß gegen Hegel und gewisse Doctrinen der Zeit vom Staate und vom Staatsleben. Die Einleitung holt etwas weit aus und geht zuvörderst auf griechisches und römisches Staatswesen zurück, wo uns besonders die Erörterungen über das letztere angesprochen haben. Aber von S. 23 an, wo der Verf. nachweisen will, wie „das antike Princip in der Aufnahme von dem neuen, d. h. von dem germanischen, welches das Princip der Freiheit in seiner innerlichsten Macht und Bedeutung ist, durch das Maß einer verhältnißmäßigen Begrenzung, die es an diesem ausübte, in seiner allgemeinen historischen Bedeutung verklärt und die großartige Richtung desselben in der Zweckbestimmung von ihrer anfänglichen Isolirtheit entkleidet ward", von da an gestehen wir Hrn. Schubarth nicht recht zu verstehen. Hätte es ihm doch gefallen, sich hier etwas deutlicher auszudrücken und lieber durch Thatsachen belehren, als durch Raisonnement beweisen zu wollen! So viel ersehen wir, daß ihm das dermalige europäische Staatsleben wegen mancherlei Verwirrungen, Widersprüchen und Abweichungen von dem Princip der eigentlichen Freiheit nicht gefällt; wir erfreuen uns ferner seiner gutpreußischen Gesinnung, die ihn in dem Staatswesen seines Vaterlandes die „Möglichkeit einer Durchführbarkeit der Angemessenheit des Staatslebens mit der absoluten Gestalt der Freiheit" erkennen läßt. Er erklärt mit Recht, daß die Gestaltung des preußischen Staatswesens in der Hauptsache auf ethischen Motiven ruht und daß es gänzlich an Thatsachen fehle, welche die

constitutionnelle Staatsweise in Preußen als irgend gerechtfertigt erscheinen lassen. Es gilt ihm also als ein Glück des preußischen Staats, daß derselbe der Entwickelungsepoche des Constitutionalismus entgangen sei.

Es ist hier, wo wir uns mit Friedrich's II. Andenken beschäftigen, nicht der Ort, dies weitläufig zu commentiren. Auch bescheidet sich Ref. gern seines Urtheils gerade in einer Zeit, wo Preußens König soeben erst die Berathungen über die Verfassungsfrage in so edler und milder Weise gestattet hat. Darin aber muß er der Ansicht des Hrn. Schubarth beitreten, daß die echte bürgerliche Freiheit in Preußen unter allen Regenten aus der Dynastie Hohenzollern, und zumeist unter König Friedrich Wilhelm III., in einem solchen Grade geblüht habe, daß der preußische Unterthan sich ohne Scheu mit den Unterthanen constitutionneller Staaten vergleichen kann. Es ist vielleicht nicht überflüssig, hierbei auf Friedrich von Raumer's am fünfundzwanzigjährigen Regierungsfeste Friedrich Wilhelm's III. gehaltene Rede (im „Historischen Taschenbuche für 1829") und auf mehre Stellen in dessen „Briefen aus England" (II, 167 fg., 204, 208) zu verweisen. Gegen Hegel aber ist Hr. Schubarth von einem sehr bittern Hasse erfüllt. Er beschuldigt ihn geradezu Lehren verbreitet zu haben, welche dem Grundprincipe des preußischen Staats durchaus entgegengesetzt waren (S. 44 fg.), er klagt ihn an, daß er nicht mit der Gewissenhaftigkeit eines redlichen, unbescholtenen Mannes gehandelt habe, nachdem er sich hatte eidlich auf das Princip des Staats verpflichten lassen, er nennt ihn „einen schwachen Mann, der in sittlichen Dingen keines gesunden, glücklichen Blickes fähig gewesen sei" (S. 117). Auf solche Vorwürfe und Anfeindungen zu antworten, wenn es Noth thut, bleibe den anerkannten Meistern und Jüngern der Hegel'schen Philosophie überlassen, wie wir denn soeben eine Schrift von Immanuel Ogienski über Schubarth und Hegel angezeigt finden. Wir haben weder zu den Füßen des Meisters gesessen, noch sind sonst in seine Lehre eingeweiht worden, aber es will doch nicht recht ziemlich erscheinen, einen Mann von anerkannt rechtlicher Gesinnung so öffentlich, gleichsam vor der Staatsbehörde, zu verdächtigen und antipreußischer Gesinnung anzuklagen. Wie sich doch die Zeiten ändern! Ist es doch noch gar nicht lange her, daß der leipziger Krug Hegeln einen philosophus aulicus nannte. Und nun soll er mit einem Male ein arger Demokrat sein!

Das Nachwort enthält eine weitere Erörterung der von Friedrich II. aufgestellten Maximen und zugleich eine Widerlegung Derer, welche sich mit der Anfeindung des souverainen Principes in Deutschland befassen und ihre Anfeindungen gegen Preußen namentlich richten.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Correspondenznachrichten.

(Beschluß aus Nr. 333.)

Besonders merkwürdig bei dieser künstlerischen Erscheinung ist, daß Dantan in der idealen und ernsten Sculptur ebenfalls zu den ausgezeichnetsten Künstlern des jetzigen Frankreichs gehört. Er hat dies nicht nur in der Masse von ernsten portraitirenden kleinen Gipsbüsten bewährt, die er bereits fast von allen Notabilitäten Frankreichs angefertigt und die in seinem Atelier in sechs langen Reihen terrassenförmig aufgestellt stehen, die erste Maler, die zweite executirende Virtuosen, die dritte Componisten, die vierte Dichter und Literaten, die fünfte Mediciner, die sechste Schauspieler und Sängerinnen enthaltend. Er verfertigte in Rom die kolossale Büste Pius' VIII., für das Museum der Marine, die kecke des Jean Bart, und besonders zwei große Meisterwerke: die Statue Boieldieu's und des großen Tragikers Lekain im Costüm des Orosman im Augenblick, wo er ausruft: „Je ne suis point jaloux, mais si je l'étais jamais", und die Hand den Dolch ergreift, für das Peristil des Théâtre français. Seine großen Büsten der Malibran, Nourrit's, der Demoiselle Rachel und Lamennais' waren in mehren Ausstellungen Gegenstände allgemeiner Bewunderung. Neuerlich hat Graf Demidoff seine Statue und seine Büste in Lebensgröße von ihm arbeiten lassen. Auch einige der kolossalen Statuen der Madeleine sind von ihm. — Dantan's satirische Statuetten beruhen nun darin, daß er das physisch Lächerliche in einer Physiognomie oder in einer Gestalt aufzeigt, aber nur soweit, daß die physiognomische Ähnlichkeit dadurch nicht verwischt, sondern im Gegentheil nur mehr hervorgehoben wird. Dabei setzt er die Figuren in ausübende Thätigkeit ihrer Profession, ebenfalls ihre darin erreichte Geschicklichkeit outrirend, sodaß besonders der lächerliche Contrast ihrer physischen Mittel mit Dem, was sie künstlerisch erreichen, hervortritt. So veranschaulicht er z. B. das Wort, das Rossini zu Thalberg sagte, als er von diesem ein äußerst schwieriges Stück ausführen gesehen: „ich möchte das Stück für zwei Hände reducirt sehen", dadurch, daß er Thalberg am Clavier sitzend, mit zehn Fingern an jeder Hand darstellt. Da, wo die Physiognomie an sich schon Caricatur ist, outrirt er sie nicht weiter, sondern gibt ihr nur einen feinen Satirzug, der die Intention des Künstlers verräth. In diesen Fällen ist die Ähnlichkeit so vollkommen, daß z. B. Talleyrand in London seine Charge sehend, erschrocken mit allem Ernst fragte: „Bin ich denn wirklich so häßlich?" „Allerdings", erhielt er von seinem Begleiter zur Antwort, „es ist nicht Charge, es ist Portrait" — und Talleyrand hatte so viel Geist, die Charge selbst zu kaufen und in seinem Zimmer aufzustellen. Es ist aber eine andere Anekdote, die in ganz Frankreich bekannt und die der Künstler selbst sehr gern zu erzählen pflegt, welche vor allem die ganze Eigenthümlichkeit und das Einzige seines Talentes veranschaulicht. Vor einem Jahre ging Dantan nach London, um dort an politischen Originalen seine Komik zu üben. In dem ersten aristokratischen Salon, zu dem man ihn zuläßt, erblickt er einen kleinen Mann, dessen Äußeres und dessen Benehmen ihn so frappirt, daß er zu sich sagt: das muß der Herzog von Wellington sein. Nach Hause gekommen, beschäftigt ihn, wie immer, die ganze Nacht hindurch dies Bild und am Morgen nimmt er seine Thonerde und sein Streichmesser, das einzige Instrument, dessen er außer seinen Fingern sich bedient, und gibt die sonderbare Figur wieder. Kurz darauf erhält er einen Besuch vom Grafen d'Orsay, und dieser, entzückt über die Charge, führt ihn denselben Tag ins Oberhaus, damit er sich dort neue Originale und Schlachtopfer seiner Komik aussuche. Der erste Mann, den Dantan hier ins Auge faßt, ist der auf einem Wollsack sitzende Kanzler, Lord Brougham. Die originelle Erscheinung frappirt ihn so, daß er die ganze Sitzung über von ihm kein Auge verwendet, in seiner gewöhnlichen Beobachtungspositur, das Kinn auf die eine Hand gestützt. Man kann sich denken, welchen eigenthümlichen Ausdruck seine Physiognomie gehabt und wie seine ganze Seele darin sich widergespiegelt haben muß, denn Brougham bemerkt sehr bald diesen beobachtenden Blick, fühlt sich immer mehr dadurch genirt und zeigt endlich einem Nachbar Dantan mit den Worten: „Der Mensch da libellirt mich!" Nach der Sitzung folgt ihm Dantan in das Vorzimmer, um noch mehr seine Gestalt zu beobachten. Da spricht ihn Brougham

Englisch an, was jener aber nicht versteht. Die Charge wird nun wie die Wellington's gefertigt und macht ungeheures Aufsehen, und Brougham hat eben den Geist wie Talleyrand: er kauft sie und zeigt sie aller Welt mit den Worten: „Ich hab' es selbst gesehen, wie er mich gefaßt hat!"

Man kann denken, wie dieser plötzlich in der Gesellschaft in Frankreich, wo man so eitel ist, auftauchende Sculptur-Callot in Paris die allerdrolligsten Dinge veranlaßte, und bei aller gutmüthigen Jovialität, die ihm eigen ist, so Manchem einen Schabernack spielte. Er kam fast zufällig auf seine Kunst und diese zur Popularität. So portraitirte er eines Tags mit seiner Gipserde und seinen Fingern den mit ihm im Salon der Prinzessin Belgioso anwesenden Decorationsmaler Ciceri und setzte dessen Kopf auf eine Barbierbürste, um dessen grobe Pinselei, auf den Ferneffect berechnet, anzudeuten; der Jubel ward darüber allgemein und Dantan setzte nun seine Kunst systematisch fort. Am schlimmsten ging es Balzac. Dieser war gerade damals bei den Damen sehr beliebt, wegen Rehabilitation der Frauen über dreißig Jahr in seinen Romanen. Er wollte ihnen daher ein angenehmes Bild von seinem Äußern sich träumen lassen und hatte, wegen der ungeschlachten Corpulenz seines Kopfes und Körpers, nie gelitten, daß man ihn portraitirte. Da stellt ihn plötzlich Dantan mit seinen unmäßig langen Haaren und seinem berüchtigten übergroßen Spazierstock und seiner Fleischmasse aus. Die gesammte Damenwelt war enttäuscht und Balzac so in Verzweiflung, daß er sich die Haare abschneiden ließ und den Stock wegwarf. Andere, die große Backenbärte hatten, als sie Dantan reproducirte, wie der Zeichner Charlet, ließen sich die Bärte abschneiden, um nicht mehr der Charge zu gleichen. Da verfertigte sie aber Dantan mit zwei verschiedenen Profilen, von denen das eine den Bart, das andere keinen hatte und doch die frappanteste Ähnlichkeit darbot. Als Duprez, der kleine Sänger, zum ersten Mal auftrat und Dantan ihm in die Coulissen folgte, um ihn zu beobachten, sah er, wie Duprez, um sich größer zu machen, große Korksohlen unter die Schuhe gelegt hatte. Das Publicum hatte es nicht bemerkt; als aber die Charge mit den Korksohlen erschien, ward das Gelächter so allgemein, daß Duprez beschämt die Sohlen wegwarf und sich zeigte, wie er war. Ein ander Mal hatte sich Liszt darüber so geärgert, daß Dantan in seiner Charge ihm die langen Haare, die er trug, zu sehr outrirt hatte, daß er das Exemplar, das der Künstler ihm schickte, seinem Portier zur Verzierung seines Kamins gab. Nun rächte sich Dantan durch Anfertigung einer zweiten Charge, in der die Haare so den Virtuosen am Clavier überschütteten, daß man nichts zu sehen bekam als Haare und Piano. Liszt lachte und beide söhnten sich wieder aus.

Dantan's Atelier, das fortwährend von der höchsten Gesellschaft sehr besucht wird, liegt in der sogenannten Cité Orleans, in der Rue Lazare. Die Besuchenden empfängt ein Mann von etwa 40 Jahren (Dantan ist 1800 in Paris geboren, studirte besonders in Italien, sein Ruf als ernster Bildhauer begann 1831, der seiner Chargen seit 1833) gewöhnlich in einem graufriesenen Schlafrock in Pikeschenform. Sein Gesicht ist so jugendlich, daß man ihm sein Alter nicht gäbe; er ist klein von Statur und hager, sonst trägt sein Gesicht ein joviales Gepräge, etwas aufgeworfene Lippen und Nase und Pockennarben, bei kleinen lachenden Augen. Er führt die Besucher zuerst in sein Arbeitszimmer, das durch Sauberkeit und Eleganz überrascht und in dem man den Künstler nur von seinen ernsten Arbeiten umgeben sieht: zuerst in die terrassenförmig geordneten Büstenreihen der Notabilitäten, deren ich bereits gedacht, dann an der Decke umher die großen Büsten von Pius, Bart und Andern; auf den Tischen einige ernste Compositionen, wie z. B. Liszt in sehr eleganter Kleidung und Stellung auf einem Divan sitzend, den Kopf sinnend auf den Arm gestützt und ein Notenblatt auf dem übereinandergeschlagenen Knie haltend; nur eine Chargencomposition ist da, der berühmte Zahnarzt Pernet, wie er auf dem Schenkel eines Patienten mit einem seiner Knie sich stützend, demselben in den zurückgebogenen Mund mit einem Instrument fährt, um ihm mit ungeheurer Kraft einen Zahn auszureißen. Dicht neben der Büstenterrasse befindet sich ein kleines aufrecht stehendes Piano und der Künstler erzählt mit Freude, wie viel bedeutende Virtuosen sich daran gesetzt, ihm ihre Posen und Manieren bei ihrem Spiel recht zu veranschaulichen, und dabei ihm, dem Musikfreunde, einen erquicklichen Genuß bereitet. Das einzige Bizarre im Zimmer dieses Callot bildet eine Sammlung an der Thür und den Wänden aufgehängter alter Waffen und anderer Gegenstände, unter denen sich als besonderes Curiosum eine lange deutsche Studentenpfeife mit grün-roth-goldner Quaste und einem Burschenwappen auf dem Kopfe befindet; das Seltsamste sind aber wunderbare Gegenstände, wie Vogeleier von Gips, die an langen Fäden von der Decke bis in die Mitte des Zimmers herabhängen. In Dantan's besonders mit Gemälden von befreundeten Malern verziertem Schlafzimmer erblickt man an der Wand der Nische, in der sein Bett steht, und worauf sein erster Blick beim Erwachen fallen muß, ein Gemälde, einen von den Gegenständen, mit denen sich Nachts seine Phantasie zur Production seiner Chargen gewöhnlich beschäftigt, himmelweit verschiednen darstellend — eine in dem üppigsten Rubens'schen Colorit strahlende nackte, auf dem Bauche liegende Nymphe, ein Meisterstück eines französischen Malers, dessen Name mir entfallen ist. Wir passiren durch einen dritten Raum, in welchem einige complicirtere Chargen, um sogleich in den großen Saal zu treten, der die eigentliche Galerie Dantan aufweist. Bei dem ersten Blick in diese Masse von Figuren erstaunt man über die beispiellose Productivität des Künstlers. Es sind wenigstens 4—500 Statuetten, die theils einen großen Tisch in der Mitte belasten, theils rings an den Wänden herum in doppelten Reihen aufgestellt stehen.

Treten wir zuerst an den großen Tisch in der Mitte, denn er enthält die von England mitgebrachte Ausbeute, die zugleich im Allgemeinen die interessanteste ist, da sie die einzigen politischen Chargen umfaßt, die der Künstler je gemacht; um es zu können, mußte er eben nach England reisen. Außer Talleyrand hat Dantan keinen französischen Politiker portraitirt, und was ihn äußerst charakterisirt und ehrt, weder im ernsten noch im komischen Genre, denn da er das letzte nicht durfte, so mochte er auch das erste nicht; denn hätte er irgend eine politisch bedeutsame Person verletzt, was bei der französischen Empfindlichkeit so leicht ist, so hätte er auf alle größern Aufträge von Staatswegen Verzicht leisten müssen, wie es allen Künstlern geht, die eine politische Oppositionsmeinung äußern. Wie Dantan die erste politische Charge gemacht, habe ich oben erzählt, und so finden wir denn hier auch zuerst den Herzog von Wellington, einen ungeheuern langen Kopf, dessen Kinn und Stirn sich so verlängern, daß er fast die Gestalt einer Mondsichel hat, auf einem kleinen Körperchen mit Spindelbeinen, im geschniegeltsten Fracke, den kleinen Claquehut unter'm Arm und einen winzigen Degen zur Seite. Ihm zunächst steht Wilhelm IV. in Uniform und den Säbel haltend, Kopf und Brust vorgebeugt, mit ausgespreizten Beinen, sodaß es aussieht, als wollte er in der Mitte auseinanderbrechen. Neben diesem sitzt der äußerst lange und hagere Lord Grey, dessen lange dünne Beine Dantan dadurch anschaulich macht, daß er sie wie ein Klappmesser zusammenlegen muß, um nur sitzen zu können. Folgt eine Gruppe zweier königlicher Prinzen, wie sie im Parlament saßen, links der Herzog von Glocester mit einem Vogelgesicht, sonst etwas frisch und sehr kokett gekleidet, sprechend zu dem Herzog von Cumberland, der seine Verachtung des Hauses dadurch andeutet, daß er den linken Fuß in der rechten Hand hält und in der dadurch zurückgebeugten Stellung nur von seinem Gesicht den großen Backenbart zeigt. Daneben ein englischer Bischof in seinem Ornat. Dann der Juwel der Sammlung, Lord Brougham, auf einem Wollsack sitzend, mit der ungeheuern Staatsperücke, mit einem dünnen,

langen Spindelleibe, einer fürchterlich dick aufgestülpten Nase und policeiwidrig aufgeworfenen Lippen. Das Unterhaus repräsentirt eine meisterhafte, mehr ernst als komisch gehaltene Gruppe; es ist O'Connel, als Volkstribun das Haus andonnernd, mit seiner athletischen Gestalt, den einen Arm mit geballter Faust drohend gegen die Versammlung ausgestreckt, mit dem andern sich die Weste aufreißend, daß man die nackte Brust sieht, im bloßen Kopf mit dem runden vollen Gesicht und rollendem Auge. Im frappirenden Contrast sitzt neben ihm Cobbett, ganz in sich versunken, wie schlummernd, mit dem Kopf in sich gebeugt, einen runden breiten Hut auf dem Kopf, in weitem Frack und weiten Beinkleidern, fast wie ein ruhig stiller Quäker. Die londoner Börse endlich ist repräsentirt durch zwei merkwürdige Statuetten des verstorbenen Rothschild. Die eine ist ganz Poesie und Allegorie. Der beleibte Bankier steht auf Gold, wühlt in Gold, alle seine Taschen und Adern sind angeschwollen von Gold; Geldstücke sitzen ihm auf den Lippen, in den Haaren, überall. Diese Statuette war den Engländern zu symbolisch; sie wollten von Dantan den Rothschild, wie sie ihn an der Börse täglich gesehen, daher machte er ihn, den dicken Mann im Frack und breiten Hut, mit lächelndem Gesicht, und nur die offenstehende, mit Gold gefüllte Westentasche symbolisirt hier seinen Charakter.

Gehen wir nun noch zu den französischen, an den Wänden herumgereihten Chargen, so treffen wir zuerst eine ganz neue von Liszt, zu der Dantan den seltsamen Enthusiasmus der Ungarn über dessen Spiel höchst geistreich benutzt hat. Liszt, am Piano sitzend, dreht uns seinen langen, magern, wie eine bloße Rückenwirbelsäule aussehenden und von den langen Haaren oben bedeckten Rücken zu und hat auf denselben den Ehrensäbel gebunden, den ihm seine Landsleute geschenkt, und auf dem Säbel steht das französische Verwunderungswort: „Peste!" Dann sieht man ein hübsches menschliches Portrait an einen Maikäfer gesetzt, auf dessen Flügeln ein Ehrenlegionkreuz eingehängt ist, der Maikäfer sitzt aber wieder auf einer Lampe. Es ist Hr. Romieu, Präfect der Dordogne durch die Julirevolution geworden, einer der lebenslustigsten Feinschmecker unter den Literaten der Restauration, der früher einen betrunkenen Kameraden auf der Straße liegen ließ und nur eine brennende Lampe neben ihn stellte, damit die Fiacker ihn verschonten; die Dordogne ist zugleich das Vaterland der Trüffeln, und als einst der Gourmand Romieu in seinem ganzen Departement die Maikäfer, die den Trüffeln viel schadeten, ausrotten ließ, erhielt er von den Ministern die Ehrenlegion. Dann erblickt man Orfila, der durch den Proceß der Mde. Lafarge die Aufmerksamkeit erregt, wie er einen Hund auf doppelte Weise vergiftet, um die Wirkung der Gifte zu seinem berühmten Werke zu erproben; in die Schnauze zwingt er ihm eine Giftkugel und die entgegengesetzte Öffnung bringt er mit einem Destillirapparat in Verbindung, um ihm auch von dieser Seite Gift einzuflößen. Arago erscheint als Magier mit einer Zuckerhutmütze auf dem Kopfe, in einem Gewande ganz mit Sternen besäet, in der Hand eine ganz gewöhnliche Weiberbrille u. s. w. Rossini erscheint zweimal, einmal, wo der bekannte, dessen Opern in den „Débats" zu hart beurtheilende Kritiker Castil Blaze, die Brille auf der Nase, auf seinem Halse reitet und ihm den Kopf zwischen die Beine drückt, das andere Mal sehen wir Rossini, den nach der allgemeinen Meinung die Gourmandise in Italien vom Componiren abhält, als von Maccaroni und Trüffeln aufgeblasenen dicken Mann in einem beblümten Schlafrocke, fast in seinem Fette erstickend. Strauß ist auch da, der Wiener, mit convulsivischen Geberden die Violine spielend. Auf dem Piedestal liegt ein Blumenstrauß und unten herum sind walzende Paare, die sich um einen großen Vogel Strauß drehen; denn hier hat der Künstler sich den deutschen Namen deuten lassen. Berlioz' Gesicht ist von seinem entsetzlich großen Haarhahnekamm, den er trägt, so beschattet, daß nur die spitze Nase hervorsieht. Victor Hugo's Charge ist fast nichts als Stirn, die bei dem Dichter ungeheuer ist; in Alexander Dumas ist das Mohrenhafte seines Gesichts und die Wolle seines Haars besonders hervorgehoben. Herold trägt die Brille so weit unten an der Nasenspitze, daß man offenbar sieht, er trägt sie nur, um zu zeigen, daß er Augen hat, da sie so entsetzlich klein sind. Duprez, der sich durch Studien eine so starke Stimme angeschafft hat, daß sie im wunderlichsten Contrast zu seinem kleinen Körper steht, reißt einen fürchterlichen Mund convulsivisch auf in einem großen Kopfe auf einem wahren Kinderkörper. Frédéric Soulié besteht aus nichts als aus einem Schuh, aus dem ein Kopf mit ungeheuern glotzenden Augen und einem Sapeur-Schnurrbart heraussieht.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Dantan nie Caricaturen auf Damen macht und deshalb von denselben äußerst wohl gelitten ist. Nur eine Ausnahme machte er auf das dringende Bitten der großen Malibran, die durchaus carikirt sein wollte; doch bei der Nachricht von ihrem so frühzeitigen Tode zerbrach Dantan voll Schmerz die Form; man sieht sie daher nicht mehr. Die ihn besuchenden Damen neckt jedoch der Künstler manchmal. Er hat hier und da eine etwas faunenhafte Statuette, die er mit einem Überzuge versieht. Die Neugier der Frauen kennend, verläßt er dann wol unter einem Vorwande das Atelier, sicher, daß sie meist den Überzug aufheben werden, dann sucht er sie aber durch plötzliches Hereintreten zu überraschen und auf der That zu ertappen. 105.

## Literarische Notizen.

Hr. Ch. Lenormant, Mitglied des Instituts, gab soeben heraus: „Essai sur le texte grec de l'inscription de Rosette", eine Abhandlung, welche die dritte Nummer einer Sammlung von vermischten Aufsätzen über das ägyptische Alterthum bildet und wovon bereits Untersuchungen über Horapollon und über den Sarg des Mycerinus als erste und zweite Nummer erschienen sind. Der Verf. hatte nicht die Absicht, eine vollständige Interpretation der Inschrift von Rosette zu geben. Von den drei Texten, woraus diese Inschrift besteht, kann weder der hieroglyphische, noch der demotische, sondern, dem Zustande der Wissenschaft gemäß, nur der griechische Gegenstand einer gründlichern Untersuchung sein. An diesen Text hält sich auch Lenormant, indem er versucht, in das Verständniß eines Denkmals einzudringen, welches die Untersuchungen seiner Vorgänger nicht vollständig aufzuklären im Stande waren. Er hat den Text so correct als nur immer möglich hergestellt und eine treuere und zugleich elegantere Übersetzung geliefert als je einer vor ihm. Der angehängte Commentar hat zum Zweck, im Ganzen und Einzelnen den rein ägyptischen Charakter des Decrets, welches bekanntlich der Gegenstand der berühmten Inschrift ist, darzulegen.

---

Eugen Biot, Sohn des berühmten Gelehrten gleichen Namens, hat über den Lieblingsgegenstand seines Studiums ein Werk unter dem Titel herausgegeben: „De l'abolition de l'esclavage ancien en Occident", eine von der Akademie der moralischen Wissenschaften gekrönte Schrift. Der Verf. hat darin nachzuweisen gesucht, wie die primitiven Formen der häuslichen und ruralen Sklaverei stufenweise im abendländischen Europa verschwunden sind, bis jene in den besoldeten Domestikendienst überging und diese in unsern Tagen zur vollständigen Emancipation und Ablösung aller Frohnen gedieh.

---

Als eine Fortsetzung der „Correspondance d'Orient" der Herren Michaud und Poujoulat erschien von dem Letztern eine „Voyage dans l'Asie-Mineure, en Mésopotamie, à Palmyre, en Syrie, en Palestine et en Égypte" (2 Bde.). Man rühmt die Wahrheitsliebe und den scharfen Beobachtungsgeist des jungen Reisenden. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 335. —— 30. November 1840.


## Neueste Schriften über Friedrich den Großen.

(Beschluß aus Nr. 334.)

Nr. 5. Auch die Poesie hat bei dem Feste der Gedächtnißfeier nicht ausbleiben wollen. Unter dem Namen Theodor Posthumus hat ein preußischer Artillerieoffizier (denn ein solcher soll der Pseudonymus sein) es unternommen, die Jugendjahre Friedrich's des Großen zu besingen. Nun ist derselbe zwar kein zweiter Schubart, Ramler oder Stägemann, aber er hat doch nicht immer ohne Glück und hier und da mit ziemlicher Gewandtheit es verstanden, den oft spröden Stoff in kürzern und längern, reimlosen Gedichten, nach Art des Herder'schen „Cid", zu bewältigen. Wir sagen den spröden Stoff, denn der Verf. hat sich sogar vorgesetzt, auch Edicte, Briefe, Cabinetsbefehle, ja selbst die Instruction König Friedrich Wilhelm's I. für die Erziehung seines Sohnes und das Reglement für sein Begräbniß poetisch zu behandeln, wobei er sich freilich die größte Freiheit in der Composition herausnehmen mußte. Immer hat es indeß nicht glücken wollen der Prosa ein dichterisches Kleid umzuhängen oder die veraltete Redeweise und den Styl der Rescripte zu verändern, wie es uns denn überhaupt bedenklich erscheint, daß Hr. Posthumus mit solcher Treue hat Jedes und Alles aus den Jugendjahren des großen Königs wiedergeben wollen und dafür nicht der eigenen Composition eine leichtere Bewegung gegönnt hat. Manche Gedichte, wie der „Vorklang", „Die Jagd in Wusterhausen", „Das Blutgerüst", „Die Erscheinung des großen Kurfürsten", „Die Huldigung" und der „Nachklang zum 1. Juni 1840" beweisen eine gute dichterische Anlage und lassen sich auch vorlesen. Dies kann aber bei vielen Stellen unmöglich zur Befriedigung der Hörenden geschehen, denn nur zu oft klingen einzelne wie versificirte Zeitungsartikel, wie z. B. auf S. 79:

So, um Preußens Friedensliebe
Bei stets kriegsbereitem Zustand
Zu verspotten, spricht Georg
Oft von seinem lieben Bruder,
Der den Bogen stets gespannt hält,
Aber niemals los ihn drücket.

Nennt ihn stets den prügelfert'gen
Unt'roff'zier, auch Erzsandstreuer
Heil'gen röm'schen Reiches wol.

Oder auf S. 190:

Bei der Kammer der Regierung
Und Domainen ist von seinem
Vater Friedrich angestellt.

Des Geschäftsgangs wird er kundig;
Tiefe Blick' in die verflochtnen
Zweige der Verwaltung wirft er;
Kennen lernet er des Landes
Hülfsquell'n, Zustand und Bedürfniß
Aus dem Grunde, der Gesetze
Inn'res Wesen wird ihm klar.

Endlich auf S. 211:

Keyserlingk, der künstlerische
Knobelsdorf sind meistens um ihn.
Darum sind an sie die Briefe
Selt'ner als an Algarotti,
An Manteufel und an Jordan,
Oberst Cames und an Suhm.

Nicht minder sonderbar nehmen sich die prosaischen Worte des aller Dichtkunst abholden Königs Friedrich Wilhelm's I. aus, wie in dem Begnadigungsdecrete für seinen Sohn:

Solches mögt Ihr allerwegen
Kund thun, daß die Welt vom wahren,
Richtigen Verlauf der Sache
Informirt wird, um somit
Vorzubeugen allen falschen
Spargementen, so von Unsern
Handlungen und Thaten häufig
Übelwollende verbreiten.

Und nicht minder in der Anordnung über seine Beerdigung, wo den Truppen Folgendes anbefohlen wird:

Keine Rührung soll man zeigen,
Solches schadet sehr der Haltung.
Hat man Wasser in den Augen,
Ist's mit scharfer Richtung aus.

Darum wäre anzurathen,
Daß die Leute man die Nacht durch
Putzen ließe. Dieses Mittel
Hebt Gemüthsbewegung leicht.

In solchen und ähnlichen Stellen hat militairische Pünktlichkeit und Genauigkeit der dichterischen Auffassung geschadet, und es wäre zu wünschen gewesen, daß Hr. Posthumus sich die hohe Einfachheit der Dichtung in den Romanzen vom Cid hätte als Muster dienen lassen. Die Leser, die doch in diesem Buche ein Gedicht erwarten und nicht blos historische Notizen finden wollen, würden damit gewiß sehr zufrieden gewesen sein. Übrigens sind, wie aus dem Vorigen schon hervorgeht, die zuver-

lässigsten Quellen überall benutzt worden und so erhält das um eines wohlthätigen Zweckes willen verfaßte Büchlein dadurch vielleicht auch bei Solchen einen Werth, denen die dichterische Behandlung weniger zusagt.

Nr. 6. Wenn schon der Titel es gerade nicht besagt, so läßt doch der Inhalt des Büchleins keinen Zweifel darüber, daß ohne Friedrich's Jubiläum diese Schrift wol schwerlich verfaßt sein würde. Ein großes Unglück wäre das nun freilich nicht, indeß glauben wir doch diese Schrift des Hrn. Beta (eigentlich heißt der Verfasser: Bettzeuche) nicht ganz übergehen zu dürfen, da sie das Schicksal gehabt hat, als das erste Buch unter König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen Regierung von der Censur verboten zu werden. Dadurch hat sie für kurze Zeit von sich zu reden gemacht. Welche Gründe bei diesem Verbote obwalteten, ist uns nicht bekannt. Hat indeß der neue Monarch den letzten Theil des Büchleins gelesen, so können wir uns wol denken, daß die unehrbietige, geringschätzige Weise, mit welcher in derselben von seinem ruhmwürdigen Vater gesprochen ist, und auf der andern Seite der verschwenderische Weihrauch, der ihm dagegen hier gestreut worden ist, seine bescheidene Sinnesart unangenehm berührt haben mag. Abgesehen hiervon, wollen wir nur zur nähern Kenntniß des Buches bemerken, daß dasselbe historische Übersichten über alle Jahre, in denen die Zahl 40 vorkommt, also von 40 nach Christi Geburt bis 1840, gibt. Da nun gerade von Hrn. Beta nicht viel Neues gesagt werden konnte, so sollte doch wenigstens die Einkleidung neu, die Schreibart auffallend sein. Schade um das Talent des Verf., das sich in mehren Stellen, wie in der Beschreibung der Burg Hohenstaufen, des Landes Preußen, der Einweihung des Friedrichsdenkmals in Berlin und in dem Urtheile über Schiller recht schön bewährt hat. Denn sonst ist seine Rede meistens bombastisch, gefällt sich in allerhand Witzeleien, Antithesen und frostigen Anspielungen und zeigt überall jenen neumodigen Liberalismus, der sich, wie auch Hr. Köppen gethan hat, vorgenommen zu haben scheint, Friedrich's großen Namen zum Deckmantel eigener reformatorischer Plane zu machen, die aber zum Glücke der Staaten nur auf dem Papiere und also unausgeführt bleiben werden. Von der Schreibart und den Urtheilen des Hrn. Beta geben wir nur einige Beispiele. So heißt es vom deutschen Reiche, es sei vor Napoleon zusammengefallen wie ein Gholem; die Dominikaner werden domini canes genannt; von Berthold Schwarz wird geschrieben, daß durch dessen schwarzblaue Körnerchen der junge Zeitgeist das Mittelalter niedergedonnert habe; von England lesen wir, daß dies große Heldenland der Revolution sich in neuester Zeit durch seine vierschrötige, phlegmatische Beafsteaksnatur auf dem Strome des modernen Völkerlebens habe aufhalten lassen und daß es in einzelnen Formationen ordentlich festgefroren sei. Ramler wird von Hrn. Beta nicht minder unwürdig behandelt als von Hrn. Köppen, und Winckelmann heißt gar „der Ellenritter der Schönheit". Sehr frostige Scherze werden mit den Weibern von Weinsberg getrieben und die jetzigen Philologen werden ermahnt 1840 ein Trauerfest zu feiern, weil 840 Khalif Amru die alexandrinischen Bibliotheken verbrannt hat.

Sapienti sat! Was würde Friedrich II. wol zu einer solchen Sprache gesagt haben, er, dem Klarheit und Einfachheit über Alles ging! Und wie würde ihm wol sein Lob aus einem solchen Munde gefallen haben, der allerdings gewaltige Invectiven auf Haller, Hengstenberg und die Jesuiten schleudert, aber auch wiederum von Chartismus und Socialismus sich die größten Dinge und eine neue Welt- und Heilsordnung verspricht? Nun, es ist ein Glück, daß dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht zu schnell in den Himmel wachsen. 11.

---

Weisthümer gesammelt von Jacob Grimm. Zweiter Theil. Mitherausgegeben von E. Dronke und H. Beyer. Göttingen, Dietrich. 1840. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Man hat mit Recht die Weisthümer unserer Vorfahren als ein herrliches Denkmal der alten deutschen Nationalfreiheit bezeichnet. In diesen Vereinbarungen zwischen Landesherren und Gemeinden über politische und kirchliche Verfassung, insbesondere auch über die Handhabung der Criminaljustiz liegt ein bisher noch wenig bekannter Schatz nicht blos von rechtshistorischen Daten, sondern von trefflichen Zügen des altdeutschen Nationalcharakters, die ein wichtiger Beitrag zu einem Sittengemälde jener Zeiten sind. Vor Allem ist es der Grundzug der Treue in allen Verhältnissen des bürgerlichen und öffentlichen Lebens — und eine solche Öffentlichkeit gab es damals in weit höherm Sinne als jetzt —, der überall hervortritt und als die festeste Garantie der rechtlichen Institutionen erscheint. Als Typus kehrt die Formel wieder, welche z. B. (S. 18) in dem „Weisthum von Collerdail" (Köllerthal) so lautet: „Item wieset der scheffen, man solle fragen megger, forstor, büdel u. gemeyne, ob sie icht wissen von abegange myner herrschafft, is sie an lüden, husern, wegen u. s. f., das sie das by iren eyden, sie der herrschafft von ire ampts wegen vnd iren elichen wiben gethan haben, das furbringen." So erscheint die Amts- und Unterthanentreue nicht in dem Gewande eines unterwürfigen Gehorsams, sondern in dem Lichte des liebenden Zugethanseins, welches sie mit der ehelichen Treue identificirt. Als trefflicher Commentar dieser Formel mag folgendes Fragment dienen, das der Herausgeber bei dieser Gelegenheit mit veröffentlicht, und das wir als ein kostbares Probestück des hier Gegebenen mittheilen: „1365 erschien vor der serren (Gitterthür) der burg Bucherbach graf Johann von Sarbrücken in streit mit ritter Jofried von Mülenbach wegen der vogtei zu S. Nabor, um durch zeugen die sache zu erledigen. Da stund der graf vor der serren mit seiner ritterschaft u. mit seinen edelknaben, priestern und amtleuten und anderer biederer leute viel und rief mit seines selbs leib herrn Mülenbach, ob er da wäre, wie sie übereingekommen? Da kamen zween seiner diener her, und antworteten: sie weren von wegen ihres herrn da. Da kamen des grafen zeugen und bereiteten sich, den eid zu thun und der meisterscheffen von S. Nabor sprach: gnädiger herr, ihr wisset, wär ich 100 meilen wegs von hier, und ihr liesset mich wissen, dass ich zu euch käme und hülffe euch zum recht, so bin ich es zu thun schuldig. Da thät der graf von Saarbrücken einen tisch darbringen, und stellte ihn vor die serre der burg und darauf legen ein weiss handgwehl, und thät den zeugen ihre hände waschen und trockenen, und die heiligen von der pfarre zu Cölle darbringen und auf den tisch setzen. Dann liess der graf die

zeugen ihre sporé, mäntel, käppchen, messer niederlegen, niederknien, die hand auf die heiligen legen, und mahnte sie auf eid und treue, die sie ihm gethan hätten, auf die gegenwärtigen heiligen und auf gottes lichnam, mit dem sie erstahn und ersterben sollen, auf die treue, die sie haben gethan weibern und kindern, dass sie weder nach liebe, noch furcht weder durch neid, noch durch hass und nach keinerlei sache gegen die wahrheit sagten."

Wir haben nur diese eine Seite des sich hier darlegenden Charakters hervorgehoben; es sind gleich bedeutsame Beispiele von Gerechtigkeits- und Freiheitsliebe, Strenge des Urtheils und der Zucht und andern Vorzügen des Rechtslebens jener Zeiten in diesen „Weisthümern" vorhanden; aber zu einer genügenden Darlegung derselben würde eine Umfänglichkeit dieses Berichtes nöthig sein, welche zugleich seinen Zweck überschritte. Es genüge an einer Probe und an der Hervorhebung einer Seite, auf die vielfache Ausbeute aufmerksam zu machen, welche die vorliegende Sammlung nicht blos dem Juristen, sondern, und vielleicht noch mehr, dem Geschichtsforscher gewähren wird. Ref. ist der Überzeugung, daß sich allein aus den in diesem Theile gebotenen Quellen ein sehr ausführliches und detaillirtes Gemälde des öffentlichen Lebens im frühern Mittelalter entwerfen ließe, dem noch manche Skizze zu einzelnen Theilen des Privatlebens sich beigeben ließe. Die gegenwärtig veröffentlichte zweite Abtheilung dieser Sammlung (der ersten Abtheilung wird außer einem Glossar eine ausführliche Einleitung über Natur, Alter und Bedeutsamkeit der hier mitgetheilten Denkmäler beigegeben werden, nach deren Erscheinen also ein übersichtlicher Bericht sich mit mehr Sicherheit entwerfen lassen wird) enthält die Weisthümer aus den Gebieten der Mosel, Saar, Nahe, Ahr und Ruhr, deren Boden demnach hauptsächlich die Länder von Trier, Köln und Jülich sind. Sie sind zumeist aus dem 13. bis 16. Jahrhundert, gehen aber auch theilweise in das 12. hinauf, wo sie meist lateinisch sind (eines der ältesten ist das von Andernach 1171, S. 623), und bis in das 17. Jahrhundert herab. Ihre Anzahl läßt sich nur ungefähr abschätzen, beträgt aber sicher weit über ein halbes Tausend. Am Schlusse sind einige altfranzösische aus der Gegend von Malmedi und von der brabanter Grenze beigefügt.

Möge das treffliche Wort Grimm's, das er in der Vorrede niederlegt, eine Mahnung an alle Freunde der Geschichte sein: „Ich traue dem Publicum Lust genug zu, einer frisch sprudelnden Quelle sich zu nahen, wenn auch die Brunneneinfassung noch nicht vollführt und der Schöpfeimer unaufgehangen ist." 29.

---

## Aus Italien.

Die „Biblioteca italiana" dauert in diesem Jahre mit wenig bemerkbaren Abänderungen fort. Noch stehen der Astronom Francesco Carlini, der Professor P. Configliacchi, der Bibliothekar an der Brera, Dr. Giulio Ferrario, der Präfect der Ambrosianischen Bibliothek Dr. Abate Catena und Dr. Giamb. Fantonetti, sämmtlich Mitglieder des k. k. Instituts, an der Spitze, die sich Mitarbeiter aus der Reihe der übrigen Institutsmitglieder gewählt haben und auch im Auslande, wie sie versichern, jenseits der Berge (di oltremonte) Mitarbeiter zu haben erzählen. Noch hat sich aber dieser Verein so achtungswerther Kräfte nicht durch große Hervorbringungen bemerklich gemacht. Am thätigsten scheinen die Physiker für den Zweck der Zeitschrift zu sein; denn werthvolle Mittheilungen, die nur zu sehr in akademisch gelehrter Weise hervortreten, brachte fast jedes neue Heft der Zeitschrift. Aber eine „Biblioteca italiana", ein Sprachsaal für die Zeitinteressen der ganzen Halbinsel, ein Mittelpunkt seiner gelehrten und wissenschaftlichen Bestrebungen, ein Museum für seine Kunstfreunde ist sie noch nicht geworden. Kürzere Auszüge, die jedoch vom Gehalte der erscheinenden Werke deutlichere Vorstellungen gäben, dürften leicht den Italienern wie den Ausländern willkommener sein als diese nur mit so einseitiger Auswahl weit und lang die Bücher besprechenden Anzeigen. Selbst in Italien macht ein Buch nur sehr langsam die Reise von Neapel nach Venedig, über die Alpen findet es noch viel schwieriger seinen Weg. Was hilft einem Italiener, der in Parma, in San-Marino oder in Velletri lebt, zu erfahren, daß Prof. Catullo in Padua bei der Eröffnung des Studienjahres am 1. Dec. 1839 Arduino's Verdienste um die neue Gestaltung der Geologie sich zur Aufgabe machte. Schon 1795 starb Arduino; seine Werke sind nicht sehr verbreitet; und selbst die rühmenden Erwähnungen durch Fortis, Maraschini und Marzari können für die Belehrung Suchenden nicht ausreichen. Wie ein Bibliothekar das lebende und belebende Register seines Bücherschatzes ist, so sollten die Besorger der „Biblioteca italiana" das geistvolle und geistanregende Register der Literatur sein, die sie sich zur Domaine erkoren haben. Bei dem „Discorso inaugurale letto nella grand' aula dell' I. R. Università di Padova per l'apertura di tutti gli studj nel giorno 1 dic. 1839 dal dott. *F. A. Catullo*" (Padua 1839) anzufangen, hätten sie kurz aber vollständig, schlagend und, wenn es Noth thut, einschlagend, angeben sollen, was das Buch bringt, der Artikel wäre nicht länger geworden, als er jetzt ist, und für die Leute diesseit und jenseit der Berge belehrend.

---

Graf Bartol. Borghesi, jetzt in Italien wol unbestritten der gelehrteste Kenner der altrömischen Familienverhältnisse, hat mit großer Gelehrsamkeit und Umsicht aus den halben und ganzen Zeugnissen der Alten über einen Zeitgenossen des Vespasianus und Vitellius eine gute Zusammenstellung gegeben. C. Licinius Mucianus — so ergibt sich bei genauerer Prüfung sein Name — war dreimal als Consul eingetreten (Consul suffectus) und übte als Heerführer von Ruhm selbst Einfluß auf die Besetzung des Throns aus. Wann er die Consularwürde verwaltet, war eigentlich die Frage. Borghesi widerlegt die bisherigen Annahmen und thut dar, daß er zum ersten Male vor 820 der St. sie verwaltet haben müsse, obgleich über das Jahr sich Gewisses schwerlich wird ausfinden lassen; zum zweiten Male nach Vitellius' Tode (der am 20. Dec. 822 ermordet ward), wahrscheinlich gemeinsam mit Q. Petilius Cercala; und zwei Jahre darnach ward er zum dritten Male als Consul substituirt (825), gleichzeitig mit T. Flavius Sabinus, einem Sohne des gleichnamigen Präfecten der Hauptstadt. Mucianus, der bald darauf gestorben sein mag, gehörte zu den kenntnißreichen Feldherren seiner Zeit, auf dessen Mittheilung sich Plinius nicht selten beruft, besonders in Bezug auf Gegenden des innern Asiens, die er beim armenischen Feldzuge hatte kennen gelernt. Borghesi's gelehrter Aufsatz steht im Januarhefte der „Biblioteca italiana" für 1840. 2.

---

## Bibliographie.

Albin. Novellen. Gr. 12. Breslau, Kohn. 1 Thlr.

Babel. Herausgegeben von dem Literaten-Verein in Paris. Deutsch von O. L. B. Wolff. I. Serie. 5ter Band. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr.

Das Königreich Bayern in seinen alterthümlichen, geschichtlichen, artistischen und malerischen Schönheiten, enthaltend in einer Reihe von Stahlstichen die interessantesten Gegenden, Städte, Kirchen, Klöster, Burgen, Bäder und sonstige Baudenkmale mit begleitendem Texte. Von M. v. Ch...rg. (1stes, 2tes Heft.) Gr. 8. München, Franz. 16 Gr.

Beauvoir, Roger de, Der Chevalier von Saint-Georges. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. 4 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 5 Thlr.

Bibliothek des Frohsinns. Neue Folge. Ite Section. Boccaccio's Dekameron. 1stes Bändchen. — Auch u. d. T.:

Das Dekameron von Boccaccio. Neu übersetzt von E. Ortlepp. 1ster Theil. Gr. 16. Stuttgart, Köhler. 1841. 6 Gr.

Südöstlicher Bildersaal. 1ster Band. Der Bergnügling. Herausgegeben vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr. 15 Gr.

Blum, C., Theater. 2ter Band. Die Herrin von der Elfe. Ich bleibe ledig. 8. Berlin, Schlesinger. 1841. 1 Thlr. 8 Gr.

Bode, G. H, Geschichte der hellenischen Dichtkunst. 3ter Band. Dramatik. — Auch u. d. T.: Geschichte der dramatischen Dichtkunst der Hellenen bis auf Alexandros den Grossen. 2ter Theil. Komödien. Gr. 8. Leipzig, Köhler. 2 Thlr. 8 Gr.

Börne's, L., Urtheil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen. Als Anhang: Stimmen über H. Heine's letztes Buch, aus Zeitblättern. Gr. 12. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8 Gr.

Johann Brenz. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen von J. Hartmann und K. Jäger. 1ster Band. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 4 Gr.

Calderon de la Barca. Schauspiele. Übersetzt von J. D. Gries. 2te, durchgesehene Ausgabe. 2ter bis 7ter Band. Gr. 16. Mit C.'s Bildniß. Berlin, Nicolai. Subscr.-Pr. 3 Thlr.

Cretzschmar, Ph. J., Beiträge zu der Lehre von dem Leben. 1ster Theil. Das materielle Leben. Gr. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr. 8 Gr.

Fiedler, Reise durch alle Theile des Königreichs Griechenland in Auftrag der Königl. Griechischen Regierung in den Jahren 1834 bis 1837. 2ter Theil. Mit 5 lithographirten Tafeln und 1 illuminirten, geognostisch-bergmännischen Karte des Königreiches Griechenland in Roy.-Fol. Gr. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 1841. 4 Thlr. 12 Gr.

Fortmann, H., Über das Wesen und die Bedeutung der historischen Entwickelungen. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte. 2te ganz umgearbeitete Auflage. Gr. 12. Wesel, Prinz. 1 Thlr.

Gentz. Schriften von Friedrich von Gentz. Ein Denkmal. Von Gustav Schlesier. 4ter Theil. — Auch u. d. T.: Briefwechsel zwischen Gentz und Johannes v. Müller. Mit einem Anhang vermischter Briefe. Herausgegeben von Gustav Schlesier. 5ter Theil. — Auch u. d. T.: Ungedruckte Denkschriften, Tagebücher und Briefe von Friedrich von Gentz. Gr. 8. Manheim, Hoff. 4 Thlr.

Die Großmutter. Eine Familiengeschichte nach dem Französischen von Fanny Tarnow. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 1841. 2 Thlr. 18 Gr.

Grube, E., Gedichte und Erzählungen. 2 Theile. 8. Düsseldorf, Schreiner. 1 Thlr. 16 Gr.

van den Hage. Der Schaafhirt. Historischer Roman aus den Zeiten der Utrechter Stiftsfehde 1481 bis 1483. Aus dem Holländischen übersetzt von O. L. B. Wolff. 3ter Theil. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 8 Gr.

Hanke, Henriette, Herbstblätter. In drei Erzählungen. Die Sphinx. — Der jüngste Tag. — Das Häuschen auf der Stadtmauer. Gr. 12. Berlin, Bethge. 1841. 1 Thlr. 4 Gr.

Herbstrosen. 1841. Die Grafen Werdenfels. Propertia di Rossi. Zwei Erzählungen von Mathilde von Stambke. 2ter Jahrg. 8. Breslau, Kern. 1 Thlr.

Hermingard von Eikenterpen. Aus dem Holländischen von J. D. v. Betaz. Gr. 8. Rinteln, Liter. artist. Verlags-Institut. 1 Thlr. 6 Gr.

Hoffmann von Fallersleben. Unpolitische Lieder. 1ster Theil. 2te Auflage. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Hüllmann, K. D., Griechische Denkwürdigkeiten. Gr. 8. Bonn, Marcus. 22 Gr.

Keratry, M., Das Ende des letzten Jahrhunderts oder Acht Jahre. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 1841. 3 Thlr. 8 Gr.

Kern, J. J., Zerstreute Blätter. Gesammelt und herausgegeben. Zürich, Schultheß. 1 Thlr. 8 Gr.

Die ungöttliche Komödie. Aus dem Polnischen von K. Batornicki. 8. Leipzig, Weber. 1841. 1 Thlr.

Kugler, F., Gedichte. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 8 Gr.

Kurländers, F. A., dramatischer Almanach für das Jahr 1841. Fortgesetzt von C. W. Koch. 31ster Jahrg. 12. Leipzig, Baumgärtner. 1 Thlr. 8 Gr.

Legouvé, E., Editha von Falsen. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. 8. Leipzig, Kollmann. 1841. 1 Thlr. 16 Gr.

Le Sage. Der hinkende Teufel. Neue sorgfältige Übertragung durch G. Fink. Illustrirt mit Holzstichen nach Tony Johannot. 7tes, 8tes Heft. Lex.-8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 18 Gr.

Lochner, G. W. K., Kaiser Ludwig der Bayer und die Stadt Nürnberg. Urkundlich dargestellt. Gr. 8. Nürnberg, Fr. Campe. 6 Gr.

Loewenberg, J., Alexander v. Humboldt's Reisen in Amerika und Asien. Eine Darstellung seiner wichtigsten Forschungen. 2tes Bändchen. Mit 4 Kupfern und 1 Karte. Gr. 12. Berlin, Hasselberg. 1 Thlr. 12 Gr.

Memoiren einer Pairin von England zu For Zeiten. Herausgegeben von Lady Ch. Bury, übersetzt von Amalie Winter. In 3 Theilen. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 3 Thlr. 12 Gr.

Meyer, J., Schillers Wilhelm Tell. Auf seine Quellen zurückgeführt und sachlich und sprachlich erläutert. Nürnberg, Fr. Campe. 12 Gr.

Minnesinger. Deutsche Liederdichter des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, aus allen bekannten Handschriften und frühern Drucken gesammelt und berichtigt, mit den Lesarten derselben, Geschichte des Lebens der Dichter und ihrer Werke, Sangweisen der Lieder, Reimverzeichnis der Anfänge, und Abbildungen sämmtlicher Handschriften, von Friedrich Heinrich von der Hagen. 4 Theile. Mit Musikbeilagen. Leipzig, Barth. 1838. In 3 Bänden. 25 Thlr.

Pfarrius, G., Karlmann. Ein Gedicht. Gr. 12. Bonn, Weber. 1841. 14 Gr.

Philosophie der Philosophie. Gr. 8. Hamburg und Gotha, Friedrich u. Andreas Perthes. 1 Thlr.

von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. 2te bis 4te Lief. Gr. 8. Mit 4 Beilagen. Leipzig, Brockhaus. Subscr.-Pr. 1 Thlr. 12 Gr.

Robin, E., Die Pulver-Verschwörung in Jammershausen. Original-Lustspiel in vier Acten. 8. Breslau, Kohn. 12 Gr.

Schreiber, F., Das Orakel oder die Todtenmesse der Vertriebenen. Historischer Roman. 2 Theile. 8. Meißen, Goedsche. 1841. 1 Thlr. 16 Gr.

Stengel, Fr. v., Der Bäckerjunge. Ein Roman aus der Geschichte Frankfurt's am Main von 1612 bis zur Mitte 1619. 2 Theile. Gr. 12. Mannheim, Löffler. 1841. 3 Thlr.

Tholuck, A., Zur Charakteristik rationalistischer Polemik. Eine Beleuchtung der Schrift: „Wie Hr. Dr. Tholuck die Schrift auslegt, wie er beten lehrt und dichtet." Gr. 8. Halle, Lippert. 6 Gr.

Uechtritz, F. v., Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben. 2ter Band. 8. Düsseldorf, Schreiner. 1 Thlr.

Deutsche Vierteljahrs Schrift. 4tes Heft. 1840. October — Dezember. Gr. 8. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 336. —— 1. December 1840.


## Zur Nachricht.


Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.


## Santa-Rosa.

Die „Revue des deux mondes" veröffentlichte vor einiger Zeit ein Schreiben Cousin's an den Fürsten von la Cisterna mit interessanten Mittheilungen über die Persönlichkeit des Grafen von Santa-Rosa, der in der piemontesischen Revolution eine so bedeutende Rolle spielte, seitdem aber mit diesem revolutionnairen Intermezzo im großen welthistorischen Drama der Neuzeit in den Hintergrund getreten, ja, man kann wol sagen, der Vergessenheit anheimgefallen ist; ein Schicksal, das sich zwar erklären läßt, wenn man das Wesen und die Erfolge der Revolutionen von Neapel und Piemont in Betracht zieht, in Betreff der Persönlichkeit des Grafen aber ein ungerechtes genannt werden muß, da er jedenfalls weit über sein Volk und die factische Gestaltung der Begebenheit, die ihn in ihren Strudel riß, erhaben war. Dieses ergibt sich aus den Mittheilungen seines Freundes Cousin, dessen Geist doch zu bedeutend und dessen politische Ansichten zu gemäßigt sind, als daß Freundschaft oder Parteigeist ihn dermaßen über einen Mann hätten täuschen können, daß er seine Bedeutsamkeit weit über ihr wahres Maß emporgehoben hätte, ein Misgriff, den überhaupt die Franzosen selten bei ausländischen Berühmtheiten sich zu Schulden kommen lassen. Es möge daher erlaubt sein, das Factische aus diesem biographischen Beitrage hier mitzutheilen, sei es auch nur, um in Deutschland das Urtheil über eines der Häupter der piemontesischen Revolution berichtigen zu helfen.

Wir übergehen den Anfang des Schreibens, in welchem Cousin einleitend seine Ansicht über die piemontesische Revolution, die er für ein verfehltes Unternehmen hält, auseinandersetzt, um von da aus den Übergang zu der bedeutendsten Persönlichkeit, die in derselben auftauchte, zu machen, zu Santa-Rosa, der alle übrigen Häupter dieser Bewegung „übertraf und dessen heldenmüthiger Geist und überlegenes Talent, besser geleitet und durch die Erfahrung gereift, seinem Vaterlande sowie dem Hause Savoyen den fähigsten Minister hätte geben können". Beiläufig bemerken wir hierbei, daß Cousin den Hauptfehler der piemontesischen Revolution darin sieht, daß die Häupter derselben ihr das Element des modernen Liberalismus beimischten und dadurch Spaltungen im Innern herbeiführten, statt ihr einzig den Charakter einer national-politischen Bewegung und einer militairischen Reaction gegen Östreichs Oberherrschaft in Italien zu lassen.

Cousin wurde zur Bekanntschaft Santa-Rosa's im October 1821 durch die Lesung einer Broschüre: „De la révolution piémontaise", geführt, die ihm während einer heftigen Brustkrankheit, an der er damals auf den Tod daniederlag, in die Hände fiel. Der Eindruck, den diese Schrift auf den französischen Philosophen machte, der, vom damaligen Ministerium aller seiner Stellen entsetzt, zu jener Zeit ganz in der Zurückgezogenheit seinen philosophischen Studien lebte, war außerordentlich.

Ich fand — sagt er — einen wahrhaften Helden in dem eingestandenen Haupte dieser Revolution. Die Figur dieses Mannes steht dergestalt über den Ereignissen jener 30 Tage, daß sie allein mich beschäftigte. Ich sah, wie er zuerst, als Anhänger des englischen parlamentarischen Systems, für sein Land nur eine constitutionnelle Regierung mit zwei Kammern und selbst einer erblichen Pairie foderte, dann aber, als das verhängnißvolle Beispiel der Neapolitaner und ihre Annahme der spanischen Constitution alle Gemüther entzündet hatten, nur mit einer einzigen Sache, der militairischen Leitung der Revolution, sich beschäftigte und, von den Umständen zu einer wahrhaften Dictatur erhoben, eine Thatkraft, die selbst seine Feinde bewunderten, entwickelte, ohne daß er auch nur einen Augenblick jenen Geist ritterlicher Mäßigung, der in Revolutionen so selten ist, verleugnet hätte.

Als Beweis hiefür führt Cousin die merkwürdige Proclamation an, welche Santa-Rosa als Kriegsminister am 23. März 1821, als schon die constitutionnelle Sache verloren war, erließ, worin er in den ehrerbietigsten Ausdrücken über den König und den Regenten, den damali-

gen Prinzen Karl Albert von Carignan (den jetzigen König von Sardinien), die heimliche Entfernung des Letztern aus der Hauptstadt in der Nacht vom 21. zum 22. März anzeigt, nichtsdestoweniger aber die liberale Gesinnung und die Hingebung des Prinzen für die italienische Sache rühmend anerkennt und zuletzt die Piemontesen aller Parteien auffodert, allen Meinungszwiespalt fahren zu lassen und sich um ihre nationalen Fahnen zu scharen, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen.

Endlich als Alles verloren war — fährt Cousin fort —, unterhandelte Santa-Rosa noch mit dem Grafen v. Mocenigo, dem russischen Gesandten in Turin, um unter der Bedingung einer Amnestie und einiger Verbesserungen im Innern eine allgemeine Pacification zu bewerkstelligen, wogegen er für diesen Preis anbot, nebst den andern Häuptern der Revolution auf die Amnestie verzichten und freiwillig sich verbannen zu wollen, um so den Frieden und die Wohlfahrt des Vaterlands besser zu sichern.

Diese edelmüthige Handlungsweise machte auf Cousin den lebhaftesten Eindruck und seine Bewunderung für den Helden der Schrift wuchs noch, als er vernahm, daß derselbe auch deren Verfasser sei. Die Abwesenheit alles Parteigeistes, die Redlichkeit, die jeder Absicht Gerechtigkeit widerfahren läßt, die Hochherzigkeit, die in der Trübsal des Exils weder in ungerechte Vorwürfe, noch bittern Haß ausbricht, der Enthusiasmus für ein edles Ziel, der auch das schwerste Opfer nicht scheute, verbunden mit der würdevollsten Mäßigung, dazu endlich das seltene Talent, das sich auf jeder Seite der Broschüre aussprach — alle diese schönen Eigenschaften, welche die Broschüre „De la révolution piémontaise" in Santa-Rosa vereint zeigte, machten diesen in den Augen Cousin's zu einer hundertmal interessantern Erscheinung als die Revolutionen von Piemont und Neapel selbst. Nichts war daher natürlicher, als daß sich zwischen dem französischen Philosophen und dem italienischen Patrioten, der zum Tode verurtheilt, ohne alle Hülfsquellen, ja, fast ohne Brot, unter einem fremden Namen in Paris sich insgeheim aufhielt, eine Bekanntschaft entspann, die bald zur innigsten Freundschaft wurde. Doch hören wir die Worte Cousin's selbst, soweit sie zur Charakteristik seines Freundes dienen.

Ich fand — sagt er — mehr noch in ihm, als ich erwartet hatte. In seiner Miene, seinem Gange, allen seinen Worten spiegelte sich all das Feuer und die ganze Thatkraft des Verfassers der Proclamation vom 23. März wieder. Zu gleicher Zeit schien ihm der traurige Zustand meiner Gesundheit das innigste Mitleid einzuflößen, das sich jeden Augenblick durch die liebenswürdigste Sorgfalt aussprach. Indem er mich in einem so kritischen Zustande sah, vergaß er ganz sich selbst und dachte nur an mich. — Er hatte den Namen Conti angenommen und wohnte nicht weit von mir in einem Dachstübchen mit einem turiner Freunde, der, ohne an der Revolution Theil genommen zu haben oder durch sie bloßgestellt zu sein, freiwillig sein Vaterland verlassen hatte, um seinem Freunde zu folgen. Welcher Art war nun der Mann, in dessen Verein man die Verbannung den Freuden des Vaterlandes und der Familie vorzog? Es ist unmöglich den Reiz seines Umganges zu beschreiben. Dieser Reiz bestand für mich, ich wiederhole es, in dem Vereine von Kraft und Gutmüthigkeit, der sich in ihm kund gab. Ich sah ihn immer bei dem geringsten Scheine von Hoffnung zu gefährlichen Unternehmungen bereit, und doch zugleich beglückt, sein Leben in der Verborgenheit mit der Sorge um einen leidenden Freund hinbringen zu können. Sein Herz war ein unerschöpflicher Brunnen liebevoller Gefühle. Er war gutmüthig bis zur Liebe für alle Welt. Begegnete er auf der Straße einem unglücklichen Armen, so theilte er seinen letzten Heller mit ihm; war seine alte Wirthin ein wenig krank, so sorgte er für sie wie ein Sohn; bedurfte Jemand seines Raths, so spendete er ihn rücksichtslos — und das Alles nur aus einem unwiderstehlichen Triebe seiner herrlichen Natur, dessen er sich gar nicht einmal bewußt war. Auch konnte man ihn nicht kennen, ohne ihn zu lieben. Ich zweifle, ob jemals ein menschliches Geschöpf, selbst ein Weib, so geliebt worden ist wie er. Er hatte in Turin einen Freund, dem er seine zurückgelassene Frau und Kinder anvertrauen konnte, und ein anderer war ihm, wie oben erwähnt, in die Verbannung gefolgt. Hier noch ein schlagendes Beispiel von diesem Gefühle, das er einflößte. Noch ganz jung in dem Regimente seines Vaters angestellt, hatte man ihm einen andern Knaben seiner Heimat zum Kameraden gegeben, der aber nachher das Heer und Piemont verlassen und seinen jungen Herrn aus den Augen verloren hatte; aber das Andenken an diesen war tief in seinem Herzen geblieben, und eines Tages sah der jetzt im Elend schmachtende edle Graf in sein Dachstübchen plötzlich den armen Bossi treten, der in Paris das Handwerk eines Limonadiers angefangen und durch die Zeitungen die Abenteuer seines ehemaligen jungen Offiziers vernommen hatte. Die Nachrichten, die ihm hierdurch zugekommen waren, hatten ihm keine Ruhe gelassen, bis er die Wohnung seines alten Herrn ausgekundschaftet, zu dem er nun kam, um ihm seinen Sparpfennig anzubieten. Späterhin, als Santa-Rosa im Gefängnisse des Saales Saint-Martin saß, habe ich Bossi und seine Frau unzählige Male mit einem Körbchen Früchte im Arm stundenlang warten sehen, bis die Thüre sich öffnete, um dann mit dem Respect eines alten Dieners und der Zärtlichkeit eines wahren Freundes ihre Gabe ihm anbieten zu können.

Vom Oct. 1821 bis zum 1. Jan. 1822 lebten wir in der vertraulichsten und innigsten Verbindung. Während des Tages, bis 5 oder 6 Uhr Abends, blieb er in seinem kleinen Zimmer mit Lesen und Vorarbeiten zu einem Werke über die constitutionnellen Regierungen des 19. Jahrhunderts beschäftigt. Nach Anbruch der Nacht verließ er seinen Versteck und kam zu mir, um den Abend in meiner Gesellschaft bis 11 oder 12 Uhr des Nachts zuzubringen. Santa-Rosa war ein eifriger Freund geselliger Unterhaltung und plauderte vortrefflich. Aber ich war damals so hinfällig und schwächlich, daß ich die Kraft seiner Rede nicht ertragen konnte. Sie verursachte mir Fieber und eine Aufregung der Nerven, die fast mit Ohnmachten endigte. Bei solchen Gelegenheiten wurde der thatkräftige Mann mit der feurigen Stimme zum liebevollsten Wesen. Wie viele Nächte hat er nicht mit meiner alten Wirthschafterin mir zu Häupten am Bette gesessen! Wenn es dann wieder besser mit mir ging, legte er sich, angekleidet wie er war, aufs Sopha und schlief bei seinem guten Gewissen und seiner unvergleichlichen Gesundheit trotz alles Kummers in wenig Augenblicken ein, um erst mit Tagesanbruch wieder aufzuwachen.

Ich muß hier sein Äußeres zeichnen. Santa-Rosa war fast 40 Jahr alt und von mittler Größe, ungefähr 5 (pariser) Fuß 2 Zoll hoch. Sein Kopf war stark, seine Stirn kahl, die Lippen und die Nase ein wenig zu dick; für gewöhnlich trug er eine Brille. Nichts Zierliches in seinen Manieren, vielmehr ein männlicher Ton unter sonst höchst feinen Formen. Er war durchaus nicht schön, aber sein Gesicht hatte, wenn er ins Feuer kam — und er war immer feurig — etwas so Leidenschaftliches, daß es interessant wurde. Am merkwürdigsten an ihm war eine ungemeine Körperkraft. Weder groß noch klein, weder dick noch mager, war er in Ansehung der Kraft und Behendigkeit ein wahrer Löwe. Hörte er nur irgend auf zu beobachten, so ging er nicht mehr, sondern schnellte fort. Seine Muskeln waren von Stahl und seine Hand ein Schraubenstock, in welchem er die Stärksten festhielt. Ich habe ihn fast ohne

Anstrengung die schwersten Tische heben sehen. Die längsten Strapazen ertrug er mit Leichtigkeit und schien wie zum Kriegshandwerk, das er auch leidenschaftlich liebte, geboren. Er war Grenadierhauptmann gewesen und Niemand hatte von der Natur mehr von Dem empfangen, was in physischer wie in geistiger Hinsicht den Soldaten macht, als er. Seine Geberden waren belebt, aber ernsthaft; seine ganze Person und sein ganzes Äußere trugen den Ausdruck der Kraft.

Wir hegten im Grunde dieselben Meinungen und er hat nicht wenig dazu beigetragen, mich in meinem guten Glauben zu befestigen. Wie ich, war er durch und durch constitutionnell, weder ein Serviler noch ein Demokrat, ohne Neid und ohne Übermuth. Er trachtete weder nach Vermögen noch nach Rang, und materielles Wohlsein war für ihn ein gleichgültiges Ding; wohl aber strebte er eifrig nach Ruhm. Ebenso war er in Sachen der Moral ein aufrichtiger Freund der Tugend und hatte einen regen Sinn für Pflicht; zugleich aber empfand er auch das Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden, und Liebe oder eine zärtliche Freundschaft war seinem Herzen unentbehrlich. In religiöser Hinsicht galt er in Italien für einen sehr frommen Mann, und in der That war er voll Ehrfurcht für das Christenthum, das er zum Gegenstande aufmerksamen Studiums gemacht hatte. Er war sogar ein wenig Theolog. So erzählte er mir, daß er in der Schweiz mit den protestantischen Theologen disputirt und den Katholicismus gegen sie vertheidigt habe. Aber sein Glaube war kein bigotter wie der Manzoni's, und kaum habe ich im Grunde seines Herzens mehr als den Glauben des savoyardischen Vicars (wol des in Lamartine's „Jocelyn"—?) erblickt. Lern- und wißbegierig, übrigens aber Alles an die Politik anknüpfend, verschlang er in meinen Büchern Alles, was auf Moral oder das praktische Leben Bezug hatte. Obgleich liberal, oder vielmehr weil er es wirklich war, fürchtete er den Einfluß der vergeblich liberalen Declamationen, und die Erkenntniß vom fortwährenden Sinken des religiösen Glaubens in der europäischen Gesellschaft ließ ihn die Nothwendigkeit einer edeln und erhabenen philosophischen Moral fühlen. Natürlich war seine wohlgebildete edelmüthige Seele der Sitz vernünftiger metaphysischer Ansichten. Niemand auf der Welt hat mich in meiner philosophischen Laufbahn mehr ermuthigt und aufrecht erhalten als er. Meine Ansichten waren die seinen geworden, und wäre er in Frankreich geblieben, so würde er für die gute Sache der Philosophie in ihrer Anwendung auf Moral und Politik ein ausgezeichneter Schriftsteller mehr und ein festes, hochgesinntes, überzeugendes Organ geworden sein.

Doch kann man nicht behaupten, daß er eigentlich Literat oder Philosoph gewesen wäre, vielmehr war er Militair und Politiker. Sein Geist war gerad und das Rechte treffend wie sein Herz; er verabscheute die Paradoxen und hegte in wichtigen Materien einen tiefen Widerwillen gegen alle gewagten, willkürlichen und blos individuellen Meinungen. Er schalt mich oft wegen mehrer meiner Meinungen und führte mich ohne Unterlaß von schmalen und gefährlichen Pfaden der individuellen Theorien auf die große Straße des gesunden Menschenverstandes und des allgemeinen Bewußtseins zurück. Er war weder ein umfassender, noch ein origineller Denker, aber er besaß ein tiefes und kräftiges Gefühl und sprach und schrieb mit Ernst und Feuer. Seine Schrift über die piemontesische Revolution enthält wahrhaft schöne Seiten. Und dies war nur sein erster Versuch; was würde er nicht geleistet haben, hätte er länger gelebt?

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Die Verherrlichung der Stadt Bursa. Eine Reihe türkischer Gedichte von Lamy'y. In das Deutsche übertragen von August Pfizmaier. Wien, Gerold. 1839. Gr. 12. 14 Gr.

Hammer's „Reise von Konstantinopel nach Bursa und dem Olymp" (Pesth 1818) veranschaulicht uns einigermaßen die Großartigkeit der noch jetzt durch ihre Bauwerke und die Herrlichkeit ihrer Umgebungen nicht minder als durch den Platz, den sie in der Geschichte eingenommen hat, merkwürdigen Stadt. Von dem genannten türkischen Dichter, welcher unter der Regierung Sultan Soliman's II. als Scheikh in Bursa lebte, ist laut der Vorrede Hr. Dr. Pfizmaier beschäftigt eine Ausgabe des Originals mit grammatikalischen und „vielleicht" (möchte sich dies vielleicht in gewiß verwandeln) topographischen Erläuterungen herauszugeben. Denn letztere würden auch der Übersetzung zugute kommen, welche der Unzahl von Übersetzungen ungeachtet, deren unsere Literatur sich leicht möglich mit nicht ganz klarer Erkenntniß Dessen rühmt, was ihr wirklich zum Heil und Frommen gereicht, unverkennbar eine dankenswerthe Arbeit ist. Ref., der außer Stande wäre, das Original zu beurtheilen, läge es ihm auch vor, traut sich genug Takt und Beurtheilungsgabe zu, um dennoch überzeugt zu sein, daß die größtentheils schönen und leicht versificirten Strophen den Sinn des Originals getreulich wiedergeben. Er ist davon überzeugt, weil überall eine ganz eigenthümliche Anschauung des Dargestellten und jener brennend phantastische Glanz des Ausdrucks vorwaltet, den man, auch ohne mit den orientalischen Literaturen aus ihren Originalen vertraut zu sein, als eine Eigenthümlichkeit ihrer Poesien schon durch Dasjenige kennen lernt, was davon in den ältern spanischen Dichtern widerklingt, z. B. Nr. 8, „Das Feld des Lebenswassers" (S. 28—29):

Hier auf dem Lebenswasserfeld
Deckt ew'ges Grün die Pflanzenwelt;
Die Wiesen blüh'n, das Weideland —
Die Rinnen schwellen voll zum Rand, —
Und Wasser alle Teiche füllt,
Wie es für Edens Bäche quillt —
Ja, Eden selbst muß nahe sein,
Wo strömt ein Quell wie Kewser rein!

Hier sproßt der Kräuter bunte Schar,
Hier weht der Hyacinthe Haar, —
Gazellen weiden auf dem Grün
Und wandeln zwischen Nelken hin.
Wie glüht von Lampen Edens Hain,
So glänzt der Purpurblumen Schein, —
Ist dieses Feld auch jetzt verödet,
Dem Herzen gleich, das Liebe tödtet!

Merkwürdig für den damaligen Culturzustand — eine dem Ref. unverständlich gebliebene Stelle hat er mit ? angezeichnet — ist Nr. 13: „Die Sitzungssäle der Gelehrten" (S. 34—35). Schon daraus sähe man, daß unter den Bekennern der Mohammedanischen Religion nicht blos die Araber intellectueller Ausbildung zugänglich gewesen sind.

Gelobt sei Gott, daß dieses Land
Sich jetzt dem Islam zugewandt!
Ein Wohnsitz für Gelehrte steht
Dort an des Berges Seit' erhöht:

Wenn diese zur Versammlung zieh'n,
Siehst du den Berg gleich Gärten blühn.
Dann dehnen sich die Felder aus,
Und Edens Feld umschließt das Haus.

Ein Himmel werden die Gemächer,
Den Sternen nähern sich die Dächer,
Und Baldachine sind zu seh'n,
Gleich Wolken in den Wolkenhöh'n.

Ist dies das Feld von Bochara (Sitz der Wissenschaften),
Wo Weise sind von fern und nah?
Sie lehren jede Wissenschaft,
Erlangen Tugend, Würd' und Kraft:

Bald Logik und Philosophie,
Grammatik bald und Poesie
Erläutern sie an diesem Ort —
Und tiefen Sinn hat jedes Wort.

Was räthselhaft in dieser Welt,
Was die Natur verborgen hält,
Das künden und verzeichnen sie,
Und weichen von der Wahrheit nie.

Sie zünden, wenn die Nächte nah'n,
Sich bei den Sternen Kerzen an,
Und jeder Stern mit hellem Schein
Schmilzt gleich dem Wachs, verzehrt von Pein (?).

Wenn ihrer Rede Ton sie hören,
Da wollen Engel sich belehren —
Von ihrer Feder Strich gezogen
Dreht sich im Kreis der Himmelsbogen.

Daß eine gewisse Vorliebe zu seltsamen Hyperbeln feststehend ist, versteht sich bei dem morgenländischen Dichter von selbst. Man sehe hierzu noch außer den gegebenen Beispielen Nr. 16 und 17, „Der Bach Kaplukaja" und „Die Wunderquelle Tschamludscha" (S. 38—39):

Kaplukaja der Anmuth Bild!
Ein Lustort ist sein Uferrand,
Und seinen Reiz faßt kein Verstand:
Von Zucker ist sein Bett erfüllt,
Ein Strom von Rosenwasser schwillt —
Von ihm haucht frischer Ambraduft,
Der reinste Moschus ist die Luft!
Fürwahr durch den eden'schen Hain
Fließt kaum ein Strom so hell und rein!

Die Wunderquelle Tschamludscha.

Sieh Tschamludscha, die Wunderquelle!
Ein Garten blüht an dieser Stelle,
Vor welchem Edens Pracht vergeht.
Vom Himmel ist sein Grün gesä't,
Von Engelhand gepflanzt die Schar
Der Fichten an der Quelle klar, —
Und jeder Baum als Anka (der Greif) baut
Sein Nest dort, wo der Himmel graut.

Fast Ironie könnte scheinen die Eingangsstrophe von Nr. 39 (S. 62):

Als erster Sultan ging voran
Der Glaubenskämpfer Schach Osman:
Mit seinem Schwert prägt' er allein
Beweise den Ungläub'gen ein.

Noch heben wir als höchst eigenthümlich aus: Nr. 48 (S. 74—75), „Auf die von dem Hauche mancher Freude durchdrungenen Speisehäuser" (zur Bewirthung der Armen bestimmt):

Von Ort zu Ort entstehn Gebäude,
Bestimmt allein zu Lust und Freude.
An Gütern sind die Küchen reich,
Den himmlischen Gemächern gleich.
Fürs ganze Land wol reichten hin
Die Spenden, ohne Maß verliehn.
In Säulen wirbeln Dämpf' empor;
Der Himmel sieht durch trüben Flor
Und dreht sich wie ein großes Rad,
Wenn dunkelnd ihm der Schwindel naht.

Den Engeln süße Nahrung bringt
Der Duft, der zu den Sphären dringt.
Die runden Tische steh'n im Kreis:
Ihr Silber ist wie Lilien weiß,
Smaragden gleich ihr Porzellan.
Der Seele Kost lacht Jeden an;
Denn Gläub'gen ist das Haus geweiht,
Für Fromme steht sein Tisch bereit,
Wo des Gebetes Ton erschallt:
Für Geister ist's ein Aufenthalt.

Endlich können wir uns nicht versagen, die letzten Strophen des Schlußgedichts: „Des Dichters Entschuldigung", mitzutheilen, in denen sich die Individualität desselben auf wirklich rührende Weise ausspricht.

Du siehst, es zittern deine Glieder:
O leg die Feder aus der Hand!
Das Buch des Herzens schließt sich wieder:
O leg die Blätter aus der Hand!
Betrachte nur der Geister Land,
Gen Himmel richte deine Schwingen,
Um Gott die Seele darzubringen!

Und sind dir einst in Lust die Stunden
Bei des Verderbens Glas entschwunden,
Betritt jetzt froh (es ist die Zeit!)
Die Wohnung der Beständigkeit:
Um würdig seines Reichs zu sein,
Beschäft'ge dich mit Gott allein!

Diese übersetzten türkischen Gedichte zeichnen sich trefflich vor einer zahllosen Menge nicht ganz unberühmt gebliebener deutscher Originalgedichte aus. 96.

---

## Literarische Notiz.

Ein wichtiges geographisches Werk ist die Sammlung aller an den Marineminister gerichteten Berichterstattungen des Capitains Dumont d'Urville, welcher die Expedition der Corvetten l'Astrolabe und la Zélée nach dem Südpole und im Ocean befehligte. Diese Expedition gehört zu den wichtigsten, welche in der jüngsten Zeit unternommen wurden. Die Sammlung ist mit vier großen Karten versehen, welche die in den Südmeergegenden von den Fahrzeugen eingeschlagenen Straßen und die Entdeckungen anzeigen, die dieser unerschrockene Seefahrer gemacht hat. 5.

---



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 337. —— 2. December 1840.


## Santa-Rosa.

(Fortsetzung aus Nr. 336.)

In Sachen der Politik zeigte dieser angebliche Revolutionnair eine solche Mäßigung, daß, wenn er zu jener Zeit Mitglied der französischen Deputirtenkammer gewesen wäre, er zwischen den Herren Lainé und Royer-Collard seinen Sitz eingenommen haben würde. Meine Freunde und ich wurden damals vom Ministerium Richelieu nicht zum besten behandelt und waren deshalb nicht immer gerecht gegen dasselbe. Santa-Rosa setzte mit seinem gewohnten Ernste meinen Aufwallungen einen Damm entgegen und wunderte sich sehr über die meiner besonnensten Freunde. Ich erinnere mich noch, wie Santa-Rosa eines Abends bei mir einer ernsten Besprechung, an der die Herren Humann und Royer-Collard Theil nahmen, beiwohnte. Es handelte sich um den Entschluß, den man unter den damaligen Umständen in Betreff des Ministeriums Richelieu fassen, ob man es fortbestehen lassen, oder durch eine Verbindung mit der äußersten Rechten stürzen sollte. Royer-Collard meinte, daß nach einem Sturze des Ministeriums Richelieu zwar die Herren Corbière und Villèle ans Ruder kommen, sich aber nicht sechs Monat würden halten können, daß dann aber ein liberaleres Ministerium unvermeidlich sei, sodaß der Sturz des Ministeriums Richelieu indirect zum Triumphe der liberalen Sache führen müsse. Keine Aussicht konnte wol für einen Proscribirten wie Santa-Rosa verführerischer sein als diese, die ihm ein liberales Ministerium und mit ihm ein besseres Schicksal der piemontesischen Verbannten in Frankreich versprach. Nichtsdestoweniger foderte er mich auf, mich aus allen Kräften diesem Parteimanoeuvre, dem er einen sehr strengen Namen gab, zu widersetzen.

„Nehmen Sie keine Rücksicht auf mich — sagte er —, ich werde, was ich kann. Thun Sie dagegen Ihre Schuldigkeit, und als guter Bürger haben Sie keine andere, als ein Ministerium nicht zu bekämpfen, das das letzte Hülfsmittel gegen die allem Fortschritt und aller Aufklärung feindselige Partei ist. Man darf nichts Böses thun in der Hoffnung, damit Gutes zu ernten. Ob Sie die Herren Corbière und Villèle späterhin werden stürzen können, dessen sind Sie nicht gewiß; wol aber wissen Sie sicher, daß ihre Regierung ein Übel ist. Wäre ich Deputirter, so würde ich es versuchen, das Ministerium Richelieu gegen den Hof und die rechte Seite zu kräftigen." Dies ward auch meine Ansicht; aber sie siegte nicht, und das Ergebniß davon war der Sturz des Ministeriums Richelieu und die siebenjährige Dauer des darauf folgenden Ministeriums Corbière-Villèle.

Die ersten Folgen dieses Ereignisses fühlten die piemontesischen, ruhig in Paris unter angenommenen Namen lebenden Flüchtlinge, die von nun an den Verfolgungen und Plackereien der französischen Polizei ausgesetzt waren. Bald erhielt auch Rosa die Warnung, daß ihm die Polizei auf der Spur sei und ihn zu verhaften suche. Um ihn also dieser Maßregel und dem Schicksale, möglicherweise ausgeliefert und in Piemont hingerichtet zu werden, zu entziehen, verschaffte ich ihm einen Zufluchtsort in dem Hause eines meiner Freunde in Auteuil. Wir ließen uns beide in demselben nieder und lebten daselbst die ersten beiden Monate des J. 1822, ohne irgend Besuche zu empfangen oder den Umkreis des Gartens zu verlassen. In den langen Unterhaltungen, die wir in dieser Zurückgezogenheit pflegen, erzählte mir Santa-Rosa sein ganzes äußere und innere Leben, sowie den eigentlichen Hergang der piemontesischen Revolution.

Er war den 18. Nov. 1783 in Savigliano, einer Stadt im südlichen Piemont, aus guter, jedoch nicht altadeliger Familie geboren. Sein Vater, Graf von Santa-Rosa, war Militair und machte im piemontesischen Heere die ersten Kriege gegen die französische Revolution mit, wobei er seinen Sohn Santorre, damals 9 — 10 Jahre alt, mit sich führte. Hätte der Vater länger gelebt, so wäre die Laufbahn des Sohnes entschieden gewesen; allein der Graf von Santa-Rosa blieb an der Spitze seines Regiments in der Schlacht von Mondovi und später machten die Siege Napoleon's, sowie die Unterwerfung Piemonts der militairischen Laufbahn des jungen Santorre ein Ende. Er zog sich in seine Familie nach Savigliano zurück, und halb in dieser Stadt, halb in Turin trieb er mit vielem Erfolg die classischen Studien unter dem berühmten Abate Valperga de Caluso. Der Name seiner Familie war so geachtet in der Provinz und er selbst machte ihm so viel Ehre, daß er in einem Alter von 24 Jahren zum Maire von Savigliano erwählt ward und mehre Jahre dieses Amt, wo er die Gemeindeverwaltung praktisch kennen lernte, bekleidete. Doch dieses war keine Laufbahn für einen Mann ohne Vermögen. Man überredete ihn also, trotz seines Widerstrebens, bei der französischen Verwaltung, die damals Piemont regierte, ein Amt anzunehmen. Er wurde Unterpräfect von Spezia im Genuesischen und verwaltete dieses Amt von 1812 bis zur Restauration. Mit Enthusiasmus begrüßte Santa-Rosa die Wiedereinsetzung des Hauses Savoyen, und da er 1815 glaubte, daß die Rückkehr Napoleon's von Elba einen langen Krieg veranlassen würde, so verließ er die Civilverwaltung und nahm Militairdienste. So machte er als Hauptmann unter den Grenadieren der königlichen Garde den kurzen Feldzug von 1815 mit. Als nach dem Sturze Napoleon's Alles zur Ruhe zurückgekehrt war, verließ er zum zweiten Male das Waffenhandwerk, um in eine Laufbahn zu treten, in der er seine militairischen und administrativen Kenntnisse vereint in Anwendung bringen konnte, wir meinen die Militairadministration. Er trat nämlich ins Kriegsministerium, wo er mit einem ziemlich bedeutenden Amte bekleidet wurde. Damals, glaube ich, verheirathete er sich mit einer mehr durch Geburt als durch Reichthum angesehenen Person. Aus dieser Ehe hatte er mehre Kinder. Er war sehr angesehen, stand gut bei Hofe und hatte eine glänzende Laufbahn vor sich, als Östreichs Streben nach der Oberherrschaft in Italien sich bei Gelegenheit der neapolitanischen Revolution offen kundgab. Ich muß mir hier ein unverbrüchliches Stillschweigen in Betreff der vertraulichen Mittheilungen auferlegen,

die die Freundschaft Santa-Rosa's in meinen Busen niederlegte; aber Eins kann und muß ich sagen, nämlich daß Santa-Rosa damals, in der tiefen Einsamkeit, in der wir zusammen lebten, mir, seinem vertrauten Freunde, dessen politische Ansichten mindestens ebenso weit gingen als die seinen, mehr als zwanzigmal versicherte, daß seine Freunde und er nur erst sehr spät in Verbindung mit den geheimen Gesellschaften getreten waren, erst als es aufs äußerste gekommen war und sie einsahen, daß die piemontesische Regierung zu schwach sei, um allein Östreich zu widerstehen, daß eine Militairrevolution unzureichend bleibe, wenn sie sich nicht auf eine bürgerliche stütze, und daß zu einer solchen die Mitwirkung der geheimen Gesellschaften unerlaßlich sei. Er bedauerte diese Nothwendigkeit, klagte aber den Adel und die besitzenden Classen Piemonts an, das Land und sich selbst dadurch ins Verderben gestürzt zu haben, daß sie nicht ihre Schuldigkeit gethan, den König nicht laut von den Gefahren, in denen das Land schwebte, unterrichtet, und daß sie hierdurch die Patrioten gezwungen hätten, zu Verschwörungen ihre Zuflucht zu nehmen. Santa-Rosa's Ehrlichkeit war allem Geheimen abgeneigt, und ohne daß er mir es sagte, sah ich deutlich, daß er, bei seinem ritterlichen Sinn, eine Art innerer Scham verspürte, nach und nach bis zu diesem letzten Mittel getrieben worden zu sein. Ohne Unterlaß wiederholte er mir: „Die geheimen Gesellschaften sind die Pest Italiens; aber wie kann man sie vermeiden, wenn es keine Öffentlichkeit, kein gesetzliches Mittel, ungestraft seine Meinung auszusprechen, gibt?" Er erzählte mir, daß er lange den Vorsatz bewahrt, an keiner geheimen Gesellschaft Theil zu nehmen, sich alles materiellen Handelns zu enthalten und sich auf geistige Thätigkeit, auf die Macht des Wortes zu beschränken, um durch Schriften moralischen oder politischen Inhalts auf die öffentliche Meinung Italiens einzuwirken und so die Wiedergeburt Italiens zu befördern. Dies nannte er eine literarische Verschwörung. Sicherlich wäre sie nützlicher gewesen als die traurige Schilderhebung von 1821. Santa-Rosa's Gedanke war es nun, jene literarische Verschwörung im Schooße Frankreichs wieder zu beginnen, und sein Trost bestand darin, nicht zu seinem Nutzen thätig gewesen zu sein, sondern nur an sein Land gedacht zu haben. Sein gutes Gewissen, im Verein mit seiner angeborenen geistigen Kraft, schuf ihm in unserer Einsamkeit von Auteuil ein ruhiges und fast glückliches Leben.

Der schlechte Zustand meiner Gesundheit und seine unkluge Freundschaft, nebst der feigen Erbitterung der französischen Policei, rissen ihn aber aus dieser Einsamkeit und stürzten ihn ins Verderben. Eines Tages war nämlich der Zustand meiner Brust so beunruhigend, daß Santa-Rosa, davon erschreckt, mich beschwor, nach Paris zurückzukehren, um daselbst einige Hülfe zu suchen. Ich gab seinen Bitten nach und ging wieder nach Paris. Santa-Rosa, besorgt um mich, konnte es in Auteuil nicht aushalten, und den Abend sah ich ihn an meinem Bette. Statt nun bei mir zu bleiben, wollte er die Nacht in seiner alten Wohnung zubringen; bevor er sich jedoch dahin begab, beging er die Unklugheit, ein Kaffeehaus zu besuchen, um die Zeitungen daselbst zu lesen. Kaum hatte er es wieder verlassen, als er von einer Menge Policeidiener festgenommen, auf die Policeipräfectur gebracht und ins Gefängniß geworfen wurde. Wahrscheinlich hatte man ihn an der Barrière, wo er schon seit langer Zeit signalisirt war, erkannt.

Wir übergehen hier den weitern Bericht Cousin's über die gerichtliche Untersuchung, in welche Santa-Rosa wegen angeblicher Umtriebe gegen die französische Regierung verwickelt wurde und die mit der Erklärung von Seiten des Untersuchungsrichters endigte, daß kein Grund zur Anklage vorhanden sei. Trotz dieses Ausspruchs des Gerichts und der dadurch bewirkten Freilassung wurde Santa-Rosa dennoch vom Minister Corbière aus Paris und nach Alençon unter policeiliche Aufsicht verwiesen. Zwar protestirte Santa-Rosa hiegegen und verlangte, daß man ihn entweder in Paris lasse oder Pässe nach England gebe; aber er erhielt gar keine Antwort darauf und ward ohne Weiteres nach Alençon gebracht. Seinen Aufenthalt in dieser Stadt schildern einige Briefe an Cousin, die dieser mittheilt. In diesen Briefen zeigt sich Santa-Rosa ganz von der schönen Seite des Herzens, ganz so gutmüthig, theilnehmend, hingebend, ganz so edelmüthig, moralisch-religiös und männlich-resignirt, wie ihn uns Cousin schildert; eher könnte man in ihnen den Feuergeist und die Energie des Charakters vermissen, die ihm dieser ebenfalls zuschreibt. Da sie meistens nur die momentanen äußern Verhältnisse Santa-Rosa's zum Inhalte haben und weder bedeutende Lebensschicksale desselben schildern, noch sonst interessante Begebenheiten und Persönlichkeiten zum Gegenstande haben, so übergehen wir sie und heben nur einige Stellen aus, die zur Charakteristik der Ansichten ihres Verf. dienen. So kommt er bei Gelegenheit eines Urtheils über Cousin's Philosophie auf den Zustand Europas zu sprechen und äußert sich darüber folgendermaßen:

Erschreckt es Sie nicht, die wichtigsten religiösen und moralischen Wahrheiten den Angriffen von zwei der öffentlichen Ordnung und dem Glück der menschlichen Gesellschaft gleich gefährlichen Arten von Menschen preisgegeben zu sehen? Sehen Sie nicht, daß der Sieg, mag er nun der einen oder der andern Partei zu Theil werden, jedesmal gegen die wahre Freiheit benutzt werden wird, deren Verbindung mit der Moral doch ein unzerstörbares Gesetz der ewigen Weltordnung ist? In diesem Kampfe des Bösen gegen das Gute, in diesem Kampfe zweier Principien — doch nein, das Böse ist kein Princip, es ist nur eine Thatsache — ist es eine Pflicht, seine Stimme vernehmen zu lassen, wenn man das Bewußtsein seiner Kraft hat.

Santa-Rosa war in seinem Exile mit einem staatswissenschaftlichen Werke über die constitutionnellen Regierungen beschäftigt; alle seine Studien bezogen sich hierauf und häufig berichtet er darüber in seinen Briefen an seinen Freund Cousin. Bei einer solchen Gelegenheit äußert er einmal:

Ich habe die Grundgedanken des Werks, das mich jede Stunde des Tags beschäftigt, aufs Papier zu bringen angefangen. Je weiter ich vorwärtsschreite, je mehr ich eindringe, desto dunkler sehe ich es um mich werden. Bonald (den er eben vorhatte) hat tiefe und bewundernswerthe Sachen, aber er hat auch andere, die Einem ein mitleidiges Lächeln abnöthigen oder gar in Entrüstung versetzen. Bonald und Tracy kommen darin überein, die Alten herabzusetzen, jene Alten, denen wir so viel verdanken und deren ehrwürdige Überbleibsel die Civilisation wiedererweckten, die schon verfallen war. Das Christenthum hat vielleicht verhindert, daß diese Civilisation nicht gänzlich mitten unter den Barbaren zu Grunde ging; aber ihre Wiedergeburt ist jedenfalls dem Wiederaufleben des Studiums der Alten zu danken. Jetzt behandeln wir unsere Meister mit Verachtung und erklären uns für weise, aufgeklärt, groß, während so viel Dinge um uns vorgehen, die uns demüthig machen sollten .... Es scheint mir nothwendig und auch völlig wahr, einen wesentlichen Unterschied zwischen allgemeinem und individuellem Nutzen zu statuiren. Der allgemeine Nutzen, den ich auch, um ihn mir selbst zu erklären, Gleichheit der Freiheit nenne, muß das Ziel der Gesetze sein. Dieser allgemeine Nutzen ist auch das Glück, und zwar das größte Glück aller Individuen. Das Glück besteht darin, thun zu können, was man will; damit aber Alle dies Glück genie-

ßen können, darf man nichts thun, was dem Andern Schaden bringen könnte. Die Entwickelung der Rechte des Menschen ist das Ziel des Gesetzgebers, wie die Lehre des Dekalogus das Ziel des Priesters. Gott ist der Mittelpunkt von diesem Allen. Die Unterwerfung des Starken unter die Gesetze, welche den Schwachen beschützen, ist unerklärbar ohne Gott. Die Freiheit Aller kann nicht anders als im gesellschaftlichen Zustande stattfinden. Unter welchen Bedingungen? Wie? Das erste Erfoderniß ist, daß die Freiheit über der Gewalt der Mehrheit stehe; eine Wahrheit, die Rousseau leider nicht erkannt hat. Zwar kann man die Freiheit nicht ganz außerhalb der Gewalt der Mehrheit stellen, denn es wäre dann gar keine sociale Existenz möglich; dessenungeachtet aber glaube ich, daß die hauptsächlichsten Garantien der individuellen Selbständigkeit, oder, mit andern Worten, der kostbarste Theil der Freiheit nicht dem Belieben der Mehrheit überlassen werden darf. Dieser bleiben immer noch die Verfassungs- und Verwaltungsgesetze. Sociale Gesetze dagegen würde ich die nennen, welche den Bereich der Freiheit jedes Einzelnen festsetzen, um die Aller dadurch sicher zu stellen. Mag man diese letztern nun Rechte, Pflichten, Garantien nennen, so ist das gleich; Recht kann man durch Pflicht übersetzen, und umgekehrt.

Santa-Rosa's Aufenthalt in Alençon dauerte nicht lange. Ein Besuch, den Cousin ihm in dieser Stadt abstattete, sowie einige Unklugheiten, die sich die Genossen seiner Verbannung zu Schulden kommen ließen, vermehrten den Verdacht der Policei des damaligen Ministers Corbière, die ohnedies überall Verschwörungen witterte. Dazu kam noch eine Debatte in der Deputirtenkammer, in welcher sich mehre Oppositionsdeputirten über die Plackereien, welche die Policei gegen die italienischen Flüchtlinge ausübte, beschwerten. Die Antwort des Hrn. v. Corbière, daß die Flüchtlinge mit dem Verfahren der Regierung ganz zufrieden seien, veranlaßte Santa-Rosa dieser gänzlich aus der Luft gegriffenen Behauptung in einem veröffentlichten Briefe zu widersprechen und die unredliche Handlungsweise des Ministers auf ihren wahren Gehalt zurückzuführen. Dieser Schritt, zu welchem Santa-Rosa einzig sein reges, durch die Insinuation des Ministers in seinem Innersten gekränktes Ehrgefühl angetrieben hatte, erbitterte die Policei dergestalt, daß sie ihn ohne Weiteres von Alençon nach Bourges bringen ließ, wo ihm die strengste policeiliche Aufsicht, die ihm nicht einmal die Spaziergänge vor den Thoren der Stadt zu besuchen erlaubte, das Leben aufs äußerste verbitterte. Den Vorschlag, heimlich nach England zu entfliehen, den ihm seine Freunde schon in Alençon gemacht hatten, verwarf er als seiner unwürdig und als ein Geständniß, daß er Dessen schuldig sei, wessen ihn die französische Policei beschuldigte. Endlich, im Oct. 1822, erhielt er, nachdem er früher vergeblich darum nachgesucht hatte, die Erlaubniß, sich nach England zu begeben.

Bald — sagt Cousin — hatte er Frankreich, für das er geschaffen war, verlassen und war wie verloren in der ungeheuern Wüste von London, ohne Vermögen, ohne Hülfsquellen, ohne irgend einen einzigen wahren Freund, er, der nicht lebte, als um zu lieben und thätig zu sein. Nach den ersten unruhigen Bestrebungen, sich eine erträgliche Lage zu schaffen, verfiel der Unglückliche bald in eine tiefe Melancholie, aus der er nur manchmal erwachte, um gleich wieder in sie zurückzufallen, bis ihn endlich die Langeweile dieses bald zerstreuten, bald einsiedlerischen Lebens den großherzigen, aber für ihn verderblichen Entschluß, der Sache der Griechen sein Leben zu weihen, zur Ausführung bringen ließ. Während seines Aufenthalts in England dauerte unser Briefwechsel fort, innig vertraut, ernst und liebevoll, wie er immer gewesen; aber er wurde nothwendigerweise sehr monoton, einzig angefüllt von Gefühlen der Liebe, von verunglückten Entwürfen, von betrogenen Hoffnungen, ein trauriges Bild, dessen Rückerinnerung ich mir selbst ersparen will.

Aus demselben Grunde gehen auch wir ganz kurz über die bezüglichen, von Cousin mitgetheilten Brieffragmente hinweg. Man sieht daraus, daß England gar nicht der Boden war, auf dem sich Santa-Rosa gefallen konnte. Sitten, Lebensweise, äußeres Treiben, Sprache, Alles war ihm fremd und behagte ihm ebenso wenig, als seine Individualität den Engländern zu gefallen schien, obgleich er mit angesehenen Engländern, wie Mackintosh, Bowring, der Austin'schen und der Fry'schen Familie in freundschaftliche Verhältnisse kam. Rechnet man das theuere Leben, zu dem seine Hülfsmittel in gar keinem Verhältnisse standen, die Fremdartigkeit aller Verhältnisse und des ganzen englischen Lebens und Treibens hinzu, so darf man sich nicht wundern, wenn sich Santa-Rosa von Tage zu Tage immer unbehaglicher fühlte und in Melancholie verfiel. Um seinen Lebensunterhalt nur einigermaßen zu sichern, mußte er seine auf höhere Zwecke und ein größeres Ganze gerichteten literarischen Studien aufgeben und sich aus dem gehaltenen Gange wissenschaftlicher Forschungen in die bewegtere und zerrissenere, den Zwecken des Alltagslebens dienende Thätigkeit eines Journalisten stürzen und dabei die Zeit mit Erfüllung der Pflichten conventioneller Geselligkeit vergeuden; eine Lebensweise, die ihm so wenig behagte, daß er es vorzog, sich aus dem Gewühle Londons in das stillere Nottingham zu begeben, um daselbst durch Unterricht im Französischen und Italienischen sein Brot zu verdienen. Bezeichnend für seinen Charakter und seine politische Ansicht war es, daß er sich weigerte, dem Beispiele mehrer seiner Landsleute zu folgen, die damals Dienste in Spanien und Portugal nahmen. Er erklärte offen in seinen Briefen, daß seine politischen Principien dieses nicht zugäben, und daß er keine Sympathie für jene Länder empfinde. Schmerzhaft war es dabei für ihn, daß er sich wegen dieses Entschlusses von seinen nach Spanien gegangenen Landsleuten in einer im Namen des italienischen Corps veröffentlichten Declaration verleumdet sehen mußte. „Am meisten", äußert er darüber, „schmerzt mich dabei der Schaden, den eine Partei, die ich keineswegs höher achte als das Vaterland selbst, noch sie mit ihm verwechsele, mit der ich jedoch einmal verbunden bin, dadurch sich selbst zufügt."

(Der Beschluß folgt.)

---

Das Nothwendigste und Wissenswertheste aus dem Gesammtgebiete der Tonkunst. Ein Handbuch für den Unterricht und die Selbstbelehrung von Friedrich W. Lindner. Leipzig, Vogel. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wir leben mehr in der Zeit der Worte als in der der Thaten, sowol im Leben als in der Kunst, besonders aber in

der Musik, wo es fast gar zu sehr an der Tagesordnung ist, die Kunst mit belehrenden Worten statt mit vorangehenden Thaten zu verbessern. Zu jeder Zeit aber war es ein Zeichen des beginnenden Verfalls der Kunst, wenn die Theorie sich derselben zu sehr bemächtigt, natürlich da diese erst der schöpferischen Praxis folgen konnte. Um so mehr muß man es aber in Zeiten, wo so viele Worte gemacht werden, schätzen, wenn man gute vernimmt, wie die unsers Verfassers. Er zeigt sich fast durchweg als ein Mann, der nicht nur redlich gearbeitet, sondern auch seine Kunst verständig durchdacht hat. Der Fehler bei dem Buche ist nur der, daß es zu viel mit einem Male und in gedrängtem Raum gewollt hat. Wenn uns Jemand in einem Bande das Wissenswertheste aus dem Gesammtgebiete der Tonkunst geben will, so muß man annehmen, daß, hat man Dasjenige inne, was uns darin geboten wird, man das übrige als nebensächlich allenfalls entbehren könne. Dem ist aber nicht so, eigentlich stellt der Verf. nur das Allgemeinbekannteste zusammen, was als der Elementarbegriff der Kunst zu betrachten ist, wobei man beiweitem über die wichtigsten Dinge nur ganz obenhin belehrt wird, sowie etwa ein Mann von Fach einem ganz Unwissenden einen ungefähren Begriff von einer diesem bis dahin völlig unbekannten Sache geben würde. Als Beispiel für unsere Behauptung mag uns Das dienen, was der Verf. über den Begriff **Fuge** sagt. Es beschränkt sich auf sieben erklärende Zeilen, aber so unbestimmt, daß man daraus auch nicht im mindesten einen Begriff von der bestimmten Form einer Fuge bekommt. Das Übrige sind die bekannten ungenügenden Muthmaßungen über die Abstammung des Wortes, einige ästhetische Bemerkungen über die Bedeutung der Fuge u. s. w. Will uns Jemand das Wissenswertheste aus der Tonkunst geben, so muß uns gewiß dabei auch das Wissenswertheste der verschiedenen Theile beigebracht werden, was aber hier nicht der Fall ist. Dem Musiker kann dieses Wissen nichts helfen; dem Laien gibt es allenfalls einen dunkeln, sehr unbestimmten Begriff der Dinge. Doch ist das Buch nicht in allen Theilen so schwach. Den geschichtlichen Abschnitt kann man als eine Heraushebung des Wichtigsten allenfalls gelten lassen; indessen wo die Biographien von Sebastian und Emanuel Bach, Graun, Haydn, Mozart, Beethoven gegeben werden, da dürfte man doch mit gleichem Rechte nach Händel und Gluck in nämlicher Ausführlichkeit fragen, die jedoch nur beiläufig, besonders Letzterer, bei der Berührung der englischen und französischen Musik erwähnt sind. Doch das Werk hat auch seine werthvollen Abschnitte. Dahin gehört besonders der sechste, worin „die Musik als Bildungsmittel" behandelt wird. Hier ist der Verf. ganz auf seiner Stelle, spricht würdige Ansichten aus, denen man nur beipflichten kann, und entwickelt sie mit Klarheit. Zumal hat er sich dem Gesangsstudium gewidmet, und was er darüber sagt, ist wirklich das Wissenswertheste davon und kann als Anknüpfungspunkt für den ausführlichern Unterricht dienen. Überhaupt ist das pädagogische Element dasjenige, in dem sich der Verf. am sichersten bewegt, wie er dies auch durch seinen ehrenvoll erfüllten Lebensberuf bethätigt hat. Wie gesagt, das Buch würde ungleich mehr und wahrhaft Wissenswürdiges geben, wenn es hätte weniger geben wollen; so bleibt freilich eine gute Hälfte ziemlich müßig, wie redlich auch der Wille sich überall gezeigt hat. 71.

---

## Literarische Notizen.

L. Alloury zeigt in einem Journale zugleich vier in Versen geschriebene Werke an: „Provence", von Adolf Dumas, welcher vor zwei Jahren auf dem Odeontheater mit einer Tragödie debutirte; „Beatrice", ein Gedicht von Saint-René-Taillandier; „Fables et apologues", vom Marquis von Foudras, und „Heures d'insomnie", vom Grafen L. de Maricourt, Attaché bei der Gesandtschaft zu Neapel. Hierzu macht der Berichterstatter folgende Einleitung: „Man muß von Göttern entsprossen sein, um die Sprache der Götter zu lieben; die Prosa, die ganz gemeine Prosa ist das Wort, welches der demokratischen Stimmung unsers Jahrhunderts zusagt. Die Prosa hat sich mit der Freiheit der Presse zugleich auf den Thron gesetzt. Dichter! eure göttliche Kunst duftet etwas nach Aristokratismus, ihr seid oder waret die glänzenden Satelliten der Throne; eure schönsten Denkmale sind nichts als die funkelnden Kinderklappern der Civilisation; Plato wußte gar wohl, was er that, als er die Dichter aus seiner Republik ausschloß. Dichter! was habt ihr gemein mit uns? Eure Lyra, eure wohltönenden Gesänge, eure leichten Zierlichkeiten, was haben sie gemein mit diesem schrecklichen und misklingenden Durcheinander unsers constitutionellen Geschützwesens? Die Prosa ist es, welche von einem Ende der Welt bis zum andern den Herrn spielt, sie ordnet die Interessen der Völker und das Schicksal der Staaten; sie führt das Wort in den souverainen Versammlungen, sie macht Krieg und Frieden, stürzt Reiche und gründet sie, rettet das Vaterland in den Tagen der Gefahr, sie ist das Schwert und das Schild der freien Völker ꝛc." Traurig genug, wenn der Besitz der modernen Freiheit mit dem Verluste so großer Güter erkauft werden müßte! Oder was gewinnen wir, wenn wir zwar unser tägliches Brot mit dem Bewußtsein, constitutionnell zu sein, genießen können, wenn wir aber einen poetischen Gedanken weder fassen noch aussprechen dürfen, weil er etwas Ausschließliches hat und aus der praktisch mercantilischen Richtung der Zeit, aus ihrem journalistisch raisonnirenden Charakter herausfällt? Hoffen wir, daß unsere Zeit, wenn sie zu jenem energischen Charakter, zu jener Kunstbildung des alten freien Griechenlands durchgedrungen ist, auch ihre Äschylus, Sophokles, Pindar und Aristophanes haben wird. Freilich gehören dazu auch andere Menschen, ein anderer Himmel und andere Götter! Übrigens werden die Poesien des Hrn. Adolf Dumas, ihres gefühlvollen Inhalts, ihrer phantasiereichen Lebhaftigkeit wegen gerühmt, aber ihrer zu dunkeln, unbestimmten und verschwommenen Träumereien wegen getadelt; seine Dichtungen gehören zum größern Theile jenem Genre an, welches die Franzosen das intime nennen. Taillandier ist ein noch sehr junger Dichter, poetisch erregbar, wie ein junger Mensch von zwanzig Jahren zu sein pflegt; seine „Beatrice", ein Gedicht in vier Gesängen, ist ein sehr unvollkommenes Gedicht, von bizarrer Auffassung, nach dem Modell des „Ahasver" von Quinet geformt, aber rein, keusch, edel und christlich. Die Fabeln des Marquis Foudras beweisen eben nur, daß es in Frankreich selbst einem Marquis noch keine Schande bringt, Fabeln zu schreiben, und keinem noch so berühmten politischen Journale Schande, darüber zu sprechen. Unter des Grafen Maricourt's Gedichten sind diejenigen, welche unter dem Einflusse großer häuslicher Leiden entstanden sind, die vorzüglichsten; es athmet eine süße Melancholie, eine tiefe Empfindung darin; aber der Ausdruck ist wenig mannichfaltig und hat nur eine Seite und nur einen Ton, und der Versification mangelt es ein wenig an Anmuth und Eleganz.

---

Die sogenannte librairie d'éducation von L. F. Hivert kündigt eine Menge geschichtlicher und geographischer Werke an, welche von dem fleißigen Victor Boreau oder unter seiner Leitung verfaßt sind, hierunter eine Geschichte von Frankreich, 2 Bde., mit geographischen, synoptischen, synchronistischen Tabellen, von Boreau; eine Geschichte Englands, von Boreau und Lafon; eine neue Geschichte, von Boreau und Duchiron; eine Geschichte Rußlands, von Duchiron; eine Geschichte Polens, von Cynski und Boreau u. s. w. Unter der Presse sind eine Geschichte Italiens, von Boreau und Duchiron; eine Geschichte Deutschlands, von Boreau; ein Werk unter dem Titel: „Littérature, cours méthodique" und ein anderes unter dem Titel: „Siècles littéraires de la France" u. s. w. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 338. —— 3. December 1840.

## Santa=Rosa.

(Beschluß aus Nr. 337.)

Noch mehr charakterisiren folgende beide Stellen die Reinheit und Gediegenheit der Gesinnung und Denkungsweise Santa=Rosa's:

Ich arbeite gegenwärtig — schreibt er an Cousin — an einer Skizze der italienischen Literatur. Indem ich dabei das bewegte Leben Giordano Bruno's, Campanella's und einiger andern Männer desselben Schlags überblicke, habe ich viel an dich gedacht. Aus diesem florentinischen Platonismus ging eine kräftige und edelmüthige Jugend hervor, die das Vaterland gerettet hätte, wenn dies möglich gewesen wäre; wenigstens aber retteten sie ihre Ehre. Wir Italiener des 19. Jahrhunderts dagegen haben nicht einmal diesen traurigen Vortheil. Mein Freund, es gibt Gedanken, die einen Mann sein ganzes Leben über verfolgen; du verstehst mich und wirst mich beklagen. Was für Vorwürfe mache ich mir nicht, und um welchen Preis möchte ich nicht die 30 Tage meiner, durch so viele Irrthümer bezeichneten politischen Laufbahn zurückkaufen .... Bald bin ich 40 Jahr alt; feurig habe ich nach Glück gestrebt; ich war dafür geschaffen, es zu empfinden. Mein bitteres Schicksal hat alles dies durchkreuzt. Doch habe ich noch eine Zukunft: ich besitze Kinder, liebe und achte ihre Mutter; meine Kinder werden mich glücklich oder unglücklich machen. Wenn ich dagegen meinen Leiden unterliegen sollte, so fürchte ich nicht das Leere, das schreckliche Nichts, an das ich weder glauben kann noch will, und dem, wenn es auch durch keine logische Demonstration widerlegbar sein sollte, mein Inneres doch aus freiem Willen wie aus Instinct für immer und ewig widerstrebt. — Wenn ich arbeite, wird mein Geschriebenes immer der Ausdruck meines Gewissens sein und werde ich immer mein Vaterland vor Augen haben, und das Andenken an meine Mutter wird auch eine Gottheit sein, die mir mehr als ein Opfer befiehlt. Dies Gefühl ist eine der Triebfedern meiner innern Existenz. Gut oder böse, es ist. Es ist mir aus diesem mächtigen Grunde unmöglich, ganz und völlig den neuen Sitten und der neuen Zeit anzugehören.

Dann:

Alles verurtheilt mich, ich weiß es; aber wenn ich untergehe, mein Freund, so sind es nicht leichte Wunden, die meinen Tod verursachten. Mein Herz war schon vor dem Zeitpunkte unserer Revolution schmerzlich zerrissen; ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn das italienische Fieber mich nicht ergriffen hätte. Doch kann ich mir das Zeugniß geben, daß ich keinen einzigen Moment Selbstsucht, Furcht oder irgend eine entwürdigende Leidenschaft gekannt habe. Aber ich blieb unter den Verhältnissen. Je mehr sich die Ereignisse von mir entfernen, desto lebhafter erwacht in mir die Erinnerung an meine Fehler. Ich denke noch immer mit Schaudern an das unglückliche Gefecht von Novara, wo das constitutionnelle Heer so schnell in die Flucht geschlagen ward. Dies ist die zweite Wunde, mein Freund, die fortwährend blutet und mir immer eine schmerzliche Trauer verursachen wird.

In diesem Zustande abwechselnder Entmuthigung und Exaltation, wie sie aus dem Elende seiner Lage und der Energie seines Geistes hervorgingen, verlebte Santa=Rosa zwei Jahr in England. In den ersten Monaten 1824 wurden seine Briefe an Cousin immer seltener, kürzer und trauriger. Er kämpfte mit einer täglich zunehmenden Armuth, indem er es für unverantwortlich hielt, von seiner Familie, die selbst in sehr beschränkten Verhältnissen lebte, Unterstützung zu verlangen. Seine Lage ward von der Art, daß es eines außerordentlichen Mittels bedurfte, um sich aus derselben zu reißen. Seine Liebe zur Sache der damals für ihre Freiheit kämpfenden Griechen zeigte ihm den Weg dazu; er setzte sich deshalb mit den in London befindlichen griechischen Agenten in Unterhandlung, die bald so weit gediehen war, daß er mit seinem Freunde Collegno, der derselben Bestimmung folgte, England verließ, gerade um die Zeit, wo das ägyptische Heer in Morea gelandet war. Doch hören wir, was Collegno selbst über diese letzte Phase der Thätigkeit Santa=Rosa's an Cousin berichtet.

Santa=Rosa — erzählt er — verließ London am 1. Nov. und die Küste Englands am 5. Der Hauptbeweggrund, Nottingham zu verlassen, scheint der Zustand gezwungener Nichtigkeit gewesen zu sein, zu welchem er sich gebracht sah. Er schrieb um diese Zeit an einen seiner Freunde: „Quando si ha un animo forte, conviene operare, scrivere, o morire."

Er hatte den in London befindlichen Bevollmächtigten der griechischen Regierung den Antrag gemacht, in Griechenland Kriegsdienste zu nehmen. Er verlangte den Befehl über ein Bataillon. Man antwortete ihm, die griechische Regierung werde sich freuen, ihn auf einen beiweitem wichtigern Posten stellen zu können. Man sprach davon, ihm die Verwaltung des Kriegs= oder des Finanzwesens anzuvertrauen. Santa=Rosa reiste ab, versehen mit offenen französischen und italienischen Briefen, voll von den schmeichelhaftesten Ausdrücken für ihn, und andern versiegelten, die in griechischer Sprache geschrieben waren. Von den drei in London befindlichen griechischen Bevollmächtigten begünstigten nur zwei die Reise Santa=Rosa's; der dritte, Schwager des Präsidenten Konduriotti, schien ihr immer abgeneigt.

Wie dem nun auch sein mag, Santa=Rosa fand bei seiner Ankunft in Nauplia am 10. Dec. 1824 eine kalte Aufnahme von Seiten der executiven Behörde. Nach 14 Tagen fragte er wieder beim General=Secretair der Regierung, Rhodios, an, um zu erfahren, ob man die Briefe der griechischen Bevollmächtigten in London in Rücksicht ziehen und ihm irgend eine

Anstellung ertheilen wollte. Er erhielt die Antwort: Man werde sehen.

Den 2. Jan. 1825 verließ Santa-Rosa Nauplia, nachdem er die Regierung benachrichtigt, er werde ihre Befehle in Athen erwarten, besuchte nun Epidaurus, Aegina, den Tempel des Zeus-Panhellenios, landete den 5. Abends im Piräus und kam den Tag darauf in Athen an, wo er einige Tage der Besichtigung der alten Denkmäler widmete.

Den 14. Jan. unternahm er einen Ausflug in die Umgegend von Athen, um Marathon und das Vorgebirge Sunium zu besuchen. Nach seiner Zurückkunft in Athen befiel ihn ein Wechselfieber, das ihn sehr schwächte und in dem Vorsatze bestärkte, nicht nach Nauplia zurückzukehren, weil das dortige Klima noch ungesunder war als das von Athen und seine Krankheit nur verschlimmert haben würde.

Da der Klephtenhäuptling Odysseus, der in geheimem Einverständniß mit den Türken zu stehen schien, gedroht hatte, sich Athens zu bemächtigen, so trug Santa-Rosa das Seinige dazu bei, um diese Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen. Die in Athen erscheinende Zeitung erzählte von seinem Enthusiasmus und seiner Thätigkeit; aber sein Einfluß hörte mit den Drohungen des Odysseus auf, und so verließ er endlich doch Athen, um sich wieder zu seinen Freunden nach Nauplia zu begeben.

Um diese Zeit ging man damit um, die Belagerung von Patras ins Werk zu setzen. Santa-Rosa, der bis dahin von der Regierung noch immer keine Antwort auf seine Anerbietungen erhalten hatte, drang von neuem darauf, ihn bei dieser Unternehmung zu verwenden. Man erwiderte ihm: sein Name sei zu bekannt und könne die Regierung bei dem heiligen Bunde compromittiren; man bitte ihn daher, wenn er fernerhin in Griechenland zu bleiben gedenke, einen andern Namen anzunehmen. Von einer Anstellung war nicht mehr die Rede. Umsonst stellten ihm seine Freunde vor, daß er die Verbindlichkeiten, die er gegen die Bevollmächtigten der griechischen Regierung in London, gegen seine Freunde, ja gegen sich selbst übernommen haben könnte, mehr als erfüllt habe; daß er zu nichts mehr verpflichtet sei und einer Nation, die seine Dienste nicht offen anzuerkennen wagte, nichts schuldig sein könne. Santa-Rosa verließ unter dem Namen Derossi, als griechischer Soldat gekleidet und bewaffnet, Nauplia am 10. April, traf im Hauptquartier zu Tripolizza ein und folgte mit dem Präsidenten Londari dem Heere, das zur Belagerung von Patras bestimmt war, nun aber Navarin zu Hülfe eilte. Als hier der Fürst Maurokordato eine Recognoscirung unternahm, um sich von der Stellung der Heere und der Lage von Navarin zu unterrichten, verlangte Santa-Rosa ihm folgen zu dürfen, nahm Theil an dem Gefecht vom 19. April gegen die Truppen Ibrahim Paschas und zog am 21. in Navarin ein.

Fortwährend trug er das Portrait seiner Kinder bei sich. Als er am 20. einige Tropfen Wasser zwischen dem Glas und der Malerei bemerkte, öffnete er das Medaillon, um das Wasser zu entfernen, hatte aber das Unglück, mit dieser Manipulation die Hälfte des Gesichts seines Sohnes Theodor zu verwischen. Dieser Unfall machte einen unglücklichen Eindruck auf ihn, indem er darin nichts Anderes als ein unglückweissagendes Anzeichen sah. In diesem Sinne schrieb er Tags darauf an einen Freund in London: „Tu me riderai, ma sento dopo di ciò ch'io non devo più rivedere i miei figli."

In Navarin zurückgeblieben, verbrachte er, da die Schwäche der Besatzung die Offensive zu nehmen nicht erlaubte, 14 Tage mit Lesen und Meditiren in Erwartung eines entscheidenden Ereignisses. Seine letzte Lecture waren Shakspeare, Davazanti und die Tyrtäischen Gesänge seines Freundes Provana.

Unterdessen hatte sich das griechische Heer, das Navarin entsetzen sollte, zerstreut und die griechische Flotte hatte die Landung der Türken in Modon nicht hindern können. Die Belagerung, die die letzten Tage des April schläfriger zu werden schien, wurde wieder mit großem Eifer betrieben, bald war eine Bresche offen und praktikabel und hatte sich der Feind 100 Schritt von der Mauer festgesetzt. Die beiden Flotten schlugen sich täglich vor dem Hafen, den noch ein griechisches Geschwader inne hatte. Als nun der Wind am 7. Mai Abends die griechischen Schiffe nach Norden trieb, fürchtete man, die Türken möchten sich der Insel Sphakteria, die den Hafen deckt, zu bemächtigen suchen. Dieselbe war von 1000 Mann und 15 Geschützen vertheidigt. Zur Verstärkung sandte man noch 100 Mann, worunter Santa-Rosa. Am 8. früh um 9 Uhr schrieb dieser noch an Collegno: „Uno sbarco non mi pare impraticabile sul punto alla difesa del quale io mi trovo." Zwei Stunden später ward die Insel auch wirklich angegriffen und schon Mittags befanden sich die Türken im ruhigen Besitz derselben.

Von den 11—1200 Mann, die sich auf der Insel befanden, retteten sich einige an Bord der Schiffe des im Hafen befindlichen griechischen Geschwaders, das im Augenblick des Angriffs die Ankertaue zerhieb und mitten durch die türkische Flotte hindurch das Weite gewann. Zweien gelang es, schwimmend von der Insel nach der Festung Navarin zu kommen. Nach ihrer Aussage hatte der größte Theil der Besatzung eine Fuhrt nördlich von der Insel durchwatet und sich in das Alte Castell (Paläo-Castro) geworfen. Dieser Haufen Ruinen wurde von den Türken am 10. Mai genommen. Über das Schicksal der Griechen, die sich hineingeworfen, drang keine Kunde nach Navarin.

Navarin war nahe daran, kein Trinkwasser mehr zu haben; seit längerer Zeit schon erhielt der Mann täglich nur zwei Gläser. Auch der Kriegsbedarf war erschöpft. Ibrahim Pascha ließ daher eine Capitulation antragen und verlangte, daß man Parlamentaire schicke. Mit diesen verließ Collegno die Festung am 16. Mai, um etwas Genaueres über das Schicksal seines Freundes, das er nur zu sehr ahnte, zu erfahren. Das Resultat seiner Nachforschungen war, daß Santa-Rosa, der sich weder unter Denen befand, welche von der Insel Sphakteria nach Paläo-Castro geflüchtet waren und sich daselbst ergeben hatten, noch auch an Bord der griechischen Fahrzeuge, die damals sich im Hafen befanden, sich gerettet hatte, ohne Zweifel bei der Vertheidigung von Sphakteria geblieben sei; eine Annahme, die durch die Aussage eines ägyptischen Soldaten vom Regimente des bekannten französischen Renegaten Soliman-Bei (Oberst Selves) bestätigt wurde, welcher erklärte, unter den Todten auf Sphakteria den Mann gesehen zu haben, dessen Signalement von Collegno an Soliman-Bei mitgetheilt worden war, und auf welches gestützt, der Letztere hatte Nachforschungen anstellen lassen.

Auf eine spätere Anfrage Cousin's an Collegno, ob er nicht noch Einzelnheiten aus Santa-Rosa's letzter Lebenszeit wisse, theilte dieser nachträglich noch Folgendes mit:

Am 4. Dec. 1824 erblickten wir zuerst die Gebirge des Peloponneses. Von sechs Passagieren, die an Bord der Little Sally waren, fühlten fünf die am Ende einer langen Seereise so natürliche Freude, drei besonders konnten es nicht erwarten, den geheiligten Boden zu berühren. Santa-Rosa allein, auf eine Kanone gestützt, betrachtete mit trübem Auge das Land, das von Augenblick zu Augenblick deutlicher hervortrat. Am Abend desselben Tages sagte er zu Collegno: „Ich weiß nicht, warum ich es bedauere, daß die Reise schon zu Ende ist; Griechenland wird dem Bilde, das ich mir davon mache, nicht entsprechen; wer weiß, wie wir empfangen werden und welches Schicksal uns daselbst erwartet."

Am 31. Dec. befand sich Santa-Rosa bei dem Justizminister, dem Grafen Theotoki. Man sprach von der Kälte, mit der die Ausländer, für welche doch die griechischen Bevollmächtigten in London bürgten und die nur verwendet zu werden wünschten, von der griechischen Regierung empfangen würden. „Was wollen Sie?" erwiderte hierauf der Graf-Theotoki; „nicht Mannschaft, nicht Waffen und Munition, sondern Geld vor Allem bedürfen wir." Den Tag darauf äußerte ein junger Schotte, Namens Mason, der in freundschaftlichen Verhältnissen

zu Santa-Rosa stand, gegen diesen, daß ein Grieche, Freund des Grafen Theotoki, ihm gerathen habe, weder mit Santa-Rosa noch Collegno umzugehen, da sie der Regierung verdächtig seien. Santa-Rosa verließ Nauplia den Tag darauf.

Bei unserer Abreise von Epidaurus am 3. Jan. bat uns ein ehrwürdiger, aber nur mit Lumpen bedeckter griechischer Priester um Erlaubniß, auf der von uns gemietheten Barke mit nach Ägina überschiffen zu dürfen. Auf unser Befragen erzählte er, daß er Thessalien, sein Geburtsland, verlassen habe, um den Verfolgungen der Türken zu entgehen. Seine Frau und fünf Kinder hatten sich auf eine der Inseln des Archipelagus geflüchtet und besaßen keine andern Mittel zu ihrem Unterhalt als die Almosen, die ihr Vater durch Vorweisen von Reliquien auf seinen Streifereien von den Gläubigen erbettelte. Die Ähnlichkeit der Lage, die im Elend schmachtende Frau mit ihren fünf Kindern bewegten Santa-Rosa tief. Er gab dem Papas alles Geld, was er bei sich hatte.

Schon Anfang März schien Santa-Rosa ganz von dem Gedanken abgekommen zu sein, sich mit seiner Familie in Griechenland niederzulassen. Dessenungeachtet wollte er es nicht verlassen, ohne wenigstens die Feinde gesehen zu haben. Um diese Zeit kam ein Abgesandter des Comités der londoner Philhellenen, Hr. Whitecombe, in Nauplia an, um Seiten des Comités Beschwerde über die beiden zu London befindlichen griechischen Bevollmächtigten Luriotti und Orlando zu führen, weil sie das Schicksal Griechenlands dadurch bloßstellten, daß sie Leute, die durch ihre fortwährende Opposition gegen den heiligen Bund bekannt seien, dahin sendeten. Dieser Ankunft verdankte es Santa-Rosa wahrscheinlich, daß er nur als gemeiner Soldat den Feldzug mitmachen konnte.

Am 16. Mai, als Collegno dem Unterbefehlshaber Ibrahim Paschas zu Modon sagte, daß Santa-Rosa beim Angriff der Ägypter auf Sphakteria auf dieser Insel gewesen sei, und Soliman-Bei darauf antwortete, daß sich Santa-Rosa nicht unter den Gefangenen befinde, näherte sich ein greiser Türke, mit langem silbergrauen Bart, Collegno und sagte diesem auf Französisch: „Wie, Santa-Rosa war auf der Insel Sphakteria und ich habe es nicht gewußt, um ihm das Leben zum zweiten Male retten zu können?" Dieser scheinbare Türke war ein Pole, Namens Schultz, der früher als Oberst in französischen Diensten gestanden, dann in Neapel, darauf im März 1821 in Piemont, später in Spanien unter den Cortes und endlich in Ägypten Kriegsdienste genommen hatte. Bei seiner Anwesenheit in den sardinischen Staaten war er gerade in dem Augenblick in Savona angekommen, wo die königlichen Carabiniers Santa-Rosa verhaftet hatten. An der Spitze von dreißig und einigen Studenten hatte er bei dieser Gelegenheit Santa-Rosa wieder aus dem Gefängnisse, das hieß, unter den damaligen Umständen, von dem Schafot befreit — und vier Jahre darauf leitete er mit den Angriff, bei welchem Santa-Rosa blieb.

Dies ist Alles, was Cousin über die letzten Augenblicke Santa-Rosa's in Erfahrung zu bringen gewußt hat; Schritte, die er bei dem Fürsten Maurokordato that, um seinem verstorbenen Freunde ein Grabmal auf Sphakteria auf seine Kosten errichten zu dürfen, blieben fruchtlos, denn auch nach dessen Tode noch zeigte sich die griechische Regierung abgeneigt gegen ihn, wohingegen alle Griechen, die Theil an dem Feldzuge von 1825 genommen, nur mit der größten Bewunderung von ihm sprachen. Endlich, bei der Anwesenheit des französischen Corps unter dem Marschall Maison im Peloponnes, gelang es Cousin, durch die Hand des Obersten Fabvier, den die französischen Soldaten sowie das Volk treulich darin mithalfen, dem unglücklichen Santa-Rosa auf der Stelle, auf der er gefallen sein soll, beim Eingang einer auf der Insel befindlichen Höhle, ein Denkmal errichten zu lassen mit der Inschrift: „Au comte Sanctorre de Santa-Rosa, tué le 9 Mai 1825." **43.**

---

Die Universität in Athen und die dortigen wissenschaftlichen und Kunstanstalten.

Detaillirte Nachrichten über Literatur und was damit zusammenhängt, besonders aber über wissenschaftliches Leben, kommen uns aus Griechenland leider nur höchst spärlich und langsam zu; wir müssen uns begnügen, der Zeit, die oft um mehre Jahre voraus ist, langsamen Schritts nachzurücken. Indeß ist das in gewisser Hinsicht gerade kein Nachtheil. Eine um so sicherere Grundlage der Betrachtung gewährt dann Das, was nun schon einer längern Vergangenheit mit bestimmten Resultaten angehört, obgleich es vor unsern Blicken selbst nur als Gegenwart erscheint; aus ihr hat sich schon wieder eine andere bessere Gegenwart, die wir nur noch hoffend ahnen, bereits entwickelt; auch diese werden wir sehen und ihr wird dann später eine reichere Zukunft ebenfalls erblühen. Zu diesen Bemerkungen veranlaßt uns Dasjenige, was wir in einer ganz neuerlich erschienenen Reise durch Griechenland (Dr. E. Zachariä's „Reise in den Orient in den Jahren 1837 und 1838", Heidelberg 1840) aus dem J. 1838 über die Otto-Universität in Athen u. s. w. lesen. Wir können uns nicht enthalten, diese Bemerkungen des genannten Reisenden hier zusammenzustellen und einiges hierher Gehörige anderswoher beizufügen.

Die öffentlichen Vorlesungen an der Universität in Athen wurden im J. 1838 vorläufig noch in einem am nördlichen Abhange der Akropolis befindlichen Gebäude gehalten. Die Zahl der Studirenden war damals noch gering; zum Theil waren es Männer, denen im bürgerlichen Leben bereits eine bestimmte Beschäftigung zugewiesen war und die nur wenige Stunden des Tags auf ihre weitere Ausbildung verwenden konnten, wie denn auch (was freilich anderswo ebenfalls vorkommt) die Professoren nicht ausschließlich mit dem Lehrfache beschäftigt waren. Das Verzeichniß der im Sommerhalbjahre 1838 zu haltenden Vorlesungen, welches in Auftrag des Rectors und des Senats von dem Dekan der theologischen Facultät mit einer neugriechischen Abhandlung über Joannes Damascenus und seine Schriften eingeleitet worden war, zählte 29 Lehrer auf und kündigte 36 Vorlesungen an. Es waren folgende: I. Theologische Facultät. 1) M. Apostolidis, Dekan und ordentlicher Professor der Theologie: Dogmatik. 2) K. Kontogonis, außerordentlicher Professor der Theologie: Kirchengeschichte, Erklärung des ersten Briefs an den Timotheus, hebräische Grammatik. II. Juristische Facultät. 1) G. A. Rhallis, Dekan und ordentlicher Professor des Handelsrechts: Handelsrecht. 2) E. Herzog, außerordentlicher Professor des römischen Rechts: Römisches Recht und Erklärung der Fragmente Ulpian's. 3) G. A. Maurokordatos, außerordentlicher Professor des französischen Civilrechts: Französisches Civilrecht. 4) S. Pillikas, Professor des Strafrechts: Griechisches Strafrecht. 5) J. Sutsos, Professor der politischen Ökonomie: Politische Ökonomie. 6) A. F. Feder, Professor des Civilprocesses: Civilproceß. III. Medicinische Facultät. 1) A. J. Levkias, Dekan und ordentlicher Professor der Geschichte der Medicin und der allgemeinen Pathologie: Geschichte der Medicin. 2) J. Wuros, ordentlicher Professor der speciellen Pathologie, Therapie und Klinik: Specielle Nosologie. 3) N. Kostis, ordentlicher Professor der Geburtshülfe und Arzneimittellehre: Materia medica. 4) N. Lewadievs, Prof. der Diätetik: Gesundheitslehre. 5) D. Maurokordatos, ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie*): Physiologie, Osteologie und Syndesmologie. 6) J. Olympios, ordentlicher Professor der Chirurgie: Chirurgie. 7) A. Pallis, Professor der gerichtlichen Heilkunde: Medicina forensis und Gesundheitspolicei. 8) Treiber, Professor der chir-

*) Derselbe ist seitdem gestorben.

urgischen Klinik: Ophthalmie, und über Vergiftungen. IV. **Philosophische Facultät.** 1) N. Wamwas, Dekan und ordentlicher Professor der Philosophie: Ethik. 2) K. Wuris, ordentlicher Professor der Mathematik und Physik: Physik. 3) G. Gennadios, ordentlicher Professor der griechischen Philologie: Encyklopädie der philologischen Wissenschaften. 4) Domnandos, ordentlicher Professor der Naturgeschichte: Anfangsgründe der Naturgeschichte. 5) X. Landerer, ordentlicher Professor der Chemie: Experimentalchemie. 6) K. Negris, ordentlicher Professor der Mathematik: Geometrie. 7) H. N. Ulrichs, ordentlicher Professor der lateinischen Philologie: Geschichte der römischen Philologie. Cicero de natura deorum. Catullus und Tibullus. 8) L. Roß, ordentlicher Professor der Archäologie (fehlt). 9) K. D. Schinas, ordentlicher Professor der Geschichte: Griechische Alterthümer. 10) N. Fraas, außerordentlicher Professor der Botanik: Flora von Griechenland. Excursionen. V. **Privatdocenten.** 1) J. Wenthylos: Erklärung der Antigone des Sophokles, Auswahl griechischer Dichter, Metrik. 2) S. Wilke: Livius. 3) K. Tissavas: Philosophische Einleitung in das Studium der griechischen Sprache.

Die öffentliche Universitätsbibliothek, die 1838 erst im Entstehen begriffen war und zu deren Erweiterung die Mittel nur sparsam flossen, war damals ebenfalls vorläufig in einer alten Kirche aufgestellt; das Meiste war zu jener Zeit nicht durch Kauf, sondern durch Schenkung in dieselbe gekommen.*) An Handschriften besaß sie deren 30, aus dem 11.—17. Jahrhundert, welche sie aus zwei Klöstern auf Andros und Salamis von den dasigen Mönchen als Geschenk erhalten hatte; indeß sind dieselben ohne großen Werth. Von andern Anstalten wissenschaftlicher Art erwähnt Zachariä ein Mineraliencabinet (in der Gewerbschule), das jedoch nur die Mineralien enthielt, die aus dem griechischen Festlande, im Peloponnese und auf den Inseln in Auftrag der Regierung gesammelt worden waren, und das damals erst vor kurzem angelegte zoologische Cabinet, welches eine ziemlich vollständige Sammlung der Fische in den griechischen Gewässern enthielt. Schubert erwähnt in seiner „Reise durch das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837" (Bd. 3, S. 501), bei Gelegenheit einer von ihm besuchten Sitzung des naturhistorischen Vereins in Athen, eine naturgeschichtliche Sammlung, die zwar erst im Entstehen war (Schubert befand sich im Sommer 1837 in Athen), aber doch bereits einen Schatz enthielt, von welchem derselbe meint, daß er bald die Aufmerksamkeit aller Naturforscher in Europa auf sich ziehen werde, nämlich die fossilen Überreste von Landthieren, die sich in einer ganz in der Nähe von Athen vorkommenden Knochenbreccie fänden. Unter diesen Überresten, meint Schubert, seien manche, welche bisher unbekannten Thierarten der Vorwelt angehörten. Ebenso gedenkt derselbe des westwärts von Athen gelegenen, vor einigen Jahren von Dr. Fraas angelegten botanischen Gartens. Von Kunstanstalten in Athen erwähnt Dr. Zachariä die Sammlung der bei der Reinigung der Akropolis aufgefundenen Bruchstücke alter Kunstwerke, die damals theils in alten Kasematten, theils in der kleinen Moschee des Parthenon, theils in einem besondern neuerbauten Hause auf der Akropolis sich befand. Indeß bemerkt er, daß diese Sammlungen zur Zeit nur wenige an und für sich vorzügliche Stücke, wol aber manche kleinere Bruchstücke enthalten hätten, welche über die Kunst der Griechen neue Aufschlüsse zu geben vermöchten. Besonders interessant seien die zahlreichen Fragmente von Bildwerken, an denen sich deutliche Spuren alter Bemalung erkennen ließen. Eine andere Kunstsammlung fand der genannte Reisende in dem sogenannten Theseustempel (von dem jedoch Prof. Roß in einer eigenen Schrift behauptet, daß er vielmehr ein Tempel des Ares sei), wo derselbe unter Anderm mehre Modelle und noch nicht vollendete Marmorstatuen sah, die man in einer auf Delos entdeckten Künstlerwerkstätte gefunden hatte und welche über das Technische der alten Bildhauerkunst interessante Aufschlüsse gäben. Er meint darnach, daß die alten Künstler ihre Modelle nur in ganz kleinen Dimensionen aus Thon gebildet und dann ohne Weiteres den Marmorblock mit dem Meißel aus freier Hand bearbeitet zu haben schienen. Endlich erwähnen wir hier noch der in Athen seit mehren Jahren bestehenden archäologischen Gesellschaft, welche wenigstens früher auch eine Ἐφημερὶς ἀρχαιολογικὴ herausgab.

So viel oder so wenig nach den Mittheilungen der Genannten und Anderer über die oben angedeuteten Gegenstände. Muß man nun aber nicht, auch nach diesem Wenigen, dem erwähnten v. Schubert Recht geben, wenn er a. a. O. S. 502 sagt, daß „Athen durch seine Ausgrabungen nach zwei Seiten hin einen Zutritt zur Erkenntniß der inhaltreichen Geschichte seines Landes öffne, und daß, während der Freund der Kunst eine Welt, die für ihn auf immer untergegangen schien, aus ihrem Grabe auferstehen sehe, dem Freunde der Natur auf demselben classischen Boden eine Vorzeit der Lebendigen entgegentrete, deren Kunde noch niemals zu seinen Ohren gekommen sei!?"

17.

*) Dies ist wol auch seitdem der Fall gewesen. Aus neuester Zeit haben wir übrigens bei dieser Gelegenheit der werthvollen Geschenke für die Universitätsbibliothek in Athen zu gedenken, welche für sie die Buchhändler Karl Tauchnitz, Gebrüder Brockhaus, Barth, Franz Köhler und Hahn in Leipzig und Hanover gemacht haben.

---

## Miscellen.

Philibert de Lorme, ein geschickter Baumeister, der zu Paris den Palast der Tuilerien aufgeführt, verstand kein Latein. Dem Dichter Ronsard, welcher eine Satire auf ihn unter dem Titel „La truelle crossée" verfertigt hatte, ließ er deshalb, als Ronsard im Garten der Tuilerien spazieren gehen wollte, die Thür vor der Nase verschließen. Ronsard, welcher das Glück, das de Lorme am Hofe gemacht, immer mit neidischen Augen betrachtet hatte, schrieb hierauf an die verschlossene Thür: Fort. reverent. habe. Darüber beschwerte sich de Lorme, in der Meinung, daß hierin eine Beschimpfung liege, bei der Königin Katharina von Medicis, welche deshalb Ronsard zur Verantwortung zog, der sich aber damit entschuldigte, daß jene Worte aus dem Ausonius (Epigramm. VIII, 7) entlehnt seien und keine andere Bedeutung hätten, als die: Fortunam reverenter habe.

---

König Heinrich IV. von Frankreich suchte seinen Übertritt zum Katholicismus damit zu beschönigen, daß er sagte, die Urkunde, in der er der protestantischen Lehre entsagt und welche er nach Rom gesendet habe, sei nicht von ihm selbst, sondern von einem Andern, der seine Handschrift nachgemacht habe, unterzeichnet worden. Der Gouverneur von Saumur, Philipp Mornäus du Plessis, ein eifriger Protestant, bemerkte dem König mit freimüthiger Offenheit: „Sire, die Urkunde ist mit Ihrer Bewilligung und auf Ihren Befehl dem Papste vorgelegt worden als eine von Ihnen selbst ausgefertigte; es ist auch Ihr Wille, daß solche dafür gelte, weil sie sonst von keiner Wirkung wäre. Wenn Sie daher auch ihr Gewissen etwa mit einer Spitzfindigkeit beschwichtigen zu können sich schmeicheln wollen, so glauben Sie nur nicht, daß Gott durch solche Sophistereien sich täuschen lasse."

---

Franz Graverol, ein Advocat zu Nimes, gab (1679) eine Erklärung einer alten Inschrift heraus unter dem Titel „Miles missitius". Johann Friedrich Guib, Professor der Philologie zu Orange (gest. 1681), ein aufgeweckter Kopf, ließ hierauf eine Lobrede auf das Schwein drucken, welche er Graverol dedicirte und die den Titel hatte: „In alimentum militis missitii D. Franc. Graverolii Frederici Guibbei porcus."

25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 339. — 4. December 1840.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1841. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Ref. kann nicht umhin, wie er bei den Anzeigen einiger der frühern Jahrgänge dieses Taschenbuches, die von ihm ausgingen, gethan, auch diesmal wieder zu thun und die im vorliegenden Jahrgange enthaltenen Aufsätze nicht nach ihrer Reihe im Buche, sondern nach der Reihe des allgemeinern Interesses, was sich an sie knüpft, zu besprechen. Da ergibt sich sofort eine Rangordnung, die von hinten beginnt, denn daß der Aufsatz: „Gutenberg und seine Mitbewerber, oder die Briefdrucker und die Buchdrucker", von J. D. F. Sotzmann, die lebhafteste Theilnahme erregen wird, ist Ref. ebenso überzeugt, als er dem Verfasser desselben für die klare, lichtvolle Auseinandersetzung seinerseits herzlichen Dank weiß. Unser Jubiläumsjahr hat uns mit Monographien zur Geschichte der Buchdruckerkunst überschüttet; auch einige sehr dankenswerthe umfassende Arbeiten sind erschienen; aber dem Laien in dieser Art Forschungen, der doch im allgemeinen Umrisse und so weit Jemand, ohne das Technische des Geschäftes näher zu kennen, eine Einsicht haben konnte, diese zu haben wünschte, wurde über der Menge dieser Schriften und Abhandlungen und kleinern Artikel, die sich alle noch durch das mehr oder weniger breite Besprechen des Gegenstandes in allen Kreisen eine Zeit lang zu einer Art die Unterhaltung einschließender Mauer verquickten, angst und bange. Man sehnte sich nach einer Übersicht, nach einer Zurechtlegung und Zurechtweisung des Einzelnen. Den Eindruck aber dankenswerther Erfüllung dieses Wunsches macht durchaus die vorliegende Abhandlung. Sie vermenschlicht die ganze Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst, wie man in neuester Zeit auch die Entdeckung Amerikas vermenschlicht hat; denn ein Unmenschliches erscheint eine Erfindung, so lange sie betrachtet wird als ein spukhafter Zufall, oder als ein bloßer genialer Griff, oder als ein Erzeugniß reinen Eigensinns — als etwas Unmenschliches erscheint es, wenn man einer so gemachten Erfindung dann eine Umkehr im Leben der Völker, in der Weltgeschichte zuschreiben soll. Eine Erfindung, die der Mensch ohne Grauen betrachten soll, muß sich selbst darstellen als eine naturgemäße Entwickelung fortschreitender Kenntniß und Fertigkeit, und als getragen zugleich durch ein gleichmäßig daneben sich weiter und weiter ausdehnendes Bedürfniß. Man findet auch sofort den Unterschied der historischen Wirkung der einen Art Erfindung von dem der andern. Die Normänner haben nicht etwa blos Grönland, sondern, wie nun erwiesen ist, die ganze Ostküste Nordamerikas mehre Jahrhunderte vor Columbus entdeckt und befahren und die Entdeckung hat weltgeschichtlich nicht die mindeste Folge gehabt. Als aber sich im Laufe des 15. Jahrhunderts die Frage nach den Theilen der Erde, welche zwischen Europa und Ostindien liegen, zu einem Problem ausbildete, auf dessen Lösung eine Menge Interessen, geistige wie materielle, hinarbeiteten — ward die Entdeckung Amerikas abermals eingeleitet durch eine Reihe dazu führender Wahrnehmungen und Unternehmungen, und ward nun welthistorisch getragen als ein Fund, dessen die Entwickelung der Welt bedurft, den sie verlangt hatte. Wäre die Buchdruckerei durch irgend einen Zufall einmal im 11. Jahrhundert in Norwegen oder Island entdeckt worden, sie würde ein ähnliches Schicksal unbedeutendster Wirkung gehabt haben wie die erste Entdeckung Amerikas. Als aber die ganze Weltentwickelung darauf gespannt war, zahlreichere, wohlfeilere Lehr- und Mittheilungsmittel zu haben, erhielt auch eine Erfindung, die dieser Sehnsucht entgegenkam, eine welthistorische Bedeutung. Nicht der Zufall ists, der die Phasen der Weltgeschichte bestimmt und schafft, sondern die folgerechte Entwickelung des menschlichen Geistes weist den Dingen, die sich in der Form des Zufalls ereignen, erst eine höhere oder niedere Bedeutung an. Die Erfindung der Buchdruckerkunst erscheint nun aber selbst nicht einmal als in irgend einer Stufe ihres Entstehens ein Zufall, sondern wirkliche sociale Bedürfnisse rufen den Briefdruck hervor und erweitern ihn; Spielkarten, Bilder aus der heiligen Geschichte mit ein paar Zeilen Text; endlich kleine Schulbücher, die großer und wohlfeiler Vervielfältigung bedürfen, werden von geschnittenen Tafeln abgedruckt. Folgerecht kommen die Briefdrucker darauf, einzelne Stücke ihrer Arbeit, endlich größere Stücke mit beweglichen Lettern zu drucken. Inzwischen ist durch Das, was er von diesen fortschreitenden Arbeiten der Briefdrucker in Ober- und Niederdeutschland erkundet hat, ein mainzer Patrizier ebenso folgerecht auf denselben Gedanken geführt worden, dessen Ausführung gleichzeitig die Briefdrucker in handwerksmä-

sigen Grenzen versuchen, auf den Gedanken der Möglichkeit des Druckes größerer Schriften mit beweglichen Lettern, und seine großartigere Weise, die Sache anzusehen, seine Verbindung mit andern Gewerben, namentlich mit Goldschmieden, endlich vor Allem auch sein gänzliches Absehen von Dem, was bei den Briefdruckern zeither die Hauptsache gewesen, von den geschnittenen Holztafeln, führen ihn, nach anfänglichen, denen der Briefdrucker an Unvollkommenheit ähnlichen Versuchen in Strasburg, dazu den Letternguß zu vervollkommnen und namentlich das Letterngut zu erfinden, dadurch den Satz kleinerer Lettern möglich und so die Erfindung der Buchdruckerkunst erst zu der welthistorisch wichtigen zu machen, die sie geworden ist. Man sieht so einerseits, wie man Koster in Harlem und Pfister in Bamberg die Ehre einer gleichzeitigen Erfindung des Druckes mit beweglichen Lettern lassen und dennoch dem mainzer Patrizier die Ehre der welthistorisch wichtigen Seite des Buchdruckes in ähnlicher Weise allein vindiciren kann wie Columbus allein die Ehre der welthistorisch wichtigen Auffindung Amerikas trotz der Jahrhunderte frühern Entdeckung dieses Welttheils durch die Normänner; andererseits ist deutlich, wie in der ganzen Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst nirgend ein Sprung ist, und daß, wenn auch dies einzelne Individuum von mainzer Patrizier nicht gewesen wäre, doch die Geschichte denselben Gang genommen und die Erfindung der Buchdruckerkunst in den nächsten 50 Jahren an zehn andern Orten hervorgerufen hätte, wenn sie durch Gutenberg auch nicht zu ersprießlichem Stande gebracht worden wäre. Auch ohne Gutenberg wäre die Reformation gekommen, auch ohne Gutenberg die Censur — und wir sind bei dieser ganzen Geschichte den Zufall los. Aber nicht blos eine schöne, klare Übersicht gewährt die Abhandlung über den Stand dieser Forschungen, sondern sie greift auch gestaltend, kritisch gestaltend in diese ein und weiß zu manchem Räthsel die Lösung, was zeither noch vorlag, so lange diese Forschungen sich zum Theil im Dienste kleiner Eitelkeiten und vorgefaßter Meinungen fortbewegten.

Einen ähnlichen Eindruck übersichtlicher Orientirung würde die erste Abhandlung des vorliegenden Jahrganges: „Die Vitalienbrüder", von Johannes Voigt, machen, wenn nicht der Gegenstand zu sehr widerstrebte. Dieses deutsche Seeräuberwesen in der Ost- und Nordsee ist aber nur eine Schling- und Schmarozerpflanze, die sich um den Stamm anderer politischer Erscheinungen, theils stämmiger Verhältnisse, wie die der nordischen Reiche und des deutschen Ordens, theils schwankenderer, getheilterer, gewissermaßen politischen Buschwerkes, wie die der Hansestädte und der friesischen Häuptlinge, herumringelt und rankt. Zeichnet man nun die Schlingpflanze, ohne jene Stämme und Büsche anders als mit wenigen Strichen anzudeuten, so schwebt das Gezeichnete halb in der Luft, verwirrt den Blick mehr und bleibt im Gedächtniß doch nur in den großen Partien des Geschlinges zurück. Wenigstens Referent ist es so gegangen, sich am Ende der Lecture weniger im Zustande orientirter Einsicht als zersplitterter Aufmerksamkeit zu finden; zumal da, was gewiß mehr an der Natur des auffindbaren Materials als an dem Willen des ausgezeichneten Verfassers lag, die Färbung der ausgezeichneten Partien nur eine schwache ist. Fänden sich mehre, recht anschauliche Sittenzüge, die den moralischen, socialen Charakter der Vitalienbrüder scharf abbildeten, die einzelnen hervorragenden Führer charakterisirten, so würde Alles eine lebendigere Physiognomie gewinnen, während jetzt das Einzelne wie ein Blattricht von bald größerm, bald kleinerm Epheulaub erscheint, im Wesentlichen auf allen Seiten von gleicher Zeichnung und Färbung. Für eine Stelle dieser Abhandlung ist Ref. im Stande, eine kleine, freilich sehr unwesentliche Verbesserung zu geben. S. 104 wird nämlich Wiarda getadelt, daß er in einem frisischen Verse gelesen habe: Dronk dees hensa in een flensa, und dafür wird gelesen: Dronk dees heusa in een fleusa — allein in diesem Falle hat Wiarda Recht. Die frisische Mundart zeichnet sich nämlich dadurch unter allen deutschen aus, daß sie die Gutturalen in Sibilanten auflöst, und so sagt sie für hängen da, wo das Wort schwach flectirt, nicht blos hingia, sondern auch hinzia; gehangen heißt huinsen; daraus erklärt sich, daß im Mittelniederländischen, was so viel frisische Einflüsse erhalten hat, der Henkel henze heißt. Hans, hens bedeutet also frisisch einen Henkelkrug, und hansbeeker noch heutzutage im Holländischen einen großen Henkelbecher; flensa aber weist ganz analog auf das deutsche flink hin; der Vers ist also in Wiarda'scher Lesung beizubehalten und zu übersetzen: „trank diesen Henkelkrug in einem Nu" — heusa hingegen und fleusa sind gar keine frisischen Worte.

Was den Aufsatz: „Italienische Diplomaten und diplomatische Verhältnisse 1260—1550", von Alfred Reumont, betrifft, so enthält er viel dankenswerthe Anregungen und Belehrungen; allein, daß er schwerlich einen anziehenden Eindruck auf viele Leser machen wird, hat seinen Grund in dem Misverhältnisse des Stoffes und des zugestandenen Umfanges der Abhandlung. Der Stoff ist so umfangreich, daß er offenbar leiden muß, wenn er in den Raum einer kurzen Abhandlung eingezwängt wird, die, ohne sich bei irgend einem Gegenstande mit Behagen aufhalten zu können, Namen häufen und alle Verhältnisse nur anrühren darf. Es ist, wie wenn ein tüchtig herangewachsener Junge in einem zu engen und zu kurzen, verwachsenen Rocke steckt; man fühlt, was es für ein prächtiger Kerl sein müßte, wenn er das passende Kleid anhätte; aber in der Zwangsjacke, die er anhat, ist man froh bei der Vorstellung, daß man mit ihm fertig ist. Da ist denn der Aufsatz: „Über die Epochen der Geschichtschreibung und ihr Verhältniß zur Poesie", von J. W. Löbell, das gerade Gegentheil. Freilich ist hier das Thema ganz in der Hand des Verfassers; man kann es zum Buche ausdehnen; man kann es auch, ohne daß Überladung nothwendig wäre, in kleinerm Umriß halten; es bleibt unter allen Umständen verständig und behaglich, und somit durchaus im schriftstellerischen Charakter des Verfassers — und damit uns zu der Gradation der Behag-

lichkeit auch der Grundton der letztern nicht fehlen möchte, hat Hr. v. **Raumer** unter der Überschrift: „Randglossen eines Laien zum Euripides", eine Sammlung von Aufzeichnungen hinzugegeben, welche kaum den Namen einer Abhandlung verdienen dürfte. 40.

## Ansichten eines Engländers über Goethe's „Faust" und die englischen Übersetzungen des „Faust".

Das „Foreign quarterly review" brachte in einem seiner letzten Hefte einen Aufsatz über Goethe's „Faust", wie zugleich über neun verschiedene englische Übersetzungen des großen deutschen Gedichts, welches jetzt durch die gesammte civilisirte Welt „fashion" ist. Die hier zu Grunde liegenden Übersetzungen sind die von John Hills (1840); die von Robert Talbot (zweite Ausgabe, 1839); die von John Anster, zugleich mit der „Braut von Korinth" (1838); die von Hayward (dritte Ausgabe, 1838) in Prosa; die von Blackie (1834); die von Syme (1834); die von Birch (1839); endlich eine Übersetzung des zweiten Theils, von L. J. Bernays (1839), und eine Übersetzung desselben Theils, die 1838 erschien. Die größere Anzahl ist mit Noten versehen, bei der von Talbot ist der deutsche Text gegenüber gedruckt. Der Reviewer zieht Anster's Übersetzung, was die poetische Kraft und die Diction betrifft, allen übrigen vor. Ihm, sagt er, sei die Pflicht aufzuerlegen, auch den zweiten Theil des „Faust" zu übersetzen, mit demselben Vorrath von Phantasie und derselben wahrhaft poetischen Empfindung; die Freiheiten, die er sich zu gestatten pflege, um seiner Übersetzung den Anstrich eines Originals zu ertheilen, wie z. B. Hinzufügung von Phrasen, Bildern u. s. w., werde man ihm gern vergeben. Man würde dann den vollständigen Goethe'schen „Faust" in einem durchaus englischen und durchaus poetischen Style besitzen; mit einem Worte, der „Faustus, a dramatic mystery, by Dr. *Anster*" würde alsdann als ein wahrhaft englisches Dichtwerk dastehen. Er führt sogar eine Stelle aus dem „Faust" an, die er ruhmwürdig, aber noch ruhmwürdiger in der Übersetzung als im Originale nennt. Es ist die Stelle, die der Dichter im „Vorspiele" spricht, mit dem Anfange: „Geh hin und such dir einen andern Knecht." Aber der Übersetzer braucht hier 40 Zeilen, um die 24 Verszeilen des Originals wiederzugeben. Um zu beweisen, wie umständlich der Übersetzer paraphrasirt, führen wir folgende Worte im Texte und in der Übersetzung an:

Goethe:

Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrüßlich durch einander klingt;
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlägt?

Anster:

Then nature, like a tired and stupid sloven,
Twists with dull fingers the coarse threads of life,
When all things, that, together interwoven,
In happy concord still agreeing,
Should join to form the web of being,
Are tangled in inextricable strife;
Who then can cheer life's drear monotony,
Bestow upon the dead new animation,
Restore the dissonant to harmony,
And bid the jarring individual be
A chord, that, in the general consecration,
Bears part with all in musical relation?

Wo ist in der englischen Übertragung dieser Stelle noch die Goethe'sche reizende Einfachheit und Concinnität? Der Reviewer führt selbst aus Anster eine Stelle an, von der er gesteht, daß sie „exceedingly diffuse" sei. Anster's „Faust" ist weder ein Originalwerk, noch eine Übersetzung, sondern eine den Text klar aber breit auswässernde Umschreibung, welcher wir ihre Verdienste einer großen Lesbarkeit und Deutlichkeit wie eines englischen Styls nicht absprechen wollen. Aber man denke sich eine deutsche Übersetzung des Shakspeare'schen „Hamlet" in ähnlicher Weise. Die gewissenhaftern Deutschen würden ein Unternehmen dieser Art für eine am Genius des großen Dichters begangene Versündigung ansehen, statt diese Manier, wie der Reviewer thut, zu empfehlen. Am Schlusse seiner Abhandlung scheint er selbst einzusehen, daß er in seiner Anpreisung der Anster'schen Bearbeitung zu weit gegangen sei. Er meint, daß, ungeachtet der Vortrefflichkeit, womit Anster und Talbot den ersten Theil des „Faust" übersetzt, doch noch manche Eigenschaft den Übersetzern hinzu- und andere hinwegzuschaffen wären, wenn eine entsprechende Übersetzung des zweiten Theils zu Stande kommen sollte. Der Übersetzer müsse nicht mehr Zierathen anwenden, als der Dichter gethan. Das sei der einzige Mangel an Anster's Übertragung, daß er nicht in Goethe's Style, sondern in seinem eigenen schreibe. (Unsers Bedünkens ist dies aber auch der größte Fehler, den sich ein Übersetzer überhaupt zu Schulden kommen lassen kann.) Hier sei die scharfe, bestimmte, häufig trockene und nackte Form des Ausdrucks nöthig, wodurch sich das Deutsche auszeichne. Man müsse auf die Künstlichkeiten des Styls halten, auf genaue Wiedergabe der Bilder, auf möglichste Treue überhaupt. Man brauche dazu keinen Übersetzer wie Pope, sondern einen wie Voß in seiner berühmten Übertragung der „Odyssee"; keinen Übersetzer, der überall nach poetischer Diction lungere. Davon sei in der Partie des Mephistopheles nichts enthalten, man müsse da dem prosaischen Ausdruck das volle Gesicht zuwenden und ihn in aller seiner ursprünglichen Dürre wiedergeben. Anster sage zwar, es sei in der englischen Sprache für einen Dichter kaum möglich, die Form ohne einen Zusatz von Färbung oder wenigstens conventioneller Sprache der Poesie zu behaupten; und wenn es Einem auch vollkommen gelänge, so wäre zu fürchten, daß die Wirkung in kurzer Zeit die der Langweile sein möchte; mit all seiner Meisterschaft und seinem unvergleichlichen Humor sei Swift ermüdend; Butler, wenn noch gelesen, sei ein beschwerliches Studium u. s. w. Das ist wahr, sagt der Reviewer, aber es muß geduldig ertragen werden; es gibt im „Faust" neben den höhnischen und sarkastischen Partien auch ebenso viel andere voll Gefühl und Leidenschaft, und wenn nun Alles poetisch wiedergegeben wird, so wird sich ein offenbarer Mangel an jener Kunst, welche geschickt Licht und Schatten vertheilt, bemerkbar machen.

Die Menge der Übersetzungen, sagt der Berichterstatter, zeigt, daß diese Dichtung für Alle, welche deutsche Sprache studiren, ein tiefes und bleibendes Interesse habe. Für diese sowol wie für das große Lesepublicum bedürfe sie jedoch der Auslegung, und Dank verdiene Der, welcher das Räthsel löse, das in diesem ebenso sehr nach Absonderlichkeit als nach Wahrheit strebenden Gedichte eingehüllt liege. Er, der Reviewer, glaube den Schlüssel zu haben. Lassen wir uns das Gedicht von dem Briten aufschließen.

Nach der Meinung unseres Briten, der übrigens diesmal ein warmer und unzweideutiger Bewunderer Goethe's ist, hat man das „Vorspiel auf dem Theater" zu wenig um Rath gefragt, und doch sei hier der Schlüssel zu suchen für die Art der Behandlung, welche der Dichter für sein Werk adoptirt habe. Die Dichtung sei stückweise und in langen Zwischenräumen entstanden; darauf ziele denn der Dichter, wenn er den Theaterdirector sprechen lasse: „Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!" Dieser Schlüssel, obgleich sich der Reviewer auf seine Entdeckung viel einzubilden scheint, schließt uns noch nicht so außerordentlich viel auf. „Wenn nun auch die Form der Composition fragmentarisch ist", heißt es weiter, „so war doch die Idee des Ganzen dem Dichter klar; und wenn irgend-

wer von dem Ganzen zu den Theilen fortschritt, so war dies Goethe. In diesem Prologe lernen wir erkennen, was dem wahren Dichter eigenthümlich ist und was er von dem allgemeinen Geschmacke, auf dessen Niveau herabzusteigen Goethe nimmer gemeint war, zu erwarten hat. Gegenwärtig, wo das Verlangen nach einer Regeneration der englischen Bühne so stark und allgemein wird, kann man sich bei diesem „Vorspiele" mit außerordentlichem Gewinne Rath holen. Der dramatische Dichter in England liegt, trotz aller Versicherungen vom Gegentheil, in den Fesseln der Theaterdirectoren und der Schauspieler. (Ist es etwa in Deutschland im Allgemeinen besser bestellt? oder der deutsche dramatische Dichter nicht noch mehr durch unzählige Censur-, Hof- und andere Rücksichten gehemmt als der englische?) Er würde wohl thun mit dem kühnen Unabhängigkeitssinne wie Goethe's Dichter zu sprechen: Geh hin und such dir einen andern Knecht!" (Go, and elsewhere some fitter servant find, nach Anster.)

Was aber ist der eigentliche Lebenspunkt und die Einheit des Stücks? fragt unser Engländer und er fährt fort: „Diese Fragen haben die Kritiker des „Faust" ebenso beschäftigt, als der Knoten des „Hamlet" die Schauspieler. Bei beiden ist es die philosophische Tendenz, bei beiden die anomale Behandlung, wodurch so Viele verwirrt werden. Der Ursprung, die Entwickelung, die Bestimmung des Menschen, dargestellt in einem Individuum — dies ist der weite Inhalt und die begrenzte Einheit, welche sich beide Dichter zum Ziele setzten. Hamlet und Faust sind Repräsentanten der Gattung; wir sind Hamlet, wir sind Faust. — — So geschah es denn, daß sowol Goethe wie Shakspeare in diesen Tragödien mehr von dem Reichthum ihres Genies ausspendeten als in ihren übrigen Productionen."

Diese Analogie zwischen beiden Meisterwerken ist, wie unser Engländer meint, früher noch nicht gehörigermaßen nachgewiesen worden; doch habe Goethe selbst in seiner unvergleichlichen Betrachtung über den dänischen Prinzen in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" dazu vorbereitet. Indeß ist das Bewußtsein dieser immer noch weitläufigen Verwandtschaft zwischen Hamlet und Faust bei uns Deutschen so populair geworden, daß wir nicht wohl an Faust denken, ohne nicht zugleich an Hamlet zu denken. Beide, bemerkt unser Engländer, haben sich mit der Wissenschaft gequält und schlagen beim Beginnen des Stücks eben ihre Bücher zu, um sich in die Angelegenheiten der Welt zu mischen. Hierbei bekommt Coleridge einen Verweis über eine Stelle, worin er behauptet, es sei im „Faust" keine rechte Ursächlichkeit und kein Fortschritt. „Coleridge", sagt der Reviewer, „hat Goethe nie von Herzen bewundert, und ohne Bewunderung ist keine gerechte Kritik denkbar. Er lebt lieber mit Schiller und scheint nicht über jenen ursprünglichen Gegensatz hinausgekommen zu sein, welcher zwischen beiden Geistern bei ihrem ersten Zusammentreffen so bezeichnungsvoll heraustrat. Wie gut wäre es gewesen, wenn er beide bis zum Zeitpunkte ihrer Vereinigung verfolgt hätte!"

Unser Brite kommt nun wieder auf seine Betrachtung der Verwandtschaft zwischen Hamlet und Faust zurück, und findet einen Hauptunterschied zwischen Faust und Hamlet darin, daß dieser soeben sein Studium abgeschlossen habe, jener soeben abschließe, dieser als Schüler, jener als Meister. Bei dieser Gelegenheit übersetzt er Faust's ersten Monolog in wortgetreuer Prosa. Es ist merkwürdig, daß unser Brite nicht seines Landsmanns Christopher Marlowe gedenkt, der in ähnlicher Weise seinen Faust sich aussprechen und, aus Überdruß am Studium, der Magie und dem Teufel sich ergeben läßt. Auch des alten Puppenspiels und der übrigen vielen Dramen, welche den Faust zum Gegenstande haben, gedenkt er mit keinem Worte; er betrachtet Goethe's Faust viel zu isolirt, viel zu abgesondert von der Faustsage selbst, so frei und selbständig sie auch von Goethe behandelt sein mag. Für die Engländer namentlich müßte es von großem Interesse sein, über die vielen Bearbeitungen, welche die Faustsage in Deutschland erfahren hat, Kenntniß zu erhalten, um darnach den Grad ihrer Popularität und ihre Bedeutung zu ermessen. Aber der Reviewer steckt zu tief in den Entdeckungen, welche er in Bezug auf das Geheimniß des Goethe'schen „Faust" gemacht haben will. Theil an diesen Entdeckungen scheint Blackie zu haben, dessen Einleitung zu seiner Übersetzung des „Faust", nicht die Übersetzung selbst, hier sehr gerühmt wird. Blackie sagt: „Die menschliche Vernunft trug immer Verlangen, zu einem neuen Leben aus der eisigen Nacht des Scholasticismus aufgeweckt und mit den unsubstantiellen Morgenwolken einer Philosophie des Gefühls und der Phantasie umgeben zu werden." Wie schön, ruft der Reviewer aus, stimmt das zu Faust's Worten:

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt u. s. w.

Andere Entdeckungen führt ihm Carlyle zu, welcher ebenfalls angeführt wird, andere wiederum Eckermann in seinen „Gesprächen mit Goethe". Ausführlicher ist der Interpret über den zweiten Theil und wir finden hier manche gute und brauchbare Bemerkung, glauben jedoch, daß die ganze Darlegung von größerm Interesse für die Engländer als für die Deutschen sei, bei denen bereits ganze Bücher über den „Faust" und namentlich über dessen zweiten Theil geschrieben sind. Eine Bemerkung des Briten wollen wir jedoch anführen. Er rühmt die Übersetzung, welche Bernays vom zweiten Theile des „Faust" geliefert hat, als treu und genau, vermißt aber darin die rhythmischen Reize des Originals; denn in dieser Hinsicht sei das deutsche Original fast ohne Nebenbuhler. Ref. gesteht, daß auch er, vielleicht ein zu enthusiastischer Verehrer des ersten Theils, den Glanz der Sprache und des Verses, worin dieser zweite Theil schimmert und prunkt, immer bewundert hat, daß ihn aber dieses unabsehliche Gespinnst ineinander gewirrter Allegorien und Anspielungen nie auf die Dauer festhalten konnte, da seiner Meinung nach ein echtes Dichtwerk nur solche Geheimnisse verträgt, welche gesunder Menschenverstand, mitschaffende Phantasie und nachfühlende Empfindung enträthseln mögen, ohne deshalb bei hundert und aber hundert Quellen, Auslegern und zufälligen Gesprächen um Rath und Auskunf betteln zu müssen; denn zu einem qual- und arbeitsvollen Studium, wobei man, wie bei einem gelehrten Buche, Nächte zu durchwachen hat, ist nach seiner Ansicht die vaterländische Poesie nicht da. Der zweite Theil des Goethe'schen „Faust" ist an sich eine zwecklose Unform, welche nur dazu beitragen konnte, der von Natur dem Unförmigen und Regellosen sich zuneigenden dichterischen Phantasie der Deutschen Entschuldigung, neue Nahrung und, in gewisser Hinsicht, auch leicht nachzuahmendes Muster zu gewähren. 70.

## Literarische Notizen.

Zur Orientirung auf den Kriegs- und Blokadeplätzen der orientalischen Wirren ist eine in Paris erschienene Karte zu empfehlen, welche den Titel trägt: „Nouvelle carte physique et politique du théâtre de la guerre en Orient", umfassend die europäische und asiatische Türkei, Ägypten, Syrien, das schwarze und mittelländische Meer, Griechenland und den Archipelagus, den Plan von Konstantinopel und ein statistisches Tableau der Streitkräfte zu Land und Meer, mit einem Portrait des Pascha von Ägypten und einer zierlichen Vignette.

In zwei Foliobänden und mit einem Atlas von 140 Kupferplatten erschien: „L'ancien Bourbonnais; histoire, monumens, moeurs, statistique", von Achille Allier; die Zeichnungen sind unter der Direction Aimé Chenavard's von Dufour ausgeführt. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 340. —— 5. December 1840.

## Über Holzschneidekunst.

1. A treatise on wood engraving, historical and practical. With upwards of three hundred illustrations, engraved on wood, by *John Jackson.* London 1839.
2. A third preface to „A treatise on wood engraving, historical and practical"; exposing the fallacies contained in the first, restoring the passages suppressed in the second, and containing an account of Mr. John Jackson's actual share in the composition and illustration of that work. In a letter to Stephen Oliver. By *Wm. A. Chatto,* author of the first seven chapters of the work and the writer of the whole as originally printed. London 1839. Gr. 8.

Der Verf. des Buches Nr. 1 ist eigentlich ein Hr. Chatto, obgleich er nicht auf dem Titel desselben genannt wird. Der Formenschneider John Jackson hat, außerdem daß er die Holzschnitte, die in dem Buche enthalten sind, besorgte, gar keinen Antheil an demselben, indem er dem Verf. nur die Materialien zum achten Capitel, welches das jetzt in Gebrauch seiende Technische abhandelt, gab, wie ihn denn auch der Letztere blos in Beziehung auf das Technische um Rath frug. Über dies Alles berichtet uns das Schriftchen Nr. 2, auf das wir später zurückkommen werden. Hier haben wir es zuerst mit dem Werke selber zu thun.

Jedenfalls ist dasselbe ein bedeutendes Werk, das die genaue Beachtung eines jeden Sammlers von Kupferstichen und Holzschnitten verdient und dem Kenner, der sich damit näher bekannt macht, zur Freude gereichen wird. Freilich ist es nöthig, erst den gehörigen Standpunkt einzunehmen, um solche Bedeutung anzuerkennen, da dieselbe eine doppelte ist, nämlich einmal in Beziehung auf Inhalt und Gehalt des Buches an sich, und zweitens in Beziehung auf das Verhältniß zu uns deutschen Lesern. Es ist wol natürlich, daß uns hier die letztere Beziehung zuerst beschäftigt. Schon längst sind wir gewohnt, daß uns aus England kunst- und literarhistorische Untersuchungen der Art herüberkommen. Strutt, Ditley, Douce, Dibdin sind uns wohlbekannte Namen, und hinlänglich sind wir auch mit den Resultaten ihrer Forschungen bekannt. Daher wissen wir auch Das, was in Deutschland, besonders in neuester Zeit geleistet worden ist, um so mehr zu schätzen. Wir wissen recht gut, daß, wenn wir auch keine englischen Prachtwerke aufzuzeigen haben, es doch gerade unsere deutschen Forscher sind, die von jedem Schriftsteller dieses Faches beachtet und studirt werden müssen, er gehöre einer Nation an, welcher er wolle, wenn er nämlich Etwas leisten will, das von dem ausgebildeten Sach- und Fachkenner als Etwas, das vollgenügend unser Wissen fortbildet, anerkannt werden soll. Wenn wir demnach bei vorliegendem Buche, wie natürlich, zuerst fragen, ob der Verf. in dieser Hinsicht das zu Verlangende berücksichtigt habe, so ist freilich mit „nein" zu antworten. Man denke nur! Heller, Rumohr, Sotzmann, das Kunstblatt, Campe's Neudörfer und viele andere sind so gut wie gar nicht für ihn da, ja nicht einmal Brulliot kennt er. Was soll man nun dazu sagen! Daß er vielleicht kein Deutsch könne? Doch ist ihm dies nicht vorzuwerfen; denn wir sehen aus seinem Buche, daß er recht gut das Deutsche versteht. Nimmt man nun noch hinzu, daß er Murr, Heinecke, Meusel, Breitkopf und Hegner kennt, durch welchen letztern ihm Heller's „Geschichte der Holzschneidekunst" wenigstens dem Titel nach bekannt werden mußte, so ist seine Unterlassungssünde um so größer. Er erkennt offen an, was zu ihrer Zeit diese Männer Bedeutendes geleistet haben, in welchem Anerkenntnisse implicite auch das Anerkenntniß liegt von dem Interesse, welches schon damals die deutsche Nation an derartigen Untersuchungen fand, indem obige Männer in ihrer Mitte auftreten und Förderniß finden konnten. Welche Vorstellung müßte sich nun da wol dieser Hr. Chatto von der deutschen Nation gemacht haben, wenn er hätte glauben können, daß sie, während die andern Nationen, wie Engländer, Franzosen und Italiener, rüstig in solchen Forschungen fortschritten, zurückgeblieben sei, nachdem sie es doch gerade war, die das sichere Fundament legte. Blieb sie aber nicht zurück, so ließ sich schon aus dem früher Geleisteten auf solche Leistungen schließen, wie wir sie den jetzigen deutschen Forschern zu verdanken haben. Es ist kaum zu glauben, daß der Verf. an so Etwas gar nicht gedacht haben sollte, da er sich doch sonst als einen Mann von vielem Verstande zeigt. Ein nationales Vorurtheil ist um so weni-

ger anzunehmen, da sich gerade in dieser Hinsicht das Buch vortheilhaft auszeichnet. Vielleicht gibt folgende Stelle aus dem Schriftchen Nr. 2 (S. 17) einigen Aufschluß:

Der Keim der Abhandlung über den Holzschnitt war eine Nachricht über das Leben und die Werke von Thomas Bewik, geschrieben 1832, und in jenem Jahre von dem Hrn. Harvey, Hrn. C. Landells und verschiedenen andern Personen gelesen. In dem nämlichen Jahre, in der Absicht, sie zu erweitern und eine Darlegung von dem Ursprung und den Fortschritten der Kunst zu schreiben, las ich und machte ich Auszüge aus den Werken von Heinecke, Papillon, Jansen, Bartsch, Ottley und Dr. Dibdin. Sie befinden sich noch in meinem Besitze und können durch die Inspectoren einer öffentlichen Bibliothek bezeugt werden, welche mich mit den Papierbogen versahen, worauf sie geschrieben sind, und meine Aufmerksamkeit auf Werke im Betreff des Holzschnittes leiteten, mit welchen ich vorher noch nicht bekannt war.

Also möchten wol jene Inspectoren die Schuld mit tragen, indem wir sehen, daß sich der Verf. doch wenigstens nach der Literatur seines Faches erkundigte. Aber es scheint auch, als wenn er wirklich seit 1832 diese Erkundigungen in Beziehung auf die deutsche Literatur eingestellt habe. Dem sei übrigens wie ihm wolle, für uns Deutsche mag auch dies ein Zeichen sein, daß es mit der erwarteten Weltliteratur, deren Chorage die deutsche sein werde, wol noch etwas weit hinaus ist.

Daß dies Buch in der eben ausgesprochenen Hinsicht an wesentlichen Mängeln leidet, kann sich leicht ein jeder in diesem Fache Erfahrene vorstellen; doch würde man sich immerhin eine unrichtige Vorstellung machen, wenn man nun glaubte, dies Buch sei dadurch für uns Deutsche ohne eine besondere Bedeutung: es findet vielmehr das Gegentheil statt. Das ganze achte Capitel gibt uns von der jetzt in England gebräuchlichen Technik des Formschnittwesens, von der Art des Abdruckens und der Heranbildung der Lehrlinge eine so vollständige und gründliche Auseinandersetzung, wie man sie wo anders vergeblich suchen wird. Dabei wird das alles durch beigegebene Holzschnitte auf das anschaulichste demonstrirt. Überdies erfahren wir auch dabei, wie sich dort das Verhältniß der Zeichner zu den Formschneidern gestaltet; ein Verhältniß, das für die Kunst kein erfreuliches genannt werden muß; denn so lesen wir (S. 692):

Betrachtet man die Zahl der Holzschnitte, welche jährlich in diesem Lande angefertigt werden, so muß man um so mehr erstaunen, daß es hier so wenig Personen gibt, welche fähig sind, eine gute Zeichnung auf Holz zu machen. Es kann in der That gesagt werden, daß es in dem Königreiche nur einen die Wissenschaft der Zeichnung verstehenden Mann gibt, welcher sich ex professo dazu herleiht, für Formschneider Zeichnungen auf den Stock zu machen. Ohne die Beihülfe seiner Talente würde der moderne englische Holzschnitt, sofern als es die Originalität der Zeichnung betrifft, eine jämmerliche Leere darbieten. Jedesmal, wenn eine gute Originalzeichnung nöthig ist, so gibt es nur eine Person, an die sich der englische Formschneider wenden kann, mit Gewißheit sie zu erhalten; denn obschon einige unserer ausgezeichnetsten Maler gelegentlich Zeichnungen für den Holzschnitt geliefert haben, so ist es doch meistentheils eine Sache besonderer Gunst gewesen gegen ein Individuum, welches ein Interesse an dem Werke hatte, in welchem solche Zeichnungen erscheinen möchten. In dieser Hinsicht sind wir weit, sehr weit hinter unsern französischen Nachbarn zurück. Die gewöhnlichere Art französischer Holzschnitte, welche Figuren enthalten, stehen weit höher als unsere der nämlichen Classe, die Zeichnung ist viel richtiger, dem Costume ist mehr Aufmerksamkeit gezollt und in dem Detail bemerken wir den Ausdruck größerer Kunstkenntnisse, als sie in den Productionen unserer gelegentlichen Zeichner zweiten Ranges auf Holz gefunden wird. Es kann nicht gesagt werden, daß dieser Fehler aus einem Mangel an encouragement herkomme; denn ein Zeichner auf Holz, auch von mittlern Fähigkeiten, ist besser für seine Zeichnungen bezahlt als ein Maler zweiten Ranges für seine Gemälde. Die Wahrheit ist, daß ein Geschmack für richtige Zeichnungen nicht genug in England cultivirt ist: unsere Künstler wollen Maler sein, bevor sie zeichnen können, und daher können verhältnißmäßig wenige eine gute Zeichnung auf Holz machen. Sie bedürfen der Hülfe bestimmter Farben, um das Auge zu betrügen und es abzuhalten, auf den Fehlern ihrer Zeichnung zu verweilen. Es ist deswegen von großer Wichtigkeit, daß ein Formschneider selbst einige Kenntniß von der Zeichnung habe, zu dem Behufe, daß er fähig sei, manche Fehler zu verbessern in der gewöhnlichen Art von Gegenständen, welche ihm zum Schneiden gesendet werden. Die Superiorität französischer Künstler in alledem, was die Zeichnung betrifft, ist ebenso augenscheinlich in ihren Lithographien als in ihren Holzschnitten.

(Der Beschluß folgt.)

---

Studien über Lope de Vega Carpio. Von M. Enk. Wien, Gerold. 1839. Gr. 8. 20 Gr.

Von allen dramatischen Dichtern, welche zur Zeit ihrer Thätigkeit eine bedeutende Epoche machten, ist selbst in seinem Vaterlande kaum einer weniger bekannt als Lope de Vega. Außer einer großen Zahl von Novellen und andern Gedichten wird die Masse seiner Schauspiele zwar verschieden, immer aber in einer Summe angegeben, die uns in Erstaunen setzen muß, selbst wenn wir wissen, wie günstig, neben der italischen, die spanische Sprache dem Verskünstler entgegenkommt und welche außerordentliche, schon in der Kindheit geübte Gewandtheit Lope de Vega sich im Versbau erworben hatte. Und die Kunst des Versbaues nimmt in Vergleich zu den übrigen Requisiten zu Herstellung eines dramatischen Gedichts immer nur eine untergeordnete Stelle ein. Daß übrigens selbst dem Spanier Lope de Vega ein Fremdling geworden ist, darf eben nicht auffallen, wenn man weiß, wie die Mehrzahl seiner Schauspiele bei den Bühnen als geschriebenes oder gedrucktes Manuscript sich verzettelt hat und wie die madrider Sammlung derselben so langsam vorrückte, daß sie höchst selten vollständig angetroffen wird, auch schon nach dem 25. Bande einschlief. Dazu ist ferner der bald sich bemerkbar machende Einfluß französischer Schauspiele zu rechnen, welcher den Reformator der spanischen Bühne, und als solcher ist Lope de Vega zu bezeichnen, nicht allein, sondern auch Calderon u. A. zurückdrängte.

Die Deutschen, die von Alters her ein unermüdliches Streben an den Tag legen, die Literatur aller Welt sich anzueignen, darf daher unter jenen Umständen kein Vorwurf treffen, wenn sie von dem Spanier keine genügende Rechenschaft geben können. Unter den ältern, nun vergessenen deutschen Schriftstellern und Dichtern ist, wenn nicht Harsdörffer oder einer seiner Zeitgenossen, wie Ref. sich für den Augenblick nicht erinnert, doch Cronegk der erste, welcher die Aufmerksamkeit der Deutschen auf Lope de Vega hinzulenken suchte. Aber auch Fr. Schlegel und andern Neuern hat es selbst in der Blütezeit der deutschen Romantik nicht gelingen wollen, für diesen Dichter Theilnahme zu erwecken, und es scheint fast eine gewisse Abneigung gegen die spanische dramatische Poesie in Form und Wesen vorzuwalten, da sie überhaupt in Deutschland zu keinem Einfluß gelangt ist. Der Ursachen für diese Erscheinung gibt es gewiß mehre. Für das feine Spiel in Wort und Sinn, wie es der Ausländer liebt, mangelt es dem Deutschen an Ohr, und wenn er auch im Stande ist, Schwung und Pathos leidenschaftlich zu

beklatschen, so müssen beide moralische Principien zu glorificiren trachten: Bilder und Metaphern dagegen, wie bedeutsam und gehaltvoll sie auch austönen mögen, finden in seiner Brust keine rasch ansprechende Resonanz. Dann auch scheint uns der in spanischen Schauspielen vorwaltende trochäische Vers nicht zuzusagen. Wie wir überhaupt der Versrecitation seit der Schiller'schen Periode ziemlich abgeneigt sind, da leider viele der gebotenen Stücke nur wenige dramatische Verse aufzuzeigen haben und vielleicht eben deswegen der größte Theil der Schauspieler an dieser Klippe scheiterte, so scheint insbesondere der Trochäus unserm Ohre und Munde nicht gemäß. Wenigstens sind wir, da in unserer Sprache der Ton nun einmal auf der Stammsylbe ruht, eifrig bemüht, durch eine Vorschlagsylbe, wo es nur irgend gehn will, in den gemächlichen Jambus hinüberzulootsen. Das Wesen des spanischen Lustspiels, in welchem die Intrigue auf das Künstlichste verwickelt und bis zur äußersten Spitze getrieben erscheint, muthet der deutschen Gemächlichkeit, die sich nach des Tages Last und Hitze einmal bequem sattlachen will, wirklich zuviel Geistesanstrengung zu, wogegen das Schauspiel und die Tragödie Geschichten und Sagen behandeln, die dem Deutschen, dessen eigene Geschichten und Sagen todt daliegen, in Leben und Sitte durchaus fremd sind. Zu dem Allen kommt noch ein Umstand, der auch den Shakspeare'schen Dramen so häufig entgegensteht: die Scenerie nämlich. In diesen wie in den spanischen Schauspielen ist, da das bei der einfachen Organisation der Bühne überflüssig war, der Ort der Handlung selten angegeben, und ebenso wenig sind die verschiedenen Scenen abgetheilt. Ergänzen wir nun beides, so gerathen wir bei der nun einmal bestehenden Maschinerie, der gegenüber eigentlich nur ein einziger Zuschauer den vollen beabsichtigten Genuß haben kann, in einen so häufigen Scenenwechsel, daß wir nothwendig verwirrt und verdrießlich uns abwenden, und wir sonst so Gerechten sind dabei so ungerecht, unsern Verdruß dem Schauspiel zur Last zu legen, anstatt der Einrichtung unseres Theaters. Rechnen wir zu dem Allen noch, daß der deutsche Übersetzer glaubt, ein Sklave seines Originals bis zu den geringfügigsten Kleinigkeiten herab sein zu müssen, daß er aber bei aller Anstrengung, aller Gewandtheit dennoch bei oft sehr wesentlichen Stellen seine Gewissenhaftigkeit beschwichtigen und statt des Geistes einen Schatten geben muß, so kann es nicht auffallen, wenn das größere Publicum sich unempfänglich zeigt. Ref. glaubt, der Übersetzer habe zu bedenken, daß, wie wesentlich nothwendig in und an einem Kunstwerke auch das Unbedeutendste erscheint, es ihm doch nun einmal nicht gelingen könne, sein Original ganz getreu abzuspiegeln. Er muß sich daher entweder dem Geiste seines Volks mehr anbequemen, oder diesem den guten Rath geben, das Original gefälligst selber zu lesen.

Diese Betrachtung leitet uns zu den vorhandenen Übersetzungen. Von Fr. Schlegel wollen wir nicht reden. Seine Lieblingsidee war eine Dichterzunft: er, der Meister, warf seine Übersetzungen nur als zugeschnittene Stücke den Gesellen zu weiterer Verarbeitung zu. Von Julius von Soden ist ebenfalls nicht zu reden, denn ein flüchtiger Blick zeigt selbst dem Unkundigen, daß er des Spanischen wenig mächtig war; und daß es ihm auch sonst an manchem Nothwendigen fehlte, scheint unter Anderm durch den Umstand bethätigt zu werden, daß er weder in seinem analytischen Raisonnement, noch in den vielen zum Theil überflüssigen Anmerkungen zu dem Schauspiele: „Die drei Diamanten" anführt, die Grundlage dieses Stücks sei das sehr bekannte Volksbuch von der schönen Magelone. Die Arbeit dieses Übersetzers hat keine Fortsetzung erfahren. Auch Richard muß hier übergangen werden, da seine, übrigens im Ganzen lobenswerthen Übersetzungen blos Novellen des Lope de Vega wiedergeben, und so bleibt denn nur noch von der Malsburg übrig, der, außer seiner neben Gries versuchten Übersetzung des Calderon, auch von Lope de Vega 1824 drei Stücke dem Publicum vorlegte. Gute Einsicht in seinen Dichter, Kenntniß der Sprache, Gewandtheit im Versbau sind ihm nicht abzusprechen, und dennoch ist sein Buch spurlos vorübergegangen. Was er mit den schon Genannten uns gab und was Bouterwek aufzählt, ist Alles, was wir von dem alten Spanier kennen und besitzen und mag nicht über ein Dutzend Schauspiele sich versteigen.

Ob es nun den vorliegenden „Studien" gelingen werde, irgend einen nachhaltigen Wunsch nach näherer Bekanntschaft mit dem Spanier zu erwecken, ist freilich keineswegs vorherzubestimmen, nach Analogie des Frühern sogar zu bezweifeln, obgleich in mancher Beziehung recht sehr zu wünschen. Der Deutsche ist ein gar wunderlicher Mensch. Er konnte recht gut ein selbständiges Drama aus den in seinem Schoose ruhenden Elementen entwickeln; aber er, der stets über Entwickelung und Fortschreitung sehr brav und gründlich philosophirt, hat dazu niemals Zeit gewinnen können. Nach den Greueln und Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges war es bequemer, mit den Moden und andern überflüssigen Dingen auch seine Poesie, seine Haupt- und Staatsactionen von Paris herüberzuholen. Im siebenjährigen Kriege schlug er den Franzosen freilich todt, aber seine Haupt- und Staatsactionen blüheten fort. Im J. 1813 schlug er den Franzosen wieder todt, und es hatte sich neben dem allgemeinen Franzosenhasse auch die edle Deutschthümlichkeit Bahn gebrochen, sodaß ein Gutmüthiger glauben konnte, nun werde Deutschland einmal so recht tief in den eigenen Busen greifen und früher nie gekannte Schätze zu Tage fördern. Nun sind allerdings mancherlei ganz gute Schätze zum Vorschein gekommen, aber der Franzosenhaß wurde bald langweilig: man warf die altdeutschen Röcke als abgetragen beiseite, steckte sich in den französischen Frack, besah sich bei der Gelegenheit die französische Literatur, und siehe da! die alte liebe bequeme Zeit der Übersetzung aus dem Französischen, der Bearbeitung nach dem Französischen ist, wie der verlorene Sohn, glücklich wieder heimgekehrt. Wenn übrigens der Deutsche nicht allein, sondern alle übrige europäischen Völker es sich so bequem machen, so muß das allerdings seinen guten Grund haben, und der liegt sicher, wenn nicht allein, doch hauptsächlich in dem bekannten Verhältnisse des französischen Dichters zu seiner Bühne. In Frankreich, oder, was gleichbedeutend ist, in Paris, kann ein Begabter gar leicht zu dem Entschlusse kommen, seine Kräfte ausschließlich der Bühne zu widmen, wogegen z. B. in Deutschland der dramatische Dichter mit seinen Stücken hausiren gehen muß, um einen kärglichen Lohn aus zehn Herren Ländern bei einzelnen Thalern zusammenzuscharren. Das muß freilich auch der Übersetzer, nur ist der Aufwand an Geist und Zeit dabei nicht so groß als bei eigenen Schöpfungen. Daß unter solchen Umständen von einer deutschen dramatischen Poesie gegenwärtig kaum die Rede sein könne, ist wol schon mehrfach ausgesprochen. Aber eben deshalb kann es nicht oft genug wiederholt werden, daß eine andere Gestalt der Dinge mit jedem Tage dringender erscheine; es kann nicht oft genug auf die Schätze hingewiesen werden, die nur des rechten Ruthengängers harren, um glänzend zu Tage zu stehen und der dramatischen Lethargie ein Ende zu machen. Das äußere Verhältniß des Dichters zur Bühne kann Jenen nicht irren, denn ist er wirklich ein Dichter, so ist auch jedes Verhältniß der Art in seiner Hand und nicht, wie jetzt so häufig, in der der Theaterlenker.

Wenn auch der Verf. der „Studien" keine andere Absicht hatte, als dem Deutschen ein Beispiel aufzustellen, woher seine Schätze zu holen und wie dieselben nach Maßgabe der Zeit und der Ansichten zu benutzen seien, so würde ihm das schon zum Verdienst angerechnet werden müssen, und es steht zu hoffen, daß er seine desfalls in der Vorrede gegebene Andeutung recht bald weiter ausführe, denn seine „Studien" können zunächst nur den Zweck haben, die kleine Zahl der der spanischen Sprache Mächtigen auf Lope de Vega hinzulenken. Aber auch für den dramatischen Dichter sind diese „Studien" gewiß eine willkommene Erscheinung, denn in den Relationen über Inhalt und Gang von 24 Schauspielen ist ihm mancher beachtenswerthe Wink gegeben, und vor Allem möchte sich der Unterschied zwischen der

Poesie des Drama und jenem skelettartigen Hinmalen verschiedener Scenen, wie es uns jetzt nicht eben selten entgegentritt und durch den Röthel der Theaterlenker täglich mehr gefördert wird, ziemlich deutlich herausstellen. Vielleicht fördert es den Zweck des Verf., wenn Ref. hier wiederholt, was Jener bei mehren Gelegenheiten hervorhebt: es ist das die eigenthümliche und so höchst natürliche Grazie des alten Spaniers in Darstellung idyllischer Situationen. Wenigstens wird damit dem Vorurtheil von spanischer hochtrabender Stelzengängerei entgegengetreten, und außerdem ist der Deutsche für das Idyll ja leicht zu gewinnen. Daß übrigens der Verf. ein Recht habe, über dramatische Poesie, namentlich in Bezug auf Deutschland, eine Stimme abzugeben, bethätigt derselbe bei jedem Stücke, und wenn Ref. hier und dort eine abweichende Ansicht vertheidigen möchte, so bescheidet er sich doch gern, daß bei ausführlicher Entwickelung des meistens nur Angedeuteten wenn nicht völlige Ausgleichung, doch gewiß Verständigung sich ergeben würde. Nur zwei Punkte will Ref. herausheben. S. 69 bezeichnet der Verf. den „Findling" (El mayorazgo dudoso) als eine „dramatische Novelle" und sagt sodann: „Hier ist nichts von einer mit innerer Nothwendigkeit zu einem bestimmten Ziel fortschreitenden Handlung, wie das strenge Drama sie fodert; hier sind nur Begebenheiten und locker zusammengeknüpfte poetische Situationen." Nach dieser Äußerung sieht der Verf. in der Novelle nicht ein Kunstwerk, für welches jenes nur für das strenge Drama vindicirte Gesetz ebenfalls gilt, sondern etwa eine chronikartige Erzählung geschehener Dinge. Aber schon Lope de Vega selbst und sein Zeitgenosse Cervantes in vielen seiner „Novelas exemplares" und den im „Don Quixote" gegebenen Novellen sind doch wol anderer Meinung gewesen, und gegenwärtig wird kein Novellist jenes Gesetz ignoriren wollen, nur erfüllt er dasselbe durch andere Mittel, auf anderm, epischem, Wege. Bei dem Schauspiel: „Die Gräfin Mathilde" (La resistencia honrada y Condesa Matilde) sagt der Verf. (S. 78): „Was uns hier geboten wird, ist nichts Anderes als der Reflex der nichts weniger als erhebenden Erfahrung, daß nicht blos unkräftige, sondern auch kräftige Gemüther durch die Macht der Umstände dahin gebracht, oder, wie das bei Mathilden der Fall ist, gezwungen werden, mit ihrem sittlichen Gefühle, mit ihren bessern Überzeugungen und ihren edelsten Bestrebungen in einen zerreißenden Widerspruch zu treten. Das zeigt uns Geschichte und Erfahrung in tausend Fällen; dazu bedürfen wir des Dichters nicht." Gewiß hat der Verf. in Bezug auf das besprochene Schauspiel durchaus Recht, so lange das, auch von ihm bei dieser Gelegenheit ausgesprochene Princip: „Verklärung der Idee einer sittlichen Weltordnung", für den Menschen eine Wahrheit bleibt. Wenn aber dem Dichter, und insbesondere dem dramatischen, Geschichte und Erfahrung stets zugängliche, stets ergiebige Quellen bleiben müssen, wenn ferner jede Erscheinung im Menschenleben auch Gegenstand der Darstellung ist, so wird es immer nur auf den Dichter ankommen, jenen Widerspruch sittlichen Gefühls und besserer Überzeugung mit der Idee einer sittlichen Weltordnung in Einklang zu bringen, oder es müßte erwiesen werden, der Lenker dieser Weltordnung habe eine solche Auflösung sich allein vorbehalten. Wie sollten wir dann aber zu der Idee einer sittlichen Weltordnung — überall, wie Geschichte und Erfahrung lehrt, bekriegt, und wie neuere französische Geistesproducte uns überreden wollen, gar nicht existirend — wie sollten wir zu jener Idee gekommen sein, wenn wir nicht auch die Kraft haben sollten, selbst die heillosesten Erscheinungen in jener Verklärung aufgehen zu lassen? Will übrigens der Verf. eine Warnung vor einer, dem Unberufenen allerdings sehr gefährlichen Klippe ausgesprochen haben, so muß Ref. das allerdings unterschreiben und empfiehlt dazu das Studium des Schauspiels „Mathilde" für diesen Zweck als vollkommen geeignet.

Dieses Schauspiel, sowie mehre andere in dem vorliegenden Buche besprochene sichern übrigens den Verf. gegen den Verdacht, als habe derselbe nur die vorzüglichsten unter den bis jetzt bekannten Stücken des spanischen Dichters als Kanon aufstellen wollen, oder gar, als sei es die Absicht, selbst dessen Fehler, wenn nicht zu vertheidigen, doch möglichst zu bemänteln. In einer solchen einseitigen Vorliebe, wie sie die sogenannte romantische Schule mehrfach zu Tage legte, ist der Verf. nicht befangen; es ist vielmehr als ein besonderer Vorzug dieses Buchs hervorzuheben, daß eine mit Umsicht getroffene Wahl der in Stoff und Wesen, wie in der Behandlung verschiedenartigen Stücke Gelegenheit bietet, Lope de Vega in allen Eigenheiten kennen zu lernen, und so der Kritik ein freies und reichen Ertrag sicherndes Feld eröffnet wird. Vielleicht auch ist die Gegenwart, die so vielfältig als eine poesielose angesprochen wird, eben der rechte Zeitpunkt für Umsicht und Besonnenheit im Aufsuchen, Würdigen und Ordnen des Materials für eine lachendere Zukunft, und als einen achtungswerthen Beitrag hierzu dürfen wir gewiß die vorliegenden „Studien" mit Überzeugung hervorheben. 34.

---

## Notizen.

### Balize.

Der Schlüssel zu Centralamerika vom mittelländischen Meere her, sowie der einzige Hafen des Landes auf dieser Seite und alleinige Kanal seiner directen Verbindung mit Europa ist Balize. Dem Leser ist aber vielleicht nicht bekannt, daß diese abgelegene Stadt der Hauptort einer englischen Niederlassung ist. Die Zahl der Einwohner beträgt 6—7000, die sich zum großen Theil mit dem Fällen und Schneiden des Mahagoniholzes beschäftigen, das den vornehmsten Ausfuhrartikel des Orts bildet. Den Hafen, der trefflichen Ankergrund gewährt, deckt eine auf wahrhaft englischem Grund und Boden errichtete Batterie von 12 Kanonen. Derselbe erhob sich nämlich mittels des von englischen Schiffen herbeigebrachten und auf Befehl des Gouverneurs an einer seichten Meeresstelle entladenen Ballastes über die Oberfläche des Wassers, sodaß auf diesen Fleck die Engländer gewiß ein unbestreitbares Eigenthumsrecht besitzen. Zwischen Balize und London gehen regelmäßig zwei oder drei Packetboote; im Hafen liegen gewöhnlich 10—12 Schiffe, meist englische. Die Lage der Stadt ist äußerst unglücklich gewählt. Sie ist die ungesundeste von der Welt, wegen des weiten Sumpfes, der die ganze Küstenstrecke einnimmt und der, obgleich man ihn durch Abzugsgräben und Dämme trocken gelegt hat, immer noch die bösartigsten, besonders dem Fremden verderblichen Fieber erzeugt. Dazu kommt, daß das Wasser außerordentlich schlecht ist. Die meisten Familien haben kein anderes als Regenwasser, das von den Schindeln der Dächer, über die es läuft, bevor es in Cisternen gesammelt wird, eine ganz gelbe Farbe erhält. Als Besatzung liegt in der Stadt ein Regiment Schwarzer. Je ungünstiger die Lage dieses Orts ist, um so mehr ist es zu verwundern, daß ein so herrlicher Fleck wie die St.-Thomasbai an dem Punkte, wo der Fluß Izabal sich in die Hondurasbai ergießt, ein Fleck, den die Natur selbst zum Handels- und Hafenplatz bestimmt zu haben scheint, gänzlich vernachlässigt und öde geblieben ist.

---

### Der Quesal.

Unter den Vögeln, welche die Wälder Guatemalas zieren, und überhaupt wol die glänzendste Erscheinung im ganzen ornithologischen Reiche, ist der Quesal. Die mit glänzendem Schwarz und Roth gesprenkelten Flügel ausgenommen, ist das ganze Gefieder von metallartig schimmernder goldgrüner Farbe. Den Kopf ziert ein Büschel der schönsten grünen Federn, welche wie Sammet anzufühlen. Das glänzendste aber ist der Schweif, der aus vier, etwa drei Fuß langen Federn vom schönsten, reich mit Goldperlen durchwirkten Grün besteht. Die Eingeborenen Amerikas trugen diese Federn als Kopfschmuck. 19.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 341. —— 6. December 1840.

## Über Holzschneidekunst.

(Beschluß aus Nr. 340.)

Auch das siebente Capitel ist für den deutschen Leser von besonderm Interesse, denn man erfährt hier manches Ausführliche über die neuern und neuesten englischen Formschneider, besonders über Bewick und seine Werke, worauf ich besonders aufmerksam machen möchte. Auch sehen wir in diesem Buche, wie es in England mit kunstgeschichtlichen Studien und Ansichten steht. Dem Leser wird es gewiß Spaß machen, folgendes Pröbchen zu kosten (S. 367):

Obschon jetzt noch auf 100 der von Albrecht Dürer gezeichneten Originalstöcke und auf 300 der von den ausgezeichnetsten seiner Zeitgenossen gezeichneten vorhanden sind, so gab doch eine Person, welche sich für einen Belehrer des Publicums im Betreff der Kunst ausgibt, folgendes Gutachten ab vor dem gewählten Comité des Hauses der Gemeinen für Künste und ihre Verbindung mit den Manufacturen, verordnet 1835. Er wurde gefragt: Glauben Sie, daß der Fortschritt der Künste in diesem Lande durch den Mangel an Schutz für Erfindungen von Wichtigkeit verhindert wird? und er beginnt das Comité aufzuklären wie folgt: Sehr verhindert. Mit den Künsten der Zeichnung zusammenhängende Erfindungen neuer Instrumente oder neuer Erfahrungsweisen sind z. B. wegen der Leichtigkeit, womit sie nachgemacht werden können, mehr des Schutzes bedürftig als irgend welche andere Erfindungen. Solch' ein Schutz, wie die bestehenden Gesetze gewähren, ist völlig unzureichend. Ich kann meine Meinung nicht besser erläutern, als indem ich das Formenschneiden in Metall (engraving in metallic relief) erwähne, eine Kunst, von der man annimmt, daß sie vor drei oder vier Jahrhunderten existirt habe, und deren Wiederauffindung lange Zeit ein desideratum unter den Künstlern gewesen ist. Albrecht Dürer, der beides, ein Maler und ein Formenschneider war, besaß gewiß diese Kunst, d. h. die Kunst, seine Zeichnungen, nachdem sie auf Papier entworfen worden waren, unmittelbar auf Metallstöcke überzutragen (transferring — immediately into metallic relief), sodaß sie dann mit der Buchdruckerpresse abgedruckt werden mochten. Gegenwärtig sind die einzige Art von Formschnitten, welche Sie mit der Buchdruckerpresse abdrucken können, Holzstöcke oder stereotypische Abklatsche von Holzstöcken; und dann sind diese Holzschnitte nur Copien und oft sehr rohe Copien ihrer Originale, während in dem Fall Albrecht Dürer's es vollkommen klar ist, daß es seine eigenen Zeichnungen waren, welche auf den Metallstock übergetragen wurden. Auch sind Holzschnitte im Punkt ihrer Größe beschränkt, weil sie nur auf Buxbaumholz ausgeführt werden können, dessen Breite sehr gering ist; in der That, wir haben keine Holzschnitte auf einem einfachen Stock von größerm Umfange als Octav; wenn der Holzschnitt größer ist, so werden zwei oder drei Stücke zusammen verbunden; aber dies ist mit so viel Schwierigkeit verknüpft, daß es selten geschieht. Von den Proben der Metallformschnitte, die uns von Dürer hinterlassen worden sind, ist jeder Grund vorhanden, zu behaupten, daß sie keiner solchen Beschränkung unterlagen, daß er Stöcke von jeder Größe verfertigen konnte.

Was kann man von der kunsthistorischen Anlage und Ausbildung in jenem Lande erwarten, wenn 1835 ein vom Parlament verordnetes Comité der Art belehrt wird!

Betrachten wir nun dies Werk in seiner Bedeutung an sich, nicht blos in seiner Beziehung auf uns als deutsche Leser, so können wir ihm auch hier unsere Anerkennung in mancherlei Hinsicht nicht versagen. Es ist in acht Capitel eingetheilt, nämlich: I. Antiquity of engraving; II. Progress of wood engraving; III. The invention of typography; IV. Wood engraving in connection with the press; V. Wood engraving in the time of Albert Durer; VI. Further progress and decline of wood engraving; VII. Revival of wood engraving; VIII. The practise of wood engraving. Gewiß eine Eintheilung, gegen die sich nichts sagen läßt. Ist nun auch nicht beabsichtigt innerhalb dieser Capitel eine vollständige Geschichte der Holzschneidekunst zu liefern, so wird dieselbe doch umfaßt, auch in Beziehung auf bedeutendes Einzelne ausführlich berücksichtiget. Dabei ist der Gegenstand geistreich behandelt und das Ganze höchst unterhaltend geschrieben. Einen wesentlichen Theil seiner Bedeutung hat jedoch auch dieses Werk durch die vielen Holzschnitte, die ihm beigegeben sind. Von dem burheimer großen Christoph an bis auf die neueste Zeit finden sich Copien vor, sodaß kein bedeutender Meister übergangen ist, nach dem nicht eine oder einige Copien vorlägen, ebenso ist es auch in Beziehung auf die wichtigsten xylographischen Bilderbücher. Im Allgemeinen sind die Holzschnitte gut, viele sogar vortrefflich und, als Copien betrachtet, ziemlich treu. Freilich da, wo die Copien bedeutend verkleinert worden sind, was bei allen diesen der Fall ist, die nach Blättern in Folio und Quart sind, da ist von einer eigentlichen Copientreue nicht die Rede, wie aus folgenden Beispielen hervorgehen wird: Die Copie vom burheimer großen Christoph ist 4′ 3″ hoch und 3′ 1″ breit, die von der Geburt der Maria aus Dürer's Leben derselben ist 4′ 4″ hoch, 3″ 2″ breit. Bei solcher Größendifferenz sind Copien doch schon mehr freiere Nachbildungen. Ja, es wäre zu wünschen gewesen, daß man

bei Verfertigung der Copien mehr im Auge behalten hätte; denn dadurch, daß man gar zu ängstlich bemüht war, so viel wie möglich Zahl und Form der Striche im Einzelnen, in so einem bedeutenden Maße verkleinert, wiederzugeben, haben die Copien oft einen ganz andern Effect als die Originale bekommen. Aber hier haben wir wieder den Engländer!

Nimmt man nun noch an, daß dies Buch überhaupt prachtvoll ausgestattet ist und schon als bloßes Formschnittwerk eine große Bedeutung in Anspruch nimmt, so wird der Leser, der sich noch nicht selber davon überzeugt hat, mir glauben, wenn ich behaupte, daß wir auf dem ganzen Continente kein ähnliches Werk über unsern Gegenstand besitzen.

Es kann nicht die Absicht sein, hier eine eigentliche Recension über dies Werk zu liefern; ich könnte daher füglich schließen, denn ein Eingehen in das Einzelne wäre hier nicht am Platze; doch will ich noch Eins erwähnen, worauf besonders in neuester Zeit die Aufmerksamkeit des kunstliebenden Publicums gelenkt ist. Es ist die Frage nach der Eigenhändigkeit derjenigen Holzschnitte, die man berühmten Malern aus vergangenen großen Kunstzeiten schon seit Jahrhunderten zugeschrieben hat. Bekanntlich beliebte es erst der neuern Zeit — zuerst durch Unger und Bartsch — diese Eigenhändigkeit geradezu wegzuleugnen, und man stellte die ganze Sache etwa so vor, als wenn blos Leute, die nichts von Kunst- und Künstlerwesen verstünden, die Eigenhändigkeit annähmen, und doch waren es Vasari, van Mander, Sandrart, Papillon, denen es gar nicht in den Sinn kam, eine solche zu bezweifeln. Da nun auch in allerneuester Zeit die Ableugner der Eigenhändigkeit nicht einen einzigen Beweis für ihre Behauptung haben vorbringen können, wie ich dies an einem andern Orte *) hinlänglich nachgewiesen habe, hingegen für die Eigenhändigkeit eine bedeutende Anzahl ausdrücklicher und unverwerflicher Zeugnisse vorhanden sind, wie denn auch immer wieder von neuem dergleichen aufgefunden werden, so kann man das Verharren bei jener Ableugnung nur einer systemathischen Verblendung, einem halbvorsätzlichen Selbstbetrug zuschreiben. Daß auf diese Art die negirende Partei alle Augenblicke genöthigt ist, sich selber Widersprechendes zu sagen, daß sie immerfort eine Menge Halbheiten an den Mann zu bringen suchen muß, geht aus der Natur der Sache hervor. Da sich nun unser Engländer zu dieser Partei geschlagen hat, so widerfährt ihm auch häufig genug der soeben ausgesprochene Übelstand; was im Einzelnen nachzuweisen einem andern Orte aufbewahrt bleibe.

Nr. 2. Diese kleine Broschüre macht uns mit einem abscheulichen literarischen Betruge bekannt, der ebenso frech als plump ist. Der Verf. des Werkes ist nämlich, wie ich schon oben sagte, Chatto; Jackson hat nur die Holzschnitte dazu besorgt, auch einige selber geschnitten; ferner hat derselbe die Materialien für das achte Capitel geliefert, die dann von Chatto bearbeitet wurden, welcher Letztere auch bei den frühern Capiteln, in Beziehung auf einige technische Verhältnisse, Jackson's Gutachten einholte. Übrigens war Jackson vor seiner Bekanntschaft mit Chatto ganz unwissend in dem historischen Theile seiner Kunst, weswegen Chatto auch nicht die geringste Beihülfe in dieser Hinsicht von ihm genoß. Unter solchen Umständen kamen beide Männer überein, dem Buche folgenden Titel zu geben: „A treatise on wood engraving, historical and practical; the historical portion by *William Andrew Chatto*; the practical by *John Jackson*" (S. 8). Ferner schrieb Chatto eine Vorrede dazu, worin er auf eine bescheidene Weise den Antheil, den beide Männer an dem Werke hatten, angab. Trotz dem erschien dies Buch, ohne daß man Chatto etwas darüber sagte, nicht nur unter dem Titel, den es jetzt hat, sondern auch mit Auslassung der hier erwähnten Stellen aus Chatto's Vorrede. Ja, man setzte sogar noch eine Vorrede, von Jackson unterzeichnet, dem Werke vor, in Beziehung auf deren Inhalt Chatto sehr richtig sagt (S. 16):

The substance of Mr. Jackson's preface, when deprived of its colouring matter, is simply as follow. 1. That long previous to his amusing himself with copying old wood engravings, and making „memoranda", he had even in the habit of studying the productions of the old masters, and of noting the simple mistakes that many authors had made in consequence of their knowing nothing of the practice of wood engraving. 2. That having prosecuted his inquiries farther and having detected many erroneous statements respecting the history of the art, in the works of different authors, he at length determined upon engraving a fac-simile of any thing he thought worth preserving — 5. That though he has not written the work, it is compiled from his memoranda and that through me the historical portion has only in some degree been extended beyond what he originaly contemplated.

Es läßt sich denken, daß ein Mann wie Chatto nicht dazu schweigen konnte, wenn er auf eine so plumpe Weise um die wohlverdiente Anerkennung gebracht werden sollte. So hat er denn in dem vorliegenden Schriftchen seine Stimme erhoben, und so voll und durchdringend, daß an dem Erfolg gar nicht zu zweifeln ist. Es ist demnach zu wünschen, daß man auch in Deutschland diese Broschüre nicht außer Acht lasse.

August Ernst Umbreit.

---

Deutsche Pandora. Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Literatur-Comptoir. 1840. Ler.-8. 3 Thlr. 18 Gr.

Die Formen, in denen sich das literarische Treiben bewegt, sind weniger einer Mode, als einer nothwendigen, von innern und äußern Umständen abhängenden Wandlung unterworfen. Der Journalismus, der eine Zeit lang die herrschende Form der Tagesliteratur war, ist einerseits so cynisch, andererseits so flach geworden, daß die bessern Federn, die ihn vormals gründeten und trugen, sich fast ganz aus demselben zurückgezogen haben. Wenige Journale haben einen geachteten Rang behaupten können; die meisten sind der Art, daß die Theilnahme daran eher eine Erniedrigung als eine Auszeichnung ist. Inzwischen bleibt es Bedürfniß für die Literatur, Gegenstände des Augenblicks zu erfassen, Dinge zu behandeln, die vorübergehen; andererseits durch kürzere Formen Einzelnes aus dem

*) S. „Über die Eigenhändigkeit der Malerformschnitte" (Leipzig 1840).

innern und äußern Leben abzuspiegeln, was auch eine dauerndere Geltung hat, aber doch nicht geeignet ist, für sich selbst als ein Werk aufzutreten. So hat sich eine Gattung von Sammelschriften gebildet, in denen sich die Autoren wie in einem Gesellschaftssaal begegnen. Sie halten die Mitte zwischen Journalen und Büchern, wie eine Ausflucht über Land die Mitte zwischen Spaziergang und Reise hält. Und gerade eine solche Ausflucht ist oft sehr erquickend; sie gewährt Genuß und Vortheile einer Reise, ohne ihre größern Kosten und Unbequemlichkeiten. Wie fast bei allen Zeiterscheinungen, die sich eine gewisse Gültigkeit verschaffen, haben Zufall und Nothwendigkeit einander im glücklichen Augenblick die Hand geboten. Jener gab die Veranlassung, während diese aus den innern Ursachen hervorging. Das erste Werk der Art in neuerer Zeit war das bekannte „Livre des Cent et un", das veranlaßt wurde durch die bedrängte Lage eines Buchhändlers, dem man von allen Seiten zu Hülfe eilen wollte, das seine innere Ursache aber in einer Richtung der französischen Literatur fand, die aus den Lebenszuständen der Gesellschaft überhaupt hervorgegangen war. Ihm folgten bald ähnliche Werke in Deutschland nach; die Journale nahmen die sonst beliebte Form der Monatshefte oder Vierteljahrsschriften an, um ihre Mittheilungen in dieser Weise einrichten zu können. Andere Unternehmungen bildeten sich, die von vorn herein nicht als fortlaufende, sondern nur als in einem gewissen Raum und Zeitraum abgeschlossene zu gelten trachteten. Zu diesen gehört das vor uns liegende Sammelwerk Pandora, das sich, um eine bestimmtere Färbung zu haben, noch außerdem, wenn nicht streng und ausschließlich, doch vorzugsweise die Aufgabe gestellt hat, deutsche Zustände zu behandeln, um so nach und nach ein Gesammtbild des Vaterlandes und seines jetzigen geistigen Lebens zu geben, das uns in einer Reihe einzelner Gemälde vor die Seele geführt wird. Diese Richtung läßt trotz ihrer Entschiedenheit den mannichfaltigsten Wechsel zu. Jeder der mitarbeitenden Schriftsteller — und die besten haben ihre Theilnahme theils zugesagt, theils schon bethätigt, weshalb wir uns eine Namenaufzählung ersparen können — hat die Aufgabe nach seiner Besonderheit erfaßt, sodaß unser Interesse in der That recht vielfältig und verschieden angeregt wird. Unser Urtheil muß sich nun, nach dieser Andeutung über die Idee des Ganzen und deren innere Begründung in unsern literarischen Zuständen überhaupt, auf das Einzelne wenden.

Der erste Band gibt uns Aufsätze von Fr. Förster, Franz Dingelstedt, Gustav Schwab, K. v. Wachsmann, Theodor v. Kobbe, Friedrich Kölle. Fr. Förster theilt uns Erinnerungen aus dem Befreiungskriege in Briefen mit. Das Werk konnte nicht wohl mit einem glücklichern Gegenstande beginnen, als mit der lebendigen Vorführung einer Zeit, deren Größe und erhebende Gewalt noch jetzt freudig in jedem deutschen Herzen nachbebt. Seit 1815 sind wir erst wieder ein Deutschland, ein freies, selbständiges Volk geworden; ein deutschen Zuständen gewidmetes Buch knüpft also am besten hier an. Aber auch für sich ist der Beitrag von großem Interesse, da er uns keine nachträgliche Schilderung jener Zeit, sondern die ihres lebendigsten Lebens in Briefen, die unter dem Eindrucke desselben geschrieben sind, gibt. Wir lesen dergleichen von dem Autor oder Redacteur des Ganzen muthmaßlich selber geschrieben, mit dem Buchstaben F. unterzeichnete; ferner von Theodor Körner, an den jene meist gerichtet sind, von Schleiermacher, Zelter, Goethe, Fouqué, Moritz Arndt (dessen damals gefeierter Name jetzt in erneuertem Purpurglanz des schönsten Lebensabends strahlt), Rahel und Eleonora Prohaska, jenes heldenmüthige Mädchen, das vom Drange der großen Zeit fortgetrieben, selbst die Waffen ergriff, um für das Vaterland zu fechten und zu fallen! Die meisten dieser Briefe sind aus Dresden, viele aus Berlin geschrieben, in den ersten Monaten des Jahres 1813, wo der russische Eisgang die deutschen Ströme der Macht und Freiheit von ihrem Joch befreite und sie neu losbrausten, in verdoppelter Gewalt, nach der langen Hemmung. Wir haben es hier mit keinem eigentlich literarischen Product zu thun, sondern mit einem Werke der Zeit selbst. Daher ergreift es uns so mächtig; vor Allem aber die Briefe des Heldenmädchens Eleonora Prohaska, deren Name noch lange nicht Klang genug in ihrem Vaterlande gewonnen hat. Schon deshalb ist die Gabe dankenswerth, weil sie das Gedächtniß dieser edeln, in wahrhaft höherer Begeisterung aus ihrem Kreise herausschreitenden, aber doch echten Weiblichkeit verewigen hilft, in einer Zeit, wo die verschrobene, wenngleich geniale After-Weiblichkeit so prahlerisch auf den Thron des Geschlechts gesetzt wird, von dem sie doch nur ein Auswuchs, wenn auch zu Zeiten ein merkwürdiger ist. — Der letzte Beitrag des Bandes, von Friedrich Kölle, ist diesem ersten verwandt, indem er gleichfalls Erinnerungen aus dem J. 1813 darbietet, die, wenn auch nicht in so lebendigen Documenten, doch als ein „Erlebtes" in anziehenden Thatsachen zu uns sprechen und dabei einer geschickten Darstellung nicht entbehren. — Haben so zwei Schriftsteller einen geschichtlichen Moment des deutschen Lebens aufgefaßt, so stellten sich zwei andere, K. v. Wachsmann und Theodor v. Kobbe, die Aufgabe, uns Bilder bestimmter Theile und Sitten des Landes zu geben. Wachsmann schildert uns die Sudeten und das eigenthümliche darin herrschende Leben, Kobbe hat Holstein gewählt. Solche Monographien von volksbiographischem und geographischem Charakter haben für den Rec. viel Anziehendes. Man sieht aus ihnen, wie fremd man doch mitunter in der deutschen Heimat ist; wie vielfach man sie durchstrichen, oder hier und dort gelebt habe, so ist man doch meist nur an der Oberfläche hingestreift und hat die echte Volkstracht, die Sitten, die Lebensgewohnheiten selten deutlich wahrgenommen. Besonders fremdartig erschienen uns viele Züge der Mittheilungen aus Holstein. Doch wollen wir nicht in Abrede stellen, daß der Autor besser gethan hätte, das mehr Zufällige seiner besondern Erinnerungen wegzulassen. Der Aufsatz bekommt dadurch eine gewisse Langsamkeit, die einige Verwandtschaft mit den langen, mühseligen Marschmeilen des holsteiner Landes hat. — Franz Dingelstedt hat sich bestrebt, unter dem Titel „Probikus" ein geistiges Bild des Vaterlandes zu liefern, nämlich eine Übersicht des gegenwärtigen Standes der Literatur. Ein seinem Wesen nach kritischer Aufsatz hätte, däucht uns, an sich nicht in diese Sammlung gehört, die der Production gewidmet ist; doch noch mehr steht dem Verfasser die zu große Ausdehnung der Aufgabe entgegen, die ihm nicht Zeit läßt, gründlich zu werden, was von der Kritik zunächst gefodert wird. Indessen hat er sich mit Geschicklichkeit durch die Klippen gewunden und man muß damit zufrieden sein, da eine freie Fahrt unmöglich war. Trotz dieser Anerkennung seiner Gewandtheit würden wir jedoch die Urtheile des Verfassers keineswegs überall unterschreiben, indem er Vielem eine zu große Bedeutung, Anderem, was nachhaltigen Werth hat, eine offenbar zu geringe Stellung angewiesen hat. Namentlich ist das letzte Lustrum an literarischen Platzpatronen und Raketen, die allerdings viel Lärmen gemacht, nur zu reich gewesen, aber es ist wenig nachgeblieben, als zum Theil recht übelriechender Dampf; und fragt man, was mit diesen Knallbüchsen getroffen worden, so dürfte die Antwort ziemlich traurig ausfallen. Diese überschätzenden Tagesirrthümer hätte der Autor eher aufhellen, als darin bestärken sollen. Doch geht aus dem Ganzen zu viel gutes, vernünftiges Wollen hervor, als daß wir nicht der Arbeit Achtung zollen und manches Einzelne, was besser und geistreich gehandhabt ist, anerkennen sollten. — Endlich enthält der Band eine Curiosität von G. Schwab, „Schiller's Bruder" betitelt. Sie gewinnt Interesse durch Schiller's großen Namen, da Alles, was sich an diesen knüpft, uns fesseln muß; auch hat sie ein literarisches Verdienst, das, uns einen zweiten Schriftsteller Namens Schiller (jedoch nicht dessen Bruder, wie man sonst meinte) bestimmt nachzuweisen, wenngleich derselbe nur das Übersetzer-Fabrikgeschäft, was damals noch nicht so an der Tagesordnung war wie jetzt, getrieben hat. In der Darstellung hätte das Curiosum, unserer Meinung nach, etwas kürzer gefaßt werden

und die humoristische Bestrebung hätte vermieden oder die Darstellung sich ganz in derselben halten sollen.

Der zweite Band bietet uns Beiträge von Friedrich Rückert, Ludwig Rellstab, J. M. Söltl, F. Ludwig Bührlen, H. Koenig und August Lewald dar. Es herrscht in diesem Bande, obgleich uns die Beiträge an sich durch die Darstellung fesselnder erscheinen, mehr Gleichförmigkeit. Vier Beiträge nämlich, die von Rellstab, Bührlen, Koenig und Lewald, sehen sich sehr ähnlich, wenigstens wie Portraits verschiedener Personen. Sie alle vier sind Bilder bestimmter Örtlichkeiten und Sitten. Der erste Verfasser, der sich gern auch als den dieser Kritik bekennt, hat die Zustände eines stammverwandten Nachbarvolkes und Landes den deutschen einverleibt, indem er eine Herbstreise nach Kopenhagen im J. 1839 schildert, bald scherzend, bald ernst, wie Gegenstände und Ereignisse selbst es waren. Er kann sich nicht selbst tadeln oder loben, glaubt aber doch, daß sein Gegenstand Anziehungskraft genug hat, um ihm gern durch den prächtigen Sund in die wundervollen Buchenwälder Seelands und die herrlichen Kunststätten Kopenhagens zu folgen. — Wie er dort im Norden, so wandert L. Bührlen im Süden Deutschlands durch den Schwarzwald und führt uns gar anmuthige, erfrischende Pfade. Was er vielleicht in solchem, mehr der allgemeinen Bildung anzupassenden Werk hätte ersparen dürfen, wären die geognostischen Einstreuungen gewesen. Die Wissenschaft will nicht so gelegentlich behandelt sein, sie wird dabei ebenso spröde und unbequem, wie tragend und beseligend, wo sie in ihrem vollen Rechte bleibt. — H. Koenig, der bekannte, hochachtungswerthe Literat, bringt uns einen Aufsatz: „Fulda in seinen Verwandlungen", der offenbar als ernst belehrender den Preis unter den vier ähnlichen verdient. Er gibt einestheils eine Geschichte des Ländchens Fulda, in Hauptzügen, mit manchem charakteristischen Detail verwebt, andererseits eine Ort- und Sittendarstellung, letztere geistvoll mit psychologischem Blick aufgefaßt. Der Beitrag bringt uns einen schönen, zu wenig gekannten Theil unseres Vaterlandes recht anschaulich und eindringlich näher. Auch dem Scherz wird sein Recht, wie z. B. die artige Erzählung von dem „Sohn Ysgap" (Eiszapfen) bekundet. Ob aber der Verf. dem so allgemein geschätzten und geliebten Fürsten Primas nicht Unrecht thut? Die Bestrebung, Heine in dessen schonungslosem, die Wahrheit gänzlich misachtenden Witz nachzuahmen, die uns schon formell nicht ganz behagt, verführt ihn hier vielleicht zu einem schwerern Fehler, als ein blos ästhetischer oder literarischer sein würde. Doch das ist mehr Vermuthung als Behauptung, da der Verf. auf seinem Standpunkte allerdings genauer über den Fürsten Dalberg unterrichtet sein muß. — A. Lewald mit seiner leichten, angenehm darstellenden Feder schildert uns einen District an der äußersten Grenze unseres Vaterlandes nach der Barbarei zu, die in Norddeutschland wohlbekannte Strandreise von Königsberg nach Memel. Das Bild ist sehr lebendig und gewinnt einen höhern romantischen Reiz durch die eingestreuten, reizenden, lettischen Lieder. Möchte doch der geschätzte Literat den Schatz, von dem er uns so schöne, blau melancholische Flämmchen leuchten läßt, ganz heben! Eine glückliche Bemerkung macht der Verf. bei Gelegenheit dieser rauhen, langsamen Strandreise über das erschlaffende Bequemreisen unserer Tage, was allerdings die Reize des Reisens völlig abstumpft (S. 258). — Auf den trefflich geschriebenen Aufsatz von Söltl: „Kunst und Künstler in München", würde unsere oben gethane Äußerung, daß kritische Blätter nicht wohl in diese Sammlung gehörten, nicht passen, denn er ist beiweitem mehr berichtend und schildernd als kritisch. Zwar ist die Kunde über das reiche Kunstleben zu München weit verbreitet; doch wer nicht, oder lange nicht dort gewesen, wird immer nur stückweise, mehr zufällig, über die dortigen Schätze und Vorgänge unterrichtet worden sein, und so müßte man dem Autor für die Zusammenstellung eines Ganzen darüber schon Dank wissen, selbst wenn sie nicht aus so berechtigter Feder geflossen wäre. — Der Anfang dieses Bandes soll den Schluß unseres Berichts bilden, wie er die Krone des Werks bildet. Es sind hundert Gedichte des unerschöpflichen Fr. Rückert, die einen innern Zusammenhang haben, der durch den Titel: „Stillleben eines deutschen Dichters", ausgedrückt ist. Auf dieser blütenreichen Wiesenflur bedürft ihr keines Führers, geht hin und pflückt, und jede Blume wird euch durch ihre Farben und lieblichsten Dufthauch erfreuen. Dieses „Stillleben des Dichters" würde allein hinreichen, ihm ein ewiges zu sichern.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung

Montag, —— Nr. 342. —— 7. December 1840.

## Bevölkerungskunde.

Schon die oberflächliche Betrachtung der Zeit, in der wir leben, zeigt, wie deren Richtung, mit den vorhergegangenen Epochen verglichen, eine lösende, entfesselnde, freimachende genannt werden darf. Unter den verschiedenen Seiten nun, welche diese einmal bestehende Richtung, wie alle menschlichen Dinge, dem Auge des Beobachters darbietet, ist unstreitig eine der erfreulichsten die Einwirkung solches stärkern Freiwerdens auf das Geistige und insbesondere auf alles Gewußte. Wir sehen allmälig die bisher in die Hallen der Hörsäle oder in die Bücherstuben der Gelehrten gebannte Wissenschaft aus den geschlossenen Räumen heraustreten, in allgemein faßlicher Form ihre letzten Ergebnisse unter das Volk verbreiten, und deren tiefste und verborgenste Lehrsätze auf die ganze gewordene und mithin lebende Natur, vor allem auf deren Wipfel, auf den Menschen anwenden, wovon glänzende Beispiele in Ritter's Schaffung der von ihm neugebildeten Erdkunde, wie in Carus nicht hinreichend gekannter Physiologie vorliegen.

So war es demnach der neuesten Zeit vorbehalten, durch Mehrung und Benutzung früher als Staatsgeheimniß behandelter Thatsachen und Wahrnehmungen, eine auf den zwei Säulen der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der aus dem Geistigen und Leiblichen zusammengesetzten Anthropologie ruhende Bevölkerungskunde als einen gleich neuen wie anziehenden Zweig der immer weiter sich verästelnden Naturwissenschaften hervorzurufen. Schon sind, Dank sei es den einsichtsvollen Veröffentlichungen der meisten europäischen Regierungen, denen sich auch die der nordamerikanischen Freistaaten anzuschließen gestrebt hat, reiche Sammlungen von Thatsachen und Zählungen ans Licht getreten und alsbald von einsichtsvollen Staatsmännern, Naturforschern, Ärzten und Mathematikern zu nützlichen Berechnungen und Vergleichungen gebraucht worden. Ein Rahmen jedoch, in welchem alle jene einzelnen Leistungen vereinigt und der für jeden denkenden Menschen gleich großen Wichtigkeit des Gegenstandes gemäß erläutert, zum allgemeinen Vortheile auch allgemein verständlich dargestellt würden, ein solcher Rahmen ward bisher schmerzlich vermißt, mithin auch ein denselben füllendes, treues und lebensvolles Gemälde. Der schätzbare Versuch hierzu von Bisset Hawkins in England, wie das in Riecke's deutscher Ausgabe sehr verbesserte treffliche Werk des fast alle zu demselben nöthigen Eigenschaften und Kenntnisse in sich vereinigenden Quetelet, dessen Vollendung durch eine der geistigen und sittlichen Seite des Menschen gewidmete Hälfte wir noch sehnsüchtig erwarten, haben bisher diese Lücke der Literatur noch nicht auszufüllen vermocht.

War es nun kleinmüthige Zagheit, war es weise Besonnenheit, welche bisher die Gelehrten unseres sonst so literarischen Volkes von einem so umfassenden Werke zurückgeschreckt hat? Denn gerade von den Deutschen, unter denen zuerst Statistik zu einem besondern Zweige des Wissens erhoben und in akademischen Hörsälen gelehrt wurde, hätte man zuerst solche Leistung erwarten sollen. Vielleicht dürfte das Folgende zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage beitragen.

Bei dem eben berührten, stets sichtbarer werdenden Mangel der Weltliteratur begrüßten wir mit nicht geringer Freude das zur Hälfte (?) ans Licht getretene Werk*) eines als Herausgeber einer statistischen Zeitschrift, wie als Verfasser mehrer technologischer Bücher bereits bekannten, lebenden Erben des einen so guten wissenschaftlichen Klang habenden Namens Bernoulli. Wir ließen uns nicht abschrecken durch den ebenso barbarisch tönenden als unrichtig gebildeten Titel einer „Populationistik oder Bevölkerungswissenschaft", statt der einfachen kürzern Benennung Bevölkerungskunde. Unrichtig gebildet, müssen wir sagen, denn vom lateinischen Worte populatio abgeleitet, müßte Populationistik Entvölkerungs-, nicht aber Bevölkerungskunde bedeuten, da dasselbe bei allen guten römischen Schriftstellern nur für Verheerung oder Entvölkerung gebraucht wird. Leider kann man in solchen, allein an das französische Wort population erinnernden Wortbildungsversuchen sowie in der Schreibart des Verfassers „Phtysis" und „Phtysiker" (für Phthisis und Phthisiker) nur einen traurigen Beweis erblicken, wieweit die vielbeliebte Ersetzung gründlicher classischer Bildung durch eine realistische, materielle schon jetzt gediehen sein muß, daß deren Wirkungen sich bereits an einem ordentlichen Professor einer altberühmten Universi-

*) Populationistik oder Bevölkerungswissenschaft. Von Christoph Bernoulli. Erste Hälfte. Allgemeine Bevölkerungsstatistik. Ulm 1840.

tät deutscher Zunge so sichtbar wahrnehmen lassen! Doch genug von so auffallendem, uns gleich von vornherein begegnendem Mangel, sowie von dem aller und jeder Vorrede eines zur Hälfte in die Welt geschleuderten Buches, aus dessen Titel wir blos schließen können, daß seine noch rückständige, beiweitem umfassendere Hälfte die besondere Bevölkerungskunde der verschiedenen einzelnen Länder der Erde enthalten soll.

Es ist eine anerkannte, jüngst von Hrn. Hoffmann, Director des statistischen Bureaus in Berlin, ausgesprochene Wahrheit, daß „die Zuverlässigkeit aller Aufnahmen von statistischen Nachrichten wesentlich durch die Culturstufe bestimmt wird, worauf sich die große Masse Derjenigen befindet, von welchen Nachrichten eingezogen werden müssen". Demgemäß muß nothwendig der Benutzung aller statistischen Angaben eine kritische Prüfung und Sichtung ihrer Quellen vorangehen. Ja, selbst die von Staatsbehörden gesammelten und veröffentlichten Zahlen bedürfen noch einer besondern Läuterung, weil, wie der genannte große Statistiker mit Recht sagt, „zu deren richtiger Darstellung nicht hinreichend verbreitete Kenntnisse erfodert werden, oder wobei Eigennutz, Mistrauen oder Parteilichkeit auf das Geständniß einwirken, welches Corporationen oder Privatpersonen abgefodert wird".

Folgt nun aus so offenem Geständnisse eines der urtheilsfähigsten lebenden statistischen Praktiker, wie abweichend an größerm oder geringerm Werthe selbst sogenannte amtliche Angaben sind, aus denen dann allgemeine Schlüsse gezogen werden müssen, was soll man denn erst von einem Schriftsteller sagen, der wie Hr. Bernoulli nicht einmal auf jene Quellen gar verschiedener Güligkeit zurückgegangen ist? Denn mit Ausnahme der von Hoffmann und Quetelet über Preußen und Belgien gelieferten amtlichen Urzahlen und einigen Nachrichten aus kleinen Schweizercantonen hat Hr. Bernoulli einzig aus theilweise recht schätzbaren, aber doch abgeleiteten Compendien und aus deutschen, schweizerischen und französischen Journalen, wenngleich mit Übergehung der so wichtigen rein medicinischen geschöpft. Er weiß nichts von den durch die Regierungen von Schweden, Norwegen, Dänemark, Großbritannien und Irland, Frankreich, Sardinien, Toscana, Neapel und Nordamerika durch den Druck veröffentlichten, aber freilich nicht immer käuflichen mannichfaltigen Statistiken der Volkszahl des Unterrichtswesens, der Verbrechen und Strafen, des Ackerbaues, Handels, Gewerbes u. s. w., den Quellen selbst. Alles, was ihm vereinzelt aus denselben zukam, sind nicht immer wohlgewählte oder richtig zusammengestellte Bruchstücke und Auszüge in den Journalen zweier Sprachen. Noch minder haben ihm Musterwerke über einzelne Städte vorgelegen, wie die herrlichen, fünf Quartanten füllenden Arbeiten Villot's und des Grafen Chabrol über die Statistik von Paris, die jährlichen Bekanntmachungen der dortigen Hospital- und Hospizverwaltung, die überreichen gedruckten Berichte und Actenstücke der Parlamente von England und Frankreich. Ebenso wenig die seit Anfang 1838 in London von der dortigen hochverdienten statistischen Gesellschaft herausgegebene, sich bei den Weltverbindungen Englands über die ganze Erde verbreitende Zeitschrift. Dieses letztere, schon zu mehren Bänden angewachsene Hauptwerk scheint völlig außerhalb des Bereiches des binnenländischen Verfassers gelegen zu haben, der hier, im Gegensatze zu dem mit Recht von ihm (S. 22) getadelten französischen Journale gleichen Namens, Thatsachen und nur solche gefunden haben würde.

Alle diese soeben aufgezählten großen Gebrechen sind um so mehr zu bedauern, da bei der in England gesetzlichen Öffentlichkeit und den reichen Mitteln, welche auf jener Insel zusammenfließen, dort seit einem Jahrfünft, von der Regierung begünstigt, ein Eifer für Statistik im weitesten Sinne des Wortes entstanden ist, der jenes Reich jetzt vor allen andern zum Mutterboden der Statistik gemacht hat. Zur Erhärtung dieser, wie leider Hrn. Bernoulli's Beispiel darthut, allzuwenig bekannten Erscheinung, sei es erlaubt, hier nachstehende, lehrreiche Stelle aus dem neuesten Umlaufsschreiben der londoner statistischen Gesellschaft an ihre Mitglieder vom 30. Juli d. J. herzusetzen, mit der wir gegenwärtige Warnung vor einer so unreifen und flüchtigen Arbeit wie die Bernoulli'sche gern nutzbringend beschließen möchten.

Das Sammeln statistischer Angaben und deren Zusammenstellung für wissenschaftliche Ergebnisse hat während der letzten 10 Jahre in England beträchtliche Fortschritte gemacht, wovon der Beweis vorliegt, sowol in der von der Regierung unter der Leitung des Präsidenten des Handelsamtes getroffenen Maßregel der Errichtung einer besondern statistischen Abtheilung, als auch in der Bildung einer eigenen statistischen Section bei den jährlichen Zusammenkünften der britischen Naturforscher und Ärzte, im Zusammentreten statistischer Vereine in London und den übrigen größern Städten Großbritanniens. Hiervon war die natürliche Folge, daß mehre wichtige Werke über die Statistik des britischen Reiches in der neuesten Zeit von einzelnen Schriftstellern bekannt gemacht wurden, und daß die verschiedenen Regierungsämter ausgedehnte Untersuchungen anstellten, um statistische Thatsachen zusammenzubringen.

Das Werk, welches zuerst genannt zu werden verdient, ist die Reihe der alljährig vom statistischen Amte der Regierung herausgegebenen Sammlung, welche eine Zusammenfassung der wichtigsten Berichte enthält, die von den verschiedenen Regierungsbehörden über die vereinigten Königreiche abgestattet werden, sowol hinsichtlich auf Bevölkerung als auch über den Handel, das Geldwesen, die Münze, Zölle, Ein- und Ausfuhren, Verbrauch, Abgaben, Accise, Steuern, Postwesen, Schiffahrt, Sparkassen, Verbrechen, Armenwesen u. s. w., nebst den auf diese Zweige bezüglichen Angaben fremder Länder. Ein alljährig in einem besondern Bande bekannt gemachter Anhang liefert gleiche Auskunft über jede der britischen Niederlassungen in den fünf Welttheilen. Die Reihefolge der Bände dieses Werkes umfaßt jetzt vollständig die Jahre 1820—37, und der Band für 1838 liegt zur Ausgabe bereit. Die Anhangsbände über die Niederlassungen gehen erst bis zum Schlusse des J. 1836.

Unter den während der letzten drei Jahre von einzelnen Schriftstellern herausgegebenen Werken über vaterländische Statistik sind zwei besonders wichtig, nämlich die Statistik des britischen Reiches von M'Culloch, dem Verfasser des Handelswörterbuches, und die Fortschritte des britischen Volkes von G. R. Porter, Director des statistischen Amtes. Das letztgenannte Werk ist noch unvollständig, da der längst verheißene dritte Band desselben noch immer nicht erschienen ist.

Die vom Ingenieurstabe angestellte Vermessung Englands ist jetzt für die Grafschaften Northumberland, Cumberland,

Westmoreland, Durham und die Theile der Grafschaften York und Lancaster beendigt, welche nordwärts einer von Osten nach Westen zwischen Hull und Preston gezogenen Linie liegen. Das gesammte Kartenwerk wird 110 Blätter betragen, wovon 78 bereits erschienen und 7 in den Händen der Kupferstecher sind. Die gleichartige Vermessung Irlands ist für 24 von den 32 Grafschaften, aus denen es besteht, bereits vollendet; 19 derselben sind schon erschienen und die übrigen fünf werden jetzt gestochen. Von den acht noch rückständigen irischen Grafschaften werden sechs: Clare, Kilkenny, Werford, Tipperary, Limerick und Waterford, jetzt vermessen und zwei, Cork und Sligo, sollen es erst werden.

Die Zehntencommission ist mit einer Aufnahme von England und Walis beschäftigt, welche sie innerhalb weniger Jahre in den Stand setzen wird, die ausgebreitetsten, wo nicht gar vollständigen Übersichten der Vertheilung und des Werthes des Grundbesitzes zu liefern. Zu den wichtigsten, von der Regierung vor kurzem bekannt gemachten Actenstücken gehört der Bericht des Oberaufnehmers aller Geburten, Sterbefälle und Ehen. Diese Stelle ist erst 1837 errichtet worden, da es früher unmöglich war, über den fraglichen Gegenstand genaue Auskunft zu erlangen. Der erste Bericht enthält die Angaben über die während des mit Juni 1838 endenden Jahres für England und Walis aufgenommenen Geburten und Sterbefälle, bei denen das Alter nebst Krankheit der Gestorbenen angegeben und ein Sterblichkeitsvergleich der verschiedenen Theile des Landes angestellt ist. Der zweite, sich an den ersten anschließende Jahresbericht umfaßt das J. 1839 bis zum 30. Juni und wird eben ausgegeben.

Eine andere, nicht minder wichtige Reihe von Berichten über die Krankheiten und die Sterblichkeit der britischen Truppen in den verschiedenen Welttheilen wird von der Regierung unter der Leitung des Majors Tulloch bekannt gemacht. Die in den drei bisher erschienenen Bänden untersuchten Besitzungen sind: die vereinigten Königreiche, Westindien, die sechs nordamerikanischen Provinzen, die Besatzungsplätze im Mittelmeere und in Afrika. Ostindien und Australien sollen noch begonnen werden *). Major Tulloch ist jetzt mit einer Untersuchung der Krankheiten und der Sterblichkeit der Landinvaliden im Versorgungshause in Chelsea beschäftigt, die einige schätzbare Ergebnisse liefern wird. Die dabei benutzten Urkunden umfassen 40,000 Leben.

Von dem Ausschusse zur Untersuchung der Lage der Handweber in den drei Reichen sind fünf Bände Berichte herausgegeben worden. Sie enthalten eine große Menge nützlicher Thatsachen über die Anzahl der auf diese Weise Beschäftigten, über deren geselligen und sittlichen Zustand und über die Preise der Arbeit, der Waaren und der Beköstigung.

Die vor ungefähr 20 Jahren begonnene Untersuchung der Einkünfte der milden Gestifte in England und Walis ist endlich beschlossen und das Parlament hat befohlen, daß ein Auszug dieser Foliantenreihe angefertigt werde. Dies ist indeß eine Arbeit, welche eine beträchtliche Zeit erheischen wird.

Der erste Bericht des Ausschusses zur Untersuchung der Nothwendigkeit der Errichtung einer Landespolicei in England enthält eine große Menge neuer und wichtiger Angaben über die Arten und die Ausbreitung der Verbrechen in unserm Lande und über die Gewohnheiten nebst der Verfahrungsweise der verbrecherischen Bevölkerung, sowie Vorschläge zur Unterdrückung jener. Die in den letzten Jahren und im gegenwärtigen bekannt gemachten Berichte des Unterhauses über Eisenbahnen liefern eine sehr ins Einzelne gehende Beschreibung der Finanzen, der Ausführung, des Verkehrs u. s. w. sämmtlicher Eisenbahnen in den drei Königreichen.

*) Soeben ist auch ein ähnlicher Parlamentsbericht über den Gesundheitszustand der Flotte in den sieben Jahren von 1830—36, in Südamerika, Westindien, Nordamerika, im Mittelmeere und auf der pyrenäischen Halbinsel erschienen, dem die übrigen Theile des Reiches wahrscheinlich bald nachfolgen werden.

Die Berichte des Ausschusses zur Untersuchung des Umfangs und der Lücken der religiösen Belehrung in Schottland sind vollständig. Zu den neu eröffneten Quellen, aus denen der Statistiker bald wichtige Lehren zu schöpfen hoffen darf, gehört der 1838 gebildete Erziehungsausschuß des königlichen Geheimraths und ein Ausschuß des Unterhauses über den Gesundheitszustand der Städte. Die fünfte der zehnjährigen Volkszählungen in den drei Königreichen wird im künftigen Jahre stattfinden und es steht zu hoffen, daß bei derselben beträchtliche Verbesserungen in der Art der Aufnahme und eine Vermehrung der Gegenstände der Untersuchung beliebt werde. Einen Bericht hierüber enthält das neueste Heft der Zeitschrift der Gesellschaft, deren Thätigkeit sich aus dieser Zeitschrift und ihren Jahresberichten ausführlich ergibt. 1.

---

## Romanenliteratur.

1. Der Fluch. Ein romantisches Gemälde des 16. Jahrhunderts von Wilhelmine Lorenz. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1840. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Den Fluch stößt eine schöne Römerin aus gegen ihren und ihres Bruders Lebensretter, einen jungen deutschen Kriegsmann, einen der Wenigen, die bei dem Feldzug in Welschland, der Plünderung Roms auf Soldatenehre hielten und nicht des Raubes, des Mordes wegen das Waffenhandwerk trieben. Die gerettete Schöne verliebt sich in den Deutschen, der Gram unerwiderter Liebe droht sie zu tödten, er muß sich entschließen, sich mit ihr zu verloben. Da er bei dem Versprechen keinen Namen nennt, kann er dasselbe mit kluger reservatio mentalis mit seiner Trauten daheim wiederholen. Was er in Gedanken that, führt er wirklich aus; zum Ritter geschlagen, mit einer Burg und Gütern beschenkt, darf er das Edelfräulein als sein eheliches Gemahl heimführen. Die leidenschaftliche Italienerin hat er sich aus dem Sinn geschlagen, jedoch ihr brieflich bekannt, wie ein früher geschlossenes Band ihn von ihr fern hält. Da flucht sie ihr, eine Jüdin, ihre Amme, etwas mit Scott's Meg Merrilies wahlverwandt, nimmt die Rache über sich, verwundet die unschuldige Frau und stürzt sich vom Felsen herab. Seitdem flieht die Gewissensruhe die Ehegatten, der ihnen geborene Knabe erinnert durch ein blutiges Maal an die grausende Begebenheit. Wilhelm zieht nach Rom und wirklich verwendet sich für ihn, den Ketzer, ein Capuciner, dem er Wohlthaten erwiesen, ein Dominicanerprior, ja der Papst selbst bei der Beleidigten, die in einem der strengsten Orden Nonne wurde, den Fluch zurückzunehmen. Es geschieht, sogleich verschwindet des Kindes Maal und Alles ist gut, wozu man auch der Römerin Tod rechnen kann, deren Leben an das ihrer Amme gebunden war. Die Frau versteht sich auf Herenkünste, denn seitdem sie erschien, setzen auch die Christen die Zeitworte auf die den Hebräern eigenthümliche Weise. Im ersten Theil treten geschichtliche und mythische Personen auf, die denn auch mit in den zweiten übergehen, die Fiction mit der Wirklichkeit verbinden, die Kriege unter Kaiser Karl V. in Italien, den fränkisch-schwäbischen Bauernkrieg u. s. w. Vor Allem wird uns der ehrenhafte Georg Frundsberg, das Käthchen von Heilbronn und Götz von Berlichingen, vom Jünglingsalter bis in die Greisenjahre, vorgeführt. Jener verfluchte Wilhelm wird von Götz erzogen, er erinnert in seinem Knabenalter an den Georg des großen Dichters, wie denn überhaupt der dramatische Götz zu spüren. Der des Romans und der der Bühne entsprangen einer Quelle, der alten Chronik und der von Götz selbst verfaßten Lebensbeschreibung. Sie verhalten sich zueinander wie guter Kupferstich und ein trefflisches Ölgemälde, nach einer Skizze ausgeführt. Am übelsten ist die Hausfrau des Ritters in der neuen Bearbeitung weggekommen, diese Hedwig hat von der Tüchtigkeit der Frau Elisabeth auch nicht ein Pünktchen aufzuweisen.

2. Prinz Reinhold und sein Führer. Novelle von Penseroso. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1840. 8. 3 Thlr. 18 Gr.
3. Natalien's Liebe. Novelle von Demselben. Ebendaselbst. 1840. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Auch in der ersten Novelle wechselt Wahrheit und Dichtung mitunter nach Art unserer Nachbarn an der Seine. Die erlauben sich das Schicksal noch Lebender zum melodramatischen Gebrauch zurecht zu machen, hier wird doch nur in das Leben von Abgeschiedenen eigenmächtig eingegriffen. Der Anfang der Erzählung geht ausschließlich den Führer an, die Kindheit, Entwickelung, die Studien und ersten Mannesjahre des hochbegabten Mannes, dessen Verdienste als Schriftsteller die Nachwelt dankbar anerkennt, wenn sie auch nicht wie seine Zeitgenossen, deren noch mancher lebt, von seiner ausgezeichneten Befähigung als geistlicher Redner urtheilen kann, ist aus dessen Biographie oft wörtlich gezogen. Auch seine Liebeswerbung ist daher, und also richtig. Desto willkürlicher wurde mit dem Prinzen verfahren. In der Stadt, wo der Führer seine Braut fand, soll er sich mit seiner Cousine verbinden, die ihm misfällt, weil sie albern und verschnürt ist. So verunglimpfte der Erzähler eine der edelsten Fürstinnen, deren großartige Eigenschaften und seltene Geisteskraft die Anerkennung fanden, welche sie verdiente. Ihre Erzieherin wird wol auch nicht das lächerliche Zerrbild gewesen sein, welches hier dargestellt ist. Was den Frauen entzogen ist, wird dem Prinzen zugelegt, hier ist er ein Schwärmer, in der Wirklichkeit ging sein Trübsinn in Geisteszerrüttung über. Er starb erst, unter Aufsicht gehalten, in spätern Jahren, die heimliche Heirath mag nur im Gehirn des Dichtenden existiren, ebenso wie die italienische Reise. Sein Führer war allein dort, mit ihm hat er, wenn man die alten Grenzen noch gelten läßt, die deutschen Gemarkungen nicht überschritten. — Die zweite Geschichte hat wenig Erdichtetes. Daß ein noch junger Witwer sich in ein artiges Mädchen verliebt und sie heirathet, kann allenthalben und zu jeder Stunde geschehen. Damit nun die Sache nicht gleich im ersten Bogen ihre Endschaft erreicht, unterreden sich die Leute mit geringem Aufwand von Gedanken recht angenehm, eifersüchteln, ersinnen Feste und treiben Maskenscherze.

4. Arnulf Schreckenwald, genannt der Eisenfresser, oder: Die Blutrache auf Burg Aggstein an der Donau. Schauerliche Geister- und Rittergeschichte aus Östreichs Vorzeit. Von Ludwig Dellarosa. Mit einem Titelkupfer. Wien, Singer und Göring. 1840. 8. 20 Gr.
5. Dagobert von Greifenstein, oder das Todtengericht um Mitternacht in den unterirdischen Schauerklüften der Burgfeste Theben in Ungarn. Historisch-romantische Erzählung aus dem 13. Jahrhundert von Demselben. Wien, Haas. 1840. 8. 18 Gr.
6. Andreas der Teppichkrämer, oder der wunderbare Doppelgänger. Eine romantische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Zwei Theile. Mit zwei Titelkupfern. 12. 1 Thlr. 18 Gr.
7. Die Erstürmung des Falkenstein, oder des Drachenfelsers Tod durch die Macht der Zauberkräfte. Ritter- und Geistergeschichte von Albert v. Wansdorf. Mit Titelkupfer. Gera, Heinsius. 1840. 1 Thlr. 8 Gr.
8. Die wandernde Jungfrau von Blansko, oder die Versteinerten. Eine Rittergeschichte aus Mährens Vorzeit von Rudolf Mühlböck. Mit Titelkupfer. Wien, Meyer und Comp. 1840. 12. 21 Gr.

Die Titel verrathen, daß die Bücher Futter für Schneidermamsells, Pagen des Dütchenordens und ähnliche Neulinge, die vorlieb nehmen, enthalten. Die Wiener zerquetschen die Poesie alter Sagen in breite, langweilige Prosa. Roher waren die Ritter-, Räuber- und Geisterromane des vorigen Jahrhunderts, allein in denen von Spieß war doch ein phantastischer Anhauch, und die des bodenlos gemeinen Cramer hatten in ihrer Übertreibung unbewußt burlesken Humor, immer der totalen Nüchternheit dieser neuesten manierlichen Arten jener verrufenen Gattung vorzuziehen. „Der Teppichkrämer" ist der besser geschriebene, aber das Bestreben, das übernatürlich Scheinende natürlich zu erklären, wird abgeschmackt. Wie die Wunderleugner in ihren Demonstrationen eine größere Glaubensfähigkeit voraussetzen müssen als selbst die befangensten Wundergläubigen, so auch hier, freilich für sehr untergeordnete Gegenstände. Unter Anderm wird der Vater öfter mit dem Sohn verwechselt. 18.

## Miscellen.

Am 7. Juni 1520 fand eine Zusammenkunft statt zwischen den Königen Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England auf einer offenen Ebene zwischen Guisnes und Ardres. Die beiden Könige und ihr Gefolge beeiferten sich um die Wette, ihre Pracht in ausschweifender Verschwendung zu zeigen, so daß diese Gegend davon den Namen des Lagers vom Goldstück erhielt. Der Marschall von Fleuranges, der selbst gegenwärtig war, gedenkt eines Umstandes, der in unsern Tagen seltsam scheinen muß. Nach den Turnieren, sagt er, erschienen die französischen und englischen Ringer und rangen miteinander in Gegenwart der Könige und der Damen. Die Engländer waren Sieger. Darüber wurde der König von England, welcher sich darauf mit dem Könige von Frankreich in ein Zelt begeben und mit demselben getrunken hatte, so sehr in Extase versetzt, daß er den König Franz beim Kragen faßte mit den Worten: „Bruder, ich muß mit Ihnen ringen!" Zugleich gab er sich ein paarmal Mühe, ihm ein Bein unterzuschlagen; aber der König von Frankreich, der ein guter Ringer war, schlang sich um den Leib seines Gegners und warf ihn zu Boden. Der König von England, den dies verdroß, wollte von neuem wieder anfangen, allein er wurde daran gehindert.

Nicht minder ritterlich benahm sich König Franz I. von Frankreich im J. 1528, als die Erbitterung zwischen ihm und Kaiser Karl V. auf einen hohen Grad gestiegen war und der Kaiser, wie aus Gaillard's „Histoire de Francois I." (Bd. 2, S. 470) sich ergibt, ihn zu einem Zweikampf herausgefodert hatte. Er nahm die Herausfoderung an und es lag nicht an ihm, wenn der Zweikampf dennoch nicht stattfand, ungeachtet deshalb mehre Botschaften hin und her gesandt worden waren, welche die Modalität des Zweikampfes betrafen und mit gegenseitigen, fast bis ins Pöbelhafte fallenden Beschimpfungen und Scheltworten begleitet waren. Nach andern gleichzeitigen Berichten soll Franz I. der Herausfoderer gewesen sein. Aber acht Jahre nachher führte der Kaiser, nachdem er seinen Einzug am 6. April 1536 in Rom gehalten hatte, in einer Anrede an den Papst gegen den König Franz I. die nämliche Sprache. „Wir wollen", sagte er, „nicht fortfahren, das Blut unserer unschuldigen Unterthanen muthwillig zu vergießen; laßt uns unsere Händel persönlich, mit Waffen, die er (Franz I.) selbst wählen kann, in bloßen Hemden, auf einer Insel, einer Brücke, einer in einem Flusse vor Anker liegenden Galeere ausmachen." Als jedoch die französischen Gesandten Tags darauf eine deutliche Erklärung verlangten in Beziehung auf Das, was der Kaiser hinsichtlich des Zweikampfes gesagt hatte, erklärte Karl selbst wieder: „Sie möchten seinen Vorschlag nicht als eine förmliche Herausfoderung ihres Herrn ansehen, sondern als ein Mittel, dem Blutvergießen zuvorzukommen."

Der Gebrauch, in jedem Lande gewisse Pfründen der unmittelbaren Besetzung des Papstes vorzubehalten, wurde zu Anfang des 16. Jahrhunderts weit über seine alten Grenzen erweitert. Die Päpste Julius II. und Leo X., die diese Sache aufs äußerste trieben, ertheilten oft geistliche Würden da, wo das sogenannte Recht des Vorbehalts nicht ausdrücklich festgesetzt war, unter dem Vorwande, daß sie sich dasselbe in Gedanken vorbehalten hätten. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 343. —— 8. December 1840.


## Taschenbücherschau für das Jahr 1841.

### Dritter Artikel.*)

5. Iris. Herausgegeben von Johann Graf Mailáth und Dr. S. Saphir.

Wohlgelungene Stahlstiche, deren Motive den Dichtungen des Almanachs entnommen, und eine prachtvolle Ausstattung sind zu rühmen, zu tadeln aber die Bedientenhaftigkeit, mit welcher die beiden Hebammen dieser Dichtungen, die Redactoren, „emsig bemüht sind, die Iris so in die Welt zu senden, daß die Lesewelt keinen Grund haben soll, derselben das bisher bewiesene Wohlwollen zu entziehen"; die Poesie ist für solche Ausdrücke zu stolz, sowie ihre Priester. Indessen würde die „Iris" in der That dieses beanspruchte Wohlwollen verloren haben, machte sie das nicht reichlich gut, was sie bei ihren Lesern mit der ersten Novelle: „Der Verstand des Zufalls", von E. v. Bülow, versehen hat. Die breite Erzählung, ohne jedes dichterische Interesse, voll fader haute volée, die sich in ihrem barbarischen Jargon unterhält, wie: „Mamma ist ins Palais befohlen, um mit den Majestäten Boston zu spielen", scheint eigends für die Langeweile erfunden. Eine zweite Novelle: „Cäcilie", von Louise v. Plönnies, behandelt das Hinschwinden eines herrlichen, dem Tode geweihten Mädchens und verdient wegen ihrer zarten und tiefen Gemüthsschilderei, sowie ihres reinen und saubern Styls ein vorzügliches Lob. Die dritte Gabe in Prosa nennt sich „Feldblumen"; es sind Blätter aus dem Tagebuche Adalbert Stifter's; Gedankenreichthum, heiterer Humor und Phantasie machen sie äußerst anziehend. An Gedichten enthält der Almanach viel Schönes. Vor allen andern ist die Ode Halm's an Italien zu erwähnen. Es dürfte nicht oft vorkommen, daß sich selbst ein begabter östreichischer Dichter zu einem weiten, weltgeschichtlichen Lebenshorizont erhebt: und das ist hier geschehen; ein hoher Gedankenflug, ein tiefgefühltes und ergreifendes Pathos und vollendete Form reihen die Dichtung an das Schönste, was je über Italien erklungen; wir können uns nicht enthalten, einen Theil der letzten Strophe mitzutheilen:

Und ich stand und mein inneres Auge — — sah preisgegeben
Die üppigen Glieder, Magdalena,
Büßend ihrer Jugend Verirrung, weinend
Nie versiegende Thränen ihren Vergehen,
Zu spät erkennend, fruchtlos bereuend,
Fluchend ihrer Schönheit unselgem Zauber;
Und zu mir sprach des Genius Stimme:
Das ist Italien!

Als Genrebild in seiner Art ebenso ansprechend und vollendet ist das Gedicht: „Ein Savoyardenknabe", vom Ritter v. Levitschnigg. Außerdem sind noch zu erwähnen die Gedichte von Gabriel Seidl; die vier sinnigen Lieder vom Grafen Mailáth; die Gedichte von A. Frankl, der sich jüngst um die deutsche Literatur verdient gemacht, daß er seinem Landsmann Hilscher einen gebührenden Denkstein gesetzt. Auch der Reflexionspoesien von Betty Paoli ist rühmlich zu gedenken, sowie die dichterische Schilderung einer Fahrt des Dampfbootes Nádor, von dem Dichter des „Savoyardenknaben", unter das Beste gehört, was der Almanach aufzuweisen. Hammer-Purgstall hat den Almanach mit zwei schönen Bruchstücken orientalischer Dichtung bedacht, deren eines von einem unbekannten Dichter, das andere den Ghaselen des dermaligen osmanischen Reichshistoriographen, Esaad, entnommen ist. Sie handeln beide vom orientalischen Schönheitsideal, Leila, d. i. die Nacht, die schwarzbraune Beduinin, die Geliebte von Kais, welcher, aus Liebe zu ihr rasend, als morgenländisches Vorbild des Orlando furioso, bei uns schon durch die Übersetzung des romantischen Gedichtes Dschami's von Chezy bekannt ist. Für das nächste Mal kündigt uns Dr. Saphir seinen Rücktritt von der Redaction an; möge das Unternehmen dadurch nicht verlieren, sondern durch noch sorgfältigere Auswahl mehr erblühen.

6. Orpheus. Musikalisches Taschenbuch. Herausgegeben von August Schmidt.

Unter den vier Stahlstichen ist das wohlausgeführte Bildniß Meyerbeer's mit Facsimile zu erwähnen. Der Almanach zerfällt in Beiträge, die für die Geschichte der musikalischen Kunst sehr schätzenswerth; in werthvolle Musikbeilagen von Liedern, deren eines von Meyerbeer, die übrigen von namhaften wiener Meistern componirt sind; in Novellen und Erzählungen von größtentheils mittelmäßigem Gehalte; und in eine Reihe von Gedichten, von denen allerdings nur der kleinere Theil dichterischen Werth und Originalität besitzt. Als geschichtlicher Beitrag steht

*) Vgl. den ersten u. zweiten Art. in Nr. 309 u. 325 d. Bl.
D. Red.

obenan: eine frei nach der „Gazette musicale" bearbeitete biographische Skizze von Meyerbeer, die anziehende Aufklärungen über die frühe Erweckung seines künstlerischen Genius, seinen Unterricht und seine Jugendarbeiten gibt und mit einer charakterisirenden Aufzählung seiner Werke und ihrer Geschichte schließt. Dem reiht sich eine mit Lust, Liebe und Poesie geschriebene Biographie Joseph Haydn's an, von Heinrich Ritter v. Levitschnigg, bei welcher Gelegenheit wir auch erfahren, daß es dieser Dichter im vorigen Jahrgange war, der die herrliche Biographie Gluck's geliefert hat. In Form einer Novelle liefert F. Treitschke für die musikalische Kunstgeschichte interessante Notizen über die „Zauberflöte", den „Dorfbarbier" und „Fidelio"; und den Beschluß in dieser Art macht ein alphabetisches Verzeichniß der bis in das vorige Jahrhundert bekannten musikalischen Instrumente. Die Erzählungen bewegen sich sämmtlich in der Geschichte oder dem Gebiete der Tonkunst und kranken größtentheils an jener falschen, spukhaften Romantik in Callot-Hoffmann'scher Manier, ohne doch die geniale und psychologische Tiefe des Kammergerichtsrathes zu haben. Dieser Vorwurf trifft zuvörderst die sonst gut erzählte Novelle: „Der Meister und der Maestro", von P. Lyser, in welcher die Freunde und Genossen Hoffmann's auftreten, um alle zuletzt die traurige Prophezeiung einer Zigeunerin zu verherrlichen. Ein verfehlter Wurf ist die prosaische Bearbeitung der Sage von Lore Ley durch A. Schmidt, zumal ein deutscher Dichter diesem Stoffe schon seine einzige und höchste Form gegeben. Ritter v. Tschabuschnigg läßt in einem Phantasiestücke einen englischen Lord dreimal die Harmonie der Sphären hören und dann sterben. Alle diese Märlein sind jedoch weit entfernt, die Musik zu verherrlichen und ihre göttliche Macht auf das menschliche Gemüth darzustellen; denn die Musik ist keine Naturmacht, welche die Freiheit des vernünftigen Geistes vernichtet und vernichten soll, sondern eine Macht aus dem freien, sittlichen Elemente des Menschen geboren und ihn für dieses Element bestimmend: jede andere Darstellung der Musik ist Phantasterei, die nicht in die Kunst, sondern ins Blaue führt. Die Novelle: „Mozart und seine Freundin", von Leopold Schefer, leidet an dieser falschen Romantik nicht. Sie behandelt die durch öffentliche Blätter schon bekanntgewordene und enthüllte Begebenheit am Lebensende des Künstlers, aber ungeachtet der Dichter Alles thut, um die Roheit der gemeinen Wirklichkeit durch eine psychologische Vertiefung wegzuschaffen, so spukt diese wirkliche Begebenheit doch zu sehr in der Dichtung und hat ihre freie, organische Gestaltung und den poetischen Genius behindert. Leopold Schefer ist übrigens vor allen deutschen Dichtern berufen, die Künstler durch ihre Geschichte zu verherrlichen, wie die Kunst selbst; die „Künstlerehe" spricht dafür. Die wahre und tiefe Macht der Musik auf das menschliche Gemüth zeigt E. Straube in seiner Novelle: „Der Mann mit der Flöte" auf; sie steht der Schefer'schen würdig zur Seite, und wir stimmen dem Dichter aus vollem Herzen bei, daß nicht die Malerei des Wortes, nicht die Malerei der Töne, sondern allein das Gefühl der geheimnißvolle Dolmetsch der Musik sei. J. Ritter v. Seyfried erzählt im „Kalkanten" die Künstlergeschichte des berühmten Orgelspielers Frohberger; er gibt hierzu ein genaues Verzeichniß seiner Werke. Der Stoff ist romantisch und zu seiner Bearbeitung die Affectation eines veralteten Styles gar nicht nöthig, wie der Erzähler zu meinen scheint. Unter den lyrischen Gaben müssen wir den „Liederkranz" von Gabriel Seidl hervorheben, die Lieder von O. L. B. Wolf, von Frankl, vor allen aber eine moderne Ballade: „Der letzte Tänzer", von Nep. Vogl. Der Redaction stehen Talente genug zu Gebote, als daß wir nicht die Erwartung hegen sollten, sie werde künftiges Jahr uns weniger mit solchen Dichtungen beschenken, die keine wahren Gesichtspunkte für die musikalische Kunst gewähren. Die Ausstattung des Almanachs ist prachtvoll.

7. Immergrün.

In den Novellen- und Liederkram, den alljährlich das gute Wien in die Welt schickt, hat sich eine Perle verloren, die ihrer Bedeutsamkeit wie ihrer Fassung nach von außerordentlichem Werthe ist: vorliegender Almanach hat die Ehre, sie zu bergen; es ist ein geschichtliches Lebensgemälde: „Gutenberg's Tod", von Franz Dingelstedt. Der Dichter hat mit sorgsamer Pietät die spärlichen Reliquien gesammelt, die sich über die letzten Tage des Erfinders der hochgefeierten und der ersten aller Künste vorfanden, und ein rührendes und versöhnendes Gemälde geschaffen, das vielleicht bleibender, anziehender und verherrlichender wirkt als ein Bild von Stein oder Erz. Es kommt hier nicht darauf an, zu untersuchen, welche Züge des Gemäldes Wirklichkeit, welche Dichtung, genug daß es eine wahre, geistige Verklärung des Genius, der die Welt erleuchtet, der ein neuer Demiurgos einer neuen, sittlichen Welt ist. Daß Fust und Schoeffer Gutenberg mit Undank belohnt, daß er am Abende seines Lebens Mainz nochmals verlassen und im Elende herumirren und sterben mußte, ist bekannt; hier galt es vielmehr, an den spärlichen geschichtlichen Andeutungen das nothwendige innere Leben eines Mannes zu entwickeln, der sein Dasein, seine Güter an diesen einen Gedanken setzte, dessen weltbewegenden Einfluß er ahnete und der ihn Haß, Verfolgung und vielleicht gar dem Hungertode aussetzte, hätte ihm nicht aus irgend einem zufälligen Grunde ein mildthätiger Bischof zwei Malter Korn und Bekleidung für das letzte Jahr seines Lebens gewährt. Sinnend, emsig, stolz, voll Einfalt und Frömmigkeit, unbeugsam im tiefsten Elende, immer weiterstrebend und die irdische Ausbeute der Kunst nicht begreifend, stellt uns Dingelstedt den Greis Gutenberg dar; und fürwahr, das sind die Züge und die Schicksale des Genies: der Klugheit und dem Talente gegenüber hat es immer diese Physiognomie. Neben diesem Seelengemälde voll Geist und Poesie werden die beiden andern Novellen des Almanachs allerdings sehr herabgesetzt. Die eine: „Das Kroatenmädchen", ist von Julius Krebs; neue Gesichtspunkte für das Leben enthält sie nicht, aber Gemüth, Phantasie, eine heitere Versöhnung machen sie anziehend genug. Die an-

dere: „Der Goldschacht", erzählt uns Ludwig Storch; sie ist sehr gut erzählt, nur liegt ihr ein abgenutztes Motiv, ein Zaubermärchen, zu Grunde, dem jede tiefere und wahrhaft poetische Pointe fehlt. In den „Lyrischen Blättern" begegnen wir zumeist allen Dichternamen an der Donau, sie haben aber das „Immergrün" gerade nicht außerordentlich bedacht. Die Ausstattung, sowie die beigefügten Stahlstiche sind schön.

8. Aurora. Herausgegeben von J. G. Seidl.

Das Taschenbuch ist eben keine Aurora der Poesie. Unter den vielen Erzählungen und Gedichten, die es bringt, erhebt sich nur einiges Wenige über gänzliche Bedeutungslosigkeit. Der Herausgeber selbst tritt uns mit einer dramatischen Skizze entgegen, sie ist elegant geschrieben, aber leer; unter den Erzählungen wäre etwa „Das Alibi", von Eduard Silesius, die einzige, bei der der Leser noch einige Zeit sinnend verweilte, nachdem er sie gelesen. Dafür sind unter den Gedichten einige an Form und Gehalt vortrefflich: wir rechnen hierzu die Bearbeitung einer serbischen Sage: „Die Vile", aus dem Nachlasse Wessely's; „Die Speckseite", von Castelli; „Der Bartholomäusbrunnen", von Pfuff; vorzügliches Lob aber verdient das kleine Liedchen: „Der Lanzknecht", von Vogl. Die Lieder des Herausgebers bekunden gleichfalls sein lyrisches Talent. Schöne Bilder zieren das niedliche Büchlein.

9. Cyanen.

Die „Cyanen" enthalten vier Novellen, deren keine ohne poetisches Interesse. Als die vorzüglichste möchten wir „Die Kunst des Vergessens", von A. v. Tschabuschnigg, bezeichnen. Eine feine und dichterische Sprache, heiterer Humor und eine Fülle von Phantasie zeichnen sie aus. Nicht weniger werthvoll sind „Die Wege der Nemesis", von Vogl. Die Erzählung versetzt uns nach Rußland und stellt die Rache des Leibeigenen Iwan dar, dessen Braut von seinem grausamen Herrn einem sibirischen Kosacken geschenkt wurde, der sie zu Tode mishandelt: sie hat deshalb eine sociale Pointe. Die Novelle: „So wars Allen recht", von A. v. Schaden, hat zwar nichts Neues noch Originelles zum Gegenstande, aber die freie und leichte, wie scharfe Darstellung, welche darin herrscht, macht sie anziehend. Die schwächste der Erzählungen ist „Der Waldderfürstin Rache", von Rose Ludmilla; eine spanische Raub- und Zigeunergeschichte, ohne Einheit, aber voll fesselnder Situationen und Phantasie. Unter den Gedichten zeichnet sich L. Storch's „Hymne an die Nacht" durch Kraft und Glanz der Diction, wie durch die Tiefe der Anschauung aus. Die übrigen wenigen Gedichte sind recht artig, aber nicht ausgezeichnet. Sieben Kupfer- und Stahlstiche von großer Schönheit in Gegenstand und Ausführung, sowie elegante Ausstattung gereichen dem Almanach zum Lobe.

10. Gedenke mein.

An innerm Gehalt und Ausstattung ist dieser Almanach dem vorigen gleich. Storch bewährt aufs neue sein Talent für lebensvolle und frische Erzählung in: „Die gespenstige Puppe", die noch überdies durch ihre psychologischen Züge anziehend und deshalb das geistreichste Stück des Buches sein dürfte. Wagner stellt eine geschichtliche Episode aus der Zeit der Troubadours dar; der Novelle fehlt zwar die künstlerische Einheit, sie eröffnet dafür aber tiefere Blicke in den Geist dieser liebe- und poesiereichen Zeit. Tarnowski, ein schlesischer Dichter, liefert eine kleine Skizze von einem Künstlerleben, die durch Darstellung und Humor interessirt, und G. Seidl stellt in einer langen Erzählung den Zwiespalt und die Versöhnung von Kunst und Liebe dar; aber die Erzählung ist oberflächlich, breit und ohne dichterische Tiefe. Unter den Gedichten zeichnet sich allein die Ballade: „Der Meistertrunk", von J. Vogl, aus; sie ist lebendig, keck und der Vers rund und flüssig. Fr. Rückert's Gedicht, in welchem er uns die ganze Naturgeschichte der Frostmotte, gleich einer Naturlehre entlehnt, vorträgt, ist ein neuer Beweis, wie dieser Dichter seine Kunst immer mehr und mehr gleich einem Handwerke vollzieht.

11. Iduna.

„Iduna" ist speciell edeln Frauen und Mädchen gewidmet, und wahrhaftig! es gehört viel Edelmuth dazu, diesen Pfautch'schen Verlag zu kaufen, zu lesen und doch ohne Zorn zu bleiben, denn „Iduna" ist das Stiefkind der Verlagshandlung. Eine Menge werthlose Bilderchen verunzieren den Almanach, aber sie entsprechen ganz der Poesie, die uns Julie v. Großmann, Hr. Patuzzi und Hr. Hannusch in ihren Novellen vortragen: hier ist Alles gewöhnlich, geflickt und unempfunden. Unter den wenigen Gedichten tritt blos das eine: „Kaiser Friedrich in Venedig", von Seidl, durch seine geistreiche Schlußpointe hervor; das ist der Geist, auf welchen sich „Iduna" reducirt. Transeas umbra!

12. Weihnachtsblüten. Herausgegeben von Plieninger.

Es freut uns, nach einer langen Wanderung durch so viel leeren Schein und Pomp einige Worte über ein Büchlein zu sagen, das zwar einfach, aber mit einem reellen Gehalte und mit einem Zwecke auftritt, der über die Damentoilette hinausliegt. Wenn auch die Erzählungen und Gedichte dieses Jugendalmanachs nicht von einer tiefen, poetischen Anschauung eingegeben, so sind sie doch lehrreich, klar, anregend geschrieben und rein und keusch, wie es der Kreis jugendlicher Leser bedarf. Hr. Plieninger hat mehre Mitarbeiter; aber dies hat den Grundzug des Büchleins nicht verwischt, denn es behält seine praktisch-sittliche Tendenz bis ans Ende und ist durchweg entfernt von jenen orthodoxen und pietistischen Anmuthungen, welche der Jugend, zum Nachtheile ihrer Geistesentwickelung, so oft gemacht werden. Wir können mit Recht den mit hübschen Stahlstichen verzierten Almanach als ein Weihnachtsgeschenk für die vierzehnjährige Jugend empfehlen. 101.

## Bibliographie.

Adami, F., Frauen-Novellen aus dem historischen und modernen Leben. 1ster Band. 8. Berlin, Stackebrandtsche Buchh. 1841. 1 Thlr. 6 Gr.

— —, Novellengeister der Vorzeit und Gegenwart. 2 Bände. 8. Berlin, Stackebrandtsche Buchh. 1841. 2 Thlr.

Bechstein, L., Sophienlust. Novelle. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1 Thlr. 18 Gr.

Beschreibung der vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, wie dieselbe am 24. und 25. Juni 1840 zu Frankfurt am Main begangen wurde. Schmal gr. 4. Leipzig, Fr. Fleischer. Ein Anhang zu dem „Gedenk-Buch rc." und für die Besitzer desselben gratis.

Blüthen. Eine Sammlung der gewähltesten schönwissenschaftlichen Literatur des In- und Auslandes. 1ster Band. 8. Stuttgart, Weise u. Stoppani. 1 Thlr.

Bojardo's, Matteo Maria, Grafen von Scandiano, Verliebter Roland, als erster Theil zu Ariosto's Rasendem Roland und nach den bisher zugänglichen Texten der Urschrift zum erstenmale vollständig verdeutscht, mit Glossar und Anmerkungen herausgegeben von G. Regis. Roy.-8. Berlin, Reimer. 4 Thlr.

Bulwer's, E. L., Werke. Aus dem Englischen. 77stes bis 79stes Bändchen. Godolphin. 1stes bis 3tes Bändchen. — Auch u. d. T.: Godolphin. Ein Roman von E. L. Bulwer. Aus dem Englischen von G. N. Bärmann. In 5 Bändchen. 1stes bis 3tes Bändchen. 16. Stuttgart, Metzler. 9 Gr.

Cavendish oder der Patricier zur See. Von dem Verfasser des „fliegenden Holländers", des „Hafenadmirals", des „Paul Periwinkle" rc. Nach der dritten Auflage des Englischen von Fr. Steger. 1ster Theil. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1841. 3 Theile 4 Thlr.

Chownitz, J., Marie Capelle oder Charles Lafarge's Tod. Roman aus der neuesten Zeit. 3 Bände. 8. Leipzig, Franke. 2 Thlr. 18 Gr.

Dellarosa, L., Wippo von Königstein oder die Todtenhöhle am Fichtelberge. Geistergeschichte aus den Zeiten Kaiser Rudolfs von Habsburg. Neue Original-Auflage. 8. Wien, Bauer u. Dirnböck. 1841. 16 Gr.

Dumas, A., Leben und Abenteuer des John Davys. Nach dem Französischen bearbeitet von A. Freiherrn v. T. 3 Bändchen. 8. Stuttgart, Weise u. Stoppani. 2 Thlr. 12 Gr.

Elise oder Gesetz und Natur. Ein Roman aus der neuesten Zeitgeschichte von Ferdinand *** 8. Stuttgart, Wachendorf. 1 Thlr. 18 Gr.

Elsner, H., Musestunden. 8. Constanz. 1839. 20 Gr.

Erinnerungsblätter. Eine Sammlung von Erzählungen und Romanen. Herausgegeben von A. Schumacher und W. Jäkle. 4. Bändchen. — Auch u. d. T.: Ehrgutr. Erzählung aus dem ersten Zehntel des fünfzehnten Jahrhunderts von William Fitz-Berth. 8. Wien, Kaulfuß' Wwe. u. Kugler. 1830. 12 Gr.

Gentzel, A. G., Lichtbilder. Gesammelte Erzählungen, Novellen und Schilderungen. 2 Bände. 8. Berlin, Stackebrandt'sche Buchh. 1841. 3 Thlr.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. 16te Lief. 1ste Abth. Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, von J. W. Zinkeisen. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, von J. W. Zinkeisen. 1ster Theil. Urgeschichte und Wachsthum des Reiches bis zum Jahre 1453. — 2te Abth. Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter, von W. Wachsmuth. 1ster Theil. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. Subscr.-Pr. 5 Thlr.

Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1841. Herausgegeben von J. F. Castelli. 19ter Jahrg. mit 6 Stahlstichen. 16. Wien, Tendler u. Schäfer. 2 Thlr. 8 Gr.

Rheinisches Jahrbuch. Herausgegeben von F. Freiligrath, C. Matzerath und K. Simrock. 2ter Jahrg. Gr. 12. Köln a. Rh., DuMont-Schauberg. 1841. 1 Thlr. 20 Gr.

de Kock. Das hübsche Mädchen aus der Vorstadt. Aus dem Französischen von W. Schultze und Fr. Steger. 2ter Theil. 8. 2 Thle. 2 Thlr. 16 Gr.

Lewald, Mörder und Gespenster. 2ter Band. 8. Stuttgart, Scheible. 1 Thlr.

Mager. Die moderne Philologie und die deutschen Schulen. Besonderer Abdruck aus der Pädagogischen Revue. Gr. 8. Stuttgart, Cast. 12 Gr.

Marryat. Der arme Jacob. Aus dem Englischen von C. Brinckmeier. 2ter Band. Mit Abbildungen nach Stanfield. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 16 Gr.

Mügge, Th., Toussaint. Ein Roman. 3 Theile. 8. Stuttgart, Hoffmann. 5 Thlr.

Mühlböck, R., Astro von Sondewall oder die Schauerhöhle. Eine Sage aus den Zeiten der Völkerwanderung. 8. Wien, Bauer und Dirnböck. 1841. 16 Gr.

Münch, E. v., Die letzten Zeiten der Hohenstaufen, in einer Reihe von Biographien und Monographien nebst der Geschichte der Volkspoesie des dreizehnten Jahrhunderts, aus den Quellen neu bearbeitet. 1ster Band: König Enzio. — Auch u. d. T.: König Enzio. Aus den Quellen neu bearbeitet mit Beilagen historisch-kritischen, poetischen und urkundlichen Inhalts. Gr. 8. Stuttgart, Cast. 1841. 2 Thlr. 4 Gr.

Parthey, G., Wanderungen durch Sicilien und die Levante. 1ster Theil. Sicilien. Malta. — 2ter Theil. Das Nilthal. — Auch u. den T.: Wanderungen durch Sicilien und Malta. Wanderungen durch das Nilthal. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 1834, 40. 4 Thlr.

Rein, L., Novellen. 1stes Bändchen. Inhalt: Der Rheinschiffer. Donna Cia. — 2tes Bändchen. Inhalt: Der Tuchmacher aus Brügge. Die Templer. 8. Berlin, Hayn. 2 Thlr.

Das vierte Säcularfest der Erfindung der Buchdruckerkunst, begangen zu Stuttgart am 24. und 25. Juni 1840. Mit 1 Ansicht des Marktplatzes am Festtage und 1 Abbildung des Festzuges. Schmal gr. 4. Stuttgart, Liesching. 12 Gr.

Saint-Aubin, Horace de. Der Freiherr von Roche-Gorbon oder der Bannfluch. Aus dem Französischen von v. Wedell. 2 Theile. 8. Wesel, Prinz. 1841. 2 Thlr.

Satori, (Neumann) J., Elisabeth, Prinzessin von Böhmen. Eine historische Erzählung. 8. Leipzig, Meißner. 1841. 1 Thlr.

Schefer, L., Viel Sinne, viel Köpfe. Eine Zaubergeschichte. Kl. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Schilling, G., Geschichte der heutigen oder modernen Musik. In ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte dargestellt. Gr. 8. Karlsruhe, Groos. 4 Thlr. 16 Gr.

Schlenkert's, F. Ch., historisch-dramatische Werke. Herausgegeben von H. E. Maukisch. 1ste Abth. Friedrich mit der gebissenen Wange. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Friedrich mit der gebissenen Wange. Eine dialogisirte Geschichte von Fr. Ch. Schlenkert. 8. Leipzig, Melzer. 4 Thle. 3 Thlr.

Schulze, W., Heine Alemann und seine Familie. Historisch-romantisches Gemälde der Belagerung Magdeburg's durch Churfürst Moritz. 8. Magdeburg, Schmilinsky. 1841. 1 Thlr. 12 Gr.

Sherry. Leben und Abenteuer Valentin Vox des Bauchredners. Aus dem Englischen von C. Brinckmeier. 3ter Band. Mit Abbildungen nach Onwhyn. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 16 Gr.

Storch, L., Nepenthes. Neueste Novellen und Erzählungen. 4 Bände. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1841. 5 Thlr.

Ueber die Interessen Europens. Nach Ansichten des Philosophen von Sanssouci. 8. Leipzig, Gebr. Schumann. 18 Gr.

Universal-Lexicon der Tonkunst. Supplementband. Bearbeitet und herausgegeben von G. Schilling. 2te, 3te Lief. Gr. 8. (Eisenhofer—Phrygisch.) Stuttgart, Köhler. 20 Gr.

Willkomm, E., Der Traumdeuter. Ein Roman. Kl. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1 Thlr. 18 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 344. —— 9. December 1840.


1. Sämmtliche Gedichte von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen von Gottlieb Mohnike. Drei Theile. Leipzig, Enobloch. 1840. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.
2. Esaias Tegnér's Leben gezeichnet von Franz Michael Franzén. Deutsch von Gottlieb Mohnike. Leipzig, Enobloch. 1840. Gr. 8. 9 Gr.

Ein bekannter Kritiker stellte vor mehren Jahren, bei Gelegenheit der Beurtheilung eines Gemäldes auf der berliner Kunstausstellung, Ingeborg und Frithiof, ich weiß nicht mehr von welchem Maler, den Satz auf: die Künstler sollten sich vor dem Misgriffe hüten, ihre Gegenstände aus minder bekannten Gedichten zu wählen. Nur Dichtungen, welche den Stempel der Classicität errungen, wären entsprechende Vorwürfe für die Kunst. Der Satz an sich ließe sich kaum dann rechtfertigen, wenn über die Grenzen des „Bekannten" und des „Classischen" eine Übereinkunft zu ermitteln wäre. Jener Kritiker, geachtet wegen seiner Kunstansichten und Belesenheit in der classischen Literatur des Alterthums, wenn er nicht zufällig ein Deutscher, und gerade ein gebildeter Norddeutscher war, hätte aber aus diesem Gesichtspunkte, allgemeiner genommen, die Mehrzahl der historischen Bilder jener Ausstellung verwerfen müssen. Denn besonders die aus der düsseldorfer Schule beschäftigten sich fast allein mit Darstellungen aus Goethe'schen, Uhland'schen und andern Gedichten. Wer, außer einem gebildeten Deutschen, kannte diese romantischen Dichtungen, und zumal die gewählten Gegenstände? Die Maler dieser Schule setzten etwas darin, die unscheinbaren Züge der Dichtung aufzugreifen und diese selbstschöpferisch hervorzukehren. So entstand Lessing's noch immer größtes Bild: das trauernde Königspaar. Wer, selbst im gebildeten Deutschland, hatte das Uhland'sche Gedicht so vor Augen, daß ihm auf der Stelle in dem Bilde alle Bezüglichkeiten der Dichtung eingefallen wären, daß er vergleichen und den Maler nach dem Dichter richten können! Wie der Dichter das Recht hat, das historische Factum nach seiner Ansicht zu wenden, zu drehen, es zu vergrößern und zu verkleinern, steht es auch dem Künstler zu, das Gedicht in sich zu Dem, was er will, zu verarbeiten. Der classische Typus ist nur im Alterthume gegeben, und auch da nur, weil das Alterthum abgeschlossen hinter uns liegt; wenn es noch lebte, wäre Recht und Pflicht da, es in unserm Sinne durch- und fortzuarbeiten. Für den Künstler ist nichts unbekannt, wenn er Kraft in sich fühlt, was bisher im Dunkeln lag, durch seinen Genius ans Licht zu stellen. So ist Uhland's kleines Lied zu einer großen, künstlerischen Thatsache geworden. Und so hat Tegnér, für uns nicht Nordländer wenigstens, die alte dunkele Frithiofssaga zu einem poetischen Sterne erhoben, der durch alle Länder leuchtet.

Ob jener Kritiker damals selbst Tegnér's berühmtes Gedicht nicht gekannt, lassen wir dahingestellt; vielleicht auch nur, daß er in seinem classischen Eifer einer romantischen Richtung, die er gering schätzte, einen Seitenhieb geben wollte. Die Zeit hat sich geändert und des schwedischen Dichters „Frithiof" ist zu einem Allgemeingute der poetischen Literatur geworden; in Deutschland allein ist das Gedicht vier- bis fünfmal übersetzt und schon in Nachdrücken erschienen, die Kunst hat es vielfach illustrirt, und der gelehrte Übersetzer, Hr. Mohnike, findet sogar schon für nöthig, eine eigene Frithiofsliteratur zusammenzustellen. Wie es in Schweden selbst bewundert, verehrt, vervielfältigt wird und seinem Verfasser nicht allein Ruhm, sondern auch äußere Vortheile und Ehrenstellen verschafft hat, ist bekannt. Der Dichter des „Frithiof" wurde Bischof und als Bischof von Einfluß auf die Staatsangelegenheiten seines Vaterlandes. Mit vollem Rechte. Wer so sein Vaterland verherrlicht, hat eine Befugniß und Pflicht, seine Stimme über dessen Wohl und Weh tönen und gelten zu lassen, und wir wünschen nur, daß die Einseitigkeit der Factionswuth, wenn Tegnér's selbständiger Sinn nicht von der Strömung sich will fortreißen lassen, sondern den eigenen Weg einschlagen, ihm, wenn nicht seine Stellung — dies ist uns gleichgültig —, aber seine Dichterlust verkümmere. Ein großes neues Gedicht des Bischofs, von dem man sich ein neues, schwedisches Nationalepos verspricht: „Gerda", soll vollendet sein, und seine Verehrer hoffen, daß es an dichterischem Gehalte und Wirkung noch die „Frithiofssaga" übertreffen werde.

Die Harfe des Nordens, in deren Saiten Tegnér griff, hat schöne, edle, klangreiche Töne gegeben, die über die germanische Welt, bis hin an die romanische erklungen sind — denn auch französische Übersetzer haben sich daran versucht. Wie aber kommt es, daß diese Harfen-

klänge uns wol zur Bewunderung gestimmt, aber nicht hingerissen haben? Was hinreißt, erweckt Nachfolger. Diese sind ausgeblieben bei uns und anderwärts; und selbst was wir aus Schweden davon hören, ist unbedeutend. Als Walter Scott seine Harfe des Nordens anschlug, wirkte er wie ein Zauberer. Seine Töne durchrieselten die Herzen der germanischen Völker aller Zungen und Zonen, sie entzückten die romanische Welt, sie drangen wirkungsreich bis in die slawische. Er beschwor eine untergegangene Welt herauf, er belebte die Gegenwart durch seine kernigen, kräftigen Darstellungen befreundeter Charaktere und ein Heer von Nachfolgern stand in allen Ländern auf. Ist Tegnér's Kraft schwächer? Er ist so stark in seiner Art, als die Art es fodert. Aber die wunderbare, dämonische Farbenwelt des Schotten ist eine andere als die des Schweden. Auch der Norden hat sich mannichfach gestaltet, ausgebildet. Aber die französisch-classische Bildung hat in Schweden früh Eingang gefunden; sie harmonirte in ihrer Klarheit und Präcision mit der Natur und den Menschen, die sie dort vorfand. Der kalte Ostwind, der von den asiatischen Steppen herüberweht, verscheucht die Nebel und Düfte, er sondert und schließt die Individualitäten. In den schwedischen Wäldern sieht man nicht den schwellenden Waldduft, man sieht die einzelnen Bäume, jeden abgeschlossen in sich, der Witterung die Stirne bietend. So liegen auf den Feldern die Granitfelsen und Steine, isolirt, von allen Seiten von Wind und Wetter umfegt. Und die schwedische Menschennatur ist nicht anders. Daß das Gemüthselement in einer religiösen Richtung sich einmal im Nebel gefiel und träumende Swedenborgianer erzeugte, ist eine Ausnahme von der Regel. Im Allgemeinen ist der Schwede zur Präcision und Klarheit von Natur geneigt, er liebt das Klare und Durchsichtige, wie es das Himmelsblau über ihm ist. Daher fand hier die Classicität, wie die Franzosen sie in die moderne Welt eingebürgert, auch abgesehen von den politischen Bezüglichkeiten zwischen Frankreich und Schweden, besonders günstigen Eingang und hielt sich länger als in allen übrigen Ländern, ja zum Theil länger als in Frankreich selbst. Unter dem Namen der Phosphoristen trat erst sehr spät eine romantisch-nationale Opposition auf. Sie war stark, weil sie sich auf ein volksthümliches Alterthum stützte, sie war schwach, weil sie Gefühle und Empfindungen in Anspruch nahm, die der Nation und ihrer Bildung fremd waren. Je kecker, übermüthiger sie auftrat, um so heftiger war der Widerstand, und die Sympathien für diese jungen Talente blieben um so mehr aus, als sie noch mit Stimmen und Mitteln kämpften, die in andern Ländern, nach der gelungenen Revolution, schon als stumpf und abgenutzt reponirt waren. Ihnen fehlte außerdem ein durchgreifendes positives Talent; durch Worte und Gründe allein, ohne Werke, siegt keine neue ästhetische Schule auf die Dauer.

Da trat Tegnér auf, durch Werke und Worte zwischen den classischen Alten und romantischen Jungen vermittelnd. Nach seiner eigenen Erklärung hielt er eine Krisis in der schwedischen Poesie für nothwendig, aber die deutschen Theorien „mit ihrer gangbaren Karfunkelpoesie" waren ihm zuwider. Diese Krisis mußte auf eine selbständigere Weise geschehen und die neue schwedische Schule erschien ihm allzu negativ, ihr kritisches Einherfahren allzu ungerecht. In letzterer Beziehung nahm er, wie bekannt, sich des von den Phosphoristen allzu barsch angegriffenen Altershauptes der schwedischen Literatur, des Dichters Leopold, durch Wort und That an. Dagegen behauptete er auch gegen ihn die Rechte der Dichtung an den einheimischen Schätzen der Vorzeit und prophezeite der schwedischen Literatur durch Anwendung der skandinavischen Saga und ihres Mythus die Auferweckung eines neuen Lebens. Wie er durch die That dazu gewirkt, beweisen sein „Axel", sein „Frithiof" und andere Gedichte. Klar, verständig, stark und durchsichtig sind alle seine Dichtungen; er athmet in reiner Begeisterung für sein Volk, aber er kann diese Begeisterung nicht *mittheilen*. Wir ehren sie, aber wir werden nicht damit *fortgerissen*. Durch verscheuerte, idealisirte Darstellung des Poetischen in den Bildern der Vorzeit verschafft er ihnen allerdings eine allgemeinere Theilnahme; jedoch diese Theilnahme geht nicht ins Blut. Das Nationale ist zu sehr abgeklärt. Wodurch machte es ein Shakspeare möglich, wodurch Scott, daß wir mit Leib und Seele für sein England, für sein Schottland Partei nehmen, indem sie die Fahnen dafür aufrollen? Als Romantiker in unserm Sinne streichen sie von dem heimischen Metall den eigenthümlichen Rost, den Nebelanflug, das Moos und die Spuren der Witterung nicht so ab, daß uns nicht schon die örtliche Färbung allein dafür besticht! Unsere Karfunkelpoesie haben wir Deutsche längst zu Grabe getragen, auch wir lieben das Plastische, Klare, der Nebel darf nicht das Gemälde füllen; aber in duftiger Ferne mögen wir ihn noch gern dulden, die Kunst will ebenso wenig das Nackte allein, als die Natur ihre Wahrheiten schroff nebeneinanderstellte. Sie gab manche verschmelzende Tinten, die die rauhen Formen und die schroffen Abgründe weniger schreckhaft zeigen. Gemüth, Ahnung, Humor, wer zählt alle deren Nuancen auf, wodurch das Leben erträglich wird und die Kunst uns schmeichelt. Die schwedische edlere Poesie durchhaucht der trübsinnige kalte Geist des Nordens. Er brütet nicht an Ahnungen, aber an trüben Reflexionen. Wenig Sonnenlicht, nirgend ein kecker Ausbruch der Lust. Daher Bewunderung vor diesen durchklärten, edeln Gestalten und Handlungen, aber ihre Atmosphäre ist nicht unsere. Wir sehnen uns, nachdem wir genug bewundert, dahin, wo uns heimlich und heimisch ist.

Tegnér's Kraft ist nicht in allen Gedichten dieselbe. Am meisten bewundert ist sein „Frithiof", und mit Recht. Er hat in diesem krystallenen Prachtgebäude die ganze mythologische Herrlichkeit des Nordens geschickt angebracht, reine, edle Thaten, die Naturkraft der rohen Heldenwelt idealisirt; aber es ist kein Winkelchen, wo es uns Menschen von heut gemüthlich wird, keine Bärenhaut hinterm Herde, keine warme Bank auf dem Ofen. Anders

darin ist sein „Axel", eine weit einfachere Dichtung; aber die patriotische Wehmuth durchhaucht mit einer gewissen Wärme das Ganze und die Innigkeit der Auffassung nähert sich dem, was wir Gemüth nennen. Dagegen kann der Dichter in andern Poesien, besonders wo er reflectirend oder belehrend auftreten will, in den trostlos nüchternen Ernst und jenes skandirende Moralisiren verfallen, welches, eine Mitgift der französischen Classicität, uns als ein Gegengift aller Poesie erscheint. Solche patriotische Gedichte, wie das von der Akademie gekrönte und belohnte auf sein Vaterland, das anhebt:

Land, wo die Väter ruh'n, du Wiege meiner Jugend,
Volk, das im Heldenland vergißt der Helden Tugend!
Dir weih' ich einen Sang aus meinem schatt'gen Thal;
Das Schmeicheln lullt dich ein, hör Wahrheit auch einmal u. s. w.

könnte in Deutschland nicht mehr vorkommen. Die Summa unsers wiedergewonnenen poetischen Geschmacks rebellirt gegen die Monotonie solcher Threnodien. Was auch unser Humor, unsere Ironie sonst versündigt haben mögen, diese Leierkasten und Glockenspiele, gestimmt auf thränenreiche Vaterlandsmelodien, haben sie fortgebissen. Nur der Holländer noch gefällt sich, so mit Thränen in den Augen die Herrlichkeit seines Vaterlandes sich ins Gewissen zu singen. Mir kam der Ernst dabei zwar ehrenwerth, aber höchst komisch zugleich vor. Übrigens ist das Gedicht „Swea" (1811 gedichtet) ein Product der Jünglingsjahre des Dichters. Der gewiegte Mann hat sich anders, körniger, schon vernehmen lassen, und wir sind begierig zu hören, wie der gereifte Dichter, der Kirchenfürst und Staatsmann, in seinem neuesten Werke „Gerda" seine Stimme wird ertönen lassen.

Tegnér's Leben, von seinem Verehrer und von ihm Verehrten, dem jetzigen Bischof Franzén geschrieben, bietet des Besondern und Charakteristischen wenig. Es ist aber abgefaßt, wie man in Devotion vor einem großen Manne die Haupt- und Staatsactionen seines Lebens submissest nebeneinanderstellt und ihn überall möglichst rein und nobel zu malen unternimmt, damit Niemand einen Anstoß nehme. Da ist nichts von Schwächen, auch nichts von solchen Zügen aus dem Kleinleben, daraus man einen Blick auf den Entwickelungsgang seiner Ideen thun könnte. So etwas wäre gegen die schwedischen Dehors. Und doch laufen Gerüchte von Tegnér um, die ihn gar nicht in solchen negativen Heiligenschein hüllen, dagegen weit aufgeweckter und liebenswürdiger zeichnen. Nur der Zug ist bemerkenswerth, daß er als Student drauf und dran war cum infamia relegirt zu werden, wegen eines sehr verzeihlichen jugendlichen Muthwillens, an dem er nicht einmal unmittelbar Theil hatte. Wäre er auch in diesem Falle der Dichter seines Volks geworden?

Hrn. Mohnike's Verdienste als gelehrter Kenner der skandinavischen Literatur sind anerkannt, desgleichen, daß seine Übersetzungen, wenn auch nicht von poetischer Reproductionskraft sprudelnd, unter den vorhandenen doch die vorzüglichsten sind. Fleiß, Treue und Geschick reichen auch hier vielleicht aus, während sie bei einem Shakspeare, Calderon und Dante zu wenig wären. Diese schätzenswerthe Gesammtausgabe, mit der gehörigen Literatur und Anmerkungen versehen, ist auch von der Buchhandlung würdig und schön ausgestattet. 41.

---

Correspondance inédite de Henri IV., roi de France et de Navarre, avec Maurice le Savant, Landgrave de Hesse; accompagnée de notes et éclaircissemens historiques par M. *de Rommel.* Hamburg, Perthes; Paris, Renouard. 1840. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Der berühmte Geschichtschreiber Hessens hat sich um die Geschichte seines Vaterlandes durch die Herausgabe einer Correspondenz des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel mit Heinrich IV. von Frankreich ein neues Verdienst erworben und einen schätzbaren Beitrag zur Kenntniß der deutschen Verhältnisse im Anfange des 17. Jahrhunderts geliefert. Die im vorliegenden Buche veröffentlichten Briefe zweier durch Thatkraft und hellen Blick ausgezeichneten Fürsten sind von Hrn. v. Rommel in dem kurhessischen Staatsarchive aufgefunden und mit diplomatischer Treue abgedruckt worden, die Briefe Heinrich's IV. nach den Originalen, die des Landgrafen nach den Brouillons und Concepten, da Hr. v. Rommel erst späterhin (nach seiner Anzeige in den „Göttinger gelehrten Anzeigen", 1840, Nr. 77) in Erfahrung gebracht hatte, daß sich die Originale der landgräflichen Briefe in der kaiserlichen Bibliothek zu St.-Petersburg befinden.

Wenn man nun auch in diesen Briefen, die in den Jahren 1592—1607 geschrieben sind, eine ausführliche Mittheilung über das berühmte Project Heinrich's IV., einen allgemeinen und immerwährenden Frieden in Europa zu begründen, vermißt, so geben sie doch die deutlichsten Beweise von den Bemühungen desselben Königs, die Pacification Europas durch ein besseres Gleichgewicht unter den einzelnen Staaten und durch die Beschränkung der habsburgischen Übermacht herbeizuführen, wozu er die religiöse Toleranz als eins der zweckmäßigsten Mittel erachtete. Demnach trat er, der katholische König, in ein engeres Verhältniß zu einem reformirten Fürsten, zu dem Landgrafen von Hessen, den er als einen der geistreichsten unter den damals Regierenden erkannt hatte und dessen warmen Eifer für die Sache seiner Religion er nach Gebühr hochschätzte. Hören wir darüber die eigenen Worte des Landgrafen, als dieser im J. 1602 nach Paris gereist war. Beide Fürsten waren über die Nothwendigkeit einer Union unter den protestantischen Fürsten Deutschlands, um die drohende Macht Östrichs zu beschränken, übereingekommen, wobei Heinrich seine Unterstützung versprach. „Mon cousin", sagte er in einer am 1. Oct. gehaltenen Unterredung, „vous irez dire aux princes d'Allemagne, qui vous sont affidés, que je le veux bien, et que je vous aiderai et maintiendrai en tout, seulement que vous soyez bien unis et gouverniez vos affaires avec bon conseil" (S. 77). Auch von Seiten seiner religiösen Grundsätze beruhigte er den Landgrafen in einer zweiten Unterredung am 5. Oct. vollkommen. „Quant à la religion (réformée)", schreibt derselbe in seinem Tagebuche, „le roi s'ouvrit dans cette occasion très amplement, m'assurant plusieurs fois avec grandes protestations „qu'il étoit encore dévoué à la religion (réformée), et que même il avoit le dessein d'en faire de nouveau, avant sa fin, une confession publique", ajoutant qu'il sentait une véritable affection pour la maison de Hesse, et que je devais certainement compter sur lui, car en cas de péril, il perdrait plutôt sa couronne que de manquer à me secourir" (S. 79). Zu gleicher Zeit ernannte der König den Landgrafen zum Colonel général des gens de guerre Allemands und gab ihm hierdurch eine Gelegenheit, den Briefwechsel nicht allein fortzusetzen, sondern auch mit einer größern Vertraulichkeit zu führen.

Und in diesem Sinne, mit Geradheit und Offenheit von

beiden Seiten, sind auch die gegenseitigen Briefe geschrieben, in denen der Wunsch, etwas dem deutschen Reiche und der gesammten Christenheit Ersprießliches zu leisten (la propagation du bien public ist der gewöhnliche Ausdruck) auf das Deutlichste hervortritt. Die Unterhandlungen zwischen den einzelnen Fürsten, namentlich zwischen den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, zogen sich indeß sehr in die Länge, die einzelnen Interessen waren schwer zu vereinigen und nicht alle protestantischen Fürsten entschlossen sich schnell der Union beizutreten. Aber die Gesinnungen des Königs und des Landgrafen blieben unverändert dieselben. Wir wollen dazu nur zwei Belege geben. So schreibt Heinrich an den Landgrafen unter dem 23. Dec. 1606: „Je n'ay jamais doubté de vostre bonne volonté au bien et advancement de ceste Union, de laquelle vous m'avez voulu, par vostre lettre du 28. d'octobre, de nouveau donner si ample tesmoignage; car je me suis promis cela et de vostre affection à la manutention de la dite cause publique, autant ou plus que de pas ung aultre prince, et de vostre prudence a sçavoir acortement acheminer la dite Union pour le bien auquel on aspire, qui est tant digne d'ung coeur vrayement généreux, comme l'effect en est desiré par les gens de bien" (S. 337). Da nun der Landgraf trotz seines guten Willens sich mit der oft versteckten und egoistischen Politik der protestantischen Fürsten nicht vereinigen konnte, und selbst seinen Beitritt zur Union zu verweigern Anlaß hatte, so mußte er befürchten, daß der König gegen ihn Verdacht schöpfen könnte. Er setzt ihm also in mehren Schreiben seine Motive auseinander und erklärt, wie er stets bereitwillig sein würde, der Sache der Religion zu dienen, selbst wenn er sich nicht der Union angeschlossen hätte. „Ich habe", schreibt er am 7. Nov. 1608, „ihnen versprochen, que si, entre cy et la, il tomboit quelque chose sur les bras de ces Messieurs Unis, que je me sentois obligé, par raison d'estat et de conformité de religion, de les assister avec la mesme portion à laquelle j'aurois pu estre taxé en y entrant. Ce que je garderay aussi loyaulment et de bonne foy" (S. 378).

Wir können jetzt nicht auf die weitern Details dieser interessanten Correspondenz eingehen, in der wir auf der einen Seite die großartige Politik Heinrich's und seines Sully erkennen, auf der andern die echte Würde des deutschen Reichsfürsten wahrnehmen, der sich nicht, wie so viele nach ihm gethan haben, an Frankreichs König wegwirft und über dem eigenen Vortheil ganz den des gemeinsamen Vaterlandes vergißt. Wäre hier der Ort dazu, so ließe sich zwischen dieser Correspondenz Heinrich's mit einem deutschen Fürsten und dem Verkehr Ludwig's XIV. mit den deutschen Fürsten seiner Zeit oder den Verhandlungen Napoleon's mit den Fürsten des Rheinbundes eine Parallele durchführen, welche die Wichtigkeit der durch Hrn. v. Rommel bekannt gemachten Briefe in das beste Licht setzen würde. Die letztern sind übrigens ein besonders ehrenvoller Beitrag zur Charakterschilderung Heinrich's IV., dem neuerdings Sismondi in dem letzten Bande seiner französischen Geschichte die Glorie zu entreißen gesucht hat, mit welcher man in Frankreich so lange, und in einzelnen Zeitabschnitten auch nicht ohne Affectation, das Andenken dieses Königs umkleidet hatte. Schon der Engländer Burke hatte hierüber sehr richtig gesprochen („Reflections on the revolution in France", S. 200), und jetzt verdanken die Franzosen neue Aufschlüsse über die Liebenswürdigkeit ihres Lieblingskönigs einem deutschen Gelehrten, dem auch König Ludwig Philipp durch Übersendung einer großen goldenen Medaille dafür seine besondere Werthschätzung an den Tag gelegt hat.

Außer dieser deutschen Angelegenheit werden aber auch innere Angelegenheiten Frankreichs und allgemeine europäische Verhältnisse in diesen Briefen zur Sprache gebracht. Von den erstern erwähnen wir hier die Mishelligkeiten des Königs Heinrich mit dem Herzoge von Bouillon zu Sedan, dem Haupte der Hugenotten und einen nahen Verwandten des Kurfürsten von der Pfalz. Der Landgraf Moritz zeigt sich hier als einsichtsvollen Vermittler, und da auf der andern Seite der König mit Mäßigkeit und Klugheit verfuhr (vergl. S. 262, 303), so wurden die Streitigkeiten auch glücklich ausgeglichen. In sehr achtbarer Weise äußert sich auch der König (Brief vom 14. Febr. 1604) über die Befürchtungen, welche der Landgraf wegen des bevorstehenden Einflusses der Jesuiten in Frankreich ausgesprochen hatte, „qu'il ne sera en la puissance des Jesuites, ny à autres, de me faire changer d'opinion, ny de résolution" (S. 167). Was sonst in den bezeichneten Jahren sich in Spanien, in Holland, in England, in Polen, in Ungarn, in den übrigen östreichischen Staaten ereignete, ferner die Streitigkeiten in einzelnen deutschen Staaten, wie im Braunschweigischen, wo Herzog Heinrich Julius im übeln Vernehmen mit der Stadt Braunschweig stand, dann die Wechselfälle des Türkenkriegs in Ungarn, die Empörung des Erzherzogs Matthias gegen Kaiser Rudolf II., Alles dies und vieles Andere gibt Gelegenheit zu vertraulichen Erörterungen, die von den Geschichtschreibern dieser Zeit nicht übersehen werden dürfen. Die letzten Briefe beziehen sich auf den Ausbruch des jülich-clevischen Erbfolgekrieges.

Die wachsende Vertraulichkeit beider Fürsten gibt sich auch in der wiederholten Erwähnung ihrer häuslichen Angelegenheiten, in der herzlichen Theilnahme an Heirathen, Entbindungen der fürstlichen Gemahlinnen und in andern freundschaftlichen Erkundigungen vielfach zu erkennen. Von besonderm Interesse ist das aus dem Deutschen in das Französische übertragene Tagebuch des Landgrafen über seine Reise nach Paris und den dortigen Aufenthalt, aus dem man hinlänglich wahrnehmen kann, wie gebildet der Geist dieses Fürsten war, wie aufmerksam er sich für alles Wissenswürdige erwies, und auch wieder wohlbewandert im Gespräch mit dem Könige über Pferde und Jagden, und wie freimüthig er sich gegen dessen Minister Villeroie aussprach. Als derselbe nämlich über die fortwährende Geldnoth seines Herrn klagte, entgegnete der Landgraf: „Réglez, je vous en prie, les affaires, de sorte que le Roi fasse pour deux années cesser les grands bâtimens; car avec l'argent épargné nous lui construirons un palais tout propre à ses intentions, à son agrandissement et à sa gloire" (S. 72).

Der deutsche Herausgeber hat durch eine gründliche historische Einleitung, durch zweckmäßige Anmerkungen, durch Überschriften und Register dem an sich schon interessanten Buche noch einen höhern Werth gegeben. Zu solchen Zugaben war aber nicht leicht ein Anderer so geschickt als Hr. v. Rommel, der so tief in die hessische Landesgeschichte eingedrungen ist. Einer rühmlichen Erwähnung verdient auch noch die bei den Dechiffriren einzelner Stellen mittels des vorgefundenen Schlüssels angewendete Mühe. 11.

## Literarische Notizen.

Berlioz, welcher die Schumann'schen Melodien zu mehren Gedichten von Heine empfiehlt, nennt Letztern einen halbfranzösischen Deutschen, dessen Prosa funkele und erschüttere wie eine elektrische Batterie und dessen Verse in Deutschland wenigstens ebenso volksthümlich seien wie die Lieder Béranger's in Frankreich. Heine ein Volkssänger wie Béranger! Diese Ansicht fehlte noch, um die kreuz- und querlaufenden Begriffe über Heine gänzlich zu verwirren.

Hr. Bignan, bekannt durch seine Übersetzung des Homer u. s. w., hat sich in einem neuen Genre versucht. Unter dem Titel „La manie de la politique" schrieb er ein fünfactiges Stück in Versen, ein Lustspiel, welches an Geist und pikanten Zügen reich sein soll. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 345. —— 10. December 1840.


Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Erster und zweiter Band. Übersetzt von J. D. Gries. Zweite, durchgesehene Ausgabe. Berlin, Nicolai. 1840. 16. 1 Thlr.

Es war eine Zeit, wo Calderon unter uns Deutschen viel genannt und besprochen wurde, auch häufig über die Bühne ging. Die Übersetzung, die A. W. v. Schlegel 1803 gab, und seine gleichzeitigen Vorlesungen in Berlin machten zuerst mit dem großen Dichtergenius bekannt; denn zuvor hatte man nicht viel mehr als literarische Notizen von ihm. Goethe, auf alles Große aufmerksam und von dem Gedanken erfüllt, daß eine Weltliteratur sich vorbereite, äußerte sich wiederholt öffentlich über den Dichter, der auch ihm jetzt erst bekannt geworden war; und, wie denn bei ihm der Gedanke sogleich zur That wurde, er ließ den Spanier den Deutschen auf der Bühne lebendig werden. „Die große Zenobia" und „Der standhafte Prinz", namentlich der letztere, von Wolff auf dem weimarischen Theater vortrefflich dargestellt, machten das Publicum empfänglich für die hohe, in ihrer Fülle und Macht eben nicht leicht zu fassende Schönheit des Fremdlings; andere Theater folgten. Gries, von Einsiedel und Goethe angeregt, wandte sein außerordentliches Talent dem außerordentlichen Geiste zu; andere Übersetzer strebten ihm mit mehr oder minder Glück nach und Calderon war bald ein gefeierter Name in Deutschland. Aber was wir so oft in der literarischen Welt finden, daß eine glänzende Erscheinung eine Zeit lang blendet und herrscht, dann verdunkelt oder vernachlässigt wird, das zeigte sich auch hier. Calderon wird weit seltener genannt als in den ersten beiden Decennien dieses Jahrhunderts. Dies ist zu natürlich, als daß man sich darüber wundern sollte. Wenn nur nicht ein kostbares Besitzthum, das den Deutschen einmal eigen geworden, dadurch, wenn auch ihnen nicht genommen, doch verkümmert, der Genuß Vielen entzogen würde! Und in dem Verlauf von fast 40 Jahren hat das Urtheil der Einsichtigen über Calderon sich gesetzt, gebildet; man ist von den Extravaganzen, durch die er anfangs umnebelt wurde, zurückgekommen; man erkennt neben seinem Großen auch seine schwachen Seiten; man sieht ein, daß er uns Deutschen nie Das werden kann, was Shakspeare ist. Da ist es denn dem besonnenen, aufrichtigen Verehrer des Dichters höchst erfreulich, daß dieselbe Buchhandlung, die vor 25 Jahren den ersten Band des Gries'schen Calderon herausgab, dann in Zwischenräumen demselben sechs andere folgen ließ, nunmehr eine neue Ausgabe der trefflichen Übersetzung darbietet. Darf man doch daraus schließen, daß Calderon noch immer Verehrer in Deutschland hat, darf man doch hoffen, daß dadurch die Lust an dem großen Dichter wieder von neuem werde belebt, das Studium desselben werde angeregt werden.

Die Ankündigung, welche die Nicolai'sche Buchhandlung der neuen Ausgabe voranschickte, enthält einen Brief des Übersetzers an den Verleger, durch den wir über das Verhältniß derselben zu der ersten unterrichtet werden. Die neue ist keine gänzliche Umarbeitung der frühern, und konnte es nicht sein, da diese von Gries in einer Zeit unternommen wurde, wo sich seine Grundsätze der Übersetzungskunst, nach vielfältiger Übung, gebildet und Festigkeit erlangt hatten. Ein Anderes war es mit desselben Übersetzers Tasso, den er, fast noch ein Jüngling, zu verdeutschen begann und nach 37 Jahren in einer fünften Ausgabe lieferte; ein Anderes auch mit dem Ariost, zwischen dessen zwei Ausgaben eine geraume, dem Studium der Übersetzungskunst gewidmete Zeit fällt. Dennoch würde man irren, wenn man das Wort auf dem Titel: Durchgesehene Ausgabe in dem Sinne nähme, wie es von manchen Andern, auf deren Titeln es sich findet, zu nehmen ist. Wir werden weiter unten zeigen, wie streng Hr. Gries auch hier gegen sich gewesen, wie ernst er bemüht gewesen ist, das ihm Mögliche zu leisten.

In einem Briefe, den Goethe an Gries richtete, als dieser ihm den zweiten Band des deutschen Calderon zugesandt hatte — er ist in jener Subscriptionsankündigung abgedruckt — heißt es:

> Mein Aufenthalt im Orient hat mir den trefflichen Calderon, der seine arabische Bildung nicht verleugnet, nur noch werther gemacht; wie man edle Stammväter in würdigen Enkeln gern wiederfindet und bewundert.

Das Wort eines Mannes, der die Eigenthümlichkeit jedes Dinges so scharf aufzufassen wußte, der eben damals, zum Behuf seines „Divan", sich so eifrig mit dem Orient beschäftigte, hat Gewicht und macht uns fragen, worin denn eigentlich die Verwandtschaft des Spaniers mit dem Orient bestehe? Wie sie entstanden, daß orientalische Bildung von den Arabern aus dem nördlichen Afrika über das Meer nach Spanien gebracht worden, ist bekannt ge-

nung. So weiß man, daß die Araber im Mittelalter in Kunst und Wissenschaft sich auszeichneten. Die große Neigung, das tiefe Studium, das sie dem Aristoteles zuwandten, ihre Bemühungen um die mathematischen Wissenschaften beweisen, daß Verstand und Scharfsinn in hohem Grade bei ihnen cultivirt waren. Zu diesem kam nun die eigenthümliche glänzende Phantasie der Orientalen, ihre Lust an Tropen, ihre leidenschaftliche, man kann wol sagen, freche Rhetorik. Daß dieses Alles auf ein von den Arabern unterworfenes, lang behauptetes, in klimatischer Hinsicht nicht sehr verschiedenes Land wirken mußte, war nothwendig. Ein Element aber war, was beide Nationen, die Überwinder und die Überwundenen, immer auseinanderhielt, die Religion. Christenthum und Mohammedanismus blieben fortdauernd Feinde. Aber mit den obengenannten Eigenschaften verband sich jenes leicht; und wenn dasselbe sich innig mit dem Ritterwesen vermählte und ritterlicher Sinn den Spanier auf das innigste durchdrang, so mußte er diesen Sinn auch bei dem Feinde erkennen und höchlich schätzen. Der standhafte Prinz gibt uns im schönsten poetischen Bilde die Verwandtschaft des Spaniers mit dem Araber. Werden wir nach solchen Betrachtungen, die leicht mehr ins Einzelne gehen könnten, den Einfluß, den der Orient auf Spanien gehabt, verkennen? Lesen wir in den spanischen Romanceros, so werden wir überall in ihnen Anklänge aus dem Osten finden.

Dieser Einfluß zeigt sich besonders deutlich bei Calderon; Einfluß kann man kaum mehr sagen; seine innerste Natur ist von Orientalismus durchdrungen; er ist, wie Goethe sich ausdrückt, ein würdiger Enkel edler Stammväter. Was ihn von den deutschen Dichtern scheidet, weshalb er, wie auch bewundert von den Einsichtigen, nie dem Herzen des größern deutschen Publicums vertraulich werden wird, ist sein Mangel an Gemüth. Shakspeare, so reich an dieser Eigenschaft, ist ihm wie ein Landsmann, und es hat sich auch durch andere, jenem Gemüth die Wage haltende Eigenschaften in seiner Verehrung nicht stören lassen. Aber bei Calderon wiegt der Verstand vor, und dieser wird oft auf das spitzfindigste vorgetragen, oft in einer Fülle poetischen Ausdrucks, von Bildern, Tropen, oft von aller Kunst einer hyperbolischen Rhetorik, deren östliche Herkunft Goethe im „Divan" so schön nachweist. In dieser Hinsicht wie in mancher andern kann sich Calderon von seiner orientalischen Nationalität nicht losmachen. Wir werden uns damit nicht versöhnen. Wie wird der Deutsche je mit Gunst und Genuß die Schilderung einer verschleierten Schönen lesen können, wie sie in den „Verwickelungen des Zufalls" vorkommt? wo der Dichter, nachdem er eine Hand geschildert,

vom hellsten Glanze,
Die der Lilien und der Rosen
Fürstin war, und der als Sklave
Huldigte des Schnees Glanz,
Ein beschmuzter Afrikaner —

dann, um auch dem Fuße sein Lob zu spenden, dieses so anfängt:

Eifrig macht's ein kleiner Bach,
Welcher, Natter von Krystallen,
Zwischen niederm Gras vom plumpen
Fußtritt eines Baums zertrampelt,
Schnappte nach dem reichen Saum
Ihres Oberkleids, besalbend
Jener Fransen reines Gold
Mit des Speichels Alabaster;
Denn er zwang sie, um das Gift
Seiner Lippen abzuhalten,
Sehn zu lassen einen Fuß,
Von Gestalt und Schmuck so artig,
Daß er sprach: Ich bin Jasmin,
Aus des Schuhes Knosp' entfaltet —

oder wenn der Dichter (in den „Drei Vergeltungen in einer") ein anmuthiges Thal darstellt?

Einen Waffenplatz der Blumen,
Weil sie drinnen, wohl beschützet
Durch die Schanzen und die Gräben
Eines Bachs, nicht fürchten dürfen
Das Belagerungszeug der Sonne,
Noch die Streiferein der Stürme.

Es gehört wirklich in Calderon's System, so zu verfahren, und wir, denen hier alle Anmuth über solchen Tropen und Hyperbeln verschwindet, müssen annehmen, daß seinem Publicum dasselbe gemäß war. Merkwürdig ist in jener Hinsicht eine Stelle aus dem Festspiel: „Hüte dich vor stillem Wasser!", wo der Dichter, im Begriff, die Feier einer Verbindung Deutschlands und Spaniens durch eine Vermählung zu schildern, so bevorwortet:

O daß ich sie schildern könnte!
Doch, wie sehr ich mich bestrebe,
Unausführbar ist's, wenn nicht
Die Rhetorik mir gefällig
Ihrer Freiheiten Gebrauch
Wird in Redfiguren lehnen,
Mir verstattend, was man Bilder
Der Personendichtung nennt,
Da Unmögliches, ein niedrer
Vorwurf geistiger Ideen,
Sich entweder denket schweigend,
Oder auch sich darstellt redend.

Wenn wir aber dieses uns Widerstrebende überwinden, dann tritt mit einem Male der eigentliche Dichter hervor, in Scenen, die kein anderer erdacht, die sein schöpferisches Genie auf das glänzendste beurkunden. Wir erinnern nur an die, wo (im „Wunderthätigen Magus") Cyprian in heiliger Raserei vor den Stuhl des Statthalters stürzt und den Glauben der Christen mit feuriger Zunge predigt, wo (im „Leben ein Traum") Basil zu den Füßen seines Sohnes liegt, oder der standhafte Prinz als Geist seinen Portugiesen die Fackel vorträgt, siegreich an dem Orte, wo er in der härtesten Sklaverei sein Leben verlor.

Auch die Schauspiele, in denen sich die eigenthümlichste Nationalität ausspricht, entbehren nicht eines eigenen Zaubers. So kann man in dem Stück: „Hüte dich vor stillem Wasser!" nicht ohne Verwunderung betrachten, wie der Dichter die Schilderung einer königlichen Vermählungsfeier auf die Bühne gebracht hat. Jeder der drei Acte enthält die ausführliche Darstellung einer Prachtscene des hohen Festes; doch sind diese von lebendiger Handlung umgeben, und von einer Handlung, wie sie sich einzig zu

jenen Scenen schickt. Ein die menschliche Natur ernstlich berührender Gegenstand würde solche Scenen erdrückt und vernichtet haben; ja, selbst eine ernsthaftere Intrigue, wie sie in den Comedias de capa y espada vorkommen, hätte die Zuschauer zu sehr von dem Hoffeste abgelenkt; der Dichter wählte mit großem Verstande Handlung und Personen, durch die das königliche Fest gehoben werden mußte, sodaß es imposant und seiner hohen Bedeutung gemäß auf der Bühne erscheinen konnte. Und wie, wenn wir die Trefflichkeiten des „Lauten Geheimnisses" entwickeln wollten!

Bei solchen Vorzügen geben wir den Gegnern Calderon's gern auch die anderweitigen Mängel zu, die man diesem Dichter vorzuhalten pflegt. Dahin rechnen wir die oft allzu spitzfindige Anlage und Entwickelung eines Schauspiels, wie sich diese besonders in jenen Comedias zeigen, wo es uns Deutschen oft schwer wird, im Lesen alle die Fäden und Verschlingungen im Kopfe zu behalten, wodurch nur ein vollständiges Auffassen des Planes gelingt; ja, es gehört ein ganz vorzügliches Spiel auf der Bühne dazu, um die eigentliche Intention des Dichters anschaulich zu machen. Selbst in den ernsten Dramen ist diese Spitzfindigkeit manchmal störend, wie denn der Schluß der vortrefflichen „Locken Absalon's" uns einigermaßen erkältet, da der Dichter, wie in einem Rechnungsexempel, ein im Kleinsten genaues Facit zu ziehen sich bemüht. Dann sind uns, die wir an die unendlich mannichfaltige Welt Shakspeare's gewöhnt sind, die häufigen Wiederholungen Calderon's, die Familienähnlichkeit gar mancher seiner Stücke anstößig. So liebt er die orakelhaften Reden, wo eine Person etwas spricht, worauf eine andere, ohne Wissen, prophetisch antwortet; was in einzelnen Fällen, wie in der „Zenobia", allerdings eine herrliche Wirkung thut. Sehr häufig finden sich Anspielungen auf das Kartenspiel, Gleichnisse, davon hergenommen; wie denn selbst in den „Locken Absalon's" fünf bis sechs zum Theil weit ausgesponnene der Art vorkommen. Und wie unzählige Male finden wir blutgenetzte Schlachtfelder mit Nelken verglichen?

Und doch, welcher Freund der Kunst wird sich durch solche ihm nicht zusagende Eigenthümlichkeiten stören lassen in dem hohen Genusse, den die eigentliche Kunst des Dichters gewährt? Eben begegnet uns in dem weimarischen „Album zur Säcularfeier der Buchdruckerkunst" eine Schilderung, wie die oben erwähnte Scene aus dem „Standhaften Prinzen" auf Goethe wirkte, da er sie einer Gesellschaft vorlas. In der That, die Gewalt der Poesie ward Einem nie so lebendig, als wenn man den Schauspieler Wolff diese Scene spielen sah. Merkwürdig ist es auch, daß Goethe, der mehre Stücke Calderon's auf die Bühne brachte, doch dieses nur mit den ernsten gewagt hat. Ohne Zweifel wußte er auch die andern zu würdigen, sah aber ein, daß dieselben dem deutschen Publicum nicht faßlich, nicht gemüthlich sein können, daß dagegen Calderon's Eigenthümlichkeiten, die uns Fehler scheinen, vor der Erhabenheit und dem Ernst jener Stücke in Schatten treten und leichter in ihnen zu ertragen seien.

Von des Übersetzers Kunst hier ausführlich zu reden, würde überflüssig sein. Es sind jetzt 40 Jahre, da Gries durch seinen Tasso die schönsten Hoffnungen weckte; und wie hat er seit jener Zeit durch immer erneute Sorge für diesen Dichter, durch Verdeutschung des Ariost, des Fortiguerra, Bojardo, Calderon diese Hoffnungen gerechtfertigt! Wir wollen nicht verkennen, was auch andere Übersetzer aus den neuern Sprachen geleistet haben; aber darin wird uns wol kein Kundiger widersprechen, daß die mögliche Meisterschaft von Gries erreicht worden ist. Er thut, als ein leuchtendes Document, dar, was die auf einen Punkt concentrirte, durch nichts Fremdartiges zerstreute Kraft, was ausdauernder Fleiß und strenge Gewissenhaftigkeit vermögen. Dieser Fleiß, diese Gewissenhaftigkeit erweisen sich auch in der zweiten Ausgabe des Calderon.

In der frühern waren einige Stellen, zum Theil, weil sie im Apontes fehlten — die Keil'sche Ausgabe war damals noch nicht erschienen —, ausgelassen; sie sind nun eingereiht; so Th. 1, S. 188 die Schlußverse in der Rede des Persius, und Th. 2, S. 348 die Worte Clarin's: „Unwahr! denn sie weinte nicht" u. s. w. An einigen Stellen in der alten Ausgabe war der Sinn verfehlt, wie Th. 2, S. 207:

> Und wenn Seneca, der Spanier,
> Der als niedrer Sklave diente,
> König seines Lands sich nannte,
> Fleh' ich nun, als Sklave, dieses.

Wofür es nun richtig lautet:

> Und wenn Spaniens Seneca
> Sagt', ein König sei der niedre
> Sklave seiner Republik,
> Will ich dies, als Sklav', erbitten.

Vormals hieß es Th. 2, S. 235:

> Du hast
> Schon fürwahr mehr als den halben
> Weg zurückgelegt. Komm, Livia!
> Vorwärts! Livia, komm Livianchen!

wo der Übersetzer den Sinn des Originals: Llega, Libia, al na, y sé liviana! nicht richtig gefaßt hatte. Clarin will sagen: „Setze deinem Namen Livia noch das na zu und sei liviana (d. i. leichtfertig). Jetzt heißt es:

> Aber da dein Name mehr
> Als den halben Weg schon machte,
> Mach die andre Hälfte nun:
> Livia, komm! sei mein Livianchen!

Freilich hätte hier wol eine Note noth gethan, um dem des Spanischen nicht kundigen Leser den Sinn des Livianchen anzugeben.

Die Nachlässigkeit im zweiten Theil (S. 22), wo es dem sonst so genauen Übersetzer begegnete, in einer assonirenden Scene eine Assonanz auszulassen, ist in der neuen Ausgabe beseitigt.

Wie sehr es Hrn. Gries um Wohllaut und anmuthige Bewegung zu thun war, das geht aus dem herrlichen Monolog des Sigismund im „Leben ein Traum" (Th. 2, S. 14) hervor. Las man die frühere Verdeutschung, dann glaubte man, das Äußerste sei erreicht; und doch hat diese Scene in der neuen gewonnen, besonders dadurch, daß ein öfters wiederkehrender weiblicher Reim,

der etwas Schleppendes hineinbrachte, durch einen männlichen verdrängt ist.

So könnten wir noch gar manche Stellen anführen, um zu beweisen, daß Hr. Gries, wenn er die neue Ausgabe eine durchgesehene nennt, eher zu wenig als zu viel gesagt, daß er sich redlich bemüht hat, auch diesem Werke die möglichste Vollendung zu geben. Möge sein Bemühen anerkannt werden! und möge dasselbe die Liebe zu dem großen Dichter wach erhalten und dem Studium, das er so wohl verdient, einen neuen Anstoß geben! Möge vor Allem Gries ermuntert werden, noch mehre Stücke Calderon's zu übersetzen!

Wir müssen zum Schluß auch der Verlagshandlung den ihr gebührenden Dank aussprechen. Sie hat, bei großer Wohlfeilheit (das Bändchen kostet nur 12 Gr.), etwas sehr Anmuthiges geliefert; Druck, Papier, Correctheit sind von einer Art, daß jeder Liebhaber von guten Büchern mit Lust diese Bändchen in seiner Sammlung aufstellen wird. 14.

---

## Eichhoff's Werk über Sprache und Literatur der Slawen.

Ein interessantes Buch ist die „Histoire de la langue et de la littérature des Slaves, Russes, Serbes, Bohèmes, Polonais et Lettons, considerées dans leur orgine indienne, leurs anciens momens et leur état présent", von F. G. Eichhoff (Paris 1839). Das Buch ist, wenn auch keineswegs erschöpfend, ganz geeignet, die Aufmerksamkeit der Franzosen auf den Gegenstand zu leiten, den es behandelt; es langweilt nirgend, ist angenehm geschrieben und entfaltet sich in glänzenden Gemälden und blitzschnellen Übersichten. Das Werk enthält vier Abtheilungen; die erste handelt von der Geschichte der Slawen, die zweite von ihrer Sprache, die dritte von ihrer Literatur, die vierte bringt die Übersetzung mehrer Volkspoesien mit dem Text gegenüber. Die erste Abtheilung enthält allbekannte Ansichten, welche indeß für das größere französische Publicum ziemlich neu sein mögen. Der Verf. weist nach oder sucht nachzuweisen, daß die slawischen Völkerschaften ebenfalls zu dem großen indo-europäischen Systeme gehören, daß auch ihre Wiege in den Thälern des Himalaya zu suchen ist und daß man mit Wahrscheinlichkeit unter den Scythen des Herodot slawische Stämme zu vermuthen hat. Der Verf. geht nun auf die Epoche der Völkerwanderung über, als die Slawen die von den Germanen verlassenen Strecken zwischen der Donau und dem baltischen Meere einnahmen, eine mehr friedliche als kriegerische Eroberung. Erst von da an treten die Slawen aus dem Dunkel ihres vegetativen Urlebens an das Licht der Geschichte. Von den Idiomen der Slawen sind bereits zwei, das Altslawische oder Sclavonische und das Preußische erloschen; unter den 60 Millionen Individuen, wodurch die große slawische Völkerfamilie gebildet wird, sind gegenwärtig acht Hauptidiome im Gange. So abweichend diese Idiome und Dialekte unter sich auch sein mögen, so lassen sie sich doch bei näherer Vergleichung sämmtlich auf die heilige Sprache der Indier zurückführen, auf das Sanskrit, welches die gemeinsame Mutter von fast allen Idiomen gewesen zu sein scheint. Der Verf. gibt eine interessante vergleichende Abhandlung über die verschiedenen slawischen Alphabete, über die Identität russischer, polnischer, böhmischer, lithauischer Wörter mit den correspondirenden Wörtern des indischen Vocabularium rc. Diese durch eine sinnreiche Methode verdeutlichten philologischen Beobachtungen werden durch den genauen Text des Vaterunsers in den zehn bereits erloschenen oder noch lebenden Idiomen, welche die slawische Sprachfamilie ausmachen, beschlossen. Das älteste Denkmal der slawischen Literatur scheint die altslawische Bibel zu sein, welche den beiden polnischen Aposteln des neunten Jahrhunderts, die für die Ausbreitung des Christenthum unter den Slawen mit Eifer und Erfolg thätig waren, den Missionnairen Konstantin, genannt Cyrillus, und Methodus zugeschrieben wird. Auch hat man eine Sammlung russischer Gesetze unter dem Titel „Pravda ruskaia", die gegen 1030 von Jaroslaw I. veranstaltet wurde. Im Laufe desselben Jahrhunderts wird bekanntlich Nestor, Mönch eines Klosters zu Kiew, Vater der russischen Geschichte durch seine köstlichen Annalen, die in einem salbungsvollen, oft aber auch malerischen Styl geschrieben sind. Diese Jahrbücher fanden mehre Fortsetzer, aber das Sclavonische oder Altslawische verdarb immer mehr und machte endlich dem Russischen Platz. So entstand eine neue Literatur, deren Verlauf der Verf. in einem rapiden Tableau dem Leser darstellt. Die russischen Schriftsteller, welche sich gegenwärtig auszeichnen, werden ebenfalls mit Genauigkeit geschildert und geprüft. Hierauf wendet sich Eichhoff zu der Darstellung der serbischen, polnischen, böhmischen, lithauischen und lettischen Literaturen. Unter diesen ist die polnische die glänzendste, bemerkenswerth durch die Menge der Productionen in allen Gattungen, die ungeachtet des Unglücks, welches auf diesem Volke lastet und seine Nationalität zu vernichten droht, immer noch im Wachsen sind. Die von Eichhoff ausgewählten Volksgesänge sind folgende:

1. Der Sieg des Zaboï, eine alte böhmische Tradition, welche in hochpoetischer und naiv kraftvoller Darstellung den Leser in die heidnischen Zeiten der Böhmen mit großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit versetzt. „Zaboï, ein mächtiger Krieger der böhmischen Nation, die von den Deutschen unterdrückt und mit Gewalt zum Christenthum bekehrt worden, versammelt im Stillen seine Genossen, ruft sie zur heldenmüthigen Vertheidigung auf, verbindet sich mit der Horde der Slavoï, seines Waffenbruders, stürzt sich auf die von Ludiek angeführten Deutschen, tödtet ihren Chef, richtet unter ihnen ein großes Blutbad an und befreit sein Vaterland."

2. Das Gebet des Adalbert, fast das einzige Denkmal der altpolnischen Literatur, eine feierliche religiöse Hymne, welche sich bis zu der Zeit zurückführen läßt, wo sich das polnische Volk zum Christenthum wendete, und welche an Maria, die Mutter Gottes, gerichtet, von den zur Schlacht ziehenden Kriegern gesungen wurde.

3. Der Zug des Igor, ein russisches Gedicht in Prosa, dem Ende des 12. Jahrhunderts angehörend, welches eine Episode aus dem Kriege gegen die Polowzer zum Gegenstande hat. Die Polowzer siegen und nehmen den Igor und seinen Bruder gefangen.

4. Die Schlacht von Kosovo, ein serbisches Gedicht voll Naivetät und Harmonie.

5. Die berühmte Hymne an Gott von Dergavin, ein Meisterstück der neurussischen Literatur, welches die Ehre hat, in fast alle Sprachen übersetzt oder nachgeahmt zu sein und mit goldenen Lettern in dem Palaste zu Pe-king wie im Tempel von Jeddo zu glänzen. Eichhoff gibt davon eine Übersetzung in Versen, welche voller Schwung und Erhabenheit ist und in dem Übersetzer zugleich einen Dichter erkennen läßt. Hier eine kleine Probe aus der Übersetzung von Eichhoff:

De la création que ton souffle pénètre,
Tous les cercles unis se confondent en toi;
Ce qui semble périr s'éclipse pour renaître,
Et la vie à la mort s'enchaîne par ta loi.
Dans les champs de l'éther, fécondes étincelles,
Faillirent par essaims les étoiles nouvelles,
D'innombrables soleils brillèrent sous tes pas:
Ainsi qu'en un beau jour, sur les plaines neigeuses,
Le givre, s'épanchant en perles lumineuses,
Tourbillonne et scintille au milieu des frimas etc.

70.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 346. —— 11. December 1840.

## Die Fortschritte der Schule Fourier's in Frankreich.

Es ist nicht zu verwundern, wenn, bei der allgemeinen intellectuellen und sittlich-religiösen Verwirrung unserer Zeit, der Saint-Simonismus, von bedeutenden Redetalenten und glänzenden Schriftstellern gepredigt, trotz des greulichen Kerns seiner Lehre, gleich anfangs eine zahlreiche Anhängerschaft gewonnen, zumal in dem von so vielen Revolutionsstürmen aufgewühlten und zerklüfteten Frankreich, wo die Majorität das Christenthum nur noch wie ein fernes Wunderland oder wie ein Ammenmärchen vom Hörensagen kennt. Wol aber darf es befremden, daß die beiweitem reinern, gesündern und praktischern Ideen Fourier's, welche die Saint-Simonistische Sekte auf jede Weise ausgebeutet und in ihrem Sinne verarbeitet hat, lange Zeit hindurch nur geringen Anklang fanden und eigentlich eine Predigt in der Wüste waren. Diese auffallende Erscheinung erklärt sich aus mancherlei Umständen, zunächst aus der Individualität Fourier's, dessen gleichsam aus Einem Guß hervorgegangener, von einer vereinzelten Natur beherbergter Geist sich zu keinen Concessionen, Übergängen und Schonungen verstehen wollte. Die neuesten und oft anziehendsten Fragen der Metaphysik, kühne, aber stets eng untereinander zusammenhängende Ansichten über eine noch bevorstehende Reform der Sitten und Familienverhältnisse, Entwürfe zu einer Gemeindeorganisation, tiefe und helle Ideen über den Einfluß der schönen Künste auf die Entwickelung der Menschheit verflechten sich bei ihm wie durch einen Zauber mit den Gliederreihen einer herausfodernden, unerbittlichen Synthese, und das ist gerade das Misgeschick der Schriften Fourier's und die Ursache jener hämischen Beurtheilungen, welche sie von den französischen Journalisten erfahren, die, unfähig, das Streben von dem Geleisteten, den ewigen Kern von der vergänglichen Schule zu unterscheiden, für große, ungewöhnliche Individualitäten keinen andern Maßstab haben als den, welchen ihre eigene Bornirtheit und Alltäglichkeit ihnen darbietet. Das große Publicum mußte natürlich weit weniger von Fourier als von Saint-Simon erfahren, da die Schüler des Erstern verschmähten, sich zu lächerlichen Komödianten zu machen und sich gleich Marktschreiern auf ein hohes Gerüst zu stellen, um die gaffende Menge herbeizulocken. Wenn endlich Fourier selbst bei den gebildeten Classen so lange unbemerkt geblieben und wenig gewürdigt ist, so liegt dies vorzüglich an seiner originellen, jedoch etwas schwer faßlichen und durch eine neue, nicht immer glückliche Terminologie etwas buntscheckigen Sprache, an seiner herben, abstoßenden Darstellungsweise, welche von Seiten eines Mannes, der den Menschen Alles anziehend machen will, eine um so größere Inconsequenz ist und seinen Schriften um so mehr geschadet hat, da die französische Leserwelt, im Gegensatz mit der unsrigen, auch für streng wissenschaftliche Werke ein populaires, gefälliges Gewand fodert. Indessen hat es in den letzten Jahren auch nicht an Solchen gefehlt, welche, unabgeschreckt durch die vielen Wunderlichkeiten und Unverständlichkeiten des Styls, der in rauher Hülle sich bergenden Perle ihre Aufmerksamkeit und Liebe zugewendet haben. So, um hier nur die Bedeutendern anzuführen, schlossen sich zwei Saint-Simonisten, Jules Lechevalier und Abel Transon, nach Enfantin's Verurtheilung, der Fourier'schen Schule an, welcher jedoch Beide nicht lange getreu blieben. Abel Transon schrieb seine „Théorie sociétaire" (erschien 1832 in der „Revue encyclopédique), warf sich darauf der alleinseligmachenden Kirche in die Arme und ist gegenwärtig mit Buchez und Saint-Cheron katholischer Journalist. Jules Lechevalier hielt im Winter von 1832 auf 1833 nach Fourier's System öffentliche Vorlesungen, welche er unter dem Titel „Etudes sur la science sociale" herausgegeben, fiel indeß nach Verlauf einiger Zeit wieder von Fourier ab, redigirte ein Jahr lang die talentvolle ministerielle „Revue du progrès social" (1834) und später das ebenfalls ministerielle „Journal de Paris" und hat jetzt eine Anstellung in der Provinz. Von Hrn. A. Meurize erschien zu Ende 1832 eine Schrift, betitelt „Des dangers de la situation actuelle de la France", worin der Verf. vorzüglich auf die Mängel der gegenwärtigen Staatsverfassung Frankreichs hinwies und damit die Politiker und Staatsmänner für Fourier's Ideen zu gewinnen suchte, welche er als Heilmittel für den kranken gesellschaftlichen Organismus darstellte. Victor Considérant, Capitain vom Genie, der ausgezeichnetste und talentvollste von Fourier's Schülern, wirkte in ähnlichem Sinne, namentlich in mehren gehalt- und gedankenreichen Broschüren, wie „Débâcle de la politique" (1836) und „De la politique générale et du rôle de la France en Europe" (1840), wovon letztere eine

bei Franzosen seltene Allgemeinheit des Standpunktes verräth und wegen ihrer Beziehung auf die schwebende orientalische Streitfrage von ganz besonderm, augenblicklichem Interesse ist. Das noch unvollendete Werk Considérant's: „Destinée sociale" (1836—38, 3 Bde.), enthält die umfassendste Darlegung des Fourier'schen Systems. Der älteste Schüler Fourier's ist Just Muiron, Präfectursecretair zu Besançon, der bereits 1824 gegen die „Gebrechen unsers industriellen Verfahrens" eine Streitschrift erließ und 1832 die „Transactions sociales, religieuses et scientifiques" herausgab, worin Fourier's Theosophie und Kosmogonie hauptsächlich entwickelt werden. Außer den Ebengenannten erwähnen wir noch von Fourier's schreibenden Anhängern Lemoyne, Ingenieur beim Straßen- und Brückenbau: „Progrès et association" (1833); Berbrugger, Secretair des Marschalls Clausel: „Conférences sur la théorie sociétaire", Vorlesungen gehalten zu Lyon 1834; Madame Clarisse Vigoureux: „Paroles de providence" (1835); Villegardelle: „Accord des intérêts et des partis" (1836); Paget, praktischer Arzt: „Introduction à l'étude de la science sociale" (1838); Baudet-Dulary, ehemaliger Deputirter: „Essai sur les harmonies physiologiques" (1838). Die Verfasser dieser Schriften richten ihr Augenmerk entweder mehr auf das Ganze, auf die geschichtliche Entwickelung der Menschheit, oder ausschließlich auf das unmittelbar drängende, industrielle Bedürfniß und stellen die Association als einziges Mittel dar, dem immer weiter um sich greifenden Krebse des Pauperismus zu steuern, dem Stande der Armen abzuhelfen und der Mehrzahl einen Zustand behaglichen Lebensgenusses zu bereiten. In Allem, was die Ecole sociétaire hat drucken lassen, ist erschrecklich viel zu lernen; Fourier läßt Bentham auf dessen eigenem Gebiete unendlich weit hinter sich zurück und der geringste Schüler Fourier's erscheint immer noch als ein Bentham in höherer Potenz. Jene Werke verdienen deshalb die größte Beachtung und aufmerksamste Lecture Aller, denen die wichtigen Fragen der Zeit am Herzen liegen und denen es mit ihrer Lösung Ernst ist. Man wird einige Male vielleicht lächeln, andere Male ungläubig den Kopf schütteln, aber das Ganze hochachten und sehr Vieles zugeben müssen.

Auch auf journalistischem Wege suchte die Ecole sociétaire für das Bekanntwerden ihrer Ideen und Principien thätig zu sein. Im J. 1832 erschien ein journalistisches Wochenblatt unter dem Titel: „La réforme industrielle", von Fourier, Muiron, Considérant ꝛc. redigirt, und Hr. Baudet-Dulary gab das Journal „La phalange" heraus, um die Grundsätze Fourier's über Landwirthschaft und Ackerbau zu verallgemeinern; man versuchte sogar das neue System in die Wirklichkeit einzuführen und seine Stichhaltigkeit zu erproben, und gründete ein Phalanstère *) zu Condé sur Vegre bei Versailles, im Eure- und Loiredepartement, als einstweiligen Mittelpunkt der Ausführung. Keine dieser Unternehmungen hatte sich besondern Erfolgs zu erfreuen. Das landwirthschaftliche Etablissement scheiterte; Menschen, wie ein Phalanstère sie voraussetzt, fehlten: die Gebildetern, welche den Gedanken begriffen, konnten, die Ungebildeten wollten nicht arbeiten. Die „Réforme industrielle" oder „Le phalanstère" ging nach Verlauf eines Jahres ein; dagegen erhielt die „Phalange" unter der Leitung Victor Considérant's einen neuen Aufschwung und erwarb sich durch die rastlosen Bemühungen ihres eifrigen Directors eine höchst achtbare Stellung, welche neuerdings noch glänzender und einflußreicher geworden. Es hat sich nämlich vor kurzem ein Verein für die Verbreitung und Verwirklichung der „Théorie sociétaire" in Form einer Actiengesellschaft gebildet, deren Betriebscapital auf 700,000 Francs angesetzt ist, wovon am Tage der Bekanntmachung sofort 413,000 Francs subscribirt worden. Der Verein hat bereits von einem reichen Gutsbesitzer, in der Nähe von Houdan, 10 Meilen von Paris, ein ansehnliches Terrain angekauft, wo ein neues Phalanstère, jedoch auf kleinere Verhältnisse als das erstere reducirt, erstehen soll. Der Anfang dazu ist gemacht und der kleine Landwirthschaftsverein verspricht unter der Pflege und durch neue Anstrengungen der Freunde und Bewunderer von Fourier's Theorie zu gedeihen.

Die „Phalange" ist nunmehr das officielle Organ *) der constituirten Ecole sociétaire. Dieselbe erschien sonst nur alle 14 Tage, wird aber seit dem 1. Sept. dreimal wöchentlich (Sonntag, Mittwoch und Freitag) ausgegeben, im Großquartformat unserer deutschen Zeitungen; jede Nummer ist einen oder anderthalb Bogen stark und behandelt außer den großen socialen und industriellen Problemen, womit die „Phalange" sich früher beinahe ausschließlich befaßte, auch noch die Fragen der Tagespolitik, Literatur und Kunst. Das Blatt scheint mir sogar in sprachlicher, ja selbst in orthographischer Beziehung merkwürdig und ein Ausdruck wirklich socialer Interessen. Nach der deutschen, das Verständniß der ganzen Phrase und das Hervorheben eines einzelnen Hauptworts sehr erleichternden Methode werden in der „Phalange" die meisten Substantive mit großen Anfangsbuchstaben gedruckt; die Redacteurs nehmen keinen Anstand, nach dem Vorgange ihres Meisters entweder neue Worte nach französischen Analogien zu bilden oder fremde Ausdrücke unverändert beizubehalten. Wenn diese neuen Wortschöpfungen auch nicht jedesmal dem Genius der französischen Sprache

*) Phalanstère ist die einfache Molecule der Fourier'schen Association, das sociale Element des menschheitlichen Organismus: eine Vereinigung von 1500—1800 Menschen, Männer, Weiber, Greise, Kinder, hinreichend, um Ackerbau, Hauswesen und mehre Arten von Gewerben fabrikmäßig zu betreiben.

*) Ein anderes Fourieristisches Journal ist „Le nouveau monde", unter der Leitung des Hrn. Czynski und der Madame Gatti de Gamond, die das Schisma herbeigeführt, welches im vorigen Jahre in der neuen Kirche ausgebrochen. Mad. Gatti's Werk gilt für eine verstümmelte Darlegung des Systems von Fourier. Czynski, ein polnischer Jude, ist ein höchst confuser Kopf und ein sehr zweideutiger Anhänger, der vermuthlich nur so lange den Fourieristen spielen wird, als Procente dabei zu verdienen sind.

vollkommen angemessen sein und sich nicht immer mit Grazie fügen sollten, so verdient diese linguistische Neuerung *) dankbare Anerkennung der fremden und die Nachahmung einheimischer Schriftsteller. Es ist nicht zu verkennen, daß der französischen Sprache durch den Weltverkehr eine wesentliche Umbildung bevorsteht, die sich bereits merklich macht. Von einer positiven, geschlossenen, armen und gleich den todten Sprachen behandelten wird sie eine lebendige, sich fortbildende und bereichert sich entweder durch Wiederaufnehmen veralteter Wortformen aus ihren eigenen Provinzialdialekten, oder nimmt die Worte mit den Begriffen und Gegenständen zugleich vom Auslande an. Wenn die deutsche Sprache mit dem Volke sich seit Menschengedenken sichtlich gehoben, gereinigt und gebessert hat, weshalb uns schon Herder's Prosa jetzt wegen der vielen eingemischten französischen Ausdrücke misfällt, so ist aus dem neuesten Gange der französischen Sprache ersichtlich, daß das Volk seine ausschließende, Alles französisch machen wollende Beschränktheit gegen eine allgemeinere, den übrigen Völkern mehr sich annähernde, menschheitlichere Bildung vertauschen will, daß seine Sprache zwar an der frühern künstlichen Reinheit und Glätte verliert, dafür aber die Fähigkeit und den Muth gewinnt, für neue Ideen neue einheimische Worte zu schaffen und neue Gegenstände ohne Umschreibung auszudrücken.

Durch die Verbreitung der Fourieristischen Nationalökonomie muß die „Phalange" auf die Dauer allmälig die französische Journalistik heilsam influiren. Wenn die Politik auch den Parteiorganen der Presse verbietet, das System Fourier's anzunehmen, so werden sie doch mit der Zeit so gescheit sein, sich bedeutende Theile des Fourier'schen Denkens und Raisonnements zu nutze zu machen und hinter die Ohren zu schreiben, wie es denn auch glücklicherweise schon geschieht. Welcher Leser des „Constitutionnel" hat sich vor 20 Jahren von dem neuern Finanzadel und dem industriellen Feudalwesen der Gegenwart etwas träumen lassen? Fourier hat diese gesellschaftliche Phase gleich bei seinem ersten Auftreten im J. 1808 prophezeit, und schon vor 40 Jahren drang dieser scharfblickende Mann auf Organisirung der Arbeit, auf Regulirung des Arbeitslohns u. s. w., wovon die französischen Journale erst jetzt, seit den neulichen drohenden Zusammenrottungen aller arbeitenden Classen in Paris einige unzusammenhängende Worte zu stottern anfangen. Nicht blos die Journale, auch die Regierungen werden mit der Zeit in ihrem Finanz- und Verwaltungswesen manche von Fourier's nationalökonomischen Ideen anwenden müssen, wie denn auch der imaginaire Unterschied zwischen Grund- und anderm Eigenthum (Geld, Talent und Kenntnißcapital), der jetzt noch großes politisches Gewicht hat, der richtigern Fourier'schen Anschauung Platz machen wird, um darnach das Verhältniß des Menschen (des Arbeiters und des Consumenten) zu dem zur Production erfoderlichen Capital, folglich zum Capitalisten zu bestimmen.

*) Sehr glücklich gebildet und dem Genius der französischen Sprache nicht zuwider scheint mir z. B. raciner anstatt des weitläufigern prendre racine, wie wir aus dem Substantiv Wurzel das Verbum wurzeln abgeleitet.

(Der Beschluß folgt.)

## Die Vertreibung der Cherokees aus dem Lande ihrer Väter.

Es liegt schon etwas Wehmuthvolles in dem Verscheiden eines einzelnen, von uns gekannten Menschen, in dem Aussterben einer geachteten und ehrenwerthen Familie, in dem Verlöschen einer Sprache und eines Volksstammes, wie, um von neuerer Zeit zu reden, das 17. Jahrhundert die letzten ihre Stammsprache redenden Kopten in Ägypten und die Altpreußen an der Ostsee zu Grabe getragen hat. Um wie viel mehr müssen solche rein menschliche Gefühle rege werden, wenn ein Volk glückliche Versuche gemacht hat, sich der Gesittung begünstigterer und gebildeterer Nationen anzuschließen und an diesen zu einem höhern religiösen, sittlichen und geistigen Dasein hinaufzuringen. Damit nun in dem Waffengetöse und eiligen Getreibe der Gegenwart die letzten Seufzer eines edeln Stammes, der von habgierigen mächtigern Umwohnern in die, seinen unvermeidbaren Untergang herbeiführende Wildniß hinausgestoßen wird, nicht ganz ungehört und unbeachtet verhallen, seien diese Zeilen geschrieben. Sie schildern für die, wenngleich spät, doch unerbittlich streng richtende Geschichte die Vertreibung der Cherokees aus ihrem Heimatlande in Georgien und Nordcarolina, in welchem die von ihnen verehrten Gebeine ihrer Väter ruhen, in die unbebauten Steppen jenseits des Mississippi, wo jener eben vom unruhigen Jägerleben zum friedlichen Feldbau übergehende Stamm, mitten unter andern feindselig gesinnten Völkerschaften und durch künstlich von seinen Drängern erzeugte innere Zwiste gespalten und zwieträchtig, verwildern und binnen kurzem seinen beklagenswerthen Untergang finden muß.

Die sieben Stämme der Cherokees, welche seit 1808 unaufhörlich und glücklich gestrebt haben, durch Erfindung einer Schrift für ihre bildsame Sprache, durch Druck, Schulen, Viehzucht, Ackerbau, geregelte Verfassung und vor Allem durch Annahme des Christenthums sich dem frühern Zustande der Wildheit zu entziehen, sind das letzte der vier großen indianischen Völker des Südens der Vereinigten Staaten (Creeks, Choctaws, Chickasaws, Cherokees), die vornehmlich durch die Habsucht des Staates Georgien und durch die Gewaltsamkeiten des Bundespräsidenten Jackson, wie seines gleichgesinnten Nachfolgers van Buren, mittels einer Reihe erschlichener Verträge, um ihr Erbe geprellt und verjagt wurden.*) Diese Austreibungen sind es, von denen ein achtungswürdiger, die wahre Ehre seines Volks erkennender Amerikaner, Hr. Josef Blunt, mit Recht sagt: „Unsere Nachkommen werden lesen, daß der amerikanische Congreß im 19. Jahrhunderte einen betrügerischen Vertrag bestätigte, durch den ein indianisches Volk, wider seinen Willen und ohne seine Zustimmung, seines Landes beraubt wurde; daß dieser Vertrag mit einem kleinen Theile jener unwissenden Geschöpfe abgeschlossen worden ist, welche man verlockte und bestach, die Werkzeuge der Beraubung ihrer Landsleute zu werden; daß der Senat durch Täuschung verleitet ward, ihn zu bestätigen, und daß die Bundesregierung dennoch, in Verbindung mit den Behörden des Staates Georgien, dazu schritt, diesen Vertrag mit der Spitze des Bayonnets, durch Ausrottung aller Indianer, zur Ausführung zu bringen."

Von dieser jüngsten und hoffentlich letzten Austreibung im vollen Frieden liefern die, treu bei den bedrängten Verjagten ausharrenden und sie in die neue Wildniß begleitenden amerikanischen Missionnaire aus Neuengland folgende einfach beredte Schilderung, die wir hier einer in Boston vom Missionsrathe herausgegebenen Zeitschrift**) entnehmen.

*) Julius' „Nordamerikas sittliche Zustände" (Leipzig 1839), Bd. 1, S. 333 fg.

**) „Annual report of the american board of commissio-

„Am Sonntage den 19. Aug. 1839 wurde das Abendmahl zum letzten Male in Brainerd, im Heimatlande der Cherokees, von den Missionnairen ausgetheilt. Die Arbeit, die Indianer vor ihrem Abmarsche in Compagnien einzutheilen, war beendigt. Die außerordentliche Dürre, welche damals in jenem Bezirke herrschte, hielt sie länger, als man erwartet hatte, in ihren Lagerplätzen zurück. Dennoch sagten sie Anfang Octobers ein widerwilliges und betrübtes Lebewohl dem Lande, welches sie lang und kräftig, wenngleich vergebens, im Besitze zu behalten gestrebt hatten. Sie wurden in 14 Compagnien eingetheilt, die mit den Familien und Einzelnen, welche von frühern Auswanderungen zurückgeblieben waren, ungefähr 16,000 Köpfe zählten. Ihr Marsch ging durch die Staaten Tennessee, Kentucky, Illinois, Missuri und Arkansas, eine Wegstrecke von 6—700 englischen Meilen. Bis auf eine machten alle Compagnien den Marsch zu Lande, zwischen 16 und 18 Meilen täglich, womit sie viertehalb bis sechstehalb Monate zubrachten. Wenn man erwägt, daß diese Compagnien aus beiden Geschlechten, Alt und Jung, Gesunden und Schwachen jedes Standes und Beschaffenheit zusammengesetzt waren, daß man sie vier Monate lang vor dem Abmarsche auf den engen Raum der ihnen angewiesenen Lagerplätze, bei ungewohnter Kost beschränkt, unthätig und gegen die Witterung unbeschützt gehalten hatte, und daß man sie auf dem ganzen Marsche blos unter Zelten, großentheils unbekleidet ließ, sodaß sie in einem den strengsten Theil des Winters in sich schließenden Zeitraume oft paßliche und ausreichende Nahrung entbehrten, kann man sich nicht wundern, daß sie große Leiden und Sterblichkeit zu erdulden hatten. In einer aus 8—900 Menschen bestehenden Compagnie ereigneten sich 30 Todesfälle und 15 Geburten, ehe sie den Mississippi erreichten, jenseits welches Stromes sie noch die halbe Reise zurückzulegen hatten. Von dem Augenblicke an, wo die Cherokees, am 23. Mai 1838, durch die Truppen der Vereinigten Staaten in Lager versammelt wurden, bis zur Ankunft der letzten Compagnie im Gebiete von Arkansas, gerade zehn Monate darnach, betrug die Anzahl der Gestorbenen nach der sorgfältigsten Schätzung Derjenigen, welche am genauesten darüber zu urtheilen vermochten, 4000—4500, täglich 13—15 Todesfälle unter 16,000, also **mehr als ein Viertel in Zeit von zehn Monaten!** Auch hat es gar nicht den Anschein, als ob diese entsetzliche Sterblichkeit der Nachlässigkeit, schlechten Behandlung, oder unnöthigem Witterungseinflusse abseiten Derjenigen zugeschrieben werden müsse, denen die Ausführung der Versetzung aufgetragen war. Alle Anordnungen wurden vielleicht auf eine so menschliche, sorgfältige und zweckdienliche Weise getroffen und ausgeführt, als die Art der Maßregel nur zuließ, und die Auswanderer erfuhren nicht wenige Handlungen christlicher Gastlichkeit und Liebe von einem Theile der Bewohner der von ihnen durchmessenen Staaten. Jede Compagnie ward von einem Arzte begleitet, mehre enthielten eine Anzahl frommer Christen und sie wurden von Führern geleitet, die Gott fürchteten und den Sonntag feierten. Alles Leiden und alle Sterblichkeit war vermuthlich die nothwendige **Folge der Maßregel selbst** und hätte bei dieser durch keine Vorsicht verhütet werden gekonnt."

Seit dieser gezwungenen Auswanderung haben sich, wie die Missionnaire berichten, die Zwiste und Streite, welche über dieselbe schon vor der Maßregel unter den Cherokees geherrscht hatten, auch in ihre neuen Wohnplätze verpflanzt und sind in wechselseitige Gewaltthaten und Blutvergießen ausgeartet, die jeder Freund dieses unglücklichen zerrissenen Volks bitter beklagen muß. 1.

ners for foreign missions", September 1839 (Boston 1839), S. 135 fg.

## Literarische Notizen.

Als eben erschienen werden angekündigt: „Memoirs of the Colman family", von R. B. Peake (einschließlich ihrer Correspondenz mit den ausgezeichnetsten Personen ihrer Zeit); „The dowager; or the modern school for scandal", von Mistreß Gore, Verfasserin von „Mothers and daughters", „Stockeshill place" ꝛc. (3 Bde.); „The life, journals and correspondance of *Samuel Pepys*, F. R. S. Secretary to the admiralty in the reigns of Charles II. and James II. Including a narrative of his voyage to Tangier" (2 Bde., mit Kupferstichen, das Ganze jetzt zum ersten Mal aus den Originalen veröffentlicht). Von Burnet's „History of the reformation" (mit historischen und biographischen Anmerkungen) ist soeben der dritte Band erschienen; das Ganze ist auf 13—14 Bände berechnet.

Unter den neuesten französischen Publicationen auf dem Gebiete des Romans und der Dichtung sind zu nennen: „Les solitudes", Dichtungen von Paul Juillerat; „Laigle et la colombe", Roman von A. Remy, mit einer literarischen Abhandlung von Vicomte von Arlincourt; „Les deux familles", Roman von Baron de Lamothe; „Récits et ballades", von de Lorgeril. Auch ein neuer zweibändiger Roman von G. Sand unter dem Titel: „Le compagnon du tour de France", wurde als nächstens erscheinend angekündigt, mit der Bemerkung, daß dieser Roman nicht, wie es gegenwärtig häufig geschieht, in Journalen oder Sammlungen bereits veröffentlicht worden sei.

Der dritte und vierte Theil der „Souvenirs du duc de Vicence", von Mde. Charlotte de Sor, sind soeben erschienen und bilden die Ergänzung und den Schluß des Werkes. Sie enthalten den Bericht über die große Reise des Kaisers längs der Seeküste, besonders in Belgien und Holland, wo er sich zwei Monate lang aufhielt. 5.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 347. —— 12. December 1840.


## Die Fortschritte der Schule Fourier's in Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 346.)

Auch die Fourier'sche Politik dürfte nicht ermangeln, sich Gehör zu verschaffen, seitdem sie an der „Phalange" ein häufig sprechendes Organ erhalten. Aus den bisher erschienenen Nummern erhellt bereits zur Genüge, daß die Anhänger Fourier's die politischen Probleme aus einem ungleich höhern, allgemeinern Standpunkte auffassen als die einseitigen französischen Parteiblätter, welche in ihrer teuflischen Malice und grenzenlosen Borniртheit alle Fragen verdrehen und alle Interessen gegeneinander hetzen. Die „Phalange" verwirft jeden gewaltsamen Fortschritt und fodert sociale Reformen ohne Revolution; sie will nicht blos negativ, atomistisch, untergrabend und zerstörend zu Werke gehen, sondern zugleich positiv, schöpferisch, gestaltend und belebend sein, und ihre reine, edle und friedliche Tendenz hat bei dem durch und durch corrumpirten, von Grund aus unmoralischen und nichtsnutzigen journalistischen Treiben in Paris etwas Herzstärkendes. Aus Demjenigen, was mir bis jetzt von Fourier's Schriften und von den Werken und Bestrebungen der École sociétaire bekannt geworden, ergibt sich hinreichend, daß Fourier und seine Schule unbedenklich zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuesten Zeit zu rechnen sind und auf die intellectuelle Entwickelung Frankreichs, wie auf die Cultur überhaupt einen großen und wohlthätigen Einfluß üben werden. Fourier's Ideen enthalten ungemein viel Wahres, das in dem allgemeinen Bewußtsein Früchte tragen wird. Fourier hatte, wie alle Seher, den Instinct der Zukunft; er sah jedoch weiter, tiefer und schärfer als andere sociale Reformatoren unserer Tage, z. B. Saint-Simon, dessen Herrschaft der Industrie mit Guizot's Herrschaft der Mittelclasse im Wesentlichen auf Eins herauskommt. Was Aristoteles in seiner Politik als einen wünschenswerthen Zustand schildert, das ist für Frankreich nunmehr eingetreten; aber es reicht nicht hin, daß der Mittelstand das Steuerruder führt, er muß auch wissen, wohin das Staatsschiff zu richten ist. Der alte und neue Liberalismus, die ganze und halbe Revolution weiß es nicht, die französische Revolution hat mit der Vergangenheit zu brechen, aber mit der Zukunft nicht anzuknüpfen gewußt. Man hat seit 1814 ungeheuere materielle und geistige Fortschritte gemacht; aber man hat sich mehr von den Umständen und dem Instinct leiten oder auch stoßen lassen, als daß man mit Bewußtsein und Überlegung gehandelt hätte. Die obligaten liberalen Redensarten in der Kammer und in den politischen Journalen bringen am allerwenigsten weiter. Den katholisirenden Neuerern und den römisch-apostolisch-katholischen Geistesrichtungen ist die Zukunft mit sieben Siegeln verschlossen. Der philosophische Eklekticismus Cousin's hat wie der historisch-politische Doctrinairismus Guizot's sicher manches Gute gestiftet; aber beide konnten nur Ausländisches reproduciren und ermangelten gänzlich des genialen Tief- und Fernblicks, der in die Zukunft dringt. Diesen besaß Fourier in hohem Grade: er hat den fernen Punkt gezeigt, wohin man sich zu richten habe; der Meister selbst blieb unbemerkt, jedoch aus dem kleinen Häuflein tüchtiger Köpfe, die sich in den letzten Jahren um den alten Mann sammelten, unter seiner Leitung arbeiteten und studirten, sind Einzelne zu Ruf und Ansehen gelangt, haben ihre Kräfte mit denen Gleichgesinnter vereinigt und sich durch moralische Kraft und Überzeugungstreue, wenn auch noch keine allgemeine Aufmerksamkeit, doch allgemeine Achtung erworben. Viele Geister sind durch sie aufgerüttelt und auf die Schäden unserer heutigen Zustände, sowie auf die Probleme der nächsten Zukunft hingewiesen worden. Die Fourieristen stellen z. B. die Aufgabe einer neuen Arbeitsorganisation folgendermaßen: Wie sind die divergirenden Interessen des Capitals, der Arbeit und des Talents dahin zu bringen, daß sie zu einem gemeinsamen Ziele, zum gemeinsamen Besten des Capitalisten, des Arbeiters und des Gelehrten convergiren („Phalange" vom 18. Sept.)? Da liegt in der That eine Lebensfrage, für welche bis jetzt weder Staatsmänner, noch Nationalökonomisten, noch Philosophen eine vernünftige Antwort haben. Wie die Dinge jetzt stehen, scheinen sie nicht viel länger gehen zu können, wie die Arbeiteraufstände in Lyon und Paris gedroht. Handel und Industrie, wie sie gegenwärtig betrieben werden, erzeugen furchtbare Massen von Elend und Betrug; einerseits hat die ungeregelte Concurrenz zwischen den Fabrikanten die größten Übelstände für diese selbst, für die Arbeiter, für das Publicum und die allgemeine Sicherheit; dann aber muß jedenfalls ein vernünftigeres Verhältniß zwischen Geld- und Menschenkraft eintreten, wenn man sich nicht den gräßlichen Fol-

gen eines Krieges der Armen gegen die Reichen aussetzen will. Die Lösung, welche die Saint-Simonisten vorgeschlagen und welche Owen in Amerika und Schottland versucht, ist gerichtet. In der christlichen Welt kann kein allgemeiner Zweck durch Vernichtung der Individualitäten erreicht werden. Auf der andern Seite erweisen christliche Lehren und Moralien, abstracte Gesetze und Gebote sich heutzutage nur zu ohnmächtig gegen die Foderungen und die Gewalt der Leidenschaften, Neigungen der pathetischen, oder, wie Fourier sagt, der passionnellen Natur des Menschen überhaupt. Fourier hat die harmonische Ordnung in der materiellen und organischen Welt wahrgenommen, welche in ihm den Glauben und die Überzeugung ausgebildet, daß es auch eine sociale Ordnung, eine sittliche Welt geben müsse, in welcher die mannichfaltigen Seelen- und Verstandeskräfte auf harmonische Weise zur Wirksamkeit kommen könnten. Diesem, bisher nicht nach Gebühr beachteten Momente hat Fourier seine ganze Aufmerksamkeit gewidmet, und wenn man einerseits bedauern mag, daß er hierbei stets in schroffer Einseitigkeit befangen geblieben, so dürfte doch andererseits nicht zu vergessen sein, daß die Erkenntniß der Wahrheit gerade dadurch am meisten gefördert wird, daß einzelne Momente, bis zum Übermaße geltend gemacht, das Ausgeschlossene bis zur stärksten Reaction antreiben und hierdurch die volle Würdigung des Einen wie des Andern möglich machen und herbeiführen. Nicht zu übersehen ist endlich, daß Fourier's Lehre aus zwei ganz verschiedenartigen Elementen besteht, von denen jedes selbst auch aus dem Gegensatze zu begreifen, welchem dasselbe entgegengetreten ist. Die Lehre von der passionnellen *) Anziehung, welche auf möglichst reiche, präsente Befriedigung aller Einzelnen als solcher ausgeht, ist selbst nur eine jener mannichfaltigen Oppositionen, welche sich in neuerer Zeit gegen die absolute Askese und Kasteiung der mittelalterlichen Kirche erhoben. Der einseitigen Foderung unbedingter Selbstvernichtung ist die nicht minder einseitige Foderung unbeschränkter, unmittelbarer Selbstbefriedigung entgegengetreten und hat vielfach zu egoistischer Vereinzelung und Zersplitterung, eben dadurch aber gerade auch zu vielfachem Elend und verzweifelter Selbstvernichtung hingeführt.

Gerade dieser Vereinzelung ist Fourier mit der Foderung der Vereinigung und Gemeinsamung, der Association, gegenübergetreten, und das Bemühen, dieses Princip in die ganze Ökonomie des menschlichen Daseins einzuführen, bildet das andere Element seiner Bestrebungen. Fourier hat zwar dieses Princip ungleich tiefer erfaßt und auf minder abstracte Weise entwickelt, als dies von der Saint-Simonistischen Sekte geschehen, ist aber auch nach dieser Seite hin nicht von Übertreibung frei geblieben. Wie er bei Erörterung des passionnellen Moments Triebe mit Leidenschaften gleichbedeutend genommen und die übergeordnete rationelle, moralische und religiöse Sphäre größtentheils nicht nach Gebühr beachtet, so hat er bei Entwickelung des Associationsprincips die Rechte der Individualität unzulänglich berücksichtigt. Fourier zeichnet sich jedoch unter allen neuern socialen Reformatoren dadurch aus, daß er die Grundlage unserer Sittlichkeit, das Familienband, erhalten will, welches bei den Saint-Simonisten wie bei Owen verloren geht. Die Regierung eines Phalanstère ist weder auf den Saint-Simonistischen Despotismus, wo der Director ein Papst wäre, noch auf die absurde Volkssouverainetät basirt, nach welcher der Dumme so klug ist wie der Gescheite. Die Sociétaire haben alle Stimmrecht, aber jeder in dem *Zweige* oder in den Zweigen seiner Arbeit; arbeitet Jemand *in zehn* Fächern, so stimmt er zehnmal, wenn in zwanzigen, zwanzigmal. Dadurch entsteht eine auf freie Wahl gegründete Hierarchie, die einzige, welche die Zukunft anerkennen zu wollen scheint. Dem Fourier verdanken wir ferner den hochwichtigen Unterschied zwischen Gütergemeinschaft und Güterverein, gemeinschaftliche und vereinte Wirthschaft, und so viele andere Begriffe, deren Verwechselung zu den absurdesten Consequenzen geführt.

Für die Erziehung der Kinder will Fourier in einer Weise sorgen, gegen welche nicht viel einzuwenden ist. Fourier's Plan ist theil- und stückweise seit vielen Jahren in Herrnhutercolonien, Mönchsklöstern, Casernen, Arbeits- und Armenhäusern ausgeführt worden und man befindet sich wohl dabei. Es fragt sich, ob es möglich ist, freie Menschen und die es bleiben sollen, so zu discipliniren, daß sie ein Phalanstère bilden. Wenn die Anhänger Fourier's die Entdeckung ihres Meisters für ebenso wichtig halten als die Entdeckung des Pulvers und der Boussole, so wird die Zukunft zwischen ihnen und unserer heutigen Lebensart entscheiden. In der jetzigen Generation werden nur Wenige Lust haben, und wäre der Vortheil auch noch so groß und offenbar, ihr gewohntes Leben aufzugeben und in ein solches Kloster zu gehen; in Nordamerika, wo die Demokratie nicht wie bei uns eine *aufgeblasene Theorie* ist, sondern im Blut und in den Sitten wurzelt, möchte der Versuch eines Phalanstère eher gelingen. Wer weiß aber, was bei uns auch noch einmal geschieht? Zweifeln wir auch einstweilen noch an dem Gedeihen eines solchen Unternehmens, so heißen wir darum doch die Bemühungen der Fourieristen *) um Vereinigung

*) Passionnel würde durch leidenschaftlich oder leidenschaftig nicht wiedergegeben. Passion ist bei Fourier Leidenschaft und Trieb zugleich. Die französische Sprache hat kein Wort für Trieb, nisus, und so unterscheidet sie zwei wesentlich verschiedene Dinge nicht. Was Fourier vom Formellen der Passion sagt, daß dieselbe Passion nach Umständen Gutes und Böses hervorbringe, gilt von Leidenschaft und Trieb; wenn er aber eine lange Reihe von 12 Passions aufstellt, so hat man natürlich Triebe zu lesen, weil es im Begriffe der Leidenschaft liegt, daß nur Eine den Menschen haben kann.

*) Vielfachen Anklang finden die Ideen Fourier's in den Provinzen Frankreichs, wo verschiedene Departementalblätter sie theilweise angenommen haben: dahin gehören der „Précurseur de l'ouest", der „Courrier de Saumur", der „Glaneur d'Eure et Loir", besonders der „Impartial de Besançon" und die „Aube". Die zuletzt genannten zwei Journale, die „Colonne de Boulogne", die „Vigie de l'ouest" und das „Journal de Bergerac" haben ihre völlige Zustimmung zu dem neuen Manifest der „Phalange" ausgedrückt.

und Knüpfung gemeinsamer Interessen schon jetzt willkommen, da wir mit Goethe für heilig halten:

Was viele Seelen zusammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz.

56.

## Aus Italien.

Daß dich die Pest! ist jenseit der Alpen ein Zuruf, bei dem man nicht mehr hinhört, als etwa bei hol dich der Kukuk! Das Wort Pest scheint im Deutschen völlig seinen Accent verloren zu haben, wenigstens im Vergleich mit dem dumpfen Klange von Cholera. Selbst Grippe tönt Vielen bedeutsamer. Nur in den Kirchengebeten hat sie noch ihren ererbten Ehrenplatz, während die Lehrer über Staatsheilkunde sie beinah ignoriren. Uns ist sie freilich kein bloßer Schatten und Name; aber auch der binnenländischen Wissenschaft dürfte sie bald wieder etwas Bedeutendes werden. Nicht etwa durch ihr Einschleichen in das gegen sie abgesperrte Gebiet, oder gar durch einen mörderischen Triumphzug, wie die Brechruhr ihn hielt; das ist schwerlich bei der Aufmerksamkeit auf jeden ihrer Schritte zu fürchten. Aber da sie bis jetzt ihre alten Residenzen noch inne hat und die Lust, diese kennen zu lernen, so sehr an der Mode ist, so darf die Beulenpest wol sich versprechen, daß man sie scientifisch bald etwas weniger vernachlässige. Sie darf hoffen und wünschen, über sich selbst dadurch mehr ins Klare zu kommen und endlich zu erfahren, ob die abschließenden Formalitäten, welche die neuere Zeit anzuordnen für gut befunden, so unerlaßlich seien, wie man behauptet, oder so überflüssig, wie Clot Bey versichert, der sich auf die alte Welt beruft, die auch solche Absperrungen sich nicht einfallen ließ. Bei den Alten gebot religiöse Ansicht die Schickung der beleidigten Gottheit und das δέος darin zu fürchten; aber heutzutage kennt die Wissenschaft keine Gespenster mehr, und dadurch, daß man ihnen keck entgegentrat, hat man oftmals überraschende Antwort erhalten. Nur die Pest fürchtet man noch herzhaft anzurufen und zu fragen. Leider hat die Wissenschaft selten in Pestspitälern mit zu Rathe gesessen; das Herkommen hat dort die Anordnungen beibehalten, welche Ängstlichkeit und ebenso oft kaufmännische Berechnung eingab. Nachdem man's lange zu leicht genommen, nimmt man es jetzt, aller Vernunft entgegen, so schwer, daß die Pest vielleicht kein so arges Übel in hundert Fällen ist, als die Mittel, wodurch man ihr vorbeugt. Den Alten war der Begriff des Contagium, d. h. einer persönlichen Übertragung krankhafter Zustände, bekanntlich ein fremder. Sehr lange hat man es mit der Pest nach der Weise der Alten gehalten, bis man Anstalten traf, sie sich fern zu halten, die dann erst wirksam wurden, als man die Maßregeln auf ihr muthmaßliches Heimatland ausdehnte und Gesundheitspässe von den dorther Kommenden verlangte. Die Italiener sind die Frühesten gewesen, die das thaten. In Genua foderte man schon 1347 Herkunftszeugnisse; und Venedig blieb nicht zurück in dieser Einrichtung. Aber noch bis diesen Tag ist man an einzelnen Orten der italienischen Staaten bei den Anordnungen geblieben, die rohe Gewalt in frühern Jahrhunderten vorschrieb; z. B. dort, wo l'espurgo di prova noch im Gebrauch ist, d. h. wo man die Prüfung der verdächtigen Dinge darauf beschränkt, daß man ohne alle weitere Desinfection, täglich zweimal gesunde Leute, meist Gefangene, mit ihnen in Berührung bringt und ihre Freigebung danach bestimmt, ob diese gesund bleiben oder bei dem Experiment darauf gehen. Selbst geheim hält man in vielen Häfen und Pesthäusern die als vortrefflich gerühmten Anordnungen; und noch im vorigen Jahre verbot die Direction des Pestlazareths zu Ancona den Eingesperrten das Baden im rings das Gebäude umgebenden Meere, obgleich Meerwasser für ein unvergleichbares Reinigungsmittel gilt. Bei dem Zwiespalt der jetzt herrschenden Ansichten müssen viele Beschränkungen den in der Quarantaine Gefangenen als Willkürlichkeiten erscheinen und Prüfungen der bisherigen Vorschriften scheinen unerlaßlich. Sehr verdienstlich ist es daher, daß ein durch Erfahrungen zum Stimmabgeben berufener Arzt, Dr. A. A. Frari, Präsident der See-Quarantaineanstalten zu Venedig, in einem eigenen Werke: „Della peste e della pubblica amministrazione sanitaria" (Venedig 1840), alle Verordnungen, die er erreichen konnte, gewissenhaft nebeneinanderstellt, um wenigstens in Italien die Regierungen zu einer Gleichmäßigkeit des Verfahrens zu bestimmen, die man bis jetzt noch schmerzlich vermißte. Frari nennt Vieles, was jetzt noch verlangt wird, lächerlich, unpassend und unnütz. Er thut Vorschläge, die gewiß vor vielen andern Beachtung verdienen; doch meint er, daß die Sache wichtig genug sei, daß nicht blos die Doctoren, sondern die Regierungen deshalb zu einer Besprechung zusammenkämen.

---

Ein neues Trauerspiel von G. B. Niccolini ist für die Literaturfreunde Italiens ein Ereigniß. Während die junge Welt jeder seiner leuchtenden Feuerkugeln ein staunendes Ah! oder Evviva nachruft, bringen Andere die Wassereimer getragen, um für die abfallenden Funken bei der Hand zu sein. Niccolini's neueste Tragödie: „Rosmonda d'Inghilterra" (Florenz 1839), ist ein romantisches Stück, darum scheint für patriotisches Werg weniger Zündstoff darin enthalten; desto weniger schont man das ästhetische Wasser. Das Stück ist nach einer englischen Sage gearbeitet. Rosmonda, die Tochter Walther Clifford's, ist vom König Heinrich II. unter dem angenommenen Namen Alfred gewonnen, entführt und nach Woodstock gebracht worden. Die Liebe des glücklichen Paares hat Prüfungen zu bestehen. Die Anfeindungen des aufgebrachten Vaters, die Erbitterung des gekränkten Bruders und Eleonorens von Aquitanien eifersüchtige Scheelsucht bekämpfen ihre Wonne. So vielfachen Gegnern erliegen Rosmonda und ihr Bruder. Eleonora, die kühnste der Gestalten, erobert sich durch den Mord der mit sich selbst zerfallenden Rosmonda einen Gemahl und einen den Rebellen abgerungenen Thron. Das ist der einfache Inhalt des Stücks, dem die Kritik nicht den Mangel an Einheit von Zeit und Ort, sondern die vielen Verkleidungen, die verbrauchten Thürme und Castelle, das Waffengeklapper und den Aufwand von Mondschein zum Vorwurf macht. Doch hat das Stück bei der Darstellung in Rom und Florenz gefallen.

Ach, wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf Weiß ein Lied mich an,
Das aus schönem Mund vergöttern,
Menschen rasend machen kann.

---

Noch fehlt zur Kenntniß der Literatur von Sardinien ein Buch, wie man es endlich über Sicilien in Parthey's „Wanderungen" besitzt. Daher ist jeder Beitrag für Sammler von Bedeutung. Ein Advocat, Pietro Martini, hat durch seine „Storia ecclesiastica della Sardegna" (Cagliari 1839), von der nur der erste Theil noch erschienen ist, und durch die „Biografia sarda del dottor in leggi *P. Martini*" (3 Bde., Cagliari 1837—38) in seiner Weise vorgearbeitet und Freunde der italienischen Literatur werden dankbar die Hülfe hinnehmen, die es ihnen bietet, schon darum dankbar, weil es ihnen zur Übung der Kritik so viele Gelegenheit bietet.

2.

## Literarische Notiz.

In Paris ist erschienen: „Entre l'Europe et l'Asie; par le prince de *Puckler-Muskau*, traduit de l'allemand par *Cohen*" (2 Bde.). Hierüber heißt es in der „Revue critique" von Cherbuliez: „Ein Spaziergang in Griechenland hat der leichten und angenehm bequemen Feder des Fürsten Pückler-Muskau den Nahrungsstoff zu diesen zwei Bänden verschafft. Es finden sich darin viel niedliche Beschreibungen, einige inter-

essante Angaben über den Zustand des Landes und viel frivoles Geschwätz, welches freilich kein großes Interesse darbietet, aber doch den Leser angenehm unterhält. Die classische Bildung verräth sich hier und da, sobald der Verfasser auf eine der zahlreichen Ruinen stößt, womit der Boden Griechenlands bedeckt ist, aber sie tritt weder pedantisch noch exclusiv auf. Der Verf. paradirt nicht damit und man kann ihm nur Dank wissen, daß er uns mehr mit der Gegenwart als mit der Vergangenheit bekannt macht, während die Erinnerungen an das Alterthum in Werken dieser Art so viel Raum einzunehmen pflegen, daß, ungeachtet der zahlreichen Werke über Griechenland, der actuelle Zustand dieses Landes ziemlich unbekannt geblieben ist. Pückler-Muskau schlägt einen andern Weg ein. Die Sitten des Landes und dessen neue Staatseinrichtung haben vorzüglich seine Aufmerksamkeit erregt. Die Art, wie er reiste, hat ihm erlaubt, beide ganz in der Nähe zu studiren, und so sind seine Bemerkungen meist recht interessant. Er entwirft von dem griechischen Volke kein schmeichelhaftes Bild; Alle aber, welche die Dinge mit einem ruhigen vorurtheilsfreien Blicke betrachtet haben, werden mit ihm übereinstimmen. — Die jetzige Verwaltung hat diesem unglücklichen Lande die Sicherheit und die Wohlfahrt noch nicht verschaffen können, welche zur Entwickelung seiner moralischen Kraft nothwendig sind. Liegt es nun an den unzureichenden Mitteln oder an dem miteinander unvereinbaren Charakter des Königs und des Volks, soviel scheint gewiß zu sein, daß es der Verwaltung an Nachdruck fehlt und daß sie bis zu diesem Augenblicke nur geringen Einfluß auf die Bevölkerung ausgeübt hat. Und wenn sie einen Einfluß ausübte, so war dieser nicht einmal immer ein glücklicher; woraus denn Pückler-Muskau den Schluß zieht, daß die constitutionnelle Regierungsform nur eine unglückliche Erfindung sei, deren Resultate den Hoffnungen, welche man von ihr gehegt, im geringsten nicht entsprächen. Indem er Griechenland mit Ägypten vergleicht, rühmt er die von Mohammed geschaffenen Institutionen und weist darauf hin, um wie viel besser der Despotismus dieses Mannes, ungeachtet seiner Ungebührlichkeiten, das Werk der unternommenen Reorganisation gefördert habe. Ohne die Meinung des Verfassers geradehin zu theilen, muß man in der That doch zugeben, daß die constitutionnellen Verwaltungen nicht gehalten haben, was sie versprachen. Es ist gewiß, daß die ausübende Macht ebenso oft im Guten wie im Bösen gehindert wird; es ist ein Regime von Halbfreiheit, woraus nur mit Mühe etwas Großes, Spontanes, Kräftiges hervorgehen kann; und wenn es sich darum handelt, eine niedergedrückte Nation zum Bewußtsein ihrer selbst zu bringen, sie durch einen kräftigen Antrieb auf die Heerstraße der Civilisation zu versetzen, so sind es nicht die halben Maßregeln, welche da wirken können. Es war das Unglück Griechenlands, daß es sich nicht aus sich selbst wiedergebären konnte" u. s. w.

5.

---

## Bibliographie.

Arndt, E. M., Gedichte. Neue verbesserte, verminderte und doch vermehrte Ausgabe. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr.

von Arnim sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. 7ter, 8ter Band. — Auch u. d. T.: Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben von Ludwig Achim von Arnim. 2 Bände. Mit Melodien. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. Subscr.-Pr. 2 Thlr. 12 Gr.

Asträa, Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1840 und 1841. Herausgegeben von Friedrich von Sydow. 8ter (9ter) Jahrg. Gr. 12. Sondershausen, Eupel. 1 Thlr.

Beranger's Lieder in den Versmaßen des Originals verdeutscht von L. S. Rubens. 3ter Band. 8. Bern, Fischer. 18 Gr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1841. Herausgegeben, in Verbindung mit Andern, von Albert Knapp. 9ter Jahrg. Mit 6 Kupfern. Gr. 12. Tübingen, Osiander. 2 Thlr.

Eudoline. Nach dem Französischen. Von Joseph von Orsbach. (Aus der wohlfeilen katholischen Bibliothek besonders abgedruckt.) 12. Aachen, Cremer. 8 Gr.

Hagen, K., Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. Mit besonderer Rücksicht auf Wilibald Pirkheimer. 1ster Band. Gr. 8. Erlangen, Palm. 1841. 1 Thlr. 18 Gr.

Hertz. Amor's Geniestreiche. Lustspiel in zwei Acten. Nach der von H. Hertz verfaßten Original-Dichtung deutsch bearbeitet. Gr. 12. Kiel, Schwers. 14 Gr.

Houwald, E. v., Kleine Erzählungen und Schauspiele aus den Bildern für die Jugend. Mit 1 Titelkupfer und 1 Musikbeilage. 8. Leipzig, Göschen. 1839. 18 Gr.

Jäger, A., Die Eroberung von Constantine. Historischer Roman. 2 Theile. 8. Leipzig, Hartknoch. 3 Thlr.

Die bekehrte Jüdin. Eine Erzählung vom Herausgeber der Reise auf dem Postwagen (und des „Rabethals"). (Aus der wohlfeilen katholischen Bibliothek besonders abgedruckt.) 12. Aachen, Cremer. 8 Gr.

Kohl, J. G., Reisen in Südrußland. 1ster Theil. Neurußland — Odessa — Ausflüge in die Steppen — die Krim. Nebst 1 Karte der Anlande des Pontus. — 2ter Theil. Bessarabien. — Zur Charakteristik der pontischen Steppen. — Die Karaiten. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1841. 3 Thlr. 12 Gr.

Müller, E., Napoleon bei Hanau. Historische Novelle. 8. Hanau, König. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, W., Des Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1841. 7ter Jahrg. Gr. 12. Cöslin, Hendeß. 1 Thlr. 8 Gr.

Münchhausen, Ph. O. v., Liebesnovellen. Gr. 12. Kassel, Fischer. 1841. 1 Thlr. 6 Gr.

Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne. V. Die Unbelesene, Lustspiel. Die Stieftochter, Lustspiel. Pflicht und Liebe, Schauspiel. Zum Beßten des Frauenvereins zu Dresden. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 8 Gr.

Schneeglöckchen. Ein Taschenbuch für das Jahr 1841. 3ter Jahrg. Mit Beiträgen von Robert Bürkner und François Robert. Nebst 8 Genrebildern. 16. Breslau, Richter. 2 Thlr.

Seraphine. Eine historische Erzählung. 1ster Theil. Der Beruf. 2ter Theil. Die Mission. 3ter Theil. Die Siegespalme. (Aus der wohlfeilen katholischen Bibliothek besonders abgedruckt.) 12. Aachen, Cremer. 12 Gr.

Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. 1841. Herausgegeben von Ludwig Storch. 16. Mit 6 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Wilmans. 1 Thlr. 12 Gr.

Medicinische Unterhaltungs-Bibliothek oder Collectiv-Blätter von heiterem und ernstem Colorite für alte und junge Aerzte. Inhalt. 1. Charakteristiken von Aerzten aller Zeiten. 2. Novellen und Skizzen von ärztlichem Interesse. 3. Fragmente zur ärztlichen Lebens-Politik. 4. Medicinische Länder-, Völker- und Städtekunde. 5. Poesieen in ärztlichen Beziehungen. 6. Miscellen. 7. Aphorismen und Sentenzen. 8. Curiosa und Anekdoten. 5tes Bändchen. Mit den Bildnissen van Swieten's und Reil's. 8. Leipzig, Engelmann. 1841. 18 Gr.

Weber, Sagen der Vorzeit. In 8 Bänden. 6ter Band. Die heilige Vehme. — 7. Band. Der Findling von Eglsheim. Glaubensmuth. Nackt und blos. 5te rechtmäßige Auflage. Gr. 12. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1 Thlr. 8 Gr.

Werner, O., Thomas Münzer, Anführer der rebellischen Bauern in Thüringen. Historischer Roman aus dem Bauernkriege 1525. 8. Arnstadt, Meinhardt. 1841. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 348. —— 13. December 1840.

## Bericht über eine Poeten-Centurie aus dem Jahre 1839.

Dritter und letzter Artikel.*)

51. Gedichte von August Lamey. Strasburg, Schmidt und Gruder. 1839. Gr. 12. 1 Thlr.

Wallt getrost im Pilgerzuge,
Lieder, nach dem deutschen Hain;
Seht, auch aus der Alsa Kruge
Fließt es in den heil'gen Rhein.

Wohl wahr; indessen rauschen die Lieder aus der Alsa Kruge nicht so melodisch als die aus dem Schwabenlande. Hrn. Lamey begeistert weder die Natur, noch die Liebe, noch das Heilige; nur auf irdische Verhältnisse, Situationen, Gefühle, Zustände und Charaktere richtet sich der Sinn; die Gegenwart mit ihren politischen Verhältnissen und Namen interessirt ihn; daher Manches über Napoleon und die Seinen, über Waterloo und St.-Helena, Schlachtscenen und Festlichkeiten. In Folge dieser Richtung zieht er auch Lamartine, Victor Hugo, Beranger und selbst dem alten Hans Lafontaine den gallischen Rock aus und kleidet sie in ein deutsches Gewand, welches hin und wieder durch ein Gauwort etwas buntscheckig sich ausnimmt. Beim Blättern blieb das eilende Auge blos auf zwei Nummern hängen. Das eine ist ein romanzenartiger Klang unter dem Titel: „Der Kriegsfährt", und erzählt, wie ein ergrauter Kaiserſoldat, der auf dem Sterbelager liegt, seinen alten erblindeten Hund, seinen letzten Freund, erschießt, bevor er selbst endet, um das treue Thier vor Mangel und Schmach zu sichern. Das andere ist überschrieben „Gutenberg und Rouget-Delille" (Letzterer bekanntlich der Verfasser der marseiller Hymne) und beginnt also:

O Strasburg, meine Vaterstadt,
Bist in der frommen Acht,
Dein Gutenberg im Bruderhof
Hat Satanskunst erdacht.

Von Delille-Rouget's Liede heißt es:

Das starke Lied, von Mund zu Mund
Rauscht über Thal und Höh'n.
Man sah die hellen Flammen schier
Entlang dem Boden geh'n.

übrigens, wie schon gesagt, viel Alltägliches: Alsatisches.

52. Gedichte von Ferdinand Röse. Hamburg, Meißner, 1839. 8. 8 Gr.

Das Beste am Büchlein ist seine Kürze. Hr. Prof. Kugler, dem es dedicirt ist, hatte dem Verfasser in seinen jüngern Jahren den Rath gegeben, seine Verse zu verbrennen. Dieser hatte es auch gethan; aber er konnte späterhin das Versemachen nicht lassen, und höfliche Freunde baten: „Laß doch drucken!" So entstand das Buch.

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 183 — 186 und 269 — 274 d. Bl. D. Red.

53. Gedichte von Gottlieb Freundhold. Augsburg, Kranzfelder. 1838. Gr. 12. 18 Gr.

Hier ist es uns nicht so gut geworden; eine ziemlich beleibte Sammlung; eine Vorrede, die uns schon mit Schrecken erfüllt in stylistischer Hinsicht; denn der Verf. sagt da unter andern Dingen, der unverdächtige Inhalt (sic) dieser Sammlung habe nicht wenig zu dem Wagniß beigetragen, sie zu veröffentlichen; es seien die innersten Gefühle einer Seele, die sich nach manchen erlittenen Täuschungen dem wahren Lebensziele aufrichtig (sic) zu nähern strebe u. s. w. So wollen wir auch dem Manne die freundholde Gesinnung nicht absprechen; aber Gedichte kann er nicht machen.

54. Lommel's Jugendlieder, von 1821—33. Amberg, Lämmermann. 1839. 8. 14 Gr.

Hier waltet doch mehr Geistesenergie, und wird mancher Geniusblitz auch nur aus fremden Stein gelockt, so ist der Stahl doch gut, welcher ihn herauslockte. Ein frisches „Commerslied", „Die horazische Mittelstraße", „Horazens Republik", „Gebet", „Semele" (wie denn überhaupt hier poetische Behandlung von Gegenständen aus der classischen Mythologie gelingt), und besonders „Der Liebe Testament", empfehlen wir allen Freunden sinniger und gemüthreicher Lieder.

55. Gedichte von C. von Stein. Dresden und Leipzig, Arnold. 1839. Gr. 8. 21 Gr.

Der Verf. dieser echtlyrischen, auch äußerlich höchst gefällig ausgestatteten Ergüsse einer reichen Dichterbrust hat es Ref. hinsichtlich der Anzeige und Beurtheilung derselben leicht gemacht, indem er sich in „Dichtersprache" (S. 58) selbst also charakterisirt:

Arm an Liebe, leer an Freude,
Geht der Tag an mir vorbei;
Wenn des Abends Schatten sinken,
Wenn die Sterne freundlich blinken,
Fragt mich Niemand, was mir sei,
Was ich fühle, was ich leide.

Was ich fühle, was ich leide,
Sagen kann ich's selber nicht.
Doch es wachsen tief im Herzen
Leise die geheimen Schmerzen,
Und es dringet an das Licht,
Was ich in der Stille leide.

An des Mondes sanftem Lichte
Geh'n die zarten Blüten auf,
Und es steigen süße Düfte
Würzig in die warmen Lüfte
Aus den tiefen Kelchen auf,
Werden endlich zum Gedichte.

Ziehen dann, wie Wölkchen, leise
An dem Sternenhimmel hin,
Und, in wechselnden Gestalten,
Immer neu und stets die Alten,
Deuten sie den tiefen Sinn
Von des Lebens langer Reise.

Diese geheimen Schmerzen, die seinem vollen Herzen entquellen, sind in Formen gegossen, die überall an Schiller erinnern; aber wenn der Verf. Schiller auch nie gekannt hätte, so würde er doch dichten müssen; denn seine Brust ist voll, seine Phantasie erregbar, sein Herz warm und die Natur erschließt ihm überall ihren Tempel. Jeder Fühlende und Jeder, der im Gebiete der Gemüthswelt kein Fremdling ist, wird gern seinen Hauchen lauschen und dem tröstenden Worte seiner sinnigen Reflexion das Herz öffnen.

56. Heinrich Döring's poetische Werke. Vom Verfasser selbst gesammelt und herausgegeben. Zweiter Band. Quedlinburg, Basse. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist kein gutes Zeichen für den literarisch-ästhetischen Werth dieses dickleibigen Quedlinburger-Basse-Buchs, daß wir uns durchaus nicht zu erinnern vermögen, ob der erste Band desselben bereits durch unsere Hände gegangen und in d. Bl. von uns angezeigt sei; denn eine bedeutende Erscheinung der Art verlieren wir nicht so leicht aus Gedächtniß und Herzen. Wirklich sind diese Lieder, so bedeutend ihre Zahl auch ist, keine bedeutendere Erscheinung auf unserm literarischen Markte. In den Poesien scherzhafter Gattung aus den Jahren 1818—38 wird das bekannte Thema: Wein, Gesang und Liebe (S. 20) unaufhörlich variirt und macht nur hin und wieder Platz einigen Einfällen aus der Atmosphäre des spießbürgerlichen Lebens; die Naivetät ist matt, die Ironie alltäglich; eine kleine Ausnahme etwa macht: „Conterfey einer ehr- und tugendsamen Jungfrau" (S. 78); doch ist diese Blüte nicht in des Verf. eigenem poetischen Garten gewachsen, und „Gerstung's Cigarrenkistchen" (S. 97), eine Localparodie des Rings des Polykrates von Schiller, voll ergötzlicher Einfälle und witziger Antithesen. Die dramatisirten Scenen aus dem Militair-, Studenten- und häuslichen Leben ermangeln auch des frischen Hauchs. Was die Poesien ernster Gattung anbelangt, die den scherzhaften Gedichten folgen, so fehlt auch ihnen der Glanz des Idealen; auch hier begegnen wir auf allen Blattseiten Zuständen, Situationen, Äußerungen des Alltagslebens, die dem Verf. bei der Leichtigkeit, mit der er zu reimen versteht, gewiß nicht schwer zu bilden geworden sind. Wir konnten aus dem ganzen Cyklus nicht ein einziges notiren. Unter dem Schilde: „Denkmale der Verehrung, Lieb' und Freundschaft" sind eine bedeutende Menge Gelegenheitsgedichte ausgestellt, die sich schlankweg lesen lassen. Ihnen folgen „Biblische Gemälde", in Sonettenform aus dem Leben Jesu, bei denen uns auffallend war, daß auch das „Vaterunser" in eine Sonettenform gegossen ist, wo es sich nicht gut ausnimmt. Den Beschluß machen metrische Übersetzungen aus dem Englischen, Französischen, Lateinischen und Griechischen; Alles klar, verständlich — aber ohne Glanz und Duft.

57. Vigilien. Nächtliche Lieder. Von Lebrecht Dreves. Bonn, König. 1839. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

In Nr. 213 d. Bl. f. 1838 ist schon die Rede von dem Verf. gewesen, indem wir seine „Lyrischen Anklänge" dort anzeigten; auf jene Anzeige den Leser verweisend, der sich über den Charakter und Standpunkt dieses Sängers unterrichten will, wollen wir hier nur auf einige Nummern deuten, die uns beachtenswerth scheinen. „Vigilien", so nennt er seine Lieder, „weil du sie schufest, heilige Mutter Nacht, die ich am Schreibpult oft herangewacht." So originell auch die Sachen zu sein scheinen, so kann man sich doch nicht des Gedankens entbrechen, daß die Begeisterung bei ihm nicht selten durch fremde Flammen geschürt werde. Einiges ist aus der Lecture von Volksliedern und Märchen entstanden. „Was willst du mehr?" (S. 60) nach dem schönen italienischen Volksliede:

Tu sei quel dolce fuoco,
L'anima mia sei tu!
E degli affetti miei —
Dormi, che vuoi di più?

E degli affetti miei
Tien le chiave tu!
E di sto cuore hai —
Dormi, che vuoi di più?

E di sto cuore hai
Tutte le parti tu!
E mi vedrai morire —
Dormi, che vuoi di più?

E mi vedrai morire,
Se lo commandi tu!
Dormi, bel idol mio —
Dormi, che vuoi di più? —

das auch Goethe in dem bekannten „O gib vom weichen Pfühle" nachgebildet, hat unzählige Nachbildungen veranlaßt; die unseres Verf. ist nicht übel gerathen und lautet:

Du bist meiner Seele Leben,
Mein Wünschen und all' mein Begehr,
Mein Hoffen und all mein Streben —
Schlummre, was willst du mehr?

Mein Hoffen und all mein Streben
Ist ohne Gegenwehr
In deine Hand gegeben —
Schlummre, was willst du mehr?

In deine Hand gegeben,
Wünscht dieses Herz so sehr
Vor'm Tode nicht zu beben —
Schlummre, was willst du mehr?

Vor'm Tode nicht zu beben,
Würd' ihm nur dann nicht schwer,
Bräch' es für dich, mein Leben —
Schlummre, was willst du mehr?

Eine Stelle aus Jean Paul's „Titan" hat er rhythmisirt und gereimt, und „Röschen's Klage" erinnert an Gretchen's „Meine Ruh' ist hin" doch allzusehr. Für die Romanze ist er nicht ohne Talent. Verglichen „Die Heimkehr" (S. 93), „Nächtlicher Einlaß" (S. 104) ist ansprechend, aber auch schon von Platen unter dem Titel „Der Pilgrim von St.-Just" bearbeitet; „Die Marmorbraut", ebenfalls entstanden durch ein Wort Heine's im „Salon" und durch Eichendorff's Novelle: „Die Marmorbraut"; „Drei Freunde" (S. 100), ein ansprechender Apolog; „Vier Küsse" (S. 118), sinnig und zart gedacht; „Helene" (S. 123) weckt dagegen eine widrige Empfindung, ungeachtet das Gedicht etwas Unverständliches hat; „Lenz und Herbst" endlich (S. 151) ist durch ein Rückert'sches Gedicht hervorgerufen und Hr. Dreves bringt dem Dichter darin seine Huldigungen dar. Die Sprache ist überall leicht, gefällig, die Rhythmen schwebend und dem jedesmaligen Stoffe entsprechend, das Äußere des ganzen Buchs splendid.

58. Klänge und Bilder aus Ungarn. In Dichtungen von Johann N. Vogl. Wien, Tendler und Schäfer. 1839. Gr. 12. 18 Gr.

Hier begegnen wir dem Dichter auf unserm kritischen Wege zum vierten Male und freuen uns abermals der Begegnung, um so mehr, da uns verstattet wird, ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen, indem sein lithographirtes Portrait das äußerlich wohl ausgestattete Bändchen schmückt. Gern lassen wir uns von ihm führen in die

Kahlen Pußten, schwarzen Wälder,
Himmel voll Melancholie,
Rebengärten, reichen Felder

von Panonien, das uns seine reiche Phantasie mit seinen Haiden, Seen, Rebenhügeln und Feldern recht magisch und lockend malt. Wir wandeln mit ihm in die Burgen, die einsamen Schenken, die Spelunken der Räuber- und Zigeunerhorden und fühlen uns ergriffen bald von Schauer und Graus, bald von wilder Lust, bald geblendet und angezogen durch die Fata-Morgana-Bilder der ungarischen Haiden. Um zu zeigen, wie gut der Dichter den Romanzenton trifft, theilen wir hier mit: „Des Haideschenken Töchterlein" (S. 30):

Vor der Haideschenke sitzet
Einsam dort des Schenken Kind,
Schwarzes Auge, glutdurchblitzet,
Und das Antlitz frisch und lind.

Nieder zu den Lenden hangen
Schön gewundne Flechten ihr,
Und die jugendlichen Wangen
Glühn wie frische Rosen schier.

Doch sie sitzt mit stillem Weinen
Unterm niedern Binsendach,
Und es folgt der Blick der Kleinen
Mir auf ödem Pfade nach.

Ach, wol sprechen selten Gäste,
Mädchen, dir im Hause ein,
Und die Zeit wird dir zum Feste,
Sitzen Räuber drin beim Wein.

Nur die Wolken zieh'n und jagen
Über dir dahin so frei,
Gleich als wollten sie dir sagen,
Wie's so anders drüben sei.

Und der Sturmwind kommt geflogen,
Rüttelt an dem Häuschen dir,
„Komm zu dir, mein Kind, gezogen,
Frisch nun auf und folge mir!"

Sonne, Mond und Sterne ziehen
Einsam über Haus und Hain,
Flüstern sie nicht im Entfliehen:
„Kind, wie bist du so allein!"

Mir auch thats im Herzen wehe,
Und so zog ich denn auch fort
Durch die öden fahlen Haiden,
Naß das Aug' — und ohne Wort.

Doch als drauf der Schlaf mich küßte,
Träumte mir, daß ich im Sand
Einer weiten, weiten Wüste
Ein verlornes Röslein fand.

59. Gedichte von A. Daevès. Bremen, Geisler. 1838. Gr. 8. 2 Thlr.

Daß der Sänger dieser Lieder, laut Widmung, seinen Blick vor all den auf deutscher Dichterau geflochtenen Kränzen mit Zagen senkt, gibt Kunde und Zeugniß, daß er seinen ästhetischen Werth nicht überschätzt; daß aber Freundes Zuruf ihn bewegen konnte, auch seinen bescheidenen Kranz an die Schwelle des Nachruhmtempels niederzulegen, scheint doch zu bekunden, er meine, dieser Kranz sei nicht arm an frischen und duftigen Blüten, und er wolle es darauf ankommen lassen, ob nicht eine oder die andere Hand ihn aufnehme von der Schwelle, um ihn in das Allerheiligste zu hängen. Voll und dick ist dieser Kranz: 451 Seiten. Die Blumen desselben sind, wenn auch mitunter einem fremden Treibhause entnommen, mit Sorgfalt und Fleiß gepflegt und aus dem warmen Boden eines edeln Herzens lustig emporgeschossen. Wir sind keinen Augenblick im Zweifel, daß der Kranz seine Stelle im Heiligthum finden würde, wenn nicht gar zu viele Concurrenten mit ihren großen und kleinen Kränzen jenem Tempel nahten und auf gleiches Glück Anspruch machten. Einige Hindeutungen auf das hier Gebotene beweise das. „Der Rhein" (S. 66) erinnert in Form und Geist an Schiller's „Lied von der Glocke". An leidigen Glossen und Alltagsphrasenkram fehlt es nicht, aber auch nicht an treffenden Bildern und am ethischen Moment, da sich überall eine wackere, milde, schöne Gesinnung offenbart. Das Anschauen von Gemälden regt ihn oft zum Bilden artiger Lieder an; nicht minder thut das der caledonische Barde Ossian, dem er die Lieder von Selma und Carrik-Thura nach Macpherson in gereimten Jamben nachbildet. Ein langes Lied gilt der

Brücke zu des großen Geistes Walten;
Das Spiegelbild von seiner Herrlichkeit;
Das heil'ge Buch mit tausendfält'gen Spalten,
Aus wunderbarer, ewger Schrift gereiht;
Des sternbesäeten Vorhangs ernste Falten,
Der hehren Trost der wunden Brust verleiht:
Ja, dir Natur, dem Inbegriff des Schönen,
Des Guten, Wahren soll mein Lied ertönen.

Die „Lieder aus der Zeit in die Zeit" sind vaterländische, jedoch Griechenland mit einschließende Klänge, die sich, aus dem Schoose eines Freistaates (wie Bremen) herausgesungen, recht gut ausnehmen und auch Zeiterscheinungen und Ereignisse betreffen. An sie schließt sich ein ernsthafter Schwank: „Unsere Zeit" betitelt, wo Klopstock, Schiller, Goethe, Galenus, Luther, Körner, Friedrich, Napoleon, Taubmann und Galilei von einem in Elysium einziehenden Schatten Nachricht gebracht wird über den jetzigen Zustand der Literatur, Wissenschaft, Religion und Kunst in unserm Vaterlande, wobei wir nur den Bericht des Schatten über die germanische Tagesliteratur ausheben; er sagt:

Das Volk ist klüger, aufgeklärter worden,
Es saugt die Bildung schon an Ammenbrust;
Das Denken haßt's — es ziemt nur rohen Horden,
Es will Genuß, Veränd'rung und die Lust.
Des Waldes Siedler brummen auf der Bühne,
Der Eckensteher füllt Thaliens Haus;
Das Fatum zwingt zum Morde wie zur Sühne:
Das Volk steht über Rührung, über Graus.
Vor sieben Mädchen mit Gewehr und Tasche
Floh deine reine Jungfrau scheu zurück;
Die Kritiker durchstöbern arg die Asche,
Kein Lumpen selbst entgeht dem scharfen Blick.
Verändrung liebt das Volk. — was soll der Dichter
Sich müh'n und forschen in des Wissens Schacht? —
Für einen Abend ist's — zwei abgebrannte Lichter,
Champagnerrausch — das Lustspiel ist gemacht.
Niemand will denken; so ist's einmal Mode,
Mit einem Wort: sie machen sich's commode!

Die letzten Worte sind das Ritornell jedes der verschiedenen Berichte, unter denen wir den über den neuesten Zustand der Arzneiwissenschaft besonders anziehend fanden. Den Romanzen und Balladen fehlt die epische Kürze und Prägnanz, sie laboriren überdies an einer wäßrigen Sentimentalität, die sich gar nicht gut ausnimmt. „Das Banner von Gersau" ist eine Erzählung, A. Lafontaine in Versen nachgebildet, und wol das Beste, was in epischer Gattung uns hier geboten wird. Den Beschluß machen Räthsel und Charaden.

60. Victor Käfer's Gedichte. Grätz, Damian und Sorge. 1839. Gr. 8. 21 Gr.

Das Buch hat zwei Theile: einen epischen und einen lyrischen. Im erstern wird uns der Anfang eines Epos: „Die Hermannschlacht", geboten, welches, wenn auch nicht der Form, doch dem historischen Stoffe nach der Armin-Sage vom Grafen Ranzau-Breitenburg sehr ähnlich ist. Ein geistreicher Schriftsteller, erzählt das Vorwort, habe über die Epopöe geurtheilt, der Stoff derselben sei nicht glücklich gewählt, weil unter den Dichtern der Gottsched'schen Periode Einer denselben Stoff nicht glücklich bearbeitet habe, ja damit gescheitert sei; selbst Klopstock habe sich nicht anders als in Dramen an diesen Stoff gewagt; der Verf. könne sich nur durch den Gebrauch verschiedener Mythologien einen günstigen Erfolg versprechen (!); eine Epopöe jedoch, welche die alten Götter einführe, könne sich heutzutage schwerlich viel Glück versprechen; weit eher eine im Geiste der von Barthélemy und Mery geschriebenen: „Napoléon en Egypte". Trotz dieser Entmuthigung hat aber Hr. Käfer sein Epos nicht aufgegeben und fallen lassen; er erklärt aber zugleich, er wolle es als Entwurf betrachtet wissen, und dies schon aus dem Grunde, weil er die Gegenden, von denen darin die Rede ist, noch nicht bereist habe. Die genaue Kunde

der letztern halten wir indessen bei Unternehmungen der Art für eine große Nebensache und die Auffoderung an Kunstfreunde, die auf dem Schauplatze der Hermannschlacht leben, ihm Nachrichten darüber mitzutheilen, ist mindestens — wunderlich; denn ein Gedicht ist keine Dissertation oder ein gelehrter Excurs, sondern ein Werk der Phantasie. Das Fragment liest sich übrigens ganz gut und sticht gegen die frühern Leistungen Anderer durchaus nicht ab, sodaß man dem Verf. sein: „Anch' io son pittore!" (S. 65) auszurufen, billigerweise nicht wehren kann. Der „Hermannschlacht" folgen Romanzen, unter denen „Jakob Müller aus Basel" (S. 92) ihm leicht den Namen eines Pittore lascivo zuziehen könnte. Der lyrische Theil enthält Sachen, die durch ihre lebensfrohe und gemüthliche Reflexion ansprechen und das Walten der Natur uns freundlich enthüllen; ausgezeichnet ist nichts darunter. Unter dem Namen „Potpourri" werden uns eine ziemliche Anzahl von Gnomen, Denksprüchen und Epigrammen geboten, unter denen wir zur Probe eins mittheilen:

Ich fand auf meinem Haupte das erste graue Haar,
Wer brachte denn zum Henker die Unglücksaat mir dar?
„Ich war's!" rief das Vergnügen; das Leid: „S'ist meine Spur!"
Nun — theilen beide redlich, so bleicht ihr Haare nur!

Wir theilten noch andere gute Einfälle der Art mit, werden aber daran durch den dem vorigen sogleich folgenden Einfall gehindert:

Ausgerissenen Zähnen vergleich ich gehaltvolle Stellen,
Aber der blühende Mund fehlt, den die Muse geküßt!

Dann folgen Sonette, die nicht eben im Phantasieglanz prismatisch schillern, aber wie die übrigen lyrischen Gedichte durch die behaglichste Gemüthlichkeit sich auszeichnen. Räthsel und Charaden machen auch hier den Beschluß.

61. Poetische Versuche von Wilhelm Schwaab. Kassel, Luckhardt. 1839. Gr. 12. 8 Gr.

Sind, was der Titel sagt.

62. Gedichte von J. J. Ch. Wilder. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1838. 8. 1 Thlr.

Wir haben es hier mit einem Sänger zu thun, der über Recensentenlobhudelei und Recensentenunbill, ja über allen Erdentand erhaben ist — denn er wandelt nicht mehr unter den Lebenden, deren Kreise er im Anfange des Jahres 1838 verließ. Er war erster Pfarrer an der heiligen Geistkirche zu Nürnberg. Einer seiner Freunde und Verehrer, der sich aber nicht nennt, setzt seinen Gedichten einen kleinen biographischen Denkstein vor und sagt uns, daß einige Freunde des Verstorbenen diejenigen seiner Dichtungen, welche ihnen als die gelungensten erschienen, gesammelt und zum Druck zusammengestellt hätten. Wir haben nun diese Blätter, welche eine liebende Hand an des redlichen Mannes bescheidenen Denkstein geheftet, durchlaufen und sahen (S. 5):

Wie sich ihm das innre Leben
Stets gestaltet in der Brust,
Das zu jeglichem Begebniß
Füget Fassung, Ruhe, Lust. —

Wie er pflücket seine Blumen,
Wo ein Andrer Dornen sieht,
Wie er lieset da Bedeutung,
Wo man sonst vorüber flieht. —

Wie er grollend, wie er ahnend
Auf das Schlechte niederblickt,
Und des höhern Sinnes Siegel
Selbst auf das Geringe drückt!

Was bedürfen wir also weiter Zeugniß für sein Streben und seine Leistungen? Sollten wir die reinen Denkmalblätter mit einem splitterrichterlichen Tadel bemakeln? Das sei ferne! Hinweisen wollen wir blos noch auf zwei Blumen, die über seinem Grabe duftig und farbig blühen: „Warum frisch auf dem Wiesen die Halme stehn und sprießen" (S. 96), und „Hans Sachs an Goethe's Schatten" (S. 130).

(Die Fortsetzung folgt.)

## Literarische Notiz.

Michel Chevalier hat in einen Aufsatz über Leclerc's Schrift: „Le Texas et sa révolution", folgende interessante Betrachtung eingeschoben, von der man nur nicht recht einsieht, wie sie in einen Aufsatz über Texas gerathen ist. Nachdem er eingestanden, daß mit Napoleon alle Hoffnung auf eine französische Weltherrschaft erloschen sei, fährt er fort: „Was die Lage noch erschwert, ist dies, daß Andere steigen, während wir im Sinken begriffen sind. Der Stern des katholischen und lateinischen Europas ist im Erlöschen, aber schaut nach dem Osten! Sehet ihr da nicht einen aufsteigenden Stern, mit dessen Glanz und Größe von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag der Glanz und die Größe der durch Rußland personificirten slawischen Völkerschaften zunehmen? Europa hat gegenwärtig drei Häupter, wovon das eine, das unserige, matt wird. Die Lebenskraft, welche die katholischen und lateinischen Völkerschaften verlieren, geht in die beiden rivalisirenden Gruppen über. Wahrlich, man möchte fast glauben, daß für den lateinischen Katholicismus die letzte Stunde geschlagen hat. Indeß tragen noch zwei katholische Staaten, Frankreich und Östreich, äußerlich die Spuren von Gesundheit zur Schau. Aber ersteres ist in seinen innersten Eingeweiden durch die Schwert- und Feuerproben, denen es seit einem halben Jahrhundert unterlag, tief erschüttert; der andere Staat ist glücklich und stark zu Hause, aber es fehlt ihm die Fähigkeit, Das, was er fühlt, einem andern mitzutheilen; er hat keine Initiative, keine weit ausgreifenden Arme. Mit Italien endet für diesen Staat die berührbare Welt. In seinem Temperament findet sich kein lateinischer Urstoff; sein Blut ist deutsch, mit einem slawischen Zusatz. Seine Aufgabe ist durch seine geographische Lage gleichsam angezeigt; er ist der Vermittler zwischen den verschiedenen Völkergruppen, aber an keines Spitze. Frankreich allein ist der Koryphäe der katholischen und lateinischen Nationen von einer Hemisphäre bis zur andern, der Verwahrer ihrer Bestimmungen, die Hoffnung, ja die einzige Hoffnung ihrer Zukunft. Ihm liegt es ob, sie wieder zu beleben. Wenn es sich durch eine seiner erhabenen und dramatischen Anstrengungen, wenn es das Geheimniß besitzt, dazu nicht vorzubereiten vermag, so ist es um sie, so ist es um Frankreich selbst geschehen; sie werden sie alle miteinander in der anglo-saxonischen Flut oder in der slawischen Brandung untergehen. Dann wird Frankreich eine Macht zweiten Ranges, ein subalterner Staat sein, glücklich genug, wenn es nicht die Provinz eines abendländischen Reiches geworden. Es gibt für Frankreich keine wahrhafte und gediegene Größe, als wenn es sein Geschick mit demjenigen dieser Völker zu verknüpfen weiß, wenn es sein oberstes Directorat über sie ausbreitet, zugleich aber auch auf sie beschränkt. Daher hatte Ludwig's XIV. Plan dauerhaftere Resultate für Frankreich als der Napoleon's; denn er bestand darin, die unmittelbare Vormundschaft auf den Kreis der katholischen und lateinischen Völkerschaften zu begrenzen. Napoleon dagegen, fortgerissen von seiner unersättlichen Begier nach Herrschaft, setzte einen Vasallen auf den Thron von Westfalen und zu derselben Zeit einen andern auf den von Neapel. Er wollte unbeschränkter Herrscher sein in Preußen wie in Spanien, an den Mündungen der Elbe und der Weichsel, wie an denen des Po und des Tajo. Er strebte darnach, einzig zu sein, im Angesicht der Sonne, im Angesicht Gottes. Ein ausschweifender Ehrgeiz, eine falsche Auffassung, deren schreckliche Folgen alle Hülfsquellen seines Geistes, alle Aufopferungen Frankreichs nicht verhüten konnten. Während das Gebäude Ludwig's des Großen ihn, den Greis, überlebt hat, hat Napoleon, gestorben in der Kraft seiner Jahre, länger gelebt als sein Werk!" Merkwürdig, da es ein Franzose sagt. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 349. —— 14. December 1840.

## Bericht über eine Poeten-Centurie aus dem Jahre 1839.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 348.)

63. Wissen und Glauben. Dichtung von Anton Passy. Pölten, Passy. 1839. Lex. 8. 9 Gr.

Eine geist- und phantasiereiche Allegorie auf wenigen Bogen in wohlklingenden Octaven. Ginandros (das Wissen) trennt sich stolz von Androgin (dem Glauben); beide aber fühlen sich in Folge dieser Trennung höchst elend und verlassen, bis Androgin dem Ginandros entgegenfliegt, ihn zur Wiederaussöhnung auffodert und nun die Genien mit reuigen Thränen einander in die Arme sinken:

Schon hör' ich Androgin versöhnlich sprechen:
„Bleib', o Ginandros, nimmer von mir fern,
Behüte mich vor dem gemeinen Zechen
Der Selbstgerechtigkeit am Quell des Herrn.
Daß nie dem Himmel unsere Gebrechen
Wir leihen; daß die Schale von dem Kern
Mit Geist der Gläubige zu scheiden tauge.
Sei förder nicht das Licht mehr — sei das Auge!"

Ginandros drauf: „Das Auge schwimmt in Thränen,
Dem deine Huld mich, Androgin, verglich!
Ach, nicht gewußt von dir, galt eitles Wähnen
Mir für das Wissen, weil ich von dir wich.
Der Jünger Schar auf selbstgebauten Kähnen
Weis' ich an jenes Schiff nun schwesterlich,
Darin allein, weil Gott es dir gebauet,
Vom Himmel angeschaut, das Auge schauet."

Das Buch hat ein gefälliges Äußere und namentlich einen farbigen Umschlag, Ginandros und Androgin in ihrer Trennung und Wiedervereinigung im Bilde darstellend. Das Epigramm, welches wir in Wilder's „Gedichten" fanden und welches lautet:

Kunstreich farbige Hülle verleiht dem Buch der Verleger,
Findet der Geist dann auch nichts, hat doch das Aug' noch etwas —

würde auf das Buch durchaus nicht anwendbar und passend sein.

64. Die deutschen Monumente von Cecil. Grimma, Verlags-Comptoir. 1839. Kl. 4. 6 Gr.

Wir leben in der Zeit der Eisenbahnen und Monumente. Der Verf. beschwört auf 24 Blattseiten die Schatten von Hermann, Gutenberg, Gustav Adolf, Luther, Goethe, Schiller, Jean Paul, Mozart und Beethoven herauf und läßt sie allerlei Dinge über Deutschland sagen; sie radotiren zwar nicht, aber was Gescheiteres könnten sie doch aus dem Schatze ihres unsterblichen Geistes hervorbringen. Goethe, dem bekanntlich Form und Reim in seinen Gedichten Nebensache war, scheint auch in den bessern Regionen den Grundsatz beibehalten zu haben; denn er reimt hier „Erde" und „begehrte".

65. Der Winter. Fortsetzung des Herbstes von K. J. Schuler. Manheim, Löffler. 1838. 8. 10 Gr.

Da wir uns über die Persönlichkeit und die Leistungen dieses Natursängers schon ausgesprochen haben, so genüge hier die Bemerkung, daß „Der Winter" nicht schlechter als „Der Herbst" dargestellt ist, daß auch hier das Versmaß dem in Kleist's „Frühling" nachgebildet wurde und daß das Büchlein wol noch mehr Leser finden würde, wenn der Druck nicht einem ätzenden Augenpulver zu vergleichen wäre.

66. Klänge aus der Welt des Gemüths. Eine Reihe psychischer Dichtungen von Wilhelm Saint-Paul. Berlin, Heymann. 1839. 8. 1 Thlr.

Der Verf. gehört zu den bevorzugten Naturen, bei denen ein von der Phantasie mit Flügeln versehener Verstand sich vorherrschend zeigt, und führt uns vor ein ziemlich wohlassortirtes, hochaufgespeichertes Lager von sentimentalen Betrachtungen, die sämmtlich zu perlustriren und hintereinander durchzufühlen einem ehrlichen Ref. und dem Leser gewöhnlichen Schlags schwer zuzumuthen ist. In der That ist er kein Fremdling in der Welt des Gemüths und man folgt ihm gern darin als einem kundigen Cicerone. Dem hier Gebotenen ist deshalb der Name psychischer Dichtungen nicht streitig zu machen. Der erste Abschnitt gibt unter der Aufschrift „Sinnenschein und Scheinleben" eine ziemliche Anzahl poetischer Reflexionen über den Widerstreit der menschlichen Zweinatur und das Eben der Vergangenheit und Zukunft. „Die fünf Zonen der Innenwelt" gibt die Einleitung zu einem Gedicht im elegischen Versmaße, welches der Verf. späterhin in gereimten Jamben fortsetzen will. Ein Beiblatt versinnlicht die Idee desselben. In einer Pyramide mit fünf Fächern steht in dem Fache des Fußes: Dunkelheit und Eiskälte, und es wird hingedeutet auf die Region des tauben Larvenseins und des Vegetirens in den Tiefen, wie in den Höhen der Societät. Zweite Zone: Dämmerung und Kälte, Hindeutung auf die Region des Sinnenbehagens und des Genusses in der Außenwelt. Dritte Zone: Helle des bedeckten Tages und Kühle, Region des bürgerlichen Ruhms, der bürgerlichen Ehren und der irdischen Gebieterschaft. Vierte Zone: Licht und Wärme; Hindeutung auf die Region des höhern Strebens, des idealen Schaffens, des Kampfs, der Innenleiden und der ewigen Jugend. Fünfte und höchste Zone: Sonnige Lichtfülle; der Ganzmensch; Region des Glücks innern Friedens, der Weisen in Hütt' und Palaste. Aus solchen Plänen und Schematen offenbart sich des Verf. Neigung zum Speculiren und Philosophiren; Empfinden und Malen gelingt ihm auch in dem „Lyrischen Intermezzo" nicht sonderlich, obwol wir daraus „Der Glocken Tod" (S. 93) als ein echt poetisches Sujet hervorheben müssen; schief und schielend dagegen ist (S. 97) der Gnom: „Heiligkeit des Thiers". Im „Humoristischen Intermezzo" ist gleich die erste Nummer: „Die drei Fragen", ein guter Einfall voll psychologischer Wahrheit, dem sich „Der geistlose Stylist" (S 159) und „Das Seelensturzbad" (S. 160) würdig anschließt. Der dritte Abschnitt verbreitet sich didaktisch über Geist und Sendung der Poesie, gibt Selbstgedachtes in epigrammatischer Form und spinnt die Gedanken Anderer über den fraglichen Gegenstand oft sinnig aus. Beachtenswerth ist hier „Der lyrische Dichter" (S. 195) und

„Dichters Antwort“ (S. 196). Der vierte und letzte Abschnitt ist überschrieben: „Der Genius, oder Geist und Verstand“, und bringt philosophische Aphorismen in Fabeln und Epigrammen, die Gewandtheit in der Behandlung des Verses und der Sprache überall bekunden, obwol wir nicht ungeneigt wären, ihm wegen einiger kühnen Wortbildungen, wie „herzdurchmait“, „überbrücken“ und „enthimmeln“, den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

67. Gedichte von C. Dräxler-Manfred. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1835. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wir haben es hier mit keinem Versifer, wie sie heutzutage in Unzahl auftauchen, sondern mit einem ausgezeichneten Talente zu thun, welches sich durch besonnenen Fleiß zu einer nicht unbedeutenden Höhe hinaufgeschwungen hat, und Gedichtsammlungen wie die vorliegende geben aufs neue den schönen Beweis, daß es mit der vaterländischen Lyrik nicht so schlecht stehe, wie einige Kritiker uns glauben machen wollen, und wie wir selbst wol manchmal meinten, wenn die Flut alltäglicher oder schlechter Gedichte uns entweder alles Gefühl für das Schöne erkältete, oder uns nöthigte, einen hohnlachenden Satyr mit einer Geißel zu bewaffnen, auf daß er das Gezücht fixfingriger Reimschmiede abhalte, sich ferner mit anmaßender Unverschämtheit zum Tempel der Unsterblichkeit zu drängen. So lange es in Deutschland Dichter gibt wie Dräxler-Manfred, dürfen wir den Untergang der deutschen Liederkunst nicht fürchten. Er entschädigt den Kunstrichter, der seine Erzeugnisse von amtswegen würdigen muß, für die Langeweile einer oft Schlaf erregenden und für den Unmuth einer unkünstlerischen Lecture; er beschäftigt und ergötzt ebenso sehr den Geist des blos Erholung suchenden Lesers, wie er seine Einbildungskraft in ein gefälliges Spiel setzt; er überzeugt das große Publicum, daß es noch Deutsche gibt, die, ohne bei Heine, Uhland, Goethe und Schiller in die Schule gegangen zu sein, sich selbständig zu erhalten wissen. Das klingt fast wie Lobhudelei, Bestechung und Übertreibung; aber Ref. versichert, Hrn. Dräxler-Manfred persönlich gar nicht zu kennen und nur der Wahrheit und Gerechtigkeit gemäß zu urtheilen. Da ist keine künstliche Zerrissenheit, kein Kokettiren mit dem Weltschmerz, kein müßiger oder in Reimnoth erzeugter Gedanke, kein unklares, schielendes Bild, kein Bocksprung der Phantasie, kein romantisch-mystisches Geklingel, kein Strohfeuer der Begeisterung, kein Wiedererscheinen dagewesener Bilder und Ideen. Die Klarheit des Geistes ist ebenso groß wie die Wärme des Herzens, und es geht in seiner Innenwelt nicht her wie in dem Quartier des Junker Verstand (S. 263), wo die Dame Herz den Pedantenkram entfernt und aufräumt, aber am Ende doch dem pedantischen Junker als Hausmagd dienen muß, sondern beide theilen hier die Herrschaft; der wehmüthige Ernst schaltet hier so feierlich und imposant, wie der Humor im Sylphengewande über des Lebens wechselnde Erscheinungen hinhüpft; der Dichter verwaltet mit gleicher Würde das Hohenpriesteramt im Tempel der Natur, wie in den Myrthenhainen der paphischen Göttin; er bedenkt das Leben, nicht das „conventionelle im Chapeau claque, auch nicht das finanzielle mit Rothschild'schen Loosen“, sondern wie es sich dem gläubigen, denkenden und fühlenden Sterblichen offenbart; er spricht über dasselbe weder wie ein Timon, noch wie Momus. Er liebt nicht blos die Poesie, „die Zauberin, die mit verliebter Müh' sich Feenreiche gestaltet, die dem Prometheus gleich den Sonnenfunken entwandte, den Wunderbaum, an dessen tausend Ästen liebe Sänger mit dem Haar der Gedanken hängen bleiben“, er entwickelt auch ihren Ursprung, ihr Wesen, ihre Würde, ihren Lohn und ruft ihr zu:

Du hast mir Segen oft gebracht
In meine stille Brust,
Hast meiner Schmerzen dunkle Nacht
Erfüllt mit lichter Lust;
Du hast den Menschen oft gesagt,
Wie sie mir werth und lieb,
Du hast den Menschen oft geklagt,
Wie meine Seele trüb.

O Lied, du hast mein ganzes Herz
Der Welt gebracht zur Schau,
Du bist mein ritterliches Erz,
Worauf ich kühn vertrau';
Du bist der Bote, für und für
An Herzen ausgesandt,
Du bist mein herrlichstes Panier,
Bekannt im ganzen Land.

Du bist der Seele Wiederhall,
Der in der Welt verklingt,
Du bist des Herzens Nachtigall,
Die liebend klingt und singt;
Du bist die Rede, die ich red',
Wenn es zu Menschen gilt,
Bist das Gebet mir, das ich bet',
Wenn Heil'ges mich erfüllt.

Du bist mein Lied, du bist mein Reich,
Du bist mein gold'ner Thron,
Du bist der grüne Lorberzweig,
Die diamant'ne Kron',
Du bist mein faltenreiches Kleid,
Das üppig mich umfließt,
Dran Demant sich an Demant reiht
Und Perl' an Perl' sich schließt.

Lesen wir gleich im Beginn, mit welchem Auge er die Natur betrachtet, und wie er (S. 160) ein Nationalbild aus dem Trepenlande malt, so scheint er Matthisson und Freiligrath in sich zu vereinen; lesen wir die humoristische Blüte „Erinnerung“ (S. 52), so erscheint er als Shakspeare; lesen wir „Erwachen der Liebe“ (S. 169), so scheint er Uhland's Gefühl mit Schiller's Glanz zu paaren; er geht überall seinen eigenen Weg und sagt selbst (S. 337), es fromme wenig, sich Andern anzupassen; er habe ein Liebchen, eine Leier, eine wunderschöne Welt:

Wem solcher Reichthum ist gegeben,
Und auch ein Herz, das ihn erfaßt,
Der kann am eig'nen Herde leben
Und gehe nimmermehr zu Gast.

Ein Liebchen hab' ich, so wie keines
Auf diesem weiten Erdenrund;
Ein liebes, gutes, engelreines,
Mir angetraut im Geisterbund.

Was mir umsonst der Herr gegeben
An Liedern und an Liedermuth,
Es adelt sinnig mir das Leben,
Als meiner Seele bestes Gut.

Ob And're das erkennen wollen,
Ob sie erkannt es oder nicht;
Ob sie mir Lob und Ehre zollen —
Darüber halt' ich nie Gericht.

Das kann ihn auch in der That nicht kümmern; hat er doch den sichern Schatz, den schönen Reichthum im Herzen; hat er sich doch mit seinem Pfande schon so viel der eigenen Lust erwuchert, was braucht er nach der Menge zu fragen. „O Reichthum, groß und unermeßlich, wo Gegenwart und Vergangenheit vom lichten Himmel niedersehn!“ ruft er aus:

Du wechselreiche Lebensmasse,
Du Räthselanfang, Räthselschluß,
Gedanke, den ich halb nur fasse
Und den ich ewig denken muß!

Das Alles ist mein großes Habe,
Das mir die Schöpfung zugeführt,
So groß, daß, wenn ich einst im Grabe,
Es lang mich überdauern wird.

Möchte Manchem das letzte Wort als die Bescheidenheit und Demuth verletzend erscheinen, so kann es Ref. doch nur als eine Äußerung, der Wurzel des edelsten Selbstgefühls entsprossen, betrachten.

68. Gesänge der Liebe von Adolf Peters. Dresden, Walther. 1840. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Wie eine in den Strom geworfene Rose von dem Fischerknaben erangelt wird, der sie dem Liebchen darbietet, also wirft der Sänger

kühn entschlossen,
Glühe Knospen, kleine Lieder,
Ihr am Busen aufgeschossen,
In den Strom der Jahre nieder,

und versichert, es kümmere ihn wenig, ob sie mit dem Wellenspiele verschwinden, oder vielleicht von einem Fischerknaben aufgefischt werden. Kein übles Bild, in der Vorhalle der kleinen Bildergalerie aufgehängt; auch kann es unserm Liebesmaler wenig kümmern, ob man seine Ausstellung besuchen werde, weil er überzeugt zu sein scheint, sein Talent gebe ihm ein Anrecht, mit so Vielen aufzutreten und seine Bilder aufzustellen. Nun entfaltet sich hier die Wonne, die Sehnsucht, die Qual der Liebe, Trennung und Wiederfinden, Kußgelispel und Seufzerlaut; mitunter Übertreibung und Tautologie; einige Male sogar metaphysische Spitzfindigkeiten aus dem Gebiete der gewaltigen Leidenschaft, die an den Sänger der Laura mahnen, und Genrebildchen, die an Ferrand erinnern. Melodie ist in allen und gegen die Regeln des Generalbasses, das ist hier gegen die Form, nirgend gesündigt. Die Sonette klingen recht südlich und die launigen Liebeselegien erinnern sehr stark an Goethe, was wir ihnen verzeihen wollen, da der Verf. kein sklavischer Nachahmer ist. In den Romanzen ertönen hin und wieder bekannte Weisen, und in einer derselben ist das alte Handwerksburschenlied:

O Berlin, ich muß dich lassen,
Berlin, du schöne Stadt,
Und drinnen muß ich lassen
Meinen herzallerliebsten Schatz

gar glücklich benutzt und angebracht. Den Wanderliedern lauscht man gern, da der Verf. klar schaut und gefällig singirt; wären nur mehr solche jovial naive Sachen dabei wie „Die Frühlingswanderung" (S. 253). Hübsch gedacht ist „Die Schweigsame" (S. 275) und den Schlußstein bildet ein bunter Hochzeitkranz in sieben verschiedenen Formen für den Vermählungstag eines sprachkundigen Freundes, in denen eine siebenfache Nationalität (serbisch, persisch, spanisch, griechisch, italienisch, französisch und deutsch) höchst anmuthig repräsentirt wird. Dem Serbischen möchten wir den Vorzug einräumen.

69. Gedichte von Ritter Braun von Braunthal. Neue Folge. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1839. 16. 1 Thlr. 8 Gr.

Wir haben diesem männlichen und biderben Ritter schon einige Male die deutsche Hand gedrückt, das letzte Mal in Nr. 302 d. Bl. f. 1837, wo er im Gebiete des Humors sein buntkrauses Spiel trieb. Gegenwärtige neue Folge seiner Gedichte bringt uns „Balladen, Romanzen und Erzählungen", die sämmtlich vom Talent für epische Gestaltung der Poesie Zeugniß ablegen. Die „Lebensbilder" lobhudeln die Mimen der Zeit; man kennt ja den Qualm der um sie geschwungenen Rauchfässer. „Freie Phantasien" geben, was sie sagen. Unter den „Anschauungen und Liedern" finden wir zunächst Sonette über das Sonett, von denen das zweite charakteristisch ist:

Daß ein Geheimniß das Sonett zu nennen,
Wird, wer die Kunst zu dichten je getrieben,
Wer ein Sonett, ein gutes, hat geschrieben,
Mit mir geneigter Liederwelt bekennen.

Der Punkt, worin vereint die Strahlen brennen
Der Stimmung, ob wir hassen oder lieben,
Muß finden, wer zwei Mal die schöne Sieben
Durchsingen will und ohne sie zu trennen.

Gedanken in einander so zu flechten,
Die einem einzigen Gefühl entsprossen,
Daß sie ein Blumenstrauß des Herzens scheinen,

Bezeugt den Künstler im Sonett, den echten,
Und ihn begrüß' ich als Petrarch's Genossen,
Der groß war, wie kein Anderer, im Kleinen.

Von dem Liede „An Lenau" (S. 237) versprachen wir uns mehr. „Dichten und Denken" (S. 243) könnte auch geistreicher behandelt sein. „Der Himmelszögling" (S. 262) entfaltet wunderliche, schielende Bilder, und wenn es (S. 277) heißt:

Was dem Fröhlichen der Becher,
Sind mir Tintefaß und Feder;
Bin darin ein starker Zecher,
Pokulire, wie nicht Jeder —

so ist auch dies kein anmuthiger Gedanke; wer wird sich in Tinte berauschen wollen? Daß der Verf. ein starker Zecher ist, bekunden seine frühern Gedichte, seine „Thierstücke", „Stehende Masken" und dies Büchlein, welches in der That manches Schöne bietet und nicht so schlecht ist, wie es durch sein Format (klein Sedez) und seinen Druck (Augenpulver) dem Publicum erscheinen muß. Blos das Papier ist gut. Kommt Hr. Ritter Braun wieder (und gewiß wird er es), dann erscheine er im ritterlichen Costum!

70. Gedichte in hochdeutscher, oberbaierscher und pfälzischer Mundart von Franz von Kobell. München, Lit.-art. Anstalt. 1839. Gr. 8. 16 Gr.

Der ist der Ärmste auf der Welt,
Dem nicht ein frohes Lied gefällt,
Und Des der Herr in Gnaden denkt,
Dem er's zum Eigenthume schenkt,

singt der Verf. (S. 27). Mehr als ein frohes Lied gelingt dem Bildner gegenwärtiger Lieder, deren zehn sich in Erinnerungen aus Griechenland ergießen und von denen andere eine gesunde Lebensansicht in ansprechenden Rhythmen und Klängen bekunden. Die Lieder, welche in oberbairischem und pfälzischem Dialekt geschrieben sind, mögen wol jene graziöse Naivetät hauchen, die sich im Munde des Volks so gut ausnimmt; indessen geht Vieles für Den verloren, der denselben nicht genau kennt.

71. Poetische Erstlinge eines Buchbinders, von Joh. B. Cöllen. Köln, Renard u. Dubyen. 1838. 8. 8 Gr.

Der Verf. beginnt also:

Statt zu falzen und zu schlagen,
Mich auf den Olymp zu wagen,
Hätt' ich nie gedacht.

Statt zu heften und zu leimen,
Sollt' ich schlechte Verse reimen,
Würd' ich ausgelacht.

Statt beschneiden und statt färben,
Um den Lorber mich bewerben,
Fällt mir gar nicht ein.

Statt zu glätten, zu formiren,
Mich als Dichter produciren,
Nein, das laß ich sein.

Er läßt es aber doch nicht sein; und ein Hauptargument ist: „die Arbeit fehlt!" Da muß er denn, die Grillen zu vertreiben, Verse schreiben. Wenn nun Leute aus diesem Stande anfangen zu leiern, und dabei, wie dieser, kreuzbrave Kerle sind, dann connivirt der häklichste Kritikaster.

72. Poetische Versuche von Hermann von Rotteck. Freiburg, Wagner. 1838. 16. 14 Gr.

„Mit größter Schüchternheit", sagt der jugendliche Lorberaspirant, zur Zeit Studiosus juris (vielleicht Sohn des berühmten Historikers?), „übergebe ich diese meine ersten poetischen Versuche dem Drucke. Ich habe dieselben nicht für das große Publicum bestimmt; sondern dies Büchlein soll blos ein Geschenk für einen Kreis von Freunden und Freundinnen sein. Wer dies bedenkt, wird meine Verwegenheit weniger groß finden und einen kleinern Maßstab zur Beurtheilung meiner Versuche anlegen." Wer mag bei solchem begütigenden Worte noch mäkeln und rechten? Die Freunde und Freundinnen, deren

hier Erwähnung geschieht, mögen Kunstrichter sein! Den eigenen Versuchen sind angehängt metrische Übersetzungen der Gedichte von Esaias Tegnér, die man nicht unbefriedigt lesen wird und die von des Übersetzers Gewandtheit im Ausdruck Zeugniß geben.

73. Kinder der Mußе. Arolsen, Speyer. 1839. 8. 12 Gr.

Kinder der Muße — nicht der Muse — will der erlauchte Verf. gegenwärtiger Gedichte sie genannt wissen. Auf die dringende Bitte des Verlegers hat er sich entschlossen, sie durch den Druck allen Denen zugänglich zu machen, die sich für selbige interessirt haben, und betrachtet sie zugleich als ein freundliches Andenken an ihn für die Bewohner der Stadt Arolsen, wo der größte Theil derselben entstanden ist. Wir erlauben uns blos, in der aus nur vier Druckbogen bestehenden kleinen Sammlung auf die glückliche Parodie der Schiller'schen Glocke: „Der Pfarrer", hinzudeuten, die man wegen ihrer witzigen Antithesen und Einfälle mit Vergnügen lesen wird.

74. Bunte Scenen und Bilder von Joh. Jos. Dilschneider. Köln, Boisserée. 1839. Gr. 12. 12 Gr.

Bei der Lecture von Productionen wie gegenwärtige fluctet in unserm Innern ein Wechsel von zwei Empfindungen: Tödtliche Langeweile und tiefer Verdruß. Ein Pröbchen aus den „Bunten Scenen", überschrieben: „Was bedeutet's?"

A. Wie wurd' Ihr Nachbar doch so bleich?
B. Er wurde blaß und roth zugleich.
C. Er hielt das Sacktuch vor's Gesicht.
D. So oft man von dem Punkte spricht,
Hält er sich vor Verlegenheit nicht.

75. Eine letzte Liebe. Von A. Schulenburg. Wesel, Klönne. 1839. 8. 8 Gr.

Fast wie das vorige, und enthält humoristisch sein sollende Klagen eines Junkers, den die Geliebte verschmäht, weil er Protestant ist. Wir setzen die Bemerkung hierher, mit welcher das Büchlein auf S. 41 schließt:

Was hast du nun gewonnen, mein schwergeprüftes Herz?
Der kurzen Lust Erinn'rung und ewig langen Schmerz! —
Ha! — wenn mein Aug' vor Wehmuth nun naß und immer nasser,
Dann lach' ich unter Thränen, und nenn' sie: kölnisch Wasser.

Bedarf es noch fernern Urtheils?

76. Gedichte von Eduard Brauer. Zweite Sammlung. Karlsruhe, Braun. 1839. 16. 9 Gr.

Hier ist mehr Klang und Melodie — mehr Takt für Das, was sich ziemt. Sind auch die Romanzen mehr Anekdota und die vermischten Gedichte bona mixta malis, so wird der innere Sinn doch nirgend verletzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

## M a n c h e r l e i.

Der Religion ist Beziehung auf eine persönliche Gottheit wesentlich. Alles Opfer, aller Dank, jegliches Gebet ist nichts ohne diese Voraussetzung. Leugnet deshalb der Pantheist dieselbe, so wird alle Religion zum leeren Spiel der Phantasie. Diese bleibt freilich immer in der Religion thätig, da ohne Phantasie Nichts für den Menschen vorhanden ist, als was er jeden Augenblick mit Händen greift; allein es ist doch ein Unterschied, ob sie ein Wirkliches dabei voraussetzt, oder nicht. Die Überzeugung von Wirklichkeit der Beziehung auf einen persönlichen Gott ist religiöser Glaube. Das Bewußtsein schlechthiniger Abhängigkeit, worauf Schleiermacher die Religion zurückführt, ist allerdings ein Moment derselben, allein nicht das Wesentliche; denn es kann stattfinden gegen jede Naturgewalt, ohne Opfer, Dank, Gebet, auch ist kein besonderer Glaube bei diesem Bewußtsein, keine Phantasie, sondern baare Wirklichkeit. Wird diese von der Phantasie ergriffen, so ist es eine Begriffsphantasie ohne Zugabe des geistigen Gefühls, eine Phantasie des Einen in Allem, des Besondern im Allgemeinen. Will man die Erkenntniß der Schwäche des Menschen als eines Einzelwesens Frömmigkeit nennen, und was darin die Keckheit menschlichen Übermuthes straft, Demuth; so sind Frömmigkeit und Demuth auch dem Pantheismus nicht fremd, aber doch von anderer Beschaffenheit wie im Theismus, man möchte sagen, mit einer starren Erkaltung ohne lebendige Wärme. Weil nun dieses sich so verhält, ist einzusehen, daß in einem gewissen Sinne gesagt werden kann: „der Pantheist habe keine Religion", und in gewissem Sinne: „er habe dennoch eine".

---

Über Goethe ein Wort zu verlieren, darf man sich jetzt beinah schämen, da so Vieles schon an ihm gepriesen und getadelt worden in Zeitblättern und ganzen Büchern. Aber Eins ist als ein Philosophisches zu loben, daß er in seinem Arbeitszimmer und Schlafgemach keine schöne Meubles gehabt, sondern schlechte vom gewöhnlichsten Holze. Kostbare und sauber gearbeitete nämlich beengen den Geist, rauben ihm Etwas von seiner Freiheit, weil man sich mit ihnen in Acht nehmen muß, um sie nicht zu verderben; sie fodern eine Höflichkeit des Umgangs, woran Schriftsteller und Dichter nicht denken mögen und nicht denken sollen. Wie Einem in vornehmer Gesellschaft das Schlechteste beifällt oder Nichts, so geschieht es zwischen vornehmen Stühlen und Tischen. Neuere französische Schriftsteller haben laut Beschreibung sorgfältig ausgeschmückte Schreibezimmer; allein Paris bildet die Pariser und gibt ihnen Gewohnheit, Vornehmes nicht höflicher zu behandeln als Gemeines, oder es fragt sich, ob sie nicht zwangloser und geistiger noch arbeiten würden bei schmuckloser Umgebung. Blos Schriftstellerinnen möchte ich hübsche Verzierung ihrer Romanküchen empfehlen, theils weil ihr Geschlecht den Putz mehr lieben muß als die Männer, theils weil ihr Wesen und Umgang schwerlich dadurch belästigt werden kann, indem Liebenswürdigkeit und Anmuth ihres Dichtergenius damit im besten Einklange lebt und eine wilde Freiheit ihrer milden Zucht und Sitte wenig entspricht. Übrigens bestätigt Goethe diese Gedanken bei Eckermann: „Prächtige Gebäude und Zimmer sind für Fürsten und Reiche. Meiner Natur ist es zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung sogleich faul und unthätig. Geringe Wohnung dagegen, schlechtes Zimmer, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, ist für mich das Rechte; es läßt meiner Natur volle Freiheit, thätig zu sein und aus mir selber zu schaffen. Eine Umgebung von bequemen geschmackvollen Meubles hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräth etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen." 50.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 350. —— 15. December 1840.


## Bericht über eine Poeten-Centurie aus dem Jahre 1839.
### Dritter und letzter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 349.)

77. Edgar, oder Blätter aus dem Leben eines Dichters, von Karl Fernau. München, Franz. 1838. Gr. 8. 8 Gr.

Edgar versteht es, unsere Theilnahme an seinem Liebesglück, wie an seinem Liebesschmerz zu gewinnen. Jedes Lied in der kleinen Broschüre ist eine Blüte, dem wärmsten Herzensboden entsprossen, und bekundet sein schönes Talent.

78. Festgabe zum Neujahre eines heidelberger Musensohns, seinen Freunden und Commilitonen von Max Leuenfels. Heidelberg, Winter. 1839. Gr. 12. 14 Gr.

In einem Epiloge, an die lieben Seinen gerichtet, gibt uns der Musensohn ein curriculum vitae academicum in nuce und erzählt uns zugleich, wie es gekommen, daß er gereimt und gedichtet und seine Scheu vor der Presse überwunden habe:

> Da ward ich neulich selber krank
> An argem Schmerz der Glieder.
> Nun dacht' ich wieder an Gesang,
> An Poesie und Lieder;
> Denn da ich lang zu Hause blieb,
> So packte mich der heil'ge Trieb —
> Das ist nun die Geschichte,
> Da sind nun die Gedichte.

Wir meinten hier etwas ganz Anderes zu finden, als es der Fall war; denn wenn auch „Das heidelberger Vaterunser" (S. 10) und „Das heidelberger Faß" (S. 21), auch das Epigramm „Hamlet" (S. 25), burschikosen Witz enthalten, so vermissen wir doch die derben Trink- und Commerslieder aus der alten Zeit, wo der deutsche Bursch im Element der akademischen Freiheit athmete und trank, welche das 19. Jahrhundert in einen großen Sarg gelegt und tief versenkt hat. Zum Epigrammatischen neigt sich der Verf. auf jeder Seite hin; doch hat Vieles eine stumpfe und Manches gar keine Spitze. Die lieben Freunde und Landsleute, die ihn veranlaßten, eine kleine Auswahl seiner poetischen Versuche dem Drucke zu übergeben, wird das Büchlein gewiß freundlich an die Lenztage des akademischen Lebens erinnern.

79. Lyrisches. Vom Domherrn C. Genelli. Neisse, Hennings. 1840. Gr. 8. 8 Gr.

Nr. 1 fodert den Leser auf, die Parze zu werden, um den Liederfaden zu durchschneiden, wenn er nicht golden oder von der Grazie gesponnen ist; und wahrlich, die Kritik kann sich nicht unterfangen, jene Parze zu werden; denn hier tönt „kein Lied, gewebt aus niedern Erdenstoffen, aus Zufall, Angst, Haß, Liebe und Eitelkeit; es klagt nicht den Schmerz verschmähter Minne, es singt nicht von der Tapferkeit der Helden, es meldet nichts von zerstörten Burgen oder von neckender, trügerischer Zauberei"; es singt Das, was droben ist und ewig währt, es singt den Jammer der streitenden Kirche, die heilige Jungfrau rein und keusch, gibt in einem Fragment Adam's Abbitte an die Natur, zeigt uns den Kampf des heiligen Eustach, leiht das Gewand oft von den Propheten und andern Männern, die, getrieben vom heiligen Geist, das Große kündeten, und wenn es sich hin und wieder in den mystischen Regionen verliert, so verleugnet es nirgend den echt lyrischen Charakter.

80. Mnemosynon. Von J. D. Symanski. Berlin, Heymann. 1839. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Maurerlieder, man kennt sie; sie arbeiten sich ab im Gebiet der Ethik und ergehen sich in den endlosen Räumen des Kosmopolitismus und der allgemeinen Bruderliebe; sie legen den Zirkel an die Form und wiegen die That mit der Setzwage; des Tempels Embleme und Symbole, der historische mythische Hintergrund mit dem Standbilde St.-Johannis, der geheimnißvolle Osten geben ihnen von selbst ein Relief, und wenn der Laie in solchem Dichtergarten die Statuen sieht, die, wunderbar costumirt, den Finger auf die Lippen drücken, so durchrieselt ihn ein ehrfurchtsvoller Schauer. Dies ziemlich wohlbeleibte „Mnemosynon" vereinigt alle Vorzüge und Mängel derartiger Sammlungen. Es gibt in gangbaren Bildern und Reimen Bundesblüten, Stimmen aus der Zeit, Gaben der Liebe und Freundschaft und der Gelegenheit, die ja so oft in maurerischen Verhältnissen anregend wiederkehrt. Ausgezeichnet ist nichts. Von demselben Verf., in demselben Jahre und Verlage ist erschienen: „Ernst, Scherz, Laune"; aber der Scherz, „der die Unschuld spricht und Keinen verletzt". Texte zu Bildern von Malern aus der Neuzeit füllen einen Theil des Büchleins, Toaste, Gelegenheitsliederchen, Xenien, Epigramme den andern aus, und wir dürfen um so weniger einen strengen Maßstab der Beurtheilung an diese Leistungen legen, da der Hr. Verf. sagt, beide Werke seien nicht für den Vertrieb im Wege des Buchhandels, sondern nur für Freunde und Brüder bestimmt, und denen werden es freundliche und willkommene Gaben sein.

81. Liederkranz von Georg Dorner. München, Jaquet. 1838. 12. 6 Gr.

Der poetische Glanz, der vom Throne des bairischen Ludwig strahlt, scheint anregend auf seiner Landeskinder Herz und Geist zu wirken; auch Hrn. Dorner scheint er anzuregen, seine Verse an hohe und niedere Personen und andere Gelegenheitsgedichte drucken zu lassen. Hätte das Buch ein besseres Format und besseres Papier, so könnte man über der äußern Erscheinung die Alltäglichkeit der ganzen Persönlichkeit vergessen.

82. Schlesische Lieder von C. D. Hoffmann und W. Viol. Berlin, Krause. 1840. 16. 12 Gr.

Eine kleine Sammlung von Liedern im schlesischen Volksdialekt, die nur als Versuch auftreten. Das Büchlein bittet die Landsleute um freundlichen Empfang, soll im schlicht einfältigen Wort gar mancherlei erzählen, vergessene Trauer- und Lustgeschichten zurückrufen und mag wol seinen Zweck erfüllen.

83. Licht- und Nachtblumen aus Deutschland und Italien, von Benedict Dalei. Wien, Beck. 1839. 8. 20 Gr.

Enthalten 183 Sonette, unter denen viele nachgebildet sein mögen.

84. Der Volksvertreter; jambisch in zwölf Betrachtungen. Karlsruhe, Groos. 1839. 8. 12 Gr.

Nicht in den Tempel der Natur, noch in die Hallen der Kunst will uns der anonyme didaktische Sänger führen;

Nein; anderm Sale gilts, deß kleiner Raum
Das ganze Vaterland vertretend faßt;
Wo, wie vom Herzen aus, sein Lebensstrom
Durch aller Adern Lauf die Wellen treibt,
Und Dauerkraft dem Körper seines Volks,
Gesundheit, Haupt und Gliedern strömen soll.

Mit einer tüchtigen Gesinnung, in einer edeln Sprache, die nie zu falschem Pathos sich verirrt, wird der Beruf, die Eigenschaften und Pflichten des Patrioten besprochen, der Geist der Wahrheit, Eintracht und Gerechtigkeit hervorgehoben, der in jedem Volksvertreter walten soll, auf die Namen Timoleon, Antonin und Hermann aufmerksam gemacht und auf Janus' und Asträa's Reich hingedeutet. Die Schreibart ist eigenthümlich.

85. Romanzen und Lieder von F. Brunold. Prenzlau, Vincent. 1839. 8. 8 Gr.

In Ferrand's Gesellschaft haben wir zuerst die Bekanntschaft dieses jungen Sängers gemacht, seine „Neuen Lieder" in Nr. 295 d. Bl. f. 1838 angezeigt und mit einigen Federstrichen charakterisirt. In Jahresfrist ist der Dichter kein Anderer geworden; wir können mithin bei Gelegenheit der vorliegenden kleinen Sammlung auf jene Charakteristik verweisen.

86. Sensitiven. Gedichte von Friedrich Bach. Leipzig, Baumgärtner. 1839. 8. 18 Gr.

Der Gärtner und Pfleger dieser „Sensitiven" meint in einem Vorworte, es habe zwar den Anschein, daß eines einzigen Blättchens Flüstern, oder einer Blume Wohlgeruch zur Feier eines goldenen Sommertags (worunter er poetisches Leben und Treiben versteht) allzuwenig sei, aber darum doch die weite Landschaft mit allen ihren Blüten und Bäumen nichts verliere. Das wollen und müssen wir dem Bescheidenen gern zugeben; indessen gibt es hier manchen magern Gedanken, der nur durch ein feines Wort oder eine gefällige Form aufgeputzt wird; der Quell der Begeisterung scheint dem Verf. überall leicht zu versiegen; denn seine Lieder sind sämmtlich à courte haleine oder gekräuselte Papierschnitzel. Vier Abtheilungen derselben gibt es, und jede ist einem Dichter oder Freunde dedicirt; die „Erotica" dem Fr. Rückert, die „Wanderlieder" dem Gutzkow, „Natur und Gemüth" dem Nikolaus Lenau, und die „Lieder vom Sterben" einem Freunde, Namens Lippmann. An den meisten Liedern neuerer Zeit haben wir die Breite und Seichtigkeit tadeln müssen; hier fließt ein Bach, so wasserarm wie heutzutage der Ilissus und Cephisus um Athen, der kaum im Stande ist, die poetischen Blumenkindlein zu säugen.

87. Poetisches Etui von Hermann Bienenfeld. München, Fleischmann. 1838. Gr. 12. 16 Gr.

Etwas mehr poetisches Leben regt sich in diesem bairischen Sänger als in der Brust seines Landsmanns Dorner (siehe Nr. 81); aber ein Dichter ist er deshalb noch nicht, und wenn er auch sich bescheidend sagt:

Strebend nur steh' ich Gericht,
Richtet deshalb nicht zu strenge
Was ich bringe im Gedicht,

so darf doch die unparteiische Kritik nicht verschweigen, daß uns hier viele unpoetische Verse geboten werden, unter denen einige sich bis zum Nonsens erheben. Der Humor langweilt mitunter und Alles trägt das Gepräge der Mittelmäßigkeit.

88. Akrothinien; Liederproben nebst einleitendem Vorwort, Fragen aus der Poetik und Metrik berührend. Von Albert Doch. Nürnberg, Recknagel. 1839. 8. 12 Gr.

Der Verf. dieser Gedichte läßt denselben ein Vorwort vorausgehen, welches eine Art von selbständiger Abhandlung bildet und sich über den subjectiven Charakter derselben, über die subjective Richtung der modernen Poesie überhaupt, über die Grundsätze bei Übertragung aus alten Dichtern, über die metrische Behandlung der altclassischen Versmaße, namentlich über die Behandlung der sapphischen und alcäischen Strophe und über Sonstiges hinsichtlich der Versification höchst verständig ausläßt, und wo er besonders nicht vergißt, ein apologetisches Wörtchen hinsichtlich der eigenen Kindlein zu sagen. Er tritt also hier als Theoretiker und Praktiker, als Dichter und Recensent, als Inspirirter und als Nüchterner auf, was nicht Jedermanns Sache ist, da er „das mäonische Ohr vor dem Lärme seiner Scholien zugirrt", wie Klopstock in einer Ode sagt; auch behauptet ja Mancher, daß die kritische Thätigkeit die Phantasie zerstöre und sich überhaupt nicht für den Dichter schicke. Letztere Behauptung widerlegt indessen unser Verf. durch die vorliegenden Gedichte selbst, die sämmtlich einen subjectiv-lyrischen Charakter haben und die er zum Theil als die Äußerungen einer gewaltsamen Reaction des nach Freiheit ringenden subjectiven Geistes gegen den herben Zwang der objectiven Welt betrachtet wissen will. Sie sind mehr reflectiv und speculativ als phantasiereich, und zeugen überall mehr von kühler Besonnenheit und Nüchternheit, als von feuriger Begeisterung. Man vergleiche in Bezug auf diese Behauptung: „Guter Rath" (S. 6), eines der besten Gedichte, oder „Bei Zurückhaltung eines weggeliehenen Buches" (S. 14), oder „Das zeitgemäße und wahre Wort (S. 32):

Nicht Diensteifer, o nein, nicht Tüchtigkeit zum Berufe,
Dienstesjahre nur sind's, die man von euch jetzt begehrt.

Die eine besondere Abtheilung bildenden „Gedichte an Laura", erinnern nicht im geringsten an die Schiller'schen Lauralieder, und „Bei Überreichung eines Halstuchs" (S. 79) ist höchst prosaisch und matt; vielen Epigrammen fehlt der Stachel; die freien Übertragungen aus altrömischen Dichtern sind gelungen; nur irrt der Übersetzer, wenn er meint, er könne durch seine Übertragungen denselben Eindruck beim deutschen Leser hervorbringen, wie ihn der Römer beim Lesen oder Anhören des Originals empfunden habe. Die Erstlinge der Jugendpoesie im Anhange sind, wie sich der Verf. auch darüber rechtfertigen mag, Jugendsünden; überhaupt aber macht er mehr Worte, als der ganze Kram werth ist.

89. Hamburgischer Liederkranz. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1838. 8. 16 Gr.

Eine Anthologie geselliger, gemüthlicher deutscher Lieder, für Freunde des Gesanges, nicht blos von hamburgischen Dichtern, sondern auch von den Koryphäen deutscher Liederkunst, sowie von ungenannten Dichtern. Einigen ist die Melodie in Noten beigefügt und der Herausgeber und Sammler, Hr. J. D. Runge, hat sie in gesellige, vaterländische und einsame Lieder eingetheilt, für welches letztere Epitheton ein bezeichnenderes gewählt werden konnte.

90. Gedichte von Karl Doignon. Erlangen, Palm. 1839. 8. 16 Gr.

Sie haben das Motto an der Stirn: „Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben"; aber das können sie auch nicht, denn sie erheben sich nicht aus der Sphäre der Mittelmäßigkeit. Gleich die erste Nummer bekundet des Verf. Unfreiheit; denn es ist in Form und Geist eine Nachahmung des Schiller'schen Liedes: „Will sich Hektor ewig von mir wenden", und so viele auch gut versificirt sind, so ist doch keins angehaucht von wahrer Begeisterung. Die Wärme, die den patriotischen Liedern hin und wieder entströmt, wird durch die ihr sogleich folgende Verherrlichung Napoleon's erkältet. Die dramatischen Versuche sind zu wortreich; doch das Gelungenste bietet sich in der Übersetzung einiger Gedichte von Béranger, Bernis, Lamartine und Victor Hugo. Hören wir das letzte nach Hugo, „An Sie":

Was lausch' ich in den Wäldern noch
Der Vögel buntem Sang?
Singt doch der schönste Vogel mir
In deiner Stimme Klang.

Mag Luna mir verhüllen auch
Der Sterne strahlend Chor,
Strahlt doch der hellste, reinste Stern
Aus deinem Aug' hervor.

Was frag' ich, ob der Lenz erneut
Des Gartens Blumenzier?
Die schönste Blume blühet ja
In deinem Herzen mir.

Die Liebe ist der Vogel schön,
Der Stern auf Himmelsflur!
Die Blume, die im Herzen blüht,
Es ist die Liebe nur.

91. Gedichte von Georg Daniel Hirtz, Drechslermeister in Strasburg. Mit einem Vorwort von Eduard Reuß. Strasburg, Schmidt und Grucker. 1838. Gr. 8. 1 Thlr.

Der wackere strasburger Drechslermeister, der in weißen Hemdsärmeln und mit dem Schurzfell vor dem Titel des äußerlich anständig auftretenden Buchs abgebildet ist und aus gar gutmüthigen und klugen Augen uns anschaut, hat noch mehr Drang und Beruf zum Versemachen als der oben erwähnte Buchbinder Göllen. Der Hr. Herausgeber seiner Gedichte, ein Jugendfreund von ihm, hat Recht, wenn er sagt, es sei etwas Neues, Vielen Fremdes, Manchen gewiß Willkommenes und der Theilnahme Aller Würdiges, wenn einmal wieder ein Meistersänger auftrete von altem Schrot und Korn, dem der vor 500 Jahren ersungene Ruhm der strasburger Gilde zu Herzen gegangen sei, in dem der heilige Geist der Dichtkunst Zeugniß gebe, daß er getrost vor dem Gemerke oder Meisterstuhl seiner zünftigen Mitbürger um den herkömmlichen Sängerdank der König Davids-Münze werben dürfe. Dem Leser aber sagt Hirtz im versificirten Vorwort:

Was anspruchlos in stillen Feierstunden
Der Drechsler-Meister sang,
Was er in Freuden und in Leid empfunden
Auf seinem Lebensgang;
Dies stehet hier vor eurem Blick entfaltet,
In Liedern hat's bescheiden sich gestaltet.

Was ich gesungen, floß aus treuem Busen;
Nehmt's liebreich, freundlich hin!
Nur spärlich wurde mir die Gunst der Musen,
Schlicht ist des Drechslers Sinn.
Er fühlet immer seine Kraft entweichen,
Kann nie des Pindus steile Höh' erreichen.

Wir sehen daraus, daß seine Freunde, die ihm den Rath gegeben, sich zur Meisterschaft zu melden, d. i. seine Verse drucken zu lassen, ihm noch die Bescheidenheit nicht ausgeredet haben. Seit dem zwölften Jahre schon hat er gesungen und in Feierstunden oder am Sonntage sein Lied gedrechselt, woraus denn nach und nach gegenwärtige Sammlung entstanden ist. Alles, was seinem beschriebenen, stillzufriedenen Leben Ton und Farbe gibt, ist in der vieljährigen Arbeit in freundlichen Reimen abgebildet: die Kinderspiele, die treue Liebe des Jünglings, die Wanderschaft, die Sehnsucht nach der Heimat, die Rückkehr, das Handwerk (im Liede vom Drechsler, womit er S. 1 beginnt), Familienfreuden und Familienleiden; auch hat er gesungen, wie der Frühling sein Gemüth aufschließt, wie der Sonntag ihn feierlich stimmt, wie die Mähren aus Krieg und Vorzeit ihn bewegen, wie er den Traualtar oder das Grab eines Freundes mit Rosen oder Cypressen kränzt; auch die alte treuherzige Rede der frühesten oberrheinischen Meistersänger ist ihm in der letzten Abtheilung: „Gedichte in strasburger Mundart", gefügig und mundrecht; und da seine Gedichte christliche Zucht und Sitte bewahren, Herzlichkeit und Wahrheit aus ihnen tönt, politische Loyalität ihnen eigen ist und allen ein echt deutscher Sinn beiwohnt, so wünschen wir ihm viele Freunde und Bewunderer auch außer den zahlreichen Subscribenten in seiner Vaterstadt! Ein ihn charakterisirendes Lied findet sich (S. 119) überschrieben: „Meine Leiden und Freuden."

92. Gedichte, den Manen Ancillon's zugeeignet, von August Dové. Berlin, Hayn. 1839. Gr. 8. 16 Gr.

Laß dein Gedicht, mein Kind, und komm,
Schau erst die Wirklichkeit,
Und werde erst recht klug und fromm,
Dann hast du Dichtigkeit.
Doch treibst du das Gedicht zuvor,
So dichtest du meist blos für's Ohr —

so läßt sich (S. 84) ein weiser Vater vernehmen, der den Sohn in die Innen- und Außenwelt einführen und darin heimisch machen will; der Verf. wolle die Worte auf sich selbst anwenden und das folgende Axiom (S. 98) beherzigen:

Der Mensch, er denkt, er forscht, er sinnt,
Er eilt, er fliegt, er steigt,
Er sammelt, bildet und er spinnt,
Er sucht, er nimmt, er reicht;
Doch ist die Arbeit dann gemacht,
So bleibt es doch noch immer Nacht.

In diesen Versen bleibt es wirklich immer Nacht. Ihr Bildner kann weder den Gedanken in sich in Klarheit ausbilden, noch die Sprache beherrschen. Er vergreift sich im Ausdrucke. Ein falsches, unverständliches, überschwängliches Pathos verleitet ihn bis zur Radotage. Ein wirklich oft guter Gedanke wird durch das Gewand entstellt, in welches er ihn kleidet, und ein schönes Bild verzerrt sich, weil sich seine Phantasie dem Zügel des Verstandes entreißt. Auch ist er ein Unfreier; um das bestätigt zu finden, lese man nur das letzte Gedicht: „Das Schiff", einen lang und breit ausgesponnenen Galimathias, der Schiller'schen „Glocke" nachgebildet. Von Ancillon wird (S. 6) gesagt: „Mit der Welt bist du fortan zerfallen"; das ist aber Ancillon nie und war es nie; auch will der Verf. das gar nicht sagen, aber er vergreift sich im Worte. S. 11 heißt es, das Weib wirke pathetisch! im Lebenskreise, und S. 22 wird der Freundschaft ein Sternenbusen beigelegt. Wir könnten eine kleine Blumenlese ähnlicher Verse hier sammeln, aber eine Gedichtsammlung ist kein Exercitium eines Tertianers.

93. Knospen von C. W. Menne. Bonn, Habicht. 1839. 8. 8 Gr.

Wir zweifeln, daß es volle, duftige Blüten werden.

(Der Beschluß folgt.)

## Historische Notizen aus dem nordwestlichen Frankreich, nach Miß Costello.

Jemehr man sich von Nantes aus die Loire aufwärts den Grenzen der Bretagne nähert, oder dieselben bereits überschritten hat, um so mehr verlieren sich auch die Spuren des eigenthümlichen Charakters, welcher diese Provinz vor dem übrigen Frankreich auszeichnet; doch ist die Gegend zwischen Nantes und Angers noch nicht ganz arm an localen Denkwürdigkeiten, von denen Miß Costello in ihrem „Summer amongst the bocages and the vines" manche interessante Züge mittheilt. „Das Dorf Marillais in der Nähe der Loire ist berühmt durch die vielen Wunder, welche Notre Dame l'Angevine daselbst verrichtet hat: so zahlreiche Pilger wallfahrteten zu ihrer Kapelle, daß hundert Schlachtochsen von ihnen aufgezehrt wurden, als wären es ebenso viel Stück Federvieh; selbst heute noch sieht man am Feste Mariä Geburt große Scharen dort, aber freilich nicht sowol von den Wundern, als dem stattfindenden Jahrmarkte herbeigezogen. Auf einem hohen Hügel sieht man den majestätischen Thurm von St.-Florent le Viril oder le Montglonne und in ihm die fast noch allein übrige Spur der ehedem prachtvollen Abtei, welche Karl's des Großen Frömmigkeit hier errichtete und Jahrhunderte hoch verehrten; hier ist auch zu sehen das Grab des heiligen Moron, wo er 100 Jahre lang geschlafen hat, und wohin sich St.-Florent zurückzog, nachdem er ein ganzes Heer von Schlangen ausgetrieben hatte, die ihm

das Recht, ihre Wohnung in Besitz zu nehmen, streitig machten. Doch werden diese Legenden hier selten erwähnt, allen Glauben der Art verläßt man mit der einfachen und phantasiereichen Bretagne: die schrecklichen Verwüstungen der vendeeischen Armeen haben das ganze Geschlecht der Drachen sammt den Wunderkrämern in die tiefsten Gründe unter dem seichten Wasser der Loire hinabgeschreckt, um sie nie wieder das Licht des Tages sehen zu lassen. Ingrande bildete die alte Grenze von Anjou und Bretagne: das einzige Markzeichen bestand in zwei Pfählen mit den Wappen der Herzogthümer, daneben hatte man einen ungeheuern Stein aufgerichtet. Man kann sich leicht die Reibungen vorstellen, die in jeden friedlichen Zeiten an den Grenzen, die gerade mitten in der Stadt waren, stattfinden mußten. Eine Veranlassung des Haders zwischen den Stadtbewohnern war ziemlich lustig. Als die Herzogin Anna Königin von Frankreich ward, bewilligte sie den Bretagnern das Recht des Franc-salé, die demzufolge für das Pfund Salz nur zwei Liards bezahlten, während das Volk von Anjou es mit 13—14 Sous bezahlen mußte. Da die Straßen sehr eng waren, so ward von den gegenüberstehenden Fenstern aus ein ununterbrochener Schleichhandel getrieben. Die minder glücklichen Nachbarn, die von dieser bequemen Lage keinen Nutzen ziehen konnten, überwachten die Andern sorgfältig und fanden Grund zum Streite darin, daß diese sich zum Frühstück in den Leckerbissen von Speck, Schinken und Salzhäringen gütlich thaten. Wenn schon dergleichen Streitigkeiten nicht mehr vorkommen und sich Niemand mehr in dieser Art in des Nachbars Haushalt mengt, so ist die Stadt Ingrande doch noch jetzt getheilt, indem ein Theil zu dem Departement der Niederloire, der andere zu dem von Maine und Loire gehört. Es ist eine hübsche kleine Stadt mit einer sehr alten Kirche und einer herrlichen Aussicht ringsum. Wir begegneten einem interessanten Hochzeitszuge von zehn Paaren, alle voll Lust und Fröhlichkeit, nett und schmuck gekleidet. Wir hatten dieses Lebensbild nicht lange hinter uns gelassen, als wir von einer Ansicht überrascht wurden, die uns mehr anzog als Alles, was wir unterwegs von Burgruinen getroffen hatten. Als wir die daran sich knüpfende Geschichte hörten, konnten wir nicht anders als den Hochzeitsgästen Glück wünschen, daß der frühere schreckliche Besitzer nicht mehr von seinen Fenstern aus nach dem Zuge unter seinen Thürmen lugen und um die hübsche Braut werben konnte; denn wie hätten sie seinen Klauen entrinnen können, der noch schlechter als Don Juan war, dessen Ruf vom Indus bis zum Pol sich verbreitet hat. Wer hat nicht in jeder Sprache und unter jeder Zone von dem Schrecken erregenden Namen des Blaubarts gehört? Dieser Blaubart lebte hier, nicht in der bekannten Gestalt von Fatime's tückischem Gemahle, sondern unter französischem Charakter, in seiner eigentlichen Wirklichkeit als Gilles de Retz, Herr von Laval."

Oberhalb Angers beginnen die Levées der Loire. Diese Gegend zeigt eine merkwürdige Erscheinung, die bei dem ersten Anblicke die größte Überraschung gewährt. Diese sind die in Felsen gehauenen unterirdischen Wohnungen, deren mysteriöses und malerisches Ansehen anfangs an ein Werk der Natur denken läßt; aber ihr häufiges Wiederkehren gewährt bald die Überzeugung, daß sie von Menschenhänden gebildet sind; und da sie stundenlange Strecken fort zum Vorscheine kommen, so hören sie natürlich auf, Staunen zu erregen, behalten aber fortwährend den nämlichen Reiz; denn es kann nicht leicht etwas Romantischeres und Seltsameres geben als diese längs der Vorderseite der Felsen in jeder denkbaren Entfernung hinlaufenden Höhlen, die von allen Volksclassen bewohnt werden, vom Bettler, der nur ein Obdach sucht, und vom Bauer, der sein ländliches Behältniß nur kärglich ausstattet, an, bis zum reichen Bürger, der sich einen Sommeraufenthalt baut und seine wilde Wohnstätte auf alle mögliche Weise, wie es ihm sein Geschmack eingibt, ausstattet.

Die berühmte Abtei von Fontevraud, Richard's I. Löwenherz Grabstätte, ist in der letzten Zeit in ein Gefängniß umgewandelt worden und nur der Chor der Kirche dient noch zu einer Kapelle. In dieser befinden sich vier Statuen auf hölzernen Grundlagen, etwa drei bis vier Fuß über den Boden erhaben, von denen man alsbald Heinrich II. von England, seine Gemahlin Eleonore und deren kampflustigen Sohn, Richard Löwenherz erkennt. Neben Letzterm steht eine zarte weibliche Gestalt: ob es dessen Gemahlin Berengera, oder seines Bruders, Johann's ohne Land, Witwe sein solle, darüber sind die Alterthumskundigen getheilter Meinung. Keine dichterische Beschreibung kann den Eindruck der wirklichen Erscheinung Richard's im Leben besser vor die Seele führen als dieses herrliche Bild. Ein unwillkürliches Furchtgefühl beschleicht uns bei seinem Anblicke, und seine gerunzelte Stirn scheint sich noch mehr zu falten, gleich als strafe er die Freiheit, die es sich erlaubt, sich einem so mächtigen Herrscher so weit zu nähern. Die Stirne ist eine der imposantesten, die man sehen kann: breit, offen, majestätisch, von finstern, eng aneinander anschließenden Augenbrauen begrenzt, streng, selbst stolz. Der obere Theil der Nase ist fein geformt, der übrige Theil leider verstümmelt, ohne daß es jedoch die Gesichtsbildung entstellte. Die Augen sind geschlossen und scheinen von schönem Schnitte, doch nicht sehr groß zu sein. Der Mund ist bildschön, das Kinn gespalten und zierlich gerundet; der kurze gekräuselte Bart, das lange, starke Haar und der Schnurrbart fein; die ganze Gesichtsbildung gut, aber ziemlich breit; der Hals sehr stark und dick; die Brust bewundernswerth stark gebaut. Eine Hand ist noch vorhanden, die breit und kräftig und, wie das ganze Bild, ausgezeichnet gearbeitet ist. Sein Gewand ist über den Hüften von einem Gürtel umschlossen; von einem Harnisch zeigt sich keine Spur; die Füße sind etwas verstümmelt, sie stemmen sich auf einen deutlich genug hervortretenden Löwen. Ein Juwelenband umschließt sein Haupt, das Haar ist ganz dunkelbraun, die ganze Statue, nach dem Brauche ihrer und der frühern Zeit, gemalt. Seine gewichtige Keule liegt ihm zur Seite zum Zeichen seiner Gewalt und Stärke. Das nahe Chinon ist sein, wie seines Vaters Sterbeort. 80.

## Literarische Notizen.

In zwei Bänden erschien von H. Arnaud (Mde. Charles Reybaud) „Georges, suivi de Fabiana". Beide Novellen sind gut geschrieben, anmuthig erzählt und besonders die erstere wahrhaft interessant. Da ist nichts von den jetzt gewöhnlichen Fehlern, nichts Forcirtes, nichts Übertriebenes; Leidenschaften und Gefühle treten in einer durchaus natürlichen Weise auf. Die Ereignisse sind dem gewöhnlichen Leben entlehnt. Nur die exceptionellen Personen, welche Mde. Reybaud schildert, erinnern an die neuere Schule, aber sie misbraucht dieselben nicht zu jener unartigen und traurigen Manier, womit ihre schriftstellernden Genossen alle Schicklichkeiten mit Füßen zu treten lieben. Indeß sind ihre jüngsten Romane ihren ältern an Inhalt und sorgfältiger Ausarbeitung nicht gleich; man kann nur bedauern, daß sie den Weg, den sie in ihren „Aventures d'un renégat" einschlug, nicht mehr mit gleicher Wärme verfolgt, daß sie sich, wie ein französischer Kritiker sagt, in die betretenen und wieder betretenen Fußsteige der Feuilleton-Litteratur geworfen hat.

---

A. Boutriche, der sich Professor der schönen Wissenschaften und der Geschichte nennt, zugleich Autor eines chronologischen und synchronistischen Atlas der allgemeinen Geschichte, gab heraus: „Tableau comparatif et historique des religions anciennes et modernes, des principales sectes religieuses et des écoles philosophiques." Das Werk soll den socialen Einfluß des Christenthums und zugleich die Gründung der christlichen Gesellschaft auf den Trümmern des Heidenthums nachweisen. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 351. —— 16. December 1840.


## Bericht über eine Poeten-Centurie aus dem Jahre 1839.

### Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 350.)

94. Dichtungen von J. M. Hutterus. Münster, Deiters. 1838. Gr. 12. 12 Gr.

„O zürnt dem Dichter nicht", ruft der Sänger aus, „wenn er vom Leben die Blicke wendet einmal, daß ihn des Herzens stille Welt beglücke!" Und wer könnte das, da er uns ein freundlicher Führer durch des Herzens Welt wird? Schon das erste Lied: „Das ewige Licht", nimmt für ihn ein. „Nachtwache" (S. 9) ist ein kleines, aber ansprechendes Nachtstück, das uns an das Sterbe- und Todtenbett eines Freundes versetzt. Wie traut und heimisch weiß er uns (S. 14) „Die Hütte" zu machen, in deren kühlenden Schatten wir einst Alle eingehen; wie gern begleiten wir ihn „Auf der Wanderung", wo er eine Menge Frescobildchen malt, unter denen freilich auch bedeutungslose sind. „Stimmen der Nacht" (S. 60) klingen recht anmuthig durch die Stille und zeugen von großer Phantasiebeweglichkeit. „Franz von Ghila" ist ein tragischer Act, nach einer alten Sage bearbeitet, wo freilich das Lyrische vorherrscht. Unter dem Titel „Skizzen" werden uns Bilder und Beschreibungen in ungebundener Rede geboten, die von scharfer Beobachtung und Auffassung des wirklichen Lebens ein ehrenvolles Zeugniß geben und bei denen gleichwol das Ideal durch den Schleier eines leichten Humors schimmert. Überhaupt geben Büchlein wie gegenwärtiges Zeugniß und Kunde von der Universalität deutscher Gesangeslust und Bildung überhaupt, und so leichter eine einzelne anmuthige Erscheinung in der großen Masse verschwimmt, um so mehr sollte eine parteilose und vorurtheilsfreie Kritik solche Erscheinungen herausheben.

95. Dichtungen von Hermann Kurtz. Pforzheim, Dennig, Fink u. Comp. 1839. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Da das äußerlich und innerlich wohl ausgestattete Buch wenig Versificirtes enthält, sondern der Novellenpoesie angehört, so können wir es nicht vor unser Forum ziehen und bemerken blos, daß der geistreiche Verf. den Shakspeare ebenso gut studirt hat wie seinen Tieck, dabei aber jede Kette, die ihn an Jene binden könnte, durch seine Energie leicht von den Händen abgestreift hat.

96. Gedichte von Moritz Fränkel und Max Ring. Leipzig, Hartknoch. 1839. Gr. 12. 1 Thlr

Die Kameradschaft, die sich hier dem Publicum producirt, ist keine pierische, sondern eine sionitische, die Blumen, die sie zieht, sind nicht Indiens Lotosblüten oder die Tamarinden aus Hellas, sondern Sarons Rosen und Libanons Cedern, nicht des antiken Homeros oder des modernen Tieck und Hegel Zöglinge, sondern Erzeugte aus dem Stamme Levi's, die aber die Kritik, wenn sie sonst freisinnig und vorurtheilsfrei ist, aus dem Fluch, der auf diesem unglücklichen, heimatlosen Volke ruht, emancipiren muß; denn Beiden wohnt der Nationalscharfsinn und die Regsamkeit einer orientalischen Phantasie bei, die blos bei Hrn. Fränkel im dritten Theile der „Apokryphen" durch Heine irre geleitet wird. Unter dem Gesammttitel „Bibel" stellt Hr. Fränkel eine Bildergalerie von biblischen, heiligen, väterlichen Notabilitäten auf, die sämmtlich ein echt orientalisches Costum tragen und bekunden, der Maler nehme den Pinsel nicht als Neuling und Anfänger zur Hand. Wie gut nimmt sich des großen Gesetzgebers Gestalt mit den Tafeln am Fuße des Sinai aus! Wie erhaben klingt Debora's Siegsgesang! Wie rührend ertönt der Abschied vom Leben aus dem Munde von Jephtha's Töchterlein! Wie anschaulich ist Simson mit Delila vorgestellt! Daß Samuel kürzer abgefertigt wird, thut der Sänger unbezweifelt in Folge eines richtigen Gefühls, nachdem der Mann als ein recht tückischer Pfaff erscheint; ganz Recht, daß Saul, David, Jonathan und Salomo con amore gemalt werden. Die Propheten Elias und Jeremias tragen Beide ihr orientalisches Kleid. Judith's Stimme erschallt wie eine aus den Wolken fallende. Die Maccabäer, obwol unvollendet, folgen und Jesaias macht einen nicht unwürdigen Beschluß. Um unser Urtheil zu belegen, lassen wir hier „Der Segen" (des Moses) abdrucken (S. 15):

Vernehmet, Himmel, merket auf, ihr Tiefen!
Ein Lob des Ew'gen will mein Lied erklingen,
Wie Thau der Wolken meine Rede triefen,
Wie Regen, die ein durstig Land durchdringen.

Er ist der Eckstein, der des Weltalls Säulen,
Gestirne trägt und Himmel ausgebreitet,
Durch grause Öden, wo Hyänen heulen,
In Fruchtgefilde Bäch' und Ströme leitet.

Im Grund des Meeres, in der Ströme Tosen,
In Hungerwüsten führest du die Zeugen
Der Allmacht, siehst sie in den duft'gen Rosen,
Die sich vor deiner Hüt' im Winde neigen.

Vernimm denn, Israel: den Nichts ergründet,
Der einzig Ewige, der ewig Eine,
Deß Hand dich losgekauft und sich verbündet,
Hat dich gesalbt zur heiligen Gemeine.

Dein Erb' ist lieblich, wie des Bräut'gams Kammer,
Wirst sicher wohnen in den festen Städten,
Gott ist dein Fels, der Herr ein ehrner Hammer,
Der deine Feinde wird zu Boden treten.

Wie Sand am Meer soll sich dein Same mehren,
In späten Zeiten noch dein Nam' erschallen,
Mit deiner Freundschaft Könige sich ehren,
Fürstinnen finden an dir Wohlgefallen.

Bei Ruben sei kein Dürftiger zu finden,
Wer wird die Menge seiner Heerden zählen?
Ein Löw' ist Jude in der Thäler Gründen,
Ein Schild ist Levi's Wort, sein Blick Befehlen.

Es reifen gold'ne Frücht' in Joseph's Gauen,
Die Frucht der Tief' und Höh'n an schweren Zweigen;
Wie üpp'ge Reben wird er lachend schauen
Und über seiner Mauern Haupt sich neigen.

Aus Aller Wurzeln treiben saft'ge Sprossen,
Die Schutz und Labung Euch und Fremden spenden.
Der Glanz des Ew'gen ist auf Euch ergossen,
Und euch und mich befehl' ich seinen Händen.

Nach ihm tritt unter dem Titel „Apokryphen" Hr. M. Ring auf. Unter Apokryphen verstehen die Juden diejenigen Bücher der heiligen Schrift, die nicht gleichen Werth und gleiche Rechte mit der Thora haben, weil ihre Verfasser der Inspiration Jehovah's entbehrten, und die, da sie ursprünglich nicht in hebräischer, sondern in griechischer Sprache geschrieben sind, auch in den Synagogen nicht vorgelesen werden. Wahrscheinlich sollen aber die hier gegebenen „Apokryphen" so viel als Profangedichte heißen, im Gegensatz der ersten aus der heiligen Geschichte des Volks. „Des Jahrhunderts Liederfülle" (S. 100) charakterisirt und preiset unser Jahrhundert hinsichtlich der poetischen Productionskraft und seinen Freiheitssinn. Ergreifend ist die Klage in: „Der Judenkirchhof" (S. 116), wo eine Strophe lautet:

Den Arm gestützt auf meinen Knieen,
Schau' ich dann zu dem Himmel auf,
In ungetrübtem Lichte wandeln
Die Sterne ihren ew'gen Lauf,
Doch du mein Volk, du bist erloschen,
Dein heil'ger Glanz ward nachtumhüllt,
Als Gott von dir sein Antlitz wandte,
Warst du mit Gram und Schmach erfüllt.

Mit vollen Backen und wirklich lächerlicher Übertreibung heißt es (S. 123) von Börne:

Börne todt! — Ein Riesendenkmal schuldet ihm die ganze Welt,
Eine Säule, die zertrümmert, wenn der Erdball morsch zerfällt.
Was Nationen hoch und theuer, bringe jedes Volk ihm dar,
Und sein kleiner Hügel werde einer Welt zum Hochaltar!
Lege, Schweiz, auf seine Bahre, deines Tell's geprief'nen Pfeil,
Deine Charte, stolzes England; gönne aller Welt das Heil!
Willst du auch des Freiheitshimmels, wie des Meers Gebieter sein? —
Gottes Sonne strahlt für Alle; freie Griechen schließt den Reih'n.
Hier steht eure Bundeslade, reicht, Nationen, euch die Hand,
Schwört, und euer Schwur entzünde gottgefäll'gen Opferbrand.
Ewig wird dieß Denkmal stehen, Ew'ges legten wir zu Grund,
Börne's Mausoleum heiße: Freier Völker freier Bund!

Unter den Romanzen und Balladen sind einige recht düster gehalten; doch erinnern die „Räuber" (S. 147) sehr an Heine, was noch mehr, wie schon gesagt, im dritten Theile der von Fränkel abgefaßten „Apokryphen" der Fall ist. „Morgenlied" (S. 206) zeichnet sich hier durch seine Frische aus. Den Beschluß macht eine Nänie auf Gans' Tod.

97. Bunte Blätter von Wilhelm Wagner. Darmstadt, Jonghaus. 1839. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Prolog, der vor nutzloser Sehnsucht nach dem Entschwundenen warnt und das zagende Gemüth zu kräftigen und zu ermuntern strebt, steht in losem, wo nicht in gar keinem Zusammenhange mit den folgenden Blättern, die mit Recht insofern bunte genannt werden können, als sie moralisch-ästhetische Aufsätze in ungebundener Rede mit Gedichten abwechseln lassen. Letztere sind, mit wenigen Ausnahmen, Reflexionspoesien, wie denn das Gebiet der Reflexion und Speculation überhaupt die Geistesdomaine des Verf. zu sein scheint. Einige Male hat er Jean Paul in ein rhythmisches Gewand gehüllt und wir wundern uns, daß dies nicht schon öfter von Andern geschehen, da es eine leichte Sache ist und Jean Paul selbst irgendwo sagt, es sei ihm oft beim Schaffen, als müsse er sich ins Metrum stürzen, zu geschweigen der Streckverse in den „Flegeljahren". „Die Lampe des Gefangenen" möchte leicht das Beste unter den Gaben in gebundener Rede sein. Außerdem gibt der Verf. unter dem Titel „Quodlibet" philosophische Aphorismen, die sich gut lesen lassen und wie alles hier Gebotene einen gesunden Verstand, ein scharfes, beobachtendes Auge und eine gebildete Sprache bekunden.

98. Gedichtetes von Theodor Martin David Stockfisch. Helmstedt, Fleckeisen. 1839. Gr. 12. 10 Gr.

Heißt wirklich so, ist aber keiner,
Nicht trocken, nicht dumm, von Geschmack auch feiner,
Bleibt, wie er hofft, noch lange frisch,
Paßt aber nicht auf jeden Tisch —

so lauten die Worte auf dem Titel, dicht unter dem Namen. So werden wir sogleich in das Gebiet des Humors geführt. Nun ist es eine schöne Sache um das veritatem dicere ridendo und den graziösen Scherz; wenn aber der Humor in einem so schmuzigen Gewande auftritt, daß er nur Ekel und Indignation erregt, wie hier, dann ist es schlimm, sehr schlimm. Gleichwol träumt dieser Stockfisch von einer geistigen Verwandtschaft mit Goethe, dedicirt sein Buch, von dem wir uns wundern, wie es das Imprimatur erlangt, den Manen jenes Dichterfürsten und sagt, es klinge hier dem Meister manches nach und von manchem Wort und Klang wisse er nicht, ob es nicht von Jenem in ihn gedrungen sei. Gut, daß Goethe todt ist; mit welchem Scham- und Zornroth würde er *auf den Stockfisch* blicken, dessen Scherz an das Zotenreißen *anstreift*. Indessen ergibt sich aus einer Unterredung (S. 1), die er mit den eigenen Gedichten hält und die ihn am Ärmel zupfen, da er sie in die Welt senden will (sie geben ihm unter andern Dingen auch den Rath, „seinen geistig-salz'gen Schweinebrei allein zu fressen"), daß er ohne Scham und Scheu und ungesäubert sie ausstelle, und so führt er uns in „langweilig geschwätzigen Hexametern" ein „Röschen in neun Jahren" vor, in welchem Zeitraume er ihr Liebesabenteuer erzählt, und wie es zugegangen, daß sie am Ende eine alte Jungfer geblieben. Solches Röschen kann schon das Blut eines rüstigen Ladendieners in Wallung bringen und selbst einem alten Herrn lüstern machen. Die zweite Abtheilung hat die Weisung an der Spitze: „Aus Leben, Natur, oder sonstwo genommen; was drin noch nicht ist, kann noch drein kommen." Aus welchem Leben und welcher Natur das hier Gegebene genommen sei, ergibt sich aus einer Beschreibung, wo er sagt, wie der Tag des Herrn so oft entweiht werde, und wo die Stelle vorkommt (S. 85):

Füllt sich Wald und Rasensitz,
Und die Mäuler frucken,
Saufgestank und Schweinewitz,
Klaffend muß der Weiberschlitz
Hand und Arm verschlucken.

In „Die Facultäten" (S. 87) läuft zwar mancher gute Spaß mit ein, wenn aber der Positivtheologe (S. 92) ausruft:

Das Positiv' ist bestes Element
Für's bürgerliche Leben, denn es werden
Gemein' und edle, klein' und große Heerden
Von Schmuz und Unflath rein darin geschwemmt:
Die Ochsen hat der Richter, — Schafe der Pastor, —
Die Schweine nimmt die Policei gleich selber vor —

so wendet man sich mit Ekel von diesem Schmuz und Unflath. Dergleichen findet sich auch in den „Jahreszeiten" (S. 97), wo es vom Frühling heißt:

Die Lenzluft kann der Künste viel:
Löscht durst'ge Dichterzungen,
Trägt fächelnd Hex' und Besenstiel
Und bringt den Mädchen Jungen.

Der Sommer ist der Accoucheur:
Hilft Allen aus den Schößen,
Hat wenig Nachtruh, Schweiß viel mehr,
Und sieht auch viele Blößen.

Es guckt der Herbst durchs Schlüsselloch,
Kommt eben von der Reise,
Hat Schweiß auf seiner Glatze noch,
Und Schnee schon an dem Steiße.

Der Winter muß, den Sonnenball
Zu werfen, Kräfte brauchen.
Er macht das Meer zum festen Wall,
Daß er nicht tief kann tauchen.

Von einer „Aride" (S. 102) mit ihren hredenen Lenden, Hüften und Brüsten, sowie von einer alternden Schönen, zu der ein Er (S. 105) sagt: „Deine Ringgebirge sind auch schon entthront"; und von Denen, die (S. 107) „die Hinterbacken schlagen, um es den Leuten für Musik aufzupacken", dürfen wir hier nicht en detail reden. Noch schmuziger erscheint „Der Philosoph Hartbauch", der sein heimliches und sein Studirgemach an einer Wand hat:

Das Höchste, was er hat, sein geistiges Besteck,
Beim Tiefsten, was es gibt, bei seinem eignen Dreck.

Noch indecenter sind die Verse, die diesen folgen. Die dritte Abtheilung hat das Motto: „Meist artige sanfte Weisen, kann Mutter und Tochter lesen"; wir rathen aber, auch diese Verse keiner Mutter oder Tochter lesen zu lassen. In der letzten Abtheilung erreicht das Unfläthige das Non plus ultra und wir belegen dies mit einem delikaten Bissel Witz, welches S. 165 zu lesen steht: „Als die Frau an meinem Tische, einen Schmuzfleck sich ausmachend, einen Tintenfleck bekam".

Ein Weibsbild am Gelehrtentisch
Paßt wie zum Schwert ein Flederwisch,
Zum Putztisch aber ein Schreibetisch
Paßt wie ein Igel zum Afterwisch.

Was ich in ihrer Stelle geantwortet hätte.

Wenn der Stockfisch wird zum Tintenfisch,
So paßt er auf keinen guten Tisch;
Vielleicht zum Igelafterwisch!

Die Relation über solch ein Buch ist zu vergleichen dem Ausmisten des Augiasstalls.

99. Dichtungen von Theodor Creizenach. Manheim, Hoff. 1839. Gr. 12. 20 Gr.

Ein Sammelsurium, bestehend aus einer mit Versen durchwebten Erzählung: „Don Juan", dessen wüsten Sinn der Verf. durch das Medium moderner Zeitideen läutert; aus einem Cyklus von Gedichten, betitelt: „Sohn der Zeit", der häufig in einen falschen Pathos redet und deshalb langweilt; aus einer dramatischen Scene von Siegmund Geißler, gezogen aus der Chronik der Tagesliteratur, betitelt: „Der schwäbische Apoll", wo die Geißel der Satire mitunter recht kräftig geschwungen wird, und aus einer langweiligen Verselei: „Des Phönix Scheiterhaufen".

100. Lichter und Schatten. Gedichte von Otto Freiherrn von Grothuß. Berlin, Ende. 1838. 8. 1 Thlr.

Schatten genug, aber wenig Lichter für Geist und Herz sind in dieser Bagatellenpoesie zu finden. 80.

---

## Stehende Figuren in der englischen Tagesliteratur.

Zur Tagesliteratur lassen sich wol auch alltägliche Novellen zählen. Wer da nun dergleichen im Englischen oder aus dem Englischen mit einiger Bedachtsamkeit gelesen hat, dem kann es kaum entgangen sein, daß ziemlich regelmäßig jede Novelle zwei oder drei Personen von außerordentlich schmuzigem und ebenso viele von fast fleckenreinem Charakter enthält, sowie daß wunderbarer Weise Tugenden und Laster mit gewissen persönlichen Eigenheiten, gewissen staatsbürgerlichen Stellungen, ja sogar mit gewissen Verwandtschaftsgraden brüderlich und schwesterlich Hand in Hand gehen. Die junge Dame und der junge Herr, die am besten aussehen, sind zweifelsohne Muster von Güte — etwas langweilig vielleicht, aber gewiß „sehr gut". Ihnen gegenüber steht ein häßlicher Bursche — wahrscheinlich hat er rothes Haar und einen Höcker —, der führt gegen Jemand Böses im Schilde, aber auf die eine oder die andere Weise wird er angeführt. Fügt es sich, daß er der Oheim jenes Jemand ist, so hat er ein doppelt schwarzes Herz. Die Väter sind meist rauh und grob, die Mütter entweder dumm oder intriguant, d. h. wenn sie in die Vierzig und darüber; denn sind sie jung, sind sie die lieblichsten Geschöpfe von der Welt, wahre Engel mütterlicher Zärtlichkeit. Pfaffen sind stets verschmitzt und heimtückisch, es wäre denn, daß sie silberne Locken haben, dann sind sie bisweilen sehr liebenswürdig, offen und voll Sanftmuth. Kommt ein deutscher Baron vor, so liegt seine Burg auf einer Felsenspitze oder mitten im Walde, und er ist ein Wüthrich, ein Ungeheuer. Aber ein junger, englischer Edelmann, der auf die Jagd reitet, ist meist ein ganz erträglicher Mensch. Gibt es in der Familie Jemand, der von der Gnade lebt, vielleicht eine vater- und mutterlose Waise, und diese weiblichen Geschlechts, sie muß ein reizendes, herrliches Geschöpf sein. Zu vermuthen steht, daß der einzige Sohn sich in sie verliebt und sie dann von allen Seiten verfolgt wird, ausgenommen von einem alten Bedienten oder einer alten Haushälterin. Am Schlusse triumphirt sie. Alles dies ist um so seltsamer, weil man nicht just viel in der Welt gelebt zu haben braucht, um zu wissen, daß innere Güte, wie innere Schlechtigkeit nicht bestimmten Personen, bestimmten Ämtern und bestimmten Verwandten ausschließend anhängen. Das Wunderbare erklärt sich aber dadurch, daß jene Personen dichterische Fictionen, stehende Figuren der Novellenliteratur sind.

Demnächst ist es merkwürdig, wie die Tagesliteratur immer irgend ein öffentliches Übel aufzufinden weiß, das allgemeine Sympathie verdiene und über welches nicht oft, nicht laut, nicht stark genug gesprochen werden könne, d. h. eine Zeit lang, denn nach Ablauf dieser Zeit wird nicht die geringste Notiz weiter davon genommen, gleich als sei das Übel von selbst verschwunden, oder aus dem Grunde geheilt worden, während doch weder das Eine noch das Andere der Fall ist. So plagen sich seit einigen Jahren viele scharfsinnige Männer in England mit dem Zustande der Armen in den dortigen Arbeitshäusern. Sie haben die fixe Idee, daß jener Zustand der unglücklichste auf Erden sei, obwol, wenn sie sich die Mühe geben wollten, ein solches Arbeitshaus zu besuchen, sie die Insassen in physischer Beziehung besser versorgt finden würden, als Hunderttausende ihrer Mitbürger sich selbst versorgen können. An Armenhäusern fehlt es in England nirgend und in jedem kann man sich herumführen lassen. Statt aber das zu thun und dadurch ihrer fixen Idee unter die Augen zu treten, jammern und schreien jene Herren Woche für Woche und Tag für Tag über das unerträgliche Schicksal der „eingepferchten" Armen und erschöpfen sich in Bitterkeiten gegen Diejenigen, die alles Mögliche thun, die Armen mit ihrem Schicksale zu versöhnen. Im Publicum geht ein Glaube, daß ein Arbeitshaus eine grauenhafte Anstalt und jeder Armenverweser ein Unmensch sei. Das gilt beim Volke für ebenso gewiß, als daß jeder deutsche, auf seiner Waldburg hausende Baron ein Wüthrich ist. Diesen Glauben verwenden jene Herren zu ihren Declamationen in Wort und Schrift. Nach allen Richtungen hin wird er besprochen, nur nicht nach der Richtung, wo die Wahrheit liegt. Jetzt reden sie von den stöhnenden Leiden verhungerter, verkümmerter Kindheit, dann von dem thränenlosen Kummer des verkrüppelten Alters. Die Jünglinge und Mädchen sind alle unschuldig und interessant, die Frauen und Männer haben insgesammt bessere Tage gesehen und jede Tugend geübt. Die Schilderung treibt den Lesern das Wasser in die Augen und männiglich wundert sich, wie dergleichen geduldet werden könne. Da liegt der Hase im Pfeffer. Es wäre wunderbar, wenn dergleichen in einem civilisirten Lande geduldet würde. Aber was nicht existirt, bedarf keiner Ausmerzung. Jene Leiden und Kümmernisse sind dichterische Fictionen, stehende Figuren der Tagesliteratur.

Ein dritter Gegenstand, dessen gewöhnliche Darstellung mit der Wahrheit in Zwiespalt liegt, sind die Fabrikarbeiter. Wer in Manchester die erste beste Baumwollenspinnerei besucht, findet eine Menge Menschen beiderlei Geschlechts, reinlich angezogen, bei Arbeiten, leicht genug, um Spaß zu sein, in Zimmern

oder Sälen, die frische Luft und mäßige Wärme haben, und im Allgemeinen nicht länger beschäftigt, als der Gesundheit zuträglich. Er sieht Kinder, die ihre armen Ältern unterstützen, Mädchen, so nett und hübsch wie die wohlhabendsten Landmädchen, kann sich sagen lassen, daß sie Letzteren auch an Moralität nicht nachstehen, wird an dem Ganzen schon um der herrschenden Ordnung willen Gefallen finden und weiß vielleicht bereits aus statistischen Tabellen, daß die Zahl der Verbrechen in den Manufacturdistricten geringer ist als in den ackerbauenden. Nun nimmt er die Tagesliteratur zur Hand. Wie ganz anders die Sache sich da ausnimmt! Zuvörderst sind die jungen Arbeiter insgesammt verbuttet, die Kinder nicht halb so groß, wie Kinder dieses Alters sein sollen. Er muß sich also geirrt haben, denn die Kinder, die er gesehen, waren genau so groß, wie Kinder ihres Alters zu sein pflegen, und Jemand, der sie gewogen, hat sie auch mit andern Kindern von gleichem Gewichte gefunden. In den Arbeitssälen vergeht keine Minute, ohne daß ein Mädchen vor Hunger und Anstrengung ohnmächtig wird, und wenn die Tischstunde schlägt, schleppen sich die Arbeiter, jung und alt, mühselig fort. Er muß sich ein zweites und drittes Mal geirrt haben, denn zu Ohnmachten schienen ihm die Mädchen nicht geneigt, und als die Eßstunde schlug, meinte er ein lustigeres Getümmel, ein heittereres Völkchen nie gesehen zu haben. Er liest weiter, und seltsam, wenn ein Kind in der Spinnerei antritt, geschicht es ohne Ausnahme an einem ganz ungewöhnlich kalten, finstern, regnerischen Morgen im November oder Januar. Der Wind heult, Regen und Schnee peitscht gegen die Fenster. „Das Kind steht auf von seinem warmen Bettchen und mit kaum bedeckter Blöße geht es zitternd und bebend die Treppe hinab in die Straße. Armes Kind! Das Blut gefriert ihm unter den Nägeln; seine Schuhe können nicht mehr geflickt werden; Wasser und Schnee dringen durch zwölf Löcher; seine Füße haben Frostbeulen, es hinkt und wimmert und schluchzt. Der Vater, der in derselben Fabrik arbeitet, überholt das Kind, nimmt es auf den Rücken und murmelt einen entsetzlichen Fluch. Dieses Kind ist ein neunjähriges Mädchen, das zur kleinen Hälfte dürftig bekleidet an einem traurigen Januarmorgen durch Kälte und Finsterniß fortgeschleppt wird zur — Arbeit." So schildern die „Times" wörtlich den ersten Gang eines Kindes in eine Baumwollenspinnerei. Lasse sich dadurch Niemand irren; der so geschilderte Vorwurf ist eine dichterische Fiction, eine stehende Figur der Tagesliteratur, an dem Ganzen ebenso viel wahr, als daß die Novellengläubiger durchweg ein hartherziges Geschlecht, die Novellenschuldner würdige, aber unglückliche Menschen sind. Jeder Fabrikherr muß ein Sklaventreiber, jeder Arbeiter ein Sklav, jener ein Geldschinder, dieser ein Hungerleider sein, während in der That beide Theile einander um den Marktpreis dienen, der Arbeiter so frei wie sein Herr, so eigennützig wie dieser, und dieser, statt gleichgültig zu sein gegen das physische Wohl seiner Arbeiter, schon um seines Vortheils willen darauf sinnt, die Arbeit der Gesundheit angemessen und die solche verrichten, zu sittlich guten Menschen zu machen. Das kümmert aber jene Schreiber nicht. Sie schreiben im Geschmacke der Tagesliteratur, denn ihr Zweck ist nicht die Wahrheit, sondern das Honorar, und ihre meisten Leser lesen sie beim Frühstück oder des Abends und wissen nichts von Fabriken. Aber amusant müßte es sein, einen birminghamer Arbeiter zu beobachten, dem bei Rindsbraten und einer Schüssel junger Schoten aus einem Buche oder Tageblatte vorgelesen würde, daß er ein armer, verhungerter, verbutteter Wicht sei, der von früh bis spät keine Erholung kenne; oder ein derbes Mädchen in Dundee, das von seinen neun Schillingen wöchentlich sich gut beköstiget, gut kleidet und einen Sparpfennig zurücklegt, wenn ihm Schwarz auf Weiß gezeigt würde, daß es ein verhungertes, zerlumptes, zur Schande gezwungenes Geschöpf sei. Das sind, wie gesagt, dichterische Fictionen, stehende Figuren der Tagesliteratur.

Es gibt noch andere dergleichen, die erst seit kurzem sich geltend machen und eingeführt worden sind von Männern, deren Ideen im Allgemeinen ein philosophisches Gepräge tragen und die offenbar Gutes beabsichtigen. Sie erklären den Handelsgeist für einen Inbegriff aller Selbstsucht und finden in ihm den Quell der Übel, welche gegenwärtig England bekümmern. Ihrer Versicherung zufolge ist der jetzige Handel all struggle and scramble; die alten geselligen Bande des Worthaltens sind zerrissen, eine allgemeine Unruhe beherrscht die handeltreibende Classe, die eiserne Nothwendigkeit stößt sie vorwärts, die Sucht des Vornehmthuns kneipt sie in die Ohren und die Mehrzahl lebt über ihre Kräfte, gibt mehr aus, als sie einnimmt. Daran ist Manches wahr, das Meiste unwahr. Ohne Rücksicht auf persönlichen Gewinn gibt es keinen Handelsgeist. Aber gerade die Handeltreibenden in England sind die Wohlthätigsten, sorgen für sich und vergessen nicht Andere. Demnächst ist es unbestreitbare Thatsache, daß in geistiger Beziehung der Handel eher günstig als ungünstig wirkt. Wo der Handel blüht, da blühen Künste und Wissenschaften und findet der Ärmste sein Stückchen Brot; „an der Straße, die der Handel zieht, blühen die Künste alle, die das Leben schmücken; und wo der Reiche schwelgt, braucht auch der Arme nicht zu darben". Wo der Handel all struggle and scramble ist, muß er, wenn nicht auf seiner Höhe, doch bereits auf einem hohen Punkte stehen, und je größer der Wetteifer, desto größer das Vertrauen und die Verträglichkeit. Nur Krämer dürfen mistrauisch und können neidisch sein. Die Unruhe ist bei Jedem, der Ursache hat, „für morgen zu sorgen", eine unabweisbare Folge der Unsicherheit der Zukunft, hat aber das Gute, daß sie ein rastloser Sporn zur Thätigkeit ist. Die eiserne Nothwendigkeit mag immer vorwärts stoßen. Wo Nichts vorwärts geht, geht Alles rückwärts, und stehende Wasser werden faul und stinken. Der Bewegung und dem Streben nach Vorwärts dankt England zum besten Theile seine Größe, seinen Ruhm, seine Überlegenheit. Und was das allgemeine Mehrausgeben als Einnehmen anbetrifft, so steht es damit wie mit dem Regen: es kann füglich nicht mehr Regen niederfallen, als Wasserdünste in der Luft sind. Das wären demnach gleichfalls, obwol gut gemeinte, doch dichterische Fictionen, stehende Figuren der neuesten Tagesliteratur.

Und wie lange solcher Zwiespalt dauern wird zwischen Wirklichkeit und Darstellung? Ich meine unmaßgeblich so lange, als es leichter bleibt, zu schreiben als zu forschen, leichter zu klagen als zu helfen, leichter zu lesen als zu denken, und bis die Wahrheit anfangen wird, eine stehende Figur zu sein. 74.

---

## Literarische Notiz.

Philarète Chasles beginnt, seinen landgenössischen Diplomaten und Administratoren gegenüber, diejenigen Deutschlands und Englands ihrer gründlichern Kenntnisse wegen zum Muster aufzustellen. Er sagt bei irgend einer Gelegenheit: „Niemand kann zweifeln, daß Männer wie Metternich und Gentz zu den wahrhaftest unterrichteten ihrer Nation und ihrer Zeit zu zählen sind. In Preußen sowol wie Östreich muß man eine gewisse Prüfungszeit, eine Lehrlingszeit durchgemacht haben, um zu einer Stellung zu gelangen, welche einen politischen Einfluß sichert; das Recht der verschiedenen Völker, ihre Verfassungen, ihre diplomatische Geschichte, ihre gegenseitigen Beziehungen, die Entwickelungen und Veränderungen in ihrem Handelsverkehr sind in diesen „despotischen" Ländern von Denjenigen, welche sich um eine administrative Stellung bewerben, besser gekannt als in unserm Frankreich in der Regel von den ehrenwerthen Deputirten" u. s. w. Es ist eine zu große Seltenheit, wenn ein Franzose die Gründlichkeit deutscher Diplomaten und Administratoren seinen Landesgenossen zum Muster empfiehlt, um auf diese Stimme in der Wüste nicht aufmerksam zu machen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 352. —— 17. December 1840.

## Der Geist Friedrich's des Großen. *)

Den Geist Friedrich's des Großen heraufbeschwören aus der Unterwelt oder aus den Gefilden der Seligen herabflehen, das wäre wol die richtigste Jubelfeier, die beste Hülfe für viele Noth dieser Zeit. Aber wenn unsere Stimme nicht so weit reicht, so ist's richtig, in seinen Thaten, seinen Worten die Spuren seines Geistes wieder zu suchen, um so viel möglich den Fußstapfen des großen Mannes zu folgen, wenn der Wille ernst ist. Das Leichtere ist, seine Worte wiederholen. Eine vollständige Ausgabe der Werke des königlichen Schriftstellers wäre eine würdige Feier des Jubeljahrs. Sollte es wahr sein, daß die Manuscripte Friedrich's des Großen an der Censur, d. i. an der Ängstlichkeit dieses oder jenes Censors einen Stein des Anstoßes gefunden haben sollten? Wenn es sich so verhält, so ist's ein Zeichen der Zeit und ein Zeichen der menschlichen Schwäche, nicht minder mahnend und warnend als die kaiserlich Napoleonischen Adler nächst der Gruft Friedrich's in Potsdam. Thunlicher war, einen Auszug aus Friedrich's bereits veröffentlichten Werken zu geben, wie vorliegendes Buch gewollt hat. Die Idee war gut; die Ausführung ist nicht so glücklich. Es sind zu viele matte Übersetzungen französischer Verse darin. Viel besser wäre es gewesen oder könnte es noch sein, einen einzigen Bogen drucken zu lassen mit inhaltschweren Gedanken Friedrich's des Großen, aber wenigstens zu 300,000 Exemplaren, und diese zu verschenken unter die Landwehrpflichtigen der ganzen Monarchie. **) Da würde Jedermann die Aussprüche des fürstlichen Schriftstellers lesen mit religiösem Gefühle, als:

Die wahre Politik der Könige und jedes rechtlichen Mannes besteht in Güte und Gerechtigkeit.

---

Damit ein Fürst die Pflichten, welche ihm zu erfüllen obliegen, nie aus den Augen lasse, muß er sich erinnern, daß er ein Mensch ist, wie der Geringste seiner Unterthanen. — Er ist nur der erste Diener des Staats, und verbunden, mit Rechtlichkeit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, wie wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte.

---

Die gute Wahl der Staatsbeamten ist ohne Zweifel das wichtigste Geschäft eines Regenten.

---

Die Fürsten müssen dem Speer des Achilles gleichen, welcher das Übel, das er verursacht, auch wieder heilt. Wenn sie den Völkern Unheil bringen, so ist es auch ihre Pflicht, es zu vergüten.

---

Ein Fürst ist der erste Diener, die erste obrigkeitliche Person des Staats, und muß diesem von dem Gebrauche, den er von den Auflagen des Volks macht, Rechenschaft geben.

---

Das Charakteristische der Wahrheit hat etwas so Einfaches, so Einleuchtendes, daß man ihr anhängen muß, wenn man nur nicht von Natur mit verschrobenem Kopfe oder verkehrtem Gehirn geboren ist; — ebenso ist es mit einer Menge Dinge in der Politik, die sich mit einer fast mathematischen Gewißheit erweisen lassen. Es kommt dann nur auf Zeit und Umstände an, daß manche Vorstellung in einem Augenblicke mehr Eindruck macht als in einem andern, besonders wenn gewisse Vorurtheile nicht mehr die Augen gewisser Leute umhüllen.

---

Die große Wahrheit, daß wir gegen Andere handeln müssen, wie wir wollen, daß sie sich gegen uns betragen, wird der Grundsatz der Gesetze und des gesellschaftlichen Vertrages; daraus entspringt die Liebe zum Vaterlande, als einer Freistätte unsers Glücks.

---

Wenn man bis zum Ursprunge der Dinge hinaufsteigt, so ist es einleuchtend, daß der Regent schlechterdings kein Recht hat über die Meinungen der Bürger. Müßte man nicht wahnsinnig sein, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu Einem ihres Gleichen gesagt haben sollten: „Wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven sein wollen, und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach Willkür zu lenken?" Sie haben vielmehr gesagt: „Wir bedürfen deiner, um die Gesetze aufrecht zu halten, denen wir gehorchen wollen, um weise regiert zu werden und uns zu vertheidigen; übrigens fodern wir von dir Achtung vor unserer Freiheit." Dies ist das Verlangen der Völker, wogegen keine Einwendung stattfinden kann.

---

Die Fürsten glauben irrthümlicherweise, Gott habe blos aus ganz besonderer Vorsorge für ihre Größe, ihr Glück und ihren Stolz diese Menge Menschen geschaffen, deren Wohlfahrt ihnen anvertraut ist, und ihre Unterthanen nur blos zu Werkzeugen und Dienern ihrer zügellosen Leidenschaft bestimmt. Sobald ein Grundsatz, von dem man ausgeht, falsch ist, so kön-

*) Geist Friedrich's des Großen. Gedanken und Maximen Friedrich's des Großen, zur Jubelfeier seines Regierungsantritts. Berlin, Liebmann u. Comp. 1840. 8. 12 Gr. Vgl. hierüber auch Nr. 332—335 d. Bl. D. Red.

**) Will man dem letztverstorbenen Könige das beste Ehrendenkmal errichten, so lasse man abdrucken auf Einen Bogen, aber für Hunderttausende, seinen Aufruf zum Kampfe aus Breslau, eine kurze Geschichte des Kampfes und die königliche Verordnung vom 22. Mai 1815, deren Complement nach 25 Jahren die rühmlichste und dankbarste Aufgabe seines Nachfolgers geworden.

nen die Folgen nur unendlich fehlerhaft sein. Daher dieser unmäßige Hang nach falschem Ruhm, daher der Druck der Auflagen, womit das Volk belastet wird, daher die Trägheit der Fürsten, ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur herabwürdigen! Wenn die Fürsten sich von dieser irrigen Ansicht frei machten, wenn sie bis zu der Zeit ihrer Einsetzung hinaufsteigen wollten, so würden sie sehen, daß ihr Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, und ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist, daß diese Tausende von Menschen, die ihnen unterworfen sind, sich keineswegs zu Sklaven eines Einzelnen hergegeben haben, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keineswegs Einem unterworfen haben, um Märtyrer seiner Launen und Einfälle zu sein.

---

Die Gebrechlichkeit unserer Tugenden ist in den Entschlüssen ganzer Corporationen noch mehr sichtbar als bei einzelnen Personen.

---

Jeder dieser Sätze und hundert andere gäben Stoff zu ebenso viel politischen Excursen oder Predigten. Nur über den letzten Satz, welcher den blinden Egoismus der Corporationen anklagt, hier einige Bemerkungen:

Die Geschichte lehrt, daß Corporationen, vornehmlich erbliche, daß die Kasten in ihren Meinungen und Handlungen noch mehr die Gebrechlichkeit unserer Tugenden verrathen, als dieselbe bei einzelnen Personen sich verräth. Es scheint, als wenn die Verantwortlichkeit für eine schlechte That, ja für ein Jahrhundert voll schlechter Thaten sich vertheilt auf alle Mitglieder der Corporation, somit auf die Einzelnen ein so geringes Theil fällt, daß dies Minimum das Gewissen nicht als Skrupel drückt. Vielmehr zeigt die Geschichte, daß hundertmal die Unterdrücker im Contrast mit der Geduld der Unterdrückten sich des siegreichen Unrechts, welches ihre Vorväter begangen und welches sie selbst fortsetzen, gerühmt haben. Sehr selten ist die Gesinnung eines der unterdrückenden Corporation angehörenden Mannes, wie sie in der „Bibliothèque universelle" (vorigen Jahres) Art. Mecklenbourg glaubwürdig erzählt wird. Es war in der Gesellschaft die Rede von dem Bedienten eines Herrn, der als Schwiegersohn des vortrefflichsten preußischen Ministers deutlich genug bezeichnet wird. Dieser Bediente trug den Stempel des Leibeigenthums, sodaß er dem Fremden auffallend war. Der Herr antwortete: „C'est un de ces malheureux qui nous déshonorent". Solche wahrhaft fromme Gesinnung herrschte bald nach dem Befreiungskriege. Das ist aber Ausnahme, ehrenvolle Ausnahme. Jene Erfahrung ist nur zu allgemein herrschend, sie ist der Hauptschlüssel zum Verständnisse nicht nur der alten Geschichte der Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern, sondern auch der fortdauernden Kämpfe der neuesten Zeit.

Vergleichen wir einen Augenblick die Geschichte des französischen und des englischen Adels.

Der Adel in Frankreich ist pulverisirt, hat in der Wirklichkeit Güter und Achtung, Vorrechte und Rechte verloren. Durch eigene Verschuldung. Freilich hat er eine Milliarde durch Herrn von Villèle wiedergewonnen, aber auch eine solche Summe von Haß, daß es eine traurige Stellung ist, jetzt in Frankreich einen Namen des altfranzösischen Adels zu tragen. Allerdings ist die heutige Pairskammer zu schwach, um der Deputirtenkammer das Gleichgewicht zu halten; sie hat viel weniger Macht als das Haus des Senats in irgend einem nordamerikanischen Freistaate gegenüber dem Hause der Repräsentanten; und das ist wahrscheinlich ein Hauptgrund, weswegen das gegenwärtige politische Gebäude in Frankreich, trotz aller Klugheit Ludwig Philipp's, noch immer die erfoderliche Sicherheit entbehrt. Diese Schwäche der Pairskammer rührt aber großentheils her von dem unverbesserlichen Eigensinne des französischen Adels, der dreimal die Krone in Gefahr der Vernichtung gestürzt hat, dennoch aber bis auf den heutigen Tag nicht klüger und aufgeklärter über seine eigenen Interessen geworden ist, sondern in blindem Stolze beharrt auf Prätensionen, deren Erfüllung unmöglich ist.

Blicken wir dagegen nach England. Nirgend in der Welt hat der Adel so viel Einfluß auf die Regierung des Landes als in England. Und was das Merkwürdigste ist, der mächtige englische Adel ist in England nicht verhaßt, sondern geehrt, hochgeehrt von dem ganzen Volke, von den reichsten wie von den ärmsten Commoners. Die einzelnen Radicalen, die das Gift ihrer Galle über Alles, so auch über die Lords ausschütten möchten, die radical Vituperativen zählen nicht. Wie viel Millionen (nicht französischer Livres, sondern englischer) in der City angehäuft sind, wie sehr der Geldstolz sich versteigen mag, auch der Reichste neigt sich willig vor dem Lord, dem erblichen Senator, wie dieser ohne Widerrede, vielmehr mit Freuden sich neigt vor dem Souverain.

Wahrlich, es scheint der Mühe werth, eben jetzt die Gründe zu untersuchen, weswegen der Adel in Frankreich gehaßt, nicht mehr gefürchtet, sondern verachtet, durchaus unfähig ist, eine Stütze des Throns zu sein, weswegen aber auf der andern Seite des Kanals der Adel, der von Frankreich kommend, in England Wurzel schlug, bis auf diesen Tag groß und mächtig ist, sicher in seinen Privilegien, sichernd für die Krone und zugleich ein Gegenstand der Achtung, des Ehrgeizes für fast alle Bürger, auch die stolzesten Bürger Englands.

Die Lösung des Räthsels ist sehr einfach: in England ist der Adel begrenzt auf den Ältesten der Familie. Daher sieht man keinen bettelnden Adel. Der englische Adel hat keine Proletarier. Nach hundert Jahren wird es wie jetzt nur Einen Herzog von Wellington geben, wohlbegütert; ein solcher kann mit Anstand erinnern an die Schlacht von Waterloo. Gäbe es aber 10 oder 20 Nachkommen, die alle den Titel Wellington führten, so würde das Gegentheil stattfinden. In Frankreich zeugte ein Marquis, wenn er drei oder sieben Söhne hatte, drei oder sieben Adelige. Wer zu viel will, bekommt zu wenig. Der französische Adel, blind durch Stolz, hat das gewollt und will bis diese Stunde, trotz aller Lectionen, Das, was unmöglich ist. Die Cadets, die güterlosen, aber betitelten Cadets wollen standesgemäß leben, das ist, gleich den Erben, sie wollen eine Barrière bilden zwischen dem Souverain und den Steuerpflichtigen, damit sie allein alle Gnade des Souverains auffangen oder dispensiren;

sie behaupten, daß der Souverain sich verunreinige, der sich mit Bürgerlichen umringen wolle, und dennoch verlangen sie von dem steuerpflichtigen Volke geachtet oder geliebt zu werden! Die französischen Könige waren umgeben von bettelnden Proletariern des Adels, von betitelten Bettlern. Diese erhielten alle einträglichen Ämter im Militair, in der Kirche, im Civildienste, ihre immer dringendern Bitten bewirkten erhöhte Steuern und vermehrte Schulden. Aber was war das Resultat? Je mehr Ämter, je mehr Millionen der König vergab an die betitelten Cadets, desto mehr wuchs die Zahl derselben. Es wiederholt sich in dieser Region nothwendig Dasselbe, was sich bei den Proletariern der schwer arbeitenden Classen zeigt. Je mehr Almosen vertheilt werden, desto mehr Bettler, so in Rom, so in Versailles. Jeder Cadet, der ein Ämtchen oder eine Pension erhascht hatte, setzte sich nieder, um neue besitzlose, titelberechtigte, standesgemäße Unterstützung fodernde Cadets zu zeugen. Von allen Bettlern sind die adeligen die unverschämtesten; sie behaupten ein Recht zu haben, daß die fleißigen Bürger für sie arbeiten sollen, eher als für ihre eigenen Kinder. Denn die königlichen Abgaben werden eingefodert, ehe das Brot für die Kinder gekauft ist, und eine Pension für den Cadet oder eine Pagenanstalt, eine Ritterakademie u. dgl. ist ja nichts anders als eine auf Kosten des arbeitenden Volks errichtete Pepinière von mehr und mehr besitzlosen aber prätensionsvollen Cadets. Der Pauperism des Adels ist das Verderbenbringende für das französische Gouvernement vor und nach der Revolution, namentlich für die Restauration gewesen. Je mehr Almosen in Rom ausgetheilt worden, desto mehr Bettler; je mehr Pensionen, je mehr Millionen in Versailles an die Cadets vergeudet wurden, desto mehr Supplikanten, desto mehr wahrhaft hülfsbedürftige Prätendenten, desto unverschämte Prätensionen.

(Der Beschluß folgt.)

---

Die Gesetze der Lebensdauer. Ein Lehrbuch von Ludwig Moser. Berlin, Veit u. Comp. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Ein großer Theil Derer, die in neuerer Zeit über diesen Gegenstand geschrieben haben, hält sich zu ängstlich an die Methoden, welche von den Begründern dieser Sphäre geschaffen wurden. Man blieb, wie gewöhnlich, gar zu lange auf dem einmal gebahnten Wege, unbekümmert, wohin er führe. Der Gegenstand der Mortalität ist bisher nie rein und für sich behandelt worden, sondern stets mit Rücksicht auf gewisse praktische Anwendungen. Als im 17. Jahrhunderte die Hazardspiele die Wahrscheinlichkeitsrechnung hervorgerufen, wurden die Lehren dieser Rechnung auf die Dauer des menschlichen Lebens angewandt, den Spielen ein neues Feld zu eröffnen. Der Schöpfer dieses Gebiets war Edmund Halley. Wie ihm, kam es auch Déparcieux hauptsächlich auf die genauere Rechnung von Renten, Tontinen u. s. w. an. Süßmilch erst gebührt das Verdienst, das Problem der Mortalität der niedern Region dieser Anwendungen enthoben zu haben. Er behauptete, daß der Sterblichkeit des Geschlechts Naturgesetze, nach der Sprache seiner Zeit: göttliche Ordnungen, zu Grunde lägen; er beschied sich dabei freilich in jeder Zahl, welche mangelhafte Beobachtungen und keine bessern Methoden an die Hand gaben, den Fingerzeig auf ein göttliches Regiment zu erkennen und zu verehren; allein immer war durch ihn der Schritt geschehen, der die Wissenschaft einer bedeutungsvollern Existenz entgegenführen konnte. Süßmilch befreite die Sphäre der Mortalität von einer Art Anwendung, deren sie fähig ist, und lud ihr dafür eine andere auf: sie erhielt durch ihn eine politische Färbung, staatsökonomische Rücksichten wurden eng mit ihr verflochten. Seit jener Zeit sind die Untersuchungen über die Lebensdauer dieser praktischen Richtung nicht ungetreu geworden; vielmehr haben sie sich mit derselben mehr und mehr befreundet und dadurch ein fremdartiges Gepräge empfangen. Die einfachen, natürlichen Aufgaben sind verschoben, ihre Lösungen sind Mittel geworden da, wo sie, für die Wissenschaft wenigstens, immer hätten letzter Zweck bleiben sollen. Und so bedarf man dann der Gesetze der Lebensdauer häufig nur zu Lösung socialer Fragen.

Ein Lehrbuch dagegen muß seiner Anlage nach frei von solchen Tendenzen und Anwendungen bleiben. Denn die Interessen der Wissenschaft, oder die Interessen des menschlichen Geistes an den Wissenschaften liegen nicht in diesen und jenen praktischen Anwendungen, in diesem und jenem Bedürfniß, das man befriedigt sehen möchte, und deshalb hilft es nichts, dergleichen Tendenzen überall unterschieben zu wollen. Die das beabsichtigten, wären mit der Organisation des menschlichen Geistes wol nicht näher bekannt, und ebenso wenig würden sie über ihre eigene Stellung, außerhalb der Wissenschaft, klar sein. Wenn sie in der Verfassung sind, die geistige Thätigkeit auf Förderung ihrer mehr oder minder materiellen Zwecke zu richten, wer hat sie so weit gehoben, solche Zwecke auch nur hegen zu können? Dieselben Wissenschaften, die man mit der Unterscheidung von abstracten und praktischen zu confundiren droht, sie schufen ihnen diese Zwecke, und nun haben sie gut Früchte fodern, nachdem der Baum gepflanzt worden, der sie tragen kann.

Von seinen Relationen nach Außen abgeschnitten, legt der Gegenstand selbst zwei Aufgaben vor, die man als seine fundamentalen ansehen kann. Die eine davon ist: von einer bestimmten Anzahl Geborener angeben zu können, wie viele die höhern Alter erreichen werden. In dem vorliegenden Werke hat der Verf. die Data angegeben, welche die Beobachtungen zu liefern haben, und die Methode, nach welcher sie benutzt werden müssen, um eine definitive Lösung der Aufgabe herbeizuführen. Es dürfte unserer Zeit, welche allen folgenden solche brauchbare Resultate über numerische Verhältnisse nach verschiedenen Richtungen hinterläßt, wohl anstehen, wenn es ihr mit einer so wichtigen Frage, wie die Sterblichkeit, gleichfalls gelänge. Ein bedeutender Schritt ist durch das mathematische Gesetz gegeben, welches der Verf. in dem successiven Absterben der Menschen gefunden und von so verschiedenen Seiten her bestätigt hat, daß wol kein Zweifel an seiner Richtigkeit Raum finden kann.

Es reicht nicht allein hin, ein Gesetz über irgend welche Zahlenverhältnisse blos zu kennen; man bedarf stets einer oder mehrer Beobachtungen, um gewisse Größen zu erlangen, welche das Gesetz unbestimmt läßt. Faßt man z. B. das Phänomen der Schwere allgemeiner, will man die Gesetze darüber auf alle Orte der Erde ausdehnen, für jeden numerisch bestimmen, so bedarf es mehrer Beobachtungen ähnlicher Art, um, wie es mathematisch ausgedrückt wird, die Constanten der Formel zu bestimmen. Auf gleiche Weise verhält es sich mit der Sterblichkeit. Die Zahl der Sterbefälle bis zu einem gewissen Alter, wenn dasselbe die ersten 30 Jahre nach der Geburt überschreitet, findet sich proportional der vierten Wurzel aus diesem Alter. Dies ist das Gesetz, dem zu seiner vollen Bestimmtheit eine einzige Beobachtung fehlt, etwa die, wie viele von einer gegebenen Zahl zwanzigjähriger Personen im Laufe eines Jahres sterben. Hieraus geht demnach hervor, daß die sämmtlichen Alter innerhalb 30, mit Bezug auf die Sterblichkeit, noth-

wendig zusammenhängen, sodaß, wenn nur die Sterblichkeit in irgend einem dieser Jahre beobachtet worden, sie eben dadurch in dem ganzen Cyklus von Jahren bekannt sei. Die Sterblichkeit der Kinder im ersten Jahre, in den ersten Tagen der Geburt, ihr wahrscheinliches Leben, ja die Zahl der Todtgeborenen ist mit großer Annäherung gegeben, sobald man nur weiß, wie viele zwanzigjährige von einer bestimmten Anzahl derselben in einem Jahre sterben. Für diese Behauptung werden in dem Werke hinreichende Beweise beigebracht, und damit ist eine wesentliche Frage beantwortet, diejenige, ob die unverhältnißmäßig große Sterblichkeit der Kinder unmittelbar nach der Geburt eine nothwendige Erscheinung sei. Sie ist um so wesentlicher, als aus den Versuchen, welche gemacht worden, ein mathematisches Gesetz für die Sterblichkeit zu finden, genau das Umgekehrte zu schließen wäre.

Über die Jahre 30 hinaus treten dem bezeichneten Gliede neue hinzu, welche anfangs noch ganz unmerklich, mit den Jahren einen bedeutenden Einfluß gewinnen und die Sterblichkeit vergrößern. Hierdurch werden neue Data nöthig, welche die Beobachtungen zu liefern haben, und eben dadurch wird der Stand der Untersuchung mislicher. Denn je höher hinauf, desto unsicherer werden die Beobachtungen, desto mehr werden sie durch die bedeutenden Fluctuationen, denen die Bevölkerungen in einem langem Zeitraume stets unterworfen sind, modificirt. Indem der Verf. sich jedoch an die von Brune berechneten Erfahrungen der berliner allgemeinen Witwenanstalt hielt, wobei jene Fluctuationen und die Unsicherheit der Altersangaben wegfallen, ist es ihm gelungen, die Form der weitern Glieder aufzufinden und mit Hülfe derselben die Beobachtungen auf eine zum Theil überraschend genaue Weise darzustellen. Diese Form entspricht in einer gesetzmäßigen, wiewol etwas eigenthümlichen Art, der Form des ersten Gliedes.

Das ist die jetzige Lage dieser Aufgabe, sie ist inzwischen so lange noch nicht vollkommen befriedigend, als die Sterblichkeit der höhern und höchsten Alter nicht aus den Beobachtungen über indistincte Bevölkerungen abgeleitet ist. In dem hiervon handelnden Abschnitte hat der Verf. einige Bemerkungen mitgetheilt, die plausibel erscheinen, wenn sie sich auch nicht beweisen lassen, und die darauf hinauskommen, daß das eigentliche, vollständige mathematische Gesetz der Sterblichkeit eine unendliche Reihe sein möchte, deren erstes Glied die erwähnte vierte Wurzel aus dem Lebensalter, deren weitere Glieder in der Art fortschreiten, wie sie sich aus den Erfahrungen der berliner Witwenanstalt herausgestellt hat. In diesem Fall steht zu hoffen, daß zwischen den aufeinander folgenden Zahlencoefficienten irgend eine Beziehung stattfände, welche es möglich mache, den einen aus dem andern zu berechnen und dadurch die Beobachtungen später mehr und mehr entbehren zu können. Um hierüber zu entscheiden, bedürfte es jedoch vorerst sehr genauer und unzweideutiger Beobachtungen und zwar hauptsächlich über die Alter 40 — 60.

Die zweite Aufgabe ist die der Fruchtbarkeit. Man hat die Lösung derselben inmitten von Zuständen gesucht, die auf die mannichfaltigste Weise veränderlich sind, und so ergeben die bisherigen Untersuchungen zum Resultat nicht viel mehr, als daß auf eine Ehe ungefähr vier Kinder kommen. Und das ist etwas, was allenfalls vor aller Untersuchung zu haben gewesen wäre. Denn da die Menschen in dem Alter heirathen, wo beiläufig die Hälfte der Geborenen schon wieder gestorben, so müssen begreiflich etwa vier Kinder aus einer Ehe hervorgehen, wenn diese bei ihrer künftigen Verheirathung wieder ein Ehepaar liefern sollen. Über eine genauere Kenntniß lassen die Untersuchungen bis jetzt noch ungewiß, und so darf es auch nicht befremden, wenn ihre Resultate so große Unterschiede zeigen, daß man sie für Widersprüche erklären muß. Die Fruchtbarkeit an sich unterliegt ohne Zweifel einfachen und bestimmten Gesetzen; aber es werden Umstände vorhanden sein, die berücksichtigt werden müssen, wenn man bis zu diesen Gesetzen gelangen will, und welche, wenn man sie nicht erwägt, im entfernt, einen scheinbar ganz regellosen Zustand hervortreten lassen. Außer den Fluctuationen der Bevölkerung schien dem Verf. das Alter der Eheleute der erheblichste dieser Umstände zu sein, und daher hat er ausführlicher auf beide Rücksicht genommen. Sollte man einst in den Besitz der nöthigen Beobachtungen gelangen, dann reichen vielleicht einige theoretische Überlegungen, auf die allgemeinen Sterblichkeitsgesetze basirt, aus, um für die Zahl der Kinder in den verschiedenen Ehen das numerische Gesetz zu erlangen. Bis dahin kann man diesen wichtigen Gegenstand nur auf das dringendste Denen ans Herz legen, welche in der Lage sind, dies Gebiet mit Material zu bereichern.

Aus dem oben Gesagten geht wol hinlänglich hervor, daß ein Lehrbuch über den besprochenen Gegenstand an der Zeit sei. Doch fühlt der Verf. zugleich sehr wohl, daß es ein Anderes sei, von einem Mangel deutlich durchdrungen zu sein, und ein Anderes, etwas für seine Beseitigung gethan zu haben. Darüber wünscht er sich billige Richter, solche, welche auch mit der Ökonomie eines Lehrbuchs näher bekannt sind. Diese ist nach den Wissenschaften, nach dem Zwecke, den man beabsichtigt, verschieden und überall so einfach nicht, besonders wenn der Gegenstand gerade derjenigen Consequenz nicht fähig ist, die den Naturwissenschaften niemals und im Grunde nur rein mathematischen Disciplinen zusteht. So wird man bei dem Durchlesen dieses Werkes finden, daß die elementaren Gegenstände mehr oder weniger ausführlich behandelt, während schwierigere Punkte mitunter nur so weit angedeutet worden sind, daß man sich mit den Resultaten begnügen muß. Das konnte nicht wohl anders sein; denn jene elementaren Gegenstände müssen ein Gemeingut Vieler werden und machen daher eine genauere Entwickelung wünschenswerth; die schwierigern interessiren in der Regel nur einige Männer vom Fach.

Die Einleitung enthält einige Vorkenntnisse aus der Wahrscheinlichkeitsberechnung, dann wird von der Lebenswahrscheinlichkeit u. s. w. ausführlich gehandelt, und endlich folgt in einem Anhang die Berechnung der Leibrenten, Lebensversicherungen, Witwenpensionen und Tontinen, welche die größte Anzahl von Lesern interessiren möchte. 13.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 353. —— 18. December 1840.

## Der Geist Friedrich's des Großen.

(Beschluß aus Nr. 352.)

Der englische Adel hat seine Einrichtungen getroffen gemäß der Natur der Dinge, seis aus geringerm Stolz, was doch kaum der Fall sein möchte, oder aus größerer Klugheit. In England wird überhaupt Derjenige, welcher nicht besitzt und dennoch sich den Besitzenden gleichstellen will, für toll gehalten. Das ists aber gerade, was die Cadets in Frankreich gethan haben, sie gaben das Beispiel, was Wunder also, wenn der Tiersetat demselben folgte? Wahrlich, die Cadets der englischen Großen stehen sich nicht schlechter als die französischen, sondern im Gegentheil besser. Wer wird nicht gern, wenn er die Macht dazu hat, unter übrigens gleichen Umständen, seine Blutsverwandten lieber befördern als einen Unbekannten? Aber die Frage, warum es sich hier handelt, ist die Frage des Rechts. Ein Cadet aus der Bretagne kam nach Versailles und behauptete, wegen seines Titels habe er das Recht, Bevorzugung zu verlangen, wegen seines Titels habe der Minister die Pflicht, ihn zu befördern. Wenn ein Cadet de famille aus Wales nach Downingstreet kommt und solche Prätensionen macht, so wird er geradezu für toll angesehen.

Der französische Adel wollte und will Kaste sein. Der englische Adel hat von Anfang an nicht Kaste sein wollen, denn von jeher haben die jüngern Söhne der Lords als Repräsentanten der Commoners im Unterhause gesessen. Sie konnten mit Fug die Städte repräsentiren, denn sie selbst, die jüngern Söhne, gehörten und gehören der Natur der Dinge gemäß zu den Commoners, zu den Bürgern. Da liegt der Hauptunterschied zwischen dem französischen und dem englischen Adel. Wer sehen und lernen will, der sehe und lerne.

Wenn jeder Vater nur Einen Sohn hätte, so wäre freilich die Aufgabe des Staats nicht schwer. Alles bliebe von einer Generation zur andern, wie es war, es wäre die Kastenabtheilung der Hindu, der Ägyptier vielleicht nützlich, wenigstens doch auf längere Zeit möglich. Aber Ein Vater hat zwei, drei oder sieben Söhne, es ist aber nur Ein Gut vorhanden. Wie da? In England geht alles unbewegliche Eigenthum an den ältesten Sohn über, ganz allgemein. Das ist conservativ. Aber die jüngern Söhne, die kein Gut erben, machen auch nicht die Ansprüche, die, ohne die Basis eines Grundeigenthums, grundlos, ungerecht, lächerlich, verderblich sind. Das ist conservativ. In Frankreich hingegen vor der Revolution verlangten die Cadets, auch wenn der älteste das Gut ausschließlich erbte, dieselben adligen Titel, Ehren und Vorrechte wie der älteste. Die Stellen, welche der Adel mit Cadets besetzte, welche mußten, daß sie vorgezogen werden mußten, also sich wenig tauglich machten, wurden dem Talente, dem gerechten Ehrgeize der Bürgerlichen entzogen. Aber das war nicht genug, das war nicht das Wichtigste; dasselbe kann in England geschehen. Aber es war eine Barrière, eine angeblich loyale, künstliche, fingirte Barrière gezogen, jenseits welcher die Betitelten das ausschließliche Recht auf einträgliche Ämter, auf Ehren und Würden hatten, diesseits welcher die Bürgerlichen stehen oder knien und zusehen sollten, wie jene Privilegirten die Steuern der Bürger verzehrten, um immer mehr privilegirte begehrliche Cadets zu erzeugen. Was Wunder, wenn endlich, nachdem manche Generation geduldig gewesen, endlich die Indignation sich erhob und mit einem Fußtritte die Barrière zerstörte? Wir sind die Nachkommen der Eroberer, sagten die Cadets, wir berufen uns auf das historische Recht. Wohl, sagten die Bürgerlichen, wir respectiren das historische Recht, aber wir appelliren an den Tag vor der Eroberung. — Der französische Souverain, immer umgeben, immer bethört von den Cadets, wollte lieber der Souverain einer geringen Minorität als der Majorität des Volks, oder vielmehr des ganzen Volks sein. Daher die Indignation eines Carnot, der nicht einmal Oberst werden konnte, daher Indignation der Majorität, bald darauf Revolution, deren Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte, da der Fürst trotz seines guten Willens für das Volk überhaupt dennoch darauf beharrte, vorzugsweise der Souverain der Minorität zu sein. Dreimal haben die Umgebungen der französischen Könige die Krone zu Falle gebracht durch ihre Exclusivität, durch ihre absurde Foderung, daß ein Cadet de famille ohne Gut dasselbe Privilegium haben müsse wie der Besitzer des Guts. Und doch sind die Chefs der adeligen Familien in Frankreich noch jetzt nicht belehrt über ihre eigentliche Stellung im Staate. Sie wollen nicht belehrt sein, sie gefallen sich in ihren alten Vorurtheilen, in ihrem alten Unrechte, denn sie gehören

einer Corporation an, deren Gewissenhaftigkeit, wie bemerkt worden, geringer ist als die des einzelnen Individuums.

Nach dem Code Napoléon werden die liegenden Gründe wie der bewegliche Nachlaß unter alle Kinder gleich vertheilt — eine Einrichtung, die nicht drei Menschenalter fortgehen kann, ohne allgemeine Verarmung zu bewirken. Aber nichtsdestoweniger beharren auch heutzutage die adeligen Familien auf der monströsen Prätension, daß alle Mitglieder derselben, und wenn sie auch nur einen Acker oder ein Pferd, oder bald nur ein Hufeisen erben, dennoch allesammt ein Recht haben auf adelige Ehren und Vorrechte. Diese Vorrechte sollen hauptsächlich darin bestehen: daß ehrliche Arbeit ihnen zur Unehre gereiche, daß sie, auch wenn sie wenig oder nichts steuern, wenig oder nichts gelernt haben, dennoch bei Besetzung aller Ämter, zumal der einträglichen, den Vorzug verdienen vor den talentvollsten Söhnen der steuernden Bürger.

Die Proletarier des Adels, das ist eigentlich der revolutionnaire Stoff in Frankreich. Gegen die Proletarier der Schwerarbeitenden, wenn sie einen Schilling Tagelohn mehr fodern, wenn sie den Bäckerladen stürmen, wenn sie das Eigenthum der Besitzenden offen angreifen, werden die Kanonen gelöst, die Kartätschen treiben sie zurück in ihre gehörigen Schranken. Aber welches Mittel gibt es gegen die Überschwemmung der Vorgemächer des Königs durch die Cadets der adeligen Familien, die Versorgung, um standesmäßig leben zu können, erbitten, und nicht nur erbitten, sondern fodern und durch unermüdliche Intriguen erlangen? In der Anerkennung ihrer Titel liegt allerdings schon eine gewisse Billigung, ja Berechtigung ihrer Foderungen. Der König gibt ihnen Millionen, und noch mehr Millionen, und ihre Foderungen steigen immermehr, müssen immerfort steigen. Woher werden diese Millionen genommen? Aus den Taschen der Arbeitenden, der Steuernden. Wenn aber mehr Steuern gefodert werden, als zum Zweck des Staats nothwendig, so ist's Unrecht, so werden die Steuernden unwillig. Wenn sie am Ende inne werden, daß sie Steuern geben sollen, um neben der Regierung, neben dem Hofe eine große, stolze, undankbare Bettelanstalt zu unterhalten, so kommt der Augenblick, wo sie ergrimmen, wo sie insurgiren, und die Revolution ist da. Nein, die Revolution ist längst vorher dagewesen, bevor die Unordnungen in den Straßen begonnen.

Revolutionnair ist Derjenige, welcher nicht mehr besitzt als ein Anderer und dennoch Vorrechte vor demselben begehrt.

Revolutionnair ist Derjenige, welcher nicht besitzt und dem Besitzenden sein wohlerworbenes Eigenthum nehmen will.

Revolutionnair ist der Gutsbesitzer, welcher nicht mehr besitzt als sein Nachbar und dennoch denselben hindern will, gleiche politische Rechte auszuüben.

Revolutionnair ist der Cadet eines adeligen Gutsbesitzers, welcher nicht mehr besitzt als der Sohn des Beamten, des Geistlichen und dennoch dieselben hindern will, in derselben Carrière des Staatsdienstes mit ihm zu wetteifern.

Revolutionnair ist also Derjenige, welcher als Cadet eines adeligen Vaters kein Gut besitzt und dennoch mehr politische Rechte in Anspruch nimmt als der bürgerliche Gutsbesitzer.

Revolutionnair ist der Cadet eines adeligen Vaters, welcher im Examen einen geringern oder auch einen gleichen Charakter bekommen hat wie der Sohn seines bürgerlichen Nachbars, und dennoch aus keinem andern Grunde, als weil er unbürgerlich sei, in der amtlichen Carrière Vorzüge vor ihm begehrt.

Revolutionnair, doppelt und dreifach, ist der unbürgerliche und unadelige Sohn eines adeligen Gutsbesitzers, welcher weder Geist noch Kenntnisse, noch Talent, noch Fleiß besitzt und nichtsdestoweniger vorgezogen zu werden verlangt in der Bewerbung um mehr oder minder wichtige Ämter vor der ganzen hoffnungsvollen Jugend der Mittelclasse.

Revolutionnair war und ist der Junker aus der Bretagne, welcher nach Versailles kam oder nach den Tuilerien kommt und mehr Ehre begehrt als der gediente erfahrene Beamte des Königs.

Kein anderes Mittel gibt es gegen die Gefahren der Revolution als die Begrenzung des Adels auf den Ältesten der Familie. Dadurch geschieht es, daß in England der Thron eine Stütze im Adel findet, daß in England die höchste Classe nicht gehaßt, sondern geachtet ist, daß England weit entfernt von einer Revolution, Frankreich noch immer nah daran ist. Der französische Adel hat die Nothwendigkeit einer Reform des Adels, der Begrenzung des Adels auf den Ältesten der Familie bis diese Stunde noch nicht begriffen. Er ist gewesen und will bleiben Kaste, verhaßte Kaste. Daher die Unmöglichkeit, in Frankreich eine erbliche Pairie zu construiren. Daher Übermacht der Wahlkammer, Ohnmacht der Krone. Nimmermehr werden die Franzosen einwilligen in die Errichtung einer erblichen Pairskammer, einer Kammer, die nicht aus erblichen Senatoren besteht, wie die englischen Lords, sondern die einen repräsentativen Charakter hat, die also die ungemessenen Prätensionen von hunderttausend betitelten Cadets zu vertreten hat.

Erst Reform des Adels, das ist unerlaßliche Bedingung, wenn in Frankreich durch Reform der Pairskammer dem Throne die erfoderliche Stütze und Stärke gegeben werden soll.

Ob der fränkische Adel nicht ursprünglich begrenzt war auf den Ältesten? Siehe Justus Möser's Zeugniß über die ältere und jetzt wünschenswerthe Einrichtung des germanischen Adels. Es scheint allerdings, daß die Ausdehnung des Adels auf alle jüngere Söhne eines adeligen Gutsbesitzers durchaus im Widerspruch ist mit der ursprünglichen Einrichtung des Adels sowol, wie mit der Natur der Dinge. In Deutschland ist in der neuesten Zeit durch Umwandlung aller „Comtessen“ in „Gräfinnen“ gewissermaßen durch ein kleines Taschenspielerkunststück die Zahl der Gräfinnen mit einem Male wenigstens verdoppelt. So wenig aber alle Töchter eines Königs den Titel Majestät haben können, ebenso wenig gilt Gräfin für die Tochter eines Grafen. Gräfin ist Gemahlin

eines Grafen. Im nächsten Menschenalter aber kann es historisches Recht sein, daß alle Töchter eines Grafen Gräfinnen heißen. Ehemals theilten alle Söhne eines Fürsten Land und Leute. Siehe Thüringen. Seit Einführung der Primogenitur in die regierenden Familien datirt eine bessere Zeit für Fürst und Volk. Zuverlässig ist die Begrenzung des Adels auf den ältesten Sohn, wie sie in England stattfindet nach altgermanischer Sitte, heilsam für den Thron, für das Volk und für den Adel selbst, am meisten für diesen selbst. Viele einzelne französische Adelige haben dies längst eingesehen. Aber die Gebrechlichkeit unserer Tugenden, sowol der Gerechtigkeit als der Klugheit, ist am meisten anschaulich in den Beschlüssen ganzer Corporationen. Der französische Adel als Corporation beharrt auf Prätensionen für alle Cadets, deren Erfüllung fernerhin unmöglich ist, und wird dadurch den gänzlichen Ruin des Adels überhaupt herbeiführen. So lange der Adel seine Titel nicht beschränkt auf den Ältesten der Familie, leben in Frankreich zwei verschiedene Völker, herrscht nicht innerer Friede, sondern nur Waffenstillstand, also fortwährend Gefahr und Revolution. Die Revolution 1789 war nicht gegen den König gerichtet, sondern gegen den Adel; jener fiel, weil er der Souverain der Minorität sein wollte, weil man ihm eingebildet hatte, daß er der erste Edelmann sei, der Chef der schlechten Unterthanen, welche behaupten, daß der König nur der Erste ihres Gleichen sei. 103.

## Das Studium der angelsächsischen Sprache und Literatur in England.

Das unermeßliche Gebiet, über welches sich der gewaltige deutsche Sprachstamm erstreckt, ist, Dank den staunenswerthen Bemühungen der Gründer der deutschen Philologie, kein unermessenes mehr: seiner Wurzeln Lauf, seiner Zweige Verbreitung liegen offen vor Aller Augen und die Wege sind gebahnt, auf welchen der Forscher fortan vorzudringen hat zu den Fundgruben der reichsten Sprachschätze. Nach solchem herrlichen Erfolg für das Ganze liegt es zunächst ob, den einzelnen Theilen von den verschiedenen Seiten her die ungetheilten, ausdauernden Kräfte des Studiums der Einzelnen zuzuwenden. Deutschem Fleiße sind bis jetzt fast allein der Ruhm, aber zugleich auch die Mühe bei Errichtung der Grundlage des begonnenen Riesenbaues vorbehalten gewesen; von nun an sollten aber auch die andern Völker, welche durch Abstammung, Sprache, Sitte oder Verfassung in irgend welcher Beziehung zu dem großen germanischen Körper stehen, die Aufgabe erkennen, sich zu dem genommenen Standpunkte zu erheben und von diesem aus den ihnen zunächst zukommenden Antheil an dem großen Werke zu vollführen. Keinem Volke fast könnte dieser Beruf näher liegen als dem Englands. Das grammatische Idiom seiner lebenden Sprache mit vier Fünftheilen ihres Wortschatzes stammt aus der Sprache seiner sächsischen Altvordern, abgesehen von der allgemeinen sprachlichen Rücksicht, daß die Verfolgung dieses Sprachstromes bis zu seiner Quelle zu dem Punkte führt, wo sich die gemeinschaftliche Wurzel der abendländischen Hauptsprachen nachweisen läßt. Aber auch auf englischen Schulen und Universitäten hat die althergebrachte Anhänglichkeit an dem Studium der bisher allein als solche anerkannten classischen Literatur ein so mächtiges Übergewicht behauptet, daß nicht blos die angelsächsische Sprache, sondern die philosophische und historische Grammatik der heutigen englischen ganz ohne Berücksichtigung geblieben sind. Allerdings hätte man sich bei einer solchen Theilung der Arbeit — ein Princip, welches in der neuern Zeit Erfolge zuwege gebracht, die vordem in das Gebiet der Wunder gerechnet worden wären — unter die verschiedenen Nationen, wie die oben angedeutete, mit Behutsamkeit vor einem Übergewichte nicht sowol der nationalen, als vielmehr der naheliegenden sogenannten praktischen Interessen vor den reinwissenschaftlichen zu hüten; denn solange den letztern nur eine untergeordnete Stellung zugestanden wird, ist an keine dauernde Begründung derselben zu denken, weil der ihnen zugewendete Eifer das begonnene Werk wieder verläßt, sobald das dringendste Bedürfniß für den durch Zufall und Willkür ihnen übergeordneten Zweck befriedigt erscheint. Einen schlagenden Beweis hierzu liefert das Studium angelsächsischer Sprache und Literatur in England. Die kirchlichen, im Zeitalter der Reformation erregten Interessen waren es, welche demselben dort den ersten Anstoß gaben; man hatte in den erhaltenen schriftlichen Denkmälern dieser Ursprache eine Waffe erkannt, die in dem begonnenen Kampfe mit Rom gute Dienste leisten könne. Die Grundlagen der sächsischen Kirche Englands stammten aus einer Zeit, die vor der vollendeten Entwickelung römischen Kirchenglaubens und römischer Kirchenzucht lag; die der Natur des Landes entsprechende isolirte Lage ihres Klerus hatte ihr lange Zeit die ursprüngliche Einfachheit im religiösen Glauben und in kirchlicher Praxis bewahrt, und der dem sächsischen Stamme eigenthümliche gesunde Verstand, der in seinen Nachkommen fortlebte, befähigte diese, ihre Entfernung von dem Mittelpunkte der kirchlichen Macht zu einem heilsamen Widerstande gegen Das anzuwenden, was ihnen als eine Neuerung erscheinen mußte, und die theoretischen Spitzfindigkeiten zurückzuweisen, auf welche sich die neuen Lehren gründeten. Über die drei großen Streitpunkte, zwischen dem Papste und den Reformatoren: das Lesen der heiligen Schrift in der Landessprache, die Priesterehe und die Anwesenheit des göttlichen Leibes im Sacramente, wies die Geschichte der sächsischen Kirche eine große Masse gewichtiger und durch die Zeit geheiligter Autoritäten nach, deren sich zu bedienen die protestantischen Kämpfer nicht unterließen. Besonders wendete Erzbischof Parker, der erste protestantische Primate, großen Eifer auf die Wiederbelebung des Geschmacks für einen Literaturzweig, der für die vorliegenden Zwecke die schätzbarsten Documente enthielt. Außer seinem Eifer für die Religion hatte er als verehelichter Priester besondern Anlaß, die in diesem Stücke besonders strengen Autoritäten der sächsischen Kirche zu Rathe zu ziehen, mehre derselben theilte er im Original mit und dies sind die ersten, in England gedruckten Stücke in angelsächsischer Sprache. Dies lenkte natürlich die Aufmerksamkeit der englischen protestantischen Theologen nur um so mehr auf die Pflege derselben und eine kurze, aber ununterbrochene Reihe einzelner Gelehrten in diesem Fache trat unter dem Schutze der Geistlichkeit auf. John Day fertigte 1566 die ersten angelsächsischen Lettern in Metall; das dritte Werk, welches in dieser Sprache erschien, war ein Abdruck der sächsischen Evangelien von Fox, dem Martyrologisten. In seiner Widmung an die Königin Elisabeth bemerkt er selbst, sein Unternehmen rühre nicht sowol daher, daß er ein großes Bedürfniß erkenne, daß diese Sprache in Gebrauch komme und angewendet werde, die außer Gebrauch und ohne allen Zusammenhang sei, sondern damit Ihrer Majestät Unterthanen überzeugt werden möchten, daß Die, welche so ernstlich arbeiteten, die heilige Schrift im Englischen zu haben, keine Neuerung einführten, sondern vielmehr zu Dem zurückkehrten, was Brauch der englischen Kirche gewesen seit Jahrhunderten. Ein anderer Gelehrter aus jener Zeit, der sich mit sächsischer Literatur erfolgreich beschäftigte, war der Rechtsgelehrte und Alterthumsforscher, Sir H. Spelman, welcher sie für durchaus erfoderlich für jeden künftigen Wiederhersteller der verfallenen Wissenschaft erklärte. Von dieser Überzeugung getrieben, begründete er einen angelsächsischen Lehrvortrag an der Universität Cambridge mit einer jährlichen Ausstattung von 20 Pf. St.; doch ward diese wohlmeinende Absicht durch die

schwankenden Zeitverhältnisse nach seinem Ableben vereitelt. Aber für die Dringlichkeit einer solchen directen Ermunterung für diesen wissenschaftlichen Zweig spricht das Zeugniß des Zeitgenossen Spelman's, William L'Isle, über die Schwierigkeiten, durch welche man sich zur Kenntniß jener Sprache hindurcharbeiten mußte, in der Vorrede zu seiner Abhandlung über das Alte und Neue Testament von 1623: „Hier auf diesem Felde der Gelehrsamkeit, in diesem Baumgarten der alten englischen Kirche, habe ich mich selbst ans Werk gemacht, wo ich zwar nichts Neues pflanze, doch wenigstens einen guten alten Baum, oder zwei erhalten mag, die verloren zu sein schienen. Der gehörige Blick hierauf regte zuerst in mir den ernsten Wunsch an, kennen zu lernen, was für die Wissenschaft in diesem alten Gebiete der englischen Sprache verborgen liege. Dazu fand ich diesen schwierigen Weg auf: zuerst mich ein wenig mit der hoch- und niederdeutschen Sprache bekannt zu machen, von welchen jene durch die Abstammung, diese durch den Verkehr verwandt ist; dann eine Zeit lang alle alten englischen Schriften, die ich finden konnte, Poesie oder Prosa, was es immer sein mochte, zu lesen. Und ich erlangte verschiedene gute Bücher dieser Art, die noch nie gedruckt erschienen waren; je älter diese waren, desto näher merkte ich dem Sächsischen zu kommen. Aber das Sächsische ward, wie ein Vogel, der in der Luft weiter und weiter fliegt, weniger und weniger scheinbar wird, immer schwerer zu verstehen, je älter es war. Endlich traf ich auf den Virgil, verschottischt von Gawin Douglas, Bischof von Dunkell und Onkel des Grafen von Angus — die beste Übersetzung dieses Dichters, die ich je gelesen habe; und obgleich ich diesen Dialekt schwerer als irgend einen der vorhergehenden fand, so brachte ich es doch mit Hülfe des Lateinischen zuwege, ihn zu verstehen, und las das Buch mehr als einmal von Anfang bis zu Ende. Hierdurch, ich muß es gestehen, gewann ich mehr Kenntniß von Dem, was ich suchte, als durch irgend etwas Anderes. Nächstdem las ich den Dekalog von Fraerus in die gewöhnliche Sprache übersetzt; und so vorbereitet kam ich zu dem eigentlichen Sächsischen, welches sich nur in sieben oder acht Buchstaben von der römischen Schrift unterschied, und während ich in ihr einige Reden und die vier Evangelisten nach der Übersetzung von Fox las, nahm meine Fertigkeit so zu, daß ich endlich, Gott sei Dank, mich selbst im Stande fand, gleichsam ohne Blasen zu schwimmen, nämlich die unübersetzten Bruchstücke der Sprache zu verstehen, die bei Master Camden und Andern, theils von ihm, theils von Henry Savill herausgegeben, sich zerstreut finden; sowie bei Thomas von Walsingham, Cajus und Lambard, nebst mehren alten Urkunden, die ich in den königlichen Archiven und in den Registern von Klöstern fand. Zuletzt durch die Gewöhnung noch geschickter gemacht, nahm ich mir das Herz, weiter zu gehen und in die Tiefe unterzutauchen unter die reinen sächsischen Denkmäler meines achtbaren Verwandten, H. Spelman, meines ehrenwerthen Freundes, Sir Robert Cotton und unserer Bibliotheken zu Cambridge. Soweit kam ich mit Hülfe eines Führers, während ich nun, Gott sei Dank, im Stande bin, Andere einen nähern Weg zu führen." Aber mit der Veranlassung zu diesem Anstoße verschwand auch der erweckte Enthusiasmus für dieses Studium und man ließ dasselbe wieder liegen, als man kaum angefangen hatte, sich nur einigermaßen mit ihm bekannt zu machen. Auch in der neuern Zeit bedarf es zur Wiederbelebung desselben gar eindringlicher Mahnungen, damit der von Sharon Turner und andern Schriftstellern gegebene Anstoß einen erwünschten Erfolg erlangen möge. Eine erfreuliche Erscheinung muß daher von dem angedeuteten Standpunkte aus die vor kurzem erschienene Schrift von John Petheram: „An historical sketch of the progress and present state of Anglo-Saxon literature in England", genannt werden, welche alle hervorstechenden Einzelnheiten bis auf den heutigen Tag umfaßt. Die Erwähnung dieses Werkes bringt uns noch die eines Philologen aus dem vorigen Jahrhundert, Horne Tooke's, bezüglich seiner „Diversions of purley" auf, über welche sich Petheram zu absprechend an das misgünstige Urtheil Coleridge's anschließt, während doch zu erwägen war, daß vor dem Erscheinen der „Diversions" wenige Gelehrte in England mehr von der angelsächsischen Sprache wußten, als daß es mal einmal eine solche gegeben habe, von deren Charakter sie aber die ungünstigsten Vorurtheile hegten, sowie sie die ihr gehörige Literatur für ärmlich und keines allgemeinen Interesses für werth erachteten; wogegen nach jener Zeit eine Umgestaltung dieser Gesinnung erfolgte, die sich durch eine rasche Aufeinanderfolge von Schriften über die ehemaligen Zustände der englischen Sprache und ihr Verhältniß zur Muttersprache kund gab. 80.

## Miscellen.

Als Karl V. einmal 1539 in Begleitung der meisten Glieder seines Adels in Toledo von einem Turniere zurückkam, schlug einer seiner Hofbedienten, um dem Kaiser auf dem Wege Platz zu machen, das Pferd des Herzogs von Infantado mit einem Stocke. Der hochmüthige Castilianer, hierüber entrüstet, zog den Degen und verwundete damit den kaiserlichen Bedienten. Karl, aufgebracht darüber, befahl sogleich dem Hofrichter Ronquillo den Herzog in Verhaft zu nehmen. Als aber Ronquillo diesen Auftrag vollziehen wollte, trat der Connetable von Castilien dazwischen, gab Ronquillo einen Verweis, behauptete, die Jurisdiction über eine Person von hohem Adel sei ein Vorrecht seines Amtes, und führte sogleich den Herzog von Infantado auf sein eigenes Zimmer. Die Anwesenden vom hohen Adel waren über die Kühnheit, womit der Connetable die Rechte ihres Standes behauptet hatte, so erfreut, daß sie sammt und sonders den Kaiser verließen und den Connetable mit unendlichem Frohlocken nach Hause begleiteten. Karl begab sich nach seinem Palaste zurück und Niemand folgte ihm als allein der Cardinal von Tavera.*) Der Kaiser gab indessen klüglich einem Stolze nach, der mächtiger war, als daß er ihn hätte bändigen können. Er ließ am folgenden Morgen dem Herzoge von Infantado anzeigen, daß er den, der ihn beschimpft hatte, so, wie es der Herzog verlangen würde, wolle bestrafen lassen. Der Herzog betrachtete dies als eine vollkommene Ehrenerklärung, vergab dem kaiserlichen Bedienten auf der Stelle und machte demselben überdies ein ansehnliches Geschenk als Entschädigung für die erlittene Verwundung.**)

Nachdem Rom am 6. Mai 1527 von einer kaiserlichen, aus Spaniern, Italienern und Deutschen bestehenden Armee im Sturme (wobei ihr Anführer, der Herzog von Bourbon, geblieben) erobert und der Papst Clemens VII. in der Engelsburg gefangen worden war, verbarg der Kaiser Karl V. seine Freude darüber unter einer heuchlerischen Außenseite. Er betheuerte, er habe von Bourbon's Absichten nichts gewußt; er legte ebenso, wie sein Hof, Trauer an; er stellte alle öffentlichen Freudenbezeigungen über die Geburt seines Sohnes Philipp ein und ließ durch ganz Spanien Gebete und Processionen für die Erlangung der Freiheit des Papstes abhalten, die er ihm durch einen einzigen an seine Generale erlassenen Befehl jeden Augenblick hätte geben können.***)

Zu Paris bestand im 17. Jahrhundert ein Kloster, in welches Frauenzimmer, die ein lockeres Leben geführt, gesteckt wurden und welche dann Büßerinnen (filles repenties) hießen. In solches Kloster sollte ein wegen vieler offenkundiger Liebeshändel bekanntes Hoffräulein abgeführt werden. Dagegen aber erklärte der Kanonikus Karl Bautru: das gehe nicht an; „car elle n'est ni fille, ni repentie". 25.

*) Bekannt durch den Dichter Johannes Secundus, welcher die dreizehnte Elegie des dritten Buchs ihm gewidmet hat.

**) Robertson, Bd. 2, S. 586—588.

***) Ebendas., Bd. 2, S. [illegible].

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 354. —— 19. December 1840.

**Friedrich Schmitthenner's zwölf Bücher vom Staate, oder systematische Encyklopädie der Staatswissenschaften. Erster Band. Gießen, Heyer, Vater. 1839. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.**

Hrn. Schmitthenner's Werk ist zwar, wie aus dem Titel erhellt, noch nicht vollendet; eine tiefer eindringende Kritik des von ihm in demselben aufgestellten Systems ist daher für den Augenblick noch nicht statthaft. Gleichwol deuten die vor uns liegenden fünf Bücher bereits hinlänglich an, was von diesem Staatsphilosophen, bei Durchführung seines Systems, zu erwarten ist. Eine vorläufige Besprechung dieses Bandes scheint uns mithin auch schon jetzt an ihrem Orte zu sein, zumal da wir, nach Dem, was hier geleistet worden, kaum bezweifeln, daß der Verf. in den von ihm noch nachzuliefernden sieben Büchern mit Folgerichtigkeit die Lehren entwickeln wird, deren Darlegung das Werk vervollständigen soll. — Mit dieser Vorbemerkung beabsichtigen wir zugleich den analytischen Weg zu rechtfertigen, den wir bei unserer Besprechung vorzugsweise festhalten werden. Abweichungen von diesem Wege aber und Ausflüge auf das Gebiet der Kritik werden wir uns nur da erlauben, wo uns solches unumgänglich erschien, um dem Leser durch Hinweisung auf andere staatswissenschaftliche Systeme einen Maßstab für die Haltbarkeit des Schmitthenner'schen Lehrgebäudes an die Hand zu geben.

Gleich von vornherein (in der Einleitung) geht der Verf. im Gegensatze zu den Lehrern, welche wie Kant den Staat durch Vertrag, oder wie v. Haller durch die zufällige Macht und Weisheit eines Fürsten entstehen lassen, unmittelbar von der Idee des Staats aus. Ihm ist der Staat weder Werk des Zufalls und beliebiger Verträge, noch auch etwa in dem Sinne Naturerscheinung, daß, wie Hegel meint, was wirklich ist, vernünftig nothwendig wäre, sondern der Staat ist ihm ein „ethischer Organismus", d. h. „die in der Idee präfigurirte, aber durch die menschliche Freiheit zu realisirende Form der Gesellschaft". Dieser Gedanke ist der Grundgedanke des Systems, oder vielleicht das System ist nur die vollständige Entwickelung jenes Gedankens. Vermag nun der Mensch, außerhalb der Staatsgesellschaft gedacht, seine Bestimmung nicht zu erreichen, so erscheint dem Verf., als Zweck des Staats das „höchste allgemeine Wohl", oder in andern Worten, der Staat ist die nothwendige Form der Gesellschaft, bei welcher diese, wie jedes einzelne Mitglied derselben, allein seine Bestimmung zu erreichen vermag. In dieser Bestimmung des Menschen aber, als sinnlichen, sittlichen und intellectuellen Wesens, sind Wohlfahrt, Recht und Cultur enthalten, und eben diese begreift daher der Zweck des Staats — sofern die Kirche, als das System religiöser Interessen, von ihm unterschieden ist — als „constitutive Momente" in sich. Der Staat ist also, nach Hrn. Schmitthenner's Lehre, die Einheit von den drei Systemen der materiellen Wohlfahrt, des Rechts und der Cultur, und die gesammte Wissenschaft des Staats unterscheidet sich demgemäß in die drei Reiche der ökonomischen, Rechts- und Culturwissenschaften.

Zur „Geschichte der Staatswissenschaft" übergehend, fertigt der Verf., zumal im Vergleich mit v. Raumer und Weitzel, die Entwickelung der politischen Lehren seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts etwas kurz ab; mit desto größerer Ausführlichkeit aber behandelt er die nationalwirthschaftlichen Doctrinen. Indeß können wir ihm für diese Ausführlichkeit nur Dank wissen, erwägend, wie höchst mangelhaft die Auskünfte sind, die andere Schriften über Staatswissenschaft und Policei hinsichtlich der Grundsätze ertheilen, denen man im Mittelalter bei Anordnung ökonomischer Verhältnisse huldigte. Während z. B. das Mercantilsystem gemeinhin als eine Erfindung Colbert's dargestellt, von italienischen Schriftstellern sogar der Colbertismus genannt wird, weist Hr. S. nach, daß dieses System bereits im Mittelalter, ja selbst im entfernten Alterthume gegolten habe und namentlich den Reichspoliceiordnungen von 1530, 1548 u. 1577, sowie allen Landesordnungen jener Epoche zu Grunde lag. Ganz besonders hat uns die Schilderung befriedigt, die der Verf. von der Urverfassung Deutschlands entwirft, und die nicht weniger für die Klarheit seines Begriffsvermögens, wie für seine Kenntniß der ältern Sprachen ein vortheilhaftes Zeugniß ablegt. Wir übergehen, was Hr. S. bei dem Anlaß über die Schichtung der Gesellschaft zu drei Ständen — Adalingen, Gemeinfreien und Unfreien — beibringt, um einige flüchtige Züge seiner Schilderung der allmäligen Wandlung der Staatsformen zu entlehnen. Die älteste dieser Formen war nach seiner Annahme die „patriarchalische Monarchie", ein Doppelsystem, wie er sagt, indem der

König von der einen Seite „der mächtigste Patrimonialherr", mithin der Schutzherr eines zahlreichen Gefolges von Grundholden, von der andern Seite aber Haupt und Führer einer „freien" Nation war. Dieses Doppelsystem erfuhr in Griechenland und Rom eine ganz andere Ausbildung wie bei den germanischen Völkern. Dort nämlich wurde der König durch die edeln Geschlechter (die Eupatriden und Patrizier) vertrieben und es trat an die Stelle der Monarchie eine aristokratische, späterhin eine demokratische Republik. Bei den germanischen Völkern dagegen erhielt das System der Grundherrschaft das Übergewicht, sodaß die freien Gemeinden meist gesprengt und ihre Mitglieder in das Verhältniß der Grundunterthänigkeit gebracht wurden, womit das System des Feudalismus das ganze System des Staats durchdrang. Die Auflösung dieses Systems ward durch die Einführung des römischen Rechts, die veränderte Art der Kriegführung, namentlich durch die stehenden Heere, und endlich durch die Geldwirthschaft herbeigeführt; und so entstand die „constitutionnelle Monarchie" als die, wie der Verf. beifügt, „den modernen Verhältnissen allein anpassende Staatsform". In Betreff der für diese Staatsform aufgestellten und zum Theil in das praktische Leben übergegangenen Theorien unterscheidet Hr. S. das „englische System", bei welchem die Souverainetät in dem Parlamente ruhet; das „französische System", bei welchem dieselbe grundgesetzlich dem Volke zusteht; und das „deutsche System", bei welchem die Staatsgewalt ungetheilt in der Hand des Monarchen ruhet und die Constitution mehr darauf berechnet ist, dem Volke „Freiheit", d. h. eine der willkürlichen Einwirkung der Staatsgewalt entnommene Sphäre, als „Herrschaft", d. h. vollen oder theilweisen Besitz der Staatsgewalt, zu gewähren. Der Verf. redet vorzugsweise dem hier zuletzt erwähnten Systeme aus leicht begreiflichen Beweggründen das Wort. Er hält dasselbe für das organisch richtigere, scheint aber den vielbesprochenen Gegensatz zwischen landständischer und Repräsentativverfassung, bei dem allerdings mannichfache Begriffsverwirrung mitunterläuft, nicht anzuerkennen, oder ihm doch wenigstens keine praktische Bedeutung einzuräumen.

Unter dem Namen „Ethnologie" die Doctrin begreifend, welche Andere Metapolitik genannt haben, stellt der Verf. die Lehre von den socialen Formen dar, welche die Grundlage der politischen bilden. Es mag für unsern Zweck genügen, dem betreffenden Buche nur diejenigen Kernsätze zu entlehnen, woraus Hr. S. im Verfolg seines Werks die ihm eigenthümliche Lehre vom Naturrechte entwickelt. In der Ethnologie nämlich stellt er den Menschen unter den drei Gesichtspunkten als „Person", als „sinnlich bedürftiges" und als „denkendes Wesen" dar und folgert daraus die Naturnothwendigkeit der Vereinigung von Menschen zu Staatsgesellschaften, deren Principien erörtert werden. Die Familie ist das erste „ethisch-organische Institut"; sie erweitert sich zum Geschlechte (Sippschaft), das Geschlecht zum Stamm und Volke. Mit dieser Erweiterung beginnt zugleich „die organische Manifestation der Sprache, des Rechts, des Cultus". Es versteht sich dabei, daß der Verf. auch die politische Gliederung, „die Schichtung zu Ständen und die Entwickelung der Herrschaftskreise" als eine durchaus organische auffaßt. Das natürliche Recht nun, das der Verf. auch das „göttliche" nennt, ist ihm der Inbegriff der mit der Idee der sittlichen Welt nothwendig gegebenen Gesetze und der durch diese begründeten Verhältnisse, oder die göttliche Ordnung der im Zusammenleben der Menschen gesetzten Beziehungen der Personen zueinander. Von den diesfälligen Doctrinen anderer Philosophen aber unterscheidet sich Hrn. S.'s Darstellung und Auffassung des betreffenden Begriffs vornehmlich dadurch, daß, nach ihm, das Recht nur im Zusammenhange des Staats gefaßt und als mit und in dem Staate gesetzt betrachtet wird. Zur Rechtfertigung dieser Abweichung läßt er sich, wie *folgt*, vernehmen:

Bei den Gesetzen der Natur fragt man nicht leicht nach dem Entstehungsgrunde, indem man anerkennt, daß in der Natur mit dem Inhalte, als der den Raum erfüllenden Materie, auch die Form, unter der sie besteht, *nothwendig gegeben* sei. Selbst in den höhern Kreisen des Lebens, *in der Thierwelt*, wo die Natur zu freier Individualität kommt und wo sich die Naturgesetze als Instincte darstellen, erkennt man an, daß sie zu ihrer Form des Lebens nothwendig sind, sie selbst constituiren. Schwieriger zu erkennen ist, daß auch für die sittliche Welt, das Gebiet der Freiheit, ein organisches System von Gesetzen in ideeller Präfiguration besteht, weil diese Gesetze, der Freiheit gegenüber, nicht in der Form von Naturnothwendigkeit, sondern in derjenigen ethischer Postulate gelten können. Die Schwierigkeit löst sich nur dann, wenn die Bildung der Gesellschaft nicht als eine atomistische, sondern als eine organische Entwickelung gefaßt wird. Es ist dann nichts einfacher, als zu erkennen, daß derselbe, der den menschlichen Willen schuf, demselben auch das Maß setzte, durch das er neben andern Willen zu bestehen vermag, und das Band, durch das er unter denselben bestehen muß, oder, was eine andere Form dieses Gedankens ist, daß in dem Bildungsproceß, in welchem die einzelnen Willen zur Existenz kommen, auch die Gesetze hervorgingen, die den Verein derselben tragen und halten, damit auch hier nicht ein tolles Durcheinanderstören der Atome, sondern eine systematisch geordnete Welt sei.

Über die Realisation des Rechts spricht sich hiernächst der Verf. in folgender Weise aus:

Das natürliche Recht ist, seinem Wesen nach, nur ein ideelles, es ist die Idee des Rechts selbst, die in dem Zusammenleben der Menschen realisirt werden soll. Diese Realisation aber geschieht theils auf natürliche oder richtiger organische Weise, indem das Recht in den Gewohnheiten zur äußern Existenz durchbricht, theils mit Bewußtsein und Freiheit, indem es durch die Gesetzgebung zur Geltung gebracht wird. — Das Gesetz der menschlich-sittlichen Natur, das eigentlich erst in späterer Entwickelung als Rechtsgesetz dem subjectiven Willen gegenübertritt, existirt in dem unentwickelten Zustande des Menschen (dem Status integritatis), in der Form des natürlichen Gefühls und Triebes und regulirt, dem Instinct der Thiere gleich, das Thun der Menschen. Ohne das Bewußtsein der Verpflichtung legt die Mutter den Säugling an die Brust, ohne den bestimmten Gedanken der Gerechtigkeit übt der Mensch Talion, ohne über die Natur der Rechtsinstitute nachzudenken, erwirbt der Mensch Eigenthum, tritt er in die Ehe und in den Staat. Da nun diese Gefühle und Triebe theils bei allen Menschen, theils, so weit nämlich individuelle Verhältnisse einwirken, bei den Gliedern eines Stammes und natürlichen Volkes dieselben sind, so bilden sich allgemeine Handlungsformen oder Gewohnheiten, die, insofern sie das Sittliche zum Inhalte haben, Sitten (moeurs), insofern sie aber ohne Beziehung auf das sittliche

Gesetz sind, **Gebräuche** (manières) heißen. So sind also Gewohnheiten die erste Form, in der das Recht sich manifestirt, d. h. zur äußern Existenz kommt. Der Boden dieser Existenz ist zwar das Bewußtsein, der ungebildete Mensch weiß das Recht und das Recht ist nur ein lebendiges, sofern es gewußt wird; allein das Verhalten des Bewußtseins zu demselben ist noch ein unmittelbares, der Mensch reflectirt noch nicht darauf. — Gleichwie in der Sprache, die ebenfalls eine organische Manifestation des Volksgeistes ist, theils die allgemeinen Kategorien des Verstandes, theils aber auch die allgemeine Anschauungsweise dieses Geistes sich ausprägen, so enthält auch das Gewohnheitsrecht das natürliche Recht, das in ihm gewissermaßen geistige Kristalle ansetzt, theils und außerdem aber auch die zufällige, wenigstens individuelle, objectivirte Gesinnung eines Volkes. Es kann sodann sein, ja es liegt sogar in der Natur der Sache, daß auf einer niedern Stufe der Cultur Rechtsverhältnisse, die eine Entwickelung der reellen Persönlichkeit und vollkommene Institute des Staats voraussetzen, entweder gar nicht oder verunstaltet, dagegen aber Institute, die in einem entwickelten Staatsleben unstatthaft sind, zur Geltung kommen, wie die Sklaverei und Leibeigenschaft, die Polygamie, eine ausschweifende väterliche Gewalt, mit dem Rechte der Tödtung und des Verkaufens der Kinder. Nothwendig hat aber im Naturstaate jedes Volk das ihm adäquate Recht.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes, um den es sich handelt, wird unsere Anführungen rechtfertigen; um aber unsere Darlegung des S.'schen Systems so viel als nöthig zu vervollständigen, mögen folgende Andeutungen genügen: Als eine der Angeln, um die sich die ganze Theorie des Verf. vom Staate dreht, ist die Lehre vom **organischen Rechte** zu bezeichnen. Das Rechtsverhältniß ist dem Verf. entweder ein atomistisches oder mechanisches, in welchem die Person der Person so gegenübersteht, daß Recht und Pflicht, seien sie nun ursprüngliche oder erworbene gegenseitig einander als Correlata entsprechen; oder es ist ihm ein organisches, wenn es nämlich durch die Idee eines organischen Instituts gesetzt ist, sodaß Rechte und Pflichten **Functionen** sind. So wären, beispielsweise nach dieser Ansicht, die Hoheitsrechte organische Rechte, d. h. Functionen in dem Organismus des Staats, die durch den Regenten und die Beamten, als die Organe des Staatslebens, vollzogen werden. Organische Rechte sind aber Rechte und Pflichten zugleich, sodaß es nicht in der Befugniß des Subjects steht, sie aufzugeben oder ihre Ausübung zu unterlassen. Den Begriff des Organischen überall festhaltend und die sittlichen Verhältnisse als ein Lebendiges nehmend, entwickelt der Verf. eine Reihe eigenthümlicher Ansichten über die Ehe und Familie, die bürgerliche und religiöse Gemeinde, die, vermögen wir auch nicht sie in allen Stücken zu theilen, dennoch außer Zweifel setzen, daß er über seinen Gegenstand lang und gründlich gedacht hat. Seine Ansichten über den Staat selbst behält er sich vor in einem besondern Buche der zweiten Abtheilung seines Werkes zu entwickeln, deren Erscheinung wir entgegensehen.

(Der Beschluß folgt.)

## Eine kritische Stimme aus England über G. E. Lessing.

Das „Morgenblatt" lieferte bereits einen Auszug aus einer längern Abhandlung über Lessing, welche das „Foreign quarterly review", auf die neueste Gesammtausgabe der Lessing'schen Schriften und auf die Fragmente des wolfenbütteler Ungenannten sich stützend, im letzten Quartalhefte enthält. Der Auszug, den das „Morgenblatt" gab, scheint besonders auf Mittheilung aller derjenigen Stellen berechnet gewesen zu sein, worin der Engländer eine, wenn auch noch so beiläufige Polemik gegen Goethe eröffnet, indem er diesem Shakspeare als Dichter, Lessing als Charakter gegenüberstellt und ihn auf diese Weise zu verkleinern sucht. In vielen englischen Zeitschriften scheint es jetzt zum Ton geworden zu sein, die deutsche Literatur in ihrer philosophischen und kritischen Tiefe zwar anzuerkennen, aber dabei zu verstehen zu geben, daß unsere Dichterwerke mit denen der Engländer nicht concurriren können, wozu sie sich der Finte bedienen, Shakspeare, den freilich Einzigen, vorzuschieben und naserümpfend und wegwerfend zu äußern, daß gegen diesen unser Goethe doch eine sehr geringfügige poetische Macht sei. Man sieht an diesem Beispiel, daß die Engländer Goethe wirklich fürchten, denn Furcht gibt sich überall kund, wo man eine Größe zu verkleinern und, statt mit ihrem eigenen Maßstabe, mit einer fremden, hier nicht ausreichenden Elle zu messen strebt. Dichterische Gewalten wie Homer, Sophokles, Dante, Ariost, Calderon, Shakspeare und Goethe lassen sich einander nicht subordiniren; die ursprüngliche Tiefe ihres Genies ist vielleicht dieselbe, aber Zeit und Volk, worin sie wurzeln, modificiren und schattiren sie. Shakspeare concentrirte sich mit allen seinen Kräften im Drama, Goethe breitete sich aus und verzweigte sein Genie auf wahrhaft wunderbare Weise in allen nur denkbaren Formen der Poesie, seiner großen Verdienste als Prosaist, Kunstkenner, Kritiker, Naturforscher und Philosoph gar nicht zu gedenken. So viel rasch zuckende Gedankenblitze bei Shakspeare, so viel mild erhellende Gedankenlichter bei Goethe, so viel Übersprudeln der Kräfte bei Shakspeare, so viel weises Maßhalten bei Goethe! Die unendliche Mannichfaltigkeit, die Universalität Goethe's bezeichnen seine Zeit, seine Nation auf der Spitze ihrer höchsten Entwickelung, und so wenig Shakspeare, als ein Engländer geboren, zur Zeit der Elisabeth ein Goethe werden konnte, ebenso wenig konnte Goethe, als ein Deutscher geboren, am Hofe von Weimar ein Shakspeare werden. Dies, sollte man meinen, müßte den englischen Kritikern, so absichtlich beschränkt sie oft auch sind, doch von selbst einleuchten; aber es leuchtet ihnen nicht ein. Und sie haben für eine naserümpfende Beurtheilung Goethe's eine deutsche Autorität — W. Menzel, der, gestehen wir es nur, den Engländern wirklich eine Autorität ist. Erfreulich ist es hierbei, zu bemerken, wie wenig alle journalistischen Ausfälle im Stande sind, einen oft Angegriffenen, wie Menzel, seines Einflusses und Ansehens zu berauben; unerfreulich, zu sehen, wie die Schmähartikel deutscher Schriftsteller gegen die großen Genien ihres Vaterlandes wenigstens außerhalb Deutschlands einen Anklang finden; und wahrlich, Menzel's Ausfälle gegen Goethe sind allzubeschränkt, zu hitzig, zu einseitig, als daß sie noch als ruhige kritische Erörterungen gelten könnten. Indem die Engländer unser Volk durch die Brille der Menzel'schen Literaturansichten betrachten, mögen sie zwar Vieles schärfer und deutlicher erkennen als früher, aber mehr noch wahrlich in einem schiefen Lichte und einer verzerrten Gestaltung. So besonders in Bezug auf Goethe, wie sie Tieck und seine Nachfolger in einer fratzenhaften Verkleinerung erblicken würden, wenn die „Halle'schen Jahrbücher" — über deren sonstigen Werth wir uns hier kein Urtheil gestatten — je bei den Engländern eine Autorität werden sollten. Und so zerrüttet sind bei uns die literarischen Zustände, daß wir gegenwärtig ein literarisches Journal haben, welches sich die hämische Verkleinerung des größten unter unsern gestorbenen Dichtern, und ein anderes, welches sich die injuriöse Verkleinerung des größten unter unsern lebenden Dichtern, nämlich Tieck's, am Herzen liegen läßt. Was man aber der Ehre dieser beiden Männer abbricht, bricht man der Ehre der deutschen Nation selbst ab; aber leider verleben wir jetzt in Deutschland die Periode der Mäkelei und Hä-

telei, die an allem Göttlichen und Heiligen herumstochert und eine viel schändlichere Krankheit ist als alle Werther-Sentimentalität und aller Tieck-Romanticismus. Was aber Menzel's sogenannte deutsche Literaturgeschichte bei den englischen Kritikern zur Autorität erhebt, ist erstlich eine Eigenschaft, welche sie im Allgemeinen nicht besitzen, nämlich die Kraft und Wärme des Worts, die Rapidität eines geistreichen Raisonnements, welches durch die Funken, die es um sich wirft, nothwendig das Auge eines schon vorher Befangenen blenden muß; sodann eine Eigenschaft, welche sie mit Menzel gemein haben, die moralische Befangenheit, welche die ästhetische Freiheit auf ein Geringes beschränken möchte. Hierzu kommt Menzel's Antifranzosenthum, wogegen auch wir nichts einzuwenden hätten, träte es nicht gar so schroff und einseitig hervor. Menzel's Vorzüge glauben wir nicht zu miskennen, und wir bemerken sogar mit Freuden, daß die freiere Bewegung, die sich in Menzel's kritischer Weise ausspricht, auf Styl und Auffassung englischer Kritiker einen günstigen Einfluß gehabt zu haben scheint; aber leider sehen wir auch Menzel'sche Ansichten, welche den Stempel der Parteilichkeit an sich tragen, fast wortgetreu und ohne nähere Motivirung oder Kenntniß der Sachlage in der englischen Kritik widergespiegelt. Daher die Sympathie, daß sich das „Morgenblatt" auf die Ansichten des englischen Kritikers im „Foreign quarterly review", dieses auf Menzel's Ansichten beruft.

Der Verf. der fraglichen Abhandlung über Lessing, deren im „Morgenblatt" nicht berücksichtigte Partien wir besonders im Auge haben, braucht zuvörderst eine ziemlich lange Einleitung, um nachzuweisen, daß Lessing kein Poet war, obgleich er einige in Stoffinhalt und Form sehr vollendete Stücke geschrieben habe; man müsse ihn als Vorläufer der deutschen Literatur betrachten, die sich nach ihm und durch ihn so reich und tief ausgebildet habe, und mehr nach Dem würdigen, was er als großer Reformator für sein Zeitalter gewesen, als nach Dem, was er für uns sei und einer entferntern Nachkommenschaft sein würde. Überhaupt müsse man einen Literator nicht nach Dem allein abschätzen, was er zu Papier gebracht, sondern wie er durch Charakter, Gesinnung und That im Allgemeinen gewirkt. Man dürfe z. B. nicht so beschränkt sein und wie Hallam an Luther nichts weiter herausfinden als ein Gebrüll in schlechtem Latein; im eleganten Lateinschreiben hätten es allerdings Valla und Erasmus dem Mönche von Wittenberg weit zuvorgethan; Luther sei eine Feuerseele gewesen und habe die Herzen der Menschen entzündet; daher schreibe sich seine ungemeine Wirksamkeit, und das Veni, Vidi, Vici des wahrhaften Genies sei zu allen Zeiten bewundert worden, nicht weil es sich in der Schrift, sondern weil es sich in Thaten verkündigt. Lessing lasse sich freilich mit Luther, wenn man des Letztern gigantische Druckkraft, seine mächtige Blitz- und Donnerseele erwägen wolle, nicht vergleichen; er habe nicht so brüllen gekonnt wie der große kirchliche Reformator, aber er habe desto wissenschaftlicher, schärfer und sauberer zu seciren gewußt. Auch in seiner Erscheinung kündige sich etwas Irregulaires, was dem oberflächlichen Beobachter sogar als etwas Paradoxes erscheinen könne, wie bei Luther an, Etwas, was sich unter keine der gewöhnlichen Kategorien bringen lasse und sich auf dem Papiere nur sehr unvollendet und ungenügend ausnehme: unzählige Linien, Skizzen, zwar von feiner Auffassung und kräftigem Umriß, aber doch fragmentarisch, ein Zickzack bald hier bald dorthin, bald nach innen bald nach außen seltsamlich laufend und wol gar, so weit man sehen könne, ohne Zweck und Ziel abschließend. Lessing habe aber auch mehr sein Zeitalter als die Nachkommenschaft im Auge gehabt, er sei fortwährend in theologische, kritische, philologische und artistische Streitigkeiten verflochten gewesen, und er habe, indem er diese literarischen Schlachten schlug, seinem Vaterlande und seiner Zeit mehr genutzt, als gegenwärtig ein englischer Kritiker würdigen könne; ja, es dürfte leicht geschehen, daß man einen Mann, der so viele Pygmäen in den Staub gestreckt, selbst für einen Pygmäen zu halten sich geneigt fühle. Wisset Hawkins in seinem Buche „Germany" habe sich fast dieser Ungerechtigkeit gegen Lessing schuldig gemacht. Nach Hawkins' Ansicht sei Lessing viel zu sehr überschätzt worden; man habe ihn sogar für einen Dichter gehalten, er, Hawkins, aber könne ihm die Inspiration eines dichterischen Genius nicht zugestehen; zwar sei er mit vielen und sehr mannichfaltigen Fähigkeiten begabt, aber in seinen Studien desultorisch, mehr eifrig als ausdauernd gewesen, nicht weniger parador und, um seinen literarischen Charakter recht genau mit einem zu Lessing's Zeiten noch nicht gebräuchlichen Worte zu bezeichnen, revolutionnair; er habe fortwährend darnach gedürstet, Neues zu entdecken oder neue Ansichten für Altes, aber sein Plan habe immer etwas Zufälliges und Unregelmäßiges gehabt, er sei in der umfassendsten Bedeutung des Worts excentrisch gewesen u. s. w. Unser Reviewer meint, das sei doch zu wenig Lob für einen Mann wie Lessing, der die deutsche Sprache, welche jetzt von allen europäischen Denkern studirt würde, so meisterlich gehandhabt und den Grundstein zu jener deutschen Literatur, die sich durch Gründlichkeit, Humanität und Charakter auszeichne, habe legen helfen. Hierbei wird Goethe's Ausspruch citirt, daß anderer Leute Genie zwar mehr geglänzt haben möge als Lessing's, aber daß man einen solchen Charakter nicht wiederfinde. Und ein solcher, setzt der englische Kritiker hinzu, habe damals in Deutschland Noth gethan. Um das Jahr 1750 sei die deutsche Literatur nicht nur trocken und platt gewesen wie der märkische Sand, sondern schlechter als das — weibisch, knabenhaft und kindisch; in jedem kleinen Fürstenthum habe eine Verwaltung von Pfaffen und Pompadours, von französischen Köchen und englischen Pferden gewuchert — und nichts sei als Gegenhalt zu dieser allgemeinen Verderbniß dagewesen als Friedrich's des Großen eisiger Sarkasmus, die dürre Pedanterie der Universitätsgelehrsamkeit und die dickköpfige Starrheit des orthodoxen Lutherthums. Das ist allerdings wahr, aber der hoffärtige Engländer sieht doch zu viel Verpestung im damaligen Deutschland, sogar in jenen genialen Werken, welche den Durchbruch einer neuen Zeit, eines neuen Geistes verkündigten und, aus dem Borne der gesundesten Naturkraft geschöpft, nur in ihren einzelnen Übertreibungen, aber durchaus nicht in ihrer Gesammterscheinung als krankhaft angesehen werden können; sind doch selbst jene Übertreibungen als Auswucherungen einer zu saftvollen gesunden Organisation im Gegensatz zu der allgemeinen Trockenheit und Nüchternheit wol zu entschuldigen und zu erklären. Was erscheint dem Engländer nicht alles als Krankheit? Krankheit ist ihm Wieland's feinduftiger Platonismus in dessen frühern Werken, wogegen das wollüstige Element, das sich in seinen spätern Productionen findet, auf eine naturgemäße, aber doch zu ausschweifende Weise reagirt habe; Krankheit ist ihm Klopstock's Bardenpoesie, Krankheit Schiller's „Räuber", Krankheit Goethe's „Werther"; und ungehörigen Orts schleicht sich hier die hämische Bemerkung ein, daß der post-werther'sche Goethe, allerdings in jeder Hinsicht ein neuer Mensch, zu früh im Treibhause der Hofgunst untergekrochen sei, als daß er sich in voller Gesundheit habe entwickeln können. Aber Lessing, sagt der Engländer, war ein Mann, und eines Mannes bedurfte damals die deutsche Literatur. Ist etwa der „Götz von Berlichingen" von einem Weibe geschrieben?

Hierauf folgt eine ziemlich umständliche, für englische Leser gewiß interessante Darstellung der Hauptmomente aus Lessing's Leben. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß Lessing, um Keines Knecht zu sein, von seiner Feder lebte, und hierbei treffend bemerkt: „Lessing wußte, daß eines echten Literaten Theil nicht von dieser Welt ist; daß Geld nicht die Münze ist, womit er bezahlen oder bezahlt werden kann — — — Lessing's Grundsatz war: wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten! — — — Wahrlich, man kann sagen, daß ein Schriftsteller, welcher nicht mit heiterem Stoicismus Noth leiden kann, seines Berufs nicht werth ist und das Herz nicht auf dem rechten Flecke hat."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 355. —— 20. December 1840.


## Friedrich Schmitthenner's zwölf Bücher vom Staate, oder systematische Encyklopädie der Staatswissenschaften. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 354.)

Inzwischen ist von den fünf Büchern dieser Abtheilung, nach unserm Ermessen, das letzte, worin die Nationalökonomie behandelt wird, das reichhaltigste an originellen Ideen, sodaß man dem Verf., hätte man auch gegen diese Ideen an sich Manches einzuwenden, den von ihm bereits in der Einleitung erhobenen Anspruch einräumen darf, er sei der Erfinder eines neuen Systems für die betreffende Disciplin. Hr. S. benennt sein System, ganz folgerichtig, das organische; dessen Verhältniß zu den frühern, am meisten bekannten Systemen stellt er, wie folgt, dar:

Man pflegt gewöhnlich drei Systeme dieser Wissenschaft aufzuführen: das Mercantilsystem, das physiokratische und das Industriesystem Adam Smith's. Von diesen existirt aber das Mercantilsystem nicht als eine speculative Theorie; es ist mehr ein aus der unmittelbaren Auffassung von Erscheinungen abgeleitetes, praktisches Princip. Das physiokratische und das Industriesystem stehen sich darin gegenüber, daß jenes die Production des Werths der Naturkraft, dieses die Erzeugung des Tauschwerths der Arbeitskraft zuschreibt; beide stimmen darin überein, daß sie die Nationalwirthschaft nur als ein Aggregat von Privatwirthschaften fassen und Freiheit und Völkerglück durch die Zersetzung der Gesellschaft in ihre Atome bedingt meinen. Diese Auffassung hat sich als durchaus unzulänglich erwiesen, um die Erscheinungen des Gewerblebens aus ihr zu erklären, sogar als verderblich, wo man praktische Maßnahmen aus ihr abgeleitet hat. Mehre denkende Schriftsteller haben daher bereits die Einseitigkeit dieser Systeme zu ergänzen, sowie die Gegensätze zu vermitteln gesucht, und die Wissenschaft steht, besonders durch die Bemühungen deutscher Gelehrten, der Wahrheit viel näher. Man wird, nach so vielen trefflichen Vorarbeiten und bei dem tiefern wissenschaftlichen Bewußtsein unserer Zeit, fast unwillkürlich zu dem Gedanken gedrängt, die Nationalökonomie synkretistisch und als organisches System zu begreifen ... Aus dieser Auffassung ergeben sich weitere Grundsätze der Wissenschaft, welche allerdings denen der Physiokratie und des Industriesystems sehr bestimmt gegenübertreten ... Das werthvolle Product ist nicht das Resultat einer einzelnen Kraft, sondern der Verbindung der Kräfte in einem Productionsproceß, weshalb denn auch die Größe des Tauschwerths einer Productiv- oder Erwerbskraft ihrer lucrativen Benutzbarkeit in einem Industrieprocesse gleich ist. Wie die einzelne Kraft ihre Bedeutung nur in dem Productionsproceß gewinnt, so hat dieser die seinige nur in einem organischen System der Production. Ein solches organisches System ist aber ohne öffentliche Wirthschaft nicht möglich. Die Staatsordnung kann außerdem keine Physiokratie sein, tritt vielmehr als Logokratie im Gebiete des Ethischen jener gegenüber.

Möge sich nun diese wissenschaftliche Ansicht als richtig bewähren oder nicht, so ist jedenfalls höchst interessant, Grundsätze entwickeln zu sehen, die denjenigen, die durch J. B. Say aufgestellt worden sind und unter uns vielfache Anerkennung gefunden haben, zum Theil schnurstracks entgegenstehen. Auf jeden Fall muß die Wissenschaft durch dieses Werk großen Anstoß erhalten. Was das Studium desselben erschwert, freilich aber auch zugleich eine Widerlegung schwierig macht, ist die streng systematische Entwickelung. Das Ganze ist ein geschicktes Gewebe auf das feinste zugespitzter Begriffe. Um aber für dessen Gehalt hier einen Maßstab zu geben, mögen einige flüchtige Andeutungen genügen.

Eigenthümlich ist dem Verf. gleich von vornherein die Darlegung der Relativität, oder, wie er sich ausdrückt, der dämonischen Natur des Werthes. Begreiflich sind Gebrauchswerth und Tauschwerth, aber auch Tauschwerth und Preis sehr streng geschieden. Ersterer, dessen Momente haarscharf dargelegt sind und der hiernach in innern, äußern und reellen Werth unterschieden wird, ist einfach als Preisfähigkeit, letzterer aber als das bei der Veräußerung eines Gutes festgesetzte Äquivalent definirt. Streng ist ferner die Unterscheidung des materiellen oder ökonomischen und des geistigen, insbesondere des intellectuellen, moralischen und religiösen Werthes durchgeführt, wo denn auch die Lehre von den geistigen oder Culturgütern aus der Nationalökonomie weggewiesen ist. Die Gründe, die Hr. S. für diese Scheidung vorbringt, sind mindestens beachtungswerth, sollten sie auch nicht überall zur Überzeugung führen. Denn allerdings kann es eine Verwirrung der Begriffe veranlassen und erscheint selbst gewissermaßen herabwürdigend für das Geistige, wenn die Cultur in der Staatswirthschaft abgehandelt und das Moralische und Religiöse mit ökonomischem Maßstabe gemessen wird. In Betreff seiner Lehre von den Productivkräften wollen wir nur flüchtig bemerken, daß der Verf. dabei gar zu sehr ins Einzelne geht. Wenn derselbe aber bei der Eintheilung der Capitalien schärfer als seine Vorgänger unterscheidet, so kann der daraus sich ergebende Gewinn für die Wissenschaft eben nicht sehr hoch

angeschlagen werden, wogegen wir es als einen Fortschritt in deren Entwickelung betrachten, daß er das Wesen der Arbeitstheilung, die eine so große Rolle in der Nationalökonomie spielt, mit größerer Bestimmtheit auffaßt.

Als eine fernere Eigenthümlichkeit des S.'schen Systems bezeichnen wir die darin gegebene Definition der Grundrenten, die er von dem Reinertrag des Landes unterscheidet und als den Tauschwerth der gewinnbringenden Benutzbarkeit oder Geldertragsfähigkeit einer Naturkraft angibt. Gleich eigenthümlich ist die Theorie des Gewinns, mit welcher allerdings die bisherige Nationalökonomie niemals recht fertig werden konnte. Hiernach nämlich ergibt sich, neben den drei Classen des Einkommens — Grundrente, Capitalrente und Arbeitslohn — noch eine vierte Classe von Gewinn, der aus der Mitwirkung der zu einer industriellen Unternehmung vereinigten Kräfte entspringt und der in dem Überschuß besteht, welcher verbleibt, nachdem von dem Ertrage des Geschäfts Verlag und Arbeitslohn abgezogen sind. Mehr jedoch wie von allen Eigenthümlichkeiten dieses neuen Systems wird man betroffen, wenn der Verf. die mercantilistische Ansicht von der Natur des Geldes wieder ans Tageslicht zieht. Nach den mannichfachen Ausführungen der Physiokraten und der Anhänger Adam Smith's muß es auffallen, auf einmal wieder in einem wissenschaftlichen Werke über die Vorzüge der Geldform des Werthes in der Nationalwirthschaft, die Mittel, das Geld in das Land zu ziehen und im Lande zu behalten, über die Bedeutung einer günstigen Handelsbilanz u. s. w. Erörterungen zu lesen. Man hätte glauben sollen, es seien dies Alles längst abgethane Dinge, die nur von einer wissenschaftlichen Praxis in Ehren gehalten würden. Da uns indeß der Raum d. Bl. nicht gestattet, gegen Hrn. S. deshalb polemisch zu Felde zu ziehen, so mag hier die flüchtige Bemerkung genügen, daß derselbe auch bei der Entwickelung dieses Lehrsatzes wenigstens folgerichtig zu Werke geht und die zu dessen Gunsten angeführten Argumente aus den tiefern Grundsätzen des Systems selbst schöpft.

Die Darstellung der Nationalökonomie schließt endlich mit der Lehre von dem Weltverkehr und dem Widerstreite der verschiedenen Nationalinteressen. Der Verf. wendet sich hier polemisirend gegen Adam Smith, Say, Sismondi ꝛc. und sucht, mit Aufbietung aller Kräfte, darzuthun, daß allgemeine Handelsfreiheit nur als ein dem ewigen Frieden vergleichbares Ideal zu betrachten sei. Es solle dasselbe, meint er, erstrebt werden; wenn aber ein einzelner Staat zu dessen Realisirung sofort schreiten wollte, so wäre dies Schwärmerei und eine unverzeihliche Preisgebung seiner Interessen.

39.

---

## Eine kritische Stimme aus England über G. E. Lessing.

(Beschluß aus Nr. 354.)

Ein kleines Rencontre, was Lessing mit Voltaire gehabt, wird ebenfalls erzählt und hinzugefügt: „In dem Zeitraume von 1750—80 es zu seiner Aufgabe zu machen, Voltaire's Autorität in Deutschland zu bekämpfen, war kein geringes Verdienst. — — Darin zeigt sich augenfällig, daß Lessing war, was die Deutschen damals noch nicht gelernt hatten zu sein, durchaus ein Deutscher und ein Mann, welcher sich darauf etwas zugute that, seinen deutschen Charakter zu behaupten.“ Die Übersetzung eines bekannten Lessing'schen Epigramms auf Voltaire (so viel wir uns erinnern mit dem Anfange: „Hier liegt — wenn man euch glauben wollte, ihr frommen Herrn — der längst hier liegen sollte“) theilen wir hier mit. Es lautet:

Here lies — were churchman's wish the will of God —
Who long ago had lain beneath the sod.
May God forgive the Henriade,
His tragedies and verses! — all are bad;
His other works, the truth to tell,
Are pretty, pretty, very well. („Das hat er ziemlich gut gemacht.“)

„So unter Friedrich's des Großen Nase zu schreiben“, bemerkt der englische Kritiker, „war von glücklicher Vorbedeutung für Schlegel und Schiller, für Kant, Arndt, Follen und Menzel, für jenen wahrhaft nationalen und antifranzösischen Charakter, durch welchen sich seit ihrer letzten Wiedergeburt die deutsche Literatur und besonders die deutsche Kritik so ehrenvoll auszeichnet.“

Der Kritiker sieht selbst ein, wie schwer es sein möchte, einem Engländer die Resultate der literarischen Wirksamkeit Lessing's anschaulich zu machen. Das liege daran, daß die englische Literatur eine Literatur des Charakters und der Handlung, die deutsche eine Literatur des Gedankens und Gefühls sei. „Ein ernstes und würdiges Nachdenken, ein Verlangen und Streben nach der speculativen Wahrheit, eine Vorliebe für wissenschaftliche Untersuchung um ihrer selbst willen, eine nicht gerade tiefe Frömmigkeit an sich, aber doch ein angeborener Trieb, die philosophischen Wahrheiten aller Religionen zu prüfen — diese Eigenschaften sind erfoderlich, um die meisten deutschen Schriftsteller, geschweige einen so fragmentarischen und polemischen Schriftsteller wie Lessing zu würdigen. Aber John Bull ist, wie wir Alle wissen, mehr ein Geistlicher als ein theologischer Forscher, hat mehr mit dem praktischen Verstande als mit der Philosophie zu thun, und während er sich damit begnügt, Menschen zu beschreiben, überläßt er dem Deutschen die weniger dankbare, doch nicht weniger nothwendige Aufgabe, an und über den Menschen zu speculiren.“

Der Reviewer findet aber glücklicherweise etwas Britisches in Lessing, Nichts von jener Nebelhülle, welche der deutschen Speculation eigen sei, nichts Traumhaftes, Verschwommenes in seinen Dramen, was viele deutsche Dramen dem männlichen Geschmacke der Engländer so ungenießbar mache. „Lessing war“, heißt es weiter, „der Dichter der Realität, der lebendigen handelnden Natur, so weit er sie kannte oder sie in einer deutschen Welt vermochte zu kennen.“ Der Engländer zieht hier eine seltsame Parallele zwischen drei Männern, welche eben nicht viel Gemeinsames haben, zwischen Goethe, Kant und Lessing. „Unter diesen“, sagt er, „war Lessing der am wenigsten künstliche und, so weit es die bloße Manier betrifft, durchaus englisch; Kant bekleidete seine Philosophie mit einer schulgemäßen Phraseologie, wodurch mehr der Anschein eines Geheimnisses, als wirklich vorhanden war, bewirkt wurde; Goethe's vielbesprochene Objectivität dagegen war von einer zu zarten, sinnlichen und künstlerischen Natur, um den Sympathien des derben und kräftigen Briten irgend zu entsprechen. Ferner war Lessing von jedem philosophischen oder ästhetischen Manierismus frei. Was ihm gestattet war zu sehen, das sah er klar, und er sagte klar, was er sah. Seine Dramen sind vollkommen wahr, genau und natürlich und ohne alle Affectation, ohne alle Phrasen. Wir mit unserm Shakspeare und einer Schar nicht unwürdiger Satelliten mögen immerhin berechtigt sein, etwas kühl auf ihn herabzusehen, aber selbst wir, geborene Dramatiker wie wir sind, werden nicht leicht viele Stücke produciren, welche in vollkommener dramatischer Feinheit sich classischer darstellen möchten als Lessing's drei vorzüglichste Dramen: „Emilie

Galotti", „Minna von Barnhelm" und „Nathan der Weise". In der That, wir mögen sie für kalt, selbst trocken halten, aber was darf uns Engländern nicht kalt erscheinen, im Verhältniß zu dem Feuer und der Furie, welche uns von der Bühne herab entzücken? Und was sollte uns nicht trocken erscheinen, im Verhältniß zu dem überreichen Schmucke unserer Poesie, den wir uns zum Gesetze gemacht zu haben scheinen, um uns für die gebräuchliche Kahlheit unserer Prosa zu entschädigen?" Zugestanden, daß die Prosa der Engländer in der Regel ebenso praktisch als kahl ist, so können wir doch nicht einräumen, daß wir an feurigen, poetisch schmuckreichen Dramen so arm seien. Abgesehen von Shakspeare — wo sind die seiner würdigen Satelliten, auf welche das englische Drama stolz sein könnte? Haben die Engländer auf dem Gebiete des höhern Drama unsern Goethe, Lessing, Schiller, Leisewitz, Gerstenberg, Z. Werner, H. von Kleist, Grabbe, Immermann, Grillparzer u. s. w. in jüngster Zeit eine ähnliche Reihe von Concurrenten gegenüberzustellen? Oder ist Shelley's Drama: „Die Cenci" nur aufführbar? Oder Byron's „Manfred" weniger nebelhaft als die nebelhaften Dramen deutscher Dichter? Oder Sheridan Knowles bedeutender als Raupach und Müllner? Und wer hat mehr dazu beigetragen als die Engländer — „geborene Dramatiker wie sie sind" — mit einem Ballast von Romanen, welche in Übersetzungen die ganze civilisirte Welt unter Wasser und die Kritik in Schrecken setzen, den Geschmack an der Lecture oder Aufführung dramatischer Erzeugnisse zu ersticken?

Sonst sind des Reviewers Bemerkungen über Lessing als Dramatiker ganz richtig und treffend, aber lange nicht erschöpfend, namentlich hätte sich über die tiefe Bedeutung des „Nathan" viel Gründlicheres und Philosophischeres sagen lassen, als hier geschehen ist. Er sagt unter Anderm, daß die geringe Zahl seiner classischen Dramen genügend beweise, daß Lessing keinen sehr hohen Rang als Dramatiker einnehme; denn große Genies seien allewege fruchtbar. Lessing selbst habe sich für kein großes poetisches Genie gehalten, wie aus einer Stelle in der „Hamburgischen Dramaturgie" hervorgehe, welche hier in Übersetzung mitgetheilt ist und deren Kern auf dem bescheidenen Selbstbekenntnisse Lessing's beruht: „Ich muß Alles durch Röhren und Druckwerk aus mir herauspressen" (in der Übersetzung: „With me is all squeezing and pumping"). Doch habe Lessing ein feiner dramatischer Takt innegewohnt; sogar sein Jugendproduct: „Der junge Gelehrte", bezeuge das. Und dann müsse man noch den jämmerlichen Zustand bedenken, in welchem sich zu Lessing's Zeit die deutsche Bühne befand. In der „Hamburgischen Dramaturgie" habe er Voltaire bekämpft, dem koketten französischen Wesen den Weg versperrt, Shakspeare dagegen den Weg nach Deutschland gebahnt und dadurch England und Deutschland in literarischer Hinsicht so eng verbrüdert, als sie es in physischer sind. Zwanzig Jahre vor Goethe habe Lessing Shakspeare den Deutschen zum Muster aufgestellt, 40 Jahre vor Schlegel habe er Calderon studirt. Lessing's Stücke seien nicht nur als vollendete Muster des deutschen Styls schätzbar, sie seien auch schätzbar als lebendige und charakteristische Gemälde des Zeitalters, in welchem er lebte. „Emilie Galotti" sei anzusehen als eine ernste Erinnerung an die Erbärmlichkeit und Verderbniß der kleinen deutschen Fürstenthümer zu einer Zeit, wo ein schreckliches „Dubarrydom" (nach Carlyle's Ausdruck) halb Europa überwucherte; „Minna von Barnhelm" sei ein feines Cabinetsstück, „Nathan der Weise" aber als die Blume und gereifte Frucht von Lessing's gesammter poetischer Existenz anzusehen, obgleich nicht für die jetzige, doch vielleicht für eine zukünftige intellectuellere Schaubühne passend. Sodann kommt unser Engländer auf Lessing's Fabeln und Epigramme zu sprechen, von denen er mehre übersetzt mittheilt. Die Deutschen, sagt er, hätten ein natürliches Geschick, einzelne Perlen aneinander zu reihen, wie die Orientalen es nennen. Von dieser Art seien mehre nette Sachen von Schiller, und selbst Coleridge habe sich nicht entblödet sie zu stehlen. Lessing's „Laokoon" wird mit ausgezeichnetem Lobe erwähnt und ebenfalls als eine Wahrsagung für bessere Zeiten betrachtet, als eine Anticipation des blühenden Zustandes, worin sich gegenwärtig das Studium des Alterthums in Deutschland befindet, prangend mit den Namen Boeckh, Müller u. A. Was über Lessing's theologische Streitigkeiten und die „Wolfenbütteler Fragmente" gesagt wird, ist ziemlich dürftig und für uns Deutsche von keinem besondern Interesse. Auch hier wird Menzel, dessen Äußerungen über moderne Sentimentalität an einer andern Stelle bewundernswerth genannt werden, als Autorität citirt. Menzel behaupte nämlich, daß Lessing ein frommer und durchaus christlicher Mann gewesen, beklage jedoch, daß die „Wolfenbütteler Fragmente" je erschienen seien, weil sie den Heines, Gutzkows und Wienbargs „who have since set them publicly forward to scoff recklessly at things most sacred" als Zeug- und Rüsthaus ihrer Irreligiosität gedient hätten. Schade nur, daß der Engländer die sogenannte junge deutsche Richtung eben nur aus Menzel's Ansichten zu kennen scheint und sich das Übel gewiß ärger vorstellt, als es wirklich ist. Zum Schlusse empfiehlt der Reviewer die Lessing'schen Schriften der studirenden englischen Jugend aufs dringendste, aber er kommt wieder auf Shakspeare und Goethe zurück und entschuldigt sich vor dem stolzen Altengland mit den Worten: „Wir sind keine blinden Anbeter der deutschen Literatur. In der That, wo sollte man auch dort zu Lande die „Lions at play" finden, welche ein Rubens malen und ein Shakspeare dramatisiren möchte? Wenn Goethe ein Hercules war, so war Weimar für ihn die Omphale, in deren Armen der muskelkräftige Mann, bevor er noch halb seine Heldenlaufbahn durchgemacht, in Weichlichkeit versank. Der Dichter des „Faust" hat Masse und Überfluß, aber er entbehrt der Mannhaftigkeit, Lessing hat weder Masse noch Überfluß, aber er steht da als ein schönes Beispiel von moralischer und intellectueller Kraft." Wir geben dem Engländer zu bedenken, daß Walter Scott seine literarische Laufbahn mit einer Übersetzung des „Götz von Berlichingen" angefangen und einen Theil jener Männlichkeit und Ritterlichkeit, die sich in seinen Romanen ausspricht, aus Goethe geschöpft hat. Möchten die Engländer doch beginnen, so aufrichtig dankbar gegen Goethe zu sein, als die Deutschen es gegen Shakspeare sind und dem Gevatterschnack unserer burschenschaftelnden Kritiker ihr Ohr nicht leihen.

Wie mangelhaft diese Abhandlung des Briten über Lessing auch in vieler Hinsicht sein mag, so ist sie doch mit großer Liebe und ausgebreiteter Kenntniß geschrieben; wir zweifeln sogar, daß es gegenwärtig in Deutschland viele Kenner der englischen Literatur geben möchte, die über eine Einzelerscheinung derselben einen Aufsatz von ähnlicher Gründlichkeit und Unparteilichkeit zu liefern im Stande wären. Es ist in Deutschland viel Unsinnigeres und Hämischeres über englische Schriftsteller, z. B. über Dickens, von renommirten Leuten geschrieben worden, als von unserm Reviewer an den Stellen geschieht, wo er Goethe beschnüffelt und auch wol im Allgemeinen, wenn auch nur in der Ferne, die ursprüngliche Dichterkraft der Deutschen in Frage stellt. Der Reviewer gesteht bescheidentlich ein, daß er sich nicht schmeichle, in dieser flüchtigen Skizze ein vollständiges Bild von Lessing gegeben zu haben; wenn die studirende Jugend Englands Lessing kennen lernen wolle, so müsse sie ihn selbst seine Schlachten schlagen sehen, sehen das feine Muskelspiel, sehen den sicher das Ziel treffenden Streich und die klug gewählte und in königlicher Haltung durchgeführte Fechterstellung. 70.

---

## Literarische Notiz.

Ein weitläufiges Werk in zwei Bänden trägt den Titel: „De l'humanité, de son principe et de son avenir, où l'on trouve exposés la vraie définition de la religion, et où l'on explique le sens, la suite et l'enchaînement du mosaïsme et du christianisme", von P. Leroux. Das erste Buch trägt den

Titel: Definitionen (psychologische und philosophische); das zweite behandelt die Natur des Menschen, seine Bestimmung, sein Recht, und betrachtet die Familie, das Vaterland, das Eigenthum als die drei nothwendigen Arten der Gemeinschaft des Menschen mit Seinesgleichen und der Natur; das dritte handelt von dem Übel, seinem Ursprung und seiner Heilung; das vierte von der gegenseitigen Verbindlichkeit der Menschen, besonders von der christlichen Liebe und Barmherzigkeit; das fünfte weist nach, daß diese gegenseitige Verbindlichkeit eine ewige sei und stellt unter Anderm folgende Sätze auf: „die Erde befindet sich nicht außerhalb des Himmels"; „das zukünftige Leben unterscheidet sich in der Wesenheit nicht vom gegenwärtigen"; „Menschheit und Mensch sind identisch"; „das zukünftige Leben des Menschen ist mit der Vervollkommnung der Menschheit verknüpft"; „wir sind nicht blos die Kinder und die Nachkommenschaft Derjenigen, welche vor uns gelebt haben, sondern im Grunde und in der Wahrheit diese frühern Generationen selbst"; „die Individuen haben ihre Dauer in der Gattung". Das sechste Buch sucht aus Virgil, Plato, Pythagoras, Moses u. s. w. nachzuweisen, es sei schon im Alterthum die Ansicht der Philosophen und Religionslehrer gewesen, daß sich der Mensch in der Menschheit wiedergebäre. In seinen wesentlichsten Punkten scheint das Werk von Leroux eine mehr oder minder gut verdaute Reproduction der Hauptgrundsätze der modernen deutschen Philosophie zu sein. 5.

---

## Bibliographie.

Alfret, J., Lieder. 8. Stuttgart, Metzler. 1 Thlr. 8 Gr.

Barthelme, A., Das Christ-Püppchen. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. 8. 1839. Kitzingen, Köpplinger. 8 Gr.

Bernhard, Lebensbilder aus Dänemark in Novellen und Erzählungen. 6ter Band. Der Kinderball. — Auch u. d. T.: Der Kinderball. Novelle. 8. Leipzig, Weber. 1841. 1 Thlr.

Beskow, B. v. Schwedische Tragödien. Uebersetzt von A. Oehlenschläger. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Gustav Adolph. Tragödie. Aus dem Schwedischen von A. Oehlenschläger. 8. Leipzig, Weber. 1841. 1 Thlr. 8 Gr.

Südöstlicher Bildersaal. 2ter Band. Griechische Leiden. 1ster Theil. Herausgegeben vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr. 15 Gr.

Blüthen der griechischen Dichtkunst in deutscher Nachbildung u. s. w. von A. Baumstark. 4tes Bändchen. — Auch u. d. T.: Blüthen der lyrischen Dichtkunst der Griechen in deutscher Nachbildung. Mit den nöthigen Erläuterungen begleitet von A. Baumstark. Gr. 16. Karlsruhe, Groos. 8 Gr.

Boccaccio's sämmtliche Romane und Novellen. Zum ersten Mal übersetzt von W. Röder. 2ter Band. Gr. 16. Stuttgart, Griesinger u. Comp. 15 Gr.

Böttiger, Die Weltgeschichte in Biographieen. 4ter Band. — Auch u. d. T.: Die mittlere Geschichte in Biographieen. 2ter Theil. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1841. Subscr.-Pr. 1 Thlr. 18 Gr.

Breier, F., Die Philosophie des Anaxagoras von Klazomenä nach Aristoteles. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie. Gr. 8. Berlin, Bethge. 12 Gr.

Goethe's sämmtliche Werke, Supplement. Goethe's Leben von H. Döring. — Auch u. d. T.: Goethe. Ein biographisches Denkmal von H. Döring. 1ste Lief. 8. Jena, Mauke. 8 Gr.

Hand-Bibliothek ausländischer Classiker, in getreuen Uebersetzungen von einer Gesellschaft Gelehrter. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Die Frithiofs-Sage, aus dem Schwedischen des E. Tegnér. Uebersetzt von A. E. Wollheim. 2te, verbesserte Ausgabe. Gr. 12. Hamburg u. Leipzig, Schuberth u. Comp. 1841. 1 Thlr.

Harrisson, S. W., Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen. 2te Auflage, sorgfältig durchgesehen und mit einem Vorworte begleitet von L. H. Hermes. In 5 Theilen. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1839. 4 Thlr.

Harrys, H., Volkssagen, Märchen und Legenden Niedersachsens. 1ste Abth. — 2te Abth. Der Harz. Gr. 12. Celle, Schulze. 20 Gr.

Hencke, K. L., Daguerreotypen und Chaussee-Schatten. 2 Bände. 8. Leipzig, Weber. 1841. 3 Thlr.

H. Koenig und seine Lügen. Ein Gegenstück zu: N. Gretsch und die russische Literatur in Deutschland. Gr. 12. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 6 Gr.

Laube, H., Jagdbrevier. Gr. 16. Leipzig, G. Wigand. 1841. 1 Thlr. 12 Gr.

Lenau (Niembsch von Strehlenau) N., Neuere Gedichte. 2te vermehrte Auflage. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 21 Gr.

Leonhardt-Lyser, Caroline, Meister Albrecht Dürer. Drama in vier Aufzügen. Mit 3 Abbildungen und 1 Musikbeilage. 8. Nürnberg, Winter. 1 Thlr.

Lewald, Aus dem Leben Friedrichs des Großen. 1ster Theil. Rheinsberg. — Auch u. d. T.: Rheinsberg. 8. Stuttgart, Krabbe. 1841. 1 Thr. 18 Gr.

Lubojatzky, Die Jüdin. Deutsches Sittengemälde aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. 2ter, 3ter Thl. Gr. 12. 4 Thlr.: 5 Thlr. 12 Gr.

Saint-Pierre. Paul und Virginie und die indische Hütte. Neue Uebertragung durch G. Fink. Mit 400 in den Text gedruckten Vignetten und 30 großen Bildern in feinstem Holzstich. Portraits in englischem Stahlstich. 2tes bis 8tes Heft. Lex.-8. Pforzheim, Denning, Finck u. Comp. Subscr.-Pr. 5 Thlr. 8 Gr. Subscr.-Pr. für das Ganze: 6 Thlr.

Schleiß, M. J., Conradins des letzten Hohenstaufen Tod. Trauerspiel in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel und 1 Holzschnitte von Thomas Bauer. Ein Beitrag zu einer Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. 8. Kitzingen, Köpplinger. 12 Gr.

Sherwood, Mistreß. Die Nonne. Frei nach dem Englischen der dritten Auflage von Louise Marezoll. 2 Theile. Gr. 12. Reutlingen, Enßlin u. Laiblin. 1 Thlr.

Spindler, C., Vergiß mein nicht. Taschenbuch für das Jahr 1841. 12ter Jahrg. 16. Mit 7 Stahlstichen. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 12 Gr.

Sue, E. Herkules Kühne oder Guyana im Jahre 1772. Aus dem Französischen von Paul Gauger. 8. Karlsruhe, Macklot. 1841. 1 Thlr. 6 Gr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. 5ter Jahrg. Mit 1 Bildniß und 3 colorirten Costumbildern. 8. Leipzig, Brockhaus. 1841. 3 Thlr. 15 Gr.

Berliner Theater-Almanach auf das Jahr 1841. Herausgegeben von *Alexander Cosmar*. 6ter Jahrg. 16. Berlin, Bade. 1 Thlr. 12 Gr.

Walther, E., Eduard Sternthal. Eine Charakter-Skizze. 8. Leipzig, Meißner. 1 Thlr. 16 Gr.

Werner's ausgewählte Schriften u. s. w. [illegible] 13ter Band. — Auch u. den T.: Z. Werner's sämmtliche Werke. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden. 7ter Band. Die Mutter der Makkabäer. — Z. Werner's ausgewählte Predigten u. s. w. 1ster Band. Vom Weihnachtsfeste bis zum fünften Sonntage nach Ostern. — 2ter Bd. Vom sechsten Sonntage nach Ostern bis zum sechzehnten Sonntage nach Pfingsten. — 3ter Bd. Vom siebenzehnten Sonntage nach Pfingsten bis zum vierten Sonntage im Advent. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 8 Gr. 13 Bde.: 4 Thlr. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 356. — 21. December 1840.


Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Ein Buch für Schule und Haus. Von O. L. B. Wolff. Leipzig, O. Wigand. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Auch diese überaus reichhaltige Anthologie deutscher Gedichte, welche neben vielen geschätzten und zum Theil (wie W. Wackernagel's alt- und neudeutsches „Lesebuch") classischen Arbeiten dieser Art Raum auf dem literarischen Markte findet und sich eine gute Aufnahme versprechen darf, ist ein Beweis dafür, daß die Liebe zur Poesie beim Publicum keineswegs in Abnahme ist. Nur von der Person der Dichter hat sie sich, im kältern Geiste der Zeit, die sich von der Anhänglichkeit ans Einzelne und Besondere weg dem Allgemeinen zukehrt, etwas abgewendet. Sind doch die Persönlichkeiten im vorigen Jahrhundert zur Gnüge beräuchert und vergöttert worden, sodaß nach Naturgesetzen eine Ebbe auf die Flut eintreten und die Poeten ihrer nie ausbleibenden Selbstvergötterung und gegenseitigen Befeindung überlassen mußte. Auf ihre Werke hat sich diese Gleichgültigkeit nicht erstreckt. Was nur einigermaßen gut ist, findet eifrige Leser, Altes wie Neues: die ältern Dichter erhalten, wenn nicht alle immer wieder neue Auflagen, doch mit ihren bessern Arbeiten einen ewigen Sitz in den Prytaneen unserer poetischen Literatur, den Sammlungen, und von jungen Dichtern sind seit fünf Jahren wenigstens zwölf mit selbständigen Gedichtebänden aufgetreten, die alle nicht ohne Namen geblieben sind.

Um nun von gegenwärtigem „Hausschatze" zu sprechen, so kündigt sich sein unverkürzter Titel als die „Vollständigste Sammlung deutscher Gedichte, nach den Gattungen geordnet, begleitet von einer Einleitung, die Gesetze der Dichtkunst im Allgemeinen, sowie der einzelnen Abtheilungen insbesondere enthaltend, nebst einer kurzen Übersicht ihrer Bildungsgeschichte seit den frühesten Zeiten ihres Erscheinens in Deutschland bis auf unsere Tage, und biographischen Angaben über die Dichter, aus deren Werken Poesien gewählt wurden", an. Der Verleger versichert auf dem Umschlage des Buches noch weiter, daß in der Erfüllung der edeln Pflicht, die Monumente seiner größten Geister sorgfältig und dankbar zu erhalten, andere Länder uns weit voraus seien; daß Franzosen, Engländer, Spanier, Portugiesen, Italiener u. s. w. Sammlungen besitzen, die in sorgfältigster Auswahl das ganze Gebiet ihrer heimischen Poesie umfassen; daß es uns Deutschen bis auf die Sammlung des Hrn. Wolff stets noch an solchen gefehlt habe; denn so viel Gedichtsammlungen wir auch aufzuweisen vermögen, so seien diese doch nur für besondere, meist pädagogische Zwecke angelegt und zu beschränkt, um jenem von andern Nationen längst erreichten Zwecke zu genügen. Einen höhern Gesichtspunkt, als den der Schule, behauptet Herr Otto Wigand, haben die Herausgeber selten oder nie im Auge gehabt, und namentlich die Gesetze der poetischen Gestaltung und die Bildungsgeschichte derselben gänzlich unberührt gelassen.

Die beiden Wackernagel, Götzinger, Schwab, Herzog, Gruppe und Andere mögen sich für dieses Verdammungsurtheil bedanken! Hr. O. L. B. Wolff selbst, im richtigen Gefühle, daß gemäßigte Ansprüche eines neuen Werkes der Art, ohne Herabsetzung anderer, dem Buche förderner sein müssen als eine gegenüber von diesen höchst unbillige Selbstüberschätzung, deren Unwahrheit jedem mit dieser Literatur einigermaßen Bekannten sofort in die Augen springt, gebraucht in der Vorrede weit bescheidenere und inoffensive Ausdrücke.

So viel vortreffliche größere und kleinere Sammlungen dieser Art wir auch besitzen — sagt er —, so fehlte es doch noch gänzlich an einer solchen, die die Gestaltung unserer Poesie in den einzelnen Gattungen derselben seit ihrem Anbeginne verfolgte und zusammenfaßte; die genaue Beobachtung dieses Punktes gibt daher dem vorliegenden Buche vielleicht einigen Werth, wenigstens den der Neuheit. Neben den ästhetischen Zweck stellte sich daher der historische, und der Erfüllung beider wurde gleichmäßig nachgestrebt. Die zu jeder Gattung gegebenen Einleitungen enthalten demgemäß zugleich mit der Entwickelung derselben auch einen kurzen Überblick ihrer Geschichte, und die mitgetheilten Gedichte dienen, abgesehen von ihrem innern Werthe, als Belege. — Überall wurde darauf Rücksicht genommen, nur das Beste zu geben, was in dieser Gattung überhaupt vorhanden war; daß daher Manches an poetischer Vortrefflichkeit, namentlich bei Dichtungsarten, die zur Zeit beschränkterer Ansichten angebaut und später vernachlässigt wurden (verlassen, sollte der Verf. sagen, denn ein begründetes Aufgeben ist ja keine Vernachlässigung), Anderem nicht gleich kommt, versteht sich von selbst, ja, es mußten selbst Gedichte aufgenommen werden, die fast gar keinen poetischen Werth haben, weil es darauf ankam, die historische Entwickelung der Dichtungsarten durch Proben zu veranschaulichen.

Dieses Vorwort, in welchem außerdem noch Wilhelm Wackernagel's „Altdeutschem Lesebuch" die Gerechtigkeit widerfahren ist, daß es als vortrefflich bezeichnet und dessen

Verfasser als ein anerkannter Forscher und Meister charakterisirt wird, dem Hr. Wolff, wo es noth that, bereitwillig gefolgt ist, finden wir ganz an der Stelle. Es bezeichnet die Vorzüge des neuen Werkes, die wir mit Vergnügen anerkennen, und läßt auch die kaum überwindlichen Schwierigkeiten ahnen, die eine überwiegende Vereinigung des historischen Zweckes mit dem ästhetischen, bei einer Eintheilung nach Dichtungsarten, erzeugen muß. Die große Fülle von Mittheilungen in Einem fast unübersehbaren Bande hat es dem Verf. allerdings möglich gemacht, sehr viel Vortreffliches zu geben; aber die Hauptrücksicht, welche auf die historische Entwickelung genommen ist, nöthigt ihn gar viel Unbedeutendes beizumischen, und so ist dieser „Poetische Hausschatz des deutschen Volkes" fast unvermeidlich von einem unpoetischen Schatze der deutschen Reimkunst begleitet worden.

Eine kurze Übersicht des Einzelnen wird beides ins Licht stellen.

Nach einer allgemeinen Einleitung in die Poesie, die sich freilich jeder Ästhetiker und Dichter wieder anders entwirft, die aber in dieser Gestalt, als klar und verständlich, zu ihrem Zwecke hinreichend erscheint, und einer speciellern desgleichen, zum ersten Theile, zu der lyrischen Poesie, und insbesondere zum religiösen Liede, folgen sofort die reichen Proben dieser letztern, und zwar zuerst die religiösen Lieder. Vorerst ganz wenige ans Mittelalter grenzende Proben (Gottfried von Strasburg, Tauler), dann aus dem 16. Jahrhundert Luther, Justus Jonas, Hans Sachs und andere Lieder aus dem „Wunderhorn" (bekanntlich einer etwas unsichern Quelle); auch minder bekannte Namen, wie Johann Walther (bis 1547), Heinrich Knaust (um 1575) neben bekanntern begegnen wir hier und werden so allmälig in das 17. Jahrhundert zu Ringwaldt, Joh. Heermann, Spee, Daniel Wülffer (er fehlt im Dichterverzeichniß, war Professor und Prediger zu Nürnberg, geboren daselbst 1617, gestorben 1685), Opitz, Flemming, Dach, Tscherning, Gryphius, Harsdörffer, Gerhard, Neumark, J. und S. Franck, Angelus Silesius, Hoffmannswaldau hinübergeleitet; minder berühmte Namen, aber verdiente, sind Erasmus Finx, genannt Franzisci (geb. 1627, gest. 1694), Knorr v. Rosenroth (geb. 1636, gest. 1688 oder 1689), Mich. Schirmer (geb. 1606, gest. 1673), Ämilie Juliane Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt (geb. 1637, gest. 1706). Mit dem 18. Jahrhundert erscheinen Schmolcke, Zinzendorff, Freilinghausen (aus dessen Gesangbuch eine große Merkwürdigkeit, das deutsche Canticum transscendentale, wahrscheinlich nur in der Übersetzung aus dem beigefügten Latein von ihm, sonst älter, hier eine Stelle hätte finden dürfen, wenn es nicht etwa die Reim- und Formlosigkeit ausgeschlossen hat), Hagedorn (mit einem sehr schönen Liede), Woltersdorf, Karl Friedrich v. Moser (geb. 1723, gest. 1798). In dieser Reihe könnten wir Martin Günther (um 1721) entbehren und vermissen wir (freilich auch in sämmtlichen andern Sammlungen) den geistlichen Liederdichter M. Philipp Friedrich Hiller, geb. in Mühlhausen an der Enz, im Würtembergischen, gest. in Steinheim bei Heidenheim als Pfarrer 1769. Er ist, nicht der Correctheit, aber der Anlage nach, nächst Paul Gerhard, der größte, leider nur unter den Stillen im Lande bekannte, geistliche Liederdichter der Deutschen, gewiß der größte des 18. Jahrhunderts. Einer zweiten Auflage dürfte Hr. Wolff wol einige Lieder desselben einverleiben. Zur Bewahrheitung unserer Behauptung stehe eins der kleinsten hier:

Die Welt kommt einst zusammen
Im Glanz der ew'gen Flammen
Vor Christi Richterthron;
Dann muß sich offenbaren,
Wer Die und Jene waren,
Sie kennt und prüft des Menschen Sohn.

Der Greu'l in Finsternissen,
Das Brandmal im Gewissen,
Die Hand, die blutvoll war,
Das Aug' voll Ehebrüche,
Das freche Maul voll Flüche,
Das Herz des Schalks wird offenbar.

Das Flehn der armen Sünder,
Das Thun der Gotteskinder,
Die Hand, die milde war;
Das Aug' voll edler Zähren,
Der Mund voll Lob und Lehren,
Des Christen Herz wird offenbar.

Wo wird man sich verstecken?
Was wird die Blöße decken?
Wer schminkt sich da geschwind?
Wen kann die Lüge schützen?
Was wird ein Werkruhm nützen?
Da sind wir Alle, wie wir sind.

Herr, diese Offenbarung
Drück' du mir zur Bewahrung
Beständig in den Sinn,
Daß ich auf das nur sehe,
Ich gehe oder stehe,
Wie ich vor deinem Auge bin!

Allmälig erscheinen nun in Hrn. Wolff's Sammlung die correctern Dichter des 18. Jahrhunderts: Gellert, Klopstock, Kleist, Herder, Stilling, Sturm, Uz, Schubart, Lavater, Klamer Schmidt, Jakobi, Claudius, Voß, Bürde, Stolberg, Miller, Tiedge; aber in ihrem Geleite bricht auch zum ersten Male die Prosa herein in Manchem von Cramer, Ramler, Gleim, Denis, Frau von der Recke und Rudolphi, Niemeyer, Stäudlin, Seume, wenngleich zum Theil berühmte Namen unter den Beiträgen stehen. Erquickt wird man erst wieder durch Novalis, Schenkendorf, Arnim; auch die aufgenommenen Proben von Theod. Körner, Wessenberg, Krummacher, Rückert (jedoch mit einem zwar sehr schönen, aber nur mittelbar religiösen Liede), Eichendorff (drei herrliche Lieder), Fouqué, Uhland, Wilh. Meinhold, vom Verfasser selbst (Ave Maria Stella) und Diepenbrock verdienen willkommen zu heißen; Heydenreich dagegen, Mahlmann und einige Andere thun zur Entwickelung der deutschen geistlichen Liederpoesie gar nichts und hätten füglich wegbleiben können; dagegen ist Albert Knapp allzuwenig, Spitta und Möwes gar nicht berücksichtigt worden. Auch darf es, bei der Aufnahme von einigem Unbedeutenden, auffallend gefunden werden, daß sogar einige in der Einleitung zum religiösen Liede herausgehobene Namen, wie Aschaz,

Roberthin, Lange, Winkler, Funk, durch gar keine Proben vertreten worden sind.

„Das weltliche Lied" (S. 47 fg.) beginnt, der Einleitung gemäß, mit Liedern der Minnesinger Hartmann von Aue, Walter von der Vogelweide, Markgraf Heinrich von Meißen, Hesso von Rinach, Herzog Johann von Brabant, Kristan vom Hamle, Graf Konrad von Kilchberg, von Kürenberg, U. v. Lichtenstein, Markgraf Otto von Brandenburg, Otto von Turne, Heinrich von Veldig, Konrad von Würzburg. Die meisten sind nur Nachbildungen, worüber sich der Herausgeber in der Vorrede dahin erklärt, daß, wo von schwer verständlichen Poesien des Mittelalters gute Übersetzungen vorhanden waren, diesen von ihm der Vorzug eingeräumt worden, weil es gegolten habe, Denkmäler der Poesie und nicht der Sprache zu bringen.

Nach den Minnesingern werden, mit Recht möglichst sparsam, einige Proben der sogenannten Meistersinger zum Besten gegeben, das Volkslied aber wird, was an dem Herausgeber etwas befremden muß, nicht bedacht, sondern die Sammlung schreitet sogleich zu den Kunstdichtern des 17. Jahrhunderts fort: Zinkgreff, Weckherlin, Opitz, Flemming, Tscherning, Moscherosch, Dach, auch Gerhard, Abschatz, Rist, der Stifter des Schwanenordens, Rempler von Löwenhalt, der Stifter der aufrichtigen Tannengesellschaft, Harsdörffer, der Stifter des Pegnitzschäferordens (warum nicht auch Klai?), Zesen, der Stifter der obscur gebliebenen Rosengesellschaft, ferner Lund oder Lundius, Albert, Grob, Erhard, Birken oder Betulius, Rongehl; und einige minder berühmte: August Augspurger (von Dresden um 1644), Christoph Arnold (ein Bauer aus der Gegend von Leipzig, geb. 1646), Johann Ludwig Prasch (geb. 1637), Joh. Wilh. v. Stubenberg (geb. 1631, gest. 1688), Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, Matthias Abele (aus Nürnberg 1673), A. A. v. Haugwitz (fehlt in dem Dichterverzeichniß, das von ihm gegebene Lied ist eine Klage der Jungfrauen um Maria Stuart; ebenso wol hätten einige historisch-lyrische Stücke aus den Dramen des A. Gryphius gegeben werden können), Greflinger (gest. um 1677); von den Schlesiern Lohenstein und Günther. Alle diese Beiträge sind wohl gewählt.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Heinrich Koenig.*)

Mittheilungen aus dem Leben sind die willkommensten, nothwendigsten Beiträge zur Sittengeschichte, vorab zur deutschen, die nicht wie bei unsern Nachbarn in einer gewaltig pulsenden Hauptstadt ihren Mittelpunkt findet, von wo aus und wohin alles Leben in beständiger Strömung begriffen ist. In Deutschland, das einer mäßigen, aber weitum verbreiteten Temperatur der Belebung genießt, macht jede Stadt und jede einzelne Persönlichkeit die Zeitgeschichte individueller durch, und der steigende und sinkende Tagesschein wirft hier und dort ganz eigenthümliche Schatten. Um so mehr, da das heutige Geschlecht, einem stürmisch bewegten nachschreitend, in Bewußtsein und Reflexion lebt und die frische geniale That minder liebt als das Bedenken und Veranschaulichen. Daher sind die Thaten unserer Zeit meistens gedruckte und literarische, und es ist von hochwichtigem Interesse, wenn Dichter und Denker ihren innern und äußern Bildungsgang, ihre Berührung mit der Gegenwart in charakteristischen Bildern uns vors Auge bringen. Seien diese nun kleine niederländische Darstellungen in zierlich engem Rahmen, seien es epische Panoramen, wo erst aus der Masse der Gestalten ein Gesammteindruck hervorgeht, sie bleiben naive Denkmale der flüchtigen Zeitbewegung und sind dem künftigen Geschichtschreiber mindestens ebenso bedeutend als die Sammlungen öffentlicher Parlamentsverhandlungen und täuschender Staatsverträge.

Heinrich Koenig ist ein offner, fester Charakter, der unsern mildern Tagen ebenso entspricht, wie Arndt's biedere Derbheit der Zeit kriegerischen Dranges. Koenig steht mit sinniger Beobachtung, ja oft mit vorherrschendem Tiefsinn an dem Stromesufer der Welterеignisse; und mögen die Wellen oft stürmisch zittern und die Bilder der Tage verzerren, er erkennt durch die falsche Strahlenbrechung hindurch ihre wahren Umrisse; der Augenblick vermag ihm nicht die reine Anschauung der ganzen Epoche zu verdunkeln. In Frankreich oder England wäre er, neben und mit dem literarischen, ein öffentlicher Charakter in staatlichem Sinne geworden wie Bulwer und Lamartine, deren parlamentarisches Wirken sich auf ihr poetisches stützt; ja, er ist es schon in unsern beschränkten Verhältnissen geworden. Bedenken wir Deutschlands Zerrissenheit und die unendliche Schwierigkeit, in einem engumschlossenen Staatsgebiete öffentlich zu wirken und seine Unabhängigkeit mit Würde zu bewahren, so möchten wir Koenig's Verdienste als Mitglied der kurhessischen Kammer wol noch höher stellen als seine poetische Bedeutung, wie groß und ernst auch diese ist. Daher vermissen wir in dem vorliegenden Buche die Darstellung von Koenig's ständischer Wirksamkeit, die wir als den werthvollsten Beitrag zur Geschichte des innern, minder sichtbaren Triebwerks eines constitutionnellen Staatslebens betrachten würden. Vielleicht indessen ist jetzt die Zeit noch nicht gekommen, wo der Griffel in rücksichtsloser Gestaltung die unverhüllte Wahrheit zeichnen darf; jedenfalls hat Koenig noch eine Schuld dem deutschen Publicum gegenüber eingegangen, an deren Abtragung wir ihn mahnen müssen.

Das vorliegende Buch ist nicht eine gleichmäßig fortgleitende Lebensbeschreibung; es hebt nur einzelne wichtige Höhen und Klippen einer edeln und eigenthümlichen Existenz hervor und schildert zuweilen auch freundliche Ruhepunkte derselben. Dennoch tritt das Charakterbild Koenig's deutlich und vollständig daraus hervor, weil seine erste Entwickelungsgeschichte uns ganz dargeboten wird. Der Aufsatz, welcher das Buch eröffnet: „Excommunication", ist sowol als individuelles Seelengemälde wie als Zeitspiegelung höchst bedeutend und belehrend. Wir sehen, wie in der festen Burg des anerzogenen Glaubens zuerst, als ungeahnte Verräther, Muthwille und scherzender Hohn erscheinen, weil das Gemüth mit aller ahnungsvollen Glut doch nicht die kalte Erkenntniß ersticken kann; wie dann mit der Kräftigung des Geistes auch die bestimmte Negation bewußter geschieht und der vollendete Mann sich endlich einem Glaubensbanne ganz entzieht, gerade weil er ihn und dessen Träger so genau kennt. Und so wie Koenig, der wahre, freie, nach jeder Richtung freie Mann, aus dem Sitze eines geistlichen Fürstenthums hervorgegangen, der damals gewiß zu den finstersten gehörte, so sind überhaupt aus dem Schoose der nebeligsten Glaubensregionen die tüchtigsten Kämpen für freie Geistesherrschaft erstanden; es scheint fast, man müsse Sklave gewesen sein, um die Nothwendigkeit eines christlich-gesetzlichen Zustandes recht und tief zu erkennen. Koenig setzt der petrinischen Kirche (Rom) eine paulinische entgegen, deren völlige Ausbildung er von der Zukunft hofft und voraussieht; dieser zählt er sich bei, aber er glaubt sie im Protestantismus nicht zu finden. Er legte einen Theil seiner Erfahrung und Erkenntniß in zer-

*) Aus dem Leben. Von Heinrich Koenig. Zwei Theile. Stuttgart, Cast. 1840. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

streuten Aufsätzen nieder, die er sodann unter dem Titel „Rosenkranz eines Katholiken“ zusammenstellte. Dies Buch veranlaßte die Geistlichkeit in Kurhessen zu Schritten gegen den Verfasser; man verlangte Widerruf und that ihn förmlich in Bann, als derselbe nicht erfolgte. Koenig ist der eigenthümlichen Ansicht, „es sei nicht unrecht, vom Standpunkte des Bischofs gewesen“, eine solche Maßregel zu treffen; uns dünkt, daß hier Koenig im Unrecht ist. Der Kirchenbann soll, nach den Auslegungen der neuesten Kirchenrechtslehrer, z. B. Walter's, nichts anders sein als „eine Erklärung der Kirche, daß sie Denjenigen von sich ausschließe, der sich selber von ihr ausschließe“; es soll also keine Strafmaßregel sein. Allein wer sich selbst ausschließt, der ist ja schon ausgeschlossen; zu was bedarf es da noch einer Erklärung der Kirche? und erfolgt eine solche, was kann sie für Resultate haben, wenn nicht öffentliches Ärgerniß? Denn die Rückkehr zur Kirche ist ja durch jene Erklärung weder ganz abgeschnitten noch erschwert; sie nimmt jeden Reuigen auf, der sich ihr anschließen will. Der Kirchenbann konnte eine Bedeutung haben, so lange Kirche und Staat eins waren und jene in ihrem Gebote diesen unbedingt umgarnte; in unsern Verhältnissen ist er mehr als erfolglos, es ist eine Verkennung der Zeit. Was aber die Excommunication betrifft, die über Koenig erging, so ist sie uns willkommen, denn ihr verdanken wir diesen Aufsatz, der eine wahre Perle biographischer Darstellung ist. Die Geschichte des Christenthums, wie sie der Verf. hier gibt (I, 77 fg.), ist keines Auszuges fähig; wir bitten Jeden, dem die höchsten Interessen der Menschheit werth sind, sie dort selber nachzulesen. Wir möchten sagen, Koenig's Leben selbst ist eine Religionsgeschichte; er erlebt an sich, was die Welt im großen Ganzen bewegt. Über die neuern kirchlich-römischen Wirren spricht er nur einige Worte (I, 144—146), aber sie wiegen ein ganzes Buch auf.

Der zweite Aufsatz dieser Sammlung: „Krieger und Priester“, enthält Scenen aus der Zeit von 1813—14, mit köstlicher Laune und zuweilen auch mit tiefem Ernste geschildert. Der Rückzug der französischen Heeresmacht, das Herannahen der kosakischen Befreier, Tod und Leben in wechselnder Gräßlichkeit, endlich die sprossenden Hoffnungen des neuen Friedens und die Abenteuer einer Wallfahrt bilden eine lebensvolle Reihe anziehender Darstellungen. Es sei uns erlaubt nur ein paar Zeilen hier anzuführen: „Der Friede kam auch anfangs Juni. Ach, der pariser Friede! Was wurde nicht gejubelt, geschossen, gezecht! Der pariser Friede! Das war doch die neueste Mode aus Paris für alle Stände, nach Aller Geschmack. Und eine echte pariser Mode: die Façon hatte viel gekostet; der Zeug am Schmucke war vielleicht nicht für die Dauer; aber die Putzmacher hatten etwas dabei verdient.“

Eine Reiseschilderung („Von Pillnitz bis Sonnenstein“) gibt dem Verf. Gelegenheit, die wichtigsten socialen Fragen zu berühren, und namentlich über das Verhältniß des Weibes zum Manne und zur Welt sich in eigenthümlicher, tief bedeutsamer Weise auszusprechen. Dabei weht der frischeste Humor und es findet sich Gelegenheit, Beobachtungen über vieles im Wege Liegende einzustreuen. Über die hohe Dichterin, die Sachsen als die seine preist, sagt Koenig: „Prinzessin Amalie war auf Reisen; sonst hätte ich vielleicht auch die Dichterin gesehen, die wir nicht genug schätzen können. Denn sie steigt von ihrer Höhe in unsere bürgerlichen Verhältnisse nieder, um uns mindestens poetisch zu begreifen. Sie braucht keine originelle Erfindung, keine kühne Ausführung ihrer Lustspiele zu haben; die Gunst ihres Besuches ist Alles werth. Wie weiblich knüpft und spinnt sie den Faden! wie prinzeßlich scherzt und beglückt sie! der Landmann kann sich ihrer Vorliebe freuen. Und wenn ihre Gestalten auch nicht mit uns Bürgerlichen gelebt haben, wie schön ist es doch, daß die hohe Dichterin von uns träumt! wie belehrend ist es für uns, zu erfahren, daß wir uns auf fürstlichen Höhen so wunderlich und oft verwahrlost ausnehmen! Kurz, es ist eine Poesie, die einen Theil der Politik erklären kann.“

Der „Besuch in Weimar“ hat Interesse für Die, welche sich von der Häuslichkeit Goethe's und Tieck's unterhalten lassen. „Die Russen in Deutschland“ heißt ein werthvoller Nachtrag zu desselben Verf. „Literarischen Bildern“. Die „Festtage am Rhein“ schildern, lebendig und anschaulich, wie es bei Koenig sich von selbst versteht, die erste Gutenbergsfeier zu Mainz im J. 1836. „Der segenreiche Bildstock“ ist eine Humoreske, aus welcher die derbe Wahrheit in jeder Zeile lacht; die empfindsamen Ultramontanen heutiger Zeit werden freilich über Verleumdung schreien und alle Diejenigen werden ihnen Glauben schenken, welche mit geschlossenen Augen Geschichte studiren.

Das Buch Heinrich Koenig's, obschon nur eine Zusammenstellung acht verschiedener Arbeiten, läßt sich doch insofern als ein Ganzes betrachten, weil es in Form und Wesen, in Styl und Anschauungsweise wie aus Einem Gusse ist. Die mannichfaltigen Gegenstände der Darstellung sind wie verschiedene Draperien, mit denen eine und dieselbe edle Gestalt sich abwechselnd umkleidet; die Körperformen werden immer durchscheinen, die reinen Gesichtszüge immer dem Blicke völlig frei bleiben. Koenig ist stets derselbe, ob er im Scherze oder in ernsten Worten seinen tiefen Geist uns offenbart; denn er ist ein Charakter, ein edler, freier und männlicher, im Leben wie in der Literatur. Und das will in unsern Tagen viel sagen. Darum ist er ein Schriftsteller für Männer. Wenn irgend Jemand dafür gewirkt hat, die Belletristik zu entwässern und sie, die bisher zu oft nur auf den Toilettentischen der Damen weilte, auch auf den grünen Tischen der Staatsmänner heimisch zu machen, so ist er es vor Allen.

Koenig hat in der Literatur eine eigene und würdige Stellung: er gehört keiner der Tagesparteien an; die Nennung seines Namens erweckt nicht, wie bei so manchen Andern, unwillkürliche Nebenideen. Unter den Männern der jüngsten Zeit bietet nur Immermann einige entferntere Vergleichungspunkte mit ihm. Beide standen den Coterien, diesen Assecuranzgesellschaften des ephemeren Ruhmes, gänzlich fern; Beide versuchten sich auf den verschiedensten Gebieten, hatten bei der Ausländerei unserer Literatur lange und viel um Anerkennung zu ringen und dringen erst jetzt durch. Immermann hatte in seinem letzten, herrlichen Werke das deutsche Leben poetisch verklärt; und wir wünschten sehr, daß diesem auch Koenig sich zuwenden möchte. Das vorliegende Buch bewährt, daß er die Tiefen und die Oberflächen unseres Lebens kennt und treu abzuspiegeln vermag. Seine „Hohe Braut“ und sein „William“, Werke der markigen, innigen Poesie, haben ihm bei einem gewählten Publicum die schönste Achtung und Zuneigung erworben; aber in das eigentliche, große Publicum Deutschlands wird er erst durch Werke deutschen Inhalts dringen. Dies Buch bahne ihm den Weg dazu. 63.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 357. —— 22. December 1840.

**Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Ein Buch für Schule und Haus. Von O. L. B. Wolff.**

(Fortsetzung aus Nr. 356.)

Nun ist die Reihe an den Classikern des 18. Jahrhunderts: Günther, Hagedorn, J. A. Schlegel, Gleim, Uz, die Karschin (welcher Gruppe wol zu viel Ehre angethan ist), v. Creuz, Lessing, Wieland (mit einem sehr geringen Liede, er gehört dieser Gattung eben gar nicht an), Jakobi (mit schönen Beiträgen), Hölty, Bürger, und, noch als Bach, seinem Ursprunge nahe, nicht als Strom, mit neun Liedern Goethe; nicht in allen (z. B. „Christel", „Gefunden") würde man den Heros unserer Poesie erkennen. Recht zum Scherze hat Hr. Wolff an Goethe's Lieder die Musen und Grazien aus der Mark mit einem langen Liede: „Die Dorfbewohner", von dem bekannten Pastor F. W. A. Schmidt zu Werneuchen angereiht. Nach ihm kommen Fritz Stolberg und sein feindlicher Freund Voß, Tiedge, Overbeck, Schiller mit einem seiner ältesten, einem mittleren und einem seiner jüngsten Lieder, nicht mit sehr charakteristischen; Matthisson und Salis, Stägemann, der mit seinem Lebensalter hier, mit seinem jugendlichen Geiste und den Gegenständen seiner Lieder später einzureihen war, eine Schwierigkeit, die auch die andern Sammler empfunden haben. Den Übergang zur romantischen Schule macht Hölderlin, aber mit einem Gedichte („Das Schicksal"), in welchem er noch ganz als Nachahmer Schiller's erscheint. Nun tritt die Phalanx der Romantiker auf, beide Schlegel, Novalis, Tieck, mit den bekanntesten, aber auch den besten ihrer Lieder, Fouqué, mit drei minder gewohnten, Brentano (mit dem vielgesungenen: Nach Sevilla u. s. w.), Arnim, Kleist, Arndt, der Letztere mit fünfen, in ziemlichem Misverhältnisse mit den andern, Chamisso mit drei Liedern (voran, wie billig, „Der Zopf"); ein unerwartetes und der Mittheilung werthes von Karoline v. Woltmann („Frühlingslied der Deutschen im J. 1813"); drei liebliche Lieder von Eichendorff, aber nur eins von Schenkendorf; nur eins von Kerner, nur eins von Karl Mayer (diese Verkürzung ist gewiß nicht absichtlich, sie käme aber auch zu spät: der Sturm gegen die Schwaben ist bereits versaust und nicht nur ihre Eichen, auch ihre Äpfelbäume stehen); zwei von Uhland (o wie wenig!), drei von Rückert (auch viel zu wenig!), eins von Theodor Körner, eins von Schwab, sechs von Wilhelm Müller, eins von Immermann, zwei von Platen, zwei von Heine (auch er ist viel zu kurz weggekommen!), zwei von Hoffmann von Fallersleben, je eins von Wolff und Bechstein, zwei von Kopisch (so viel wie von Uhland und Heine), drei von Lenau, zwei von Gruppe, drei von A. Grün, zwölf Zeilen von W. Wackernagel, zwei Lieder von Henriette Ottenheimer, sechs Lieder von Freiligrath (die „Sandlieder"), acht Zeilen von Eduard Mörike.

Die ungleiche Vertheilung fällt in die Augen, auch werden bereits durchgedrungene Liederdichter, wie Gabr. Seidl, Gaudy, Nik. Müller u. A. in diesem Capitel vermißt; aber der Verf. trägt doch wol nur insofern Schuld daran, als er diesen Abschnitt in zu enge Grenzen einschloß, um, in seinem historischen Berufe, der Ode und der Hymne gehörigen Spielraum zu lassen. Und doch gesteht er, in der Einleitung zu der erstern, daß dieselbe, weil man ihr zu strenge Gesetze auferlegt hat, mehr zu einem künstlich gemachten Gedichte, bei welchem die Form vorherrscht, geworden sei, als daß sie, was sie eigentlich sein sollte, die Äußerung der höchsten lyrischen Empfindung unter strenger Einheit und Vollendung der sich unterordnenden Form wäre; und ebenso wenig empfehlend ist für die Hymne, was er über ihre Behandlung in der deutschen Poesie sagt. Dennoch hat die Sammlung nicht weniger als 81 Oden und Hymnen (zum Theil sehr lange) aufgenommen, und es sind uns nun in zwei geräumigen Marställen unter einer Minderzahl lebendiger Gedichte in diesen Formen eine Mehrzahl Chamisso'scher Rolandsstuten an die Krippen gelehnt worden, denen zur Vollkommenheit nichts abgeht, als daß sie eben todt sind. Wer wird 1840 die Oden von Gottsched (obwol es eine Jubelode auf die Buchdruckerkunst ist, also insofern a tempo kommt), von Cronegk, wer zehn Oden von Klopstock hintereinander (obwol treffliche darunter sind), wer die unbeholfenen Oden Herder's, wer die von Seume, Heydenreich, Baggesen, Kosegarten, Sonnenberg, eine todter als die andere, lesen? Darüber könnten leicht auch die besten von Gryphius, Klopstock, Hölty und die viel zu wenigen von Hölderlin und Platen, welche jeder nur mit zwei der kleinsten auftreten, übersehen werden. Noch hochtrabendere und doch nur scheinlebendige Rosse fliegen von Cramer, Herder, Bürger, Voß — von ihm eine

Ode auf die Veredelung —, lauter Dichtern, die in andern Arten große Geltung haben, an uns vorüber, sodaß man müde ist, ehe man an einigermaßen wahrhafte Hymnen von Schubart, Schiller und Rückert kommt. Freudentheil, Mahlmann, Bärmann und Andere sind ohne allen Hymnenschwung.

Angenehm dagegen überrascht uns der Sammler durch die Abschnitte Dithyrambe und Rhapsodie, durch jenen, indem er nur zwei Gedichte, ein steifes vom Schöpfer der Gattung in Deutschland, Willamov, und ein begeistertes, wenn auch allzu wortberedtes, vom Maler Müller mittheilt; und durch diesen, indem nur Goethe, Maler Müller und Schiller ihn mit Gedichten ausfüllen.

Die Elegie hebt mit gereimten Gesängen von Opitz, Flemming, dem längst als Dichter vergessenen Freiherrn Eberhard v. Gemmingen (der mit seinem Freunde Huber, beide aus Schwaben, den berüchtigten Marstall mit Stuten genug versah), Chr. Felix Weiße (auf Gellert's Tod), Fr. Schmitt an; dazwischen und dahinter folgen bekanntere Distichen von Klopstock („Selmar an Selma"), Stolberg, Voß; dann wieder vergessenswerthe Reime von Nicolay; bessere von Hölty; dann folgen die köstlichen Elegien von Goethe: „Alexis und Dora" und „Euphrosyne", dann Schiller's „Nänie", dann Matthisson's „Ruinen", die schöne Elegie von Salis an sein Vaterland, Tiedge's „Kunnersdorf", Wilhelm v. Humboldt's „Rom", das gewiß mancher in deutscher Literatur nicht Unbewanderte hier zum ersten Male liest und woraus er sich wol auch überzeugt, daß jener seltene Geist kein Dichtergeist im engern Sinne war. Eine Reihe von Distichen wallt nun wieder in sehr leidlichen Gedichten von Seume, Kosegarten, Neubeck, Neuffer dahin; zwei im höhern Style (aber die Verse, was einige Male vorkommt, falsch gedruckt) von Immermann, eine von E. Schulze; zwei entbehrliche Reimgedichte von Mahlmann; prächtige Distichen „An die Nacht" von Rückert; eine etwas rhetorische Elegie auf Hebel's Tod in trochäischen gereimten Tetrametern, worin die kühne Behauptung aufgestellt ist, daß, wenn der Belchen und der Blauen, die Riesenberge des Schwarzwaldes, längst verkohlt seien, der Name des alemannischen Sängers noch leben werde, von K. L. Stückert (zu Karlsruhe); „Genua" von Michael Beer, „Goethe's Heimgang" von A. Grün, und ein elegisches Lied von der Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Im Ganzen ist, bei dem gemischten historisch-ästhetischen Interesse, das auch diese Auswahl leiten mußte, dieselbe glücklich ausgefallen. Eine Elegie Knebel's, A. W. Schlegel's, und von den neuesten Dichtern, Gruppe's und Mazerath's, vermissen wir jedoch.

Im Marstall der Heroide findet, wer will, Gedichte von Hoffmannswaldau („Eginhard an Emma", an welche „des großen Karles Knecht" ein billet doux genau von 100 Zeilen richtet), Wieland (acht Spalten des Lexikonformats), Daniel Schiebeler, Kosegarten; dann ein zierliches Gedicht von A. W. Schlegel („Neoptolemus an Diokles"), einen gereimten Brief der Thusnelda an den Arminius, von Chr. Kuffner (geb. 1778 zu Wien, Censor und Staatsrathsofficial daselbst), und einen in Dittchen des „Ernst Grafen von Gleichen an sein deutsches Eheweib" von Wilhelm Smets, endlich „Sappho an Phaon" von Therese v. Artner.

Eine auserlesene Sammlung bilden die Sonette; zuerst die von Opitz, Flemming, Hoffmannswaldau, Lehenstein, A. Gryphius, Chr. Gryphius, Günther, aus der Alexandrinerzeit; aus der Fünfjambenzeit, präludirt durch Philander von der Linde (J. B. Mencken, geb. 1675, gest. 1752, nicht der berühmte Polyhistor Burkhard Mencken) und mit einem gar nur vierjambigen von Schiebeler, folgen die schmuckesten Meisterstücke von Goethe, Bürger, A. W. Schlegel, Fr. Schlegel, Tieck, Uhland, Rückert, Eichendorff, Immermann, Chamisso. Aber von Ernst Schulze ist mit 12, von Riemer mit 15 Sonetten des Guten zu viel gegeben; und Justinus Kerner, im Liede viel zu kurz gekommen, wird hier im Sonettenhimmel ohne hochzeitliches Kleid sich schwerlich zu Hause finden. Einige gute Sonettisten sind dagegen vergessen, z. B. die aus der „Einsiedlerzeitung", wie Streckfuß und Andere.

Das Madrigal, Rondeau, Triolet repräsentiren Ziegler, Rottmanner, Riemer, Hagedorn, Götz, Raßmann; die Canzone: Vermehren, Löben, Oehlenschläger, E. Schulze, Robert, Streckfuß, Smets; die Glosse: Nik. Meyer (geb. 1775 zu Bremen), Malsburg, Wilh. Müller, L. Robert; Uhland, der einer der ersten mit seinen Glossen war, ist unverzeihlicher Weise übergangen; die Sestine: W. v. Schütz; die Cancion Fr. v. Schlegel, Löben, Riemer und Smets.

Cantaten haben geliefert J. G. Jakobi, Pilz, Schiebeler, Wieland, Ramler, Moses Mendelssohn (eine Rarität: Brautlied auf die Vermählung der Prinzessin von Oranien), v. Gerstenberg, Ebeling und zu guter letzt — Goethe („Rinaldo").

Der Menuet ist abgethan; das Gasel beginnt den Hopswalzer mit Rückert, Platen, G. Pfizer, und das Ritornell mit W. Müller und W. Wackernagel. Nach der Cantate kommen uns beide Dichtarten sogar natürlich und einheimisch vor. Sie schließen den ersten Theil, oder die lyrische Poesie.

Die epische empfängt uns in der Fabel mit recht viel Schönem, mitunter auch Mittelmäßigem, aus alter, mittlerer und neuer Zeit; aus der alten ist Boner und ein langes Fabelgedicht des koloczaer Codex „Des Hundes Noth"; aus der mittlern B. Waldis, H. Sachs; aus der neuern Hagedorn, Gellert, Weiße, Lichtwer, Lessing, Willamov (der durch einen beharrlichen Druckfehler im Buche Willanow heißt, im Register steht der Name richtig), Zachariä, Gisecke, die Karschin, Nicolay, Pfeffel, Claudius, Maler Müller, Haug, Langbein; aus der neuesten Tieck mit seinem „Misekätzchen", Rückert („Ursprung der Rose") und A. E. Fröhlich (mit zu Wenigem).

Die poetische Erzählung eröffnet der koloczaer Codex mit einem Gedichte: „Vom Kotzen." Der Herausgeber hätte wol für einen großen Theil Deutschlands bemerken dürfen, daß unter dem Kotzen hier ein rauhes,

ungeschorenes Oberkleid, eine Pferdebecke oder ein Regenmantel verstanden ist: es könnten sonst die Gymnasial- und Reallehrer, denen das Buch empfohlen wird, scheu werden und glauben, die Schüler erhielten hier einen erbaulichen Epilog zum humoristischen „Weinschwelg". Die Erzählung behandelt einen ernsten, didaktischen Stoff, der auch aus andern altdeutschen Darstellungen bekannt ist. Darauf folgen Stücke von Hans Sachs; endlich Neueres von Hagedorn, von J. B. Michaelis, Gleim, Kretschmann, Sturz, Seume, Bürde, Rochlitz, Weiße, Pfeffel, Leonhard Wächter, Langbein, meist gereimte Prosa; Prosa auf Stelzen von Kosegarten, Falk, W. Ribbek (der Propst, den man hier nicht anzutreffen erwartete), Georg Wilhelm Otto v. Ries (dän. Hauptmann, geb. 1763); alles mit ein paar Körnern von Lessing und Schiller gewürzt; namentlich nimmt sich des Letztern „Handschuh" mit seinen Bestien in dieser zahmen Menagerie seltsam aus. Poetischer, ohne wahre Poesie zu sein, sind die Erzählungen von Amalie v. Helwig, Prätzel, Schmidt von Lübeck, Fr. Kind. Endlich erscheinen Dichtungen von Fouqué („Der Reichsfürst und das Kaiserschwert"), „Der arme Heinrich" (Bearbeitung von Chamisso) und andere Meistergedichte des Letztern, die große altenglische Erzählung „Kind Horn" von Rückert, „Julius von Este" vom Herausgeber, „Des Propheten Erdengang" von Victor Strauß, „Des Sapicha Rache" von Gaudy, „Der Noah Indiens" von Bechstein, „Gerontes" von Gustav Pfizer. Die letzte Erzählung „Der arme Fischer", von Ida Gräfin Hahn-Hahn, gehört wieder der Mittelgattung zwischen Prosa und Poesie an.

Die Legende stellt sich zuvörderst mit einigen komischen Stücken von Hans Sachs ein, auf welche der trockene Ernst Herder's folgt; dann die bekannte Kirschenlegende Goethe's, Schubart's „Ewiger Jude"; einige Versificationen von Kosegarten, ein lebendigeres Gedicht von Pfeffel; eine artige Legende von Falk („St.-Martin"), A. W. Schlegel's vortrefflicher St.-Lucas-Rafael; weiter Gedichte und Verse von Helmina v. Chezy, Wetzel, A. v. Helwig (vier sehr lange), Langbein (hier mit einer komischen Legende ganz an seiner Stelle), Kind (nicht weniger als drei), zwei von Apel, je eins von Fr. Laun und Krug v. Nidda, Prätzel; zwei von Haug, eins von Castelli. Bis dahin ist der Artikel erfreulich wortreich bedacht. Nun folgen Dichtungen von Uhland, Fouqué, Streckfuß, Chamisso, Kerner, Rückert, Körner, Leop. Schefer, Ludw. Giesebrecht, W. Gerhard, J. G. Seidl.

(Der Beschluß folgt.)

## Aus Italien.

Der selbst durch eine Wette so bekannt gewordene Streit über die eigentlichen Anlässe von Torquato Tasso's letzten traurigen Schicksalen naht sich seiner Entscheidung, indem Marchese Capponi mit der Darlegung der Gründe hervortritt, die ihn zu seiner abweichenden Ansicht bestimmen. Durch die Dichter hatte die Meinung beinah überzeugende Kraft gewonnen, daß Liebe zur Fürstin Leonora der Grund von Torquato's Trübsinn und von alle dem Jammer war, der seine letzten Lebenstage umschattete. Auch Professor Rosini hat dieser Ansicht sich hingegeben und durch sein berühmtes Trauerspiel noch entschiedenern Glauben verschafft. Marchese Capponi machte seit drei Jahren sich anheischig, durch Zeugnisse darzuthun, daß nicht die Liebe, sondern Torquato's unglückbringendes Festhalten an einem Zugeständnisse, das er der Mediceischen Familie im März 1575 gab, der Grund seines Leidens war, als Cardinal Scipione Gonzaga den Dichter seinem Herrn Alfonso II. von Este, Herzog von Ferrara, durch Verlockungen abwendig zu machen verstand. Nur einen Theil seiner Gründe hat Rosini's Gegner im ersten Theil seines Buches („Sulla causa finora ignota delle sventure di Torquato Tasso. Saggio del marchese *Gaet. Capponi*", Florenz 1840) niedergelegt; doch sind sie gewichtig genug, um die endliche Entscheidung schwieriger und zweifelhafter zu machen. Capponi gründet seine Annahme auf einen Zwist, der seit 1541 die Geschlechter der Medici und der Este einander fernhielt und dadurch herbeigeführt war, daß Cosimo I., damals noch ein junger Mann, in Lucca dem Herzoge Ercole II. von Ferrara den Vorrang über sich zugestand, als beide dem Kaiser Karl V. ihre Verehrung darbringen wollten. Capponi nimmt als entschieden an, daß in Folge dieses Zwistes die Medici die Absicht hatten, dem Herzog Alfonso eine Schmach anzuthun und ihm Torquato, als die schönste Zierde seines Hofes, zu entführen. Mittelsperson bei diesem Vorhaben war Cardinal Scipio Gonzaga, ein Gegner der Este, aber dem Hause Medici völlig ergeben. Schon Bernardo Tasso, Torquato's Vater, hatte man durch Benedetto Varchi dem Cardinal Luigi d'Este zu entfremden gesucht; bei Torquato begünstigte der ererbte Trübsinn der Medici Beginnen und so verbrachte der Dichter der „Gerusalemme" im Bestreben nach der Ferne und sich selbst verbannend aus dem Kreise, wo Huld und Großmuth ihm entgegenkamen, zerrissenen Herzens kummervolle Tage. Die einzelnen Lebensereignisse des Torquato bestätigen Capponi in seiner Ansicht. Tasso widmete 1565 seinen „Rinaldo" dem Cardinal Luigi d'Este, der dankbar für diese Auszeichnung den jungen Dichter unter die Edelleute seines Gefolges aufnahm. Im October desselben Jahres kam Tasso an den Hof von Ferrara, als man eben den festlichen Einzug von Alfonso's zweiter Gemahlin vorbereitete. Bis zum Frühling 1566 blieb Tasso in Ferrara und entfernte sich dann nach Padua, Mailand, Pavia und Mantua, als der Cardinal wegen Pius IV. Tod sich nach Rom begeben hatte. Damals, meint Capponi, war Tasso nicht verliebt in Leonora, weil er sonst sich auf so viele Monate, ohne daß die Noth es gebot, nicht würde von ihr entfernt haben. Im J. 1568 glühte Tasso für Lucrezia Bendidio; und so weit war er damals entfernt, sagt Capponi, Eleonorens Liebhaber zu sein, daß er von ihr den Rath erhielt, einige Canzonen des Pigna, der auch in die Bendidio verliebt war, zu erläutern, um dem jede Besorgniß zu nehmen und einen Mann, der ihm beim Herzog hätte schaden können, für sich zu gewinnen. Dieser Umstand war nicht neu, doch kann man denken, daß Capponi ihn mehr, als bisher geschehen war, hervorgehoben und geltend zu machen gesucht hat. Der Widmungsbrief von Tasso's Erklärungen der Canzonen des Pigna an Leonora und eine Stelle im fünften Acte des „Aminta" hatten bis jetzt die Ansicht begründet, daß Torquato die Bendidio aufgab, als Pigna sich ihr näherte; aber Capponi sucht durch mancherlei Gründe zu beweisen, daß sein Verhältniß zur Bendidio fortbestand, indem er für sie seine Disputation über die Liebe hielt und sein eigenes Verhältniß zu ihr, durch Darstellung der an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft, noch 1573 im „Aminta" bekannte. Muß man diesem Verhältniß des Dichters zu Lucrezia Bendidio wirklich die Bedeutenheit zugestehen, die Capponi ihm unterlegt, so würde unsere Meinung von der Zartheit des Gefühls der Fürstin freilich sinken müssen, die später einen Weihrauch angenommen hätte, den sie nicht lange zuvor auf fremdem Altar dampfen sah, den sie beinah mit eigener Hand bei öffentlichem und festlichem Anlaß dort verbrennen half. Jener Wahnsinn, der später den Dichter so tief elend machte,

war demnach, wie die Andeutungen des „Aminta" es darthun, vor 1573 begründet und hatte nach Capponi in seiner Leidenschaft zur Bendidio seinen Grund. Doch auch vor 1570 scheint unserm Verf. ein Verhältniß zur Fürstin Leonora anzunehmen unstatthaft. Denn als er 1570 nach Frankreich ging, verordnete er in seinem letzten Willen, daß von seinen „für einen Freund" gemachten Sonetten nur das Eine: „Or che l'aura mia dolce altrove spira", bekannt gemacht werde, das Capponi auf Laura Peperara bezieht, und der Vollzieher seines letzten Willens, Rondinelli, war angewiesen, wenn sich irgendwo Hindernisse zeigten, sich an die Huld der gnädigsten Frau Leonora zu wenden, die aus Liebe zu ihm, wie er vertraue, ihm beistehen werde. Aus diesem Umstande scheint Capponi einleuchtend hervorzugehen, daß auch 1570 der Dichter noch fern von der Liebe zu Leonore war, der er die Sorge vermachte, das Andenken an seine Liebe für eine andere Frau für ewige Zeiten zu erhalten.

Nach einer einjährigen Abwesenheit reiste er aus Frankreich, unzufrieden mit dem Cardinal, ab, in dessen Diensten er sich befand und, statt zu Leonora zu eilen, wie man von einem Liebenden voraussetzen sollte, verhielt er sich in Rom und in Pesaro bis zum Mai des folgenden Jahres. Bei seiner Rückkehr nach Ferrara (Mai 1572) wies ihm der Herzog einen Jahrgehalt an, der für jene Zeit für fürstlich gelten mußte. Der Dichter gedenkt dieses Empfanges im „Aminta." Dieses Gedicht führte die nähern Beziehungen zur Fürstin Lucrezia von Urbino herbei, die aus des Dichters Munde die schönen Reime zu vernehmen wünschte. Tasso folgte dieser Entbietung im Anfange des Sommers 1573 und genoß in Casteldurante die Gunst, die Leonora, Gräfin von Scandiano, und die Sanseverino ihm entgegentrugen, während Fürstin Leonora stets nur seine Beratherin und die Hüterin der Geheimnisse seiner Neigungen zu andern Frauen blieb. So sucht Capponi das Trugbild einer Neigung zwischen Tasso und Leonora zu vernichten. Seine Schwermuth läßt er hingegen durch den Vertrag bedingt sein, den Tasso im März 1575 durch einen Brief an Gonzaga einging. Capponi entwickelt aus verlorenen Worten des Dichters, die seine Briefe enthalten, daß nicht der Herzog Alfonso es war, der ihm in Ferrara lästig fiel und um dessenwillen Tasso Ferrara verlassen wollte; daß Ehrgeiz, namentlich der Wunsch eines reichlichern Gehaltes diesen Entschluß bedingte; daß er selbst auf die Gefahr hin, sich schlechter zu befinden, den Dienst des Herzogs Alfonso aufzugeben entschlossen war. Dieser Entschluß begriff eine völlige Verzichtung auf die Rückkehr nach Ferrara in sich, da der Herzog 1574 das Verlassen seiner Stadt, um andern Fürsten zu dienen, ohne seine vorgängige Erlaubniß verboten hatte. Doch ergab sich auch Capponi bei seiner Forschung, daß Torquato Tasso die Medici nicht zu Herren haben wollte; daß die Anträge, die Gonzaga ihm gemacht hatte, doppelt reizend für ihn waren durch die Ehren, welche die Medici ihm zudachten, namentlich durch das Kreuz des von Cosmus I. gestifteten Stephanordens, daß der Dichter jedoch nicht sich verbarg, wie den Begriffen von Ehre entgegen die Annahme dieser Anträge wäre. Es finden sich Stellen in Tasso's Briefen, die seinen Wunsch, die Verhandlungen geheim zu halten, aussprechen, und die Besorgniß vor Nachtheil, wenn sie bekannt würden. Die Zerspaltung und Zerrissenheit im Gemüthe des Dichters durch diese Entschlußlosigkeit über seine äußere Lage scheint Capponi ausreichend, um seine nachmalige Gemüthskrankheit vollständig zu erklären. Gewiß war sie von entschiedenem Einflusse, wenn man auch zweifeln möchte, ob sie von ausschließendem war. Zwar schlug Tasso am 31. März 1575 die von Gonzaga gemachten Anträge aus, doch schon am 6. April war er andern Sinnes, denn in einem Briefe dieses Datums an den Cardinal Albani nach Rom äußert er, daß er nach Rom zu gehen beabsichtige, um sich wegen seines künftigen Lebenslaufes mit ihm zu berathen. „Und wenn er in irgend Etwas seiner Huld bedürfen sollte, was Ihm angedeutet werden würde, wenn er mit Herrn Scipio Gonzaga zusammenträf", fügt Tasso hinzu, „so lebe er des Vertrauens, daß Er nach gewohnter Weise sie ihm gewähren werde." Man hat allen Grund, mit Capponi hier an die Anträge der Medici durch Cardinal Gonzaga zu denken, da es deutliche Zeugnisse gibt, daß nicht gleich Alles abgebrochen wurde und daß Alfonso die Verhandlung nicht verborgen blieb. Tasso beklagt sich und, wie Capponi annimmt, nicht aus bloßer Einbildung über aufgefangene Briefe; und seine weitere Correspondenz mit Gonzaga zeigt Lücken und verstellte Namen. Selbst noch aus seiner Gefangenschaft gibt es einen Brief (vom März 1579), worin er Gonzaga schreibt, daß Er zum großen Theile an seinem Unglücke schuld sei; während er ihm helfen wollte, habe er unleugbar ihm großen Nachtheil zugefügt; zu seinen Verirrungen habe er Anlaß und gleichsam die Nothwendigkeit herbeigeführt. Capponi meint, daß Herzog Alfonso seiner Schwester Lucrezia seine Entdeckung des geheimen Vertrags mitgetheilt habe, die, vielleicht in seinem Auftrage, den Dichter im Juli 1575, der bei ihr sich aufhielt, von der Reise nach Rom abbringen sollte, weil eine solche Entfernung, wenn er die „Gerusalemme" noch nicht bekannt gemacht und der Lesewelt übergeben hätte, verdächtig und unerwünscht erscheinen müßte. Alle undatirte Briefe des Dichters, die auf seine innere Entzweiung und auf seine Furcht, vom Herzog durchschaut zu werden, hinweisen, setzt Marchese Capponi daher in diese Periode, da ohnehin die gewöhnliche Behauptung erst im Sept. 1576 Tasso's Liebe zu Leonora durch den Herzog entdecken läßt. Die Reise nach Rom fand statt; auch nach Florenz ging der Dichter. Doch seine Unschlüssigkeit hinderte eine abschließende Annahme der Anträge des Cardinals und des Großherzogs, Tasso kam wieder nach Ferrara, wo der Herzog ihn gütig empfing und den Verirrten durch Milde gewinnen wollte. Doch sein Übel war mächtiger als seine Einsicht. Nur um einen Vorwand zum Bruche zu gewinnen, hielt der Dichter, nach Capponi's Ansicht, um die durch Pigna's Tod erledigte Staatssecretairstelle an, in der Voraussetzung, daß sie ihm verweigert werde, und stand dann von dem Gesuche ab, als sie ihm gegen Erwarten gewährt ward. In gewohnter Unschlüssigkeit kam er jedoch nie zur Ausführung seiner sich drängenden Plane.

Mit dem Mai 1576 bricht Capponi seine Untersuchungen ab, in der Überzeugung, klar erwiesen zu haben, daß bis dorthin nur seine Dienstverhältnisse der Grund seiner Leiden und eines Zustandes waren, den Niemand für einen gesunden anerkennen wird. Capponi behält sich vor im zweiten Theile zu beweisen, daß Torquato Tasso nicht Ursache hatte, sich wahnsinnig zu stellen, noch daß er als Wahnsinniger eingesperrt und im St.-Annenspitale unter die Wahnsinnigen gesteckt ward.

---

Ein Architekt hat unter dem Titel: „Opere architettoniche di Raffaello Sanzio, misurate ed illustrate dell' architetto *Carlo Pontani*" (Florenz 1840) ein Werk angefangen, dessen Fortgang man wünschen muß. Hr. Melchior Missirini, der davon im Aprilhefte der „Biblioteca italiana" eine werthreiche Anzeige macht, könnte zwar mit all seinem Lobe die Meinung davon herabstimmen; doch ist es gewiß ein Gewinn, von den Werken des Genius genauere Kenntniß zu erlangen, und Genaueres, als bis jetzt vorhanden war, verdankt man z. B. ihm über den Palast Uguccioni zu Florenz, auf den sich, was bis jetzt erschienen, beschränkt. Im Texte hat Hr. Pontani gemeint, sich gehen lassen zu dürfen; er gibt allgemeine Betrachtungen über Baukunst, namentlich im Sinne der Griechen, die jedoch, wenigstens in Dem, was er über Symmetrie sagt, sich keineswegs als in griechischem Geiste gedacht bewähren und durch griechische Bauwerke bestimmt widerlegt werden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 358. —— 23. December 1840.


## Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Ein Buch für Schule und Haus. Von O. L. B. Wolff.

(Beschluß aus Nr. 357.)

Seit wir in dieser Sammlung vom religiösen und weltlichen Liede Abschied genommen, war uns mehr oder weniger zu Muthe, als ob wir durch Büchersäle wandelten, in welche die Bäume aus dem Dichtergarten hier und da mit ihren grünen Wipfeln durchs Fenster hereinnickten. Mit der **Romanze** und **Ballade** treten wir wieder in die frische Gottesluft hinaus und in jenen Garten der Poesie selbst ein. Zwar müssen wir auch hier an mancher steifen Buchswand, schlaffen Thränenweide und hier und dort an einer Gruppe geruchloser Blumen vorüber, aber es ist doch darin des Blühenden und Duftigen so viel, daß es uns wieder herzlich wohl wird. Vorbei also an Weiße, Löwen, Gleim, Schiebeler, Gotter, Claudius (ein sehr geringes Gedicht), Geißler (die nach des Herausgebers Anlage allerdings größtentheils nicht fehlen durften), und eilen wir den zwar noch unsichern, aber doch lebendigen Versuchen von Bürger, Voß, Hölty, Stolberg, Miller und Müller zu, bis wir uns im duftigsten Blütenwalde finden. Voran Goethe (von ihm 10), dann Schiller (mit gleichfalls 10), beide Schlegel (A. W. mit 5), Tieck (mit 3), Fouqué (mit 6), F. G. Wetzel, Schmidt v. Lübeck, Krummacher, E. M. Arndt, Schenkendorf, Rückert, Follen, W. Müller (mit 8), Uhland (mit 24), Schwab (mit 5 meist nicht in den Ausgaben befindlichen; sollten die ausgeschossenen denn wirklich die besten sein?), Menzel, Kerner, G. Pfizer, Chamisso (ein einziges Gedicht, ists möglich?), Gaudy, Hoffmann von Fallersleben, Heine (nur mit 3!), Leitner, Simrock, der Herausgeber, Platen, Zedlitz, Ebert, Seidl, A. Grün (mit 7), Bechstein (mit 3), Kopisch, Freiligrath (mit 4), und außerdem noch 54 theils bekannte, theils unbekannte Namen. Glückseliges Deutschland, in welchem man vor dem Walde von Balladen- und Romanzendichtern die Bäume nicht sieht! Dennoch sind einige, z. B. Lenau, hier ganz übergangen. Doch ist dieser Artikel sehr wohl ausgestattet und bringt uns einen großen Reichthum eigenthümlich deutscher Dichtungen zur Anschauung.

Auf das episch-lyrische Vorspiel folgt das **ernste Heldengedicht** mit Proben aus „Des Pfaffen Lamprecht Liede von Alexander", aus Heinrich's v. Veldeck „Herzog Ernst" und „Aeneide", aus Hartmann's v. Aue „Iwein", aus „Lohengrin", dem „Nibelungenliede", der „Gudrun", aus Meisters Konrad von Würzburg „Trojanerkriege", aus Ottokar von Horneck, womit die mittelhochdeutsche Zeit schließt. Dann folgen Bruchstücke aus dem „Teuerdank", aus Triller's „Sächsischem Prinzenraube", und — mit einem plötzlichen, dem historischen Entwickelungsprincipe des Verf. sich freilich fast nothgedrungen entziehenden Sprunge sind wir an Klopstock's „Messias" (zweiter Gesang); diesem Bruchstücke reiht sich der achte Gesang von Bodmer's „Noachide" und ein Bruchstück des absolut vergessenen „Cortes" Zachariä's an. Erquicklicher ist der erste Gesang aus Wieland's „Oberon", von welchem romantischen Ritte wir allzubald und allzulang in Sonnenberg's „Donatoa" auf der Schneckenpost hinkender Hexameter ausruhen dürfen, denn sein erster Gesang nimmt 28 Spalten ein. Alxinger's „Doolin von Mainz" liefert ein kurzes Bruchstück; dann ein ohne Zweifel den meisten Lesern ganz neuer Dichter Fr. Aug. Müller (geb. 1767 zu Wien, gest. 1807) das erste Buch eines „Richard Löwenherz"; sodann ein unbekannter Verfasser den ersten Gesang einer „Psyche"; dann Pyrker eine Probe seiner „Makkabäer"; Krug von Nidda den zweiten Gesang seines „Skanderbeg"; Fouqué den zweiten seiner „Corona"; Schulze den dritten Gesang der „Bezauberten Rose"; ein Herr Friedrich Begemann (gest. um 1828) eine Probe aus dem „Gesegneten Vaterfluche" (keineswegs zu dem Schlechtesten gehörig); dann etwas aus Bechstein's „Faust"; endlich aus Lenau's „Faust" (trotz der dramatischen Form wol mit Recht hier eingereiht).

Das **komische Heldengedicht** tritt lustig auf mit „Reinecke Fuchs" (im niederländischen Original) und dem „Froschmäusler"; hierauf kommt ein kleines Fragment aus: „Der Sieg des Liebesgottes" von Uz; eins aus dem „Schnupftuch" Zachariä's; ein anderes aus dessen „Renommisten"; aus Blumauer's „Aeneis", aus Goethe's „Reinecke" (vierter Gesang); aus der „Jobsiade" von Kortum (geb. 1745, gest. 1824); aus Baggesen's „Adam und Eva" (aus dem vierten Buche); aus Prätzel's „Feldherrnränke" (erster Gesang), womit dieses Capitel schließt.

Der dritte Theil umfaßt die dramatische Poesie. Hier geht das **Trauerspiel** zurück bis auf Hans Sachs, von

welchem uns „Ein klegliche Tragedi des Fürsten Concreti" mitgetheilt wird. Folgt der vierte Act des „Carolus Stuardus von A. Gryphius (wo blieb Klai?); zwei Pröbchen aus Lohenstein's „Ibrahim Bassa" und „Epicharis" (jener erhabenen Freigelassenen, der freilich in wenigen Zeilen Tacitus ein Denkmal gesetzt hat, das kein Dichter so leicht erreichen wird). Der „Theodosius" Günther's, aus welchem der erste Act mitgetheilt wird, ist eine Jugendarbeit von diesem Dichter, deren Raum im lyrischen Theile zwölf seiner Gedichte hätten einnehmen können. Von Elias Schlegel („Hermann"), Weiße („Richard III."), Fritz Stolberg („Theseus") ist mit Recht ganz Weniges gegeben.

Endlich erscheinen Proben aus Schiller („Braut von Messina", „Maria Stuart", „Wallenstein's Tod"; warum ist die chronologische Ordnung nicht beobachtet worden, und wo blieb der „Tell"?), aus Collin („Bela's Krieg mit dem Vater", der „Regulus" hätte doch wol allgemeiner angezogen!), aus W. v. Schütz („Lacrimas"), (warum von Fr. Schlegel's „Alarkos" nichts?), aus Körner („Zriny"), aus Müllner („Die Schuld"), aus Houwald („Die Freistatt), aus Grillparzer („Medea"), aus Raupach („Die Königinnen"), aus Immermann („Das Gericht von St. Petersburg"), aus M. Beer („Struensee"), aus Auffenberg („Die Schwestern von Amiens"), aus H. Koenig („Die Bußfahrt"), aus Grabbe („König Heinrich VI."), aus Mosen (Rienzi).

Für eine Sammlung hat Wolff besonders in der zweiten Hälfte hier viel geleistet, aber daß Tieck mit der „Genoveva" und Uhland mit dem „Herzog Ernst" übergangen worden, wird dem Buche nicht frommen. Von den ältern hätten Leisewitz, Babo und Gerstenberg, wenigstens nach dem Plane des Verf., hergehört.

Das Schauspiel liefert Proben von Lessing's „Nathan", mit einer wenig gekannten christlich-apologetischen, aber lesenswerthen Fortsetzungsprobe von J. G. Pfranger (geb. 1745 zu Hildburghausen, Hofprediger zu Meiningen, gest. 1790), von Goethe's „Iphigenia" und „Tasso", Kotzebue's „Gustav Wasa", H. v. Kleist's „Prinz von Homburg", Fouqué's „Heimkehr des großen Kurfürsten", Fr. Kind's „Van Dyk's Landleben", Klingemann's „Cortez", Deinhardstein's „Hans Sachs", Platen's „Gläsernem Pantoffel".

Der Abschnitt des Lustspiels enthält alte Proben von Hans Sachs, einem Ungenannten und J. Ayrer (welcher, im Dichterverzeichnisse vergessen, ein Zeitgenosse von Hans Sachs, Notar und Gerichtsprocurator zu Nürnberg war und zwischen 1575 u. 1589 60 Stücke geschrieben); ungern vermissen wir ein paar Scenen aus J. G. Schoch's „Comoedia vom Studentenleben" (Leipzig 1657), wodurch auch das 17. Jahrhundert repräsentirt gewesen wäre. Der Herausgeber führt uns vom 16. sogleich ins 18., aus welchem wir Fragmente von Cronegk „Die verfolgte Komödie" (warum hier nichts von Lessing?), von Goethe „Die Laune des Verliebten", von Tieck „Octavianus", von Kotzebue „Eulenspiegel" erhalten; endlich aus dem 19. Jahrhundert Proben von H. v. Kleist „Der zerbrochene Krug", von Th. Körner „Der Nachtwächter", von Steigentesch „Die Abreise", von Müllner „Die Vertrauten", von Immermann „Die schelmische Gräfin".

Um consequent zu sein und keine Dichtungsart zu versäumen, theilt uns endlich der Herausgeber sogar aus dem Singspiele Bruchstücke von Opitz, A. Gryphius, H. Hinze („Don Quixote", der Verfasser, auch Ref. gänzlich unbekannt, fehlt im Dichterverzeichnisse, das Stück erschien Hamburg 1690), dann von Wieland, Goethe, Jakobi, Anton v. Klein (auch dieser fehlt im Dichterverzeichnisse), Schikaneder, Herklots und Kind mit.

Ein vierter Theil ist den gemischten Gattungen der Poesie gewidmet. Hier bringt das Lehrgedicht, in welchem die Deutschen von jeher Meister waren, sehr viel Schönes aus dem „Freydank", aus Rudolf's von Ems „Barlaam und Josaphat", dem „Winsbecker", dem „Renner" Hugo's von Trimberg, für die alte Zeit. Aus dem 17. und 18. Jahrhundert von Opitz, Hagedorn, Haller, Gellert, Sukro, Lichtwer; auch minder Bekanntes von C. F. Zernitz („Von den Endzwecken der Welt", der Verfasser ist 1717 zu Tangermünde geboren und gestorben 1745), Gieseke, v. Creuz (der erste Gesang der „Gräber" dieses mit Unrecht vergessenen Dichters voll Gefühl und Phantasie; dem Herausgeber gebührt herzlicher Dank für diese Mittheilung), ferner von Kästner, Gleim, Uz, Withof, Dusch, Lessing, Wieland, Tiedge; endlich, die Krone des Abschnitts, Rückert und Schefer.

Das beschreibende Gedicht ist vertreten durch Opitz, Brockes, Haller, Gieseke, Cronegk, Kleist, Zachariä, F. Stolberg, Schiller, Neubeck, Lavater, Matthisson, den Herausgeber („Des Abends Frieden") und Freiligrath. Die Epistel durch Uz, Gleim, Klamer Schmidt, die Karschin, Jakobi, Michaelis, Ebert, Göckingk (den wir im Liede vergebens gesucht), Gotter, Nicolay, Bürger, F. Stolberg, Pfeffel, Goethe, Tiedge, Seume. Hier fehlt Hölderlin. Auch die neueste Zeit hätte einiges Vortreffliche geboten.

Das Idyll beginnt mit ziemlich kühlen Proben von Rost, Kleist, Kretschmann, Fr. X. Bronner (fehlt im Dichterverzeichniß und ist, wenn wir uns nicht täuschen, chronologisch zu früh eingereiht). Wärmeres folgt von Hölty, Voß, F. Stolberg; Unbedeutendes von Heydenreich (diesem ist doch wirklich vielfach zu viel Ehre angethan); Anderes von Pfeffel, Kind, Prätzel, Karoline Pichler; Treffliches von A. W. Schlegel („Nicon und Heliodora"); Zartes von Loben; Tüchtiges von R. Wyß dem Jüngern.

Die Allegorie, Parabel und Paramythie füllen, meist würdig, J. E. Schlegel, Götz, Herder, A. W. Schlegel, Schiller, J. F. Seidel, Goethe, Immermann.

Die Satire (wie lange werden unsere Gelehrten noch Satyre schreiben?) bringt Fragmente und Gedichte von Seb. Brant, Canitz (dessen Satiren viel bekannter zu sein verdienen), Haller, Hagedorn, Rabener, Michaelis, F. Stolberg, Falk und Immermann. Das Epigramm Proben von Opitz, Olearius, beiden Gryphius, Wernicke, Hagedorn, Ewald, Kästner, Lessing, Kleist, Göckingk,

Kretschmann, Klopstock, Schiller, W. Müller, Varnhagen, Platen, Robert. Wie hier Kuh, Pfeffel, Haug und Weißer übergangen werden konnten, ist nicht zu begreifen.

Die Parodie und Travestie bringt wol einiges Lustige, aber auch kein einziges Kunstwerk und ist nur da, um ihr Fach auszufüllen. Zum Räthsel haben zwanzig deutsche Dichter und Reimer beigesteuert. Wir vermissen einen der besten Räthseldichter der Gegenwart, dem das „Morgenblatt" seit vielen Jahren sinnvolle und poetische Mittheilungen unter der Chiffre J. G. M. verdankte und welcher seit längerer Zeit zwei Sammlungen veröffentlicht hat. Der Verf. ist J. G. Moser (würtemb. Oberbibliothekar und Oberstudienrath), geboren zu Stuttgart 1790, wo, beiläufig gesagt, Uhland nicht, wie das Dichterverzeichniß behauptet, geboren ist, sondern zu Tübingen. Dieses Verzeichniß verdiente überhaupt eine Revision; hier und da fehlen genauere Bestimmungen: Menzel ist 1798 geboren; E. Mörike ist geboren zu Ludwigsburg 1804; Lenau (Nik. Niembsch, Edler v. Strehlenau) fehlt, er ist geboren zu Czadát in Ungarn 1802; Follen privatisirt zu Altikon, nicht Altikom; Fröhlich ist zu Brugg im Argau 1796 geboren; Grillparzer ist jetzt Vorstand des Archivs zu Wien; Alb. Knapp ist Archidiakonus zu Stuttgart, seit vielen Jahren; Jul. Mosen ist zu Marienei im Voigtlande 1803 geboren; Gust. Pfizer ist zu Stuttgart geboren 1807. Überhaupt fehlen nur zu viele nothwendige Daten, andere wiederum bedürfen sehr der Berichtigung.

Gewiß hat Herr O. L. B. Wolff, als Dichter und Literat berufen und mit Talent und Geschmack zu solcher Arbeit ausgerüstet, Vieles in diesem umfangreichen Werke geleistet, und unser Tadel im Einzelnen gilt zum größern Theile nicht sowol der Ausführung des Planes, als dem Plane selbst. Da dieser wol nicht mehr von ihm geändert werden kann, so wäre wenigstens zu wünschen, daß bei einer neuen Auflage durch irgend eine Druckeinrichtung, oder wenigstens durch gesperrte Schrift im Register das Preiswürdige von dem blos historisch Merkwürdigen unterschieden, auch dieses letztere möglichst reducirt würde, was dem Verleger selbst, der das Werk bei so wohlfeilem Preise so schön ausgestattet hat, zugute kommen müßte. Bei der gegenwärtigen Einrichtung muß es dem Laien sehr schwer werden, sich zurecht zu finden. 72.

---

**Promenades dans Londres par Madame *Flora Tristan*. Paris und London 1840.**

Das Buch ist von der ersten bis zur letzten Seite eine blutige Satire auf England und die Engländer. Man begreift anfangs nicht, wie eine Frau, eine Dichterin, eine philantropische Enthusiastin, so viel Galle und Misgunst in ihrem Herzen hegen kann, als von der Verf. über alle Seiten des öffentlichen und des Privatlebens in England ausgegossen wird. Studirt man indessen den Charakter und die Persönlichkeit der Madame Flora Tristan, so wird ihr Haß gegen das Britenthum einigermaßen erklärlich. Man denke sich eine Frau, die, obgleich keine Französin von Geburt, Frankreich als ihr Vaterland betrachtet und die sich bei der großen Lebendigkeit ihres Geistes natürlicherweise die Nationalvorurtheile der Franzosen gegen England in bedeutendem Maße angeeignet hat, eine Frau, welche für die Ideen der bürgerlichen Gleichheit, der religiösen Toleranz, der Emancipation ihres Geschlechts schwärmt, eine Frau endlich, die mit einem seltenen Verstande eine zuweilen etwas vorlaute Wißbegierde, eine nicht immer ganz weibliche Keckheit, eine echtfranzösische Ungebundenheit und die äußerste Schonungslosigkeit nicht allein gegen das Vorurtheil, sondern auch gegen die blos conventionnelle Sitte verbindet, man versetze diese Frau in die Mitte der englischen Gesellschaft, und es ist ebenso unmöglich, daß sie Geschmack an ihrer Umgebung finde, ja, ihrer Umgebung auch nur Gerechtigkeit widerfahren lasse, als daß die Gesellschaft ihrerseits von dieser anomalen Erscheinung sonderlich erbaut sei. Madame Flora Tristan ist aber Zug für Zug die Frau, die ich eben gezeichnet habe. Ihre Natur ist bis in die Fingerspitzen hinein dem englischen Wesen antipathisch, es fehlt ihr der moralische Maßstab für die Größen, mit denen sie sich beschäftigt, und selbst da, wo ihr heller Geist ausreichen sollte zur Begründung eines richtigen Urtheils, thut sie sich sichtbar Gewalt an, um nichts Gutes von dem verhaßten England zu sagen. Freilich, wir wissen es wohl und sind weit entfernt es abzuleugnen, der Sünden Englands sind ebenso viele und so große als seiner Plagen; aber wir wissen zugleich, daß England große Eigenschaften, Vorzüge und Tugenden hat, welche bisher noch kein anderes modernes Volk bewährte und die Madame Tristan mit aller Gewandtheit ihrer eleganten Feder nicht hinwegdisputiren wird.

Die Verf. schreibt unter dem anspruchslosen Titel, den sie ihrem Buche gegeben, über den politischen und commerciellen Zustand Englands, über den Chartismus, über die Theorie Owen's, über das Manufacturwesen, über Kunst und Theater u. s. w. Ihr philantropischer Eifer und ihre Neugier führt sie in die tiefsten und schmuzigsten Abgründe der Riesenstadt, in die Gefängnisse nach Bedlam, in das Judenquartier, ja sogar in ein Bordell. Überall findet sie Stoff zu feinen Beobachtungen, scharfen Kritiken, Ergießungen eines warmen menschenfreundlichen Herzens, das sich indessen hier und dort nicht ohne gewisse empfindelnde Ziererei zur Schau stellt. Pikante Anekdoten, welche die Verf. sehr glücklich und mit der liebenswürdigsten Indiscretion vorzutragen weiß, bilden bei ihrem im Ganzen sehr ernsten Vortrage das Reiz- und Lockmittel für frivole oder skandalsüchtige Leser. So gibt die Verf. höchst belustigende Aufschlüsse über das Treiben des Prätendenten Louis Bonaparte und seines Hofs, dessen markirteste Personen sie mit ebenso viel Witz als plastischem Talente darstellt. Um diese Schilderungen rein zu genießen, darf man nicht vergessen, daß sie älter sind als die Ereignisse, welche einen großen Theil des in ihnen aufgeführten Personals nach dem Schlosse Ham und nach Doullens geführt haben.

Ein Besuch der beiden Parlamentshäuser, den die Verf. in Männerkleidung unternahm und den sie, da man ihr Geschlecht erkannte, durch Anhörung der bittersten Sarkasmen, ja, selbst höchst ungalanter Drohungen büßen mußte, gibt ihr den Vorwand, über die uneble Haltung, die rohen Sitten, das unritterliche Wesen der höhern englischen Männerwelt die größte Entrüstung zu zeigen. Ihre Beschreibung einer nächtlichen Orgie in einem der Häuser, wo sich die junge englische Aristokratie mit der Elite der öffentlichen Dirnen Londons zu versammeln pflegt, verdient gelesen zu werden, erzählen läßt sich etwas der Art nur mit einer französischen Feder.

Der Emancipationseifer der Madame Flora Tristan hat sie zu der Entdeckung eines Buchs geführt, welches als der erste Versuch, die bürgerliche und politische Gleichstellung der beiden Geschlechter zu motiviren, vom höchsten Interesse ist. Dies Buch, betitelt: „Vindication of the rights of woman", ist 1799 von einer Dame Namens Mary Wollstonecraft geschrieben und dem damaligen Bischof von Autun gewidmet. Ein paar Stellen aus dieser merkwürdigen Schrift, in denen

sich der Charakter und die Ansichten unserer Verf. treu abspiegeln, mögen diesen Aufsatz schließen.

„Ich hoffe", sagt Mary Wollstonecraft, „daß die Frauen mir verzeihen werden, wenn ich sie als vernünftige Wesen behandle, statt sie von ihrer zauberischen Anmuth zu unterhalten, und sie so zu betrachten, als ob sie in einem beständigen Zustande der Kindheit und unfähig jeder selbständigen Handlung wären. Ich wünsche mit ganzer Seele ihnen zu zeigen, worin die wahre Würde und das Glück besteht, ich wünsche sie von der Nothwendigkeit, ihre geistigen und leiblichen Kräfte zu entwickeln, zu überzeugen; ich möchte ihnen beweisen, daß die süßen Worte: Empfänglichkeit des Herzens, Zartheit der Empfindungen, ausgewählter Geschmack, kaum etwas anderes bedeuten als Schwäche, und daß schwache Geschöpfe, welche Gegenstand des Mitleids oder höchstens einer durch Mitleid erzeugten Liebe sind, unfehlbar bald Gegenstand der Verachtung des Mannes werden. — — Ich wünsche zu zeigen, daß die Eleganz weniger werth ist als die moralische Wahrheit, daß das erste Ziel eines löblichen Ehrgeizes für Alle ohne Unterschied des Geschlechts sein muß, seines Gleichen nützlich zu werden."

Eine zweite Stelle, die wir hinzufügen, beweist, daß die Emancipation des Weibes nicht die einzige kühne Idee der neuesten Zeit ist, welche schon vor 50 Jahren jener englische Blaustrumpf vertreten hat. „Die Huldigungen und der Respect", sagt Mary Wollstonecraft, „welche man dem Eigenthum zollt, sind die vergifteten Quellen der meisten Übel, die aus dem Leben eine gräßliche Jammerscene machen. Alle Welt sucht die Achtung durch den Reichthum zu erobern, und der Reichthum, wie er auch erworben sei, verlangt den Respect, welcher nur der Tugend und dem Talente gebührt. Menschen, welche alle Menschenpflichten vernachlässigen, werden wie Halbgötter verehrt! Wie kann man erstaunen, daß die Welt nur noch eine Räuberhöhle, ein Tyrannennest ist!" 9.

## Literarische Notizen.

Aufmerksam müssen wir machen auf einen zarten, empfindungsvollen Dichter, Ferdinand Dugué, der unter dem etwas gezierten Titel „Les gouttes de rosée" eine Reihenfolge von 100 Sonetten herausgegeben hat, worin er den allmäligen Verlauf eines Liebesverhältnisses von dem ersten reinen Jubel an bis zum Erwachen der Eifersucht, des Streites zwischen Pflicht und Liebe, der Langweile und des Überdrusses schildert, oder wie es der Dichter ausdrückt:

Soyez jeune, rêvez qu'un bel ange aux doux yeux
Pour charmer votre coeur est descendu des cieux,
Que sa lèvre vous parle et que sa main vous touche;

Vous vous réveillerez tout-à-coup dans la nuit,
Et vous verrez groupés autour de votre couche
Le pâle isolement, la tristesse et l'ennui!

Der gesuchte Titel des Buches findet seine Rechtfertigung in den beiden Schlußzeilen des gefühlvollen Widmungssonetts, an Marie gerichtet, sie lauten:

Votre amour est la fleur, mes vers sont la rosée
Dont les gouttes souvent ressemblent à des pleurs!

Die Form ist überall gewandt gehandhabt; das Sonett macht sich, trotz der mitten zerschnittenen Alexandriner, in seiner eigenthümlichen Liebenswürdigkeit, im Lachen und Weinen gleich anmuthig, auch hier geltend; es ist jenes Spiel, welches die Reime treiben, die sich bald fliehen und bald — aber doch in bestimmter Regel — wieder haschen, was dem Sonette seinen besondern Reiz ertheilt. Die Gedanken können sich nirgend so spielend abrunden, sich ablösen und einander antworten wie im Sonett, jeder Satz hat seinen bestimmten Gegensatz, aber beide haben auch ihre Ausgleichung, feiern zum Schlusse ihre Versöhnung; es ist das Zanken der Liebe, welches sich in Eintracht auflöst. Wir Deutschen, verführt durch Heine'sche Lotterkeit, sind freilich in eine Gleichgültigkeit gegen jede gebundene Form zurückgesunken, welche nahe an Barbarei grenzt. So schwierig es ist, Sonette aus einer fremden Sprache in die Muttersprache zu übertragen, machen wir doch mit einem Sonette Dugué's einen Versuch in folgender Nachbildung:

Die erste Lieb' entsteht in grüner Felder Mitte,
Sie träumt und ruht im Hain, beglänzt von Mondesstrahlen,
Erblaßt, wenn blassend weicht die Sonne aus den Thalen,
Und wandelt ihren Gang mit leichtem, freiem Schritte.

Sie glaubt und fürchtet nicht das Thun der neid'schen Sitte,
Gern wird mit Glück und Ruhm und Zukunft sie bezahlen
Der braunen Dirne Kuß, der still geheimen Qualen
Sein schönes Dasein dankt und zärtlich süßer Bitte.

Doch mitten im Geräusch der Stadt entsteht die zweite,
Als Tochter der Begier, des lüsternen Verlangens,
Mit ihrer eigenen Scham im Kampfe steten Bangens.

Ein weiter Abgrund klafft, wo sie auch geh' und schreite;
Von Qualen stets verfolgt, die ihre Thaten rächen,
Heißt sie bald Liebe nicht, heißt sie bald nur Verbrechen.
(— — — et poursuivi par le remords vengeur,
Change bientôt son nom contre le nom de crime!)

Ein französisches Journal macht bei Gelegenheit einer Anzeige von den „Translations from the lyric poets of Germany with brief notices of their lives and writings, by J. Macray" (Oxford), folgende Bemerkungen: „Die deutsche Literatur ist reich an lyrischen Dichtern. Ihre Prosodie, zugleich anmuthig und klingend — gewiß ein seltenes Zugeständniß von einem Franzosen! —, bequemt sich leicht diesem Productionsgange. Auch die tüchtigsten Schriftsteller Deutschlands haben mit Erfolg diese harmonienreiche Lyra gehandhabt, von welcher die Dichtkunst ihre süßesten, rührendsten Töne entlehnt. Es gibt manche flüchtige Stücke von Goethe, von Schiller, von Herder, welche gerade in das Herz und dort tiefer eindringen als manche Meisterwerke höhern Ranges. — Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich behaupte, daß fast alle Fremden, die Deutsch treiben, ein lebhaftes Verlangen empfinden, in ihrer Muttersprache diese neue Musik wiederzugeben, deren Klänge zum ersten Mal ihr Ohr berührten. Aber diese Unternehmung ist voller Schwierigkeiten; die Franzosen besonders haben bisher vergebens darnach gestrebt und es wird ihnen wol schwerlich jemals gelingen, da das deutsche Genie weder der Natur des französischen Geistes, noch derjenigen des französischen Idioms conform ist." Der Berichterstatter weist nun darauf hin, daß es den Engländern als Geist-, Stamm- und Sprachverwandten der Deutschen weniger schwer gemacht ist, Klang und Sinn der deutschen Lyrik in ihrer Muttersprache wiederzugeben, und davon seien Macray's Übersetzungen ein augenscheinlicher Beweis. Er habe unter den zahlreichen lyrischen Erzeugnissen der Deutschen diejenigen ausgewählt, welche ihm am geeignetsten erschienen, die Tugenden dieser Seelenpoesie herauszustellen, worin die Nachbarn von jenseit des Rheines eine unbestreitbare Superiorität erlangt hätten. Alle Arten der Phantasie und des Styls seien hier vertreten, in einer Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit, wodurch das Unternehmen noch schwieriger geworden. Man finde hier Stücke von Goethe, Uhland, Salis, Novalis, Stolberg, Matthisson, Schiller, Herder, Claudius u. s. w., lauter Gemälde und Compositionen voller Anmuth, Reiz und Frische. Die kurzen Notizen über jeden der Dichter sind aus Stöber's Werk über die deutsche Literatur genommen. 5.

Hierzu Beilage Nr. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.**

**Nr. 4. 23. December 1840.**

Drei Bücher deutscher Prosa in Sprach- und Stylproben, von Ulphilas bis auf die Gegenwart (360—1837). Herausgegeben von Heinrich Künzel. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1838. 8. 4 Thlr.

Die Schwierigkeit einer passenden Auswahl und Zusammenstellung von Sprachproben unserer prosaischen Nationalliteratur zeigt sich auch bei dem vorliegenden Werke, und um so mehr, je weiter der Kreis ist, dessen Hauptpunkte diese Sammlung in sich zu vereinigen strebt. Die Enden desselben liegen nicht blos der Zeit und der geistigen Gestaltung nach, sondern, was das schwierigste ist, auch hinsichtlich der sprachlichen Form so weit auseinander, daß nur von Dem, der in letzterer Beziehung besondere Studien gemacht hat, ein allseitiges Verständniß derselben erwartet werden kann. Insofern muß also der Theil des Werkes, welcher es mit dem vorzugsweise sogenannten Altdeutschen zu thun hat, der Mehrzahl von Lesern, für die das Buch abgefaßt ist, ein mehr oder weniger undurchdringliches Mysterium bleiben, und kann höchstens als ein Schaustück gelten, an dem der Uneingeweihte seine Entzifferungsversuche mit dilettantischer Genußsüchtelei oder in selbstbehaglicher Beschränktheit macht. Dies um so mehr, als beinahe jede Erklärung hier Seiten des Herausgebers unterblieben ist. Nicht dieses, daß sie unterblieben ist, tadeln wir, sondern daß überhaupt etwas aufgenommen ist, was ohne eine besondere, nicht blos oberflächlich beizugebende sprachliche Erläuterung, sondern sogar ohne ein tieferes Studium, wie es kaum zum Verständniß lebender Sprachen erfoderlich ist, nimmermehr in Sinn und Geist des Lesers übergehen kann. Hr. Künzel konnte aber auch, unbeschadet der Erreichung seines Zweckes, sich dieses Theils unserer Nationalliteratur völlig begeben. Wer sich das Altdeutsche in seinen Hauptphasen zugänglich machen will, findet dazu treffliche Gelegenheit in den Lesebüchern von Wackernagel und Ziemann; Hr. Künzel hat nach dieser Seite hin das Studium nicht im geringsten weiter geführt, er vermochte es aber auch nicht, wenn er nicht die Tendenz des Buches ganz verändern wollte. Hätte er, statt von Ulphilas anzufangen, das 14. oder 15. Jahrhundert als Ausgangspunkt genommen, so wäre nicht blos die Consequenz und Einheit des Planes, Sprach- und Stylproben zu geben, gerettet, nicht blos der Zweck erreicht, den jeder Leser haben kann, sondern wir hätten auch eine sehr schwache Seite dieser Sammlung weniger.

Wir wollen, um diese letztere näher zu betrachten, nicht an die bereits vor länger als einem Jahre von Wackernagel in seinen „Einige Worte zum Schutz literarischen Eigenthums" (Basel 1838) auch gegen Hrn. Künzel erhobenen Anklagen erinnern, insofern sie die Berechtigung zum Abdruck dieses und jenes Stücks aus alten Handschriften und Drucken zum Gegenstand haben. Dergleichen Streitigkeiten können in der That weder dazu dienen, die Wissenschaft zu fördern, noch — was schon viel werth wäre — richtige Ansichten über das Wesen des literarischen Eigenthums und die Grenzen der darauf sich gründenden Rechte zu verbreiten; sie eignen sich viel mehr dazu, die Wissenschaft in den Bereich eines Handwerkes herabzuziehen und in der Gelehrtenrepublik gewisse Begriffe, die einem Zunftzwange nicht unähnlich sind, einzuführen. Sehen wir aber auch ganz davon ab, ob Hr. Künzel Manches mit ebenso gutem Recht als Hr. Wackernagel veröffentlichte, oder ob er auch Besseres und mehr gab als Hr. Wackernagel, so ist doch so viel gewiß, daß, was er gab und wie er es gab, nicht allenthalben beifallswürdig gefunden werden kann. Um nur Einiges zu bemerken, so finden wir unter Nr. V ein Stück von Isidorus' „De nativitate domini" aus Palthen's Ausgabe abgedruckt; Hr. Künzel bemerkt selbst (S. 425), daß der Abdruck, den Rostgaard veranstaltete, viel genauer als der Palthen'sche ist; dagegen scheint er die Ausgabe von Holzmann gar nicht zu kennen, obwol sie schon 1836 in Karlsruhe erschienen ist. Wenn wir nun schon das letztere billig verlangen könnten, warum zog er nicht wenigstens die ihm bekannte bessere Quelle vor? Ferner die Rechtschreibung anlangend, so ist zwischen z und ȥ nur bei zwei Fragmenten unterschieden, und zwar bei Nr. XII, das er selbst aus Wackernagel entlehnt zu haben angibt, und bei Nr. XIV, das er seiner Versicherung nach der Güte des Dr. Carové verdankt; die Auswahl der von Hrn. Künzel beigegebenen literarischen Anmerkungen anlangend, so spricht er über den „philosophischen Tractat von der wirklichen und möglichen Vernunft" doppelt so viel (indem er Gervinus' Ansicht mittheilt) als über den Sachsenspiegel; die Auswahl des Textes anlangend, so ist aus dem 15. Jahrhundert nur Historisches mitgetheilt, auf Briefe wenig oder gar keine Rücksicht genommen, und unter Nr. XLIX ein ganz in schweizerischem Dialekte geschriebenes Stück aufgenommen, während sonst die Rücksicht auf provinzielle Sprachrichtungen völlig ausgeschlossen ist. Doch wir wollen nicht weiter auf derartige Mängel eingehen; das Alt- und selbst noch das Mittelhochdeutsche erfodert nun einmal, um nicht zu sagen eine delicatere Behandlung, doch eine feinere Durchdringung sogar Seiten Dessen, der es zu Schaugerichten für das Publicum mit berlinischer Sauce von literarischen Anmerkungen anrichten will. Denn, um den Grundfehler des ganzen Buches zu bezeichnen, so ist es zu sehr à la Mundt gearbeitet. Das Buch ist Mundt dedicirt, in der Vorrede wird auf Mundt's „Kunst der deutschen Prosa" nicht undeutlich als auf die vorzüglichste deutsche Literaturgeschichte hingewiesen, und keine Seite der Anmerkungen vergeht ohne beständige Citate des Mundt'schen Werkes, die häufig von ansehnlichen Excerpten daraus begleitet sind: kurz, der Verf. scheint seine Arbeit völlig als eine Beispielsammlung zu Mundt's Buche hinzustellen. Es kann aber in der That kaum im Interesse der deutschen Literatur gehandelt heißen, wenn Mundt's schönrednerische, alle Tiefe und Gründlichkeit entbehrende Arbeit auf solche Weise noch näher an das Herz des Publicums gelegt wird. Vielmehr mußte das Unternehmen des Verf. als durchaus selbständiges sich darstellen und jedwede Beziehung auf fremdes Urtheil über schriftstellerische Bedeutsamkeit und Charakterisirung völlig unterbleiben, da eben aus den eigenen Fundgruben, deren Probestücke der Herausgeber vorlegt, die Kenntniß und Würdigung der einzelnen deutschen Classiker geschöpft werden soll.

Inwiefern nun die getroffene Auswahl selbst zu rechtfertigen oder zu misbilligen sei, darüber kann hier im Einzelnen nicht füglich geurtheilt werden, da die hier leitenden Gesichtspunkte zu vielfach sind und die Entscheidung selbst im Grunde nur subjectiv sein muß. Insofern weder offenbare Misgriffe, noch auffallende Auslassungen sichtbar sind, muß Ref. sich im Allgemeinen beifällig hinsichtlich derselben aussprechen. Vielleicht hätte bisweilen Bekannteres mit minder Bekanntem, obgleich nicht minder Werthvollem vertauscht werden können, wie z. B. bei Engel, von dem der „Traum des Galilei", bei Jean Paul, von dem unter Anderm die „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" mitgetheilt sind. Bei Letzterm hätte eher aus der „Vorschule der Ästhetik" ein Fragment gewählt werden können. Anderwärts scheint die besonders bemerkbare Rücksicht, wonach oft Aufsätze über die Verhältnisse der deutschen Literatur ausgesucht worden sind, sich bei Klopstock nicht wohl rechtfertigen zu lassen, von dem fast nur derartige Stücke mitgetheilt sind. Doch möge durch diese mehr ausnahmsweise angeführten Punkte das obige allgemeine Urtheil nicht alterirt werden. Dagegen muß Ref., als eine besondere Richtung bezeichnend, den Umstand erwähnen, daß von Friedrich Wilhelm III. sieben, von Rahel sechs,

von Bettina neun, von Varnhagen v. Ense drei Proben ihrer Schriftdenkmale mitgetheilt sind.

Nach dem Gesagten erscheint das Verdienst der vorliegenden Sammlung keineswegs auf der Höhe, zu welcher es zu erheben in der Absicht des Verf. gelegen haben dürfte. Eine richtige Ansicht von dem Werthe der deutschen Literatur überhaupt, wie von den Nuancen ihres äußern Erscheinens — das Höchste, was durch eine solche Sammlung überhaupt bezweckt werden kann —, wird schwerlich auf diesem Wege erreicht werden, und wenn das Buch einigen Erfolg, ja selbst einiges Verdienst hat, so kann jener, wie dieses, nur in der erleichterten Kenntnißnahme von einzelnen schriftstellerischen Productionen, in sporadischer Belehrung über einzelne Richtungen und Zustände und in der Ergänzung von Lücken bestehen, die selbst dem sorgfältigen Forscher und dem tiefern Kenner der deutschen Literatur nicht abgehen können. Hätte der Herausgeber nichts weiter als dieses angestrebt, so wäre sein Streben für ein höchst anerkennenswerthes, der Erfolg aber für ein diesem Streben ganz entsprechender zu achten.

---

Nachdem Ref. vorstehende Anzeige bereits geschlossen hatte, kam ihm zufällig noch S. 102 des ersten Theils dieses Werkes vor Augen, und er gewahrte in den ersten Zeilen des dort aus der schönen Novelle Nik. v. Wyle's „Euryalus und Lucretia" mitgetheilten Bruchstücks so auffallende Entstellungen, daß er zu näherer Prüfung und Vergleichung mit einem ihm vorliegenden Abdruck dieser Novelle schritt: zur nähern Würdigung des Buches kann Ref. einige Worte darüber nachzutragen um so weniger sich enthalten, als die Ungenauigkeit und Sorglosigkeit des Herausgebers hier allzu sprechend sich herausstellt. Der Anfang

| lautet: | soll lauten: |
|---|---|
| Als grosser eren angeleyt vnd erbotten worden seit keiser Sigmunden do er des ersten ein reyt zu Senis (dann du und ich burtig sint ist veyet allenthalben kuntbar vnd offen) dem was gebauen vnd zu gericht ein palast ꝛc. | Was grosser eren angeleyt vnd erbotten worden seyn keyser Sigmunden, do er des ersten ein reyt zu Senis (dann du und ich burtig sint) ist veyet allenthalben kuntbar vnd offen. Dem was gebauen vnd zugericht ein palast ꝛc. |

Im Verlaufe liest Hr. Künzel statt gar nahe gleich — garnacht gleich; statt anredung redlicher Frauen — an redung redlichen Frauen; statt ir augbrawen in böglin (Bogen) weiß gestellt — ir augbrawen ir becklin weiß gestellt u. s. f., sodaß im Durchschnitt die fünfte Zeile seines Abdruckes unverständlich ist. Was kann man darnach von der Richtigkeit und Sorgfalt des Abdruckes anderer älterer Sprachdenkmale vermuthen? 29.

---

Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Zwei Theile. Bern, Wagner. 1838. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn etwa einige Leser unserer Blätter sich wundern sollten, wie ein Buch, das seinem Titel nach vorzugsweise der pädagogischen Literatur anzugehören scheint, zur Besprechung in unsere Blätter kommt, und aus diesem Grunde unsere Anzeige zu überschlagen nicht abgeneigt wären, so müssen wir doch bitten, dieselbe nicht allzuschnell zu übersehen. Wir wollen keineswegs unsern wenigen Worten ein besonderes Gewicht beilegen, aber wir glauben ihnen wenigstens darin einiges Verdienst zuschreiben zu können, daß sie auf das vorliegende Buch auch Laien und Solche aufmerksam machen, die nicht gerade dem Schulstande angehören. Denn die „Leiden und Freuden" Peter Käser's, Schulmeisters zu Gytiwyl im Canton Bern, sind eine der vortrefflichsten Volksschriften, die uns seit langer Zeit zu Gesicht gekommen sind. Alles ist hier frisch, lebendig, durchaus aus dem Leben gegriffen, ohne alle Beimischung von Schulpedanterie, sodaß wir das Buch, an das wir nicht ohne ein gewisses Mistrauen gegangen sind, nicht früher weggelegt haben, bevor wir dasselbe durchgelesen hatten. Vornehme Leute — und solche gibt es auch nicht selten im Schulstande — werden hochmüthig auf den armen schweizerischen Schulmeister herabsehen, aber wer ein Herz hat für menschliches Elend, wer die Sorge um Weib und Kind im Herzen getragen und es tief gefühlt hat, wie weh es dem Armen thut, in Noth und Kummer zu sitzen, wo ihm mit wenigen Gulden geholfen wäre, wer es weiß, wie selten die verdrießliche Arbeit eines Schulmeisters anerkannt wird, der muß dies Buch lieb gewinnen, mit dem armen, redlichen Schulmeister Mitleid haben, sein frommes, treues Weib bewundern und sich herzlich freuen, daß den wackern Leuten am Ende noch so wider ihr Erwarten geholfen wird.

Die Lebensgeschichte des Schulmeisters ist sehr einfach. Er war der Sohn eines armen Webers, ward bei dem Unfrieden und den Zänkereien seiner Ältern groß gezogen, entschloß sich dann Schulmeister zu werden, und erhielt eine dürftige Stelle auf der Schnabelweide im Canton Bern. Da erlebt er manches Ungemach, er kann mit den Kindern und mit den Ältern nicht recht fertig werden; er will gern heirathen und erhält einen Korb, endlich fällt er in die Schlingen eines liederlichen Mädchens und wird dadurch zum Hohn und Spott des ganzen Dorfes. Hier kann er nun nicht bleiben, es glückt ihm eine andere Stelle in Gytiwyl im Canton Bern zu erhalten. In dieser befindet er sich besser und weiß sich auch vor Misgriffen in Acht zu nehmen. Die hübsche, rührige Tochter eines Schuhmachers wird sein Weib, er bekommt Kind auf Kind, die Noth um das tägliche Brot wird groß. Die armen Leute wissen sich gar nicht mehr zu helfen, da erscheint endlich am Schlusse des Buches die Hülfe, eine jährliche Zulage von 150 L. zur bisherigen Besoldung.

Man sieht, daß das alles außerordentlich einfache Dinge sind, wie sie sich in unzähliger Menschen Leben ereignet haben. Aber die Art, wie sie erzählt sind, ist meisterhaft und macht dem Verfasser — oder den Verfassern — alle Ehre. Denn es hat uns fast vorkommen wollen, als ob der Name Peter Käser's erdichtet wäre und ein hochgebildeter Mann, der aber mit den Leiden des Schulmeisterstandes in der Schweiz vollkommen vertraut ist, habe das Ganze verfaßt, oder Peter Käser hat wirklich seine Lebensschicksale zu Papier gebracht und ein Anderer hat sie mit Einleitungen und Raisonnements versehen. Zu einer solchen Vermuthung führt auch die doppelte Schreibart, in der Alles, was den Schulmeister und die Seinigen selbst angeht, mit schweizerischen (für Deutsche nicht immer verständlichen) Idiotismen und Provinzialismen vermischt ist, das Übrige aber in einer sehr gebildeten, hochdeutschen Sprache. Dem Werthe des Buches thut diese Verschiedenheit gar keinen Eintrag: wir durften dieselbe aber nicht unerwähnt lassen.

Eine vorherrschende Eigenschaft in den Erzählungen des Schulmeisters ist Naivetät und Treuherzigkeit, wozu der schweizerische Dialekt trefflich paßt. Seine Fehler und Versehen verschweigt er nirgend, so beim Unterrichte der Kinder, im Verhältniß zu seinen Bauern, und vor Allem, als die Gotelise mit ihrer Tochter Bäbeli ihn betrunken und verliebt machen, um ihn zu zwingen das schon schwangere Mädchen zu ehelichen. Das ist eine Scene, wie sie zu unzähligen Malen im menschlichen Leben vorkommt, aber so treu ist sie wol nicht leicht geschildert. Ebenso seine Bewerbung um die hübsche Mädeli. Sie war „schlank und hoch, hatte aber nicht so herzschöne Backen wie Milch und Blut, bei denen es einen dünkt, wenn man sie nur etwas knuste(?) oder müntschle(?), so müßten aus der einen Backe einige Kacheln Milch spritzen kühwarm, und aus der andern einige Dutzend Kartoffeln trollen schön mehlig und aufgesprungen" (II, 34). Es ist wahrhaft zum Lachen (und doch wieder gar nicht erdichtet), wie ihn die Desperation über ein ihm von der Wäscherin entwendetes Hemde dazu bringt, gleich am Abend zu dem Mädchen, dem er schon seit längerer Zeit gut gewesen war, hinzustürmen und sie anzubrüllen: „Mädeli, ich muß a Frau ha, notsch mi näh, welsch mi hürathe?" Vortrefflich ist nun des Mädchens Verschämtheit geschildert: so

spricht und handelt das echte Naturkind. Überhaupt hat der Verfasser diese Frau in ihrer einfachen Kraft, ihrem Feuereifer und in ihrer Liebe zu Mann und Kindern mit großer Wahrheit zu schildern gewußt und in Darstellung häuslicher Scenen eine große Zartheit an den Tag gelegt. So bei der Beschreibung der Verlobung, der Reise zu Käser's Ältern, der Hochzeit, des Eintritts der jungen Frau in das Haus ihres Mannes, der Schwangerschaft und Entbindung der Frau (wobei der Verfasser den guten Rath gibt, daß die Kindbetten der Schulmeisterfrauen im Sommer und nicht im Winter zu halten wären), ihre ersten Mutterfreuden und in der ausgezeichnet schönen Stelle über den Tod eines Kindes. Den armen Käser drücken viele Sorgen, er muß von Pfarrern und Schulpflegern viel ausstehen, denn bald ist er zu weltlich und verliebt, bald hat er nicht die rechte Methode und wird wie ein Schulknabe abgekanzelt, er tritt mit Schulden in den Ehestand, und nachdem ihn die bösen Gläubiger gezwungen haben zu bezahlen, ist immer Armuth im Hause und die Eheleute sitzen oft trübselig beieinander. Aber sie sind doch glücklich miteinander und das Bild einer glücklichen, kinderreichen Ehe ist nicht leicht anschaulicher dargestellt worden als in der schlichten Hütte des Schulmeisters zu Gytiwyl.

Die in durchaus hochdeutscher Sprache geschriebenen Abschnitte sind von großer, psychologischer Wahrheit und zeigen in den Betrachtungen über Liebe, Menschenwürde, Mitleid, Heimatsgefühl und ähnliche Gegenstände von dem warmen Herzen und von dem verständigen Kopfe ihres Verfassers. Seine pädagogischen Ansichten und Erfahrungen sind nicht blos für Dorfschulmeister geschrieben, auch hier ist ein sicherer Takt und eine wohlmeinende Gesinnung nicht zu verkennen. Endlich gibt aber das Buch sowol in den Lebensschicksalen des armen Schulmeisters und in der Art, wie man mit ihm umgeht, als auch in den Raisonnements über allerlei schweizerische Zustände, über Adel und Junkerthum, über Erziehung und Bildungsverfahren, über die Diplomatik und das politische Leben in der Schweiz interessante Beiträge zur Geschichte der eidgenössischen Verhältnisse. Die neueste Zeit hat uns wenig Erfreuliches über diese vernehmen lassen, um Jugendunterricht und Schulorganisation steht es trotz aller wohlweisen Erziehungsräthe und Erziehungshelden, „die ihre bestäubten pädagogischen Weisheitsbüchsen öffnen", nicht zum Besten, und an Belegen hierzu fehlt es in Peter Käser's Buche ganz und gar nicht. In welchem Tone solche Expectorationen gehalten sind, mag der Leser aus folgender Stelle (I, 240) abnehmen.

„Die theure Eidgenossenschaft muß eine gar traurige Figur in der Diplomatik spielen. Da meint jeder Garnhändler und Uhrenmachergeselle, jede Base, und ganz besonders jeder Tagsatzungsheld, er vereinige alle Weisheit in sich, und die ganze Eidgenossenschaft könne nur dann gerettet werden, wenn sie seine Rathschläge befolge. Wenn daher einmal die arme eidgenössische Weisheit in Anspruch genommen wird, da geht es los, daß man toll werden möchte. Die ganze Eidgenossenschaft scheint in einen Froschweiher verwandelt zu sein und die Frösche darin alle in der Paarungszeit dem Geschrei und dem Gequäke nach, das herz- und ohrzerreißend aus allen Schlünden und Thälern kömmt, denn jeder Frosch meint, wenn er nicht am lautesten, unverschämtesten quäke, so werde seine Stimme nicht geachtet. Und wenn dann endlich alle Welt weiß, was die Eidgenossenschaft will und weiß, und sich säuberlich darnach gerichtet hat, und die Repräsentanten der Eidgenossenschaft sprechen eine Ansicht oder eine Maßregel aus — hinterdrein, wie die Mühle von Plemp, so geht der Höllenlärm von neuem los."

Und so möge die originelle Schrift recht viele Leser in allen Ständen außerhalb der Schweiz finden. Lesevereine auf dem Lande und die Bibliotheken der Schullehrerseminarien sollten nicht versäumen sie anzukaufen, denn es herrscht in derselben mehr praktische Weisheit, als sich aus manchen dickleibigen Methodenbüchern gewinnen läßt. 11.

---

**Träume und Schäume vom Rhein. In Reisebildern aus Rheinbaiern und den angrenzenden Ländern. Aus den Papieren eines Müden. Zweiter Band. Speier, Neidhard. 1839. Gr. 12. 1 Thlr.**

Ref. hat sich bei Durchsicht dieses zweiten Bandes eines schon lobend angezeigten Buches *) öfters gefragt, worin eigentlich der Reiz und die fesselnde Kraft dieses anspruchslosen Reiseberichts bestehe, der, weder ausgezeichnet durch Neuheit und Größe der Ideen, noch durch phantasievolle Natur- und Charaktermalerei, ihm beim Durchlesen ein so großes Behagen bereitete. Er hat sich immer antworten müssen, daß es der gesunde und bescheidene Sinn des Verfassers, sein empfänglicher und zugleich natürlicher und praktischer Geist sein müsse, der ihn anziehe. Der Verf. gibt nichts und will nichts geben, als was wirklich in ihm lebt und zum Bewußtsein gelangt ist; er hascht weder nach genialen Gedanken, noch nach poetischer Schilderung und liefert treu und freimüthig, was er besitzt; er ist nur freigebig mit seinem Eigenthum, er borgt nicht und verschenkt nicht Entlehntes. Möchten doch alle Reiseberichterstatter diesem Beispiel folgen; möchten sie doch glauben, daß diese Treue gegen sich selbst der einzige Weg zum Beifall ist und daß dem Leser, selbst dem gewöhnlichsten, ein ungemein feiner Sinn dafür beiwohnt, zu erkennen, was dem Autor angehört, der zu ihm spricht, und was diesem fremd, angeeignet, geborgt, oder — gestohlen ist. Nur wer sein eigen bleibt, treu seiner Subjectivität, nur der hat auf dauernde Theilnahme zu rechnen. Sich selbst treue Reisende sind, um Beispiele zu nennen, Seume und Semilasso, und was sie auch sonst zu wünschen übrig lassen, diese Eigenschaft überwindet alle Mängel.

Der Verf. beschränkt den Bericht von seinen Wanderungen auf einen kleinen Kreis, für den er uns jedoch lebhaft zu interessiren weiß. Rheinbaiern ist sein vorbehaltenes Gebiet, das er kaum ein oder zweimal verläßt. Sein offenes Auge und sein reicher, mit historischen und Kunststudien gesättigter Wissensquell findet in dieser Monographie viel Wissenswerthes und Anziehendes vorzutragen. Besonders lehrreich aber zeigt sich sein Bericht für die hier überall anzutreffenden Reste alter und mittelalterlicher Architektur. Nächst dieser widmet er der Naturschilderung seine besten Kräfte. Seine Charakterbilder und socialen Schilderungen treten nur episodisch auf, aber er entwickelt in ihnen große Kunst und übertrifft nicht selten Heine und Gaudy durch das flüchtige Interesse, das er seinen Gestalten mitzugeben weiß. Vor allen Dingen ist seine sentimentale Weise natürlicher und ungezwungener, wenn sie auch der Heine'schen verwandt ist. Die Gesellschaft in der Gewitternacht auf der Spitze des Donnersberges ist in dieser Gattung musterhaft.

Sein Ausflug beginnt mit Speier. „Speier ist langweilig — oder bin ichs? Ich weiß nicht, wer mehr." Der Verf. flieht vor dieser Langweile in das Lauterthal, in den Westrich. Diese Thäler, das Glan- und Nahegebiet, Meisenheim, Rothenfels und Rheingrafenstein geben zu Schilderungen Stoff, über denen der Abendsonnenglanz einer weichen und schwerverwundeten Seele, die an ihre eigene Unheilbarkeit glaubt, zu ruhen scheint. „Der Styl — ist der Mensch", sagt Buffon, und wenn er Recht hat, so ist — oder war — der Verfasser ein sehr liebenswürdiger Mensch. Es ist unmöglich, uns eines stillen und innigen Antheils an seinen Geschicken zu entziehen. Er selbst sagt: „Der Tag ist wie die fromme Seele, nie schöner als im Erlöschen", und in seiner Darstellung erkennen wir, daß auch er im Erlöschen ist. Diese milde, sanfte Ruhe — nicht etwa erkünstelt, sondern wahr und treu — thut unbeschreiblich wohl; sie ist erquickend und sie verklärt die ganze Schilderung. Hier ist kein Kampf und Widerstreit, und wie er den Sonntagsmorgen auf Remigiberg malt, unter Glocken-

*) Vgl. über den ersten Band Nr. 177 d. Bl. f. 1839. D. Red.

hall und Zügen frommer Waller nach dem Tempel des Herrn, so ziehen durch seine Seele Gedanken wie fromme Pilger und Töne wie Glockentöne und geben uns ein warmes Verlangen, den Verf. näher kennen zu lernen.

Wir können das Einzelne in seinen Schilderungen ohne Misbrauch des Raums nicht näher erwähnen und dürfen nur einiger Hauptpunkte seiner Wanderung gedenken. Kreuznach, das Falkensteinerthal, der Donnersberg, das Schlachtfeld vom Hasenbühl, wo zwei Könige (Ludwig und Albrecht von Deutschland) kämpften, Kloster Rosenthal mit seinen Sagen, Grünstadt, Kloster Höningen, Worms, Landskron, Oppenheim, Manheim, Forst, das malerische Dürkheim endlich, sind Hauptpunkte seiner Schilderung. Die glückliche Behandlung von Sagen und Legenden, von volksthümlichen Erinnerungen und Visionen im Geiste der Heine'schen Reisebilder bildet einen vorzüglichen Reiz an diesem Werke, das wir zu den nach allen Richtungen hin ertragreichen und erfreulichen Reisewerken zählen dürfen.

Der Verf. wird uns am Schluß als ein Verstorbener gegeben; allein man weiß jetzt, was das zu sagen hat, und wir wollen uns herzlich freuen, wenn er uns als ein wiedererstandener Geist im Leben noch einmal begegnen sollte. Sein Leiden scheint uns wenigstens ganz lebensfähig zu sein. 39.

---

Karl, Erzherzog von Östreich, und die östreichische Armee unter Ihm. Von F. J. A. Schneidawind. Nebst dem Bildnisse des Erzherzogs Karl. Erste und zweite Lieferung. Bamberg, Lit.-art. Institut. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser vorliegenden Werkes ist dem Publicum durch eine Reihe Bände von Kriegsgeschichten der Franzosen seit dem Ausbruche ihrer Revolution bis zum pariser Frieden bekannt und hat durch dieselben erprobt, daß er den Stoff und die Quellen für alle einzelnen Ereignisse und Personen kennt. Er bemühte sich mit größter Unparteilichkeit die Kriegsereignisse vorzutragen, um den Verdacht des Lobredners irgend einer Partei zu beseitigen. Nach dem Titel dieses Buchs aber könnte der Schein entstehen, als wollte er unbedingter Lobredner des östreichischen Helden werden, um so mehr, als er sich die östreichische Censur ertheilen ließ. Allein bei der allgemeinen Preßfreiheit, welcher sich alle kriegführenden Parteien bedienen, hielt der Verf. für gerecht, sich nur von der strengsten Wahrheit leiten zu lassen und Lob und Tadel nach seiner Überzeugung in gleichem Maße auszusprechen. Nach einer kurzen Einleitung über die Entstehung des französisch-deutschen Kriegs im Herbste 1792 unter dem General Dumouriez, an dessen Seite der jetzige König Ludwig Philipp von Frankreich stand, wird Erzherzog Karl als Theilnehmer der Schlacht von Gemappe ohne Commando angezeigt. Erst im Februar 1793 erhielt er die Avantgarde unter dem Generalfeldmarschall Josias von Koburg. Sobald die Östreicher bis Brüssel wieder vorgerückt waren, ernannte der anwesende Kaiser Franz seinen Bruder Karl zum Generalgouverneur, welcher durch Amnestie die Belgier zu gewinnen suchte, während die Franzosen mit ununterbrochenem Verluste an ihre Grenzen sich zurückzogen. Die Eroberung der Festung Valenciennes kostete dem französischen General Custine das Leben unter der Guillotine und diente der östreichischen Armee zur Ermunterung; Karl wohnte 1793—94 jeder bedeutenden Waffenthat bei. Die ersten bedeutenden Schlachten waren jene bei Charleroi und Fleurus, welche beide die Östreicher aus Belgien wieder vertrieben, weswegen Karl ein Jahr sich zurückzog. Nicht glücklicher war der Anfang des Jahres 1796, in welchem die Östreicher von Mainz bis Tirol unter wiederholten kleinen Verlusten durch Würtemberg, Baiern und Franken sich zurückziehen mußten, bis der Erzherzog Karl bei Amberg die Franzosen so kräftig im Monat August schlug, daß sie sich in den folgenden sechs Wochen wieder bis an den Rhein zurückziehen mußten, weswegen Karl am Fort von Kehl im Herbste sich aufstellte. Das Glück, welches ihm in Deutschland begegnete, veranlaßte ihn, sich an die Spitze der italienischen Armee gegen Bonaparte zu stellen. Allein dieser drang im März 1797 so rasch durch Illyrien gegen Steiermark vor, daß Gefahr für die Stadt Wien entstand, weswegen Kaiser Franz zwei Generale zu Friedensunterhandlungen entgegenschickte, welche zu Leoben abgeschlossen wurden und auch auf die Armee in Deutschland sich erstreckten.

Während des langwierigen Congresses zu Rastadt zog Bonaparte nach Ägypten und ein zahlreiches Hülfscorps der Russen unter dem General Suwarow beförderte den Friedensbruch 1799. Nachdem Karl einige Vortheile über die Franzosen in Schwaben errungen hatte, drang er in die Schweiz vor, wie mehre östreichische Generale in Italien glücklich vorrückten. Allein die Russen hatten in der Schweiz so große Verluste erlitten, daß ihr Kaiser Paul sie zum Rückzuge beorderte und sich von der Verbindung mit Östreich trennte. Dieser Abgang eines ganzen Armeecorps war für die östreichischen Truppen um so niederschlagender, als fast gleichzeitig Bonaparte aus Ägypten zurückkehrte und plötzlich zum Consul erhoben wurde. Kaum waren dessen Anerbietungen zum Frieden von England und Östreich verworfen worden, so drang er mit einem Armeecorps über den großen Berg St.-Bernhard und lieferte die entscheidende Schlacht bei Marengo, in Folge welcher sogleich ein Waffenstillstand für Italien und Deutschland abgeschlossen wurde, auf welchen dann der Friede zu Luneville am 9. Febr. 1801 folgte. Der Verf. bediente sich bei dieser Darstellung der officiellen Quellen der Franzosen, wie der Östreicher zur getreuen Schilderung seines Helden Karl, in sehr reiner Schreibart und mit so viel Kenntniß vom Kriegswesen, daß man glauben könnte, er selbst habe den Feldzug gemacht. Man kann daher der Erscheinung des zweiten Bandes, in welchem die kriegerischen Thaten Karl's von 1805—15 vorkommen, mit desto größerer Lust entgegensehen. 89.

---

Fee Rosa. Seitenstück zu dem „Blauen Märchen" für alte und junge Kinder. Neu erzählt von A. Lewald. Stuttgart, Scheible. 1840. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

August Lewald, wie oft er auch schon geirrt haben mag, läßt sich nicht irre machen. „Fee Rosa" ist dem „Blauen Märchen" schnell gefolgt, und ihr werden sicher noch mehre Bücher voll ähnlicher Märchen folgen. August Lewald hat Recht! Es muß auch Fibeln geben für jene Masse, in welcher das reine poetische Bewußtsein noch unentwickelt schlummert, und Fibeln werden rasch zerlesen. Mehr weiß Ref. über dies Buch nicht zu sagen, da es ähnliche und gleiche Producte bietet wie das „Blaue Märchen", also für dasselbe die Anzeige des letztern in diesen Blättern wiederholt werden kann. 54.

---

## Miscellen.

### Woher rührt der Name: Schulfuchs?

Justus Ludwig Brismann, vorher Rector zu Naumburg, nachmals Professor der griechischen Sprache zu Jena (gest. 1588), zeigte sich daselbst als einen Pedanten und trug einen mit Fuchspelz gefütterten Mantel. Die Studenten nannten ihn deshalb Schulfuchs, welcher Spottname seitdem den Steifgelehrten geblieben ist.

---

Die Büchercensur in Baiern unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor war so streng, daß sie ein 1793 erschienenes Kochbuch verbot, weil in demselben eine Anweisung enthalten war, Fischspeisen so zuzubereiten, daß sie wie Fleischspeisen schmecken. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 359. —— 24. December 1840.

Vorschule der Politik von Wilhelm Götte. Leipzig, G. Wigand. 1840. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Für die Wissenschaft der Politik ist ein blos empirisches Auffassen des einmal Gegebenen, allenfalls im Zusammenhange mit seinen äußern Veranlassungen, längst als völlig ungenügend erkannt. Ebenso fruchtlos sind jene speculativen Systeme, welche den Boden der Wirklichkeit verlassen, den Staat aus apriorischen Erkenntnissen aufbauen und am Ende die Gewandtheit ihrer Verfasser nur darin bewähren, daß sie das a posteriori Gegebene doch treffen und dieses — oder, wenn sie Machthabern schmeicheln wollen, wol gar einen längst untergegangenen Unsinn — rechtfertigen. Wahrhaft verderblich aber sind bloße Reflexionen des gemeinen Verstandes über Staatskunst und Staatswissenschaft. Denn der zersetzende Verstand reicht eben nur zum Tadeln und Herabsetzen hin: er erscheint im gewöhnlichen Menschen nur als ein Beistand des durch sinnliche Eindrücke und Äußerlichkeiten erregten Gefühls und rechtfertigt dessen Begehren, indem er dem misvergnügten Neuerer Gründe zum Tadeln des Bestehenden, dem bei der Dauer des Bestehenden Interessirten aber Gründe, die Regungen der Zeit zu verdammen, an die Hand gibt. Der Verstand ist in ihnen eine blos negative Macht: auf der Seite des Positiven täuschen sich Beide über Das, was sie können, und Das, was sie wollen. Der hieraus folgende Kampf wird sich weder schlichten, noch zu wirklichen Resultaten führen, bevor nicht entweder Philosophen herrschen, oder die Könige philosophiren und ein Reich der Vernunft auf Erden begründen. Da hierzu die Aussichten fern sind, so wird man sich wol an das praktisch Fühlbare halten müssen, und selbst auf diesem niedern Felde gibt es noch der Arbeit genug. Man erkennt es, daß weder der Staat noch das Regieren Zweck, sondern nur Mittel, und zwar Mittel für die Freiheit und das Glück der Menschen sind. Für die Erreichung beider ist aber die Staatsform — vorausgesetzt, daß sie nicht den Irrthum begünstigt, als sei das Regieren der Zweck — von sehr untergeordneter Bedeutung: in jeder Staatsform wird eine große Menge, welche sich zum Genusse von Macht, Ehre und Glücksgütern fähig glaubt und dieser Dinge entbehren muß, sich von einer Minderzahl für unterjocht und beraubt halten. Jene ergebene Resignation, welche mit dem Anspruche auf höhere abstracte Güter tröstete, die concreten Güter dieser Welt aber als Anreizungsmittel zum Bösen gern verschmähete, ist verschwunden: sie war mehr Sache des Gefühls als des Verstandes und ist der Aufklärung gewichen. Diejenigen, welche das jetzt drohende Gespenst der Geltung der materiellen Interessen heraufbeschworen haben, möchten schwerlich die Zauberformel finden, welche dasselbe verschwinden macht. Die Zukunft wird es lehren, ob dieses Misverhältniß zu socialen oder politischen Umwälzungen führt: ohne in dieser Hinsicht fast chimärische Erfolge zu erwarten, kann man für jetzt nur das Misverhältniß zu schwächen, Freiheit und Glück einem Jeden wenigstens zugänglich zu machen suchen und so mit mindestens begründeten Klagen über Staatseinrichtungen — also Rechtfertigungsgründen für gelungene Umwälzungen begegnen. Hat demnach die Staatskunst mehr als je den Zweck des Staats zu erkennen und ernster als je nach seiner Verwirklichung zu streben, hat sie die Elemente des menschlichen Daseins — das physische, moralische und intellectuelle Leben — zu läutern und von den Schlacken der Unterjochung und des Elendes zu befreien, so kann man in der Erforschung des Wesens dieser Elemente und der in ihrer Reinigung und Ausbildung liegenden Civilisation eine Vorschule der Politik erblicken.

Hiermit rechtfertigt sich der Titel des vorliegenden Buchs, in welchem der Verfasser in vier Abschnitten das Wesen der Civilisation, das physische, das moralische und das intellectuelle Leben erforscht und darstellt.

Die Civilisation, der Zustand der Entwickelung menschlicher Kräfte im socialen Verkehre und in ihrer Richtung auf die Natur, erscheint dem Verf. als Staatsordnung, Wissenschaft, Tugend und Kunst. Aber die Cultur trägt nicht blos diese schönen Früchte, sie entwickelt auch den Dualismus des schlechten, thierischen Princips neben dem guten und edeln, den Gegensatz von Vernunft und Begierde, und endlich tritt ein Zeitpunkt ein, wo das zerstörende Princip obsiegt. Dann „artet die physische und moralische Entwickelung aus und reißt ein Volk mit der Schnelligkeit eines herabfallenden Steines in die Tiefe hinab. Langsam steigen die Völker der Erde, und in Mühe und Anstrengung, aber jählings stürzen sie wieder". Europa befindet sich nach des Verf. Ansicht gerade vor

seinem sittlichen Absterben, wir haben zu klagen über das Entschwundene, zu klagen beim Blicke in die Zukunft, und in dieser Trauer kann uns nur der Gedanke an die Nothwendigkeit des Naturgesetzes, dem hier die Welt folgt, trösten. Das herannahende Verderben zeigt sich in dem Entschwinden der Begeisterung und des Gemüths, in der einseitigen Verstandesrichtung, welche nach dem Vortheil trachtet, die Keime des Bessern tödtet und die Welt mit giftigem Miasma erfüllt. Doch sind nicht alle Völker den Vortheilen und Nachtheilen der Cultur gleich zugänglich: es gibt ein wirkliches geistiges Raçenthum. Die von der Natur den Thieren nähergestellten, denen die Anlage zu höherer Bildung fehlt, sind freilich dieser Bildung nicht theilhaftig, dafür entgehen sie aber auch dem Verderben und können — während edler organisirte Völker nur um Nachruhm existiren — Jahrtausende lang ein einförmiges, farbloses Dasein durch die Geschichte fortschleppen.

In dem von der Nothwendigkeit geleiteten Leben, der durcheinander wogenden Masse alles Daseins, gibt es aber für die physische und moralische Existenz der Einzelnen, der Familien, der Völker, ja des ganzen Menschengeschlechtes drei Stufen, die Entwickelung, die Reife und das Absterben. In diesem Fortgange nähert sich Alles seiner Vollendung und diese ist Corruptel und Tod. Im Leben der Völker stellt das griechische Alterthum das sinnliche Jugendleben mit seiner Begeisterung für das physisch und moralisch Schöne dar. In den christlichen germanischen Völkern herrscht das Gemüth vor und führt die Menschen von dem äußerlich Schönen in sich, in die Tiefe des Gefühls zurück. Die Sinnlichkeit, die Freude an der schönen Form ist getödtet. Mit der Reformation endlich beginnt das Alter, welches calculirt und das Nützliche berechnet. „Das, worauf alle Thätigkeit gerichtet wird, ist das Geld. Geld ist die Leidenschaft des Alters."

Auf diesen leitenden Ideen beruht der erste Abschnitt der vorliegenden „Vorschule der Politik". So anerkennenswerth dabei auch die gelungene, mit trefflichen Gedanken gemischte Darstellung ist, so läßt sich doch auf diese Ideen nur eine höchst traurige Staatskunst gründen; wahrlich keine andere, als die in dem cela durera autant que moi ihren Trost findet und vor dem mahnenden Verderben noch so viel vom Leben genießen läßt, als genossen werden kann. Der Verf. ist offenbar mit seiner Annahme des Dualismus eines heilsamen und eines verderblichen Princips, welche die Entwickelung der Cultur beherrschen, auf einem von der Philosophie längst aufgegebenen Standpunkte stehen geblieben. Bekennt doch Mephistopheles:

Was sich dem Nichts entgegenstellt,
Das Etwas, diese plumpe Welt,
So viel als ich schon unternommen,
Ich wußte ihr nicht beizukommen.

Und indem der Verf., wie die St.-Simonisten, einen progrès continu in der Welt annimmt, aber nur einen ewigen Progreß zum Verderben, zur Corruptel, hat er jenen Dualismus durch das dem bösen Principe eingeräumte Übergewicht vollends trostlos gemacht. Auch in der Annahme der Nothwendigkeit im Sinne des Verf. ist ein Stehenbleiben auf dem Standpunkte der alten Welt, mit welcher der Verf. durch eine bedeutende classische Bildung augenscheinlich sehr vertraut ist, zu bemerken. Den Alten waren die Götter blos Personificationen, die zwar hier und da im Einzelnen, wo man etwas einer höhern Kraft Zuzuschreibendes bemerkt, wirken, aber nur im Einzelnen. Die Fortentwickelung des Ganzen erscheint als ein auch den Göttern verschlossenes Gebiet, in welchem ein blindes Schicksal, eine Nothwendigkeit herrscht, gegen die der Einzelne kein Verlangen, daß es anders sein sollte, aufstellt. Denn die Nothwendigkeit kann nicht anders, sie ist blind und bewußtlos, sie kann nicht wählen, also auch nicht Anlaß zur Klage, nicht Bedürfniß des Trostes durch eine den Menschen schmerzende Wahl herbeiführen. In der christlichen Welt ist die Nothwendigkeit nicht blind und bewußtlos, aber der Einzelne hat den Contrast zwischen Dem, was ist, und Dem, was nach seinen Neigungen und seinem Dafürhalten sein sollte, fahren zu lassen und statt des letztern ein Höheres, was ihm nur aus dem Wirklichen erkennbar wird, anzunehmen; alsdann wird auch hier die Nothwendigkeit nicht trostlos sein. Die Trostlosigkeit — welcher der Verf. am Ende nicht entgeht — liegt in dem Widerspruche des Wirklichen mit Dem, was sein sollte. Der Unverständige pflegt letzterm Das, was seinem subjectiven Meinen und Verlangen entspricht, unterzuschieben. Diese Thorheit ist freilich dem Verf. fremd; dafür hat er aber dem Wirklichen etwas Unwahres untergeschoben und damit jenen Widerspruch, jene Trostlosigkeit doch herausgebracht. Man wird in der Wirklichkeit, auch ohne jenem seichten Optimismus zu huldigen, der jetzt — freilich nicht von Leuten, die in der Wissenschaft mitsprechen — hin und wieder laut wird, jenes ewige Fortschreiten zum Verderben, jene plötzliche Corruption des Gereiften nicht anerkennen können. Wer in dem Strome der Zeit mitschwimmt, der wird freilich in jeder Krümmung und Wendung einen Rückschritt, in dem Verschwinden einzelner Völkerindividualitäten und dem Hervortreten neuer Tod und Verderben erblicken. Wem es aber möglich wäre, von oben das Ganze zu überschauen, der würde in jenen Krümmungen und Rückläufen Fortschritte und in dem Ganzen eine Harmonie erblicken, in welcher ein unendliches Festhalten desselben Tones, ein Forttönen derselben, wenngleich noch so schönen Stimme störend wäre. So schön uns das Jugendleben der Menschheit im hellenischen Alterthume auch erscheint, so wäre doch die Dauer dieses Jugendlebens nicht schön. Wäre es möglich, uns in jenes Jugendleben zurückzuversetzen, so würde es uns nicht genügen: nicht weil wir reifer und entartet, sondern weil wir reifer und besser geworden sind und auf einem höhern Standpunkte als dem der Herrschaft der Sinne und des sinnlich Schönen stehen. Die Freiheit, der das Menschengeschlecht zustrebt, erscheint im Alterthume nur als eine schöne, aber schnell welkende Blüte: das Zeitalter ist von der Idee der Freiheit nicht durchdrungen. Aristoteles findet den Dualismus zwischen Herrschenden und Be-

herrschten, er findet das Verhältniß von Herren und Sklaven in Ordnung. Seitdem hat sich das Menschengeschlecht seinem Ziele näher gerungen, ohne daß ihm die Eindrücke seines Jugendlebens verloren gegangen wären. Einem bösen und verderblichen Principe kann man in diesem Kampfe keinen Einfluß zuschreiben. Das Schlechte und Falsche hat keine nothwendige selbständige Existenz und vermag das Gute und Wahre nicht zu verdrängen. Nur das Schlechte, und neben dem an sich Schlechten auch Dasjenige, dessen Fortdauer mit den übrigen fortgebildeten und veränderten Elementen des Zeitalters einen Mißton bildet und neben ihnen als schlecht und falsch erscheint, muß untergehen. So klagt man mit Unrecht über das Verschwinden einer gewissen Art von Pietät gegen manches Große und Bestehende, man bedenkt aber nicht, daß diese Pietät wol früher ganz ehrenwerth war, heutzutage aber nur als eine gemeine, noch dazu ganz unzuverlässige Bedientengesinnung erscheinen müßte. Die Civilisation verdirbt die Völker nicht, sie verleiht vielmehr einen bestimmten Volkscharakter, durch den es möglich wird, der Corruption zu widerstehen, oder sich aus dem langsam und unmerklich einreißenden Verderben durch eine edle Anstrengung emporzureißen. Denn die Völker steigen nicht langsam empor, um plötzlich zu stürzen, wie der Verf. annimmt, sondern allmälig, und indem sie das Gewonnene zu behaupten glauben, sinken sie und können sich nur in kräftiger Anstrengung heben. „On va au mal par une pente insensible, on ne remonte au bien que par un effort", bemerkt Montesquieu. Fruchtbar wird daher eine Vorschule der Politik nur sein, wenn sie, statt eine Aussicht auf unvermeidliches Verderben der Völker zu eröffnen, zeigt, wie die Civilisation den Völkern einen bestimmten Charakter verleiht. Dieser ist bei den Völkern nach der Gestaltung ihres Lebens und ihrer Schicksale, ihrer klimatischen und anderer Verhältnisse verschieden. Beschränkt man sich nur auf die die europäische Cultur tragenden Völker, so erblickt man bei dem Deutschen die leichte Verleugnung seiner selbst (wofür Andere schon härtere Ausdrücke gebraucht haben), bei dem Franzosen die Thatkraft und bei dem Engländer den Stolz. Ist so der Gang der Civilisation und der dadurch bedingte Charakter der Völker bestimmt, so wird die Staatskunst Mittel finden können, die Civilisation so zu leiten, daß der Charakter des Volks ein edler bleibe oder werde. Nur auf diese Weise — nicht durch ein verächtlich eigennütziges Festklammern am Bestehenden — ist dem drohenden moralischen und politischen Untergange vorzubeugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Portraits und Genrebilder. Erinnerungen und Lebensstudien. Von O. L. B. Wolff. Drei Theile. Kassel, Krieger. 1839. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Solche Bücher werden stets ein dankbares Publicum finden; denn der Trieb, Andern in die Haushaltung zu sehen, findet sich in tausendfältigen Formen überall. Die beste Form ist nun wol die, unsere Ansicht, unser Urtheil über eine Individualität, deren Name uns angesprochen, zu klären und zu regeln und damit zugleich uns selber weiter zu helfen auf dem Wege, den Geschick oder Neigung uns betreten ließ und den wir doch gern mit Ehren zurücklegen möchten. Sehen wir zugleich, daß der Verf. eines solchen Buchs von demselben Streben geleitet war, so kann er unseres freundlichsten Entgegenkommens gewiß sein, und das ist hier der Fall.

Der Verf., welcher bekanntlich vor etwa 20 Jahren als der erste deutsche Improvisator auftrat, gibt uns einen Abriß seines eigenen Lebens, ferner einige Erzählungen, sodann Portraits deutscher und fremder Persönlichkeiten, die in Kunst und Literatur einen Namen gewonnen, endlich noch eine kritische Relation über Goethe's Bearbeitung von „Romeo und Julie" und einige Gedichte. Schon diese Mannichfaltigkeit ist anlockend, und die klare, einfach-gefällige Behandlung muß unwillkürlich fesseln, sodaß z. B. Ref. gar manche Gelegenheit gefunden, zu erproben, wie weit er es in der Kunst der Selbstbeherrschung etwa gebracht. Es finden sich nämlich so viele Anknüpfungspunkte, die es sehr erschweren, innerhalb der Grenzen einer dem trockenen Recensenten allein anständigen Relation auszuharren.

Anziehend sind die Mittheilungen aus dem eigenen Leben. Wer aber meinte, darin unter Anderm Aufschluß zu finden über die Möglichkeit, über die, wenn das zu sagen erlaubt ist, Handhabung der Improvisation, der kennt Kunst und Poesie gewiß nicht, denn darüber kann der Improvisator wol noch weniger Auskunft geben als der schreibende Dichter, und eben darin ist die unausfüllbare Kluft zwischen dem Dichter und Künstler und den übrigen Menschen zu suchen. Eben deshalb aber kann auch das Benehmen des Publicums sowie Einzelner gegen den ersten deutschen Improvisator, wie seltsam dasselbe sich auch hier und da gestaltete, nicht auffallen, wenn man dabei noch erwägt, daß die Menschen — und darin sind Groß- und Kleinstädter sich gleich — nur selten sich richtig zu stellen wissen, wenn ihnen etwas Neues entgegentritt; wenn man ferner bedenkt, daß man aus den Erzählungen Reisender, aus den pomphaften italischen Relationen sich einen unklaren Begriff von dem Improvisator bildete. Man müßte nämlich darnach bei dem Improvisator einen hohen Grad steter Begeisterung voraussetzen, und da man das bei dem Deutschen, wenigstens in demselben Maße, nicht für möglich hielt, so wußte man sich nicht recht darin zu finden, daß sich eine Zeit zur Improvisation vorausbestimmen und dann ein aufgegebenes Thema in einer Sprache, die jeder improvisatorischen Behandlung widerstreben sollte, poetisch behandeln lasse. Auch sind die Deutschen gar nicht so poetisch, als die Werke mancher ihrer Dichter vermuthen lassen: wenigstens müssen sie heimlich bequem hinterm Ofen sitzen, wenn ein Uhland, ein Wilhelm Müller sie in den Frühlingsgarten der Lieder zaubern soll. Dem sei nun übrigens wie ihm wolle! Jedenfalls hat Wolff — denn Anna Luise Karschin stand zu ungünstig — zuerst bewiesen, der deutsche Geist, die deutsche Sprache seien elastischer, als man sich vorstellte; Nachfolger haben sich schon gefunden, und da nun einmal die Bahn gebrochen ist, so können wir immerhin erwarten, die Improvisation fortschreitend, stets mehr als freie Kunst entwickelt zu sehn, sodaß sie wenigstens ebenso ehrenvoll dasteht wie die Kunst des musikalischen Phantasirens, die in mancher Beziehung Vergleiche mit der Improvisation zuläßt.

Vorzüglich dankbar müssen wir dem Verf. für seine biographischen Mittheilungen sein, und bei der Skizze des ebenso liebenswürdigen als achtungswerthen Clasing muß unwillkürlich der Wunsch laut werden, daß es ihm und überhaupt Jedem, welchem dazu die Gelegenheit sich bietet, gefallen möge, gerade solchen still verborgenen und dennoch bedeutsamen Menschen im deutschen Vaterlande jede Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nur über einen Punkt müssen wir uns verständigen! An mehren Orten zieht der Verf. Parallelen zwischen dem deutschen, englischen und französischen Publicum in der Stellung desselben gegen Dichter und Künstler, und da steht denn überall das deutsche Publicum zurück. Ref. ist nun allerdings der Ansicht,

daß dergleichen Parallelen ihr Gutes haben, denn sie halten uns im Schach; auch muß dem Verf. die Richtigkeit seiner oft herben Äußerungen zugestanden werden: allein wir dürfen zweierlei nicht übersehen. Einmal, daß in Frankreich und England, ja selbst in ihren Hauptstädten, mit denen wir Deutschen es doch eigentlich immer nur zu thun haben, gewiß auch solche verborgene Edelsteine glänzen, deren Werth nur ein beschränkter Kreis kennt und würdigt; sodann, daß es großentheils an der Persönlichkeit des Dichters und Künstlers selbst liege, wenn nicht jede Nummer der Tagesblätter, nicht alle Salons seinen Namen widerhallen. So wäre denn z. B. Glasing, wenn ihm wirklich ein großer Ruf vergönnt gewesen, mit seiner milden Gesinnung, seiner edeln Bescheidenheit, vielleicht etwas reicher, gewiß aber nicht glücklicher unter den Posaunentönen des Ruhms gewesen, wogegen der Kreis, in welchem er thätig war, ihn schätzte und, was mehr sagen will, ihn liebte und damit zugleich sich selber ehrte. Freilich ehrt es uns auch, wenn wir vor aller Welt einen Künstler anerkennen und ihm unsere Bewunderung zollen. Können wir aber sagen, daß wir ihn, der heute in Berlin, morgen in Paris die Menge fesselt, daß wir ihn, dem unsere Acclamationen bezahlen, lieben? Wollen wir aufrichtig sein, gewiß nicht! Meistens verlangt so ein berühmter Mann das auch gar nicht einmal, wogegen Glasing und ihm Ähnliche ohne eine solche Liebe den Grund und Boden ihres innersten Daseins verlieren.

Trotz aller Vorsicht ist Ref. nun doch aus seiner Recensentenrolle getreten, und es ist nur gut, daß so ein Recensent für Alles einen Grund anzuführen weiß. Hier läßt sich z. B. sagen: Die Improvisation ist in Deutschland immer noch etwas Neues, und da eben im gegenwärtigen Augenblicke mehre Improvisatoren aufgetreten sind, so ist es ganz in der Ordnung, die Sache zu besprechen. Das übrige mag seine Rechtfertigung in sich selber finden und nebenher daran erinnern, daß es täglich dringendere Pflicht wird, unser Deutschland schärfer ins Auge zu fassen und neben dem Albernen, Schiefen, Schnöden sogar (Th. 3, S. 127) das Gute überall hervorzuheben. Wir haben deshalb nicht nöthig, unsere Blicke vom Auslande wegzuwenden; nur müssen wir durch diese Sternseherei uns nicht, wie das so leicht geschieht, zu dem Glauben verleiten lassen, dort sei Alles ohne Frage besser als zu Hause, und daß dem nicht so sei, möge uns denn auch aus manchen der vom Verf. mitgetheilten Skizzen französischer und englischer Literaten rc., die sämmtlich höchst interessant sind, entgegentreten. Da das Buch gewiß schon in Jedermanns Händen ist, so wäre hier die Aufzählung der gegebenen Skizzen am unrechten Orte; nur das sei hier bemerkt, daß eben der biographische Theil des Buchs für das Studium der neuern Literarhistorie von wesentlichem Nutzen ist, wohin denn auch die tüchtige kritische Relation über Goethe's „Romeo und Julie" wol gerechnet werden mag.

Die drei im Buche noch niedergelegten Erzählungen müssen jedem unverwöhnten Leser willkommen sein, und „Zweimal betrogen" ist insofern besonders hervorzuheben, als diese Erzählung eines, an sich nicht seltnen Ereignisses einen reichen psychologischen Schatz bietet. Endlich gibt der Verf. noch unter der Überschrift „Auf Streifzügen" eine Schnur epigrammatischer Gedichte, die zum Theil herb und derb genug sind. Allein wir mögen uns daran wol erbauen und erfreuen, da wir theils ihre Wahrheit anerkennen müssen, theils einem Spiegelhalter nicht zürnen können, der sich überall so liebenswürdig als edel und wohlmeinend bewährt, und das trifft sich in dieser Zeit nicht eben oft. **Friedrich Voigts.**

## Literarische Notizen.

Über die neueste deutsche Ausgabe von Klopstock's sämmtlichen Werken enthält die „Revue critique" von Cherbuliez folgende, besonders durch die Parallele zwischen Klopstock, Dante und Milton interessante Bemerkungen: „Klopstock ist einer der drei großen Dichter, welche ihre poetischen Anschauungen aus dem Christenthum geschöpft und siegreich bewiesen haben, daß das Heidenthum nicht das einzige Element der Dichtkunst sei. Nach Dante und Milton wußte er noch im christlichen Dogma eine lebendige Quelle erhabener Gesänge zu finden, welche bis in ihr Innerstes mit jener religiösen Harmonie erfüllt sind, die ihm eigenthümlicher zu sein scheint als seinen beiden Rivalen. Man suche hier nicht das hitzig sprudelnde Genie Dante's, nicht Milton's glänzende Einbildungskraft; Klopstock beschränkt sich mehr auf den wahrhaften geistigen Inhalt seines Gegenstandes; er ist immer gewichtig, streng und sein deutscher Mysticismus erscheint beiweitem spiritualistischer als der jener Beiden. Die Leidenschaft war's, welche Dante beseelte; in Milton's Entzückungen mischen sich hier und da theologische Spitzfindigkeiten, während man bei Klopstock immer nur den tiefen Glauben antrifft, die lebensvolle Frömmigkeit, die kräftig entwickelte religiöse Empfindung. Die „Messiade" bietet wol weniger Mannichfaltigkeit, Bewegung und Interesse dar als die „Göttliche Komödie" oder das „Verlorene Paradies", aber sie ist gleichmäßiger vom Anfang bis zum Ende und hält stets jenen reinen und erhabenen Stil, jenen majestätischen und strengen Gang fest, welche ein Werk dieser Art erfodert. Jedes dieser drei Gedichte entwickelt mit einem unbestreitbaren Übergewicht eine verschiedene Seite des Christenthums. Das erstere gehört dem Katholicismus an, es herrschen darin die plastische Tendenz, das stoffliche Symbol vor; das zweite gehört dem anglikanischen Protestantismus an, der Geist der Controverse macht sich darin Raum; das dritte geht von der Reform Luther's aus, das Drama mit seinen pomphaften Zierathen weicht der religiösen Hymne. — Die „Messiade" wendet sich nur an die wahrhaft religiösen Seelen oder an diejenigen ausgewählten Gemüther, welche Alles, was schön ist, zu würdigen und sich mit dieser erhabenen Poesie, mit diesen mystischen Entzückungen in Einklang zu setzen wissen, welche mehr gefühlt als analysirt sein wollen. Klopstock muß in seiner eigenen Sprache gelesen werden; übersetzt, verliert er das Hauptverdienst, welches seine Originalität begründet. Selbst wenn es — was uns unmöglich scheint — gelänge, die „Messiade" in französische Verse zu übersetzen, so würde doch der Alexandriner mit seinen unvermeidlichen Hemistichien und seinen einförmigen Reimen die reiche Prosodie des deutschen Verses nicht wiedergeben können. Dieselbe Bemerkung drängt sich auf, wenn man Klopstock's „Oden" betrachtet, die man als sein Meisterwerk ansieht, oder seine „geistliche Lieder" (der französische Berichterstatter braucht hier den deutschen Ausdruck), worin man denselben Schwung der Gedanken, dieselben religiösen Empfindungen wie in der „Messiade" antrifft. Es ist ein christlicher Dichter im entschiedensten Sinne des Worts. — Die hier angezeigte Ausgabe ist mit einer bemerkenswerthen Sorgfalt ausgestattet. Die Nettigkeit der Buchstaben, die Eleganz des Drucks, die Weiße des Papiers lassen nichts zu wünschen übrig. Es ist ein geschmackvoller Luxus, woran uns die deutschen Buchdrucker nicht gewöhnt haben" u. s. w. Es ist interessant, Klopstock zu einer Zeit, wo das Vaterland — undankbar genug — seiner noch wenig auf dem Forum der kritischen Gerichtsbarkeit gedenkt, in dieser anerkennenden Weise in Frankreich gewürdigt zu sehen. Man erinnert sich dabei an jenen pariser Abbé, von welchem uns ein deutscher Reisender erzählt, daß er den Originaltext der „Messiade" stets mit sich führt, sie für die erste Dichtung erklärt und selbst den Besuch öffentlicher Orte und jede Mußestunde dazu benutzt, in seiner geliebten „Messiade" zu lesen, obgleich er sie doch ziemlich auswendig wissen soll.

Ein für die Kenntniß der Wahlfrage nützliches Werk erschien unter dem Titel: „Des divers systèmes électoraux en France depuis 1789 jusqu'à nos jours", vom Marquis des Baux, Advocaten am königlichen Gerichtshofe. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 360. —— 25. December 1840.

## Vorschule der Politik von Wilhelm Götte.

(Fortsetzung aus Nr. 359.)

In dem zweiten Abschnitte betrachtet der Verf. die Folgen der Civilisation für das physische Leben: zunächst als Mittel zur Unterhaltung des Lebens die Arbeit in ihren drei Abtheilungen: Ackerbau, Fabrikation und Handel. Allein die Arbeit gewährt ihre Früchte nicht gleichmäßig, es entsteht eine Masse theils arbeits-, theils eigenthumsloser Armer. Gegen das Überhandnehmen der Anzahl der Letztern empfiehlt der Verf. Auswanderungen und Gründung von Colonien. Als Ursachen des Pauperismus nennt er aber: 1) allgemeine, a) Misverhältniß der Bevölkerung zu der Vertheilung des Bodens, b) Misverhältniß in der Vertheilung des baaren Geldes, c) die Industrie, d) die größern künstlichen Bedürfnisse der Jetztwelt, e) die Höhe der den Reichen nicht verhältnißmäßig treffenden Abgaben, f) das Prohibitivsystem und die indirecten Abgaben; 2) locale Ursachen, z. B. Gemeinheitstheilungen; 3) persönliche Ursachen, Müssiggang, Krankheiten u. dgl. Dann betrachtet der Verf. das Leben an sich, die Verhältnisse der Fortpflanzung, Nahrung, Kleidung und Wohnung, Gesundheit, Krankheit und Lebensdauer.

Gewiß bietet dieser Abschnitt, in welchem der Verf. bemüht gewesen ist, seinen Gegenstand bis ins einzelnste Detail zu erörtern, eine recht interessante Lecture dar; allein ungeachtet der richtigen und guten Darstellung der Einzelnheiten bezweifeln wir doch, ob der Verf. für die zur Sprache gebrachte Frage vom Pauperismus, um welche sich der ganze Abschnitt dreht, etwas Erhebliches an neuen Resultaten gewonnen hat. Die statistischen Angaben — auf welchen die ganze Frage beruht — sind meist ohne Bemerkung der Quellen gemacht, und da man weiß, wie unzuverlässig manche Quellen sind und wie wenig selbst die bloßen Zahlen ohne Angabe der nähern Umstände und Einzelnheiten eine richtige Vorstellung von den Zuständen geben können, so genügt in dieser Hinsicht die Arbeit des Verf. nicht. So gibt er z. B. für Frankreich eine Paupertät von mindestens 15 Procent an, jedoch so, daß für die nördlichen gewerbthätigen Gegenden ein weit größeres Verhältniß angenommen werden kann. Einigermaßen zuverlässige Angaben lassen sich nur über die öffentlich unterstützten Armen machen und die Zahl dieser gibt Villeneuve-Bargemont für Frankreich 1829 auf 1,586,340, also etwa 1/20 der Gesammtbevölkerung an. Die Anzahl aller wirklich Armen muß aber unendlich größer sein, wenngleich die Angabe in der „Revue encyclopédique" (Th. 52, S. 31), daß mehr als 20 Millionen täglich kaum 25 Centimen ein Jeder zu verzehren haben, übertrieben sein mag. Ebenso wenig zulänglich sind die Angaben über England. Die englische Armentaxe, sagt der Verf., beträgt an 100 Mill. Fl., nachdem sie in etwas mehr als einem Decennium nach dem Kriege um die enorme Summe von 5½ Mill. Pf. Sterl. gestiegen ist. In manchen und gerade den reichsten seiner Grafschaften beträgt die Zahl der Armen 63 Procent der Einwohner, in Liverpool besteht ⅓ der Bevölkerung aus Armen und die Zahl der aus den öffentlichen Fonds Unterstützten in England und Wales wird auf 40 Procent angeschlagen. Sollte hier von dem Betrage der Armentaxe die Rede sein, so durfte der bemerkbare Einfluß der Armengesetzgebung von 1834 nicht unerwähnt bleiben. Die englische Armentaxe betrug nämlich nach zuverlässigen Angaben („Bibliothèque universelle de Genève", Oct. 1836)

| | | |
|---|---|---|
| 1832 — 33 . . | 6,709,799 | Pf. Sterl. |
| 1833 — 34 . . | 6,317,255 | = = |
| 1834 — 35 . . | 5,518,000 | = = |
| 1835 — 36 . . | 4,720,000 | = = |

und das Verhältniß der Armen war auf dem Lande wie 1 . 9, in den Städten wie 1 . 6. Doch alle diese Zahlen geben von dem namenlosen Elende in den größern englischen Städten noch keine Vorstellung. In London hat eine Gesellschaft, welche Obdachlosen ein nächtliches Unterkommen verschafft, im Winter 18$\frac{39}{40}$ 7283 Personen, welche eines Obdachs entbehrten, aufgenommen.

Der Pauperismus ist ein Erzeugniß der neuern Zeit. Rousseau und Montesquieu finden große Ungleichheit in der Vertheilung der Glücksgüter nur insofern gefährlich, als damit die Reichen einen zu großen Einfluß gewinnen. Daß aber in kurzer Zeit sich aus diesem Misverhältnisse ein Krebsschaden bilden werde, der das innerste Leben der Völker zerstören kann und von dem eine nähere und größere Gefahr droht als von politischen Neuerungen, ahneten sie nicht.

Über den Grund des Pauperismus, die Möglichkeit, sowie die Mittel, ihm abzuhelfen, sind die Meinungen getheilt. Mit der Trennung natürlicher und

socialer Güter und mit dem Zunehmen des Gebietes der letztern sind die Bedingungen des Pauperismus gegeben. Wo der Mensch in einer reichen Natur lebt und ihm nicht blos Luft und Wasser, sondern die Erde, das Pflanzen- und Thierreich zur Benutzung offen steht, ist von keiner Armuth die Rede. Nach und nach sind aber die Güter der Natur zu socialen Gütern geworden und der Mensch, der in unsern civilisirten Staaten nicht durch eine gesetzliche Erwerbsart Antheil an ihnen erlangt hat, wird außer Luft und Wasser nichts mehr vorfinden, wonach er die Hände ausstrecken dürfte. Der Einzelne muß daher erwerben und damit vertheilen sich die vorhandenen Güter unter die Einzelnen. Früher war das einmal Erworbene in keinen übergroßen Massen gehäuft und in den Händen der Besitzer fixirt. Der Eigenthumskreis der Einzelnen war gegen das Ganze mit festen Grenzen umgeben. Diese Grenzen sind nun nach der französischen Ansicht, daß die Glücksgüter mobilisirt werden müßten, theilweise vernichtet. Die Güter sind also gleichsam flüssiger geworden und ihr Zusammenströmen an einzelnen Punkten ist damit erleichtert. Größere Massen ziehen immer die kleinern Quantitäten gleichartiger Stoffe, die in ihrem Bereiche vorhanden sind, an sich und nach diesem Gesetze strömen die Glücksgüter immer dahin zusammen, wo sich bereits eine Masse von ihnen angehäuft findet. Das Gewerbe- und Industriewesen befördert dieses Zusammenströmen und liefert immer größere Summen in die Hände Derer, welche mit größern Capitalien zu arbeiten vermögen. So sind denn die großen Massen der Völker von Glücksgütern, von den Vortheilen, welche sie gewähren, entblößt, sie sind gezwungen für die Reichern zu arbeiten, um ein aller Genüsse, ja aller menschlichen Cultur entbehrendes Leben zu fristen. Ein solcher Zustand ist an sich verwerflich; denn was auch gerade in Deutschland eine vornehmthuende Pedanterei dagegen sagen möge, er ist mit der Moral nicht zu vereinigen. Daß der Reiche, der seine Mittel benutzt, sich reicher zu machen und zu erhalten, der, weil er einmal das Geld, wonach Alles gemessen wird, in Händen hat, seine Macht benutzt und die Preise der Arbeit so stellt, daß der Arbeiter nichts als Fristung eines freudelosen Daseins gewinnt, mit dem Rechte in Einklang bleibt, ist freilich leicht zu zeigen. Allein damit ist die Frage nicht gelöst. Gegen die historischen Begriffe von Eigenthum und wohlerworbenen Rechten haben sich naturrechtliche Ansichten mit solchem Erfolge geltend gemacht, daß man heutzutage von der Rechtmäßigkeit einer Menge von Rechten — die man früher für ebenso heilig und wohlerworben hielt als Erbrecht und Eigenthum — keineswegs so vollständig überzeugt ist wie früher. Daß die größere Anzahl der Menschen in einem Elende verkümmert, welches sie von aller geistigen und physischen Ausbildung abhält, daß sie der Roheit, dem Verbrechen und der Strafe — die ihnen das pharisäische Vornehmthun der höhern Classen als verdient beimißt, um sie auf legale Weise verachten zu können — anheimfallen, empört das Gefühl eines Jeden, den nicht das eigene Interesse hart macht, in solchem Maße, daß er jede Rechtfertigung jenes Zustandes aus Recht und Religion als leere Spitzfindigkeit zurückweist. Der Pauperismus ist aber auch dringend gefährlich. Eine zahlreiche Menschenclasse hat bei dem Bestehen der Rechtsordnung, und somit des Staates, kein Interesse: sie ist vielmehr so roh geworden, daß sittliche Gründe keine Ehrfurcht gegen das Recht in ihr wecken, daß sie in dem Niederwerfen der rechtlichen Schranken ihren Vortheil findet. Schon Necker äußerte: „On pourrait dire qu'un petit nombre d'hommes après s'être partagé la terre, ont fait des lois d'union et de garantie contre la multitude, comme ils auraient mis des abris dans les bois pour se défendre des bêtes sauvages. Cependant on ose le dire, après avoir établi des lois de propriété, de justice, de liberté, on n'a presque rien fait encore pour la classe la plus nombreuse des citoyens. Que nous importent vos lois de propriété? pourraient-ils dire. Nous ne possédons rien. *Vos lois de justice?* Nous n'avons rien à défendre. Vos lois de liberté? Si nous ne travaillons pas demain, nous mourrons." Nun ist es freilich richtig, daß die Proletarier, eben weil sie roher und stumpfer sind, die volle Härte des auf ihnen lastenden Misgeschickes nicht so schwer fühlen. Schwerlich werden dieselben aber beständig den Ideen von Gleichheit und gleichem Anspruch auf Lebensgenuß verschlossen bleiben. Zu dem Pauperismus gesellt sich endlich noch eine Erfindung der neuern Staatskunst, welche ihn vollends zu einem furchtbaren Werkzeuge in der Hand Neuerungssüchtiger und Misvergnügter macht: die den materiellen Interessen eingeräumte überwiegende Geltung. Damit ist das einzige Mittel gegen verderbliche Krisen — der Beistand tüchtiger moralischer Elemente im Volke — in den Hintergrund gedrängt. Man hat Erhaltung des Bestehenden mit Erhaltung des Rechts verwechselt und das gemeine eigennützige Interesse der auf geistiger Erkenntniß und sittlicher Stärke beruhenden Vaterlandsliebe vorgezogen. Diese Kränkung und Erniedrigung des Edlern kann in der sittlichen Ordnung nicht ohne schlimme Folgen bleiben. Gäbe ein solcher Misgriff nur zu gerechtem Spotte Veranlassung (wir dürfen nur an den Spott der Franzosen über die Geltung des épicier erinnern), so wäre dieses eine verschmerzbare Folge: die schlimmere liegt in dem unausbleiblichen Untergange der moralischen und geistigen Elemente im Volke, welche die einzigen Rettungsmittel in socialen und politischen Krisen, aber keineswegs so stark sind, daß sie eine auch nur indirect kundgegebene Verachtung überdauern könnten. Indem man diejenige Classe, welche nicht durch Reichthum, Grundbesitz oder Gewerbsbetrieb die materiellen Interessen zu vertreten geeignet ist, sondern sich mit Wissenschaft und Kunst beschäftigt, von politischen Rechten ausschließt, hat man sie den Proletariern gleichgestellt und damit den einzigen sichern Verbündeten auf die Seite, von welcher Gefahr droht, hingeschoben. Vergebens wird man nach Mitteln suchen, den Pauperismus zu heben. Auswanderungen entfernen meist nur Diejenigen, welche noch so viel Mittel haben, sich auch im Vaterlande zu ernähren;

Colonisationen sind durch die Erfahrung nicht bewährt. Die belgischen Colonien schlossen 1832 ihre Rechnung nach zehnjährigem Bestehen mit einem Deficit am Capital von 254,771 Fl. Die reactionnairen Maßregeln, neue Beschränkung der Erwerbsfreiheit und Fixirung des Eigenthums sind theils unmöglich, theils gefährlicher als das zu heilende Übel, die Maßregeln der St.-Simonisten werden — wenn man es nicht der Zukunft überläßt, ob sie jemals praktisch werden, sondern sie plötzlich einführt — das Verderben, dessen langsames Herannahen man befürchtet, plötzlich herbeiführen. Eine Hinwegschaffung des Übels ist bei den socialen Verhältnissen, wie sie einmal sind, nicht zu hoffen: man kann dasselbe nur auf mannichfache Weise mildern. Eine verderbliche Krisis wird man aber weder durch Entfernung der Symptome des Übels, noch auch durch die Geltung Derer, welche bei dem Ausbleiben einer solchen Krisis ein materielles Interesse haben, sondern allein durch Belebung der moralischen Elemente im Volke vermeiden können.

In dem dritten Abschnitte, von dem sittlichen Leben, unterscheidet der Verf. Laster und Verbrechen, Moralität und Criminalität. Alle Handlungen des Menschen gehen aus Trieben und Neigungen hervor und sind an sich weder gut noch böse. Aber die Vernunft erzeugte die sittlichen Ideen und bezeichnete die Handlungen, welche mit dem von ihr aufgestellten Zwecke übereinstimmen, als gut, die aber, welche demselben widersprechen, als schlecht oder Laster, oder, insofern sie positive Lebensanordnungen verletzen, als Verbrechen. Die bloße Sitte bildet sich zur Moralität aus, in welcher das Gute aus freier Selbstbestimmung gethan wird. Die Grundlage des sittlichen Lebens ist die Familie, der Staat und das Vermögen. Die Moralität äußert sich a) im häuslichen, b) im geselligen Leben. Grundlage des häuslichen Lebens ist die Ehe. In dieser beruht die Keuschheit und sittliches Leben. Die Keuschheit steht — wie der Verf. aus der Geschichte nachweist — mit den Culturverhältnissen des Volkes in Verbindung. Eine einfache natürliche Lebensweise, Mäßigkeit, früh eingepflanzte Gottesfurcht und vor Allem Unbekanntschaft mit den Anreizungen zum Laster sind Bollwerke der Keuschheit. Die Civilisation, welche diese Simplicität hinwegnimmt, wirkt dagegen durchgehends nachtheilig. Keuschheit ist aber die Quelle aller Moralität: die Beflecktheit der Seele durch den Hang zur Unzucht ist ein Gifthauch, unter dem nicht blos die Blüte der Kraft, sondern auch der Adel der Seele dahinwelkt. Das Entschwinden der Keuschheit in einem Volke ist daher ein sittliches Verderben, dem das politische Verderben bald nachfolgt. Um diesem vorzubeugen, muß der Staat — der nicht blos eine große Gewerbeanstalt, sondern eine für die Tugend errichtete Gemeinschaft ist — die Erziehung der Jugend gehörig regeln, den Sinn für Gymnastik und körperliche Tüchtigkeit wecken, Luxus und Verweichlichung dagegen verächtlich machen. Dann zeigt der Verf. an Beispielen aus dem Alterthume (die neuere Zeit könnte ebenso schlagende aufzeigen), wie die Geselligkeit zum Zwecke der religiösen Erbauung, oder der Belustigung, sobald sich Gefühlsschwelgerei hineinmischt, Deckmantel oder Reizmittel der Unzucht werden kann. Rücksichtlich des geselligen Lebens preiset der Verf. die vergangenen Zeiten, wo größere Traulichkeit und „echt deutsche" Gemüthlichkeit herrschte, die Stände nicht so schroff geschieden waren (?), und selbst Fürsten in populairer bürgerfreundlicher Weise sich im Volke bewegten, entwirft ein abschreckendes Gemälde von der Seichtigkeit und Gemüthlosigkeit der Jetztwelt, in welcher man „Flitter und Tand, traurige Dürftigkeit hinter dem äußern Schrine matter Bildung, Kartenspiel, ästhetisches und politisches Gewäsch, Flügel und Fortepianos für Hände, die besser den Besen führten" u. s. w. findet und die Bedingungen eines wahren gesellschaftlichen Lebens, Öffentlichkeit und Gemeinschaftlichkeit vermißt. An Roheit gebe dabei unsere Zeit dem Mittelalter wenig oder nichts nach, unsere Erholungsmittel, namentlich das Kartenspiel, sind nur in physischer Hinsicht noch verderblicher als die des Mittelalters.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Leben des William Wilberforce in seiner religiösen Entwickelung dargestellt nach „The life of William Wilberforce by his sons *Robert Isaac* and *Samuel Wilberforce.* 5 Vols. London 1838", von H. F. Uhden. Mit einem Vorwort von Dr. Aug. Neander. Berlin, Besser. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Überall, wo nur einigermaßen Theilnahme an der Geschichte der Menschheit vorausgesetzt werden darf, wohnt schon dem bloßen Namen des wahrhaft ehrwürdigen Wilberforce die Kraft inne, die hohe Verdienststufe zu vergegenwärtigen, welche er sich durch die große und beharrlich verfolgte Hauptaufgabe seines Lebens neben den ebenbürtigen Geistern eines Beccaria, Lascasas, Howard, Thomasius, Washington u. A. auf immer gesichert hat. Da aber Wilberforce in seinem öffentlichen und häuslichen Leben jenen durch das lebendig-kräftige Evangelium geläuterten und verklärten Sinn unausgesetzt bewährte, der ihn zugleich den auf dem Gebiete des echten Glaubens und Liebens seltenern Heroen, wie einem Chrysostomus, Spener u. A. an die Seite stellt und ihn, unbefleckt von der Welt, mitten durch sie hindurchführte, einem Flusse vergleichbar, der sich durch einen See seinen eigenen Weg bahnt und in demselben noch lange das schöne Grün der Gebirgsthäler, in welchen er entsprungen ist, behält: so muß es wol ein eigenthümliches Interesse haben, ihn von der rein-christlichen Seite näher kennen zu lernen. Dazu wird unter uns mit dem besten Erfolge die vorliegende Biographie dienen, die in der nunmehrigen Art ihrer Composition durch die Anregung des Herrn Vorredners veranlaßt worden ist. Nämlich das gleich auf dem Titel bezeichnete, nach großartigem englischen Zuschnitte angelegte Werk enthält nicht sowol eine Lebensgeschichte des großen Mannes, als vielmehr eine reiche Materialiensammlung zu einer solchen, in ihr ungemein Vieles, was dem Horizonte und Interesse deutscher Leser ferner liegt und fremder bleibt. Nach geflissentlicher Ausscheidung dieser Bestandtheile und durch zweckmäßige Auswahl aus den anderweitigen reichhaltigen und für die Geschichte des christlichen Lebens wichtigen Materialien, sowie durch passende Verbindung derselben zu einem innern Ganzen ist nun diese Schrift entstanden, welche eine befriedigende Totalanschauung vermittelt und auf eigenthümliche Weise anzieht und fesselt. Sie erreicht dies namentlich dadurch, daß sie das äußere und innere Leben ihres Helden aufs innigste verschmilzt, in ihm nicht blos den hochstehenden Staatsmann, sondern auch den de-

müthigen Christen vorführt, erstern durch Entfaltung seines ganzen öffentlichen, in die Hauptinteressen seiner Zeit verflochtenen Lebens, letztern durch zahlreiche Mittheilungen aus Tagebüchern und Briefen, und man kann den Doppelweg durch das Gebiet der Geschichte und Betrachtung nicht zurücklegen, ohne am Ziele das Ergebniß zu finden, daß es doch eigentlich keine bessern praktischen Erbauungsbücher gebe als die Lebensschilderungen großer und guter Menschen.

Einen abermaligen Auszug aus dem Auszuge mag, ja darf Ref. den Lesern d. Bl. nicht bieten. Ihnen ist der rothe Faden, der sich durch Wilberforce's öffentliches Leben in seinem unablässigen Kämpfen für die Abschaffung des Sklavenhandels zieht, nach seinen Hauptwindungen auch aus dem Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" schon bekannt oder doch sofort erreichbar, und ist es ihnen um die nähere Kenntniß der einzelnen Momente in dieser für die Ehre der Menschheit so wichtigen Angelegenheit zu thun, so leistet dazu das von Hrn. Uhde seiner Schrift beigefügte verdienstliche Sachregister unter dem Artikel „Sklavenhandel" die erwünschteste Aushülfe. Das innere Glaubensleben des herrlichen Mannes aber erscheint nach den hier zusammengefügten Mittheilungen so aus einem Gusse, daß isolirt herausgenommene Äußerungen aus Tagebüchern, Briefen, Betrachtungen, Gebeten u. s. w. den beabsichtigten Eindruck weniger hervorbringen, vielleicht aber hier und da Misverständniß herbeiführen möchten. Es dürfte daher für die Erweckung des Verlangens, die ganze Schrift kennen zu lernen, am einladendsten sein, einzelne Züge aus des Mannes Leben und Wirksamkeit aneinander zu reihen, welche seine ehrenvolle Stellung auf den Höhen der Menschheit ahnen und durchschimmern lassen.

William Wilberforce (geb. zu Hull in der Grafschaft York den 24. Aug. 1759, gest. zu London den 29. Juli 1833) ward in den Grundsätzen der Kirchenlehre erzogen und, bewahrt geblieben vor dem Unglauben, hatte er von Kindheit an ein äußerlich sittliches Leben geführt. Allein erst um das fünfundzwanzigste Jahr seines Lebens erhielt er, hauptsächlich durch Isaak Milner, tiefere religiöse Eindrücke, die ihm seinen bisherigen Wandel im Spiegel des göttlichen Wortes ganz anders erscheinen ließen und in ihm den Entschluß befestigten, sich keine Ruhe zu geben, bis er den Frieden mit Gott gefunden hätte. Die neue, innere Lebensrichtung, die er gewonnen hatte, offenbarte sich auch in seinem äußerlichen Leben und er stand durch unausgesetzte Selbstprüfung im Lichte des göttlichen Worts so fest in dem Entschlusse, keines Menschen Knecht zu sein und die Ehre Gottes in Allem zu suchen, daß er sich mitten unter dem Kampfe der Parteien in einer vielbewegten Zeit von jedem verwerflichen Einflusse frei zu erhalten wußte. In seinen zahlreichen, geschäftlichen Berührungen mit vielen und höchst bedeutenden Männern seines Volks und seiner Zeit, die das in ihm vorherrschende christliche Princip mehr oder weniger ignorirten, verleugnete er selbst das Durchdrungensein von ihm nicht einen Augenblick und durch frommen Sinn, sittlichen Ernst und immer gleiche Begeisterung für Recht und Ordnung und wahre Freiheit erhielt er sich im Laufe seines ganzen öffentlichen Lebens selbst die Achtung der ihm gegenüberstehenden Partei. Dieselbe Gewissenhaftigkeit, an strenge Ordnung geknüpft und mit aufrichtiger und ausdauernder Liebe gepaart, bewährte er in seinem häuslichen Leben und namentlich in der Einwirkung auf die Erziehung seiner Kinder.

Für seine gesammte Thätigkeit fand Wilberforce den Centralpunkt in den Worten: „Das Werk, woran wir arbeiten, die Wahrheitlichtverbreitung, ist so alt als die Erde, welche wir bewohnen, und unsere Wirksamkeit hat in gewissem Sinne eine Ähnlichkeit mit der Wirksamkeit Gottes." Das besondere Hauptziel, welches er stets im Auge behielt und verfolgte, war die Aufhebung des Sklavenhandels, und er ist es, dem Millionen in fremden Welttheilen ihre Wiederherstellung zur wahren Menschenwürde, die Mittel zur zeitlichen Wohlfahrt und zum ewigen Heile zu verdanken haben, und in den Zeiträumen, die noch kommen sollen, zu verdanken haben werden. Was er hier erstritt, ist bekannt, und mag es auch sein, daß der Sklavenhandel noch immer nicht unterdrückt worden ist, vielmehr gerade jetzt grausamer und zerstörender als früher betrieben wird — doch wird und muß es England zu unvergänglich-glänzendem Ruhme gereichen, daß es den herrlich-großen Zweck mit den größten Opfern zu verfolgen willig war und noch immer nicht müde wird. Abgesehen von dieser Hauptaufgabe seines Lebens, nahm Wilberforce an allem Gemeinnützigen und Großen, was nur in seinen Bereich trat, den lebhaftesten Antheil. Für die Colonie der befreiten Neger in Sierra Leone, für die Ausbreitung des Christenthums in Indien, für das Gedeihen der Bibel- und Missionsgesellschaften, für die Sicherstellung des Unterrichts der Kinder in Fabrikstädten u. s. w. interessirte er sich aufs lebhafteste; gegen Erziehungsmethoden, die Eitelkeit und Nacheiferung zu den Triebfedern ihres Systems machten, z. B. die Lancaster'sche, erklärte er sich entschieden. Seine bereits im J. 1797 erschienene treffliche Schrift: „Praktische Übersicht des vorherrschenden religiösen Lehrbegriffs der Bekenner des Christenthums in den höhern und mittlern Ständen dieses Landes, verglichen mit dem wahren Christenthume", trug zur Belebung eines neuen christlichen Lebens in seinem Vaterlande sowie zur Begründung der großen, einflußreichen christlichen Vereine für die Verbreitung des göttlichen Wortes und die Bekehrung der Heidenvölker ungemein viel bei. Bis zum J. 1826 erlebte sie 15 Auflagen, zum Theil in sehr vielen Abdrücken. Deutschland verdankte die Subsidien, welche es nach dem Freiheitskriege von England aus erhielt, eigentlich Wilberforce; denn er bewirkte im J. 1814 die Zusammenkünfte „zur Unterstützung der Deutschen", an welchen Prinzen, Minister, Bischöfe u. s. w. Antheil nahmen.

Im Besondern mögen folgende Züge zu seiner Charakterisirung dienen. Als er 1786 nach seiner entschiedenen Ergreifung des Christenthums zum ersten Male wieder mit seiner Mutter und Schwester zusammentraf, fürchteten diese an ihm eine ganz außergewöhnliche und sonderbare Weise zu finden; aber Alles, was sie bemerkten, war größere Freundlichkeit und Gemüthsruhe. Er hatte sich vorher als Regel seines Betragens niedergeschrieben, freundlicher und liebevoller als je gegen seine Mutter zu sein, sie mehr um Rath zu fragen, Achtung für ihr Urtheil und viel mehr Demuth an sich selbst zu zeigen als Unzufriedenheit mit Andern. Er führte seinen Vorsatz so aus, daß eine Freundin seiner Mutter zu derselben sagte: „Wenn das Thorheit ist, so hoffe ich, wird er uns Alle dazu bringen" (S. 21).

(Der Beschluß folgt.)



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 361. —— 26. December 1840.

Vorschule der Politik von Wilhelm Götte.

(Fortsetzung aus Nr. 360.)

Rücksichtlich der Criminalität leitet der Verf. das Verbrechen zwar nicht unbedingt aus der Unsittlichkeit her, sondern nimmt als zur Erzeugung der Verbrechen mitwirkende Umstände Reichthum und Armuth an. Laster soll sich mehr auf Seiten des Reichthums, Verbrechen mehr auf Seiten der Armuth finden. Das Laster reiße den Menschen, auch wenn er einsehe, daß er sich schade, fort, beim Verbrechen bestimme er sich für einen erkannten Zweck, zu dessen Erreichung er ungesetzliche Mittel wähle. Bei dem Verbrechen sei daher immer Überlegung (praemeditatio) und Absicht zu schaden (dolus) (??). Die Verbrechen classificirt der Verf. demgemäß so, daß sie entweder 1) ein positives Gut; a) den Besitz einer Sache, b) Genuß eines Vergnügens, Stillung einer Leidenschaft, der Rache u. s. w. erstreben. Erstere sollen aus dem Mangel fließen und den Armen eigenthümlich sein; letztere aus Übermuth, und also den Wohlhabenden. 2) Die zweite Hauptclasse von Verbrechen, welche ein Übel verhindern oder hinwegräumen wollen, sind die mannichfachen Mordthaten, die aus andern als den sub 1 gedachten Quellen fließen, durch welche der Verbrecher das aus einer Beleidigung entstehende Gefühl der Rache, des Hasses, den Neid, die Furcht vor Schande, vor Leiden (Duell, Kindermord, Selbstmord) aufheben will. Auch politische Verbrechen gehören hierher, denn sie wurzeln im Parteihaß. Die ganze erste Hauptclasse und von der zweiten Classe Kindermord und politische Verbrechen fallen in hochcivilisirte Zeiten. Diese Behauptung sucht der Verf. — welcher ganz richtig bemerkt, daß im heidnischen Alterthume Selbstmord unter Umständen für eine moralisch gute Handlung galt — durch criminalstatistische Notizen zu rechtfertigen. Die civilisirtern Zeiten entbehren der Tugenden, welche persönliche Hingebung und großartige Selbstverleugnung voraussetzen, dagegen schätzt man Tugenden (?), welche zum Besitze führen, Sparsamkeit und Erwerbfleiß. Wohlthätigkeit ist in neuerer Zeit nicht sowol Folge der Menschenliebe, als vielmehr der Klugheit, da ohne Unterstützung der Armen die Reichen ihren Reichthum nicht behaupten könnten.

Dieser Abschnitt des Buches ist nun nach unserer Ansicht der beiweitem schwächste und entspricht seinem Zwecke, der Staatskunst propädeutische Lehren über das sittliche Leben der Menschen zu geben, am allerwenigsten. Oft streift sogar die Darstellung, der man Frische und Lebendigkeit nicht absprechen kann, an leerer Declamation her, sodaß man statt tüchtiger wissenschaftlicher Forschungen, welche man nach dem Titel des Buches erwartet, eine bloße, freilich sehr gut geschriebene Unterhaltungslecture erhält. Der Unterschied des Tüchtigen und Untüchtigen liegt hier nicht in der Form, sondern in der Sache. Heutzutage kann jeder Gebildete ohne große Mühe einen Gegenstand in fließendem Style besprechen: die gute Darstellung ist ein unerlaßliches Erfoderniß für strengwissenschaftliche, sowie für Erzeugnisse aus einer niedern Sphäre geworden. Hieraus entsteht aber sehr leicht eine Täuschung der Schreibenden wie der Lesenden: beide stellen die Sache selbst in den Hintergrund und legen jeder gutgeschriebenen Darstellung, welche vielleicht dem Inhalte nach in die niedern Sphären der Literatur gehört, der Form wegen eine unverdiente Bedeutung bei. Von welcher Erheblichkeit diese Täuschung sei, zeigt das Beispiel Frankreichs, wo die Ansichten der Zeit über die wichtigsten socialen und politischen Fragen durch gut geschriebene Romane bestimmt und geleitet sind, denen selbst nach dem Urtheile der bessern Kritiker Frankreichs jeder wissenschaftliche und philosophische Werth fehlt und deren ganzes Verdienst sich auf eine große Gewandtheit und Lebendigkeit des Styls beschränkt. Obgleich in Deutschland der strengere wissenschaftliche Sinn vor so groben Misgriffen bewahrt, so zeigen doch einzelne Erscheinungen, daß es Zeit ist, in dieser Hinsicht eine strenge Kritik zu üben und diejenigen Leser zu enttäuschen, welche ein Wohlbehagen daran finden, daß ihnen Erörterungen der ernstesten und wichtigsten Gegenstände des magern Inhalts und der glatten Form wegen so leicht eingehen.

Der Verf. hatte das moralische Leben der Menschen, sofern es Gegenstand der Staatskunst ist, zu betrachten. Diesem Zwecke entspricht es, daß er die der Rechtsphilosophie angehörigen Forschungen über das Princip der Moralität und Sittlichkeit übergeht und das Leben, wie es sich praktisch in gewissen Kreisen des Daseins bewegt und moralisch gestaltet, zur Anschauung bringen will. Allein auch von diesem Standpunkte aus genügt das Gegebene nicht. Das sittliche Leben offenbart und bildet sich in

den engern und weitern Kreisen, in welchen das Individuum sich bewegt und welche es mit der Außenwelt verbinden, in der Familie, der Gesellschaft, dem Staate. Der engste Kreis ist die Familie. Diese beruht auf der Ehe, der Subsistenz des gemeinsamen Lebens, und der Erziehung und Absonderung der Kinder. Wenn nun der Verf. blos von der Ehe, als einem Beförderungsmittel der Keuschheit und Zucht, und von dem geselligen Leben spricht und sich über die Folgen der Unzucht und die Flachheit und physische und moralische Verderblichkeit der geselligen Vergnügungen der heutigen Zeit mehr im raisonnirenden und declamirenden Tone ausläßt, so ist damit seine Aufgabe ungelöst geblieben. Die Ehe als Grundlage der Familie ist mehr als Beförderungsmittel der Keuschheit, diese ist nicht der Inbegriff aller Tugenden, sondern ihr Fehlen ist nur ein Merkmal der Auflösung des sittlichen Bandes überhaupt. Die Familie ist der engste Kreis, in welchem der Einzelne mit dem Ganzen zusammenhängt und sittliche Bildung erhält. Sittlichkeit liegt nicht im Lernen einzelner Tugenden, die geübt werden sollen, sie liegt im Wollen des Guten, und was gut sei, lehrt das Gewissen; der Mensch hat die Berechtigung, in sich und aus sich zu wissen, was Recht und Pflicht sei. In der Familie lernt der Mensch zunächst nicht blos das ihm Angenehme, zu dem ihn die sinnliche Natur treibt, für gut zu halten: er muß sein Wollen und Wünschen mit dem sittlichen Ausdrucke des Kreises, in dem er lebt, in Einklang bringen. Hier spricht sich seine Sittlichkeit als Liebe aus. In den weitern Kreisen der Gesellschaft und des Staats, im geselligen und öffentlichen Leben läutert sich sein Wollen noch mehr nach dem Ausdrucke dieser Kreise, es spricht sich als Gemeingeist und endlich als Vaterlandsliebe aus. In allen drei Ausdrücken der Sittlichkeit waltet das Unterordnen des eigenen Interesses unter den Zweck einer größern Gesammtheit vor: wie in der Familie der Einzelne nur Glück und Frieden in der Opferung seiner Kräfte für die Seinigen findet, so ist auch geselliges und politisches Glück nicht in dem Verfolgen eines persönlichen selbstnützigen Interesses, sondern nur im Erstreben des Wohls der Gesellschaft, des Staats begründet. Gerade in diesen weitern Kreisen ist jetzt eine Läuterung nothwendig. Die sittliche Idee der Familie ist dem Menschen von der Natur so fest eingeprägt und wird von Naturtrieben so fest getragen, daß hier ein Zweifel oder Misgriff nicht so leicht mehr möglich ist. Auf die Gesellschaft und den Staat, an welche Naturtriebe nicht so unmittelbar fesseln, muß jene in der Familie zum Bewußtsein gekommene Idee erst übertragen werden. Hierbei wird nun im Handeln und Lehren um so leichter geirrt, als die Elemente dieser größern Kreise mannichfacher sind und den sittlichen Ausdruck der Gesellschaft und des Staats, dem der eigennützige Sonderwillen sich fügen soll, nicht so klar zur Anschauung bringen. Deshalb hat hier der Eigennutz immer noch einen größern Einfluß gehabt, wir bemerken statt des Gemeinsinns oft Kasten-, Zunft- und Adelssinn, statt der Vaterlandsliebe oft eigennützige Wünsche der Abänderung und ein ebenso eigennütziges Festhalten am Bestehenden, daneben, als Zeichen totaler sittlicher Schwäche und Unfähigkeit, das Verhältniß des Einzelwillens zum sittlichen Geiste des Ganzen zu begreifen, einen Knechtssinn, dem jede irdische Größe imponirt, der in Demuth vergeht, und freilich leicht regierbar, aber nicht zuverlässig und ohne sittlichen Werth ist.

Aus diesen Andeutungen folgt, wie wenig des Verf. Arbeit, die bei der Familie nur die Keuschheit, bei der Gesellschaft nur gesellige und religiöse Vereine ins Auge faßt, dem vorgesteckten Plane genügt.

In Beziehung auf Verbrechen und Strafen ist des Verf. Eintheilung nach den Zwecken und Anreizungen, welche den Verbrecher leiteten, nicht brauchbar. Nach diesen Classificationen läßt sich durch Hülfe der Criminalstatistik kein Resultat gewinnen, weil diese uns die in den einzelnen Fällen vom Verbrecher verfolgten Zwecke nicht mittheilt. Überhaupt ist die Criminalstatistik noch nicht so weit ausgebildet, daß sie über den moralischen Zustand der Völker sichere Resultate liefern könnte. Der Umstand, daß man blos über die entdeckten Verbrechen Angaben besitzt, zwingt zu der Annahme, daß das Verhältniß zwischen der Zahl der entdeckten und nicht entdeckten Verbrechen nicht immer ein gleiches sei, daß sich also Einrichtung und Thätigkeit der Policeibehörden in den verschiedenen Ländern und Zeiten gleiche. Schon aus diesem Grunde können die Resultate nur ungefähre sein. Genauere Beobachtungen (zu welchen der Aufsatz von Quetelet in der „Revue encyclopédique", Th. 57, S. 544, übrigens eine dringende Auffoderung enthält) über das Verhältniß der Verbrechen und Strafen zu den übrigen socialen Elementen fehlen noch und deshalb lassen sich auch nur allgemeine Resultate gewinnen. So sind Verbrechen gegen das Eigenthum in civilisirten Ländern, Verbrechen gegen Personen in minder civilisirten Ländern häufiger. Die Motive zu manchen Verbrechen, Kindermord, Duell, Selbstmord (sofern man diesen hierher zieht) kommen nur in civilisirtern Ländern vor und im Ganzen werden von Frauen weniger Verbrechen begangen als von Männern. Der Verf. ist auch nur zu diesen allgemeinen Resultaten gekommen, die er durch — freilich ohne Angabe der Quellen gemachte — statistische Notizen rechtfertigt. Im Allgemeinen wird sich in den modernen civilisirten Staaten ein ähnliches Verhältniß finden wie das von Guerry für Frankreich angegebene. Hier wurden 1825—31 durchschnittlich jährlich 5300 Verbrechen gegen Eigenthum und 1900 Verbrechen gegen Personen begangen. Von 100 Verbrechen der letztern Art wurden 86 von Männern, 14 von Frauen, von 100 Verbrechen der erstern Art 79 von Männern, 21 von Frauen verübt. Die meisten Verbrechen kamen bei beiden Geschlechtern auf Personen, die zwischen 25 und 30 Jahr alt waren. Von 14 Vergiftungen kamen 12 auf Frauen, von 100 Vergiftungen waren 35 Folge eines ehebrecherischen Verhältnisses.

Der beste Theil des Götte'schen Buches ist endlich der vierte und letzte Abschnitt, über das geistige Leben der

Menschheit. In der Einleitung gelangt freilich der Verf. zu keinen tröstlichen Resultaten. Die vorchristliche Menschheit entwickelte sich unter der einseitigen Form des Staats, sodaß das Leben streng national blieb. Diese Schranken hat das Christenthum entfernt, indessen die sittliche und geistige Vollendung, auf welche Christus hinwies, ist nicht erreicht, und die von ihm ausgehende Quelle der Weisheit ist, je entfernter von ihm, desto trüber und unreiner geworden. Eine allgemeine Fortbildung des Menschengeschlechts, eine Erziehung, durch welche Resultate für die Gesammtheit erlangt werden, gibt es nicht, vielmehr ist die Menschheit auf jeder Stufe zu wahrer Humanität auf ihre Weise fähig, und hiermit fähig, dem Schöpfer, der Alles mit gleicher Liebe umfaßt, auf jeder Stufe zu gefallen. Die fortschreitende geistige Bildung setzt keineswegs Fortschritte im Leben selbst voraus, sondern erscheint auch neben Rückschritten. Sie begründet das Glück der Menschheit nicht, denn dieses ruht im sittlichen Handeln, welches nur aus Energie des Willens hervorgeht. Höhere Bildung bricht aber die Energie und steigert den Egoismus. Steigerung des wissenschaftlichen Sinnes ist, da der Trieb, sich zu belehren, dem Alter eigen ist, ein Zeichen des Alterns der Menschheit.

Diese einleitenden Gedanken, in welchen der Verf. immer jede Klippe, an welcher der Geist des Menschengeschlechts scheitern kann, als unvermeidliches Ziel seiner Reise festhält und hinter dem Trostlosen nichts höheres Tröstliches kennt, werden nach einer Übersicht der folgenden von der Erziehung und dem Unterrichte und der Literatur handelnden Capitel am besten gewürdigt werden können. Das Princip der Erziehung ist staatsbürgerliche Trefflichkeit und alle Erziehung ist Staatspädagogik. Denn wenn es außer dem Staatsleben kein anderes vernünftiges Leben gibt, so kann auch nur die Erziehung vortrefflich sein, welche zu jenem anleitet. Eine solche Erziehung kennt nur das Alterthum. Das Christenthum, welches bei der Reinigung der Einzelnen und der Familien anfängt, achtet zu wenig auf den Staat; in dieser Hinsicht können aber kräftige Schritte zu einem erfreulichen Ziele führen. Formell ist das Princip der Erziehung Gewöhnung: sie muß sich über die Jugendzeit hinaus auf das ganze Leben erstrecken und vom Staate, welcher hiermit als Erziehungsanstalt des Menschengeschlechts erscheint, durch Entfernung zweier der Freiheit und Sittlichkeit widerstreitenden Übel — der thierischen Roheit und der übertriebenen Verfeinerung — zu leiten. Er hat nicht blos durch Lehre, sondern hauptsächlich durch Benutzung des Nachahmungstriebes im Menschen zu wirken. Wenn dann endlich Christenthum und Wissenschaft das Leben durchdrungen haben, so wird vielleicht das antike Princip von der Subordination des Einzelnen unter den Staat und das moderne von der Selbständigkeit des Individuums in einer höhern Einheit aufgehen. Dann wird die Staatspädagogik nicht blos eine einseitig auf Staatszwecke gerichtete sein, sondern die Erziehung des Einzelnen als rein menschliche und absolute umfassen. Ein solches Gut wird aber die Bildung aus sich selbst nicht erzeugen, es würde dazu vielmehr einer Lykurgischen Autorität bedürfen.

(Der Beschluß folgt.)

---

Leben des William Wilberforce in seiner religiösen Entwickelung dargestellt rc. von H. F. Uhden. Mit einem Vorwort von Dr. August Neander.

(Beschluß aus Nr. 360.)

Bei den Parlamentsdebatten über die Abschaffung des Sklavenhandels rühmte sich ein Westindier, daß seine Sklaven wohl genährt, gekleidet und unter gutem Obdach seien. „Wie", rief Wilberforce aus, „ist das Alles, worauf ein vernünftiges Wesen Anspruch macht? Sind die Gefühle des Herzens nichts? Wo ist denn geselliger Umgang und Familienglück? Wo das Bewußtsein der Unabhängigkeit, die Aussicht möglichen Überflusses und Ansehens? Wo sind freiwillige Dienstleistungen und dankbare Erwiderungen? Wo ist vor Allem das Licht des religiösen Glaubens und die Hoffnung des ewigen Lebens? Ich bin so weit davon entfernt, dem ehrenwerthen Herrn für die Nahrung, Kleidung und Wohnung, deren er sich rühmt, zu danken, daß ich gegen die Weise protestire, in der er derselben erwähnt hat; denn dies heißt, den Menschen dem unvernünftigen Thiere gleichsetzen und die höhern Eigenschaften unserer gemeinschaftlichen Natur verhöhnen" (S. 107 fg.).

Ein Parlamentsmitglied, Courtenay, machte einen heftigen Angriff auf die Minister in Rücksicht auf die Behandlung der Staatsgefangenen; er rief für dieselben in einem höhnenden Tone ausdrücklich das Mitleiden Wilberforce's an. Dieser kannte aber genau die Verwaltung des in Rede stehenden Gefängnisses, sowol durch persönliche Einsicht — ein Liebeswerk, an welches er schon lange gewöhnt war — als auch durch unausgesetzte Mittheilungen eines der besuchenden Magistratsmitglieder. Er war während der Verhandlungen in das Haus getreten, hörte Courtenay sprechen und konnte ihn widerlegen. Wilberforce sagte: „Der ehrenwerthe Herr erzählt uns, daß die Gefangenen verhungern. Aber was sagt eine besuchende Magistratsperson, welche mir vor kurzem das Ergebniß ihrer Beobachtung gesendet hat. Mit Erlaubniß des Hauses will ich die Worte selbst lesen: — ich sah ihr Mittagsessen, besser würde ich es nicht für meine eigene Tafel wünschen; es war Roastbeef und Plumpudding. — Ei Sir! und mein Freund ist Doctor der Theologie. Ach, diese Beschreibung erinnert mich an Pfarr Adams' Verdutztsein; als die Postkutsche bei einem Herrenhause vorbeifuhr, versicherte ihm einer der Reisenden, der Eigenthümer sei der beste Gatte und Vater, sowie der edelste Freund in der ganzen Welt; ein Anderer wachte in demselben Augenblicke mit dem Ausrufe auf: was für ein herrliches Gut! was für ein Jammer, daß es einem solchen Schurken gehört! Pfarr Adams wurde in seiner Einfalt zu dem Schlusse verleitet, daß sie von zwei verschiedenen Personen sprechen müßten. Obgleich ich nun nicht meine, dem Hause die Einfalt eines Pfarr Adams Schuld zu geben, so könnte es doch, wenn es diese unähnlichen Berichte hört, zweifeln, ob derselbe Ort beschrieben wird." Nach einigen Tagen, als der Gegenstand wieder im Hause vorkam, versuchte Courtenay eine Erwiderung und beklagte sich über den Witz, womit er behandelt worden sei. Wilberforce belehrte ihn in seiner Antwort, „daß ein religiöser Mann auch bisweilen einen Witz äußern könne", und erinnerte ihn zugleich daran, „es sei durchaus kein zwingender Grund, warum irreligiöse Leute nicht auch mürrisch sein könnten" (S. 150 fg.).

Als er im März 1799 die Abschaffung des Sklavenhandels wieder beantragte und das Verderben hervorhob, welches die Fortsetzung des Handels Afrika bringe, sagte er: „Die Küste dieses großen Continents ist in einer Strecke von 4000 englischen Meilen durch den Einfluß dieses Handels in dem niedrigsten Zustande von Dunkelheit, Unwissenheit und Blut-

vergießen erhalten. Das ist der Erfolg des Verkehrs mit Europa. Denn gegen alle Erfahrung ist die Civilisation des Innern drei Jahrhunderte vorgerückt, doch eben da kann auch verderblicher Einfluß dieses Tod bringenden Handels wahrgenommen werden. Der Sturm auf der Oberfläche regt auch allmälig die stillen Tiefen des Oceans auf." Wiederum warnte er das Haus, „nicht den Zorn des Himmels herbeizurufen durch die Verhärtung, mit der in einem erkannten Unrecht fortgefahren werde. Ich meine nicht, daß wir die rächende Hand der Vorsehung in Orkanen und Erdbeben schauen werden; aber es gibt eine bestimmte Ordnung in Gottes Regierung und eine feste Verbindung zwischen Laster und Elend, welche mittels natürlicher Ereignisse Seinen Willen auswirkt und Sein Regiment rechtfertigt" (S. 153).

Im J. 1800 hatte der geringe Ausfall der Ernte die allgemeine Unzufriedenheit erhöht und das Parlament ward zusammenberufen, um sich wegen der zu erwartenden Theuerung zu berathen. Wilberforce, Mitglied des deshalb im Unterhause erwählten Comité, nahm sich dieser Sache mit dem größten Eifer an. Er benutzte seine ausgebreitete Correspondenz, um aus allen Theilen des Landes Nachrichten einzuziehen, und drang darauf, daß man entschiedene Maßregeln ergreife. Er wünschte, die höhern Stände sollten sich nicht blos scheinbaren, sondern wirklichen Entbehrungen unterziehen, um so dem Volke Muth zu machen, daß es seine Noth besser tragen könne. „Man vergleicht unsern Zustand mit dem eines Schiffs, das auf halbe Rationen gesetzt ist; aber dies geschieht dann auch mit den Offizieren, nicht blos mit der Mannschaft." Er gab in diesem Jahre 3173 Pf. Sterl. für wohlthätige Zwecke (S. 163).

Wenn für etwas auf Religion und Sittlichkeit Bezügliches im Parlamente ein Anwalt gesucht wurde, so war der Erste, auf den man gewöhnlich verfiel, Wilberforce, sodaß er bei mehren Veranlassungen erklären mußte, den Antrag nur in dem Falle stellen zu wollen, wenn sich kein Anderer dazu fände. So ging es mit dem Vorschlage einer öffentlichen Belohnung für Jenner, den Erfinder der Schutzpockenimpfung, wie auch mit einem Antrage auf Abschaffung der Stierhetzen in England (S. 167).

Im J. 1807 wollte das Ministerium dem römisch-katholischen Collegium zu Maynooth in Irland eine erhöhete Unterstützung des Staates zukommen lassen. Wilberforce, obwol geneigt, den Katholiken politische Rechte zu gewähren, kannte den Indifferntismus in religiösen Dingen als die Quelle dieses Antrags, hielt die Beförderung des Katholicismus für das Unglück Irlands und meinte, sich entschieden dagegen erklären zu müssen, indem er nicht „ein Ehrenmitglied aller Religionen" sei (S. 209).

Seine religiöse Ansicht von der Entwickelung der Geschichte spricht sich auch in seinem Urtheile über Napoleon aus. „Dieser Mann ist offenbar ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung. Wenn Gott seine Absicht mit ihm erreicht hat, wird er wahrscheinlich zeigen, wie leicht er es von sich thun kann." (S. 219.)

Als er im J. 1809 auf eine Anfrage bei Perceval erfuhr, daß der Anfang der Parlamentssitzungen auf Montag, den 16. Januar, angesetzt sei, wies er denselben darauf hin, wie durch diese Bestimmung so Viele zum Reisen an einem Sonntage veranlaßt würden, und bat, wenn es möglich wäre, um eine Änderung. Er erhielt zur Antwort: „Mein theurer Wilberforce! Sie werden sich freuen, zu hören, daß die Zusammenkunft des Parlaments bis zum Donnerstag, den 19., verschoben ist, um die Übelstände zu vermeiden, auf welche Sie aufmerksam gemacht haben." Der Sonntag war der einzige Tag, an welchem Wilberforce mit seiner Familie traulich leben konnte. An den andern Tagen hörte jede Möglichkeit eines solchen häuslichen Lebens auf. „Ich bin dann", pflegte er zu sagen, „wie ein Unverheiratheter." (S. 224 u. 228.)

Mit der Ausnahme, welche Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III. und die übrigen hohen Herrschaften 1814 in London gefunden hatten, war Wilberforce nicht ganz zufrieden. „Wir haben nun wie Hiskias den Prunk unserer Reichthümer, unseres Goldes und Silbers aufgewiesen; wir haben sie mit unsern Banketten gesättigt, aus denen sie sich, wie ich höre, nichts machen. Warum haben wir sie nicht zu ernsthaften Dingen außer einer Quäkerversammlung geführt? Ich habe nichts dagegen, daß man sie zu Zeugen unserer Größe macht, und es gefällt mir, daß man ihnen unsere Hochachtung und Bewunderung beweist; aber warum ihnen das Nützliche vorenthalten? (S. 270.)

Als Blücher nach der Schlacht bei Belle-Alliance seinen Adjutanten an den Prinz-Regenten geschickt hatte, um demselben Bericht zu erstatten, und dies geschehen war, fragte der Prinz-Regent: „Hat der Marschall Blücher Ihnen sonst noch einen Auftrag gegeben?" „Ja", war die Antwort. „Er beauftragte mich, Wilberforce von Allem zu benachrichtigen, was vorgegangen ist." „So gehen Sie auf alle Fälle selbst zu ihm", erwiderte der Prinz; „Sie werden sich über ihn freuen." (S. 281.)

Doch genug der Mittheilungen über ihn, da aus ihnen klar hervorgeht, welch' ein Sinn in ihm war und welche hohe Achtung er genoß. Nur noch wenige Worte über den Abend seines Lebens und seinen Abschied von demselben.

Im Februar 1825 schied er aus dem Parlamente und bestimmte Burton zum Erben seines Platzes bei der Leitung der Sklavenangelegenheit. Von allen Seiten bedauerte man seinen Austritt. Burton erinnerte ihn an die Inschrift der Karthaginenser auf das Grab Hannibal's: „Wir vermißten ihn am Tage der Schlacht." Romilly pflegte von ihm zu sagen: „Er war der wirksamste Redner im Hause der Gemeinen", und selbst Pitt hatte mehrfach über ihn geäußert: „Von allen Menschen, die ich je gekannt habe, besitzt Wilberforce die größte natürliche Beredtsamkeit." Die letzten Jahre seines Lebens brachte Wilberforce auf seinem Sitze Highwood Hill, 10 Meilen nördlich von London, zu; bisweilen lebte er längere Zeit bei seinen Söhnen von welchen der eine Vicar zu East Farleigh in der Grafschaft Kent, der andere Rector zu Brighstone auf der Insel Wight war. Zu seiner Stärkung war er im Mai 1833 zum Besuch der Bäder nach Bath gegangen; hier erkrankte er ernstlich und wendete sich im Juli nach London, um den Dr. Chambers zu brauchen. Am 27. Juli hatte er mehre Anfälle vom Schlage. Seinem Ende nahe, sagte er: „Ich bin in einem sehr leidenden Zustande." „Ja", war die Antwort, „aber Sie haben Ihren Fuß auf dem Felsen." „Ich wage nicht", erwiderte er, „so bestimmt zu sprechen; aber ich hoffe, ich habe." Dieser Ausdruck seines demüthigen Glaubens war sein letztes Wort. Er starb um 3 Uhr Morgens, Montag den 29. Juli 1833, fast 74 Jahre alt. Das Parlament beschloß, seine irdische Hülle in der Westminsterabtei beizusetzen. Dem Leichenbegängnisse folgten die Mitglieder beider Häuser, und als Träger des Leichentuchs sah man den Prinzen von Gloucester, den Lord Kanzler und den Sprecher des Unterhauses. In York und Hull waren bei dieser Gelegenheit öffentliche Versammlungen; die Grafschaft errichtete ihm zu Ehren eine Zufluchtsstätte für Blinde und seine Vaterstadt eine Denksäule. In Westindien und Neuyork legte die farbige Bevölkerung bei der Todesnachricht Trauer an. 45.

---

## Literarische Notiz.

Ein satirisches Werk unter dem Titel: „Muséum parisien. Histoire physiologique, pittoresque, philosophique et grotesque de toutes les bêtes curieuses de Paris et de la banlieue; pour faire suite à toutes les éditions de M. *de Buffon*", erscheint in Lieferungen mit 300 Zeichnungen von Granville, Gavarni, Daumier, Traviès und H. Monnier; der Text ist von Louis Huart. Die vierzehn ersten Lieferungen enthalten unter Anderm folgende Gattungen: Der Löwe, die Löwin, der Panther, der Tiger, der Luchs, die Heuschreckengrille, der Tiger im Dienst eines „Lion" u. s. w. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 362. —— 27. December 1840.


Vorschule der Politik von Wilhelm Götte.

(Beschluß aus Nr. 361.)

In Ansehung der Methode der Erziehung wird die Tendenz der heutigen Zeit, welche sofort Früchte ihrer Thätigkeit verlangt und nur eine äußerlich glänzende geistige Nothreife erzielt, streng getadelt. Dann bespricht der Verf. in der Kürze die Bell-Lancaster'sche, die Pestalozzi'sche Methode, den Philantropismus und Humanismus. Dieser ist von den realistischen Tendenzen der Philantropie nicht einmal erschüttert, viel weniger verdrängt. Die Gestaltung des heutigen Schulwesens leitet der Verf. aus dem Charakter des Deutschen, seiner Anlage zum geistigen Fürsichsein und zur Abtrennung vom Leben, aus der monarchischen Verfassung Deutschlands, aus der Reformation, der praktisch-mercantilischen Richtung des vorigen Jahrhunderts, dem Kampfe der pädagogischen Principien und dem Kampfe des Lebens mit der Schule. Denn die von der Reformation belebte Wissenschaft würde bald in scholastische Erstarrung versunken sein, wenn nicht die Philosophie hülfreich hinzugetreten wäre, welche auf eine der Natur und dem Bedürfniß des Menschen angemessene Erziehung hinwies. Diese praktische, am Ende zum Materialismus führende Philosophie brachte die Philantropie auf, diese führte zum Principienstreite, und aus diesem geht das letzte, jetzt wirkende Moment hervor, der Kampf des Lebens mit der Schule. Nachdem der Verf. darauf die niedern Schulen, die Realschulen und die classischen Schulen näher betrachtet hat, stellt er als Resultate der Bemühungen im heutigen Erziehungswesen fest: eine Verbesserung der Lage der Lehrer, ein immer mehr bemerkbares Verschwinden thierischer Roheit, dagegen aber auch Vernachlässigung der physischen Erziehung und daher körperliche Untüchtigkeit mit ihren schlimmen Rückwirkungen auf den Geist, Vernachlässigung der Übung und thätiger Gewöhnung in ethischen Principien, daher innere Zerrissenheit der Gemüther, platter Materialismus, hohle Verstandesaufklärung und Bewegungs- und Neuerungssucht.

Endlich betrachtet der Verf. den Zustand unserer Literatur. In dieser wiederholen sich die verschiedenen Stufen, auf welchen überhaupt die geistige Thätigkeit erscheint: Anschauung, Vorstellung, Erinnerung und bewußtvolles Denken. In der Zeit der Poesie ist das Erkennen des Menschen ein unmittelbares: Geist und Natur sind noch nicht getrennt; der Geist lebt in unmittelbarer Anschauung der Natur und des Lebens. Geschieht diese Anschauung mit enthusiastischer Bewegung der Seelenkräfte, so wird sie Inspiration und Offenbarung, in Bezug auf die Natur entsteht Kosmogonie und religiöse Offenbarung, in Bezug auf das Leben das Epos. Auf die Offenbarung folgt die Tradition, auf des Dichters und Sehers unmittelbares Erkennen das Wissen der Erfahrung. Auf diesem Boden wurzeln die empirischen Wissenschaften und der Dogmatismus. Nachdem der Mensch geschwärmt und gelernt, fängt er an zu denken, und auf den Dogmatismus folgt naturgemäß der Kriticismus. Die Philosophie als Wissenschaft des Wissens muß übrigens alle Zweige geistiger Thätigkeit umfassen. Aber sie thut dieses nicht schaffend, sondern kritisch. Sie ist das höchste Bewußtsein des Menschen über sich selbst und über die Dinge, allein das Wahre, Schöne und Gute sind bei ihr nur Gegenstände der Speculation, die höchsten Ideen sind nur in Begriffen vorhanden und das Leben ist nicht mehr fähig, sie aufzunehmen. Dann wendet sich endlich die Philosophie wieder dem concreten Stoffe zu und fängt an in die einzelnen Wissenschaften einzudringen. In dieser Periode der philosophischen Wissenschaftlichkeit will man nicht die Philosophie, sondern die Wissenschaften nach den Regeln der Philosophie bearbeitet. Am Eingange dieser letzten Periode steht die neueste Zeit. Sowie im Alterthume Aristoteles, so steht jetzt Hegel auf der Grenze zwischen einer selbständig philosophirenden und einer das Gewonnene blos reproducirenden Zeit. Schon jetzt ist eine Erschlaffung der Speculation bemerkbar und der Strom der Philosophie wird in eine Menge kleiner Bäche und Kanäle abgeleitet und über die einzelnen Wissenschaften hingeführt. Man sucht die Philosophie mit den wirklichen Bedürfnissen und den Thatsachen des Menschengeistes in Übereinstimmung zu bringen, daher das Gegebene klar zu machen, zu resumiren und das Widerstreitende zu vermitteln. Hierbei wird die Geschichte der Philosophie gewinnen, diese selbst aber sich in einen matten Eklekticismus verlieren. Mit dieser philosophischen Thätigkeit steht die Ausbildung der Sprache zur vollendeten Prosa im Einklange. Von den Dichtungsarten, welche sich auch im Zeitalter vorherrschender Prosa erhalten (die Lyrik ist allen Zeiten gemein), dem Idyll, der Satire,

dem Lustspiele und dem Romane, ist Satire und Lustspiel einer folgenden Zeit aufbewahrt, weil jetzt noch ihre Bedingung, die Parrhesie, oder Freiheit in Wort und Schrift, fehlt. Desto mehr wendet sich die Thätigkeit dem Romane zu, dem Epos civilisirter prosaischer Zeiten. Die einfache Schönheit ist indeß auch hier nicht mehr vorhanden. Roman und Rhetorik haben durchaus die Prosa in neuerer Zeit durch einen Beisatz verderblicher Zierathen, poetischer Sprünge und affectirter Gefühle verdorben. Die Literatur hat an Eleganz und Vielseitigkeit gewonnen, zehrt aber nur an dem Reichthume der Vergangenheit und hat die Kraft zum selbständigen Schaffen verloren.

Bei dem Zustande Deutschlands, welches einer Nationalliteratur entbehrt und nur fremde Literaturen verarbeitet, ist es nach den Ansichten des Verf. völlig verkehrt, auf den Grund eines gänzlich gemisbilligten Kosmopolitismus eine Weltliteratur anzupreisen. Jener schlimme Zustand aber ist nicht unbedingt den Schriftstellern zur Last zu legen: vielmehr zumeist der handwerksmäßigen mercantilischen Gestaltung der Literatur, in welcher die Schriftsteller Fabriksklaven der Buchhändler sind. Die Höhergestellten in Deutschland schreiben wegen des Zunftgeistes nicht; denn das Schreiben ist eine Befugniß der Gelehrtenzunft auf den Universitäten und auf die außer dieser noch schreibenden unzünftigen Gelehrten sieht man mit Geringschätzung hinab. Obgleich die Anfänge zu einer Besserung dieses Zustandes gemacht sind, so kann man doch behaupten, „daß der Schriftsteller noch nicht als solcher die Ehre hat, welche ihm gebührt, sondern wenn sie ihm werden soll, immer noch etwas Anderes, hoher Beamter, Hof- und geheimer Rath sein muß". Dazu kommt der Autoritätsglaube, welcher dem Genie, wenn es nicht zünftig ist, das Emporkommen unmöglich macht. „Wie, wenn Hegel, den man jetzt vergöttert, in seinem 32. Jahre nicht einiges Vermögen erlangt hätte, würde seine Schule jetzt existiren?" Zu dieser Zunftmäßigkeit, von welcher auch der noch nicht ganz vertilgte grobe und brutale Ton der periodischen Literatur eine Frucht war, gesellt sich endlich noch das Misverhältniß der Zahl der Schreibenden zu der der Lesenden und der Mangel der Parrhesie. Diese deutsche fabrikmäßig geschaffene und an Masse das Bedürfniß weit überschießende Literatur hat endlich auf die Bildung folgenden Einfluß. Sie befördert deren Ausdehnung und Verbreitung, läßt indeß an Tiefe und Gehalt fehlen, was sie an Ausdehnung zu viel hat. Religion und Moral aber haben sich keineswegs in dem Maße gehoben, als die literarische Bildung um sich gegriffen hat. Dabei ist der staatsbürgerliche Charakter verändert, indem die neuere Bildung nur als Opposition aufgetreten ist, die Pietät zerstört und Neuerungssucht und Misbehagen herbeigeführt hat. Damit hängt die Verachtung alles Dessen zusammen, was nicht scientifische Befähigung hat und blos durch Willen, Gesinnung und männliche That ausgezeichnet ist. Und am Ende ist noch das Eindringen der Schulgelehrsamkeit in die Lenkung der Staaten, welche allein der Thatkraft anvertraut sein sollte, und damit das Misverhältniß einer chinesischen Regierung, die Misgriffe schulgerechter Whigs und äquilibristisch künstelnder Doctrinaires zu besorgen.

So sind denn die Resultate des Verf. auch hier trostlose: auch im geistigen Leben der Menschheit sind die bisherigen Fortschritte nur Schritte zum Verderben gewesen. Wir möchten an die Worte Lerminier's: „Dira-t-on, parceque la science sera plus répandue, le coeur sera plus égoïste et moins dévoué? Anathème sur une pareille idée! Ce qu'il faut, c'est que l'intelligence vienne éclairer la passion, et c'est dans cette sainte union que vous trouverez le remède aux douleurs sociales", erinnern. Der Verf. faßt bei Betrachtung des geistigen Lebens, der Erziehung, der Wissenschaft, der Literatur nur die Auswüchse und Misbildungen, an denen unser Zustand leidet, ins Auge; und wahrlich, es wäre schlimm um uns bestellt, wenn unter diesen schadhaften Stellen kein gesunder kräftiger Kern läge, der von ihnen nicht zu überwältigen ist, der sie vielmehr ausstoßen und ausheilen muß. Manche Schäden dieser Art, die der Verf. noch anerkennt, sind bereits gehoben. Die Erziehung soll nach dem antiken Principe blos Staatszwecken dienen und somit eine von der absolut menschlichen Bildung verschiedene Bildung erzeugen. Jene antike Subordination des Einzelnen und die moderne Erhebung des Einzelnen zur absoluten Selbständigkeit sind aber in civilisirten Staaten durch Aufhebung jenes Dualismus zwischen dem Staate und den Einzelnen, zwischen Herrschern und Beherrschten so geschlichtet, daß es keine rein menschliche Bildung gibt, die nicht auch eine staatsbürgerliche wäre und welche also der letztern keinen Abbruch thut. Denn mit dem einzelnen Staate ist der Kreis, in welchem der Mensch sich bewegt, nicht geschlossen: unter sich werden die Völker durch die Einheit der Gattung ihrer Individuen, durch den gemeinsamen, den Volksgeist in sich aufnehmenden Menschengeist gebunden und auch das Verhältniß des Einzelnen zur Gattung ist sonach von der Rechtsidee durchdrungen. Deshalb kann man den Kosmopolitismus — den freilich der Verf. mit der Polypragmosyne und politischen Kannegießerei zusammenmischt — nicht verwerfen, sondern wird ihn als ein schönes Erzeugniß des Christenthums in Ehren halten müssen. So viel ist freilich zuzugeben, daß wir nach dem praktischen Bedürfnisse noch immer auf die engern Kreise zu achten haben, so lange in diesen unmittelbar schmerzende Übel fühlbar sind. Ebenso wenig läßt sich das Entstehen einer Weltliteratur für ein Übel halten. Goethe hielt es nicht dafür. Das absolute Wahre und Schöne ist allen Menschen gemeinsam und bedarf keines nationalen Anstrichs. Der Verf. hält auch hier nur die schlimme Seite fest, er erblickt in der Weltliteratur nur ein schwächliches Aufgeben der Individualität und Nachahmen fremder Individualitäten, welches doch mit der Ansicht von einer Weltliteratur noch nicht so nahe verbunden ist, als mit der verlangten Nationalität der Literatur eine Verunstaltung der Kunst und Wissenschaft durch Anstreichen mit den Landesfarben jedes Staates verbunden sein würde.

Ungeachtet der bis jetzt gemachten Ausstellungen ist das Urtheil über das Götte'sche Buch ein günstiges. Niemand wird dasselbe ohne Interesse und ohne Belehrung, oder mindestens einen reichen Stoff zum weitern Nachdenken zu finden, lesen können; und obgleich das Buch die Zustände und deren bevorstehende Entwickelung meist zu sehr ins Trübe malt, so ist uns eine solche Richtung — bis zu einer Vermittelung dieser Gegensätze — doch immer noch lieber als die entgegengesetzte flach optimistische, welche kein anderes Übel in der Welt erblickt als Tadel und Unzufriedenheit mit dem Bestehenden. 102.

---

Studentenleben in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Als Leyser im J. 1720 Prorector ward an der Universität zu Helmstädt, lieferte er in seiner Antrittsrede: „Pauca de Academiae Juliae malis illorumque remediis" (Meditat. ad Pand. Bd. 15, S. 287—299) ein so lebendiges Gemälde von dem damaligen Studentenleben in Helmstädt, daß es sich in gar mancher Hinsicht wol verlohnen möchte, diese Darstellung wieder aufgefrischt zu lesen. Möge nun gleich Leyser selbst sprechen:

„Ich war", sagt er S. 289, „in einer Nachbarstadt mit einigen vornehmen und einflußreichen Männern bei einem Mahle. Einer davon erzählte, daß er einen Sohn habe, den er eben auf die hohe Schule schicken wolle, nur wisse er nicht, welche, von den vielen in Deutschland vorhandenen, die passendste sei, und, indem er sich an mich wendete, sprach er: „Sie kommen mir gerade recht, sagen Sie mir doch, ich bitte Sie, aber aufrichtig, welche von den drei Universitäten, die jetzt vorzüglich in Ansehen stehen, soll ich wählen, Jena, Leipzig, oder Halle?" Betroffen hierüber, jedoch meinen Verdruß unter Lächeln verbergend, versetzte ich: „Sie hätten noch einer vierten erwähnen sollen, nämlich der hier in der Nachbarschaft befindlichen zu Helmstädt, die, wo nicht vorzüglicher, doch gleich zu achten ist den drei von Ihnen genannten." „Wie?" entgegnete mein Gesprächsgenosse mit Heftigkeit, „Sie wollen ein Freund von mir sein und nehmen doch keinen Anstand, mir den Rath zu geben, das Wohl meines theuern Sohnes Ihrer Universität in Helmstädt, der allbekannten Syrte, an der schon so viele Wohlgesinnte Schiffbruch gelitten haben, anzuvertrauen?" Nun erzählte er, was ihm selbst vormals dort begegnet sei. Nachdem er einige Jahre auf einer ausländischen hohen Schule verweilt, wollte er noch Ein Jahr auf der Universität in Helmstädt zubringen, bevor er eintrat ins Geschäftsleben. Dort angelangt, fand er Aufnahme bei einem Manne, der damals unter die Zierden der Universität gezählt wurde. Froh über dieses glückliche Ereigniß gleich beim Eintritte, glaubte er nun in allen Stücken trefflich berathen zu sein. Sogleich nach der ersten Abendmahlzeit begab er sich, seiner Gewohnheit nach, auf sein Zimmer zum Studiren. Kaum hatte er sich an den Tisch gesetzt, als er Lärm hörte von einem auf der Straße brüllenden und das Pflaster mit dem Hieber wetzenden Burschen. Diese auf den Universitäten nicht seltenen Albernheiten hätte unser Mann allenfalls sich noch gefallen lassen können; aber nun kamen spornstreichs die Kameraden herbei, pochten an seine Thür und schrien: „Heraus, Bursche, bändige den Übermuth des Schreiers, wir stehen dir bei!" Er, der Neuangekommene, entgegnete: „Was geht mich das an, mich kennt der Tollkopf gar nicht und hatte auch nicht die Absicht, mich herauszufodern." Drohend dagegen schrien die Andern: „Heraus, wir sind deine Kameraden, wir müssen einer dem andern helfen!" Nothgedrungen also und betrübt griff er nach dem Hieber und folgte dem voraneilenden Zuge. Die Sache lief jedoch diesmal besser ab, als er gehofft hatte. Der Nachtschwärmer nämlich wurde zurückgedrängt und nahm nach einem kurzen Gefecht die Flucht. Errungen war so der herrliche Sieg, und nun begaben sich die Andern, als wäre es unter ihnen schon verabredet gewesen, in die Kneipe, um dort Triumphlieder zu singen, und zerrten unsern Mann, der keinen Widerspruch wagte, mit sich dahin. Es ward tüchtig und bis tief in die Nacht gezecht und endlich, bei Tages Anbruch, nach Hause gegangen. Am andern Tage stand unser Mann, nachdem er den Rausch ausgeschlafen, auf und, noch mit wüstem Kopfe, verwünschte er alle Trinkgelage und gelobte, niemals einem solchen Commers mehr beizuwohnen. Aber der Unglückliche kannte den Brauch (Burschen-Comment) unserer Musensöhne nicht, die Niemand in Ruhe lassen. Kaum hatte er sich angekleidet, als ein Dienstjunge von einem von Denen, mit welchen er die vergangene Nacht durchgezecht hatte, erschien, mit der Ausrichtung: „Mein Herr läßt Sie grüßen und Sie bitten, bei ihm mit der übrigen gestrigen Gesellschaft den Kaffee einzunehmen." Unser Mann dankte, indem er vorgab, er sei unwohl. Auf dieses kamen im Nu die andern Kameraden herbei und zogen den vergebens sich Sträubenden mit sich fort, indem sie ihm im Fortgehen ein Mal um das andere zuriefen: „Brüderchen, du mußt dich zu uns halten!" Denn, was die Hauptsache ist und was ich früher zu sagen schmählich vergessen habe, die Saufbrüder hatten gleich bei dem ersten Gelage sammt und sonders dem darob Erstaunten die Brüderschaft aufgedrungen, nach der Vorfahren Brauch, der, wenngleich auf andern Universitäten beinahe abgekommen, auf der unsrigen noch heilig beobachtet wird. Doch nun wieder zurück zum Gesellschaftscirkel! Da ist von Wissenschaft, da ist von irgend einer anständigen Unterhaltung keine Rede. Den ersten Gegenstand des Gesprächs machte sogleich das Gefecht von gestern aus, das die Einleitung gab zu weiterm Geschwätze. Jeder ließ sich besonders angelegen sein, seine Tapferthaten und Zweikämpfe zum Ekel des Zuhörers im bramarbasirenden Tone herzuerzählen. Dabei ward wacker getrunken und nach dem Kaffee guter Wein aus vollen Flaschen geleert, während vom Dampfe des Tabackrauchs das Tageslicht verdunkelt ward. Endlich rückte die Mittagszeit heran. Unser Mann, froh, daß er jetzt sich losmachen zu können glauben durfte, stand auf und wollte fort. Aber einer der Bramarbasse, der am meisten Wesens von seinen Großthaten gemacht hatte, vertrat ihm den Weg, mit den Worten: „Bruder, Nachmittag besuche ich dich, sorge dafür, daß wir gut bewirthet werden." Betroffen hierüber, wagte der Arme weder Ja noch Nein zu sagen. Sein Stillschweigen wurde für Einwilligung angenommen und gleich nach dem Mittagsessen fand sich der Gast mit mehren Andern ein. Es wurde wieder gezecht und Musik herbeigeholt, von deren Getös aufgeschreckt erst alle Hauseinwohner herbeigelaufen kamen, später aber einige vorübergehende Studenten angelockt wurden, die Treppe hinanstiegen und an die Thür pochten. Der Bramarbas, der sich zuerst als Gast aufgedrungen, lud sie, nicht anders, als wäre er der Wirth, freundlich ein. Jetzt wurden unfläthige Lieder gesungen und, siehe da! mitten unter Sang und Klang hielt sich einer der Gäste von unserm Mann beleidigt, fing Händel an und schmiß ihm, ehe er sichs versah, das volle Glas ins Gesicht. Sogleich wurden die Hieber gezogen, aber nach leichtem Scharmützel die Kämpfer von den Andern wieder auseinandergebracht. So verstrich der Tag und ein großer Theil der Nacht und die lästige Saufgesellschaft zog endlich ab. Des andern Tags aber kamen einige davon, welche für die Beherztesten galten, wieder, erwähnten des gestrigen Haders, foderten unsern Mann auf, sich Genugthuung zu verschaffen und verhießen ihm dabei brüderlich ihren Beistand. Während hierüber gerathschlagt ward, wurden abermals einige Flaschen geleert und endlich der Beschluß gefaßt, den Gegner zum Zweikampf herauszufodern. Nachdem dieser nicht ohne Blutvergießen stattgefunden, lud der Gegner zum Zeichen der Aussöhnung unsern Mann mit den Secundanten ein zu sich, um von neuem zusammen zu zechen. Es mußte auch diesmal Folge geleistet werden, und so ward eine Zeit lang dasselbe Leben fortgeführt; Tag für Tag gab es neue Zusammenkünfte, neue Zechgelage, neue Händel, neue Zweikämpfe. Dessen überdrüssig,

verließ unser Mann nach Verlauf von etwa vier Wochen Helmstädt und hat seitdem seinen gegen die Universität daselbst gefaßten Widerwillen noch nicht abgelegt."

Nun, an seine Zuhörer, die Studenten, sich wendend, liest der angehende Prorector diesen den Text. „Das Leben", eifert er (S. 292), „das ein großer Theil von Ihnen führt, meine Herren, ein zügelloses und liederliches Leben, ist allein Schuld daran, daß unsere Universität in üblem Rufe steht u. s. w. Hat doch schon Jemand — ich glaube ihn hier in dieser Versammlung zu sehen — hierüber Klage führend bei mir, sehr passend das vorhin auf das neue Rom gedichtete Epigramm:

Vivere qui sancte cupitis, discedite Roma;
Omnia cum liceant, non licet esse bonum

auf unsere Universität angewendet" u. s. w.

Im folgenden Jahre, nämlich 1721, legte Leyser das Prorectorat nieder und hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede (a. a. O. S. 300 – 304), in welcher folgende merkwürdige Stelle (S. 302, 303) vorkommt: „Den wenigen", redet er die Studenten an, „von Ihnen, meine Herren, die sich durch sittliches Betragen und regen Fleiß vor dem gemeinen Haufen ausgezeichnet haben, will ich das verdiente Lob nicht versagen. Die übrigen aber, welche die Mehrzahl ausmachen, mögen selbst urtheilen, ob sie Lob, ob sie Dank verdienen. Glauben sie sich dessen würdig, so lasse ich mich, ihnen beistimmend, gern dazu bereitwillig finden, und danke ihnen hiermit, daß sie, mit Einer Tödtung zufrieden *), meine Amtsführung nicht mit dem Blute von zwei oder mehren Leichen besudelt haben; danke ihnen, daß sie, um mir die Untersuchung zu erleichtern, vor meinem Hause und vor meinen Augen Aufstände, Raufhändel, Klopffechtereien und tobenden Lärm verübt haben; danke ihnen, daß sie nicht abgelassen haben von der Lebensweise ihrer Vorfahren, nicht ausgeartet sind von ihnen, und daß sie den Ruhm, unsere Universität sei der Ausgelassenheit Sitz, sorgsam bewahrt haben. Diesen Herren allen wünsche ich, da mir Besseres nichts zu Gebote steht, daß sie zu Verstand kommen mögen" u. s. w. 25.

## Literarische Notizen.

Über Méry's „Les nuits de Londres" (2 Bde., Paris) sagt ein französischer Kritiker: „Einige von Méry's Novellen tragen wol ein englisches Colorit an sich, aber die geringere Zahl; der Verf. scheint an der Aufgabe, die er sich im Titel gestellt hat, ermüdet zu sein, wollte aber doch die beliebten zwei Bände vollmachen und nahm nun Alles darin auf, was ihm gerade zur Hand war. Man darf diese geistige Faulheit bedauern, da der Verf. wol befähigt erscheint, ein pikantes Gemälde der englischen Sitten aufzustellen; die zwei oder drei Originalskizzen im ersten Bande seines Werkes bezeugen sein Talent für die Caricatur. Mag der Verf. auch ein wenig übertreiben, so unterhält er doch; man gibt sich gern dieser leichten Lecture hin, als einer köstlichen Zerstreuung mitten unter den lang gesponnenen und ermüdenden Elucubrationen der Tagespolitik. Hrn. Méry mangelt es nicht an Originalität, aber er schreibt in einer etwas lockern Weise, er legt seine Gemälde kaum nur obenhin an, und das ist um so ärgerlicher, da man fühlt, er könnte es besser machen. Hier und da begegnet man einzelnen Zügen von satirischer Kraft, welche den alten Mitarbeiter des Dichters Barthélemy wieder in das Gedächtniß bringen."

Unter den neuen belletristischen Erscheinungen, welche die französische Presse lieferte, sind zu nennen: „La course au clocher; le comte de Mansfeld", von A. Lavergne (2 Bde.); der zweiten der genannten Erzählungen ist sogleich der Stoff zu einem Drama entliehen worden, womit das Theater der Porte St.-Martin wieder eröffnet wurde; „Los odios (les haines) roman épique contemporain en six chants, par *A. G.*", wovon in der Anzeige gesagt wird: „Der Verf. hat eine Episode aus dem letzten Bürgerkriege in Spanien genommen, um ihn noch verhaßter zu machen und seine blutigen Ergebnisse markirter hervortreten zu lassen; die Empfindungen, welche ihn dabei geleitet haben, sind glühende Vaterlandsliebe, grenzenlose Ergebenheit für den constitutionnellen Thron und das Verlangen nach einem Zusammenschmelzen aller Parteien. Die Belohnung, nach der er geizt, ist die Billigung der edeln Seelen." Ferner erschien von Paul de Kock: „L'homme aux trois culottes, ou la république, l'empire et la restauration" (2 Bde.); „Fille, femme et veuve"; „Adèle Lauray", von A. Arnould, Verf. des „Struensée"; „Deux histoires (Hercule hardi, 1772; Le colonel Surville, 1810)", von E. Sue (2 Bde., zweite Ausgabe). Der Schlösserliteratur, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, begründet in Frankreich durch Gozlan, in Deutschland durch Laube, schließt sich an: „Souvenirs historiques des résidences royales", von Vatout, erstem Bibliothekar des Königs, Mitglied der Deputirtenkammer, wovon der vierte Band: „Palais de Fontainebleau", erschienen ist. Endlich erwähnen wir noch „Mélanges philosophiques, esthétiques et littéraires, de F. Schiller", zum ersten Male übersetzt von F. Wege.

Die Brüder Pourrat haben ihre Bibelausgabe in fünf Bänden, Übersetzung von Genoude, mit gegenübergedrucktem Text der Vulgata, mit Abhandlungen, Commentaren und erklärenden Noten über philologische, geschichtliche und geographische Punkte und über die Differenz der heiligen Texte, jetzt beschlossen. Journale führen zur Empfehlung an, daß diese Ausgabe vom Hrn. von Quélen gebilligt und von dem Übersetzer, Hrn. Genoude, Sr. Heiligkeit Gregor XVI. überreicht worden sei. 5.

*) Während Leyser's Prorectorat wurde ein Student von einem andern getödtet.

## Bibliographie.

Adami, Fr., Sonnenblumen. Almanach historischer und moderner Novellen für 1841. 2ter Jahrg. 8. Berlin, Stadtbrandt'sche Buchh. 1 Thlr. 16 Gr.

An die Deutschen und insbesondere die Preußen über das Verlangen nach Preßfreiheit in Deutschland und nach einer Constitution im preußischen Staate. 8. Leipzig, Einhorn. 8 Gr.

Irving's, W., Sketch Book. Mit einer Einleitung über Irving's Leben und Schriften und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von *K. A. Toel.* Gr. 12. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. 1 Thlr.

Lambrecht, H., Gedichte. 8. Oldenburg, Schulze. 1 Thlr. 12 Gr.

Lindner, B., Sachsens große Erinnerungen. Ein Kreis von Gedichten. 8. Leipzig, C. H. Reclam. 1841. 1 Thlr.

Mirabaud, System der Natur. Deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1841. 3 Thlr. 8 Gr.

Nürnberger, J. E., Ernste Dichtungen. Gr. 12. Kempten, Dannheimer. 1841. 1 Thlr. 12 Gr.

Philalethes oder der Wahrheits-Freund. Ein Buch zur geselligen Unterhaltung von C. und M. 16. Cassel, Luckhardt. 18 Gr.

Raupach's dramatische Werke ernster Gattung. 15ter Band. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Seld, A. Freih. v., Gedichte. Gr. 12. Berlin, Eichler. 18 Gr.

Tschabuschnigg, A. Ritter v., Ironie des Lebens. Novelle. 2 Theile. 8. Wien, Rohrmann. 1841. 2 Thlr.

Zschokke, Fr., Der Raubritter Rino oder: die Burg Schreckenstein. Ritter-Roman. 8. Leipzig, Drotisch. 1841. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 363. —— 28. December 1840.


## Über Ludwig Tieck's Vittoria Accorombona. *)

Nicht eine Kritik soll es sein, was ich in den folgenden Blättern über Tieck's „Vittoria Accorombona" zu sagen gedenke, sondern ein Versuch, die dem Werke als Keim und Lebensprincip inwohnende Idee sich ebenso in reflectirender, wissenschaftlicher Form entfalten und gliedern zu lassen, als sie sich im schaffenden Geiste des Dichters zu einem concreten und rein künstlerischen Bilde gestaltet hat. Was auch soll einem poetischen Erzeugnisse gegenüber, das sich, wie das vorliegende, auf der Stelle als ein echtes, großartiges Kunstwerk ankündigt, sogleich der kalte splitterrichterliche Verstand sich breit machen, er, der ungläubiger als ein Thomas, auch dann nicht einmal an das Große und Göttliche glaubt, wenn er bereits seine Finger in die Nägelmale und seine Hand in die wunde Seite gelegt hat. Das ist aber das traurige Schicksal gerade der besten unter den Erzeugnissen der neuern Poesie, daß sie fast nirgend mehr ein unbefangenes, gläubiges Gemüth vorfinden, das sie in ihrer vollen Frische und Lebendigkeit mit Wärme und hingebender Liebe in sich aufnimmt und welches Selbstverleugnung genug besitzt, um sich einmal ganz in einem fremden Kunstwerke aufgehen zu lassen. Da meinen sie, durch ein solches Sich-Hingeben an das Schöne ihre Freiheit und Selbständigkeit zu verlieren, und bedenken nicht, daß gerade der Genuß des Schönen mit der Empfindung der unbeschränktesten Freiheit, mit einer Auflösung aller beengenden Fesseln verbunden ist, und daß umgekehrt die kalte Zurückziehung in sich selbst, das fühllose Zurückstoßen alles neben uns Auftauchenden nichts ist als die Folge eines kleinen, engherzigen Egoismus. Man glaube nicht, als ob ich hiermit jenem blinden Enthusiasmus das Wort reden will, der ohne ein Gefühl für das Fehlende und Mangelhafte zu behalten, überall in Staunen und Bewunderung zerfließt und in enkomiastische Exclamationen und Phrasen ausbricht, die in ihrer Hohlheit und Leere deutlich genug beweisen, daß er, bei Lichte betrachtet, vom Schönen und Trefflichen nicht mehr empfunden hat als vom Verfehlten und Mislungenen. Aber so verkehrt dieser ist, ebenso widersinnig ist es, an das Schöne nur mit dem kritischen Messer gehen zu wollen, als ob es überhaupt nur dazu da wäre, sich operiren und, wenn es unter ungeschickten Händen den Geist aufgegeben, gar seciren zu lassen. Das Schöne will empfunden sein, und diese wahre und innige Empfindung des Schönen sondert von selbst das Unschöne aus und verwirft das Häßliche, sodaß in ihr die Kritik, wenn auch embryonisch, nothwendig mit eingeschlossen liegt. Freilich läßt sich innerhalb dieser ursprünglichen Empfindung der schöne Gegenstand nicht besprechen: denn jede Besprechung setzt schon einen ruhigern, kältern, bewußtern Zustand voraus; aber wenn die Begeisterung eine echte und wahre gewesen ist, so kann sie nie zu einer völligen Kälte umschlagen und wird uns auch bei der ruhigern Betrachtung noch durchdringen, ohne daß dadurch unser Blick umnebelt und uns die unbefangene Anschauung geraubt zu werden brauchte.

So wird auch mir der Eindruck nie verschwinden, den „Vittoria Accorombona" auf mich gemacht. Auf das Tiefste ergriffen und erschüttert, fühlte ich mich doch zugleich im Innersten befriedigt, bitterster Schmerz und süßester Genuß waren völlig verschmolzen, gänzlich Eins geworden in mir: wie ein eigenes großes Erlebniß stand das Ganze vor meiner Seele. Es ist dieser Roman ein gewaltiges und seiner Idee nach bis jetzt einziges Kunstwerk. Wie schön das Tragische sei, das haben wol mit gleicher Kunst und gleichem Effect auch andere Tragödien zur Anschauung gebracht; aber wie tragisch das Schöne sei — das ist noch nie von einem Dichter so wahr und so poetisch, so ergreifend und so versöhnend dargestellt, ja es ist wol noch nie zum eigentlichen Grundgedanken einer so großartigen Dichtung gemacht worden. Andere werden über die Grundidee dieses Werkes anders denken; man wird dem herrlichen Gedichte bald diese, bald jene Tendenz unterlegen, wie es gerade den Ansichten und Gesinnungen des Einen oder des Andern genehm und bequem ist; mir aber will es scheinen, als ob es überall nur die Tragik des Schönen sei, was dem Dichter als begeisternde und leitende Uranschauung vor Augen geschwebt habe, wenn sich ihm dieselbe auch nicht in so abstracter und begriffsmäßiger Form, als in welcher wir es hier aussprechen müssen, sondern von vornherein in concretem, lebensvollem Bilde dargestellt hat. Es ist ein neuer, origineller und höchst genialer Griff, den Tieck

*) Vgl. darüber eine vorläufige Anzeige in Nr. 278 d. Bl. D. Red.

hiermit in das Reich der tragischen Ideen gethan. Sämmtliche tragische Charaktere, die bis dahin von Dichtern erschaffen oder nur behandelt sind, finden ihren Untergang, weil sie sich selbst übernehmend aus dem Kreise des Schönen heraustreten, das Maß überschreiten, übermüthig die Grenzen und Schranken, innerhalb welcher allein ein Glück für ein beschränktes Wesen möglich ist, niederreißen und so sich selbst dem Allgemeinen, dem Absoluten in die vernichtenden Arme liefern. Vittoria dagegen, der tragische Hauptcharakter dieses Romans, geht unter, eben weil sie durchweg schön ist, weil sie, wie groß und herrlich sie auch dasteht, doch nie sich selbst vergißt, im Glücke nie stolz und übermüthig, im Unglücke nie trotzig und ungeduldig wird, sondern stets sich in den schönen Grenzen des Ebenmaßes erhält. Freilich werden gar Manche sein, die auch hierin nicht mit mir übereinstimmen. Jene Engherzigen, die das Schöne nach den Vorurtheilen einer kleinbürgerlichen Sitte messen, werden auch schon in der Vittoria einen Übermuth und eine Überhebung über sich selbst, über die Bestimmung des Weibes, über die heiligsten Institute des Lebens entdecken und darin den Grund erkennen, warum sie sich nicht hat behaupten können, warum sie hat untergehen müssen. Namentlich wird man eine Schuld auffinden in ihren Ansichten über die Ehe, in der Art und Weise, wie sie sich dem Cardinal Farnese ergeben will, und in ihrem Verhalten gegen Peretti. Aber trifft denn ihre Abneigung gegen die Ehe die Ehe selbst, d. h. die heilige, tiefe Idee derselben? Richtet sie sich nicht vielmehr gegen jene factischen Zerrbilder, durch welche die Heiligkeit der Idee nur entweiht und gemisbraucht wird? Entspringt sie nicht gerade aus den echtesten sittlichen Principien, aus der höhern Achtung der Weiblichkeit und der richtigen Erfassung des geschlechtlichen Verhältnisses? Vittoria verschmäht das eheliche Band, bis ein Mann sich finde, der ihr Achtung und Liebe abzugewinnen vermöge, und wer behaupten wollte, daß damit der Ehe zu nahe getreten sei, würde dadurch zu erkennen geben, daß er in der Ehe nichts sieht als ein rein commerzielles Compagniegeschäft, abzweckend auf Kinderzeugen, gemeinschaftlichen Erwerb und gegenseitige Assecuranz. Was aber Vittoria's Bereitwilligkeit betrifft, mit der sie entschlossen ist, den entehrenden Anträgen Farnese's Gehör zu geben, so zeigt sich auch hierin nur die Größe und Kraft ihres Charakters, die Ruhe und Klarheit ihres Blicks, keineswegs aber eine Nichtachtung der Sittlichkeit oder Mangel an weiblichem Zartgefühl. Die Mutter verzweifelt und läßt sich in ihrer Verzweiflung selbst zu einer Verletzung der ihr angestammten Würde hinreißen; auch Caporale sieht keinen Ausweg; von allen Seiten drängt das Unglück heran, gleich den fürchterlichen, schwarzen Gestalten in Vittoria's Traume. Einbüßung alles Vermögens, aller gewohnten Ehre, Blosgestelltsein den Begierden und Verfolgungen eines wilden Wollüstlings, Verlust eines Bruders durch das Beil des Henkers, kurz ein klägliches, jammervolles Geschick, dem die ganze Familie anheimzufallen droht — das sind die finstern Aussichten, wenn Farnese's Antrag zurückgewiesen wird, und unter solchen Verhältnissen faßt Vittoria ruhig und gefaßt den Entschluß, sich selbst zu opfern, aus keinem andern Motiv, als ihre Mutter, ihre Geschwister vor dem drohenden Elend zu retten, freilich mit Hinwegsetzung über das öffentliche Urtheil, aber über ein Urtheil, das nur ein Vorurtheil ist, das nur am Namen haftet, und welches eine ähnliche Opferung mit Lob und Bewunderung krönen würde, wenn der Mann, dem Vittoria gegen ihre Neigung sich preisgeben will, ein solcher gewesen wäre, der sie sich in Form Rechtens hätte antrauen lassen. Darum werden auch Diejenigen, welche in dieser Bereitwilligkeit Vittoria's, mit Farnese in ein uneheliches Verhältniß zu treten, eine Schuld erkennen, an ihrer Vermählung mit Peretti nicht den geringsten Anstoß nehmen, obschon — wenn überhaupt bei einer so hochherzigen Selbstopferung von Schuld die Rede sein könnte — diese Handlung ihrem absoluten moralischen Werthe nach von derjenigen, zu welcher sich Vittoria bis jetzt nur entschlossen gezeigt hatte, nicht um ein Haar breit verschieden ist. Dagegen möchten Manche — denn der Moralismus nimmt wunderliche Richtungen — insoweit mit ihren Anklägern übereinstimmen, daß sie in ihrer Geringschätzung Peretti's, in ihrer Auflösung des ehelichen Verhältnisses eine Schuld erkennen, oder, wenn sie wirklich hierin die Stimme der tiefer liegenden Sittlichkeit anerkennen sollten, doch einen Angriff wagen gegen ihre Liebe zum Herzog Bracciano. Freilich, werden sie sagen, hat sie sich vor dem letzten Schritte gehütet, aber sie hat doch ihrer pflichtwidrigen Neigung Raum gegeben, hat geflissentlich dieselbe genährt, hat dem Geliebten Geständnisse und Zugeständnisse gemacht, und wer weiß, ob es nicht mit der Zeit doch noch zum letzten Schritte gekommen wäre. Was soll man darauf erwidern? Ich denke: wer nicht im Stande ist, gerade in dieser Liebe, die auf der einen Seite ganz Hingebung, ganz Berauschung, auf der andern ganz Zurückziehung und Enthaltsamkeit ist, den höchsten Adel, die echteste Würde der Weiblichkeit zu erkennen, oder wer es gar wagt, dieses reinste Bild der Unschuld mit seinen Anschuldigungen zu besudeln, der ist keiner Antwort würdig als jener, die Vittoria selbst ihrem Bruder Ottavio gibt: „Wie tief ich dich verachte, kann ich nicht aussprechen!" Vom poetischen Standpunkte könnte man sich solche Anschuldigungen gar nicht möglich denken, wenn wir nicht ähnliche, die der „Junge Tischlermeister" von Tieck hat erfahren müssen, bereits erlebt hätten. Denn das ist die wunderliche Doppelmaske unserer Zeit, daß sie nach der einen Seite hin der nacktesten, schamlosesten Immoralität, der aller Sitte und Grazie entkleideten Lüderlichkeit lüsterne, freche Blicke zuwirft, während sie von der andern Seite ein rigoristisches, großinquisitorisches Gesicht zieht und über jede Regung des Herzens, die sie mit den starren Paragraphen der in ihr steinernes Herz gegrabenen Gesetztafeln nicht in Einklang bringen kann, das fanatische „Kreuzigt ihn" ausspricht. Bestände die Sittlichkeit blos in einer Schonung und vorsichtigen Beobachtung der gesetzlichen Formeln, so müßte oft der abgefeimteste Bösewicht, der schlau genug ist, sich um diese Formeln herumzuschleichen, sittlicher sein als Einer, der

in heiligem Eifer für das Wahre und Gute einige derselben umstößt und zertrümmert. So leicht verletzlich die Gesetze sind, so versteht doch ein Gaukler zwischen ihnen, wie zwischen Eiern, noch sehr wohl einen Eiertanz aufzuführen, so frivol und obscön, als irgend einer sich denken läßt, und doch keines der Eier auch nur berührend, indeß ein echter Tänzer trotz aller Würde und Grazie gerade in seiner künstlerischen Begeisterung eins oder das andere zertritt. In Vittoria's Liebe ist kein Jota sinnlicher Lüsternheit; sie ist ganz Geist, ganz Seele, obschon nicht so schemen- und schattenhaft, daß sie nicht fühlte, wie der psychische Enthusiasmus in seiner höchsten Potenz auch den Körper mit fortreißen müsse. Sie fühlt dies und dennoch verzichtet sie darauf, nicht weil sie in der Sache selbst etwas Sündliches erblickte, sondern aus den reinsten, edelsten Motiven und im Gefühle ihrer weiblichen Kraft.

Du wirst mich verstehen, Geliebtester — so spricht sie sich zu Bracciano selbst darüber aus —, mein Herz, meine Seele, alles mein Wünschen ist dein; wie kann es anders, wenn mein Eigensinn es auch selber wollte. Die unbedingte Hingebung ist der Liebe Alles, das habe ich erst erfahren, seit ich dich kenne. Inbrünstiger Wunsch, Wonne und Paradies ist mir mit dir jene Vereinigung, die ich sonst mit Grauen betrachtete. Aber — ist denn nicht in der Liebe auch ohne diese Vollendung das höchste Glück? Jeder Blick von dir ist meinem Herzen ein Gruß aus dem Himmel, jedes Wort eine Offenbarung und jeder Druck der Hand eine selige Gemeinschaft der Geister. Wäre ich frei, Theuerster, ich käme deinem Wunsche entgegen, ja, ich könnte mit mitleidigem Lächeln auf die Welt herniedersehen, wenn sie mich deine Buhlerin nennen würde: aber ich habe meiner Mutter, dem Cardinal und diesem Peretti mein heiliges Wort, mein feierliches Versprechen gegeben, niemals zu freveln, niemals diese Untreue und Schwachheit mir zu Schulden kommen zu lassen. Sowie die Sachen in der Welt stehen, muß ich dem guten, edeln Montalto mein Versprechen halten, ich darf ihn und meine Mutter nicht auf diese Weise kränken. Du glaubst nicht, von welcher Schmach uns Montalto durch seinen Edelmuth, durch diese traurige Vermählung erlöst hat. Wäre ich frei und ungebunden, so wäre ich dein. Siehe, ich habe dir jetzt mit meiner Liebe auch die Wahrheit gegeben.

Und so spricht sie sich, als Bracciano's Liebe sie abermals bedrängt und sie zur Flucht oder Scheidung bewegen will, noch einmal aus, mit derselben Ruhe, derselben frommen Ergebung, derselben Wärme und Innigkeit. Und nachdem sie eben diese Seelenstärke eines erhabenen Weibes entwickelt, überläßt sie sich wieder den harmlosesten Tändeleien und zeigt sich als ein so einfältiges, unschuldiges Kind, daß man sieht, wie auch die ideale Versenkung in jene Vereinigung keine Regung sinnlicher Lust in ihr aufgeweckt hat.

Recht so, mein Liebster — sagte sie lachend, als Bracciano ihr gedroht, sie wider ihren Willen zu entführen —, da gerathen wir auf die rechte Bahn. Und so reisten wir denn und reisten Arm in Arm in das Unendliche fort und fort, bis alle Vettern und Basen weit, weit hinter uns lägen, und wir landeten dann an einer unbewohnten, unentdeckten Insel im stillen Ocean, ohne Menschen, höchstens mit einigen Affen bevölkert. Palmenwein, die süßesten Früchte, die herrlichsten Blumen, Alles wüchse uns freiwillig entgegen, die Jahreszeit ein ewiger Frühling — nun entdeckten wir plötzlich einen alten, aber sehr menschenfreundlichen Zauberer. Seine Kunst, alle seine Geister ständen uns zu Gebote, er herte uns immer Speise und Trank, schöne Kleider, auch einen herrlichen Palast herbei: hübsche, niedliche Elfen und Feen unsere Bedienung, und kein einziger Teufel oder böser Dämon auf der ganzen Insel. Wie bei der Circe hörten wir dann den einsamen Webstuhl sausen und die stärkste und künstlichste der Feen webte uns die Gewänder, andere, kleinere, legten mit fast unsichtbaren Nadeln die feinsten Stickereien hinein. Nun fährst du auf einem schönen Wagen, mit Hirschen bespannt, auf die Jagd, dann sitzen wir im bunten Kahn und fischen, im Walde singt dazu die Nachtigall und der Quell rauscht — jeder Baum klingt in seiner eigenen Singstimme — und so lebe ich fort und fort in Liebe mit meinem lieben Männchen, bis wir Beide alt und grau werden; und ich bin auch vor jeder Untreue des zärtlichen Gatten gesichert: denn es lebt keine Frau, nicht ein Mädchen auf unserm Welttheile dort. — Nicht wahr, so wollen wir es einrichten, so einfach und ganz vernünftig, ohne alle falsche poetische Erwartung?

So kann nur die lautere Unschuld sprechen, und so ist Vittoria durchweg, von Anfang bis zu Ende, nur daß die kleine Plaudertasche, wie Bracciano sagt, dann gleich wieder so groß und erhaben ist und aus der lieblichen Narrethei so plötzlich in den Tiefsinn springt. Wer möchte also nicht einstimmen in unser Urtheil, daß sie ein Bild der reinsten, makellosesten Schönheit sei, der geistigen wie der körperlichen, daß sie nie einen Schritt über die Linie der Anmuth und Würde hinausgethan, sich immer in den Schranken des Ebenmaßes und der Harmonie behauptet habe, und daß daher von einer Schuld im gewöhnlichen Sinne des Wortes, um derentwillen sie ihr tragisches Schicksal habe erdulden müssen, gar nicht die Rede sein könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Gedruckte Zeitungen vor 1460.

In Nr. 315 d. Bl. theilt Hr. Dr. Julius, unter obiger Überschrift, eine Randbemerkung des Niederländer Adrian de But in einer Handschrift des 15. (nicht 16.) Jahrhunderts mit, welche Em. Gachet in Brüssel entdeckt und der dortigen Akademie, laut deren „Bulletin", 1839, Bd. 6, Abth. 1, S. 459 vorgelegt hat. De But sagt darin: die Buchhändler und Buchdrucker (librorum impressores) wären damals schnell bei der Hand gewesen, Neuigkeiten der Gelehrten (recentia doctorum) und Tagesbegebenheiten (novissime gesta) um einen wohlfeilen Preis zu verbreiten, daher denn auch Nachrichten von den Türken nach den Niederlanden und besonders nach Paris gekommen wären, wo er dies kurz zuvor, ehe er (1460) in Dünkirchen Mönch geworden, aufgezeichnet habe. Hr. Gachet meint, dies scheine Alles umzustoßen, was man bisher von dem Anfang der Buchdruckerkunst wisse, und ließe auf so frühe schon in Rom gedruckte Zeitungsblätter schließen, da die Abendländer ihre Kenntniß von den Vorgängen im Morgenlande über Rom erhielten; wäre dies aber auch nicht, so sei es jedenfalls neu, daß 1458 schon gedruckte Nachrichten über Zeitungsbegebenheiten in Europa cirkulirten. Dr. Julius sieht dagegen eine neue Bestätigung für die mainzer Erfindung darin, da nur in Mainz, wo 1457 der Fust-Schöffersche Psalter erschien, dergleichen habe gedruckt werden können, und wenn diese Zeitungen aus andern Pressen hervorgegangen wären, de But solches zu sagen nicht unterlassen haben würde. Ich erlaube mir jedoch darauf aufmerksam zu machen, daß dies Zeugniß, wenn es wirklich so zu verstehen wäre, wie es hier verstanden worden, zunächst auf die von Pfister in Bamberg gedruckte „Manung der Christenheit wider die Türken" (1455, 4., 6 Bl.) zu beziehen sein würde. Hier wird gerade von den neuesten Unternehmungen der Türken Nachricht gegeben, namentlich

heißt es beim Wintermant: Czu nuwen meren schribet man vns alsus | Dz in die turcky der mechtige charamannus | Der etwan den konig von cypern hatte gefangen | Deshalb ym dz kongrich must langen | Czins vnd tribut all jar | Solichs habe er en geledigt offenbar | Vnd ist widder den grossen turken bereit | getrulich zu helffen die cristenheit | Darzu schribt man vns vorbas | wie die grois turke vs gezogen was | In die Sirphie (Servien) mit siner stercke u. s. w. Der Friede Karaman's mit dem König von Cypern und die Eroberung Serviens durch die Türken war aber 1454, also erst ein Jahr vorher, geschehen. Ferner ist die Auffoderung an die Fürsten zum Türkenkrieg beim Hanmant an den Herzog von Burgund, beim Apprile an den König von Frankreich, und beim Brechmant an den Dauphin von Frankreich gerichtet, daher sich erklärt, daß die Schrift auch nach Frankreich und Burgund gesandt worden, besonders wenn, wie sich wol annehmen läßt, es auch lateinische Ausgaben davon gegeben haben sollte. Es stünde also diese Nachricht ganz in Übereinstimmung mit der in der Abhandlung: „Gutenberg und seine Mitbewerber" (in Raumer's „Historischem Taschenbuch", 1841) gegebenen Darstellung und es bestätigte sich dadurch nur noch mehr, daß die wenige Bogen starken Producte der deutschen und niederländischen Briefdrucker, wie die Pfister'sche „Manung" (novissime gesta Turcorum) und die harlemer Drucke einiger von den, S. 659 dieser Abhandlung genannten kleinen Schriften des Äneas Sylvius, Turrecremata und Anderer (recentia doctorum) schon in Frankreich und in den Niederlanden verbreitet waren, ehe die großen gedruckten Bücher der ersten mainzer eigentlichen Typographen dahin gelangten. Je wichtiger indessen dem Hrn. Gochet die gemachte Entdeckung erschien, um desto weniger hätte er unterlassen sollen, näher anzuzeigen, in welchem Manuscripte er die Randbemerkung de But's fand, und welche Art der Interpretation, nach Maßgabe Dessen, was dieser noch sonst darin notirt hat, auf obige Stelle anzuwenden ist; denn, sowie die Sache liegt, könnte man wol zweifeln, entweder, ob die Worte librorum impressores richtig gelesen sind, oder ob, da jene Bemerkung erst nach 1460, wo de But Mönch in Dünkirchen wurde, geschrieben ist, dieser nunmehr geläufig gewordene Ausdruck nicht von ihm rückwärts auf den handschriftlichen Verkehr mit Büchern und Schriften angewandt worden ist, ehe noch von ihrem Druck die Rede war; eine Ungenauigkeit, von der sich bei gleichzeitigen Schriftstellern noch andere Proben leicht würden aufweisen lassen.

Sotzmann.

## Mancherlei.

Der Physiker weiß mehr als die Masse des Volks, nämlich vom Magnetismus, von Elektricität, Galvanismus, von Thermometern, Barometern, Dämpfen, Luftarten u. s. w. Mit dem Metaphysiker ist's umgekehrt, er weiß weniger als alle Welt und der Katechismus von Schöpfung des Menschen, vom Sündenfall, von Erlösung, Auferstehung u. s. w. Gesetzt auch, die Metaphysik spricht von einem radicalen Bösen, so kann sie doch keinen rechten Ursprung desselben angeben, und ebenso wenig vollständigste Heilung des sündigen Zustandes versprechen; gesetzt auch, sie lehrt eine persönliche Unsterblichkeit, was sie nicht immer thut, so weiß sie doch nichts Rechtes über Himmel und Hölle, Gericht und Richter zu sagen. Theologen wehren sich deswegen gegen den bloßen Rationalismus, der nichts Anderes sein wird als philosophische Metaphysik; denn dieser trachtet ihnen ihren Mehrbesitz zu rauben. Sagen sie sich aber gänzlich von ihm los, so bekommen sie zu viel, und die Masse des Volks erwirbt leicht noch mehr Wissenschaft als sie selber von himmlischen Freuden und höllischen Leiden, von Hülfeleistung der Mutter Gottes und der Heiligen, von guten und bösen Geistern und von deren Thaten. Sie haben also Ursache, ihren Überfluß zu vermindern, die rationalistisch-metaphysische Armuth sich als Beispiel der Mäßigung dienen zu lassen und der Anhäufung des Wissens eine Grenze zu setzen. Thun sie dieses nicht, sondern vermehren ihren Reichthum wo nur möglich, dann muß ihnen die Reformation des 16. Jahrhunderts ein verkehrtes Unternehmen dünken, welche den in Jahrhunderten angehäuften Wissensschatz verkleinerte und apostolische Genügsamkeit empfahl.

---

In Kirchenliedern sollen drei Dinge vereinigt werden, Dogmatik, Poesie und Erbauung. Nun gibt es dogmatische Lieder ohne Poesie und Erbauung, poetische ohne Dogmatik und Erbauung, erbauliche ohne Poesie und Dogmatik, oder es mischen sich diese Eigenschaften wiederum anders. Viele Menschen werden erbaut durch bloße Dogmatik ohne Poesie, und diesen Charakter tragen viele Kirchenlieder; andere Menschen wollen Poetisches und halten das blos Dogmatische unerbaulich; noch andere erbauen sich an matten Klängen und fragen wenig nach Dogmatik und Poesie. Wie soll man Liedersammlungen einrichten für Alle?

---

Die Philosophie der Menschen ist eine Ironie auf sich selbst. Sie möchte wol, aber kann nicht; sie sucht wol, aber findet nicht. Am meisten erhellt dies bei jenen Lehren, welche Alles ergründet zu haben vorgeben. Da man keine Kosmologie und Anthropologie nach Wunsch besitzt, so bildet man lieber eine Theosophie. Verwüchsen nicht gewisse Verkehrtheiten und Wunderlichkeiten der Menschen von Jugend auf mit Einem selber, sie müßten im höchsten Grade auffallen und in ihrer Nutzlosigkeit erkannt sein. So auch bei den Philosophen die Gewohnheit des Anfangs von oben, da der menschliche Geist kaum von unten sich einigermaßen zurechtfindet und dann zur Höhe hinaufschaut.

---

Wer oder was ist Gott? Der unsichtbare Freund unserer Seele, der alle Gedanken weiß und begleitet, ein Gegenstand der innigsten Freude oder des tiefsten Erschreckens, ein Grund der Zuversicht bei dem Wanken und Schwanken des Lebens, eine Quelle des Dankes, der Beruhigung und Hoffnung. Sagst du, er sei in dir, so hast du Wahrheit gesprochen, weil er nirgend außer dir zu finden; sagst du, er sei nicht du selbst, so ist es Wahrheit, denn er ist viel höher, reiner und gewaltiger als du, was dein Gedankenumgang mit ihm dich gelehrt haben muß. Wird im menschlichen Herzen der Umgang mit Gott aufgehoben, so ist es wüste und leer, ohne Freude, Zuversicht und Trost.

50.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 364. —— 29. December 1840.

## Über Ludwig Tieck's Vittoria Accorombona.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

Wie aber, wird man einwenden, wenn sie, soweit dies von einem Sterblichen behauptet werden kann, durchaus unschuldig ist, wodurch läßt sich dann ihr Untergang vor dem höhern Richterstuhle rechtfertigen? Erscheint er nicht als eine rohe Gewaltübung ohne Fug und Recht, ohne Anerkennung des Guten und Schönen? Erscheint nicht so die herrschende Weltregierung, die waltende Gottheit als ein blindes, neidisches Fatum, und darf ein Dichter, in dem die christliche Weltanschauung lebt, von einer so trostlosen Idee Gebrauch machen? Es wären dies alles ganz gerechte Einwendungen und Vorwürfe, wenn nicht der Dichter, wie wir oben bereits angedeutet, einen neuen Blick in die tragische Welt eröffnet und auch die im Rein-Schönen liegende Tragik aufgedeckt hätte. Denn wenn einerseits der tragische Keim in alle Dem liegt, was übermüthig über die Schranken hinausgeht und sich selbst als das Unbedingte und Absolute setzen möchte, so muß er, wie wir, der Sache tiefer nachdenkend, nothwendig annehmen müssen, umgekehrt auch in Dem versteckt sein, was sich gänzlich von jenem Übermuthe, jenem Sichselbstvergessen frei erhält, weil es eben durch seine Selbstbegrenzung, durch seine Abgeschlossenheit in sich selbst eine Selbstgenügsamkeit ausdrückt, die ebenfalls nur dem Absoluten zukommt und die daher an jedem Einzelwesen nur eine in sich haltlose Usurpation sein kann. Daher die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit aller schönen Erscheinungen, daher die kurze Dauer jedes harmonischen, vollkommene Befriedigung gewährenden Zustandes. Die einzelne Erscheinung kann sich einmal nicht dauernd mit dem All, mit dem Absoluten im Einklang erhalten; ja, daß sie als Einzelnes, wenn auch nur vorübergehend, das Absolute zu repräsentiren, sich selbst als solches zu setzen sucht, muß dem Absoluten als eine Anmaßung erscheinen, gegen welche es nothwendig reagiren muß. So entsteht zwischen dem Schönen und dem Absoluten ein Kampf, ein Conflict, der nicht anders als mit einer Auflösung des Schönen in das Absolute, mit einem Untergange der schönen Erscheinung als Erscheinung endigen kann. Es könnte scheinen, als liege in der Annahme eines solchen Standpunktes des Schönen zum Absoluten etwas Trostloses. Was lohnt es sich, kann man fragen, mit schönem Ebenmaße sich selbst zu begrenzen, wenn auch in dieser Selbstbegrenzung eine Anmaßung liegen soll? Fällt nicht nach dieser Ansicht der Dinge die Einzelerscheinung einem traurigen Dilemma anheim, nach welchem sie ihrem tragischen Geschick nicht entgehen kann, ob sie es so oder so anfangen möge? Allerdings ist dem so. Jede Einzelerscheinung hat etwas Tragisches; denn sie kann sich ja nicht als solche behaupten, sie muß zuletzt nothwendig dem Allgemeinen, dem sie entsprungen, wieder anheimfallen. Aber dieses tragische Geschick stellt sich bald in milderer, bald in grellerer Form heraus, und es gibt Abschnitte im menschlichen Leben von so erfreulichen Resultaten, daß sie jenes im Hintergrunde lauernde Verhängniß gänzlich vergessen machen. Aber auch wo sich die auflösende Gewalt des Absoluten in schrofferer Weise geltend macht, kann das Geschick niemals ein trostloses sein und in seiner Richtung gegen das Schöne muß es sich sogar als ein beruhigendes, aussöhnendes darstellen. Während der Frevler, der sich direct gegen die göttliche Weltregierung auflehnt und die heilige Ordnung der Dinge aus den Angeln heben will, in seinem Sturze als Frevler *vernichtet* erscheint, stellt sich der Untergang des Schönen vielmehr als ein Aufschwung zum Göttlichen dar, als eine Rückkehr Dessen, wodurch die Erscheinung schön war, zu seinem Urquell, zur Idee, als eine Reinigung von den materiellen Schlacken. Zum Übermuthe, der sich gegen das göttliche Gesetz empört, spricht wol die Gottheit: ich muß dich vernichten, weil du dich erfrechst, mich vom Throne stoßen zu wollen; zum Schönen dagegen: ich muß dein beschränktes Dasein in meine Unbeschränktheit aufheben, weil du in der Welt des Daseins dein höchstes Ziel erreicht, dich mir gleichgestellt hast, und weil dir nun in derselben nichts mehr zu erstreben, nichts mehr zu erreichen übrig bleibt. Daher verbindet sich mit dem Schmerze darüber, daß das Schöne auf dieser Erde sich nicht behaupten kann, das erhebende Gefühl, daß es als Idee, seinem eigensten und tiefsten Wesen nach, fortlebt und als solche in vollkommenster Weise mit der Idee des Absoluten, die es als Erscheinung repräsentirte, in Eins zusammenrinnt. So stellt sich denn auch Vittoria's Untergang in versöhnendster Weise dar. Was in der Erscheinungswelt von einem Weibe Schönes und Vollkommenes zu leisten und zu erleben war, hat sie geleistet und erlebt. Wie eine weib-

liche Gottheit steht sie vor uns da, in sich selbst befriedigt und abgeschlossen. Was soll sie noch in der Welt? Und was soll die Welt noch mit ihr? Die Welt fühlt selbst, daß Vittoria ihr entwachsen ist, sie erkennt in ihr ein fremdes, höheres Wesen und mag es nicht mehr in sich dulden. Im Gefühle ihrer Unvollkommenheit scheidet sie das Vollkommene von sich aus, für sich nur in Anspruch nehmend, was ihr gehört: den Stoff, die Erscheinung. Je stärker die Welt Vittorien gegenüber ihre Nichtigkeit empfindet, um so gewaltsamer sucht sie sich derselben zu entledigen. Sie bedient sich dazu als Instrumentes einer Mittelsperson, die sich so recht in ihrer widersprechenden Stellung zum Schönen repräsentirt: des wilden Luigi Orsini. Erst nach dem Schönen lustdurchglüht verlangend, dann es hassend, verfolgend und zerstörend — so zeigt sich Orsini und so charakterisirt sich die rohe Sinnlichkeit, die, weil sie das Schöne selbst nicht erringen kann, ihm endlich rachsüchtig wenigstens Das wieder zu entreißen sucht, was sie ihm geliehen hat: die irdischen Schätze und den schönen Körper. Und das Schöne fühlt selbst, daß es der Welt dies Opfer zu bringen hat. In göttlichster Ruhe überliefert Vittoria ihren sinnlichen Theil den habgierigen, rachsüchtigen Ansprüchen der Sinnenwelt. Es erfüllt sich ihr nur eine langgenährte Ahnung, sie erkennt es als ihr unvermeidliches Schicksal, und mit Ergebung enthüllt sie selbst dem Dolche ihren schönen, dem Tode verfallenen Leib. So geht Vittoria allerdings an der Verworfenheit der Außenwelt unter, aber es würde dies nicht möglich gewesen sein, wenn nicht auch in ihr selbst ein tragisches Motiv, nämlich die Präoccupation einer vollkommenen Harmonie und Abgeschlossenheit gelegen hätte, und Laube, der sonst diesem Kunstwerke große Bewunderung zollt, hat daher nicht Recht, wenn er in dieser Beziehung sagt: „Leider entspricht der tragische Ausgang mehr der allgemeinen Roheit und Verwilderung des Zeitraums als dem Gegensatze zu Vittoria's persönlicher Welt — ginge sie um deswillen zu Grunde, daß sie eben Vittoria, eine durch Naturell und Princip eigene Frau sei, so gewänne der Roman eine großartige Einheit." Diese großartige Einheit besitzt vielmehr, nach unserm Sinne gefaßt, dieses Kunstwerk im höchsten Grade, und wie wir dieselbe als zwischen der Hauptperson und ihrem Schicksal stattfindend nachgewiesen haben, so wollen wir zu zeigen versuchen, daß sie auch über allen Nebenfiguren und über der ganzen historischen Entwickelung und poetischen Darstellung schwebt. Alle Nebenfiguren nehmen zu Vittoria als zu ihrem Mittelpunkte den natürlichsten und nothwendigsten Standpunkt ein, sie verhalten sich zu ihr, wie sich die Umgebung zum Schönen verhalten muß. Wir können sie am einfachsten in zwei Gruppen sondern, nämlich in solche, die zu ihr vorzugsweise im consonirenden, und solche, die zu ihr überwiegend im dissonirenden Verhältnisse stehen.

Das Verhältniß der Consonanz ist entweder ein allgemeines oder specielles. Um das Schöne versammeln sich die Freunde des Schönen, und das Schöne bedarf dieser Umgebung, weil es erst in ihrem Reflex zum effectiven, lebendigen Dasein gelangt, gleichsam aus der Knospenhülle sich zur Blüte entfaltet. So finden wir Vittoria im Kreise von Künstlern und Kunstfreunden, die sich an ihrer physischen wie psychischen Schönheit erwärmen und dafür wieder ihrem Herzen und Geiste die nöthige Nahrung geben. Wir finden hier zunächst den gemüthlichen Caporale, einen warmen, vertrauten, leidenschaftslosen Freund des Schönen, den Tieck als ein höchst freundliches Bild uns hingestellt hat. Es will mir scheinen, als ob in ihm Tieck eine seiner eigenen Lieblingsrichtungen gezeichnet habe: jenes innige, beschauliche Anschmiegen an das Schöne, fern von jeder selbstsüchtigen Lust, reine Zärtlichkeit, reines Wohlwollen, mit dem geliebten Gegenstande harmlos scherzend, ihn liebreich hätschelnd und in der Zeit der Noth besorgt seine Hände über ihn breitend. Wir finden hier ferner den schon seinem Verhängniß entgegengehenden Torquato Tasso als eine noch schöne, wohlthuende Erscheinung. Zwischen ihm und Vittoria drückt sich so recht das Wechselverhältniß des Dichters und des Schönen aus. Gegenseitige Verehrung und Bewunderung, Empfangen und Gewähren, und endlich die innigste, keusche Verschmelzung, Einswerden in einem süßen, rein poetischen Rausche. Außer diesen beiden werden noch manche andere Beziehungen angedeutet, z. B. des gefälligen und galanten Grafen Pepoli, des strengen Speron Sperone, des eiteln Malaspina u. s. w., welche bald mehr, bald minder auch in die Verwickelung der Fabel eingeflochten sind. Concentrirt aber werden diese verschiedenen allgemeinen Verhältnisse in dem einen besondern, welches der Herzog Bracciano zu Vittoria einnimmt. Es ist das Verhältniß der gegenseitigen Liebe, und erst in diesem erreicht das Schöne den Zweck seines Daseins, seine letzte und höchste Bestimmung; in ihr erst gehen die beiden Elemente des Schönen, Idee und Erscheinung, völlig in Eins auf, und nach ihr strebt daher Alles hin und mit ihr ist Alles abgeschlossen. Daß Vittoria gerade einen Mann wie Bracciano liebt, ist wieder auf das Tiefste in der Hauptidee begründet. Die vollendete Weiblichkeit kann nur in der vollendeten Männlichkeit ihre Ergänzung finden, und Bracciano hat alle Eigenschaften, die einen Mann im vollen Sinne des Wortes charakterisiren. Von dieser Seite faßt ihn auch Vittoria von Anfang an auf, und ehe sie noch Näheres über ihn weiß, ehe sie in ihm einen andern als den fremden, unbekannten Don Giuseppe kennen gelernt hat, fühlt sie sich von der Allgewalt der Liebe zu ihm durchdrungen.

Ach, Freund — sagt sie zu Caporale am Tage nach ihrem ersten Zusammentreffen mit Bracciano — ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, und wenn ich auf Augenblicke einschlummerte, so standen die Bildnisse der alten Heroen vor meinen Augen. So hab' ich doch wirklich einen wahren, wirklichen Mann gesehen!

Nicht die äußere Seite seiner Erscheinung ist es, was diesen unbezwingbaren Eindruck auf sie gemacht. Er ist schon im vorgerückten Alter, er besitzt nicht mehr die anlockenden Reize der Jugendlichkeit. Aber wie denkt Vittoria darüber?

Wer ist denn jung? — sagt sie — Ist es denn etwa mein

uraltes, längst gestorbenes Männchen, dieser Peretti, weil er blonde Haare und rothe Wangen hat? Alle sprechen immerdar von der Unsterblichkeit, von der hohen Würde ihrer Seele, und geben dann doch dem Kleide, dem rohen Überzuge den Vorzug. Jugend! ist sie nicht eine Einwohnerin des Himmels und der seligen Gefilde? Läßt sie sich denn in trägen Gefühlen und albernen Gedanken beherbergen? — Ich kann es jetzt ahnen, wenn auch nicht verstehen, was die Liebe zum Manne sein möchte. Und wenn mir diese Vision, die Gottererscheinung, nahe tritt — wer hat ein Recht, sie zurückzuhalten? Wer ist es, der fodern darf, ich soll mich von dieser Weihe abwenden? Weshalb? Wem habe ich es versprechen, mir oder ihm oder Gott, daß ich diesen kleinen Francesco lieben will? Lieben? Als hätte ich nur gewußt, was das Wort zu bedeuten habe!

So bringt sie sich selbst zum Bewußtsein, daß sich in dieser Liebe der Zweck ihres Daseins erfüllt, und nachdem einmal diese heilige Flamme angezündet ist, kann sie durch nichts, selbst nicht durch die Ahnung, daß dem Geliebten eine schwere Schuld auf dem Herzen liegt, erstickt und ertödtet werden: denn sie besitzt jene heiligende Kraft, die den von ihr ergriffenen Gegenstand in sich reinigt und läutert, sodaß er vor der liebenden Seele frei und schuldlos dasteht.

Er sollte ein Verräther, ein Mörder sein? — sagt Vittoria, als ihr Caporale bedenkliche Ahnungen über ihn mittheilt. — Meinethalb! Und wenn er mir entschwunden ist, wenn er dem Hochgerichte angehört, wenn er ein Bettler ist: meine Seele ist auf ewig mit der seinigen verbunden.

Ein Mörder wird er wirklich, sogar ein Mörder seiner Gemahlin, die durch ein unwürdiges, niedriges Betragen seinen Zorn gereizt. Diese That muß jeden Andern von ihm zurückschrecken, sie muß seinem sonst edeln Wesen jene schauerliche Beimischung geben, die eine völlige Hinneigung zu ihm unmöglich macht; aber die Liebe kann dadurch nicht im unaufhaltbaren Fortschritte gestört werden. Zwar fühlt auch Vittoria in einem düstern Moment das Schreckliche dieser That. Es zieht gleichsam der Schatten derselben über das sonnige Bild ihrer Liebe, sodaß es plötzlich finster und unheimlich dasteht. Aber wie die Sonne den Nebel, weiß Bracciano diesen Schatten rasch zu zerstreuen, er tritt gerade aus diesem düstern Hintergrunde um so schöner und herrlicher hervor, und Vittoria neigt sich mit derselben Hingebung ihm entgegen. Alles dies ist mit der Hand eines genialen Meisters gezeichnet und so angelegt, daß auch wir selbst in das Außerordentliche mit hineingerissen werden und Alles natürlich finden, wie es denn, vom höhern Standpunkte betrachtet, in der That natürlich ist. Überhaupt ist das Bild Bracciano's mit denselben sichern Zügen entworfen und ausgeführt als das Vittoria's. Nur sein Ende scheint mir nicht eng genug mit seinem frühern Leben verwoben. Zwar wird angedeutet, daß seine römischen Feinde dasselbe herbeigeführt, und sein Untergang erscheint somit als eine Folge seiner Ermordung Peretti's; aber seine Neigung zur Alchimie und Zauberei, die ihn diesen Feinden in die Hände liefert, steht mit seinem sonstigen Wesen, wie er es in diesem Romane entfaltet, so gar in keiner Verbindung, daß sie fast als ein willkürlich herbeigezogenes, wenn auch vielleicht aus der Geschichte entnommenes Motiv erscheint. Dagegen stimmt das Mystische seines Untergangs sehr wohl zu der mystischen Art und Weise, mit welcher er seiner Gemahlin und Peretti den Untergang bereitet, und in den drohenden Erscheinungen dieser Ermordeten drückt sich zugleich auf das Unzweideutigste das Motiv seines tragischen Endes aus. Er muß untergehen, weil ihn die Versenkung in die vollendete Schönheit zur Ungerechtigkeit und zum Frevel gegen die unvollkommenern Erscheinungen der Welt hingerissen hat.

Unter denjenigen Personen, welche zu Vittoria mehr oder minder in dissonirendem Verhältnisse stehen, haben wir zunächst die Classe derer ins Auge zu fassen, die durch natürliche Bande an sie geknüpft sind und aus dem ursprünglichen Verhältnisse der Consonanz erst durch den eigenthümlichen Charakter der Schönheit in die Dissonanz hineingetrieben werden. Unter diesen steht obenan Vittoria's Mutter, Donna Julia, abermals eine aus lebendigster Anschauung gezeichnete Persönlichkeit, die uns, wo wir von ihr lesen, überall mit Mark und Bein vor Augen zu stehen scheint. Eine Mutter von ihrem Wesen, von so energischem, stolzem Gemüthe und hochfahrenden Plänen mußte mit ihren Kindern, und namentlich mit einer Tochter wie Vittoria nothwendig in die mannichfaltigsten Conflicte gerathen und endlich an diesen Conflicten untergehen. Der Urwiderspruch ihrer Lebenstendenz ist, daß sie einerseits ganz in ihren Kindern aufgeht, nur in ihnen lebt und webt, nur für sie sorgt und arbeitet, andererseits aber verlangt, daß ihre Kinder wiederum ganz in ihr aufgehen und gerade das für ihr höchstes Wohl erkennen sollen, welches ihnen die Mutter als solches zu bereiten gedenkt. Dies ist ein echt weiblicher, mütterlicher Zug, um deswillen die Mütter so häufig zu ihren Kindern, wenn sich in denselben die Selbständigkeit zu entwickeln beginnt, in eine schiefe Stellung zu stehen kommen. Im Gefühl der großen Aufopferungen, die sie den Kindern gebracht haben und fortdauernd bringen, machen sie Anspruch auf eine Dankbarkeit, die in solchem Maße von Einem, der seine Selbständigkeit zu behaupten wünscht, gar nicht gewährt werden kann. Und doch wollen sie dieselbe gerade von den Kindern als selbständig gewordenen Wesen empfangen. Die Söhne sollen sich eine angesehene Stellung im Staate erringen und die Töchter sich vortheilhaft verheirathen und Gründerinnen neuer Familien werden. Dies ist nur möglich, wenn sie sich von der älterlichen Autorität losreißen, und diese Losreißung ist es eben, was die Mütter nicht vertragen können. Es ist für sie eine zweite Entbindung, oft weit schmerzlicher und gefährlicher als die erste, sodaß oft Mutter und Kind zugleich dabei zu Grunde gehen. Dies natürliche und in seiner Natürlichkeit fast unnatürliche Verhältniß hat Tieck in großartigen Zügen nach verschiedenen Seiten hin zur Darstellung gebracht. Donna Julia hat Kinder der verschiedensten Gattung, und dennoch erfüllen sich an keinem einzigen ihre mütterlichen Pläne und Hoffnungen, eben weil sie etwas Widersprechendes von ihnen verlangt. Flaminio besitzt zwar nicht die Lieblosigkeit Ottavio's und die Unbändigkeit Marcello's, er widmet sich vielmehr ganz dem Dienste der Mutter und Schwester und geht völlig

in ihrem Willen auf; aber eben darum sinkt er in ihrer Achtung: denn er entspricht ihrem Stolze nicht. Ottavio correspondirt zwar mit dieser Seite ihres Wesens, sie erreicht auch einen ihrer größten Wünsche an ihm, indem sie es endlich dahin bringt, daß er die Würde eines Bischofs erlangt; aber statt ihr dafür zu danken, verbindet er sich mit Farnese, ihrem heimlichen Feinde, und tritt der Mutter und Vittorien mit den bittersten Kränkungen und dem übermüthigsten Hohn entgegen. Er, auf den sie am stolzesten gewesen ist, läßt sie am empfindlichsten seinen eigenen Stolz fühlen. So erreicht sie auch ihren Wunsch, Vittoria trotz ihrer Abneigung gegen die Ehe vermählt zu sehen, vermählt mit dem Neffen eines einflußreichen Cardinals, der für die Familie auf das Freundlichste thätig ist. Aber auch hieraus entspringt nur Unglück und Elend und die Tochter fühlt sich seitdem der Mutter mehr und mehr entfremdet. Nicht anders ist es mit Marcello. Auch er erkennt die Bemühungen seiner Mutter an; kaum von ihr frei gemacht, läßt er sich abermals mit den Banditen ein, und wirkt sogar bei jener unglücklichen Katastrophe, die den Untergang der Mutter nach sich zieht, thätig mit. So stark Donna Julia von Natur ist, kann sie doch allen diesen Anfechtungen des Schicksals nicht widerstehen, sie verfällt in Wahnsinn und stirbt unter der Pflege eines armen, früher von ihr verachteten Priesters an ihren gescheiterten Hoffnungen. Ihr Ende und mehr noch das von Ottavio, der im Unglücke zur Besinnung kommt und der kurz vor seinem eigenen Tode am Grabe der Mutter und im Hause desselben Priesters die ganze Unwürdigkeit seines lieblosen und hoffärtigen Betragens fühlt, gehört zu den ergreifendsten und erschütterndsten Momenten, die wol jemals von der Hand eines Dichters geschildert sind. Es wird diese Partie des Romans stets als eine Musterstelle der echtesten und reinsten Rührung angesehen werden müssen.

(Der Beschluß folgt.)

---

E. Zachariä's Reise in den Orient in den Jahren 1837 und 1838. Heidelberg, Mohr. 1840. 8. 2 Thlr.

Unter den in der letzten Zeit erschienenen Reisebeschreibungen in den Orient und nach Griechenland hat die vorliegende, insoweit dieselbe es überhaupt mit dem Oriente zu thun hat, ein eigenthümliches Interesse, und wir können es daher dem Herausgeber nur Dank wissen, daß er, wennschon in den letzten zwei Jahren mehre Reisebeschreibungen erschienen sind, in denen ein großer Theil der östlichen Länder, die auch er besucht hatte, mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit und Genauigkeit geschildert worden, doch dadurch sich nicht hat abhalten lassen, die seinige herauszugeben. Nicht nur, daß er auf seinem Wege einige minder bekannte Gegenden berührt hat, und daß er, bei strengerer Auswahl, auch aus bekannten Ländern und Orten manches von Andern nicht Erwähnte berichten konnte: so ist es eben der eigenthümliche Zweck der Reise selbst, welche er hier beschreibt, der nun auch seiner Beschreibung dieser Reise ein besonderes Interesse verleiht. Es war nämlich unserm Verf., der seit mehren Jahren mit dem Studium des byzantinischen Rechts sich beschäftigt und deshalb bereits einen Theil der größern Bibliotheken Europas wegen der in ihnen zerstreuten handschriftlichen Quellen jenes Rechts besucht hatte, darum zu thun, nun auch die großen Bibliotheken von Wien, Venedig, Florenz und Rom, besonders aber die noch im Oriente vorhandenen Bibliotheken zu seinem Zwecke zu untersuchen, um, wenn auch keine positive Ausbeute heimzubringen, doch, wie freilich zum Theil nun auch geschehen, wenigstens die Überzeugung zu gewinnen, daß man überhaupt von verborgenen Schätzen in jenen Bibliotheken des Orients nur geträumt und gefabelt habe. So bilden denn nun auch, bei jenem eigenthümlichen Reisezwecke des Verf., die in seiner Reisebeschreibung niedergelegten allgemein interessanten Nachrichten über die von ihm untersuchten Bibliotheken, wennschon sie sich keineswegs auf ungebührliche Weise hervordrängen, doch den eigentlichen Kern des Buchs; aber auch neben diesen Nachrichten hat er darin, mit Umgehung des Bekanntern und rein Persönlichen, die Ergebnisse seiner Bemerkungen und Beobachtungen über allgemein interessante Gegenstände in den von ihm besuchten Ländern und Städten, auf dem Gebiete der Geschichte und der Statistik, insofern es um die Vergangenheit oder die Gegenwart, um den Menschen unmittelbar oder nur mittelbar, um Wissenschaft und Kunst, um Sitten und Gebräuche der Völker und *einzelner* ihrer Classen sich handelt, mitgetheilt und, *mit einem Worte*, Bilder voll Leben und Ausdruck vor dem Leser *aufgestellt*, deren Betrachtung ebenso zu erfreuen und zu unterhalten als zu belehren vermag. In 16 Capiteln schildert uns der Verf. die von ihm vom Sept. 1837 bis wieder dahin 1838 gemachte Reise, mit ihrem Ausgangspunkte Meißen und dem Endpunkte Wien. Dazwischen liegen die bald kürzern, bald längern Aufenthalts- und Durchgangspunkte Prag, Wien, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Sicilien, Malta, Athen, Saloniki, der Berg Athos, Konstantinopel und Trapezunt. Ebenso gern folgt ihm der Leser, wenn er über die Sehenswürdigkeiten Wiens und die dortige Hofbibliothek, über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Venedigs, die protestantische, griechische und armenische Kirche, das Centralarchiv und die Marcusbibliothek, die Kunstschätze, Improvisatoren und Theater daselbst, über die Stadt und das Leben in Florenz nebst der Laurentianischen Bibliothek, über die Bibliotheken Roms, die reizenden Umgebungen Neapels, über Malta, das neue und alte Athen mit seinen Umgebungen, die dortige Universität und den Rechtszustand in Griechenland erzählt, als wenn er uns von seiner Reise durch einen Theil des Peloponneses und dann durch die Insel Euböa nach Saloniki, von Saloniki selbst, weiter von dem Berge Athos und seinen Besuchen in einigen der vielen seiner Klöster, sowie von dem gegenwärtigen Zustande des Mönchsthums daselbst und von der griechischen Geistlichkeit, endlich von Konstantinopel, mit den im Meer von Marmara gelegenen Prinzeninseln und der Reise nach Trapezunt und seinem Aufenthalte daselbst und in der Umgegend berichtet. Denn der Verf. ist ein gebildeter, gemüthlicher, angenehmer Reisender, er beobachtet gut und lebhaft, erzählt ebenso lebendig, als er die Eindrücke in sich aufnimmt, ist ohne Ansprüche für sich und Andere; aber er erfüllt die Ansprüche, die man an ihn und sein Buch zu machen berechtigt ist. 17.

---

## Literarische Notiz.

In Lieferungen erscheint: „Les vieux conteurs français, contenant: Les cent nouvelles nouvelles dites les nouvelles de Louis XI; les contes et joyeux devis de Bonaventure des Périers; L'heptaméron, ou les nouvelles de Marguerite de Navarre; le moyen de parvenir, par Béroalde de Verville; revus et corrigés sur les éditions originales, par *Paul Jacob*, bibliophile" (mit erklärenden Anmerkungen und historischen Notizen). Von Demselben erschien, als Bestandtheil der „Bibliothèque d'élite": „Lettres d'Héloïse et d'Abeilard, traduction nouvelle, précédée d'un travail littéraire, par M. *Villenave*", einzige vollständige Ausgabe in einem Bande. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 365. —— 30. December 1840.

## Über Ludwig Tieck's Vittoria Accorombona.

(Beschluß aus Nr. 364.)

Betrachten wir das Schicksal der obenerwähnten Personen noch specieller in ihrer Stellung zu Vittoria, so drückt sich im Allgemeinen der Gedanke darin aus, daß unmittelbar neben dem vollendet Schönen nichts bestehen kann, was den Anspruch macht, für sich selbst etwas zu sein. Das Schöne hat neben seiner freundlichen auch eine verdunkelnde, vernichtende Gewalt, die es gegen Alles herauskehrt, was sich nicht in reiner Empfänglichkeit ihm hingibt oder ihm in abhängiger Thätigkeit seine Dienste widmet. Diese Gewalt muß selbst Derjenige fühlen, welcher glaubt sich am ehesten über das schöne Object erheben zu dürfen: sein Autor und Schöpfer. In dem Wahne, nach Willkür darüber verfügen zu können, gibt er sich selbst zu ihm eine falsche Stellung, in welcher entweder er das Schöne oder das Schöne ihn negirt. Am ehesten wird sich dies Resultat ergeben, wenn er an sein schönes Product, wie Julia an Vittoria, egoistische, eigennützige Zwecke knüpft; das Schöne hört dann auf Das für ihn zu sein, was es ist, und indem es sich als Das, was es ist, zu restituiren sucht, muß es nothwendig ihn aus seiner Existenz hinaustreiben. So mußte Donna Julia nothwendig ein tragisches Ende nehmen, als sie Vittoria's Schönheit zur Befriedigung ihrer ehrgeizigen Absichten zu benutzen und von ihr eine Selbstopferung zu verlangen wagt. Noch schroffer tritt dieser selbstsüchtige Zweck in Ottavio hervor, der seinerseits nicht einmal dieselben Ansprüche, wie Donna Julia, zu machen hat. Sein Verhältniß zu Vittoria streift mehr an die ungemilderte Dissonanz, darum konnte sich dieselbe auch nicht unmittelbar, sondern nur durch die Mutter vermittelt zur tragischen Consonanz auflösen. Weit minder feindlich ist die Beziehung Marcello's zu Vittoria. Die Wildheit und Ungebundenheit, so sehr sie der Einheit und Gesetzmäßigkeit des Schönen widerstrebt, hat doch Momente in sich, die dem Schönen seiner Unendlichkeit nach sehr nahe verwandt sind, nämlich das Abenteuerliche und Romantische. Um dieser Seite willen wird daher auch Marcello stets von Vittoria in Schutz genommen, und umgekehrt gelangt Vittoria durch ihn zur Freiheit, wird ihrer ehelichen Banden entfesselt und mit dem geliebten Gegenstande verbunden, was Alles nur durch ein Princip, das gewaltsam die Schranken der Sitte durchbricht, errungen werden konnte. So steht er der schönen Schwester, bald fördernd, bald Gefahr bringend, zur Seite, bis er mit ihrem Untergange auch selbst den negativen Mächten verfällt. Flaminio endlich drückt zwar activ gar keinen Gegensatz zu Vittoria aus und geräth daher mit ihr in keinen eigentlichen Conflict. Aber weil er sich überhaupt positiv zu wenig geltend macht, so wird er von der Schwester gänzlich verschlungen. In anderer Umgebung hätten vielleicht seine mancherlei guten Eigenschaften ihren Effect nicht verfehlt, aber neben Vittoria verschwinden sie oder erscheinen nur wie Reflexe ihres Glanzes, die sich nicht selbständig behaupten können. Er wird daher zugleich mit ihr niedergestoßen.

Es bleiben uns nun noch diejenigen Persönlichkeiten zu besprechen übrig, die ursprünglich ferner stehen, aber von der Schönheit angelockt, in ihrer Unwürdigkeit zurückgestoßen und dadurch zu Gegnern und Verfolgern der Schönheit gemacht werden. Unter diesen stellt sich uns zuerst Camillo Mattei als der mildeste und natürlichste Gegensatz dar. Er geht unter an seiner Bedeutungslosigkeit. Im Gefühl derselben wagt er anfangs selbst nicht seine Wünsche zu Vittoria zu erheben, bis ein glücklicher Zufall, der den ganzen Roman sehr schön einleitet, ihn kühner macht und die Leidenschaft in ihm aufstachelt. Vittoria, die reine, kindliche Schönheit, ist ihm nicht abhold, sie würde sich, der höhern Weihe noch unkundig, aus Dankgefühl mit ihm verbunden haben; aber Julia, der ihr zur Seite stehende Stolz, verhindert es und Camillo ist nun einem unabwendbaren Verderben hingegeben. Er hat die Schönheit geschaut, ist von ihr entzündet und kann doch nicht zu ihrem vollkommenen Besitz gelangen. Er erkennt daher in ihr nur ein unglückbringendes Princip, das er verfolgen möchte und das ihn doch wieder, wo es sich zeigt, unwiderstehlich anzieht. Nachdem er ihrer Vernichtung halb in die Hände, halb entgegengearbeitet hat, verfällt er einem Geschick, das ihn, ebenso zweideutig gegen ihn verfahrend, zu einem Lebendig-Todten macht. Er wird auf die Galeere verbannt.

Den zweiten Gegensatz dieser Art bildet der Cardinal Farnese. Er repräsentirt die feine Sinnlichkeit, die das Schöne sehr wohl zu schätzen weiß, aber es in dieser Schätzung zugleich geringschätzt, weil er es eben zu einem

bloßen Spiel der Sinnlichkeit herabwürdigen will. Auch in diesem erkennt Vittoria noch ein verwandtes Princip und ist im Nothfalle entschlossen, sich ihm zu opfern. Aber auch hier tritt ihr der Stolz in der Person Julia's entgegen, Farnese's Antrag wird zurückgewiesen, seine schmählichen Pläne scheitern und er selbst wird der Verachtung blosgestellt. Er geht, wenn nicht in Person, doch in seinen stolzen und genußsüchtigen Tendenzen unter, weil er sich an der Schönheit, ihren höhern Seelenadel verkennend, versündigt hat.

Ihm gegenüber steht die rohe Sinnlichkeit, repräsentirt durch den wilden Luigi Orsini, dessen wir schon oben Erwähnung gethan. Er ist der allerschroffste Gegensatz zu Vittoria, obschon sein Verlangen nach der Schönheit eine, wenn auch noch so rüde Anerkennung derselben in sich schließt. Er wird von Vittoria selbst auf das Bestimmteste zurückgestoßen, hieraus entwickelt sich eine reine Dissonanz, an welcher beide, er und Vittoria, untergehen müssen.

Zeigt sich im Schicksal dieser drei Personen, welch ein Frevel darin liegt, unwürdig nach dem Schönen zu verlangen, so erkennen wir aus dem Geschick ihres Gemahls Peretti, daß es nicht minder übermüthig und gefährlich ist, die Schönheit unberufen in Besitz zu nehmen. Während jene am verunglückten Verlangen, geht dieser am glücklich errungenen Besitz unter. Ihm, dem Kleinen und Unwürdigen, gegenüber zeigt sich die Größe und Würde der Schönheit in ihrem vollsten Glanze. Wie eine Gottheit steht Vittoria da, als sie den Winzigen in seine Schranken zurückweist; und er, sich selbst ihrer unwerth fühlend, wagt keinen Widerspruch, indem er aber aus Rache sie dem Cardinal Farnese überliefern will, überliefert er sich selbst der Vernichtung.

So sehen wir die Schönheit nach allen Seiten hin tragisch wirken und dieser tragische Charakter des Schönen zeigt sich endlich auch im Gegensatze Vittoria's zu ihrer Zeit. Dieser allgemeine Gegensatz umschließt und motivirt alle besondern. Wäre die Zeit eine andere gewesen, so hätte sich wol auch das Schöne von seiner mildern und freundlichen Seite gezeigt. Die einzelne Schönheit hätte sich verschmolzen in die allgemeine Harmonie und sie hätte alsdann nicht so isolirt, so in sich abgeschlossen, so in sich allein die Gottheit usurpirend dagestanden; sie selbst hätte bestehen können und würde das Andere um sich haben bestehen lassen. Die Wunden, die es geschlagen, würde es wieder geheilt haben, und statt da und dort verzehrende Flammen hervorzulocken, hätte es rein wohlthätig, wie die Sonne, nur Licht und Wärme verbreitet. So aber, selbst einem traurigen Schicksal preisgegeben, hat es, ohne es gerade zu wollen, die allgemeine Verwilderung und Zerrüttung in noch größere Gährung gebracht und ihr endlich durch Erzeugung eines fanatischen Gegensatzes ein Ende bereitet, nicht minder tragisch als das ihrige. Dem frechen Übermuth der Banditen, der völligen Ungebundenheit des Zeitalters tritt der ergrimmte Montalto gegenüber, dessen frühere Milde wol nicht zu einem so unerbittlichen Zorn umgeschlagen wäre, wenn nicht die Schönheit Vittoria's auch seinen geliebten Neffen Peretti in das allgemeine Unwesen verflochten und dadurch im Oheim den bittersten Haß gegen dasselbe erweckt hätte. Montalto ist der über das Außerordentliche und Ordnungswidrige empörte Geist der Ordnung, der das durchwühlte, verwüstete Gebäude völlig niederreißt, um aus seinen Trümmern ein neues erstehen zu lassen.

Mit wie kühnen großartigen Zügen auch das Gemälde dieses historischen Hintergrundes vom Dichter hingeworfen ist, hat man schon von verschiedenen Seiten mit vollstem Rechte bewundert. Geschichte und Poesie sind so innig verwoben, daß sie völlig Eins geworden sind und wol Niemand mehr die Frage aufwirft: was ist wahr daran, und was ist erfunden? Dieselbe Anerkennung hat der meisterhafte Styl gefunden, Manche haben sogar gemeint, als habe Tieck darin sich selbst übertroffen. Es ist aber kein anderer Styl, als welchen die Unbefangenen schon immer an ihm bewundert haben, nur daß er natürlich hier durch den neuen Stoff neu modificirt erscheint. Es drückt sich darin auf eine seltsame, fast räthselhafte Weise zugleich die schöne Abgemessenheit Vittoria's und das unruhige Sichgehenlassen der Zeit aus, und zugleich gibt er uns ein Bild der Ruhe, mit welcher der Dichter über dem Ganzen schwebt. Bei ähnlichen Stoffen, z. B. im Hexensabbath, hat der Styl einen ähnlichen Charakter, wie denn überhaupt diese Novelle manches Verwandte hat. Daher scheint es mir ungerecht, der „Vittoria Accorombona" gegenüber Tieck's frühere Leistungen allzu sehr in den Schatten stellen zu wollen und sich zu geberden, als habe man, nach dieser zu urtheilen, ein solches Werk nicht mehr von ihm erwarten können. „Vittoria" gehört unstreitig, namentlich von Seiten der Abrundung, zu einem classischen Ganzen, zu seinen größten Meisterwerken, aber ich möchte ihr nicht unbedingt vor allen den Vorrang einräumen. Manches verkannte Werk von ihm läßt sich ihr an die Seite stellen, an übersprudelnder Poesie ist sogar manches noch reicher, und es ist daher eine Erscheinung wie diese an Tieck gar nicht so wunderbar, als es manche seiner frühern Gegner, die durch dieses Werk, vielleicht auch durch eine hohe Anerkennung mit ihm versöhnt sind, gern darstellen möchten. Selbst die kleinern Productionen Tieck's, obschon zuweilen die Spuren der Flüchtigkeit verrathend, deuten sämmtlich den ungeschwächten Dichter und sichern Meister an, der, was er mit Ernst angreift, in genialer und echt künstlerischer Weise auszuführen versteht. Interessant würde es sein, diesen Punkt einmal näher zu besprechen und auseinanderzusetzen, welche Stellung dieses neueste Product Tieck's zu seinen frühern Erzeugnissen einnimmt; hier jedoch würde eine solche Untersuchung zu weit führen, und ich muß mich für diesmal begnügen, kurz meine Gedanken über die Grundidee des Werks und über die Gliederung derselben angedeutet zu haben.

Richard Morning.

**Über die Erziehung des Landvolks zur Sittlichkeit. Von Karl Bernhard König. Halberstadt, Helm. 1840. Gr. 8. 12 Gr.**

Niemand kann nach seiner Stellung und berufsmäßigen Bildung und Erfahrung mehr befähigt sein, über den wichtigen Gegenstand: Erziehung des Landvolks zur Sittlichkeit, ein Wort mitzureden, als der Landgeistliche. Doch kommt es bei seinen Mittheilungen wesentlich darauf an, daß er einerseits ein tüchtiger Beobachter ist und nicht, von vagen Allgemeinheiten, von abstracten Verbesserungswünschen und Ideen ausgehend, dieselben unpraktisch auf die Wirklichkeit angewendet wissen will; andererseits darauf, daß er von seinem doch immer beschränkten Standpunkte aus frei genug umherblickt, um nicht das Individuelle, ob auch an sich gut Erfaßte, übermäßig und misgreifend zu verallgemeinern. Beide Klippen vermeidet der auch sonst schon (durch seine „Wanderung zur Kirche", sein Schriftchen: „Von den nothwendigen Eigenschaften eines tüchtigen Schulzen oder ersten Ortsvorstehers" u. s. w.) vortheilhaft bekannte Verfasser. Er ist seit einer Reihe von Jahren Landprediger im Halberstädtischen gewesen, hat auch eine Superintendentur geführt, stellt aus der Mitte des Lebens das Landvolk seiner Gegend und dessen Verhältnisse im Guten und Schlimmen dar, bezeichnet Mängel und Bedürfnisse, knüpft Wünsche und Vorschläge daran, und das Alles in einer Weise, daß man beim Lesen nie das Gefühl verliert, man habe es mit einem denkenden, wissenschaftlich gebildeten Manne zu thun. Er ist augenscheinlich erwärmt von seinem Gegenstande, aus jedem Worte spricht ein biederes Wohlmeinen, ein männlicher, deutscher und christlicher Sinn. Er redet im Eifer, aber sein Urtheil bleibt nüchtern, besonnen. Er ist ein großer, vielleicht ein etwas eingenommener Verehrer des Preußenthums, namentlich in Gesetzgebung und Verwaltung, doch nicht blind gegen Mängel und Gebrechen, nicht von der leidigen preußischen Eitelkeit beherrscht, weder Schmeichler noch servil, sondern freisinnig, offen, gerade; mit der tiefsten Ehrfurcht vor der Regierung und den Behörden seines Landes verbindet er den Freimuth, der ihnen die Wahrheit nicht spart; diese aber weiß er ihnen gerade in dem Tone — er ist Meister desselben — zu sagen, der geeignet ist, sich Gehör bei ihnen zu verschaffen. Er macht keine übertriebenen Ansprüche an die Gesetzgebung, sondern verlangt nur eine umsichtige Benutzung der in derselben reichlich gebotenen und mit Scharfsinn, mit praktischem Blicke von ihm bezeichneten Hülfsmittel zur Belebung der Sittlichkeit der Landbewohner. Er will nicht Alles von den Behörden gethan wissen, sondern ruft auch die Einzelnen zur Mitwirkung auf, doch aber wiederum nicht zu einer solchen, welche störend in die Verwaltung eines monarchischen Staats eingreifen würde. Sein Ausdruck ist wie seine Gesinnung frisch und kräftig. Er geht unmittelbar auf die Sache, nennt das Ding beim rechten Namen, ist treffend, derb; hier und da wol etwas ungenau, an das Niedrige streifend, ein wenig eckig, ungelenk. So könnte auch die Anordnung übersichtlicher, logischer, die Darstellung würde noch besser sein, wenn sie minder aphoristisch wäre; es fehlt nicht ganz an oft schon Dagewesenem, Trivialem; der Verf. zeigt sich in einer und der andern Beziehung befangener, als zu wünschen wäre, wogegen er aber doch im Ganzen einen sehr freien Standpunkt einnimmt. Mit einem Worte, seine Schrift ist eine kernhafte, anregende, aus dem Leben und für dasselbe; reich an guten Beobachtungen, an Ideen, welche die ganze Aufmerksamkeit des Menschen- und Vaterlandsfreundes verdienen; eine praktische Volksschrift, wie wir deren nicht zu viele haben, wie wir uns eben recht viele wünschen müssen. Schon dadurch nützt sie, ist sie interessant, daß sie, bäuerliche Sitten einer einzelnen Gegend Deutschlands anschaulich schildernd, einzelne Züge zu einem treuen Bilde von unserm gesammten Volksleben liefert, das wir, um es nur zu gestehen, viel zu wenig kennen, in das unsere Schriftsteller noch viel zu wenig hineingreifen, so alt auch bereits unsers Dichters und ihres Vorbilds Zuruf ist:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt;
Und wo ihr's packt, da ist's interessant!

Hr. König weiß es zu packen, und das ist das Beste, was wir von seiner Schrift sagen können. Ihre fünf ersten Abschnitte sind überschrieben: „Die Mäßigkeitsvereine", „Die Gesetzgebung", „Die Schule", „Die Kirche", „Der Bauer"; im sechsten: „Das Resultat", berührt sie neue Gegenstände der Betrachtung und kommt auf die schon besprochenen zurück.

Zu weit dürfte der Verf. gehen, oder sich wenigstens zu schroff ausgedrückt haben, wo er von den Mäßigkeitsvereinen darzuthun sucht, daß sie mit der bestehenden Staatsverfassung im Widerspruch ständen; seine sonstigen Einwendungen aber sind gewichtig und beachtenswerth. Er kämpft gegen die Übertreibung an, die das Kind mit dem Bade ausschüttet, gegen den wohlgemeinten aber unüberlegten Eifer, der das Landvolk nicht gehörig vom städtischen demoralisirten Pöbel unterscheidet und die Verhältnisse und Lebensweise desselben zu wenig berücksichtigt; gegen den schlechten Nebenzweck eines Theils der Freunde und Förderer jener Vereine, die Mitglieder zu Kopfhängern und Betbrüdern zu machen; gegen die Thorheit, den niedern Ständen zu gebieten, um Jesu willen Dem zu entsagen, was ihnen an Trank und Freude noth, zum wenigsten unschädlich und zu gönnen ist, während er seinerseits mit Recht ein frommes, sittliches, aber geistgesundes, thatkräftiges Volk will.

Im dritten Abschnitt: „Die Schule", redet er mit dem ehrenden Eifer des Menschenfreundes und dem praktischen Sinne des erfahrenen Beobachters den Kleinkinder-Bewahranstalten das Wort. Hier ist eine der Stellen, wo er vollkommen zu Hause, wo seiner Rede im weiten Leserparlamente ein dringendes „Hört!" hinzuzufügen ist. Das Kind macht die größten Fortschritte in der Entwickelung seiner Geisteskräfte in der Muttersprache, empfängt die stärksten Eindrücke von außen, erhält die meisten Vorstellungen in den Jahren, in welchen sich die Schule gar nicht und auf dem Lande überhaupt so gut wie Niemand um dasselbe bekümmert. Man lese nur die lebenswahre Darstellung des Verf. Mit Sorgfalt pflegt der kluge Gärtner sein Bäumchen, wenn es dem Keime kaum entwachsen ist. Er nimmt den wilden Zweig bei Zeiten ab und hat dann in spätern Jahren nur nachzubessern. Umgekehrt der Mensch — zum wenigsten in den niedern Ständen, insbesondere der Landmann — als Erzieher seiner Sprößlinge. Er läßt das Kind verwildern, bis es von den Ältern nicht mehr zu bezwingen ist, dann pfercht er seinen Wildfang in die Schule ein, der sehnlichst der Stunde harrt, die ihn zu seiner alten Zügellosigkeit führt; der, roh und stumpf, ebenso wenig geneigt als befähigt ist, die Lehre zu fassen, sich der Zucht zu unterwerfen; dem nun vom fünften bis zum vierzehnten Jahre angelehrt werden soll, was ihm vom dritten bis zum fünften weit leichter angewöhnt werden konnte — man denke nur an Ordnung, Reinlichkeit, Aufmerksamkeit, Folgsamkeit —; lebenslängliche Rohheit und Stumpfheit sind die fast unausbleiblichen Folgen, Zuchthaus wol gar und Zwangsanstalt erheben ihre Zinnen im Hintergrunde des Gemäldes. Dank unserm Verf., daß er sich so wacker der Kinder der niedern Stände gegen eine Verwahrlosung in dem, der Schulzeit vorhergehenden Lebensabschnitte annimmt, in welcher die Keime zu einem der gefährlichsten Krebsschäden unseres gesellschaftlichen Zustandes enthalten sind, der die gebildete Welt aus Menschenfreundlichkeit, Christlichkeit — und Selbstliebe kräftigst entgegenzuwirken sich bestreben sollte. Es ist zugleich leichter und lohnender, dem Verderben vorzubeugen, als die Verdorbenen zu bessern. Für die Kinder des Landvolks ist in dieser Beziehung noch so gut wie gar nichts geschehen. Manche Stadt ist durch freie Vereine, gemäß dem Sinne und den Entwickelungen der neuern Zeit, vorangegangen. Mögen die übrigen Städte mit den Landbewohnern nachfolgen, und mag der Bürgerstand auch seinerseits etwas thun für Errichtung von Kleinkinderschulen

auf dem Lande, selbst im eigenen Interesse; denn die Erziehung des Landvolks zur Sittlichkeit ist auch, von höhern Rücksichten abgesehen, so in Vortheil, die Entsittlichung, die Fortdauer der Rohheit und Stumpfheit desselben ist auch sein Schaden, schon weil er sich von jeher aus dem Bauernstande ergänzt, erneuert hat, weil er aus demselben stets neue, frische Kräfte und Säfte erwarten und erhalten wird und muß.

Auch darauf macht der Verf. aufmerksam, daß der Schulunterricht auf dem Lande, trotz Allem, was für denselben geschehen und geschieht, oft genug ungenügend und verkehrt ist, und sodann darauf, daß die Bauernkinder fast immer nur lernen, um wieder zu vergessen, namentlich daß es an einer Anstalt für den wohlhabendern Bauernstand fehle, in welcher sich die der Schule entlassenen Söhne, ihrem Lebensberufe gemäß, über die Leistungen der gewöhnlichen Dorfschule hinaus noch fortbilden könnten. Doch will er keineswegs „gelehrte" Bauern, sondern nur tüchtige, aus dem Schlendrian herausgerissene Landwirthe. Mit Recht weist er darauf hin, daß es höchst vortheilhaft auf die Sittlichkeit der mit dem Landbau Beschäftigten zurückwirken müsse, wenn der letztere rationell betrieben werde. Sie muß ja wol gewinnen, wo gründliche Kenntnisse, strenge Grundsätze, viel Selbstverleugnung dazu gehören, eine auch nur einigermaßen bedeutende Wirthschaft zu führen. Kein guter Wirth duldet schlechte Leute, und findet nur der rechtliche Arbeiter ein gutes Unterkommen, so ist schon hierdurch an den untersten Stand der Hebel der Sittlichkeit angelegt.

Am ungenügendsten ist uns der vierte Abschnitt: „Die Kirche", erschienen. Der Verf. sagt da freilich auch Richtiges und Gutes, doch ist mit dem Ganzen nicht viel anzufangen und Einiges erregt auch Bedenken, z. B. wenn er, wo er die schiefe Stellung, in welche die Geistlichkeit der lutherischen Kirche hineingerathen, und die Kirchenzucht bespricht, den Grundsatz aufstellt, daß die letztere betreffend Alles fallen müsse, was mit dem klaren Buchstaben oder auch nur mit dem Geiste der dermaligen Gesetzgebung in Widerspruch stehe. Er setzt dabei eine vom christlichen Geiste wahrhaft und für immer durchdrungene Gesetzgebung voraus, während doch, die vorhandene zu vergöttern, sein eigentlicher Sinn keineswegs ist: er gibt nur nach dieser Seite hin ein wenig zu viel, mehr als er wol selbst glaubt. Wie dann, müssen wir fragen, wenn die weltliche Gesetzgebung Richtungen einschlüge oder da oder dort eingeschlagen hätte, welche dem Buchstaben oder dem Geiste des Evangeliums zuwiderliefen? So etwas ist nicht undenkbar, kommt vor, ist vorgekommen. Der Staat kann sich selbst und die Kirche kann ihn dawider nur möglichst vollkommen sicher stellen, wenn sie, nicht zwar als „Herrschaft", wol aber als eine — in den Schranken und unter dem Schutz der Gesetze — selbständige Körperschaft dasteht, um im Stande zu sein, das christliche Princip und Leben in ihrem Schoose kräftigst zu bewahren, ihrer Eigenthümlichkeit nach zu pflegen und nöthigenfalls nachdrücklich geltend zu machen, wo ihm von weltlicher Seite Verletzung droht. Es ist schon gut, wenn der christliche Staat es über sich nimmt, christliches Leben zu befördern, nachdem, wie der Verf. sagt, „die Kirche bei uns untergegangen ist"; allein der christliche Staat kann sich dabei vergreifen und schwer versündigen; es ist offenbare Unnatur, wenn von ihm und seiner Verwaltung die religiösen Impulse ausgehen; er vermag überhaupt nicht, was die freie Kirche allein vermögen würde; der Untergang derselben bei uns ist nichts Anderes als die antievangelische Vermengung des weltlichen und geistlichen Regiments, die den Grundsätzen der deutschen Reformatoren und den Constitutionen unserer Kirche schnurstracks zuwiderläuft, von welcher schon Luther und Melanchthon namentlich so schlimme Folgen ahnten und voraussagten, die mit einem Worte gerade die Übelstände herbeigeführt hat, welche unser Verf. fühlt, einsieht, beklagt, und die nicht dadurch beseitigt werden können, daß man die Grundursache des Übels, den Schaden fortbestehen läßt, den er als solchen nicht erkennt, indem er es ganz in der Ordnung findet, daß der Staat „und keine andere Macht" die Förderung des christlichen Lebens in die Hand nehme, d. h. daß die unselige Vermengung beider Regimente, die in ihrem Principe widerchristliche, antilutherische Cäsareopapie und mit ihr die Erniedrigung, Schwäche und Verweltlichung der Kirche fortdauere, die freilich nicht hierarchisch herrschen, aber auch keine Staatsdienerin sein soll, und den Grundsätzen ihrer Entstehung — nicht ohne die angemessene Strafe — untreu geworden ist, indem sie die Cäsareopapie in sich aufkommen ließ. Sie machte sich derselben Untreue schuldig, als sie den freien Gedanken, die freie Forschung durch Symbolzwang, jenen starren, intoleranten Orthodoxismus zu fesseln trachtete, von dem der, ob auch seinerseits nicht sündlose Rationalismus, welcher derzeit so vielfach misverstanden und ungerecht geschmäht wird, befreite und den man uns jetzt unter allerlei frommen Geberden zurückführen möchte. Emancipation von der Cäsareopapie gehört zu den wichtigsten Zeitaufgaben der deutschen Protestanten, sowol um ihrer innern als äußern Verhältnisse willen — des Verhältnisses namentlich zu der katholischen Kirche — und möge der Verfasser bedenken, daß jene Emancipation zu einem freiern, edlern und kräftigern Volkswesen, wie er es doch will, wesentlich mithelfen würde, muthmaßlich indeß freilich wol erst von der Entwickelung eines solchen zu erwarten sein dürfte. Er meint, die Kirche werde sich wahrscheinlich nie wieder constituiren; wir glauben, sie müsse es um ihrer selbst willen, werde es, sofern die Heimlichkeit und das Alleinthun der Regierungen der Öffentlichkeit und dem Mitdenken, Fühlen und Handeln der Bürger im Staate weicht, sofern sich die Einsicht der Zeit durchgreifend bemächtigt, daß es schlecht bestellt sei mit der Kirche — welche Einsicht dem Verf. geworden ist — und daß nur dadurch geholfen werden könne, daß sie zu ihrem Grundprincipe zurückkehre und demselben gemäß sich constituire: bis wohin ihn sein sonst consequentes und scharfes Denken noch nicht geführt hat.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Literarische Notizen.

Die „Revue de bibliographie analytique", die seit dem Anfang des J. 1840 besteht, von den Herren Miller und Aubenas redigirt wird und neben den Büchertiteln auch eine detaillirte Analyse der Bücher gibt, bringt in einer ihrer letzten Nummern eine Notiz über die Frequenz der deutschen Universitäten, worin sie freimüthig genug diesen die Superiorität über die wissenschaftlichen Bildungsanstalten Frankreichs zugesteht. „Die deutschen Studenten", sagt sie, „empfangen auf eine ernstere und tiefere Art ihre Studienbildung, die wir während der Zeit unserer Erziehung nur obenhin empfangen. Daher ist die deutsche Jugend im Allgemeinen auch solider unterrichtet als die unsrige. Die Tournure ihres Geistes und der Ernst ihrer Gewohnheiten tragen dazu wesentlich bei, aber man muß auch in der großen Anzahl der Universitäten, in dem Verdienst und dem Eifer der Professoren, in der gediegenen und kräftigen Organisation des Unterrichts den Grund davon suchen" u. s. w. Unter den aufgeführten Universitäten fehlen aber nicht blos Greifswald und Tübingen, sondern auch sämmtliche Hochschulen Östreichs.

---

Azaïs gab heraus: „Explication générale des mouvemens politiques et spécialement des circonstances actuelles"; die Herren de Cadalvène und Barrault ein Werk unter dem Titel: „Deux années de l'histoire d'Orient", bestimmt, ihre Arbeiten über den Orient zu vervollständigen. Ein französisches Journal sagt hiervon: „Dieser neue ebenso dramatische als genaue Bericht läßt den Orient mit größerer Treue erkennen als die geachtetsten neuen Reisen, und empfiehlt sich durch das lebhafte Interesse der großen historischen Ereignisse, welche hier mit aller Pikanterie der zeitgenössischen Memoiren erzählt sind." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 366. —— 31. December 1840.

Leben und Wandel Karl's des Großen, beschrieben von Einhard. Einleitung, Urschrift, Erläuterung, Urkundensammlung, in zwei Bänden. Herausgegeben von Julius Ludwig Ideler. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. 1839. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Wie man an Schulen und Universitäten Tacitus' Buch über Deutschland vielfach benutzt hat, um an dessen Erläuterung zugleich Ausführungen über das deutsche Alterthum anzuknüpfen, so ist Einhard's Buch über Karl den Großen schon, auf Universitäten wenigstens, mannichfach benutzt worden, zugleich als Probe späterer Latinität, als Schilderung der bedeutenden Persönlichkeit des Kaisers und als Anschließungspunkt für Ausführungen über die deutsche Welt am Schlusse des deutschen Alterthums zu dienen. Der mäßige Umfang des Buches, der für seine Zeit hochgebildete und zugleich hochgestellte Einhard, der interessante Gegenstand der Schrift, kurz, Alles vereinigt sich, das Buch zu solcher Lecture zu empfehlen; selbst für höhere Schulen dürfte ab und zu, wenn anders die Zeit es zuläßt, eine Lecture dieser Art zu Unterstützung historischer Auffassung nicht ganz unangemessen sein. Unter diesen Umständen kann man es einen glücklichen Gedanken nennen, daß Hr. Dr. Ideler aus den nicht überall zugänglichen verwandten Geschichtsquellen theils die unmittelbar wichtigen Partien in einer Reihe Beilagen, welche den zweiten Band füllen, hat zusammendrucken, theils aus ihnen und aus neuern Schriftstellern über Karl den Großen und seine Zeit und Verhältnisse hat einen Commentar erwachsen lassen, der nebst Text und zweckmäßiger Einleitung den ersten Band ausmacht. Auch muß das verständige Maß billig anerkannt werden, welches der Verf. bei dieser Arbeit gehalten hat, denn Einhard und sein Buch sind ein Stoff, über welchen, wer es darauf anlegt, ohne zu große Mühe auch Folianten vollschreiben kann. Das Buch bietet nun Denen, die entfernter von großen Bibliotheken sich lehrend oder lernend mit dem Gegenstande beschäftigen wollen, einen zweckmäßigen Apparat; kann auch dem bereits mit den Quellen Vertrauten als bequemes Handbuch, als angenehmer Begleiter bei Studien auf dem Lande und in hundertfältiger Weise dienen, ohne zu einer bloßen trockenen Sammlung geworden zu sein, denn Hr. Dr. Ideler bewährt in seinem Commentar vielfach eigenes richtiges Urtheil und läßt es an Anregungen für weitere Studien und Betrachtungen über Sagen und Geschichten von Karl dem Großen nicht fehlen. Manches freilich ist hazardirt oder wol etwas zu rasch angenommen, wie z. B. (S. 106) die Behauptung: Pipin von Landen stamme mütterlicherseits von den Nibelungen ab, denn da es nun wol allgemein von den entscheidenden Stimmen anerkannt sein dürfte, daß das Geschlecht der Nibelungen (nicht das damit später verwechselte der Burgunderkönige) gar keinen historischen, sondern einen rein mythologischen Grund und Boden hat, möchte sich eine Stammtafel bis zu ihm hinauf — mag man nun die Niflungen und Skylfingen selbst, oder den bittern Todesdorn Hagen und sein Geschwister darunter verstehen — schwer führen lassen. Ebenso ist der geschlechtliche Zusammenhang der ältern Hunnen und spätern Avaren wol etwas übereilt (S. 186) angenommen; die Berufung auf Gensler's Autorität bei der falschen Beziehung der Merwinger zu einer misverstandenen Stelle des Geographus Rav (S. 355) ist auch wol nicht am Orte; und die Ableitung des englischen town (deutsch Zaun) von dunum (S. 266), und des Namens der Thüringer vom dürren Berglande (S. 267) nicht wohl angebracht; die Übersetzung von suburbium Moguntiacense durch Vorstadt von Mainz (statt Laxdgut in der Nähe von Mainz S. 203) erscheint ein wenig sorglos — aber wer ließe sich nicht dergleichen kleine Versehen zu Schulden kommen, die in Betracht der Arbeit im Ganzen verschwinden wie einzelne falsche Maschen in einem großen Netze. Wir wollen uns also die Freude an der im Ganzen wohlgerathenen Zusammenstellung nicht verderben durch mäkelndes Herumhängen in unbedeutenden Einzelnheiten und lieber die Gelegenheit benutzen, uns über den Zusammenhang der Sagen von Karl's des Großen Geburt und Jugendjahren nach einer Seite hin auszusprechen, die, so viel Ref. bekannt ist, noch nirgend beachtet worden ist.

Die Sage von Karl's des Großen Geburt und Jugendjahren ist, wie sie in der dritten Beilage aus Wolter's Chronik gegeben wird, und wie sie unter mannichfachen Abänderungen in Baiern, Thüringen und in den Gedichten von Karl dem Großen, die sich im Mittelalter über fast ganz Europa verbreiteten, wieder gefunden wird, der Hauptsache nach folgende: Pipin lebt als junger Mann sehr ausgelassen (luxuriosus); seine Räthe bewegen ihn deshalb zu einer Heirath und er wirbt für sich die Tochter eines Fürsten, der östlich des Frankenreiches wohnt

(bald ist es Dietrich, König von Baiern und Schwaben, bald Florus, König von Ungarn), welche Bertha hieß. Er läßt sie durch Boten holen, welche nach *einer* Fassung unterwegs einig werden, sie zu vertauschen, ehe sie Pipin gesehen, und die Tochter Desjenigen von ihnen, der durch das Loos bestimmt wird, unterzuschieben; nach einer *andern* Fassung kommt Bertha wirklich zu Pipin und wird ihm angetraut; in ihrer Begleitung aber ist eine Dienerin, deren Tochter ihr zum Verwechseln ähnlich sieht, und welche Bertha zu bestimmen weiß, daß sie in der ersten Nacht ihre Stelle durch dieses ihr ähnliche Mädchen vertreten läßt, welche Pipin nun für seine rechtmäßige Gemahlin hält und auf deren Betrieb die wahre Bertha verstoßen wird. In beiden Erzählungen soll Bertha, dort um den Tausch zu ermöglichen, hier um sie zu beseitigen, in den Wald geführt und ermordet werden; unter den Mördern findet sich aber eine menschlichere Seele, und so wird sie lebendig im Walde gelassen, wo sie nach schweren Leiden und Gefahren, die besonders das französische Gedicht schön und weitläufig schildert, bei einem im Walde wohnenden Manne, nach den ältesten Auffassungen bei einem Müller, Aufnahme und Rettung findet. Um die Ehre dieses Rettungsplatzes streiten sich in Deutschland eine bairische, eine fränkische und eine thüringische Mühlstelle; das französische Gedicht hat natürlich eine französische Mühle vor Augen, da Pipin in demselben ganz als König von Frankreich erscheint.

Der deutschen Sage nach jagt nun Pipin einmal zufällig in der Gegend der Waldmühle, wo Bertha eine Zuflucht gefunden hat, er verirrt sich, muß über Nacht in der Mühle bleiben und verlangt von dem Müller, daß er ihm eines der beiden Mädchen, die er im Hause sieht (Bertha oder des Müllers Tochter), zur Bettgesellin gebe; der Müller gibt Bertha, welche diese Nacht gesegneten Leibes wird. Als Pipin die Mühle verläßt, verlangt er, wenn Bertha von ihm ein Kind erhalte, solle der Müller nach Hofe kommen und es anzeigen. Sie gebiert einen Sohn; der Müller kommt und fragt, wie er heißen solle, worauf Pipin den Namen Karl bestimmt, den jungen Karl, als er einigermaßen herangewachsen ist, am Hofe mit den Prinzen, die ihm das untergeschobene Weib geboren hat, erziehen läßt, bis Karl dieser jungen Herren, die ihn als unehelich geboren verachten, gewaltig wird; worüber die falsche Königin sich so erzürnt, daß Pipin den Karl von seinem Hofe fortsenden muß, an den Hof eines fremden Fürsten. Erst durch Karl, der einmal seine Mutter besucht, wird deren wahrer Name und der Betrug, der mit ihr gespielt worden, entdeckt — Karl veranlaßt nämlich Bertha's Mutter zu einer Reise an Pipin's Hof und sie erkennt sofort, daß die Königin nicht ihre Tochter ist.

Das französische Gedicht, welches schon (um Karl vor dem Vorwurf, ein unehelicher Sohn zu sein, ganz zu retten) die Art der Unterschiebung der falschen Frau hat ändern müssen, damit Bertha dem Pipin erst als christliche Ehefrau angetraut ward, ehe sie bei Seite geschafft wurde, läßt auch Karl nie die Rolle eines unehelichen Kindes am Hofe spielen, sondern führt die Königin Blanchefleur, Bertha's Mutter, früher an den französischen Hof, als Pipin die Bertha wiederfindet. Die falsche Frau wird von Bertha's Mutter trotz der großen Ähnlichkeit leicht erkannt, weil ihr der große Fuß, der Bertha auszeichnet, fehlt — und sie ist schon beseitigt, als Pipin auf der Jagd Bertha findet, die er erkennt und als sein eheliches Gemahl an den Hof nimmt.

Man sieht, das französische Gedicht hat die Sage im Interesse der christlichen Ehe und der Würde des königlichen Hofes aus einer ältern, rohern Gestalt geändert, wobei aber sehr gut möglich bleibt, daß es *einzelne* Züge reiner aus der alten Sage bewahrt hat als die deutsche Fassung, und dahin rechnen wir nun entschieden Bertha's *großen Fuß*, der nach noch andern Fassungen ein *Gänsefuß* war (reine Pédauque; vgl. Grimm's „Mythologie", S. 173 u. 241). Schon Grimm hat darauf aufmerksam gemacht, daß in dieser Bertha, der regina pede aucae eine alte heidnische Schwanenjungfrau in eine christliche Königin verkleidet erscheine. Und nun gehen wir einen Schritt weiter und glauben, *die ganze Sage von Karl's Geburt und Jugendjahren für ein Bruchstück altdeutscher Mythologie ansprechen zu dürfen*, wobei wir als Kern der Sage betrachten, daß ein fränkischer König auf der Jagd mit einer Schwanenjungfrau zusammentrifft, mit ihr ein Kind zeugt, dies Kind dann am Hofe erziehen läßt, wo es seine höhere, von der Mutter geerbte göttliche Natur gegen die andern Kinder des Königs geltend macht, deshalb von deren Mutter verfolgt, vom Hofe verbannt wird, aber zuletzt doch als die bedeutendere, heldenmäßigere Natur hervortritt.

Zu dieser Behauptung aber, und dies ist es eben, was, so viel wir wissen, noch nirgend in Beziehung genommen ist, führt uns die mittelalterige Sage von Pilatus, welche, wie Mone („Anzeiger", Jahrgang 1835, S. 421 u. 423) ganz richtig bemerkt, aus zwei ganz verschiedenen Elementen zusammengewachsen und deren *erstes* Element altdeutsch ist. Dieser erste Theil der Pilatussage lautet nämlich folgendermaßen: In Mainz sitzt ein fränkischer König, Tyrus oder Cyrus geheißen, oder nach der lateinischen Bearbeitung der Sage: Atus. Wir halten hier Atus für später gemacht und nur den Namen Tyrus oder Cyrus für bedeutend, zumal auch die lateinische Bearbeitung den Namen nicht ganz aufzugeben wagt, und nur in ungeschickter Weise einen ähnlichen: Tia (Moganus atque Tia rivus flumenque dedere etc.) einflicht. Dieser König Tyrus, Cyrus (vielleicht auch Tius, Cius) kommt auf der Jagd zu einem Jagdhause im Walde und erkennt Abends in den Sternen, daß die rechte Constellation ist, einen tüchtigen, weitberühmten Helden zu zeugen; seine Gemahlin hat er nun leider nicht zur Hand; aber sein Gefolge bringt ihm ein Mädchen aus einer benachbarten Mühle, mit welcher er das Werk vollbringt. Er hinterläßt dem Müller, wenn seine Tochter Pila von ihm gesegneten Leibes werde, solle er es melden. Sie gebiert einen Sohn; der Müller kommt und fragt, wie er heißen solle: „Conveniens nomen volo, rex ait, ut sibi detur, namque di-

cor Atus et mater Pila vocatur, compositum nomen Pilatus ei tribuatur." In der deutschen Bearbeitung, wo der König Tyrus heißt, heißt der Müller Atus — sichtbar ist aber, beide Namen: Pila und Atus, sind nur der Anknüpfung an die christliche Pilatussage wegen hereingekommen und so Tyrus allein ein der alten deutschen Sage angehöriger. Pilatus wird nachher von seinem Vater an den Hof genommen, wo er aber dessen Sohn von der rechten Gemahlin erschlägt und deshalb verbannt, an den römischen Kaiserhof als Geißel geschickt wird.

Man sieht, es ist auf ein Haar die ältere Karlssage, nur in noch roherer, heidnischerer Gestalt — und daß auch hier das Wasserhaus, die Mühle, eine so bedeutende Rolle spielt, scheint Grimm's Vermuthung, daß das Mädchen, welches dem Könige den tüchtigern Sohn gebiert, eine Schwanenjungfrau, ein Wasserweib ist, zu bestätigen. Der Name Tyrus oder Cyrus ist nur der alte Göttername Tyr, der freilich althochdeutsch Ziu (Ciu) lautet, und sich von Zior (gloria) der Bedeutung nach scheidet, wenn beide Worte auch nächst verwandt bleiben; aber ursprünglich scheinen sie doch auch im Deutschen, wie im Altnordischen Tyr (Deus) und tyr (gloria), identisch, und die altfränkische, plattere Form für beide Begriffe mochte, wie im nahe verwandten Angelsächsischen, Tir lauten. Dann haben wir also einen Gott (Tir) und ein Wünschelweib (Berhta) an der Spitze eines alten Königsgeschlechts (Tyrus regiert über die Lande am Main, Rhein und an der Mosel), welche genealogische Sage von seinen Königen vom Volke, dem sie geläufig war und in dessen Vorstellung die Heiligkeit des Königthums mit der Abstammung zusammenhing, später auf die Karolinger übertragen ward. Der Bruderzwist und das Misverhältniß der Königin zu dem einen Sohne, die in dieser Sage ein Hauptmoment sind, haben sich nachher noch weiter sagenhaft umgestaltet, was wir hier nicht weiter verfolgen können. 40.

---

Über die Erziehung des Landvolks zur Sittlichkeit. Von Karl Bernhard König.

(Beschluß aus Nr. 365.)

Der gelungenste und interessanteste Abschnitt ist der fünfte: „Der Bauer." Hier „packt" der Verf. das Leben am Sichersten, Gewissesten, Besten. Gewandt, lebendig und wahr schildert er die Lebensweise, die Noth des Bauernstandes, verbreitet er sich über das Hypothekenwesen und dessen Wirkungen auf dem Lande, die Ablösungen, die Separationen, die Grundsteuer, die Geschlossenheit der Höfe, deren Einfluß auf die Sittlichkeit, das Altentheil, das Gesindewesen, Schließung der Ehen, Hochzeiten, Kindtaufen, Beerdigungen, Vergnügungen, Spinnstuben und Militairdienst; die treue Schilderung ist mit richtigen und feinen Bemerkungen durchwebt, sie bildet eben durch ihre Treue und Wahrheit, und noch mehr durch die aus ihr unverkennbar hervorleuchtende gerade ehrliche Gesinnung des Verf., der die Sache, des Landvolks wahres Beste, und nichts als die Sache meint, einen wohlthuenden Gegensatz zu der Einseitigkeit, der Phantasterei, womit sich unter Anderm der aristokratische Verstorbene und neuerdings der aristokratelnde Funke über Ablösungen, den sittlichen Einfluß der Geschlossenheit der Höfe und Ähnliches haben vernehmen lassen. Nur ungern versagen wir es uns, den Lesern Eins und das Andere aus diesem Abschnitte mitzutheilen, wovon uns jedoch die Rücksicht auf den Raum d. Bl. zurückhält.

Eine besondere Anerkennung verdient die Unbefangenheit, womit der innig und streng religiös gesinnte Verf. die industrielle Richtung der Gegenwart ins Auge faßt, die von so manchen Geistlichen, Sittenpredigern und Verbesserern, von so vielen Ultrachristlichen und Moralischen beklagt, beseufzt, bescholten wird. Sie hat ohne Zweifel ihre Gefahren; allein es gilt vor allen Dingen, sie richtig zu würdigen, wenn man insofern ihrer Herr bleiben will, daß man dahin wirkt — denn ein Mehres ist unmöglich — sie von Abirrungen zurückzuhalten, sie für bessere, für edle Tendenzen zu benutzen. Übertreibender, den Stab brechender Tadel nützt da nicht, schadet nicht selten. Sollen unsere Zustände von ihrer Krankheit genesen und aus ihren Schwächen zur Kraft sich emporarbeiten, so muß das Bürgerthum mehr und mehr erstarken: in der Erstarkung desselben liegen die besten Hoffnungen für ein politisch und staatlich wie sittlich gesunderes, würdigeres und gedeihlicheres Leben und Wesen: der Aufschwung der Industrie geht mit dem Aufschwunge des Bürgerthums Hand in Hand. In diesem Sinne sagt der Verf.:

„Die Zeit, in der wir leben, will begriffen sein. Sie wendet sich, durch die Bemühungen des Staats endlich von so manchem Drucke befreit, der Betriebsamkeit zu. Ein mächtiger Aufschwung des Gewerbfleißes ist unverkennbar. Diese Verfolgung des materiellen Interesses Seitens der Zeitgenossen, ist sie ein Übel? Ich denke nicht und mag die Ausfälle nicht leiden, welche von manchen Geistlichen auf Eisenbahnen und Dampfmaschinen gemacht werden. Was würde unser Herr Christus wol sagen, wenn die Rauchwolke im Anzuge wäre? Ich meine, er würde zu seinen Jüngern also reden: „Seht ihr den Wagenzug? Er lieh vom Sturme die Kraft und vom Vogel die Behendigkeit, und auch er ist ein Beweis der Gnade Gottes, der solchen Erfindungsgeist den Menschen gegeben hat. Darum preiset den Vater in euern Herzen." Oder er würde fragen: „Seht ihr den Dampf? Also zerrinnt euer Leben. Wie sie, die dort fahren, zu ihren Freunden eilen und zuletzt in ihre Heimat kommen, so findet auch ihr Andere auf eurer Lebensreise, mit denen ihr in Freundschaft und Liebe wandeln sollt; so kehrt auch ihr zuletzt heim in das ewige Vaterhaus. Darum thut Buße, bevor das Leben als Dampf verfliegt." Ja, das weiß ich und glaub' ich fest, er, der liebreiche Menschenfreund, würde der Letzte sein, der, wenn ein Unglück erfolgte, vom Strafgerichte Gottes spräche; er würde hineilen, Hülfe leisten und die Zerschlagenen gesund machen. Das ist Fingerzeig genug."

Dagegen verkennt er es keineswegs, daß „unser christliches Denken, Wollen und Handeln in dieser, materiellen Interessen hauptsächlich gewidmeten Zeit der kräftigsten Anregungen bedürfe". Er redet deshalb u. A. den, höhere über das Nächste hinausliegende Zwecke verfolgenden Missionsvereinen das Wort, obwol sie in Verbindung mit der Tractätchenverbreitung stehen, obwol er diese insofern tadelt, als dabei Vernunft und Offenbarung in einen so unnatürlichen Gegensatz gestellt zu werden pflegen, der Parteikampf der Theologen auf eine beklagenswerthe Weise eingemischt, dem armen heilsbegierigen Volke eben das Streitige vorgeführt wird, um es in einen Zank hineinzuziehen, der ihm fremd bleiben sollte. Doch sagt er dann weiter:

„Aber auch das will ich nicht leugnen, daß der Eifer und die lebhafte Theilnahme, welche der Eine Theil dieser Streitenden seiner Sache widmet, auf mich den tiefsten Eindruck macht, sodaß ich die Andern fragen möchte, warum steht ihr so müßig am Markte des Lebens, warum greift ihr nicht mit beiden Händen zu, um nach eurer Ansicht dem Elende im Volke zu steuern?"

Man könnte indeß nicht von fern auf die Vermuthung kommen, er würde es billigen oder wünschte gar, daß „die Andern" bei der Thätigkeit, wozu er sie aufruft, die kleinlichen und unwürdigen Mittel anwenden möchten, deren ungeziemende und verwerfliche Anwendung bei der Tractätchenverbreitung so oft vorkommt und neben dem bedauerlichen Inhalte so vieler Tractätchen nur zu geeignet ist, diese sammt ihrer Verbreitung in Verruf zu bringen.

Der Verf. ist von Liebe für den Bauernstand, dessen Tüchtigkeit und Gedeihen die Grundlage der bürgerlichen Wohlfahrt ist und bleibt, auf das lebhafteste durchdrungen, ein guter Beobachter, ein wohlmeinender, kundiger Rathgeber: das ist der Eindruck, den die Lecture des Büchleins zurückläßt. Möge es recht viele Leser finden: die Beachtung wird dann von selbst folgen. 26.

## Entgegnung.

Dem Verfasser der Kritik meines Buches: „Beethoven's Biographie", in Nr. 319 d. Bl., bin ich für seine nachsichtige Beurtheilung zu Dank verpflichtet, kann aber nicht umhin, den mir dort gemachten Vorwurf von Angriffen und Ausfällen auf C. M. v. Weber, Ferd. Ries und andere „verstorbene Männer" entschieden zurückzuweisen. Gestattete es hier der Raum, Alles aufzunehmen, was ich desfalls zu meiner Vertheidigung anführen könnte, so würde dies sogleich geschehen, und möglich vielleicht, daß es sich bei strenger Untersuchung herausstellte, daß Weber nicht der Verfasser jener bittern Kritiken über Beethoven's Werke gewesen, für den anfänglich der in Wien lebende rühmlich bekannte Tonsetzer und Schriftsteller Baron v. Lannoy gehalten wurde, bis Freunde von Beethoven die sichere Kunde erhalten haben wollten, daß sie aus C. M. v. Weber's Feder herrühren. In diesem Falle war ich nur Referent und deutete blos im Vorbeigehen (S. 99) an, was hierüber zwischen Beethoven und einigen seiner vertrautern Freunde öfters besprochen wurde. Behauptet habe ich hierauf bezüglich nichts, werde aber jedenfalls auf diesen Punkt, wie auch auf den, die Oper „Euryanthe" betreffend, seiner Zeit zurückkommen und eins und das andere nicht Unwichtige aus der Zeit, wo Weber diese Oper in Wien einstudirte und selbst aufführte, mittheilen. Hier bemerke ich blos, daß ich damals oft mit Weber zusammen war und daß ich für seine Person wie für seine Werke nur Achtung und die höchste Werthschätzung empfand, die sich seitdem in Bezug auf letztere nur noch gesteigert hat. Was ich (S. 99) in „Beethoven's Biographie" auf Weber's „Euryanthe" deutend bemerke, ist nicht anders zu verstehen, als daß diese Oper bei ihren ersten Aufführungen 1824 in Wien nicht gefallen und auch bald vom Repertoir verschwand, was eine bekannte Sache ist. Seitdem hat man hier und da Veränderungen darin vorgenommen, wie z. B. dies Jahr wieder in London, und der Bühnen- und Musikkenner Hr. Röckel, zuletzt wieder Chordirector bei der deutschen Oper in London, versicherte mich vor kurzem hier: erst jetzt gestalte sich jene Oper Weber's zu einem abgerundeten Ganzen. Somit ist also wirklich jene Reform damit vorgenommen worden, von der Beethoven Webern gegenüber sprach. Auch in Bezug auf diese Oper enthielt ich mich eines Urtheils; wie sollte demnach meine Ehre dabei ins Spiel kommen? — Mit diesem Wenigen über C. M. v. Weber und seine „Euryanthe" wünsche ich einstweilen auch dem Verfasser der Kritik meines Buches über Beethoven in der berliner „Iris" geantwortet zu haben, der gleichfalls Anstoß an jener Stelle meines Buches genommen.

Ferd. Ries angehend, berührt nun meine Feder in demselben Bewußtsein, die Wahrheit zu sagen, das Papier, wie vor Jahr und Tag, als ich das ihn Betreffende in „Beethoven's Biographie" niederschrieb, mich beklagend, daß ich gegen einen Todten sprechen muß — folglich nicht Alles sagen darf, was ich gegen dessen Biographische Notizen zu sagen Grund habe. Um kurz zu sein: Im J. 1833 verabredete ich mit Ries in Frankfurt die Herausgabe von Beethoven's Biographie, wozu sich Ries Beiträge zu liefern erbot. Wie er den Charakter Beethoven's aufgefaßt, führte ich bereits in der Einleitung der „Biographie" deutlich an. Im J. 1835 in diese Provinz gekommen, hörte ich zu meinem Erstaunen, daß Ries seine Ansichten und Urtheile über den Charakter seines Lehrers im Clavierspiel den Musikfreunden rücksichtslos mitgetheilt, auch gemeine Anekdoten über ihn in die Feder dictirt habe, die hier existiren. Als zu Pfingsten 1837 Hr. Ries das Musikfest hier dirigirte, sprachen wir abermals zusammen über unser Vorhaben und Einer trieb den Andern zum ernstlichen Beginn der Arbeit an. Ich erlaubte mir, ihm hierbei zu bemerken, daß ich das von ihm über Beethoven Verbreitete ungern gehört und gelesen habe, wie auch noch: daß ich nichts Unanständiges und Unwürdiges, oder überhaupt Anekdotenkram von ihm annehmen würde — was ihn unangenehm berührt zu haben schien. Nach ungefähr 7—8 Monaten vernahm ich seinen Tod, und bald darauf erschienen seine und Dr. Wegeler's „Biographische Notizen". Nebst vielem Entsetzlichen, was keinen Andern, der mit Beethoven's Denk- und Handlungsweise nicht so bekannt war als ich, so tief verletzen konnte, als gerade mich, fand ich auf S. 127 jener „Notizen" diese Stelle: „Einige über gewisse Personen aufs bestimmteste, jedoch nicht zu ihrem Lobe, sich aussprechende Briefe Beethoven's halte ich, wenigstens einstweilen und, wie ich zu deren Besten hoffe, auch auf immer zurück." Und der alte, besonnene Wegeler konnte so schwach sein; auch noch eine *drohende* Note dazu zu machen! — Daß diese Drohung keine *andere als eben meine Person* betreffe, darüber bin ich nur *zu gut unterrichtet*. — Hier die Erklärung dazu. Ries sagte mir schon 1833 in Frankfurt, daß er einige Briefe von Beethoven habe, worin sich dieser heftig gegen mich auslasse, daß ich untreu gegen ihn sei, ihn tyrannisire *) u. s. w. Solche Dosen Beethoven'schen Brausepulvers kannten wir jedoch Beide aus vieler Erfahrung, folglich gaben uns derlei Ausfälle nur Stoff zum Lachen. (Ähnliche Anklagebriefe von Beethoven, besonders gegen Hofrath v. Breuning, Dr. Malfatti und gegen mich, existiren nicht wenige in Wien, und möglich ist es, daß sie früher oder später gedruckt werden dürften. Jedenfalls wird die Lesewelt eine unterhaltende Lecture daran erhalten. S. 159 von „Beethoven's Biographie".) Welcher Dämon konnte Hrn. Ries anfechten, jene Briefe mir gleichsam wie einen Popanz in seinen „Notizen" vorzuhalten? wollte man den Zeugen der Wahrheit damit intimidiren? Vergebens bemühe ich mich, einen vernünftigen Grund zu einem solchen Benehmen aufzufinden. Oder hatte wol Hr. Ries wirklich von mir zu fürchten? Vielleicht — wenn ich auch nur hätte laut sagen wollen, wie sehr es Beethoven schmerzte, erleben zu müssen, daß dieser sein Schüler so schnell die ihm angewiesene Bahn verließ und dem Modetreiben sich hingab, für ihn also kein Verbreiter seiner Lehre, was Beethoven von ihm hoffte, sondern nur ein Verhandler seiner Manuscripte in London ward. Wie schnell verrauchte Das, was der zwanzigjährige Schüler von seinem großen Lehrer mit in die Welt nahm!

Ich wollte kurz mich fassen, darum bemerke ich blos noch, daß, wer immer mit Nennung seines Namens die Vertheidigung des Hrn. Ries in Bezug auf diesen Gegenstand und seine „Notizen über Beethoven" übernehmen will, es immerhin thun möge, aber auch meine prompte Erwiderung darauf zu gewärtigen habe.

Aachen den 6. December 1840.

A. Schindler.

*) Beethoven's Unbeholfenheit und Eigensinn in Handhabung weltlicher Dinge ist bekannt, daher er nicht selten durch ein gewisses Imponiren gezwungen werden mußte, Ordre zu pariren, wenn das zu Verhandelnde nicht zu seinem Nachtheil abgethan werden sollte. Ein solches Verfahren mit ihm nannte er „Tyrannisiren" und gewöhnlich folgten seinerseits Anklagebriefe, worauf ich jedoch nicht achtete, weil ich wußte, daß nicht anders mit ihm zu verfahren sei, wollte man ein günstiges Resultat für ihn erzielen.

**Das Register zum Jahrgang 1840 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert werden.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

**1840. Nr. XV.**

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

# Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

**Dreiundzwanzigstes Heft**, Bogen 61—70, nebst Titel, womit der dritte Band geschlossen ist.
**Ohsson** bis **Ottmer**.

Jedes Heft auf Druckpapier **8** Gr., auf Schreibpapier **12** Gr., auf Velinpapier **18** Gr.

**Ohsson** (Konstantin, Freih. d'). — **Okounef** (Nik. Alexandrowitsch). — **Oldenburg.** — **Oleszczynski** (Anton). — **Olshausen** (Hermann — Justus). — **Opiumhandel.** — **Oppen** (Otto Heinr. Alex. v.). — **Oran.** — **Orangemen.** — **Orfila** (Matthieu Joseph Bonaventura). — **Orientalische Literatur.** — **Osann** (Friedr. Gotthilf). — **Oskar Joseph Franz** (Kronprinz von Schweden). — **Osmanisches Reich**, s. **Türkei.** — **Ostindien.** — **Östreich.** — **Otterstedt** (Joachim Friedr., Freih. v.). — **Ottingen-Wallerstein** (Ludwig Kraft Ernst, Fürst von). — **Ottmer** (Karl Theodor).

**Leipzig**, im Juli 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Ganz beendigt ist soeben bei mir erschienen:

## Die Chirurgische Muskellehre in Abbildungen.

**Ein Handbuch für studirende und ausübende Ärzte, gerichtliche Ärzte und Wundärzte etc.**

von

**Dr. G. B. Günther,**

Professor der Chirurgie und Director des königl. chirurg. Friedrichs-hospitals in Kiel, und

**Julius Milde,**

Maler.

**Ein Band in gr. 4. Mit 44 Tafeln Abbildungen und 34 Bogen Text.**

*Preis der colorirten Ausgabe, cart. 10 Thlr. Pr. Crt.*
*Preis der nicht colorirten Ausgabe, cart. 7 Thlr. 12 Gr. Pr. Crt.*

Über dieses **Originalwerk**, in dessen Weise bei so praktischer Anwendung der Anatomie auf die Chirurgie in Deutschland noch keines vorhanden ist, enthalte ich mich jeder Lobpreisung, und bedarf es nur der Bitte, „**durch eigne Anschauung zu prüfen**".

Die demselben beigegebenen acht sehr ausführlichen Register, mit einer vollständigen Synonymik der wichtigsten Namen der Muskeln in **lateinischer, englischer, französischer, griechischer, holländischer** und **deutscher Sprache**, erhöhen dessen Werth für In- und Ausländer.

**Exemplare** und ausführliche **Prospecte sind** in allen Buchhandlungen zu finden.

Hamburg, im Mai 1840.

*Joh. Aug. Meissner.*

---

In der **Dieterich**'schen Buchhandlung in Göttingen erscheinen:

## G. Chr. Lichtenberg's vermischte Schriften.

**Neue, mit ungedruckten Aufsätzen, Briefen u. s. w. vermehrte Ausgabe**

herausgegeben

**von den Söhnen Lichtenberg's**

in 5—6 Bänden Schiller-Format.

Diese Ausgabe wird nur die belletristischen Schriften enthalten und sich durch Inhalt und Ausstattung vor der frühern bedeutend auszeichnen.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

## Das Geschlechtsleben des Weibes

in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht

dargestellt von

**Dr. *Dietr. Wilh. Heinr. Busch.***

Gr. 8. Auf feinem Druck-Velinpapier. 1839–40.

**Erster Band:** Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. **3 Thlr. 20 Gr.**

**Zweiter Band:** Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. **3 Thlr.**

Der berühmte Verfasser legt in diesem Werke die Resultate dreissigjähriger Erfahrung nieder und liefert seit A. E. von Siebold das erste umfassende Handbuch der Geschlechtskrankheiten des Weibes nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaften. Das ganze Werk wird aus vier Bänden bestehen.

**Leipzig**, im Juli 1840.

***F. A. Brockhaus.***

---

## Beachtenswerthe Nachricht für Reisende.

Wer das herrliche süddeutsche Alpengebirge nach allen Richtungen zu Fuß oder zu Wagen am genußreichsten bereisen will, dem können wir folgende **Reisehandbücher**, welche bei **Fleischmann** in München erschienen sind und durch jede solide Buchhandlung bezogen werden können, als durchaus verlässige und treue Wegweiser aus eigner Überzeugung empfehlen:

**Das bairische Alpengebirge nebst** angrenzenden Theilen von Tirol und Salzburg. Ein Handbuch für Reisende zur genußreichen Kenntniß dieses reizenden Hochlandes. Von **F. F. v. Obernberg.** Mit 2 Karten, einer Ansicht des Gebirgszuges und Städteansichten. 8. 1 Thlr. 20 Gr., oder 2 Fl. 48 Kr.

**Neues ausführliches Handbuch für** Alpenwanderer und Reisende durch das Hochland in Östreich ob der Ens, Salzburg, Gastein, die Kammergüter rc. Von **H. v. Chezy.** Mit 1 Karte und Ansichten. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

---

Bei **Karl Drobisch** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Festgabe**

**zur vierten Säcularfeier**

der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Eine Darstellung der Entstehung, Ausbreitung und Vervollkommnung der **Typographie** bis zur gegenwärtigen Zeit.

Von **Heinrich Heinlein,**

Mitglied der leipziger Buchdruckergesellschaft.

Mit einer Abbildung des Festsalons.

Brosch. 12 Gr., illum. 14 Gr.

---

Bei **Georg Franz** in München ist soeben erschienen:

***Buchner, J. B.*** (Doctor der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe), **Homöopathische Arzneibereitungs-Lehre.** I. Lieferung. 9 Bogen und 2 lithographirte Abbildungen. (Das Ganze wird aus 3 Lieferungen à 8—9 Bogen bestehen.) 1840. Gr. 8. Brosch. Preis 1 Fl. 30 Kr., oder 21 Gr.

Unentbehrlich ist dieses Buch für jeden homöopathischen Arzt, der es gut mit seinen Patienten, mit der Wissenschaft, mit sich selbst meint; denn nirgend kommt es so viel auf die Reinheit und richtige Behandlung der Arzneimittel an, als in der Homöopathie!

---

Im Verlage von **A. D. Geisler** in Bremen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

**Album dramatique, ou choix de pièces françaises intéressantes et propres à initier dans le langage de la conversation. *Cahier I:* M. Musard, ou comme le temps passe. Comédie en un acte par *M. L. B. Picard.*** Taschenformat. Geheftet 3 Gr.

Wer Fertigkeit im Sprechen zu erlangen und die feinern Wendungen der französischen Sprache sich anzueignen wünscht, dem dürfte dies so freundlich ausgestattete und zugleich so billige Buch eine willkommene Erscheinung sein.

---

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

**Blätter für literarische Unterhaltung.** (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1840. Monat Juni, oder Nr. 153—182, 1 Beilage, Nr. 2, und 2 literarische Anzeiger: Nr. XIII und XIV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

**Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** 1840. Dreiundzwanzigsten Bandes sechstes Heft. (Nr. VI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

**Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Jahrgang 1840. Monat Juni, oder Nr. 23—26, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 23—26. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

## Zur gefälligen Beachtung!

Die Redaction der vom 1. Juli d. J. ab erscheinenden belletristischen Zeitschrift „Lesefrüchte" (Originalblatt) sucht unter den bessern deutschen Literatoren noch einige Mitarbeiter im Fache der Novellistik, Literatur, Kunst und des öffentlichen Lebens.

Baldige Einsendungen derartiger Productionen, unter Beifügung der Honorar-Bedingungen, wird der Hr. Buchhändler **W. Stefanski**, sowie **die Redaction der Lesefrüchte** in Posen dankbarst annehmen.

Bei Gerhard in Danzig erscheint demnächst:

# Friedrich Wilhelm III.

## sein Leben, sein Wirken und seine Zeit.

## Ein Erinnerungsbuch für das preußische Volk,

von **F. C. Kretzschmer**, Regierungsrath, Ritter des eisernen Kreuzes ꝛc. ꝛc.

**12 Lieferungen in gr. 12.**

## Mit 48 Portraits

der königl. Familie und hoher Staatsbeamten aus der Regierungsperiode des hochseligen Königs.

Selten ward ein Monarch geliebt und verehrt wie **Friedrich Wilhelm der Dritte**, und nie war der Schmerz über den Hintritt eines theuern Entschlafenen gerechter wie über ihn, indem sein Volk seinen geliebten und theuern Vater, seinen Wohlthäter beweint; daher wird ein Werk willkommen sein, welches das segenreiche Leben und Wirken des hohen Verewigten schmucklos und wahr, wie Er selber war, beschreibt. Damit die Anschaffung Jedem, auch dem Unbemitteltsten möglich werde, ist der Preis auf **5 Sgr. pro Lieferung** gestellt worden. Monatlich erscheint ein Heft; das erste am 15. Juli. — Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und geben auf jede 6 Exemplare ein Freiexemplar.

---

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

# Das Pfennig-Magazin

## für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1840. Juni. Nr. 375—378.

**Nr. 375.** *Prinz Eugen. *Die londoner Brücken. Die Händel der Engländer mit China. — **Nr. 376.** *Anekdoten aus dem Leben Friedrich's des Großen. Prinz Eugen. (Beschluß.) Der Quäker und der Räuber. Ein Besuch im Silberbergwerk zu Kongsberg. Orientalische Justiz. — **Nr. 377.** *Poitiers. *Die Pehuenchen. Die Strafen der Chinesen. Die Theerläden in Petersburg. *Von einigen Sumpfvögeln. — **Nr. 378.** *Laplace. Die Perser in London. *Marokko. Von den Höhlen. Beispiellose Ignoranz. Merkwürdiges Duell. *Der Leichenzug, nach Robert.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.; die Jahrgänge 1838 und 1839 kosten jeder 2 Thlr.

**Leipzig**, im Juli 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

## Verkauf

## von Flörke's getrockneten Flechten.

Ein hauptsächlich belehrendes Hülfsmittel beim Studium der Botanik ist die Anschauung gut getrockneter Pflanzen, deren richtige Bestimmungen durch zuverlässige Autoritäten verbürgt sind. Vielleicht selten wird diesen Bedingungen mehr genügt, als in den Fascikeln getrockneter Flechten, welche der verstorbene Professor Flörke in Rostock ausgab. Es ging ihm das Talent ab, was auch mir mangelt, seine Productionen durch Freundesempfehlungen, durch lobpreisende Inserate ins Publicum zu bringen. Daher sind diese trefflich ausgestatteten Sammlungen getrockneter Flechten weniger verbreitet als sie es wol verdienen; daher hinterließ er seiner Witwe eine Anzahl von Exemplaren sowol der „deutschen Lichenen, gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Heinr. Aug. Flörke", Lieferungen 4—10, begleitet von guten Diagnosen und Angaben der Standorte, als auch der „Cladoniarum exemplaria exsiccta" (getrocknete Becherflechten) in drei Fascikeln, mit ausführlicher Commentatio nova (1828) begleitet. Ich bin beauftragt, den Verkauf der noch vorräthigen Exemplare zu bewirken. Hierbei kann ich die Versicherung abgeben, daß jedes Exemplar vor dem Ausgeben aufs genaueste von mir collationirt wird. Die Preise habe ich gesetzt wie folgt:

Deutsche Lichenen, jede Lieferung mit 20 Arten, 1 Thlr. Preuß.
Becherflechten, jede Lieferung mit 20 Arten, 1 Thlr., eingebunden 1 Thlr. 4 Gr.
Commentatio nova de Cladoniis, apart 8 Gr.

Leipzig, im Juni 1840.

**Friedr. Hofmeister.**

---

Bei **Fleischmann** in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

## Die Geschichte des unglücklichen

Paares aus Derwent Conway's einsamen Spaziergängen. Bearbeitet zu einer kurzen Anleitung zum schnellen Erlernen der englischen Sprache, mit besonderer Rücksicht auf die Aussprache. Von **H. v. Orth.** 8. 20 Gr.

Langes Nachdenken brachte den Verf. auf diese Methode, vermittels welcher Jedermann in sehr kurzer Zeit die englische Sprache ganz allein gründlich erlernen, und schon in wenigen Monaten einen englischen Autor lesen und verstehen kann.

---

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

# ITALIEN.

## Beiträge zur Kenntniß dieses Landes.

Von

## Friedrich von Raumer.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

In diesem Werke legt der berühmte Verfasser die Resultate seiner Beobachtungen über ein Land nieder, das er durch wiederholten Aufenthalt schon früher kannte, im Jahre 1839 aber unter den günstigsten Verhältnissen aufs neue besuchte.

**Leipzig**, im Juli 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---


Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

## 1840. Nr. XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

**Schubert (Gotthilf Heinr. von),**

## Die Symbolik des Traumes.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionairs: des J. F. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Für den Werth und das hohe Interesse der Schrift sprechen am besten die wiederholten Auflagen. Diese dritte Auflage kann mit Recht eine verbesserte und vermehrte genannt werden.

Einzeln ist auch zu haben:

Berichte eines Visionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt von **G. H. von Schubert,** nebst einem Fragment: die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1837. 12 Gr.

**Leipzig,** im Juli 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

## Naturgeschichte
des
## gestirnten Himmels
von
**F. P. Gruithuisen.**

Gr. 8. München, bei **Fleischmann.** 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Nichts beurkundet so sehr die Größe und Weisheit des Schöpfers als die Sternkunde. In diese Wunderwelt den Leser einzuführen, beabsichtigt der als Astronom rühmlich bekannte Herr Verfasser durch dieses schöne Werk, das die allgemeinste Verbreitung verdient.

---

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Die Farrnkräuter in colorirten Abbildungen** naturgetreu erläutert und beschrieben von Dr. ***Gust. Kunze***, Professor der Botanik und Medicin, Director des botanischen Gartens zu Leipzig. I. Band. 1. u. 2. Lieferung, oder ***Schkuhr's* Farrnkräuter** Supplement. 4. 5 Bogen Text und 20 colorirte Kupfertafeln. In elegantem Umschlag. Jede Lieferung * $2\frac{1}{2}$ Thlr.

**Supplemente der Riedgräser** (Carices) zu Schkuhr's Monographie in Abbildung und Beschreibung herausgegeben von Dr. ***Gust. Kunze***, Professor der Botanik und Medicin, Director des botanischen Gartens zu Leipzig. I. Band. 1ste Lieferung, oder ***Schkuhr's* Riedgräser neue Folge.** 8. $2\frac{1}{4}$ Bogen Text und 10 colorirte Kupfertafeln. In Umschlag * 2 Thlr.

Schon längst wurde von den Freunden der Botanik eine Fortsetzung der noch jetzt wegen ihrer gewissenhaften Treue allgemein geschätzten beiden Abtheilungen des Schkuhr'schen Handbuchs gewünscht, und dürfte hierzu Niemand befähigter sein als der Herr Herausgeber vorstehender Werke, welcher, vermöge seiner Stellung bei der Universität und als Director des botanischen Gartens in Leipzig, seit längerer Zeit mit den Familien der Farrn und den Riedgräsern vorzugsweise sich beschäftigt und die reichsten Materialien zur Vervollständigung des Schkuhr'schen Werkes und zur Vorführung noch völlig unbekannter und bisher noch nicht abgebildeter Arten besitzt. Da die Farrn und Riedgräser bisher in der bildlichen Darstellung auffallend vernachlässigt wurden und aus den verschiedensten und kostbarsten Werken zusammengesucht werden müssen, selbst das sonst treffliche, aber sehr kostspielige Werk von Hooker und Greville über Farrnkräuter an Zahl der Arten dem Schkuhr'schen Werke nicht gleichkommt, so können beide Fortsetzungen des Schkuhr'schen Handbuchs um so mehr dem Wohlwollen des botanischen Publicums empfohlen werden, als Zeichnung und Colorit unter der Aufsicht des Herrn Herausgebers besorgt werden und der unterzeichnete Verleger seinerseits nichts gespart hat, ebenso wol durch eine elegante und würdige Ausstattung, als durch einen verhältnißmäßig billigen Preis zu größerer Verbreitung beizutragen.

Früher erschienen bei mir bereits:

**Schkuhr, C.,** Enchiridion botanicum seu descriptiones et icones plantarum in Europa vel *sponte* crescentium vel in hortis sub dio perdurantium. Editio latina. Vol. I. Cum 84 tabulis color. 8maj. 15 Thlr.

— —, 24ste Classe des Linnée'schen Pflanzensystems, oder kryptogamische Gewächse. I. Band. *1stes—9tes* Heft. Farrnkräuter. Mit 219 colorirten Kupfern. Gr. 4. Jedes Heft 5 Thlr. * 45 Thlr.

— —, Dasselbe. II. Band. 1stes und 2tes Heft. Deutsche Moose. Mit 40 colorirten Kupfern. Gr. 4. * 10 Thlr.

— —, Botanisches Handbuch der mehrsten, theils in Deutschland wildwachsenden, theils ausländischen unter freiem Himmel ausdauernden Gewächse. Mit 453 colorirten Kupfern. 4 Bände. 2te Ausgabe. Gr. 8. Jeder Band 20 Thlr. * 80 Thlr.

— —, Beschreibung und Abbildung der theils bekannten, theils noch nicht beschriebenen Arten von Riedgräsern nach eigenen Beobachtungen und vergrösserter Darstellung der kleinsten Theile. Mit 93 colorirten Kupfern. Gr. 8. * 16 Thlr.

Leipzig, den 6. Juli 1840.

**Ernst Fleischer.**

---

Bei ***Justus Naumann*** in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen, in Leipzig bei Friedrich Fleischer, zu beziehen:

**Gutenberg's erster Druck,**

Facsimile der ersten Seite der 42zeiligen (Mazarinischen) Bibel, mit kurzer Erläuterung. Bei Gelegenheit der vierten Säcularfeier des Typendrucks. Folio. 8 Gr.

---

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

**Examinatorium in jus criminale Germaniae commune. In usum tironum editum. 8. Geh. 16 Gr.**

Ich habe diese Schrift aus dem Verlage von G. F. Krug an mich gebracht und den Preis ermäßigt.

**Leipzig,** im Juli 1840.

**F. A. Brockhaus.**

In ihrem mit Juli beginnenden dritten Bande wird die

# Europa. Chronik der gebildeten Welt

unter Anderm folgende Artikel veröffentlichen:

Die Genremalerei in ihrer wahren Bedeutung, von **K. v. J.** — Wunderbare Geschichte des Ibn Ramine Abdäri, aus dem Türkischen von **Dr. G. Weil**, Bibliothekar in Heidelberg. — Zur Einführung der Madrigale in die deutschen Singvereine, von **H. von St. Julien.** — Der Prüfende, eine Reliquie von **Wieland.** — Zu Lessing's Andenken, von **Lewald.** — Alpenbilder, von **Bührlen.** — Plaudereien aus London, von **Kreling.** — Hamburgische Zustände. — Bilder aus Griechenland, von **Feldmann.** — Bilder aus Belgien, von **Ghillany.** — Der Yatagan, Novelle aus dem Russischen, nebst Novellen aus dem Englischen und Französischen u. s. w.

**Die artistischen Beilagen werden in folgenden bestehen:**

Die Opiumfrage. (Charge.) — Lesueur bei den Karthäusern. (Nach einem Gemälde.) — Il Corricolo. (Neapol. Fuhrwerk). — Christus am Oelberg (Nach einem Gemälde.) — Ein holländisches Dorf. — Ehestandsscene. (Charge.) — Zwei Blätter aus Allom's Prachtwerk. — Die Beichte. (Nach einem Gemälde.) — Bildnisse von vier berühmten Componisten. — Ansicht von Lavalette auf Malta. — Der Kindermord. (Nach Müller.) — Erste Skizze der Meergeusen, von Lepoittevin. — Compositionen: Der Schwarzwälder, comp. von **Röther.** — Waisenlied aus der russischen Oper: Das Leben für den Czaar, von **Glinka.** — Canzonetta Veneziana, von Baron **von Lannoy.** — Lied von Heine, comp. von **Meyerbeer.** — Romanze aus Otto III., von **Lindpaintner.** — Gedicht von Chamisso, comp. von **Commer.** — Madrigale von **Palestrina** und **Thomas Morley.** — Die bekannten prachtvollen Modekupfer des Pariser **Petit Courrier des Dames.**

* * *

Man abonnirt für das dritte Quartal mit

**5 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 3 Thlr. 6 gGr. Preuß.,**

für welchen Preis alle Buchhandlungen und alle deutschen Postämter die Zeitschrift ohne weitern Porto-Aufschlag und Preiserhöhung liefern.

Im Wege des Buchhandels kann man die Zeitschrift auch in Monatsheften beziehen, und jedes einzelne mit resp. 1 Fl. 36 Kr. und 2 Fl. Rhein. (resp. 1 Thlr. und 1 Thlr. 6 gGr.) bezahlen.

**Stuttgart**, Ende Juni 1840.

**Literatur-Comptoir.**

---

**Leipzig**, bei **Hinrichs** ist erschienen:

## Conversations-Taschenbuch

für Reisende und Andere, um sich mit den auf Reisen, im Verkehre und im geselligen Umgange gebräuchlichen Ausdrücken bekannt zu machen. (Nach Frau *von Genlis.*) In sechs Sprachen: Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, **Neugriechisch** und Russisch. 7te umgearb. u. verm. Auflage. 16. Cart. 1⅓ Thlr.

Dasselbe in sechs Sprachen: Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, **Spanisch** und Russisch. 7te umgearb. und vermehrte Auflage. 16. Cart. 1⅓ Thlr.

**Wagner, Dr. K. Th.,**

**Handbuch für Reisende** in **Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Polen** und **Finnland.** Eine Fortsetzung zu **Stein's** Reisen nach den Hauptstädten von Mittel-Europa. Mit 1 Reisekarte und 4 kleinen Städteplänen. 8. (20⅓ Bogen) in engl. Leinwd. gebd. 1⅔ Thlr., roh 1⅓ Thlr.

Je mehr die Verbindung mit den nordischen Reichen erleichtert wird und die Zahl der dahin Reisenden anwächst, desto fühlbarer wird das Bedürfniß eines **handlichen** und **zuverlässigen Führers.** Dies Werkchen wird nach dem Urtheile der Kenner allen billigen Erwartungen entsprechen.

Im Verlage der **B. G. Kurtz**'schen Buchhandlung in Reutlingen ist soeben erschienen:

Historische **Denkwürdigkeiten** der ehemaligen freien **Reichsstadt** jetzt **Königlich Würtembergischen Kreisstadt Reutlingen**, vom Ursprung an bis zu Ende der Reformation 1577 großentheils aus Acten und Manuscripten gezogen, insofern auch ein Beitrag zur allgemeinen Reformationsgeschichte Deutschlands, von Prof. **Gayler**, Archidiakonus zu Reutlingen. Zwei Theile. 46⅓ Bogen in gr. 8. Preis geheftet 4 Fl. 48 Kr., oder 3 Thlr.

Dieses für den Liebhaber und Kenner der Geschichte interessante Werk kann durch jede Buchhandlung bezogen werden.

---

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Gedichte

von

**Theodor Apel.**

8. Geh. 1 Thlr.

**Leipzig**, im Juli 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

## Ein Wort über animalischen Magnetismus, Seelenkörper und Lebensessenz;

nebst Beschreibung des ideo-somnambülen Zustandes des Fräuleins Therese v. B—y zu Vasarhely im J. 1838, und einem Anhang.

Beobachtet, geschrieben und gegeben von

**Franz Graf von Sz....y.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

**Leipzig**, im Juli 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Es ist eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

אבן בחן:
über
die israelitische

## öffentliche Religions-Prüfung

oder

## Confirmation.

Eine Schrift für israelitische Ältern, Lehrer, Schulvorstände und Alle, welche sich für religiöse Bildung und Erziehung interessiren,

von **Dr. M. Büdinger,**

Oberlehrer an der israelitischen Schul- und Schullehrer-Bildungsanstalt zu Kassel.

Gr. 8. Kassel in **J. C. Krieger's** Verlagshandlung. 1840. (4¼ Bogen.) Geheftet. Preis 8 Gr., oder 36 Kr.

---

Abriß
der

## Geschichte des Mittelalters.

Lehrbuch

zu Vorlesungen an Universitäten und obern Gymnasialclassen,

von **Dr. Friedrich Rehm.**

Gr. 8. Kassel in **J. C. Krieger's** Verlagshandlung. 1840. (69 Bogen.) Preis 4½ Thlr., oder 8 Fl. 6 Kr.

---

Soeben ist fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Der Spion.

Historischer Roman

von

**F. Th. Wangenheim.**

Inhalt: 1. Band: „Die Schlacht bei Jena."
2. „ „Die Schlacht bei Wagram."
3. „ „Die Schlacht bei Leipzig."
4. „ „Paris und St.-Helena."

Der rühmlichst bekannte Verfasser hat in seiner ihm eigenthümlichen, lebendigen Darstellungsweise ein Werk gegeben, welches zu der bevorstehenden Jubelfeier in Preußen sich würdig den Pracht- und Geschichtswerken über Friedrich den Großen anschließt, und mit dem Beweis über deutsche Volkskraft zur Fürstenwürde den Manen des Einzigen ein reines Opfer bringt.

---

## Adolph der Kühne,

Raugraf von Dassel.

Dramatisirt vom Verfasser des deutschen Alcibiades.

**Zweite durchgesehene Originalauflage.**

Drei Theile; mit einem Titelkupfer und einer Musikbeilage zum 1. Theil.

Die fortdauernde Nachfrage nach diesem vielgelesenen, höchst anziehenden dramatisirten Roman hat den jetzigen Verleger bestimmt, ihn neu aufzulegen und die neue Auflage, um der Eigenthümlichkeit des Ganzen etwas nicht zu nehmen, ganz getreu nach der vom Verfasser kurz vor seinem Tode vorgenommenen Revision zu veranstalten. Auch jetzt wird hoffentlich das Werk noch viele Freunde und Leser finden.

Leipzig, im Juni 1840.

**C. P. Melzer.**

---

Bei **M. DuMont-Schauberg** in Köln ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung

## zu deutschen Stilübungen

auf höhern Bildungsanstalten

**Dr. J. J. Dilschneider.**

8. 96 S. Preis 6 Gr., oder 27 Kr. Rhein.

---

Bei **Fleischmann** in München ist erschienen:

**Moore, Th.,** Die Liebe der Engel. Eine mythische Dichtung. Aus dem Englischen übersetzt von **J. B. Rousseau.** 8. 9 Gr., oder 36 Kr.

Wer wird nicht gerne Freunden und Geliebten mit dieser lieblichen Dichtung ein Geschenk machen?

---

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

## Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—38.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser schildert in diesem Werke in geschmackvoller, ebenso belehrender als unterhaltender Darstellung **das neue Rom** in seinen öffentlichen Zuständen, wie sie in den Formen des Hofhalts und der Administration, in den Finanzen, dem Handel, der Industrie, dem Ackerbau, den Wohlthätigkeits- und Bildungsanstalten sich zeigen, in seinen geselligen Verhältnissen, seinen Festen und seiner äußern Erscheinung, in den Erzeugnissen der neuern Literatur und Kunst. **Das Werk wird für Jeden, der Rom auf längere oder kürzere Zeit besucht, unentbehrlich sein, da wir kein ähnliches in der Literatur besitzen.**

**Leipzig**, im Juli 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

**1840. Nr. XVII.**

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

# Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

**Vierundzwanzigstes Heft,** Bogen 1—10 des vierten Bandes.

**Pac** bis **Philologie.**

Jedes Heft auf Druckpapier **8** Gr., auf Schreibpapier **12** Gr., auf Velinpapier **18** Gr.

**Pac** (Ludwig Michael, Graf). — **Pädagogik.** — **Pagès** (Garnier). — **Pagès** (Jean Pierre). — **Pairie.** — **Palacky** (Franz). — **Palmblad** (Wilh. Fredrik). — **Panofka** (Theodor). — **Papierfabrikation.** — **Papineau** (Louis Joseph). — **Papyrusrollen.** — **Paravey** (Charles Hippolyte de). — **Pardessus** (Jean Marie). — **Pardoe** (Julia). — **Pariset** (Etienne). — **Parlamentarregierung.** — **Parnell** (Sir Henry). — **Passavant** (Joh. David). — **Passos** (Manoel da Silva). — **Passy** (Hippolyte — Antoine). — **Patente.** — **Patrimonialgerichtsbarkeit.** — **Paul Friedrich** (Großherzog von Mecklenburg-Schwerin). — **Paul Wilhelm** Friedrich (Herzog von Würtemberg). — **Pauperismus.** — **Peerlcamp** (Hoffman Peter). — **Pelet** (Jean Jaques Germain). — **Pelet** de la Lozère (Baron). — **Pelt** (Anton Friedr. Ludw. Aug.). — **Pepoli** (Carlo, Graf). — **Pernice** (Ludw. Wilh. Anton). — **Persien.** — **Persil** (Jean Charles). — **Pertz** (Georg Heinr.). — **Petersen** (N. M.). — **Petitionsrecht.** — **Peucer** (Heinr. Karl Friedr.). — **Peyron** (Amedeo). — **Pfaff** (Christian Heinr.). — **Pfeiffer** (Burkhard Wilh.). — **Pfeil** (Wilh.). — **Pfizer** (Gustav). — **Pfizer** (Paul Achatius). — **Philipp** August Friedrich (Landgraf von Hessen-Homburg). — **Philipsborn** (Joh. Karl Heinr.). — **Phillips** (Georg). — **Philologie.**

**Leipzig,** im Juli 1840. **F. A. Brockhaus.**

# Vollständiges Real-Lexikon
der
## medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.

Enthaltend:
Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

**Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten.**

Herausgegeben von
Dr. *Eduard Winkler.*
**In zwei Bänden.**
Erstes bis sechstes Heft. **A—O.**
Gr. 8. Jedes Heft im *Subscriptionspreis* 20 Gr.

Die Kritik hat sich auf das günstigste über das Werk ausgesprochen, das einem wahrhaften Bedürfnisse entspricht. An dem zweiten Bande, der das Werk beendigt, wird ununterbrochen fortgedruckt.

**Leipzig**, im Juli 1840.

***F. A. Brockhaus.***

---

## Höchst interessantes Werk.

Soeben hat in meinem Verlage die Presse verlassen, und ist in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

über die
## gefährlichen Classen der Bevölkerung in den großen Städten
**und den Mitteln, sie zu bessern.**
Von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften
gekrönte Preisschrift
von
**H. A. Fregier,**
Bureau-Chef an der Seine-Präfectur.
Aus dem Französischen übersetzt von
**C. von M.**
Erste Lieferung.
Brosch. 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

Dieses höchst interessante Werk berührt die schwierigsten Probleme unserer Zeit, und hat der Verfasser desselben alle Schwierigkeiten überwunden, die einer so neuen und fremdartigen Untersuchung im Wege standen. Er hat Das, was er gemalt hat, gesehen; seine Darstellungen sind Reminiscenzen; sie haben ganz das Interesse, wenn auch nicht ganz das Gräßliche der Wirklichkeit. Staatsmänner, Juristen, Verwaltungsbeamte werden dieses wichtige Werk mit dem größten Interesse lesen, da es über so viele Punkte in staatsrechtlicher, juristischer und ökonomischer Beziehung neues Licht verbreitet. Jeder andere gebildete Leser wird darin aber Unterhaltung, Belehrung und Stoff zum Nachdenken finden, und wird gewiß nicht ein Werk unbefriedigt aus der Hand legen, das nicht der Anerkennung und Belohnung des Instituts von Frankreich bedurft hätte, um sich über die ephemeren Erscheinungen der Tagesliteratur zu erheben. — Eine allgemeine Andeutung und Besprechung des reichhaltigen Inhaltes dieses Werkes findet sich in Nr. 88 des diesjährigen Jahrganges der Blätter für literarische Unterhaltung und in Nr. 54 des Magazins für die Literatur des Auslandes.

Das ganze Werk wird in vier bis fünf Lieferungen, jede von 10 Bogen zu 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr., erscheinen und zwar so, daß es in Zeit von einem halben Jahre vollendet sein wird. — Die Abnahme der ersten Lieferung macht für das Ganze verbindlich. Das erste Heft ist bereits erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben, woselbst auch Prospecte gratis ausgegeben werden.

Koblenz, im Juli 1840.

***Rudolph Friedrich Hergt.***

---

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Der Kaschmir-Shawl
von
## Charles White,
Verfasser des Herbert Milton ꝛc. ꝛc.
Roman in drei Bänden.
Aus dem Englischen
von
**C. Richard.**
8. Drei Bände. Elegant geheftet. Preis 4 Thlr.

Unter allen Länderteilen unsers Erdkreises bietet im gegenwärtigen Zeitabschnitte vielleicht keiner so allgemeine, an die neuesten Welterreignisse geknüpfte Anziehung dar, als Mittelasien. Deshalb war es ein glücklicher Gedanke des geistvollen Verfassers, seine lebenvollen, farbenprunkenden Gebilde in den Rahmen dieses wunderschönen Landes zu fassen. Sitten, Gebräuche, Lebensgewohnheiten und Denkweisen von Afghanen, Turkomannen, Khorazanen, Persern und vielen andern Völkerstämmen gewähren reichen Stoff zu Schilderungen voller Lebendigkeit, Kraft und Reiz, sind in einem reizenden Blütenkranz um einen Faden gewunden, der hohes romantisches Interesse darbietet. Leser und Leserinnen werden diese Bände mit lebhaftem Vergnügen zur Hand nehmen.

---

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

**Blätter für literarische Unterhaltung.** (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1840. Monat Juli, oder Nr. 183—213, und 2 literarische Anzeiger: Nr. XV und XVI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

**Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** 1840. Vierundzwanzigsten Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. VII, VIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

**Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Jahrgang 1840. Monat Juli, oder Nr. 27—31, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 27—31. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

# Das Pfennig-Magazin

## für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

**1840. Juli. Nr. 379—382.**

**Nr. 379.** *Der Erbe von Linne. Abd-el-Kader. Benutzung des Laubes als Fütterungsmittel. *Die Nadeln von Etretat. Ursprung der kleinern europäischen Monarchien und ihrer Regentenhäuser. *Die Belagerungen Konstantinopels. — **Nr. 380.** *Tamerlan. Taubstumme vor Gericht. Verhandlungen durch die Fingersprache und Mimik. Die Opfer der französischen Revolution. *Karahissar. Ursprung der kleinern europäischen Monarchien und ihrer Regentenhäuser. (Beschluß.) Die Hadschuten. Consumtion der Stadt Paris. *Der Harpyenadler. Ericson's Feilenhaumaschine. — **Nr. 381.** *Gap. Die heutigen Griechen. Eine Angewohnheit. *Das Schloß zu Anet. Die Juden in Damaskus. Notizen über Seidenzucht. *Der Pfauenargus. — **Nr. 382.** *Franz Drake. Seltsamer Wunsch eines Sterbenden. Der Kraken. *Thann. Die schwarzwälder Uhrenfabrikation. Die öffentlichen Bäder in Konstantinopel. Gemäldeeinfuhr in England.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.; die Jahrgänge 1838 und 1839 kosten jeder 2 Thlr.

**Leipzig,** im Juli 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint auf **feste Vorausbestellung**

## eine Pracht-Ausgabe vom

# Wappen-Almanach

sämmtlicher

## souverainer Regenten Europas,

enthaltend die betreffenden 47 so richtigen als vollständigen Wappen-Abbildungen, nebst den hauptsächlichsten Ritterorden

**in resp. Gold- und Silberdruck und schönstem Farben-Colorit.**

Die Herausgabe eines **Wappen-Almanachs der souverainen Regenten Europas** hat sich bereits durch die in den verschiedenen Staaten Europas gezeigte günstige Aufnahme als ein zeitgemäßes Unternehmen erwiesen und haben **competente Beurtheiler** auch in heraldisch-wissenschaftlicher Hinsicht demselben einen entschiedenen Werth zugesprochen. Diesem vor einigen Monaten in meinem Verlage erschienenen und in jeder soliden Handlung vorräthigen Wappen-Almanach in schwarzen, durch eine Farbentafel erklärten 5 Zoll hohen Abbildungen (Preis in elegantem Quartbande 5⅓ Thlr.) bin ich, vielseitigem Verlangen zu entsprechen, gesonnen

eine Pracht-Ausgabe in resp. Farbendruck und Colorit

nachfolgen zu lassen, worauf ich mir hiermit zur gewogentlichen Unterzeichnung einzuladen erlaube.

Dies würdig ausgestattete, in einem reichen Goldschnitt-Einbande abgeliefert werdende **wirkliche Prachtwerk** dürfte den fürstlichen und öffentlichen Bibliotheken sowol, als Bücher- und Kunstsammlungen vermögender Leute, zu einer werthvollen Zierde dienen und jedem Diplomaten, Historiker, Heraldiker und Künstler so nützlich als angenehm sein.

In Erwartung einer zahlreichern Theilnahme setze ich **den Subscriptionspreis nur auf 13⅓ Thaler** fest, was Diejenigen, welche das vor etwa 8 Jahren erschienene, ungebunden 104 Thaler im Subscriptionspreise kostende von Gelbke'sche Wappenwerk kennen, am besten zu würdigen wissen werden.

☞ Da dies Prachtwerk überall nicht in den Handel kommen wird, so werden von demselben auch nur so viele Exemplare angefertigt, als vor Michaelis d. J. fest bestellt sind, und wird hiermit die **Ablieferung mit Bestimmtheit im November d. J. den resp. Subscribenten, deren Namen, Stand und Wohnort diesem Werke als dessen alleinige Besitzer und Beförderer vorgedruckt werden** und welche etwas ganz Außergewöhnliches erwarten dürfen, zugesichert.

Rostock, im Juni 1840.

**J. G. Tiedemann,**
Besitzer der großherzogl. mecklenb. Hof-Steindruckerei und Inhaber der großen goldenen Preis-Medaille.

---

In der **Hinrichs**'schen Buchhandlung in **Leipzig** sind eben erschienen:

## Papst und Kaiser.

Historischer Roman frei nach **Dinocourt** bearbeitet von **G. H. F. de Castres de Tersac.**
2 Thle. 8. Geh. 1⅚ Thlr.

---

## Die dramatische Poesie der Deutschen.

Versuch einer Entwickelung derselben von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart; ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Von **Jos. Kehrein.**
2 Bde. Gr. 8. Velinp. Geh. 2⅔ Thlr.

An 1200 Dichter werden darin besprochen mit Angabe ihrer wichtigsten Lebensverhältnisse.

---

**Knowles',** James Sheridan, **Lustspiele** (Liebesjagd, und der Bettler) übersetzt von Dr. **E. Susemihl.** — A. u. d. Titel: Bibliothek englischer Lustspieldichter. 3tes Bdchn. 8. Geh. 1840. ⅔ Thlr.

---

## R e i s e n

für die Jugend und ihre Freunde von *r. 1. Theil: Die fröhliche Reise nach Thüringen. Mit 2 Ansichten. 8. Cart. 1 Thlr.

---

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Lützelberger (E. K. J.,** ehemaliger Pfarrer zu St.-Jobst Nürnberg), Die kirchliche Tradition über den Apostel Johannes und seine Schriften in ihrer Grundlosigkeit nachgewiesen. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das hohe Interesse und die wissenschaftliche Bedeutung dieser Schrift werden bald allgemeine Anerkennung finden.

**Leipzig,** im Juli 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

**1840. Nr. XVIII.**

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Im Verlage des **Literatur-Comptoirs** in Stuttgart erscheint:

# A t l a s.

## Monatschrift für Zeitgeschichte und Völkerkunde.

---

Abonnement für einen Band von sechs Monats-Heften:

**6 Fl. Rhein., oder 3 Thlr. 12 gGr. Preuß.**

ohne Preiserhöhung bei allen deutschen Postämtern, Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen.

Preis jedes Monatsheftes im Wege des Buchhandels: 1 Fl. Rhein., oder 15 gGr. Preuß.

Der erste Band, Januar bis Juni 1840, ist durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten, und enthält:

Gegenwärtige Stellung der Whigpartei, mit besonderer Rücksicht auf die letzte Parlamentssitzung, von Dr. Fr. Kottenkamp.
Skandinavische Zustände in neuer und neuester Zeit. Von C. M.
Gedanken über den Hattischerif von Gulhaneh, von L—r.
Historische Skizzen über die Seemacht der Vereinigten Staaten Nordamerikas, von J. F. Cooper. In drei Artikeln.
Auszug aus dem Berichte des Hrn. Blanqui, über die Lage der französischen Besitzungen im nördlichen Afrika.
Die Whiteboys. Zur Darstellung der irischen Angelegenheiten.
Die Verhältnisse Afghanistans u. der Feldzug der Engländer.
Glossen zu der Schrift über die europäische Pentarchie. Von Friedrich Giehne.
Die periodische Presse in den skandinavischen Reichen. Von X. Marmier.
Beiträge zur Geschichte des spanischen Unabhängigkeitskrieges. Von K—p.
Frederik der Sechste, König von Dänemark. Von einem Dänen. In zwei Abtheilungen.
Postreform in England.
Reise von der Hauptstadt Mexico nach Acapulco im Januar 1833. Von einem deutschen Reisenden.
Ueber die Keime reiner Menschlichkeit im gegenwärtigen Leben. Eine Skizze von H. Albert Oppermann in Göttingen.
Verwaltung der Whigpartei in Irland.
Die Kosaken.
Ernst, Graf von Benzel-Sternau. Erinnerungen von H. Koenig.
Schweizer-Zustände in der Gegenwart. Von Johann Wilhelm von Reichenberg.
Verhältnisse Spaniens bei Eröffnung des Congresses.
Zustand der britischen Flotte.
Die Belagerung von Saragossa. Nach General Baron Lejeune. In zwei Abtheilungen.
Verhältnisse der englischen Colonie in Australien.
Französischer Journalismus. (Nach dem „Quarterly review".)
Uebersicht der Weltbegebenheiten. Von H—l.

**Probehefte können durch alle Postämter und Buchhandlungen unentgeltlich bezogen werden.**

---

Im Verlage von **G. F. Heyer, Vater,** in Gießen ist neu erschienen:

**von Feuerbach,** Lehrbuch des in Deutschland gültigen peinlichen Rechts. 13te Auflage. Mit vielen Anmerkungen und Zusatzparagraphen, und mit einer vergleichenden Darstellung der Fortbildung des Strafrechts durch die neuen Gesetzgebungen, herausgegeben vom Geh. Rath und Prof. Dr. *C. J. A. Mittermaier* in Heidelberg. Gr. 8. 52 Bogen. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Dr. **von Linde** (Großh. Hess. Geh. Staatsrath und Universitätskanzler von Gießen), Handbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes, nebst einer ausführlichen Vergleichung der in Deutschland geltenden particularrechtlichen Grundsätze des Civilprocesses, einer Prüfung der neuern Entwürfe und motivirten Vorschläge zur Civilproceßgesetzgebung. — Auch unter dem Titel: Handbuch über die Lehre von den Rechtsmitteln. 2ter und letzter Band. Gr. 8. 52 Bogen. 3 Thlr. 16 Gr., oder 6 Fl. 36 Kr.

Der 1ste Band dieses nun vollständigen Werkes erschien 1831, kostet 8 1/3 Thlr., oder 6 Fl.; beide Bände also 7 Thlr., oder 12 Fl. 36 Kr.

**Sintenis** (Dr. C. F. F., Professor in Gießen): Erläuterungen über verschiedene Lehren des Civilprocesses nach **von Linde's** Lehrbuch in einzelnen Abhandlungen. Ersten Bandes 2tes und 3tes Heft. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. (Preis aller 3 Hefte 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr.)

— — Dr. *Henr.*, Capita selecta ex jure civili. 8maj. 8 Gr., oder 36 Kr.

**Spieß** (Dekan J. B.). Die Lehre des christlichen Glaubens und Lebens, in systematisch geordneten Bibelsprüchen. (Zum dritten Lehrgang des Unterrichtswegweisers gehörig.) 8. 3 Gr., oder 12 Kr.

— — Unterrichtswegweiser I. 1. Denkübungen ꝛc. 2te verbesserte Auflage. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

---

Dr. **Fr. Schmitthenner's** Encyklopädie der Staatswissenschaften, 2ter (letzter) Band), wird im Laufe des Jahres 1841 erscheinen, was ich hierdurch auf mehrfache Anfragen dem verehrlichen Publicum bekannt zu machen mich veranlaßt sehe.

Gießen, 12. Juli 1840.

**Der Obige.**

---

## Steudel Nomenclator botanicus.

**Editio secunda.**

**1ste und 2te Lieferung.**

---

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Nomenclator botanicus

seu:

# Synonymia plantarum universalis,

enumerans

## ordine alphabetico nomina atque synonyma,

### tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

### Autore **E. Steudel**, Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

1ste und 2te Lieferung, Subscriptionspreis für jede Lieferung 1 Fl., oder 16 Gr. Das Ganze wird in 12 Lieferungen je zu ungefähr 8 Bogen erscheinen und zum Subscriptionspreis von 12 Fl., oder 8 Thlr., bis zur Vollendung des Drucks zu haben sein. Sollte das Werk, wie zu erwarten ist, mehr als 12 Lieferungen umfassen, so wird der Preis dadurch für die Subscribenten nicht erhöht, sondern die nachfolgenden Bogen denselben gratis nachgeliefert.

Wenn schon vor 20 Jahren die erste Ausgabe dieses Werks eine gefühlte Lücke in der botanischen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, so wird nach diesem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch so glänzende Periode der Bereicherung der botanischen Kenntnisse weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfasser aufs neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um so weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem sich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verschiedenen, unabhängig voneinander dieselben oder verwandte Gegenstände bearbeitenden Schriftsteller, und deren individuelle Ansichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Masse der Synonyme auf eine der Wissenschaft selbst beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat sich daher der Verfasser die Aufgabe gestellt, dem botanischen Publicum gleichsam einen Leitfaden aus diesem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verschiedenen Wegen zugekommenen Wünsche, insofern ihn solche nicht zu weit von dem ursprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botanischen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetischer Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im System aufführt und da, wo der Name des Autors und die beständige Hinweisung auf die systematischen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (so weit diese erschienen) und ein am Ende des Werkes beigefügtes vollständiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erschien, auch noch häufig eine specielle Nachweisung beifügt. Auf diese Art erhält man über die angeführten Momente eine sehr schnelle und vollständige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgestellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieses mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium ebenso sehr dem Literator, als dem von großen Büchersammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, sowie den Besitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in diesem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botanischen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botanischen Literatur. Wenn auch einige verwandte Werke (wie Loudon Hortus britannicus, ed. 2, London 1830—39, und Sweet Hortus britannicus, ed. 3, London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle stets behaupten werden, so können sie doch das angezeigte Werk um so weniger entbehrlich machen, als darin hauptsächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur sehr eingeschränkt Rücksicht genommen ist, während die systematische Anordnung den schnellen Überblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (also um 10,000 weniger als die erste Ausgabe) Arten auf, während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählen wird. Die zweckmäßigste typographische Einrichtung macht es möglich, daß dieses ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Übersicht nicht störend einwirkenden, möglichst engen Raum zusammengefaßt wird.

Der Druck dieses Werkes wird möglichst beschleunigt, sodaß jeden Monat eine Lieferung die Presse verlassen und das vollständige Werk innerhalb Jahresfrist fertig werden kann. Nach vollendetem Druck tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1840. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

---

Bei **E. Anton** in Halle ist soeben erschienen:

**Germar, E. F., Die Versteinerungen des mansfelder Kupferschiefers.** Mit 2 Steindrucktafeln. 8. Geh. 15 Sgr.

**Leo, Heinr., Lehrbuch der Universalgeschichte.** 3ter Band, der neuern Geschichte erste Hälfte enthaltend. Zweite Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

**Mende, F. W. E.** (Oberpfarrer), **Der Gehorsam in der Erziehung.** 8. Geh. 15 Sgr.

**Nitzsch, Ch. L., System der Pterylographie.** Nach des Verf. handschriftl. aufbewahrten Untersuchungen verfaßt von H. Burmeister. Mit 10 Kupfertafeln. Gr. 4. Cart. 6 Thlr.

# № II.

## Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

## F. A. Brockhaus in Leipzig.

1840. April, Mai und Juni.

26. **Alexis (W.), Der Roland von Berlin.** Ein Roman. Drei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.
27. **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.** Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Gr. 4. Geh. Dritter Band: M—R. Dreizehnte und vierzehnte Lieferung. 9 Gr. — Vierter Band: S—Z. Fünfte Lieferung. 6 Gr.
28. **Conversations-Lexikon der Gegenwart.** Einundzwanzigstes bis dreiundzwanzigstes Heft. (Michigan—Ottmer.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

   Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.
29. **Cordelia.** Von der Verfasserin von „Agnes von Lilien". Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 8 Gr.
30. **Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde.** Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von ***Georg Friedr. Most.*** Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinairärzte. Vierzehntes (letztes) Heft. (*Supplemente* Gebärmutterschieflage—Zwerchfellwunden.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

   Das ganze jetzt vollständige Werk besteht aus zwei Bänden und einem Supplementband (1838—40) und kostet 11 Thlr. 16 Gr.
31. **Hagen (August), Künstler-Geschichten.** Drittes und viertes Bändchen. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

   Auch unter den Titeln:

   III. Die Wunder der h. Katharina von Siena. 1 Thlr. 12 Gr.
   IV. Leonhard da Vinci in Mailand. 1 Thlr. 12 Gr.

   Das erste und zweite Bändchen: „Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des funfzehnten Jahrhunderts" (1833), kostet 3 Thlr.
32. ***Hünefeld*** (Prof. Dr. ***F. L.***)**, Der Chemismus in der thierischen Organisation.** Physiologisch-chemische Untersuchungen der materiellen Veränderungen oder des Blutbildungslebens im thierischen Organismus, insbesondere des Blutbildungsprocesses, der Natur der Blutkörperchen und ihrer Kernchen. Ein Beitrag zur Physiologie und Heilmittellehre. Gekrönte Preisschrift. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
33. **Neigebaur (J. F.), Handbuch für Reisende in Italien.** Dritte, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Sauber cart. 3 Thlr.
34. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Siebenter Jahrgang, für das Jahr 1840.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***Ernst Gotthelf Gersdorf.*** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Vierundzwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.
35. **Schubert (Friedr. Th.), Vermischte Schriften.** Neue Folge. Drei Bände. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

   Die erste Folge dieser Schriften besteht aus vier Bänden und erschien 1823—26 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.
36. ***Winkler (Ed.)*****, Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.** Enthaltend: Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Sechstes Heft. (Maba—Osbeckia chinensis.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

---



---




Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

## 1840. Nr. XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: **Blätter für literarische Unterhaltung** und **Isis** beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes wird **Subscription** angenommen auf:

Geschichte
der
**Buchdruckereien der Stadt Leipzig**
und
**Beschreibung der Feierlichkeiten**
des
**gegenwärtigen Jubiläums.**

**In zwei Ausgaben:**

Nr. 1. Auf Maschinenvelinpapier . . . . . . . 2 Thlr.
Nr. 2. Auf feinem satinirten Velinpapier . . 5 Thlr.

Diese Schrift wird von dem **Comité zur Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Leipzig** herausgegeben und zu Ende d. J. erscheinen. Bestellungen sind an den Unterzeichneten zu richten, dem der buchhändlerische Debit von dem Comité übertragen worden ist.

**Ausführliche Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.**

**Leipzig**, im August 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Im Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

**Französisches Elementarwerk**
für untere Gymnasialclassen, Bürgerschulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht
von
**Dr. Mager.**

Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

**Bei Abnahme von 12 Exemplaren wird 1 Freiexemplar gewährt.**

Drei Theile.

I. Französisches Sprachbuch. Elementarmethodische Anweisung zur französischen Sprache und Grammatik. In zwei Cursen. 18 Bog.
II. Französisches Lesebuch. In zwei Cursen. 20 „
III. Französisches Vocabelnbuch und Fibel. 4 „
42 Bog.

Bei der Organisation des französischen Elementarwerks at sich der Verf. von pädagogischen und didaktischen Gesichtsankten leiten lassen, er hat die Ansprüche der Lehrer und Schür berücksichtigt und so einerseits vereinigt, was sonst wohl geennt ist, andererseits getrennt, was in andern Büchern vernigt ist. Während die meisten „Grammatiken" nach dem uhme streben, ein Buch „für alle Classen" zu sein, also neun- und sechszehn- bis achtzehnjährigen Schülern zu dienen, ist Dr. Mager von dem Grundsatz ausgegangen, ein Schulbuch könne nur dann ein ganz gutes und brauchbares Lehr- und Lernmittel sein, wenn es sich darauf beschränke, blos Einer genau abgegrenzten Unterrichts- und Altersstufe dienen zu wollen. Wie nun des Verfassers bekanntes „Tableau anthologique de la littérature française" ausschließlich für die obern Classen der Gelehrten-, Bürger- und Militairschulen bestimmt ist, so wendet sich dieses Elementarwerk ausschließlich an die zwei oder drei untern Classen, wo Schüler und Schülerinnen von neun bis vierzehn Jahren sitzen, wobei jedoch zu bemerken, daß diejenigen Schüler, welche nicht zu gelehrten Studien bestimmt sind, besonders auch alle Schülerinnen, schwerlich Neigung und Bedürfniß haben möchten, weiter zu gehen, als diese „elementarmethodische Anweisung zur französischen Sprache und Grammatik" sie führt. — Andererseits vereinigt das Elementarwerk, was meist getrennt ist. Während ein Schüler in Schulen, wo Kirchhoff's oder Simon's oder Knebel's oder Hauschild's u. A. französische Grammatik eingeführt ist, neben dieser noch 1) ein Übersetzungs- und 2) ein Lesebuch haben muß, findet man in dem Elementarwerk 1) Grammatik, 2) Übersetzungs- und Compositionsbuch, 3) Vocabular dazu, 4) Lesebuch, woraus den Schülern nicht nur ein ökonomischer, sondern der viel bedeutendere Vortheil erwächst, das jetzt der französische Unterricht die wünschenswerthe Einheit und Consequenz erhält, die beim Gebrauch mehrer Bücher nicht vorhanden sein kann. Die pädagogischen Vortheile dieses Verfahrens werden jedem Lehrer von selbst einleuchten.

Die Methode des französischen Elementarwerks ist weder die in den vulgairen Grammatiken befolgte, noch die sogenannte Hamilton'sche oder Jacotot'sche. Dr. Mager will weder mit Hamilton und Jacotot erst die Sprache und dann die Grammatik, noch mit den Grammatisten erst die Grammatik und dann die Sprache lehren; das Elementarwerk trennt Sprache und Grammatik, d. h. die Betrachtung der Sprache, gar nicht, lehrt beides vereinigt und gleichzeitig, jedoch so, daß die Grammatik aus der Sprache gelehrt wird. Jede Lection des Sprachbuches hat nämlich drei Theile: Französische Sätze, in denen irgend eine grammatische Thatsache vorherrscht, beginnen; dann folgen einige Paragraphen Theorie; deutsche Sätze zum Einüben des Gelernten schließen. Alle Lehrer, welche durch Pestalozzi, Graser, Diesterweg oder irgend einen andern Pädagogen oder Philosophen die richtige Ansicht von der elementarischen Methode erhalten haben, werden das Mager'sche Elementarwerk willkommen heißen, weil es ihnen dasjenige bietet, was sie bisher suchten, aber nicht fanden.

Die grammatische Ansicht, welche in dem Elementarwerk herrscht, schließt sich einerseits an Becker, Schmitthenner, Herling, Hoffmeister und ganz besonders an W. von Humboldt an, andererseits ist sie Resultat der langjährigen Studien, welche Dr. Mager bekanntlich der französischen Sprach- und Literaturgeschichte gewidmet hat. Man findet hier keine von den vielen hundert theils falschen, theils nur halbwahren, theils unnützen Regeln, welche sich von grammaire zu grammaire fortpflanzen, und von denen die lebendige Sprache, wie sie von den Gebildeten gesprochen und von den guten Autoren geschrieben wird, nichts weiß. Wenn aber auch in dem französischen Elementarwerk Resultate gelehrter Sprachforschung niedergelegt sind, von denen ein Theil selbst den Philologen neu sein wird, so hat doch der Verf. alle eigentliche Gelehrsamkeit

sorgfältig vermieden, sein Buch ist, wie er es selber nennt, ein Kinderbuch, kann von jedem Schüler verstanden und von jedem Lehrer und jeder Lehrerin gebraucht werden.

Dann hat der Verf. ganz besondere Sorge angewandt, um in dem Elementarwerk einen ansehnlichen Sprachstoff, nämlich einen Wort- und Phrasenschatz zusammenzubringen, mit dessen Besitz der Schüler nach zweijährigem Unterricht sich in den Besitz der französischen Sprache gesetzt findet.

Die französischen Sätze des Sprachbuchs sind so ausgewählt, daß sie die constitutiven Elemente der französischen Conversations- und Büchersprache enthalten. Ein Schüler, der das Sprachbuch durchgearbeitet hat, kennt 1) die wichtigsten und gebräuchlichsten Vocabeln und zwar in ihren verschiedenen Bedeutungen; 2) die wichtigsten Synonymen; 3) die meisten Phrasen, besonders die sog. locutions adverbiales; 4) die Idiotismen, Gallicismen u. s. w., denn der Verf. übt diese Dinge von den ersten Lectionen an, indem er dafür hält, daß diese Seite des Sprachunterrichts ebenso wichtig ist als die grammatische und darum nicht besondern Recueil de locutions, Dictionnaires de gallicismes, Esprits de la conversation, Exercises phraséologiques etc. zu überlassen. Dazu kommt, daß die meisten dieser Sätze — es sind viele Tausende und fast alle aus guten französischen Autoren genommen — zugleich inhaltsvoll, entweder historisch oder ethisch belehrend sind.

Die Fibel (Lehre von der Aussprache) hat hier eine Gestalt, die sie bisher in keinem Buche hatte.

Die Verlagshandlung hat ihrerseits durch schönen Druck und sehr gutes Papier dem Werke eine würdige Ausstattung gegeben.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1840.

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

## Neue sehr interessante Schrift über Gräfenberg.

Soeben ist im unterzeichneten Verlage erschienen und zu haben:

# Ehrenrettung des Vincenz Priesnitz
und
# seines Heilverfahrens
oder
## Beleuchtung der Ansichten des Dr. Ehrenberg über die Gräfenberger Wasserkuren
von
## Dr. med. Rupprich t,
Kaiserlich Russischem Hofrath.

8. 1840. Geheftet. Preis 18 gGr. — $22^1/_2$ Sgr.

Unter den zahlreichen Schriften, die über Priesnitz und seine berühmte Heilmethode erschienen sind, ist wol keine aus so vieljähriger Beobachtung und so tiefer Durchdringung des Gegenstandes hervorgegangen, als die vorliegende. Sie zeichnet sich daher nicht blos durch wissenschaftliche Begründung dieses Verfahrens und durch gründliche Widerlegung der dagegen obwaltenden Vorurtheile, sondern auch durch eine seltene Klarheit aus, die selbst dem Laien eine überraschende Einsicht in das Wesen und die Grundsätze dieser neuen Methode gestattet.

Buchhandlung **Josef Max** und **Comp.** in **Breslau.**

---

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

über
## Schafwaide-Ablösungen
und deren Einfluß auf die Cultur des bisher waidebelasteten Grundeigenthums
auf
## Schafzucht und Wollproduction
in national- und privatwirthschaftlicher Beziehung.
**Zwei gekrönte Abhandlungen**
von
Amtsrath A. Karbe und Domainenrath C. Knaus.

8. In Umschlag brosch. Preis 30 Kr., oder 9 Gr.

Durch die Entfernung des Wohnorts der Herren Verfasser von der Druckerei haben sich einige Druckfehler eingeschlichen, welche aus Versehen in wenigen Exemplaren nicht berichtigt worden sind, daher die Besitzer solcher Exemplare ersucht werden, die Verbesserung derselben sich in den betreffenden Buchhandlungen nachträglich zu verschaffen.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1840.

**J. G. Cotta**'scher Verlag.

---

Altes und neues Griechenland.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig sind soeben erschienen:

**I.**
## Charikles.
**Bilder altgriechischer Sitten**
zur genauen Kenntniß des griechischen Privatlebens
von
## W. A. Becker,
Professor an der Universität zu Leipzig.

2 Bände mit 5 Kupfertafeln. Gr. 8. Velinpap. geh. Preis 4 Thlr. 18 Gr.

Die Besitzer des 1838 von demselben Verfasser erschienenen Werkes „Gallus oder römische Scenen aus den Zeiten August's" (2 Bände $3^1/_4$ Thlr.) werden dies neue Werk mit Vergnügen und Vertrauen begrüßen.

**II.**
Reise durch alle Theile
## des Königreichs Griechenland.
Im Auftrage der K. Regierung
unternommen in den Jahren 1834 bis 1837.
## Von Dr. K. G. Fiedler,
K. Sächs. Bergcommissar.

Erster Band mit 6 lithographirten Ansichten.

Gr. 8. Velinpap. geh. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

Der 2te und letzte Band dieses Werkes erscheint zu Michaeli. Außer einer für jeden Gebildeten sehr anziehenden Unterhaltung, wird auch der Gelehrte, namentlich der Botaniker und Bergmann, manche Ausbeute für sein Studium finden.

---

Neu ist in meinem Verlage erschienen:

**Schubert (Gotthilf Heinr. von),**
## Die Symbolik des Traumes.
Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionairs: des J. F. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Für den Werth und das hohe Interesse der Schrift sprechen am besten die wiederholten Auflagen. Diese dritte Auflage kann mit Recht eine verbesserte und vermehrte genannt werden.

Einzeln ist auch zu haben:

Berichte eines Visionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt von **G. H. von Schubert,** nebst einem Fragment: die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1837. 12 Gr.

**Leipzig**, im August 1840.

**F. A. Brockhaus.**

In Unterzeichnetem sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu finden:

# Supplemente zu Schiller's Werken.

## Aus seinem Nachlaß

im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von

**Karl Hoffmeister.**

## Erste Abtheilung: Nachlese und Variantensammlung.

Erster Band:

**Gedichte und Dramen der ersten Periode bis auf Don Carlos.**

Taschenformat. Velinpapier. Preis 45 Kr., oder 12 Gr.

„Die verschiedenen Nachträge zu den Werken Schiller's, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, und das ungemeine „Interesse, welches Deutschland für Alles an den Tag legt, was Schiller's geistiges Wirken und seine Person betrifft, machen „es der Familie des zu früh Dahingeschiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlags-Buchhandlung der Schiller'schen Werke „**Supplemente** zu denselben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig sein und so viel als möglich in seinem eigenen „Geiste veranstaltet werden sollen."

Durch vorstehende Worte kündigte der Herr Appellationsgerichtsrath, Ernst von Schiller, in Köln, im Namen der von Schiller'schen Familie das Werk an, dessen erster Band soeben erschienen.

Diese Sammlung enthält in ihrer ersten Abtheilung nicht nur Gedichte, Aufsätze und Varianten, die den bisher erschienenen Nachträgen fehlen, sondern sie zeichnet sich auch durch ihre Anordnung und durch die strenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen aus. Ein genaues chronologisches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schiller's nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum bessern Verständniß der Werke selbst dienen, theils wird es für den Leser ein Leitfaden sein, durch welchen er den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile dieser Sammlung mit den ganzen Werken Schiller's leicht ersehen und ihre Stelle schnell auffinden kann.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

## W. H. Wolf,

## Deutschlands Geschichte

für

alle Stände deutscher Zunge.

4 Bände. Gr. 8. München, bei **Fleischmann.**

Ein würdiges Geschenk für deutsche Söhne und jeden Gebildeten, und dabei eines Preises, der es auch dem wenig Bemittelten zugänglich macht, indem die 4 Bände mit 96 Bogen nur 3 Thlr. oder 4 Fl. 48 Kr. kosten.

---

## Neue Schriften über Italien.

Soeben erschienen in meinem Verlage nachstehende Schriften, die durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können:

**Hahn-Hahn** (Ida Gräfin), **Jenseits der Berge.** Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Eine anziehende, mit Poesien und Erzählungen untermischte Beschreibung einer Reise der Verfasserin nach Italien.

**Neigebaur** (J. F.), **Handbuch für Reisende in Italien.** Dritte, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Sauber cart. 3 Thlr.

Dieses Handbuch hat sich seit Jahren den Reisenden nach Italien als ein so zweckmäßiger Führer bewiesen, daß es keiner besondern Empfehlung dieser **dritten Auflage** bedarf. Die innere Einrichtung ist ganz dieselbe geblieben, aber fast jeder Artikel wurde mehr oder weniger umgearbeitet und durch Zusätze bereichert. Durch die Vertheilung des Inhalts in **drei Theile** — von denen der erste die allgemeinen Zusammenstellungen und Übersichten enthält, während der zweite und dritte in alphabetischer Ordnung alle interessanten Punkte Italiens schildert — ist der Gebrauch des Werks wesentlich bequemer gemacht worden.

**Raumer** (Friedr. v.), **Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

In diesem Werke legt der berühmte Verfasser die Resultate seiner Beobachtungen über ein Land nieder, das er durch wiederholten Aufenthalt schon früher kannte, im Jahre 1839 aber unter den günstigsten Verhältnissen aufs neue besuchte.

**Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—38.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser schildert in diesem Werke in geschmackvoller, ebenso belehrender als unterhaltender Darstellung **das neue Rom** in seinen öffentlichen Zuständen, seinen geselligen Verhältnissen, seinen Festen und seiner äußern Erscheinung, in den Erzeugnissen der neuern Literatur und Kunst. **Das Werk wird für Jeden, der Rom auf längere oder kürzere Zeit besucht, unentbehrlich sein, da wir kein ähnliches in der Literatur besitzen.**

Leipzig, im August 1840.

F. A. Brockhaus.

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

## 1840. Nr. XX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.


Bei dem hohen Interesse des gegenwärtigen Standes der orientalischen Angelegenheiten erlaube ich mir auf das, Ende v. J. in meinem Verlage erschienene Werkchen aufmerksam zu machen:

## Die orientalische Frage und ihre Lösung.

Aus dem Gesichtspunkte der Civilisation.

Von

**Friedrich Schott.**

8. Geh. 18 Gr.

**Leipzig**, im August 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

In dem Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Ansichten über den Gesangbuchs-Entwurf für die evangelische Kirche Würtembergs.

Zur Ausgleichung verschiedenartiger Wünsche und Vorschläge.

Zugleich ein Beitrag zur deutschen Hymnologie.

Von

**Albert Knapp,**

Archidiakonus an der Stiftskirche zu Stuttgart.

8. Brosch. Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1840.

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

In meinem Verlage erschienen soeben und sind in allen Buchhandlungen zu finden:

**Der Diamant.** Ein Spiel der Phantasie. Von **C. Lerpen.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

---

**Elisabeth Stuart,** Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz, oder: Der Religionskrieg in Deutschland. Von Professor Dr. **Söltl.** 1ster Theil. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 21 Gr.

Maria Stuart's, Königin von Schottland, Schönheit und Unglück wurde durch Dichter und Geschichtschreiber beinahe aller europäischen Nationen besungen und verherrlicht, aber nur Wenige kennen das Schicksal ihrer gleich schönen und gleich unglücklichen Enkelin Elisabeth, welche in der Jugend als die Perle von England gepriesen, dann, nachdem sie als die Gemahlin eines der ersten deutschen Fürsten das Unglück ihres Geschlechtes nach Deutschland gebracht und durch ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse zu den Regentenhäusern Englands, Dänemarks, Schwedens, Braunschweigs und Brandenburgs jenen furchtbaren dreißigjährigen Religionskrieg, die so denkwürdige Entwickelungsperiode des Protestantismus, herbeigeführt hatte, als die Unglücks-Helena Deutschlands geschmäht wurde.

Wie dieses geschehen, hat der Herr Verfasser in seinem Gemälde nach vielen gedruckten und den kostbarsten handschriftlichen Quellen darzustellen sich bemüht, und wird dieses daher nicht nur den Geschichtsfreunden eine willkommene Gabe sein, sondern auch den Historikern neue Aufschlüsse über jene Zeit bieten.

Der 2te Theil, den Schluß des Werkes enthaltend, folgt in kurzem.

Hamburg, im Juli 1840.

**Johann August Meissner.**

---

## Herabgesetzter Preis.

**Von heute ab bis ultimo 1840 gültig.**

Seidel, Karl, **Charinomus.** Beiträge zur allgemeinen Theorie und Geschichte der schönen Künste.

2 Bände. Gr. 8. 1825 und 1828. Ladenpreis 5 Thlr. 16 Gr. herabgesetzt **auf 2 Thlr.**

Berlin, 1. August 1840.

**Ferdinand Rubach.**

---

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

## Das Geschlechtsleben des Weibes

in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht

dargestellt von

**Dr. *Dietr. Wilh. Heinr. Busch.***

**Gr. 8. Auf feinem Druck-Velinpapier. 1839—40.**

**Erster Band:** Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. **3 Thlr. 20 Gr.**

**Zweiter Band:** Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. **3 Thlr.**

Der berühmte Verfasser legt in diesem Werke die Resultate dreissigjähriger Erfahrung nieder und liefert seit A. E. von Siebold das erste umfassende Handbuch der Geschlechtskrankheiten des Weibes nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaften. Das ganze Werk wird aus vier Bänden bestehen.

**Leipzig,** im August 1840.

***F. A. Brockhaus.***

# Zwei neue wichtige literarische Erscheinungen.

## Steffens Memoiren.

Im unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und zu haben:

# Was ich erlebte.

**Aus der Erinnerung niedergeschrieben,**

von **Henrich Steffens.**

**Erster Band.**
Mein geistig einsames Knaben- und erstes Jugendleben.

**Zweiter Band.**
Universitätsleben. — Literarisches Treiben. — Wissenschaftliches Treiben. — Politisches Treiben. — Das einsame Leben und die letzten Tage in Kopenhagen.

8. 1840. Fein Velin-Druckpapier und geheftet. Preis 3 Thlr.

Diese Memoiren gehören zu den bedeutendsten Erscheinungen in der Literatur. Seit **Goethe's „Wahrheit und Dichtung"** dürfte kein Werk von gleich großem Interesse erschienen sein. Der Reichthum des Inhalts dieser Lebensdarstellung, welche zugleich eine Darstellung der gegenwärtigen Zeit genannt werden darf, wird mit jedem Bande wachsen und die Theilnahme geistreicher Leser in hohem Grade in Anspruch nehmen.

---

# Vittoria Accorombona.

**Ein Roman in fünf Büchern,**

von **Ludwig Tieck.**

**Zwei Bände.** 8. 1840. Fein Velin-Druckpapier und geheftet. Preis 3 Thlr.

**Vittoria Accorombona**, dem kräftigen und hochbegabten Papste Sixtus V. nahe verwandt, und berühmt durch ihre wunderbaren Schicksale, ihre Schönheit, Anmuth, Kenntnisse und Geistesgaben, sowie durch die hochtragische Katastrophe ihres Todes, ist im obigen Romane poetisch zur meisterhaften Darstellung gebracht.

Deutschland wird diese neue wunderherrliche Gabe des großen Dichters mit Dank entgegennehmen und sich daran erfreuen.

Einige bedeutsame Worte des Dichters über sein Werk glaubt der Verleger Freunden und Verehrern desselben nicht vorenthalten zu dürfen:

„Den Roman habe ich mit großer Liebe und mit nicht nachlassender Begeisterung ausgearbeitet, er ist das Resultat „mancher Jahre. Die wenigen Freunde, denen ich ihn mittheilte, sind hingerissen worden und stellen ihn höher, als „die meisten meiner Werke. Das Urtheil von Kennern ist kaum zu erwarten; sollte es denn keine mehr geben? — „oder: warum schweigen sie alle? —"

Die Verlagshandlung **Josef Max und Comp. in Breslau.**

---

In dem Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

## Pascal's Leben
und der
## Geist seiner Schriften,

zum Theil nach neu aufgefundenen Handschriften mit Untersuchungen über die Moral der Jesuiten,

von

**Dr. Hermann Reuchlin.**

Gr. 8. Brosch. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Der Verfasser hat sich durch seine Geschichte von Port-Royal und durch das glückliche Wiederauffinden der Familienpapiere der Pascal-Perier berufen gesehen, eine gründlichere und umfassendere Biographie dieses Mannes zu schreiben. Pascal ist in mehren Gebieten des Geistes als Classiker anerkannt und stand voran unter den Männern, welche die wichtigsten Interessen seines Jahrhunderts verfochten, daher sein Leben und seine Schriften bei den Gebildeten aller Zeiten lebhafte Theilnahme finden mußten. Für unsere Tage haben sie eine ganz besondere Bedeutung; mit den unwiderstehlichen Waffen seines Scharfsinns und seines Witzes, mit unvergleichlichem Erfolge hat er eine jeder freiern Entwickelung der Menschheit feindselige Macht bekämpft. Vor Allem aber steht Pascal, in seinem Leben wie in seinen Schriften, vor uns als einer der auserwählten Träger der Wahrheiten, von welchen die Menschheit selbst getragen wird. Wie dieser Beruf der Mittelpunkt seines Lebens war, so hat es auch vorliegende Biographie sich zur ersten Aufgabe gemacht, ihn darin zu erfassen und von da aus die ganze Entwickelung dieses großen Geistes zu verfolgen.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1840.

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Gedichte

von

**Theodor Apel.**

8. Geh. 1 Thlr.

**Leipzig**, im August 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Die

# BUCHDRUCKERGESCHICHTE

# Ulms

zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst geschrieben

von

**Dr. Konrad Dieterich Haßler,**

Professor am K. Gymnasium daselbst.

Mit neuen **Beiträgen** zur **Culturgeschichte,** dem **Facsimile** eines der **ältesten** und **merkwürdigsten Drucke** und vielen **artistischen Beilagen** insbesondere zur Geschichte der **Xylographie.** 4. Cart. 3 Thlr., oder 4 Fl. 36 Kr.

---

Es ist dem Verfasser gelungen, einen uralten Druck aufzufinden aus der Kindheit der Kunst und einzig in seiner Art, einen Druck zwar bereits mit beweglichen Lettern, die jedoch noch zum großen Theil die Behandlung mit der Hand verrathen, und welcher nur erst auf einer Seite des Papiers ausgeführt ist. Ein treues Facsimile dieses merkwürdigen Druckes macht seine Anschauung und Beurtheilung allgemein möglich.

Ferner wird hier einer der ersten Drucker, und der erste zu Ulm, **Ludwig Hohenwang,** in seiner reichen Beziehung zu Kunst, Wissenschaft und Geistesentwickelung während eines mehr als vierzigjährigen Wirkens aufgezeigt, und zwar als Formschneider durch zum großen Theil bisher noch nicht beachtete Holzschnitte, welche einestheils den ersten aber besten Anfängen angehören, anderntheils noch vor Albrecht Dürer auf einer Höhe stehen, welche in Rücksicht auf Erfindung und Ausführung für jene Zeit von andern nicht erreicht ist;
sodann durch Drucke, die in einem Manne die Geschichte der Kunst von ihren rohesten Anfängen bis zu ihrer vollkommensten Entwickelung darstellen,
und endlich als Gelehrten in mehren für Sprachforschung wichtigen Übersetzungen, sowie ausgezeichnet durch seinen Anschluß an die humanistische Richtung und beginnende reformatorische Thätigkeit der edelsten Zeitgenossen.

Diesen allgemeinen Werth der Geschichte der Buchdruckerkunst zu Ulm erhöht noch ein zum erstenmal vollständiges Verzeichniß der Incunabeln, die aus Ulms Offizinen hervorgingen.

Ist somit dieses Werk jedem Freunde der großen deutschen Erfindung von Wichtigkeit, so kann es der Geschichtsforscher und Geschichtsfreund, der Bibliograph und Bibliothekar, der Gelehrte und der Künstler nicht vermissen, und wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß wir Alles aufgeboten haben, um durch die Ausstattung wie durch die vortrefflich ausgeführten artistischen Beilagen, darstellend Proben Hohenwang'scher Holzschnitte und verschiedene Alphabete, dem Inhalte des Werkes in jeder Hinsicht zu entsprechen.

Das Titelblatt gibt ein getreues Bild der prachtvollsten Druckart jener Zeit, wogegen die Namen der geehrten Abnehmer auf einem in Stahl gestochenen, die Verdienste Ulms um die Typographie und Xylographie darstellenden Erinnerungsblatt eingetragen werden, und dadurch erhält das Werk für jeden Erwerber und seine Angehörigen noch ganz persönlichen Werth eines individuellen Denkmales.

Zur zahlreichen Abnahme dieser nach ihrem Inhalt höchst interessanten und durch ihre Ausstattung ausgezeichneten Jubelschrift ladet ein

Ulm 1840.

**Stettin'sche Buchhandlung.**

---

Soeben erschien bei **Leopold Voß** in Leipzig:

## Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

## Sir Humphry Davy's

herausgegeben

von

**seinem Bruder John Davy.**

Deutsch bearbeitet

von

D. Karl Neubert.

Eingeleitet

von

**D. Rudolph Wagner.**

Vier Bände. Mit Davy's Portrait und einer Abbildung der Sicherheitslampe. Preis 5 Thlr. 12 Gr.

---

Soeben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

***Hünefeld*** (Prof. Dr. **F. L.**), **Der Chemismus in der thierischen Organisation.** Physiologisch-chemische Untersuchungen der materiellen Veränderungen oder des Blutbildungslebens im thierischen Organismus, insbesondere des Blutbildungsprocesses, der Natur der Blutkörperchen und ihrer Kernchen. Ein Beitrag zur Physiologie und Heilmittellehre. *Gekrönte Preisschrift.* Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

**Zur Empfehlung dieser Schrift genügt die Bemerkung, dass sie von der Akademie der Wissenschaften in Göttingen mit dem ersten Preise gekrönt worden ist.**

**Leipzig**, im August 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

# Deutsche Vierteljahrs-Schrift

## für 1840.

### 3tes Heft oder Juli bis September.

Inhalt: Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der politischen Ökonomie. — Ökonomisch-politische Fragmente von Gentz. — Die deutschen Reisebeschreiber über Italien. — Die französischen Departementsräthe (Conseils généraux) und die deutschen Provinzialstände. — Zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. — Historischer und politischer Protestantismus. — Über die Haupterscheinungsformen der Sucht schnell und mühelos reich zu werden, im Gegensatze des Mittelalters und der neuern Zeit. — Gedanken über moderne und schöne Literatur. — Über das deutsche Vereinswesens. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 Fl., oder 7 Thlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

Bei **Georg Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

# Vorschule der Politik.

Von Wilhelm Götte (nachgelassenes Werk). Gr. 8. 1840. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

---

## Herabgesetzter Preis.

**Handbuch der Geschichte der abendländischen Literaturen und Sprachen** u. s. w. Erläutert durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke. Im Verein mit literarischen Freunden bearbeitet und herausgegeben von Dr. **F. W. Geethe.**

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1ster Bd., | 1ste Abth.: | Ital. prof. Literatur. | 1832. | 2 Thlr. |
| 1ster " | 2te " | Ital. poet. " | 1834. | 2 Thlr. 12 Gr. |
| 4ter " | 1ste " | Franz. prof. " | 1833. | 2 Thlr. 8 Gr. |

zusammen Ladenpreis 6 Thlr. 20 Gr., auf **2 Thlr. 12 Gr.;** **einzeln** bleiben die Ladenpreise.

Berlin, den 1. August 1840.

**Ferdinand Rubach.**

---

Bei **G. Reimer** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Jean Paul's**

**sämmtliche Werke.**

Neue Ausgabe in 33 Bänden.

1ster und 2ter Band.

Jeder Band auf gutem Maschinenpapier 14 Gr.

auf feinem Velinpapier geh. 20 Gr.

---

## Neue Romane.

Soeben sind bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Der Roland von Berlin.**

Ein Roman

von

**W. Alexis.**

Drei Bände.

8. Geh. 6 Thlr.

**Cordelia.**

Von der

**Verfasserin von „Agnes von Lilien".**

Zwei Theile.

8. Geh. 3 Thlr. 8 Gr.

**Die Namen der Verfasser dieser beiden Romane bürgen für das hohe Interesse derselben.**

**Leipzig**, im August 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

**1840. Nr. XXI.**

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

# Vittoria Accorombona.*)

## Ein Roman in fünf Büchern, von Ludwig Tieck.

**Zwei Bände.** 8. 1840. Breslau: **Josef Max und Comp.** Preis 3 Thlr.

Die beiden letzten im vorigen Jahre erschienenen Bände der gesammelten Novellen Tieck's belehrten uns, daß der Genius des verehrten Dichters noch schaffensfroh die Flügel rühre, und seiner göttlichen Natur zufolge dem Gesetze des Alters nicht unterthan sei, welches weit entfernt den Farbenglanz seiner Phantasien zu erbleichen, ihnen nur kräftigere Tinten leihe.

Mit Überraschung begrüßen wir jetzt abermals ein neues, umfangreicheres Product seines Geistes, den Roman: Vittoria Accorombona, welcher bereits in den neunziger Jahren, wie man hört, begonnen, und jetzt mit stolzem Bewußtsein den Händen des Publicums übergeben, als ein wichtiges Moment bei einem Gesammturtheil über Tieck's Bedeutung anzusehen und am besten die vorschnelle Meinung, als habe er bereits alle Phasen seiner Entwickelung durchlaufen, widerlegen wird. Die Entwickelungsfähigkeit eines echten Dichters ist unendlich.

Wem die leider unvollendete Novelle Tieck's: Der Aufruhr in den Cevennen, bekannt ist — und welchem Gebildeten wäre sie es nicht — weiß, mit welcher Meisterschaft er einen historischen Stoff zu behandeln versteht: hier liegt uns ein historischer Roman vor, der als Muster dieser Gattung gelten wird. Der historische Roman, wie ihn die meisten unserer Novellisten behandeln, ist bei uns mit Recht als eine Abgeschmacktheit in Verruf gekommen, jener Roman, der willkürlich aufgegriffene Facta und historische Namen verbindet, um einer faden Liebesgeschichte Verwickelung und Interesse zu geben, unbeschadet ihrer Möglichkeit aber eine Verwechselung der gebrauchten Namen, Zeiten und Länder zulassen würde, oder, und dies sind die besten, doch nur ein von der Oberfläche geschöpftes, ganz äußerliches und prosaisches Bild der Zeit geben, welche darzustellen sie sich anmaßen.

Hier weht ein anderer Geist, oder vielmehr eben der Geist der Geschichte uns aus der Dichtung entgegen, zum Beweise, daß die Poesie, weil sie die Offenbarung des Göttlichen im Irdischen ist, auch die Schlüssel zu den Geheimnissen der Geschichte habe; wie auch Shakespeare's historische Schauspiele uns mehr als hundert, unter dem Gewicht von Namen und Jahreszahlen erstickende Geschichtswerke die Ahnung des durch die Jahrhunderte stürmenden Weltgeistes zuführen.

In der Vittoria tritt uns eine ganze Zeit in individueller Wahrheit nahe; eine ganze Zeit in ihrer Bedeutsamkeit nach allen Richtungen hin erfaßt, ihren Charakter allseitig entwickelnd, und in den einzelnen Individuen sich selbst offenbarend und begreifend. Daher schweben auch die Personen, welche uns der Dichter vorführt, nicht als leere Abstractionen über Zeit und Raum — sie sind mit dem Blute ihrer Zeit genährt und wurzeln in dem Boden, der ihre Geburtsstätte war: es sind nicht Gliederpuppen, mit historischen Etiquetten behangen, welche der Dichter nach Willkür regiert, sondern sie tragen ihre Nothwendigkeit und Lebensfähigkeit in sich selbst. Die Zeit, in welcher unser Roman spielt, ist das 16. Jahrhundert, der Ort — der Kirchenstaat, unter der Regierung Gregor's XIII. und Sixtus' V., eine Zeit, deren Bedeutsamkeit Ranke in seiner Geschichte der Päpste entwickelt hat, indem er die Zerfallenheit aller Verhältnisse sittlicher wie politischer und kirchlicher mit Meisterhand zeichnet. Es war eine unerquickliche, gottverlassene Zeit, wo alle Bande der Gesellschaft sich gelöst hatten, nachdem der göttliche Funken, nenne man ihn Religion, Liebe oder wie immer, erstickt und die Menschen nur den von ihren Leidenschaften bestimmten Trieben sich anheim gegeben hatten. Eine solche Zeit muß in sich selbst verfallen, weil sie faul ist; und auch das Edle, Schöne und Große, weil es auf morschen Grundlagen ruht, wird mit in den Abgrund gerissen; ja es hört selbst auf — Jenes zu sein, weil die Umgebungen ihren schmutzigen Schatten darauf werfen, und seine Erscheinung sich von den sie bedingenden Verhältnissen nicht klar ablösen kann. So tritt uns das vielgeschmähte Bild der hohen Vittoria entgegen, des großen Weibes, welches in sich gefaßt, doch der Verwirrung nicht entgehen kann, gottbegeistert, — frei, — voll hohen Sinnes, sich entwürdigen muß, voll gerechten Anspruchs auf eine erhabene Stellung im Leben, diese nur durch Verbrechen, wenn auch nicht selbst begangene gewinnen kann und dadurch in den allgemeinen Untergang verwickelt wird. Wenn es schon von Bedeutung ist, daß Tieck sich einen solchen Stoff zum Vorwurf seines Romans wählte, so ist die Art der Behandlung noch frappanter, und man steht an, zu entscheiden, ob der Gegenstand ihm diese düstern Farben gab, oder ob eine trübere Weltanschauung sich eines solchen Stoffes bemächtigte, um sich darin zu manifestiren.

Jedenfalls ist er in dem Stoffe aufgegangen, ohne daß wir damit sagen wollen, er habe ihn nicht bewältigt. Aber, wenn Tieck in seinen Novellen mit dem Stoffe spielt, und alle Empfindungen ironisirend dieselben am Ende lächelnd in Nichts auflöst, so ist hier mit jener Ironie der herbe Schmerz verbunden, welcher sich an die Vergänglichkeit alles Irdischen knüpft und trostlos ausruft: Alles ist eitel!

Die Herbigkeit, welche der Charakter des ganzen Romans ist, haftet an jeder einzelnen Gestalt; ja selbst der Styl, dessen behagliche Gemüthlichkeit sonst so wohl thut, ist hier streng, kalt, schneidend; das sich Gehen lassen ist zu einem schroffen Fallen lassen geworden.

Wol schwebt jene Ruhe über dem Ganzen, welche das nothwendige Attribut jedes wahren Kunstwerks ist; aber diese Ruhe scheint hier fast aus Ermattung zu entspringen, sie ist mehr ein Aufgeben aus Ermüdung, als ein Sieg, der aus der Kraft entspringt. Auch der Humor, der sonst Tieck's Schöpfungen belebt, ist hier nur in schwachen Anklängen wieder zu fin-

*) Literatur-Artikel der Schlesischen Zeitung. Redacteur: R. Hilscher.

den und hat einer düstern Erhabenheit Platz gemacht, welche sich in Reflexionen, Situationen und Charakteren äußert. Letztere dagegen treten schärfer und bestimmter hervor, die Wirklichkeit hat ein größeres Recht gewonnen. Dies gilt besonders von den beiden Hauptfiguren: der Vittoria und dem Herzoge Bracciano. Erstere ist ein Meisterstück in Anlage und Ausführung und besonders deshalb merkwürdig, weil sie eine von jenen weiblichen Figuren ist, welche unsere neuern Dichter mit so vieler Vorliebe schildern, um sie als Probleme socialer Theorien aufzustellen.

Niemals vielleicht ist der Conflict innerlicher Selbstbestimmung des Weibes mit den äußern Verhältnissen prägnanter ausgedrückt worden, jener Conflict, der durch die Ehe auf die Spitze getrieben wird; aber auch nirgend ist eine Lösung desselben, ohne den schönen Charakter echter und wahrer Weiblichkeit zu verletzen, mit größerer Kunst versucht worden. Es müßte vom höchsten Interesse sein, hier eine Vergleichung zwischen Tieck und der Sand zu ziehen, welche dasselbe Thema in allen ihren Romanen behandelt. Tieck zeigt, wie bei wahrer geistiger Freiheit und Klarheit (und nur wo diese vorhanden ist, kann doch überhaupt von einer Emancipation die Rede sein) jener Conflict sich von selbst löst, und eine Beschränkung nur insofern vorhanden ist, als überhaupt alles Göttliche im Menschen an die Bedingungen der Zeitlichkeit geknüpft ist, während diese sich in jenem Conflict gefällt, mit ihm spielt, an ihm zu Grunde geht und die innere Verworrenheit, welche an ihm vorhergeht, zu einer Folge desselben macht.

Mit diesen Worten, welche sich nicht anmaßen, über ein Buch, wie vorliegender Roman ist, ein entscheidendes Urtheil abgeben zu wollen, möge derselbe der Aufmerksamkeit der Lesewelt dringend empfohlen sein, ohne Furcht, daß das dafür angeregte Interesse sich getäuscht finden werde. R. B.

---

In Unterzeichnetem sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu finden:

# Supplemente zu Schiller's Werken.

Aus seinem Nachlaß

im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von

**Karl Hoffmeister.**

## Erste Abtheilung: Nachlese und Variantensammlung.

Zweiter Band:

**Dichtungen der zweiten Periode, von Don Carlos bis zu seiner Rückkehr zur Poesie.**

Taschenformat. Velinpapier. Preis 45 Kr., oder 12 Gr.

„Die verschiedenen Nachträge zu den Werken Schiller's, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, und das ungemeine „Interesse, welches Deutschland für Alles an den Tag legt, was Schiller's geistiges Wirken und seine Person betrifft, machen „es der Familie des zu früh Dahingeschiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlags-Buchhandlung der Schiller'schen Werke „**Supplemente** zu denselben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig sein und so viel als möglich in seinem eigenen „Geiste veranstaltet werden sollen."

Durch vorstehende Worte kündigte der Herr Appellationsgerichtsrath, Ernst von Schiller, in Köln, im Namen der von Schiller'schen Familie das Werk an, dessen zweiter Band soeben erschienen.

Diese Sammlung enthält in ihrer ersten Abtheilung nicht nur Gedichte, Aufsätze und Varianten, die den bisher erschienenen Nachträgen f.hlen, sondern sie zeichnet sich auch durch ihre Anordnung und durch die strenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen aus. Ein genaues chronologisches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schiller's nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum bessern Verständniß der Werke selbst dienen, theils wird es für den Leser ein Leitfaden sein, durch welchen er den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile dieser Sammlung mit den ganzen Werken Schiller's leicht ersehen und ihre Stelle schnell auffinden kann.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

## Anzeige für Bibliotheken.

**(Humboldt et Bonpland.)** — Révision des graminées, publiées dans le *Nova genera et species plantarum de* **Humboldt et Bonpland;** précédée d'un travail général sur la famille des graminées par **C. S. Kunth.** 3 vols. in-folio, avec 220 planches coloriées, **bel exemplaire sur papier colombier,** publié en 44 livr. au prix de 60 fr. la livraison 2640 fr. et que l'on céderait à . . . . . . . . . . . 2200 fr.

— — T. 2 et 3 ou livr. 21 à 44 séparément, figures coloriées, au lieu de 1440 fr. . . . . . . . . . 1200 „

— — même édition, figures également coloriées, mais sur papier Jésus, au prix de 48 fr. la livraison 1152 fr. et que l'on céderait à . 1000 „

**Visconti.** Iconographie grecque et romaine. 7 vols. in-folio, en feuilles 500 „

Vorstehende Werke sind wir beauftragt zu den beigesetzten Preisen gegen baare Zahlung zu verkaufen; die Ablieferung derselben kann franco Leipzig geschehen.

Paris, im August 1840.

**Brockhaus & Avenarius.**

---

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Künstler-Geschichten,

mitgetheilt von

**August Hagen.**

Vier Bändchen.

Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Auch unter den Titeln:

**I. II.** Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des funfzehnten Jahrhunderts. Nach dem Italienischen. Zwei Bändchen. 1833. 3 Thlr.

**III.** Die Wunder der h. Katharina von Siena. 1840. 1 Thlr. 12 Gr.

**IV.** Leonhard da Vinci in Mailand. 1840. 1 Thlr. 12 Gr.

**Wie die beiden im J. 1833 erschienenen Bändchen, so wird auch die Fortsetzung dieser Künstler-Geschichten in gleicher Weise die Freunde der Literatur wie der Kunst anziehen.**

**Leipzig,** im August 1840.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

## 1840. Nr. XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

In Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

# Die Geschichte Rußlands

von

**N. Ustrialow.**

Aus dem Russischen übersetzt

von

**E. W.**

Zweiter Band erste Abtheilung.

Preis 1 Fl. 21 Kr., oder 21 Gr.

Inhalt: **Neuere Geschichte.** Einleitung. I. Peter der Große. a) Entwickelung der geistigen Eigenschaften Peter's. b) Anfang der Umwandlung des Staates. c) Kampf mit Karl XII. d) Erhebung Rußlands. Schwedens Fall. f) Übergewicht Rußlands im Norden. g) Innere Einrichtung Rußlands unter Peter dem Großen. h) Die Mitarbeiter Peter's. — II. Die Nachfolge Peter's des Großen bis auf Katharina II. 1) Katharina I. 2) Peter II. 3) Anna Joannowna. 4) Johann III. 5) Elisabetha Petrowna. 6) Peter III. 7) Rußland im Jahr 1762.

Stuttgart und Tübingen, im August 1840.

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

Im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin erschien soeben und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

**Gedichte**
von
**Emanuel Geibel.**
8. Eleg. geh. 1 Thlr.

Ebendaselbst ist unlängst erschienen:

Ida Gräfin Hahn-Hahn,
**Der Rechte.**
8. Geh. 2 Thlr.

**Gedichte**
von
**August Kopisch.**
8. Geh. 1¾ Thlr.

**Fr. Baron de la Motte Fouqué**
**Göthe und Einer seiner Bewunderer.**
Ein Stück Lebensgeschichte.
Gr. 8. Geh. ½ Thlr.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,
**Astralion.**
Eine Arabeske.
8. Eleg. geh. 5/12 Thlr.

---

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

**Weltgedanken.**
Von
**Franz Schuselka.**
Gr. 12. Wien 1840. Broschirt. Preis 12 Gr. Sächs.

Die Inhaltsanzeige enthält die Rubriken: Welt, Erdkugel, Weltmeer, Luft, Gebirge, Welttheile, Menschen, Geschichte der Menschheit, und bietet hiermit die Ausgangspunkte dar, woran sich diese Weltgedanken knüpfen. Es sind kosmologische Betrachtungen, in welchen die genannten wichtigen Gegenstände mit Geist aufgefaßt, mit Witz und Scharfsinn erörtert und in einfacher gebildeter Sprache oft mit Laune, Humor und feiner Ironie dargestellt sind. Einen der interessantesten Abschnitte unter der Rubrik: die Menschen, bildet die Völkerschau, die von den verschiedenen Völkern der Erde kurze, treffende Charakteristiken liefert, worunter die der Chinesen als besonders gelungen und dem Zeitinteresse vorzüglich entsprechend bezeichnet werden kann. Die den einzelnen Abschnitten vorgesetzten Mottos sind sehr passend gewählt, und so dürfte das Ganze verdienen, als geistreich unterhaltende und belehrende Lectüre allen Gebildeten empfohlen zu werden.

---

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

# Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1840. August. Nr. 383—387.

**Nr. 383.** *Avignon. Johannes Gutenberg. *Die Salpetrière. *Die Schwalben. — **Nr. 384.** *Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. Mittheilungen über die Insel Rhodus. Einfaches Mittel, Ratten zu fangen. *La Rochelle. Die Salpetrière. (Fortsetzung.) Die Brutöfen in Ägypten. Die Riesencypresse. Eishandel der Nordamerikaner. *Die Kirche. — **Nr. 385.** *Alfieri. Die Salpetrière. (Beschluß.) Kampf zweier Elefanten gegen Artillerie. *Das Théâtre français in Paris. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. *Der Fallschirm. — **Nr. 386.** *Dublin. Zwei Criminal-Anekdoten. *Poussin. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Beschluß.) Cigarrenfabrikation in Sevilla. Liebe der Neger zur Musik. Mohammed Ali's Bart. *Die chinesische Armee. — **Nr. 387.** *Calvin. Der Kopfrechner Dase. *Sennaar. Die sicilische Vesper. Die Bewohner der Insel Borneo. *Die kranke Frau, nach einem Gemälde von Terburg.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.; die Jahrgänge 1838 und 1839 kosten jeder 2 Thlr.

**Leipzig,** im September 1840.

**F. A. Brockhaus.**

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# ANTIKE BILDWERKE,

## zum ersten Male bekannt gemacht

von

**Eduard Gerhard.**

*Vierte Centurie, erstes Heft.*

Tafel CCCI—CCCXX.

Grossfolio. Preis 5 Fl., oder 3 Thlr. 4 Gr.

Inhalt:

CCCI. 1) Gaea Olympia. 2) Eleusinische Gottheiten. — CCCII. Götterpaare. Jupiter in Knabenbildung. — CCCIII—CCCVI. Griechische Kopfbedeckungen. — CCCVII, CCCVIII. Götterbilder mit bedeutsamer Kopfbedeckung. — CCCIX. Daedali et Daedalidarum quae supersunt reliquae. — CCCX—CCCXIII. Cerealische Mysterienbilder. — CCCXIV. Hekate. — CCCXV. Leichenmahle. — CCCXVI, CCCXVII. Rückkehr der Kora. — CCCXVIII—CCCXX. Gottheiten in Hermengestalt.

Stuttgart und Tübingen, im August 1840.

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

Bei **Wilhelm Einhorn** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Die Intriguanten.

Roman

von

**FRIEDRICH von HEYDEN.**

2 Bände. Brosch. 2 Thlr.

# Agay=Han.

Roman nach dem Polnischen

des **A. K.**

von **Emil Brachvogel.**

Brosch. 1 Thlr.

# Unter der Erde.

## Ein Denkmal für die Lebendigen

von

**Franz Dingelstedt.**

2 Bände. Brosch. 2 Thlr.

---

Bei mir ist erschienen:

Lappenberg, J. M., **Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg am 24. Juni 1840.** Mit 20 Holzschnitten, auf feinstem Velinpapier. 4. Cart. 4 Thlr.

I. Von den Buchdruckereien zu Hamburg. — II. Hamburgische Drucke bis zum Jahre 1600. — Anhang von einigen alten niedersächsischen Drucken.

Hamburg, 1. August 1840.

**Joh. Aug. Meissner.**

---

In der **Stettin**'schen Buchhandlung in Ulm ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Populationistik

oder:

## Bevölkerungswissenschaft

von

**Dr. *Christoph Bernoulli*,**

ordentlichem Professor an der Universität in Basel.

Erste Hälfte.

Allgemeine Bevölkerungsstatistik oder Verhältnisse der Lebenden, Geborenen, Verehelichten und Sterbenden.

Gr. 8. Velinp. Brosch. 3 Fl., oder 1 Thlr. 21 Gr.

Dieses auf vieljährige Beobachtungen und Studien gegründete Werk des berühmten Herrn Verfassers befriedigt zum ersten Mal die wissenschaftlichen Anfoderungen der Bevölkerungsstatistik und ist sowol für Regierungs- und Justizbeamte, Gerichtsärzte und Ärzte überhaupt, als auch für jeden höher Gebildeten von größter Wichtigkeit. — Die zweite Hälfte wird noch in diesem Jahr das Werk beendigen.

Ulm, im Juli 1840.

**Stettin'sche Buchhandlung.**

---

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

**Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** 1840. Vierundzwanzigsten Bandes viertes Heft. (Nr. X.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

**Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Jahrgang 1840. Monat August, oder Nr. 32—35, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 32—35. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im September 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Bei **Wilh. Engelmann** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und Östreichs zu haben:

**G. G. Gervinus,**

**Geschichte**

der poetischen

# National-Literatur

**der Deutschen.**

**Erster Theil.**

Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13. Jahrh.

**Zweite umgearbeitete Ausgabe.**

Gr. 8. Brosch. 3 Thlr.

Der Verleger erlaubt sich bei dem Erscheinen der 2ten umgearbeiteten Ausgabe dieses anerkannt werthvollen und inhaltreichen Werkes nur zu bemerken, daß diese Ausgabe eine theilweise ganz neue Umarbeitung der ersten Auflage ist. Alle Erscheinungen der neuesten Zeit sind darin berücksichtigt und vom Verf. eingeschaltet worden, sodaß zu hoffen ist, die Freunde unserer deutschen Literatur werden diesen Band mit noch größerer Befriedigung entgegen nehmen, als es bereits schon mit dem ältern Werke geschah.

---

Bei **Gerhard Fleischer** in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**R. R. W. Meißner,**

Geschichte und Beschreibung

der

**Dampfboote, Dampfschiffe**

und

**Eisenbahnen.**

Mit 10 Steindrucktafeln. Gr. 8.

---

Bei **M. DuMont-Schauberg** in Köln ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Sammlung**

von

**Beispielen und Aufgaben**

aus der allgemeinen

**Arithmetik und Algebra.**

Für

Gymnasien, höhere Bürger- und Gewerbschulen in systematischer Folge bearbeitet

von

**Eduard Heis.**

**Zweite, vermehrte Auflage.**

352 Seiten gr. 8. Preis 1 Thlr.

Die Gunst, deren sich die bekannte Sammlung von Meier Hirsch beim mathematischen Publicum erfreute, ließ erwarten, daß eine Schrift, die im Allgemeinen denselben Zweck vor Augen hat, sich aber in Erreichung desselben durch bedeutende Vorzüge auszeichnet, gewiß mit Beifall werde aufgenommen werden. Und wirklich sind nicht allein die Mängel jener Sammlung, die jedem erfahrenen Lehrer bekannt genug sind, sondern auch die Fortschritte, welche die theoretische Bearbeitung der Elementar-Mathematik seit dem Erscheinen jener gemacht hat, der Art, daß das Bedürfniß einer neuen, dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechenden Sammlung von Übungsaufgaben aus der allgemeinen Arithmetik und Algebra für ein dringendes geworden war. Die vorliegende, welche sich durch Reichheit und Reichhaltigkeit des Stoffes, durch systematische Anordnung und Stufenfolge und überhaupt durch gediegenen Inhalt und die umsichtigste Behandlung einen unbestreitbaren Vorzug sichert, war daher allen Lehrern der Mathematik eine so willkommene Erscheinung, daß die Einführung in vielen Lehranstalten in so kurzer Zeit diese neue Auflage nöthig machte, die nicht nur mit mehren zusätzlichen Bemerkungen, sondern auch um einen neuen Abschnitt vermehrt wurde.

---

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Griechische Mysterienbilder.**

Zum ersten Male bekannt gemacht von

***Eduard Gerhard.***

Auch unter dem Titel:

**Vases grecs relatifs aux mystères,**

**publiés par**

***Edouard Gerhard.***

Royal-Folio. Preis 5 Fl., oder 3 Thlr. 4 Gr.

Diese Sammlung bildet zunächst ein Ergänzungsheft zu den „Antiken Bildwerken", welche von demselben Herausgeber in Italien gesammelt wurden und in gleichem Verlag erschienen sind; nur wegen der ungewöhnlichen Ausdehnung der in gedachtem Heft enthaltenen Denkmäler wurden beide Werke durch Verschiedenheit des Formats voneinander getrennt.

Außerdem wird dieses Werk zugleich als selbständige Auswahl großgriechischer Vasenbilder ersten Ranges, durch künstlerischen wie durch antiquarischen Werth, den Freunden des classischen Alterthums willkommen sein, und hat die Verlagshandlung es sich angelegen sein lassen, durch einen ungemein wohlfeilen Preis, wie solcher bereits für die Antiken Bildwerke stattfindet, auch den Ankauf dieser Mysterienbilder zu erleichtern.

Stuttgart und Tübingen, im August 1840.

**J. G. Cotta**'sche Verlag.

---

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

**Handbuch**

für

# Reisende in Italien

von

**J. F. Neigebaur.**

**Dritte**, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

**Drei Theile.**

Gr. 12. Sauber cart. 3 Thlr.

Dieses Handbuch hat sich seit Jahren den Reisenden in Italien als ein so zweckmäßiger Führer bewiesen, daß es keiner besondern Empfehlung dieser **dritten Auflage** bedarf. Die innere Einrichtung ist ganz dieselbe geblieben, aber jeder Artikel wurde mehr oder weniger umgearbeitet und durch Zusätze bereichert. Durch die Vertheilung des Inhalts in drei Theile, von denen der erste die allgemeinen Zusammenstellungen und Übersichten enthält, während der zweite und dritte in alphabetischer Ordnung alle interessanten Punkte Italiens schildern, ist der Gebrauch des Werks wesentlich bequemer gemacht worden.

Leipzig, im September 1840.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

## 1840. Nr. XXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Bei **Wilh. Engelmann** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und Östreichs zu haben:

# Justus und Chrysostomus,

## Gebrüder Pech.

Zeit= und Lebensläufe.

Von

**Hermann Marggraff.**

2 Theile. 8. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

---

# Die Rebellen von Irland.

Novelle

von

**Dr. Fr. G. Kühne.**

3 Theile. Brosch. 4 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. hat sich bereits durch seine „Klosternovellen“ und „Weibliche und männliche Charaktere“ als ein so feiner und gewandter Darsteller und Kritiker erprobt, daß es wohl nur dieser Anzeige bedarf, um das gebildete Publicum auf diese neueste Erscheinung aufmerksam zu machen.

---

# Kaiserin und Sklavin.

Ein historischer Roman aus dem dritten Jahrhundert der christlichen Kirche.

3 Theile. Brosch. 4 Thlr. 12 Gr.

Den Inhalt dieses ausgezeichneten Romans bildet der Kampf des Heidenthums mit der aufkeimenden christlichen Kirche.

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

## Gesammtgebiet

des

# Geschichtlichen Unterrichts

von

**K. A. Müller.**

Erster Cursus. Deutsche Geschichten für Bürgerschulen, Progymnasien und Realschulen. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, **Gerhard Fleischer.** 1840. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Geschichte ist bei uns Deutschen und bei allen denjenigen Völkern, welche mit uns auf gleicher Bildungsstufe stehen, eine Wissenschaft für Alle geworden. Was gründliche Forschung Großes und Herrliches förderte, das suchte eine naturgemäße Unterrichtsweise, das suchten faßliche Darstellungen zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen. So Verdienstliches nun aber auch in dieser Hinsicht geleistet wurde, immerhin mangelt es an einem Werke, welches für Lehrer und Lernende gleichsam als Wegweiser auf einem ebenso umfangreichen als wichtigen Gebiete des Wissens dienen könnte.

Die Verlagshandlung freut sich, gerade im vierten Säcularjahre der großen Erfindung Gutenbergs ein Werk darbieten zu können, welches, durch die ihr verschwisterte Schnellschreibekunst der unmittelbaren, lebendigen Mittheilungen eines als Geschichtslehrer und Geschichtsforscher gleichmäßig bekannten Mannes entnommen, hoffentlich geeignet erscheinen wird, jenem Mangel abzuhelfen; sie darf es daher allen Ältern, welche eine geeignete Lecture für ihre Kinder suchen, allen Lehrern, welche Erfahrungen im geschichtlichen Unterrichte machen, oder schon gemachte erproben wollen, ja allen Freunden der Geschichte, welche etwa eine Revision ihres geschichtlichen Wissens zu unternehmen beabsichtigen, zuversichtlich empfehlen.

Das Werk erscheint, die verschiedenen Stufen des Unterrichts von seinen ersten Anfängen bis zum Beginn selbständiger Wissenschaftlichkeit umfassend, in folgenden sechs Abtheilungen: 1. Deutsche Geschichten für die deutsche Jugend, für Bürgerschulen, Progymnasien und Realschulen. 2. Allgemeine Geschichten. 3. Geschichte der Griechen. 4. Geschichte der Römer. 5. Geschichte der Deutschen. 6. Allgemeine Geschichte.

Jede Abtheilung bildet übrigens ein selbständiges Werk und ist einzeln verkäuflich.

Der zweite Band der ersten Abtheilung wird um Weihnachten 1840 ausgegeben.

---

Bei mir ist erschienen:

# Reise durch das Innere von Nord-Amerika

von

**Maximilian, Prinz zu Wied-Neuwied.**

11te, 12te und 13te Lieferung. Royalfolio. 4., mit 12 Kupfern, 1 Plan und Holzschnitten, in 5 verschiedenen Ausgaben.

Nunmehr sind die zum ersten Bande gehörigen Vignetten complet und dieser Band kann eingebunden werden. Die folgenden Lieferungen sind grösstentheils in Arbeit und das Ganze wird hoffentlich binnen 6—7 Monaten fertig werden.

Koblenz, 25. August 1840.

***J. Hölscher.***

---

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

# Gedichte

von

**Wilhelm Smets.**

Vollständige Sammlung.

8. Brosch. Preis 2 Fl. 15 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im August 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

Nachstehende Artikel,

aus dem Verlage von **F. A. Merklein** in Paris, können durch alle Buchhandlungen des In= und Auslandes von mir bezogen werden:

Jongleurs et trouvères, ou choix des saluts, épitres, rêveries et autres pièces légères des 13ième et 14ième siècles; publié pour la première fois, par ***Achille Jubinal,*** d'après les manuscrits de la bibliothèque du roi. Gr. 8. Paris. 1835. 1 Thlr. 16 Gr.

***Pellico de Saluces (Silvio),*** *ΠΕΡΙ ΤΩΝ ΧΡΕΩΝ ΤΟΥ ΑΝΘΡΩΠΟΥ.* Des devoirs des hommes. Discours à un jeune homme. Traduit de l'italien en grec moderne par Cébès de Thèbes. 12. Paris. 1835. 16 Gr.

***Percheron (A.),*** Monographie des passales et des genres qui en ont été séparés. Accompagnée de 7 planches dessinées par l'auteur, ou toutes les espèces ont été figurées. Gr. 8. Paris. 1835. 2 Thlr.

*ΘΕΟΦΥΛΑΚΤΟΣ.* Theophylacti Simocattae quaestiones physicas et epistolas ad codd. recensuit versione Kimedonciana et notis instruxit ***Jo. Franc. Boissonade.*** Gr. 8. Paris. 1835. 3 Thlr.

Leipzig, im September 1840.

**F. A. Brockhaus.**

In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

**Colonia sumlocenne.**

# Rottenburg am Neckar

unter den Römern.

Mit Rücksicht auf das Zehentland und Germanien überhaupt.

Ein antiquarisch-topographischer Versuch von

**Domdekan v. Jaumann.**

Mit 28 Lithographien.

Herausgegeben vom k. würtembergischen Verein für Vaterlandskunde.

Gr. 8. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt:

A) Topographie. 1. Geographische Lage überhaupt. 2. Lage und Umfang der Römerstadt. 3. Römische Castelle, Lager und sonstige Befestigungen. 4. Römische Wasserleitungen. 5. Römerstraße. 6. Zeit des Bestandes unserer Römerstadt nach Denkmälern und Schriftstellern. 7. Bewohner des Zehentlandes und unserer Römerstadt. 8. Beschaffenheit des Zehentlandes. 9. Name unserer Römerstadt. 10. Schlacht bei Solicinium.

B) Antiquarium. 1. Einiges über Regierung, Militairverfassung, Religion, Gebräuche, Cultur der Römer. 2. Gebäude, Bäder, Heizungen, Säulen, Friese, Capitäler, Mosaik, Wandbekleidungen, Ziegel, Cement, Thürgerüste, Nägel, Schlösser, Schlüssel u. s. w. 3. Monumente. 4. Grabhügel auf dem Hexenbuckel und im Schönbuch aufgedeckt. 5. Römische Geschirre. 6. Verschiedene Gegenstände. 7. Münzen.

Stuttgart und Tübingen, im August 1840.

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

## Jahrbücher der Literatur. Neunzigster Band. 1840. April. Mai. Juni.

Inhalt.

Art. I. 1) Die Entstehung des manichäischen Religionssystems, historisch-kritisch untersucht von Friedrich Eduard Colditz. Leipzig 1837.

2) Die Stupa's (Topes) oder die architektonischen Denkmale der Indo-Baktrischen Königsstraße und die Kolosse von Bamiyan; eine Abhandlung zur Alterthumskunde des Orients, vorgetragen in der königl. Akademie der Wissenschaften, von Karl Ritter. Berlin 1838.

II. Lateinische Schulgrammatik, von Sebastian Mutzl. Dritte Auflage. Landshut 1838.

III. 1) Li romans des sept Sages, nach der pariser Handschrift herausgegeben von Heinrich Adalbert Keller. Tübingen 1836.

2) Essai sur les fables indiennes et sur leur introduction en Europe, par *A. Loiseleur Deslongchamps*, suivi du Roman de sept Sages de Rome en prose, publié pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque royale, avec une analyse et des extraits du Dolopathos par le Roux de Lincy, pour servir d'introduction aux fables de XII^e, XIII^e et XIV^e siècles publiées par M. *Robert*. Paris 1838.

3) Das Buch des Weisen, in lust- und lehrreichen Erzählungen des indischen Philosophen Bidpai, aus dem Arabischen von Philipp Wolf. Zweite Auflage. Stuttgart 1839.

Art. IV. *P. Ovidii* Nasonis Tristium libri quinque, ad veterum librorum fidem recensuit, varias scripturas omnium codicum a superioribus editoribus collatorum, imprimis heinsianorum, e Burmanni et Heinsii schedis idiographis et aliunde auctas, correctas, expletas, quibus V novae collationes accesserunt, itemque varias scripturas VIII editionum saeculi XV. apposuit, commentariis instruxit, prevatus est, et indicem addidit *Vitus Loers*. 1839.

V. 1) Papers relative to the Sulphur Monopoly in Sicily. Presented to both Houses of Parliament, by Command of Her Majesty. London: Printed by T. R. Harrison, 1840.

2) Exposé de la question des soufres de Sicile. Paris 1840.

3) Di una quistione surta tra 'l governo delle due Sicilie e la Inghilterra in Marzo 1840. Napoli 1840.

4) Risposta alle petizioni de' negozianti inglesi pei zolfi di Sicilia. Pisa 1840.

5) Contratto di Società rogato in Napoli dal Notajo Giuseppe Maria Pacifico ai 10 di Luglio 1838 per lo spaccio dei zolfi di Sicilia tra la Compagnia Taix, Aycard e Ci. ed il Cav. Gran Croce B. Nicola Santangelo, interveniente in nome di S. M. Ferdinando II., Re del Regno delle due Sicilie. Napoli 1840.

VI. Adam Oehlenschläger's Werke. Zum zweiten Male gesammelt, vermehrt und verbessert. 21 Bändchen. Breslau 1839.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. XC.

Andeutungen über die von der königlichen Bibliothek zu Paris an arabischen, persischen und türkischen Handschriften in der neuesten Zeit gemachten Erwerbungen. Von Gustav Flügel. Anonymi Viennensis descriptio urbis Athenarum, nebst den Briefen des Zygomalas und Kabasilas. Ein Beitrag zur Topographie von Athen von Dr. Ludwig Roß.

1) De la poésie chrétienne. Par *A. F. Rio*. Forme de l'art, *peinture*. Paris 1837.

2) Memorie storiche delle arti e degli artisti della Marca di Ancona del marchese *Amico Ricci*. Tom. II. Macerata 1834.

3) Di Bernardino Pinturicchio, pittore Perugino, Memorie raccolte e pubblicate da *G. B. Vermiglioli*. Perugia 1837.

4) Della vita e delle opere di Pietro Vannucci. Commentario storico del Prof. *Antonio Mezzanotte*. Perugia 1837.

---

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Vermischte Schriften

von

**Friedrich Theodor Schubert,**

kaiserl. russ. wirklichem Staatsrathe rc.

**Neue Folge.**

Drei Bände.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

8. 4 Thlr. 12 Gr.

Die erste Folge der vermischten Schriften des berühmten Verfassers in vier Bänden erschien 1823—26 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart. Auch diese Neue Folge enthält höchst anziehende Mittheilungen über Naturwissenschaften, besonders Astronomie und Physik.

Leipzig, im September 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben folgende höchst wichtige Schrift erschienen:

über das

## Studium der Naturwissenschaften

und über den

**Zustand der Chemie in Preußen.**

Von

**Dr. Justus Liebig,**

Professor der Chemie an der Universität zu Gießen, Ritter ꝛc.

Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 8 Gr.

Braunschweig, 15. August 1840.

**Friedrich Vieweg und Sohn.**

---

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben:

The

## Sketch Book

of

**Geoffrey Crayon.**

Gr. 8. Velin-Druckpapier. Geh. 1 Thlr.

Obige Ausgabe dieses allgemein beliebten Buches zeichnet sich vor allen übrigen sowol durch Correctheit als auch durch äußere Ausstattung aus. Der Preis ist beiweitem geringer wie sämmtliche frühern Ausgaben.

Bremen, im August 1840.

**C. Schünemann.**

---

Von **H. B. König** in Bonn wurde am 1. September versandt:

**Albers, J. F. H.** (Prof. Dr.), Beobachtungen auf dem Gebiete der Pathologie und pathologischen Anatomie. 3ter Theil. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

**Gildemeister, J.**, Die falsche Sanskritphilologie, an dem Beispiel des Herrn Dr. Höfer in Berlin aufgezeigt. 8. Geh. Preis 12 Gr.

---

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

## Das Edelschaf

in allen seinen Beziehungen.

Von

**J. G. Elsner.**

Als Schlußstein dessen, was der Verfasser bereits über veredelte Schafzucht geschrieben.

8. Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt: **I. Das Edelschaf. II. Die Wolle.** A. Ihr Wesen und ihre Beschaffenheit. 1) Feine und grobe Wolle. 2) Sanfte und rauhe. 3) Nervige und schlaffe. 4) Gekräuselte und schlichte. 5) Schüttere und dichte. 6) Klare und filzige. 7) Krepp- und Glanzwolle. 8) Kurze und lange Wolle. 9) Stumpfe und spitzgestapelte. 10) Gesunde und kranke. 11) Weiße und schwarze. 12) Edle und unedle. B. Die Umgestaltung der Wolle zur Waare. I. Die Wäsche. 1) Blanke und weiße Wäsche. 2) Nicht zu starke und nicht zu schwache Entfettung. II. Die Schur. III. Der Wollhandel. **III. Die Erzeugung der edlen Wolle.** A. Von der Menge der Wolle. B. Von der Güte. **IV. Züchtung edler Schafe.** A. Das Ideal eines edlen Schafes. B. Die Classification. C. Die Aufzucht edler Schafe. 1) Von innen heraus. 2) Von außen hinein. **V. Erhaltung des Edelschafes auf seinem Standpunkte.** A. Consequenz. B. Consolidirung. C. Constanz. **VI. Die Übersiedelung des Edelschafes.** A. Von den Vorsichtsmaßregeln, die dabei zu nehmen sind. 1) Für weite Ferne wählt man am vortheilhaftesten das Edelste. 2) Man hüte sich vor erblichen Krankheiten. 3) Man wähle zum Transport geübte und zuverlässige Leute. 4) Nicht zu große Heerde zum Übersiedeln. 5) Behandlung der Schafe nach ihrer Ankunft. B. Von der Veränderung, welche die Übersiedelung des Edelschafes in seiner Wolle hervorbringt. C. Geschichtlicher Gang der Übersiedelung des Edelschafes. **VII. Von der Degeneration des Edelschafes.** A. Die wahre Degeneration. 1) Saumseligkeit oder angewandte unrichtige Grundsätze bei der Züchtung. 2) Unedles Blut, welches man sich bewußt oder unbewußt in die Heerde bringt. B. Die vermeintliche Degeneration. **VIII. Einfluß des Edelschafes auf die Agricultur und Bevölkerung.** A. Ein Einfluß auf die Agricultur. 1) Der materielle Einfluß. 2) Der intellectuelle. B. Einfluß auf die Bevölkerung.

Stuttgart und Tübingen, im August 1840.

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

Soeben erschien in unserm Verlage:

## Kirchengeschichte Mecklenburgs.

Vom Licentiaten der Theologie **Dr. Julius Wiggers.** 1½ Thlr.

Diese Geschichte einer echt lutherischen Landeskirche gegeben von einem Manne, dessen religiöser Sinn und historischer Geist sich in jeder Zeile beurkundet, darf von keinem gelehrten Theologen des ganzen protestantischen Deutschlands unbeachtet bleiben.

**Hinstorff'sche** Hofbuchhandlung in Parchim u. Ludwigslust.

---

## Conversations-Lexikon,

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

**Conversations-Lexikon der Gegenwart.** In vier Bänden. Erstes bis sechsundzwanzigstes Heft. **A — Na.** Gr. 8. Jedes Heft auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

Dieses Werk ist **ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes,** bildet aber zugleich einen **Supplementband** zur 8. Auflage des Conv.-Lex., sowie zu allen frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

**Conversations-Lexikon.** Achte Original-Auflage. 12 Bände. Gr. 8. Druckp. 16 Thlr., Schreibp. 24 Thlr., Velinp. 36 Thlr.

Hiervon ist ein unveränderter Abdruck veranstaltet worden, von dem die einzelnen Bände auch nach und nach in einem **neuen Abonnement** bezogen werden können, wo dann der Band auf Druckp. 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr., auf Velinp. 3 Thlr. kostet.

**Universal-Register** zur 8. Aufl. des Conversations-Lexikons. Gr. 8. Geh. Druckp. 16 Gr., Schreibp. 1 Thlr., Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Register gibt eine **vollständige Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände.** Die Ansicht dieses Registers wird am besten die Unentbehrlichkeit desselben für jeden Besitzer der 8. Auflage darthun.

**Leipzig,** im September 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

## 1840. Nr. XXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Soeben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

***Hünefeld*** (Prof. Dr. **F. L.**), **Der Chemismus in der thierischen Organisation.** Physiologisch-chemische Untersuchungen der materiellen Veränderungen oder des Blutbildungslebens im thierischen Organismus, insbesondere des Blutbildungsprocesses, der Natur der Blutkörperchen und ihrer Kernchen. Ein Beitrag zur Physiologie und Heilmittellehre. *Gekrönte Preisschrift.* Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

**Zur Empfehlung dieser Schrift genügt die Bemerkung, dass sie von der Akademie der Wissenschaften in Göttingen mit dem ersten Preise gekrönt worden ist.**

**Leipzig,** im September 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Für technische Lehranstalten, Gymnasien und Realschulen

ist soeben im Verlage der **K. Kollmann**'schen Buchhandlung in Augsburg erschienen und an alle soliden Buchhandlungen Deutschlands versandt:

## Naturhistorischer Atlas zum Schulgebrauche

mit besonderer Beziehung auf „Dr. Fürnrohr's Grundzüge der Naturgeschichte" bearbeitet

**und mit erläuterndem Texte versehen**

von

**Dr. Eduard Döbner,**

Lehrer der Naturgeschichte, Chemie und Physik an der k. Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbschule zu Augsburg, der k. bair. botanischen Gesellschaft zu Regensburg correspondirendem Mitgliede.

Groß Querfolio. (Auf 14 schwarzen Tafeln 216 Abbildungen, auf 1 illuminirten langen Foliotafel einen theoret. Durchschnitt eines Theils der Erde und 3½ Bogen Text.)

Preis in farbigem Umschlag geheftet 1 Fl. 48 Kr. Rhein., oder 1 Thlr. 3 gGr. Preuß.

Wol jeder Lehrer der Naturgeschichte hat mit dem Hrn. Verfasser oft und hart den Mangel eines naturhistorischen Atlasses gefühlt, der auf wenigen Tafeln nur das Wichtigste und Charakteristische aus der großen Masse von Gegenständen genau und naturgetreu darstelle und dadurch dem Schüler das Mittel an die Hand gebe, das vom Lehrer Vorgetragene und durch Präparate oder Abbildungen Erläuterte sich wieder in das Gedächtniß zurückrufen zu können. — Er versuchte es daher, auf wenigen Tafeln Dasjenige, zwar nur in Umrissen, jedoch genau und naturgetreu, darzustellen und mit erläuterndem Texte zu versehen, was ihm zur Unterstützung eines Lehrvortrags an Schulen nöthig und gerade hinreichend erschien, um dem Schüler den Vortrag zu verdeutlichen und einzuprägen und den Lehrer der sonst unerlaßlichen Mühe zu überheben, viele solcher Gegenstände an der Tafel abbilden zu müssen.

Im zoologischen Theile wurde hauptsächlich Dasjenige hervorgehoben, wodurch sich die Hauptgruppen, Classen und Ordnungen des Thierreichs unterscheiden, mit Rücksicht auf innere und äußere Anatomie; — im botanischen nur das zum Verständnisse der Terminologie Nöthigste ausgewählt, im mineralogischen nur die Hauptformen der Krystallsysteme mit ihren Axenverhältnissen und zum Schlusse in einem theoretischen Durchschnitte eines Theils der Erde die Lagerungsverhältnisse der geschichteten und ungeschichteten Gebirgsarten versinnlicht. — Die ebenso schönen als äußerst genauen Zeichnungen sind meist der Natur selbst entnommen. — Bei der Zusammenstellung hatte der Verf. stets Fürnrohr's Naturgeschichte vor Augen, weil dieselbe ohne Zweifel unter allen vorhandenen gleichartigen Lehrbüchern **das beste** und deshalb bereits vielfach in Schulen eingeführt ist; doch kann man diesen Atlas ebenso leicht neben jedem andern guten naturgeschichtlichen Lehrbuche mit Nutzen gebrauchen.

Der Preis wurde, zur Erleichterung der Einführung, ausnehmend billig gestellt, und außerdem wird auf 12 Exemplare eins freigegeben. — Stich und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig.

---

**Fürnrohr's** (Dr. und Prof. **A. E.**), **Grundzüge der Naturgeschichte** für den ersten wissenschaftlichen Unterricht besonders an technischen Lehranstalten entworfen. 2te verb. u. verm. Auflage. 1839. Gr. Med.-8. 1 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 18 gGr. Partiepreis 54 Kr. Rhein., oder 14 gGr.

---

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

## Beiträge

zur

## Criminal-Rechtswissenschaft,

mit

besonderer Rücksichtnahme

auf das

**östreichische Criminal-Recht,**

dargestellt

von

**Andreas Visini,**

Actuar beim Criminalsenate des wiener Magistrats.

**Zweiter Band.**

Gr. 8. Wien 1840. In Umschlag geheftet.

Preis 16 Gr. Sächs.

In meinem Verlage hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

**Dr. C. G. Carus**

# System der Physiologie.

Dritter und letzter Theil. Gr. 8. 1840. Preis 3 Thlr.

**Gerhard Fleischer** in Dresden und Leipzig.

---

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands vorräthig zu haben:

# Christus.

Episches Gemälde in zwölf Gesängen von **D. Pape.**

Gr. 8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Hameln, im September 1840.

Buchhandlung von **Hermann Weichelt.**

---

In der **Fest**'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Die Hausmusik in Deutschland** in dem 16., 17. und 18. Jahrhunderte. Materialien zu einer Geschichte derselben, nebst einer Reihe Vocal- und Instrumental-Compositionen von H. Isaac, L. Senfl, L. Lemlin, W. Heintz, H. L. Hassler, J. H. Schein, H. Albert u. A., zur näheren Erläuterung. Von *Karl Ferdinand Becker*, Organisten an der Nicolaikirche zu Leipzig. Gr. 4. Brosch. Preis 2 Thlr.

---

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

# Ludwig Halirsch's literarischer Nachlaß.

Herausgegeben von

**Johann Gabriel Seidl.**

Zwei Bändchen.

12. Wien 1840. In Umschlag broschirt.

Preis 1 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Der östreichische Dichter Ludwig Halirsch, welcher am 19. März 1832 in Verona starb, hat sich durch seine Leistungen im Gebiete der Lyrik und Ballade, und namentlich der Novelle, einen so ehrenvollen Platz in der vaterländischen Literatur gesichert, daß es überflüssig wäre, an seinen Namen zu erinnern. Schon im Jahre 1833 enthielt ein biographischer Artikel im Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur (Bd. 2, S. 323) die Anzeige, daß „Halirsch's Vater die Absicht habe, den literarischen Nachlaß seines Sohnes herauszugeben". — Zufällige Umstände verzögerten die Herausgabe, bis sich, aufgefodert durch den Vater des Verewigten, Professor Johann Gabriel Seidl dem Geschäfte unterzog, zu welchem er vorzugsweise berufen scheinen dürfte, da er nicht nur dem Verblichenen freundschaftlich nahe stand und Jahre lang gemeinschaftlich mit ihm wirkte, sondern auch selbst als Mensch und Dichter der allgemeinen Achtung genießt. Die beiden Bändchen enthalten, bis auf wenige lyrische Stücke, durchaus bisher Ungedrucktes, worunter ein größeres lyrisch-episches Gedicht: „Meister Tod", und zwei umfangreiche Novellen, für welche Dichtungsart H. überwiegendes Talent besaß, gewiß als dankenswerthe Bereicherung der vaterländischen Literatur sich geltend machen werden. Die einfach und treuherzig geschriebenen biographischen Andeutungen aus der Feder des Herausgebers liefern nicht nur eine treue Charakteristik des Verstorbenen, sondern auch manche nicht uninteressante Notiz über eine Zeit, in welcher manches seither zur literarischen Notabilität gediehene Talent sich entwickelte. Die Lesewelt hat hier um so mehr Gelegenheit, die Pietät des greisen Vaters durch rege Theilnahme an dem Erbe seines Sohnes zu ehren, da dieses selbst aus den Erzeugnissen besteht, welche nicht sowol schonende Nachsicht, als vielmehr gerechte Würdigung in Anspruch nehmen können.

---

Bei **J. M. Gebhardt** in Grimma erschienen soeben und liegen in allen Buchhandlungen zur Ansicht:

v. Bose, **Über arabisch-byzantinische Münzen.** Sendschreiben an Hrn. F. de Saulcy in Metz. Mit 1 Titelvignette. Velinp. Gr. 8. Brosch. 8 Gr.

**Catalogus librorum manuscriptorum qui in bibliotheca senatoria civitatis Lipsiensis asservantur, editus a** Dr. Naumann, de Bose, Dr. Delitzsch et Prof. Dr. Fleischer. Cum tabb. lithogr. XV. Gr. 4. Cart. Auf Schreibvelinp. 22 Thlr. Auf Schw. Kupferdruckp. 38 -

Scheuffler, Past., **Die äußere Einheit der protestantischen Kirche vermittelt durch die Synodal-Verfassung, der Weg zur innern Einheit.** Gr. 8. Brosch. 10 Gr.

Unter der Presse sind und werden noch in diesem Jahre verschickt:

v. Bose, **Handwörterbuch der wendischen Sprache,** nach dem oberlausitzer Dialekte, nebst einem Vorworte über die Sprache der Wenden überhaupt, vorzüglich aber über Aussprache und Wortbildung.

**M. Val. Martialis epigrammata,** recensuit Dr. Schneidewin, Prof. Götting. 2 vol. 4 Fasc. Gr. 8.

Weichert, Prof. M., **De Imperatoris Caesaris Augusti vita et scriptis.** 4 Fasc. Gr. 4.

Wunder, Prof. M., **Emendationes in Sophoclis Trachinias.** Gr. 8.

---

Bei **H. L. Brönner** in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Sigonius, Karl,** einer der grössten Humanisten des sechszehnten Jahrhunderts, ein Vorbild aller Studirenden, geschildert von **Dr. Joh. Phil. Krebs.** 8 Bogen. 8. In Umschlag geh. 18 Gr.

## Steudel Nomenclator botanicus.
**Editio secunda.**
**Dritte Lieferung.**

---

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Nomenclator botanicus

seu:

# Synonymia plantarum universalis,

enumerans

## ordine alphabetico nomina atque synonyma,

**tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.**

**Autore E. Steudel, Med. Dr.**

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

Dritte Lieferung: Calimeris — Clidemia. Subscriptionspreis 1 Fl., oder 16 Gr. Das Ganze wird in 12 Lieferungen je zu ungefähr 8 Bogen erscheinen und im Subscriptionspreis von 12 Fl., oder 8 Thlr., bis zur Vollendung des Drucks zu haben sein. Sollte das Werk, wie zu erwarten ist, mehr als 12 Lieferungen umfassen, so wird der Preis dadurch für die Subscribenten nicht erhöht, sondern die nachfolgenden Bogen denselben gratis nachgeliefert.

Wenn schon vor 20 Jahren die erste Ausgabe dieses Werkes eine gefühlte Lücke in der botanischen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, so wird nach diesem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch so glänzende Periode der Bereicherung der botanischen Kenntnisse weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfasser aufs neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um so weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem sich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verschiedenen, unabhängig voneinander dieselben oder verwandte Gegenstände bearbeitenden Schriftsteller, und deren individuelle Ansichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Masse der Synonyme auf eine der Wissenschaft selbst beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat sich daher der Verfasser die Aufgabe gestellt, dem botanischen Publicum gleichsam einen Leitfaden aus diesem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verschiedenen Wegen zugekommenen Wünsche, insofern ihn solche nicht zu weit von dem ursprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botanischen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetischer Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im System aufführt und da, wo der Name des Autors und die beständige Hinweisung auf die systematischen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (so weit diese erschienen) und ein am Ende des Werkes beigefügtes vollständiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erschien, auch noch häufig eine specielle Nachweisung beifügt. Auf diese Art erhält man über die angeführten Momente eine sehr schnelle und vollständige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgestellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieses mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium ebenso sehr dem Literator, als dem von großen Büchersammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, sowie den Besitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in diesem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botanischen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botanischen Literatur. Wenn auch einige verwandte Werke (wie Loudon Hortus britannicus, ed. 2, London 1830—39, und Sweet Hortus britannicus, ed. 3, London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle stets behaupten werden, so können sie doch das angezeigte Werk um so weniger entbehrlich machen, als darin hauptsächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur sehr eingeschränkt Rücksicht genommen ist, während die systematische Anordnung den schnellen Überblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 Arten (also um 10,000 weniger als die erste Ausgabe) auf, während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählen wird. Die zweckmäßigste typographische Einrichtung macht es möglich, daß dieses ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Übersicht nicht störend einwirkenden möglichst engen Raum zusammengefaßt wird.

Der Druck dieses Werkes wird möglichst beschleunigt, sodaß jeden Monat eine Lieferung die Presse verlassen und das vollständige Werk innerhalb Jahresfrist fertig werden kann. Nach vollendetem Druck tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im August 1840.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

---

Heute wurde an die Subscribenten versendet:

***Reichenbach, Lud.***, Icones florae germanicae. Tome IV, Decas 5, 6, 7, 8.

Diese vier Decaden enthalten auf 42 Kupfertafeln den Rest der Familie Ranunculaceae, namentlich die Gattungen Caltha, Trollius, Helleborus, Paeonia.

Leipzig, den 10. Sept. 1840.

**Friedrich Hofmeister.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

**Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** 1840. Vierundzwanzigsten Bandes fünftes Heft. (Nr. XI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im September 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Soeben hat die Presse bei uns verlassen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Handbuch
für
# Offiziere des Generalstabs,
mit besonderer Rücksicht auf die
**Organisation des K. Württembergischen**
und des
## achten deutschen Armee-Corps,
von
**F. v. Baur,**
Hauptmann im K. W. Generalquartiermeisterstab.

**Mit Genehmigung des K. W. Kriegsministeriums.**

32½ Bogen, 5 Quarttabellen und 2 Lithographien.
Preis broschirt 3 Fl. Rhein., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ster Abschnitt. **Heeresverfassung. Stärke und Eintheilung der deutschen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutschen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergischen, Großh. Badischen und Hessischen Armee-Corps,** je mit Anführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüstung, Aufstellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abschnitt. **Organisation des Hauptquartiers des 8ten deutschen Armee-Corps.** — 3ter Abschnitt. **Eintheilung und Functionen des Generalstabs der drei Divisionen des 8ten deutschen Armee-Corps.** — 4ter Abschnitt. **Organisation des K. Württembergischen Generalquartiermeisterstabs.** — 5ter Abschnitt. **Vorschriften und dienstliche Bestimmungen über den Wirkungskreis des Generalstabs.** 1ste Abthl. Bureaugeschäfte. 2te Abthl. Geschäfte im äußern Dienst. 3te Abthl. Kriegsoperationen. — 6ter Abschnitt. **Heeresverpflegung.** — 7ter Abschnitt. **Militairische und allgemeine Notizen.**

Wir glauben dieses Handbuch nicht allein Offizieren vom Fach, sondern überhaupt allen Militairs empfehlen zu dürfen, welche über die Organisationsverhältnisse der obenbezeichneten Truppentheile sich auf dienstliche und officielle Quellen gegründete Angaben zu verschaffen wünschen. Insbesondere möchten diese Nachweisungen durch die bevorstehenden Kriegsübungen des 8ten deutschen Armee-Corps an Interesse gewinnen.

Stuttgart und Tübingen, im August 1840.

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

Soeben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Die Literatur der ersten hundert Jahre nach der Erfindung der Typographie,** in den mehresten Hauptfächern der Wissenschaften mit besonderer Rücksicht auf classische Philologie, Geschichte und Chronik, Erd- und Länderkunde, Reisen, Naturgeschichte, Medicin und ihre Zweige, Dichtkunst und Romantik. Ein Beitrag zur Geschichte dieser Wissenschaften im Mittelalter und seinem Übergang zur neuern Zeit. Von **Chr. Fr. Harless,** Dr., k. Geheimen Hofrath und Professor zu Bonn etc.

19 Bogen in gr. 8., auf f. Druck-Velinp. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Was auf dem Titel dieses Buches zu leisten versprochen ist, das wird auch in dem Buche in reichem Maasse geleistet und noch bedeutend mehr als der Titel angibt. Es ist nicht bloss die Literatur des Mittelalters, die hier aus allen Hauptfächern in grosser Fülle aufgestellt wird: es sind auch historische Schilderungen, in scharfen Grundzügen entworfene Zeichnungen des Standes und Betriebs einzelner Wissenschaften, und selbst Charakteristik einzelner bedeutender Werke in den Gebieten der Naturkunde, Völker- und Länderkunde, Heilkunde, Geschichte, und vorzüglich der Poesie aus jener Zeit, die dieses Buch für jeden Wissenschaftsfreund anziehend machen werden. Wie und in welchem Geiste diesen Aufgaben in dem Buche entsprochen worden sei, darüber im voraus zu urtheilen, steht dem Verleger nicht zu. Der Name seines Verfassers lässt indessen schon erwarten, was hier gegeben werde. Das Buch hat derselbe den um die Typographie vorzüglich verdienten deutschen Städten Mainz, Köln, Leipzig, Bamberg, Nürnberg, Augsburg, Basel zugeeignet.

**Fest**'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

---

Bei dem hohen Interesse des gegenwärtigen Standes der orientalischen Angelegenheiten erlaube ich mir auf das Ende v. J. in meinem Verlage erschienene Werkchen aufmerksam zu machen:

**Die orientalische Frage und ihre Lösung.**
Aus dem Gesichtspunkte der Civilisation.
Von
**Friedrich Schott.**
8. Geh. 18 Gr.

Leipzig, im September 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

## 1840. Nr. XXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Bei **Otto Wigand** in Leipzig ist erschienen und in der **Karl Gerold**'schen Buchhandlung in Wien, sowie in allen andern in- und ausländischen Buchhandlungen zu haben:

# Pia Desideria
für
## Ungarn.
Ergänzt und mit Anmerkungen versehen.
Gr. 12. Leipzig 1840.
In Umschlag geheftet. Preis 16 Gr. Sächs.

Auf die Wichtigkeit dieser Schrift noch besonders aufmerksam zu machen, scheint unnöthig; es genügt, der ungewöhnlichen Sensation, die die einzelnen Artikel derselben bei ihrem ersten Erscheinen erregten, und des Beifalls zu gedenken, womit sie von allen Freunden der Wahrheit und wahrhaften Fortschreitens auf der Bahn der Civilisation im Leben der Völker einstimmig bewillkommt wurden. Die neue hinzugekommene Vorrede dient, wie Anmerkungen und Schlußrede gehaltreich und gediegen, zur glücklichsten Ergänzung und Abrundung. So kann das Ganze als eine der interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuesten publicistischen Literatur Allen, denen das Wohl der Staaten am Herzen liegt, insbesondere aber allen der hochherzigen Nation Ungarns Angehörigen mit voller Überzeugung um so mehr empfohlen werden, als die darin ausgesprochenen Wahrheiten zwar vielfach angefochten, aber durchaus nicht widerlegt worden sind.

---

**Von Ludwig Tieck**

sind in unterzeichnetem Verlage nachstehende Werke erschienen und daselbst, wie in allen Buchhandlungen zu haben:

# Vittoria Accorombona.
## Ein Roman in fünf Büchern.
Von
## Ludwig Tieck.
Zwei Bände. 8. 1840. Fein Velin-Druckpapier und geheftet. Preis 3 Thlr.

Vittoria Accorombona, dem kräftigen und hochbegabten Papste Sixtus V. nahe verwandt und berühmt durch ihre wunderbaren Schicksale, ihre Schönheit, Anmuth, Kenntnisse und Geistesgaben, sowie durch die hochtragische Katastrophe ihres Todes, ist im obigen Romane poetisch zur meisterhaften Darstellung gebracht.

Deutschland wird diese neue wunderherrliche Gabe des großen Dichters mit Dank entgegennehmen und sich daran erfreuen.

**Tieck, Ludwig, Gesammelte Novellen.** Vermehrt und verbessert. 2te Auflage. 1—4tes Bändchen. 8. 1839. Geheftet 70 Bogen. 3 Thlr.

— — **Gesammelte Novellen.** Vermehrt und verbessert. 5—8tes Bändchen. 8. 1839. Geheftet 89 Bogen. 3 Thlr. 18 Gr., oder 22½ Sgr.

— — **Gesammelte Novellen.** Vermehrt und verbessert. 9tes und 10tes Bändchen. 8. 1839. Geheftet 39 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr., oder 15 Sgr.

Die neuesten Novellen des jetzt lebenden ersten deutschen Dichters erscheinen vollständig gesammelt, mit neuen noch nicht gedruckten Dichtungen vermehrt, in fortlaufender Folge. Die Ausstattung in Druck und Papier ist durchaus correct, sauber und elegant, und der Preis aufs Billigste gestellt. — Das gebildete Publicum hat dieser Novellenausgabe bereits seine volle Theilnahme zugewendet; schon wurde eine zweite Auflage der ersten Lieferung nöthig. Diese Theilnahme, es ist nicht zu zweifeln, wird sich noch steigern, denn, wie der Dichter in der Vorrede so schön sagt: „Apollo in lichten Regionen bleibt doch stets der heitere Gott, ob auch immer Larven und gespenstige Gestalten tief unten im Nebel des Musenberges schwärmen und tanzen."

**Tieck, Ludwig, Dramaturgische Blätter.** Nebst einem Anhange noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater und Berichten über die englische Bühne, geschrieben auf einer Reise im Jahre 1817. 2 Bände. 8. 1826. Geh. 40¼ Bogen. 1 Thlr.

**Evremont.** Ein Roman aus den Jahren 1806—15. Herausgegeben von Ludw. Tieck. 3 Bände. 8. 1836. Geh. 68¾ Bogen. 3 Thlr. 12 Gr., oder 15 Sgr.

**Markos-Obregon,** oder Auto-Biographie des spanischen Dichters Vicente Espinel. Aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen und einer Vorrede von Ludw. Tieck. 2 Bände. 8. 1827. 32¼ Bogen. 1 Thlr.

Buchhandlung **Josef Max** und **Comp.**
in **Breslau.**

---

# Psalter und Harfe.

## Lieder von Spitta
zum Singen am Pianoforte
componirt
von
## A. Mühling.

Magdeburg, in der **Creutz**'schen Buchhandlung.

Ein Heft dieser Lieder, welches der Componist gleichsam als Probe erscheinen liess, fand nicht nur in seiner Nähe erfreulichen Anklang, sondern es haben sich auch so günstige kritische Urtheile vernehmen lassen:

1) in der Allgemeinen musikalischen Zeitung 1839;
2) in den Jahrbüchern des deutschen Nationalvereins für Musik 1839,

dass er sich ermuntert und veranlasst fühlte, nun 40 dieser trefflichen Lieder in 4 Heften herauszugeben, welche gemüthlichen Musikfreunden angelegentlichst empfohlen werden dürfen.

Der sehr billige Preis für alle 4 Hefte ist 2 Thlr. und einzelne Hefte werden zu ⅔ Thlr. abgegeben.

---

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

**Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1840. Viertes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

**Blätter für literarische Unterhaltung.** (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1840. Monat September, oder Nr. 245—274, 1 Beilage: Nr. 3, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XXI—XXIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

**Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Jahrgang 1840. Monat September, oder Nr. 36—39, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 36—39. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im October 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

# Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1840. September. Nr. 388—391.

**Nr. 388.** *Maria Stuart. *Franz Boucher. Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine. *Der gelbe Enzian. — **Nr. 389.** *Burgos. Maria Stuart. (Beschluß.) *Lesueur. Die Cavillenäpfel. Weingas. — **Nr. 390.** *Paganini. Das heutige Athen. *Friedrich der Große und Prinz Eugen. Miscelle. *Die adersbacher Felsen. — **Nr. 391.** *Aix in Provence. Die Melonengärten in Rußland. Der Diebstahl aus Liebe. *Der Herzog von Wellington und sein Schild. Friedrich Wilhelm Herschel. Miscellen.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.; die Jahrgänge 1838 und 1839 kosten jeder 2 Thlr.

**Leipzig,** im October 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

# Die Wirbelthiere Europas.

Von

*A.* Graf *Keyserling* und Prof. *I. H. Blasius.*

Erstes Buch:

Die unterscheidenden Charaktere.

Gr. 8. Fein Velinp. Geh. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Braunschweig, August 1840

***Fr. Vieweg & Sohn.***

---

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und in **allen** Buchhandlungen zu haben:

# System der deutschen Constitutionen

dargestellt von

**Eduard Hermsdorf.**

Erster Theil.

**Das Volk;**

die allgemeinen politischen Rechte und Pflichten der Staatsgenossen in den constitutionellen Staaten des deutschen Bundes.

Gr. 8. 19 Bogen. Brosch. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Hat der Verfasser das für das constitutionelle Volksleben sich täglich unzweideutiger kundgebende Zeitbedürfniß richtig erkannt, das Bedürfniß der allgemeinen Belehrung über gegenseitige Rechte und Pflichten im Staate und des klaren Verständnisses der constitutionellen Staatsinstitutionen an der Stelle der unbestimmten Ideen über Freiheit und Gleichheit und des politischen Parteiglaubens, mit einem Worte das Bedürfniß der Nahrung für echt constitutionellen Sinn, so ist auch sein obiges Werk ganz geeignet, zu Befriedigung jenes Bedürfnisses, oder zu Anregung da, wo es noch nicht sich äußert, beizutragen. Es ist ein gelungener Versuch, das Wesen und den Geist des constitutionellen Staatslebens aus den zu gemeingültigen Sätzen gebildeten Formen der verschiedenen deutschen Grundgesetze zu entwickeln.

Die Darstellungsweise macht das Buch für jeden gebildeten Deutschen brauchbar und nützlich.

Leipzig, im September 1840.

*Carl Cnobloch.*

---

Soeben ist bei **A. D. Geisler** in Bremen erschienen und in allen namhaften Buchhandlungen vorräthig:

**Rothe, Pastor,** Offener Brief an Herrn Pastor Tiele zu Oberneuland, in Betreff seines Sendschreibens über die von den Pastoren Dr. Paniel und F. W. Krummacher im Juli 1840 zu Bremen gehaltenen Predigten. Gr. 8. Geh. 4 Gr. netto.

**Paniel, Dr.,** Ein kritisches Schreiben aus dem Seebad Norderney an den Herrn Pastor Tiele zu Oberneuland bei Bremen, als Vertheidiger der F. W. Krummacher'schen Versuchungssache. Nebst einem Anhange an den Herrn Pastor Tiele von Pastor Rothe. Gr. 8. Geh. 4 Gr. netto.

Die theologische Streitfrage, die hier besprochen wird, ist eng verwebt mit dem Kampfe für Denkfreiheit, und verdient von Jedermann gelesen zu werden. Die beiden hier angezeigten Schriften zweier hiesiger angesehenen Theologen enthalten eine Vertheidigung ihrer Glaubensansichten gegen Herrn Pastor F. W. Krummacher und Herrn Pastor Tiele.

---

Im Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

# Gedichte

von

**Wilhelm Smets.**

Vollständige Sammlung.

8. Brosch. Preis 2 Fl. 15 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im August 1840.

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

Durch alle Buchhandlungen ist **gratis** zu erhalten:

# Verzeichniss

einer Sammlung

# älterer und neuerer Werke

in

**französischer, englischer etc. Sprache**

welche zu

***bedeutend herabgesetzten Preisen***

von

**Brockhaus & Avenarius**

*in Leipzig,*

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur,

zu beziehen sind.

Freunde der ausländischen Literatur erlauben wir uns auf dies Verzeichniss ganz besonders aufmerksam zu machen; eine Durchsicht desselben wird sie überzeugen, dass fast nur werthvolle Werke geboten werden, die zum Theil unter die Hälfte des ursprünglichen Preises herabgesetzt sind.

Bei **Wilh. Einhorn** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Weih-Geschenk
für
# Frauen und Jungfrauen.
**Briefe**
über ästhetische Bildung weiblicher Jugend
von
**Chr. Oeser.**
**Zweite** vermehrte und verbesserte Auflage.
**Mit einem Titelkupfer.**
Elegant cart. 1 Thlr. 18 Gr.
Broschirt . . 1 „ 12 „

---

Über
## Erziehung und Unterricht der Kinder
in und außer dem älterlichen Hause, auf dem Lande und in der Stadt;
nebst
einigen in größern und kleinern Schulkreisen gehaltenen
**Morgenandachten**
von
Dr. phil. Ernst Innocenz Hauschild,
ordentlichem Lehrer an der Bürgerschule und außerordentlichem Lehrer an der Nicolaischule zu Leipzig.
**Brosch. Preis 6 Gr.**

---

In unserm Verlag ist erschienen:
**Gedichte** von Ernst Vincke.
Preis 1⅓ Thlr.
Magdeburg.
**Creutz**'sche Buchhandlung.

---

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Entwurf
einer
# Liturgie
für die
**evangelische Kirche**
im
## Königreiche Würtemberg.

Gr. 8. In Umschlag geh. Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

Verschiedene Gründe haben den Wunsch hervorgerufen, daß die im Jahre 1809 eingeführte Liturgie für die evangelische Kirche im Königreiche Würtemberg einer Veränderung unterworfen werden möchte.

Daher wurde mit Genehmigung Seiner Majestät des Königs das Geschäft einer Revision desselben einer Commission von Geistlichen übertragen. Die allgemeinen Grundsätze, welche sie bei dieser Arbeit befolgen zu müssen glaubten, sind mit wenigen Worten folgende:

Der Geist eines wahrhaft christlichen Gebets und vorzüglich der Geist der christlichen Demuth, welcher überhaupt bei der Anrede an Gott, das unendlich erhabene, allervollkommenste Wesen, nie zurücktreten darf, soll die Gebete durchdringen und beherrschen.

Die Formularien sollen nicht nur die biblischen Lehren darstellen, sondern auch so viel möglich in Worte der heiligen Schrift gefaßt werden, oder doch Anspielungen und Beziehungen auf biblische Stellen ausdrücken, überdies durchaus das Gepräge der evangelischen Kirche und ihrer Glaubenslehre an sich tragen.

Endlich sollen sie einfach, für das christliche Volk faßlich und verständlich sein, das Gemüth kräftig anregen und zur Andacht erheben; daher denn auch sowol der lehrende als erzählende Ton möglichst zu vermeiden war.

Mit Festhaltung dieser Grundsätze sind außer der ältern und neuern würtembergischen Liturgie mehre Kirchenagenden und liturgische Sammlungen der evangelischen Kirche in Deutschland und in der Schweiz, hin und wieder auch häusliche Gebetbücher aus frühern und spätern Perioden benutzt worden.

Stuttgart und Tübingen, im August 1840.

**J. G. Cotta**'scher Verlag.

---

## Neue Schriften über Italien.

Soeben erschienen in meinem Verlage nachstehende Schriften, die durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können:

Hahn-Hahn (Ida Gräfin), **Jenseits der Berge.** Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Eine anziehende, mit Poesien und Erzählungen untermischte Beschreibung einer Reise der Verfasserin nach Italien.

Neigebaur (J. F.), **Handbuch für Reisende in Italien.** Dritte, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Sauber cart. 3 Thlr.

Dieses Handbuch hat sich seit Jahren den Reisenden nach Italien als ein so zweckmäßiger Führer bewiesen, daß es keiner besondern Empfehlung dieser **dritten Auflage** bedarf. Die innere Einrichtung ist ganz dieselbe geblieben, aber fast jeder Artikel wurde mehr oder weniger umgearbeitet und durch Zusätze bereichert. Durch die Vertheilung des Inhalts in drei Theile — von denen der erste die allgemeinen Zusammenstellungen und Übersichten enthält, während der zweite und dritte in alphabetischer Ordnung alle interessanten Punkte Italiens schildert — ist der Gebrauch des Werks wesentlich bequemer gemacht werden.

Raumer (Friedr. v.), **Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

In diesem Werke legt der berühmte Verfasser die Resultate seiner Beobachtungen über ein Land nieder, das er durch wiederholten Aufenthalt schon früher kannte, im Jahre 1839 aber unter den günstigsten Verhältnissen aufs neue besuchte.

**Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—38.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser schildert in diesem Werke in geschmackvoller, ebenso belehrender als unterhaltender Darstellung **das neue Rom** in seinen öffentlichen Zuständen, seinen geselligen Verhältnissen, seinen Festen und seiner äußern Erscheinung, in den Erzeugnissen der neuern Literatur und Kunst. **Das Werk wird für Jeden, der Rom auf längere oder kürzere Zeit besucht, unentbehrlich sein, da wir kein ähnliches in der Literatur besitzen.**

**Leipzig**, im October 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

**1840. Nr. XXVI.**

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.


## Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich=Alexanders=Universität zu Erlangen

im Winter=Semester 1840—41 gehalten werden sollen.

**Der gesetzliche Anfang derselben ist der 19. October.**

### Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminariums der alt= und neutestamentlichen Abtheilung, die Genesis, die hebräisch=jüdischen Alterthümer, die christliche Apologetik. — Dr. Engelhardt: Kirchengeschichte und das kirchengeschichtliche Seminar. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und des katechetischen Seminariums, Homiletik, Liturgik. — Dr. Harleß: theologische Encyklopädie, über die Pastoralbriefe. — Dr. Ranke: Dogmatik, neuere Geschichte der Dogmatik. — Dr. Krafft: den ersten Theil der Dogmatik. — Dr. von Ammon: kirchliche Archäologie, Symbolik und Polemik und das Pastoralinstitut. — Dr. Hofmann: Geschichte und Auslegung der alttestamentlichen Weissagungen auf Christus, Geschichte der Schrift neuen Testaments. — Dr. Winer: die beiden Briefe an die Korinther, über die praktische Behandlung der kirchlichen Perikopen. — Dr. Thiersch: über Lehre und Streitigkeiten der antenicänischen Kirchenväter.

Die vier angestellten Repetenten werden unter Aufsicht und Leitung des k. Ephorus wissenschaftliche Conversatorien in lateinischer Sprache und Repetitorien für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

### Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Institutionen des römischen Rechts, Geschichte des römischen Rechts, römisches Erbrecht. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Criminalrecht, deutsches Bundesrecht und europäisches Völkerrecht. — Dr. Feuerbach: deutsches Privatrecht, deutsche Staats= und Rechtsgeschichte. — Dr. Stahl: Civilproceß, Rechtsphilosophie. — Dr. Schelling: juristische Encyklopädie, ordentlichen oder summarischen Civilproceß, Civilproceßpracticum. — Dr. von Scheurl: Pandekten nach Puchta's Lehrbuch der Pandekten, Exegese der Beweisstellen in dem ebengenannten Lehrbuch, ausgewählte civilrechtliche Controversen.

### Medicinische Facultät.

Dr. Henke: Examinatorium in lateinischer Sprache über specielle Pathologie und Therapie, specielle Pathologie und Therapie der acuten Krankheiten, praktische Übungen in dem medicinischen Krankenhaus und der Poliklinik. — Dr. Fleischmann: menschliche pathologische Anatomie, menschliche specielle Anatomie, Secirübungen auf dem anatomischen Theater. — Dr. Koch: Anleitung zum Studium der kryptogamischen Gewächse Deutschlands, specielle Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten. — Dr. Leupoldt: Anthropologie mit Psychologie und Eubiotik, Geschichte der Medicin in Verbindung mit der Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten, den iatrosophischen Verein. — Dr. Roßhirt: Krankheiten des weiblichen Geschlechts, geburtshülfliche Klinik, Geschichte der Geburtskunde. — Dr. Stromeyer: theoretische Chirurgie, chirurgisch=augenärztliche Klinik. — Dr. Trott: die Toxikologie, die Semiotik. — Dr. Fleischmann: Osteologie und Syndesmologie, Homöopathie, medicinisch=forensisches Practicum.

### Philosophische Facultät.

Dr. Harl: Finanzwissenschaft und Staatsrechnungskunde, Staatswirthschaft, Policeiwissenschaft mit Policeirecht, Conversatorium über Policei, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. — Dr. Köppen: ein Examinatorium, Logik und Metaphysik, Ästhetik. — Dr. Kastner: encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, Experimentalchemie und Stöchiometrie, Analyse der Mineralwässer. — Dr. Böttiger: Statistik, allgemeine Geschichte, deutsche Geschichte. — Dr. Rückert: Sanskritgrammatik und Erklärung eines Textes, Arabisches, ausgewählte Stücke der Hamasa. — Dr. Döderlein: Übungen des k. philologischen Seminars, Persius und Juvenalis, philologische Encyklopädie. — Dr. von Raumer: allgemeine Naturgeschichte, Pädagogik, Novum Organum des Baco. — Dr. Kopp: Hodegetik des akademischen Studiums, Aristoteles de anima, Ciceronis Academica. — Dr. von Staudt: analytische Geometrie, Differenzial= und Integralrechnung. — Dr. Fabri: Encyklopädie der Kameralwissenschaften, politische Rechenkunst, Anleitung in Verfertigung von Bauanschlägen. — Dr. Drechsler: hebräische Sprache, das Buch Hiob. — Dr. Winterling: Ästhetik, Young's Night Thoughts, Conversatorien und Privatlectionen in englischer, italienischer und französischer Sprache. — Dr. Martius: Pharmakognosie des Pflanzenreichs, die Heilmittel des Thierreichs. — Dr. von Schaden: Logik und Metaphysik, philosophische Ethik, Religionsphilosophie, Lecture und Erläuterung der Jakob Böhme'schen Schrift von den drei Principien göttlichen Wesens. — Dr. Hepber: Logik und Metaphysik, die historische Erscheinung des Pantheismus. — Dr. von Raumer: Nibelungenlied, gothische und althochdeutsche Proben.

Die Zeichenkunst lehrt Küster; die Tanzkunst Hübsch; die Fechtkunst Raab; die Reitkunst Flinzner.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3, das Naturalien= und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

---

schaft ihr volles Recht widerfahren läßt und zu wissenschaftlichen Studien spornt und leitet, die **Praxis** der Cultur im Auge behält, die Liebhaber einfach und faßlich zur Vermehrung ihrer Sammlungen führt und sie der Gefahr überhebt, unter anderm Namen theuer etwas Neues zu bezahlen, was sie längst schon besaßen; welches Vorschriften enthält, aus Rosen so vielerlei sehr angenehme und nützliche Dinge zu bereiten und zugleich in einem Überblick der Geographie, Geschichte, Symbolik und Poesie der Rosen Unterhaltung und erheiternde Belehrung bietet. — Der rühmlichst bekannte Hr. Verfasser hat es versucht, ein solches Buch zu schreiben, es bei geringem äußern Umfang über 1500 Varietäten auszudehnen, wozu ihm bei vieljährigen eigenen Beobachtungen und Studien aus den größten und neuesten Werken Frankreichs und Englands, aus den Mittheilungen berühmter Gärtner und Naturfreunde reiche Quellen flossen. Wie sehr ihm dieser Versuch gelungen ist, davon zeugen die vielen einstimmig rühmlichen Beurtheilungen, die schon jetzt, wo es kaum die Presse verlassen, aus allen kritischen Blättern wiederhallen.

---

## Steffens Memoiren.

Im unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und zu haben:

# Was ich erlebte.

**Aus der Erinnerung niedergeschrieben,**

**von Henrich Steffens.**

**Erster Band.**
Mein geistig einsames Knaben- und erstes Jugendleben.

**Zweiter Band.**
Universitätsleben. — Literarisches Treiben. — Wissenschaftliches Treiben. — Politisches Treiben. — Das einsame Leben und die letzten Tage in Kopenhagen.

8. 1840. Fein Velin-Druckpapier und geheftet. Preis 3 Thlr.

Diese Memoiren gehören zu den bedeutendsten Erscheinungen in der Literatur. Seit **Goethe's „Wahrheit und Dichtung"** dürfte kein Werk von gleich großem Interesse erschienen sein. Der Reichthum des Inhalts dieser Lebensdarstellung, welche zugleich eine Darstellung der gegenwärtigen Zeit genannt werden darf, wird mit jedem Bande wachsen und die Theilnahme geistreicher Leser in hohem Grade in Anspruch nehmen.

Ferner sind im unterzeichneten Verlage erschienen:

# Gebirgs-Sagen.

Als Anhang: **Die Trauung**, eine Sage des Nordens,

von

## Henrich Steffens.

Hiezu:

## Die letzten Worte des Pfarrers von Mittelfahrt auf Seeland,

von F. W. J. von Schelling.

8. Geh. 20 Bogen. Preis 1 Thlr.

Diesen trefflichen **Gebirgs-Sagen** sind die berühmten Terzinen des Herrn Wirklichen Geheimen Raths von Schelling in München, welche die tief ergreifende Sage: **Die Trauung**, poetisch verherrlichen, mit Genehmigung des Herrn Verfassers und nach einer durch ihn selbst von neuem revidirten Abschrift, hinzugefügt worden. Freunde der Poesie werden diese höchst werthvolle Zugabe mit Dank und Theilnahme gewiß entgegennehmen.

Frühern Käufern der **Gebirgs-Sagen**, welche diese ohne jenes Gedicht erhielten, wird dasselbe unentgeltlich nachgeliefert, wenn sie es von der Buchhandlung, wo sie das Werk kauften, verlangen.

**Steffens, H., Die Familien Walseth und Leith.** Ein Cyklus von Novellen. Dritte verbesserte Auflage. 5 Bändchen. 8. 1837. 71½ Bogen. Geh. 3 Thlr.

— — **Die vier Norweger.** Ein Cyklus von Novellen. Zweite verbesserte Auflage. 6 Bändchen. 8. 1837. 87¾ Bogen. Geh. 3 Thlr. 20 Gr., oder 25 Sgr.

— — **Malkolm.** Eine norwegische Novelle. Zweite verbesserte Auflage. 4 Bändchen. 8. 1838. 64¼ Bogen. Geh. 2 Thlr. 20 Gr., oder 25 Sgr.

— — **Die Revolution.** Eine Novelle. 3 Bände. 8. 1837. 61 Bogen. Geh. 4 Thlr.

welche sämmtlich dem Leser hohen geistigen Genuß in Fülle darbieten.

Verlagshandlung **Josef Max** und **Comp.** in **Breslau.**

---

In der

**Karl Gerold**'schen Buchhandlung

in **Wien** ist in Commission erschienen, und daselbst, sowie bei

**H. F. Favarger**, Buchhändler in **Triest**,

und in allen Buchhandlungen des östreichischen Kaiserthums zu haben:

## Handbuch

der

# Veterinärkunde

für

Physiker, Thierärzte und Ökonomen,

von

**Joh. Eman. Veith,**

der Arzneikunde Doctor, vormaligem Director und erstem Professor am k. k. wiener Thierarznei-Institute.

**Vierte Auflage,**

neuerdings mit vielen Zusätzen versehen und zeitgemäß vervollständigt

von

**Joh. Elias Veith,**

k. k. ord. öffentl. Professor an demselben Institute.

Erster Band und zweiten Bandes erste Abtheilung.

Gr. 8. Wien 1840. Preis des vollständigen Werkes 4 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Die vierte Auflage dieses schon bei seinem ersten Erscheinen mit allgemeinem Beifall und ehrender Anerkennung aufgenommenen und seitdem fast in allen thierärztlichen Lehranstalten eingeführten Werkes hat abermals eine bedeutende Erweiterung erhalten, wozu nicht blos die neuern veterinärischen Werke und Zeitschriften, sondern auch die am wiener Institute und anderwärts im Kaiserstaate gewonnenen Erfahrungen mit der erfoderlichen Auswahl benutzt wurden. Wegen des hierdurch beträchtlich vergrößerten Umfanges schien es zweckmäßig, den zweiten Band in zwei Abtheilungen zu trennen, wovon die zweite zu Ende des Sommers nachgeliefert wird.

Trotz der stark vermehrten Bogenzahl, die über 100 Bogen gr. 8. betragen wird, ist der Preis nicht erhöht worden.

Bei **Ph. Reclam jun.** in Leipzig erschien soeben:

**Heller, Robert, Eine Sommerreise.** 1 Thlr. 18 Gr.

Anstatt jeder Anempfehlung dieses Werkes eines bekannten Verfassers verweisen wir auf das Urtheil der kritischen Organe. Das Buch ist eine wichtige Erscheinung im Gebiete der Reiseliteratur, und vorzüglich dürften die Darstellung der litterarischen Verhältnisse in Österreich, die Schilderungen aus Prag, Grätz, Triest, Venedig u. s. w., ferner die Bilder aus Tirol und dem Salzburgischen (Wildbad, Gastein) das allgemeine Interesse erregen.

**Ungarn und die Walachei in der neuesten Zeit**, vom Grafen von P... 1 Thlr. 12 Gr.

**Belani, H. E. R., Wittenberg und Rom.** Historisch-romantisches Gemälde aus der Reformationsgeschichte. 3 Bände. 5 Thlr.

**Veit Weber, Sagen der Vorzeit.** 8 Bände. Jeder Band 16 Gr.

**Weihe zum Spielberg. Aufenthalt des** nachmaligen österreichischen Staatsgefangenen Adryane in Genf. Verkehr mit den italienischen Flüchtlingen und Verschworenen, und seine Aufnahme in die revolutionnaire Propaganda. 2 Bände. 2 Thlr.

**Geheimnisse des Spielbergs. Denkwürdigkeiten** eines österreichischen Staatsgefangenen, sein Proceß vor der österreichischen Untersuchungscommission gegen geheime Verbindungen in Mailand und seine Schicksale auf dem Spielberg in Gemeinschaft mit dem Grafen Gonfalonieri. 4 Bände. 4 Thlr.

**Janin, J., Reise in Italien.** 1 Thlr.

**Leonore Pacheco und Philipp von Orleans**, oder die Giftmischer im Palais-Royal. Romantisches Gemälde aus der Geschichte des franzöf. Hofes unter Louis XIV. 2 Bände. 2 Thlr.

**Santo Domingo, Geist des Papstthums,** oder Rom wie es ist. 3ter Band. 1 Thlr.

**Oesterreichische Daguerreotypen. Bilder** aus dem Leben und Treiben der österreichischen Hauptstädte. 1stes Heft. 6 Gr.

---

Bei **Otto Model** in Braunsberg erschien soeben und ist durch jede gute Buchhandlung zu haben:

**Jung, Dr. A.,** Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus. 8. Geh. 20 Sgr.

Eine Schrift über Königsberg in Preußen wird jedem gebildeten Deutschen um so interessanter sein, als diese Stadt aufs neue dadurch in ein volles Licht tritt, daß daselbst gegenwärtig ein König seine Huldigung empfängt, an der sich die schönsten Hoffnungen knüpfen, die bereits begonnen haben in Erfüllung zu gehen. Wir glauben aber die angezeigte Schrift, ihrer nähern Tendenz nach, am besten auf die Weise zu empfehlen, daß wir uns kurz über ihren Inhalt verbreiten.

Der Verfasser gibt uns 1) die Umrisse einer Culturgeschichte Königsbergs während der Zeit von Kant bis auf die Gegenwart, 2) eine Darstellung und Kritik des Ebel'schen Pietismus, wie derselbe mit dem Pietismus überhaupt in Verbindung steht. — Im ersten Theile begegnen wir unter andern Männern wie Kant, Hippel, Hamann, Herder, Werner, Hoffmann, Lewald, Scheffer, Krug, Herbart, Dinter, Olshausen, Kähler, Lehnardt, Borowski, Rosenkranz. Besonders ausführlich läßt sich der Verfasser über Herbart vernehmen. Die Königsberger-Zustände werden sowol in Beziehung auf die einzelnen Bildungsinstitute, als auch in Bezug auf die Einwohner und die jetzige Zeit überhaupt in der mannichfaltigsten Weise besprochen. Der Verfasser weist uns wieder und wieder nach, welch eine große Bedeutung Königsberg für die gesammte deutsche Bildung hat, indem er das bereits Geleistete in seinen einzelnen Richtungen überschauen läßt, wie er auch darauf hinweist, was noch zu wünschen übrig ist. — Im zweiten Theile wird uns diejenige Gestalt des Pietismus vorgeführt, die in neuester Zeit als Ebel'sche Lehre so viel Aufsehen erregt hat. Der Verfasser charakterisirt das Wesen des deutschen Pietismus, und gibt damit zugleich Grundlinien zur Geschichte desselben. Er zeigt uns die Stelle, welche im Pietismus dem Ebelianismus gebührt, und läßt uns diesen Schritt für Schritt bis in seine greulsten Ausartungen begreifen. Überall wird hingedeutet auf die große Veränderung, welche, zum Theil durch Strauß veranlaßt, der Theologie bevorsteht. Auch in dieser Hinsicht scheinen uns die aufeinander folgenden Thesen, welche der Verfasser für eine Zukunft der Theologie gibt, sehr merkwürdig zu sein. Kurz, wir erhalten nicht nur eine äußerliche Herzählung der Ebel'schen und pietistischen Lehre, sondern eine Kritik ihrer Principien und Consequenzen, vom Standpunkt einer Philosophie, welche nirgend Partei nimmt und überall den **ideellen Fortschritt** fest im Auge behält. Überhaupt dürfte dieser zweite Theil auch deshalb jetzt von größter Wichtigkeit sein, da wir nächstens die **Dogmatik von Strauß** erhalten, mit der sich vielleicht die in unserm Buche angedeutete **neue Epoche der Theologie** von der Philosophie aus vollends datirt und abschließt. — Außerdem weisen wir noch vorzugsweise auf Das hin, was der Verfasser in der Vorrede über **Öffentlichkeit** und **Literatur** sagt. Und so sei diese Schrift aufs Beste den Deutschen empfohlen.

**Braunsberg**, im September 1840.

---

Bei **J. H. C. Schreiner** in Düsseldorf ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Reise durch Salzburg und Tirol nach Italien.**

1ster Band. Gr. 8. Velinpapier. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

---

## Neue Romane.

Soeben sind bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Der Roland von Berlin.**

Ein Roman

von

**W. Alexis.**

Drei Bände.

8. Geh. 6 Thlr.

**Cordelia.**

Von der

**Verfasserin von „Agnes von Lilien".**

Zwei Theile.

8. Geh. 3 Thlr. 8 Gr.

**Die Namen der Verfasser dieser beiden Romane bürgen für das hohe Interesse derselben.**

**Leipzig**, im October 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

## 1840. Nr. XXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.


In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

## Urania.

### Taschenbuch auf das Jahr 1841.

**Neue Folge. Dritter Jahrgang.**

Mit dem Bildnisse Karl Friedrich Lessing's.

8. Auf feinem Velinp. Eleg. cartonnirt. 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt:

I. Der Prätendent. Novelle von **W. Alexis.**
II. Cursorius isabellinus. Novelle von **W. Martell.**
III. Von den drei Schwestern. Erzählung von **A. Hagen.**
IV. Waldeinsamkeit. Novelle von **L. Tieck.**

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 16 Gr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1 Thlr. 12 Gr.

**Leipzig**, im October 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Binnen Kurzem erscheint im Verlage des Unterzeichneten:

## Versuch einer kritischen Geschichte der Algebra

von

**G. H. F. Nesselmann,**

Dr. der Philos. und Privatdocent an der Universität zu Königsberg.

### Erster Theil.

Der Verfasser hat, überzeugt wie wenig die ältern Werke über die Geschichte der Mathematik den wissenschaftlichen Anfoderungen genügen, vor einer Reihe von Jahren den Entschluß gefaßt, eine aus den unmittelbaren Quellen geschöpfte Geschichte der Algebra, dieses so wichtigen und in den frühern Geschichtwerken gerade am dürftigsten und fehlerhaftesten behandelten Theils der Mathematik, zu bearbeiten, und ist mit seiner Arbeit nun so weit vorgerückt, daß er den ersten Theil, welcher die allgemeine Einleitung und die Geschichte der Algebra bei den Griechen umfaßt, jetzt dem Drucke übergeben kann. Ein mühsames, aber mit Ausdauer durch viele Jahre fortgesetztes Studium der alten Mathematiker und vieler anderer auf die Geschichte der Wissenschaft bezüglicher Werke in den verschiedensten occidentalischen und orientalischen Sprachen und aus allen Jahrhunderten hat ihn in den Stand gesetzt, nicht nur sehr viele Fehler früherer Werke, welche durch Tradition Jahrhunderte lang aus einem Buche in das andere übergegangen waren, aufzudecken, sondern auch eine nicht geringe Anzahl ganz neuer, bisher unbekannter historischer Resultate zu liefern. Er hat die Mühe nicht gescheut, außer den bekanntesten Quellen die so wenig beachteten griechischen Arithmetiker, die Commentare von Theon, Proklus, Eutokius u. A., welche Montucla, der immer noch als Autorität gilt, zum Theil gar nicht, zum Theil flüchtig angesehen hat, ferner die arabischen Mathematiker und Historiographen, sowie die Werke der Perser und Inder im Original durchzuarbeiten und daraus den Stoff zu seinem Werke sich mühevoll herbeizuschaffen. Ist schon dieser erste Theil reich an neuen Forschungen und Resultaten, so wird der zweite, welcher die Algebra der Araber, Perser und Inder behandeln soll, es noch weit mehr sein, weil gerade über die Mathematik dieser Völker noch wenig Brauchbares geschrieben worden ist, das im Stande wäre, die Leistungen derselben in ihrem wahren wissenschaftlichen Zusammenhange erkennen zu lassen. Der zweite Theil wird, wenn keine unvorhergesehenen Hindernisse sich in den Weg stellen, diesem ersten in einigen Monaten folgen. Der dritte Theil wird dann die Algebra in ihrem Übergange aus Asien nach Europa darstellen und ihre Geschichte bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts, bis auf Vieta, fortführen; der vierte aber das an Erfindungen reiche 17. Jahrhundert behandeln, mit dessen Schluß der Verfasser sein Werk zu beendigen gedenkt, indem er die Bearbeitung der Geschichte von 1700 ab einem Andern überläßt.

**Braunsberg**, im September 1840.

**Otto Model.**

---

*Dr. Bischoff's merkwürdige Criminal-Rechtsfälle, jetzt vollständig.*

Hannover. Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung sind soeben erschienen:

## Merkwürdige Criminal-Rechtsfälle

für Richter, Gerichtsärzte, Vertheidiger und Psychologen

herausgegeben von

**Dr. Bischoff,**

großherzogl. sächs. Justizrath, des großherz. hess. Ludwigsordens Ritter erster Classe.

**Vierter Band.** Nebst alphabet. geordnetem Sachregister über sämmtliche vier Bände. Gr. 8. 1840. 2 Thlr. (Preis des ganzen Werks 9 Thlr.)

Der Herr Verfasser, als ausgezeichneter Criminalist bereits rühmlichst bekannt, hat jetzt dieses Werk beendigt, welches sich über alle Verbrechen erstreckt, die das deutsche gemeine Recht kennt, und durch seine Vollständigkeit und Reichhaltigkeit nicht nur zunächst für Untersuchungs-Richter, Vertheidiger, Gerichtsärzte und Geistliche von hohem Werthe sein, sondern auch Psychologen und dem gesammten reifern Publicum eine belehrende und höchst anziehende Lecture darbieten muß. Das Ganze umfaßt die bedeutende Zahl von **sechzig** der merkwürdigsten Criminal-Rechtsfälle, welche, abgesehen von ihrem großen wissenschaftlich-praktischen Interesse, jedem denkenden und gefühlvollen Leser ein neues und weites Feld zum Studium der menschlichen Natur, der Charaktere, Leidenschaften, Verbrechen und Verirrungen aller Art darbieten.

---

## Godwie-Castle und St. Roche.

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen und zu haben:

# Godwie-Castle.

**Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham.**

Drei Theile.

**Dritte verbesserte Auflage, mit der Recension des Professors Dr. Braniß.**

8. 1841. Geheftet. Preis 3 Thlr. 15 Sgr.

# St. Roche.

**Von der Verfasserin von Godwie-Castle.**

Drei Theile.

**Zweite verbesserte Auflage.**

8. 1840. Geheftet. Preis 4 Thlr. 22½ Sgr.

Durch **Godwie-Castle**, wie durch **St. Roche** ist der eigentliche, Welt und Leben im Großen und Ganzen darstellende höhere Roman, der bei uns in neuerer Zeit fast verdrängt ward, wieder erweckt und erneuert, und zwar mit der Meisterschaft des echten Dichtergenius. — Der Beifall aller Gebildeten hat sich beiden Werken in vollem Maße zugewendet, sodaß die **dritte** Auflage von **Godwie-Castle** und die **zweite** Auflage von **St. Roche** in kurzer Zeit nöthig wurde.

Verlagshandlung **Josef Max** und **Comp.** in **Breslau.**

---

Soeben ist erschienen:

# Erinnerungen aus dem äußeren Leben

von

**Ernst Moritz Arndt.**

Zweite unveränderte Auflage.

Mit Bildniß. Gr. 8. Gebunden. Preis 2 Thlr.

Leipzig.

**Weidmann'sche** Buchhandlung.

---

Im Verlag von **F. H. Köhler** in Stuttgart sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Die Schullehrer-Bildungs-Anstalten Deutschlands.

Ein officieller Bericht über eine pädagogische Reise durch Süd- und Mittel-Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg.

Von

**Dr. Th. Eisenlohr,**

Diakonus in Tübingen.

Gr. 8. Brosch. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Die vorliegende Schrift enthält einen öffentlichen Bericht über die ausländischen Schullehrer-Bildungs-Anstalten, deren Druck auf den besondern Wunsch der evangelischen Oberschulbehörde Würtembergs erfolgt ist. Wir glauben eben darum auf sie besonders aufmerksam machen zu dürfen. Sie betrifft Anstalten, die neben den Realschulen immermehr in ihrer großen Wichtigkeit für Volksbildung sich herausstellen.

---

## Zur Reform des öffentlichen Unterrichts.

Vom Standpunkt der Physiologie und Psychologie. Eine pädagogische Abhandlung von Dr. **August Krauss**, Oberamtsarzt in Welzheim. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Noch in frischem Andenken ist das Aufsehen, welches die Schrift des Dr. Lorinser: „Zum Schutze der Gesundheit", in ganz Deutschland erregte, und wie sehr sie die Aufmerksamkeit der Regierung und Behörden auf sich zog. Auch in Würtemberg hat man, wie es scheint, das Bedürfniß einer Reform des Schulwesens „zum Schutze der Gesundheit" gefühlt, denn 1838 erging von der Regierung des Jaxtkreises eine Auffoderung an die öffentlichen Ärzte des Kreises, sich über ihre Erfahrungen in Betreff des Einflusses des Schulbesuches auf die Gesundheit auszusprechen. Dieser äußere Anstoß rief vorliegendes Buch in das Leben.

Eine Schrift wie diese, welche nicht nur das Wohl des heranwachsenden Geschlechts, sondern das Wohl einer Reihe kommender Geschlechter behandelt, dürfte daher allgemeine Beachtung verdienen.

---

## Joseph II. und Pius VI.

Eine Skizze der Vergangenheit zur Belehrung der Gegenwart; von **M. Wangenmüller**, kathol. Pfarrverweser. Gr. 8. Brosch. 4 Gr., oder 18 Kr.

Bei den noch nicht geschlichteten Differenzen zwischen Rom und einigen weltlichen Mächten dürfte es interessant sein, das Benehmen Kaiser Joseph II. gegen Papst Pius VI. in ähnlichen Zerwürfnissen den Zeitgenossen wieder vor Augen zu führen.

---

**J. G. Brude,**

## Praktische deutsche Sprachlehre

für die Hand der Schüler.

Zweite Auflage. Gr. 12. Brosch. 4 Gr., oder 18 Kr.

Diese zweckmäßige Sprachlehre, welche bereits die zweite Auflage erlebte, ist nach den Grundsätzen Wurst's ausgearbeitet, und wird in vielen Schulen mit Nutzen gebraucht.

---

## Johannes Brenz

der würtembergische Reformator.

Von

**J. W. Camerer.**

Festausgabe zum 24. Juni 1840.

Mit Portrait.

Schön gebunden. 1 Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Wohlfeile Ausgabe 8 Gr., oder 30 Kr.

Johannes Brenz gehört unter die merkwürdigsten und verdienstvollsten Männer des 15. Jahrhunderts, und sein Name wie seine Geschichte ist mit der von Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin, Oekolampadius, Reuchlin, Erasmus, Agricola, Bucer u. A. mehr oder weniger verflochten. Daher wird die Biographie dieses Mannes, der auch ein Auszug seiner Schriften beigefügt ist, jedem Protestanten eine interessante Lecture sein.

Die äußere Ausstattung gehört zu den prachtvollsten, was die Buchdruckerkunst zu leisten vermag.

---

**Dr. W. Zimmermann,**

## Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges.

Gr. 8. Erste Lieferung. Brosch. 9 Gr., oder 36 Kr.

Der Verfasser hat sich schon früher durch seine Geschichte der Freiheitskämpfe, das Leben des Prinzen Eugen, die Geschichte Würtembergs u. s. w. als Geschichtschreiber rühmlich

bekannt gemacht. Die Bauernkriege hatten bisher noch keinen Historiograph gefunden, der dieses große Ereigniß umfassend schilderte, daher dieses Geschichtswerk überall willkommen sein wird. Das Ganze wird 6—7 Lieferungen umfassen.

---

## Sechstausend deutsche Sprüchwörter und Redensarten.

Auf Druckpapier broschirt 15 Gr., oder 1 Fl.; auf Velinpapier 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

## Süddeutsche Schulzeitung für Gelehrten- und Realschulen.

Herausgegeben von den Rectoren und Professoren Frisch, Keim, Pfaff, Schall, Schmid.

II. Jahrg. 1839. 2 Hefte. Gr. 8. 1 Thlr., oder 1 Fl. 42 Kr.
III. Jahrg. 1840. Erstes Heft. Gr. 8. 10 Gr., oder 42 Kr.

Diese Zeitschrift ist keineswegs nur für Süddeutschland bestimmt, sondern wird durch ihren mannichfaltigen Inhalt überall Interesse erregen. Der billige Preis erleichtert die Anschaffung für alle Schulanstalten.

---

Oldenburg. Im Verlage der Schulze'schen Buchhandlung ist soeben erschienen:

## Neapel und die Neapolitaner

oder Briefe aus Neapel in die Heimat.

Von

Dr. Karl August Mayer.

Erster Band. Mit einem Plane von Neapel und einer Musikbeilage.

Gr. 8. Velinpapier geheftet 2 Thlr.

Dies Buch ist für Alle bestimmt, sagt der Herr Verfasser in der Vorrede, die Freunde des Schönen sind, also auch das schöne Italien lieben. Denen unter ihnen, die Italien schon kennen, will es das dort Erlebte neu vor die Seele führen; Denen, die jenes Land betreten werden, will es ein lehrreicher, heiterer Begleiter sein; Denen endlich, die nicht so glücklich sind, die Alpen überschreiten zu können, will es wenigstens ein lebendiges Bild Dessen aufstellen, was ihnen zu schauen versagt ward. Die Darstellung beschränkt sich auf einen kleinen Theil der Halbinsel, aber auf den schönsten, auf einen kleinen Theil der Nation, aber auf den heitersten; sie führt aus, was von Andern nur skizzirt worden, denn der Verfasser war nicht bloßer Besucher, sondern Bewohner Süditaliens und beobachtete Jahre lang.

Mit dem zweiten Bande, der in möglichst kurzer Zeit nachfolgen soll, wird dies interessante Buch beendet sein.

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**F. Nork, über Fatalismus oder**

## Vorherbestimmung der menschlichen Schicksale,

**erwiesen in 222 Beispielen für das Vorhandensein eines Divinationsvermögens, nebst psychologischen Erklärungsversuchen erhöhter Seelenzustände. 8. Weimar, Voigt. 1⅓ Thlr.**

Motto: Der Hypothesen können wir entbehren,
Wo die Beweise stündlich sich vermehren.

Obschon die Schicksalsfrage wichtiger als alle politischen, socialen ꝛc. Fragen der Gegenwart ist, weil sie die Denker aller Zeiten und Völker beschäftigte, so haben unsere modernen Toilettenphilosophen sie dennoch mit vornehm absprechendem Lächeln als nichtig behandeln zu müssen geglaubt. Dies entmuthigte den Verfasser obiger Schrift keineswegs, zu Schiller's Bekenntniß des Schicksalglaubens:

„Noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick,
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber bauend vollenden."

gleichsam einen Commentar zu liefern, indem er sich zur Aufgabe stellte, vagen Meinungen durch Zeugnisse der Geschichte und durch Beweisgründe aus der Seelenlehre festen Boden zu verschaffen; zugleich aber nachzuweisen, daß die sittliche Freiheit neben dem Fatalismus wohl bestehen könne. Außerdem gewährt der beigefügte Reichthum an Thatsachen für das Vorhandensein einer natürlichen als auch künstlichen Vorhersehungsgabe, von Träumen, Hellsehen der Somnambülen, dem zweiten Gesicht, Ahnungen ꝛc., sowie astrologischer Prophetien eine anziehende Lecture.

---

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes wird **Subscription** angenommen auf:

## Geschichte der Buchdruckereien der Stadt Leipzig und Beschreibung der Feierlichkeiten des gegenwärtigen Jubiläums.

**In zwei Ausgaben:**

Nr. 1. Auf Maschinenvelinpapier . . . . . . . 2 Thlr.
Nr. 2. Auf feinem satinirten Velinpapier . . 5 Thlr.

---

Diese Schrift wird von dem **Comité zur Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Leipzig** herausgegeben und zu Ende d. J. erscheinen. Bestellungen sind an den Unterzeichneten zu richten, dem der buchhändlerische Debit von dem Comité übertragen worden ist.

**Ausführliche Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.**

**Leipzig**, im October 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

**Dem Herrn Professor Rosenkranz in Königsberg und Denen, welche dessen Geschichte der Kant'schen Philosophie gelesen.**

1) Bei seiner (unfreiwilligen) Entfernung von der Professur bekam der Unterzeichnete, was andern kurz vorher Quiescirten — selbst einem Vorstande der Akademie der Wissenschaften in München und zwei Oberstudienräthen — nicht zugekommen: die „Bezeugung der Allerhöchsten Zufriedenheit mit seinen bisherigen Dienstleistungen";

2) zu gleicher Zeit bekam er vom akademischen Senat eine Zuschrift, worin ihm derselbe „sein Bedauern, ihn als Collegen zu verlieren, ausdrückte"; und

3) von dem Programme, welches die Universität auf die silberne Hochzeit Sr. M. des Königs im J. 1835 herausgegeben, wurde auch dem Quiescirten zu Landshut ein Exemplar zugeschickt mit der Inschrift: „Dem geistl. Rathe Hrn. Dr. und Prof. Salat unserm würdigen Herrn Collegen von Seiten der Universität München durch den Verfasser."

**Landshut**, den 5. October 1840.

**Dr. J. Salat.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

## 1840. Nr. XXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

In der **Schweighauser**'schen Buchhandlung in Basel sind nachstehende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Gelzer, Dr. Heinrich, Die zwei ersten Jahrhunderte der Schweizergeschichte. Von der Stiftung der Bünde bis zur Reformation. Vorlesungen gehalten zu Basel.** Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Vorlesungen schließen sich nach Behandlung und Tendenz genau an das früher rühmlichst bekannte Werk des Herrn Verfassers: Über die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte; beide bilden nun zusammen ein Ganzes: Die Geschichte des eidgenössischen Bundes von seinem Entstehen bis zu seiner Auflösung am Ende des vorigen Jahrhunderts.

**Engelhardt, Chr. Mor.** (Mitglied der Gesellschaft des naturg. Museums zu Strasburg und mehrer andern gelehrten Gesellschaften), **Naturschilderungen, Sittenzüge und wissenschaftliche Bemerkungen aus den höchsten Schweizeralpen, besonders in Südwallis und Graubünden.** Mit 5 Ansichten (vom Eringerthal, Monte-Rosa, Matterhorn, Theodulpaß, Hinter-Rheinursprung) und einer Panoramakarte der Visp-Thäler in Folio und mehren kleinern Abbildungen. Preis 5 Thlr. 6 Gr. Mit illuminirten Kupfern 8 Thlr. 12 Gr.

Der Herr Verfasser hat sich die Schilderung einiger der merkwürdigsten und am wenigsten besuchten Alpengegenden, hauptsächlich der Wiege des Rheins und der Rhone, zur Aufgabe gestellt und sich bestrebt, diese außerordentlichen Gebirge mit ihren ungeheuern Schneegipfeln und Gletschern in ihrer ganzen Pracht und Schönheit mit einfachen Worten, wie sie des Gegenstandes allein würdig sind, wahrhaft, ja topographisch richtig, darzustellen. Außer der Beschaffenheit und Entstehung der Gebirge richtete er sein Augenmerk auch auf die Bau- und Kunstdenkmale der Vor- und Jetztwelt, die Geschichte, die Sitten und Cultur des Landes. Die beigegebenen Abbildungen, an denen man die größte Treue erkennen wird, sollen die bedeutendsten und seltsamsten Gebirgshöhen und Gegenden veranschaulichen.

***Stockmeyer, Im.***, und ***Balth. Reber*, Beiträge zur baseler Buchdruckergeschichte.** Zur Feier des Johannistages MDCCCXL herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Mit vielen Holzschnitten. Gr. 4. 20 Bogen. Geh. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Werk hat den doppelten Zweck, einen Beitrag zur Literaturgeschichte zu liefern und als Erinnerung an die Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu dienen. Die Herren Herausgeber sind im Stande gewesen, über die Glanzperioden der baseler Buchdruckerkunst im 15. und 16. Jahrhundert die interessantesten Aufschlüsse zu geben. In der äussern Ausstattung ist das Mögliche geleistet worden, namentlich haben wir uns angelegen sein lassen, die höchst originellen Wahrzeichen der ältern Buchdrucker getreu in Holz graviren zu lassen.

**Spieß, Ad.** (Lehrer in Burgdorf), **Das Turnen in den Freiübungen für beide Geschlechter geordnet.** 11 Bogen. Gr. 8. Geh. Preis 20 Gr.

Der Herr Verfasser hat sich längst durch die außerordentlichen Resultate seiner Methode den Ruf eines denkenden Turnlehrers erworben. In dieser Schrift bemüht er sich, die Zustände des Stehens, Gehens, Hüpfens, Springens, Laufens und Drehens zu verfolgen und zu erklären. Die dahin einschlagenden Übungen werden auf dem ebenen Boden ohne Maschine vorgenommen und eignen sich aus diesem Grunde vorzüglich auch für das weibliche Geschlecht. Es verdient dieser Versuch, das Turnen auf naturgemäße Grundsätze zurückzuführen, die Beachtung von Ältern und Lehrern in hohem Grade und wird sie gewiß auch finden.

**Ein Tag in Basel, oder kurze Darstellung der Stadt Basel und ihrer nächsten Umgebungen.** Für Fremde und Einheimische. Geb. Preis 12 Gr. Mit illuminirtem Grundriß der Stadt 18 Gr.

Ein deutscher Gelehrter, welcher sich länger als Jahr und Tag in Basel aufgehalten, hat sich während dieser Zeit vielfach mit der Betrachtung der Kunstdenkmäler, sowie anderer Merkwürdigkeiten beschäftigt und eine Beschreibung davon in Form einer eintägigen Wanderung aufgesetzt, der von kundiger Hand ein Überblick der wichtigsten Ereignisse der Geschichte von Basel beigegeben worden ist. Der Grundriß der Stadt ist mit Berücksichtigung der neuesten Veränderungen aufgenommen worden.

**Bernoulli** (Prof. Dr. **Christoph**), **Handbuch der Technologie, oder rationelle Darstellung der technischen Gewerbe nach den neuesten Ansichten und Erfindungen.** Zweite neu bearbeitete Auflage. Mit 4 Steindrucktafeln. 2 Theile in 1 Bande. Preis 3 Thlr. 18 Gr.

Dieses Werk verbreitet sich in 63 Abschnitten über die wichtigsten gewerblichen Verfahren und Fabrikationszweige mit einer Gründlichkeit und Faßlichkeit, die ihm bereits in der ersten Auflage nicht nur die Anerkennung sachkundiger Richter erworben, sondern auch die Einführung in mehren Gewerbschulen zur Folge gehabt hat. Es gehört dasselbe zu den wenigen Erzeugnissen der technologischen Literatur, die klare Darstellung und praktischen Sinn mit wissenschaftlicher Behandlung des Gegenstandes zu vereinbaren gewußt. In der neuen Auflage wird man diese Vorzüge in erhöhtem Maße wiederfinden: auf jeder Seite ist die bessernde Hand des Verfassers sichtbar, die neuesten Entdeckungen und Vervollkommnungen sind durchgängig benutzt und erwähnt. Wir glauben es daher allen Fabrikanten, Kaufleuten, Lehrern und Freunden der Industrie bestens empfehlen zu dürfen.

**von Brunn, Nikl.** (Pfarrer in Basel), **Beleuchtung der christlichen Lehre in dem Confirmanden-Unterricht.** Gr. 8. 26 Bogen. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Der ehrwürdige, als gemüthlich-ascetischer Schriftsteller und einer der Begründer des hiesigen Missionshauses bekannte Herr Verfasser hat sich am Abende seines Lebens bewegen lassen, die in seinen öffentlichen Religionsvorträgen, den von ihm geleiteten Privat-Andachtstunden, sowie im Confirmanden-Unterrichte vorgetragenen Grundwahrheiten des Christenthums niederzuschreiben, und seinen zahlreichen Zuhörern und Schülern in einer systematischen Ordnung zu übergeben.

**Heußler, A.** (Lehrer am Gymnasium), **Pestalozzi's Leistungen im Erziehungsfache.** Gr. 8. Geh. Preis 12 Gr.

Eine gedrängte, aber dennoch tief eingehende und den behandelten Gegenstand nach allen Seiten unparteiisch beleuchtende Monographie, die nach dem einstimmigen Urtheile competenter Richter vorzüglich geeignet ist, angehenden Lehrern und allen Freunden der Pädagogik ein getreues Abbild des merkwürdigen, viel verkannten, edeln Mannes zu geben, durch den die heutige Erziehungs- und Unterrichtsmethode vorzüglich begründet worden ist.

---

# Berichtigung.

In den hinterlassenen „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit", von **J. M. v. Pahl,** k. w. Prälat und Generalsuperintendent — einem Buche, das gewiß für einen großen Theil des deutschen Publicums im Ganzen sehr interessant, sowie sehr reichhaltig und classisch geschrieben ist — wird dem Unterzeichneten S. 80 eine „nicht sehr unglücklich gewählte Weise" gegen „Ultramontane und Kritiker" zugeschrieben. Es war ohne Zweifel ein Besonderes von außen, was den alten treuen Freund zu Angaben, denen ich widersprechen muß, bestimmte. Denn 1) nur **zweimal** betrat ich gegen die mystisch-mönchische oder mönchisch-mystische Partei den Weg der Öffentlichkeit, bestimmt zu diesen Schritten (Schriften) durch ganz besondere Umstände: m. s. „Denkwürdigkeiten betreff. d. Gang der Wissenschaften" rc. (Landshut — [illegible] München — 1823), und 2) ich schrieb von jeher nur **Eine Antikritik:** solche findet sich, mit der Antwort des Recens., in der Schrift „Zum Besten der deutschen Kritik und Philosophie" (Landshut 1815); wohl aber machte ich **öfters** zu den Recens. als Anzeigen einen Nachtrag (wie leicht begegnet dem Recens. im Fache der Philosophie ein Mißgriff, indem er durch **sein System wie durch eine Brille sieht oder liest!**), und nie **erfolgte hierauf ein Wort des Recensenten.**

**Landshut,** den 5. October 1840.

**Dr. J. Salat.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

## 1840. Nr. XXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

**Vollständig** ist jetzt erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Darstellung
der
**Landwirthschaft Großbritanniens**
in ihrem gegenwärtigen Zustande.
Nach dem Englischen bearbeitet von
Dr. A. G. Schweitzer.

**Zwei Bände in vier Abtheilungen.**
Mit 92 eingedruckten Holzschnitten.
1839—40. Gr. 8. Geh. 6 Thlr. 16 Gr.

Dieses Werk hat sich gleich bei seinem Erscheinen des ungetheiltesten Beifalls von Seiten des Publicums und der größten Anerkennung von Seiten der Kritik zu erfreuen gehabt, und es gilt allgemein für die beste Darstellung der englischen Landwirthschaft.

**Leipzig**, im October 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

## Anziehendes und wohlfeiles Kinderbuch.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die
**Fahrten und Abenteuer**
des kleinen
**Jakob Fingerlang.**
Ein Märchen
von
**Gotthold Kurz.**
Neue Auflage.
**Nürnberg**, bei **Schrag**.

319 Druckseiten in 32 Form. Mit 6 Stahlstichen von C. Mayer. Ladenpreis colorirt 15 Gr., oder 1 Fl.; schwarz 10 Gr., oder 45 Kr.

Je weniger die meisten, für die Unterhaltung der Kinder bestimmten Schriften diesem Zweck entsprechen, desto mehr Auszeichnung verdient vorliegendes Märchen. Die Abenteuer des kleinen Fingerlang sind so ganz im Geiste der kindlichen Phantasie gedacht und in einer so einfachen und freundlichen Sprache vorgetragen, daß sie für Kinder, die noch nicht zu altklugen Weisheitspilzen verschwatzt worden sind, das größte Interesse haben werden. Was aber das Beste ist: indem die Kinder sich für ihren kleinen Freund interessiren, indem sie ihn theilnehmend durch alle Vorfallenheiten seines Miniaturlebens hin begleiten werden, wird sich ihnen, ohne daß es ihnen in langweiligem Raisonnement vorgepredigt wird, die Wahrheit einprägen, daß auch ein kleiner Mensch schon durch redlichen Sinn, verbunden mit Überlegung, Geschick und unermüdlicher Thätigkeit, manches Gute und Heilsame vollbringen und durch manches Ungemach zu einem erfreulichen Ziele hingeleitet werden könne. — Wir empfehlen dieses Buch, welches sich dem Speckter'schen Fabelbuch und Güll's Kinderheimat würdig an die Seite stellt, angelegentlichst als ein durchaus passendes Weihnachtsgeschenk für Kinder. Auch die sechs Küpferchen nach Zeichnungen von P. C. Geißler, mit welchen das Büchlein geschmückt ist, verdienen alles Lob.

Dr. Menzel's Literatur-Blatt.

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Paxton, Cultur der Georginen**

**(Dahlien). Nach dem Englischen mit Zuziehung des Herrn Hofgärtner Fischer in Weimar und mehrer anderer Georginenfreunde bearbeitet von H. Gauß. Mit zwei beigefügten Briefen der Herren A. v. Humboldt und A. de Jussieu. 8. Weimar, Voigt.** ½ **Thlr.**

Die zahlreichen Freunde der Georginen werden schon aus dem vorstehenden Titel erkennen, wie Alles geschehen ist, um den Werth der deutschen Übersetzung zu erhöhen und durch sie diese interessante Schrift, die bereits bei geringerm Gehalt schon in England so vielen Beifall fand, auch bei uns in Deutschland einzubürgern, da es durch sie jedem Gartenbesitzer möglich wird, sich mit geringer Mühe und Kosten die vorzüglichsten Varietäten zu verschaffen, sie gut durchzuwintern u. s. w.

---

Bei **Justus Perthes** in Gotha ist erschienen:

**Almanach de Gotha** pour l'année 1841.
78ième année avec 9 portraits. Preis 1 Thlr.

**Gothaischer genealogischer Hof-Kalender** auf das Jahr 1841. 78ster Jahrgang mit 9 Bildnissen. Preis 1 Thlr.

**Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser** auf das Jahr 1841. Preis 1⅓ Thlr.

---

Soeben wurde ausgegeben und ist durch jede Buchhandlung **gratis** zu erhalten:

Verzeichniss der vorzüglichsten in **Frankreich** und **England** für 1841 erscheinenden Journale u. s. w., welche durch ***Brockhaus & Avenarius*** in **Leipzig** und **Paris** zu beziehen sind.

Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, Bestellungen aus obigem Verzeichniss zu den darin angegebenen Preisen auszuführen.

# Einladung zur Subscription auf

# Goethe's sämmtliche Werke,

mit neuen Zusätzen vermehrte, neugeordnete

## vollständigste Ausgabe.

### Vierzig Bände.

**Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.**

Diese Ausgabe wird die erste **durchaus vollständige** von Goethe's Schriften zu nennen sein, indem sie nicht allein den ganzen Inhalt der vergriffenen Ausgabe in 55 Bänden von 1826—34, und der in 2 Bänden mit 4 Abtheilungen in den Jahren 1836—37 erschienenen, sondern auch alles Dasjenige enthalten wird, was jenen Ausgaben bisher noch fehlte.

Sie wird aber auch zugleich den Vortheil einer größern Bequemlichkeit gewähren und zwar sowol durch eine beschränktere Bändezahl, als die Ausgabe von 1826, wie besonders auch dadurch, daß darin, nachdem nunmehr sämmtliches Material zusammengebracht worden, eine befriedigendere Anordnung und Zusammenstellung des Zusammengehörigen möglich gewesen, als bei Goethe's Lebzeiten, wo selbst während dem Drucke der Ausgabe von 1826 noch verschiedene Werke erst im Entstehen waren und man über den dereinstigen Nachlaß nur noch wenig Entschiedenes vor Augen hatte.

Diese bessere Zusammenstellung möglichst in Goethe's Sinne zu bewirken, war man gewissenhaft bemüht. Und es dürfte wol dafür sprechen, daß der diese neue Ausgabe redigirende vieljährige Mitarbeiter Goethe's, Dr. **J. P. Eckermann** in **Weimar**, dabei vielfache Andeutungen und Winke hat benutzen können, die ihm aus häufiger Besprechung des Gegenstandes mit Goethe selber noch in frischer Erinnerung lebten.

Die Correctheit des Textes anlangend, so sind zum Vortheil dieser neuen Ausgabe nicht allein alle ältern Editionen zu Grunde gelegt, sondern es sind in zweifelhaften Fällen auch die noch vorhandenen Manuscripte zu Rathe gezogen, sodaß man denn nicht allein die beste Lesart hat wählen, sondern auch vielfältige, durch mehre Ausgaben hindurchgehende, veraltete Druckfehler hat beseitigen können.

Die unterzeichnete Verlagshandlung beehrt sich hiermit anzuzeigen, daß der Druck dieser mit der bekannten Taschen-Ausgabe von Schiller's Werken in 12 Bänden in Format und Papier ganz gleichen Ausgabe bereits begonnen hat, und die erste Lieferung von 5 Bänden Anfang Octobers erscheinen wird.

Wir beabsichtigen, das Ganze in 8 Lieferungen, je zu 5 Bänden, herauszugeben und diese sich von Monat zu Monat folgen zu lassen, sodaß alle 40 Bände bis zur Ostermesse 1841 fertig sein werden.

Die Subscription von 26 Fl. 40 Kr., oder 16 Thlr., wird nur erst nach Erscheinung jeder Lieferung je mit 3 Fl. 20 Kr., oder 2 Thlr., gezahlt.

---

In Bezug auf unsere schon früher gemachte vorläufige Ankündigung einer

# Galerie
zu
# Goethe's sämmtlichen Werken.

Nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und seinen Schülern,

in Stahl gestochen von

**Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.,**

zeigen wir hiermit gleichzeitig an, daß diese Sammlung, in 40 Blättern erscheinend, in Format und Papier vorstehender Ausgabe angepaßt und wo möglich mit jeder Lieferung derselben in 5 Blättern ausgegeben werden soll. Um diese **Galerie** allen Käufern der **Goethe'schen Werke** zugänglich zu machen, haben wir den Subscriptionspreis nur auf 5 Fl. 20 Kr., oder 3 Thlr. 8 Gr., gestellt. Die Lieferung von 5 Blättern kostet demnach 40 Kr., oder 10 Gr. Das Unternehmen selbst betreffend, bemerken wir nur, daß das Ganze aus einer Reihe von durchaus vollendeten Stahlstichen bestehen wird, denen theils **Kaulbach's** eigene, theils Zeichnungen seiner Schüler zu Grunde liegen. Männer wie Steifensand, Enzing-Müller, Hoffmann, Weber, liehen ihren gewandten Grabstichel der Vervielfältigung der Zeichnungen jenes Meisters und seiner Schule, und so dürfte es der Unterzeichneten gelungen sein, mit diesen Blättern eine **Galerie** anbieten zu können, die ein vollendetes, in gleichartigem Geiste durchgeführtes Ganze bildet, wie ein solches noch zu keiner Taschen-Ausgabe gegeben worden ist.

Stuttgart, im September 1840. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

---

Mit dem soeben erschienenen 7ten und 8ten Band sind die

# Memoiren des Teufels

von

## Fr. Soulié.

8. Altona, **Hammerich.** 1840. Preis 3 Thlr. geschlossen.

Daß dies Werk des geistreichen Soulié in Frankreich die größte Sensation erregt, ist bekannt. Jetzt liegt eine vollständige deutsche Übersetzung vor, und es ist wol keinem Zweifel unterworfen, wer Abenteuer über Abenteuer, seltsame Verwickelungen, komische Scenen und überraschende Entwickelungen liebt, der findet in diesem Werke eine reiche Ausbeute.

Jede gute Leihbibliothek hat Soulié's **Memoiren des Teufels** vorräthig und sie gehören zu den gelesensten Büchern.

---

Im Verlage von **J. G. Heyse** in **Bremen** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Reisen und Forschungen in Griechenland

von

## H. N. Ulrichs,

Dr. ph., ordentlichem Professor an der Otto-Universität in Athen.

1ster Theil:

Reise über Delphi durch Phocis und Boeotien bis Theben.

Mit zwei Plänen.

1840. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Wenn Werke über das heutige Griechenland die allgemeine Aufmerksamkeit überhaupt schon in Anspruch zu nehmen pflegen, so dürfte das vorliegende Buch solche ganz besonders verdienen. Der gelehrte Herr Verfasser bietet in seinem Werke nach jahrelangem Aufenthalte in Griechenland das Ergebniß wiederholter Reisen und gründlicher Forschungen dar; er unterläßt dabei nicht, von den Zuständen des neuen Griechenlands auf das alte unter interessanten Vergleichungen und Citaten hinzuweisen, sodaß das Buch sich zu einer ebenso interessanten Lecture für Gebildete eignet, wie es für Gelehrte manche wissenschaftliche Ausbeute enthält.

---

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zweiter Bericht des literarisch-geselligen Vereins zu Stralsund. Geh. ⅙ Thlr.

**Kappe, K.,** Poetisches Magazin für Gedächtnißübungen und Declamation in Schulen. Mit fortschreitenden Ergänzungen. 1ster Theil, statt der ersten beiden Hefte der frühern Auflage. Geh. ⅓ Thlr.

**Oltersdorff,** Die Völker des Alterthums und ihre classischen Schriften. Geh. ⅔ Thlr.

**Smalian, H. L.,** Baumhöhenmesser und einfaches Verfahren der Baummessung und Holzberechnung für Forstmänner, Bauherren und Holzhändler. Mit einer Zeichnung. Geh. ½ Thlr.

Portrait des Herrn Consistorial- und Schulrath Dr. G. Mohnike, gemalt und auf Stein gezeichnet von *A. Grell.* ⅔ Thlr., chinesisches Papier ⅚ Thlr.

Im vorigen Jahre erschienen:

**Byron,** Junkherrn Harold's Pilgerfahrt. Aus dem Englischen von **H. v. Pommer-Esche.** Geh. 1 Thlr.

**Cramer, Fr.,** über das Wesen und die Behandlung der deutschen Literaturgeschichte auf Gymnasien und über Schiller's Maria Stuart insbesondere. ¼ Thlr.

**Fischer, J. K.,** Deutsche Satzlehre für die mitt ern und untern Classen höherer Lehranstalten, nebst einem Anhange über Wortbildung und Orthographie. ⅓ Thlr.

**Gerth, A.,** Materialien zum Englisch-Sprechen, für den Schulgebrauch bearbeitet. ⅓ Thlr.

**Gerth, A.,** Buchhaltung für Kinder, oder Anweisung zu Ordnung und Sparsamkeit in Geldsachen. Geh. ⅙ Thlr.

**Rietz, K. F. A.,** Deutsches Lesebuch für die untere Bildungsstufe der Gymnasien. ¼ Thlr.

**Schulze, Dr. H.,** De philosophia et moribus Juliani Apostatae. ½ Thlr.

**Sponholz, K. M.,** Die Controverse der Zurechnung bei zweifelhaften Gemüthszuständen. Ein psychologisch-forensischer Versuch für Ärzte und Juristen. Geh. 1 Thlr.

**Zober, E. H.,** Zur Geschichte des stralsunder Gymnasiums. Erster Beitrag. Die Zeit der drei ersten Rectoren (1560—69). Mit dem Grundrisse des Gymnasiums und einigen Facsimiles. ½ Thlr.

**Löffler**'sche Buchhandlung (C. Hingst) in Stralsund.

---

In allen Buchhandlungen ist fortwährend zu erhalten:

# Pfennig-Magazin

zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Erster bis fünfter Jahrgang (1833—37) **zusammengenommen** 5 Thlr.

Einzelne Jahrgänge davon 1 Thlr. 8 Gr.

Sechster bis achter Jahrgang (1838—40) jeder 2 Thlr.

## Pfennig-Magazin für Kinder.

Fünf Jahrgänge (1834—38) **zusammengenommen** 2 Thlr. 12 Gr.

Einzelne Jahrgänge davon 16 Gr.

**Sonntags-Magazin.** Drei Bände. } à 16 Gr.
**National-Magazin.** Ein Band. }

## Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern.

Zwei Bändchen. Mit 51 Holzschnitten. 12 Gr.

**Persische Fabeln.** Mit 18 Holzschnitten. 4 Gr.

**Anfangsgründe der Botanik** zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von **E. Winkler.** Mit 140 Abbildungen. 16 Gr.

## Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste.

Drei Bände. Mit 375 Abbildungen. In engl. Leinwand gebunden. 6 Thlr.

Enthält und sind auch einzeln geheftet zu haben:

Anleitung zum Selbststudium der **Mechanik.** 9 Gr. — **Hydraulik und Hydrostatik.** 6 Gr. — **Pneumatik.** 6 Gr. — **Akustik.** 6 Gr. — **Pyronomik.** Zweite Auflage. 6 Gr. — **Optik.** Zweite Auflage. 9 Gr. — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Auflage. 6 Gr. — **Mineralogie.** 18 Gr. — **Krystallographie.** 6 Gr. — **Geologie.** 21 Gr. — **Versteinerungskunde.** 12 Gr. — **Chemie.** 18 Gr. — **Bergbau- und Hüttenkunde.** 12 Gr. — **Meteorologie.** 9 Gr.

**Leipzig,** im October 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

**1840. Nr. XXX.**

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: **Blätter für literarische Unterhaltung und Isis** beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

## Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von

**Friedrich von Raumer.**

**Neue Folge. Zweiter Jahrgang.**

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Die Vitalienbrüder. Von **J. Voigt.** — II. Randglossen eines Laien zum Euripides. Von **F. v. Raumer.** — III. Über die Epochen der Geschichtschreibung und ihr Verhältniß zur Poesie. Eine Skizze von **A. W. Loebell.** — IV. Italienische Diplomaten und diplomatische Verhältnisse. 1260—1550. Von **Alf. Reumont.** — V. Gutenberg und seine Mitbewerber, oder die Briefdrucker und die Buchdrucker. Von **J. Dn. Fd. Sotzmann.** (Mit zwei Tafeln Schriftproben.)

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen für fünf Thaler**, sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr., der erste Jahrgang der Neuen Folge 2 Thlr.

**Leipzig**, im November 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Im Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Französisches Elementarwerk

für untere Gymnasialclassen, Bürgerschulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht

von

**Dr. Mager.**

Drei Theile.

| | | |
|---|---|---|
| I. | Französisches Sprachbuch. Elementarmethodische Anweisung zur französischen Sprache und Grammatik. In zwei Cursen. | 18 1/16 Bog. |
| II. | Französisches Lesebuch. In zwei Cursen. | 20 6/16 — |
| III. | Französisches Vocabelnbuch und Fibel. | 4 2/16 — |
| | | 43 Bog. |

Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

**Partiepreise für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren:**

1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr.

Einzeln:

**Sprachbuch und Fibel**

1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

**Französisches Lesebuch**

1 Fl., oder 15 Gr.

Bei der Organisation dieses französischen Elementarwerks hat sich der Verf. von pädagogischen und didaktischen Gesichtspunkten leiten lassen; er hat die Ansprüche der Lehrer und Schüler berücksichtigt und so einerseits vereinigt, was sonst wol getrennt ist, andererseits getrennt, was in andern Büchern vereinigt ist. Während die meisten „Grammatiken" nach dem Ruhme streben, ein Buch „für alle Classen" zu sein, also neun- und sechzehn- bis achtzehnjährigen Schülern zu dienen, ist Dr. Mager von dem Grundsatz ausgegangen, ein Schulbuch könne nur dann ein ganz gutes und brauchbares Lehr- und Lernmittel sein, wenn es sich darauf beschränke, blos einer genau abgegrenzten Unterrichts- und Altersstufe dienen zu wollen. Wie nun des Verf. bekanntes Tableau anthologique de la littérature française ausschließlich für die obern Classen der Gelehrten-, Bürger- und Militairschulen bestimmt ist, so wendet sich dieses Elementarwerk ausschließlich an die zwei oder drei untern Classen, wo Schüler und Schülerinnen von neun bis vierzehn Jahren sitzen, wobei jedoch zu bemerken, daß diejenigen Schüler, welche nicht zu gelehrten Studien bestimmt sind, besonders auch alle Schülerinnen, schwerlich Neigung und Bedürfniß haben möchten, weiter zu gehen, als diese „elementarmethodische Anweisung zur französischen Sprache und Grammatik" sie führt. — Andererseits vereinigt das Elementarwerk, was meist getrennt ist. Während ein Schüler in Schulen, wo Kirchhoff's oder Simon's oder Knebel's oder Hauschild's u. A. französische Grammatik eingeführt ist, neben dieser noch 1) ein Übersetzungs- und 2) ein Lesebuch haben muß, findet man in dem Elementarwerk 1) Grammatik, 2) Übersetzungs- und Compositionsbuch, 3) Vocabular dazu, 4) Lesebuch, woraus den Schülern nicht nur ein ökonomischer, sondern der viel bedeutendere Vortheil erwächst, daß jetzt der französische Unterricht die wünschenswerthe Einheit und Consequenz erhält, die beim Gebrauch mehrer Bücher nicht vorhanden sein kann. Die pädagogischen Vortheile dieses Verfahrens werden jedem Lehrer von selbst einleuchten.

**Stuttgart und Tübingen**, im October 1840.

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

Soeben erschien bei uns und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Correspondance diplomatique de *Bertrand de Salignac de la Motte Fénélon*, ambassadeur de France en Angleterre de 1568 à 1575,

publiée pour la première fois sur les Manuscrits conservés aux Archives du Royaume.

T. I, 1838. (XLIV u. 443 S.) Années 1568 et 1569.
T. II, 1838. (447 S.) Année 1569.
T. III, 1840. (488 S.) Années 1570 et 1571.
T. IV, 1840. (476 S.) Années 1571 et 1572.

4 vols. In-8. 10 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im November 1840.

**Brockhaus & Avenarius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen:

# Holzschnitte

zur Taschen-Ausgabe von

# Schiller's Werken

## in zwölf Bänden.

Vierte Lieferung:

**Die Braut von Messina. — Die Jungfrau von Orleans. — Maria Stuart. — Fiesco.**

Preis 15 Kr., oder 4 Gr.

Mit dieser vierten Lieferung ist nun die Reihenfolge von 24 Holzschnitten zu unserer mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen neuesten Taschenausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken geschlossen und können jetzt vollständige Exemplare dieser hübschen Illustration um den äußerst niedrigen Preis von 1 Fl., oder 16 Gr., durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, im October 1840.

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und der Schweiz zu haben:

## Die Rebellen von Irland.

Novelle

von

**F. Gust. Kühne.**

Drei Bände.

Gr. 12. Brosch. 4 Thlr. 12 Gr.

Je weniger sich Englands Literatur um die Geschichte Irlands bekümmert, um so interessanter muß es sein, wenn ein deutscher Roman, gestützt auf Quellenstudium, die wichtigste Epoche derselben zur Darstellung bringt. Der Autor schildert hier als Geschichtschreiber und als Poet die Revolution Irlands in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

---

Bei **J. B. Wallishausser** in Wien ist erschienen und in jeder guten Buchhandlung zu haben:

## Kurze Aesthetik für junge Damen

als Encyklopädie der schönen Künste nebst geschichtlichen Andeutungen

von

**J. A. F. Fladung.**

2 Bändchen Taschenformat mit vielen Holzschnitten. Auf Velinpapier in elegantem Umschlag broschirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Herr Verfasser, durch seine in zwei starken Auflagen verbreiteten „Populären Vorträge über Physik für Damen", seine „Edelsteinkunde in Briefen an zwei deutsche Fürstinnen" und seine „Mythologie für junge Damen" der Damenwelt im guten Andenken, trägt in gegenwärtiger Schrift in zehn Vorträgen die für Damen wissenswerthesten Lehren aus dem weiten Reiche des Schönen im Allgemeinen und der einzelnen schönen Künste insbesondere, als der schönen Baukunst, Gartenkunst, Plastik, Malerei, Musik, Dicht- und Redekunst, Tanzkunst und Mimik, sowie die Technik und kurze Geschichte aller dieser schönen Künste, ohne allen gelehrten Prunk, auf eine Geist und Herz bildende, leicht faßliche und interessante Weise vor, indem er durch fruchtbare Behandlung seines Stoffes, durch lebendige Bezüge desselben auf das gesellschaftliche Leben und durch eine klare und lichtvolle Darstellung dem Gegenstande einen magischen Reiz zu geben, und die Aufmerksamkeit seiner Leserinnen in einem hohen Grade zu fesseln versteht. Von Seiten der Verlagshandlung ist das Werkchen mit besonderer Eleganz ausgestattet worden. Es läßt sich daher mit Gewißheit hoffen, daß diese kurze Ästhetik in keiner Damenbibliothek fehlen wird.

---

Soeben ist bei **Heinrich Franke** in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Raub, Mord und Brand.

Barbarische Handlungen aus dem Leben ruchloser Bösewichte. Gesammelt und als Warnungstafel aufgestellt von Dr. **G. H. Justus.** Geh. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

---

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

## Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1840. October. Nr. 392—396.

**Nr. 392.** *Antonio Canova. Der Winterschlaf der Thiere. *Der Herzog von Wellington und sein Schild. (Fortsetzung.) Das Barometer. Der verhütete Justizmord. Notiz. — **Nr. 393.** *Livorno. Chinesische Papierfabrikation und Druckmethode. *Napoleon in Boulogne. Das Barometer. (Beschluß.) Zwei neue Arten von Brücken. Anekdote aus Talma's Leben. — **Nr. 394.** *Benjamin West. *Bordeaux. Die Insel Sardinien und ihre Bewohner. Heilung der Kurzsichtigkeit und des Schielens. Miscellen. — **Nr. 395.** *John Milton. *Der Herzog von Wellington und sein Schild. (Fortsetzung.) Die Gefängnisse in Nordamerika. Notiz. — **Nr. 396.** *Die Grey-Straße in Newcastle. John Milton. (Beschluß.) *Die Halle eines altenglischen Landedelmanns. Die Gefängnisse in Nordamerika. (Beschluß.) *Die Ruinen von Persepolis und Schuster.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.; die Jahrgänge 1838 und 1839 kosten jeder 2 Thlr.

**Leipzig**, im November 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Im Verlage des **Literatur-Comptoirs** in Stuttgart verläßt soeben die Presse und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

# Bibliothek
der
# Neu-Testamentlichen Apokryphen.

**Erster Theil**, auch unter dem besondern Titel:

## Die apokryphischen Evangelien und Apostelgeschichten,

ins Deutsche übersetzt und mit Einleitungen und Anmerkungen begleitet
von

**Dr. Karl Friedrich Borberg,**

vormals Professor der Philologie an der obersten Gymnasialclasse der katholischen Cantonsschule in St.-Gallen.

Gr. 8. 50 Bogen, geheftet. 6 Fl. Rhein., oder 3 Thlr. 18 Gr. Preuß.

---

Inhalt: I. Das Vorevangelium des Jakobus. — II. Das Evangelium des Thomas. — III. Die Geschichte Josephs, des Zimmermanns. — IV. Das Evangelium der Kindheit des Erlösers. — V. Das Evangelium von der Geburt der heiligen Maria. — VI. Die Geschichte von der Geburt der Maria und der Kindheit des Erlösers. — VII. Das Evangelium des Nikodemus. — VIII. Die Apostelgeschichten des Abdias, in zehn Büchern.

---

Bei dem in der jüngsten Zeit so lebendig erwachten Interesse für die evangelische und apostolische Geschichte, bei den tief eingreifenden Bewegungen und Forschungen, welche gerade in unsern Tagen diesem wissenschaftlichen Gebiete die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewendet haben, dürfte unsere Bibliothek gleichzeitig eine dem Fachgelehrten und jedem Gebildeten höchst interessante und willkommene Erscheinung werden. Von den Apokryphen haben wol alle mit der theologischen Literatur einigermaßen Vertrauten schon gehört, eine wirkliche Bekanntschaft mit denselben aus eigener Anschauung findet sich aber noch so höchst selten, daß selbst sehr viele Theologen sie entweder gar nicht oder nur in wenigen Fragmenten kennen, da sie bisher nur dem eigentlichen Gelehrten, und auch diesem zum Theil nur schwer zugänglich waren. — Mit allem Recht kann somit dies Werk das erste in seiner Art genannt werden, denn nicht einmal die Originaltexte sind in irgend einer Sammlung in solcher Vollständigkeit enthalten, als sie unsere Bibliothek liefert; eine Übersetzung aber, die auch nur die geringsten Ansprüche auf eine gewisse Vollständigkeit machen dürfte, ist noch gar nicht vorhanden. Viele Stücke erscheinen hier zum ersten Male in deutschem Gewande. Die Übersetzung zeichnet sich ganz vorzüglich durch die größte Treue aus; sie gibt den eigenthümlichen Charakter jedes Buches mit der glücklichsten Gewandtheit wieder, sodaß sie bei aller Treue durch nichts sich als Übertragung verräth, sondern das Gepräge eines Originalwerkes an sich trägt. Die mit großem Fleiße gearbeiteten und in der gefälligsten Form geschriebenen Einleitungen und Anmerkungen sind für den Mann vom Fache ebenso belehrend, wie für den gebildeten Laien anziehend und interessant, und erst jetzt kann man behaupten, daß auch die Neu-Testamentlichen Apokryphen Gemeingut des gebildeten Publicums werden, dessen lebendiger Theilnahme wir gewiß sind.

---

Soeben ist bei **Joh. Fr. Hammerich** in Altona erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

## Des Spielers Traum
oder
### Satanas und seine Genossen.
Roman
aus dem Englischen
von
**G. N. Bärmann.**

3 Bände. 8. Eleg. geh. 3 Thlr.

Diesen **höchst interessanten** Roman, von dem als Übersetzer rühmlichst bekannten Herrn Dr. **N. Bärmann** übertragen, empfehlen wir allen Leihbibliotheken und Lesevereinen bestens.

---

Bei **Theodor Fischer** in Kassel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pfeiffer, Dr. L., Kritisches Register zu Martini's & Chemnitz's systematischem Conchylien-Cabinet. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Abbildung und Beschreibung blühender Cacteen von Dr. L. Pfeiffer & Fr. Otto. Heft IV. Gr. 4. Mit 5 Kupfern. 1 Thlr.

---

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

**Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1840. Fünftes und sechstes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

**Blätter für literarische Unterhaltung.** (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1840. Monat October, oder Nr. 275—305, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXIV—XXVIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

**Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** 1840. Fünfundzwanzigsten Bandes erstes Heft. (Nr. XIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

**Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Jahrgang 1840. Monat October, oder Nr. 40—44, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 40—44. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im November 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

**Kunth (Ch. S.),** Distribution méthodique de la famille des Graminées, contenant 218 descriptions de Graminées nouvelles. 2 vols. In-folio. Avec 220 planches. Paris.

Cet ouvrage contient un genera complet de la famille des graminées, où les genres, caractérisés avec plus de précision, se trouvent rangés d'après une méthode naturelle. Les planches, gravées avec le plus grand soin d'après les dessins et sous la direction de Mme. E. Delille, représentent toutes les espèces décrites dans ce livre.

*Des circonstances particulières nous permettent de céder cet exemplaire à un prix favorable; le prix en est de 528 fr., et il pourra être fourni, franco Leipzig, au prix de 350 fr.*

Leipzig, le 10 octobre 1840.

**Brockhaus & Avenarius.**

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Das Asyl auf dem Felseneiland und sein Bewohner**

oder:

# Nur Christi Christenthum.

**Von G. Rittschlag. Gr. 8. Weimar, Voigt. Geh. ½ Thlr.**

Motto: Wehe Denen (Mystikern, Pietisten und Fanatikern), die aus Licht — Finsterniß machen! —

Liebst Du, inmitten schäumender Wogen und rollender Donner auf schwerkämpfendem Schiffe zu weilen; liebst Du, auf romantischem Eilande einsame Wanderungen zu machen; liebst Du, die Wonne des Wiedersehens zweier Herzensfreunde nach langer Trennung zu theilen; liebst Du, Geißelhiebe auf die Vordermänner der Finsterlinge und Fanatiker mit kräftiger Hand führen zu sehen; liebst Du endlich, das Credo eines geläuterten Geistes, eines reinen für Wahrheit und Licht erglühten Gemüths zu hören: dann Lieber bist Du unter den Geladenen und das hier Gebotene wird Dir zusagen. So lies denn selbst; Genuß und Befriedigung erwarten Dich.

---

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen versandt worden:

Der gegenwärtige Zustand

der

# Vaccination

von

**John Baron, M. D.**

Aus dem Englischen

von

**F. G. Gmelin,**

Dr. und ordentlichem Professor der Medicin.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 48 Kr., oder 12 Gr.

Der Bericht über die Vaccination ist durch die Mittheilungen vieler der angesehensten Ärzte Englands entstanden, und setzt uns über den jetzigen Zustand der Vaccination in England auf eine authentische Art in Kenntniß. Besondern Werth erhält derselbe durch die Nachrichten über frühere und jetzige Pockenepidemien unter dem Rindvieh, durch künstliche gelungene Versuche über die Hervorbringung von echten Kuhpocken durch Einimpfung einer Kuh mit Menschenpocken, wodurch die Natur der Kuhpocken vollkommen ins Licht gesetzt wird. Es dürfte daher dieser Bericht nicht blos für Ärzte, sondern auch für das größere Publicum von Wichtigkeit sein, das sich für den Gegenstand interessirt.

Stuttgart und Tübingen, im October 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

# Conversations-Lexikon der Gegenwart.

**Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.**

**Achtundzwanzigstes Heft,** Bogen 41—50 des vierten Bandes.

**Rosini** bis **Savoyer Zug.**

Jedes Heft auf Druckpapier **8** Gr., auf Schreibpapier **12** Gr., auf Velinpapier **18** Gr.

**Rosini** (Giovanni). — **Rossi** (Pellegrino). — **Rost** (Valentin Christian Friedr.). — **Roß** (Ludw.). — **Roth** (Aug. Joh. Friedr. v.). — **Rottmann** (Karl — Leopold). — **Roussin** (Albin Reine, Baron v.). — **Roy** (Antoine, Graf). — **Rückert** (Friedr.). — **Rudberg** (Friederich). — **Rudelbach** (Andreas Gottlob). — **Rudhart** (Ignaz v.). — **Ruge** (Arnold). — **Rühle von Lilienstern** (Joh. Jak. Otto Aug.). — **Rumann** (Rud. Wilh. Philipp). — **Runde** (Christian Ludw.). — **Rundschit Singh.** — **Runeberg** (Johan Ludvig). — **Ruperti** (Christian Friedr.). — **Ruppenthal** (Karl Ferd. Friedr. Jul.). — **Rußland.** — **Russische Kirchenunion.** — **Russische Literatur,** s. **Slawische Literatur.** — **Saavedra** (Angel de). — **Sachs** (Ludw. Wilh.). — **Sachsen.** — **Sachsen-Altenburg.** — **Sachsen-Altenburgisches Consistorialrescript.** — **Sachsen-Koburg und Gotha.** — **Sachsen-Meiningen.** — **Sachsen-Weimar-Eisenach.** — **Sack** (Karl Heinr.). — **Sá da Bandeira** (Bernardo de). — **Sainte-Beuve** (Charles Augustin). — **Sainte-Elme** (Ida de). — **Saintine** (Xavier Boniface). — **Salomon** (Gotthold). — **Sanchuniathon.** — **Sander** (Adolf). — **Sänger und Sängerinnen,** s. **Virtuosen.** — **Saphir** (M. G.). — **Sardinien.** — **Sartorius** (Ernst Wilh. Christian). — **Sauzet.** — **Savoyer Zug.**

**Leipzig,** im November 1840. **F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

**1840. Nr. XXXI.**

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

## № III.

## Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

## F. A. Brockhaus in Leipzig.

1840. Juli, August und September.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XI des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XVIII desselben.)

37. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Zweiten Bandes viertes Heft. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Der erste Band in 4 Heften (1837) kostet 2 Thlr. 16 Gr., die ersten drei Hefte des zweiten Bandes 2 Thlr.

38. **Bericht vom Jahre 1840 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft** zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **Karl August Espe**. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte vom Jahre 1835—39 kosten jeder 10 Gr.

39. **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.** Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Vierter Band: S—Z. Sechste Lieferung. Gr. 4. Geh. 6 Gr.

40. **Altdeutsche Blätter** von ***Moritz Haupt*** und ***Heinrich Hoffmann***. Zweiten Bandes viertes Heft. Gr. 8. 12 Gr.

Vorläufig ist mit dem vierten Hefte diese für die altdeutsche Literatur so interessante Sammlung geschlossen worden. Der erste und zweite aus 8 Heften bestehende Band kosten 4 Thlr. 12 Gr.

41. **Conversations-Lexikon der Gegenwart.** Vierundzwanzigstes bis siebenundzwanzigstes Heft. (Pac—Rosenkranz.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

42. **Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande.** Nach dem Englischen bearbeitet von **A. G. Schweitzer**. In zwei Bänden. Zweiten Bandes zweite Abtheilung. Mit 9 Holzschnitten. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Der erste Band in zwei Abtheilungen mit 55 Holzschnitten (1839) kostet 3 Thlr. 4 Gr., das ganze Werk mit 64 Holzschnitten 5 Thlr. 16 Gr.

43. **Frankl (Ludw. Aug.), Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

44. **Nur nicht nach Norden!** Bemerkungen auf meinen Reisen in den Jahren 1839 und 1840. Aus den Memoiren des Grafen von S****. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

45. **Raumer (Friedr. v.), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. **Erster Band** oder erste bis vierte Lieferung. Preis der Lieferung auf Velinp. 12 Gr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinp. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

46. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Siebenter Jahrgang, für das Jahr 1840.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***Ernst Gotthelf Gersdorf***. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Fünfundzwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

47. **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. Viertes und fünftes Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Das erste Bändchen: Die Töchter des Präsidenten (1838), kostet 1 Thlr. 16 Gr.; das zweite und dritte Bändchen: Die Nachbarn (1839), 3 Thlr.

48. **Talvj, Die Unächtheit der Lieder Ossian's** und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

49. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **Friedr. v. Raumer.** Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr. 12 Gr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)

**zusammengenommen für fünf Thaler,**

sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr., der erste Jahrgang der Neuen Folge 2 Thlr.

50. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1841. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Karl Friedrich Lessing's. 8. Eleg. cart. 1 Thlr. 16 Gr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 16 Gr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1 Thlr. 12 Gr.

51. **Wiese (S.), Don Juan.** Ein Trauerspiel in fünf Acten. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

52. ***Winkler (Ed.)***, **Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde** etc. In zwei Bänden. Siebentes Heft. (Oschack-Kraut—Pyrus Malus.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Im Verlage von **Graß, Barth** und **Comp.** in **Breslau** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Die Dichtkunst und ihre Gattungen.

**Ihrem Wesen nach dargestellt**

und

**durch eine nach den Dichtungsarten**

**geordnete Mustersammlung**

erläutert von

**August Knüttell.**

**(Mit Rücksicht auf den Gebrauch in Schulen.)**

36 Bogen Velinpap. Klein Quart. Eleg. cartonnirt. Preis 1⅓ Thlr.

Wir empfehlen dieses Buch allen Unterrichtsanstalten, in denen schöne Literatur gelehrt wird, mit desto größerm Rechte, als der Herr Verfasser durchweg sowol in der Anordnung des Stoffes als in der Auswahl der Muster besondere Rücksicht auf Schulen genommen hat. Mit gleichem Rechte dürfen wir es aber auch allen Gebildeten als ein ebenso angenehmes als nützliches Handbuch anbieten, durch welches sie ihre Ansichten von Poesie und Kunst erweitern, die Werke der Poesie vollständiger würdigen, reiner genießen und richtiger beurtheilen werden. In der That dürfte sich dieses Buch ganz besonders eignen, als willkommenes Geschenk in zarte Hände überzugehen.

---

Soeben ist von der in Deutschland, England, Holland und Dänemark mit großer Theilnahme aufgenommenen Novelle:

## Die Hallig

oder

## Die Schiffbrüchigen auf einem Eilande

**der Nordsee**

von

**J. C. Biernatzki.**

8. Altona, **Hammerich.** Geh. 1⅙ Thlr.

**eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage** erschienen.

Diese bereits in mehre fremde Sprachen übersetzte Novelle hat in allen Theilen Deutschlands zahlreiche und innige Freunde sich erworben. Biernatzki's Name klingt nicht mehr fremd, seine Schriften befinden sich nicht nur in jeder Leihbibliothek, nein, auch in den Händen christlicher Familien; Vielen ist die Hallig ein Haus- und Handbuch geworden, Vielen wird es dies noch werden.

Die neue Auflage ist vermehrt und die Ausstattung elegant, der Preis sehr billig.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands haben Biernatzki's Hallig vorräthig.

---

Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und der Schweiz zu haben:

# Römische Geschichte

von

**Dr. Peter von Kobbe.**

**Erster Theil.**

**Von der ältesten Zeit bis zum ersten Punischen Kriege.**

Gr. 8. Brosch. Preis 2 Thlr.

Vorstehendes Werk, welches unter den neuern Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte keinen niedern Platz einnehmen wird, enthält nicht blos die Resultate mehrjähriger Forschungen, sondern gibt auch in gedrängter Kürze die Untersuchungen, durch welchen dieselben gewonnen sind. Der Herr Verfasser liefert in klarer Darstellung ein vollständiges Bild von dem Entwickelungsgange des innern und äußern Staatslebens der Römer. Die rationelle Behandlung des Stoffes, welche sich von dem unkritischen Verfahren der frühern Geschichtschreiber ebenso fern hält, wie von der allzu großen Zweifelsucht neuerer, wird nicht weniger den Beifall aller Sachverständigen erwerben, als die einfache gedrängte Darstellung und die zweckmäßige Anordnung, welche dies Werk besonders für den Gebrauch der Schüler in den höhern Classen, sowie eines jeden Freundes des römischen Alterthums geeignet macht. Die Brauchbarkeit des Werkes wird erhöht durch die genaue Angabe der Quellen und durch die Nachweisungen auf neuere Geschichtswerke, von welchen der Herr Verfasser in der Einleitung eine kurze Charakteristik gibt.

Der 2te und 3te (letzte) Band erscheinen im Laufe des nächsten Jahres.

---

## Für Leihbibliotheken und Freunde guter belletristischer Werke.

Bei **Karl Hoffmann** in Stuttgart sind soeben folgende Romane erschienen:

**Bechstein, L.,** Sophienlust. Novelle. 8. Brosch. 1 Thlr. 18 Gr. — 3 Fl. 9 Kr.

**Mügge, Th.,** Toussaint, historischer Roman. 3 Bände. 8. Brosch. 5 Thlr. — 9 Fl.

**Schefer, L.,** Viel Sinne, viel Köpfe. 8. Brosch. 1 Thlr. 6 Gr. — 2 Fl. 15 Kr.

**Sternberg, A. v.,** Georgette. 8. Brosch. 1 Thlr. 18 Gr. — 3 Fl. 9 Kr.

**Storch, L.,** Falkenberg. 8. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr. — 2 Fl. 42 Kr.

— —, Nepenthes, neueste Novellen und Erzählungen. 4 Bände. 8. Brosch. 5 Thlr. — 9 Fl.

**Willkomm, E.,** Der Traumdeuter. 8. Brosch. 1 Thlr. 18 Gr. — 3 Fl. 9 Kr.

Die Namen der Verfasser mögen für die Gediegenheit, die Firma des Verlegers für die elegante Ausstattung dieser Romane, welche in jeder guten Leihbibliothek zu erhalten sein werden, hinlänglich bürgen. Leihbibliotheken, welche die ganze Sammlung nehmen, erhalten von jeder Buchhandlung einen angemessenen Rabatt. Der Verleger kann sich mit directer Zusendung nicht befassen.

# Mozin's grosses Wörterbuch.

Soeben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die 1ste Abtheilung der 2ten Lieferung von

## Mozin
## vollständiges Wörterbuch
## der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

**über Sprache, Künste und Wissenschaften;**

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

**Guizot, Biber, Hölder, Courtin** und **mehren andern Mitarbeitern.**

Aufs Neue durchgesehen und vermehrt

von

**Dr. A. Peschier,**

Professor an der Universität Tübingen.

**4 Bände. In acht Lieferungen von ungefähr 30 Bogen**

zu 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 1 Gr.

Crété — Embryulce.

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vocabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder den politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule oder der besondern Sprache der Parteien, zuweilen auch den Dialekt der niedern Classen angehören. Bereichert ist dieselbe außerdem durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze, wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt, wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird, und um den resp. Subscribenten zu zeigen, wie schnell der Druck fortschreitet, ziehen wir es vor, auch die 2te Lieferung in 2 Abtheilungen zu versenden.

Stuttgart und Tübingen, im September 1840.

**J. G. Cotta**'scher Verlag.

---

Bei **Fr. Sam. Gerhard** in **Danzig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Friedrich Wilhelm III.

Sein Leben, sein Wirken und seine Zeit. Ein Erinnerungsbuch für das preußische Volk von **J. C. Kretzschmer,** königl. Regierungsrath, Ritter des eisernen Kreuzes ꝛc. ꝛc.

In 12 Lieferungen, mit 48 saubern Portraits.

**Erste Lieferung,** mit den Portraits Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV. und der hochs. Königin Luise. Elegant broschirt.

**Preis: 5 Sgr.**

Innere Gediegenheit und äußere Eleganz zeichnen dieses „Leben des hochs. Königs Majestät" vor andern Werken gleicher Tendenz aus. Die etwas verspätete Ausgabe dieser ersten Lieferung wurde durch den Umstand, daß die Auflage während des Drucks fortwährend gesteigert werden mußte (es werden jetzt bereits 16,500 Exemplare gedruckt), herbeigeführt. Die folgenden Lieferungen werden in dreiwöchentlichen Fristen ausgegeben werden.

---

Soeben ist erschienen:

**Lebenslauf eines Verschollenen.** Hildburghausen und Meiningen in der **Kesselring**'schen Hofbuchhandlung. 1840. 8. Geh. Preis 8 Gr.

Der vor mehren Decennien wohlbekannte philosophische Schriftsteller, F. C. Forberg, dessen atheistisch lautende Äußerungen damals eine bedeutende Bewegung in Deutschland veranlaßten, erzählt hier einfach und schmucklos die Begebenheiten seines wechselvollen Lebens, und wird besonders Denen, die jene rührige Zeit erlebten, manche interessante Erinnerung bieten.

Im Verlage des **Literatur-Comptoirs** in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

# Goethe-Galerie.

Stahlstiche zu Goethe's Meisterwerken nach Zeichnungen von **F. Groß** und **J. Nisle.**

## Artistisches Supplement

zu

## Goethe's sämmtlichen Werken

in allen Ausgaben, und im Format anpassend

**der neuerscheinenden Ausgabe in 40 Bänden.**

---

In Heften zu 12 Stahlstichen. — Jedes Heft 36 Kr. = 11¼ Sgr.

**Fünf** Hefte sind bereits erschienen,

und die in diesem Jahre erscheinende Serie von **acht** Heften, **96 Blätter** enthaltend, wird zusammen nur **4 Fl. 48 Kr.** = **3 Thlr.** kosten.

**Vorräthig und zur Einsicht zu erhalten ist die Goethe-Galerie in allen Buch- und Kunsthandlungen.**

---

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

## Memoiren

einer

## Pairin von England

zu For Zeiten.

---

Herausgegeben

von

**Lady Charlotte Bury,**

übersetzt

von

**Amalie Winter.**

Velinpapier. Geheftet. Preis 3 Thlr. 12 Gr.

Braunschweig, den 1. October 1840.

**Friedrich Vieweg und Sohn.**

---

Bei **J. B. Wallishausser** in Wien ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

**Trembecki, D. v.,** Allgemeine Anweisung zum Augenkranken-Examen mit diagnostischen Tabellen der Nevrosen und Gefäßkrankheiten, nach dem Systeme des Herrn Prof. Edlen von Rosas. Gr. 8. Geh. 18 Gr.

**Vogl, Joh. N.,** Balladen und Romanzen. Neueste Folge. (3tes Bändchen.) Mit Titelvignette. Gr. 8. Geh. 18 Gr. Feinere Ausg. 1 Thlr. 3 Gr.

— —, Neuer Liederfrühling. Gr. 8. Geh. Velinp. 18 Gr.

**Shakespeare,** König Lear. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Für die Darstellung auf dem k. k. Hofburgtheater eingerichtet von C. A. West. Gr. 8. Geh. 15 Gr.

— —, Othello. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Für die Bühne auf dem k. k. Hofburgtheater eingerichtet von C. A. West. Gr. 8. Geh. 15 Gr.

**Gleich,** Doctor Kramperl, oder: Vier Bräutigame und Eine Braut. Posse in 3 Aufzügen. 2te Auflage. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

— —, Herr Joseph und Frau Baberl. Posse mit Gesang in 3 Aufzügen. Frei bearbeitet nach dessen Lustspiele: Der Fleischhauer von Oedenburg. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

---

Soeben ist bei **Heinrich Franke** in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Aus den Papieren eines Selbstmörders.**

## Ben-Lee

oder

Eine Emancipation der Juden ist nicht denkbar

von

**F. Th. Wangenheim.**

Geh. Preis 1 Thlr.

Der in der Lesewelt so allgemein bekannte und beliebte Verfasser übergibt mit dem Ben-Lee dem Publicum die Antwort auf eine von ihm selbst aufgeworfene Frage: „Ist eine Emancipation der Juden denkbar?", welche zu beantworten nur ihm selbst als möglich sich ausgewiesen, da beinahe drei Jahre darüber verstrichen sind und Keiner sich an diese Antwort auf den welthistorischen Gegenstand gewagt hat. Unparteiisch wie in jeder seiner literarischen Productionen erscheint der Verf. auch in dieser kritischen Beleuchtung der innersten und **geheimsten** Verhältnisse der Christen und der Juden, und somit glauben wir jedem Freunde des socialen Heils ein höchst interessantes Buch in die Hand zu geben.

---

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

## RÂDJATARANGINÎ,

Histoire des rois du Kachmir, traduite et commentée par ***A. Troyer*** et publiée aux frais de la Société asiatique.

Tome I. (XXIV u. 480 S.) Texte sanscrit des six premiers livres et notes.

Tome II. (640 S.) Traduction; Esquisse géographique et ethnographique du Kachmir ancien et moderne; Examen critique des six premiers livres.

2 vols. Gr. in-8. Paris, Imprimerie Royale, 1840. 14 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, 15. October 1840.

**Brockhaus & Avenarius.**

*(A Paris, même maison, Rue Richelieu, No. 60.)*

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

**1840. Nr. XXXII.**

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Soeben erscheint und ist an alle Buchhandlungen versendet:

# Deutsche Pandora.

## Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller.

### Dritter Band.

Inhalt: Düsseldorfer Anfänge. Maskengespräche, mitgetheilt von **Karl Immermann.** — Die Deutschen in Paris. Von **G. Depping.** — Der deutsche Advocat. Mitgetheilt von **Karl Buchner.** — Zwei Originale aus unserer Zeit. Von **Wilibald Alexis.** — Trier und Luxemburg. Von **Eduard Duller.**

---

Inhalt des **ersten** Bandes.

Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen gesammelt von **Friedrich Förster.** — Probikus. Von **Franz Dingelstedt.** — Schiller's Bruder. Ein Curiosum. Von **Gustav Schwab.** — Das Leben in den Sudeten. Von **K. v. Wachsmann.** — Holstein zu meiner Zeit. Von **Theodor v. Kobbe.** — Erlebtes vom Jahre 1813. Von **Friedrich Kil.**

Inhalt des **zweiten** Bandes.

Stillleben eines deutschen Dichters. Gesammelt in hundert ländlichen Bildern von **Friedrich Rückert.** — Des Deutschen Gastbesuch beim dänischen Stammverwandten. Eine Galerie von Herbst-Reisebildern von **L. Rellstab.** — Kunst und Künstler in München. Von **J. M. Söltl.** — Wandertage im Schwarzwald. Von **Friedrich Ludwig Bührlen.** — Fulda in seinen Verwandlungen. Von **H. Koenig.** — Eine Reise nach Memel. Von **A. Lewald.**

Preis jeden Bandes 3 Fl. Rhein. = 1 Thlr. 21 Gr.

---

In politischen und literarischen Zeitschriften des In- und Auslandes, deren Urtheile und Berichte auf dem Umschlage des dritten Bandes zusammengestellt sind, ist nur Eine Stimme über dies echt deutsche Nationalunternehmen, und ebenso hat es auch bereits seine Stelle in den Kreisen des höher gebildeten Publicums eingenommen, das die ordinaire Unterhaltungs-Lecture nicht zu befriedigen vermag. Wer in einer gediegenen und gehaltreichen Lecture Genuß sucht, wird sich an den Gaben der Pandora zu erfreuen nicht versäumen.

---

Vorräthig in allen Buchhandlungen, von welchen auch ausführliche Prospecte gratis ausgegeben werden.

Stuttgart. Literatur-Comptoir.

---

## Neu erschienene Auflagen

### in H. R. Sauerländer's Verlagshandlung in Aarau,

zur Herbstmesse 1840.

Fünfte Auflage von **H. Zschokke's ausgewählten Novellen und Dichtungen.** Sechs Bände auf weißem Papier 6 Thlr. — 9 Fl.; auf halbweißem Papier 5 Thlr. — 7 Fl. 30 Kr. — Diesem sich anreihend:

**Genfer Novellen**, zwei Theile, à 2 Thlr. — 3 Fl.

Zwölfte Auflage von **Hirzel's französischer Grammatik**, verbessert von Professor C. v. Orell. 15 Gr. — 1 Fl.

Sechste Auflage von **Hirzel's französischem Lesebuch**, verbessert von Professor C. v. Orell. 12 Gr. — 45 Kr.

Vierte Auflage von **Orell's kleiner französischen Sprachlehre** für Anfänger. 8 Gr. — 30 Kr.

Zwanzigste Auflage von den **Stunden der Andacht.** 8 Bände in grobem Druck, weiß Papier 6 Thlr. 16 Gr. — 10 Fl.; auf halbweißem Papier 5 Thlr. 8 Gr. — 8 Fl.

Einundzwanzigste Auflage von den **Stunden der Andacht**, in einem Band in Bibelformat, weiß Papier 4 Thlr. — 6 Fl.; halbweiß 3 Thlr. — 4 Fl. 30 Kr.

**Taschen-Ausgabe** von demselben Werke, in 12 Theilen, 6 Thlr. — 9 Fl.

Jahrgang 1840 von **Malten's Bibliothek der neuesten Weltkunde** in vier Bänden. 9 Thlr. 8 Gr. — 14 Fl.

37ster Jahrgang 1840 vom **Schweizerboten.** Vollständig 3 Thlr. 16 Gr. — 5 Fl. 30 Kr.

**Schachbüchlein**, oder anschauliche Darstellung der Regeln des Schachspiels und der sinnreichsten Züge berühmter Spieler, für Anfänger, von Professor C. v. Orell. Mit 10 Tabellen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr. — 2 Fl. 45 Kr.

---

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

## Gedichte

von

### Franz Kugler.

8. Velinpap. In Umschlag broschirt. Preis 2 Fl. 15 Kr. oder 1 Thlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im October 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

**Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster und zweiter Band in 8 Heften. Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr.

Aus der immer stärker anschwellenden Flut medicinischer Schriften eine Sammlung alles Gediegenen, Brauchbaren und Guten, was das Gebiet der Frauenkrankheiten betrifft, zu ziehen, ist der Zweck der Herausgeber. Sie wollen dem praktischen Arzte für einen geringen Preis viele Werke ersetzen, aus denen er das hier Gesammelte selbst schöpfen müsste.

**Leipzig**, im November 1840.

***F. A. Brockhaus.***

Bei **Liebmann & Comp.** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Bibliothek der neuesten ausländischen Classiker
## in den Original-Sprachen.

Diese Anthologie soll die zahlreichen Freunde der neuern Sprachen schnell mit den ausgezeichnetsten Erscheinungen des Auslandes, namentlich mit den Meisterwerken eines

**Bulwer, Cooper, Dickens, Irving, Châteaubriand, Victor Hugo, Thiers**

und der übrigen Heroen der englischen und französischen Literatur

in einer eleganten und höchst billigen Taschenausgabe bekannt machen. Monatlich sollen regelmäßig 2 — 4 sauber geheftete Lieferungen von circa 100 Seiten à 3¾ Sgr., 3 gGr., 12 Kr. C.-M., 14 Kr. Rhein., ausgegeben werden.

Bereits erschienen sind:

**Nr. I.**
**Master Humphrey's Clock.**
By ***Boz (Dickens).***
Neueste Publication des berühmten englischen Humoristikers.

**Nr. II.**
**Napoléon.**
Par ***Alexandre Dumas.***
Neueste Schilderung der Wunderthaten des modernen Cäsar.

Demnächst werden aufgenommen:

**The Pathfinder, by *Cooper.***
**Les Français des dix-neuvième Siècle**, mit Federzeichnungen (Auswahl).
**Pierre Paul Rubens, par *Henri Berthoud.***
**Sandron Hall, or the Days of Queen Anna, by *Berkely.***
**Babel. Publication de la Société des Gens de Lettres** (Auswahl).
**Cola Rienzi, the Last of the Tribunes, by *Bulwer.***
**Notre-Dame de Paris, par *Victor Hugo.***

Ausführliche Prospecte **gratis** und auf 6 Exemplare ein Freiexemplar.

---

Bei **F. B. Wallishausser** in Wien ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Handbuch
der
# Französischen Sprache
oder
Auserlesene Stücke der vorzüglichsten französischen Prosaiker, mit
## Zweitausend
Regeln und Bemerkungen über die französische Satzbildung und Rechtschreibung von
**J. B. Hofstetter,**
Professor der französischen und polnischen Sprache und ihrer Literatur an der k. k. Theresien-Ritterakademie.

Gr. 8. 484 Seiten. 2 Thlr.

Dieses Werk zeichnet sich vor den bisher erschienenen französischen Sprachlehren dadurch aus, daß es im eigentlichen Sinne die Theorie mit der Praxis verschmelzt, indem die aufeinander folgenden Aufsätze der vorzüglichsten französischen Classiker, von der zur Seite stehenden deutschen Übersetzung begleitet, durch 2000 Regeln und Bemerkungen über die Eigenheiten der französischen Sprache erläutert sind. Bei den früher herausgekommenen französischen Sprachlehren wurde der Artikel, das Haupt- und Beiwort, zu weitschweifig behandelt, während man die übrigen Redetheile nur obenhin abgehandelt findet. In diesem Handbuche aber wird das Fürwort, das Zeitwort, der Participe, das Nebenwort und das Vorwort so vollständig und so klar abgehandelt, daß der Liebhaber der französischen Sprache zu keinen andern Hülfsbüchern seine Zuflucht nehmen darf. Die Rechtschreibung ist nach einer ganz neuen Methode, die am geeignetsten ist, diese besondere Schwierigkeit der französisischen Sprache zu lösen, behandelt worden. Man darf dieses Werk nicht zu jenen frivolen alltäglichen, sich einander gegenseitig abschreibenden französischen Grammatiken rechnen, die irrthümliche und veraltete Sprachregeln fortpflanzen, sondern als die Frucht langjähriger Mühen und Forschungen.

Der Verleger erlaubt sich daher auf dieses Handbuch, in welchem die besondern Eigenthümlichkeiten des Französischen praktisch gelehrt werden und welches zum Studium des echten Französisch viel beitragen wird, alle P. T. Directoren, Inspectoren, Professoren, Sprachlehrer ꝛc. aufmersam zu machen, damit es durch Einführung und Anwendung den Nutzen stiften möge, den sich der Herr Verfasser davon verspricht.

Von demselben Herrn Verfasser erschien soeben:

L'Anecdotier moderne. Der neueste französische Anekdoten-Krämer, oder tausend biographische Skizzen, Erzählungen, Anekdoten, witzige Einfälle, Schwänke, Calembours, Räthsel ꝛc. aus der neuesten Zeit geschöpft, zur Veredlung des Verstandes und des Herzens für solche Leser, die sich im Französischen auf eine angenehme und nützliche Art üben wollen. 16. Geheftet. 5te u. 6te Lieferung (Nr. 401—600), jede Lieferung 6 Gr. Lieferung 1—4 (Nr. 1—400) 1 Thlr.

---

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

**Don Juan.** Ein Trauerspiel in fünf Acten von **S. Wiese.** 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Von demselben Verfasser sind früher in meinem Verlage herausgekommen: „**Theodor**", ein Roman (1833, 1 Thlr. 20 Gr.); „**Hermann**", ein Roman (1834, 1 Thlr. 6 Gr.); „**Drei Trauerspiele**" (1835, 1 Thlr. 12 Gr.); „**Drei Dramen**" (1836, 1 Thlr. 6 Gr.); „**Friedrich**", ein Roman (1836, 1 Thlr. 12 Gr.).

**Leipzig**, im November 1840.

**F. A. Brockhaus.**

In Unterzeichnetem sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu finden:

# Supplemente zu Schiller's Werken.

## Aus seinem Nachlaß

im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von

**Karl Hoffmeister.**

## Erste Abtheilung: Nachlese und Variantensammlung.

Erster Band:

**Gedichte und Dramen der ersten Periode bis auf Don Carlos.**

Zweiter Band:

**Dichtungen der zweiten Periode, von Don Carlos bis zu seiner Rückkehr zur Poesie.**

Taschenformat. Velinpapier. Preis jeden Bandes 45 Kr., oder 12 Gr.

„Die verschiedenen Nachträge zu den Werken Schiller's, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, und das allgemeine „Interesse, welches Deutschland für Alles an den Tag legt, was Schiller's geistiges Wirken und seine Person betrifft, macht „es der Familie des zu früh Dahingeschiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlags-Buchhandlung der Schiller'schen Werke „**Supplemente** zu denselben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig sein und so viel als möglich in seinem eignen „Geiste veranstaltet werden sollen."

Durch vorstehende Worte kündigte der Herr Apellationsgerichtsrath Ernst von Schiller in Köln, im Namen der ganzen Schiller'schen Familie, das Werk an, dessen zwei erste Bände bereits erschienen.

Diese Sammlung enthält nicht nur Gedichte, Aufsätze und Varianten, die den bisher erschienenen Nachträgen fehlen, sondern auch eine bedeutende Sammlung von Briefen Schiller's, und zeichnet sich durch ihre Anordnung und durch die strenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen aus. Ein genaues chronologisches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schiller's nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum bessern Verständniß der Werke selbst dienen, theils wird es für den Leser ein Leitfaden sein, durch welchen er den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile dieser Sammlung mit den ganzen Werken Schiller's leicht ersehen und ihre Stelle schnell auffinden kann.

Stuttgart und Tübingen, im October 1840.

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

Bei **C. H. Reclam sen.** in Leipzig ist soeben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Handbuch der theologischen Literatur,

hauptsächlich der protestantischen, nebst kurzen biographischen Notizen über die theologischen Schriftsteller von

**Dr. Georg Bened. Winer,**

Königl. Kirchenrath und ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Leipzig.

**Zweiter und letzter Band. 33 Bogen in gr. 8.**

Preis 2⅔ Thlr. Dritte sehr vermehrte Auflage.

Der 1ste Band, 1ste und 2te Abtheilung, erschien 1838, enthält 30½ Bogen und kostet 2⅓ Thlr.

Das ganze nun vollendete Werk ist sonach für den Preis von 5 Thlrn. zu haben.

Die Verlagshandlung hält es für ihre Pflicht die Herren Theologen auf dieses wichtige Werk bei dem Erscheinen dieser neuen Auflage aufmerksam zu machen, und bittet, ihre bisher unvollständigen Exemplare bei der nächsten Buchhandlung zu ergänzen. Herausgeber und Verleger werden dahin trachten, daß von Zeit zu Zeit ein Anhang erscheint, dessen Zweck ist, die neueste theologische Literatur aufzunehmen und somit die Nützlichkeit dieses Werkes zu bewähren. Das 1ste Supplementheft wird schon im nächsten Jahr (1841) erscheinen.

---

In **Friedr. Volke's** Buchhandlung in Wien ist erschienen:

**Strahl, Adolf,** Wasili und Aglaë, oder die neue Helena. Eine Erzählung aus der neuesten Geschichte des Orients für gebildete Leser. 16. Maschinenvelin. 1840. 15 Gr.

In einer Zeit, wo die Angelegenheiten des Orients das allgemeine Interesse erregen, dürfte die gebildete Lesewelt einer Erzählung, deren Stoff der neuesten Geschichte des osmanischen Reichs entnommen ist, ihre lebhafte Theilnahme nicht versagen.

---

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Die Unächtheit der Lieder Ossian's

und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere.

Von **Talvj.**

Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Von derselben Verfasserin erschien bei mir in d. J.:

Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Übersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

**Leipzig**, im November 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Litterarischer Anzeiger.

## 1840. Nr. XXXIII.

Dieser Litterarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

## Literarische Anzeige für die Besitzer der neuen Taschenausgaben von Schiller, Goethe, Shakspeare ꝛc., die classische Literatur des Auslandes betreffend.

Bei **Karl Hoffmann** in Stuttgart erschienen soeben in eleganten Taschenausgaben:

**Ariost's** rasender Roland, von **H. Kurtz.** 1ster Band. Mit 1 Stahlst. Brosch. 12 Gr. — 54 Kr.

Das Ganze besteht aus drei, rasch aufeinander folgenden Bänden mit 3 Stahlst. und kostet vollständig 1⅓ Thlr. — 3 Fl.

**Tasso's** befreites Jerusalem, von **Duttenhofer.** 1ste Hälfte. Mit 1 Stahlst. Brosch. 12 Gr. — 54 Kr. (Die 2te Hälfte erscheint in wenigen Wochen).

Beide Taschenausgaben verdienen in Beziehung auf Gediegenheit der Übersetzung, Schönheit der Ausstattung und Wohlfeilheit des Preises jede Empfehlung. Sie schließen sich hierin den nachstehenden, kürzlich in derselben Verlagshandlung erschienenen Werken an, deren Werth durch vielfache Recensionen anerkannt wurde.

**Yorick's** empfindsame Reise, von A. Lewald. Mit 1 Stahlst. Brosch. 9 Gr. — 36 Kr.

**Goldsmith's** Landprediger, von Wakefield. Mit 1 Stahlst. 12 Gr. — 48 Kr.

**Byron's** (Lord) sämmtliche Werke. 10 Bände. Brosch. 2 Thlr. 12 Gr. — 4 Fl. 30 Kr.

**Rotteck, K. v.,** Allgemeine Weltgeschichte. 4 Bände. Brosch. 2 Thlr. 15 Gr. — 4 Fl. 30 Kr.

Vorräthig in allen soliden Buchhandlungen.

---

## Herabgesetzte Preise.

Folgende werthvolle Werke unseres Verlags sind zu den beigesetzten ermäßigten Preisen durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

**Beck, Christian Daniel,** Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte für Studirende. 1. Theils 1. Hälfte. Zweite, verb. und verm. Aufl. Gr. 8. 1813. 2. Theil, 1788. 3. Theil, 1802. 4. Theil, 1807. 4 Theile. Früher 9 Thlr. 8 Gr., jetzt 4 Thlr.

☞ Des 1. Theils 2. Hälfte ist nie erschienen.

**Bruce, James,** Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, in den Jahren 1768—73. Aus dem Englischen übersetzt von J. J. Volkmann, und mit Zusätzen und Anmerkungen begleitet von J. F. Blumenbach und T. C. Tychsen. 5 Bände. Mit Kupfern und Karten. Gr. 8. 1790 und 1791. Früher 12 Thlr., jetzt 3 Thlr.

***Eichhorn, Jo. Godofr.,*** Antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum Graecorum narrationibus contexta. IV vol. 8maj. 1811—13. Früher 10 Thlr. 8 Gr., jetzt 4 Thlr.

**Goldsmiths, Oliver,** Geschichte der Römer; übersetzt und ergänzt von Ludw. Th. Kosegarten. 1. und 2. Bd. Neue verb. Aufl. Gr. 8. 1805. 3. Bd. Zweite Aufl. Gr. 8. 1821. 4. Bd. Gr. 8. 1802. (Oder Kosegarten, Geschichte des oström. Kaiserthums. 1. und 2. Bd.) 4 Bände. Früher 5 Thlr. 8 Gr., jetzt 2 Thlr.

***Meuselii, Joa. Geo.,*** Bibliotheca historica. Instructa a *Burc. Gotth. Struvio*, aucta a *Chr. Budero*, nunc vero ita digesta aucta et emendata, ut paene novum opus videri possit. XI vol. 8maj. 1782—1804. Früher 23 Thlr. 16 Gr., jetzt 8 Thlr.

**Müller, Joh. v.,** Der Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft 1.—5. Bandes 1. Abtheil. Neue Aufl. Gr. 8. 1826. Früher 8 Thlr. 16 Gr., jetzt 4 Thlr.

**Pölitz, Prof. K. H. L.,** Handbuch der Geschichte der souverainen Staaten des Rheinbundes. 2 Bände. Gr. 8. 1811. Früher 4 Thlr., jetzt 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Das deutsche Volk und Reich. Für akademische Vorträge dargestellt. Gr. 8. 1816. Früher 2 Thlr., jetzt 1 Thlr.

**Reichard, H. G.,** Historisch-politische Ansichten und Untersuchungen, betreffend die Frage von der praktischen Ausbildung der städtischen Verfassungen in Deutschland. Zum Behuf der vaterländ. Gesetzgebung zusammengestellt. Gr. 8. 1830. Früher 2 Thlr. 12 Gr., jetzt 1 Thlr. 12 Gr.

— —, Erinnerungen, Überblicke und Maximen aus der Staatskunst des Alterthums in Gemälden aus dem städtischen Leben und aus den Geschichten und Verfassungen der Phönizier, Griechen, Karthaginenser und Römer. Gr. 8. 1829. Früher 3 Thlr. 8 Gr., jetzt 1 Thlr. 12 Gr.

Thuringia Sacra, sive Historia Monasteriorum praecipuorum ac maxime illustrium Thuringiae ex Codd. MSS. edita et multis diplomatibus illustrata, auctore ***Frid. Henr. Ottio.*** 1737. Früher 6 Thlr., jetzt 2 Thlr.

**Tittmann, Fr. Wilh.,** Darstellung der griechischen Staatsverfassungen. Gr. 8. 1822. Früher 3 Thlr. 8 Gr., jetzt 2 Thlr.

**Woß, Christ. Dan.,** Historische Gemälde. 1. und 2. Versuch: Heinrich VIII. 3. Versuch: Eduard VI. von England. 4. Versuch: Maria, Englands Monarchin. 4 Theile. 8. 1793. Früher 7 Thlr., jetzt 2 Thlr.

— —, Geschichte der Stuarte auf dem englischen Throne. 4 Theile. 8. 1794—97. Früher 7 Thlr. 16 Gr., jetzt 2 Thlr.

— —, Handbuch der allgemeinen Staatswissenschaft nach Schlözer's Grundriß bearb. 6 Theile. 1796—1802. Früher 9 Thlr. 20 Gr., jetzt 2 Thlr. 16 Gr.

Weltgeschichte, Allgemeine, von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit; welche alle bekannte Reiche und Staaten, ihre Veränderungen, Staatsverfassungen, Gesetze, Religionen, Sitten und Gebräuche ꝛc. begreift; ausgefertigt von **Wilh. Guthrie, Joh. Gray** und andern berühmten Gelehrten. Aus dem Englischen übersetzt; aus den Originalschriftstellern berichtiget und verbessert, mit einer fortlaufenden Zeitrechnung, Zusätzen und Anmerkungen durchgehends versehen, von **C. G. Heyne,** mit einer Vorrede von Dr. J. A. Ernesti,

— 1.—4. Theil. Alte Gesch. von **Heyne.**
— 5. Theil. in 4 Bänden. **Ritter** und **Reitemeier,** Gesch. des orient. Kaiserthums, der alten Gallier, german. Völker ꝛc.
— 6. Bd. in 2 Theilen. **Heyne,** Gesch. der Araber und Asien.
— 7. Bd. in 2 Abtheilungen. **Heyne,** Türkische Geschichte.
— 8. Bd. **Schröckh,** Gesch. von Italien.
— 9. Bd. in 9 Theilen. **Heinrich,** Deutsche Reichsgesch.
— 10. Bd. in 2 Theilen. **Schröckh,** Gesch. von Frankreich.
— 11. Bd. **Schröckh,** Gesch. der Niederlande.
— 12. Bd. **Dieze,** Gesch. von Spanien und Portugal.
— 13. Bd. in 2 Theilen. **Goldsmith,** Gesch. von England.
— 14. Bd. in 3 Theilen. **Wagner,** Gesch. von Polen.
— 15. Bd. in 4 Theilen. **Gebhardi,** Gesch. von Ungarn.
— 16. Bd. in 9 Theilen. **Wagner,** Gesch. des europ. Nordens.
— 17. Bd. in 5 Theilen. **J. v. Müller,** Gesch. der Schweizer.

Gr. 8. 1765—1808. Früher 90 Thlr. 16 Gr., jetzt 20 Thlr.

Leipzig. **Weidmann**'sche Buchhandlung.

---

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

**Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** 1840. Fünfundzwanzigsten Bandes zweites und drittes Heft. (Nr. XIV, XV.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im November 1840.

**F. A. Brockhaus.**

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

# Deutsche Vierteljahrs-Schrift für 1840.

4tes Heft, oder October bis December.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 Fl., oder 7 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Die Controverse des Pietismus und der speculativen Theologie in Würtemberg. — Die slawischen Völker und ihr Verhältniß zu Deutschland. — Adel und Grundeigenthum. — Über deutschen Unterricht auf Gymnasien. — Über die Errichtung staatswirthschaftlicher Facultäten auf den deutschen Universitäten. — Über die Kaltwasser-Heilmethode. — Die deutschen Gewerbevereine. — Über die Hoffnungen unserer Zeit. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1840.

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

## Schutt.

Dichtungen
von
**Anastasius Grün.**
Vierte vermehrte Auflage.
Gr. 12. Brosch. 1 Thlr.

Leipzig, im October 1840.

**Weidmann'sche Buchhandlung.**

---

## ☞ Weihnachts- und Neujahrsgeschenk für Gebildete.

## Ästhetisches Lexikon,

enthaltend:

Kunstphilosophie. Plastik.
Poesie. Graphik.
Poetik. Architektur.
Rhetorik. Malerei.
Musik. Theater.

Von
**Ignaz Jeitteles.**

Gr. 8. 1839. 2 Bände. Brosch. 4 Thlr. 8 Gr.

Neuestes, erstes, vollständiges ästhetisches Realwörterbuch, voll Geist und Grazie, so gründlich als geschmackvoll, so tief als modern, so erschöpfend als reizend, so wahr als kritisch, so unterhaltend als belehrend, so nothwendig als bequem. — Auf 60 Bogen großes Format in 5000 Artikeln und Abhandlungen Kunstbegriffe und Kunstausdrücke nach dem neuesten wissenschaftlichen Standpunkte erklärend und berichtigend, ein completes Lehrbuch der Ästhetik, eine deutliche Verskunst, eine lichtvolle Poetik und Rhetorik, ein ausführliches Lexikon der Musik, Malerei und des Theaters in sich fassend, ist diese alphabetisch geordnete wahre Encyklopädie aller Zweige des Schönen und der schönen Künste zum momentanen Nachschlagen wie zum bleibenden Unterricht für jeden Gelehrten vom Fach, wie für Literaten, Belletristen, Dilettanten, Musiker, Maler, Schauspieler ꝛc. als Lehr-, Haus- und Handbuch unentbehrlich.

Mehr als 40 Beurtheilungen in deutschen, französischen und englischen Zeitschriften haben die Classicität dieses Werkes anerkannt. — „Jeitteles' Ästhetisches Lexikon", sagt selbst der neueste Bearbeiter des Artikels Ästhetik im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon der Gegenwart, „ist das Beste, was diese Richtung in unsern Tagen hervorgebracht hat."

Zu Weihnachtsgeschenken kann daher nichts Angemessenenes empfohlen werden.

Wien, im November 1840.

**Braumüller & Seidel.**

---

## Herabgesetzter Preis
der
## Bibliothek des Frohsinns!

40 Bände in X Sectionen, schön broschirt, statt 10 Thlr. für 4 Thlr. — statt 16 Fl. für 6 Fl.

Veranlaßt durch vielfältige Nachahmungen, findet sich der Verleger bewogen, **bis Ende 1840** obigen höchst billigen Preis bei Abnahme der ganzen Sammlung zu stellen. Der ebenso mannichfaltige als anerkannt werthvolle Inhalt besteht aus 4000 Anekdoten von Regenten, Staatsmännern, Feldherren, Gelehrten, Künstlern, Ärzten, und vermischten Aufsätzen; sodann aus einer großen Sammlung Epigramme, Räthsel, Travestien und Parodien, Sprüchwörter (6000), komischen Briefen, Zeitungsanzeigen, humoristischer Blumenlese, Curiositäten, Volkslieder aller Nationen, Märchen, Scenen aus Lustspielen, Possen, Vaudevilles u. s. w. u. s. w.

Einzelne Theile behalten den bisherigen Preis.

☞ Als Weihnachtsgeschenk dürfte diese Unterhaltungs-Bibliothek besonders willkommen sein.

Stuttgart, im November 1840.

**F. H. Köhler.**

## Neue schönwissenschaftliche und historische Schriften
im Verlage von
# F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Alexis (W.), Der Roland von Berlin.** Ein Roman. Drei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

**Cordelia.** Von der Verfasserin von „Agnes von Lilien". Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 8 Gr.

**Hagen (August), Künstler-Geschichten.** Erstes bis viertes Bändchen. Gr. 12. Geh.

I. II. Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des 15. Jahrhunderts. 1833. 3 Thlr.

III. Die Wunder der h. Katharina von Siena. 1840. 1 Thlr. 12 Gr.

IV. Leonhard da Vinci in Mailand. 1840. 1 Thlr. 12 Gr.

**Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. 8. Geh.

I. Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. 1838. 1 Thlr. 16 Gr.

II. III. Die Nachbarn. Zwei Theile. 1839. 3 Thlr.

IV. V. Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Zwei Theile. 1840. 3 Thlr.

---

**Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Jenseits der Berge.** Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Von derselben Verfasserin erschien früher bei mir: „Gedichte" (1835, 1 Thlr. 12 Gr.); „Neue Gedichte" (1836, 1 Thlr. 6 Gr.); „Venetianische Nächte" (1836, 1 Thlr.).

**Neigebaur (J. F.), Handbuch für Reisende in Italien.** Dritte, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Sauber cart. 3 Thlr.

**Raumer (Friedr. v.), Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

**Römische Briefe von einem Florentiner. 1837–38.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

---

**Gagern (H. Ch., Freiherr v.), Kritik des Völkerrechts.** Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

**Varnhagen v. Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.** Fünfter Band, oder: Neue Folge erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Die erste Folge dieser Denkwürdigkeiten erschien in 4 Bänden 1837 — 38 bei H. Hoff in Manheim.

---

**Altdeutsche Blätter** von ***Moritz Haupt*** und ***Heinrich Hoffmann.*** Erster und zweiter Band. 1835—40. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

**Talvj, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen** mit einer Übersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

**—, Die Unächtheit der Lieder Ossian's** und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

---

**Raumer (Friedr. v.), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. **Erster Band** oder erste bis vierte Lieferung. Preis der Lieferung auf Velinp. 12 Gr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinp. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

**Wiese (S.), Don Juan.** Ein Trauerspiel in fünf Acten. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Von demselben Verfasser sind früher in meinem Verlage herausgekommen: „Theodor", ein Roman (1833, 1 Thlr. 9 Gr.); „Hermann", ein Roman (1834, 1 Thlr. 6 Gr.); „Drei Trauerspiele" (1835, 1 Thlr. 12 Gr.); „Drei Dramen" (1836, 1 Thlr. 6 Gr.); „Friedrich", ein Roman (1836, 1 Thlr. 12 Gr.).

---

**Apel (Theodor), Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr.

**Frankl (Ludw. Aug.), Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

---

**Schubert (Gotthilf Heinr. v.), Die Symbolik des Traumes.** Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionairs: des J. F. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Einzeln ist auch zu haben:

Berichte eines Visionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt von **G. H. v. Schubert,** nebst einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1837. 12 Gr.

**Schubert (Friedr. Th.), Vermischte Schriften.** Neue Folge. Drei Bände. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Die erste Folge dieser Schriften besteht aus vier Bänden und erschien 1823—26 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

**Ein Wort über animalischen Magnetismus, Seelenkörper und Lebensessenz;** oder Beschreibung des ideo-somnambülen Zustandes des Fräulein Therese v. B—y zu Vasarhely im J. 1838, und einem Anhang. Beobachtet, geschrieben und gegeben von ***Franz Graf v. Sz....y.*** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

---

**Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1841. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Karl Friedrich Lessing's. 8. Cart. 1 Thlr. 16 Gr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 16 Gr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1 Thlr. 12 Gr.

**Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **Friedr. v. Raumer.** Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 12 Gr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830 — 39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830 — 34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835 — 39)

**zusammengenommen für fünf Thaler,**

sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr., der erste Jahrgang der Neuen Folge 2 Thlr.

**Taschenbuch dramatischer Originalien.** Herausgegeben von **Dr. Franck.** Fünfter Jahrgang. Mit einem Bildniß und acht colorirten Costümbildern. 8. Cart. 3 Thlr. 15 Gr.

Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 6 Gr., der zweite 3 Thlr., der dritte 2 Thlr. 12 Gr., der vierte 3 Thlr.

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

**1840. Nr. XXXIV.**

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

## Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von

### Friedrich von Raumer.

**Neue Folge. Zweiter Jahrgang.**

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Die Vitalienbrüder. Von **J. Voigt.** — II. Randglossen eines Laien zum Euripides. Von **F. v. Raumer.** — III. Über die Epochen der Geschichtschreibung und ihr Verhältniß zur Poesie. Eine Skizze von **J. W. Loebell.** — IV. Italienische Diplomaten und diplomatische Verhältnisse. 1260—1550. Von **Alf. Reumont.** — V. Gutenberg und seine Mitbewerber, oder die Briefdrucker und die Buchdrucker. Von **J. Dn. Fd. Sotzmann.** (Mit zwei Tafeln Schriftproben.)

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten (1835—39) **zusammengenommen für fünf Thaler,** sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr., der erste Jahrgang der Neuen Folge 2 Thlr.

**Leipzig,** im November 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

**Herabgesetzter Preis**
einer schönen

**Polyglott-Ausgabe!**

**Silvio Pellico le mie prigioni.**

Italienisch — deutsch — französisch
in dreifachen Columnen nebeneinander gedruckt; mit neuen Lettern, ganz correct, auf feinem Druckpapier. 200 Seiten in Quarto, enthaltend 600 Columnen Text.
Statt 1 Thlr. 18 Gr. nur 20 Gr., statt 3 Fl. nur 1 Fl. 20 Kr.

Diese Ausgabe gehört zu den schönsten Polyglott-Ausgaben Deutschlands; ihre Verbreitung wurde leider durch Censurverhältnisse vieler Staaten sehr gehemmt, obwol Pellico's Schrift, weit entfernt von revolutionnairer Tendenz, sich durch wahre religiöse Demuth eines Dulders bei 10jährigen Leiden auszeichnet. Die Sprache ist edel und rein, die französische und deutsche Übersetzung sind als vorzüglich gelungen anerkannt, sodaß das Buch zum Sprachstudium für junge Leute eine sehr nützliche Gabe ist und sich besonders als Weihnachtsgeschenk eignet.

Stuttgart, im November 1840.

**F. H. Köhler.**

---

Im Verlage der **Voß**'schen Buchhandlung zu Berlin sind neu erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

**Fölsing, Dr. J.,** Lehrbuch der englischen Sprache. Gr. 8. 20 gGr., oder 25 Sgr.

Schulausgabe Shakspeare'scher Dramen. **School-Edition of Shakspeare's plays, arranged by Dr. *J. Fölsing*.** Vol. I. Julius Caesar. — The Tempest. Vol. II. King Richard II. — Merchant of Venice. 8. Geh. à 12 gGr., oder 15 Sgr.

# Oestreichische militairische Zeitschrift.

## Pänumeration auf den Jahrgang 1841.

Die Buchhandlung **Braumüller & Seidel** in Wien im Hause der östreichischen Sparkasse hat den Vertrieb dieser Zeitschrift im Wege des Buchhandels übernommen.

Sie ersucht die Buchhandlungen des In- und Auslandes, ihre Bestellungen für den Jahrgang 1841 ihr baldigst mitzutheilen. Sie wird die Veranstaltung treffen, daß dieser Jahrgang in allen Buchhandlungen Deutschlands um **acht Thaler Sächsisch** zu haben sein wird.

Die ältern Jahrgänge dieser Zeitschrift werden eben allda, vom 1. Januar 1841 an, um folgende Preise zu erhalten sein:

Die dritte Auflage der vereinten Jahrgänge 1811, 1812 und 1813, in vier Bänden, für 10 Fl. C.-M., oder 6 Thlr. 16 Gr. Sächsisch.

Jeder der einzelnen Jahrgänge 1818—39, in so lange dieselben noch vorhanden sind, für 10 Fl. C.-M., oder 6 Thlr. 16 Gr. Sächsisch.

Der Jahrgang 1840 für 12 Fl. C.-M., oder 8 Thlr. Sächsisch.

Bei Abnahme einer ganzen Sammlung der ältern Jahrgänge wird zwar die dritte Auflage der vereinten 1811, 1812 und 1813 auch zu 6 Thlr. 16 Gr., dagegen jeder der Jahrgänge von 1818 bis einschlüssig 1839 nur zu 5 Thlr. 8 Gr. berechnet.

Wien, im November 1840.

**Braumüller & Seidel.**

---

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

## M. T. Cicero's sämmtliche Briefe,

übersetzt und erläutert von

## C. M. Wieland.

**Elegante Taschenausgabe in 12 Bänden.**

Subscriptionspreis 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr. Rhein.

Leipzig 1841. Friedrich Fleischer.

Die 3 ersten Bände sind erschienen, und werden die übrigen Bände im Januar, April und Juni 1841 vollständig und sicher erscheinen. Die Zahlung braucht jetzt nur zur Hälfte, die andere Hälfte bei Empfang des 7.—9. Theils geleistet zu werden. In Format und Ausstattung schließt sich diese Ausgabe ganz der neuen, jetzt von C. M. Wieland's Werken erschienenen, vollständig an. Der Verleger glaubt zur Empfehlung eines Werkes, das zwei der größten Schriftstellernamen der alten und neuen Zeit an der Spitze trägt, nichts hinzufügen zu dürfen, und bemerkt nur, daß, da die letzte Ausgabe (7 Bände in gr. 8.) 12 Thaler kostet, wol eigentlich erst jetzt der günstige Zeitpunkt der allgemeinsten Verbreitung eingetreten ist, der durch Gewährung eines Freiexemplars auf 12 Exemplare gern noch unterstützt werden soll.

---

## Wohlfeile Ausgabe.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, auf die wohlfeile Ausgabe von

## G. E. Lessing's Werke,

**Octav-Ausgabe in 8 Bänden**

mit Lessing's Portrait in Stahlstich.

Sauber broschirt. Preis 8 Thlr.

Von dieser sehr gefälligen und wohlfeilen Ausgabe, die wegen ihrer trefflichen Biographie und Charakteristik Lessing's besonders geschätzt ist, sind die Vorräthe nicht mehr bedeutend; die vielen Verehrer Lessing's machen wir daher aufmerksam, die Gelegenheit, die Werke eines der ersten Classiker sich zu so billigen Preisen anzuschaffen, nicht vorübergehen zu lassen.

Die Großoctav-Ausgabe von Lessing's Schriften, herausgegeben von Karl Lachmann, 12 Bände auf Velinpapier mit Portrait in Stahlstich, kostet jetzt im Ladenpreise 16 Thlr. — und der dazu gehörige Supplementband 1 Thlr. 10 Sgr., oder 8 gGr.

Berlin, den 1. November 1840.

**Voß**'sche Buchhandlung.

---

Bei **Karl Hoffmann** in Stuttgart ist soeben erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu haben:

**Bitzer, F.,** Philosophie des Privatrechts. Ein Beitrag zur Rechtsphilosophie. Gr. 8. Brosch. 12 Gr. — 48 Kr.

Der Verfasser hat sich in gegenwärtiger Schrift zur Aufgabe gemacht, die Verwirklichung des Rechtsbegriffs in dem Rechte des Eigenthums, des Vertrags und der Familie, im Sinne der neuern Philosophie, darzustellen. Indem er darin neben der philosophischen Entwickelung einer vergleichenden Auffassung der betreffenden positiven Rechtsinstitute besondere Aufmerksamkeit schenkt, wird seine Schrift für den Freund des positiven wie des philosophischen Rechts von Interesse sein.

---

**Journalcirkel und Lesegesellschaften**

machen wir auf die bekannte Zeitschrift

## Originalien.

Aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie herausgegeben von **Georg Lotz.**

Preis 6 Thlr. Sächs.

aufmerksam, und bitten um frühzeitige Bestellungen für 1841 (25ster Jahrgang).

Hamburg.

**Herold**'sche Buchhandlung.

---

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen das **Bildniß** von

## Karl Friedrich Lessing.

Gestochen nach dem Gemälde von J. Hübner von Th. Langer.

Dieses Bildniß, das für das ähnlichste des ausgezeichneten Künstlers gilt, ziert den Jahrgang 1841 der **Urania**, und es sind davon einige besondere Abdrücke auf großem Papier zu dem Preise von 8 Gr. veranstaltet worden.

In meinem Verlage erschienen ferner nachstehende Bildnisse, meist zu frühern Jahrgängen der **Urania**; es sind davon fortwährend **gute Abdrücke für 8 Gr.** zu erhalten: **Auber. Baggesen. Bauernfeld. Böttiger. Calderon. Canova. Castelli. Cornelius. Dannecker.** Jakob **Glatz. Goethe. Hamann.** Alexander v. **Humboldt. Immermann. Kosciuszko.** Gerhard v. **Kügelgen. Lamartine.** Albin v. **Meddlhammer.** Felix **Mendelssohn-Bartholdy.** Wilhelm **Müller. Oehlenschläger.** Jean Paul Friedrich **Richter. Schill.** Johanna **Schopenhauer.** Ernst **Schulze. Scott.** Kurt **Sprengel. Tegnér. Thorwaldsen.** Ludwig **Tieck. Uhland. Zedlitz. Zelter.**

Leipzig, im November 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Soeben ist erschienen:

**Lloyd's, H. E., Theoretisch-praktische englische Sprachlehre** für Deutsche. Mit faßlichen Übungen nach den Regeln der Sprache versehen. Sechste verbesserte Auflage. 8. 1841. 22 Gr.

Hamburg, Verlag von A. Campe.
Zu beziehen durch
**F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

---

## Thier- und Vögel-Augen

zum Gebrauch beim Ausbalgen von Thieren und Vögeln, besitze ich in allen Größen und in verschiedenen Arten, sowol massive weiße, halbrunde, planconvexe von weißem Glase, die auf der Rückseite gemalt werden; dann schwarze Kugeln, wie auch farbige von Email, und Insektennadeln verschiedener Größe, zu billigen Preisen, sowol im Detail als en gros zum Wiederverkauf.

Preisverzeichnisse, worin die verschiedenen Größen der Numeros abgezeichnet sind, stehen gratis zu Diensten.

**Joh. Val. Albert Sohn**
in Frankfurt a. M.

---

Soeben ist bei **Heinrich Franke** in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Marie Capelle
oder
## Charles Lafarge's Tod.
Roman aus der neuesten Zeit
von
**Julian Chownitz.**

Drei Bände. In saubern Umschlag geh. Preis 2 Thlr. 18 Gr.

Vorstehendes Werk, welches den berühmten Proceß der Madame Lafarge, der in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit von ganz Europa im höchsten Grade erregt hat, behandelt, dürfte zu den interessantesten literarischen Erscheinungen gezählt werden, weshalb wir dasselbe allen Gebildeten als eine höchst anziehende und unterhaltende Lecture empfehlen können.

---

## Oberrheinische Sagen
## und Volkslieder
gesammelt und herausgegeben
von
**August Stöber.**

Mit 12 Stahlumrissen. Royaloctav. Velinpapier.

Deutscher Sang aus dem Elsaß ist uns Deutschen willkommen; doppelt willkommen aber, wenn er uns einführt in die lieblichen Sagen, welche noch im deutschen Stamm des jenseitigen Oberrheins leben, wenn uns die anmuthigen und heimischen Klänge deutscher Volkslieder in das frische, naive und phantasievolle Volksleben des Elsasses versetzen. Schmerz und Freude müssen sich in deutschen Herzen mischen, wenn zwischen Waffengeräusch und Kriegsdrohung der deutsche Gruß vom andern Ufer herüberschallt.

Wir erhalten hier die schönsten Sagen des Elsasses theils in den poetischen Bearbeitungen unserer anerkanntesten Dichter Goethe, Schiller, Arnim, Rückert, Chamisso u. s. w., theils in neuen Bearbeitungen meist elsassischer Dichter, welche sich diesen würdig anschließen; dazwischen Volkslieder, Kinder- und Hausliedchen, aus dem Munde des Volks niedergeschrieben, frisch und hell in die Töne der neuern Dichter einstimmend und so das schöne Bild vollendend. Der Druck des Werks ist prachtvoll, und die beigegebenen Stahlstiche bilden ein Album, an welchem sich jeder Kunstliebende erfreuen wird. Somit halten wir das Buch der Gunst Deutschlands empfohlen.

Dies Sagenbuch erscheint in zwölf Lieferungen in Großoctav und wird 600 Seiten fassen. — Jede Lieferung enthält einen Stahlumriß in 4., und kostet im Subscriptionspreis 8 Gr. (10 Sgr.) — Auf zehn Exemplare wird eines gratis gegeben. — Text und Bilder erscheinen separat; zu den letztern, als eigenes Album, wird ein Titel und Umschlag beigegeben. — Ein Probeabdruck der Stahlumrisse kann in jeder Buchhandlung eingesehen werden. — Nach Vollendung des Werkes tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Vier Lieferungen sind bereits fertig und an alle Buchhandlungen versandt.

Akadem. Verlagshandlung von **C. F. Winter**
in Heidelberg.

---

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

## Gedichte
von
**Ernst Moritz Arndt.**
Neue verbesserte
verminderte und doch vermehrte
Ausgabe.
Broschirt. Preis 2 Thlr.

Vor Kurzem ist fertig geworden:

Erinnerungen aus dem äußern Leben von **Ernst Moritz Arndt.** Zweite unveränderte Auflage. Mit Arndt's Bildniß. Cartonnirt. Preis 2 Thlr.

und früher:

Schwedische Geschichten unter Gustav dem Dritten, vorzüglich aber unter Gustav dem Vierten Adolf. Von **E. M. Arndt.** Preis 3 Thlr.

Leipzig, 15. November 1840.

**Weidmann**'sche Buchhandlung.

---

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

## Geschichte der Hohenstaufen
## und ihrer Zeit
von
**Friedrich von Raumer.**

**Zweite** verbesserte und vermehrte Auflage.
In 6 Bänden oder 24 Lieferungen.
**Erster Band** oder erste bis vierte Lieferung.

Subscriptionspreise:
Ausgabe Nr. 1, auf gutem Maschinenvelinpapier, die **Lieferung** 12 Gr., der **Band** 2 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf extrafeinem Velinpapier, die **Lieferung** 1 Thlr., der **Band** 4 Thlr.

**Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.**

**Leipzig**, im November 1840.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

## 1840. Nr. XXXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

---



---

Soeben ist erschienen und nehmen alle Buch- und Musikhandlungen Subscription an auf:

## *Méthode des Méthodes de Piano par Moscheles et Fétis.*

# Die vollständigste Pianoforte-Schule,

oder die Kunst des Pianofortespiels, als Resultat einer genauen Prüfung der besten Werke dieser Gattung, insbesondere der Lehrbücher von
*Bach, Marpurg, Türk, Müller, Dussek, Clementi, Adam, Cramer, Czerny, Hummel* und *Kalkbrenner*,
sowie der Vergleichung und Würdigung der verschiedenen Spielarten und Systeme der berühmtesten Meister, nebst

**Anfangsübungen und fortschreitenden Etuden**
von **Moscheles, Czerny, Cramer, Scarlatti, Bach** etc.
**und neuen für Spieler höherer Ausbildung componirten Etuden**
von **F. Chopin, Th. Döhler, Heller, Ad. Henselt, F. Liszt, F. Mendelssohn-Bartholdy, Moscheles, Taubert, Thalberg etc.**

Für die königl. Conversatorien und Musikschulen herausgegeben von

**J. MOSCHELES UND FETIS.**

*Auch mit französischem Text.*

9 Lieferungen (jede von 6 Bogen) in gr. Folioformat. Subscriptionspreis für jede Lieferung nur 16 Gr.

Von Neujahr an tritt der gewöhnliche Ladenpreis von 1 Thlr. für die Lieferung ein.

Der Titel des Werkes gibt einen anschaulichen Begriff von dem Inhalt desselben. Keine Schule existirt bisher, welche mit dieser zu vergleichen wäre; sie nimmt einen durchaus eigenthümlichen Standpunkt unter den Pianoforteschulen ein; sie ist

**eine gedrängte, durch Beispiele erläuterte Darstellung alles Guten, was sowol die bisher erschienenen Schulen, als auch die neuen von Meistern wie Chopin, Liszt, Moscheles und Thalberg gegründeten, enthalten.**

**Schlesinger**'*sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.*

---

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Versuch
einer
**vollständigen Thierseelenkunde.**
Von
**P. Scheitlin,**
Professor.

2 Thle. Gr. 8. Velinp. Preis 7 Fl., oder 4 Thlr. 6 Gr.

Inhalt: 1) Bestimmung der Begriffe, Seele, Thiere, Thierseele und Thierseelenkunde. 2) Denkbarer Ursprung einer Thierseelenkunde des ersten Zeitalters. 3) Thierseelenlehre der Hebräer und Christen nach ihren Religionsurkunden. 4) Die religiöse Thierseelenkunde der Inder, Perser und Ägyptier. 5) Die Griechen und Römer. 6) Das alte Europa. 7) Der Talmud und der Koran. 8) Übergang in die eigentliche Thierpsychologie durch die Dichter. 9) Ansichten der Philosophen und Naturkenner unter den Griechen und Römern, von Thales an bis ins Mittelalter. 10) Das Mittelalter bis auf Leibnitz. 11) Leibnitz und seine Nachfolger oder die neueste Zeit. 12) Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie. 13) Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie. 14) Blick in die Thierwelt oder von der Erdpsyche. 15) Von der Psyche der Thiere im Besondern. 16) Psychologisches Thiersystem. 17) Charakteristiken unserer vorzüglichsten Haussäugethiere. 18) Das Allgemeine aus dem Besondern, oder von den psychischen Thätigkeiten der Thiere überhaupt. 19) Vom tellurischen oder vom Schein- und vom wahren Menschen. 20) Von den Verhältnissen des Thieres.

Wir hoffen mit diesem Werke jedem denkenden Menschen, besonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienst erwiesen zu sehen. Der Herr Verfasser beabsichtigt durch die Mittheilung seiner Ansichten nicht den Menschen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu stellen und den Menschen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Wesen zu lehren und geschichtlich zu begründen, welche der allweise Schöpfer neben uns in das Weltall gestellt hat.

Stuttgart und Tübingen, im October 1840.

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Junia Romana,** Das Wildhaus. Novelle. 2 Bände. Gr. 12. Brosch. 21½ Bogen. 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr.

**Rosa.** Ländliche Erzählung in vier Idyllen von Dr. **W. Hesse.** Gr. 12. Geb. 10 Gr. = 45 Kr.

**Scheffer,** Dr. **H.,** Crayonsskizzen. Erster Band: **Die Chiotin. Bojarenleben.** Gr. 12. Brosch. 1½ Bogen. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

**Sternberg, Karl,** Gedichte. Gr. 12. Brosch. 11½ Bogen. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

**N. G. Elwert in Marburg.**

---

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

# Gedichte

von

**Ludwig August Frankl.**

8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

**Leipzig,** im December 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Bei **Georg Wigand** in Leipzig erschien soeben:

# Mirabaud, System der Natur.

Deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen. Ausgabe in einem Bande. Gr. 8. Brosch. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Bei der hohen geschichtlichen Bedeutung, welche dem System der Natur, als dem consequentesten Ausdruck der materiellsten Ideen des 18. Jahrhunderts, zukommt, bedarf diese neue Bearbeitung desselben keiner besondern Rechtfertigung, um so weniger, jemehr die gegenwärtige Ausgabe durch die zahlreichen Anmerkungen, womit der Herausgeber den Text begleitet hat, ein selbständiges und zeitgemäßes Interesse erhält. Mit ruhiger Prüfung wird hier der wahre Gehalt des meist so leidenschaftlich beurtheilten Werkes ermittelt und durch Zusammenstellung der in demselben niedergelegten Ideen mit den Tendenzen und der fortgeschrittenen Entwickelung unserer Zeit nicht nur der Standpunkt angedeutet, von welchem aus das Werk selbst beurtheilt werden müsse, sondern auch ein Beitrag zum wahren Verständniß der damaligen Zeitphilosophie überhaupt geliefert. Es wird daher diese Ausgabe selbst für die Besitzer des Originals oder irgend einer deutschen Übersetzung von dem höchsten Interesse sein. Die Anmerkungen des Herausgebers nehmen den vierten Theil des ganzen Raumes ein.

---

## Weihnachtsgeschenk für Jäger.

# Jagdbrevier.

### Von Heinrich Laube.

16. Sehr elegant gedruckt und gebunden. 1½ Thlr.

---

## Weihnachtsbücher,

welche sich durch Schönheit, gediegenen Inhalt und billigste Preise empfehlen.

**Verlag von Weise & Stoppani in Stuttgart.**

---

**Rebau, H.**, Volksnaturgeschichte aller drei Reiche, oder gemeinfaßliche Beschreibung der merkwürdigsten, nützlichsten und schädlichsten Thiere, Pflanzen und Mineralien. Nebst einer ausführlichen Anweisung, Säugethiere, Vögel und deren Eier und Nester, Amphibien, Fische, Käfer, Schmetterlinge, Würmer, Pflanzen, Mineralien u. s. w. zu sammeln und aufzubewahren. Nach den besten Quellen und Hülfsmitteln bearbeitet. Ein Band von 800 Seiten Lexikon-Format, schön und solid gebunden, mit mehr als 200 illuminirten Abbildungen auf 40 großen Steintafeln und gestochenem Titel. Zweite verbesserte und mit einem Register vermehrte Auflage. 7 Fl. 12 Kr. — 4 Thlr.

**Gebauer, A.**, Das erste Lesebuch für Kinder. Ein Band, schön gebunden, mit 20 Bildern. 1 Fl. 30 Kr. — 21 Gr.

**Hoffmann, Fr.**, Freundliches für freundliche Kinder von 4 — 6 Jahren. Ein Band, elegant gebunden, mit 20 Bildern. 1 Fl. 30 Kr. — 21 Gr.

**Poppe, v.**, Hofrath Dr. **J. H. M.**, Der neue Tausendkünstler und Magiker. Die Beschreibung und Erklärung seiner Künste und vieler Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst überhaupt, nach richtigen physikalischen, chemischen und mechanischen Grundsätzen. Zum Nutzen und Vergnügen für Jedermann. Mit 5 Steintafeln. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Geb. 1 Fl. 30 Kr. — 18 Gr.

**Zimmermann, W. F. A.**, Der physikalische Jugendfreund. Eine Reihe von Kunststücken aus verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften. Ein Band von 25 Bogen, elegant gebunden, mit 104 Abbildungen auf 14 Tafeln. 2 Fl. 24 Kr. — 1 Thlr. 8 Gr.

**Zimmermann, F. W. A.**, Das Meer, seine Bewohner und seine Wunder. Seitenstück zu K. F. V. Hoffmann's Erde und ihre Bewohner. Zwei Theile, schön gebunden, mit herrlichem Stahlstich und 13 zum Theil ausgemalten Tafeln. 4 Fl. 48 Kr. — 2 Thlr. 16 Gr.

**Hoffmann, K. F. V.**, Wandkarte der alten Welt, in vier großen Blättern, in Stein gestochen von E. Winckelmann. 3 Fl. 36 Kr. — 2 Thlr.

---

In unserm Verlage sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Gellert's sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Taschenausgabe in 6 Bänden.

**Mit Gellert's Bildniß** in Stahlstich von Karl Barth.

Broschirt. Preis 2 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, im November 1840.

**Weidmann**'sche Buchhandlung.

---

In unserm Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

**Frauenstädt, Dr. J.**, Studien und Kritiken zur Theologie und Philosophie. Gr. 8. Geheftet. 2 Thlr. 10 Sgr., oder 8 Gr.

**Ogienski, Dr. Immanuel**, Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie. Gr. 8. Geh. 12½ Sgr., oder 10 gGr.

Berlin, im October 1840.

**Voß**'sche Buchhandlung.

---

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

**Altdeutsche Blätter** von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Erster und zweiter Band in 8 Heften. 1835—40. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Vorläufig ist mit dem soeben erschienenen vierten Hefte des zweiten Bandes diese für die altdeutsche Literatur so interessante Sammlung geschlossen.

Leipzig, im December 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

## 1840. Nr. XXXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

## Uebersetzungs-Anzeige.

Zu Vermeidung von Collisionen zeigen wir hierdurch an, daß bei uns **eine vom Verfasser veranstaltete deutsche Bearbeitung** von:

**Giraudeau de St. Gervais,**

Traité des maladies vénériennes etc.

nach der **zweiten Ausgabe** des Originals und mit den Kupfern desselben in zwei Bänden in Großoctav **unter der Presse** ist, und der erste Band in einigen Wochen erscheinen wird.

Leipzig, im December 1840.

**Brockhaus & Avenarius,**
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue de Richelieu, No. 60.)

---

Als geeignete **Fest-Geschenke** empfiehlt die Buchhandlung von **Alexander Duncker** in Berlin:

Gedichte
von
**Emanuel Geibel.**
8. Eleg. geh. 1 Thlr.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,
**Astralion.**
Eine Arabeske.
8. Eleg. geh. ⅚ Thlr.

Eine ansprechendere Gabe dürfte Damen nicht leicht geboten werden können.

Gedichte
von
**August Kopisch.**
8. Geh. 1⅓ Thlr.

**Deutsche Gedichte für die Jugend.**
Herausgegeben
von
**Ernst Wilhelm Kalisch,**
Professor an der königl. Realschule in Berlin.
Mit 6 Bildern. Eleg. geb. 1⅓ Thlr.
Die Schulausgabe in 3 Abtheilungen à ¼ Thlr.

---

## Philologie.

Bei **K. F. Köhler** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

**Bode,** G. H. Dr., *Geschichte der* **dramatischen Dichtkunst** der **Hellenen** bis auf Alexander den Grossen. 2ter Theil: Komödien. (Auch unter dem Titel: Geschichte der hellen. Dichtkunst. III. Bd. II. Abth.) Gr. 8. (27⅓ Bogen.) 2 Thlr. 8 Gr.

Mit dieser Abtheilung ist nun das Werk vollendet und den Verehrern und Kennern der griechischen Dichtkunst, sowie den Studirenden der Philologie, ein höchst brauchbares mit vielem Fleisse ausgearbeitetes Handbuch geboten. — Der Werth des Werkes wird auch durch die reichhaltige Literatur, vollständige Register etc. erhöht.

Die Bände und Abtheilungen des Werkes, das nun complet in III Bänden (5 Abth., 153⅓ Bogen) besteht und 11⅓ Thlr. kostet, sind auch stets einzeln zu haben unter nachstehenden Titeln und Preisen:

Geschichte der hellen. Dichtkunst: I. Bd. **Geschichte der epischen Dichtkunst.** (1838.) (33⅓ Bogen.) 2 Thlr. 8 Gr.
—— I. Bd. II. Abth.: **Jonische Lyrik,** nebst Abhandl. über ältesten Cultus in Volksliedern und Tonkunst d. Hellenen. Gr. 8. (1838.) (25 Bogen.) 2 Thlr.
—— II. Bd. II. Abth.: **Dorische und Aeolische Lyrik.** (1838.) Gr. 8. (31½ Bogen.) 2 Thlr. 8 Gr.
—— III. Bd. I. Abth.: **Tragödien und Satyrspiele.** (1839.) Gr. 8. (36 Bogen.) 2 Thlr. 12 Gr.
—— III. Bd. II. Abth: **Komödien.** (1840) 2 Thlr. 8 Gr.

**Munk,** Dr. E., de **Fabulis Atellanis** scripsit *fragmentaque Atellanarum Poetarum.* Gr. 8. (12 Bogen.) 1 Thlr.

Ein geachtetes kritisches Blatt schliesst eine Recension über dieses Werk mit folgenden Worten:

Vollständigkeit auf der einen, und die Gründlichkeit der Untersuchungen auf der andern Seite, machen diese zeitgemässe Monographie zu einer höchst anziehenden, belehrenden Lecture.

---

**Plutarchi Vita Phocionis.** Recensuit et Commentariis suis illustravit *Fr. Kraner.* Gr. 8. (7⅓ Bogen.) 12 Gr.

Auch diese mit Gelehrsamkeit und vollständiger Kenntniss des Plutarch's bearbeitete Biographie des Phocion erfreute sich bereits der günstigsten Beurtheilung in kritischen Blättern.

---

**C. Sallusti** Cr. de **bello Jugurthino** liber. Grammatisch, kritisch und historisch erklärt von Dr. *C. G. Herzog.* Gr. 8. (32 Bogen.) 2 Thlr.

Der rühmlichst bekannte Herausgeber hat diese Abtheilung des Sallust mit derselben Sorgfalt, Sachkenntniss und Fleisse bearbeitet, wie seine früher erschienenen commentirten Ausgaben von Sallust Catilina und der Werke Cäsars.

---

**Weissenborn,** Dr. H., de *Versibus Glyconicis.* Pars I. de Basi Versuum Glyconeorum. Gr. 8. (4 Bogen.) 8 Gr.

---

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

**Essai critique**
**sur la peste**
par
***J. B. F. E. Lefèvre,***
Docteur médecin de la faculté de Paris, au service de S. A. le vice-roi d'Egypte.

Gr. 8. Brosch. Preis 48 Kr., oder 12 Gr.

Inhalt: I. Cause de la peste. II. Contagion de la peste. III. Durée de l'incubation de la peste, déduite de la théorie des miasmes. IV. Observations critiques dirigées contre un rapport, sur la peste, de Mr. de Ségur Dupeyron, adressé au gouvernement français. V. Réflexions critiques inspirées par la lecture d'une brochure intitulée: Relation sur la peste qui a régné en Grèce en 1827 et en 1828 par Mr. le Docteur Cosse de Genève. VI. Quelques réflexions critiques touchant les publications sur la peste de Mrs. les Drs. Boyer et Bulard. VII. Projet d'organisation hygiénique.

Stuttgart und Tübingen, im October 1840.

**J. G. Cotta'**scher Verlag.

Bei

## Tendler und Schäfer, Buchhändler in Wien

und Mailand, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Huldigung den Frauen.

## Taschenbuch für das Jahr 1841,

herausgegeben
von

### J. F. Castelli.

**19ter Jahrgang mit 6 Stahlstichen. 12.**

Elegant gebunden mit Goldschnitt in Schuber . . 2 Thlr. 8 Gr.
In Seide à l'anglaise . . . . . . . . . 2 Thlr. 20 Gr.

Obschon ein 19ter Jahrgang durch diese Jahreszahl seines Erscheinens zeigt, daß er bei dem Publicum empfohlen ist, so dürfen wir doch auch versichern, daß Herausgeber wie Verleger Alles anwandten, um dies Werkchen der allgemeinen Gunst und seinem Zwecke, „den Schönen zu huldigen", immer würdiger zu machen.

Sechs Stahlstiche, ebenso viele Schöne darstellend, welche Blumen darbieten, zieren dies Taschenbuch, und für den Inhalt sprechen die Namen Bauernfeld, Feuchtersleben, Grillparzer, Halm, Hammer, Seidl, Vogl und Andere, die, wenn auch nicht so allgemein genannt, sich gewiß durch ihre Beiträge die allgemeine Anerkennung erwerben werden. Poesie wechselt mit Prosa; Druck und Papier sind anständig, und das Ganze dürfte Jedem Ehre machen, der einer Dame damit huldigt.

---

Bei **Scheitlin** und **Zollikofer** in St.-Gallen ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Zweihundert Hyperbeln
auf Herrn

### Wahl's ungeheure Nase.

Originalausgabe. Mit fünf Stahlstichen, gezeichnet und radirt von

**J. W. Sonderland.**

**Preis 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr. Rhein.**

Sonderland's Compositionen haben europäischen Ruf, und es dürfen diese Stahlradirungen zu seinen gelungensten Arbeiten gezählt werden.

Der Text ist von Haug, dem ersten Epigrammatiker der neuern Zeit.

Zur Probe folgen hier:

**Der Blitz und Wahl's Nase.**

Vernehmt den Schauertod vom stärksten Blitze:
Er fuhr in Wahl's erhob'ne Nasenspitze,
Schoß Meil' auf Meile fort im Flug des Lichts,
Und zehrt auf halbem Weg sich ab zum Nichts.

**Neue Lehrmethode.**

Jüngst lud er seine Kinder ein:
„Setzt all' Euch auf mein Nasenbein
„Als wär's ein langer Schimmel!"
Dann hob er zu den Sternen sie;
So lernten sie Astronomie
Unmittelbar am Himmel.

---

Im Verlage von **F. H. Köhler** in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs, der Schweiz u. s. w. zu haben:

### Das Dekameron von Boccaccio.

Neu übersetzt von **Ernst Ortlepp.**

1. 2. 3. Theil. Taschenformat. Das Bändchen 24 Kr. — 6 Gr.

**Dies** berühmte Werk Boccaccio's enthält 100 Novellen, welche eine solche Anziehungskraft besitzen, daß man unwiderstehlich ans Lesen gefesselt wird. Eine heitere Gesellschaft hat sich der Pest in Florenz (1378) durch die Flucht entzogen, und verlebt auf dem Lande poetische Tage, deren jedem 10 Novellen gewidmet sind, daher der Name Dekameron.

Der Verleger fodert jeden Freund dieses humoristischen classischen Werkes auf, diese neue Übersetzung mit allen bisher existirenden zu vergleichen, und Niemand wird in der Wahl unschlüssig bleiben. — Die Fortsetzung folgt ununterbrochen, und wird das Ganze binnen 3 Monaten im Druck beendigt sein.

---

### Herabgesetzter Preis.

Taschenbuch

### der vaterländischen Geschichte.

Herausgegeben von **Jos. Frh. v. Hormayr.**

Neue Folge. 1ster bis 5ter Jahrgang. 1830—35. Mit vielen Kupfer-, Stahlstichen und Lithographien. 8. 6 Bände. Cartonnirt.

Bisheriger Preis 15 Thlr., oder 27 Fl. — Nunmehr herabgesetzt auf unbestimmte Zeit auf 6 Thlr. 16 Gr., oder 12 Fl. — Einzelne Jahrgänge, so weit es der Vorrath gestattet, auf 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

München, den 1. November 1840.

G. Franz.

---

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bericht vom Jahre 1840 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **Karl August Espe.** Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte von 1835—39 haben denselben Preis.

**Leipzig**, im December 1840.

**F. A. Brockhaus.**

## Ein neuer Roman von L. Mühlbach.

In meinem Verlage ist erschienen:

Des

# Lebens Heiland.

Ein Roman

von

**L. Mühlbach.**

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Diese neue Dichtung der Verfasserin von „**Frauenschicksal**“ und „**Zugvögel**“ behandelt in sehr interessanten und anregenden Bildern eine Bekehrungsgeschichte der allerneuesten Zeit. Die Verfasserin thut hier unter der ansprechenden Form der Dichtung tief ernste Blicke in das innere psychologische Leben der Gegenwart und führt zugleich in eine bunt bewegte Welt von Ereignissen und Charakteren, in deren glänzender Entfaltung die Verfasserin von neuem ihr jugendlich lebensvolles Talent bewährt hat.

Altona, im December 1840.

**J. F. Hammerich.**

---

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

**Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.** 1840. Fünfundzwanzigsten Bandes fünftes Heft. (Nr. XVII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

**Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Jahrgang 1840. Monat November, oder Nr. 45—48, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 45—48. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im December 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Das Religionsgespräch

zu Marburg im Jahre 1529.

Von Licentiat Pfarrer Schmitt zu Marburg.

Gr. 8. Brosch. 9½ Bogen. 16 Gr. = 1 Fl. 12 Kr.

Das Gesetz und die Verheißung. Handbuch zum Alten Testamente, sowie zu allen biblischen Geschichten. Für Lehrer und zum Selbstunterrichte für Gebildete. Von Pfarrer Dr. **Blackert**, Gymnasiallehrer zu Marburg. Zwei Bände. Gr. 8. 39¼ Bogen. 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr.

*Mueller*, Dr. *Jul.*, Professor zu Halle, De miraculorum Jesu Christi natura et necessitate. Particula I. 4. Brosch. 6 Bogen. 10 Gr. = 45 Kr.

**Justi**, Dr. **K. W.**, Ober-Consistorialrath ꝛc. zu Marburg. Die Vorzeit. Zehnter Jahrgang. Mit fünf Kupfern. Gr. 12. 18 Bogen. Gebunden. 1 Thlr. 16 Gr. = 3 Fl.

**Der Heidelberger Katechismus** mit Bibelsprüchen. Zum bessern Verständnisse für die Katechumenen zergliedert und herausgegeben von Metropolitan Dr. **H. v. Roques.** Dritte verbesserte Auflage. 6 Bogen. 4 Gr. = 18 Kr.

☞ Bei Einführung in Schulen finden Partiepreise statt und werden Freiexemplare verwilligt.

**Der kurhessische Symbolstreit.** Schriften von Dr. **Hupfeld**, Dr. **Kling**, Dr. **Vilmar**, Pfarrer **Martin** und Pfarrer **Exter.** Zwei Abtheilungen. Gr. 8. 19⅓ Bogen. 1 Thlr. 8 Gr. = 2 Fl. 24 Kr.

Marburg, im November 1840.

**N. G. Elwert's Universitäts-Buchhandlung.**

---

In allen Buchhandlungen ist, neu erschienen, zu haben:

**Salomon Geßner's**

# sämmtliche Werke.

Neue Stereotyp-Ausgabe.

2 Bände. Velinpapier. Mit einem schönen Portrait.

Preis 1⅓ Thlr., 2 Fl. 6 Kr. Rhein.

Leipzig 1841. Friedrich Fleischer.

Der Verleger dieser, für seinen Verlag erworbenen **Werke** eines Schriftstellers, der bereits so lange Zeit der Liebling der deutschen Nation gewesen ist, glaubt obiger Anzeige nur noch hinzufügen zu müssen, daß diese Ausgabe durch einen achtungswerthen Gelehrten auf das Sorgfältigste geleitet und viele in den frühern Ausgaben nicht befindliche sehr schätzbare Vermehrungen erhalten hat. Hinsichtlich der äußern Ausstattung schließt sie sich den neuerdings erschienenen so beliebten Ausgaben von Schiller, Wieland, Klopstock, Gellert u. a. m. vollkommen an, und ist durch ein von K. Barth sehr schön gestochenes Portrait noch besonders geziert.

---

Soeben ist in meinem Verlage erschienen:

Kritik

der

# evangelischen Geschichte

des

**Johannes**

von

**Bruno Bauer.**

Gr. 8. 28⅓ Bogen. Velinpapier. 2 Thlr.

Bremen, im November 1840.

**Karl Schünemann.**

---

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

# Skizzen aus dem Alltagsleben.

Aus dem Schwedischen.

8. Geh.

**I. Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. 1838. 1 Thlr. 16 Gr.

**II. III. Die Nachbarn.** Zwei Theile. 1839. 3 Thlr.

**IV. V. Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden.** Zwei Theile. 1840. 3 Thlr.

Der allgemeine Beifall, den die ersten Bändchen dieser anziehenden Erzählungen erhielten, dürfte in noch höherm Grade der neuesten Gabe der Verfasserin zu Theil werden.

**Leipzig**, im December 1840.

**F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

**1840. Nr. XXXVII.**

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Im Verlage von

# Tendler und Schäfer, Buchhändler in Wien

und Mailand, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Erzählungen

von

# allen Farben,

von

## J. F. Castelli.

4.—6. Band. Mit farbigen Titeln in Congreve-Umschlägen broschirt. Preis 2 Thlr. 18 Gr.

## Inhalt:

IV. Band. Die Erscheinungen auf dem Wege durch die Stadt. Ein allegorisches Märchen. — Peter-Paul und Paul Peter. Novelle. — Die Belagerung von Amasi. Eine orientalische Erzählung. — Künstlerleidenschaft. Novelle. — Laura, oder die aufgeregte Phantasie. — Der Invalide. Eine kleine psychologische Novelle. — Die Mordhöhle. Criminalgeschichte. — Drei komische Gespenstergeschichten. — Der Blinde von Clermont. Eine einfache Geschichte. — Xemolan. Ein Märchen. — Ein muthwilliger Jugendstreich. Skizze aus dem Leben. — Die Kirche zum Glas Wasser. Sage.

V. Band. Das letzte Mittagsmahl. Eine kleine Erzählung. — Der Altar des Künstlers. Legende. — Die Heilung. Humoristische Erzählung. — Der alte Kamin. Eine italienische Sage. — Das Rosebastöckchen. Gemälde aus dem Leben. — Die rächende Maske. Novelle. — Das Bild. Eine kleine Novelle. — Der Christinos. Historische Novelle. — Zwei Nächte in Rom. Novelle. — Die Zauberbrille. Ein Märchen. — Das letzte Opfer des Spiels in Paris. Eine Tagsbegebenheit. — Der Spottname. Tragi-komische Erzählung. — Geschichte Rustan's, Napoleon's Leibmameluken. Aus dem Französischen. — Die Wahrheit. Ein indisches Märchen. — Ein Mittagsmahl bei Beethoven. Eine phantastische Erzählung. — Das blaue Sacktuch. Eine rührende Geschichte.

VI. Band. Begriffe von Gott. Ein Märchen. — Die Verlassenschaft des Pflanzers. Erzählung. — Vier kleine rührende Erzählungen, und zwar: 1. Lieber sterben! Eine einfache Geschichte. 2. Die beiden Mütter. Wahre Begebenheit. 3. Der Kunstreiter. Eine kleine Novelle. 4. Der Bettler. — Die Verwandten. Ein Märchen nach dem Französischen. — Die Physiognomisten. Ein Märchen. — Fünf Tage auf dem Lande. Ein Lebensbild. — Die Pantoffeln des Sultans. Orientalische Erzählung. — Die Eroberung von Ivre. Skizze aus dem italienischen Feldzuge. — Wie stiftet man Heirathen? Ein Gemälde aus dem Leben. — Der Räuber Kara-Ali. — Zanubio und Teana. Eine italienische Novelle. — Künstlerzerstreuung. Eine wahre Begebenheit.

### Die im vorigen Jahre erschienenen ersten 3 Bände enthalten:

I. Band. Der große Rittmeister und das kleine Minchen. Erzählung aus dem Leben. — Der Sargmacher. Nachtstück. — Oberst Graf Chabert. Militairische Novelle. — Der Dichter. Traum eines griechischen Philosophen. — Acht vernünftige Tage. Anekdote aus dem Leben eines Künstlers. — Der Grundsatz. Lebensskizze. — Die drei Riesen. Allegorische Märchen. — Die rothe Rose. Greuelgeschichte aus dem vendéer Kriege.

II. Band. Die schöne Jüdin von Wileika. Novelle aus dem russisch-polnischen Kriege. — Fra Diavolo. Eine Räubergeschichte. — Meine Frau ist ein Engel. Meine Frau ist ein Satan. Zwei Lebensbilder. — Das Nothwendige und das Überflüssige. Ein Märchen. — Capitain Rabe. Scene aus dem Militairleben. — Der erste und letzte Kuß. Wahre Begebenheit. — Der Unbekannte. Geheimnißvolle Geschichte.

III. Band. Die Base aus der Provinz. Einfache Geschichte aus dem Englischen. — Zwei Dornenkronen. Geschichtliche Novelle. — Die beiden Freunde, oder die Reise nach Mekka. Märchen. — Die Schauspielerin eines einzigen Abends. Erzählung aus den Zeiten Ludwig's XVI. — Eine Nacht in der Diligence. Komische Skizze aus dem Leben eines meiner Freunde. — Das Parkgitter. Räubergeschichte. — Canova's Jugendliebe. Eine Künstlernovelle. — Der rothe Mantel. Ein Nachtstück. — Der Nagelschmied zu Paris. Biographische Skizze, zur Bedachtnahme für Väter. — Muff und Puff. Eine rührende Geschichte. — Die fixe Idee. Eine einfache Malergeschichte. — Auge und Herz. Novelle.

---

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

**Altdeutsche Blätter** von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann.* Erster und zweiter Band in 8 Heften. 1835—40. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Vorläufig ist mit dem soeben erschienenen vierten Hefte des zweiten Bandes diese für die altdeutsche Literatur so interessante Sammlung geschlossen.

Leipzig, im December 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

## Gubitz' Volks-Kalender für 1841,

mit **120** vortrefflichen Bildern geziert.

(Preis $12\frac{1}{2}$ Sgr., 10 Gr. Sächs., 45 Kr. Rhein.)

Dieses allgemein beliebte Volksbuch, als der unterhaltendste und nützlichste der erscheinenden Volks-Kalender anerkannt, im Jahrgange 1841 seine sechs Vorgänger beiweitem übertreffend, fehlte eine Zeit lang; jetzt aber ist derselbe wieder in allen soliden Buchhandlungen zu haben, und als angenehmes, zugleich so wohlfeiles Weihnachts- und Neujahrs-Geschenk zu empfehlen.

Berlin, im December 1840.

**Vereins-Buchhandlung.**

# Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

**Dreissigstes Heft**, Bogen 61—70 des vierten Bandes.

**Schulz** bis **Sklavenangelegenheit.**

Jedes Heft auf Druckpapier **8** Gr., auf Schreibpapier **12** Gr., auf Velinpapier **18** Gr.

**Schulz** (Wilh.). — **Schulze** (Friedr. Gottlob). — **Schulze** (Gottlob Lebrecht). — **Schütz** (Hugo Freih. v.). — **Schütze** (Joh. Stephan). — **Schwalbach** (Joh.). — **Schwarz** (Joh. Karl Ed.). — **Schwarzburg-Rudolstadt.** — **Schwarzburg-Sondershausen.** — **Schwarze** (Karl Friedr. Christoph). — **Schwarzenberg** (Joh. Daniel Wilh. Ludw.). — **Schweden.** — **Schwedische Literatur und Kunst.** — **Schweitzer** (Aug. Gottfr.). — **Schweitzer** (Christian Wilh.). — **Schweiz.** — **Scolari** (Edvige). — **Sedgwick** (Miß Anna). — **Seeromane.** — **Seidenbau.** — **Seidensticker und die göttinger Unruhen.** — **Seidl** (Joh. Gabriel). — **Seinsheim** (Karl Aug., Graf v.). — **Sénancour** (Etienne P. de). — **Serbien.** — **Sermes** (Gerhard Herm.). — **Seuffert** (Joh. Adam). — **Severin** (Dmitri Petrowitsch v.). — **Seybold** (Friedr.). — **Seydelmann** (Karl). — **Seyffarth** (Gustav). — **Sheil** (Richard Lalor). — **Sibbern** (Frederik Christian). — **Sicilien.** — **Siebelis** (Karl Gottfr.). — **Sigalon** (Xavier). **Sillig** (Karl Jul.). — **Simrock** (Karl). — **Sintenis** (Wilh. Franz). — **Sklavenangelegenheit.**

**Leipzig,** im December 1840. **F. A. Brockhaus.**

---

Bei **Eduard Meißner** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

## Zwei Capitel
aus einem Manuscripte
über
## deutsche Angelegenheiten.

1) Über den Beruf und die vornehmste Aufgabe deutscher Publicisten.
2) Über deutschen Adel und seine Reform in geschichtlicher, staatsrechtlicher, national-ökonomischer und politischer Beziehung, mit besonderer Hinweisung **auf die neuesten Erscheinungen in Preußen.**

Gr. 8. Brosch. 16 Gr.

---

## Publications nouvelles
de
# Hauman & Co. à Bruxelles.
**Novembre 1840.**

*Littérature.*

**Arnould, A.,** Un secret. 1 Vol. In-18. 1 Thlr.
——, Adèle Launay. 1 Vol. In-18. 1 Thlr.
**de Balzac** (H. de St.-Aubin), Dom Gigadas. 2 Vols. In-18. 2 Thlr.
Revue parisienne, dirigée par **de Balzac.** 1840. Juillet — Septembre. In-16. Jede Nummer 6 Gr.
**Gisquet** (Ancien préfet de police), Mémoires écrits par lui-même 6 Vols. In-18. 6 Thlr.
**de Lamartine,** Vues, discours et articles sur la question d'Orient. 1 Vol. In-18. 16 Gr.
**Marmier, X.,** Schiller. 1 Vol. In-18. 16 Gr.
**Scott, Walter,** Allan Caméron. Roman inédit. 2 Vols. In-18. 2 Thlr. 6 Gr.

*Sciences.*

**Cousin, Victor,** Oeuvres complètes. 3 Vols. Gr. in-8. 16 Thlr.

Catalogue de la société belge de librairie, **Hauman & Co.** à Bruxelles.

In **Leipzig** vorräthig bei
**Brockhaus & Avenarius.**

---

## Auffoderung
an Gelehrte Deutschlands und des Auslandes
zur Theilnahme an einer
## Commissions-Anstalt
für Selbst-Verlag von Gelehrten
bei
**Friedrich Fleischer,**
Buchhändler in Leipzig.

Der deutsche Buchhandel, sowie die Productivität der deutschen Literatur haben in neuern Zeiten eine solche Ausdehnung gewonnen, daß die bisherigen Mittel zu deren Förderung öfters nicht mehr ganz zu genügen scheinen.

Manche Schwierigkeiten gewährt besonders oft der schnelle Bezug der Artikel, welche im Selbstverlage von Gelehrten und oft nur in so kleinen Auflagen erscheinen, sodaß schon deshalb ihre allgemeine Versendung nicht ausführbar ist.

Diesen Schwierigkeiten dürfte aber wol ziemlich vollständig zu begegnen sein, wenn in Leipzig, dem Hauptsitze des Buchhandels, ein Lager von solchen Schriften errichtet würde, und

man also sicher sein könnte, das Gewünschte von daher schnell beziehen zu können.

Dies zu vermitteln ist der Zweck oben erwähnter Anstalt, und es ergeht daher an alle resp. Selbstverleger die Auffoderung, den beabsichtigten guten Zweck durch eine baldige und fortgesetzte rege Theilnahme kräftig zu unterstützen.

Die bestimmten Aufgaben der Anstalt sind:

1) Alle neu erscheinenden Werke von Selbstverlegern in einer geeigneten Anzahl in Commission zu nehmen;
2) für deren zweckmäßige Bekanntmachung durch Verzeichnisse, Inserate in Blättern und Katalogen und, da thunlich, auch Versendung die größte Sorgfalt zu tragen;
3) den Eigenthümern nach Ablauf einer jeden Ostermesse darüber genaue Abrechnung und prompte Zahlung zu gewähren.

In dem Rufe, den sich meine Handlung nun seit einer so langen Reihe von Jahren zu bewahren gesucht hat, dürfte wol für das Unternehmen einige Garantie liegen. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß meine Absicht hier lediglich ist, etwas Nützliches und Gutes zu fördern, keineswegs aber bestehende Verhältnisse stören, oder irgend Jemand zu nahe treten zu wollen.

Wegen der nähern Bedingungen bitte ich, sich gefälligst schriftlich mit mir verständigen zu wollen und einer sofortigen Antwort stets sich versichert zu halten.

Leipzig, im November 1840.

**Friedrich Fleischer.**

---

Soeben ist erschienen:

# Richard Savage
## oder der Sohn einer Mutter.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von K. Gutzkow.

Im **Taschenbuch dramatischer Originalien**, herausgegeben von **Dr. Franck**, fünfter Jahrgang. (Preis dieses Jahrgangs, mit einem Bildniß und acht colorirten Costümbildern, elegant cartonnirt, 3 Thlr. 16 Gr.)

Leipzig, im December 1840.

**F. A. Brockhaus.**

---

Bei **G. Bethge** in Berlin ist eben erschienen:

Die Philosophie des Anaxagoras von Klagomenä nach Aristoteles. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie von **F. Breier.** Brosch. 1/2 Thlr.

---

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Abhandlungen über das Nervensystem.
### Von Marshall Hall.

Aus dem Englischen mit Erläuterungen und Zusätzen *von Dr. G. Kürschner zu Marburg.* Mit einer lithographirten Tafel und einer Tabelle. *Gr. 8. 14 1/4 Bogen. Brosch. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.*

Beiträge zur medicinischen und chirurgischen Heilkunde mit besonderer Berücksichtigung der Hospitalpraxis. Von Dr. *G. F. B. Adelmann* zu Marburg. Erster Band. Gr. 8. Brosch. 16 Bogen. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

*Lucae*, Dr. *J. C. G.* zu Frankfurt a. M., De symmetria et asymmetria organorum animalitatis, imprimis cranii. Cum 3 tab. lithog. Gr. 4. Brosch. 6 Bogen. 16 Gr. = 1 Fl. 12 Kr.

Eine Geburtszange. Von Professor Dr. *Hueter* Marburg. Mit einer Abbildung. Gr. 4. [illegible] = 36 Kr.

Elemente der analytischen Chemie. Von Prof. Dr. *Winkelblech* zu Kassel. Mit einer Kupfertafel. Gr. 8. Brosch. 29 Bogen. 2 Thlr. 6 [illegible] = 4 Fl.

Marburg, im November 1840.

**N. G. Elwert's** Universitäts-Buchhandl[ung]

---

Im Verlage der **Buchhandlung des Waisenhauses** in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

# COMMENTARII
## DE BELLIS
# C. IULII CAESARIS

RECENSUIT ET ILLUSTRAVIT

## CAR. ERN. CHRIST. SCHNEIDER

LITT. ANT. PROF. VRATISL.

PARS I.

C. IULII CAESARIS COMMENTARIORUM DE BELLO GALLICO.

LIBRUM I—IV. CONTINENS. Smaj.

Preis 1 1/3 Thaler.

# Euklid's Elemente,
## funfzehn Bücher,

aus dem Griechischen übersetzt von

**J. F. Lorenz.**

Aufs neue herausgegeben nebst einem Anhange von

**M. C. Dippe.**

Mit 10 Kupfertafeln. 6te verbesserte Ausgabe. Gr. 8.

Preis 1 1/3 Thaler.

---

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

# Geschichte der Hohenstaufen
## und ihrer Zeit

von

## Friedrich von Raumer.

**Zweite** verbesserte und vermehrte Auflage.

In 6 Bänden oder 24 Lieferungen.

**Erster Band** oder erste bis vierte Lieferung.

Subscriptionspreise:

Ausgabe Nr. 1, auf gutem Maschinenvelinpapier, die **Lieferung** 12 Gr., der **Band** 2 Thlr.

Ausgabe Nr. 2, auf extrafeinem Velinpapier, die **Lieferung** 1 Thlr., der **Band** 4 Thlr.

**Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.**

**Leipzig**, im December 1840.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.



